Digitized by Google

4° Per. 18 f 13

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36615268590018

<36615268590018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

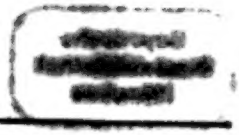
Unterhaltungs-Blätter

für

Welt- und Menschenkunde.

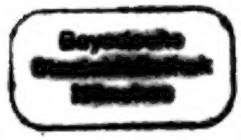
Wöchentliche Uebersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

Dritter Jahrgang 1826.



Aarau,
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google



Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß
des dritten Jahrgangs 1826
der Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

(Die erste Ziffer bedeutet die Nummer, und die andern die Seitenzahlen.)

A. Philosophisch-politische Abhandlungen.

Kaiser Alexanders Tod und seine Folgen, No. 2, S. 21.
Griechenland im Anfang 1825, 2, 31; 3, 39; 4, 64; 6, 101; 8, 137.
Verhandlungen der britischen Bibelgesellschaft, 3, 37.
Praktische Bemerkungen über Volkserziehung, 4, 57.
Von der Religion in ihrer Quelle, ihren Formen und ihrer Entwickelung, 4, 58.
Ueber den Zustand Aegyptens im Jahr 1824 und Anfang 1825, 5, 82; 6, 93; 7, 116.
Die chaldäischen Christen, 7, 109.
Frankreichs Industrie- und Maschinenwesen, 7, 111; 8, 128.
Ueberblick der allgemeinen Tendenz der Geister im neunzehnten Jahrhundert, 8, 125.
Ueber die Fortschritte der Zivilisation in Rußland, 9, 141.
Griechenland nach dem fünften Feldzuge, 9, 142; 10, 161.
Der alte und neue Jesuitismus, 10, 157.
Griechenland und die Fanarioten, 11, 173.
Ueber den gegenwärtigen Zustand Südamerika's, 12, 189; 13, 214.
Die Momiers und ihr Thun, 12, 196.
Ueber die Fortschritte der religiösen Meinungen, 15, 237; 16, 256; 18, 293; 19, 310.
Niederlassung der Jesuiten in Paraguay, 18, 285; 19, 307.
Gemälde von Griechenland im Jahr 1825, 19, 301.
Ueber die Moral der Politik im gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft, 20, 317.
Um welchen Preis kann man die Zivilisation erkaufen? 20, 325.
Versuche über die ursprünglichen Beziehungen, welche die Moral und die Philosophie mit einander verbinden, 21, 333.
Erinnerungen aus Griechenland, während dem Feldzuge von 1825, 23, 367.
Die Philosophie der Geschichte, 24, 386.
Ueber Zeit und öffentliche Meinung, 24, 389.
Philosophische Betrachtungen über die Wissenschaften und über die Gelehrten, 25, 406; 27, 440.
Von den Wirkungen der Zivilisation auf den moralischen Karakter der Völker, 26, 413.
Der Sklavenhandel in Frankreich, 27, 429.
Von den Anhängern des Veralteten und den Freunden der Gewissensfreiheit, 28, 445.
Ueber den gegenwärtigen Zustand Ostindiens, 29, 461.
Auszug aus dem mündlichen Bericht, im Namen des Ausschusses zu Abschaffung des Sklavenhandels, 35, 562.
Die Vortrefflichkeit der katholischen Glaubenslehre, 37, 589.
Die protestantischen Missionen in Afrika, 37, 595.
Der Kongreß von Panama, 39, 621.
Die Absichten Rußlands auf Ostindien, 39, 625.
Die Jesuiten im 19. Jahrhundert, 41, 656.
Die Fortschritte der Zivilisation im Abendlande, 41, 663.
Geschichte der Janitscharen, 42, 669.
Ueberlegenheit der positiven Doktrine über die theologische und metaphysische, 43, 694.
Ein Blick auf die Lage Großbritanniens im Jahr 1826, 45, 717.
Ein Blick auf die Moldau und Wallachei, 47, 749; 49, 785; 50, 809.
Die Juden in den vereinigten Staaten von Nordamerika, 48, 765; 49, 792.
Von dem Jesuitismus, in Bezug auf die Emanzipation der Katholiken in Irland, 49, 781.
Historischer Ueberblick der geistlichen Gewalt, 51, 817.
Ein Wort über Erziehung, 52, 833.
Vom Uebel, bei Gelegenheit des Jubiläums, 52, 839.

B. Geschichtliche Gegenstände.

Uebersicht der Begebenheiten des Jahres 1825, 1, 3.
Ueberblick der Geschichte Brasiliens, 2, 22.
Chronologie des Jahres 1825, 2, 28.
Zwei Briefe Johann Sobiesky's an seine Gemahlin, geschrieben nach der Aufhebung der Belagerung Wiens, 3, 43.
Zwei Briefe Santa Rosa's, 3, 47.
Resultat der Untersuchungen über die Kasseler Drohbriefe, 5, 85.
Karakterzüge aus dem Leben des Kaisers Alexander, 13, 219.
Uebersicht der Geschichte Haitis, 17, 269.
Ein Bruchstück aus dem Notizbuche Napoleon Bonapartes, Unterlieutenants im Regiment von Lafere, 18, 291.
Darstellung vom Untergange des Schiffes Kent, 18, 293.
Die Rebellion der Arbeiter in England, 22, 357.
Cromwell, 24, 381.
Tagebuch eines englischen Kriegsgefangenen, Augenzeugen der in den vier ersten Monaten des Jahrs 1814 zu Paris stattgefundenen Begebenheiten, 29, 468; 30, 483; 31, 503; 33, 531; 35, 560; 36, 584; 37, 597; 38, 611; 39, 626; 40, 645; 41, 662; 42, 678; 44, 709; 45, 737; 47, 754; 48, 773.
Bonaparte und die Griechen, 34, 550.
Napoleons erste Verheirathung, 37, 591.
Historische Splitter. — Napoleons Schreiben an Friedrich Wilhelm III vor der Schlacht bei Jena. — Europa's politische Waagschale, 39, 629.
Ein Schreiben Napoleon Bonapartes an seine Gemahlin Josephine, 45, 728.
Schreiben des Kardinals von Bernis, an den Herzog von Aiguillon, wegen Auflösung der Jesuiten, 46, 744.
Die letzten Unruhen unter den Bauern in Rußland, 47, 753.
Unterhaltungen auf der Insel Elba, zwischen Napoleon und Lord Ebrington, 49, 783; 50, 805.

C. Historische Erinnerungen.

Sebastian von Portugal, 9, 149.
Die letzten Begebenheiten vor dem Tode Joachims, ehemaligen Königs von Neapel, 25, 397; 26, 423.
Tod Kaiser Pauls I von Rußland, 27, 437; 28, 453.
Napoleons Leben im Feldlager, 28, 455; 29, 465; 30, 487.
Napoleon an Bord des Bellerophon, 32, 512.
Ludwig XVI vor der Abreise nach Varennes, 37, 602.
Eine Audienz Friedrichs II, 38, 605.
Ganganellis Vergiftung durch die Jesuiten, 47, 757.

D. Reisen und geographische Mittheilungen.

Reise in den vereinigten Staaten von Nordamerika, 1, 10.
Reise durch Peru, über die Kordilleren und Anden, 4, 60.
Der asphaltische See oder das todte Meer, 6, 96.
Politische Uebersicht Neuspaniens, 9, 146; 10, 163.
Entwurf zur Vereinigung des atlantischen und des stillen Meeres vermittelst eines Kanals, 9, 154.
Die Republik Guatimala, 11, 175.
Australien und die dortigen englischen Kolonien, 14, 221; 15, 240.
Briefe aus Konstantinopel und dem schwarzen Meere, 14, 224, 225, 226.
Ansichten von St. Helena, 15, 243.
Reise in das Land Timanni, Kuranko und Sulima, im westlichen Afrika, 16, 253.
Irrfahrten dreier englischen Matrosen im Innern Neuhollands, 18, 287; 19, 305.
Die Bewohner Siberiens, 20, 327.
Entdeckung einer neuen Insel, 21, 341.
Ausflug nach den belearischen Inseln, 22, 355; 23, 373.
Wechselströmung des Flusses Motala, 22, 362.
Ueber die Entdeckung von Neuholland, 24, 391.
Der persische Meerbusen, 24, 393.
Noch Einiges über Aegypten, 25, 409.
Erster Brief über Deutschland, 27, 432.
Mittheilungen über Korsika, 28, 448.
Reise unter den arabischen Horden, welche die östlichen Gegenden von Syrien und Palästina bewohnen, 29, 464.
Die Hottentotten, 29, 470.
Die neuen Entdeckungen in Afrika, in den Jahren 1823 und 1824, 30, 477; 31, 499; 34, 544; 35, 564; 36, 577.
Briefe über den Orient, 31, 493; 32, 516; 36, 573; 39, 622; 42, 674; 44, 713; 48, 776; 49, 794.
Taganrog, Kertch und die umliegende Gegend, 31, 495.
Die Antropophagen von Sumatra, 35, 568.
Erinnerungen vom persischen Meerbusen, 40, 640; 41, 659.
Erste Skizze über Rußland, 43, 685.
Frankreichs Fabrikstädte, 43, 691.
Erinnerungen aus Griechenland, 47, 759.
Erinnerungen eines nach Neu-Süd-Wales Verbannten, 49, 789; 50, 801; 51, 824; 52, 835.
Der gegenwärtige Zustand des spanischen Amerika, 50, 797.
Statistische Uebersicht von Chili, 50, 807; 51, 827.
Reise im südlichen Rußland, vorzüglich in den jenseits dem Kaukasus gelegenen Provinzen, 51, 821; 52, 841.

E. Völker- und Sittentafeln.

Pariser Sittentafel. — Der Marktschreier, 1, 9. Der Taschenspieler, 8, 135. Wie sich ein Bedienter betragen muß, 11, 181. Die beiden Garten, 15, 247. Die arme Familie, 17, 275. Die neueste Mode, 19, 306. Die Gallerie, 33, 535.
Petersburger Sittentafel. — Die Equipagen, 2, 25. Nationelle Aehnlichkeiten, 7, 114. Inneres der Häuser, 40, 642.
Indische Skizze. — Religiöses Fest der Indus, 4, 62. Die Pagode. — Orientalischer Luxus. — Gegenwärtiger Zustand von Goa, 12, 192.
Englische Sittentafel. — Wie man Prozesse gewinnen kann, 9, 152. Skizze des englischen, schottischen und irländischen Karakters, 16, 258. Volksleben, 27, 436.

Digitized by Google

Spanische Sittentafel. — Sevilla, 10, 165. Cadix, 14, 227.
Sitten und Gebräuche der Bewohner des südlichen Theils von Tavai-Poenammu, 21, 335.
Sitten und Volkslieder der Liefländer, 22, 353.
Die Sitten der Kolonicbewohner in den britischen Antillen, 43, 693.
Neapolitanische Sittentafel. — Die Auferstehung der Todten, 44, 712.

F. Schweizerische Miszellen.

1. Die Wasserstraßen der Schweiz, 5, 77.
2. Die Reform des Erziehungswesens und öffentlichen Unterrichts im Kanton Schaffhausen, 8, 131.
3. Innerer Haushalt und Staatsverwaltung des Kantons Genf, 13, 205.
4. Die höhern Lehranstalten in Bern, 17, 272.
5. Der Kanton Tessin, 22, 349; 23, 371.
6. Naturkunde des Kantons Basel, 26, 418.
7. Ueber einige Bedürfnisse unserer Zeit, in Bezug auf Kunstbildung, 30, 480.
8. Die schweizerische Ichthyologie, 32, 509; 33, 528.
9. Ueber einige geognostische Erscheinungen in den Umgebungen des Luganer-Sees, 34, 541.
10. Die allgemeine schweizerische Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften, 36, 579.
11. Die historischen Volksschriften, 40, 637.
12. Mißlungener Versuch, den Freimaurerorden zu Freiburg in der Schweiz einzuführen, 42, 671.
13. Die Gesellschaft zur Beförderung der Künste in Genf, 45, 724.
14. Die Peinlichkeit und Heimlichkeit schweizerischer Strafrechtspflege, 46, 733.
15. Die Ueberzahl der Aerzte, 48, 768.

G. Wissenschaftl. Darstellungen.

Die farbigen Schatten, ihr Entstehen und Gesetz, 3, 49; 4, 70.
Das Wasser, 5, 89.
Naturhistorische Merkwürdigkeiten. — Eheliches Leben unter den Vögeln, 12, 199. Der Ornithorynch, 27, 381. Zur Naturgeschichte des Katzengeschlechts, 23, 365.
Bemerkungen über die menschliche Gesichtsbildung, 21, 342.
Von dem Nutzen der Todten für die Lebendigen, 35, 557; 37, 593.
Die Verschiedenheit unter den Menschen, 41, 653.
Der thierische Magnetismus, 44, 701.
Die feuerspeienden Berge, 44, 703; 45, 721.

H. Literarische und belletristische Aufsätze.

Parisina, 1, 12.
Flosteln über Schriftsteller und Schriftstellerthum, 4, 66; 6, 97.
Der moderne Tartüffe, 4, 68.
Mazilia, 4, 70.
Einige Gedanken und Meinungen der Königin Maria Leczinska, Gemahlin Ludwigs XV, 6, 104.
Literarisches Bulletin von London, 10, 169; 15, 249; 18, 297.
Der Oberst auf halbem Sold, 13, 210.
Parallelen. — Calderon u. Shakespeare, 14, 212.
Der isländische Barde, 17, 281.
Ein Wort über Sgriccis neueste Improvisation zu Paris, 19, 313.
Die erfüllte Voraussagung, 20, 320.
George Cannings dichterische Werke, 21, 340.
Ode von Lockhart, 21, 343.
Selbstkenntniß, 21, 343.
Die Griechen im Kampfe mit den Barbaren, 22, 354.
Sonne und Erde, 22, 359.
Duvrards Denkwürdigkeiten, 24, 388.
Gedichte Michel Angelo Buonarottis, 24, 394.
Ein Besuch bei Lord Byron zu Genua, 25, 400.
Die Illusionen, 25, 408.
Der Hazardspieler, 28, 450.
Voltaire bei Frau von Ségur, 29, 473.
Die Deutschen im Vergleich mit den Franzosen, in ihren Gebräuchen und in ihrem innern und gesellschaftlichen Leben, 33, 525; 34, 547.
Der Soldat des Pabsts, 33, 533.
Ein Nachklang von Schillers unsterblicher Leier, 33, 540.
Vertheidigung der Preßfreiheit, 34, 551.
Meinungen und Gedanken Sheridans, 35, 569.
Neue Oden von Kalvos und einige Dichtungen Chrestopulos, 37, 600.
Letztes Bild Byrons, 38, 609.
Versuche über die moralische Philosophie, 38, 614.
Ueber Preßfreiheit, 38, 616.
Ein korsikanisches Hirtenliedchen, 38, 618.
Miltons Sonate, 39, 633.
Ueber den gegenwärtigen Zustand der italienischen Literatur, 39, 634; 40, 649.
Einige Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Literatur, 41, 667.
Der Selbstmord, 43, 688; 44, 706.
Skizzen über die Gesellschaften und die Literatur zu Paris, 46, 742.
Kleine literarische Revue zu Parls, 51, 830.

I. Biographische Skizzen.

Karakterzüge aus dem Leben Sheridan's, 1, 17.
Kirke White, 2, 26.
Der blinde Mechaniker Kidd, 3, 89.
Das Leben Richard Brinsley Sheridans, 6, 98.
Erskine. — Curran, 7, 120.
Erinnerungen von Sir Egerton Brydges, 11, 179.
Die vier ehemaligen Präsidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika, 11, 192.
Der General Foy, 12, 194.
William Cowper, 14, 235.
Die drei vorzüglichsten Redner des englischen Gerichts, 17, 276.
Ein Zug aus Lord Byrons Leben, 17, 278.
Mehemet Ali Pascha, 18, 296.
Soliman Bey, 20, 323.
Bolivar und seine vorzüglichsten Gefährten, 41, 660.
Edmund Waller, 41, 665.
Abas Mirza, 42, 677.
Talma, 46, 747.

K. Bildergallerie des neunzehnten Jahrhunderts.

Der magnetisch Hellsehende, 13, 217.
Die Neu-Jesuiten, 21, 338.
Zurechtweisung eines Ehrgeizigen, 25, 403.

L. Mannigfaltigkeiten.

Einfluß der Nahrung auf die Konstitution. — Mitleidsgefühl, 22, 362.
Splitter vertrauter Mittheilungen J. P. Fr. Richters. — Konzilienakten der Illuminanden. — Erziehung. — Fürstliche Gewalt, 26, 426.
Einfluß der Unwissenheit und der Aufklärung. — Antipathie, 31, 505.
Gedankenschlummer. — Zweikampf. — Pharisäer, Pharisäismus, 35, 563.
Gemeinschaftlicher Ursprung des Hauses Bourbon und Hannover. — Ein Zweig der Paleologen in England. — Ausserordentliche Eigenschaft einiger Kinder im Rechnen, 40, 643.
Langes Leben der Thiere. — Buttermasse in einem Torflager. — Pflanzenreichthum. — Die englischen Reisenden in Afrika. — Neue Expedition nach dem Nordpol, 42, 680.

M. Kuriosa.

Einfluß des Mondes auf Thiere und Pflanzen. — Geschmeidiger Marmor. — Langes Leben der Bäume. — Fall eines Aeroliths. — Der Schwan von Rio de la Plata. — Kampf zwischen einem Tiger und einem Krokodill, 6, 99.
Die Kometen von 1825. — Magnetismus. — Vögelwanderungen. — Insekten im Magen. — Unverweslichkeit. — Einfluß der Atmosphäre auf die Aale, 14, 229.
Marsch einer türkischen Armee. — Bruchstück aus der chinesischen Geschichte. — Gehörorgan, 16, 261.
Weg unter der Themse. — Wettlauf-Heirathen, 18, 292.
Eine Stimme aus der Wüste. — Luxus in China. — Der Lauf des Bluts. — Der Klavierspieler auf dem Tische, 29, 472.
Gründlicher Unterricht. — Der Bock im Thierkreise. — Chinesische Weisheitssprüche, 34, 551.
Cooks Vergötterung, 35, 570.
Schlangen- und Krokodilljagd. — Ursprung des Wortes Bulle, 38, 615.
Brennende Wiesen. — Der große Diamant im russischen Zepter. — Jagd-Adler, 39, 630.
Das Schloß Eseith in Ungarn, 41, 665.
Die Apathisten. — Ausserordentliche Beleibtheit. — Der See von Guatavita, 48, 778.

N. Häckerling.

Bilderwanderung. — Die französische Revolution als Oper. — Europäische Thierseelen, 2, 30.
Indische Betrügerwelhe. — Bamboschen des Genlis. — Landeslichter. — Landsmuth. — Ein König ist nicht viel. — Bergerenkarakter, 4, 67.
Schnelle und Langsamkeit des Jahrhunderts. — Wahrer Sinn. — Chinesisches Gastmahl. — Aeusserung Amuraths II, 6, 103.
Weiße Fuchslist — Spanische Bescheidenheit. — Die sechs Gotteschlüssel, 7, 119.
Edelsinn Leopolds von Toskana. — Laßt der Zeit ihren Lauf. — Guter Ton, gute Sitten. Wohnungsangabe, 10, 166.
Frömmelei. — Gesindel. — Naturstudium, 11, 185.
Witzelei Rabelais. — Die Kunst zu sprechen. — Der vernünftige Minister. — Rechnung über Voltaires Leben, 14, 232.
Stahlarbeiten. — Mädchenversteigerung. — Lieber Lumpen als Ketten, 15, 248.
Johann Knox Tochter. — Popes Selbstlob. — Sprichwörter. — Schmeichelei. — Sheridans Leichnam mit Beschlag belegt. — Der Kazike von Neuseeland. 17, 279.
Rauberlist. — Türkenlogik. — Türkische Gerechtigkeitspflege. — Der Mittwoch in den Niederlanden, 18, 297.
Audienz zu Haag. — Rossini, 20, 328.
Maria Theresias Wette. — Sprachverderber. — Die wahre eiserne Maske, 23, 375.
Napoleons Schäferleben. — Merkwürdigkeit. — Karakterzug Friedrichs II. — Calembourmacherei, 24, 392.
Geiz der Mutter Napoleons. — Bittsteller und Straßenbettler. — Ritterstte. — Aehnlichkeit zwischen dem römischen und englischen Volke, 25, 412.
Bassano und Napoleon. — Napoleon und seine Schwestern. — Luzians Aeusserung, 27, 442.
Väterchen Bonaparte. — Wie Peter seine Minister korrigirt. — Bonapartes Rede am Fuße der Pyramiden, 29, 471.
Der unwürdige Kapuziner, der unwürdige Jesuit, 32, 522.
Langeweileödtungs-Prozeß. — Republikanische Aeusserung. — Damnatus ad bestias. — Die Aristokratenrolle Josephs II, 33, 538.
Soldatenleben in Paris. — Matrosen-Karakteristik. — Afrikanische Karakterzüge, 35, 568.
Der konfiszirte Alexander. — Napoleon Gott oder Teufel. — Czernischefs Flucht von Paris. — Sheridan und Fox. — Meister Tooke. — Sheridans erste Parlamentsrede. — Allerweltsfreund, 37, 601.
Peter des Großen Hof. — Der kluge Narr Harun Alraschids, 39, 632.
Zunahme der Aufklärung, mit einer Zensurlücke. — Genlis durch sich selbst gerichtet. — Lotterie-Beutelschneiderei, 45, 720.
Blinder Diensteifer. — Carnot und Napoleon, 52, 828.

O. Scherzhafte und komische Bruchstücke.

Deutsche John Bulliaden, 1, 15; 2, 29; 4, 69; 5, 88; 14, 234.
Zollfreie Gedanken, 1, 18; 2, 34; 3, 48; 16, 266; 21, 345; 24, 393; 26, 428; 28, 457; 29, 468; 30, 491; 33, 538; 34, 554; 35, 570; 36, 587; 38, 620; 39, 636; 40,

Digitized by Google

651; 41, 668; 42, 682; 43, 699; 44, 715.
Wenn ich noch einmal jung wäre. — Der Greis. — Die Marrone, 10, 168.
Das schönste Land auf der Welt, 15, 245.
Meines Oheims guter Rath, 15, 246.
Was alle Welt glaubt, 16, 262.
Fragen und Antworten, 39, 633.

P. Vermischte Aufsätze.

Ueber einige Zweige der Industrie in England, 1, 7.
Neue Eisenbahn für Dampfkutschen in Schottland, 1, 16.
Ein statistisches Bruchstück von China, 5, 90.
Ueber die Congreveschen Raketen, 11, 184.
Wissenschaftliches Bulletin von Paris, 12, 200; 20, 325.
Die Mineralquellen am Kaukasus, 14, 230.
Einführung der Geschwornengerichte auf der Insel Ceylon, 14, 231.
Das Narrendorf in Belgien, 20, 319.
Die Gesellschaft der christlichen Moral in Paris, 20, 323.
Eine neue Erklärung der Zeichen des Wendekreises, 22, 361.
Gerichtsverhandlungen in England, 27, 442.
Gedankenstriche, 29, 475.
Die Turnübungen von Elias in England, 31, 498.
Dampfgewehre, 32, 518.
Das Musikfest zu Genf, 32, 520.
Anstalt zur Erziehung armer Kinder, 34, 552.
Geheime Gesellschaften in China, 36, 586.
Militärschule in den vereinigten Staaten von Nordamerika, 40, 647.
Die geheimen Gesellschaften in den vereinigten Staaten von Nordamerika, 43, 697.
Gemälde von Paris. — Der Posthof, 48, 779.
Kriegslist der nordamerikan. Wilden, 52, 844.

Q. Literarische Beurtheilungen.

Französische Literatur.

Taschenbuch von 1813. Von Norvins. — Kongreß von Panama. Von Pradt, 1, 19.
Gedrängter Inhalt der Kreuzzüge. Von St. Maurice, 7, 122.
Ausgewählte Werke des Königs von Polen, Stanislaus. Von St. Ouen, 7, 123.
Gedanken eines richtigen Geistes und Gefühle eines tugendhaften Herzens. Von J. J. Rousseau, 16, 266.
Die Wohlthaten der Presse. Von Lacoste, 16, 266.
Geschichte des Mahometismus. Von Mills, 17, 283.
Geheime Instruktionen der Jesuiten, 20, 330.
Berathungsdenkschrift über ein religiöses und politisches System zur Untergrabung der Religion, der Gesellschaft und des Throns. Von Montlosier. — Auszug aus der allgemeinen Geschichte der Jesuiten. — Denkschriften Guillemards, 21, 346.
Von den Garantien der Kapitalien. Von Comte. — Die gegenwärtige Zeit. Von Desmarais, 29, 474.
Ueberblick des innern Zustandes der vereinigten Staaten von Amerika. — Briefe von St. James. — Briefe des Rechtsgelehrten, 33, 539.
Reise nach Meroe. Von Cailliaud. — Erzählung der Reise des Kapitäns Guedon in die Baffinsbucht. — Dritter Brief an den Baron von Eckstein, 47, 761.

Englische Literatur.

Archive der ostindischen Kompagnie. Von Moreau, 2, 34.
Reisen in Westafrika. Von Gray und Dochard, 5, 91.
Ein historisch-politischer Ueberblick der vereinigten Provinzen von Rio de la Plata, 6, 105.
Uebersicht der englischen Zeitschriften, 10, 170; 16, 264; 20, 328; 23, 376; 45, 731.
Statistische Bemerkungen über England, 15, 249.
Einige Neujahrsgeschenke, 15, 250.
Geschichte der protestantischen Reformation in England und Irland, 29, 474.
Parlamentsauszüge. — Erzählung von der Ergebung Bonapartes und seines Aufenthalts am Bord des Bellerophon, 38, 619.

Nordamerikanische Literatur.

Bericht über die Akademie der Naturwissenschaften zu Philadelphia. Von Keating, 2, 35.
Amerikanisches Journal der Wissenschaften und Künste, 6, 106.
Ordnungen der Korporation der Stadt Baltimore. — Bemerkungen über die Verbindungen Baltimore's mit den westlichen Theilen. — Bericht der Beauftragten von Maryland, 7, 122.
Rede des General Harper. — Jahrbücher von Baltimore. — Die Tagebücher der Frau Knight und Buckinghams, 7, 122.
Erzählung einer Expedition zu den Quellen des St. Peterstroms. — Reisen im mittlern Theile des Mississipithals. Von Schoolcraft, 12, 201.
Ueberblick der wirklich großen natürlichen Vortheile Irlands. — Musterung der Beweise der vorgeblichen Verschwörung der Katholiken in Irland. — Skizzen des irländischen Kodex, 12, 202.
Das atlantische Magazin. — Amerikanische Ornithologie, 15, 251.
Amerikanische Zeitschrift der Wissenschaften und Künste. — Nordamerikanische Revue, 28, 459.
Politische, historische und bürgerliche Versuche über Algier, 35, 571.
Die Letzten der Mohikaner, 40, 651.
Rede, gehalten bei der Eröffnung des Athenäums zu New-York. — Bericht der mit der Durchsicht der Gesetze beauftragten Kommission, 43, 698.
Bericht über die Arbeiten der naturforschenden Gesellschaft, 50, 811.

Italienische Literatur.

Die entschleierte Magie des Kredits. Von Belz, 2, 35.
Prospektus der Literaturgeschichte Siziliens im 18. Jahrhundert. Von Scina. — Universal-Annalen der Medizin. Von Omodei, 17, 282.
Anthologie, 18, 298.
Geschichte des alten Griechenlands. Von Drago, 20, 330.
Arkadische Zeitschrift, 23, 378.
Zeitschrift der neuen italienischen Medizinaldoktrine. — Kleine Werke der medizinisch-chirurgischen Geschichte zu Bologna, 29, 474.
Denkwürdigkeiten der Akademie zu Verona. — Denkwürdigkeiten und Aktenstücke zur Geschichte des Herzogthums Lucca, 37, 604.
Notizen über die Geschichte der Fürsten von Savoyen. — Fabeln und Novellen, von Pignotti, 38, 618.

Holländische Literatur.

Beiträge zur Haushaltung von dem Staate der Niederlande. Von Hogendorp, 3, 48.

Spanische Literatur.

Wörterbuch der Finanzen. — Elemente der Finanzwissenschaft. Von Arguelles, 47, 762.
Mußestunden der spanischen Ausgewanderten, 52, 840.

Dänische Literatur.

Dänische Sprichwörter und Volkssprüche. Von Smith, 5, 91.
Notizen über die Universität zu Koppenhagen. Von Engelstoft, 20, 330.
Geschichte der asiatisch-dänischen Gesellschaft. Von Thaarup. — Geschichte der afrikanisch-dänischen Gesellschaft. Von Rasmussen, 23, 378.

Norwegische Literatur.

Untersuchung des ersten und zweiten Gesetzentwurfs der Minenausbeutung in Norwegen. — Erwägung des Konstitutionsvorschlags von 1824. Von Petersen, 20, 330.

Südamerikanische Literatur.

Denkschrift der beiden Kammern des Generalkongresses der merikanischen Bundesstaaten, 5, 92.
Geographisch-politische Notiz über Columbia, 12, 203.
Der Andeuter, 29, 474.

Deutsche Literatur.

Geschichte des Aufstandes der hellenischen Nation. Von Münch, 6, 105.
Blicke in die geistige Entwickelungsweise des Menschen. Von Probst, 16, 264.
Ueber Natur, Bestimmung, Tugend und Bildung der Frauen. Von Woltmann, 21, 345.
Pantheon der Geschichte des deutschen Volks. Von Münch, 23, 377; 42, 681.
Britannia, 28, 458.

Russische Literatur.

Neue historische und geographische Bemerkungen über den Kaukasus. Von Bronewsky, 6, 107.
Reise nach Turkomannien und Khiwa. Von Murawiew, 18, 298.
Dem Gedächtnisse des Kaisers Alexander, 38, 619.
Briefe eines Marine-Offiziers. — Mußestunden eines Landbewohners, 43, 699.

Neulateinische Literatur.

Abriß der dogmatischen und moralischen Theologie. Von Milton, 11, 186.
Abhandlung über die in der Atmosphäre enthaltenen Wasserdünste. Von Simons, 23, 378.

Schwedische Literatur.

Selbstbiographie Karl von Linné's, 18, 299.

R. Korrespondenzauszüge.

Frankfurt a. M. Der Pascha von Aegypten Mitglied der naturforschenden Gesellschaft, 6, 107.
Paris. Beauforts Tod. — Das Athenäum. — Romantismus. — Camille von Lemercier, 9, 155.
Wien. Preisaufgabe, 9, 156.
Dresden. Mancherlei über Sachsen, 10, 172.
München. Die Forstpolaken, 10, 172.
Koburg. Kunst-, Industrie- und Gewerbverein, 10, 172.
Köln am Rhein. Erzbischöfliche Warnung, 10, 172.
Brüssel. Literatur, 12, 203.
Paris. Der Eckstein'sche Katholik. — Die Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis. — Die Prachtgebäude des neuen Roms, 13, 220.
Frankfurt a. M. Buchhändler-Unternehmung, 15, 251.
Petersburg. Zustand der Literatur, 16, 267.
Moskau. Zivilisation der Krimm, 17, 283.
Zürichsee. Sängerverein, 17, 284.
Paris. Der Improvisator Sgricci. — Der irokesische Prinz. — Akademie. — Literatur. — Die reiche Erbschaft, 18, 299. Paris ein Seehafen. — Bedeckte Gänge, 19, 315.
Lausanne. Konzert zum Besten der Griechen, 19, 316.
Deutschland. Religionswechsel des Herzogs von Anhalt-Köthen und seiner Gemahlin, 20, 331.
Schweiz. Pirkheimers Schweizerkrieg von Münch, 20, 332.
Toulouse. Südfranzösische Literatur, 21, 347.
Paris. Kabinet Denon's, 24, 395.
Rio-Janeiro. Eintheilung und innerer Zustand von Brasilien, 24, 396; 25, 412.
Genf. Lesegesellschaft, 26, 428.
London. Parlamentswahlen, 30, 491; 31, 507.
Paris. Schlummer der Literatur, 31, 506.
Petersburg. Das orientalische Institut, 32, 524.
Calcutta. Geogr. Berichtigungen, 32, 524.
Neapel. Scherereien, 42, 683.
Zürichsee. Musikfest zu Wädenschweil, 43, 700.
Rom. Zeitungen und Priester, 45, 732.
Paris. Bibliographische Revue des Erdballs, 47, 763. Wiedereintritt des königl. Gerichtshofes. — Die rothe Messe. — Rede des General-Advokaten über die Arbeitsliebe, 50, 812.

S. Kunst.

Cäcilia von Raphael. — Venus von Medizis, 2, 36.

Digitized by Google

Kunstausstellung zu Brera, in der Lombardei, 21, 348.
Kunstausstellungen zu Paris, Bordeaux, Lyon u. s. w. 22, 363.
Die heilige Familie von Michel Angelo, 27, 443.
Kunstausstellung zu Genf, 36, 588.
Kunstausstellung zu Koppenhagen, 36, 588.

T. Theater.

Paris. Lord Davenant. — Eröffnung des neuen italienischen Theaters, 1, 20. Präziosa, 2, 35. Leonidas. Von Pichald, 7, 123. Drei Nahahmungen von Schillers „Kabale und Liebe", 9, 156. Die Semiramide, 9, 156. Die Prinzessin von Ursino. Von Duval. — Die weiße Frau, 11, 186. Mittag, oder die Abdankung eines Weibes, 14, 236. Karl VI. Von Delaville, 18, 299. Der Egoist aus Gewohnheit, 20, 332. Die Belagerung von Paris. Von Arlincourt. — Die Tochter des Musikus, 21, 347. Fräulein Sonntag. — Fünfundzwanzig vom Hundert. — Das Ungeheuer der Alchimie, 28, 460. Die einfache Geschichte. — Der Roman in Briefen, 34, 555. Der Millionär. — Baudoin, von Lemecier, 42, 684. Gelegenheitsstücke zum Namenstag des Königs, 51, 831.
Madrid. Die heilige Katharina, 14, 236.
Genf. Die neue Truppe und der erneuerte Saal, 48, 780.

U. Alterthümer.

Amerikanische Alterthümer, 8, 139; 11, 187; 12, 203.
Phönizische Alterthümer in Amerika, 19, 316.
Alterthümer zu Hedernheim bei Frankfurt a. M. — Kuphische Münzen in Rußland. — Alte Gräber zu Charli, im Kanton Genf. — Die Münze Kesitha, 22, 363.
Inschrift zu Talmis, 23, 379.
Nachgrabungen zu Pompeja, 29, 476.
Inschrift Silkos zu Talmis, 33, 540.
Die alte Stadt Mandeura, 33, 540.
Alterthümer zu Wien. — Mohamedanische Säule zu Mantua. — Römisches Lager zu Braquemont im Unter-Seine-Depart., 36, 588.
Römische Alterthümer bei Zofingen, 48, 775.

V. Andeutungen und Notizen.

Britische Kaltblütigkeit, 1, 20.
Bevölkerung der hundert größten Städte der Erde. 2, 36.
Amerika's Bevölkerung. — Zahl der Studierenden zu Göttingen. — Friedrich der Rothbart von Ripenhausen. — Musikalischer Bratenwender. — Französische Expedition um die Erde, 5, 92.
Englische Kolonie auf Melville, 6, 108.
Fortschritte der Schiffahrt. — Verbrauch zu London und zu Paris, 7, 124.
Deutsche Improvisatoren. — Mechanische Räderschuhe. — Brücken über die Themse zu London, 8, 140.
Kaings Reise. — Tod Sommarivas, 10, 172.
Einkommen der Professoren zu London. — Bevölkerung von Schweden. — Heilmittel gegen Hydrophobie. — Neuseeländ, 11, 187.
Kanäle in Nordamerika. — Oberfläche von Guatemala. — Einhorn. — Deutsche Zeitung in Mexiko. — Tokay. — Studierende zu Tübingen. — Calcuttas Größe. — Nachkommen der Medizis. — Antwort eines Präsidenten. — Kanal von New-York, 12, 204.
Zeitschriften zu Calcutta, 13, 220.
Bewegung der Bevölkerung in Rußland. — Eisernes Dampfschiff zu New-York, 14, 236.
Kolossaler Schwamm. — Byrons Epitaphium. — Bevölk. von Siberien, 15, 251.
Bewegung der Bevölk. in London. — Kanäle. — Sutteus. — Elephantenklugheit. 16, 268.
Sklavenbevölk. der englischen Kolonie in Westindien. — Die Kindlein von Hameln. — Die chinesische Armee. — Bewegung der Bevölk. zu Berlin. — Größe von London. — Heilkunst der Indus. — Frescomalerei zu Pompeja. — Studierende im Großherzogthum Baden, 18, 300.
Telegraphen in England. — Unterrichtsanstalten in Polen. — Bevölk. von Prag, 21, 348.
Verbrauch zu London. — Entdeckung. — Expedition im Innern Afrika's. — Sprachröhre. — Persisches Wörterbuch. — Zuckersiederei in Aegypten. — Bering und Spangenberg. Größe von St. Helena. — Dampfschiffahrt zwischen England und Ostindien. — Kanäle in Rußland. — Museum im südlichen Rußland. — Kanal von London nach Portsmouth. — Bewegung der Bevölk. in Frankreich, 22, 364.
Studierende zu Genf. — Kollegium zu Genf. — Einnahmen und Ausgaben Großbritanniens. — Verminderung der Abgaben in England. — Englands Schuld. — Menschenracen. — Bevölk. von Polen. — Vergleichung der Bevölk. mehrerer Staaten. — Baierischer Adel. — Juden in Baiern. — Kunst, Handel, Industrie in Nordamerika. — Kanäle in Nordamerika. — Schlittschuhläufer. — Dampfstecknadelfabrik. — Bevölk. von Schweden, 23, 380.
Bevölk. von Venedig. — Minen von Mexiko. — Ertrag der Minen von Columbia. — Bevölk. von Irland. — Englische Flotte. — Taschenkanonen. — Schiffahrt durch den Sund, 24, 396.
Mittel das Gehör wieder zu erlangen. — Bevölk. von Turin, 25, 412.
Universität zu Moskau. — Die menschliche Haut, 26, 428.
Dampfschiffe von New-York. — Protestanten in Frankreich, 27, 444.
Bevölk. von Lyon. — Geburten zu London, 28, 460.
Erfindung der Dampfschiffe. — Judenmenge auf der ganzen Erde. — Bevölk. Griechenlands, 29, 476.
Kanal von Florida. — Bevölk. von Nassau. — Einnahme und Ausgabe von Nordamerika. — Nachrichten von den Reisenden in Afrika. — Schillers Sarg. — Späte Niederkunft. — Pariser Larven. — Zwei Menschen und ein Schuster. — Merikanische Münzen. — Einnahmen und Ausgaben von Mexiko, 30, 492.
Bevölk. von Rußland. — Die Gewalt des Todes, 31, 508.
Schulen im Königreich Preussen, 32, 524.
Bevölk. von Schweden. — Bevölk. von China. — Einkommen und Schulden mehrerer deutschen Fürstenthümer, 33, 540.
Byrons Honorar für seine Werke. — Sklavenbefreiung. — Sklavenhandel in Brasilien, 34, 556.
Der glückliche dritte Mai. — Kings Expedition. — Handschrift von Dantes Divina Comedia. — Entdeckung des alten Tusculum. — Die französische Akademie. — Schwedische Armee. — Bevölk. von Karlsruhe. — Oesterreichs und Preussens Einkommen u. Schuld, 35, 572.
Bevölk. von Amerika. — Bewegung der Bevölk. in Hannover. — Kiung-Paos Weisheit. — Zweistöckige Kutsche, 37, 604.
Boyers Geschenke. — Westindische Zeitschrift. — Phänomen. — Aegyptisches Museum zu Paris. — Zafars Landung in Britannien. — Rorelane. — Jubeljahr zu Rom. — Bevölk. der Niederlande. — Einnahme zu Westminster, 39, 636.
Statistik von Finnland. — Volksvermehrung zu Moskau. — Meerhöhe einiger Punkte in Deutschland. — Bevölk. von Guatemala — Aegyptens Oberfläche. — Bewegung der Bevölk. in Hannover, 41, 668.
Landstreicher in England. — Studierende zu Upsala. — Ein- und Ausfuhr in Rußland. — Vermehrung der Bevölk. in Rußland. — Einkommen und Schuld von Baiern, Sachsen, Baden und Würtemberg, 43, 700.
Bevölk. von Unter-Kanada. — Schule nach Pestalozzis System in Nordamerika. — Taubstumme im Kanton Waat. — Schule des gegenseitigen Unterrichts auf Haiti. — Ausdeutung der Minen auf Haiti. — Römischer Kanal zu Besançon. — Ersteigung der Gipfel des Himelayagebirgs. — Negersklaven-Einfuhr in Brasilien, 44, 716.
Dampfschiffverkehr. — Aufstellung der Bildsäule Canovas. — Schmucke Kapuzinerklöster im südlichen Frankreich, 45, 732.
Inschrift über dem Hauptthor zu Agra. — Firman des Großherrn an den Effendi Kadi, wegen Unterdrückung der Janitscharen. — Straßenpflaster zu Paris, 46, 748.
Tod John Adams und Jeffersons. — Hindutheater zu Calcutta. — Der Henker von Sackatu, 47, 763.
Große Dampfmaschine. — Fellenbergs Armenschule. — Auto-da-Fé zu Valenzia, 48, 780.
Englische Expedition nach den Küsten von Afrika und jene von Madagaskar. — Bevölk. von Buchara, 50, 812.
Einfluß der Geistlichkeit auf die politischen Angelegenheiten in Buchara. — Bevölk. von Sarmarkand. — Leibesgröße der Patagonier, 51, 832.
Entdeckung neuer Völkerstämme in Pegu. — Kirgisische Dichter. — Abnahme der Größe des aralschen Meeres — Chinesische Justiz. — Bevölkerung des Herzethums Nassau, 52, 848.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 1. Dritter Jahrgang 1826. 4. Januar.

Haupt-Rubriken. Philosophische Abhandlungen. Historische Gegenstände. Wissenschaftliche Darstellungen. Reisen und geographische Mittheilungen. Völker-Sittentafeln. Belletristische Aufsätze. Lebensskizzen. Politische Zeitereignisse. Vermischte Aufsätze. Kritische Beurtheilungen über die interessantesten literarischen Erscheinungen auf dem Kontinent, wie in Nord- und Südamerika u. s. w. Neue Erfindungen und Industriezweige. Theater, Kunst, Alterthümer. Anekdoten, Häckerlinge und scherzhafte Aufsätze. Korrespondenz-Nachrichten.

Es erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei bis drittehalb Bogen; man abonnirt sich für den ganzen Jahrgang in allen Buchhandlungen, Zeitungsexpeditionen und Postämtern; der Preis für den vollständigen Jahrgang ist in der Schweiz 15 Schweizerfranken, in Deutschland 12 fl. rheinisch, oder 8 Thaler Vorausbezahlung. Für den halben Jahrgang kann kein Abonnement angenommen werden.

Uebersicht der Begebenheiten des verflossenen Jahres.

Quicumque amisit pristinam dignitatem,
Ignavis etiam jocus est .....
Phædri Sent.

Kaiser Alexander, Rußlands Autokrat und Polens Beherrscher, ist nicht mehr. Der Monarch starb am 6. Dezember, auf der Reise nach Taganrog begriffen. Höchst wichtig ist dieses Ereigniß, das so plötzlich, wie ein Blitzstrahl, vom Himmel fährt. Inhaltschwer und folgereich! — Ein neues Vierteljahrhundert erscheint an den Pforten der Geschichte, durch welche das alte, seine Beute mit sich fortreissend, abgetreten ist. Noch liegt Alles im Schatten der Trauer und Bestürzung versenkt, noch weiß das arme Menschengeschlecht nicht, was es von der neuen Aera zu hoffen oder zu fürchten hat, und ob es ihre Morgenröthe begrüßen oder sie beweinen soll.

Nicht sowohl die innere Gestaltung des ausgedehnten Reichs der Zaaren von Moskau, als der Einfluß desselben auf die allgemeinen Angelegenheiten Europa's, regt die Gemüther an und erfüllt sie mit Hoffnung und Bangigkeit. „Ist", so fragt man sich, „ist der Friedensgenius verschwunden, der, ein ungeheures Uebergewicht sich vorbehaltend, das Ideal des politischen Gleichgewichts zu begründen sich bestrebte, oder sind die gewaltsam vereinigten Atome der Politik nun wieder entfesselt, darf das bunte Spiel der Intrigue sich wieder regen, dürfen ihre Kombinationen sich wieder neugestalten, und aus dem Chaos der Allgemeinheit die besondern Interessen der Staaten und Völker sich wieder emporschwingen?"

Wir befinden uns auf einem entscheidenden Punkte. Das künftige Schicksal des Menschengeschlechts ruht noch in der Urne der Zeit. Möge eine glückliche Hand sie berühren! — Was ist der Wahn eines Augenblicks gegen die Bestimmung des Allewigen? Was sind die Werke des Menschen gegen den Willen des Allmächtigen? Macedoniens Alexander bändigte den Bucephalus, aber er konnte die Macht der Umstände nicht bändigen.

Nach ihm zerfiel sein Reich, und das Gebäude seines Ruhms wurde zertrümmert. Rußlands Alexander hat den Zeitgeist beschwichtigen wollen und ihm die Fessel des heiligen Bundes angelegt. Aber nur Menschenwerk kann von Menschenhänden wieder zerstört werden. Was von oben kommt, die unsterbliche Begeisterung der Gottheit, der Drang nach Veredlung, die Tiefe der Ueberzeugung, das strebt über Zeit und Menschenalter hinweg.

Gehen wir nicht zu weit. Es gibt in Allem ein Maas und ein Ziel. Alexander war ein großer Fürst in einem Zeitraume des kleinlichen Eigendünkels, wo die Erbärmlichkeit herrschte und der Verrath die Thronen umringte, ohne den seinigen je zu berühren. Alexander war ein großer Fürst in seinem festen Willen, den Frieden zu erhalten und die Majestät der Gesetze zu sichern. Darum darf ihn die Menschheit beweinen, denn er hat ihr Bestes gewollt. Aber nicht immer ist die That dem Willen entsprechend, nicht immer werden die reinsten Absichten rein gewürdigt und in Ausführung gestellt. Das ist das Schicksal alles Erhabenen auf Erden, daß der schlichte Menschenverstand es nie recht aufzufassen vermag. Darum ist man über Vieles noch nicht vollkommen einverstanden, was eben den höchsten, unvergänglichsten Ruhm Alexanders begründet. Und wollte man dabei selbst den Zufall, die günstige Wendung eines früher mißlichen Geschicks geltend machen, so würde es doch schon groß genannt werden dürfen, ihn auf eine so ausschließliche Weise benutzt und zum hohen Interesse der Kronen gewendet zu haben.

Zu jenem Unbegreiflichen, dessen eben gedacht worden ist, zählt die große Masse, vielleicht zu vorschnell, Rußlands politisches System, seit dem letzten Pariser Frieden. — Doch würde es wahrscheinlich bedenklich um Europa ausgesehen haben, wenn Alles in diesem System begreiflich gewesen wäre. Das Geheimnißvolle in demselben sicherte die Majestät des Ursprungs und das Schlachtgewirr der öffentlichen Meinung blieb davon entfernt. Man sah nur den Schöpfer, nicht den Quell; man bewunderte und — schwieg. Indessen spann Rußland mit Riesenhänden das Gewebe seiner Kombinationen fort, das die Thronen umstrickte und die Völker gefangen hielt. Mit Erfolg unterdrückte es die Bewegungen der moralischen und physischen Kräfte in Italien, mit Erfolg ließ es seine Minen in Spanien springen, mit Erfolg fesselte es Frankreich und Deutschland, durch die Bande der Dankbarkeit und der Besorgniß, an sich, mit Erfolg beschnitt es dem britischen Simson einen Theil seines Lockenschmucks, mit Erfolg dämpfte es Polens jähe Freiheitsfiebergluth, mit Erfolg schuf es sich in seinem Innern und auf seinen Grenzen neue, ungeheure Hilfsquellen.

Mit geringerm Erfolg machte es seinen Einfluß auf die Pforte und auf Griechenland geltend. Hier lag der wahre Stein des Anstoßes der russischen Politik. Hier scheiterte alle Freiheit einer überreifen Diplomatik. Hier hatte man von der neuern Zivilisation der europäischen Kabinete nicht den mindesten Begriff. Daher entstand eine Reibung zwischen dem eigenthümlichen Interesse und der Adoptivsystematik. Daraus erzeugte sich eine gewisse Vacillation in den Angelegenheiten des Aeussern, die allmälig auch auf alle andern Operationen überging. Dazu gesellte sich noch das entscheidende Uebergewicht der englischen Vernunftpolitik, welches plötzlich die Wage der öffentlichen Meinung zu sich herniederzog, und die hohen Kombinationen der nordischen Staatsweisheit in die Idealwelt versetzte. Diese Prädomination des britischen Genies wurde bald so groß, daß man sich endlich genöthigt sah, seinem Einflusse Schranken zu stellen. Deshalb unternahm Kaiser Alexander, im September, seine Reise nach Bessarabien und den südlichen Provinzen des Reichs, wo der erlauchte Monarch der Natur den Tribut bezahlen mußte, den kein Sterblicher ihr zu verweigern im Stande ist.

Kaiser Konstantin I bestieg alsbald den Thron. Eine einstweilige Bestätigung alles Bestehenden war die erste Handlung des Selbstherrschers. Später in Ausführung zu bringende Verbesserungen wurden bereits in Rede gestellt. Eine Aenderung mancher Zweige der höheren Verwaltung und des Gesichtspunkts künftigen Wirkens dürfte unausbleiblich sein. Personen, vom persönlichen Interesse entfernt, dürften wieder auf der großen Szene erscheinen. Fragen dürften wieder aufgenommen werden, die, weit entfernt, je genügend beantwortet worden zu sein, jetzt mehr als jemals, höchst wichtig erscheinen. „Hier durch geht der Weg nach Byzanz!“ ließ die große Katharina über die Thore einer Stadt schreiben, in deren Nähe Alexander verblichen ist. „Hier durch geht der Weg nach Byzanz!“ wiederholt ganz Rußland, auf seinen neuen Beherrscher blickend, und er entgegnete: „Hier durch geht es!“

So ist Griechenland noch nicht ganz verlassen, noch nicht ganz ein Raub der Barbaren geworden. Ein mächtiger Monarch, der Kaiser eines großen, tapfern, frommen Volkes tritt als Vermittler auf. Seine zahllosen Heere, vor Ungeduld brennend, den Feind des christlichen Glaubens zu vernichten, erheben sich, wie ein Mann. Seine Politik, den Zeitumständen gehorchend, beseitigt mit Energie den Unfug und die Brutalität, welche in den letzten Jahren den

Karakter der ottomannischen Diplomatik gänzlich demoralisirt haben.

Aber beschäftigen wir uns nicht hier mit dem, was noch im Entstehen ist, sondern nur mit dem, was geschehen ist, und eben darum in das reelle Bereich der Geschichte gehört. Griechenland ist in den letzten Jahren nicht glücklich gewesen. Weder zu Land, noch zur See ist sein Kämpfen durch entscheidende Erfolge gekrönt worden. Es hat im Gegentheil viele bittere und schwere Erfahrungen erduldet. Es hat seine Eintracht, seine Kräfte, seinen Anhang sich vermindern sehen. Während Ibrahims Landung zu Modon, im Februar, von innerlichen Zwistigkeiten zerrüttet, vermochte es nicht, seinem gefährlichsten Feinde den Widerstand entgegen zu stellen, der zu seiner Bekämpfung erforderlich gewesen wäre. So fiel Navarino am 18. Mai. Da gewahrte die Regierung und ihr Präsident Konduriotis, der sich einstweilen zum Diktator ernennt hatte, daß sie die Gewalt nicht besäßen, die sie ausschließlich sich vorzubehalten gesonnen gewesen. Kolokotroni und seine Anhänger wurden wieder in Freiheit gesetzt, und schwuren, am 5. Juni, zu Napoli di Romania Vergessenheit des Vergangenen und Treue für die Zukunft. Der Erstere erhielt nun den Oberbefehl über die griechische Armee in Morea, und die Uebrigen dienten unter ihm.

Während dem hatte Miaulis dem Kapitän Pascha sowohl bei Mitylena, als bei Cavodoro und Andros einigen Abbruch gethan, ohne daß sich daraus entscheidende Resultate ergeben hätten. Kurz darauf fand das Gefecht bei Salona und die Einnahme von Tripolizza, durch Ibrahim, beide am 13. Juni, statt. Am 15. wurde der Angriff der Aegyptier, auf die Mühlen von Napoli di Romania, abgeschlagen. Am 15. schlug man sich zu Zalonia. Am 2. August wurde Missolunghi, das, schon seit Mitte Juli's, der Seraskier Reschid Pascha förmlich belagerte, zum erstenmal bestürmt, und bis Ende desselben Monats unaufhörlich bedroht.

Umsonst brach die Insurrektion auf Kandia aus, umsonst schmeichelte man sich mit Hoffnungen, die nicht vernunftgemäß waren, um in Erfüllung gehen zu können; umsonst wurde das ganze griechische Volk zu den Waffen gerufen: seine Angelegenheiten verbesserten sich dadurch um nichts, und die Fortschritte seiner Feinde wurden von Tage zu Tage drohender.

Da erließ die Regierung, im Namen der ganzen Nation, ein Manifest, durch welches sie Englands Schutz und Beistand anrief. Kaum aber hatte das britische Kabinet von diesem Schritte die erste Kunde erhalten, so machte es Prohibitionsmaasregeln, statt der Unterstützung, gegen Griechenland anwendbar. Cochranes, Wilsons und Anderer Pläne zum Heile Hellas blieben — Pläne, Adams und Hamiltons Versprechungen blieben Versprechungen, und die Wünsche aller Philanthropen blieben Wünsche.

So wird es einleuchtend genug, wie, nach dem mißlungenen Versuche des kühnen Kanaris, die ägyptische Flotte im Hafen von Alexandria selbst in Brand zu stecken, diese ungehindert, von der des Kapitän Pascha begleitet, das Archipelmeer durchschiffen und am 25. September zu Navarino anlanden konnte, von wo sich die letztere sodann nach Missolunghi begab, um diese Festung auch von der Seeseite zu belagern. Mit der erstern sind wieder 15,000 bis 18,000 Afrikaner nach Morea versetzt worden, um dies unglückliche Land zu entvölkern und zu verwüsten. Auf der letztern befinden sich bei 10,000 Asiaten, die nur den günstigen Augenblick erwarten, um Blut und Flammen rings um sich her zu verbreiten.

In England wurde am ersten Januar die förmliche Anerkennung der neuen Republiken Amerika's, Mexiko, Columbia und Buenos-Ayres, von seiner Seite, ausgesprochen. Seitdem haben die Verbindungen mit jenen Ländern eine Ausdehnung und ein Interesse gewonnen, das allen Glauben übersteigt. Unermeßliche Reichthümer sind dorthin gewandert, um verdoppelt oder verdreifacht in kurzer Zeit wieder zurückzukehren. Unter den Verhandlungen des Parlaments zeichnet sich die Annahme des Emanzipationsentwurfes der irländischen Katholiken, vom Unterhause, und das Verwerfen desselben vom Oberhause, vor allen übrigen aus.

Nächstdem war die Weisheit der äussern britischen Politik mit der innern, auch im verflossenen Jahre, in der vollkommensten Uebereinstimmung. Cannings Maasregeln, in Bezug auf Portugal und Brasilien, wurden vom besten Erfolge gekrönt, und die Unabhängigkeitsanerkennung dieses letztern Kaiserreichs vom Mutterlande war sein Werk. Weniger glücklich, vielleicht weil weniger Egoismus dabei geltend gemacht werden konnte, war seine Verwendung hinsichtlich Griechenlands. Es schien, als habe nun einmal Europa sich das Wort gegeben, Namen und Andenken dieses alten Landes ganz auf der Tafel der Geschichte zu verwischen. Denn nie wurde eine so heilige Sache, wie die des Griechenvolks, wo es, neben Dasein und Freiheit, auch über das Gesetz der Zivilisation sich handelt, mit größerer Gleichgültigkeit, als im verflossenen Jahre betrieben.

In den entfernten Regionen Indiens waren die britischen Waffen siegreich. Der Krieg mit den Birmanen schien, nach den letzten Berichten, seinem Ende sich zu nahen. Durch seine Reichthümer und seinen

Rath hat ſich England beinahe den ganzen ſüdamerikaniſchen Kontinent unterworfen, und ſein Einfluß iſt dort unbeſchränkt. Noch ſind uns die Ergebniſſe der Berathungen des Kongreſſes zu Panama nicht bekannt; aber es iſt als beſtimmt anzunehmen, daß ſie von höchſter Wichtigkeit ſein werden. Noch hielt ſich Callao und S. Juan d'Ulloa. Auf Cuba nahmen die Gährungen überhand und brachen endlich am 14 Juli zu Matanza in eine offene Rebellion aus, die nur mit Mühe wieder unterdrückt werden konnte. — John Quincy Adams wurde in den vereinigten Staaten von Nordamerika zum Präſidenten erwählt.

In Frankreich fanden, im Februar, in der Deputirtenkammer die Debatten über die Entſchädigung der Emigrirten, über das Sakrilegiengeſetz, über das wegen der Rentenreduktion, wegen der Seeräuberei und wegen der Wiederherſtellung der Nonnenklöſter ſtatt, welche ſämmtlich angenommen wurden. Am 29. Mai wurde der König Karl X zu Rheims gekrönt und hielt am 6 Juni ſeinen feierlichen Einzug in Paris, wozu ſich der König und die Königin von Würtemberg eingefunden hatten. Am 13. Juni wurden die Kammern geſchloſſen. Im Auguſt und September brachen Unruhen in mehrern Fabrikſtädten, vorzüglich in der Nähe von Rouen, unter den Arbeitern aus, die jedoch bald wieder unterdrückt wurden.

Das von England aufgeſtellte Beiſpiel einer vernünftigen Handelsfreiheit wurde eben ſo wenig von Frankreich nachgeahmt, als das der Gewiſſensfreiheit, welches von den erſtern, in Bezug auf Hannover, gegeben worden war. Die ultramontaniſchen Grundſätze nahmen vielmehr ſo ſehr überhand, der Jeſuitismus gewann nach und nach ſo feſten Fuß, daß er endlich ſogar der Charte und aller bürgerlichen Freiheit den Krieg erklärte. Um zu ſeinem Zwecke, der politiſchen Gewalt ſich zu bemächtigen, um ſo beſſer zu gelangen, hielt er es für nöthig, zuerſt die Preßfreiheit zu vernichten. Er klagte deshalb im November die erſten Organe der öffentlichen Meinung, den Conſtitutionel und den Courier, der irreligiöſen Tendenz und der Herabſchätzung der Staatsreligion wegen an, wovon ſie jedoch, zu ſeinem größten Leidweſen, vollkommen freigeſprochen wurden. Zu derſelben Zeit (28. Nov.) wurde ganz Frankreich durch den Tod des Generals Foy, eines der edelſten Menſchen und der talentvollſten Vertheidiger bürgerlicher Freiheiten und Rechte, in die tiefſte Trauer verſenkt.

Von beſonderer Wichtigkeit für den Handel Frankreichs war die am 3. September öffentlich bekannt gemachte Unabhängigkeitserklärung Haitis (St. Domingos), die auf einer Ordonnanz des Königs vom 17. April beruhete, welche vom haitiſchen Volke angenommen worden war.

Spanien iſt auch im verfloſſenen Jahre ſeinem alten Syſtem der Unentſchloſſenheit treu geblieben. In ſich ſelbſt vergehend, ſich durch ſich ſelber ſchwächend, befindet es ſich in einer immerwährenden Agonie. Was hilft es ihm, die Aerzte verändern und mancherlei oft ſehr ſonderbare Heilmittel in Anwendung bringen zu wollen, wenn die eigentliche Krankheit nicht in Rede geſtellt werden darf, und man alſo nur bloße Chimären zu behandeln genöthigt iſt. Es verlohnt ſich alſo kaum der Mühe, zu bemerken, daß der Miniſter Zea durch den Herzog von Infantado verdrängt worden iſt, daß man eine neue Zwangsexpedition von Ferrol nach Cuba geſchickt hat, und daß man in der Bucht von Vigo nach verlornen Schätzen umherſpäht. Bemerkenswerther dürfte es in jeder Hinſicht ſein, daß alle Küſten Spaniens von kolumbiſchen Korſaren umſchwärmt werden, und daß der innere und äuſſere Handel dieſes Landes vollkommen vernichtet iſt. Das ſind die Früchte, welche die Halbinſel bis jetzt von der Verwaltung der apoſtoliſchen Junta und von den Rathſchlägen des Raths von Kaſtilien gewonnen hat. In Amerika iſt ſeit Olanetas Tod, am 16. März, Alles für Spanien verloren worden.

In Deutſchland hat der Tod zweier guter Fürſten, des Herzogs von Sachſen-Gotha (geſtorben 11. Februar), und des Königs von Baiern (geſtorben 13. Oktober), allgemeine Bedauerung erregt. In Folge des erſtern Todesfalles iſt ein Erbfolgeſtreit zwiſchen den herzoglich-ſächſiſchen Häuſern entſtanden, der noch nicht gänzlich beigelegt iſt. Der Nachfolger des Letztern, König Ludwig I, hat bereits viele weiſe Maßregeln, zum Beſten des Landes, in Ausführung gebracht.

Auch der König von Neapel iſt am 4 Jannar geſtorben. Sein Sohn, der Herzog von Kalabrien, iſt ihm in der Regierung gefolgt. So hat dies Jahr ſich vier gekrönte Häupter zu Opfern erwählt, und die Hälfte von Europa in Trauer verſenkt. Mehrere andere ausgezeichnete Perſonen ſind gleichfalls von der Bühne abgetreten. Zu ihnen gehört die Prinzeſſin Pauline Borgheſe, Napoleons Schweſter, die Generale Bubna, Foy und Don Juan Martin, genannt Empecinado, welcher Letztere, obgleich von Ferdinand VII begnadigt, dennoch hingerichtet wurde. Gleiches Schickſal traf Beſſieres, der ſich von der apoſtoliſchen Junta verleiten ließ, Karl V zum König von Spanien auszurufen: ein Spuk, der weiter keine Folgen nach ſich gezogen hat.

Im Anfang des Jahres, vorzüglich am 4 und 5 Februar, fanden große Ueberſchwemmungen des Meeres in Nordholland ſtatt, die bedeutenden Schaden angerichtet haben. — Spanien wurde, Anfangs April, theilweiſe von den Franzoſen, und Neapel, Anfangs

Juni, theilweise von den Oestreichern geräumt. — Zu Mailand wurde ein kleiner Kongreß wegen der italienischen Angelegenheiten gehalten, bei dem mehrere italienische Fürsten und der Kaiser von Oestreich gegenwärtig waren, und der vom Fürsten von Metternich, welcher kurz vorher in Paris gewesen war, geleitet wurde. — Zu Rom wurde ein spanischer Mönch selig gesprochen, weil er gebratene Sperlinge wieder lebendig gemacht hatte. Die päpstliche Regierung schloß demnächst auch einen Vertrag mit den Räuberbanden im Kirchenstaate ab. — In Amerika waren Zwistigkeiten zwischen Brasilien und Buenos-Ayres wegen dem Besitz von Montevideo ausgebrochen, die noch nicht beigelegt sind. — Zu Pavia und zu Tübingen fanden Gährungen unter den Studenten statt, die durch kräftige Maasregeln beseitigt wurden. — Auf S. Maur und zu Algier machten sich heftige Erdbeben bemerkbar. — Der König von Preussen unternahm eigens eine Reise nach Paris, und die Kaiserin von Oestreich wurde am 18 September zu Preßburg zur Königin von Ungarn gekrönt. — Eine nähere Uebersicht der neuesten Tagesereignisse soll in einem der folgenden Blätter sich an diese anreihen.

Ueber einige Zweige der Industrie in England.*)

Wir leben in einer Zeit der Versuche und Spekulationen. Die, welche Künste und Wissenschaften pflegen, können sich jetzt nicht mehr, so wie früherhin, über Mangel an Beschützung beschweren. Täglich werden neue Entwürfe geschaffen, und es fehlt an Menschen nicht, die ihr Geld bereitwillig zur Ausführung derselben hergeben, obgleich mehrere dieser Entwürfe eben so sonderbar sein mögen, als wenn sie von den Akademikern ausgedacht worden wären, die Gulliver zu Laputa sah. „Gibt es heut kein neues Projekt?“ das ist die erste Frage, die man auf der Börse gegenseitig sich macht. Die Goldmenschen in der City verlangen die Aktien zu allen neuen Unternehmungen mit demselben Eifer, als die Römer ehemals ihr panem und circenses forderten.

Aber welches auch der Ursprung dieser Spekulationswuth sein mag, der die verschiedenen Klassen der Gesellschaft antreibt, die Verwendung ihrer Kapitalien ausserhalb der gewöhnlichen Wege zu suchen, so muß man gestehen, daß diese wenig Klugheit und Umsicht in der Wahl derselben zeigen. Es kommt ihnen wenig darauf an, auf welcher Basis die neuen Entwürfe beruhen. Es ist selbst nicht einmal nöthig, daß sie deren haben, wenn sie nur da sind und anlockend erscheinen, wozu die Erfinder einen listigen, geschmeidigen und unverschämten Agenten bedürfen, der ihnen einen Chairman oder Präsidenten von etwas ausgezeichnetem Stande (wenn das nur irgend möglich ist) verschaffen muß. Man fügt sodann ein Dutzend Direktoren hinzu, deren Namen bereits einiges Gewicht haben, und die wohl gar mit einem M. P.**) versehen sein müssen. Nun fehlt noch ein Banquier, den man spottwohlfeil haben kann, und ein Ingenieur, der, wie die Aerzte und gewisse Advokaten, immer bei der Hand sein muß, um die verzweifelten Sachen zu übernehmen, von denen wenigstens er allein Vortheil ziehen kann. Sobald diese dramatis personæ des Possenspiels zusammengefunden und vereinigt worden sind, wird der Vorhang aufgezogen, und die Menge stürzt sich herbei, um in der neuen Unternehmung ihre Rolle zu spielen und ihr Geld anzubringen. Meistentheils begnügt sich dieser John Bull des Plutus mit stummen Rollen, und alle seine Bewegungen werden, wie die der Marionetten, durch Diejenigen bestimmt, welche die Faden handhaben. Alles das würde belustigend genug sein, wenn man nicht über die traurigen Folgen nachdenken wollte, welche so viele unsinnige Spekulationen unvermeidlich nach sich ziehen müssen.

Keiner von Denen, die bei diesen Spekulationen interessirt sind, bekümmert sich um die muthmaßlichen Resultate, und berechnet die traurigen Wendungen derselben. Alle wollen nur vorwärts, ohne einen Führer zu haben, der sie in den Irrgängen, welche sie betreten, mit einiger Sicherheit leiten könne. Man würde im Irrthum sein, wenn man vermuthen wollte, daß die Urheber dieser Projekte nicht besser ihren eigenen Vortheil verständen. Wenn die Aktien, deren unrechtmäßigen Besitz sie sich immer am vortheilhaftesten zuzusichern wissen, mit Gewinn verhandelt werden können, ein Fall, der fast immer eintritt, sobald sie zum erstenmale auf der Börse erscheinen, so beeilen sie sich, derselben sich zu entledigen, und sobald ihr eigentlicher Plan gelungen ist, haben sie schon wieder irgend ein anderes Unternehmen bei der Hand, auf welches sie ihre diebische Industrie übertragen.

Will das Unternehmen jedoch nicht recht gelingen und werden neue Beisteuern gefordert, so befinden sich die unglücklichen Interessenten oft in der Unmöglichkeit, zu bezahlen, und in der Furcht, späterhin mit noch größern Forderungen behelligt zu werden, sehen sie sich endlich genöthigt, zu verkaufen. Der

*) Dieser Aufsatz hat uns, in einem Augenblicke, wo die Ursachen des schnellen Sinkens der Renten so mannigfach besprochen werden, von einem ganz besondern und zeitgemäßen Interesse geschienen.

**) Diese Buchstaben bedeuten „Mitglied des Parlaments“, und werden hinter den Namen gesetzt.

Preis der Aktien sinkt, und die letzten Käufer, bald von einer ähnlichen Furcht ergriffen, ziehen sich, wie sie können, aus der Verlegenheit, indem sie ebenfalls wieder mit bedeutendem Verlust verkaufen. So sinken und verschlechtern sich diese Aktien immer mehr, und die, welche zuerst „übervoll" gekauft worden waren, sinken bald auf ihren wahren Gehalt, das heißt: auf Null, herab. So zerspringt die bunte Seifenblase im großen Luftmeer, wie die Anleihen des königlichen Spaniens und die Bons des Kaziken von Poyais.*)

Alle Tage sendet man ungeheure Geldsummen, in gute Dollars realisirt, nach Mexiko, Peru, Chili, Columbia und Brasilien, woher diese Dollars ursprünglich gezogen wurden, und von wo sie sobald nicht mehr zurückkehren werden. Aber was thut das? Die hohe Taxe der Interessen, die mit diesen Anleihen verbunden ist, wird während einer gewissen Zeit regelmäßig ausgezahlt, nicht etwa von den Vorgenden, sondern mit einem Theile des dargeliehenen Kapitals, denn wir haben die unzubestreitende Gewißheit, daß die Staaten, für welche diese Anleihen eröffnet worden, noch nicht einen einzigen Dollar nach Europa geschickt haben. Wehe über den, in dessen Händen sich zuletzt alle diese amerikanische Bons befinden, welche man so unpassend „Sicherheiten" nennt. Occupet extremum scabies.

Vorzüglich gegen die Ausbeutung der Minen hat in der letzten Zeit sich die Spekulationswuth gerichtet. Vermittelst der englischen Kapitalien, der englischen Ingenieurs, der englischen Maschinen, hofft man alle dies aurum irrepertum, welches die geizigen Spanier darin gelassen haben, ihren Eingeweiden zu entreissen. Man ist selbst überzeugt, es in so großer Menge zu finden, daß bereits gewisse Oekonomisten über die wahrscheinliche Gemeinheit der edeln Metalle seufzen, und daß Andere sich zu berathen anfangen, wie es alsdann möglich werden dürfte, das Kapital der öffentlichen Schuld zu bezahlen, was ohne allen Zweifel einen großen Umsturz in der Gesellschaft bewirken würde. Aber, wie die gescheite Mistriß Glasses sagt: „man muß zuerst den Fisch nehmen." *)

Was kann man nicht wagen, den Menschen alles weiß zu machen, wenn man sieht, daß eine einzige Aktie in einer Mine, Real del Monte genannt, für welche man nur 70 Pf. Sterl. (1750 Franken) ausgezahlt hatte, mit einem Benefiz von 1400 Pf. Sterl. (35,000 Fr.) oder von 2000 Pf. Sterl. (50,000 Fr.) Prozent negozirt worden ist? — Die geschickt über diese Mine in Umlauf gesetzte Geschichte ist, daß ein Bewohner von Mexiko, durch ihre Ausbeutung, ein so beträchtliches Vermögen erworben, daß, während dem letzten Kriege er dem Könige von Spanien ein vollkommen ausgerüstetes Kriegsschiff von 74 Kanonen zum Geschenk machte.

Man dürfte sich fast versucht fühlen zu glauben, daß die ehrsamen Gentlemen, welche die Börse besuchen, vollkommen den Verstand verloren, oder daß sie vielleicht etwas gefunden haben, nämlich den so lange vergeblich gesuchten Weg, auf welchem Kandide und sein getreuer Kakambo, zu Olims Zeiten, in das reizende Thal von Eldorado gelangten, welches nichts als goldenen Dreck, so wie rubinene, smaragdene, diamantene Feldsteine enthält, die man nur aufzuraffen und in seinen Schubsack zu stecken brauche, um anderswo, ein sehr reicher Mann zu sein, wobei man wohl gar noch zu ihnen, wie der König jenes glücklichen Landes zum Optimisten sagte: „Nimm soviel davon, als du magst, und wohl bekomm' dirs!" sagen dürfte. Wir würden noch hinzufügen: „Mögen eure goldene Träume nie — stinkende Schäume werden, und möge eure Einbildungskraft sich lange noch mit Feldsteinen und — — beschäftigen. Aber leider werden eure Illusionen, die ihr denen verdankt, deren Maulthiere ihr seid und die euch überreden wollen, daß es Gegenden gebe, wo

The molten silver
Runs out like cream on cakes of gold;
And rubies
Do grow like strawberries,

bald verschwunden sein."

*) Es wird hier auf einen schottischen Abenteurer Anspielung gemacht, der, nachdem er einigen Antheil an dem Kampfe zwischen Spanien und seinen Kolonien genommen, in England bekannt machen ließ, daß die Bewohner von Poyais, eines großen Landstriches in Amerika, ihn zum Regenten, mit dem Titel eines Kaziken, erwählt hätten. Einige Zeit nachher, und als diese Aufschneiderei Glauben gefunden hatte, eröffnete er ein Anlehen zu London, um, wie er sagte, die ersten Bedürfnisse seiner Regierung zu tragen, weshalb er Aktien der königlichen Bank von Poyais negozirte, Offizierstellen in seinen Armeen verkaufte oder verschenkte, und durch einen glänzenden Prospektus eine Menge Kapitalisten verleitete, ihm ihr Geld zu geben, wofür er ihnen bedeutende Domänen in seinen Staaten zusicherte. Die neuen Eigenthümer rüsteten flugs Schiffe aus, um sich nach Poyais zu begeben, wo sie indessen weder einen Kaziken, noch eine Bank, noch Armeen, noch irgend eine Regierung fanden, sondern eine indianische Horde, die sie sehr übel empfing, ausplünderte und wieder fortjagte. Der vermeintliche Kazik soll ganz ruhig zu Paris unter einem obskuren Namen leben.

*) Mistriß Glasses ist die Verfasserin eines Kochbuches, in welchem der Artikel „Matrosengericht" also beginnt: Wenn man ein Matrosengericht machen will, so nehme man zuerst den Fisch.

Pariſer Sittentafel.

Der Marktſchreier.

Was iſt das für ein drolliges Subjekt im rothen, mit goldenen Treſſen beſetzten Rocke, in blaſſen Nankingbeinkleidern und Stulpſtiefeln? Sein Midaskopf iſt mit einer mächtigen, ſchneeweißgepuderten Perrüke bedeckt, von der ein zierlicher Haarbeutel, in dem ſich ein Spiegel befindet, ihm auf den Rücken herabhängt. Er ſteht aufrecht in einem Kabriolet, vor welches drei elende Ackergäule angeſpannt ſind. Auf zweien dieſer Roſinanten ſitzen, mit ausgeſpreizten Beinen, zwei türkiſch gekleidete Hanswurſte, die auf Trompeten blaſen und zugleich die Trommel ſchlagen. Hinter ihm ſteht ein Neger, der einen Beutel mit Zahlpfennigen ſchüttelt. Ein großer Menſchenhaufen umringt dieſes Fuhrwerk und glotzt auf den ſchönen Mann im Kabriolet, der Geſichter ſchneidet, ſich einmal über das andere bückt, und den Pöbel endlich folgendermaßen anredet:

„Hochzuverehrende, hochachtbare, inſonders hochpreisliche Herren und Damen! Sie wiſſen nicht, wer ich bin, weil Sie nicht die Ehre haben, mich perſönlich zu kennen. Ha! ich habe mir das wohl eingebildet. Ich will es Ihnen ſagen, und Sie davon benachrichtigen, obgleich Sie das längſt ſchon errathen haben ſollten, daß Sie das Glück haben, den berühmteſten Naturkundigen der Erde, Doctor philosophiæ, alchimiæ, astrologiæ, astronomiæ, medecinæ, poesiæ, prosæ, galimathiæ u. ſ. w. u. ſ. w. vor ſich zu erblicken, welcher eben ſo erfahren in der Medizin, vulgo Arzneikunde, als in der Chirurgie, vulgo Wundarzneikunde genannt, in der Philoſophie, Alchimie, Aſtrologie, Aſtronomie, Proſa, Poeſie, Rhetorik, Logik, Mechanik, Muſik, Maſchinik, Jurisprudenz und mehr dergleichen Schwänzelenz iſt, nicht einmal anderer geheimen Künſte und Wiſſenſchaften zu gedenken, welche ich alle zu Ihrem Nutz und Beſten in Anwendung bringen will. Ich nenne mich Paracelſus Bombaſtus Buonaventura de Magneſia, und war Leibarzt und konſultativer Geſundheitsrath, wie auch Mitglied der gelehrten Wiſſenſchaften Seiner Majeſtät des Kaiſers von China, diesſeits und jenſeits der Mauer, Magnetiſeur en chef der Favoritſultanin Seiner königlichen Hoheit des Vizekönigs von Aegypten und bei Nil, General-Chemiker des erlauchten Großveziers zu Konſtantinopolis und wohlakkreditirter Sterndeuter, wie auch privilegirter Geſundheitsmagenpillendreher des Herrn Koſakenhetmanns, Roptoſchine Exzellenz.

„Zudem habe ich noch den Vorzug, der berühmteſte Nachtwandler in allen vier Welttheilen zu ſein. Ich habe die Hälfte meines Lebens mit Schlafen für das Wohl der Menſchheit zugebracht; ſintemalen ich im Schlaf alle Krankheiten, ihre Urſachen und Prinzipien und Wirkungen, ihre intenſiven und extenſiven Kräfte, ihre Pauſen, Modulationen, Variationen, Fibrationen und Zirkulationen erkenne, und die Mittel erfinde, deren man ſich bedienen muß, um nicht nur prompt, reell, gewiſſenhaft, zweckmäßig und radikal geheilt zu werden, ſondern den Körper und die Seele auch, bis an das Ende der Welt, vor allen übrigen Rückfällen und Inkommoditäten zu bewahren.

„Ich habe die hohe Ehre gehabt, vor Fürſten, Grafen, Marquis, Baronen, engliſchen Lords und Gentlemen, wie auch vor polniſchen Magnaten, preuſſiſchen Standesherren, ruſſiſchen Knesen, wallachiſchen Boyaren und helvetiſchen Polizei-Inſpektoren einzuſchlafen, und ſie dadurch ſelbſt zur wohlthätigen Ruhe einzuladen. Ich habe, während meinem Schlummer, Kuren verrichtet, die zu Alexanders oder Papſt Leos Zeiten für Wunder gegolten haben würden. Ich habe einen Engländer vom Egoismus, einen Holländer von der Schwerfälligkeit, einen Deutſchen von der Lethargie, einen Italiener von der Feigheit, einen Franzoſen von der Aufſchneiderei geheilt, welches doch alles ſchwierige Kuren ſind, indem die Krankheiten tief eingewurzelt waren. Nächſtdem iſt es mir auch, obgleich nur mit vieler Mühe, gelungen, einem Gaſtwirth grade Finger, einen Weinwirth waſſerſcheu und einen Juden ehrlich zu machen, wozu ich mich ſympathetiſcher Mittel bedient habe. Ich habe es auch durch „arkaniſche“ Mittel ſo weit gebracht, eine alte ſogenannte Jungfer von der Heirathsluſt, einen jungen Mann vom Weiberhaß, einen .... ſchen Oberlieutenant von der Stockprügelwuth, einen Schriftſteller vom Ohrenbrauſen, einen jüdiſchen Banquier vom Ehrgefühl, einen Advokaten von der Chikaneſucht, einen Prälaten von der Unverdaulichkeit und ſeine Nichte vom Magenkrampf zu heilen. Ich könnte Ihnen, meine werthеſten Herren und Damen! noch ein weitläuftiges Präambulum von meinen Kenntniſſen und Talenten machen, und, um Ihnen die Präziſion meiner vorzüglichſten Kunſt zu beweiſen, Sie Alle ſammt und ſonders, durch eine einzige Geberde in den tiefſten Schlaf verſenken; aber ich ſehe, Sie ſind vollkommen von derſelben überzeugt, und ſo können wir nun ſtracks zur Sache ſelbſt ſchreiten.

„Da die arbeitende und ſchaffende Klaſſe der Geſellſchaft, welche ſich vor mir zu befinden die Ehre hat, nicht immer Zeit zum Schlafen erübrigen kann, um ſich mit mir in Rapport zu ſetzen, habe ich, im Grunde meiner unerforſchlichen Weisheit und mit Hilfe mehrerer myſteriöſer Bücher, welche an vielen Orten noch an Ketten liegen, damit der Teufel ſie nicht etwa hole, ein gewiſſes Arcanum vitae oder Lebensbalſam erfunden, welches ich ſo bewunderungswürdig

geſchickt verarbeitet habe, daß es in Pillen gedreht, und auf ſolche Weiſe am bequemſten und zweckmäßigſten genoſſen werden kann.

„Solche Pillen nun, welche ſich in dieſer Büchſe befinden, ſind das einzig rettende Heilmittel für alle Krankheiten, und der Stein der Weiſen für jede Geſundheit. Es befindet ſich Mondſchein und elektriſches Feuer, Nektar und Ambroſia, Manna und Lacrimae Christi, Vampirblut und Phönixleber, Greifenklau und Zitronat nebſt neunundneunzig anderen höchſt ſeltenen, ſehr theuern und koſtbaren Ingredienzien darin, welche mit unſäglichen Koſten und Mühen ich mir anzuſchaffen gewußt. Da ich aber als ein wahrhafter Menſchenfreund und Philoſoph, nicht aus Gewinnluſt, ſondern aus wirklicher Philantropie dieſes mein Arcanum vitae feil biete, und es auch den unbemitteltern Volksklaſſen käuflich machen will, ſo koſtet dato die Büchſe nur fünf Sous, wird aber morgen, übermorgen und überübermorgen jeden Tag um einen Sous geſteigert werden. Darum kaufe, wer kaufen kann. Es bietet ſich nicht alle Tage eine ſo günſtige Gelegenheit dar.

„Ich höre hinter mir fragen: warum ich nicht lieber, nach preiswürdigen, anderweitigen Beiſpielen, um drei, ſtatt um fünf Sous die Büchſe verkaufe? Mein Beweggrund iſt leicht zu errathen, und kann mir nicht anders als Ehre machen. Wollte ich um drei Sous verkaufen, ſo müßte ich weniger Pillen geben, oder aber, meine Waare würde weniger reellen Werth haben. Ich müßte ſtatt der koſtbaren Ingredienzien nur gemeinen Schofel oder Teufelsdreck hineinthun, und geſchehe es einmal, daß ſich Jemand darüber übel befände, ſo würde Alles ach und weh über mich ſchreien. Statt der berühmteſte Doktor und Tauſendkünſtler in ganz Europa, würde ich alsdann nur ein ganz gemeiner Marktſchreier ſein, der das dumme Volk übers Ohr hauen wollte, um ſeinen Schubſack anzufüllen, und der, ſtatt Türken auf ſtattlichen Roſſen vor, und einen Neger hinter ſich zu haben, ſich ſelbſt auf einen Eſel oder Bock hängen, und mit dem Fluche der Geſellſchaft beladen das Weite gewinnen könnte. Sie begreifen leicht, daß ich danach kein ſonderliches Gelüſten haben kann; denn

Quecumque ex merito spes venit, aequa venit.*) “

*) Man darf mit Recht nur das erhoffen, was man verdient.

Reiſe in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Hodgſon.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika ſind nicht mehr zerſtückelte Provinzen, ſondern ſie bilden ein engverſchlungenes Ganzes. Sie haben einen Nationalkarakter angenommen, der ernſt und liebenswürdig zugleich iſt. Er hat ſich erſt vor Kurzem bei einer auſſerordentlichen Gelegenheit offenbart, nämlich bei dem Beſuche Lafayette's. In den Reden des Kongreſſes und der Städte, in dem Willkommen und in dem Lebewohl, das ihm geſagt wurde, in den Geſchenken, die man ihm dargeboten hat, und mit denen er für Bolivar beauftragt worden iſt, ſelbſt in dem Namen des Schiffs, das ihn nach Europa zurückgebracht hat, und das, nachdem es die Küſte von Frankreich berührt hatte, als ein glücklicher Bote nach Griechenland geſegelt iſt. Es liegt in alledem etwas mehr, als eine edel ausgedrückte Erkenntlichkeit, es iſt Geiſt und Grazie darin.

So wie das amerikaniſche Volk ſich bei dieſer Gelegenheit gezeigt hat, ſo hat es auch der Reiſende (Hodgſon) geſehen, der Alles einfach, aber getreu beſchreibt, und uns ſeine Empfindungen theilen läßt. Obgleich durch ſeinen Stand den politiſchen Betrachtungen und der Literatur fremd (denn er iſt ein Kaufmann, der aus langer Gewohnheit alles das liebt, was ſeinem Vaterland England angehört, vom König angerechnet, bis zu den Lords, den Gemeinen, und ſelbſt bis zur Handelskammer von Liverpool); obgleich ſein Verſtand eine religiöſe Richtung hat, die faſt den Fanatismus berührt, ſo kann man ihm doch nicht einen großen Schatz von Unterrichtung, Beobachtungsgeiſt, Aufrichtigkeit und Faſſungsvermögen abſprechen. Dem Leſer kann das Gewicht eines ſolchen Zeugniſſes nicht anders als genügend ſein. Er ſpricht ſich über den Karakter des amerikaniſchen Volks unter anderm folgendermaßen aus:

„Auf einer Reiſe von mehr als ſiebenhundert Meilen habe ich die verſchiedenen Volksklaſſen eben ſo höflich und zuvorkommend, als in England, gefunden. Manchmal ſelbſt habe ich ſie noch viel günſtiger beurtheilt. Wenn die Manieren der vornehmern Klaſſen (der höhern Beamten, reichen Kaufleute und Gutsbeſitzer) weniger abgeſchliffen und minder ſtudiert, als die derſelben in England ſind, wenn ihre Erziehung weniger gelehrt iſt, ſo haben ſie dagegen in ihrem ganzen Weſen etwas Einfacheres und Natürlicheres, womit ſie eine große Umſicht, Erfahrung und Beleſenheit verbinden. Die Frauen ſind ſehr freimüthig, lebhaft und heiter, ohne jedoch den geringſten Verſtoß gegen die ihrem Geſchlechte zuſtehende Konvenienz zu

begehen. Wenn etwas an ihnen mißfallen könnte, so dürfte es mehr die Gleichgültigkeit, als die Furchtsamkeit oder die Unverschämtheit sein. Sie haben viel Grazie, und kleiden sich mit besonderm Geschmack. Sie wissen die Liebe zu den häuslichen Beschäftigungen mit der Liebe zu der Literatur und zu der Musik zu verbinden. Die untern Klassen sind feiner und gesitteter, als sie es in England sind. In diese Kategorie kann man die kleinen Pächter, die Gastwirthe, die Kleinhändler, die Handwerker, die Dienstboten und die Feldbebauer begreifen. Man findet bei ihnen eine bestimmtere Begier, zu lesen und sich zu unterrichten. Der Kreis ihrer Ideen ist ausgedehnter. Sie haben weniger Aberglauben und Vorurtheile, so wie eine höhere und festere Haltung des Karakters."

Kaum hat man in Europa einen Begriff von einer so unterrichteten Volksmasse, als sie es in den vereinigten Staaten ist. Wir haben schon früher in den Unterhaltungsblättern*) das System der „Freischulen" angedeutet. Dies ausserordentlich freisinnige System, das den Staat und nicht die Aeltern mit der Erziehung der Bürger belastet, strebt dahin, in einer ganzen Generation alle die verschiedenen Eigenschaften zu entwickeln, welche die Natur einem jeden Individuum verliehen hat. Es ist also als ganz vorzüglich zu betrachten, weil eben dadurch die ausgezeichnetsten Menschen geschaffen werden können.

„In England," sagt ein Mitglied des amerikanischen Kongresses (Webster), „lernt auf fünfzehn Kindern nur eins lesen und schreiben. Im Lande Wales nur eins auf zwanzig. In Frankreich nur eins auf fünfunddreißig. Aber in Neu-England gibt es nicht ein einziges Kind, das nicht Gelegenheit hätte, ausser dem Lesen und Schreiben, noch viele andere nützliche Dinge zu lernen. Die Wohlthat des Unterrichts, die anderswo der Sorge der Aeltern, dem Zufall oder der Mildthätigkeit Anderer überlassen ist, wird hier als ein Gesetz, als eine Zusicherung für Alle betrachtet."

Hodgson fügt hinzu: „In den vereinigten Staaten liest Jedermann, und die Lust zu den Büchern ist allgemein." Im Staate Vermont und Maine fand der Reisende sehr wohlgehaltene Schulen in jedem Distrikt. Er sah Bücher in allen Wirthshäusern und selbst in der Wohnung des ärmsten Landmanns. „In einem Dorfe, sagt er, wo wir verweilten, während umgespannt wurde, fand ich das Leben der Henriette Newell, die Predigten Whitfields, die Werke Youngs und andere. In einem zweiten, die Dichtungen Walter Scotts, die Lektionen Blairs, den botanischen Garten von Darwin, eine Grammatik und ein englisches Wörterbuch. Wer hätte es erwartet, solche Bücher in dem Gastzimmer einer Dorfschenke zu finden?" In einem andern Staate von Neu-England fand er ebenfalls in einem Wirthshause das Werk von Doddridge (Rise and congress), einige vortreffliche Religionsbücher, so wie die Dichtungen Walter Scotts und Youngs.

In den westlichen und südlichen Staaten herrscht ein anderer Geschmack; aber die Leselust ist dieselbe. So sah der Reisende in einem Wirthshause im Staate Tennessee, unter vielen andern Büchern, einen Homer, Virgil, Ovid, Cicero, Dugald Stewardt, Adam Smith, die Astronomie von Ferguson, die Encyklopedie von Rus u. s. f. Alle diese Werke gehörten dem Sohne des Gasthalters. In dem Hause eines Pächters in Georgia, dessen Frau die Tochter eines Wilden vom Stamme Cherokees war, und dessen Kinder dennoch so wohl gezogen waren, als die des wohlhabendsten Landwirths in England, sah der Reisende die Geschichte Amerikas von Robertson, den Zuschauer und einige andere Zeitschriften, nebst einer Bibel und mehreren anderen Werken über religiöse Gegenstände. In der Provinz Alabama bemerkte er im Bücherschrank des Gastwirths eine Bibel neben einem Alkoran, die Encyklopedie von Nicholson, einen Sterne, Burns, Cowper und die Verhandlungen der Gesetzgebung von Alabama. „Ich führe darum diese Bücher an," fügt er hinzu, „weil sie eine Idee von denen geben können, die man gewöhnlich in den Landwirthshäusern findet, und die sehr oft nur das Bruchstück einer bedeutenden Bibliothek sind, die sich im Schlafzimmer des Wirths befindet."

Dieser Trieb sich zu unterrichten, ist mit der Zivilisation, bis zu den Creks-Indianern, und zwar mit Hilfe der amerikanischen Missionärs, vorgedrungen. „Von den drei Distrikten, in welche sich diese Nation von 15,000 bis 20,000 Seelen theilt, hat der eine zur Unterhaltung der Schulen eine jährliche Summe von 2000 Dollars angewiesen, welche die vereinigten Staaten siebenzehn Jahre lang, für eine Landesabtretung, zu bezahlen haben. Ein anderer hat dazu jährlich 1000 Dollars bestimmt, mit der Zusage, diese Summe in Kurzem zu verdoppeln. Der dritte endlich hat von der Regierung der vereinigten Staaten ein Verbot erbeten, die Wilden mit Lebensmitteln zu versorgen, damit sie dadurch genöthigt werden, ihr wildes Jägerleben zu verlassen und sich dem Ackerbau zu widmen, weshalb die jährliche Abgabe in Ackergeräthen entrichtet werden solle. In der letzten allgemeinen Versammlung der Volkshäupter sind 1300 Dollars und mehr als achtzig Stück Vieh zum Unterhalt der Schulen ausgesetzt worden. Die sämmtlichen Beiträge der Choctaws für diesen Gegenstand, belaufen sich bereits über 70,000 Dollars."

*) Zweiter Jahrgang, Nro. 41 u. f. w.

Was den moralischen Zustand des Landes betrifft, so ist er von einer Provinz zur andern verschieden, und es ist unmöglich, ein Gemälde zu entwerfen, das alle Theile der Union gleich vollkommen darzustellen im Stande sein dürfte. „Die Gewohnheit zu trinken," sagt Hodgson, „und der Gebrauch der starken Liqueurs, ist ein fast allgemeines Laster. Diese üble Gewohnheit ist zwar schon in den südlichen Staaten bemerkbar; aber in denen im Mittelpunkte und im Norden übt sie eine wirklich betrübende Herrschaft aus. Hinzufügen muß man jedoch, daß sie nie bis zur viehischen Betrunkenheit ausartet. Während meinem ganzen Aufenthalte in Amerika habe ich nicht sechs Beispiele einer solchen Verdorbenheit gesehen, ausgenommen bei den armen, noch halb thierischen] Indianern, die auf den Grenzen wohnen."

Die Ausschweifung des weiblichen Geschlechts ist dagegen viel weniger auffallend, als in Europa; obgleich man auch in den Städten der vereinigten Staaten manchmal dieselbe Lizenz, wie in England, findet, so sind die Weiber im Ganzen doch viel zurückhaltender und sittsamer. Boston ist eine Stadt, in welcher ein mehr als englischer Puritanismus herrscht, dahingegen in Neu-Orleans die Entartung der Sitten ausserordentlich genannt werden kann. Diebstahl, Straßenräuberei und Todschlag sind viel seltener, als in England. Die Zweikämpfe sind noch ziemlich häufig, jedoch mit Ausnahme der östlichen Staaten. Der Reisende hat bemerkt, daß in den nördlichen Provinzen die Strenge der protestantischen Sekten so fühlbar ist, daß man fast niemals irreligiöse Aeusserungen vernimmt; aber, setzt er hinzu, die Gottlosigkeit äussert sich, auf eine wirklich erschreckliche Weise, an den Gestaden des mexikanischen Meerbusens. — Ein anderer englischer Reisende sagt: daß er in keiner Gegend der vereinigten Staaten je einen Bettler gesehen habe. Niemals wurde er um ein Almosen angesprochen oder vielmehr einmal nur; aber der Bettler war — ein ausgewanderter Irländer.

Parisina.

Nach einem italienischen Schriftsteller des XVI. Jahrhunderts.

Man erinnert sich vielleicht noch, daß vor einiger Zeit in den französischen Journalen, und nach ihnen in den deutschen angezeigt wurde, wie ein italienischer Gelehrter, Grassi, in einem gänzlich vergessenen Schriftsteller seines Vaterlandes, den wahren und ersten Erfinder des „verlornen Paradieses" entdeckt habe, und daß er nun, vor den Augen der gelehrten Welt, die Beweise des erstaunlichsten und unglaublichsten Plagiats darlegen wolle. Man bemerkte bald, daß der Grund dieser Anzeige in dem Vergnügen bestanden habe, einem Ketzer, wie Milton, seines großen Ruhmes zu berauben, um ihn auf einen Landsmann, einen papistischen Glaubensbruder, überzutragen, von dem bis dahin keine Seele das Geringste gewußt hatte. Scharfblickende Männer vermutheten sogleich den wahren Bestand der Sache, und daß es mit der Entdekkung dieses Grassi dieselbe Bewandniß habe, wie mit der jenes Alfio Grassi, der wahrscheinlich ein Bruder des Erstern war, und der, Zug für Zug, in der türkischen Staatsverwaltung die „französische Konstitution" wiedererkannt, und darüber ein dickes, sehr gelehrtes Buch geschrieben hatte. Dennoch erregte diese Angelegenheit in England und in Italien eine größere Sensation. Ein Dutzend Kritiker und Kritikaster diskutirten mit großem Ernst über die „Möglichkeit" der Sache, und verspotteten endlich eben so ernsthaft den Kühnen, der es gewagt hatte, eine so große Berühmtheit anzugreifen und einen Augenblick zweifelhaft zu machen.

Wir sind keineswegs gesonnen, uns einer ähnlichen Gefahr auszusetzen, und auf ein anderes erhabenes Genie, das Byrons, irgend einen Schatten von Zweifel zu werfen, obgleich einer unserer geachtetsten literarischen Freunde uns eine Novelle aus dem sechszehnten Jahrhundert mitgetheilt hat, die von einem ganz vergessenen Schriftsteller herrührt, und in welcher sich die vorzüglichsten Grundzüge und selbst einige der Einzelnheiten eines Gedichts vom Lord Byron, „Parisina" betitelt, vorfinden, das, wie man weiß, eines der ausgezeichnetsten dieses großen Dichters ist. Wir glauben, daß es unsern Lesern nicht unangenehm sein wird, wenn wir ihnen eine Parallele gewisser Züge beider Dichtungen mittheilen, die uns von hohem Interesse geschienen hat.

Der Grund von Byrons Gedicht und von der Novelle des Italieners ist nichts anderes, als die alte Fabel von der Phedra, in der es sich von der unerlaubten Liebe eines Jünglings zu seiner Schwiegermutter handelt. Indem Racine sich dieses Gegenstandes bemächtigte, modifizirte er den Hauptpunkt, den er im Seneka gefunden hatte, dahin, daß er, um den Hippolyt interessanter zu machen, ihn als ganz unschuldig und tugendhaft auftreten ließ. Bei Byron und dem Italiener unterliegt der Held, und bleibt nichts desto weniger höchst interessant. Die Katastrophe seiner Liebe ist, in dem Einen wie in dem Andern, furchtbar und rührend; woraus sich ergibt, daß die Aufgabe der Letztern schwieriger, als die des Erstern war.

Byron hat vorausgesetzt, um leichter über diese Schwierigkeit zu triumphiren, daß sein Held, ein ausserehliches Kind, deren Mutter sein Erzeuger sehr

unglücklich gemacht hatte, dieſem weniger Zärtlichkeit, als Haß und Rache ſchuldig ſei. Der italieniſche Verfaſſer hat dieſes Hilfsmittel verworfen, und er erzählt den Hergang der Begebenheit, gleich als wenn es eine wahre Geſchichte wäre. Er gewährt den jungen Liebenden keine andere Entſchuldigung, als in der Gleichheit ihres Alters, der Uebereinſtimmung ihrer Neigungen und dem Zauber ihrer gegenſeitigen Reize, denen er die kalte Strenge eines Gemahls gegenüberſtellt, deſſen gereiftes Alter bereits ſeine Sinne erſtarrt hat.

Die Szene eröffnet ſich bei dem engliſchen Poeten durch ein Stelldichein, beſchirmt von den dunkeln Schwingen der Nacht, während dem die Liebenden, im Vollgenuſſe ihrer ſträflichen Leidenſchaft, ſcheidend der Vorahnung ſich überlaſſen, daß ſie zum letzten Male glücklich geweſen ſind. In der italieniſchen Novelle beginnt die Szene nicht in der Mitte der Handlung. Der Verfaſſer ſchildert den Urſprung der verbrecheriſchen Liebe, den Kampf der Tugend in zwei Herzen, die für einander geſchaffen waren, und endlich die Schwäche derſelben.

Von einer Leidenſchaft für die Gemahlin ſeines Vaters verzehrt, deren er ſich ſchämt, und die er Niemandem zu geſtehen wagt, wird Sergio todtkrank. Er befindet ſich auf dem Sterbelager, und Konrad, der umſonſt ſeinen Sohn über die Urſache ſeines verborgenen Kummers befragt hat, überläßt ſich dem ganzen Schmerze ſeines wirklich väterlichen Herzens. Eine alte Amme tritt, in Thränen vergehend, aus der Kammer des Kranken, und ſagt zu ſeiner Schwiegermutter Tiberia: „Es iſt um Sergio geſchehen! Er ſtirbt, er *will* ſterben; denn er hat alle Nahrung von meiner und ſeines Vaters Hand verweigert.“ Darauf ſagte Tiberia zu ihr: „Gib mir, was du hältſt. Ich will es ihm ſelbſt überbringen. Vielleicht bin ich glücklicher als du.“ Sie nimmt das Gefäß, und nähert ſich dem ſterbenden Sergio. Sie ſpricht mit Wehmuth zu ihm, bittet ihn: aus Liebe zu ihr ein wenig Speiſe zu ſich zu nehmen, und führt einen Löffelvoll der ſtärkenden Flüſſigkeit zu ſeinen Lippen.

Die Sorgfalt und die ſüßen Worte Tiberias bleiben nicht ohne Erfolg. Sergio erlangt ſeine Geſundheit wieder. Die Friſche und die Roſen der Jugend glänzen aufs Neue auf ſeinen Wangen. Konrad dankt tauſendmal ſeiner Gattin, und feiert durch glänzende Feſte die Wiederherſtellung ſeines einzigen Sohnes. Mitten in dieſen Feſten nun verſchlingt ſich das Drama ſtärker. Mutter und Sohn ſprechen mit minderer Zurückhaltung. Ihre gegenſeitige Leidenſchaft, die ſie ſich nicht zu geſtehen wagen, verdoppelt ihre Stärke und wird unüberwindlich, wie ihr Schickſal.

„Unglückliche!“ ruft Tiberia über ſich ſelbſt weinend: „Du haſt das Heil deſſen zu erringen geſucht, der jetzt die Urſache deiner Qual iſt. Du haſt den geheilt, der heute *dich* krank macht. Du haſt den vom Tode erweckt, der dir nun den Tod bereitet.“

Eines Tages bezeugte Sergio Tiberien ſeine Dankbarkeit auf die leidenſchaftlichſte Weiſe, und ſagte zu ihr: „Tiberia! ich würde gern tauſendmal für Sie ſterben.“ — Sie wollte dieſe zärtlichen Schwüre beantworten; aber ſei es nun aus Wonne oder Schmerz, Furcht oder Hoffnung, Vergnügen oder Kummer, die Stimme ging ihr aus, und ſie blieb ſo unbeweglich, wie eine Marmorſäule. Aber wenn ihre Zunge ſchwieg, ſo redeten ihre Augen dafür, und goſſen einen Thränenſtrom aus. Sergio, erſtaunt und tief gerührt, weinte mit ihr. Er nahm ihren Schleier, trocknete ihre hochgefärbte Wangen damit ab, und beſchwor ſie, ihm die Urſache ihres Kummers anzuvertrauen. Tiberia, von ſeinen Thränen und ſeiner Zärtlichkeit bewegt, beruhigte ſich etwas, faßte ſodann Muth zu ſich ſelbſt, geſtand ihm ihre Liebe, und beſchwor ihn mit gefalteten Händen, Mitleiden mit ihr zu haben, und ihre Schwäche nicht zu mißbrauchen.

Aber Sergio beachtete dies Flehen ihrer ſterbenden Scham nicht lange, und benutzte die Gelegenheit, die Zufall und Liebe ihm darboten. Von nun an ſchlich er ſich jede Nacht in Tiberias Schlafgemach. Nichts verrieth dem alten Konrad dieſe verbrecheriſche Verbindung, die vom tiefſten Geheimniß bedeckt wurde.

Alle dieſe Stufenfolgen der Leidenſchaft ſind in Pariſina unterdrückt. Sie verläßt die Arme ihres Geliebten, um in die ihres Gemahls zu ſinken, und entſchläft, heftig bewegt, auf der Bruſt deſſelben, wo ein verrätheriſcher Traum ihrem Munde den Namen ihres geliebten Hugo entſchlüpfen läßt. Auf ſolche Weiſe wird das ſchwere Geheimniß verrathen.

In der italieniſchen Novelle wird es durch einen andern Umſtand entſchleiert. Einige ſelbſt komiſche Berührungen verirren ſich ſogar in die ernſte Bewegung, die durch den verhängnißvollen Gegenſtand veranlaßt wird. So heißt es, daß Konrad, nach dem Rathe der Aerzte, ſeine junge Gattin nur des Morgens beſuchte. Eines Tages erſcheint er früher als gewöhnlich an ihrer Thür, und findet ſie von innen verſchloſſen. Er ſchlägt heftig dagegen, und gebietet, ſie ihm zu öffnen. Die Liebenden ſchrecken aus ihrem ſüßen Schlummer auf, Sergio entflieht durch das Fenſter; aber er läßt die Spuren ſeiner Gegenwart zurück.

Endlich wird die Thür geöffnet; aber Konrad, deſſen Argwohn durch die ungewöhnliche Thürverſperrung erregt worden iſt, beobachtet ſeine bleiche, zitternde Gattin. Die Unordnung ihrer Sinne und die Verworrenheit ihrer Antworten ſind genügend, ſeine

Vermuthungen zu bestärken. Um sich noch mehr von der Wahrheit zu versichern, legt er ihr seine Hand aufs Herz, das mit verdoppelter Heftigkeit schlägt, und ihm keinen Zweifel mehr läßt. Wild rollt er seine Augen und späht forschend im Zimmer umher. Beim matten Schimmer einer Nachtlampe entdeckt er eine kleine Mütze von rothem Tuch, mit einer goldenen Troddel, die er als seinem Sohn gehörig erkennt, und die dieser auf seiner plötzlichen Flucht zurückgelassen hatte. Statt nun loszubrechen, verschloß er die Augen, und that, als sei er eingeschlafen, schien auch nachher vollkommen ruhig und befriedigt, wodurch es ihm gelang, die Furcht in der Seele der nur zu leichtgläubigen Tiberia wieder zu zerstreuen.

In der Szene, welche wir so eben aufgezeichnet haben, ist, das muß man unverhehlt gestehen, Alles besser abgestuft und wahrscheinlicher, als in Parisina. Es ist nicht auf ein im Traume entschlüpftes Wort, daß der tiefbeleidigte Vater über seinen Sohn und über sein Weib das Todesurtheil ausspricht. Hier ist er überzeugt; denn nachdem er nach so bestimmten Zeichen die Liebenden längere Zeit noch bewacht hat, kommt er auf einmal mit Soldaten und Henkern, um sie, den Einen in des Andern Armen, zu überraschen. Byrons Hugo zeigt im Augenblick seines martervollen Todes einen stolzen, unbeugsamen Karakter. Es findet ein ziemlich langer Dialog zwischen Vater und Sohn statt. Der Dichter schildert die Bestürzung der als Zeugen anwesenden Hofleute. Er zeigt Parisina, als plötzlich wahnsinnig geworden, und gefällt sich in der Darstellung der Hinrichtungsvorbereitungen.

Der italienische Schriftsteller schreitet mit viel größerer Schnelle zur endlichen Entwickelung. In seiner Erzählung denken die beiden unglücklichen Liebenden, tief daniedergebeugt, nicht daran, zu diskuriren oder Gegenbeschuldigungen auszustoßen. Sie stehen zu den Füßen eines erbitterten, fürchterlichen Vaters um ihre Gnade; aber er hört sie nicht. Konrad, wie trunken von Wuth und Rachlust, läßt sie in seiner Gegenwart auf die allerschauderhafteste Weise martern. — Hinsichtlich der energischen und schrecklichen Wahrheit dieses Gemäldes läßt der Italiener den englischen Dichter weit hinter sich. Aber mitten in diesem blutigen Luxus der Wuth und Unmenschlichkeit treten so pathetische Züge hervor, daß sie die Seele zerreissen. Bei alledem befürchten wir nicht, unsere Leser zu heftig anzuregen, wenn wir mit einiger Milderung ihnen das Ende davon mittheilen.

„Als man in der Gallerie angekommen war, wurde eine Leiter an das Fenster gelehnt, welches ins Vorzimmer der Prinzessin ging. Konrad stieg zuerst hinauf, nach ihm der Hauptmann, und zuletzt die Uebrigen. Sie eilten sogleich in das Vorzimmer, mit Fackeln und Laternen in den Händen. Die beiden Liebenden waren fest eingeschlafen, und hielten sich gegenseitig umschlungen. Der Greis trat also hinein, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Wüthend schritt er gegen das Bett, von seinen Begleitern auf dem Fuß gefolgt. Mit Geräusch zog er die Vorhänge und die Bettdecke zurück, und schrie mit einer Donnerstimme: Da seht ihr die Ehre, die mein Sohn und mein Weib mir machen! Aber ihre Strafe soll fürchterlich sein.

„Sergio und Tiberia schreckten gewaltsam aus ihrem Schlummer auf, und sahen sich rings von Falkeln umgeben, die nur drohende Gesichter erhellten, und ihnen die Raserei eines durch sie entehrten Vaters zeigten. Sie blieben stumm und unbeweglich vor Erstaunen und Schreck; kaum athmeten sie noch. „Herbei!“ schrie Konrad den Soldaten zu, „bindet diesen Elenden Arme und Beine! Sputet euch!“ — Nachdem dies geschehen war, wendete er sich zu dem Henker, der im Hintergrunde stand. „Jetzt verrichte du dein Amt!“ sagte er zu ihm. Der Henker trat hervor, packte Sergio bei dem Kopf, und bohrte ihm beide Augen aus, die er ihm vor die Füße warf. Sodann riß er ihm mit einer Zange die Zunge aus dem Mund, als sie eben noch die rührendsten Worte der Reue und die letzten flehenden Laute aussprach. Endlich hackte er ihm noch Hände und Füße ab.

„Bei diesem entsetzlichen Schauspiel wurde Tiberia ohnmächtig. Aber Konrad, dessen Durst nach Rache durch die unerhörte Marter seines Sohnes noch nicht gestillt war, brachte sie selbst durch allerlei Reizmittel wieder ins Leben zurück, und ließ sie alsdann auf dieselbe Weise, wie seinen Sohn, behandeln. Man warf sodann die beiden Unglücklichen wieder auf dasselbe Bett, auf welchem man sie überrascht hatte. Sterbt, schrie er ihnen zu, sterbt im grimmigsten Schmerz und in Verzweiflung auf demselben Bett, wo ihr in Wollust gelebt habt, um mich zu verrathen und mich zu entehren. Nach diesen Worten verließ er mit seinem Gefolge das Zimmer, und verschloß die Thür hinter sich, wonach er sich in den großen Saal begab, wo er, das Herz so ganz von diesem Fieber der Raserei erfüllt, auf- und abspazierte, daß auch nicht die geringste Spur von Menschlichkeit in ihm übrig blieb. Alle, die sich in seiner Nähe befanden, zitterten und verabscheuten eine so grenzenlose Rache. Der Henker selbst war wie vernichtet von der entsetzlichen That, deren Werkzeug er gewesen war.

„Die beiden unglücklichen Liebenden, ohne Zunge, ohne Augen, ohne Hände und ohne Füße, an sieben verschiedenen Theilen ihres Körpers zugleich ihr Blut verlierend, waren ihrem letzten Lebensaugenblicke nahe. Nachdem Konrad die Thür verschlossen, hatten sie sich genähert und sich mit den Stumpfen ihrer Arme um-

armt. Sie preßten sich Mund auf Mund, umschlangen sich so fest, als sie nur immer konnten, und erwarteten in diesem blutigen und fürchterlichen Zusammendrücken den Moment, wo sie vereint ihre Seelen aushauchen sollten."

Wenn der italienische Verfasser den Leser ohne Entschädigung für dieses grausenerregende Gemälde liesse, so würde er nicht leicht zu entschuldigen sein. Aber er beendigt seinen Roman auf eine, wir möchten beinahe sagen gelehrtere, natürlichere und moralischere Weise, als Byron. Nach diesem Letztern verheirathet der Marquis d'Est sich wieder. Er hat andere Kinder, und niemals entschlüpft der Name seines Sohnes und seiner frühern Gattin seinen Lippen. Das Ende Parisina's ist hier mit einem undurchdringlichen Schleier umgeben, und nachdem der Dichter die Einbildungskraft des Lesers aufs Höchste aufgeregt hat, überläßt er ihm allein die Sorge, diesen Theil des Drama's, nach seinem Gutbefinden, zu beendigen. In der italienischen Novelle ist es dagegen ganz und vollkommen beschlossen. Das Volk, von einer so entsetzlichen und übertriebenen Rache empört, erstürmt den Pallast, ermordet die Wache und schleppt den alten Konrad auf das Schaffot.

„Von allen Seiten zugleich war man in den Pallast eingedrungen, und das empörte Volk brüllte wie ein Orkan: Er sterbe! er sterbe, der grausame, blutgierige Tirann! Aufs Schaffot mit ihm! An den Galgen mit dem Barbaren! Konrad wurde endlich in dem Schlupfwinkel entdeckt, in welchem er sich verborgen hatte, und daraus hervorgezerrt. Umsonst suchte er seine zu späte Bereuung der entsetzlichen That geltend zu machen, um sein Leben zu retten. Wie von der göttlichen Gerechtigkeit selbst zur Vergeltung angespornt, zerfleischten sie ihm das Gesicht, rissen ihm langsam seinen langen Bart aus, schleiften ihn auf den öffentlichen Platz, wo er an einen Pfahl gebunden und vom Volke gesteiniget wurde. Auf solche Weise getödtet, unter einen Hügel von Steinen begraben, konnte man an dem Kadaver nicht mehr die menschlichen Züge erkennen. Männer, Kinder, Greise, Alles, ein Jeder wollte einen Stein auf den Tirannen geworfen haben, der unter der aufgehäuften Steinmasse begraben blieb. Nach dieser Rachevollstreckung begab man sich in den Pallast, wo man die Körper der beiden Unglücklichen mit Thränen benetzte und sie sodann mit vieler Feierlichkeit in ein Grab legte. Am nächsten Morgen versammelten sich die ältesten Bürger und nahmen die weisesten Maasregeln zur Regierung des Landes, das nun keinen Beherrscher mehr hatte. Sie verwandelten ihr Fürstenthum in eine Republik, die sehr lange Zeit fortbestand."

Deutsche John-Bulliaden.

Heirathsantrag eines Beckers.

Nachstehende Anzeige haben wir wörtlich aus dem „allgemeinen Anzeiger der Deutschen, Jahrgang 1825, Seite 3223" abgeschrieben.

„Ein unbeweibter und kinderloser Mann, der sein Gewerbe als Becker treibt, sucht eine ganz reine, gebildete, ledige Haushälterin und getreue Wirthschafterin; doch nicht über achtundzwanzig Jahr! und ganz reiner evangelischer Religion sein muß. Von gesundem, wohl gebildetem Körper, von ungetrübter Heiterkeit und jugendlichem Frohsinn, vortrefflichem Karakter, und unverdrossener Thätigkeit in jeder Arbeit, selbst die mühsamsten nicht ausgeschlossen, geübt und wohlerfahren. Aus einer guten und unbescholtenen Familie; wo aber sie die besten Zeugnisse bringen muß. Da nun bei meinem Gewerbe keine Thaler, sondern Zweier, Dreier, Sechser und Groschen einkommen, und Thaler wieder ausgegeben werden müssen, so muß man solche zu Rathe halten, daß die Einnahme die Ausgabe nicht übersteigt. Kann sie dieses in Erfüllung bringen (mit Gott) und sie hält das Noviziat [1]) als rechte Haushälterin und getreue Wirthschafterin aus; — so gebe ich ihr auf mein Ehrenwort als Gattin meine Hand und Herz, und hat treue Liebe zu mir, so werde ich ihr Führer, ihr Leiter, ihr Gatte, und sie wird meine Gattin und Gefährtin unseres Lebens sein, so lange wie Gott will. Hat sie nun noch etwas an Reichthum, Gut und Gold, so wünsch' ich, daß ja von unrechtem Gut nichts untermenget sei. [2]) Bete und arbeite, so hilft Gott allezeit?

Wer sich nun auf obiges Vorgeschriebene berufen fühlt, oder Rücksicht darauf nimmt, beliebe sich in frankirten Briefen zu melden, oder in Person zu stellen, weil die Sache keinen Aufschub leidet. Aber Reisekosten werden nicht gut gethan.

Schlotheim in Thüringen, vier Meilen von Gotha, zwei Meilen von Langensalza, den 9 Sept. 1825.

Wilhelm Georg Christian Lauer,
Schwarz-, Weiß-, Looß- und Kuchenbecker.

Anmerkungen des Verfassers obigen Artikels:
[1]) Noviziat, also wird das Probejahr genannt, so diejenigen zu geniessen haben, welche das Klosterleben erwählen, und in diesem Jahr ist es ihnen erlaubt, ein solches hinwiederum zu verlassen, und werden diejenigen, so im Probejahr stehen, Novicii genannt.
[2]) Tausend werden nicht verlangt, wenn's nur Hunderte sein?

Todesanzeigen.

1.

Am 18. dieſes um vier Uhr beim Gruß der Morgenröthe, ſchlug für uns die herbe Stunde, da die gebieteriſche Vorſehung unſern geliebten Gatten und Vater den Herrn Herrn Johann Friedrich Wedel leider erſt im 66ten Jahre ſeines Alters und noch leiderer erſt im 38ten unſerer ſchönen Ehe, von dem Getümmel dieſes unſeres Erdenkörpers abrief. Süß war ſein Beruf! ſüßer noch ſein Hingang nach 11 Monatlicher Körper und Geiſteslähmung: Er die Freude und der Stolz unſers Erdenlebens, ausgerüſtet mit einer Kraft für eine Ewigkeit, er der Thätige; unermüdete: Tod! Tod! Verſchloſſen iſt der kühne Purpurmund, kalt die Warme Hand, ausgelöſcht der Funke, der in ſeinem ſchönen Auge glänzte. Um ſeine Leiche ſtanden zwei ſeiner unmündigen Töchter mit ihren Gatten, und miſchten ihre Thränen mit den meinigen. Unter Verbittung alles Beileids, empfehle ich mich mit einer guten Grosmutter und benannten zwei troſtloſen Töchtern und deren Gatten, ſo wie auch mit der Fortſetzung unſers Gewerbes unter Verſprechung der reellſten und gewiſſenhafteſten Bedienung.

Chriſtiane Thereſe Wilhelmine Wedel,
nunmehrige Zuckerbäckers Wittib und
Töchter, ſo wie auch Gatten.

2.

Es hat dem Ewigen gefallen, meine ſeit zwanzig Jahren in Amerika etablirten und ſeit dieſer Zeit nicht wiedergeſehnen, vormals im theologiſchen Stipendio zu Tübingen ſtudierenden, nachmals die Schreiberei ergriffenen und von dieſer zur löbl. Handelſchaft übergegangenen kinderloſen Bruder, von meiner Seite zu reißen. Wo finde ich Worte, dieſen mir ſo empfindlichen Todesfall zu ſchildern, der laut Nachrichten aus Boſton an einem ungemein gelben Fieber vor zwei Monaten ſeelig erfolgte. Was bleibt mir nun noch übrig, als der tägliche Wunſch, mich mit dieſem geliebten Bruder ſchon nach fünfzig Jahren wiedervereinigt zu ſehen. Das allein giebt mir Troſt und Kraft mich zu unterzeichnen, als der tiefgebeugte Bruder

Hochgräflich ..... ſcher Rechnungsrath, wie
auch allerhöchſt eingeſetzter Spezial-
Domainen-Verwalter N. N.

Neue Eiſenbahn für Dampfkutſchen in Schottland.

Die Eröffnung einer Eiſenbahn für Dampfmaſchinen in der Grafſchaft Durham in Schottland begründet in der Geſchichte der Induſtrie eine neue Epoche. Der weſtliche Theil der Grafſchaft Durham, in ſeiner ganzen Ausdehnung reich an Eiſen und Steinkohlen, konnte wegen Mangel an Verbindung durch Straßen und Kanäle nicht gehörig benutzt werden. Es entſtand daher eine Geſellſchaft, die ſich vornahm, die Eiſenbahn, von welcher hier die Rede iſt, zu erbauen und eine Communikation mittelſt des Dampfes zu errichten. Die neue Straße geht in weſtlicher Richtung bis Weſtaukland, ungefähr neun Meilen von Darlington; ſie fällt dann gegen Oſten von Stockton nach Yarm vier bis fünf Meilen weit; ſie verbindet die beiden Arme der großen Straße von London nach York, welche achtzehn Meilen nördlich dieſer Stadt ſich in zwei Hauptſtraßen trennt, wovon die eine zu den Häfen von Sunderland und Northfield, und die andere nach Durham, New-Caſtle und Edinburg führt.

Dieſe neue Verbindung öffnet dem Eiſen, den Steinkohlen, dem Blei, Salz und vielen andern Produkten der Grafſchaft Durham das Meer, und durch die Straßen und Kanäle im Innern macht ſie London, die große Grafſchaft York, mehrere andere Grafſchaften im Innern des Landes und zum Theil Schottland, in Bezug auf dieſe Produkte, unabhängig von Newcaſtle; ſie muß daher eine Herabſetzung der Preiſe ſolcher Bedürfniſſe zur Folge haben, die wohlfeil zu erhalten der Oekonomie und der Induſtrie von ganz Großbritannien ſehr wichtig iſt.

Die Vorarbeiten zu dem Unternehmen wurden durch einen ſehr geſchickten Ingenieur aus Newcaſtle geleitet. Die Eiſenſtraße iſt fünfundzwanzig Meilen von Weſt nach Oſt lang, nämlich von den Kohlenwerken von Willon-Park und Eſtherly bei Weſtaukland bis Yarm u. ſ. w. Die Parallelbahnen der Straße ſind aus geſchmiedetem Eiſen; man gebraucht kein anderes mehr, ſeitdem man ſeinen Vorzug vor dem gegoſſenen anerkannt hat, denn die Bahnen ſind weniger dem Brechen unterworfen, leichter auszubeſſern, fügen ſich beſſer nach den Krümmungen und ſind auch alt und abgenutzt noch zu irgend einem Gebrauche zu verwenden, während alsdann das gegoſſene Eiſen keinen Werth hat.

Binnen achtzehn Monaten waren alle erforderlichen Arbeiten und Einrichtungen vollendet, und am 27. Herbſtmonat hielten die Theilnehmer die feierliche Eröffnung unter Beiwohnung einer ſehr großen Menge Zuſchauer zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, die ſich der ganzen Länge des Weges nach eingefunden hatte.

Da die Straße gleich anfänglich über zwei Hügel ſteigt, ſo ſind für dieſe Strecke zwei eigene Dampfmaſchinen verfertigt worden. Von dem öſtlichen Abhang bei Weſtaukland an werden die Wagen von der Hauptmaſchine (self-moving-power) übernommen, welche

weiters keinen großen Widerstand mehr zu überwinden hat, da das Land nicht sehr hüglicht ist.

Der Zug begann in folgender Ordnung: Die Dampfmaschine mit dem Ingenieur und den Meistern; ein Vorrathswagen mit Kohlen und Wasser; ein großer Reisewagen (bestimmt zur Diligence zwischen Darlington und Stockton), in welchem das Comité und die Unternehmer saßen; einundzwanzig Wagen mit Neugierigen gefüllt; sechs Wagen mit Kohlen; der Zug nahm ungefähr eine Länge von vierhundert Fuß ein. Sobald das Zeichen zum Abfahren gegeben war, setzte sich derselbe pfeilschnell in Bewegung. Tausende von Reitern und Wagen zur Seite strengten sich vergebens an, demselben zu folgen. Die Geschwindigkeit, welche man ohne Gefahr erreichen konnte, betrug abwechselnd, je nachdem der Weg mehr auf- als abwärts, oder über Hügel ging, zwölf bis fünfzehn Meilen für eine Stunde; das Gewicht von 450 Personen, den Wagen, Kohlen und Wasser rechnete man auf neunzig Tonnen. Inzwischen, da einige Pausen gemacht wurden, konnte man nicht mehr als acht Meilen auf die Stunde rechnen, und von Darlington bis Stockton, wo der Boden beinahe ganz eben ist, bedurfte es für die Entfernung von nicht vollen zwölf Meilen drei Stunden und sieben Minuten. Es war ein bewunderungswürdiger Anblick, die Dampfkutsche (wir wollen sie so benennen, obgleich, wie erwähnt, mehrere Fuhrwerke an einander hingen) auf der neuen Eisenbahn, die ganz nahe neben der Hochstraße fortläuft, den angestrengtesten Bemühungen mehrerer Eilkutschen, die sich eben unterwegs befanden, rasch vorkommen, und die schweren, von Walzen getragenen Massen mit solcher Leichtigkeit bewegen zu sehen.

Eine solche Straße wird nun zwischen den Häfen von Leith und Ardrossan über Glasgow und Paisley erbaut werden. Die Ingenieurs sind der Meinung, daß sie auf derselben durchgehends eine Geschwindigkeit von fünfzehn Meilen auf die Stunde werden erhalten können, und da diese Straße zugleich Edinburg mit Glasgow verbinden wird, wird es möglich werden, diese Reise in einem halben Tage hin und her zu machen, und sich noch zwei Stunden aufzuhalten.

Karakterzüge aus dem Leben Sheridans.

Von Thomas Moore.

Eine Angelegenheit von hoher Wichtigkeit wurde im Hause der Gemeinen verhandelt, und Sheridan erhob sich eben, um auch seine Meinung über den Gegenstand zu sagen, als eine schreckliche Helle auf einmal den Saal erleuchtete. Sie rührte vom Drurylanetheater her, dessen Eigenthümer er war, und das jetzt in vollen Flammen stand. Diese schnell verbreitete Nachricht machte die Versammlung bestürzt und alle Blicke wendeten sich theilnehmend gegen ihn.

„Meine Herren!“ sagte Sheridan: „Mein Privatunglück darf Sie nicht in den Berathungen über das öffentliche Interesse stören. Und wenn ich auch ganz zu Grunde gerichtet würde, so folgt nicht daraus, daß wir deshalb unsere Pflichten vernachlässigen sollen.“

Er setzte sich wieder und die Sache wurde fortbestritten. Einige Zeit nachher begab er sich auf den Schauplatz der Zerstörung. Nicht das Geringste konnte gerettet werden. Er begab sich in ein nahes Kaffeehaus, um einige Erfrischung zu sich zu nehmen. „Welche Gleichgültigkeit bei so großem Unglück!“ sagte Jemand zu ihm. — Ei was! entgegnete er: Hat heut zu Tage ein ehrlicher Mann nicht einmal das Recht mehr, ein Glas Wein an seinem eigenen Feuer zu trinken?

Herr Sheridan! sagte eines Tages eine eben nicht sehr liebenswürdige und nicht besonders hübsche Frau zu ihm, wenn Sie einen Spaziergang durch den Garten machen wollen, so rechne ich auf Ihren Arm. — „Es ist gar zu schlechtes Wetter,“ entgegnete er, „und ich darf es wahrlich nicht wagen, Sie zum Spaziergang einzuladen.“

Um jedoch der ihm gewordenen Drohung ganz zu entrinnen, suchte er mit guter Manier sich zu fliſiren. Aber die Dame hatte ihn nicht aus dem Auge verloren, und als er eben die Thür in der Hand hielt, rief sie ihm zu: Es scheint, daß das Wetter schöner geworden ist. — „Schöner wohl,“ antwortete er, „für eine Person, aber nicht für zwei.“

„Nein, niemals haben ähnliche Verbrechen die Seiten der Geschichte befudelt!“ sagte er, von den Veruntreuungen und Exzessen Hastings sprechend. „Man wird keine ähnliche, weder in den gründlichen Annalen des Tacitus, noch in den luminöſen Geschichten unseres Gibbon finden.“

Dieser Letztere befand sich in der Versammlung, und ein beistimmendes Gemurmel empfing diese Phrase des Redners. Nachdem er sich wieder gesetzt hatte, sagte einer seiner Freunde, ein Whig, ihm ins Ohr: Wie hast du mir so von Gibbon sprechen können?... Zu sagen seine luminösen Geschichten?... „Was!“ schrie er: „Ich habe luminöſe gesagt? Nein, ich protestire dagegen, denn ich habe sagen wollen: voluminöſe.“

Irland, ſagte man im Hauſe der Gemeinen, iſt nie mit den Mitteln und Wegen zufrieden, die man rückſichtlich ſeiner in Anwendung bringt.

„Meine Herren!“ ſagte Sheridan: „Ein irländiſcher Trommelſchläger wurde beauftragt, mit einem Stock gegen einen Soldaten, ſeinen Kameraden, eine gegen denſelben ausgeſprochene Sentenz in Ausführung zu bringen. Schlage weiter unten! ſchrie der Patient beim erſten Streich, und jener ſchlug weiter unten. Schlage weiter oben! rief der Soldat einen Augenblick nachher, und jener ſchlug weiter oben. Darauf kreiſchte der arme Menſch abermals: He, zum Teufel! ſo ſchlage doch weiter unten!... Du biſt ein unzufriedener Menſch, ſagte der Trommelſchläger, und es befriedigt dich auf keine Weiſe, wie man auch immerhin dich ſchlagen mag, ob oben oder unten. — Meine Herrn!“ fuhr Sheridan fort, indem er ſeine Stimme erhob und in ihren Ausdruck einen hohen Adel legte: „Das iſt der Zuſtand des armen Irlands. Es iſt nie mit den Inſtrumenten zufrieden, durch welche es gemartert wird.“

Es gibt ein Stück von Ben Johnſon (der Alchimiſt), in welchem eine der Perſonen ein beſtändig zorniges Kind*) iſt. Eines Tages machte Pitt, der damals ſchon Miniſter, aber noch nicht volljährig war, im Hauſe der Gemeinen eine unpaſſende Anſpielung auf Sheridans Stand als Schauſpieldirektor. Dieſer erhob ſich und ſprach: „Ich danke dem geehrten Mitgliede für die Lobeserhebungen, mit welchen er meiner dramatiſchen Talente und meiner Fähigkeit als Direktor erwähnen zu müſſen für gut befunden hat. Ich nehme dankbar ſeine Ermunterungen an, und um ſie ganz zu verdienen, will ich ein Stück des alten Ben, den Alchimiſten, wieder ſpielen laſſen, worin ſich“ — fügte er hinzu, indem er ſich mit einem verächtlichen Lächeln gegen Pitt wendete — „die Rolle des beſtändig zornigen Kindes beſonders auszeichnet.“

Sheridan hatte einen Fiacker bereits zwei oder drei Stunden gebraucht, als er erſt bemerkte, daß ſeine Börſe leer war. In demſelben Augenblicke ſah er einen ſeiner geiſtreichſten Freunde, Richardſon, vorübergehen. Er rief ihn und nöthigte ihn zum Einſteigen. Sheridan kannte ſeinen Mann als einen der hartnäckigſten Rechthaber, deshalb brachte er irgend einen ſtreitbaren Gegenſtand aufs Tapet. Man gerieth bald von beiden Seiten in Heftigkeit und führte ſeine Beweisgründe mit vieler Wärme auf. Endlich rief Sheridan: „Es iſt mir ganz unmöglich, länger an der Seite eines ſo ſtörriſchen Menſchen, wie du biſt, zu bleiben.“ Damit öffnete er den Kutſchenſchlag, ſprang hinaus und ſchlug ihn hinter ſich wieder zu. Er war ſchon weit entfernt, als Richardſon, der ſein Ausſteigen gar nicht bemerkt hatte, immer noch fort diſputirte, bis endlich der Kutſcher, der nun von ihm die Bezahlung forderte, ſeinem Zorne eine andere Richtung gab.

„Mylords! ich habe geendigt.“ — Das waren die Worte, mit denen Sheridan eine ſeiner auſſerordentlichſten und gehaltreichſten Reden beendigte. Seine ganze Familie war ihm in ſeinen Arbeiten behilflich geweſen. Seine liebenswürdige Frau ſelbſt war ſein unermüdlicher Sekretär geworden. Das ganze Haus hatte den lebhafteſten Antheil an den glorreichen Erfolgen dieſes guten Familienvaters genommen, und ſelbſt mehrere Jahre nachher wiederholte ein alter Bedienter bei jeder Gelegenheit, mit komiſcher Betonung: „Mylords! ich habe geendigt.“

Welche traurige Anwendung aber hätte man eines Tages von dieſer berühmten Phraſe machen können! Als ein undankbarer Fürſt ſeinen treuen Freund verließ, als beſtochene Wahlmänner ihren Deputirten verriethen, als die Geſellſchaft den vernachläſſigte, der ſie ſo oft erfreut und entzückt hatte, als er das Theater verlor, deſſen Zierde er geweſen war, da hätte Sheridan, auf ſeinem Sterbelager, nur von Gläubigern umgeben, jener Phraſe ſich erinnern können, die er in den Tagen ſeines Ruhmes ſo durchdringend betonte: „Mylords! ich habe geendigt.“ — —

Zollfreie Gedanken.

In politiſchen Angelegenheiten kann man auf zweierlei Art von ſeinem Talente Gewinn ziehen: zuerſt, wenn man für Geld, Titel u. ſ. w. feil iſt, ſodann, wenn man gewiſſenhaft ſeinem Vaterlande dient. Das erſte Mittel iſt ſchneller befördernd, das zweite ehrenvoller und vielleicht auch ſicherer.

Wer mit ſeiner Geiſtesſtärke Parade macht, ſucht dadurch jedesmal die Schwäche ſeines Verſtandes zu verbergen.

Man kann die Civiliſationsſtufe, auf welcher eine Nation ſich befindet, nach der Werthſchätzung beſtimmen, die ſie dem bürgerlichen Muth angedeihen läßt. Die phyſiſche, nicht die moraliſche Tapferkeit wird am meiſten von wilden Horden und halbgeſitteten Barbaren geachtet.

*) The angry boy.

Zur Vertheidigung ſeiner Freiheit und Unabhängigkeit bedarf ein Volk nur ſeiner eigenen Landwehr. Die ſtehenden Heere ſind den Nationen nicht vom geringſten Nutzen, dahingegen ſie den Deſpoten durchaus unentbehrlich ſind, obgleich ſie manchmal ſelbſt dieſen gefährlich werden; wie dies durch Alexanders, Cäſars, Cromwells und Anderer Beiſpiel hinlänglich bewieſen wird.

Es gibt Menſchen, die damit prahlen, alle Kleinigkeiten zu verachten und zu vernachläſſigen. Meiſtentheils geht es ihnen aber mit größern Dingen eben ſo.

Gewiſſe Perſonen fürchten ſich, die Böſen zu tadeln, und ihre Handlungen zu rügen, ſo lange ſie die Gewalt in den Händen haben, und ſie machen ſich keinen Skrupel daraus, ſobald es mit ihrer Gewalt zu Ende geht. Aber woher kommt es, daß dieſelben gutmüthigen und konſequenten Perſonen ſich auch einen Skrupel daraus machen, den geſunden Menſchenverſtand und die reine Abſicht ſo zu loben, wie ſie es verdient?

Ein Schriftſteller, deſſen Ideen feſt und beſtimmt ſind, befindet ſich immer in der zweifelhaften Ungewißheit, entweder zu wenig oder zu viel begriffen zu werden.

Die ganze Moral iſt in dem alten Sprichwort enthalten: „Wer übel will, dem übel geſchieht.“

Will man ein Kind beurtheilungsfähig machen, ſo laſſe man es ſelbſt urtheilen, und lege ihm nicht ganz fertige Urtheile in den Mund. Man könnte dasſelbe auch auf die Völker anwendbar machen; aber — man will nicht.

Franzöſiſche Literatur.

Portefeuille de mil huit cent treize. — Taſchenbuch von 1813, oder politiſches und militäriſches Gemälde, enthaltend nebſt der Darſtellung der Begebenheiten jenes Zeitraums, eine Auswahl aus der Korreſpondenz des Kaiſers Napoleon und anderer ausgezeichneter Perſonen, ſowohl Franzoſen als Fremder, während dem erſten Feldzuge in Sachſen, dem Waffenſtillſtande von Pleswitz, dem Kongreß zu Prag und dem zweiten ſächſiſchen Feldzuge. Von de Norvins. Paris, 1825. Bei Mongie. Zwei Bände in 8. von ungefähr 500 Seiten jeder.

Dies Werk iſt von der kleinen Zahl derjenigen, welche von allen Menſchen zur Hand genommen werden, um eine der merkwürdigſten Epochen der neuern Geſchichte, ſo wie die Urſachen und die Umſtände, die den Fall Napoleons und die Wiederherſtellung der alten Monarchie in Frankreich herbeiführten, kennen zu lernen. Da der Verfaſſer nicht allein für ſeine Zeitgenoſſen, ſondern auch für die Nachwelt geſchrieben hat, ſo darf man ſein Werk nicht allein nach den Meinungen des Tages beurtheilen, ſondern man muß ſich, ſo viel als möglich, auch mit denen der kommenden Geſchlechter vertraut zu machen wiſſen. So viel iſt gewiß, daß es ſich beinahe ganz allein über die große Menge jener Schriften erheben wird, die in andern Abſichten und zu andern Zwecken erſchienen ſind. Die Herausgabe dieſes Taſchenbuchs hat mehrere Reklamationen veranlaßt, die man in allen Zeitungen geleſen hat, weshalb wir ſie mit Stillſchweigen übergehen. Es handelt ſich jetzt über wichtigere Dinge, als über die Eiferſüchteleien militäriſchen Ruhmes. Es iſt Zeit, die Geſellſchaften für das zu nehmen, was ſie wirklich ſind, und nicht mehr zu vergeſſen, daß die Geſchichte nur die Begebenheiten aufzuzeichnen genöthigt iſt, die der Menſchheit zur wirklichen Lehre gereichen können.

Congrès de Panama. — Kongreß von Panama. Von de Pradt, ehemaligem Erzbiſchofe von Mecheln. Paris, 1825. Bei Béchet dem Aeltern. Ein Band in 8. von 95 Seiten.

Kaum erfährt man in Europa, daß ein Kongreß zu Panama ſtatt finden werde, an welchem alle neuen Republiken Amerika's Theil nehmen ſollen, als auch ſchon ein Werk darüber von dem berühmteſten Publiziſten unſers Jahrzehends, de Pradt, erſcheint. Wie läßt ſich eine Sache beurtheilen, die noch nicht ſtatt gefunden hat? Was kann und darf man darüber ſagen? „Man wird lange Zeit von ihm (dem Kongreſſe) an datiren.“ Das iſt nicht zu bezweifeln, denn nie vielleicht konnte ein öffentliches Begeben heilſamere Folgen nach ſich ziehen und dem Menſchengeſchlechte eine ſo ſchöne und reiche Zukunft verbreiten. Die Gegenſtände, welche dem Kongreſſe zur Erwägung vorgelegt werden ſollen, ſind folgende: Stiftung eines feſten und beſtändigen Bündniſſes zwiſchen den neuen Staaten Amerika's gegen Spanien; Herausgebung eines Manifeſts über ihr zukünftiges politiſches Syſtem; Abſchlieſſung eines Handelsvertrags mit allen verbündeten Mächten; Plan gegen Cuba und Portorico; Bekriegung Spaniens in Europa; Emanzipation der kanariſchen und philippiniſchen Inſeln; andere Gegenſtände hinſichtlich der Koloniſation in Amerika. De Pradt möchte, daß man auch über folgende Gegenſtände ſich noch berathen möchte: 1. Verhältniſſe zwiſchen Amerika und Rom; 2. ſtehende Kriegsheere; 3. Abſchaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei. Dieſe drei Punkte ſind in der That ſehr beachtungswerth; aber ſie dürften, unter den jetzigen Umſtänden, vielleicht noch nicht ganz zur Reife gediehen ſein.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Theater.

Lord Davénaut, Drama in vier Akten und in Prosa, iſt als Neuigkeit vom erſten franzöſiſchen Theater zu Paris gegeben worden. Die Hauptperſon (Lord Davénant) iſt Wittwer von einer erſten Gemahlin, die ihm einen Sohn hinterlaſſen hat. Während einer geheimen Miſſion in Amerika hat er ſich dort unter dem Namen Sanders verheirathet. Wieder zurückgerufen und genöthigt, das Gerücht von ſeinem Tode zu verbreiten, um dadurch ſeine politiſchen Umtriebe zu verbergen, hat er ſeine Gemahlin verlaſſen, und bald aus Ehrgeiz oder Liebe in England eine dritte Heirath abgeſchloſſen. Von Gewiſſensbiſſen gequält, beunruhigt er ſeine junge Gemahlin mit ſeiner Schwermuth. Sein Sohn, ſeine Freunde, ſeine Bedienten werden von ſeiner verborgenen Unruhe betroffen; aber Niemand vermag das Geheimniß derſelben zu entſchleiern, bis endlich eine unvermuthete Begebenheit eine Kriſis veranlaßt. Davénant hat ſich zur Admiralität begeben, um den Bruder ſeiner amerikaniſchen Gattin zu empfehlen. Ein Frauenzimmer erkennt ihn in der Straße; das iſt die verlaſſene Gemahlin, Cäcilia Dorner. Wie er nach Hauſe kommt, begehrt ſein Sohn ſeine Bewilligung zur Verheirathung mit — Cäcilia Dorner. In dieſer Stellung zwiſchen zwei Weibern, die er betrogen hat, und einem Sohn, den er unglücklich macht und deſſen Verwünſchungen und Rachegeſchrei gegen den elenden Sanders er anhören muß, empfindet er wirkliche Todesangſt. Cäciliens Bruder dankt dem Lord für ſeine Verwendung, und will ihm ſeine Schweſter anvertrauen, um Sanders aufzuſuchen. Indeſſen kommt ſein Sohn mit Cäcilien und der Knoten wird gelöſet. Damit konnte das Stück beendigt ſein. Aber nun beginnt noch ein edelmüthiger Streit zwiſchen den beiden Gattinnen, den der Lord durch einen Selbſtmord endet.

Eröffnung des neuen italieniſchen Theaters zu Paris. — Wenn der Saal Louvois einzuſtürzen gedroht hätte, wenn das Publikum ſeit zwei oder drei Monaten die Meiſterſtücke Roſſini's hätte entbehren müſſen, ſo würde man es leicht begreifen können, warum die Adminiſtration des italieniſchen Theaters ſich ſo große Opfer auflegte, um in einigen Wochen einen neuen Saal zu improviſiren. Aber warum hat man eine große Menge von Arbeitern ſelbſt während der Nacht beſchäftigt, und einem jeden derſelben zehn Franken für jede Nacht bezahlt; warum hat man die Geſundheit der Sänger und Sängerinnen dadurch aufs Spiel geſetzt, daß man ſie ſingen läßt, wenn noch keine Scheiben in den Fenſtern ſind; warum hat man den Zuſchauern halbausgeſtopfte Sitze, halbgetrocknete Logen und Corridors gegeben; warum hat man dreimal mehr Geld verſchwendet, als nöthig war, um ſchlechte Arbeit zu befördern, die man vielleicht in einigen Monaten wieder ganz neu beginnen muß, wenn man ſich immer noch eines andern Saals bedienen konnte, der nicht an einem beſtimmten Tage geräumt ſein mußte? — So frägt man ſich überall, und erhält nur die Antwort darauf: „Der neue Saal ſollte und mußte am 12. November eröffnet werden.“ — Und warum gerade am 12., warum nicht eben ſo gut auch am 15. oder 18. November? Wenn am 12. etwa ein heiliges Karlsfeſt wäre, ſo könnte man dieſe außerordentliche Eilfertigkeit dem Gedanken eines Höflings zuſchreiben; aber ſo iſt der 12. ein ganz gemeiner Tag, an dem vielleicht nur irgend ein ehrbarer Spießbürger, der von ungefähr gerade René heißt, ſeinen Strauß erhält. Man kann alſo die eigentliche Urſache nicht errathen, und muß ſie als ein Geheimniß betrachten. Um halb acht Uhr Abends waren die Bureaux noch nicht geöffnet, weil die Taxateurs noch im Innern beſchäftigt waren. Endlich, nachdem ſie ſich entfernt hatten, wurde nach langem Harren dem Publikum der Eintritt geſtattet. Wie dies gewöhnlich bei friſchgemalten Dekorationen geſchieht, ſo wurde man anfänglich auch hier angenehm überraſcht; aber bald miſchte die Kritik ſich in die Bewunderung, und wenn auch Manches ungerechterweiſe getadelt wurde, ſo war doch Vieles auch am rechten Orte geſagt. Der Saal ſelbſt iſt faſt eine getreue Nachahmung deſſen von Louvois. Er iſt von dieſem allein nur in der Höhe verſchieden, denn eine Reihe kleiner Logen mit Säulen erhebt ſich noch über dem dritten Abſatz. Die Bänke im Parterre ſind gepolſtert und mit Rückenlehnen verſehen. Dagegen iſt die erſte und zweite Gallerie unterdrückt worden, was eben nicht beſonders populär iſt. Uebrigens iſt Alles in statu quo geblieben, Alles, bis auf die gewöhnlichen Beſucher. Aber ſobald die Muſik begann, hat man gleich bemerkt, daß man nicht mehr im Saal Louvois war. Dieſelben Violinen, die vier Tage vorher noch ſo hellklingend und volltönend waren, gaben nur halberſtickte Töne von ſich. Man hätte faſt ſagen mögen, daß ſie mit Dämpfern bedeckt wären. Das Ohr bemühete ſich umſonſt, die leichten Phraſen, die sotto voce zu unterſcheiden. Es vernahm nur ein dumpfes, verworrenes Gemurmel. Ueberhaupt, mit Ausnahme der Augenblicke, wo die Harmonie ſehr lärmend wurde, hätte man vermuthen ſollen, daß das Orcheſter ſich im Hintergrunde des Theaters befände, und daß der Vorhang herabgelaſſen ſei. Nach beendigter Ouvertüre erſchienen die Sänger, um ihre Verſuche zu machen; aber ſie waren nicht glücklicher, als die Violinen. Bordogni, deſſen Stimme niemals ſehr ſtark iſt, hat ſich damit begnügen müſſen, für ſich allein zu ſingen. Selbſt Madame Paſta hat ſich anſtrengen müſſen, um gehört zu werden. Deshalb iſt nichts „eiſiger“ geweſen, als dieſe Darſtellung des Tancredi. Mit dem beſten Willen von der Welt haben die Dilettanti nur einige Triller der Demoiſelle Cinti zu beklatſchen Gelegenheit gefunden; aber was Tancred und Roſſini anbelangt, ſo erkannte ſie Niemand mehr.

— Als das Dampfboot „the City of Glasgow“ im Hafen von Douglas ſcheiterte, ſchlief ein Paſſagier in der Kajüte. Man weckte ihn und benachrichtigte ihn von der Gefahr, in welcher man ſich befand. Ohne ſich im Geringſten auſſer Faſſung bringen zu laſſen, ſchlug er ganz gelaſſen eine wollene Decke um ſich, ergriff ein Buch, worin er ſeine Skizzen zu entwerfen pflegte, ging auf's Verdeck und zeichnete das Wrak, wie es vor ſeinen Augen war. Er wurde nachher mit den Uebrigen gerettet.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 2. Dritter Jahrgang 1826. 11. Januar.

Kaiser Alexanders Tod und seine Folgen.

Rara est in dominos justa licentia.
Seneca.

Der Tod des Kaisers Alexander ist eine der größten Begebenheiten unsers Zeitraums; denn die Krone ist vom Haupte eines noch jungen Monarchen gefallen, der nach dem Sturze Napoleons Europens Schicksale lenkte. Das Szepter ist in den Händen eines Selbstherrschers gebrochen, dessen Reich sich über drei Erdtheile erstreckte, dessen Heere unsern den Thoren Berlins und an der chinesischen Mauer gelagert waren, dessen Flotten zu gleicher Zeit die baltische See und den stillen Ozean und das schwarze Meer bedeckten.

Alexander war mehr, als Kaiser von Rußland und König von Polen. Er war der Gründer jener heiligen Allianz, deren Grundsätze, in einem edeln Herzen erzeugt, ganz Europa ein Jahrhundert der Gerechtigkeit und der Freiheit zu versprechen schienen, die aber, bald von ihrer eigentlichen Bestimmung abgeleitet und die Beute einer eigenen Politik geworden, nur zum Deckmantel gewisser ehrgeiziger Absichten diente, die weder dem Wohl der Staaten noch der Völker heilsam sein konnten.

Der persönliche Karakter Alexanders umfaßte die edelsten und schönsten Eigenschaften. Eine große Mäßigung, eine aufrichtige Abneigung gegen den Krieg, ein beständiger Wunsch, die Ueberredung und Sanftmuth in Anwendung zu bringen, ein natürlicher Hang zu großmüthigen Maasregeln, ein lebendiger Eifer zur Erreichung alles Guten und Schönen, ein mit einer unendlichen Menge vortrefflicher Kenntnisse bereicherter Verstand, das waren die hohen Eigenschaften des verblichenen Monarchen, zu denen sich jedoch in den letzten Jahren eine vorherrschende Tendenz zu religiösen und mystischen Grübeleien gesellte.

Daraus sowohl, als aus andern Ursachen, die wir jetzt noch nicht andeuten dürfen, erzeugte sich in der edeln und vertrauenden Seele des mächtigsten Monarchen unserer Zeit ein gewisses Mißtrauen in die Menschen und ihre Absichten, ein Argwohn und selbst eine Besorgniß, die nach und nach ein Gebäude von Maximen aufführten, welches der frühern Politik Rußlands ganz entgegengesetzte Atome in sich enthielt. So geschah es, daß die Kongresse von Karlsbad, Troppau, Laibach und Verona statt fanden, auf denen diese neue Tendenz sich beurkundete.

Eine Saite bebte im Herzen Alexanders noch mit Macht, und nur mit Mühe gelang es fremdem Einflusse, sie verstummen zu machen. Das war sein Mitleiden für das Griechenvolk, dies erste Gefühl seiner Jugend, das der edle und geistreiche Graf Capo d'Istria kultivirt hatte. Man brachte es geschickt so weit, diesen Minister zu kompromittiren, und ihn von den Geschäften zu entfernen. Seitdem wurde die ganze ältere Politik Rußlands, das einstimmige Gefühl der ganzen Nation, die persönliche Theilnahme des Kaisers, mit einem Wort Alles dieser angeblichen Nothwendigkeit zum Opfer gebracht, um den status quo und

das Gleichgewicht der Mächte im Osten Europens zu erhalten. „Ich liebe die Griechen," sagte Alexander oft, „ich bedaure sie, ich bete für sie; aber ich glaube die Fahne der Revolution bei ihnen bemerkt zu haben, darum kann und darf ich ihnen keinen Beistand gewähren."

Das waren nach und nach die Veränderungen in der äussern Politik Rußlands. Die innere Verwaltung hat nicht so große Umgestaltungen erlitten. Mehrmals sprach der Kaiser den festen Entschluß aus, nichts über seinem Willen zu erblicken, nichts, worauf er seine Versuche zum Besten der Zivilisation stützen könne. Einst bedauerte er in einer Unterhaltung mit Frau von Stael, nicht allen seinen Völkern die gesetzliche Wohlthat neuerer Institutionen, dem Zeitgeist anpassend, gewähren zu können. „Sire!" sagte diese, „der Karakter Eurer Majestät ist eine Konstitution." — In dem Fall, entgegnete der Monarch, würde ich selbst nur ein glücklicher Zufall sein.

Kurz vor seinem Tode beschäftigten die innern Verbesserungen seines ungeheuern Reiches, vorzüglich hinsichtlich der allmäligen Abschaffung der Leibeigenschaft, des öffentlichen Wohlstandes, der Religionsfreiheit und der Kolonisation der Soldaten, den Kaiser so sehr und so ausschliesslich, daß er nur mit Widerwillen von der europäischen Politik reden hörte, und gern ganz vergessen hätte, daß er sich dennoch mit ihr beschäftigen müsse.

Der Tod eines solchen Monarchen kann und wird die Quelle großer Ereignisse in Polen, in Griechenland, in ganz Europa werden. Sein Leben war eine bestimmte Sicherung des Friedens und des Daseins der Völker und ihrer Beherrscher; wer gewährt sie ihnen jetzt? In wenigen Monaten haben sich die spanischen Kolonien in Amerika in mächtige Republiken umgestaltet, das Schicksal Brasiliens hat eine andere Richtung genommen, Rußlands Kaiser ist gestorben, die große Allianz ist aufgehoben oder doch unbestätigt, und der Nachfolger Alexanders kann durch einen Federstrich die Politik von ganz Europa umgestalten.

Deshalb ist von allen Ereignissen, welche immerhin statt finden konnten, keines ausserordentlicher, keines folgereicher, als das so plötzliche Ende Alexanders. Die beiden sich feindlich gegenüberstehenden Parteien, in welche die Welt sich scheidet, waren über einen Waffenstillstand vollkommen einverstanden. Ein Minister, der fast eine eben so erhabene Stellung, als die russische Macht, eingenommen hatte, schien den bestimmten Entschluß gefaßt zu haben, von der Zeit und der fortschreitenden Entwickelung der Vernunft den Sieg der Zivilisation im tiefsten Frieden zu gewinnen. Das Interesse seines Landes und eine weise Philosophie hatten ihn bestimmt, diesem Systeme sich anzuschliessen. Die heilige Allianz liebte den Krieg nicht, weil sie das plötzliche Erwachen der Völker besorgte. Darum war ihr System und das Cannings eines und dasselbe.

Aber dies System ist unter den jetzigen Umständen durchaus vernichtet. Alexanders Ehrfurcht für geleistete Versprechungen war eine sichere Garantie für Schweden, seine Freundschaft eine Schutzmauer für Preussen, sein Revolutionshaß ein Unterpfand für Oesterreich und die Pforte. Sein durchaus mystischer Ehrgeiz überhaupt war für alle Parteien eine feste Gewährleistung des status quo. Derselbe Fall findet jetzt nicht mehr statt. Wird man einen kriegerischen Monarchen überreden können, daß die Rolle des Vermittlers die für seine ungeheure Macht am meisten zuträgliche ist? Wird man im Stande sein, ihm dieselben Neigungen beizubringen, als seinem erlauchten Bruder? Das russische Volk hat in der Ueberschwemmung Petersburgs eine Strafe des Himmels erblickt; die Armee brennt nach Kampf und Sieg; der neue Herrscher heißt Konstantin, und hat nicht, wie Alexander, den unsterblichen Ruhm, den größten Feldherrn des Jahrhunderts entwaffnet, und zweimal seine siegreichen Waffen bis an die Ufer der Loire getragen zu haben; er hat erst einen hohen Ruhm sich zu erwerben. Wird er unter solchen Umständen die Waffen von 800,000 tapfern Kriegern noch länger zur Unthätigkeit verdammen wollen?

Ueberblick der Geschichte Brasiliens.

Im ersten Jahre des sechszehnten Jahrhunderts führte Pedro Alvarez Cabral auf dem Wege, den Vasco de Gama eröffnet hatte, eine Flotte nach Indien. In der Absicht, von der Küste Afrika's sich etwas zu entfernen, um die Wechselwinde vom Lande, oder die häufigen Windstillen zu vermeiden, steuerte er mehr in's offene Meer hinaus. Die Stürme rissen ihn mit sich nach Westen hin, bis die Küste von Südamerika vor ihm sich ausbreitete. Die Entdeckung der neuen Welt, durch Christoph Columbus, war die Frucht eines thätigen, durch die Theorie aufgeklärten und von der Erfahrung geleiteten Genies gewesen. Sie war das Resultat eines regelmäßig ausgedachten Plans, der mit eben so großem Muth unternommen, als mit bewundernswürdiger Ausdauer vollführt wurde. Aber das Abentheuer der Portugiesen beweiset uns, daß der Zufall allein diese große Begebenheit hätte herbeiführen können, deren der menschliche Geist sich jetzt als seines Werkes rühmt. Wenn der durchdringende Verstand des unsterblichen Columbus nicht Amerika aus der Dunkelheit hervorgezogen hätte, so würde das acht Jahre später durch bloßen Zufall geschehen sein.

Zu jener Zeit beschäftigten die Portugiesen sich allein mit Asien. Nachdem sie ziemlich oberflächlich und nachlässig die Gestade Brasiliens durchforscht hatten, glaubten sie, weniger glücklich als die Spanier, kein Goldland gefunden zu haben, weshalb sie ihre Entdeckung nur von geringer Bedeutung hielten. Lange Zeit wurde nur ein einziges Erzeugniß der Mühe werth gehalten, ausgeführt zu werden, nämlich das Farbeholz, das dem Lande selbst endlich den Namen gab. Indessen hatten einige Juden, von der Inquisition verfolgt, sich nach Brasilien geflüchtet, wo sie das Zuckerrohr pflanzten, das sie von der Insel Madera mit sich genommen hatten. Dadurch wurde die Habgier der Portugiesen mehr aufgeregt; denn der Zucker, dessen man sich bis dahin nur zu den Arzneien bedient hatte, war ein Gegenstand des Luxus geworden. Die Fürsten, die Großen und die Reichen wollten auch diese neue Art von Wollust genießen.

Aber auf welche Weise benahm man sich, um dies neue Reich sich zu unterwerfen? Erbot sich itgend ein Abentheurer, sich dorthin zu begeben, so ertheilte man ihm zu Lissabon die Erlaubniß, vierzig oder fünfzig Stunden Landes längs der Küste Brasiliens sich zu erobern und darauf die Niederlassungen zu begründen, die ihm am einträglichsten scheinen würden. Er hatte sodann das Recht, von diesem seinem Lande Andern Theile abzutreten oder zu verkaufen und Gesetze in Ausführung zu bringen. Er hatte alle mögliche Gewalt, ausgenommen über Leben und Tod, weil in solchem Falle das Dasein der Kolonisten selbst bedroht gewesen wäre. So wurden in einigen Jahren neun verschiedene erbliche Statthalterschaften gegründet. Die Geschichte dieser Eroberung stellt das einförmige Schauspiel der Ausrottung der wilden Volksstämme dar. Der geschickteste Statthalter war immer der, welcher sowohl durch Waffengewalt, als durch List die größten Schrecken verbreitete und die meisten Amerikaner als Sklaven gefangen hielt. Der Soldat wurde auf solche Weise Gebieter, und der Offizier hatte zu gleicher Zeit seine Sklaven und seine abgabepflichtigen Soldaten. Das war der feodale Knoten. Mehr brauchte man nicht, um dem Lande Zucker und Farbeholz abzugewinnen.

Einige dieser Statthalter, die gleichsam Könige geworden waren, starben auf eine sehr tragische Weise, und ihre Besitzungen fielen wieder der Krone anheim. Endlich schickte der Hof selbst einen Gouverneur, mit der Macht, seine Gerichtsbarkeit über alle Provinzen auszudehnen, nach Brasilien. So erloschen allmälig die Privilegien, alle vorherigen Begünstigungen wurden beschränkt, und es gab keine kleinen Beherrscher und Tirannen mehr.

Thomas von Souza, der erste General-Gouverneur, gründete San-Salvador, und ein mächtiger, wilder Volksstamm, den der europäische Ueberfluß verführt hatte, trug viel zur Erbauung einer Stadt bei, aus welcher seine grausamsten Verfolger hervorgehen sollten.

Don Duarte da Costa, sein Nachfolger, war mit sieben Jesuiten nach Brasilien gekommen. Er hatte Zeit genug gehabt, das Genie seiner Begleiter kennen zu lernen, und er erkannte in ihnen den festen Willen, sich der Gewalt zu bemächtigen, weshalb er sich weislich hütete, ihnen in ihren Absichten beizustehen. Wahrscheinlich war es aus diesem Grunde, und weil sie sich im Zentrum Brasiliens nicht besonders unterstützt sahen, daß sie beschlossen, nach dem südlichsten Theile des Landes, von den wachsamen Blicken des Gouverneurs entfernt, sich zu begeben. Sie liessen sich in der Ebene von Piratininga nieder, gründeten daselbst eine Kolonie und wurden von da aus, in der Folge, die Beherrscher von Paraguay.

Wir bemerken hier, im Vorbeigehen, mit welcher Schnelle die Jesuiten um sich greifen. Es war im Jahr 1533, als im Kollegium von S. Barbe zu Paris Ignaz von Loyola, Franz Xavier, Peter Lefèvre, Jakob Lainez, Alphons Salmeron, Bobadilla und Rodrigo, alles, mit Ausnahme Loyola's, der ungefähr vierzig Jahre alt sein mochte, ganz junge Menschen, von der Ideenbewegung der Zeit und von dem Gerüchte so vieler neuen, weitentfernten Entdeckungen angeregt, den Entschluß faßten, ihre reisende Gesellschaft zu begründen. Sie verbanden sich durch Gelübde in der Kirche von Montmartre, und gingen fast Alle nach Italien. Sie liessen sich zu Venedig als Priester weihen, und begannen auf den öffentlichen Plätzen zu predigen. „Da sie ein fremdartiges Ansehen hatten," sagt der Pater Fabre, „und noch dazu sehr übel italienisch sprachen, so hielt sie das Volk für Marktschreier und Possenreisser aus fremden Landen, weshalb es sich in großer Menge um sie her versammelte."

Im Jahr 1540 bestätigte Paul III, von ihrem Gelübde eines absoluten Gehorsams gegen den päbstlichen Stuhl gerührt, ihr Institut. 1550 hatten sie schon eine feste Niederlassung in Frankreich, und vier Jahre nachher erhoben Parlament und Universität sich gegen sie, und die Sorbonne erließ ein Dekret, des Inhalts: „daß diese Gesellschaft mehr zur Vernichtung, als zur Erbauung der Getreuen da sei. Aber demungeachtet sieht man sie bereits im Jahr 1552 in Brasilien, und derselbe König von Portugal, Johann III, der sie dorthin schickte, hatte einige Jahre früher schon Franz Xavier nach Indien gesendet, und einige Jahre später gingen dem Parlament zu Paris die Augen auf, und es bediente sich der Jesuiten, um sie der Verbreitung des Protestantismus entgegen zu stellen. Endlich, in weniger als einem Jahrhundert, waren mehr als

20 000 Jesuiten über die Erde verbreitet, die alle einem absoluten und beständigen Oberhaupt unterworfen waren, und die weder dem Pabst, noch den Kardinälen gehorchten. Man bemerke hier noch, daß ihre Macht mit dem Einflusse begann, den sie über einen König von Portugal ausübten, und daß ihr Sturz von der von ihnen ausgegangenen Ermordung eines andern Königs von Portugal herrührte.

Obgleich der Pabst ganz Südamerika unter zwei Nationen getheilt hatte, so konnten die andern Mächte diese sonderbare Ueberlassung doch nicht ohne Neid bemerken. Menschen, die nicht nöthig zu haben glaubten, sich Roms Dekreten zu unterwerfen, übertraten diese mit großer Leichtigkeit. Eine große Menge von Protestanten ließ sich in diesen öden Gegenden nieder. Es ist auffallend genug, daß ein Punkt, der anfänglich von den Portugiesen ganz vernachlässigt worden war, und wo sich seitdem die Hauptstadt ihres neuen Reichs erhoben hat, zuerst einigen unglücklichen Fremdlingen zum Zufluchtsort diente. Die Vortheile der Bucht von Rio-Janeiro entgingen nicht dem Scharfblicke Villegagnons, des Anführers der Expedition, die von Frankreich abgesegelt war. Rio-Janeiro will, wie man weiß, Januarfluß heißen, und doch fließt kein Strom an diesem Orte, und auch in der Nähe stürzt sich keiner ins Meer. Wahrscheinlich hat man also geglaubt, als man diese Bucht entdeckte, daß sie nur die Mündung eines großen Flusses sei. Die neue Kolonie kam bald in Flor; aber in einem unbegreiflichen Wahn veränderte Villegagnon plötzlich seine Rolle und machte sich zum Verfolger der Katholiken. Er täuschte das Vertrauen der Handelsgesellschaft, deren Vertreter er war, und die vielleicht für Frankreich einen mächtigen Staat in Amerika geschaffen hätte; er verrieth die Unglücklichen, die ihr Schicksal an das seinige gefesselt hatten. Statt eines großen Ruhms gewann er einen schändenden Beinamen, denn die Protestanten selbst nannten ihn den amerikanischen Kain.

Das größte Hinderniß zur Niederlassung in Brasilien wurde jedoch den Franzosen von den Jesuiten entgegengestellt. Kaum hatte Villegagnon die Kolonie verlassen, um sich in seinem Schlosse in Frankreich mit seinem Hasse und seiner Reue zu verbergen, als der Jesuit Nobrega die Portugiesen zum Angriffe von Rio-Janeiro verleitete. Die Franzosen wurden besiegt, und suchten Schutz und Sicherheit bei den Wilden. Aber auch dort verfolgte sie ihr unermüdlicher Widersacher, und ungeachtet ihres Muthes, ungeachtet der Anhänglichkeit und des Beistandes ihrer Wirthe, brachte er es doch so weit, daß sie sammt und sonders das Land verlassen mußten.

Während dieser Zeit erlosch Portugals Ruhm ganz. Nach der goldenen Regierung Immanuels machte es zwar noch einige Fortschritte, um seine Macht zu erhalten; aber unter Sebastian ging sie ganz auf den Feldern von Marokko verloren. Portugal gerieth unter spanische Oberherrschaft, welche sechszig Jahre lang dauerte, und für Brasilien ein Zeitraum des Unglücks und der Kriege war. Philipp II, der den Herzog von Alba nach Portugal geschickt hatte, glaubte dadurch zugleich die kühnen holländischen Kaufleute zu demüthigen, die seiner Macht zu trotzen wagten. Diese lebten vorzüglich von dem kleinen Vortheil, den sie durch den Ankauf der indischen Spezereien und der brasilianischen Erzeugnisse von den Portugiesen gewannen und im nördlichen Europa wieder verkauften. Als Beherrscher von Portugal verschloß Philipp alle Hafen, und glaubte jene dadurch zu Grunde zu richten. So räsonnirte Philipp, der, wie man bemerkt, nicht weit in die Ferne hinauszublicken vermochte. Aber diese Blokade verursachte nur allein Dem einen reellen Verlust, von dem er ausgegangen war.

Die Holländer faßten nämlich den Entschluß, selbst nach Indien zu schiffen. Dieser Plan gelang ihnen besser, als sie gehofft hatten, und bald hatte sich ihre Macht auf den Küsten von Asien und Afrika befestigt. Aber sie beschränkte sich darauf nicht, sie wollte auch Brasilien erobern. Die spanische Unachtsamkeit war so groß, daß, als die erste holländische Flotte zu San Salvador landete, Diego de Mendoza, der Gouverneur, nur achtzig Mann regulärer Soldaten zur Vertheidigung seiner Hauptstadt hatte. Die Kolonie war also genöthigt, sich selbst zu vertheidigen, was sie auch mit Erfolg that. Dieser Zeitraum ist einer der ruhmvollsten in der Geschichte Brasiliens. Ein noch an und für sich unbedeutendes Volk zeigte sich würdig, ein Vaterland zu haben. Die Eingebornen des Landes vereinigten sich mit ihm, und der afrikanische Neger kämpfte, als wenn er noch in seinen Wäldern wäre.

Bis dahin geht die eine Hälfte der Geschichte Brasiliens. In der zweiten stellen sich nicht geringere Schauderszenen dar. Die Geschichte der Menschheit ist davon angefüllt. Bis hierher waren die Europäer nur Herren der Küste, und um sich weiter auszubreiten, gingen sie auf die Jagd der Wilden, wie ihre Väter. Sie kannten kaum die Reichthümer des Landes, des reichsten der Erde. Sie wußten noch nicht, daß das Metall, welches sie mit so großer Gier suchten, in einigen Theilen so häufig war, daß man hätte glauben können, es sei dort ein starker Goldregen herniedergeströmt. Die Paulisten allein, die im Süden des Landes wohnten und die Nachbarn der Jesuiten waren,

wußten etwas davon. Aber sie suchten und schätzten es selbst, darum verbargen sie es vor den Europäern.

(Der Beschluß folgt.)

Petersburger Sittentafel.

Die Equipagen.

Es gibt wenige Städte in Europa, und vielleicht gibt es nicht eine, die im Verhältniß ihrer Bevölkerung so viele Equipagen hätte, als Petersburg. Man könnte die Berechnung aufstellen, daß, wenn man zu Paris auf dreißig Familien ein Fuhrwerk rechnen wollte, man zu Petersburg eins auf fünf Familien annehmen müßte. Zu Paris hält sich der zahlreiche Mittelstand keine Equipagen, weil sowohl die Lokalität als die ganze Lebensweise das verhindern. Nur allein sehr reiche und sehr vornehme Personen halten sich ihre eigenen Karossen, dahingegen sich alle übrigen der Miethkutschen bedienen. Zu Petersburg aber hat jeder Miethsmann aus der Mittelklasse seinen Pferdestall und seine Wagenremise, und er würde sich für sehr unglücklich halten, wenn er sich eines andern, als seines eigenen Gefährts bedienen müßte.

Wären nun die Straßen in Petersburg eben so schmal und eben so belebt, als in Paris, so dürfte Niemand es wagen, zu Fuß auszugehen, weil er fast auf jedem Schritte besorgen müßte, lebendig gerädert zu werden. Aber keine Stadt bietet dem Fußgänger größere Bequemlichkeit und Sicherheit dar, als die Hauptstadt des Nordens. Leider findet derselbe Fall nicht für die Fuhrwerke selbst statt. Es ist ausserordentlich schwer, wo nicht ganz unmöglich, dem Fahrweg eine solche Dauerhaftigkeit und Vollkommenheit, als in den andern Städten, zu geben. Das Straßenpflaster dieser Stadt ist eine ihrer Schattenseiten. Das liegt allein an der Natur des Bodens, der sehr leicht und sandig ist, und durchaus nichts Bindendes hat; so daß er den Stein, den man ihm anvertraut, nicht festzuhalten vermag. Auf den geringsten Druck, den ein darüber hinrollendes Gewicht hervorbringt, bewegt er sich, gibt nach, und wird herausgeworfen. Zudem sind die Steine, welche man zum Pflastern gebraucht, zu klein und zu abgerundet, als daß sie auf irgend eine Weise selbst in einem festern Boden haften könnten.

Diese Fehler des Bodens und der Steine sowohl, als die Gewalt, mit welcher die mit vier Pferden bespannten Kutschen im Galopp darüber hinrollen, sind die Ursachen des schlechten Straßenpflasters zu Petersburg. Ich habe mehrmals im Newsky-Prospekt große gepflasterte Stellen gesehen, die am Vormittag beendigt worden waren, und auf denen Nachmittags die Wagen schon tiefe Furchen zurückgelassen hatten. Acht Tage später bildeten sich tiefe Löcher und Pfützen, in welche sich die Fuhrwerke versenkten und zerbrachen, gleich als hätte sich das Steinpflaster für die Gewaltthätigkeiten rächen wollen, die es beständig erdulden mußte.

Das Kutschengeräusch hat hier auch etwas ganz Besonderes, und man hört es schon aus der Ferne, daß der Boden, durch den es verursacht wird, sehr ungleich ist. Es ist nicht jenes gleichförmige Rollen, dem Trommelwirbel ähnlich, wie man es zu Paris, zu Wien und zu Neapel vernimmt, sondern ein bald stärkeres, bald schwächeres Donnern, so daß in demselben Augenblicke der Wagen nahe und ferne zugleich zu sein scheint.

Ein Spötter hat gesagt, daß Petersburg in Hinsicht seines Straßenpflasters eine ganz eigene Stadt sei, und daß die Fuhrwerke es niemals berühren, weil es acht Monate lang unter dem Schnee begraben sei, zwei Monate lang nicht existire, indem man es überall ausbessere, und zwei Monate lang unter schuhtiefem Sand begraben werde. Aber wie jede Ironie das Wahre mit dem Falschen vermischt, so auch hier. Man muß gestehen, daß die Methode der Steinsetzer, das Pflaster wenigstens sechs Zoll hoch mit Sand zu überdecken, nur ein Palliativ, und zwar ein sehr schlechtes Palliativ ist, weil es, ohne den Unannehmlichkeiten abzuhelfen, viele Unannehmlichkeiten nach sich zieht. Die Sandhaufen verursachen nämlich bei trockener Witterung einen unausstehlichen Staub, und bei anhaltendem Regenwetter einen unergründlichen Koth. Was noch das Eine und das Andere vermehrt, ist die Gewohnheit der Steinsetzer, die Leeren zwischen den Steinen mit Backsteinbrocken auszufüllen. Auf solche Weise ist sich denn auch nicht mehr zu verwundern, daß das Straßenpflaster eine wirkliche Danaidenarbeit ist.

Man hat mehrere Versuche gemacht, um es besser und dauerhafter zu machen. Man hat den Grund mit Backsteinen ausgemauert, und die Erde, worin die Steine eingerammt werden sollen, darauf gelegt. Dies Verfahren ist vorzüglich auf dem Platze vor dem Winterpalast und auf einem Theil des Isaakplatzes anwendbar gemacht worden; aber es ist zu bezweifeln, daß der davon zu ziehende Nutzen der Größe der verursachten Ausgabe entsprechend sei. Das einzige Mittel, welches allen obwaltenden Unannehmlichkeiten durchaus abhelfen würde, wäre, in den Straßen Granitplatten zu legen, auf welche die Wagen rollen müßten. Mehrere italienische Städte haben das in Kalkstein, und befinden sich sehr wohl dabei. Die Breite der Straßen in Petersburg erlaubt, drei oder vier solcher Spuren neben einander zu etabliren. Die Sicherheit würde dadurch viel gewinnen. Zwar würden die Kosten anfänglich sehr bedeutend sein; aber man würde nachher an

den Ausbesserungen ersparen, was man an der Hauptarbeit aufgeopfert hätte.

Was die Equipagen selbst anbetrifft, so sind sie hier keineswegs ein Gegenstand des Luxus und der Prunksucht, sondern ein wirkliches Bedürfniß, der großen Zwischenräume wegen, die man oft zurückzulegen hat. Daher rührt diese ungeheure Zahl von Fuhrwerken aller Art. In keinem Land und in keiner Stadt kann man sich so leicht und billig die Mittel verschaffen, schnell von einem Orte zum andern sich zu begeben. Im Winter sind zwischen fünf- bis sechstausend Schlitten in den verschiedenen Quartieren der Stadt, in den Straßen und auf den Plätzen zerstreut. Man pfeift, und drei oder vier Kutscher eilen herbei, und erbieten sich zu allen Diensten. Oft wird man selbst von ihnen angeredet und aufgefordert, wobei sie nie ermangeln, die Wärme und Leichtigkeit ihres Schlittens über die Gebühr herauszustreichen.

Im Sommer versehen die Droschki's denselben Dienst. Sie sind nicht so groß, als die Schlitten, und etwas theurer, weil die Eigenthümer derselben mit dem Frühling sich auf das Land begeben, und weil die Rädergefährte einen größern Kostenaufwand verursachen. Aber immer ist die Konkurrenz noch sehr groß, und der Preis verhältnißmäßig sehr gering. Schickt man einen Bedienten nach einer etwas entfernten Gegend, oder eine Magd auf den Markt, so nimmt sie einen Schlitten oder ein Droschki, und bringt die Ausgabe dafür in Anrechnung, ohne je den geringsten Verweis dafür zu erhalten, weil auf der einen Seite an Zeit gewonnen, was auf der andern an Geld ausgegeben wird.

Die sonderbare Form des Droschki fällt dem Fremden nicht wenig auf. Es ist ein durchaus nationelles Fuhrwerk, jedoch einigermaßen dem sogenannten Bernerwäglein in der Schweiz ähnlich. Es ist eine Transportmaschine aus der Kindheit der Zivilisation: ein Brett, das auf vier Rädern ruht. Aber in den eleganten Droschki's, die man zu Moskau erblickt, und die mit Schnitzwerk, glänzendem Lack und Vergoldungen überdeckt sind, und auf elastischen Springfedern ruhen, wird man von der Distanz betroffen, welche das ursprüngliche Brett zurückgelegt hat, um zu solcher Vervollkommnung zu gelangen, ohne jedoch den Karakter ihrer ersten Einfachheit zu verlieren.

Dies Fuhrwerk ist sehr leicht, aber es scheint nicht für dieses Klima sich zu eignen, denn es ist unbedeckt sowohl oben als unten. Man wird beständig darauf hin- und hergeworfen, und muß das Gleichgewicht eines Russen und seine Körperstärke haben, um nicht hinabzustürzen. Einige Etymologisten leiten den Namen dieses Gefährts von „erschüttern, heftig bewegen und zittern" ab, und diese Erklärung scheint sich in der That zu rechtfertigen. Andere behaupten, daß Droschki soviel als „kleiner Wagen" bedeute. Wie dem auch sein mag, so ist er auf ebenem Weg und bei günstigem Wetter angenehm genug; aber beim Gegentheil auch unausstehlich.

Die Industrie hat das Mittel gefunden, eine große Menge derjenigen, welche Equipage haben, der Sorge und Beschwerlichkeit, welche gewöhnlich damit verbunden ist, zu entheben. Es gibt zu Petersburg mehrere Unternehmer, die einige hundert Pferde zur Disposition des Publikums haben, welche sie nebst allen Arten von Kutschen jährlich oder monatlich vermiethen. Leute vom höchsten Range miethen sich auf diese Weise ihre Equipagen, und wenn ein Pferd krank ist oder stirbt, so wird es auf der Stelle von dem Unternehmer durch ein anderes ersetzt. Pferde und Wagen befinden sich in der Wohnung des Miethers, so wie Kutscher und Jokei, die jedoch vom Unternehmer bezahlt werden, der auch das Futter liefern muß. Zwei Pferde kosten zwischen 130 bis 140 Papierrubel monatlich. Der Kutscher erhält 22 bis 30 Rubel monatlich, und der Jokei ein Drittel weniger.

Begibt sich Jemand nach einem von seiner Wohnung entfernten Orte, so schickt er die Pferde nicht mehr zurück, sondern sie erwarten ihn oft mehrere Stunden lang vor dem Hause, in welchem er sich befindet. Menschen und Pferde nehmen dann ihre Nahrung auf derselben Stelle zu sich, sei es nun im Sommer bei unerträglicher Hitze, oder im Winter bei 25 Grad Kälte. Diese Versammlung von Kutschen, von welchen man mehrere Dutzend beisammen sieht, bildet eine Art von Bivouak, die oft malerisch genug ist. Die Pferde schlafen stehend, und die Menschen liegen neben ihnen auf dem Eise, in ihre Mäntel gehüllt. Der Hauch macht ihr Barthaar gefrieren; aber sie murren nicht, und kaum erscheint ihr Herr, so schwingen sie sich auf die bereiften Sitze, treiben die Rosse an, und pfeifen ein lustiges Stückchen dazu.

Biographische und literarische Skizzen.

Kirke White.

Heinrich Kirke White wurde zu Nottingham, am 21. März 1785, geboren. Sein Vater, ein Metzger von Profession, bestimmte ihn ebenfalls zu derselben; aber seine Mutter setzte es durch, daß er studiren mußte. Anfänglich zeichnete er sich keineswegs aus. Die Schönheit der Umgebungen seines Geburtsorts, die frischen und beblümten Ufer der Trent, die Boskette von Clifton, das Gehölz von Colgrave bezauberten seine junge Einbildungskraft mehr, als die trockenen Elemente der Grammatik und der Rechenkunst. Er hat sich über seine Vorliebe zum Landleben und

seinen Abscheu gegen die Schule in einer sehr reizenden und einfachen Dichtung, die er im dreizehnten Jahre verfaßte, ausgesprochen. „Ach!“ ruft er darin, „warum bin ich nicht ein Zaunköniglein, wie jenes, das im Thale singt. Ich würde weit entfliehen von hier in irgend ein dichtes, einsames Gebüsch. Da würde ich hüpfen von Zweig zu Zweig, da würde ich singen mit Wonne, ohne Sorgen der Zukunft. Ich würde frei sein! Und bis der Tod meine Gesänge verstummen machte, würde ich meine Zeit fern von den Menschen verleben.“

Instinktartig liebte er das Gehölz, die Thäler und ihr frisches Grün zuerst als Kind mit der ganzen Unschuld seines Herzens, sodann als Dichter mit der reichen Begeisterung seiner schwärmerischen Träume. „Begeisterung!“ sagte er, „du setzest dich gern, die Augen himmelwärts gerichtet, an die Ufer des murmelnden Bachs,

And thou too, inspiration .....
Thou here dost love to sit with up-turned eye,
And listen to the stream that murmurs by.....*)

In seinen Poesien bestand sein ganzer Ehrgeiz darin, die Natur so zu malen, wie sie wirklich ist, sich an diese Freundin zu erinnern, wenn er ihr fern war. Deshalb sind seine Dichtungen eigentlich auch nur Landschaften, aber sie sind von seltener Schönheit und Frische. Einige Ideen, einfache und wahre Töchter der Flur, beleben seine Poesien. Sie behandeln die Kürze des Lebens, die Wahrheit der Religion, die Furcht der verborgenen Welt. Eine sanfte Trauer ist über alle diese Gemälde, wie eine Vorahnung seines nahen Todes, verbreitet.

In jenem kritischen Zeitpunkte des Lebens, wo man irgend einen Stand wählen muß, um Brod zu gewinnen, brachte ihn seine Mutter, nachdem er es kurze Zeit mit der Handelschaft versucht hatte, zu einem Prokurator. Er betrog die Langeweile, die ihn dort verzehrte, durch die angestrengteste Arbeit. Neben seiner gewöhnlichen Beschäftigung lernte er noch Griechisch, Portugiesisch und Italienisch, studirte die Musik und Astronomie und erlangte eine große Fertigkeit auf dem Forteplano. Dabei bedauerte er jedoch immer seine verlorne Freiheit. „Für mich“, sagte er, „hat der Tag seine Pflichten, die, um sie wohl zu erfüllen, der kräftigen Hand einer hartnäckigen Aufmerksamkeit bedürfen, die aber in meinem Geiste keine fruchtbare Spur zurücklassen. Doch, wenn der Tag mir nicht gehört, so schleiche er dahin. Die Nacht gehört mir, und Niemand kann meine Nacht mir rauben!“ Er weihete sie der Poesie, die ihn über alle seine Leiden tröstete.

*) Clifton-Grove.

Indessen konnte er doch dem Wunsche nicht widerstehen, seine Studien zu beendigen, weshalb er seinen Prokurator verließ und sich auf die Universität Cambridge begab. Er wollte sich dem geistlichen Stande widmen. Seine bereits bekannt gewordenen Dichtungen wurden mit großem Beifall aufgenommen. Darüber vergaß er Trent und Cotgrave, hörte nicht mehr auf die Stimme seiner Freunde und seiner Verwandten, und überließ sich mit einer Art von Wuth den Studien, so daß er in seinem einundzwanzigsten Jahre mit dem frommen Wunsche unterlag, seiner Mutter nicht länger zur Last zu fallen.

Lord Byron hat das Andenken dieses jungen Dichters in sehr bewunderten Versen gefeiert:

„Unglücklicher White! als dein Leben noch in seinem Frühling war, als deine junge Muse ihre glücklichen Flügel entfaltete, nahete sich dir der unmenschliche Tod, und die schönen Versprechungen alle, die du der Welt gegeben hattest, versenkten sich mit dir in den Schlummer des Grabes. Ach, welches edle Herz zerbrach, als die Wissenschaft selbst den Dolch des Todes in die Brust ihres Lieblings senkte. Ja, sie hat deiner lebhaften Verfolgung zu sehr nachgegeben. Du nahmst ihren Samen in dich auf und der Tod sollte die Früchte ärnten! Dein eigenes Genie gab dir den Todesstreich und vergrößerte die Wunde, die des Lebens dich berauben sollte. So sieht der Adler auf der Ebene, dessen Flug nicht mehr die Wolken erreichen kann, seine eigenen Federn auf dem Pfeile, der ihn durchbohrt hat. Er selbst lieh seine Flügel dem Eisen, das in seinem Herzen zittert. Lebhaft sind seine Schmerzen; aber der fürchterlichste von allen ist der, zu fühlen, daß er selbst die Feder genährt hat, die ihm den Tod brachte, und daß dasselbe Gefieder, welches sein Nest erwärmte, die letzten Tropfen seines Blutes trinkt.“

Diese Verse sind schön; aber um ein so bescheidenes Unglück zu feiern, scheinen sie mir zu pomphaft und zu gelehrt. Ich möchte ihnen einige gegenüberstellen, die White selbst gedichtet hat. Sie würden den Lesern eine genaue Idee von der Natur seines Talents zu geben im Stande sein.

„An ein frühes Himmelsschlüsselchen.

„Liebliche Tochter des finstern und schrecklichen Winters! die du durch die Winde gewiegt wurdest, und deren zarte und bescheidene Blume dem nährenden Busen der Stürme entsprossen ist,

„Du warst es, als der junge Frühling zuerst das Reich des Winters anzugreifen wagte und seine Gewalt und seine Wuth zum Kampf herausforderte, du warst es, die er, als ein Zeichen seines Sieges, auf den Rasen warf.

„Versprechen des Jahres! du blühest im Thale,

einsam, unbekannt; und du vertraueſt, ohne Furcht, den eiſigen Umarmungen des Orkans deine reinen und zarten Formen an.

„So erzeugt ſich die Tugend, mitten unter den Stürmen der kalten Widerwärtigkeit. Sie erhebt ihr beſcheidenes Haupt in irgend einem entlegenen Fußwege des Lebens, verborgen und die Blicke fliehend.

„Und jeder eiſige Sturmesbauch, der ſie anbläſet, gibt ihrer ſtillen und fleckenloſen Bruſt neuen Muth, und gewöhnt ſie, die Leiden dieſes Erdenlebens mit Gelaſſenheit zu ertragen.“

Dieſe Verſe ſind mit einer ſo bewunderungswürdigen Leichtigkeit geſchrieben, daß es ganz unmöglich iſt, ſie ebenſo zu übertragen. Wir wollen indeſſen noch einen Verſuch wagen.

„Der unnütze Wunſch.

„Ich habe einen Wunſch, und er liegt an meinem Herzen begraben. Es iſt nicht recht, ihn ſo nahe daran gelegt zu haben; denn es ſoll nicht ſein; nein! es ſoll nicht ſein.

„Warum, unvernünftiges Herz! warum ſchlägſt du alſo? Dieſe Erſcheinung iſt ohne Zweifel ſchön.... aber gebiete der Schmeichelnden, ſich zu entfernen. Es ſoll nicht ſein; nein! es ſoll nicht ſein.

„Es iſt gut, daß dieſe Thräne im Verborg'nen falle; denn ſolche Schwäche iſt nicht paſſend für mich, der ich weiß, was die ſtrenge Pflicht von mir fordert. Es ſoll nicht, es kann nicht ſein; o nein! es kann nicht ſein.“

Das ſind vielleicht die leidenſchaftlichſten Verſe des jungen Dichters; denn die Gelaſſenheit war das Gefühl, dem er immer den Vorrang zugeſtand. Er hat eine Ode an die „Verzichtleiſtung“ gerichtet, die von wirklich origineller Gefühlsfeinheit zeugt.

Kirke White hatte zwei größere Werke unternommen, eine „Meſſiade“ und ein „Gedicht auf die Zeit.“ Was ſich davon noch vorgefunden hat, läßt ſehr bedauern, daß er ſie nicht hat beendigen können. Die Verſe ſind von ſeltener Reinheit, aber kalt und gedrängt. Demungeachtet ſind die beiden folgenden Stanzen, die zu einem Bruchſtücke der Meſſiade gehören, ſehr ſchön. Sie ſprechen ein ihm eigenes Gefühl aus, nämlich die Bedaurung ſeines nahen Todes.

„Bis hierher habe ich mein erhabenes Unternehmen verfolgt. Meine Geſänge tröſteten mich bei meiner Arbeit. Bis hierher habe ich die Begebenheiten des Himmels erzählt. Dieſe Leyer, die ich in jüngern Tagen berührte, ſchien nicht geſtimmt für eine ſo hohe Harmonie... Jetzt verläßt mich meine Kraft. Ich habe dieſe Leyer an den Zweigen eines ſchwarzen Cypreſſenbaums aufgehängt, ſie, die mich tröſtete in meinen traurigen Stunden. Ihre Saiten, denen die Lobgeſänge des Erlöſers entſtrömten, ſind ſtumm oder, wenn der Luftbauch ſie berührt, ſeufzen ſie und ein tiefes Schweigen bedeckt ſie wieder.

„Wird die Harfe Juda's immer ſchlafen? Werde ich niemals mehr ihre Akkorde beſeelen? O du, der du die Söhne der Menſchen beſuchſt, der du dein Ohr ihren innigen Gebeten leihſt, verlängere nur wenige Tage noch mein trauriges Leben, verſchiebe auf einige Augenblicke noch dein Urtheil. Ich befinde mich, ein junger Reiſender, auf dem Wege, um dir ein leichtes Opfer darzubieten, bevor der Tod und ich uns begegnen, bevor ich mit einem Lächeln die Morgenröthe der Freiheit begrüße.“

Chronologie des Jahres 1825.

Januar.

1. Anerkennung der neuen Republiken Mexiko, Columbia und Buenos-Ayres, von Seiten Englands. Dekret wegen der Gleichheit aller Glaubensbekenntniſſe im Königreich Hannover. 3. Ausſchlieſſung der ärmern Klaſſen von den höhern Studien im Königreich Preuſſen. 4. Tod des Königs von Neapel Ferdinand I (geboren den 12. Januar 1751), Thronbeſteigung des neuen Königs Franz I (geb. 1777). 11. John Quincy Adams Ernennung zum Präſidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika. 16. Beendigung des Bürgerkriegs in Morea. Gefangennehmung Kolokotroni's, Siſſinis u. A. Hinrichtung des Staikos zu Tripolizza. 19. Erdbeben zu S. Maur.

Februar.

3. Eröffnung des engliſchen Parlaments. 4. u. 5. Große Ueberſchwemmungen in Nordholland. 10. Eröffnung des Kongreſſes von Peru. 11. Tod des Herzogs von Sachſen-Gotha. Erbfolgeſtreitigkeiten zwiſchen den herzogl. ſächſiſchen Häuſern. 13. 14. Landung Ybrahims zu Modon. 17. 18. Debatten in der franzöſiſchen Deputirtenkammer wegen der Entſchädigung der Emigrirten. Annahme des Sakrilegien-Geſetzes. 21. Erdbeben zu Algier. 22. Amneſtie zu Neapel. 25. Eröffnung der badiſchen Kammern.

März.

2. Eröffnung der baieriſchen Kammern. 5. Schlieſſung der Sitzung der niederländiſchen Generalſtaaten. 16. Tod Olancras. Beendigung des Kriegs in Amerika. 26. Annahme des Geſetzes wegen der Renten-Reduktion in Frankreich.

April.

2. Theilweiſe Räumung Spaniens von den Franzoſen. 5. Annahme des Geſetzes gegen die Seeräubereien, in der franzöſiſchen Deputirtenkammer. 6. Annahme des Geſetzes wegen Wiederherſtellung der Non-

nenklöſter in Frankreich. 19. Schlacht bei Modon. 25. Ernennung des Präſidenten Conduriotis zum Diktator Griechenlands.

Mai.

11. Ankunft des öſterreichiſchen Kaiſers zu Mailand. 14. Schluß der badiſchen Kammern. 17. Verwerfung des Bills wegen Emanzipation der irländiſchen Katholiken, im Oberhauſe des britiſchen Parlaments. 18. Einnahme von Navarino durch Ibrahim. 26. Seetreffen bei Mitylena. 28. Seetreffen bei Capo doro. 29. Krönung Königs Karl X von Frankreich zu Rheims.

Juni.

1. Theilweiſe Räumung Neapels von den Oeſterreichern. 2. Seligſprechung eines Mönchs zu Rom, der gebratene Sperlinge wieder lebendig gemacht. 2. 3. Seetreffen bei Andros. 5. Verſöhnung zu Napoli di Romania. Kolokotroni Obergeneral der griechiſchen Armee. 6. Einzug des Königs Karl X zu Paris. Tod Bubna's. 8. Treffen bei Salona. Weigerung des Gerichtshofes zu Nancy, an den Prozeſſionen der Jeſuiten Theil zu nehmen. 9. Tod der Schweſter Napoleons, Pauline Borghese. 13. Schluß der franzöſiſchen Kammern. Schluß des polniſchen Reichstages. Einnahme von Tripolizza durch Ibrahim. 15. Abgeſchlagene Angriffe Ibrahims auf Napoli di Romania. 16. Kalbskopfverſchwörung zu Madrid. 17. Zwiſtigkeiten zwiſchen Braſilien und Buenos-Ayres. 18. Ankunft der ſpaniſchen Generale Laſerna und Canterac aus Amerika, zu Madrid. 23. Unruhen zu Pavia unter den Studenten. 24. Amneſtiedekret in Portugal. 27. Cochrane's Ankunft in England.

Juli.

2. Erdbeben zu Algier. 6. Schluß des engliſchen Parlaments. 14. Inſurrektion zu Matanza auf Cuba. 17. Hinrichtung Empezinados. 23. Inſurrektion auf Kandia.

Auguſt.

2. Stürme auf Miſſolunghi. 3. Seetreffen bei Miſſolunghi. 5. Manifeſt der griechiſchen Nation. 16. Beſſières Rebellion in Spanien. 26. Beſſières Hinrichtung. 27. Abgang des erſten Dampfſchiffes von England nach Oſtindien. 29. Vertrag zwiſchen Portugal und Braſilien.

September.

3. Bekanntmachung der Unabhängigkeitserklärung Haiti's (St. Domingo's) von Seiten Frankreichs. (Nach der königlichen Ordonnanz vom 17. April.) 13. Reiſe des Kaiſers Alexander nach der Krimm. 18. Krönung der öſterreichiſchen Kaiſerin, als Königin von Ungarn, zu Preßburg. 23. Ankunft des Königs von Preuſſen in Paris. 25. Landung der zweiten ägyptiſchen Flotte zu Navarino.

1826.

Oktober.

13. Tod des Königs von Baiern, Maximilian Joſeph (geboren 17. Mai 1756). Thronbeſteigung des neuen Königs Ludwig I (geboren 25. Auguſt 1786). 17. Eröffnung der niederländiſchen Generalſtaaten zu Haag.

November.

16. Rückkehr des Kaiſers von Oeſterreich nach Wien.

Dezember.

1. Tod des Kaiſers Alexander (geb. 23. Dez. 1777). 15. Thronbeſteigung Kaiſer Konſtantins I (geb. 8. Mai 1779).

Deutſche John-Bulliaden.

Heirathsanzeige.*)

Meinen mir zugethan ſeienden Freunden und Freundinnen, gebe ich mir die Ehre, unſere geſtern vollzogene eheliche Verbindung anzuzeigen. Wer das innere Weſen der Liebe kennt, weiß, wie ſie den Menſchen angreift, in wie vielfache Situationen und Combinationen ſie ihn führt, der wird mich gern entſchuldigen, wenn ich meine reſpektive und verehrliche Kunden bis jetzt noch nicht ſo recht bedient. Mit dem aufrichtigſten Herzen meiner brennendſten Wünſche verſpreche ich jetzt die prompteſte Bedienung und den reellſten Fleiß, als welcher ich mich unterzeichne.

Koblenz, den 19 September 1819.

H. H. Schulze, Herrn- und Frauenkleidermacherkünſtler.

Barbara Schulze, geborne Fingerhutin.

Grabſchrift.

Sie iſt nicht mehr, meine geliebte Gattin!
Nimmer wandelt ſie mehr auf den heimathlichen Fluren! —
Dieſer ſchönen Erde iſt ſie entrückt, verloren für mich auf
Immer ſie, die mir Alles war, und mir
Nun nichts mehr iſt!

Dankſagung.

Mit zitternder Hand und gleichſam noch bewußtlos, vermögen wir nicht die heißen, unauslöſchbaren Dankgefühle auszudrücken, welche wir jenen edeln Menſchenfreunden an den Tag legen, die in der ſchrecklichen Nacht vom ſiebzehnten, bei der dringenden Feuersgefahr im ſogenannten Hauſe zum goldenen Eimer, darin wir unglücklicherweiſe als Miether wohnen, mit einem beiſpielloſen Vergnügen uns beigeſprungen waren, in jenen grauſenden Mitternachtsſtunden, in welchen die blinde Wuth der Flammen ohnnachſichtlich Feuerbrände über die angrenzenden Häu-

*) Neuwieder Zeitung, No. 113, 21 Sept. 1819.

ser und Straßen schleuderte. — Möge die, Alles hienieden schon vergeltende Vorsehung jenen Edeldenkenden in der ganzen folgezeitlichen Zukunft Segen und ununterbrochenen Wohlstand verleihen und uns das Vergnügen schenken, sie in ähnlichen Unfällen, wovor sie Gott bewahre, zu unterstützen, bei welchen sie sich so ungemein bestens verbunden haben, die unaufhörlich dankbaren, vom Schrecken noch ganz betäubenden

(Folgen die Unterschriften.)

Vermischte Anzeigen.

Da wir unsere Badeanstalt wieder eröffnet haben, bitten wir ein verehrendes Publikum, uns mit seinem Zuspruch zu beehren. Frauenzimmer haben nun auch keine Unannehmlichkeiten zu hoffen, da wir für alles Nothwendige Sorge getragen haben,

N. N.

Ich widerspreche hiemit dem ausgestreuten verleumderischen Gerücht, daß meine russische Lichter und Talg zum Verkauf, sondern meine gegossenen Lichter sind vom Fett der hiesigen Metzger, welche sehr hell brennen und gar nicht ablaufen, das Pfund zu 26 Kreuzer, wie auch zentnerweis, zu billigstem Preis der Moßsenf à fl. 1. 6 kr. der Krug bei mich

Eduard Julius Stumpf.

Ich warne hiermit Niemand nichts auf meinen Namen nicht zu borgen, weil ich dafür nicht haste.

N. N.

Siroppo Waterloo, allhier genannt Latwerg die süßeste und angenehmste Speiße vor das schöne Geschlecht, wie auch Kinder auf Weißbrot geschmiert ist zu haben bei

N. N.

Ein auswärtiges Frauenzimmer von Stande und Bildung, auch sonstiger ästhetischer Erziehung, daß auch mehrere Jahre sich einem Ellenwaaren Geschäft einer ansehnlichen Stadt gewidmet, fände Vergnügen in hiesiger Stadt eine ähnliche Stelle anzutreten und daß sie in dem was sie verspricht, Wort zu halten, dafür bürgt man.

Da ich mir schmeicheln kann, daß mein Garten zum Vergnügen herangewachsen, wollte nicht zurückstehen, dieses meinen werthen Freunden und Bekannten in Erinnerung zu bringen. Mit guten und reinen Getränken, so wie auch der gewissenhaftesten Bedienung ersterbe

N. N.

Gastwirth und Weinhändler zur grünen Schlange.

Häckerling.

Teniers, der berühmte Maler, machte von der bekannten Regel keine Ausnahme: er war oft arm, wie eine Kirchenmaus. Uebrigens lebte er in der guten alten Zeit, wo die Dichter und Schriftsteller noch mit Schmutz überdeckt und alle Tonkünstler Trunkenbolde waren. Eines Tages hatte er Hunger (ein Fall, der nicht selten statt finden mochte), und betrat zu Oyssel ein Wirthshaus, wo er es sich gut schmecken ließ. Plötzlich, beim letzten Glase Wein, fiel es ihm ein, daß er kein Geld, weder in der Tasche, noch sonst irgendwo habe, um seine Zeche bezahlen zu können. Was war zu thun? Ein Genie schlägt sich überall durch. Er erblickte einen Blinden, der auf der Flöte spielte. Flugs ergriff er seinen Pinsel und konterfeite ihn. Ein Engländer, der vorüberstolzirte, schaute das Bild an und gab, nicht etwa drei Batzen, sondern drei Dukaten dafür. Der Engländer aber war Lord Falzon, ein großer Kenner und Liebhaber der Malerei. Er stellte es in seiner schönen Gallerie auf, und machte seine Freunde darauf aufmerksam, die dann auch nicht ermangelten, es ein Meisterstück zu nennen. Unter oder mit diesen Freunden befand sich denn auch ein gewisser Jemand, welcher da meinte, ein Meisterstück sei allgemeines Eigenthum, weshalb er es einst verstohlen mit sich nahm. Seitdem, nämlich seit dem Jahre 1662 bis 1825, hatte man nichts mehr von diesem Gemälde gehört, so viele Nachforschungen auch deshalb angestellt wurden, bis man es endlich ganz unverhofft in — Persien wiederfand. Der Oberst Bilton, der dieses Land bereisete, sah es, nebst mehrern andern Gemälden, die dem Lord Falzon ebenfalls entwendet worden waren, im Palaste eines Staatsbeamten, von dem er sie sämmtlich zum Geschenk erhielt. Es entstand nun die Frage, wie diese Gemälde nach Persien gekommen seien? Man erinnerte sich bald, daß eben im Jahr 1662 eine englische Gesandtschaft nach Persien gegangen sei, und daß sich folglich der Bilderdieb im Gefolge des Gesandten befunden haben müsse; denn daß Se. Exzellenz selbst der Entwender gewesen sei, das fiel begreiflicherweise Niemandem bei.

Jemand verglich einmal die Geschichte der französischen Emigration mit einer Oper. Sie begann, sagte er, mit einer Symphonie, in der man den Karakter aller handelnden Personen und ihre gegenseitige Stellung erkennen mochte. Zuerst brauset in der Ferne ein Sturm: hier vernimmt man Freudengeschrei, dort die Laute der Furcht, welche die Elemente anklagen. Das Gewitter bricht aus: ein Opfergesang erhebt sich zum Himmel, wie um ihm zu danken, den Boden der Fruchtbarkeit wieder gegeben zu haben, während auf

der andern Seite einige Instrumente zum Rückzug blasen. Der Vorhang geht auf, und man erblickt den Abzug des Adels. Das Volk wiederholt den Schlußreim:

Allez-vous-en gens de la noce.

Pauken und Trompetenschall werden am Ufer eines großen Stroms vernommen, und man hört einen Bierbaß orgeln:

Ne crois moi échapper.....
Jusques au bout du monde
Ma vengeance t'attend.
Ne crois pas.... tralitralalalalala.....

Darauf entgegnet der Chor: Va-t-en voir s'ils viennent, und gleich darauf stimmt er an: Quels accens, quels transports! Nach einer großen Menge Zwischenszenen, während denen der Vorhang mehrmals niedergelassen und wieder aufgezogen worden war, hört man auf einmal: Plus on est de fous, plus on rit. Endlich kommt das Finale, worin man folgende Schlußreime bemerkt: Rendez-nous notre écuello.... Il faut que l'on file, file, file.... Du courage, etc.

Letztbin, ich weiß nicht warum und wie, fand ich mich plötzlich auf den höchsten Gipfel des europäischen Kontinents, der vielleicht der Montblanc sein mochte oder nicht, versetzt. Die Szene des geselligen Lebens unserer heutigen Zivilisation entwickelte sich unter meinen Blicken. Ich gewahrte eine Menge von Seelen, die sich in allen Richtungen durchkreuzten, so daß der weite Raum unter mir davon wie gestirnt zu sein schien. Zuerst vermeinte ich, daß sie nur aufs Ungefähr herumirrten; aber bald bemerkte ich, daß sie eine bestimmte Richtung verfolgten, und daß sie einem allgemeinen Drange gehorchten. Die aus Europa, die glänzendsten von allen, zogen gen Westen, jener berühmten Insel zu, die Christoph Columbus vor einigen Jahrhunderten entdeckte. Sie wurden durch eine Unzahl anderer Seelen verdrängt, die aus den übrigen Welttheilen auf das europäische Eiland herabregneten. Aus Afrika stürzten sich, mit wilder Hast, die blutgierigen Tieger- und Hyänen-Seelen. Von Asien her schlich, mit weiten Umschweifungen und hinterlistigen Winkelzügen, alles kriechende Gewürm und die nordischen Bärenseelen. Kaum waren diese Seelen (wenigstens nannte ich sie also im Traum) angelangt, so suchten sie eine bequeme Wohnung, und ich sah sie in Kurzem, bald unter schwarzen, bald unter scheckigten Gewändern, hier mit allerlei Borten besetzt, dort mit Hermelinfellen beschlagen, sich einnisten. Das Sonderbarste bei der ganzen Geschichte schien mir der Kampf einer Fuchs-, einer Affen- und einer Eulenseele um ein und dasselbe Kleid, welches endlich von allen Dreien eingenommen wurde. Fragt mich nun der Leser, was das für ein Kleid war, so gebe ich ihm das als Räthsel, oder als Charade, oder auch als Logogryph auf. — Einige Löwenseelen wußten indessen nicht, wo sie unterkommen sollten, dahingegen die Pfauen-, Kamäleon- und Schmeißfliegen-Seelen Platz genug fanden. Diese immerwährende Bewegung veranlaßte die sonderbarsten Metamorphosen, von denen man sich, im natürlichen Zustande der Dinge, keinen Begriff zu machen im Stande ist.

Griechenland im Anfang 1825.

(Fortsetzung.)

Um im Archipel von einer Insel zur andern zu schiffen, bedient man sich gewisser Schiffe mit dreieckigten Segeln, die „Kaiken" genannt werden. Die Griechen sind sehr geschickt in der Lenkung dieser leichten Fahrzeuge, und die Bewohner von Kranidi werden für die Gewandtesten von allen in diesem Fache gehalten. Das Meer war hohl, aber der Wind günstig, und während die Kaika mit Blitzesschnelle die Wogen durchschnitt, sangen die Matrosen ihre Revolutionsgesänge. Sie speiseten sodann zu Mittag mit einigen Oliven und Knoblauch, weil es eben einer jener vielen Fasttage war, welche die Griechen alljährlich haben. Wenn man die vier von der Religion vorgeschriebenen Fasten mit inbegreift, so haben sie deren nicht weniger als 136 jährlich. Ich kann nicht sagen, wie sie von den höhern Klassen gehalten werden; aber so viel ist gewiß, daß sie das Volk mit der größten Strenge beobachtet. Mehr als einmal habe ich mich selbst dieser gezwungenen Enthaltsamkeit und Buße unterworfen, und oft selbst den Knoblauch entbehren müssen, der hier zu Lande so zart und wohlschmeckend ist.

Nach einer vierstündigen Fahrt hatten wir Spezzia erreicht. Ich beeilte mich, das Ufer zu betreten, um einige bestimmte Nachrichten über den Brand von Modon zu erhalten. Die Bewohner waren von dieser Begebenheit noch wie berauscht, und führten mich zum Sekretär des Senats. Dieser, ein Priester aus den jonischen Inseln, war von majestätischer Gestalt und trug einen langen weißen Bart. Er bestätigte mir die Neuigkeit vom Brande, und nannte mir mehrere Brander, die bei der Unternehmung mit verloren gegangen seien. Da dieser Priester mir ein aufgeklärter Mann zu sein schien, so fragte ich ihn: „woher es komme, daß die Spezzioten, die im Ganzen nur eine Volksmenge von 10,000 Seelen bildeten, auf ihrer von allen Seiten so sehr zugänglichen Insel nicht das Schicksal von Ipsara befürchteten?" Er machte mir bemerkbar, daß der Feind niemals wagen würde, die Insel nur mit geringen Streitkräften anzugreifen, und daß, wenn er mit bedeutender Macht käme, er schon aus der Ferne bemerkt werden würde, so daß man ihn mit Brandern

empfangen könnte. Zudem könnten die Spezzioten, im Fall einer drohenden Gefahr, immer sehr leicht 3000 bis 4000 Mann vom Festlande zu ihrer Hülfe erhalten.

Diese Antwort vermochte meine Besorgniß jedoch nicht ganz zu zerstreuen. Aber um meinen Wirthen nicht ihr Vertrauen zu nehmen, schien ich dadurch befriedigt zu sein, und fügte nur allein noch hinzu, daß das beste Vertheidigungsmittel der Griechen in einer vollkommenen Eintracht des Willens und der That bestehe. Mit dem feierlichen und ruhigen Tone eines alten Pontifen antwortete mir der Priester darauf: „Man muß sich nicht verwundern, unter den Griechen so viele Zwistigkeiten zu bemerken. Die Meinungsverschiedenheit ist in einem neuerstehenden Staate durchaus unvermeidlich. Die Völker befinden sich, während einer Revolution, im Zustande eines hitzigen Fiebers. Damit die Vernunft wiederkehre, muß man warten, bis das Faseln vorüber sei. Das römische Reich selbst begann mit einem Brudermord, und bis jetzt hat, Gott sei gelobt! Griechenland noch nicht ein solches Verbrechen begangen. Es ist in der moralischen Welt wie in der physischen. Jedes Ding ist anfänglich unvollkommen, ungebildet und beim Anschauen unangenehm."

Während der ehrwürdige Sekretär auf solche Weise gegen mich seine Nation vertheidigte, bemerkte ich unter den Anwesenden vier Spezzioten mit edlen, schönen Gesichtern, die sehr reich gekleidet waren. Ich vermuthete, daß es Niemand anders, als die Brüder der berühmten Bobolina sein könnten, und das zwar wegen ihrer ausserordentlichen Aehnlichkeit mit einem andern Bruder derselben, der mich auf meiner Reise durch Morea begleitet hatte. Deshalb begrüßte ich sie freundschaftlich, indem ich die Hand auf's Herz legte. Sie erwiederten meinen Gruß und forderten mich auf, sie zu ihrer Schwester zu begleiten, wozu ich mich nicht lange bitten ließ.

Diese neue Amazone, der Gegenstand so vieler Satyren und Lobeserhebungen unter ihren Landsleuten, ist von bronzener Gesichtsfarbe und hat lebendige, feurige Augen. Sie trat mir mit vieler Grazie und einem sehr offenen Wesen entgegen, und empfing mich mit der größten Zuvorkommenheit. Um ihr etwas Angenehmes zu berichten, sagte ich ihr: daß der General Kolokotroni wahrscheinlich bald in Freiheit gesetzt werden würde. — „Wenn dem so ist," entgegnete sie, „so will ich zur Armee zurückkehren und die Türken bekämpfen." Ihre Wünsche sollten nicht in Erfüllung gehen; denn vierzehn Tage nachher erfuhr ich, daß sie in ihrem eigenen Hause durch die Verwandten eines jungen Mädchens, welches ihr Sohn entführt hatte, erschossen worden sei.

Der Wind war günstig, wir schifften uns wieder ein, und um ein Uhr Morgens waren wir im Hafen von Hydra. In einer Sommernacht, vom Mondschein erhellt, stellt dieser Hafen eine der wundervollsten Szenen dar, die man sich nur denken kann. Mit ihren weißen Häusern, die wie ein Amphitheater den Berg erklimmen, gleicht die Stadt zur Nachtzeit einer ungeheuern Schneemasse, und die Lichter, die man hier und da durch die Fenster schimmern sieht, erscheinen wie goldene Sterne auf silbernem Grunde. Ich glaube, daß man irgendwo schon einmal diese Vergleichung gemacht hat; aber ich wiederhole sie, weil sie wahr und treffend ist.

In demselben Augenblicke, als wir den Hafen betraten, vernahmen wir von allen Seiten die Schläge der Hämmer und das Geschrei der Matrosen, die die Anker lichteten. All' dieser Tumult wurde durch drei Brander verursacht, die in aller Eile ausgerüstet wurden, um zu Miauli's Flotte zu stoßen. Am nächsten Morgen begab ich mich sehr früh an Bord, um diese höllischen Maschinen zu besichtigen. Nichts kann einfacher sein. Es sind kleine Fahrzeuge, deren Inneres wie eine Mine eingerichtet und mit Pulver, Pech und andern leicht brennbaren Materialien angefüllt ist. Ein Strich Laufpulver dehnt sich von aussen bis zu den Pulvertönnchen aus. Wenn nun der Brander, entweder zur Nachtzeit mit Hilfe der Finsterniß, oder am Tage unter dem Schutze eines Briggs, bis an die feindlichen Schiffe gelangt ist, so hängt er sich fest daran, die Matrosen begeben sich schnell in ein Boot, und der Letzte von ihnen wirft Feuer in den Brander, worauf sie sich schnell entfernen, um der Explosion zu entfliehen. Jeder Matrose erhält gewöhnlich dafür eine Gratifikation von hundert Dollar, und Miauli gab deren zweihundert allen Denen, die ihr Leben auf der Rhede von Modon wagten. Die Matrosen von Hydra rüsteten diese Fahrzeuge, die ihre Gräber werden konnten, mit demselben Eifer und derselben Freude aus, als wenn es um die Ausschmückung eines Ballsaals zu thun gewesen wäre. Die Hydrioten sind robust und ein wenig einsilbig. Sie haben den ernsten Karakter der albanesischen Race, von welcher sie abstammen. Sie verachten das Geschwätz und die Lustigkeit der Bewohner von Morea. Wenige von ihnen können lesen oder schreiben; aber Viele von ihnen sprechen zwei oder drei fremde Sprachen, nämlich: italienisch, französisch und türkisch.

Hydra und Spezzia haben keine Präfekturen. Beide Inseln werden von einem Senat regiert, der aus den vornehmsten Einwohnern zusammengesetzt ist. Um mich nach dem Gebrauche aller Reisenden zu richten, stattete ich dem Senate meinen Besuch ab, und erhielt vom Präsidenten Lazzaro Conduriotti die Erlaubniß, Kolokotroni zu besuchen.

Ispida e folta la gran barba scende. *Tasso.*

Als ich Kolokotroni mitten unter seinen zehn Gefährten, die, wie er, Staatsgefangene waren, sitzen sah und bemerkte, wie er mit der größten Ehrfurcht von seinen Wächtern behandelt wurde, erinnerte ich mich unwillkührlich an Satan, wie Tasso ihn in seinem Dämonenrathe darstellt. Seine dicken, grauen Haare fielen unordentlich über seine breiten Schultern herab und vermischten sich mit dem starken Bart, den er, seit seiner Gefangenschaft, als ein Zeichen seines Zorns wachsen läßt. Seine Züge sind roh, sein Gesicht mit Runzeln überdeckt, seine Augen voller Feuer. Bei seinem wilden Anblick möchte man vermeinen, einen jener öden, grauen Felsen vor sich zu sehen, die hier und da im Archipel zerstreut sind.

Ich stattete ihm Bobolina's Grüße ab, und fügte hinzu, daß ich glaube, er werde in einigen Tagen seine Freiheit wieder erlangen. Er dankte mir durch einen Dolmetscher und befragte mich um die letzten Neuigkeiten. Ich sagte ihm, daß sich die Aegyptier auf dem Punkte befänden, Navarino's sich zu bemächtigen, und daß sie furchtbar seien, nicht allein durch ihre persönliche Tapferkeit, sondern auch durch ihre Taktik und ihre Reiterei. „Um sich die Aegypter vom Halse zu schaffen, muß man nur die Griechen aufbieten und auf sie feuern!“ sagte er, und begleitete dies letzte Wort mit einem sehr ausdrucksvollen Zeichen. „Ich kenne“, fügte er hinzu, „mehrere Positionen, die alle ihre Taktik und ihre Reiterei unnütz machen würden. Wissen Sie, was den Aegyptern den Sieg zugewendet hat? Die Einheit des Befehls, während die Griechen sich unter einander selbst vernichten, weil ein Jeder von ihnen, selbst ohne oft die geringste Erfahrung zu haben, kommandiren will.“ Im Sprechen und Gestikuliren erhob er den Arm, und ich bemerkte eine breite Narbe auf demselben. Auf meine Frage: wo er dies ehrenvolle Zeichen erhalten habe? antwortete er: „Es ist nicht das einzige, das ich auf meinem Körper trage.“ Darauf zeigte er mir eine Kugelnarbe am linken Arm, eine andere auf der Brust und eine dritte an der Lende.

Ungeachtet er beinahe immer sprach, ließ er dennoch mit großer Schnelle die Körner eines Rosenkranzes zwischen seine Finger gleiten, und statt dem phlegmatischen Ernste, den die Griechen von den Türken erborgt haben, rollte er seine Augen mit einer schnellen und schrecklichen Beweglichkeit. Er erhob sich und setzte sich wieder, und gebehrdete sich überhaupt wie ein Klephte, der den Hinterhalt und die Angriffe des Feindes befürchtet. Der General Kolokotroni ist bestimmt kein Mensch von gewöhnlichem Schlage.

Einige Tage nachher wurde er in Freiheit gesetzt und von der Regierung von Napoli di Romania mit aller der Würde und den Ehrenbezeigungen empfangen die man ihm schuldig war. In der Feierlichkeit seiner Wiederversöhnung mit der Regierung antwortete er ohne alle Vorbereitung auf die Rede, welche eines der Mitglieder derselben an ihn hielt. In dieser einfachen und roben Entgegnung zeichnet sich folgende Stelle aus: „Indem ich von Hydra hieher kam, habe ich allen Groll ins Meer geworfen. Ahmt mich nach und versenkt in diesen Abgrund all' euern Haß und eure Zwietracht, und glaubt mir, ihr werdet dadurch einen wahren Schatz gewinnen.“ Man muß nämlich wissen, daß auf dem Platze, wo er sprach, man kurz vorher nachgegraben hatte, in der Hoffnung, daselbst einen Schatz aufzufinden.

Hydra war im Alterthum nicht bewohnt. Die ganze Insel besteht, mit Ausnahme einiger wenigen künstlich mit Erde bedeckten Punkte, welche man in Gärten verwandelt hat, aus nackten Felsen. Die Häuser sind schön, aus Stein erbaut und sehr dauerhaft. Einige davon sind im edelsten Styl und beherrschen alle andern. Unter ihnen zeichnen sich vorzüglich die des Präsidenten Conduriotti, des Admirals Miauli und der Gebrüder Tombazis aus. Die Edeln von Hydra haben noch viele Aehnlichkeit mit den alten Genuesen, deren Lebensweise sehr einfach und mäßig war, wogegen sie jedoch prachtvolle Wohnungen hatten, um dadurch Einfluß aufs Volk zu haben und es um so leichter beherrschen zu können.

Die Insel verdankt ihre Wohlhabenheit ihrer Freiheitsliebe. Um sich der Tirannei der Türken zu entziehen, verliessen die Griechen vor der Revolution die fruchtbarsten Inseln, und suchten auf diesem nackten und unfruchtbaren Boden die süßeste Gastfreundschaft, die der Freiheit. So hat sich Venedig erhoben, so ist die holländische Republik aus den Moräßen erstiegen, so hat die Freiheit in den Wüsteneien Amerika's feste Wurzel gefaßt. In den letzten zwanzig Jahren hat sich die Bevölkerung von Hydra beständig vermehrt, so daß sie sich jetzt über 30,000 Seelen erhebt. Die Insel könnte 6000 Mann zur See bewaffnen; aber weil es ihr an Schiffen und Geld gebricht, so befinden sich deren kaum 2000 in Thätigkeit.

In diesem Jahre bestand die griechische Flotte aus 92 Briggs, die in drei Geschwader vertheilt waren. Dazu stellte Hydra 50, Spezzia 30 und Ipsara 12. Bei der Eröffnung des Feldzuges hatte diese Flotte 20 Brander, die immer vollzählig gehalten und ergänzt werden, sobald einige davon zu Grunde gehen. Die besten Admirale der griechischen Seemacht, Miauli, Sachturi, Psamodos, Tombazis und Andere, sind von Hydra. Die Bewohner dieser Insel erwarten mit Ungeduld die Ankunft der Fregatten, welche die Regierung in Amerika gekauft hat. Sie sind keine Prahler und gestehen selbst, daß sie nicht immer im Stande

ſind, ſich dem Feinde mit ihren kleinen Schiffen entgegenzuſtellen, und daß ſie gezwungen ſind, den Krieg nur mit Liſt und Ueberraſchung fortzuſetzen.

Die liebenswürdigſte Zuvorkommenheit wurde mir von den Edeln der Inſel zu Theil. Die Söhne einiger Vorſteher begleiteten mich, um mir die Hafenbatterien und die andern Befeſtigungswerke der Inſel zu zeigen. Der Hafen iſt ſehr wohl erbaut, und wird mit vieler Sorgfalt unterhalten. Vor der Revolution hatte Hydra nur drei Kanonen. Jetzt befinden ſich, im Hafen allein, mehr als dreißig. Wir ſchifften hinüber nach Ulikos, das ungefähr eine Meile von der Stadt entfernt iſt, und wo ein Vorpoſten von Stratioten (gemeinen Soldaten) ſich befindet. Da Ulikos ein Ausladungsplatz iſt, ſo hat man hier einen ſtarken ſteinernen Wall erbaut, der von Schießſcharten durchbrochen iſt. Der Senat hält, ſo lange die türkiſche Flotte ſich auf dem Meere befindet, eine Garniſon von 3000 Mann. Die Inſel hat drei Vertheidigungsmittel, zuerſt ihre Flotte, ſodann ihre Lage an einem engen Kanal, der den Manövern der Brander überaus günſtig iſt, und endlich die Garniſon, die faſt ganz aus rumeliſchen Soldaten beſteht.

Ulikos iſt das Ziel einer ſehr angenehmen Spazierfahrt bei Sonnenuntergang. Ein Bergſtrom öffnet ſich den Ausweg zum Meere. Hier und da zwiſchen den Felſen erblickt man den indiſchen Feigenbaum und Wäldchen von Oelbäumen. Darüber liegen die Häuſer der Schiffskapitäne, die in kleinen Gärten Blumen, Orangen und andere Früchte gewinnen. In ihrer Nähe befinden ſich zwei Kapellen, vor denen beſtändig eine Menge kleiner Lampen brennen. Dort verrichten die Mütter und Schweſtern der Seeleute ihre Gebete, und hauchen ihre Gelübde aus, wenn die Flotte von Hydra unter Segel geht, um die Türken anzugreifen. Das Geſchwader ſelbſt begrüßt ſie im Vorüberfluge mit einem letzten Lebewohl.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zollfreie Gedanken.

Es iſt viel leichter, Gutes zu thun, als Böſes. Zum Erſtaunen iſt es deshalb, daß Diejenigen, die wirklich viel Gutes thun können, ſo dumm oder ſo verworfen ſind, es faſt nie, aber immer das Böſe zu thun.

Bei nicht rein vernunftgemäßen Abſichten können Zwangsmittel nicht anders als empören. Iſt dagegen der Zweck edel und groß, ſo entſchuldiget man Alles gern.

Alexybalus nimmt einen Kutſcher an, der ihn links neben dem breiten Weg in den Graben wirft. Er erhebt ſich einigermaßen verrenkt, jagt ſeinen erſten Roſſebändiger zum Henker, und wählt einen andern, der ihn rechts ganz gemächlich über die Ohren in den Moraſt verſenkt. „Cadedis!“ ruft er, „es gibt halt keinen Weg mehr.“ Der Weg iſt da, Alexybalus! er iſt breit und ſchön; aber du haſt ungeſchickte Kutſcher gewählt.

Man hat Menſchen geſehen, die auf dem Gipfel der Macht ſich befanden, und die weder für die Menſchheit, noch für den wahren Ruhm etwas gethan haben, weil ſie die Menſchheit und die Meinung der Menſchen verachteten. Sie beurtheilten alle Menſchen nach ſich ſelbſt, oder vielmehr nach den ſchlechten Muſtern, die ſie von denſelben um ſich hatten. Aber die wirkliche Menſchheit ſteckte nicht unter dieſer Maskerade.

Die Baſis, auf der die wahre Macht und Größe der Monarchen beruht, iſt Geſetzesordnung, Treue und Glauben an geleiſtete Verſprechen, und Theilnahme am nationellen Intereſſe. Wer ihnen auf andere ſich zu ſtützen räth, iſt großer Strafe werth.

Engliſche Literatur.

East-India Company's records. — Archive der oſtindiſchen Kompagnie. Ein auf offizielle Aktenſtücke begründetes Werk, in welchem ſich ein Gemälde von dem frühern und gegenwärtigen Zuſtande der engliſchen Beſitzungen in Indien befindet, ſowohl in Bezug des Einkommens und der Ausgaben, als auch der Schulden, der Schuldforderungen, des Handels und der Schiffahrt. Hinzugefügt ſind viele hiſtoriſche, politiſche, finanzielle, kommerzielle und kritiſche Bemerkungen ſeit dem Etabliſſement der Geſellſchaft im Jahr 1600 bis zum gegenwärtigen Zeitraum (Juli 1825). Alles zuſammengetragen und auf das Sorgfältigſte geordnet, was den ältern Theil betrifft, nach den authentiſchſten gedruckten oder geſchriebenen Aktenſtücken, und hinſichtlich des neuern nach den offiziellen Verhandlungen des Parlaments, der oſtindiſchen Kompagnie und der Mauthen, ſo wie nach den beſten Werken, wie z. B. von Munn, Purchas, Child, Petty, Cary, Davnant, Gee, Poſtlethwaite, Bolts, Raynal, Verelts, Anderſon, Playfair, Macpherſon, Milburn, Colqhoun, Tuckey, Mill, Klaproth, Phipps, Prinſep, Malcolm, Thornton und Staunton, als auch nach den Denkwürdigkeiten und Verhandlungen der gelehrten Geſellſchaften in Bezug auf Aſien. Von Cäſar Moreau. London, 1825. Bei Kinsbury, Barbury und Allen, Buchhändlern der oſtindiſchen Kompagnie. Ein Band in Folio von 50 Seiten.

Ein ſo ausführlicher Titel macht alle fernere Auseinanderſetzung überflüſſig. Wie wäre es überhaupt

auch möglich, einen Zahlenozean zu analysiren? Mit Ausnahme der Darstellung bestehen die vorzüglichsten Thatsachen der ostindischen Compagnie jahraus, jahrein, aus Rechnungen, die für uns, und wahrscheinlich auch für den Leser, eben kein besonderes Interesse haben. Was uns einzig einer Bemerkung würdig scheint, ist, daß das ganze Prachtgebäude dieser Gesellschaft auf sehr schwachen Stützen ruht, und daß eine ungeheure Masse von Privatinteressen gegen den allgemeinen Vortheil, sowohl Englands, als Indiens, sich auflehnen, die über kurz oder lang, aber unausbleiblich einmal, die traurigsten Folgen nach sich ziehen müssen.

Nordamerikanische Literatur.

Report of the transaction of the Academy of natural sciences of Philadelphia. — Bericht über die Akademie der Naturwissenschaften zu Philadelphia, während des Jahres 1824. Herausgegeben nach der Bestimmung der Akademie, von dem Sekretär derselben (William D. Keating). Philadelphia, 1825. 20 Seiten in 8.

Dieser Bericht ist der erste, den die Akademie von Philadelphia bekannt gemacht hat. Er ist sehr kurz, aber unterrichtend, und deutet den Naturalisten eine überflüssige Quelle des Reichthums an, der ihnen in den beiden Welten eröffnet ist. Man findet mehrere wichtige Bemerkungen darin, so wie die Andeutung mehrerer Denkschriften über die Ornithologie, die Reptilen, die Fische, die Insekten, die Mollusken, die Würmer und die Zoophyten, über die Versteinerungen und die Geologie, über die Mineralogie und selbst über die Astronomie. Die Botanik scheint weniger gepflegt zu werden, als die übrigen Zweige der Naturwissenschaft. Man bemerkt mit Vergnügen die gelehrten und befriedigenden Nachforschungen eines neuen Akademikers, Karl Bonaparte, in diesem Heft. Er überläßt sich ganz den ruhigen Genüssen des Studiums: secura quies, et nescia fallere vita.

Italienische Literatur.

La magia del credito svelata. — Die entschleierte Magie des Kredits. Eine Fundamentalanstalt zum öffentlichen Nutzen. Entworfen von Joseph de Welz, und für Sizilien, so wie für die übrigen italienischen Staaten in Vorschlag gebracht. Neapel, 1824. 4.

Obgleich der Verfasser Kaufmann zu Cosma ist, so erklärt er doch, daß er sich nicht als Italiener betrachtet. Er hatte sich zuerst mit dem unglücklichen Zustand Siziliens hinsichtlich seines Handels, seiner Industrie und seines innern Wohlstandes beschäftigt. In dem Glauben, das Wahre und vielleicht selbst das einzige Mittel gefunden zu haben, ihm das ökonomische Leben, das es seit so langer Zeit verloren hat, wiederzugeben, ist er auf den Gedanken gerathen, sein System auf ganz Italien anwendbar zu machen. Sein Mittel, das er, man weiß nicht recht, warum, geheimnißvoll nennt, ist der öffentliche Kredit, den er als die Seele der ökonomischen Welt betrachtet. Er setzt die ganze Wichtigkeit desselben aus einander, und deutet die ausserordentlichen Wirkungen an, die er hervorzubringen im Stand ist. Darum hat er seinem Werke den wirklich etwas sonderbaren Titel der „entschleierten Magie des Kredits“ gegeben.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Theater.

Die bekannte Präziosa, oder die Zigeunerin, von Karl Maria Weber, ist zu Paris sehr übel aufgenommen worden. Einer unserer dortigen Korrespondenten schreibt uns darüber Folgendes: „Vom Starken zum Stärkern schreiten, das war der Wahlspruch Nicolets. Die Menschenmenge, die sich am Donnerstag zum Odéon drängte, dachte wahrscheinlich, daß diese Methode auch die des Direktors Bernard sei, und daß der Beifall, den man der Zigeunerin, einem dem Deutschen nachgeahmten Drama, mit Musik von Weber, zu zollen habe, noch den vom Robin des bois erworbenen übertreffen müsse. Aber es kam ganz anders. Der Fehler liegt nicht an der Musik, die der des Verfassers des „Freischützen“ nicht unwürdig zu sein scheint. Aber unglücklicherweise ist der Spielraum, der dem Komponisten in diesem Melodrama vergönnt worden ist, viel zu klein, als daß er sich besonders hätte auszeichnen können. Seine ganze Besogne bestand in einer Ouverture, drei oder vier Chören, einem Marsche und einer Romanze. Man glaubte die Grundidee einer schönen Oper zu hören: Einige schöne Melodien haben Beifall gewonnen, oder wenigstens den Sturz des Ganzen gemildert. Man hat am meisten das Bedürfniß des Gesanges da verspürt, wo Präziosa, als Improvisatorin und Tänzerin, den Bewohnern von Madrid ein Pröbchen ihrer Geschicklichkeit gibt. — Es versteht sich von selbst, daß diese Zigeunerin nichts anderes als eine Spanierin von hoher Geburt ist, die man ihren Aeltern geraubt hat. Ein junger Edelmann, Namens Felix, verliebt sich ernstlich in sie, und bietet ihr seine Hand an. Sie nimmt sie unter der Bedingung an, daß er sich zum Zigeuner mache. Die ganze Bande bricht nach Valenzia auf. Unterwegs kommt man in ein schönes Schloß, das Präziosa's Aeltern gehört. Hier nun Erkennung und .... Das Parterre, welches bis dahin nur gemurmelt hatte, brach nun plötzlich los und zwang die Zigeuner zur Flucht. Der Vorhang fiel. Die Freunde und Klatscher verlangten den Namen des Verfassers; einige Spötter begehrten die Beendigung des Stücks. Herr Bernard, der diese letzte Forderung à la lettre

nahm, erschien sehr bedächtlich und verkündigte: daß der Lärm, der die Vorstellung unterbrochen, den Verfasser bestimmt hätte, das Stück nicht ausspielen zu lassen. Diese Phrase hätte ein wenig höflicher für den ausgepfiffenen Verfasser und ein wenig respektvoller gegen das Publikum sein können. Aber alsbald ist der geschickte Redner noch zwei Schritte weiter vorgeschritten und hat auf folgende Weise sich den ungetheilten Beifall wieder erworben. „Uebrigens, meine Herren!“ sprach er mit großer Ernsthaftigkeit, „übrigens können diejenigen von Ihnen, welche Interesse an dem Stücke nehmen, und das Ende noch nicht errathen haben, vollkommen ruhig sein. Prätiosa, einmal erkannt, trennt sich von den Zinnern, welche bestraft werden, und vermählt sich mit ihrem Geliebten.“ — Diese ergänzende Erklärung des Herrn Direktors erinnert an die eines Schauspielers in der Provinz, der den großen Zauberer Oroes in der Semiramis mit einem berühmten Schauspieler aus Paris spielen sollte. Aber schon in der ersten Szene war er so stark betrunken, daß er sich nicht mehr im Stande fühlte, seine Rolle fortzusetzen. Er entschuldigte sich also mit wenigen Worten beim Publikum über — die Schwäche seines Magens, und wendete sich sodann gegen den ausser Fassung gebrachten Ninias: „Uebrigens, gestrenger Herr! nimm hier den Zepter und die königliche Stirnbinde... Ninus ist dein Vater... Semiramis ist deine Mutter... das alles solltest du erst am Ende vom Liede wissen. Aber du jammerst mich... und so sage ich dir's voraus... und nun will ich schlafen gehen.“

Kunst.

Die heil. Cäcilia von Raphael, in der Gallerie zu Bologna. — Wundersam von hohen und heiligen Gefühlen gedrängt, sucht ihnen das fromme Mädchen eine Sprache in Tönen zu geben, die immer tiefer die liebende Seele berühren, immer mächtiger das ganze geistige Wesen ergreifen und es nach und nach in eine unendlich schöne Harmonie aufzulösen drohen. Von der wunderbaren Kraft dieser Töne angezogen, fühlen sich auch andere Heilige um die göttlich Begeisterte wie gefesselt. Aber bald durchdringen diese Anklänge der Unschuld und reiner Liebe höhere Sphären, sie tönen in eine höhere Welt hinüber und wecken auch dort eine Harmonie, wie sie sonst nur Unsterblichen vernehmbar ist. Langsam wallet sie hinunter in die staunende Seele der Heiligen — aber ihre eigenen Töne schweigen, denn ihre ganze Seelenthätigkeit löset sich im Strome himmlischer Harmonien auf; ihr Geist schlürft in vollen Zügen himmlische Genüße, während das Auge dankbar hinüberblickt, von woher alle diese Seligkeiten ihr zuströmen, und die Lippen die wonnige Fülle des Herzens dem Himmel zu stammeln suchen. — Irdische Besinnung ist hin, und mit ihr jede Erinnerung an eine bloß irdische Welt; und was ihr noch zum Werkzeug diente, die Himmel zu entzücken, fällt hin; und was zusammengesetzt, löset sich auf, und sie steht da gleich einem überirdischen Wesen, dessen Hülle in schöner Verklärung zwar sichtbar, der Geist aber in die Sphären himmlischer Geister aufflog. Deswegen die um sie stehenden Befreundeten bei ihrem hohen Staunen jeden Verkehr mit ihr aufgegeben, und Paulus mit ernst gesenktem Haupte sich selber fragt: wie das doch so geworden? u. s. w.

Die Venus von Medicis, in der Gallerie zu Florenz. — Wie das zarte schöne Gebilde der Blume, von der Dämmerung umflossen, dem Auge noch unklar ist, sobald aber helleres Licht aufsteigt und der Nebelflor zerfließt, sie in all ihrer Anmuth, in all ihren milden Reizen vor uns steht: eben so gestaltet sich dieses zarte, schöne Gewächs vor unserm Geiste, obwohl die Zeit es uns nicht unverletzt aufbewahrt hat; denn immer bestimmter und sprechender steigt es vor unserm Verständnisse auf; und je mehr man sich mit ihm befreundet, desto klärer, lichtvoller und lebendiger wird uns auch die Idee des Künstlers, desto anziehender und liebreicher athmet und lebet sie in dieser zarten Schönheit. Denn das harte Gestein zerfließt nach und nach in eine seelenvolle Bewegung, und das holdeste und liebevollste Wesen spricht zu uns in voller Unschuld und Liebenswürdigkeit. Durch das Auge dämmert so schön die arglose, reine Seele, und blickt uns an wie durch den purpurnen Duft der erste Frühlingsmorgen. Man bemerkt in ihm eher eine stille gewisse Verlegenheit, als etwa ein Suchen zu gefallen, was nur noch inniger anzieht und desto sorgsamer den Wunsch in uns rege macht: daß das stille, sanfte Glühen einer so schönen reinen Seele doch immer so bleiben möchte!

— Nach **Hassels** genealogisch-historischem Almanach für 1826 ist die Bevölkerung von hundert der größten Städte auf der Erde folgende: Jedoo 1,650,000 Einw. Pecking 1,500,000. London 1,274,600. Han-tscheu 1,100,000. Calcutta 900 000. Madras 817,000. Nanking und Kang-tscheu jede 800,000. Paris 717,300. Wutschang 600,000. Konstantinopel 597,800. Benares 530,000. Kio 529,726. Su-tscheu und Hoang-tscheu jede 500,000. Surate 450,000. Delhi 400,000. Fez 330,000. Neapel 342,000. Patna 312 000. Petersburg 305,000. Lucknow, Nan-tschan, Haussa jede 300,000. Wien 257,242. Lissabon 239,872. Dublin 227,335. Cahira 215,200. Dacca, Hyderabad, Halep, Jivahan, Bukhara, Son-Kian, Yang-tscheu, Kian-tscheu, Wassanah, Tombuktu, jede 200,000. Amsterdam 196,000. Berlin 193,000. Moskau 190 000. Saigon 180,000. Kaschmir 175,000. Rio-Janeiro 170,000. Madrid 167,700. Murschedabad 165,000. Bombay 161,600. Palermo 151,600. Amedabad, Puna, Osaka, Samarkand, Teheran, Udsin, Huschwan, Ammerapura, jede 150,000. Mexiko 148,500. Rom 146,000. Manilla 145,000. Manchester 133,703. Edinburg 132,375. Lyon 131,258. Aurunaabad 131,255. Damak, Singan, Tunis, Aleppo, jede 130,000. Mailand 129,100. Bahia 125,000. Neu-York 123,500. Han-Yang 120,000. Izmir, Steyo-Thiya, Liverpool jede 119,000. Warschau 116,300. Adrianopel 115,470. Hamburg 11,000. Meknes 109,990. Marseille 109,500. Venedig 109,100. Philadelphia 108,200. Turin 107,600. Glasgow 107,100. Birmingham 106,800. Cork 106,100. Surakarta 105 000. Arkot, Barcellona, Baroda, Cuirar, Edrenah, Hama, Herat, Kandahar, Koppenhagen, Lahore, Pischauer, Rampur, Sevilla, Tokat, jede 100,000.

(Hierzu eine Beilage.)

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Beilage zu No. 2

der

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Nachfolgender, in seinem Stoffe eben so reicher als in seiner Form würdiger, Aufsatz ist uns von achtungswerther Hand unter Verbürgung seines vollen Inhalts mitgetheilt worden. Er war ursprünglich, wie sein Eingang und seine ganze Tendenz zeigt, bestimmt, in einem ausländischen Blatte verbreitete irrige Ansichten und falsche Urtheile über den Keller'schen Untersuchungsprozeß, so weit er in Luzern geführt worden, zu widerlegen, und auch im Ausland zu erscheinen. Da aber ausserdem dieser Bericht über eine Sache, welche im Vaterlande zunächst die gespannteste Aufmerksamkeit und die lebhafteste Theilnahme erregt hat, und deren Untersuchung und Führung nun noch mehr, als die an sich wichtige Sache selbst, aller Eidsgenossen Ehre und Recht betrifft, bei der fortdauernden Dunkelheit über Thatsachen und Umstände auch einiges Licht mehr verbreitet, so hielten wir die Mittheilung dieses Berichts an das vaterländische Publikum vorzugsweise auch in einem einheimischen Blatte geeignet.

Die Redaktion.

Wir lesen in der Beilage Nro. 355 der allgemeinen Zeitung einen Aufsatz über den Kellerschen Untersuchungsprozeß in Luzern, von welchem als Zweck angegeben wird, für die Bildung des öffentlichen Urtheils in einer öffentlichen Sache etwas minder einseitigen Stoff darzubieten. Dieser angegebene Zweck veranlaßt uns, ebenfalls einen Beitrag im entgegengesetzten Sinn jenes Aufsatzes zu der Sache, um die es sich handelt, zu liefern. Uns leitet hiebei durchaus keine persönliche Abneigung gegen die beklagten Rathsglieder. Wir wünschen innigst, daß ihre Unschuld klar an das Tageslicht treten möge. Wir wünschen dies um so mehr, da wir die Kenntnisse vorzüglich des Einen von ihnen, durch die er sich von jeher auszeichnete, hochschätzen, und ihrem bisherigen tadelfreien Wandel gerechte Anerkennung zollen. Allein wir können auf der andern Seite nicht ruhig mit ansehen, wie durch Verschweigung wesentlicher Umstände, durch gewagte Behauptungen und durch Herabsetzung der Behörde, die bisher den Prozeß leitete, dem Urtheil des Publikums eine schiefe Richtung gegeben werden soll. Wir fühlen uns berufen, eine Berichtigung eintreten zu lassen. Jenem Aufsatze zufolge wäre die Mordgeschichte vorzugsweise das Ergebniß eines im höchsten Grade fehlerhaften und tadelnswürdigen Rechtsverfahrens. Es wird von den Mängeln und Gebrechen der schweizerischen Rechtspflege überhaupt gesprochen, und in Beziehung auf den speziellen Fall behauptet, daß die Untersuchungen mit den größten Unförmlichkeiten behaftet seien. Billig hätte man erwarten sollen, daß das fehlerhafte und tadelnswerthe Rechtsverfahren näher beschrieben und mit Faktis belegt, daß die Mängel und Gebrechen der schweizerischen Rechtspflege aufgezählt, daß die Unförmlichkeiten, von denen die Prozedur wimmeln soll, wenigstens die hauptsächlichsten, gleichsam als Muster angeführt worden wären. Indem wir aber in dem Aufsatze nach allem diesem forschen, finden wir eine sehr geringe Ausbeute. Es wird nämlich gesagt, man habe es nicht verschmäht, abwechselnd Liebkosungen, Drohungen und Schläge anzuwenden, um Geständnisse zu erhalten, und man sei, was zum Hauptvorwurf gereichen müsse, gleichsam nur bemüht gewesen, Geständnisse auf Geständnisse zu häufen, ohne sich sogar um Widersprüche derselben zu kümmern, und ohne durch Einziehung von Informationen die gemachten Angaben selbst zu erwahren. Es würde dem Verfasser jenes Aufsatzes schwerer fallen, dieses alles zu beweisen, als es bloß niederzuschreiben. So viel Zutrauen darf immerhin in das Publikum gesetzt werden, daß es solchen gewagten Behauptungen nicht blindlings Glauben schenken werde. Uebrigens sind bis jetzt weder ernste Vorstellungen, noch viel weniger Aeusserungen der Güte in der Kriminalrechtslehre zur Tortur gezählt worden, und es ist ein seltsamer Vorwurf gegen einen Untersuchungsrichter, er habe zu viele Geständnisse aufgenommen. Es wird angedeutet, die gemachten Angaben hätten durch Informationen erwahrt werden sollen. Dies ist allerdings richtig. Doch wer sagt, daß dies nicht im Sinne der Verhörkommission lag? Es scheint aber, nach der Ansicht des Verfassers hätten diese Erwahrungen vorhergehen und das Verbrechen zur juridischen Gewißheit erhoben werden sollen, ehe man gegen die angeschuldigten Rathsglieder einschritt. Diese Ansicht ist gewiß unrichtig. Ein Verbrechen muß zur juridischen Gewißheit erhoben sein, ehe man eine Person als desselben schuldig verurtheilen kann. Hingegen bedarf es keiner solcher juridischen Gewißheit, um gegen einen Angeschuldigten einen Kriminalprozeß einzuleiten. Ein Prozeß hat ja gerade den Zweck,

das Verbrechen und den Verbrecher auszumitteln; und wäre alles dieses schon ausgemittelt, so bedürfte es weiter keines andern Prozesses, als die Strafe auszusprechen. Um gegen Jemanden — betreffe es nun Hohe oder Niedere, vor dem Gesetz sind Alle gleich — eine Kriminaluntersuchung anzuheben, genügen nach allen Lehren des Rechts hohen Verdacht erzeugende Indizien.

Die übereinstimmende Aussage von fünf Mitschuldigen ist unzweifelbar für eines der stärksten Indizien zu halten*). Gegen die angesehenen Männer zu Rhodes, welchen der Mord des Fualdes zugemuthet wurde; gegen den angesehenen Kaufmann Fonk in Köln, der der Ermordung des Handlungsdieners Cönen verdächtig war, warfen sich ungleich schwächere Indizien auf. Der Prozeß wurde gegen sie eröffnet, und Niemandem fiel es ein, zu fordern, sie müssen zuerst des Verbrechens überwiesen sein, ehe man gegen sie einschreiten dürfe.

Die Aussagen der Personen, die sich selbst der Ermordung des Schultheiß Keller sel. anschuldigen, lassen sich nicht dadurch beseitigen, daß man sagt, diese Personen seien Gauner und somit rechtlose Leute. Der größte Verbrecher kann eine Aussage gegen sich selbst, d. h. ein Geständniß ablegen, und es ist wohl unerhört, weil es unsinnig wäre, daß man das Geständniß eines Verbrechers (wir sprechen von Geständniß, nicht von Zeugniß) darum verwarf, weil er ein Verbrecher war. Es ist aber nicht einmal richtig, daß jene Personen durchgehends Gauner sind. Kapeler, Sohn, ist weder Gauner noch Vagabund, sondern wohnte nebst seinem Vater, Joseph Kapeler, vulgo Bekeler, beinahe von Kindheit auf in der Stadt Luzern, deren Angehöriger er ist; er befand sich noch nie wegen Verbrechen in Untersuchung, und auch jetzt ist er lediglich der Theilnahme an dem Mord des Schultheiß Kellers sel. bezüchtigt. Der Verfasser des mehrangeregten Aufsatzes verschwieg oder wußte nicht, daß dieser Kapeler, Sohn, seinem läugnenden Vater in Confrontation die Mordthat ins Angesicht behauptete, und zwar nicht etwa in harter Fühllosigkeit, sondern unter einem Strome von Thränen, so daß alle Anwesenden durch diese Szene in ihrem Innersten tief erschüttert waren. Es sei uns hier auch zu fragen vergönnt: was kann diesen Kapeler, Sohn, auf dem keine andere Verbrechen ruhen, bewegen, sich der Theilnahme an einem gräßlichen Mord fälschlich zu beschuldigen? was kann ihn zu der unnatürlichsten aller Handlungen vermögen, gegen seinen eigenen Vater mit der erdichteten Anschuldigung eines Mordes aufzutreten? Wiegt diese Betrachtung allein nicht hundert solche Umstände auf, wie z. B. der ist, daß die Mörder die Unbesonnenheit gehabt haben sollen, der Mordthat noch unerwachsene Personen beiwohnen zu lassen?

Daß Schultheiß Keller ermordet wurde, ist nach dem, was vorliegt, nicht wohl zu bezweifeln.*) Ob aber die inhaftirten Rathsglieder der Theilnahme an dem Morde schuldig seien, ist eine zweite Frage, für deren Beantwortung noch nicht genügliche Materialien vorliegen. Was die That selbst betrifft, so lege man nicht zuviel Gewicht auf die Darstellung des Todesfalls des Schultheiß Keller sel., welche in dem vielerwähnten Aufsatze allegirt wird. Einmal ist jene Darstellung keine amtliche, und trägt auch diesen Titel nicht; es wird in derselben nicht einmal gesagt, wer ihr Verfasser und von wem sie ausgegangen sei. Es mangelt der Darstellung jede Grundlage. So wird in derselben erzählt, wie Schultheiß Keller noch zu seinen Töchtern gesprochen, wie diese nach Hause gekommen u. s. w., und doch ist es eine bekannte Thatsache, daß diese Töchter bis auf die jüngste Zeit über den Vorgang nie amtlich einvernommen wurden. Jene Darstellung besagt ferner: nach der einzig möglichen Vermuthung sei Herr Keller an der gefährlichen Stelle mit dem Fuß ausgeglitscht. Also doch nur eine Vermuthung! Der Vermuthun-

*) Viele Rechtslehrer legen einer solchen übereinstimmenden Aussage noch höheres Gewicht und sogar vollkommene Beweiskraft bei. Strübel über den Thatbestand S. 300 sagt: „Man nehme an, 1) es sei die Geschichte einer Bezüchtigung sehr weitläufig, und durch viele einschlagende Nebenumstände verwickelt; 2) es stimmten nicht zwei, sondern vier, sechs und zehn Personen in ihren Aussagen über selbige auch bei den kleinsten Nebendingen vollkommen überein; und 3) es sei ausgemacht, daß diese Zeugen vorher sich nicht haben bereden, oder sonst von Jemandem so genau nicht unterrichtet werden können. Wollte man in dem Falle dennoch behaupten, daß dasjenige, was die Zeugen behaupteten, erdichtet sei, so müßte man ebendenselben Allwissenheit zutrauen, ohne welche sie so nicht übereinstimmen könnten.“ Tittmann in seiner Strafrechtswissenschaft, S. 821, erwähnt in gleicher Beziehung: „Mitschuldige werden zwar nicht als gewöhnliche Zeugen betrachtet, und daher auch nicht vereidet; allein ihre Aussage gilt als Anzeige. Die Uebereinstimmung mehrerer Mitschuldigen kann sogar vollkommenen Beweis hervorbringen, wenn nämlich dieselbe so beschaffen ist, daß man die Wahrheit nothwendig annehmen oder den einzelnen Personen Allwissenheit zugestehen muß.“

Anmerk. d. Eins.

*) Wenn auch richtig und bewährt ist, was allgemein behauptet und versichert wird, daß von allem dem, was Hr. Schultheiß Keller sel. auf sich getragen, nichts an dem im Flusse gefundenen Leichnam vermißt ward, daß nebst den Kleidungsstücken auch die Uhr, das Geld und der Ring sich vorfanden, so ist überdies zu schliessen erlaubt, daß nicht Raubsucht der Grund des Mordes gewesen, und daß also, wenn Gauner ihn verübt haben, sie dazu müssen gedungen worden sein!

Anmerkung des Einsenders.

gen existirten damals mehrere. Der geringste Theil des Publikums wollte an einen natürlichen Tod glauben. Die einen, und deren waren sehr viele, muthmaßten schon damals, Herr Keller seie durch Mörders Hand in den Reußfluß gestürzt worden. Diese Meinung beurkundete sich sogar in Tagesblättern. Die damals erschienene Zeitschrift Nemesis nannte den Vorfall eine That oder Unthat, auf der noch geheimnißvolles Dunkel ruhe. Andere Wenige neigten sich zu der Meinung über, Herr Keller habe sich selbst entleibt. Dieser letztern Meinung, die übrigens stets ihre Widerlegung in dem moralischen Karakter des Herrn Keller fand, entgegen zu arbeiten, und ihr den Eingang in die Gemüther zu versperren, darauf vorzüglich war jene Darstellung berechnet. Die Meinung, daß Herr Keller zufälligerweise in die Reuß gefallen, zählte übrigens, wie schon gesagt, die wenigsten Anhänger. Beinahe Niemandem wollte selbe einleuchten, indem der Verstorbene des Weges, den er bei Tag und Nacht hundert- und hundertmal gemacht hatte, zu gut kundig war, und selbst die Stelle, wo er angeblich hinunter gestürzt sein sollte, dazu nicht geeignet schien. Immerfort walteten und äusserten sich im Publikum die größten Zweifel über die Art und Weise des Todfalls. Von daher mag es auch kommen, daß, als es vor einiger Zeit hieß, Schultheiß Keller sel. sei von Krusihans und Konsorten getödtet worden, diese Nachricht wohl Entsetzen, aber nicht dasjenige Erstaunen erregte, welches erfolgt wäre, wenn die Menge dem Glauben gelebt hätte, Herr Keller sei zufälligerweise in das Wasser gefallen. Die Darstellung verschweigt, und eben so der Verfasser des vielerwähnten Aufsatzes, was doch der gerichtlich ärztliche Befundschein beweiset, daß an dem Kopfe des Herrn Kellers sel. drei Wunden sich vorfanden. Von einer derselben, und zwar der bedeutendsten, wird in dem Befundschein mit Gewißheit gesagt, daß er sie noch lebend empfangen habe. Warum soll nun, so fragen wir billig, unter diesen Umständen die Ermordung des Schultheiß Keller sel. in das Gebiet des Unmöglichen und Unglaublichen gehören? Warum dieses Zetergeschrei? Warum dieses emsige Streben, selbst die geständigen Thäter, deren Geständniß dem objektiven Thatbestand nicht widerspricht, und somit alle Requisite juridischer Gültigkeit an sich trägt, der That zu entheben? Liegt für alles dieses ein rechtlicher Grund darin, daß bei der Geschichte zwei Rathsglieder sich kompromittirt befinden, daß es unwahrscheinlich ist, daß diese Antheil genommen, und daß der Zweck der Ermordung zur Zeit noch unbekannt ist? — Der vielgedachte Aufsatz erwähnt des Umstandes, daß zuerst die Angabe gefallen sei, Herr Schultheiß Keller sel. seie von den Gaunern bei Tag, in einem Buche lesend, betroffen und ins Wasser gestürzt worden. Wie aber, wenn die Prozeß-Akten den Beweis liefern, daß es überhaupt Methode des Krusihans ist, beim Geständniß eines Verbrechens anfänglich nie die wahren Umstände, die dasselbe begleiteten, anzugeben? — Der Aufsatz erwähnt ferner, daß Mittheilungen und Besuche bei den Gaunern statt hatten, und zwei Gefängnißwärter sich von daher im Verhaft befinden. Wie aber, wenn die Prozeß-Akten zeigen, daß durch die stattgefundenen Kollusionen beabsichtigt wurde, die Gauner von ihrem Geständnisse abzubringen? — Darin stimmen wir mit dem Verfasser jenes Aufsatzes überein, daß es höchst ersprießlich und heilsam war, die Untersuchung von Luzern nach Zürich zu verpflanzen, und ruhig wollen wir dem Resultat dieser Untersuchung entgegen sehen.

Literarische Anzeigen.

Von dem

Atlas von Europa nebst den Kolonien, für Geschäftsmänner, Zeitungsleser und Besitzer des Conversations-Lexikons in einer Folge von Charten und einem alphabetisch eingerichteten Texte, bearbeitet von W. E. A. von Schlieben,

ist das erste Heft erschienen. Die Liebhaber werden sich beim ersten Blick überzeugen, daß die gelieferten Charten die Probe beiweitem übertreffen. — Der Plan des Textes ist, um mehrerer Brauchbarkeit willen, erweitert worden.

Das erste Heft enthält 22 Charten und 12 Bogen kleingedruckten Text. Die bisherigen Subscribenten erhalten dieses Heft für 21 gr. mit schwarzen Charten, mit kolorirten Charten für 1 thlr. 4 gr. baare Bezahlung. Von jetzt an aber ist der Preis dieses ersten Hefts mit schwarzen Charten 1 thlr., mit kolorirten Charten 1 thlr. 8 gr. Die nächste Lieferung, welche weniger Text enthalten wird, erscheint im Januar 1826, und wird schwarz 18 gr. sächs. und illuminirt 1 thlr. 4 gr. für diejenigen kosten, welche bis zu dessen Erscheinung subscribirten und bei dem Empfang bezahlen. Leipzig, den 1. Dez. 1825.

G. J. Göschen.

Ankündigung einer neuen Zeitschrift.

Mit Januar d. J. 1826 beginnt im Verlage des Unterzeichneten eine

Modenzeitung für deutsche Frauen,

herausgegeben von Joh. Bapt. Rousseau.

Eine mit meinem Buchhändlergeschäft jetzt verbundene, neu angelegte Steindruckerei, so wie meine in Bezug auf diese Zeitschrift in Paris angeknüpften

Verbindungen, setzen mich in den Stand, fast gleichzeitig mit den Pariser Modejournalen ein ähnliches Institut für Deutschland zu gründen, das jenen an äusserer Eleganz nicht nachstehen, und sie an innerm Gehalt wo möglich übertreffen soll. Der literarische Inhalt unserer Modenzeitung besteht aus allen Gegenständen, welche für die Frauenwelt Interesse und Bedeutung haben können: aus Gedichten, kleinen Novellen (ohne Abbrechungen), Parabeln, Biographien und Karakteristiken aller auf dem Schauplatz der Welt auftretenden und sich auszeichnenden Frauen, Bildern aus dem Leben, Berichten über sämmtliche für die weibliche Lektüre brauchbare und nützliche Schriften, Aufsätzen über Theater und Kunst, Briefen, Witzspielen, Anekdoten, Räthseln und aus fortlaufenden Modenachrichten und Kupfererklärungen. —

Die Modenzeitung erscheint wöchentlich (Sonntags) einmal, in groß Oktav-Format, auf schönem Papier, ½ Bogen stark und in elegantem Umschlage. Jeder Nummer werden zwei kolorirte Kupfer, zu den mitgetheilten Modeberichten gehörig, beigegeben. Zuweilen liefern wir auch Portraits von berühmten oder denkwürdigen Damen der Mitwelt, und von Zeit zu Zeit eine musikalische Beilage. Ferner liegt es nicht ausser dem Bereich unserer Zeitschrift, mitunter auf die Moden der Männer Rücksicht zu nehmen und in dieser Beziehung Kupfer und Erklärungen beizufügen.

Der Preis des Jahrgangs, der nicht getrennt wird, ist aller Orten 6 Thaler, vierteljährig zahlbar. Man unterzeichnet auf allen Postämtern und in allen Buchhandlungen Deutschlands und Belgiens.

Aachen, im November 1825.

J. La Ruelle, Sohn. Büchel Nro. 1069.

In unserm Verlage ist kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu finden:

Die schweizerische Amazone, Abentheuer, Reisen und Kriegszüge einer Schweizerin durch Frankreich, die Niederlande, Aegypten, Spanien, Portugal und Deutschland mit der französischen Armee unter Napoleon. Von ihr selbst beschrieben und herausgegeben von einem ihrer Anverwandten. Zweite verbesserte Auflage. Mit 1 Kupfer. St. Gallen, 1825. geheftet 2 fl. 30 kr.

Dieses ist die zweite Auflage des früher unter dem Titel: Lebensbeschreibung der Wittwe des Obrist Florian Engel, erschienenen Werkes, welches sich schnell vergriff.

Die Frau Obrist Engel hat Schicksale erlebt, die unter die seltensten gehören, so einen Menschen treffen können. Schon ihre Jugendgeschichte gehört nicht unter die gewöhnlichen, und zeigt zuerst ein schüchternes Mädchen, aus dem aber bald eine lebhafte, thätige und geschickte Tochter hervorgeht. In ihrem achtzehnten Jahre heirathet sie einen schweizerischen Werboffizier in französischen Diensten, der später zum Obrist emporrückt; begleitet ihn zum Regimente und auf allen Feldzügen der franz. Armee von 1793 bis 1813, geht mit Napoleon auf Elba, während den dreißig Tagen mit ihm nach Frankreich zurück und gebiert auf ihren Zügen in zehn verschiedenen Ländern einundzwanzig Kinder, welche sie theils durch Krankheit, theils in Schlachten verliert, theils vermißt, in der Welt, unbekannt wo, umher zerstreut, nicht mehr finden kann. In der Schlacht bei Waterloo focht sie persönlich, ihr Mann wurde getödtet, und mit ihm verlor sie seine Ansprüche auf beträchtliche Rückstände, die sie vor Mangel geschützt haben würden, und die sie vergebens in Paris auszuwirken suchte.

Frau Engel lebt jetzt im Alter von 64 Jahren in Dürftigkeit zurückgezogen auf dem Lande, von guten Menschen unterstützt und vom Ertrage dieser ihrer Lebensbeschreibung, welche Niemand ohne Theilnahme und Vergnügen lesen wird, und durch deren Ankauf jeder Menschenfreund ein Schärflein zur Milderung ihres herben Schicksals beiträgt.

Huber und Komp. in St. Gallen.

In der Creuß'schen Buchhandlung in Magdeburg ist erschienen und in alle Buchhandlungen versandt:

Kleine Romane von Friederike Lohmann. Erstes Bändchen, enthaltend: die Wiesenburg; die Wünsche; der Wahrsager; der Komet. Preis 1 ½ Rthlr.

Der Name der Verfasserin bürgt dafür, daß diese Sammlung zu dem Vorzüglichsten deutscher Unterhaltungsschriften gezählt werden kann. Glückliche Erfindung des Stoffs, blühende Darstellung und hohe Sittlichkeit karakterisiren sie.

Von derselben Verfasserin erschienen früher und verdienen wiederholt die wärmste Empfehlung:

Geschichte zweier Frauen aus dem Hause Blankenau.

Erzählungen 1r Band.

Leben und Dichtung, oder Erzählungen 2r Band.

Neue Erzählungen.

und sind durch alle Buchhandlungen baldigst zu bekommen.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau ist zu haben:

Vollständige theoretisch-praktische Anleitung zur gründlichen Erlernung des königlichen oder französischen L'Hombre (l'Hombre royal), sowohl unter drei, als auch unter zwei und vier Personen. — Ferner das beliebte Tarok-L'Hombre. 12. Wien, bei C. Haas. 1824. brosch. 10 gr. oder 45 kr. rhein.

Ein Spiel, das seiner edlern Tendenz wegen seit Jahrhunderten den Beinamen „das königliche" führt, und ungeachtet seines hohen Alters noch immer die meisten Freunde und Verehrer in der gebildeten Welt zählt, ist schon darum geeignet, die Aufmerksamkeit jedes Spielers von gutem Ton in Anspruch zu nehmen, was jedoch durch den Umstand um so mehr gesteigert werden muß, das l'Hombre mit Recht die Grundlage aller übrigen anständigen Conversations-Kartenspiele zu nennen, und das einzige unter drei Personen ist, dem man in den glänzendsten Assemblees eben so willige Theilnahme zollt, als in den anspruchslosen Kreisen des Mittelstandes.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 3. Dritter Jahrgang 1826. 18. Januar.

Verhandlungen der britischen Bibelgesellschaft.

Die britische Bibelgesellschaft hat ihren jährlichen Bericht bekannt gemacht. Sie hat keinen andern Zweck, als die Verbreitung der heiligen Schrift; aber in den Augen der Protestanten ist ein solches Verfahren an und für sich selbst das, was man die christliche Regierung nennen möchte. Dadurch werden die Worte des Vermittlers erfüllt: „Gehet hin und lehret alle Heiden!“ Darum vereinigen sich alle Geister in dem Nutzen und in der Nothwendigkeit eines solchen Werkes; darum sind Alle übereinstimmend in derselben Meinung. Wenn die römische Kanzlei über die Arbeiten der Missionen ähnliche Berichte abzufassen für gut befunden hätte, dürften ihr daraus vielleicht nicht unwesentliche Vortheile entsprossen sein. Freilich hat die Bibelgesellschaft keine Unterthanen, und ihr ganzes Einkommen besteht nur aus freiwilligen Geschenken, oder aus den Interessen eines Kapitals, das sich mit der Zahl ihrer Mitglieder immer vermehrt; und dennoch beläuft sich dieses Einkommen bereits jetzt schon auf mehr als zwei Millionen jährlich.

In frühern Zeiten war die heilige Schrift in ihrer ursprünglichen Reinheit allein den Gelehrten und Theologen zu lesen vergönnt. Man machte selbst in gewissen Ländern eine Art von politischem Grundsatze daraus, die Kenntniß derselben dem großen Haufen zu verbieten, und der Gott der Christen zeigte sich nur in geheimnißvolle Schleier verhüllt. Demungeachtet gab es mehrere Päbste, Freunde der Künste und der Buchdruckerei, die den Gelehrten einige Ausgaben der Bibel anvertrauten, und die Pressen im Vatikan zogen einige hundert Exemplare ab.

Aber seit ungefähr zwanzig Jahren hat der Eifer des Protestantismus, in getreuer Befolgung der unvergänglichen Lehren des Welterlösers, der auch gegen den Mißbrauch der Gewalt, den Aberglauben und die Verworfenheit protestirte, der so energisch gegen allerlei Pharisäer und Schriftgelehrten sich bezeigte, die er den Zöllnern und Sündern gleich stellte, und der den Tempel von all dem elenden Gesindel befreite, das ihn verunreinigte und zum öffentlichen Jahrmarkt oder zur Schacherhöhle machte, mehrere Millionen Abdrücke vom alten und vorzüglich vom neuen Testament, dem Vermächtnisse unsers Heilandes, in hundert verschiedenen Sprachen über die ganze Erde verbreitet. Achtzehn Jahrhunderte waren vorübergegangen, ohne daß man auch nur den leisesten Gedanken gehabt hätte, das ausdrückliche Gebot des Herrn auf solche Weise zu erfüllen. Im Gegentheil, man verfolgte die unbefugten Bibelinhaber und Leser, als hätten sie durch den Besitz und Genuß des heiligen Werkes die größten, himmelschreiendsten Verbrechen begangen, und mehrere davon sind öffentlich als Ketzer verbrannt worden, oder in den schauderhaften Gefängnissen der Inquisition umgekommen.

Das Prinzip der Religionsfreiheit ist also nicht, wie oft man das auch gesagt und wiederholt haben mag, ein Prinzip der Zerstörung, und unfähig, etwas zu erbauen, weil von einem Ende des Erdballs bis zu dem

andern seine Anhänger sich immer mehr ausbreiten, und zu demselben Zwecke beitragen. Die alten und neuen Jesuiten haben sich manchmal in ihren Schriften gerühmt, daß sie allein in sich den ganzen Katholizismus umschliessen. Warum beschäftigen sich nun diejenigen von ihnen, welche sich jetzt widerrechtlich in Frankreich befinden, nur allein mit einem philosophischen Prinzip, das man ihnen immer streitig machen wird? Man möchte fast vermuthen, daß sie sich einbilden, wenn sie einmal diesen Punkt erst recht fest gestellt haben, sie die Welt nach Gefallen bewegen können.

Indessen hat der Protestantismus die Hälfte der christlichen Erde sich unterworfen. Er verbreitet sich immer mehr mit dem Handel Englands und der vereinigten Staaten von Nordamerika. Schon sehen wir ihn auf den Gestaden des fernen Australiens und in den Inselgruppen des stillen Meers fest begründet. Er erscheint dort in der ganzen Reinheit ursprünglichen Christenthums, befreit von unnützem Prunk und Mystizismus und Schatzung. Er bestrebt sich, die Wilden zu zivilisiren, nicht, sie auszurotten, und er bekehrt mit Sanftmuth und Beredsamkeit zum wahren Christusglauben die Eingebornen Amerika's, welche Pizarro's und Cortez Blutschwert übrig gelassen haben.

Als die Jesuiten sich noch in China und in Japan befanden, behaupteten sie, daß nichts leichter sei, als in diesen Ländern eine Revolution zu Gunsten des Christianismus zu veranlassen. Ihren Aussagen nach war wenigstens die Hälfte der ganzen Bevölkerung dieser großen Reiche halb und halb zum Christenthum übergetreten, und sie bestimmten fast die Zeit, wo das große Werk der Regeneration ganz vollbracht sein werde. Das Einzige, was sie verlangten, war, daß man ja keine andern Arbeiter aus Europa sende, um mit ihnen den Weinberg des Herrn zu bebauen. Man möchte jetzt, ihrem Stillschweigen nach zu urtheilen, vermuthen, daß das Werk unmöglich geworden sei. Dies möchte es in der That auch sein mit den Waffen, derer sie sich dazu bedienen. Nicht mit obskuren Büchern, nicht mit den Lebensbeschreibungen unbekannter Heiligen, nicht mit raffinirt mystischen Werken, wie sie jetzt zu Hunderten aus manchen Arsenälen hervorgehen, vermag man den Schlummer der Idolatrie zu stören. Die Unvernunft hat etwas so Albernes, daß sie selbst dem einfältigsten Menschen ein Lächeln der Verachtung abnöthigt. Man bedarf, um die Gemüther anzuregen und zu überzeugen, einer einfachen, großartigen Sprache, der die Sanktion des Zeitalters nicht versagt ist, die das erste Zeitalter des Christenthums umfasse, und seinen Ursprung und die großen Mysterien der Menschheit vernunftgemäß erkläre. Man bedarf endlich nur der Bücher allein, die den Triumph des Christianismus über alle Irrlehren und für alle Jahrhunderte versichert haben. Aber während das Evangelium noch die Hälfte des Erdballs zu erobern hat, scheint es, daß der wahre religiöse Proselytismus allein im Schooße des Protestantismus wieder erwacht ist.

Wir fügen nun noch einen Auszug des oben erwähnten Berichtes bei:

Die Einnahmen und die Ausgaben der Gesellschaft vom 1 April 1824 bis 31 März 1825 stehen beinahe im Gleichgewicht, und belaufen sich auf mehr als 2,300,000 Franken.

England. In Großbritannien haben sich im bemerkten Zeitraum 74 neue Gesellschaften gebildet, sind bei 120,000 Bibeln und mehr als 160,000 neue Testamente besonders ausgegeben worden, so daß die Zahl der allein von dieser Gesellschaft seit 21 Jahren nur allein in England vertheilten Bibeln sich auf vier Millionen Exemplare beläuft. Im letzten Jahre sind mehr als 80,000 Bibeln und neue Testamente ausserdem nach Irland geschickt und daselbst ausgegeben worden.

Europa. Die Bibelgesellschaft in Rußland hat jetzt die heilige Schrift in 41 verschiedenen Sprachen und Mundarten. Sie theilt sich in 289 kleinere Gesellschaften, die mit der in Petersburg in unmittelbarer Verbindung stehen. Zu Paris arbeitet man an einer Uebersetzung der Bibel in das Türkische unter der Leitung des Professors Kieffer, und des neuen Testamentes in das Armenische unter der Aufsicht des Professors Zorab, so wie in das Syrische unter de Sacy. Diese drei Werke werden auf Kosten der britischen Bibelgesellschaft ausgeführt.

Amerika. Die Arbeiten der National-Bibelgeschaft der vereinigten Staaten von Nordamerika dehnen sich von Tag zu Tag immer mehr aus. Es gibt jetzt wenigstens eine Hilfsanstalt in jedem Staat der Union. Die Gesellschaft hat eine Bibel in spanischer Sprache drucken lassen, die in Südamerika vertheilt werden soll. Der Bericht enthält über Kanada und über den südlichen Theil des Kontinents eine große Menge Nachrichten, durch welche bewiesen wird, daß die Sphäre der Thätigkeit der Bibelgesellschaften sich auch in diesen Gegenden immer mehr ausdehnt, ungeachtet der Hindernisse, welche eingewurzelte Vorurtheile ihnen entgegenstellen. Man hat eine Bibelübersetzung in das Peruanische beendigt.

Asien. In Ostindien setzen die Hilfsgesellschaften von Calcutta, Madras, Bombay und Ceylan ihre Uebersetzungen ununterbrochen fort. Zu Ceylan hat man eine Bibelübersetzung in das Indisch-Portugiesische und eine andere in das Indisch-Palische unternommen. Diese letztere Sprache ist die allgemein gangbare bei den indischen Völkern jenseits des Ganges.

China. Die chinesische Uebersetzung, die der

Doktor Morrisson unternommen hatte, ist nun beendigt. Sie soll unverzüglich im malaiischen Archipel vertheilt werden, wo ungefähr 300,000 Menschen chinesisch sprechen. Man hofft, daß auf solche Weise das Evangelium selbst in das bisher ganz unzugängliche China vordringen könne.

Aegypten. Ausser den Abdrücken der heiligen Schrift in arabischer Sprache, die in der christlichen Kirche in Aegypten verbreitet worden sind, hat man auch unter der Leitung des Professors Lee eine Ausgabe der Psalmen in arabischer und koptischer Sprache veranstaltet.

Abyssinien. Die Evangelien in äthiopischer Sprache für die Kirche in Abyssinien sind aus Mangel an passendem Text sehr verzögert worden. Die Gesellschaft hat als Geschenk ein handschriftliches Exemplar des neuen Testamentes in äthiopischer Sprache erhalten, das zu Jerusalem gefunden und von ihr sogleich der Presse überliefert worden ist.

Persien. Die Uebersetzung in das Persische, die Mirza Jaffier zu Petersburg gemacht hat, ist dem Professor Lee zur Durchsicht übergeben worden, und einer der Missionäre zu Astrakan, der bereits eine neue Uebersetzung der Psalmen gegeben hat, wird auch an dieser Arbeit Theil nehmen.

Türkei. Ungeachtet der Opposition von Seiten der Pforte haben dennoch Leeves und Barker fast ohne Unterbrechung ihre Arbeiten im türkischen Reich fortgesetzt. Man hat das neue Testament, wie ein klassisches Buch, in mehrere griechische Schulen eingeführt, und 3000 Exemplare sind von Konstantinopel in die Provinzen versendet worden. Man arbeitet beständig noch an den Uebersetzungen in das Türkische und Neugriechische.

Vorgebirge der guten Hoffnung. Die südafrikanische Bibelgesellschaft hat eine Uebersetzung der Evangelien in die namakische Sprache der Presse anvertraut.

Polynesien. In den Inseln des Südmeeres werden die heiligen Bücher da übersetzt, wo sie es bis jetzt noch nicht sind. Man hat den Missionären dazu einen Beitrag an Geld und 500 Ries Papier bewilligt.

Polarländer. Die Eskimo's haben erst vor Kurzem das neue Testament erhalten. Man hat von diesem Land und über Grönland sehr befriedigende Nachrichten.

Griechenland im Anfang 1825.

(Fortsetzung.)

Reise nach Athen durch den Archipel.

Die Beschreibung, welche Homer von den Phöziern macht, paßt noch heute vollkommen auf das Volk von Hydra:

„Es ist ein Stamm wilder Seeleute, ungeschlachter und gewaltsamer Menschen, wie das Meer, das sie umgibt. Sie lieben nur die Eingebornen ihrer Insel, und verabscheuen Jeden, der fremde Luft eingeathmet hat. Sie sind Meister in der Kunst, stolze Schiffe zu bauen und Herrscher zur See. Sie verstehen mit Hilfe der Segel und der Winde die Strömung der Gewässer zu durchbrechen. Der Vogel ist weniger leicht und der Gedanke minder schnell." (Odyssée, VII.)

Man beschuldigt das Volk von Hydra, boshaft und wild zu sein. Ich kann es von diesem Vorwurf nicht freisprechen, weil ich selbst Zeuge seiner Rachlust gewesen bin. Vor zwei oder drei Jahren brachte ein Hydriot meuchelmörderischerweise einen andern um. Wie wurde er dafür bestraft? Die Freunde des Ermordeten schleiften zwei Mühlen, die dem Mörder gehörten, und verwüsteten sein Haus. Man erblickt noch heute diese Trümmer, das Resultat der Bestrafung eines Verbrechens durch ein anderes Verbrechen.

Aber diese Inselbewohner sind zugleich auch sehr wachsam und muthig. Die nachfolgende Thatsache kann einen Beweis davon aufstellen. Am 25. Mai Nachmittags, in der Stunde, wo in Griechenland die Ruhe vergönnt ist, vernahm man aus der Ferne Kanonendonner. Alles wurde unruhig, und man befragte sich gegenseitig, ohne sich belehren zu können. Der Wachtposten verkündigte endlich, daß eine östreichische Fregatte vor Spezzia erschienen sei, um eine Prise zurückzuverlangen, die von den Korsaren in den dortigen Hafen geführt worden sei. Die Fregatte hatte sogleich ihre Forderung mit einigen Kanonenschüssen begleitet. Ganz Hydra gerieth darüber in Aufruhr. Man besorgte sehr, daß das Schiff vielleicht auch hierher kommen werde, um die Auslieferung zweier östreichischen Fahrzeuge zu begehren, die man einige Tage vorher eingebracht hatte. Die Kanoniere stellten sich auf ihre Posten, die Matrosen verfügten sich auf ein Schiff, die ganze Jugend brannte vor Begier, die treuen Alliirten der Türken mit einigen guten Ladungen zu begrüßen.

Indessen begnügte sich die östreichische Fregatte damit, selbst einige Piratenstreiche auszuführen, und unternahm sonst nichts mehr. Der Unwille über dies Verfahren war sehr groß; aber er konnte nicht mit der Freude verglichen werden, mit welcher die englische Fregatte, „die Cambrienne", empfangen wurde. Sie ging ungefähr drei Meilen von der Insel vor Anker. Die Jugend brannte vor Ungeduld, den Kapitän Hamilton, diesen treuen und edeln Freund des Admirals Miauli, zu sehen und ihm ihre Huldigung darzubringen. Ich brachte mit einer großen Zahl junger Männer einen ganzen Tag am Bord der Fre-

gatte zu. Sie drückten den englischen Matrosen mit einer wahrhaft brüderlichen Zärtlichkeit die Hände und trennten sich nur ungern von ihnen. Auch ich verließ Hydra nicht ohne Bedauern. Der Gedanke, daß vielleicht das Schicksal von Scio und Ypsara auch die Wiege dieser heldenmüthigen Seeleute bedrohe, erfüllte mein Herz mit Traurigkeit und Melancholie.

Die Unabhängigkeitsliebe, wie die Liebe, von der Plato spricht, beseelt das Weltall. Sie gewährt den Wüsten, Gebirgen und der kleinsten Höhle Leben. Auf dem Gipfel eines kleinen Felsen, Hydra gegenüber, befindet sich eine kleine Kapelle, die ein einsamer Oelbaum mit seinem geizigen Schatten überdeckt. Ein Mönch, der Wächter dieses Heiligthums, saß am Fuße des Baums. Unser Steuermann begrüßte und ersuchte ihn, für den glücklichen Erfolg unserer Reise zu beten. Der gute Einsiedler antwortete: „Ich will für Euch und für unser Vaterland beten.“

Zwischen den Inseln Modi und Porro begegneten wir einem ipsariotischen Korsaren, der sehr langsam segelte, weil er zwei östreichische Schiffe mit sich schleppte, die er am Eingange der Dardanellen gekapert hatte. Sobald ihn unsere Matrosen erblickten, schrien sie ihm zu, Jagd auf die östreichische Fregatte zu machen, die vor Spezzia erschienen war. Sie benachrichtigten ihn zugleich von Miauli's Siege. Der Korsar dankte und benachrichtigte uns, daß die türkische Flotte auf dem Punkt sei, die Meerenge zu verlassen. In demselben Augenblicke ging die Sonne unter, und das Meer wurde ruhig und glatt, wie ein Spiegel. Ich habe dreißig kaiserliche Fahrzeuge gezählt, die sich im Archipel im Dienste der Türken befanden.

Es ist ein altes Sprichwort bei den Seefahrern: daß man noch bei Tageslicht essen müsse. Jeder von uns holte also seinen Mundvorrath hervor, und mit dem im Archipel so gewöhnlichen Gefühle der Gastfreundschaft wurden die Lebensmittel Aller gemeinschaftlich ausgelegt, und Jeder, ohne Unterschied des Ranges, nahm von dem, was ihm am besten behagte. Die Nacht brach an, wir streckten uns auf dem Verdeck aus und schliefen, überwölbt von der reichgestirnten Himmelsdecke und eingewiegt von dem harmonischen Geräusche der Ruder. Bei Sonnenaufgang waren wir vor Aegina. Schon aus weiter Ferne hatten wir eine alte Säule erblickt, die ganz frei stand und ziemlich hoch zu sein schien. Nach und nach trat die schöne, mit Oelbäumen und reichen Weiden und Feldern überdeckte Ebene aus den Wellen hervor. Unregelmäßige Gebirgsformen zeigten sich auf der südlichen Seite der Insel und begrenzten den wundervollen Anblick, der mir den Wunsch eingab, daß irgend ein Zufall doch unser flüchtiges Vorübereilen verhindern und mir einigen Aufenthalt gestatten möchte.

Mein Wunsch ging in Erfüllung, denn es trat eine vollkommene Windstille ein. Wir landeten, in Erwartung, daß der Wind sich wieder erhebe. Ich eilte, um die einzelne Säule zu besuchen, die vielleicht ein Bruchstück von irgend einem Tempel war. Ich ging nahe an den Trümmern des alten Hafens von Aegina vorüber, den man weit im Meere erblickt, und verfügte mich von dort nach Neu-Aegina, das in den letzten Jahren erbaut worden ist. Ehemals bewohnten die Insulaner eine von den Venezianern auf einem Berge im Innern der Insel gegründete Stadt; aber die Leidenschaft des Handels hat ihnen dem Gestade den Vorzug geben lassen, und sie haben die Lage des alten Aegina's zu ihrem Wohnsitze gewählt. Die durch die Revolution verursachten Auswanderungen haben dieser neuen Stadt eine Menge umherirrender Griechen aus den verschiedenen Ländern und Inseln von Scio, Natolien, Zaituny, Livadien u. s. w. zugeführt. Die seltsamen Kleidertrachten der Weiber stellen den Blicken des Reisenden eine beständige Maskerade dar. Die Bevölkerung erhebt sich jetzt auf 10,000 Seelen. Darunter zählt man ungefähr 1000 Ypsarioten, die nach der Verwüstung ihrer Insel hier einen Zufluchtsort gefunden haben. Die Tracht der ipsariotischen Weiber ist durch die Verschiedenheit und grelle Zusammenstellung der Farben merkwürdig, und der der Luzerner Bauernweiber nicht unähnlich. Jetzt tragen jedoch die meisten von ihnen Trauerkleider, wegen dem Verlust eines Gatten oder Verwandten, der im verflossenen Jahre von den Türken umgebracht wurde. Ihr Kopf ist mit einem breiten Turban bedeckt, von dem ein Zipfel über ihr Gesicht herabhängt und es, mit Ausnahme der Augen, ganz überdeckt. Eine Haarflechte zieht sich über ihre Stirn hin.

Ich kann nicht sagen, ob dieser Gebrauch, sich das Gesicht zu verschleiern, eine Nachahmung der Tracht der türkischen Frauen ist, oder ob er noch von den Athenienserinnen herstammt. Die ipsariotischen Weiber sind schön, muthig und der heldenmüthigsten Handlungen fähig. Die meisten von ihnen können schwimmen. Bei der Einnahme von Ypsara rettete sich die Tante des Kapitän Kanaris dadurch, daß sie, obgleich bereits dreiundsechszig Jahre alt, doch drei Meilen weit schwamm. Die reichsten Familien von Ypsara haben sich nach Aegina geflüchtet, und setzen den Seehandel mit Erfolg fort. Ihr Geburtsland ist ein nackter und unfruchtbarer Felsen, ihr neuer Wohnort dagegen ein schönes, fruchtbares, herrliches Land unter dem glücklichsten Himmelsstrich. Demungeachtet seufzen sie und sehnen sich nach ihrem öden, verheerten Eilande zurück. Die Regierung hat ihnen den

Piräus als Entschädigung angeboten; aber sie wollen diese nicht anders annehmen, als wenn sie den großen Namen Piräus unterdrücken und dafür den Ort Neu-Ypsara nennen dürfen. Der bloße Name des Vaterlandes ist noch eine süße Täuschung für Diejenigen, die es in der Wirklichkeit verloren haben.

Ich erkundigte mich nach der Wohnung des Kapitäns Konstantin Kanaris, und wünschte sehr, diesen unerschrockenen Branderlenker kennen zu lernen. Ich fand ihn bei seiner Frau, mit seinem Sohne Miltiades, einem dreijährigen Knaben, spielend. Er empfing mich mit offenem Gesichte und mit Höflichkeit. Sein Sohn Niklaus brachte mir im Namen seines Vaters eine halbaufgeblühte Rose, die im Morgenlande als ein Zeichen der Zuneigung betrachtet wird. Kanaris ist ein Mann von ungefähr zweiunddreißig Jahren. Er ist freimüthig, lustig und zugleich sehr bescheiden. Ich konnte ihn nie so weit bringen, mir auch nur eine seiner vielen Heldenthaten zu erzählen. Er wird von allen seinen Landsleuten sehr geliebt; aber die Hydrioten sind neidisch auf ihn, und man hat ihm in diesem Jahre den Befehl auch nicht eines Branders anvertrauen wollen.

Sein Gewehr hing an der Wand. Obgleich er den Türken vier Kriegsschiffe verbrannt, hat er doch kein anderes Vermögen, als seine Waffen und seinen Muth. Im verflossenen Jahre, nachdem er die Verheerung seiner Insel durch die Verbrennung eines türkischen Schiffes gerächt hatte, begab er sich nach Napoli di Romania in der größten Dürftigkeit und kaum hinlänglich bekleidet. Es gab in der ganzen Stadt beinahe Niemand, der ihm nicht gern ein Geschenk gemacht hätte.

„Ich möchte lieber," sagte er zum gesetzgebenden Körper, „daß, statt aller dieser Geschenke, ihr mir so schnell als möglich einen Brander geben wolltet, damit ich im Dienste für mein Vaterland verbrennen könnte."

Während wir mit einander sprachen, säugte seine Frau, mit der Würde einer Heldin des Alterthums, ein dreimonatliches Kind, Namens Lykurg. Sie ist ebenfalls aus Ypsara und sehr schön; aber ernst und bescheiden, wie eine Minerva. Nachdem ich dem Muthvollsten der Griechen den Tribut meiner Ehrfurcht dargebracht hatte, verfügte ich mich wieder ans Meer. Der Wind war günstig. Ich fand im Hafen mehrere der vornehmsten Inselbewohner, die mir mit vieler Herzlichkeit Lebewohl sagten.

Anacharsis vergleicht die Inseln des Archipels mit den über das Himmelszelt gesäeten Sternen. Byron nennt sie: die Perlen des Meeres. Ich möchte eine weniger poetische Vergleichung aufstellen. Ich habe die Seen Schottlands, die der Schweiz und die Oberitaliens besucht. Sie sind ohne Zweifel schön; aber ich habe niemals so viel Vergnügen empfunden, als auf meiner Reise durch den Archipel. Es ist eine größere und verschiedenartigere Szene. Diese Inseln, die sich in jedem Augenblicke erheben und wieder verschwinden, sind wie angenehme Gedanken, die rasch auf einander folgen. Kaum verliert der Reisende eine aus dem Gesichte, kaum sieht er, wie sie allmälig in Nebel zergeht, so erblickt er auch schon eine andere wieder, die zuerst wie ein Wölkchen erscheint, sodann sichtbar wird, einen röthlichen Anstrich nimmt, hier und da mit dunkeln Flecken übersäet ist, die eben so viele immergrüne Gehölze andeuten, oder einige weiße Punkte, die stufenweis sich vor den Augen entwickeln und zu Städten und Dörfern heranwachsen. Es ist wie eine Illusion, die endlich Wirklichkeit wird.

Wir kamen zu Koluris mit Ende des Tages an. Im Hafen erblickten wir eine Menge von Kaiken, die mit Familien befrachtet waren, welche sich aus dem westlichen Griechenland geflüchtet hatten, um den Türken zu entkommen, die, zehntausend an der Zahl, sich Salona's bemächtigt hatten. Das Ufer und die Straßen waren gleichermaßen mit einer großen Zahl von Flüchtlingen überdeckt, die die Furcht vor den Türken von Negropont aus Athen vertrieben hatte.

Koluris und Bellachi sind zwei große Dörfer in der Insel Salamis, die jährlich, beim Beginnen des Feldzugs, der Zufluchtsort der Greise, Weiber und Kinder von Ost- und West-Griechenland wird. Diese Insel, die mehrmals die alten Athenienser rettete, hat im Jahr 1821 mehr als 100,000 Griechen zum Zufluchtsort gedient. Zu Wintersanfang, wenn sich die Türken, ihrer Gewohnheit nach, zurückgezogen haben, besuchen die Familien ihre Herde wieder, wenn die Wuth der Muselmänner sie nicht zerstört hatte. Das Gerücht war im Umlauf, daß die Türken bereits einen Einfall gemacht hätten. Um mir darüber Gewißheit zu verschaffen, beschloß ich, einen Tag auf der Insel zu bleiben. Diese ausgewanderten Familien leben aufeinandergehäuft in Häusern oder Hütten, die mit Baumzweigen bedeckt sind. Es war ein herzzerreissendes Schauspiel. Wenn jedes Volk wüßte, was seinen Vorfahren die Unabhängigkeit gekostet hat, Niemand würde anstehen, seinen letzten Blutstropfen für sie zu vergiessen.

Mitten in diesem Schauspiele des Elends und der Verwirrung hatte ich das Vergnügen, die Bekanntschaft Immanuel Tombazi's, einer der geschicktesten Seemänner von Hydra, zu machen. Er hatte lange Zeit die griechische Flotte im Kriege von Kandia kommandirt. Eine der schönsten Fregatten dieser Flotte ist von ihm erbaut worden, und er war eben jetzt mit der Ausrüstung eines Branders, von seiner Erfindung,

von einer viel leichtern und zweckmäßigern Form, als die andern, und der noch dazu den Vortheil hat, daß der Bootsmann am Steuerruder sich unterm Verdeck befindet, beschäftigt. Er sagte mir, daß er hoffe, den Befehl dieses Branders für Kanaris von der Regierung zu erhalten, und er hat sein Versprechen erfüllt. Als ich Griechenland wieder verließ, sah ich diesen Brander in der Nähe von Cerigo bei Miauli's Geschwader. Seitdem hat er wahrscheinlich schon seinem Zwecke entsprochen.

Tombazi war so sehr gefällig gegen mich, daß er mir einen liebenswürdigen Reisegefährten nach Athen verschaffte. Es war ein junger, sehr unterrichteter Arzt, Namens Petrarchi. Als ich gewiß war, daß an dem Gerüchte von der Landung der Türken bei Marathon nichts Wahres sei, verließ ich noch am Abend den Hafen von Bellachi, und wir segelten dem Piräus zu.

Durchschifft man den berühmten Meerbusen von Salamis, so ist es ganz unmöglich, daß man nicht mit tausend verschiedenen Gedanken sich beschäftige. Zu meiner Linken sah ich das alte und geheimnißvolle Eleusis. Mir gegenüber betrachtete ich den Berg, von wo, wie man sagt, Xerxes Zeuge der Zerstörung seiner Schiffe war. Bald jedoch umschleierte die Nacht alle diese Gegenstände, und, von Erinnerung begeistert, sagte ich meinem Reisegefährten die schönen Verse Foskolos her, in welchen er voraussetzt, daß der Matrose, der an der Küste von Euböa vorüberschifft, die Schattengestalten der Streitenden von Marathon erblickt.

Am Morgen erwachte ich unter dem reinen Himmel Attika's, und mit wirklicher Begier durchlief ich mit den Augen den Piräus, den alten, den berühmten Piräus. Mit Schmerz erblickte ich nur einen wenig sichern Hafen und einige Ruinen hier und da am Ufer des Meeres. Doch meine Blicke drangen weiter vor, und ich bemerkte das Parthenon und darüber das Akropolis von Athen; herrliche Belohnung aller Beschwerlichkeiten meiner Reise!

Die Straße vom Piräus nach Athen war von Weibern und Kindern belebt, die aus der Stadt kamen. Es war eben die Zeit der Gerstenärnte, die in großer Menge in Attika wächst. Man beeilte sich, sie zu beendigen, bevor die Türken wie Heuschreckenschwärme kommen, um das Land zu verwüsten. Nach einem zweistündigen Marsche unter Oelbäumen und Reben betrat ich Athen. Die Straßen waren von Pallikaren bevölkert, aber die Häuser waren leer. Die meisten Familien hatten die Stadt verlassen und ihre Hausgeräthe mit sich genommen. Während der Winterszeit beläuft sich die Bewohnerzahl auf 12,000 bis 14,000 Seelen; aber im Sommer findet man kaum noch 3000, die zur Vertheidigung der Stadt zurückbleiben. Die Festung Akropolis braucht nur 500 Mann Besatzung. Sie ist im Ueberfluß mit Wasser und allen möglichen Lebensmitteln versehen. Der General Gouras, der im östlichen Griechenland den Oberbefehl führt, hat sie in so guten Stand gesetzt, daß sie eine zweijährige Belagerung aushalten kann.

Die Stadt selbst ist nur von einer einfachen Mauer umschlossen, hinter welcher sich im Nothfalle 2000 bis 3000 Scharfschützen aufstellen können. Das würde eine armselige Vertheidigung gegen regelmäßige europäische Truppen sein; aber um eine ganze türkische Armee zurückzuhalten, ist sie mehr als hinlänglich. Hat doch ein Graben allein im Jahr 1822 Missolunghi gerettet, das von 20,000 Muselmännern belagert wurde. Als Morea den Venezianern gehörte, war es mit Thürmen und kleinen Schlössern, die auf den Höhen angelegt waren, überdeckt, um dadurch die Macht zu ergänzen, an der es ihnen gebrach. Die Athenienser haben ein besseres Vertheidigungssystem in Anwendung gebracht, indem sie dem Feinde alle Hoffnung zur Plünderung rauben. Jährlich gibt Gouras den Befehl, daß alle Weiber und Kinder die Stadt verlassen. Wollen sich nun die Türken Athens mit Gewalt bemächtigen, so gewinnen sie für ihr vergossenes Blut nur Steinhaufen; denn mit Ausnahme einiger Häuser ist die ganze Stadt eine öde Ruine.

Am 30. Mai war ich bei einer Versammlung der Volkshäupter zugegen, die in einer alten Moschee statt fand. Plötzlich erschien ein Pallikare, der von Napoli di Romania angekommen war, und brachte die Nachricht von der Uebergabe Navarino's. Ungeachtet der muselmännischen Gelassenheit, die allen vornehmen Griechen des Kontinents so eigen ist, störte diese Neuigkeit den Ernst der Mitglieder der athenienſischen Synode doch in etwas, und brachte sie selbst so weit, daß sie ihre Pfeifen von sich legten. Die Kapitulation Navarino's ist eine Begebenheit, welche die traurigsten Folgen nach sich ziehen kann. Als befestigte Stadt ist sie von keiner großen Wichtigkeit; aber wohl ihres schönen Hafens wegen, der geräumig und sicher ist, und als Winteraufenthalt einer feindlichen Flotte dienen könnte, die von dort aus die ganze Küste Morea's bedrohen würde. Im peloponnesischen Kriege begingen die Spartaner ebenfalls den Fehler, diesen Punkt zu vernachlässigen, und die Athenienser, die sich desselben bemächtigt hatten, befestigten ihn, und nahmen eine ihren Feinden furchtbare Stellung dort ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwei Briefe Johann Sobiesky's an seine Gemahlin, geschrieben nach der Aufhebung der Belagerung Wiens.

Johann Sobiesky war ein König, wie die Polen gerade zu jener Zeit, und vielleicht auch späterhin, eines solchen bedurften: ein Krieger auf dem Throne. Tapfer, edel und freimüthig, verachtete er die Gefahren, und ließ sich durch den Undank in seinem hohen Bestreben nicht irreleiten. In seinem vertrauten Briefwechsel mit seiner Gemahlin, seiner vielgeliebten Marie, wie er sie immer nennt, malt er sich selbst. Er hatte sich in einen Kampf eingelassen, ohne dabei die Politik und Vorberberechnung im Geringsten in Anwendung gebracht zu haben. Auf der einen Seite nur den Feind des christlichen Glaubens, und auf der andern den hilfsbedürftigen, tief danieder gedrückten Kaiser von Deutschland erblickend, dessen eigene Hauptstadt bereits hart bedrängt wurde, hatte er durchaus alle Unterhandlungen und Stipulationen beiseite gesetzt, und allein nur seinem natürlichen Edelmuthe gefolgt. Er konnte ja nicht voraussehen, welches Schicksal einst seinem theuern Vaterlande bevorstehen würde.

Aber auch damals schon wurde er von Papst und Kaiser betrogen und selbst beleidigt. Dennoch ist er blos nur über das Elend seiner Soldaten betrübt. Er bedauert seine schöne Reiterei und den Verlust der Zeit und die langen Tage, die man benutzen könnte, um die Türken zu vernichten, die er Heiden nennt. Neben Sobiesky erscheint der Kaiser gar klein und verächtlich. Er scheint sich der Hilfe des Polenkönigs zu schämen, und seine kaiserliche Würde, die nahe daran war, von den Muselmännern vernichtet zu werden, wenn nicht eben jener wie ein rettender Engel erschienen wäre, durch erbärmliche Winkelzüge der Etikette retten zu wollen. Er treibt die Verworfenheit so weit, den zu beleidigen, dem er die Erhaltung seiner Krone und seines Reichs verdankt. Daran erkennt man leicht jenen Leopold, der eben so störrisch als feig war, der nie anders, als mit den Waffen der Hinterlist und des Verraths stritt, und der dennoch, dreißig Jahre lang, den hartnäckigsten Kampf gegen Ludwig XIV aushielt, und endlich als Sieger aus demselben hervorging; der sich durch seine Minister beherrschen ließ, obgleich er ihr Joch nur mit dem größten Widerwillen trug, und sich, nach plötzlicher Verungnadung, durch Verfolgungen an ihnen rächte; der so frömmelnd war, und daher für sanftmüthig gehalten wurde, und der, als Besieger der Ungarn, die beständigen Schaffotte errichten ließ und die längsten und schauderhaftesten Ermordungen befahl, von denen die Geschichte jemals Meldung gethan hat.

Die Erbärmlichkeit der Fürsten jenes Zeitraums zeigt sich auch aufs Klarste in seinen Briefen. Ihr Zustand war der einer vollkommenen Schwachheit, der es an allen Hilfsmitteln gebrach, mit dem albernsten Despotismus gepaart. Die Anarchie des deutschen Reichs befand sich eben damals auf ihrem Gipfel. Der westphälische Friede hatte der kaiserlichen Macht einen furchtbaren Stoß gegeben, und die ganze Regierung desselben Leopold strebte nur dahin, anscheinend und für einige Zeit eine Organisation wiederherzustellen, die nicht dauernd sein konnte. Die Industrie der Völker hatte die Schatzkammern der nordischen Könige und der Kurfürsten des Reichs noch nicht angefüllt. Darum mußten ihre ausschweifenden Plane und Wünsche größtentheils auch nur Luftschlösser bleiben. Sie mußten sich mit beschränkten, man möchte fast sagen bürgerlichen, Ergötzlichkeiten begnügen. Darum machten sie Parade mit ihren glänzenden Kleidern und dem Lumpenstaat ihrer Höflinge und Hofnarren, mit denen sie sich umgaben. Nebenbei hatten sie es gar gern, wenn man ihnen Geschenke machte, und sie zeigten sich oft recht unwürdig erkenntlich dafür. Alles wurde bei ihnen nach dem Gewicht des Goldes geschätzt, und nur ihre Habgier war noch viel größer, als ihr anmaßlicher Stolz. — Wir bedauern, eine Menge karakteristischer Züge unterdrücken zu müssen, die uns aber der Raum nicht verstattet, hier anzuführen.

Was die Art und Weise anbelangt, auf welche der Krieg damals geführt wurde, so befand sich Sobiesky, in der Mitte seiner Armee, fast in derselben Lage, wie gegenwärtig die Feldherren in Griechenland. Jeder Soldat verließ das Lager, oder blieb in demselben, so lange es ihm gefiel. Man wußte weder was Disziplin, noch was Einigkeit sei. Es war entweder der freiwillige oder der Feodaldienst. Die Jesuiten hatten sich der Verwaltungszweige bemächtigt, und man sah sie als Lieferanten der Armee reisen, Magazine und Spitäler anlegen, Anleihen eröffnen und das Geld zu hohen Zinsen dazu herstrecken, mit einem Worte: sie waren es, die den eigentlichen Gang der Begebenheiten bestimmten. Sie waren so sehr Meister und unbeschränkte Herrscher über Alles, daß der König von Polen selbst, ein so großer Siegesheld er auch immerhin sein mochte, es dennoch nicht so weit bringen konnte, einem Arzte, den er aus seiner eigenen Kasse bezahlte, den Eingang in die Spitäler zu verschaffen, und daß er selbst beinahe schimpflich und verspottet aus einem Jesuitenkloster vertrieben wurde, in welchem er um ein Nachtlager gebeten hatte, um nach gewonnener Schlacht einmal wieder auszuruhen.

Wir theilen unſern Leſern nun die beiden Briefe ohne alle weitere Bemerkungen mit.

Im Lager bei Schöneich, auf dem Wege nach Preßburg, nahe an der Donau, 3 Meilen von Wien.
(17. September 1683.)

Einzige Wonne meines Herzens! Liebenswürdige und vielgeliebte Maria!

Man hat Hannibal beſchuldigt, ſeine Siege nicht benutzt zu haben. Wir wüßten die unſrigen wohl zu benutzen; aber ſei es, daß Gott das verhindern wolle, um unſere Undankbarkeit für alle die Gnade, die er uns hat angedeihen laſſen, zu beſtrafen, ſei es aus irgend einer andern Urſache, ſo kommen die Angelegenheiten doch nicht von der Stelle, und Niemand weiß, woran das eigentlich liegen mag. Ich bin vorne, und nur der Staroſt von Luck iſt mit Straczkowsky einige Stunden weiter vorwärts, die Landſtraßen mit Leichen überſäend und die Gefangenen heerdenweis machend. Die kaiſerliche Armee und die übrigen Alliirten ſind hinter uns, eine Meile von Wien. Wir dringen heute noch vorwärts; aber ich bin gewiß, daß die Deutſchen nicht vom Flecke gehen werden. Der Kurfürſt von Sachſen hat ſich mit ſeinem Armeekorps zurückgezogen, nachdem er ſeinem Herzen in ziemlich rückſichtsloſen Beſchwerungen gegen den Kaiſer Luft gemacht hat.

Ich habe vorgeſtern eine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer gehabt. Er hatte ſich ſo oftmals vor der Schlacht ankündigen laſſen, daß ich eben keine beſondere Hoffnung hatte, ihn nach derſelben zu ſehen. Er iſt einige Stunden nach meiner Abreiſe in Wien angekommen. Ich ſendete ſogleich den Vizekanzler an ihn ab, um ihn zu bekomplimentiren, und ihm zugleich eine von den Standarten des Großveziers, als ein Andenken unſers Sieges, zuzuſtellen. Ungefähr gegen Mitternacht wurde mir gemeldet, daß Schafgotſch in größter Eile, als Abgeſandter des Kaiſers, angekommen ſei. Er ſagte mir, daß Seine Majeſtät ſehr betrübt ſein würde, nur vermittelſt des Vizekanzlers mit mir ſich unterhalten zu können; daß Sie deshalb meinen Beauftragten nicht ſehen wolle, und daß Sie wünſche, ſich mit mir perſönlich zu beſprechen, weshalb ich dem Vizekanzler melden möge, keine Audienz zu begehren.

Ich ſtand nicht an, mich hinzuſetzen, und dem zufolge zu ſchreiben. Aber kaum waren zwei Stunden vergangen, ſo langte derſelbe Graf Schafgotſch auch ſchon wieder an. „Es waltet ein Mißverſtändniß ob!“ ſagte er: „Der Fehler liegt an Galuky.“ Ich durchſchaute ſogleich, daß das Ganze nur ein Poſſenſpiel war. „Ihr quält euch um nichts und wieder nichts!“ ſagte ich zu ihm: „Geſtehet vielmehr offen und frei, was ihr wollt. Die ganze Schwierigkeit liegt wahrſcheinlich in der Frage, zu wiſſen, wer zur Rechten ſich befinden ſoll. Darin kann man leicht übereinkommen, wenn ihr euch nur erſt verſtändlich gemacht habt.“

Schafgotſch entgegnete mir mit einer gewiſſen feinſollenden Feinheit: daß das in der That den Kaiſer nicht wenig in Verlegenheit ſetze. Ich ſchlug ihm darauf, um den Narrenſpaß zu beendigen, folgendes Mittel vor: In demſelben Augenblicke, wo ſich der Kaiſer meinem Lager nähern wird, will ich ihm entgegenkommen. Wir begrüßen uns zu Pferde, und bleiben einander alſo gegenüber, ich auf der Seite meiner Armee, er auf der der ſeinigen und der Stadt Wien; er begleitet von den Kurfürſten, ich von meinem Sohne, den Hetmännern und den Senatoren. Schafgotſch nahm dieſen Vorſchlag zur Güte an, und Alles geſchah auch auf ſolche Weiſe. Indeſſen war der Kaiſer nur von einem einzigen Kurfürſten, dem von Baiern, begleitet, denn der von Sachſen hatte ihn bereits verlaſſen. Er hatte ungefähr fünfzig Kavaliere von ſeinem Hofſtaate, Beamten und Miniſter in ſeinem Gefolge. Die Trompeter gingen voran, ſeine Leibgarde und zehn Kammerknechte folgten ihm.

Ich mag dir hier kein Bild vom Kaiſer ausmalen, denn es iſt ſchon zur Genüge bekannt. Er ritt auf einem Braunen von ſpaniſcher Race. Er hatte ein reichgeſticktes Kleid an, einen franzöſiſchen Hut mit einer Steinſchnalle und weiß und roth vermiſchten Federn auf dem Kopfe, einen mit Sapphiren und Diamanten beſetzten Gürtel um den Leib, und den Degen in der Hand. Wir begrüßten uns noch ziemlich höflich. Ich machte ihm mein Kompliment auf Lateiniſch und mit wenigen Worten. Er antwortete mir in derſelben Sprache und in ſehr geſuchten Phraſen. Nachdem wir uns nun ganz gegenüber befanden, ſtellte ich ihm meinen Sohn vor, der ſich näherte und ihn grüßte. Der Kaiſer hat nicht die geringſte Bewegung gemacht, und nicht einmal die Hand an den Hut gelegt. Ich bin wie verſteinert geweſen. Er hat ſich auf dieſelbe Weiſe gegen die Senatoren und die Hetmänner benommen, und ſelbſt gegen einen Verwandten ſeiner Familie, den Prinzen von Belz.

Um den öffentlichen Skandal und die Gloſſen des Publikums zu vermeiden, habe ich noch einige Worte an den Kaiſer gerichtet, wonach ich mein Pferd umgewendet. Wir haben uns abermals gegenſeitig begrüßt, und ich bin wieder nach meinem Lager zurückgekehrt. Der Palatin von Rußland hat unſere Armee dem Kaiſer gezeigt, weil er es gewünſcht hatte. Alle unſere Leute ſind ſehr böſe über ihn geweſen, und haben ſich laut beklagt, daß der Kaiſer nicht einmal, für ſo viele Beſchwerden und Entbehrungen, gewür-

digt habe, ihnen zu danken, wäre es auch nur mit dem Hute geweſen.

Nach dieſer Trennung hat ſich plötzlich Alles geändert, und es iſt, als kennten wir uns nicht mehr. Schafgotſch und der Legat haben uns verlaſſen. Dieſer Letztere, der vorher ſo beſcheiden und geſchmeidig war, hat jetzt auf einmal das Maul nach auſſen gewendet, ſo daß ihn beinahe Niemand mehr erkannt hat. Er iſt nicht allein ſtolz und zurückſtoßend gegen Jedermann, ſondern wenn ihm der Rappel nur ein wenig zu Kopfe ſteigt, iſt er im Stande, uns die größten Impertinenzen zu ſagen. Man gibt uns jetzt weder Fourage noch Lebensmittel. Der heilige Vater hatte zwar zu dieſen Lieferungen dem Abbé Bonviſo Geld geſchickt; aber es iſt Gegenordre eingetroffen und das Geld zu Linz zurückbehalten worden. Die Gefahr iſt, Gott ſei Dank, vorbei, und man will uns nun fühlbar machen, daß man uns nicht mehr braucht.

Der ſpaniſche Geſandte, der ſo lange darauf beſtanden hatte, eine Audienz bei mir zu haben, und dem ich ſelbſt das Recht eines Seſſels zugeſtanden hatte, erſcheint nicht mehr. Unſere Kranken liegen auf dem Miſt, unſere Verwundeten, deren Zahl beträchtlich iſt, können nicht einmal ein Schiff erhalten, um ſich nach Preßburg zu begeben, wo ich, wenn ſie erſt dort angekommen ſind, genöthigt ſein werde, ſie auf meine eigene Koſten zu unterhalten. Man weigert ſich, unſere Todten auf den Gottesackern in der Stadt zu beerdigen, ſelbſt die von höherm Range nicht. Man weiſet uns zu Begräbnißplätzen die Felder, oder die Gottesäcker in den Vorſtädten an, die ganz verwüſtet und mit den Leichnamen der Heiden überdeckt ſind.

Ein deutſcher Dragoner hat, kaum vier Schritte von mir, einen meiner Pagen geprügelt und ihn ins Geſicht geſchlagen, daß ihm das Blut zu Mund und Naſe herausgeſtrömt iſt. Ich habe mich deshalb bei dem Herzog von Lothringen beklagt, aber bis jetzt noch nicht die geringſte Genugthuung dafür erhalten. Einem andern meiner Leute iſt der Mantel mit Gewalt vom Leibe geriſſen und geſtohlen worden. Man hat meine eigene Bagage geplündert, die jenſeits dem Gebirg geblieben war, und uns, im beſtändigen Handgemenge mit dem frechen Diebsgeſindel, nur mit vieler Mühe hat erreichen können. Einige unſerer Leibgardiſten, die ich bei den türkiſchen Kanonen gelaſſen hatte, bis ſie gleichmäßig vertheilt ſein werden (obgleich wir den bei weitem größten Theil derſelben am Schlachttage genommen haben), ſind meuchelmörderiſch angefallen und beraubt worden. Man hat ihnen nicht allein ihre Mäntel, ſondern auch ihre Kleider und Pferde genommen.

Geſtern Nachmittag habe ich den Hauptmann Obar zum Herzog von Lothringen geſchickt, um ihn fragen zu laſſen, was er zu thun gedenke, und um ihm anzukündigen, daß unſere Reiterei nicht mehr einen ſechstägigen, und ſelbſt, falls es regnen ſollte, nicht mehr einen dreitägigen Marſch auszuhalten im Stande iſt. Man muß geſtehen, daß wir noch niemals in einem ſo ſchlechten Zuſtande uns befunden haben. Ohne den Hafer, den wir im türkiſchen Lager gefunden haben, hätten wir ſchon längſt alle unſere Pferde verloren. Das Elend iſt überall ſo groß, daß es ſehr ſchwer iſt, noch ein Bund Heu oder friſches Gras aufzutreiben. Die Felder ſind nackt und verwüſtet; das iſt Alles, was nach dem Vorüberfluge dieſer Wolken von Heiden übriggeblieben iſt. Wir haben noch eine Strecke von fünfzehn Meilen eines ſolchen Landes vor uns, durch das wir vordringen müſſen, wenn man nicht die Barmherzigkeit hat, für uns eine Brücke über die Donau zu ſchlagen, damit wir, ſo bald als möglich, in Feindesland kommen.

Aber die Herren zu Wien verſchieben Alles von einem Tage zum andern. Sie haben ſich in der Stadt etablirt, und ergötzen ſich an den Freuden und Bacchanalien derſelben, für welche ſie doch Gott ſo gerechterweiſe beſtraft hat. Der Hauptmann Obar hat den Herzog von Lothringen bei dem Kommandanten von Wien gefunden. Sie ſaßen bei Tiſche, ganze Berge von köſtlichen Speiſen und Flaſchen voll der feinſten Weine um ſich her. Beide haben ihn ſehr kalt empfangen, haben keine ſeiner Forderungen zugeſtanden, und haben uns allein nur die angebliche Fourage vorgeworfen, die doch Niemand von uns weder geſehen noch je erhalten hat. Sie haben ſich ſelbſt nicht geſcheut, ſich in Obars Gegenwart allerlei mündliche Undankbarkeiten zu Schulden kommen zu laſſen.

In der großen und ſchrecklichen Noth, in der wir uns befinden, weil man auf dem Felde, wo wir liegen, vor Hunger ſtirbt, haben ſich viele von den Unſrigen der Stadt genähert, um dort einige Lebensmittel zu erhalten. Der Kommandant von Wien hat darauf ſogleich den Befehl ertheilt, ſcharf auf ſie zu ſchieſſen. Man behauptet, daß dieſer Befehl deshalb gegeben worden iſt, weil einer von den Unſrigen auf einen Deutſchen geſchoſſen hat, der ihm mit Gewalt ſein Pferd nehmen wollte.

Ich habe den Pater Hacko, einen Jeſuiten, nach Wien geſandt, um die Kranken zuſammenzubringen und ihre Schulden zu bezahlen. Er ſoll auch Schiffe miethen, auf die ſie geladen und auf der Donau bis nach Preßburg gebracht werden können. Ich für meinen Theil habe alle mögliche Mühe von der Welt gehabt, um bei den Jeſuiten, nicht für mich, ſondern für meine Sachen, ein Obdach zu finden; doch haben ſie ſich geweigert, eine Liſte davon aufzunehmen, ſo daß ſie ſich nur unterm Schutze Gottes und ihrer Ehr-

lichkeit befinden. Sei so gut, liebes Herz, und erzähle das Alles doch dem gnädigen Nunzius des Papstes ...

Wir haben in Wahrheit das Ansehen von Pestkranken, die alle Welt vermeidet, während vor der Schlacht es ganz unmöglich war, die herbeiströmende Menge zurückzuhalten, von der alle meine Zelte, obgleich sie sehr groß sind, ganz angefüllt waren. Wir haben die sichere und unzubezweifelnde Kunde, daß der heilige Vater bedeutende Summen hergegeben, daß er selbst die silbernen Kirchengeräthe nicht erspart hat; daß eine große Zahl von Privatpersonen zu den Kollekten bedeutend beigetragen haben: wo ist nun all' das Geld geblieben? Bei meinem Gott! es ist so arg, daß man tausendmal täglich sterben möchte, wenn man so viele glückliche Gelegenheiten, so viele schöne Tage unnütz und unthätig verlieren muß. Alles was wir unternommen haben, stützte sich auf die Versprechungen des Papstes, und jetzt sind wir so weit gekommen, daß wir seufzen müssen, weil wir unsere Armee umkommen sehen; nicht unter den Streichen des Feindes, sondern durch den Undank derjenigen, die uns Alles verdanken; die sich nun wieder mit ihrem alten Hochmuth brüsten, und die selbst sich das Ansehen geben, als wollten sie vergessen, daß ein Gott über uns ist.

Ich sehe mich noch heute in Marsch, vielleicht um einer noch größern Hungersnoth entgegenzugehen; aber ich will mich um Alles von diesem Wien entfernen, wo man auf die Unsrigen schießt .....

Mache, ich bitte dich, aus gegenwärtigem Schreiben einen Zeitungsartikel, wohlverstanden, die Umstände meiner Klagen beiseite setzend. Man muß diesen Spruch Kochanowsky's *) nie vergessen: „Wer nicht verheimlicht seine Pein, wird bald der Spott des Feindes sein." Sage nur, daß die Beauftragten des Kaisers unsere Armee betrogen haben, hinsichtlich der Lebensmittel und der Fouragen, die sie hätten liefern sollen, und wofür der Papst große Geldsummen bestimmt hat; daß die Brücke nicht erbaut worden sei; daß die Armee sehr großen Mangel leidet; daß die Kaiserlichen sich noch unter den Wällen Wiens befinden; daß die Sachsen ganz abgezogen sind; daß der König voran ist; daß seine leichte Reiterei dem Feind auf der Ferse folgt; daß, wenn das Land nicht so fürchterlich verwüstet wäre, auch nicht ein Türk entkommen sein würde; daß der König jeden Augenblick zum Kaiser sendet, um ihn zum schleunigen Einbruch in Feindesland zu bewegen, und wenigstens zwei Festungen zu berennen, so lange es die Jahreszeit noch gestattet; daß Tekely mir Botschafter zugesendet hat und sich ganz auf meine Entscheidung verläßt, u. s. w. Eine große Menge der Unsrigen verlangt in ihre Heimath zu gehen, und es wird sehr schwer halten, sie noch länger zurückzuhalten. Andere laufen mit ihrer Beute davon. Noch Andere packen auf, um die Hungersnoth zu vermeiden. Die Meißen sind des Krieges, unter solchen Umständen, müde und satt .....

*) Ein polnischer Dichter des sechszehnten Jahrhunderts. Seine lyrischen Poesien waren sehr geschätzt, und sind es auch jetzt noch.

---

13. September.

Liebes Herz! Ich habe vergessen, dich von dem armen Doktor Pelovini zu unterhalten, der ein sehr redlicher Mann ist und der auch sehr geschickt zu sein scheint. Um ein wenig seinen Diensteifer bei der Armee zu benutzen, habe ich ihm, wie du weißt, einen Gehalt aus meiner Kasse bestimmt. Aber der Pater Hacko, von der Gesellschaft Jesu, den der Nunzius an die Spitze der Spitäler gestellt hat, will nichts von Pelovini reden hören, weil der gnädige Herr Nunzius seinen Namen nicht auf die Liste gesetzt hat. Wir haben nicht nur eine große Menge von Kranken und Verwundeten hier, sondern fast alle obere Offiziere sind auch vom Fieber und der Dysenterie befallen worden, weshalb der größte Theil davon nach Hause gegangen, und es ganz unmöglich ist, sie noch länger zurückzuhalten.

Wir sind nur noch drei Meilen von Presburg. Gott sei Dank! wir haben auf den Donauinseln ein wenig Gras für die Pferde und etwas Buchweizen gefunden, der noch nicht abgemäht war. Die Wege sind mit Kadavern ganz überdeckt. Bei einem der Uebergänge des Stroms haben die Türken mehr als 2000 Mann verloren, die sowohl von den Unsrigen, als von den Bauern massakrirt worden sind. Die Kaiserlichen und die übrigen Deutschen haben sich noch nicht von Wien hinweggerührt. Wir wissen also nicht, wie wir den Krieg fortsetzen werden, denn sie halten Rath ohne uns.

Gestern bin ich durch einen Brief von Seiten des spanischen Ministers bekomplimentirt worden. Araly, der kaiserliche Stallmeister, hat dem unsrigen geradezu merken lassen, daß ich sehr wohl thun würde, dem Kaiser einige schöne Sattelpferde anzubieten, und daß Seine kaiserliche Majestät nicht ermangeln würde, mir dagegen andere zu verehren. Das ist ein gar hübscher Rath, der wohl zu keiner gelegenern Zeit gemacht werden konnte, weil wir beinahe keine Pferde mehr haben. Ich will jedoch sehen, ob man noch einige anständige in der ganzen Armee finden kann, weil es einmal mein Schicksal ist, daß ich alle Welt verpflichten muß, und für mich selbst nichts als von Gott erwarten darf.

Zwei Briefe Santa Rosa's.

An Viktor Cousin.

London, 31. Oktober 1821.

Morgen, mein Freund! reise ich mit Collegno nach Griechenland. Wenn du den Brief erhalten haſt, den ich dir vor ungefähr sechs Wochen geschrieben habe, und den der Graf *** dir bei seiner Ankunft zu Paris hat übergeben sollen, so wird dich mein Entschluß nicht mehr in Erstaunen setzen. Meine Seele hatte das Bewußtsein einer in diesem Leben ihr noch übrig bleibenden Pflichterfüllung. Ich weiß nicht, ob ich werde nützlich sein können. Ich gehe, vorbereitet auf alle möglichen Schwierigkeiten und unangenehmen Begegnisse. Es mag wohl also sein sollen; denn B. hat mir erklärt, daß der englische Ausschuß, oder doch mehrere Mitglieder desselben, meinen Entschluß mißbilligen. Ich will gern glauben, daß ihre Beweggründe redlich sein mögen; aber ich weiß nicht, ob sie gegründet sind. In allen Fällen, konnte ich, oder durfte ich mein Wort zurücknehmen? Die griechischen Deputirten allein hatten das Recht, mich zurückzuhalten, weil ich ihnen meine Dienste, ohne alle Bedingung, angeboten. Sie haben es nicht gethan, und ich reise ab.

Mein Freund! ich hatte keine Sympathie für Spanien, und ich bin nicht dorthin gegangen, weil ich aus diesem einzigen Grunde schon von keinem Nutzen dort gewesen sein würde. Ich habe im Gegentheil zu Griechenland eine fast feierliche Liebe. Das Vaterland des Sokrates! Du verstehst es wohl. Zudem ist das Griechenvolk tapfer und gut, und mehrere Jahrhunderte der Sklaverei haben seinen schönen Karakter nicht ganz vernichten können. Ich betrachte es ausserdem als ein Brudervolk. Zu allen Zeiten war das Schicksal Italiens und Griechenlands verflochten, und da ich jetzt meinem Vaterlande nicht mehr nützlich sein kann, so betrachte ich es fast als eine Pflicht, einige Jahre der Kraft, die mir noch übrig bleiben, Griechenland zu weihen. Ich wiederhole es dir: es ist sehr leicht möglich, daß meine Hoffnung, ein wenig Gutes zu thun, nicht in Erfüllung gehe. Aber in diesem Voraussatze selbst, warum kann ich nicht auch in einem Winkel Griechenlands leben und dort für mich arbeiten? Der Gedanke, dem Gegenstande meines Kultus, diesem Kultus, der allein der Gottheit würdig ist, ein neues Opfer gebracht zu haben, kann allein mir jene moralische Kraft wieder geben, ohne welche das Leben nur ein abgeschmackter Traum ist.

Du hast auf den Brief nicht geantwortet, von dem ich dir gesprochen habe. Gott bewahre mich, daß ich denken könne, du habest mich für mein Schweigen, durch eine Nachahmung desselben, bestrafen wollen. Schreib' mir jetzt, ich beschwöre dich, und laß mir deine Briefe zu Napoli di Romania, dem Sitze der griechischen Regierung im Peloponnes, zukommen. Benutze die Mittel dazu ohne Zeitverlust.

Ich nehme deinen Plato mit mir. Meinen ersten Brief schreibe ich dir aus Athen. Gib mir deine Aufträge für das Vaterland deiner Meister und der meinigen.

Unterhalte mich sehr im Einzelnen über deine Gesundheit. Sage mir, daß du mich immer liebst, daß du deinen Freund in dem Gefühle erkennst, das ihm zu reisen geboten hat. Lebe wohl! lebe wohl! Niemand unterm Himmel liebt dich mehr als ich.

Santa Rosa.

Anmerkung.

Als der erste Brief, in welchem Santa Rosa mir seinen Entschluß verkündigte, im September 1821 zu Paris ankam, war ich bereits nach Dresden abgereiset, und als er mir zum zweiten Male, am 31. Oktober, von London schrieb, um mich von seiner Abreise zu benachrichtigen, befand ich mich schon in den preußischen Gefängnissen, die ich nur wenige Tage vor seinem Tode wieder verlassen habe. Als ich mein Vaterland wieder begrüßte, fiel er zu Sphakteria. Nichts wissend von mir, wie ich von ihm nichts wußte, hat er mich ruhig zu Paris wohnend geglaubt, wie ich ihn ruhig zu Nottingham lebend vermuthete. Er hat mich ruhig zu Paris geglaubt und er erhielt kein Lebenszeichen von mir! Ich weiß, daß seine letzten Lebensaugenblicke bewunderungswürdig, aber traurig gewesen sind. In dem Schreiben an Pecchio lese ich: „Die Briefe von Nottingham haben mich getröstet und gerührt." Diese Zeile zerreißt mir das Herz. Was muß in dieser eben so zartfühlenden als starken Seele sich Alles geregt haben! Doch habe ich die feste Ueberzeugung, daß Gott jeden grausamen Zweifel, jeden bittern Gedanken von ihr abgewendet haben wird.

Donnerstag, November 1825.

Viktor Cousin.

An Pecchio.

Am Bord des Mars, 1. Mai 1825.

Mein lieber Pecchio! Ich wußte wohl, daß Sie die Absicht hatten, eine lange Reise zu machen; aber gewißlich, ich erwartete Sie in Griechenland nicht. Mein Rath hätte Sie nicht hierhergerufen, und ich bereue es selbst aufs Bitterste, in meinem vierzigsten Jahre von dem Grundsatze abgewichen zu sein, niemals einem andern Lande, als dem meinigen zu dienen. Ich bereue es, weil ich fühle, daß ich hier nicht nützlich bin und es nie sein werde. Ein Fremdling, der Griechenland wirkliche Dienste leisten will, muß

zweierlei haben: viel Geld und eine große Geläufigkeit in der Landesſprache. Das Erſte war für mich unmöglich und das Zweite ſehr ſchwer und zeitraubend. Ich erdulde mit Gelaſſenheit alle Entbehrungen und Unannehmlichkeiten, und ſuche die Gefahr, ohne Hoffnung der Belohnung und ohne den Troſt, für ein Land zu leiden, das ich liebe. Das iſt mein gegenwärtiger Zuſtand, das ſind die Gedanken, die mich beſchäftigen.

Ich bin zu Navarino angekommen, als der Rückzug der griechiſchen Armee aus der Stellung, in welcher ſie am 19. April ſich befand, vermuthen ließ, daß Ibrahim ſeinen Angriff auf dieſe Stadt erneuern könnte. Das Gegentheil hat ſtattgefunden, denn die Belagerer haben die Beſchieſſung ausgeſetzt und antworten auf unſer Feuer kaum durch einige Bomben. Von unſerer Seite iſt die Vertheidigung auch nicht viel wärmer, ſo daß wir zu Navarino ein ſehr einförmiges Leben führen. Bleiben wir fortwährend Herren des Meers, ſo glaube ich, daß Ibrahim bald ſelbſt ſich in einer ſchwierigen Stellung befinden werde. Aber wenn er noch mehr Verſtärkung an Menſchen und Munition erhält, ſo wird ſich Navarino bald in Gefahr befinden; denn es iſt nicht hinlänglich mit Proviant verſehen, und ich bemerke eben nicht, daß die Anhänglichkeit der Griechen an die Sache der Unabhängigkeit lebendig genug und wohlverſtanden geleitet ſei, um die Zeit gut zu benutzen und die Vertheidigung des Platzes zu ſichern. Der Gouverneur hat viel Feſtigkeit und Muth. Er hat bei mehrern Gelegenheiten ſeinem Vaterlande ſchon gute Dienſte geleiſtet.

Von Zeit zu Zeit bringe ich den Morgen oder den Abend am Bord des Briggs, der Mars, zu. Der Kapitän hat, ungeachtet ſeines rohen Aeuſſern, doch viele Güte für Collegno und für mich. Das Brigg iſt ſchön, und wir leben wie Fürſten am Bord. Zu Navarino findet nicht derſelbe Fall ſtatt. Aber alle Entbehrungen würden uns ſogar lieb ſein, wenn wir in einem thätigen militäriſchen Leben uns befänden. Die Briefe von Nottingham haben mich getröſtet und gerührt. Welche koſtbaren Freunde ſind die Engländer doch!

Leben Sie wohl, mein lieber Pecchio! Ihre Ankunft wird vielleicht von glücklicher Vorbedeutung für Griechenland ſein. Die 60,000 Franken, die Sie überbringen, können ſehr nützlich ſein, wenn ſie gut verwendet werden. Man hat während dieſes Feldzuges keine Zeit zu verlieren. Der Winter kann zu militäriſchen Vorbereitungen benützt werden, und das Jahr 1826 wird das Jahr des Triumphes ſein. Nachher kann man ſich ſodann mit der innern Ordnung beſchäftigen. Gott wolle, daß die Uneinigkeit und der anmaßliche Ehrgeiz ſo vieler unbedeutenden Perſonen nicht über unſere Wünſche und Hoffnungen triumphiren! Ich ſehe jetzt und künftighin große Intereſſen mit den Angelegenheiten Griechenlands vereinigt, die meinen Geiſt mit Bangen erfüllen. Das verdoppelt meinen Schmerz, daß ich nur müßiger Zuſchauer in dieſem Kampfe bleiben kann. Erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft und ſchreiben Sie mir ſo oft als möglich.

Ihr ſehr gewogener Freund

Santorre Santa Roſa.

Zollfreie Gedanken.

Iſt es widerſinnig, zu vermuthen, daß in den politiſchen Unruhen die Heuchleriſchen und Hinterliſtigen bei weitem gefährlicher als die Lärmenden und Unbeſonnenen ſeien? Ein wilder Bach rauſcht vorüber, und iſt bald verſiegt; aber ein Oelfleck, er mag auch anfänglich noch ſo klein ſein, vergrößert ſich nach und nach, bedeckt endlich den ganzen Stoff, und läßt ein ſo großes, dauerhaftes Merkmal zurück, daß man es ſelten oder nie ganz mehr zu vertilgen im Stande iſt.

Man liebt ein klein wenig die wahrhaft guten Menſchen, und man liebt auf eine übertriebene Weiſe diejenigen, die böſe ſein könnten, und die einmal glücklicherweiſe nicht böſe ſind. Man ertheile mir die Macht, Böſes zu thun, und nur allein dadurch, daß ich gemächlich die Arme über einander ſchlage und vielleicht mein Pfeifchen Knaſter rauche, oder nicht, will ich es ſo weit bringen, daß man mich vergöttere und vielleicht wohl gar ein — Pasquill auf mich mache.

Iſt man mächtig, ſo bedarf es nur ſehr weniger Güte, um vortrefflich, und nur ſehr weniger Schönheit, um göttlich zu ſein.

Es gibt Länder unter allen Länge- und Breitengraden, in denen man gutwillig der Gewalt nachgibt, und wo man immer gegen den geſunden Menſchenverſtand disputirt.

Holländiſche Literatur.

Bydragen tot de huishouding van staat der Nederlande. — Beiträge zur Haushaltung von dem Staate der Niederlande. Vom Grafen von Hogendorp. Haag, 1825. Bei Wittwe Allart. Ein Band in 8. von X und 512 Seiten.

Das iſt der letzte Theil eines bereits früher angekündigten Werkes, in welchem der Verfaſſer die Berathungen der Generalſtaaten von 1823 und 1824 verfolgt, und ſich immer als ein Anhänger des freiſinnigen Syſtems beweiſt, welches Huskiſſon im engliſchen Parlament aufgeſtellt hat, und welches dahin ſtrebt, die Eiferſucht der fremden Mächte zu zerſtören, der Sache der Ziviliſation nützlich zu ſein, und den gegenſeitigen Wechſeltauſch und die Vortheile der verſchiedenen Zonen zu vermehren.

Die farbigen Schatten, ihr Entstehen und Gesetz.

Von Heinrich Zschokke. *)

(Vorlesung, gehalten in der naturforschenden Gesellschaft zu Aarau, den 10. Januar 1826.)

1. Geschichtliche Einleitung.

Das wunderbare und überraschende Schauspiel der farbigen Schatten, die dem Auge in der Tageswelt aller Jahrszeiten glänzendes Roth oder Grün, oder Blau oder Orange u. s. w. darbieten, hat schon längst Blick und Nachdenken vieler Naturkundigen gefesselt. Wenn diese Erscheinung erst spät, und meistens nur mit künstlichen, unhaltbaren Vermuthungen, und nicht aus der ewigen Gesetzgebung der Natur erklärt worden ist, soll dies eben so wenig über die Unbeholfenheit der Suchenden unser Befremden, als hinwieder unser Erstaunen über die Einsicht eines allfälligen Finders erregen. Denn nichts ist schwerer, als die einfachste Wahrheit zu entdecken, weil das Einfachste von Allem die Natur selber ist. Diese aber wohnt hinter dem Zauber ihrer zahllosen Zeugungen verborgen, welche durch mannigfaltiges Spiel den geübtesten Blick verwirren und ermüden. Häufig leitet der Zufall schneller, als der hellste Scharfsinn, zu Entdeckungen; und der glücklichste, oder kühnste Gedanke seltener Geister war oft eben derjenige, über dessen Entstehen sie sich selber die wenigste Rechenschaft geben konnten.

Obwohl wir, meine Herren und Freunde! die Pracht farbiger Schatten jeden Tag bewundern können, ward sie bisher doch von unzähligen Menschen nie, von Andern nur selten, oder zufällig, und im Fluge wahrgenommen. Es mag noch heut Naturkundige geben, die sie nur durch Hörensagen kennen, wie denn sogar Rumford einer derselben gewesen zu sein scheint, obwohl er (in den philosophischen Transactionen von 1794) eine Abhandlung über sie geschrieben hat.

Am meisten noch von allen sind die blauen Schatten bekannt und beobachtet, weil sie am öftersten hervorzutreten pflegen. Priestley in seiner Geschichte der Optik bemerkt, daß, in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, der berühmte Erfinder der pneumatischen Werkzeuge, Otto Gerike, zuerst diese Naturerscheinung beachtet und bezeichnet habe. Allein dem ist nicht ganz so. Auch schon Leonardo da Vinci sprach davon in seinem Buche über die Malerei, im fünfzehnten Jahrhundert.

Dieser alte, sinnige Maler übte sich an der Lösung des Räthsels, von wannen die blauen Schatten stammen, zum Behufe seiner Kunst. Er glaubte in ihnen nur Wiederschein der bläulichen Luft, oder des Himmels zu finden; so wie ja auch Felsen, oder Gemäuer im Schimmer der Morgen- und Abendröthen leuchten; oder wie Schiffsbäuche, Ruder und Brückenpfähle den hellgrünen Schein der Wellen eines klaren See's zurückwerfen. Hätten aber unsere Geschichts- und Landschaftsmaler genauer aufgemerkt, unter welchen Verhältnissen die Natur den Zauber ihrer Lichter und Schatten bereitet, sie würden vielen ihrer Bilder falsche Färbung erspart haben.

Dem großen, welschen Künstler war billig ein Irrthum zu verzeihen, welchen nachmals namhafte Naturforscher mit ihm theilten. Auch Bouguer in seiner Optik von 1729, auch Buffon in einer Denkschrift der Akademie der Wissenschaften vom Jahr 1743, auch Beguelin in den Denkschriften der Berliner Akademie vom J. 1767, auch noch Monge im J. 1789, und Andere theilten mit ihm mehr oder minder die Meinung, daß die in graue oder schwarze Schatten zurückgeworfenen Strahlen der blauen Luft Ursache jener merkwürdigen Färbung wären.

Buffon, der sorgfältige Beobachter, der anmuthige Beschreiber, aber oft unglückliche Ausleger der Natur, hat das Verdienst, daß er vorzüglich beitrug, die Blicke denkender Männer auf die von der Sonne geworfenen Schatten hinzulenken. „Mehr denn dreißig Morgen- und Abendröthen des Sommers von 1734 hab' ich beobachtet," sagt er*): „daß alle Schatten, die auf Weiß, z. B. eine getünchte Wand, fielen, zuweilen grün, weit öfter noch blau, und von so lebhafter Bläue, als die des schönsten Azur's, sich zeigten. Ich wies die Erscheinung mehrern Personen, die nicht minder, als ich, erstaunten. Die Jahrszeit hatte dabei keinen Einfluß. Noch nicht acht Tage sind's (15. Nov. 1743), da sah ich die blauen Schatten. Und wer sich die Mühe geben wollte, beim Aufgang oder Untergang der Sonne den Schatten seiner Finger auf einem weißen Blatt Papier zu betrachten, würde ihn blau sehen, wie ich." — Buffon beschreibt die Schönheit der blaugrünen Schatten, wie sie von den Bäumen gegen ein weißes Gemäuer fielen, während der Abendhimmel im reinsten Blau strahlte, und nur westwärts ein durchsichtiger Schleier rothgelblicher Dünste

*) Indem wir diese ungemein wichtige Abhandlung unsern verehrten Lesern in dieser Zeitschrift und in verstärkter Bogenzahl hier zuerst und vollständig mittheilen, da auch ein besonderer Abdruck vom Verleger veranstaltet wird, glauben wir bei diesem Anlaß wiederholt erklären zu müssen, daß Herr Zschokke sonst keinen Theil an der Herausgabe dieser Zeitschrift nimmt, wie man bisher irriger Weise vermuthete. Anm. d. Red.

*) Hist. nat. des minéraux. II. am Schluß.

ſchwebte und die Sonne ſehr roth ſchien. „Dieſe blaue Farbe der Schatten“, rief er, „iſt aber nichts Anderes, denn die Farbe der Luft ſelber!“ — Als ihm jedoch Abbé Millot im J. 1755 ſchrieb, er habe auch Mittags, bei bedecktem Himmel, deſſen Gewölke nur hin und wieder Oeffnungen hatten, die Schatten auf weißem Papier ſchön blau erblickt; ja in manchen Zeiten ſogar hellgrüne und violette und gelbe, zuweilen von einem grünen, oder rothen, oder gelben Nebenſchatten begrenzt: ſchließt Buffon ſeine Bemerkungen und ſein Buch mit den Worten: „Es iſt genug, wenn das Sonnenlicht auf eine Fläche nur ſehr ſchräg fällt, daß die Bläue des Himmels, deſſen Licht in grader Richtung fällt, ſich abmale und die Schatten färbe. Aller übrige Anſchein einer Färbung, deſſen der Abbé gedenkt, iſt nur von Oertlichkeiten und zufälligen Umſtänden abhängig.“

Nicht, wie er, würde der große Newton, hätte er ſolche Erklärung gegeben, ſie ohne Beweiſe aus Thatſachen, ohne Berechnung der Verhältniſſe, unter welchen Luft den Schatten färben könne, in's leere Blaue hinausgeſchleudert haben. Er würde dargethan haben, warum nur vorzüglich die Morgen- und Abendſtunden jene Erſcheinung hervorrufen können? warum ſie ſich, wenn auch unvollkommen, zum ſehr hellen Licht der Kerzen in verſchloſſenen Zimmern einfinden?*)

Etwas gekünſtelter, wenn auch nicht glücklicher, ſchritt ein minder berühmter Franzoſe zu Werk, Namens Opoix, im Jahre 1783. Ich kenne ihn aber nur durch eine Abhandlung des Hrn. Franz v. Paula Schrank, welcher deſſen Anſichten mit neuen Gründen unterſtützte und ſo ausgeſtattet in den Denkſchriften der Münchner Akademie vom Jahr 1812 bekannt machte. Opoix glaubte durch Verſuche und Beobachtungen die Löſung der Aufgabe gefunden zu haben. „Die blauen Schatten entſtehen durch Beugung der Strahlen,“ ſagte er, „welche an den Kanten des ſchattenden Körpers vorbeigehen. Da nun die blauen Strahlen des Sonnenlichts aus allen die brechbarſten ſind: ſo werden ſie ſtärker, als die übrigen, vom ſchattenden Körper angezogen und in den — grauen Schatten hineingeworfen.“

Hr. Schrank verkündete dieſe Meinung als die einzig wahre. Opoix, der wohl gewußt hatte, daß violette Strahlen brechbarer als die blauen ſind, und die Schatten daher nach ſeiner Vorausſetzung wohl eigentlich veilchenfarben erſcheinen müßten, half ſich damit aus der Verlegenheit, daß er erklärte: die violetten Strahlen fielen, wenn die Schatten nicht breit wären, über dieſelben hinaus in das volle Licht und vermiſchten ſich wieder mit demſelben. Der baieriſche Naturkundige aber, um den Gedanken ſeines Vorgängers zu vervollſtändigen, fügte hinzu: „ſie fallen in den Hauptſchatten hinein, wenn er ſehr breit iſt, wo ſie dann zu dunkel werden, als daß man ſie von ihm unterſcheiden könnte; oder ſie erſcheinen nur, in andern Fällen, als eine dunklere Fortſetzung des blauen.“

Beide gelehrte Männer blieben aber Beweis und Berechnung ſchuldig, um wieviel die violetten, um wieviel die blauen Strahlen an den Kanten ſchattender Körper gebogen werden müſſen, oder in welcher Entfernung dieſer von ihrem Schatten ſtehen müſſe, um die Strahlen hinein, oder darüber hinaus zu werfen? Desgleichen vergaßen Beide, den gerechten Zweifel zu ſtillen: Warum Strahlen, wenn ſie doch beſtändig ſolche Einbeugung an den Kanten der Körper erleiden, nicht zu allen Zeiten ihre magiſche Blaufärberei treiben?

Gleichwie Opoix, ſtellte auch der berühmte Pflanzenkundige von München ſeine meiſten Verſuche nur bei zwo gleichzeitig brennenden Kerzen an, um, wie er ſich ausdrückt: „durch das weiße Licht der einen die blauen in den Schatten fallenden Strahlen der andern ſichtbar zu machen,“ weil ſeiner Meinung nach „die blauen Strahlen nicht genug Maſſe oder Geſchwindigkeit zu haben ſcheinen“, um die Augennerven zu reizen. Allerdings hätte uns hier wieder das neue Räthſel gelöſet werden ſollen: warum das weiße Licht der zweiten Kerze nicht ebenfalls durch Einbeugung ſeiner blauen Strahlen am ſchattenden Körper blau male? warum das Sonnenlicht, zu andern Zeiten, auch hellrothe, auch grüne, auch violette Farben u. ſ. w. werfe? — Doch es ſcheint, daß Schrank die blauen Schatten, von Sonnenſtrahlen geworfen, nur zufällig, nur ſelten, und die noch ſchönern anderer Art nie geſehen habe.

Graf Rumford, der kunſtſinnige und verdienſtvolle Behandler des Lichts und der Wärme, konnte in ſeinem Lieblingskreiſe wiſſenſchaftlicher Thätigkeit unmöglich gegen die damals ſchon viel beſprochenen, aber noch wenig bekannten farbigen Schatten gleichgültig bleiben, wiewohl ihm dieſe nur als eine ziemlich unfruchtbare Beilage zu ſeinen übrigen nützlichen Forſchungen vorkommen mochten. Nach manchem mißlungenen Verſuche erklärte er gewiſſermaßen Alles für Selbſttäuſchung, für Lug und Trug der Augen, die ſich durch das Abſtechende zweier mehr oder minder hellen Schatten verlocken lieſſen, grau für blau zu halten. Das Machtwort des edeln Grafen bewies nur,

*) Wenn ich eine Stelle in Newton (Optic. Lib. I. p. II. prop. X. problem. 5) recht deute: ſo hat er grüne Schatten vom violetten Licht bemerkt, und ward dadurch zur Vermuthung verführt, daß dünne Luftſchichten, welche bei durchgehendem Licht roth und violett ſind, grünſcheinendes Licht zurückwerfen.

daß er diesmal die Natur in ihren Mysterien nicht am Tag gesehen, sondern nur mit der nächtlichen Lampe habe beschleichen wollen.

Beinahe zu demselben Ergebniß gelangte auch der gelehrte und emsige Forscher, Th. von Grotthuß, aber auf anderm und fruchtbarerm Wege und mit höhern Ansichten.*) Ihm waren die blauen und gelben Schatten bekannt, welche vom Licht der Kerzenflamme und der Tagesdämmerung erzeugt werden; ihm der nachgelassene Eindruck in den Sehnerven von lang betrachteten Pigmenten, von deren Farbe der überreizte Gesichtssinn eine, vollkommen dem Newtonschen Farbenzirkel entsprechende, entgegengesetzte abspiegelt.**) Zu welchen großen Folgerungen würde dieser scharfsinnige Mann geleitet worden sein, wären ihm die Wirkungen des gebrochenen Sonnenlichtes in der Atmosphäre bekannt gewesen. Er aber gewann die Darstellung des Lichtes nur durch Zurückstrahlungen von farbigen Spiegeln in einem verfinsterten Zimmer, und hielt das Erscheinen der farbigen Schatten daher nur für eine Art physiologischer Täuschung, für Wirkung einseitiger Anstrengung und daraus erfolgter Störung der gleichmäßigen Reizbarkeit in den Organen des Sehens.

Ich habe Ihnen, meine Herren und Freunde, erst im Allgemeinen andeuten wollen, wie weit man bisher in Erkennung und Erklärung der farbigen Schatten des Sonnen- und Erdenlichtes gekommen sei. Nicht weitläufig zu sein, vermied ich die Anführung mancher Namen und Schriften, durch welche in diesem Theil die Wissenschaft nicht wesentlich gefördert ward. Manche, die ich vielleicht hätte nennen sollen, sind mir unbekannt geblieben.

Ich eile nun meinem Zweck entgegen, und werde versuchen, Ihnen aus unverwerflichen Beobachtungen und Erfahrungen darzuthun:

1. daß die farbigen Schatten weder Augentäuschung (nach Rumfords Ansicht), noch blos etwas subjektiv Vorhandenes (wie Grotthuß glaubte), sondern so wahre Schatten sind, als irgend die schwarzen oder grauen sein können;

2. daß es in der Natur so viel der schattigen Farben gebe, als Lichtabstufungen in dem prismatischen Bilde vorhanden, und, täglich von der Sonne erzeugt, täglich wahrnehmbar sind;

3. daß ihre Tünchung, in diametralem Gegensatze mit dem im prismatischen Farbenkreise gegenüberstehenden Farbenlicht, bestimmt auf diejenige Gattung gebrochenen Lichts hindeutet, dem sie entstammt; und

4. daß das dadurch bewirkte Erkennen der zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten oder in verschiedenen Erdgürteln herrschenden Lichtgattungen der Atmosphäre zu großen Aufklärungen über den Haushalt der Natur führen werde.

Allerdings mag es befremden, daß das, was fast immerdar vorhanden ist, bisher so wenig bemerkt und bekannt war. Aber wie viele Beispiele von Aehnlichem bietet uns die Geschichte der Wissenschaft an! Wenige Naturforscher führte die Güte des Zufalls zum bequemen Wahrnehmen und Beobachten der schönen Erscheinung; und wenn sie dieselbe erblickten, ward ihnen die Spur des Weges, von wannen dieselbe gekommen war, durch andere Zufälle verwischt, oder sie verloren sie unter den Füßen, indem sie dieselbe verfolgten, weil sie durch irgend eine irrige Vermuthung in andere Richtungen gelockt wurden.

---

*) Ich spreche von seiner Abhandlung (in Schweiggers Beitr. zur Chemie und Physik, Band III, S. 148) über die zufälligen Farben des Schattens und über Newtons Farbentheorie.

**) Diese physiologisch merkwürdige Erscheinung war schon von Buffon gekannt und beschrieben; neuher schon von Jurin in England zum Gegenstand der Aufmerksamkeit gemacht. Darwins spätere Versuche (die zuerst im 76 Band der philos. Transakt. erschienen waren) hob nachher der gelehrte D. K. Himly in Göttingen in seiner Abhandlung über die Polarität der Farben (Ophthalmolog. Biblioth. I Band, 2 St. 1803) für die Deutschen wieder kräftiger hervor.

2. Licht und Schatten.

Man pflegt zu sagen, der Blinde wohne in ewiger Finsterniß. Der Stockblinde, welcher nie die Empfindung vom Licht gekannt, hat auch nie eine Ahnung der Finsterniß genossen. Die Werkzeuge seines Sehens besitzen für die Wahrnehmung des Hellen und Dunkeln so wenig Fähigkeit, als die Hand des Sehenden. Man erzählt viel vom Hellsehen der Nachtwandler und mesmerirten Personen, ohne Gebrauch ihrer Augen. Ich möchte wohl wissen, ob je ein Blindgeborner genachtwandelt, oder im magnetischen Schlafe Empfindungen des Sehens gehabt habe, die ihm die todtgebornen Augen im Zustand des Wachens versagten? Solche Erfahrung wäre wohl eine der entscheidendsten über das seelische Wesen.

Finsterniß ist allgemeine Lichtlosigkeit; Schatten nur örtliche Abwehrung vorhandenen Lichtes vermittelst eines Körpers, dessen Undurchgänglichkeit die Fortsetzung der erleuchtenden Strahlen in ihrer geraden Richtung hemmt.

Wir nennen das ungetrübte Sonnenlicht des Tages farbenlos (wie wir auch das reine Wasser farbelos nennen), weil es Gegenstände nur erhellt, ohne denselben eine gemeinschaftliche Färbung mitzutheilen. Das Licht der auf- oder untergehenden Sonne aber, in den Dünsten der untern Luftschichten getrübt oder

gebrochen, wird farbig und verbreitet über die Gegenden röthlichen, gelblichen oder andern Schimmer. Die Physiker nennen das farbenlose Sonnenlicht auch wohl weißes, weil sie das Weiße für keine Farbe halten, indem Gegenstände, welche diese Empfindung auf unsere Sehnerven hervorbringen, alle Lichtstrahlen vollständig zurückwerfen. Aus demselben Grunde können Gegenstände, die alles Licht in sich verschlingen und vergraben, und keinen Strahl desselben gegen unser Auge zurückwerfen, daher der Finsterniß ähnlich, oder schwarz sind, ebenfalls farbenlos genannt werden.

So steht das Sein dem Nichtsein, das Licht dem Nichtlicht, das Weiße dem Schwarzen entgegen. Abwehrung des farbelosen, oder vollständigen Lichtes hat immer schwarzen Schatten zur Folge, wie Vernichtung der Helligkeit allemal Finsterniß bringt. Mischung des Lichts und Nichtlichts erzeugt Dämmerung; und die Schwärze des Schattens wird grau, wenn von irgend woher Licht in ihn fällt.

3. Farbiges Licht. Farbige Schatten.

Bekanntlich zerfällt weißes Licht, wenn es prismatisch gebrochen und auseinander gebreitet wird, in farbige Strahlen, das heißt, in Strahlen, welche bei uns Sehempfindungen erregen, die wir mit den Namen Roth, Blau, Gelb, Grün u. s. w. bezeichnen. Der Kürze wegen nennen wir aber alle gleichartige Strahlen, die uns einerlei Empfindung z. B. des Rothen oder Blauen bringen, rothe, blaue Strahlen u. s. w., ohne daß damit gesagt wird, sie selbst seien farbig. Denn was wir Farbe heißen, wird erst in uns, als Empfindung, erzeugt. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß die Strahlen der Sonne in ihrer Ursprünglichkeit ganz unfarbig sind, und erst in der Nähe unsers Planeten, und von ihm, dasjenige empfangen, was in unserer Seele die Empfindung dessen gibt, was wir Farbe heißen. Doch davon soll hier nicht Rede sein.

Alles farbige Licht verschwindet im weißen, oder ungebrochenen Strahl gänzlich, so, wie eine mit Farben des Regenbogens bemalte Spindel bei schneller Umdrehung ebenfalls weiß, das heißt, ohne jene Farben, erscheint. Prismatische Lichte im Focus des Brennglases verbunden geben wieder weißes Licht.

Wenn, statt des vollständigen oder weißen Lichtes, nur ein einzelner der in demselben enthaltenen Farbenstrahlen erscheint, so ist er folglich nicht das Ganze des Sonnenstrahls, sondern ein Theil desselben. Rothes oder grünes Licht z. B. ist also kein vollständiges, oder weißes. Die Wirkung des Theils kann aber nicht mit der Wirkung des Ganzen einerlei sein. Wenn die Abwehrung des vollständigen oder weißen Lichts schwarzen Schatten bringt, kann Abwehrung eines einzelnen (im vollständigen Licht enthaltenen) Farbenstrahls nicht ebenfalls schwarzen Schatten zur Folge haben. Wenn Finsterniß der Gegensatz des Lichts, Schwarz der verneinende Gegensatz des Weißen ist, kann Schwarz nicht auch Gegensatz, oder Schatten, des Rothen oder Blauen u. s. w. sein.

Der Gegensatz oder Schatten aber eines einzelnen Farbenlichts, da er nicht schwarz oder grau sein kann, würde, wär' er nicht irgend anders gefärbt, für unser Auge unwahrnehmbar bleiben.

Jedes farbige Licht muß mithin irgend einen farbigen Schatten hervorbringen.

4. Farbiges Licht durch Natur und Kunst, und wie man davon farbige Schatten erhält.

Ob diese Schlußfolgerungen des Verstandes richtig seien, hat nur die Natur Macht und Recht zu bejahen, oder zu verneinen. Nur Erfahrungen sind Antworten der Natur auf unsere an sie gerichteten Fragen.

Ich will aber zuerst kürzlich angeben, wie man farbiges Licht gewinnt, um danach Schatten zu erhalten. Weil es mir nur um Beobachtung der Letztern zu thun ist, werd' ich mich aller Erklärungen oder Muthmaßungen enthalten, zu welchen manche Lichterscheinungen und Beobachtungen dabei Anlaß geben könnten, und in geradester Richtung meinem Ziel zuschreiten.

1) Das Prisma, indem es die weißen Sonnenstrahlen bricht, gibt farbiges Licht. Dieses Licht erzeugt aber, ungeachtet seines großen Glanzes, keinen farbigen Schatten; sondern im finstern Zimmern einen schwarzen *), im hellen Zimmer einen satt-grauweißen Schatten.

2) Irdisches, farbiges Flammenlicht erzeugt farbige Schatten; es ist aber gewöhnlich zu schwach, um bei seiner Zerstreuung deutliche und kräftige Farben der Schatten zu bewirken. So wissen wir, daß die gelbe Flamme der Kerzen in mäßiger Entfernung blaue Gegenstände zu Nacht grünlich erscheinen läßt, durch die Mischung von Blau und Gelb; aber in der Nähe schwärzliche, in der Ferne grauliche Schatten zeugt. Auch enthält die Kerzenflamme, neben dem Gelbröthlichen und Blauröthlichen, viel weißes Licht.

*) Denn weil im verdunkelten Zimmer alles Licht außer dem prismatisch gebrochenen fehlt, muß, wenn auch dieses abgewehrt wird, Finsterniß (Schwarz) eintreten.

Sonnenlicht, wenn es von Dünſten der untern atmoſphäriſchen Schichten gebrochen, oder ſchon gebrochen von Wolken zurückgeſtrahlt wird, erzeugt die farbigen Schatten am kräftigſten.

a) Daher empfängt man ſie am beſtimmteſten, und alltäglich, beſonders beim Auf- und Untergang der Sonne, wenn dieſe noch nicht zehn bis zwanzig Grad über den Horizont geſtiegen iſt, oder beim Niedergehen ſich dem Horizont wieder um zwanzig bis zehn Grad genähert hat. *)

b) Je ſtärker das gebrochene Sonnenlicht durch die untern Schichten des Dunſtkreiſes dringt, je ſatter ſind die farbigen Schatten; und man kann den dunkeln Körper, welcher dieſelben wirft, (z. B. die Hand) um ſo entfernter von der weißen Fläche halten, auf welche die Schatten fallen ſollen. — Es läßt ſich alſo im Allgemeinen keine Regel geben, wie weit man den dunkeln Körper von der Fläche halten müſſe. Je nach der größern oder geringern Intenſität des Lichts kann man den farbigen Schatten in einer Entfernung von fünf bis acht Schuh u. ſ. w. oder nur von fünf bis acht Linien u. ſ. w. empfangen. Zur Zeit der Dämmerungen, oder ſehr trüben Tage, muß man die Fingerſpitzen kaum zwei bis drei Linien von der weißen, dem Sonnenort zugewandten Fläche halten.

c) Es erzeugen ſich unter jedem dunkeln Körper mehrere Schatten, von verſchiedener Farbe, ſobald von mehrern Seiten (Wänden, oder Wolken des Himmels) verſchiedenfarbiges Licht reflektirt wird. Woher die Zurückwerfung des verſchiedenen Lichts ſtamme, deutet die Richtung der Schatten jedem Beobachter ſelbſt an.

d) Im Winter ſind die farbigen Schatten ſelbſt noch um Mittag ſichtbar, weil ſich an kürzern Tagen die Sonne in Ländern unſerer geographiſchen Breite kaum zwanzig Grad über den Horizont erhebt. Im Sommer können farbige Schatten am vollen Tage nur bei trübem Himmel, dunſtigem Wetter und mächtigem, farbigen Lichtreflex der Wolken, erſcheinen. **)

e) Auch an jedem trüben Morgen oder Abend, beim Sonnen-Auf- und Untergang kann man farbige Schatten, wenigſtens blaue, lebhafter erſcheinen laſſen, ſobald man das in der Atmoſphäre verbreitete, ganz unmerkliche (rothe oder gelbe) gebrochene Sonnenlicht zur Verſtärkung des gelben Flammenlichts einer Kerze benutzt. Man ſtellt zu dem Ende die brennende Kerze an ein Fenſter, das der auf- oder untergehenden Sonne zugewandt iſt; aber den ſchattenden Körper zwiſchen der Kerze und demjenigen Punkt des Horizonts, wo man die verdeckte Sonne vermuthet, auf eine weiße Fläche (Papier).

4) Weißes Sonnenlicht, das durch farbige, durchſcheinende Körper fällt, und deren Färbung annimmt, oder von farbigen, ſpiegelnden Körpern reflektirt wird, zeugt farbige Schatten.

a) Im verfinſterten Zimmer bewirkt ſolches Licht nur ſchwarze Schatten; nicht alſo aber im tagheilen. *)

b) Je kräftiger das durchſcheinende, oder reflektirte farbige Licht iſt, je ſatter erſcheinen die Farben der Schatten.

c) Der ſchattenwerfende Körper gibt mit der Farbe des Glaſes vermiſchte Schatten, ſo lange er dem Glaſe zu nahe ſteht **); hingegen die reinſten Schatten, wenn er ungefähr im Verhältniß der Glasdicke und Lichtſtärke entfernter gehalten wird.

---

5. Farbige Schatten ſind wahre Schatten.

Da man nun weiß, wie farbiges Licht zu erhalten ſei, hab' ich noch darzuthun: daß der Schatten, welchen ein dunkler Körper in denſelben wirft, wirklicher Schatten ſei, daß er nicht etwa von der Bläue der Luft reflektirtes in den grauen Schatten geworfenes Licht ſei, wie Lenardo da Vinci, Buffon und Andere ſich einbildeten; auch kein durch Anziehung und Einbeugung der blauen Strahlen vom dunkeln Körper in ſeinen Schatten geſenktes Licht, wie Opoix und Paula Schrank vermutheten; auch keine Selbſttäuſchung ſei, kein nur in uns, nicht auſſer uns, vorhandenes Farbenbild, etwa erzeugt durch Ueberreiz und Abſpannung des Sehnervens vermittelſt langer Anſchauung irgend eines andern farbigen Lichts. Wohl nie hätten ſo viele und achtbare Naturforſcher an der Wirklichkeit farbiger Schatten, als Schatten, gezweifelt, wenn ſie dieſe Naturerſcheinung hinlänglich gekannt haben würden.

---

*) In unſern Breitegraden wechſelt das Vermögen der untern atmoſphäriſchen Luftſchichten, das Sonnenlicht zu brechen und ſichtbare farbige Schatten zu zeugen, beinahe täglich, hält ſich aber immer zwiſchen 10—20° der Meridianhöhe der Sonne.

**) Aarau liegt, nach der Berechnung des Ingenieurs Hrn. Major Strauß, unter 47° 23′ 29″ geographiſcher Breite. Im Sommerſolſtitium beträgt die Höhe der Sonne demnach im wahren Mittag 66° 5′. Im Winterſolſtitium nur 19° 9′. In den Nachtgleichen 42° 37′.

*) Die Urſache ſchwarzer Schatten vom farbigen Licht im finſtern Zimmer iſt dieſelbe, wie oben beim prismatiſchen Licht im Dunkeln.

**) Weil dann theils zuviel farbige Strahlen von allen Seiten, und theils auch durch zu ſtarken Reflex derſelben, in den Schatten fallen müſſen.

Man halte zur Zeit des Aufgehens, oder Untergehens der Sonne, ihr entgegen, die Hand, und zwar so, daß der Schatten dieser Hand auf eine weiße Fläche (Papier, Wand u. dgl.) fällt, die von ihr etwa fünf Zoll oder mehr entfernt iſt. Der Schatten wird dann ſeladongrün, oder blau, oder veilchenfarben ſein.

Damit werden die Vermuthungen oder Behauptungen und Lehren, mit denen Buffon, Rumford, Beguelin und Paula Schrank die Denkſchriften der Pariſer, Londoner, Berliner und Münchner Akademien zierten, unnütz und eitel.

Der veilchenfarbene Schatten der Hand wird oft einen ſehr grünen Rand haben; der blaue einen feuerfarbenen oder auch gelben; der ſeladongrüne einen violetten. Man erblickt dieſe Umſäumungen beſtimmter, wenn man die Finger der ſchattenwerfenden Hand mäßig ausſpreizt. Hätten jene würdigen Männer dieſen einfachen, und alltäglich ausführbaren Verſuch gekannt, und nur einigemal wiederholt; ſie würden weder geglaubt haben, es ſei Farbe der blauen Luft, noch Einbeugung von blauen oder violetten Strahlen, was das Roth, Gelb, Seladongrün u. ſ. w. zeuge.

Dieſer Schatten, von welcher Farbe er auch ſein möge, wird Morgens und Abends, bei ungefähr gleicher Luftdichtigkeit und gleicher Entfernung des Sonnenſtandes vom Horizont jedesmal auf dieſelbe Art wahrgenommen. Ohne Rückſicht auf ein vorher geſehenes andersfarbiges Licht, wird ihn jedes Auge auf einerlei Weiſe erkennen. Man wird ihn bleibend, einen Tag, wie alle Tage, und mit den nämlichen, allmälig ändernden Tönen erblicken, wie ſich der Abſtand der Sonne vom Horizont verhält und allmälig ändert. Er verlängert, er verkürzt ſich; er begleitet die Körper, welche ihn verurſachen, in alle ihren Bewegungen. Mehr wird man ſchwerlich der Beweiſe, ſelbſt für den gemeinen ſchwarzen, oder grauen Schatten, fordern, daß er Schatten ſei.

Wenn Hr. von Grotthuß verleitet ward, die Erſcheinung des farbigen Schattens für eine Wirkung des Abgeſtumpftwerdens der überreizten Sehnerven zu halten und den, wenn ich ſo ſagen darf, optiſchen Idealismus aufzuſtellen: ſo ſcheint der Grund davon in der Mangelhaftigkeit und Art ſeiner Verſuche gelegen zu haben. Er erzählt dieſe ungefähr folgendermaßen: „Wenn ich mit Hilfe eines mit farbigem Glaſe bedeckten Spiegels in eine ganz finſtere Stube das farbige Licht auf ein weißes Papier fallen ließ, und vor demſelben ein Stäbchen hielt, zeigte ſich der Schatten allemal ſchwarz; wenn nämlich nur ein Schatten ſich bilden konnte.“ — Allerdings, im verfinſterten Zimmer muß, wenn ein Lichtſtrahl hinein fällt, er ſei weiß oder farbig, jede ganze oder theilweiſe Beraubung dieſes Lichts nothwendig Finſterniß werden.

„Sobald aber“, fährt Grotthuß fort, „durch verhältnißmäßiges Oeffnen des Ladens eines Seitenfenſters ein wenig natürliches auf den Ort des Schattens fiel, ſo nahm der vom farbigen Licht entſtandene Schatten eine Farbe an, die mit der des farbigen Lichts im (prismatiſchen) Gegenſatze ſtand, während der vom natürlichen Licht gebildete Schatten die Farbe des (vom farbigen Licht beſchienenen) Grundes beibehielt.“ — Sehr natürlich, daß beim Hellwerden des Zimmers die eigenthümliche Farbe des Schattens deutlich werden mußte. Sind doch ſelbſt gewöhnliche, ſchwarze Schatten in der Dämmerung kaum bemerkbar, oder nicht vorhanden, und erſt bei ſtarkem Licht ſcharf hervortretend.

Das Entſtehen der Farbe im Schatten aber erklärt Hr. v. Grotthuß folgendermaßen: „Wenn das Auge z. B. vom orangefarbigen Lichte im dunkeln Zimmer ſtark getroffen wird, ſo ſtumpft ſich gleichſam die Reizempfänglichkeit für dieſes Licht (im Sehorgan) ab; auch wird wohl die Reizbarkeit für entgegengeſetztes (blaues) Licht erhöht. Leitet man nun ein wenig Tageslicht (warum denn nicht auch vollen Tag?) auf einen (im vom farbigen Licht beſchienenen Grund) gemachten Schatten, ſo verſchwindet ſubjectiv aus dieſem der orangefarbene Strahl, und wir empfinden nur noch die vereinte Wirkung der übrigen einfachen, im weißen Licht enthaltenen Strahlen, die durch ihre Verbindung ein, in's Blaue fallendes Grün hervorbringen.“

Da nach meinen obigen Angaben aber Jedermann die Verſuche, nicht etwa in verfinſterten Zimmern, ſondern bei voller Tagesheiterkeit in freier Luft anſtellen kann, wo wahrlich keine vorhergehende Abſtumpfung des Sehorgans nöthig iſt, und die farbigen Schatten dennoch erſcheinen werden, bedarf es weiter keiner Berichtigung dieſer Erklärung.

---

6. Farbenverhältniß des Lichts zum Schatten.

Es leuchtet von ſelbſt ein, daß jede Art des farbigen Lichts ihre eigenthümlich gefärbten Schatten haben müſſe, und darin keine Zufälligkeit walten könne. Es gibt keine zufälligen Farben der Schatten, weil im unendlichen Reiche der Natur über das Höchſte und Tiefſte die Nothwendigkeit das Zepter trägt.

Die Frage alſo blieb: Welche beſtimmte Farbe hat ein Schatten, der von einem beſtimmten farbigen Licht hervorgegangen iſt?

Hierüber Gewißheit zu erhalten, nahm ich, weil bei hohen Sonnenſtänden das atmoſphäriſch-gebro-

chene und farbige Licht schwer oder gar nicht zu erhalten ist, zu den ersten Versuchen große, aus einer französischen Fabrik bezogene, farbige Glasscheiben. In freier Luft, oder im hellen Zimmer, ließ ich die Sonne ihre Strahlen durch diese Scheiben gegen eine weiße Fläche werfen. Natürlich nimmt diese Fläche vom darauf fallenden Licht die Färbung der Scheibe an. Hält man zwischen dem Licht und der dasselbe reflektirenden Fläche einen dunkeln Körper, so bildet er Schatten.

Der Schatten wird

1) im rothen Licht — hellblau*);
2) im orange — — etwas dunkler blau;
3) im gelben — — blau, röthlichblau;
4) im grünen — — violett, purpurn;
5) im hellblauen Licht — roth;
6) im dunkelblauen Licht — orange;
7) im violetten Licht — grün.

Ich muß über die erhaltenen Schatten noch einige Bemerkungen machen. Sie waren jedesmal sehr satt und kräftig, wie mit dem Pinsel aufgetragen, und denen ähnlich, welche man vom prismatisch- oder atmosphärisch-gebrochenen Sonnenlicht erhält. Ferner: je dunkler die Färbung der Glasscheibe war, je lichter und wässeriger fiel die im Widerschein derselben erzeugte Schattenfarbe aus; und umgekehrt, je blässer die Lichtfarbe, je dunkler tünchte sich der Schatten. — Einen satt indigofarbenen Schatten konnt' ich bisher nicht darstellen durch farbiges Glas, weil ich weder aus Fabriken noch altertümlichen Glasgemälden blasses strohgelbes erhalten konnte.

*) Spielt die Farbe des Lichts ins Violette und Bläuliche, wird der Schatten blaugrünlich.

7. Nebenbetrachtung über dies Verhältniß.

Der hier wahrgenommene Gegensatz bestimmter Farben des Lichts und des Schattens, welcher sich in der Natur gleich bleibt, wenn man die farbigen Schatten ohne Kunstmittel erhält, bietet zu mancherlei Folgerung und Ahnung einen unwiderstehlichen Reiz. Rothes Licht gibt blauen Schatten, blaues Licht rothen Schatten. Grünes Licht zeigt den Schatten violett; violettes Licht ihn grün. Also würde die Farbe eines gegenwärtigen Schattens die des Lichtes sein, wenn die Farbe des gegenwärtigen Lichtes die des Schattens wäre.

Wohin deutet dieses merkwürdige Wechselverhältniß, in welchem Roth und Blau wie die Lichtpole erscheinen, deren Indifferenzpunkt das dem weißen Licht am verwandteste Gelb ist? Dem weißesten Gelb steht ja das tiefste Indigoblau, wie dem Weißen selbst das Schwarze entgegen. Hat nicht, allen Erfahrungen zufolge, das gelbe Licht die wenigste Brechbarkeit und die meiste Erleuchtungsfähigkeit? Ist Gelb mehr, als ein getrübtes Weiß? Sind nicht Blau und Roth, in Eins aufgelöset, wieder weißes Licht?

Die rothen und blauen Strahlen haben, nach Herschel, beinahe gleichviel Brechbarkeit und gleichviel Erleuchtungsfähigkeit. Nur violett, in welchem die Aussenenden des Lichts, das tiefste Blau und tiefste Roth, zusammenrinnen, ist am brechbarsten und enthält die wenigste Erleuchtungsfähigkeit.

Der rothe Lichtpol, wenn ich mich hier so ausdrücken darf, hat, nach Herschel, die meisten Wärmestrahlen; der violette die wenigsten. Licht und Wärme sind innig verbunden. Jede Flamme saugt den Sauerstoff begierig an. Welche Verwandtschaft waltet zwischen Licht- und Sauerstoff? Gibt letzterer vielleicht erst dem Licht die Färbung? Schwefel brennt in gemeiner Luft blau, im Sauerstoffgas blendend weiß. Verbindet sich darum das Sauerstoffgas mit dem blauen Licht so gern, weil es dessen zu wenig, das rothe aber Ueberfluß hat? Ist es nicht selbst von den Pigmenten bekannt, daß sich ihre Tinten ändern, wenn sich die Art der Auflösung des Sauerstoffs bei ihnen ändert? der violette Strahl soll Eisennadeln magnetisch machen?

Doch ich kehre zu meinem Zweck zurück. Es kam darauf an, von Licht- und Schattenfarben die reinsten und genauesten Gegensätze zu finden. Obgleich Violett vom Roth im prismatischen Bild und im Regenbogen am entferntesten auseinanderstehen, scheinen sie im Grunde doch nur wahre Uebergangsfarben beider zu sein, wie es Orange vom Roth und Gelb, oder Grün es vom Blau und Gelb ist. Man kann sich ohne Mühe den Sonnenstrahl als zarten Cylinder denken, in welchem die Aussenenden, Roth und Blau, wieder in Violett zusammenschliessen.

8. Der prismatische Farbenkreis.

Der große Newton hat mit möglichster Schärfe die Räume ausgemessen, welche im prismatischen Bilde die sieben am deutlichsten erscheinenden Farben einnehmen. Wenn er das ganze Sonnenbild in 360 Theile eintheilte, ergab sich, daß

das rothe Licht 45 solcher Theile einnahm;
das orange — 27 — — —
das gelbe — 48 — — —
das grüne — 60 — — —
das blaue — 60 — — —
das indigo — 40 — — —
das violette — 80 — — —

Wenn man nach diesen durch wirkliche Ausmessung von Newton gefundenen Verhältnissen einen in 360 Grade getheilten Kreis entwirft, und die Farben des prismatischen Bildes, als Radien, in dem oben angegebenen Raumverhältniß einträgt, so fällt die Grenze des rothen Lichts auf den 45sten Grad, des orange auf den 72sten, des gelben auf den 120sten, des grünen auf den 180sten, des blauen auf den 240sten, des indigo auf den 260sten, des violetten auf den 360sten Grad.

Wenn man vermittelst blinder Linien die Radien oder Raumgränzen in die gegenüberstehende Kreishälfte verlängert, so hat man damit den jeder Hauptfarbe entgegengesetzten Abschnitt der übrigen Farben bezeichnet.

Das Ganze stellt dann eine Farbenspindel dar mit sieben, gegen den gemeinschaftlichen Mittelpunkt zugespitzten Kegeln.

In diesem prismatischen Farbenkreise steht nun entgegen

das Rothe dem Hellblauen;
das Orange dem Hellblau und Indigo (Mittelblau);
das Gelbe dem Indigo und Violett (Röthlichblau);
das Grüne dem Violett;
das Hellblau dem Rothen, wie oben;
das Indigo dem Orange und Gelben (Rothgelb);
das Violette dem Grünen und Gelben (Hellgrün);

Es versteht sich, daß der zartern Abstufungen der Farbentöne immer ähnliche gegenüberstehen.

Erinnert man sich der oben erwähnten Erfahrungen, daß das rothe Licht blauen, orangefarbenes hellblauen, gelbes Licht dunkelblauen, grünes violetten, blaues gelben, violettes grünen Schatten erzeugte, so wird man mit einiger Ueberraschung bemerken,

1) daß die an sich dunklern Lichte (Roth, Violett, Indigo) mit den hellern Schatten (Hellblau, Grün, Orange und Gelb) polarisiren, oder Gegensatz bilden;

2) daß die Gegensätze der Farbenkegel im prismatischen Kreis wunderbar in ihren Verhältnissen mit den Schattenerzeugungen übereinstimmen, welche die farbigen Lichte gewähren.

Daraus ergibt sich:

Alle Farben verhalten sich zu einander wie Licht zu Schatten, oder wie die Schatten zu ihren Lichten.

Ferner:

Die Farben des Lichts und die Farben des Schattens bilden zu einander denselben Gegensatz, wie im prismatischen Kreis die von einerlei Durchmesser-Paar eingeschlossenen, sich entgegenstehenden Farbenkegel.

Dieses Gesetz herrscht unter allen Verhältnissen, wie Beobachtungen bezeugen, durch die ganze Farbenwelt, in allen Abstufungen der Tinten. Ich will durch Mittheilung mehrerer Erfahrungen, die insgesammt bestätigend zusammenstimmen, nicht weitläuftig werden. Nur eine derselben theile ich noch mit, die den Physiologen und Psychologen bedeutsam ist.

---

9. Die sogenannten zufälligen Farben.

Der geistvolle Lichtenberg sagte einmal, als er (in einer Anmerkung zu Erxlebens Naturlehre) der farbigen Schatten gedachte: „Derselben Theorie ist noch nicht ganz aufs Reine gebracht, und kann vielleicht auch nie ins Reine gebracht werden, ohne genauere Kenntniß des wechselseitigen Einflusses gewisser Farben auf einander, der vom Organ selbst abhängt.“

Wenn man das Auge von einer bei vollem Tageslicht lange beschauten Farbe auf ein weißes Blatt oder eine weiße Wand richtet, so erscheint, wie vor dem Auge schwimmend, eine andere Farbe. Betrachtet man z. B. eine rothe Oblate lange, die auf weißem Papier ruht, wendet plötzlich den Blick auf eine andere weiße Fläche, so schwimmt vor dem Blick das Bild der Oblate in seiner vorigen Größe und Form (letztere sei rund oder eckig), aber die rothe Farbe ist in eine hellblaue verwandelt.

Als ich bemerkte, daß die Farben der von den gereizten Sehnerven erzeugten Bilder insgesammt sehr blaß, weißlich, beinahe lichtartig waren, kam ich auf die Vermuthung, es sei diese Schwächung des Farbentons wohl nur Wirkung des hellen, weissen Grundes, worauf der betrachtete Gegenstand lag. Der Argwohn, daß am Ende die Masse des weissen Grundes die Farbe des auf demselben befindlichen Gegenstandes überstrahle und anders tünche, bestätigte sich, wenn ich ein weißes Viereck auf rothen, grünen, blauen Grund warf. Dann erschien nachher dem Auge das Viereck ebenfalls roth, oder grün, oder blau, wenn der Blick auf eine andersfärbige Fläche gerichtet wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 4. Dritter Jahrgang 1826. 25. Januar.

Praktische Bemerkungen über Volkserziehung.

Von Brougham.

Niemals, seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, hat die menschliche Gesellschaft eine ausgezeichnetere Wohlthat erhalten, als durch die Institutionen, deren Betrachtung Brougham sein Werk gewidmet hat. Nichts ist bewunderungswürdiger, als die Wärme, die Einfachheit und die erfahrungsreiche Weisheit, die man in den Ansichten des Verfassers bemerkt. Von allen Ehrentiteln, die sich in ihm vereinigen, ist keiner größer, als der, welcher sich auf die Dienste begründet, die er der Sache der Erziehung geleistet hat. Von Allem, was er je Gutes gethan hat, ist es das fruchtbarste und unbestrittenste. Der ihm dadurch gewordene Ruhm ist von allem Parteigeiste frei, und eben deshalb ihm nie streitig gemacht worden. Am meisten hat er sich durch seine neuesten Arbeiten zu Gunsten der mechanischen Schulen verdient gemacht. In seiner denkwürdigen Darstellung vom „Mißbrauch der öffentlichen Wohlthätigkeit“ war er eben so sehr von einem gerechten Unwillen beseelt, als vom Vergnügen, über die gefährliche Opposition zu triumphiren, die in der Faulheit und Verdorbenheit mehrerer Klassen sich ihm entgegenstellte. Hier wurde er nur von der reinsten Menschlichkeit angefeuert, durch den erhabenen Vorgeschmack der Liebe und Erkenntlichkeit der Nachwelt, die die wahren Vaterlandsfreunde emporhebt, wenn sie im Verborgenen für das Glück ihrer Mitbürger arbeiten, ohne ihre Leidenschaften aufzuregen oder ihre Beistimmung gefangen zu nehmen. Er schließt sein Werk mit folgenden Worten:

„Es ist überflüssig, daß ich die Einwendungen Derjenigen widerlege, die, durch politische Gründe bewogen, zu verhindern suchen, daß der Unterricht auch über die gewerbtreibenden Klassen sich verbreite, und ich wünsche mir Glück, eine so unangenehme Aufgabe nicht erfüllen zu müssen. Die Zeit ist nicht mehr, wo falsche Frömmler die Menschen überreden konnten, daß man das Licht der Philosophie unter den Scheffel stellen müsse, weil man es gefährlich für die Religion hielt, und wo die Tirannen Diejenigen als Feinde ihrer Macht verfolgten, welche zur Unterrichtung des Volks beigetragen hatten. Man fühlt jetzt mehr als je die Albernheit, zu glauben, daß die Wissenschaft der Gesetze, die das Weltall regieren, zur Ungläubigkeit reize. Sie wird vielmehr allgemein als das beste Mittel gegen den Aberglauben, und vorzüglich gegen die Unduldsamkeit, betrachtet. Nein, die reine, die wahre Religion hat nichts von der Aufklärung zu befürchten, die der menschliche Verstand aus dem Studium der Materie, oder der Seele, erhält. Je mehr die Wissenschaft sich verbreiten wird, je mehr wird man auch den Urheber aller Dinge erkennen, je weniger wird das Volk ein Spielzeug der Schurken und Betrüger sein. Nur allein für Tirannen und für alle schlechten Regierungen sind die aufgeklärten Massen ein wirkliches Schrecken, eben weil die Aufklärung ihrem Despotismus verderblich ist. Sie wissen das sehr wohl, darum geben sie sich auch so viele Mühe,

sie zu ersticken, was ihnen jedoch nicht so leicht wird, als sie zu verwünschen. Sie verbreitet sich, ihnen zum Troh, grade in den Ländern am mächtigsten, wo ihre willkührliche Gewalt am meisten begründet zu sein scheint. In England würde das geringste Bestreben Dessen, der ihren Fortschritten sich entgegenstellen wollte, ihn unvermeidlich mit sich fortreissen, weil er sich nothwendigerweise in Erklärungen einlassen müßte, und ihn dem allgemeinen Gelächter preisgeben.

„Ich sage daher zu den höhern Klassen, daß es die Frage nicht mehr ist, zu wissen, ob das Volk unterrichtet sein soll, denn die Entscheidung darüber ist längst bestimmt, sondern nur, ob es gut oder übel unterrichtet sein soll; ob es gut sei, ihm einen „Halbunterricht" angedeihen zu lassen, oder ob es besser sei, ihm einen solchen zu gewähren, wie ihn Stellung und Bedürfnisse erheischen? Man erschrecke ja nicht darüber, die große Volksmasse über sein Verhältniß mit seinen Vorgesetzten unterrichtet zu sehen. Ganz gewöhnliche Handwerksleute können durch ihre Unterrichtung sich auszeichnen und sich dem Studium der höhern Wissenschaften überlassen. Was wird das Resultat davon sein? — Die Vornehmern und Reichern zu zwingen, ihre Auszeichnung zu verdienen und sich größere Kenntnisse, eine bessere Erziehung zu erwerben. Man wird den Umfang unserer Kollegien erweitern, und mehrere von unsern größern Städten, vor allen aber die Hauptstadt, werden nicht mehr die Mittel entbehren, ihren Bewohnern den Unterricht angedeihen zu lassen, den sie sich wünschen können.

„Ich sage zur Klasse der Handwerker, daß die Zeit gekommen ist, wo sie durch ein großes Bestreben sich für immer das unschätzbare Gut der Unterrichtung zusichern kann. Nie sind die Reichen geneigter gewesen, ihnen dazu die Mittel zu erleichtern. Aber darum soll das Volk auch die günstigen Umstände benutzen und der Bewegung folgen, die der Volkserziehung von den höhern Klassen gegeben wird. Die, welche schon die Laufbahn betreten und einen Vorgeschmack von den Früchten des Wissens erlangt haben, dürfen zur Ausdauer nicht mehr ermahnt werden; aber wenn diese Blätter unter die Hände eines Handwerkers gerathen, und er sie in seiner Mußestunde nach seiner mühsamen Tagesarbeit durchliest, so verlange ich nichts mehr von ihm (ich, der zu jeder Stunde für sein wirkliches Wohl gearbeitet hat), als daß er am nächsten Tage drei Pence zu ersparen sich bemühe, daß er dafür eine Lebensbeschreibung Franklin's kaufe, und daß er die erste Seite derselben lese. Ich bin überzeugt, daß er dann gewiß auch alles Uebrige lesen, und daß er seine Zeit und seine Ersparungen zur Erlangung der Kenntnisse verwenden wird, die aus einem Buchdruckergesellen den größten Philosophen und einen der vortrefflichsten Staatsmänner seines Jahrhunderts gemacht haben. Wenige Menschen sind bestimmt, bis zu einer solchen Höhe sich zu erheben. Es ist nicht nothwendig im Leben, mit dieser vollkommenen Regelmäßigkeit, mit dieser strengen Sparsamkeit aller seiner Augenblicke sich zu regieren; aber Alle können, wenn sie seinen Spuren folgen, ihren Weg machen, wenn sie, wie er, sich in der Mäßigkeit und in einer gewerbsamen Thätigkeit üben, indem sie ausserdem noch sich dem Studium der Wissenschaften widmen. Niemand kann vor einem solchen Versuche sagen, wie weit er es bringen werde, und bis auf welchen Punkt er seinem Vorbilde sich nähern könne.

Von der Religion in ihrer Quelle, ihren Formen und ihrer Entwickelung.

Von Benjamin Constant.

(Beschluß.)

Bis hieher bin ich dem Ideengange des Verfassers mit derselben Aufmerksamkeit gefolgt, als wenn ein umsichtsvoller Führer durch ein bis dahin mir unbekanntes Land mich geleitet hätte. Ich bin ihm ohne Ermüdung und ohne Unruhe nachgefolgt. Das Land schien mir groß und schön, und die Straßen angenehm und sicher. Aber nachdem ich ganz durchhin gewandert war, konnte ich mich weder der zurückgelegten Wege, noch der gesehenen Dinge so genau mehr erinnern, als ich es hätte wünschen mögen, und es drängte sich unwillkührlich die Frage auf, ob mein Führer mir Alles gezeigt und Alles erklärt habe.

In der That habe ich sehr wohl mit dem Verfasser gesehen, wie die barbarischen Völker, welche die Gestirne und Elemente anbeten, schon dadurch selbst dem Joche der priesterlichen Gewalt unterworfen sind. Er hat mir das durch sein klares Raisonnement, so wie durch zahlreiche und bestimmte Thatsachen bewiesen. Um jedoch seine Meinung in ihrer ganzen Ausdehnung anzunehmen, fühle ich, daß ich dazu noch mehr als einer Erklärung bedürfen würde.

Zuerst möchte ich wissen, ob alle astrolatrischen Völker „Sacerdotalreligionen" gehabt haben, und ob ausser der doppelten Ausnahme der Germanen und der Araber, welche der Verfasser anführt, und die er auf eine seinem System ziemlich günstige Weise erklärt, es nicht irgend eine andere noch gebe, wo er schwieriger Recht haben würde? Sollte es unmöglich sein, daß einige Stämme sich der Anbetung der Gestirne und der Elemente zugeneigt hätten, ohne deshalb sich den Gesetzen der Priester zu unterwerfen, und daß sie, obgleich sie diesem Kultus gehorchten, doch ihre Geistesunab-

hängigkeit und ihre Freiheit der Einbildungskraft noch zu erhalten im Stande gewesen wären? Was berichtet die Geschichte darüber? Ich weiß es nicht. Aber die Philosophie wenigstens verschmäht eine solche Hypothese nicht, und dies ist genügend, die Astrolatrie nicht unbeschränkt als das absolute und unfehlbare Prinzip der Sacerdotalreligionen zu betrachten. Dieser Einwurf ist, davon bin ich überzeugt, nicht sehr bedeutend; aber er könnte es werden, wenn man ihn, mit Thatsachen unterstützt, aufzustellen vermöchte. So wie ich ihn mache, kann er nur als eine Randglosse gelten. Man wird indessen gestehen müssen, daß er doch einigen Zweifel im Geiste zu erregen im Stand ist.

Es mag wohl auch etwas Aehnliches mit der nachfolgenden Bemerkung sein. Der Verfasser stellt die Juden unter die Nationen, die der priesterlichen Gewalt unterworfen gewesen. Wenigstens muß man das aus drei oder vier Orten schliessen, in denen er sie in solcher Beziehung zu betrachten scheint. Aber waren die Juden jemals astrolatrisch? Daß, von Völkern umschlossen, die es waren, sie von Zeit zu Zeit Lust gehabt hätten, es zu werden, ist wohl nicht zweifelhaft. Aber eben das war ein Gegenstand der Trauer und des Zorns für die getreuen Priester, weil sie in ihrer Religion andere Beherrschungsmittel fanden. Weit entfernt, den lügenhaften Kultus der Abgötterei zu ihrer Hilfe zu erwählen, verdammten sie ihn im Gegentheil im Namen des alleinigen Gottes, und sie wendeten ihn mit aller ihnen zustehenden Macht von dem Volke ab, das sich unter ihrer Herrschaft befand.

Die mosaische Religion hat nichts Astrolatrisches; denn während anderswo, in Indien, in Aegypten und Persien, der Glaube und die Anbetung der Völker gegen die aus der physischen Ordnung genommenen Götter sich wendete, verkündigte Moses die Einheit eines moralischen Gottes, dessen Wesen ganz von der menschlichen Natur verschieden war. Was konnte also bei den Hebräern die Ursache der priesterlichen Herrschaft sein? Welches war sie, wenn sie nicht (wie ich es bewiesen habe) auf die Astrolatrie sich begründete? —

Möchte der Zustand von Paraguay unter den Jesuiten nicht die Gelegenheit einer ähnlichen Bemerkung darbieten? Obgleich die Jesuiten den Christianismus für die Wilden, die sie zivilisiren wollten, eingerichtet hatten, so mischten sie ihm doch nicht den Kultus der Gestirne und der Elemente bei, und konnten also auch dadurch ihre Herrschaft nicht begründen. Sie brachten eine andere Kunst in Anwendung, und selbst dann, wenn sie diese Völker am astrolatrischen Aberglauben hängend gefunden hätten, würden sie eben so wohl aus eigenem Interesse als aus alter Gewohnheit solche religiöse Neigungen eher bekämpft als befördert haben. Sie konnten wohl in ehrgeizigen Absichten, ohne ihrem Glauben allzusehr Gewalt anzuthun, dem Christenthum ein anderes Gewand anlegen, und es für die Fassungskraft jener Wilden einrichten; aber konnten sie vor den Augen der ganzen Christenheit eine Art von Heidenthum daraus machen? Das ist eben nicht wahrscheinlich. Um nun noch ein letztes Beispiel anzuführen, so waren die Mönche, die sich in einigen der spanischen Besitzungen befanden, und die vielleicht jetzt noch dort sich aufhalten, die unumschränkten Herren des Volks. Haben sie diesen Einfluß auf dieselbe Weise, wie die indischen und ägyptischen Priester erlangt? Das ist eben so wenig denkbar.

Nach allem diesem könnte man wohl einigermaßen zweifeln, daß der Verfasser die Ursache der regelmäßigen Grundlage und der Zunahme der priesterlichen Gewalt der Wahrscheinlichkeit vollkommen getreu bewiesen habe. Ohne daß er seinen Gegenstand unter einem falschen Gesichtspunkte betrachtet hätte, dürfte seine Auffassung nicht ganz entsprechend und vollkommen genannt werden. Vielleicht war noch etwas Anderes zu betrachten. Man kann hier jedoch nicht richten, sondern allein fragen: „ob nicht die Anbetung der Mysterien, von denen die der Gestirne und Elemente nur eine Folge und ein besonderer Fall wäre, der Ursprung der verschiedenen Theokratien gewesen?“ —

Ich erkläre mich näher: Jede Religion hat ihre Mysterien. Wenn sie deren nicht mehr hätte, so würde sie Philosophie, Wissenschaft, aber nicht mehr Religion sein. Diese Mysterien bringen nicht überall dieselben Wirkungen hervor. Aber im Allgemeinen bemächtigen sie sich unter dem Namen von Wahrheiten, von undurchdringlichen Wahrheiten, heiligen, unaussprechlichen Wahrscheinlichkeiten, unbegreiflichen Figuren, dunkeln Andeutungen einer Gottheit, die sich offenbart, aber nie sich ganz enthüllt, der Geister, und verwirren sie, machen sie bestürzt, und unterwerfen sie ihrer Macht, indem sie ihnen den Stempel des Glaubens und der Anbetung einprägen.

Die Völker, auf welche sie einen solchen Eindruck hervorgebracht, haben eine natürliche Verehrung gegen die Priester, die sie in die Geheimnisse der Gottheit eingeweiht glauben. Sie befragen sie mit Ehrfurcht, hören sie mit Unterwerfung, gehorchen ihnen sklavisch, und erhalten von ihnen also zugleich Glauben und Gesetz. Aber dieser Umstand ist nicht nothwendig, und selbst wenn das Priesterthum nicht fremd ist, so findet sich doch immer bei den Völkern, die eine etwas ernsthafte Religion haben, ein fast unüberwindlicher Hang, in einem und demselben Kultus die Mysterien und die Diener derselben, den unter unerklärlichen Wahrscheinlichkeiten verborgenen Gott und die, welche ihn verkündigen, zu verwechseln.

Sollte nicht das das wahre Prinzip der priester-

lichen Gewalt sein? Und, um die Astrolatrie vollkommen zu begreifen, muß man nicht finden, daß, wenn sie zur Gründung der Macht beiträgt, sie nicht ausschließlich, sondern nur bedingungsweise besteht und als eine der Gestaltungen, mittelst welchen das Geheimnißvolle die Geister berührt, und sich dieselben unterwirft? Muß man nicht finden, daß dieser Kultus die Seelen nicht gerade deswegen beherrscht, weil er an Gestirne oder an Elemente, sondern weil er an Mysterien sich richtet, die man unter astronomischen oder physischen Wahrscheinlichkeiten darstellt? Ueberhaupt, ist es nicht immer des Geheimnißvollen wegen, daß eine Religion priesterlich mächtig ist? Ist es nicht eben die, welche deren am meisten hat, zu der sich auch die meisten blinden Anhänger bekennen, dahingegen im umgekehrten Falle die Diener derselben auch den wenigsten Einfluß ausüben? — Da wo, wenn es möglich wäre, es nur wenige oder keine Mysterien gäbe, würde man da der Priester bedürfen? Würde man sich da nicht allein mit Philosophie begnügen? Oder wenn man doch Priester haben müßte, würden diese nicht dem Einflusse der Philosophie gehorchen müssen?

Die Mysterien mit einem Worte, sie seien nun wahr oder falsch, unter diesem oder unter jenem Anschein, physisch, metaphysisch oder moralisch, bilden oder entbilden sie nicht die Theokratie, je nachdem das Volk ihnen Glauben schenkt oder nicht? Die Griechen sind von ihren Priestern nur sehr wenig beherrscht worden. Sollte es nicht deswegen sein, weil sie in ihrer Religion eben keine verwickelten, gefährlichen und schreckhaften Mysterien hatten, und weil sie ausserdem gar nicht ernstlich daran glaubten, sondern sie nur als Ideale des Schönen und Guten betrachteten? Daraus ergibt sich dann von selbst, daß man nicht behaupten kann, sie seien der priesterlichen Gewalt nicht unterworfen gewesen, weil sie nicht astrolatrisch, sondern, weil sie mystisch waren, was sie mit ihrem Genie, ihrer reichen Einbildungskraft und ihrem guten Geschmacke gar nicht einmal hätten sein können.

Der Verfasser kennt die Griechen ziemlich genau, und entwirft ein treffendes Gemälde von ihnen. Er stellt den Geist eines ganzen Volkes sehr richtig dar, das mitten unter den verschiedenen Glaubensmeinungen, die ihm von allen Seiten zuströmen, zuerst zu kindlich ist, um sie ernsthaft aufzufassen, und sodann zu poetisch, um sie nicht zu veredeln, und nach den Eingebungen seiner freien und schönen Einbildungskraft umzugestalten.

Es bleibt mir nur noch übrig, eine Idee aufzustellen, die zwar im Werke selbst nur von geringerer Bedeutung erscheint, aber nichtsdestoweniger von besonderer Bedeutung ist. Der Verfasser hat nämlich ein ganz eigenes Vorurtheil gegen unser Jahrhundert. Er haßt es nicht geradezu; aber er schätzt es nicht. Er findet weder Tugend noch wirkliche Energie in ihm. Er beklagt sich darüber, und möchte willig daran verzweifeln. Hat er alle seine Kraft erforscht, und hat er in allen Herzen gelesen? — So wie er es indessen erblickt, glaubt er dennoch ein Heilmittel zu erblicken, und zwar im religiösen Gefühle. Ihm zufolge können, in Gegenwart der mächtigen Doktrinen und der Geschicklichkeit der Jesuiten, die Philosophen, entnervte Kinder der Väter, die sich in Frivolitäten oder in hartnäckigen Kämpfen erschöpften, nur ein wenig Leben und Stärke wieder gewinnen, wenn sie ihre Seelen in das religiöse Gefühl tauchen. Sie müssen sich beeilen, fügt er hinzu; denn wenn sie die Zeit vorüberschwinden lassen, so wird plötzlich der Augenblick erscheinen, wo sie streiten sollen und nicht können, wo sie, umstrickt, betäubt und ohnmächtig, sich auf Diskretion werden ergeben müssen, selbst wenn sie den hoffnungslosen Kampf vorher noch gewagt hätten. Während man im feindlichen Lager wacht, sich beständig in Manövern und Waffenübungen vervollkommnet, bleiben sie unthätig, und träumen, daß die Sitten und die Aufklärung des Jahrhunderts allein genügende Waffen gegen die Finsterniß und den Fanatismus seien, da es doch kein anderes Vertheidigungs- und Rettungsmittel für sie gibt, als das religiöse Gefühl. In hoc signo vinces.

Reise durch Peru, über die Kordilleren und Anden, in den Jahren 1823 und 1824.

Von Robert Proctor.

Der erste Anblick der Kordilleren und der Anden macht auf den Reisenden einen unbeschreiblichen Eindruck. Ich entdeckte sie wie von ungefähr, während meine Führer unsere Maulthiere holten. Sie zeigten sich wie eine lange, durchbrochene Reihe weißer, unbeweglicher Wolkenmassen. Schon durch meine Ueberfahrt gewöhnt, das Ufer am Saum des Horizonts aufzuspähen, bemerkte ich bald meine Illusion, und nachdem der Nebel ganz geschwunden war, entwickelte sich ein Bild vor mir, das ich nie vergessen werde, und das ich nicht zu beschreiben vermag. Die ungeheuern Berge waren ganz mit Schnee überdeckt, und strebten zu einer solchen Höhe empor, daß ich genöthigt war, den Kopf zurückzubeugen, um sie zu betrachten. Sie schienen einer andern Welt anzugehören. Ihre Gipfel allein waren sichtbar und beherrschten majestätisch die dunkeln Wolken, die den Horizont umhüllten. Wir waren noch 170 Meilen von Cumba, dem höchsten Punkte des Gebirges, entfernt.

Zu Mendoza besuchte ich den General St. Martin.

Ich erinnere mich nicht, jemals einen Menschen gesehen zu haben, der eine größere Lebhaftigkeit in seiner Physiognomie gehabt hätte. Alle seine Züge belebten sich, vorzüglich wenn er von den Begebenheiten sprach, die er geleitet hatte, und obgleich er behauptete, in seiner Abgeschiedenheit zu Mendoza glücklich zu sein, so glaubte ich doch in dem Feuer seiner Blicke zu lesen, daß er begierig sei, bald wieder in voller Thätigkeit sich zu befinden. Er lebte sehr ruhig auf einem Landgute, acht Stunden von der Stadt entfernt. Er hat diesen seinen Wohnort in ein wahres Eden verwandelt, und er schien überhaupt eine große Vorliebe für das Land zu haben, in welchem er sehr geliebt und geachtet wird, und wo er seine glänzende Laufbahn begonnen hat. Manchmal kam er Abends zu uns, um mit uns zu plaudern und uns durch eine Menge interessanter Anekdoten zu vergnügen, die er sehr gut erzählte, und denen das Spiel seiner Physiognomie noch einen besondern Reiz verlieh.

Bei einem Dorfe, das den prunkvollen Namen Villa Vicencio hat, und wo sich ein Militärposten befindet, beginnt das Ansteigen der ersten Sierra. Ich bewunderte auf diesem Wege oft die Klugheit der Maulthiere, die genau zu unterscheiden wissen, welches die Stellen sind, wo der Boden am festesten ist, und wo sie mit Sicherheit auftreten können. Nachdem wir mehrere Stunden lang aufwärts geklimmt waren, und uns plötzlich um die Sierra wendeten, schien der Weg vor uns durch einen steil abgerissenen Felsen versperrt zu werden. Allmälig aber wendeten wir uns rechts, und erreichten den Gipfel auf einem Fußwege im Zickzack, der nur von den Hufen der Maulthiere gebahnt worden ist. Der Anblick, den diese Thiere gewähren, die wie an einer Leiter zu hängen scheinen, ist merkwürdig genug. So lange man sich an der Seite der Sierra befindet, geht der Weg noch ziemlich allmälig hinan, und der Fuß der Maulthiere ist so sicher, daß man nicht die geringste Furcht verspürt; nur muß man nicht hinter sich blicken. Das Geschrei der Führer, um die Schritte ihrer Thiere zu beschleunigen oder sie anzuhalten, das beständig wiederholt wird, und durch hundertfältige Echo's in den erschrecklichen Schlünden sich fortpflanzt, trägt das Seinige noch dazu bei, dem Gemälde einen besonders malerischen und wilden Anstrich zu geben.

Beim ersten Engpaß hat der Fußweg, auf eine Strecke von mehreren Toisen, kaum eine Breite von 15 bis 18 Zoll, und der Blick verliert sich in einem Abgrunde von mehreren hundert Fuß Tiefe, wo ein Bach wie ein Silberband sich zeigt. Der Weg selbst ist mit runden Kieseln überdeckt, so daß der Tritt darauf eben nicht zum sichersten ist. Die Lage des Reisenden ist also wenigstens unangenehm. Unter seinen Füßen erblickt er die gähe Tiefe, über seinem Kopf hängen drohende Felsen, die dem Einsturze nahe zu sein scheinen. Kreuze, die hin und wieder aufgestellt sind, deuten ihm die Zahl der hier Verunglückten an. Auf dem schmalen Wege scheint das Maulthier zu fühlen, daß, wenn seine Last gegen eine der vorspringenden Felsenkanten stößt, es selbst in den Abgrund stürzen müsse, weshalb es sehr behutsam auf dem äussersten Rande fortschreitet, so daß der Körper des Thieres und das Bein des Reisenden weit hinüberreichen. Manchmal auch weicht der Boden unter dem Schritt des Thieres; aber schnell wendet es sich sodann etwas seitwärts, und setzt den Hinterfuß genau auf denselben Punkt, wo vorher der Vorderfuß schon mit Sicherheit gestanden hatte. Es ist sehr gefährlich, in solchen kritischen Augenblicken das Maulthier lenken zu wollen, weil es dann nicht mehr seinem Instinkt folgen kann. Am besten thut man, es sich selbst zu überlassen.

Der zweite Engpaß ist vielleicht noch erschrecklicher als der erste, obgleich er lange nicht so gefährlich ist. Den Frauen vorzüglich dürfte er grauenerregend sein, im Fall sie nicht so seitwärts sitzen, daß sie gegen den Felsen gerichtet sind. Im entgegengesetzten Fall hängen sie geradezu über dem Abgrunde, und die leiseste Bewegung, der geringste Schwindel stürzt sie unvermeidlich in denselben hinab.

Endlich erreichten wir den höchsten Punkt des Uebergangs, und schritten nun wieder abwärts, wobei wir jedoch nicht weniger erheblichen Gefahren, als im Hinaufwege, ausgesetzt waren. Ich hatte Briefe für den General O'Higgins, dem ehemaligen Direktor von Chili, der jetzt beinahe als Staatsgefangener zu Valparaiso lebt. Ich machte ihm meinen Besuch. Er bewohnte den Palast des Gouverneurs und hatte die Stadt zum Gefängnisse. Seine Unterhaltung bezauberte mich. Er ist sehr lebhaft und äusserst gesprächig. Obgleich in Südamerika geboren, ist er doch in Irland erzogen worden, woher seine Familie stammt. Er spricht sehr gut englisch, und interessirt sich sehr für Alles, was Großbritannien betrifft. Er ist von kleiner Gestalt, aber sehr stark. Sein Gesicht erinnert mich an ein Bildniß Olivier Cromwells. O'Higgins ist ein unerschrockener Soldat; aber er ist zu offenherzig und zu vertrauend für eine Zeit der Revolution. Er hat eine große Rolle in den Begebenheiten gespielt, die zur Unabhängigkeit Chili's beigetragen haben.

Valparaiso ist, hinsichtlich der Sitten, der Auswurf aller Laster Südamerika's. Es möchte schwer sein, verworfenere Menschen zu finden, als einige englische Abentheurer, die dort leben. Aber die in Chili gebornen Spanier sind, wo möglich, noch abscheulicher; denn zu allen ihren übrigen Lastern gesellt sich noch die Feigheit.

Die Eingebornen des Landes haben den Ruf, die blutgierigſten und grauſamſten Menſchen von ganz Südamerika zu ſein. Unter einem Anſtrich der Höflichkeit ſind ſie ausſchweifend und rachſüchtig, und greifen bei der geringſten Beleidigung zum Meſſer. Man kann Beiſpiele davon ſelbſt zu S. Yago ſehen. Ich ſpazierte eines Tages auf dem Pacomar. Plötzlich ſprengte ein Menſch in geſtrecktem Galopp die Allee herunter, in der ich mich befand, warf einen Fußgänger über den Haufen, ritt über ihn hin, und ſetzte ſeinen Weg fort, ohne ſich auch nur einmal umzuſchauen. Einige Engländer, die Zeugen dieſer Szene geweſen waren, eilten herbei, um den Unglücklichen aufzuheben; aber er verſchied in ihren Armen. Die Einheimiſchen dagegen nahmen nicht die geringſte Notiz davon, und ſetzten ihren Weg fort, als wenn nichts geſchehen wäre. Einige Tage nachher ritt ein engliſcher Offizier, der ſich im Dienſte der Republik befand, aus, und bemerkte einen Mann, der ſich mit ſeiner Frau zankte und ihr mit einem Meſſer drohte. Er hielt ſogleich an und ſtieg ab, um als Vermittler dazwiſchen zu treten. Ohne ein Wort zu ſagen, wendete der Mann ſich um, und ſtieß ihm das Meſſer durchs Herz. Die Todſchläge ſind ſo häufig in dieſem Lande, daß man ſie als etwas ganz Gewöhnliches betrachtet. Zudem werden ſie mit der größten Feigheit vollführt; denn der Mörder fällt ſein Opfer hinterrücks an, durchbohrt es, und iſt verſchwunden, ehe man Zeit gehabt hat, ihn zu erkennen.

Einige Tage nach meiner Ankunft zu Lima langte Bolivar an, und äuſſerte das Verlangen, das Schauſpiel zu beſuchen. Der Saal, der ungefähr ſo groß als der von Hay-Market zu London iſt, war auf allen Seiten mit den Nationalfarben geſchmückt. Schon lange vor dem Anfang waren alle Plätze beſetzt. Die Ankunft des Befreiers wurde durch einige Salven verkündigt. Er trat mit dem Präſidenten zugleich herein, und es iſt überflüſſig, zu ſagen, mit welchem rauſchenden Beifall er empfangen wurde. Er verbeugte ſich haſtig und kurz, und ſetzte ſich.

Bolivar iſt klein und mager. Sein ganzes Aeuſſere verkündigt eine große Thätigkeit. Sein ſehr edles und ſchönes Geſicht iſt von der Arbeit und den Sorgen bereits ſchon mit Runzeln überdeckt. Sein Auge iſt ſchwarz und äuſſerſt lebhaft. Er hat einen großen Schnauzbart und krauſes Haar. Seine Phyſionomie verräth ſeinen Karakter. Kühnheit, Thätigkeit, Genie, ungeduldige Lebhaftigkeit, feſter Wille malen ſich in allen ſeinen Blicken und verrathen ſich in jeder Bewegung ſeines Körpers.

Die militäriſche Tracht, mit der er im Schauſpiel bekleidet war, konnte nicht einfacher ſein. Sie beſtand aus einem einförmig blauen Rocke und Hoſen, und Reiterſtiefeln. Er ſchien ſehr aufmerkſam bei der Vorſtellung des großen Stücks, obgleich es ſchlecht genug war, und er vergnügte ſich ſehr über die Saynetta, eine Art von Luſtſpiel, das die Spanier zu Lima mit einem ganz beſondern Talent vorzuſtellen wiſſen.

Indiſche Skizzen.

Religiöſes Feſt der Hindus.

Eins der größten Feſte Carnates wird jährlich zu Conjeveram begangen. Man nennt es „Garudaſavum," und es iſt dazu beſtimmt, die Erſcheinung Wiſchnu's auf der Erde zu feiern. Während zehn hinter einander folgenden Tagen wird ein altes und kleines Bild dieſes Gottes im Triumph in der Mitte ſeiner Anbeter herumgetragen, oder den Blicken im innern Hofe des Tempels ausgeſtellt. Dieſe zehn Tage hindurch ſind die Straßen voll gepfropft von Landleuten, die aus der ganzen Umgegend hereinſtrömen, und von Braminen, Fakiren und Wallfahrern, die oft aus weiter Ferne herkommen. Man vernimmt nur das gellende Geſchrei der fanatiſchen Prieſter und die Lobgeſänge des Volks, das, dieſe ganze Zeit hindurch, alle Arbeit ruhen läßt.

Ich befand mich von ungefähr ganz in der Nähe von Conjeveram, als im Juni 1822 dieſes Feſt ſtatt fand, und man kann ſich leicht denken, daß ich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, Theil daran zu nehmen. Es war zwei Uhr Morgens, als ich mich zu Pferde zur Stadt begab. In der Nacht hatte es geregnet. Der Mond war noch am Horizont, und Alles rings umher auf dem ganzen Wege, die Bäume, die Gebüſche, das Gras, die Gewäſſer, der Sand, war wie mit einem ſilbernen Schmelz übergoſſen. Eine lebendige Zufriedenheit erhob mein Herz. Ich war allein; aber ich fühlte die Einſamkeit nicht, ſelbſt da nicht, als der Mond untergegangen war, und ich mich in der tiefſten Finſterniß befand. Die ganze alte Vergangenheit ſtand vor meiner Seele. Bald ſollte ich einer Familienſzene eines jener Urvölker beiwohnen, deren geheiligte und profane Geſchichte noch lebendig iſt und Schauſpiele darſtellt, die man allein bei den Heiden Indoſtans ſehen kann.

Der Stadt mich nähernd, befand ich mich auf der großen Straße, die mit einer ungeheuern Menge von Landbewohnern überdeckt war, die ſich familienweis gruppirten. Dieſe trugen ſchwere Laſten auf den Köpfen, jene waren mit ihren Kindern bepackt, die auf den Armen oder an den Hüften hingen, oder ſich an den Händen fortziehen lieſſen. Einige Greiſe, vom Alter gebeugt, ſtützten ſich auf ihre Stäbe, und alle gingen mehr oder weniger ſchnell, mit jener eifrigen

und ſtummen Genugthuung, mit der man ſich in allen Ländern zu den öffentlichen Feierlichkeiten begibt.

Mein Führer geleitete mich nach dem Schultry *), wo die Prozeſſion hinkommen ſollte, ſtatt mich an den Eingang der Pagode zu führen, von wo ſie ausgehen ſollte. Auf ſolche Weiſe war ich bei der Eröffnung der Thüren des Tempels nicht gegenwärtig. Dieſer Augenblick iſt einer der erhabenſten, wenn bei Tagesanbruch der athemloſe Haufe ſeinen Gott betrachtet, ſich vor ihm beugt, Weihrauch in kleinen Gefäßen dampfen läßt und Milch von Kokosnüſſen ausſchüttet, wobei er ein lautes Geſchrei ausſtößt, durch welches das heilige Bild begrüßt wird, das, ſeinem Aberglauben nach, durch die wirkliche Gegenwart der Gottheit verherrlicht wird.

Von dem Lärm und von der Bewegung der Menge geleitet, bemerkte ich bald die Prozeſſion. Sie wurde durch einen Bettelprieſter angeführt. Es war ein ſtarker Greis, mit einem langen, weißen Bart, der ſeine Bruſt bedeckte. Sein Gewand war dunkelgelb, und ſein Turban, von derſelben Farbe, hatte die Geſtalt einer Biſchofsmütze. Er bewegte mit Heftigkeit in ſeiner rechten Hand einen Stab, an deſſen Ende ſich ein erzener Kopf befand, und der dem Zepter Wiſchnu's ähnlich war. Er ſang mit lauter Stimme und drehte ſich dabei mit großer Schnelligkeit um ſich ſelbſt. Zwanzig Männer, auf jungen Stieren reitend, folgten ihm nach und ſchlugen auf dem Tam-Tam. Nach ihnen kamen vier Elephanten, deren Seiten mit Fahnen ganz überdeckt waren. Auf ihren Rücken trugen ſie ungeheure Trommeln, Nagaras genannt. Lange Reihen von jungen Tänzerinnen, deren Haare mit Blumen durchflochten waren, hüpften ihnen nach. Sie hielten ſich an den Händen und traten in abgemeſſenen Schritten nach dem Schall der Muſik vorwärts. Hinter dieſen Bayaderen erblickte man die kleine Bildſäule Wiſchnu's, die mit Edelſteinen überdeckt und mit einem Gewande von Goldſtoff bekleidet war. Sie befand ſich auf dem gebeugten Halſe Ganida's, einer ungeheuern Figur von vergoldetem Kupfer, die einen Adlerkopf und einen Menſchenkörper hatte. Einige Braminen befanden ſich in der Nähe ihrer Gottheit, und vor ihnen wurden Sonnenſchirme und andere Zeichen der königlichen Würde hergetragen. Das Alles war auf einem ziemlich hohen Gerüſte befindlich, um von Jedermann geſehen zu werden. Eine große Menge Braminen, alle mit geſchornen Köpfen, beendigten die Prozeſſion. Als ich ihren Geſang vernahm, der bald ernſt, bald ſchreiend und unangenehm war, erinnerte ich mich lebhaft an die Zeremonien der Klöſter und Kirchen des Abendlandes.

Ich wendete meine Blicke nun auf das Volk, und es war mehr mit einem Gefühle des Mitleidens als der Verachtung, daß ich eine große Menge Fakire ſah, von denen die Einen mit blutüberdeckte Eiſen ſich in den Leib ſtießen, während die Andern an den Beinen längs der Straße hingen und Feuer unter ihren Köpfen hatten. Mehrere hatten ihre Häupter unter Sandhaufen vergraben, und ſtreckten ihre nackten Leiber aus, um ſich todt treten zu laſſen. Zu Muntipum, einem kleinen Tempel, der zum Ruhepunkte dient, und wohin ich der Prozeſſion gefolgt war, bot ſich eine ganz andere Szene dar. Die Bayaderen tanzten dort um die Statue des Gottes. Keine dieſer jungen Mädchen war von ausgezeichneter Schönheit; aber man müßte durchaus kein poetiſches Gefühl gehabt haben, wenn man nicht von ihrem Schmuck, ihren Stellungen und den graziöſen Bewegungen ihrer Arme bezaubert worden wäre.

Wir ſpeiſeten beim Finanzeinnehmer der Kompagnie, und um neun Uhr Abends holte man uns ab, um der nächtlichen Prozeſſion beizuwohnen. Die Ordnung war dieſelbe, wie bei der am Tage, ausgenommen, daß Wiſchnu ſich auf dem goldenen Bilde Hanuman's, des Affengotts, befand. Das Gerüſt war illuminirt. Einige hundert Menſchen trugen Fackeln und ungefähr fünfzig waren mit Dreizacken bewaffnet, deren Enden feurig waren. Von allen Seiten ließ man prächtige Schwärmer aufſteigen.

Die Prozeſſion blieb kurz darauf, als wir ſie erreicht hatten, ſtillſtehen. Auf einem großen Platze, den man frei gelaſſen hatte, wurde ein ſehr ſchönes Feuerwerk abgebrannt. Nachher ließ man eben daſelbſt zwei ungeheure Puppen tanzen, worüber das Volk in ein wüthendes Gelächter ausbrach. Mitten unter dieſer gelblich ſchwarzen Menge befanden ſich zwölf bleiche Europäer, ein Rajah, nebſt zweien ſeiner Söhne und ein indiſcher Kaufmann, die alle auf engliſchen Armſtühlen ſaßen. Ich fürchtete anfänglich, daß der Mond die Wirkung des Feuerwerks und der Illumination ſtören werde; aber es fand faſt das Gegentheil ſtatt. Die Fackeln und die bläuliche Farbe des bengaliſchen Feuers gaben dem Grün der Kokosnußbäume längs der Straße einen metallhaften Glanz. Die Bäume ſelbſt waren mit Kindern, wie von einem Bienenſchwarme überdeckt. Die alten Mauern und die Giebel aller Häuſer ſchienen ebenfalls lebendig geworden zu ſein, und eine dichte, belebte Maſſe drängte ſich durch die Straßen dahin.

Am nächſten Tage wohnte ich einem noch ſeltſamern Schauſpiele bei. Die Anhänger Wiſchnu's, des Erhalters, ſetzten ſein Bildniß auf einen unge-

*) Eine Art von Karavanſerei.

heuern Elephanten von vergoldetem Holz, um damit den Tempel und die Anhänger Siwah's des Zerstörers zu beschimpfen. Dieser alte Gebrauch, der durch eine Reihefolge von Jahrhunderten sich fortgepflanzt hat, veranlaßte ehemals blutige Szenen. Jetzt ist ein Pfeiler aufgerichtet worden, über die Wischnu nicht vordringen darf. Ein Offizier der Kompagnie ist bei dieser seltsamen Zeremonie gegenwärtig, um alle Unordnung zu verhindern. So geht sie jetzt, wo nicht ruhig, doch ohne alles Blutvergiessen vorüber. Als ich diesen Tollhäuslerspuk sah, bemerkte ich, daß die Bezeugungen der Verachtung dieselben, wie die in den englischen, französischen und italienischen Pantomimen angenommenen, sind. Der Gott und der Elephant wendeten dem feindlichen Tempel den Rücken, und dreimal wurde das Götzenbild mit aller Gewalt gegen den Pfeiler geschleudert, wobei alle möglichen Schimpfreden gegen die andere Gottheit ausgestoßen wurden. Die Anhänger Wischnu's schienen durchaus den Verstand verloren zu haben, denn sie sprangen sich einander auf die Schultern, fochten mit brennenden Fackeln, forderten die Anhänger Siwah's heraus und sangen Spottlieder gegen sie.

Am darauf folgenden Morgen sah ich mit Tagesanbruch den Rutt, oder Pagodewagen, in Bewegung, und dies Schauspiel war wahrlich der Aufmerksamkeit nicht unwerth. Die Platteform dieses Wagens, oder wandelnden Tempels, ist dreißig bis fünfunddreißig Fuß hoch, und das Dach, oder der reiche Thronhimmel, der sich darüber ausbreitet, ist noch fünfunddreißig Fuß höher. Darauf befanden sich fünfundzwanzig bis dreißig Braminen. Das Ganze ist sehr schwerfällig, aber mit vieler Sorgfalt ausgeschnitzt. Die Räder haben zehn Fuß im Durchmesser und sind außerordentlich dick. Vier Stricke von hundert Klaftern Länge sind daran befestigt, und wenigstens zweitausend Menschen hatten sie über den Schultern, oder zogen mit den Händen daran. Je nachdem der Wagen vorwärts kam, erhoben die Verehrer Wischnu's ihre Häupter gegen sein Bild, und warfen Gold- oder Silbermünzen und Kokosnüsse hinauf. Die Braminen rafften das Geld zusammen, erbrachen die Nüsse, und nachdem sie dieselben ihrem Gott gewiesen hatten, warfen sie sie geweihet wieder den unglücklichen Menschen zu, die sie mit Entzücken auffingen und sie sodann mit ihren Familien theilten.

Der Rutt wird auf diese Weise durch die Hauptstraßen der Stadt gezogen. Ist er auf dem Rückwege noch ungefähr hundert Klaftern von der Pagode, so stoßen die Führer einen großen Schrei aus, ziehen ihn sehr schnell fort, so, daß die ungeheure Masse erbebt und sich gewaltsam hin- und herbewegt, selbst dann noch, wenn die Räder stille stehen und den Punkt erreicht haben, wo sie bis zur nächsten Feierlichkeit bleiben sollen.

Während der Zeremonie sah man mehrere junge Braminen, die in der Mitte der Menge herumsprangen und mit hirschledernen Riemen bald die schlugen, die den Rutt fortzogen, bald die, welche sich zu beiden Seiten herandrängten. Reiche und schöngekleidete Männer streckten ihre Hände aus, um die Stricke des Wagens zu berühren, und auch auf die Ehre, ihn gezogen zu haben, Anspruch machen zu können. Die Weiber hielten ihre Kinder hoch über den Köpfen empor, und Alles, was den Blicken sich darstellte, oder den Ohren vernehmlich wurde, trug den Karakter einer rauschenden, ungezügelten Freude an sich.

Als die Zeremonie beendigt war, verminderte sich zwar das Gedränge, aber es dauerte noch sehr lange, bis Alles sich zerstreut hatte. Man bemerkt endlich nur noch einige arme Familien, die mit furchtsamer Gebehrde einen stolzen Braminen begrüßen, und die ein elendes Gericht kalten Reis verzehren. Sie sind aus ihrem entfernten Dorfe gekommen, um das Bild Wischnu's anzubeten und ihm alles das darzubringen, was sie besitzen. Dann kehren sie wieder zurück, um durch die größte Sparsamkeit und die angestrengtesten Arbeiten das Opfer zu gewinnen, das sie im nächsten Jahre darbringen müssen. Jetzt betrete man den Hof des Tempels: welcher Kontrast, und wie Alles hier so feierlich und lustig ist! Diese dicken Männer mit der glatten und leuchtenden Haut sind die Priester der Pagode. Sie geniessen eben ein leckeres Mahl, das ein reicher Kaufmann von der Kaste der Bysen ihnen bereitet hat. Er ist nur bloß deshalb von Madras gekommen, um dem Feste beizuwohnen, und man erkennt ihn an der Feinheit seines Blicks und an den Diamanten, die in seinen Ohren glänzen.

Griechenland im Anfang 1825.

(Fortsetzung.)

Aufenthalt zu Argos.

Die Einnahme von Navarino war ein Donnerschlag für die Regierung, und schreckte sie plötzlich aus dem unklugen Vertrauen auf, worin sie bis dahin geschlummert hatte. Sie bemerkte endlich, daß sie den Aegyptern keine Armee entgegenzustellen habe; daß, wenn diese, wie es zu befürchten war, noch mehr Verstärkung erhielten, sie sich leicht ausdehnen und ganz Morea überschwemmen würden; daß Kolokotroni nicht durch Zauberei eine Armee schaffen könne, und daß, im Falle er einen Sieg erringe, die Mitglieder der Regierung dem Ehrgeize und der Rache dieses unver-

föhnlichen Menſchen ausgeſetzt bleiben würden. Dieſe Betrachtungen beſtimmten ſie, noch einmal ihre Blicke gegen Europa zu wenden, und einige Beſchützung für ihr Land einem ſolchen Zwangsentſchluſſe abzugewinnen.

In ſolcher Hinſicht verlangte man von den Provinzen die Bewilligung, die europäiſchen Kabinete zur Vermittelung einzuladen, und ihnen die Wahl eines Fürſten zu überlaſſen, der Griechenland als einen unabhängigen Staat regieren ſolle. Dieſer Vorſchlag der Regierung kam mit der Nachricht von der Einnahme Navarino's zugleich nach Athen. Einige Anführer theilten mir die Depeſche mit und fragten mich um meine Meinung darüber. Ich erklärte ihnen freimüthig und ohne allen Umſchweif: „daß die Armuth Griechenlands und ſeine Lage als See- und Handelsſtaat eine ökonomiſche und republikaniſche Regierung erheiſchten. Ein europäiſcher Fürſt würde ihnen viel mehr koſten, als ein Paſcha mit drei Roßſchweifen, und alle Einkünfte des Landes während zehn Jahren würden gewiß nicht hinreichend ſein, einen europäiſchen Hof mit Anſtand zu logieren und zu unterhalten. Indeſſen, fügte ich hinzu, da Unvorſichtigkeit und Zwietracht ſo grauſam die Hoffnung zerſtört haben, eine der Natur und dem Intereſſe des Landes am meiſten entſprechende Regierungsform zu erhalten, ſo muß man endlich doch verſuchen, ob der Ehrgeiz irgend einer europäiſchen Macht ſich zu Gunſten Griechenlands nicht intereſſiren möchte, weil leider die Menſchlichkeit keiner von allen etwas abzugewinnen im Stande geweſen iſt. Es gibt kein Opfer, das man zur Erhaltung ſeiner Unabhängigkeit nicht bringen könne. Sie iſt das koſtbarſte Gut, das Leben des Lebens, und um es ſich zu verſichern, haben mehrere europäiſche Völker noch viel größere Opfer gebracht, als das, dem Griechenland ſich zu unterwerfen jetzt genöthigt iſt.

„Ruft eine Nationalverſammlung zuſammen, ſagte ich; macht einen geſellſchaftlichen Vertrag, der dem fremden Fürſten ein Zügel ſei und euch Schutz gegen die Schrecken des Deſpotismus gewähren könne. Griechenland kann keine andern Krongeſchmeide darbieten, als gute Geſetze. Es ſcheint mir ſogar, daß ſeine Schwäche es nöthigt, eben ſie zu verbergen, und zu ſeinen Gunſten alle Kabinete zu intereſſiren, indem es ſich vorzugsweiſe dem anvertraut, das den meiſten Vortheil bei der Erhaltung ſeiner Unabhängigkeit und des Gleichgewichts von Europa hat.“

Dieſelben Fragen wurden ſpäterhin mir auch von Koluris zu Aegina vorgelegt, und ich antwortete ihm auf dieſelbe Weiſe. Ueberall wurde meine Meinung mit Beifall aufgenommen. Bei allem dem ſind die Griechen, zwar aus verſchiedenen Beweggründen, aber dennoch in der Hauptſache übereinſtimmend, alle aufrichtige Freunde der republikaniſchen Regierungsform. Die Kapitäne, weil ſie hoffen, die erſten Stellen zu erhalten und geſchmeichelt zu werden. Die Adelichen, weil ſie von Rechtswegen die oberſte Leitung der Angelegenheiten in Anſpruch nehmen. Die Inſelbewohner, weil ſie die Erhaltung der Handelsfreiheit wünſchen. Aber die Furcht, wieder unter das türkiſche Joch zu gerathen, iſt das ſtärkſte und vorherrſchendſte aller ihrer Gefühle.

Die kurze Zeit, die mir die Türken lieſſen, benutzte ich zur Beſuchung der Alterthümer Athens. Mit welchem Vergnügen würde ich ſie beſchreiben, ſo wenig zahlreich ſie auch ſind, wenn ſie nicht erſt ganz kürzlich ſo vortrefflich und ſo genau beſchrieben worden wären. Ich ſah mit beſonderer Zufriedenheit, daß im verfloſſenen Jahre eine Geſellſchaft zu Athen, die unter dem Namen der „Freunde der Muſen“ bekannt geworden iſt, in Uebereinſtimmung mit der Obrigkeit die Erhaltung der Denkmäler bewacht, vorzüglich derjenigen von Akropolis, die man von den Trümmern und dem Schutte befreiet hat, unter welchem ſie begraben waren.

In den Tagen der Ruhe verſammelt ſich das athenienſiſche Volk gewöhnlich auf dem Pnyx*), einem Platze, der ſich jetzt auſſerhalb der Ringmauern befindet. Dort wurden im verfloſſenen Jahre die Deputirten Athens erwählt. Wenn die Stadt durch die Streifereien der Türken bedroht wird, ſo verſammelt ſich das Volk unter der prachtvollen Säulenhalle des Theſeustempels, von wo der Blick weit in's Land hinausſchweift. Am Tage meiner Ankunft fand ich es dort verſammelt, und ſich berathend, wie man den General Stati empfangen ſolle, der ſich am Tag vorher erlaubt hatte, einen der Abgeordneten der Regierung zu beſchimpfen.

Seit langer Zeit ſchon befindet ſich zu Athen eine Schule (ein Lyceum), worin man griechiſch, italieniſch und Geſchichte lehrt. Sie wird von ungefähr ſechszig Schülern beſucht und hat eine kleine Bibliothek. Seit der Revolution hat man zwei Schulen des gegenſeitigen Unterrichts geſtiftet, eine für Knaben und die andere für Mädchen. Die erſte wurde im Oktober 1824 eröffnet und die andere im Januar 1825. Eine jede hat bereits über hundert Zöglinge. Die Geſellſchaft der Muſenfreunde, die 1813 zu Athen geſtiftet wurde, bewacht ſie mit dem größten Eifer. In der Furcht vor Unordnung, welche ein Anfall der Türken veranlaſſen würde, ſind die Schulen nach der Inſel Salamis verlegt worden, wohin man auch die Buchdruckerei geſchafft hat, in welcher die Zeitſchrift

*) Man weiß, daß der Pnyx der Ort war, wo beſtändig die Volksverſammlungen ſtatt fanden.

erſcheint, die ſich unter der Oberaufſicht Pſillas, eines jungen Mannes von eben ſo großen Talenten, als ausgezeichnetem Patriotismus, befindet.

„Fühllos iſt,“ ſagte ein Alter, „wer Athen nicht geſehen hat, und mehr noch, wer es geſehen hat und es verlaſſen kann.“ Ich würde noch lange dort geblieben ſein, wenn nicht die beſtändige Furcht vor der plötzlichen Ankunft der Türken mich zur Abreiſe genöthigt hätte. Eines Abends verbreitete ſich das Gerücht, daß ſie zu Marathon angekommen ſeien. Alle Pallikaren eilten auf ihre Poſten. Ich ſtreifte inner den Mauern herum, um zu ſehen, auf welche Weiſe ſie die Stadt bewachten. Die Beſatzung beſtand größtentheils aus Bürgern von Athen und aus den Bauern der Umgegend. Sie brachte die Nacht längs den Mauern wachend zu. Einige davon ſtanden auf den Thürmen, die über die Mauer emporragen, und die ſich in geringer Entfernung von einander befinden, oder auf hölzernen Gerüſten, die beſonders aufgerichtet worden waren, während die Uebrigen ſich in ihre Mäntel hüllten und auf der nackten Erde ausſtreckten. Die Parole kam von Akropolis und ging von Mund zu Mund. Die Nacht war ſehr finſter. Eine einzige Leuchte ließ ſich auf der Höhe von Akropolis in einem alten venezianiſchen Thurme erblicken. In demſelben Thurme befand ſich Ulyſſes in gefänglicher Haft. Zuerſt für die Freiheit Griechenlands ſtreitend, war er ſpäter Rebell an ſeinem Lande geworden und zu den Türken übergegangen. Von den Griechen bedrängt und die Rache der Pforte fürchtend, hatte er ſich an Gouras ergeben, der ihn als Staatsgefangener bewachen ließ. Ich hatte viel von dem Unternehmungsgeiſte und der Geſchicklichkeit dieſes Klephten reden hören, der, wie der ältere Ulyſſes, zu Ithaka geboren, mit demſelben viele Aehnlichkeit hatte. Ich wünſchte ſehr, ihn zu ſehen, und bat mehrmals um die Erlaubniß dazu, aber immer vergebens.

Ulyſſes iſt der Sohn eines Klephten, der ſich nach Oeſterreich geflüchtet hatte und von dort aus an die Pforte ausgeliefert wurde. Die Türken fragten ihn: was er thun würde, wenn er ſeine Freiheit wieder erlangen könnte? — „Zehnmal mehr Muſelmänner würde ich umbringen, als bis jetzt geſchehen iſt!“ antwortete er. — Das Andenken an ſeinen Vater und das Nothgeſchrei ſeines Volks mußten jetzt das Herz ſeines Sohns zerreiſſen, wenn in dem Herzen eines Verräthers noch irgend ein Gefühl der Tugend und des Patriotismus herrſchend ſein kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Floskeln über Schriftſteller und Schriftſtellerthum.

Es gibt Romanenſchreiber, die ſich darauf etwas zu Gute thun, durch die Unkorrektheit ihres Styls, durch die Unwahrſcheinlichkeit ihrer Lebens- und Sittengemälde, durch die mangelhafte oder ſeltſame Schilderung der Karaktere der handelnden Perſonen ſich auszuzeichnen, und allein auf den Reichthum ihrer Einbildungskraft ſich zu ſtützen, der, nach ihrer Meinung, alle andere Regeln und Hilfsmittel überflüſſig macht. Aber lieſet man von ungefähr ihre Werke, ſo findet man, zu ſeinem Erſtaunen, daß die Einbildungskraft darin eben ſo wenig, als ſonſt irgend etwas Ausgezeichnetes, vorherrſchend ſei. Die wahre Einbildungskraft beſteht, wie man weiß, nicht allein darin, eine Menge von Perſonen und Begebenheiten zu erfinden, man muß, was die letztern betrifft, ſie auch noch ohne lange und ermüdende Ausdehnung herbeizuführen und wahrſcheinlich zu machen ſuchen. Sie müſſen natürlich und doch nicht gemein, intereſſant und doch nicht geziert, neu und doch nicht ſeltſam, und überhaupt ſo innig mit dem Gegenſtande verbunden ſein, daß ſie die Wirkung deſſelben beſtändig herausheben. Was die Perſonen anbetrifft, ſo iſt es nicht genügend, daß ihre Karaktere entweder teufliſch oder göttlich vollkommen, oder daß ſie in ihren Neigungen ſo dargeſtellt werden, als wenn ſie mit nichts zu vergleichen im Stande wären, ſondern ſie müſſen vielmehr durch ihre auffallende Aehnlichkeit mit lebenden Individuen anziehend werden. Ihre Handlungen müſſen wirkliche moraliſche Beiſpiele ſein, die jedem Leſer zur Lehre gereichen können. Sie müſſen immer und überall die Sprache ihres Karakters, ihres Geſchlechts, ihres Alters und Standes reden. Findet man das alles in einem Roman, und wäre die Verkettung der Begebenheiten auch noch ſo einfach in ihm, ſo kann man ſagen, daß er gut ſei, ein Fall, der jedoch ſelten genug eintreten mag.

Bei einem fruchtbaren Schriftſteller führt jede Lage, jede Thatſache eine Menge von Ideen und Gefühlen herbei, und iſt er zugleich glücklich genug, ſeine Gedanken mit Geſchmack und Kunſt einzukleiden, ſo kann eben dadurch der Haupteindruck nur um ſo ſtärker werden. Auf ſolche Weiſe ſchildert Camoens in der Luſiade die Abreiſe Vasco de Gama's und ſeiner Gefährten. Er ſtellt ſie dar, ihre Seelen durch inbrünſtige Gebete und religiöſe Prozeſſionen für den Tod vorbereitend. Er malt die Menge, die das Ufer bedeckt, und unter der man weinende Mütter, Gattinnen und Schweſtern erkennt. Er führt die Ermah-

nungen einer Mutter, eines Greises an, der die Ursachen und Folgen einer so großen Unternehmung, die Eitelkeit des Ruhms, die Verheerungen der Eroberung zu unterscheiden im Stande ist. Dadurch wird das einfache Ereigniß der Einschiffung vom höchsten Interesse. — In dem Gemälde, das Virgil von dem trojanischen Sack macht, als Aeneas sich nach dem Palaste Priams begiebt, um ihn gegen die ihn umschliessenden Griechen zu vertheidigen, gelangt er zu ihm durch eine geheime Thür. Dieser Umstand, der an und für sich nur sehr unbedeutend erscheint, wird durch die Bemerkung wichtig, daß es auf demselben Wege und durch dieselbe Thür war, wo, in einer glücklichern Zeit, Andromache den Astyanax zum Priamus geleitete. In demselben Augenblick nähert der Leser jene Augenblicke des Friedens und der Freude diesen des Schreckens und der Verwirrung, und eine Menge der theilnehmendsten Gefühle erwachen in seiner Brust.

Wenn es ein großes Geheimniß ist, zu wissen, wo und wie man minder wichtige Ideen dem Interesse des Ganzen aufopfern muß, so ist es auch ein nicht geringeres, zu wissen, wie und wo man im Ausdrucke selbst Alles weglassen muß, was zur Verständlichung des Sinnes nicht durchaus nothwendig ist. Nichts gibt der Sprache mehr Kühnheit und Wetterschnelle. Der Geist des Lesers wird davon fortgerissen. Er folgt mit Vergnügen einem Leiter, dessen Wagen beflügelt ist, und der ihm in wenigen Minuten eine große Strecke Landes zurücklegen läßt und eine ausserordentliche Menge von Gegenständen zeigt. Der Schriftsteller hingegen, der Alles erklären, Alles bis auf die Hefe erläutern will, zieht sich nur langsam fort, und der Leser fühlt, daß er kaum von der Stelle kommt. Das macht ihn ungeduldig und ermüdet ihn. Er gähnt und wirft, wie er sagt, das „langweilige Buch" endlich beiseite.

Häckerling.

Der Abbe Dubois behauptet in seinen „Sitten, Anstalten und Zeremonien Indiens", daß die ursprüngliche Religion der Bramanen von den aufeinander folgenden Priestergenerationen immer mehr entstellt worden sei, in dem sie aus einer reinen, einfachen Gottesverehrung einen widersinnigen Götzendienst gemacht haben. In allen ihren geheiligten Büchern ist zwar nur die Rede von einem alleinigen Gott, der der Urheber und Grundsatz aller Dinge, ewig, geistig, allgegenwärtig, unabhängig, glückselig, allwissend, die reinste Wahrheit, die Quelle aller Gerechtigkeit, der Alles lenkende, Allweise, ohne Gestalt, ohne Farbe, ohne Beschränkung, ohne Natur, ohne Namen, ohne Kaste, ohne Verwandtschaft und von einer Reinheit sei, die alle Leidenschaft, Neigung und Vermischung unmöglich mache. Das Alles ist in ihren geheiligten Büchern enthalten; aber sie verbieten die Lesung derselben allen denen, die nicht zum Priesterstande gehören, um desto besser ihr Lügengewebe aufstellen zu können. Die gewöhnliche Formel bei der Priesterweihe ist folgende: „Erinnere dich, mein Sohn! daß es nur einen Gott giebt, der der alleinige Urheber und das Prinzip aller Dinge ist, daß ein jeder Bramine ihn in Reinheit verehren soll; aber wisse auch, daß das ein religiöses Geheimniß ist, welches man nie dem unwissenden Volk enthüllen muß. Wolltest du es thun, so würde die Kaste der Braminen bald arm sein und arbeiten müssen, um zu leben, was ein großes Unglück sein würde." Und so lassen sie dem unwissenden Volk seinen Aberglauben und seine Beschränktheit, die ihn zur unsinnigsten Verehrung und Anbetung einer Menge verächtlicher Wesen verleitet, denen es den Vorzug vor der Gottheit gibt.

Die berühmte Frau von Genlis (wer sie nicht kennt, darf sich deshalb nicht zu Tode grämen), der es an der Suade eben nicht gebricht, erzählt in ihren „Denkwürdigkeiten", neben mehreren beissenden Bemerkungen über Andere, auch von sich selber, daß sie, als sie sich im vollen Glanze ihrer Schönheit und Talente befand, sehr bewundert, gelobt, geschmeichelt und allgemein geliebt wurde. Man muß ihr das wohl glauben, weil sie es selbst sagt, und weil eine große Wahrheitsliebe allein den Muth zu geben vermag, von seiner Person und von seinem Geiste auf eine Art zu sprechen, wie die bekannte Dame solches thut. Aber jemehr ein Vergnügen groß ist, um so mehr ist die darauf folgende Leere groß; zwischen dem ausgelassensten Gelächter und dem ermüdenden Gähnen ist der Zwischenraum oft nur gering. Nach dem Vergnügen folgte, man weiß nicht recht warum, weil es der Selbst-Biographin nicht gefällt, uns davon zu unterrichten, die Langeweile. Frau von Genlis faßte nun den seltsamen Entschluß, den Tanzsaal der Porcherons, eine Kneipe, wo sich Menschen aus den untersten Klassen einfinden und vergnügen, zu besuchen. Aber, um nicht geradezu J. J. Rousseau in seinen Bekenntnissen nachzuahmen, berichtet sie uns, daß sie diesen Entschluß mit aller Dezenz und — in Gesellschaft ausgeführt habe. Sie begab sich nämlich mit einer schönen Polin, der Gräfin Potoska, beide als Köchinnen oder Stubenmädchen gekleidet, dorthin. Frau von Genlis fügt hinzu, daß sie unter diesem Anzuge eben so reizend, als in einem schönen Kleide war, und daß ihr Gesicht nichts von seiner Eleganz verlor. Flugs machte sie auch die Eroberung des Läufers des Mar-

quis von Brancas, der ein recht hübſcher Menſch war, und mit dem ſie die Ehre hatte, ein Menuet und einen Contretanz zu tanzen. Sie aß, um ſich zu erfriſchen, einen Salat und Tauben à la Crapaudine, die ihr Kavalier ſehr zierlich für ſie hatte ſerviren laſſen, und ſang, mit geölter Stimme, den eben ſo ſittſamen als melodiſchen Gaſſenhauer:

Lison dormait dans un bocage,
Un bras par-ci, l'autre par-là, etc.

Sie fand ſo viel Geſchmack an dieſen Beluſtigungen (von denen man indeſſen nicht erfährt, wie ſie eigentlich geendigt haben), daß ſie erſt um 3 Uhr Morgens ſich dem „großen Beſieger“ zu entreiſſen vermochte, der ihr ein langes Andenken dieſer Nacht im Buſen ließ.

Letzthin unterhielt ſich Jemand mit dem Herrn X. von U., der eben nicht zu den erſten Lichtern im Lande gehört, von mehreren lebenden, achtungswerthen, mit Enthuſiasmus verehrten und mit Fanatismus verläumdeten, Schriftſtellern, and fügte hinzu: daß dieſer mit einer Tacitus-, jener mit einer Thucidydesfeder ſchreibe. — „Was mich anbetrifft, ſagte Herr X. von U. ſo ſchreibe ich, als Mitglied unſers wohledlen und hochweiſen Raths, meine Kraftreden und Markentwürfe weder mit einer Thucidydes-, noch Tacitusfeder, weil ich nicht weiß, von welchem Vieh dieſe Federn ſein mögen, ſondern ich ſchreibe ſie, ich, mit gemeinburgerlichen s. v. Gänſekielen.“ (Wir können die Wahrheit dieſer merkwürdigen Aeuſſerung verbürgen.)

Eines Tages wurde der Stallmeiſter Ludwigs XV, Namens Landsmath, von dem Könige um ſein Alter befragt. Er war alt und hatte es nicht gern, daß man ihn an ſeine grauen Haare erinnerte. Deshalb ſuchte er immer gern eine beſtimmte Antwort zu vermeiden. Vierzehn Tage nachher zog der Monarch ein Papier aus ſeiner Taſche und las mit lauter Stimme: „Den .... des ..... Monats im Jahre 16.. iſt getauft worden von uns, Pfarrer zu ***, der Sohn des vornehmen und geſtrengen Herrn, Herrn u. ſ. w. — „Ha!“ ſagte Landsmath mit Verdruß, „was gibt's da? Wäre es vielleicht mein Taufſchein, den Eure Majeſtät haben kommen laſſen?“ — Nichts mehr und nichts weniger! ſagte der König. — „Wohlan, Sire! wenn dem ſo iſt, ſo verbergen Sie ihn ſo geſchwind als möglich. Ein Fürſt, der das Glück von fünfundzwanzig Millionen Menſchen macht, darf ſeines Vergnügens willen auch nicht einen Einzigen davon abſichtlich betrüben wollen.“

Der König wußte, daß Landsmath ſeinen Beichtvater, einen Miſſionär von Notredame, verloren hatte, und da es die Gewohnheit der Lazariſten war, ihre Todten mit unbedecktem Antlitze auszuſtellen, Ludwig XV aber die Faſſung ſeines Stallmeiſters erproben wollte, ſo ſagte er zu ihm: „Sie haben Ihren Beichtvater verloren?“ — Ja, Sire! — „Man wird ihn wahrſcheinlich mit unbedecktem Geſichte ausſtellen?“ — Das iſt ſo der Gebrauch. — „So befehle ich Ihnen, ihm noch einen Beſuch zu machen.“ — Ohne Spaß? Sire? — „Ohne Spaß.“ — Es wäre das erſte Mal in meinem Leben, daß ich einem Befehle meines Souveräns nicht gehorcht hätte. So gehorche ich auch dieſes Mal. — Am nächſten Morgen fragte ihn der König, ſobald er ihn bei ſeinem Lever bemerkte: „Landsmath! haben Sie gehorcht?“ — Ohne allen Zweifel, Sire! — „Nun, was haben Sie geſehen?“ — Meiner Treu! ich habe geſehen, daß Euer Majeſtät und ich eben nichts Beſonderes ſind.

Der erſte Stallmeiſter der Königin Maria Leczinska, Gemahlin Ludwigs XV, war eben ſo ſehr ſeiner ſtillen Tugenden wegen geachtet, als der großen Einfachheit ſeines Verſtandes wegen bekannt. Eines Tages ſprach man über die ausgezeichnetſten Kriegsthaten des franzöſiſchen Adels, und die Königin ſagte zum Grafen: „Und auch Ihr Haus, Herr von Teſſé, hat ſich durch manche tapfere Waffenthat ausgezeichnet.“ — Ha, Madam! entgegnete er, wir Alle ſind im Dienſte unſerer Könige getödtet worden. — „Welch ein Glück für mich,“ rief Maria aus, „daß wenigſtens Sie noch übrig geblieben ſind, um mir das ſagen zu können.“ — Derſelbe hatte ſeinen Sohn mit der liebenswürdigen und geiſtreichen Tochter des Herzogs von Ayen, ſeitdem Marſchall von Noailles, vermählt. Er liebte ſeine Schwiegertochter ausnehmend, und ſprach nie anders, als mit einer gewiſſen Rührung von ihr. Die Königin unterhielt ſich oft mit ihm über die junge Gräfin, und fragte ihn eines Tages: welchen Zug er am meiſten in ihrem Karakter bemerkt habe und liebe? „Ihre Güte, Madam!“ rief er, „ihre Güte!“ und die Thränen traten ihm in die Augen. „Sie iſt ſo ſanft, ſo ſanft .... wie eine gute Berline.“ — Das iſt, entgegnete Maria, einmal ein recht ſtallmeiſteriſcher Vergleich.

Der moderne Tartüffe.

Von Mortonval.

Der Jeſuitismus, als religiöſe und philoſophiſche Doktrine betrachtet, darf unbeſtritten aller Freiheit genieſſen; aber ſeine Handlungen müſſen beurtheilt, angegriffen und geſtraft werden können, wenn ſie die öffentliche Ordnung ſtören. In einem Augenblicke, wo die Jeſuiten neuerdings wieder ſo viel Aufſehen machen, möchte es eine nicht ganz unglückliche Idee ſein, dieſe große Angelegenheit des Tages in das Bereich des Romantiſchen

überzutragen. Die geschichtlichen Abhandlungen, in denen die Umtriebe der ehrwürdigen Sippschaft entschleiert werden, gelangen nur zur Kunde der aufgeklärten Klassen. Der Titel allein schreckt die träge Leichtfertigkeit, oder die untheilnehmende Unwissenheit ab. Aber der Roman ist das Adoptivkind aller Klassen der Gesellschaft. Er schleicht sich in das Putzgemach der Hofdame, wie in das Arbeitszimmer des Kaufmanns und des Handwerkers. Sein Name allein schon ist eine aufmerksamkeitgebietende Macht, und wenn er sich auch nur einen Tag in dem Innern eines Hauswesens befand, so kann er doch in diesem kurzen Zeitraum den Keim von Ideen legen, die der Schriftsteller hat verbreiten wollen.

Schon der Titel dieses Romans deutet die doppelte Absicht, in welcher er verfaßt worden ist, an, nämlich zuerst Moliere nachzuahmen, und diese Nachahmung auf die gegenwärtigen Zeitumstände anwendbar zu machen. Nichts ist anziehender, als zu bemerken, wie die Verse des Dichters, die in gewisser Zahl sich am Anfang eines jeden Kapitels befinden, wunderbar und ohne allen Zwang der Erzählung anpassend sind. Moliere hat Alles errathen, Alles gezeichnet, und sein Schauspiel ist eine vollkommene Theorie des Jesuitismus.

Demungeachtet muß diese Theorie, im Bezug auf unsern Zeitraum, in ihrer Nutzanwendung einige Abweichungen erleiden. In dem Jahrhundert Ludwigs XIV. und zu Anfang des achtzehnten, waren die ehrwürdigen Väter vollkommen ruhig über die souveraine Gewalt, und als Beherrscher fast aller Thronen der Erde, fabrizirten sie nur wenig Politik, dagegen mehr Gunstbezeugungen und Geschenke. Als unverschämte Höflinge des Herrn, deren Gewissensneigungen sie leiteten, begnügten sie sich damit, Familien zu vereinigen, Weiber zu verführen, Testamente zu fischen, Dragonnaden zu verordnen u. s. w.

Unsere heutigen Jesuiten haben andere Dinge im Kopfe. Von der Erde vertrieben, suchen sie ihre Posten wieder zu gewinnen, und die unermeßliche Gewalt wieder zu erlangen, die sie verloren haben. Erst wenn sie diesen Zweck erreicht haben werden, können sie an Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten denken. Nichts ist natürlicher und die Sache geht durch sich selbst, wenn sie zuvor nur den Altar auf den Thron, und den Thron auf den Altar gestellt haben.

In dem modernen Tartüffen ist die Politik nur eine geringe Zugabe. Alle Umtriebe eines untergeordneten Jesuiten, der seine Rolle gar nicht schlecht spielt, beschränken sich nur auf ganz gemeine und niedrige Intriguen. In weniger als zwei Stunden hat er in einem Dorfe das Unterste zu oberst gebracht. Der Geistliche ist beschimpft worden. Herr Lierville, ein reicher Eigenthümer und eifriger Protestant, wird in der Ausübung seines Kultus und selbst im Genusse seines Besitzthums gestört. Seine junge Mündel ist auf einmal fanatisch geworden. Ein Heirathsplan wird vernichtet, eines andern wegen, der den Absichten des Abbé Laurent und einer gewissen Marquise d'Arbelle, die man endlich als seine Mutter erkannt, mehr zusagt. Mit einem Worte, die Intriguen werden durch Intriguen verdrängt.

Der Egoismus ist jedoch der beherrschende Zug der falschen Frömmigkeit. Wenn der Abbé Laurent den Pfarrer von seiner Stelle verdrängt, so ist es nur, um sie selbst einzunehmen. Um sich den Genuß der Güter Liervilles zuzueignen, fordert er sie für die Kirche zurück. Für die Ruhe seines Gewissens behält er jedoch immer die bequeme Doktrine der Absicht vor. Der Jesuit ist ein dreifacher Mensch, tergeminus Geryon. Als öffentlicher Agent der Kongregation handelt er im Geheimen für sich, und um seinen Vorschriften getreu zu bleiben, ohne seinen Vortheil zu gefährden, bedient er sich innerlicher Zusätze und Erklärungen, die manchmal komisch genug sind. So antwortet er unter andern der Frau La Verine auf eine verfängliche Frage: „Sie wollen, vermuthe ich, von der Frau Marquise d'Arbelle sprechen? Ich stehe durchaus in keiner Verbindung mit ihr..., was den Handel anbelangt," fügte er innerlich hinzu. Sodann fuhr er mit erhöhter Stimme fort: „Ich kann versichern, sie früher nie gesehen zu haben... weder in China, noch in Jerusalem," setzte er heimlich hinzu.

Deutsche John-Bulliaden.

Todesanzeige.

Die hiesigen Zeitungen haben gewiß schon manchen Todesfall angekündigt, aber noch niemals den von meinem seligen Oheim, dem Herrn Kommerzienrath Kohlhepp selig. Ein Stick- und Schlagfluß, das unglücklicherweise gerade ihn treffen mußte, machte gestern seinem thätigen Lebenslaufe ein Ende. Er starb sehr leidend und sich selber unbewußt im 80sten Jahre seines irdischen, und im ersten Augenblicke des ersten Jahres seines jenseitigen Lebens; mein Schmerz ist so grenzenlos, als die Ewigkeit, zu der mein theurer, unvergeßlicher Oheim leider hinübergegangen ist.

Kohlhepp jun. und Söhne.

Erklärung.

Da man sich, wie ich zuverlässig vernommen, in einem angesehenen hiesigen Zinnladen geäussert und zu meinem Nachtheil gegen ein geehrtes Publikum der erniedrigenden Ausdrücke bedient: „Als seien die von mir verfertigten, sämmtlich mit Engel versehenen

englischen Spielwaaren nicht ächt.“ Welches an und für sich schon als eine Analyse zu betrachten, indem jeder Vernünftige leicht einsehen wird, was Wahres an der Sache ist, und demnach dergleichen verleumderische und ehrenrührige Sachen zu wissen würdigen wird. So erfordert es dennoch die Ehre meines guten Namens und meine anerkannte Rechtschaffenheit, öffentlich zu erklären: daß ich für die Aechtheit in jeder Hinsicht Gewähr leiste.

Julius Gerber.

Verschiedene Anzeigen.

Ein junges Frauenzimmer, welches schon einige und zwanzig Jahre allhier in Dienste stand, und noch zuletzt während fünfzehn Jahren in einem vornehmen Hause bei einem Herrn als Jungfer angestellt war, wünscht, nach dem Absterben ihrer Herrschaft, in gleicher Eigenschaft anderswo plazirt zu werden. Ueber ihre Talente, vorzüglich in Sprachkenntnissen, so wie über ihr sittliches Betragen, erfährt man das Nähere auf dem Wollgraben No. 17.

Mittwoch den 7ten dieses Laufenden werde zum letztenmale die Ehre haben einen Ball zu veranstalten. Bei dieser Veranlassung werden 32 meiner jungen und alten Schülerinnen verschiedene große, mit 48 schönen Figuren sorgfältig und künstlich ausgearbeitete Quadrillen aufführen; die einzigen dieser Art, die ich noch nie bearbeitet habe. Da durch mein Bemühen, womit mir die zuverlässige Hoffnung machen zu können, Ihren allgemeinen Beifall zu erhalten, berechtigt glaube, wage ich es, mit aller Zuversicht um Ihren gütevollen Zuspruch zu bitten. Zur Nachricht. Es darf nicht in Schmierstiefeln getanzt werden, von wegen der weißen Kleider und Strümpfe der Damen, worauf die Herren Kavallire gefälligst zu achten belieben wollen.

Beifuß, Tanzmeister dahier.

Naumann und Komp. aus Mainz, Friseurs und Künstler in Menschenhaaren, beziehen diese Messe wieder mit allen in ihr Fach einschlagenden Artikeln und Kunsterzeugnissen nach dem neuesten Pariser Bonton.

Mazilia.

Elegien von Gonzaga.

Gonzaga ist einer der beliebtesten Volksdichter in Portugal und Brasilien. Seine Gesänge sind, vorzüglich zu Bahia, in Jedermanns Munde. Die Leiden, die er durch den Despotismus des Gouverneurs von Brasilien erduldete, sind von ihm mit eben so viel Grazie als Energie beschrieben worden. Mazilia, die ihren Namen dem Hefte seiner lyres (wie er seine Poesien selber nennt) gibt, ist der angenommene Name eines jungen Mädchens, die der brasilianische Anakreon von ganzer Seele liebte, und welche zu heirathen ihn die Begebenheiten verhinderten, die ihn nach Mozambik, wo er starb, versetzten. An diese unglückliche Geliebte richtet nun Gonzaga seine Verse, in welcher Beziehung er sie auch immerhin gedichtet haben mochte. Die Leiden seines Landes beklagend, faßte er den Gedanken seiner Befreiung auf. Barbacena, jener grausame Vizekönig und Tyrann der portugiesischen Kolonisten, erfuhr das. Sogleich wurde er ergriffen, nach Rio Janeiro gebracht, und dort in ein dunkeles Gefängniß gestoßen, wonach er zu einem zehnjährigen Exil verurtheilt wurde, dem er unterlag. In den Gefängnissen von Rio Janeiro war es, wo er den zweiten Theil seiner lyres dichtete, wo er jene Romanze schrieb, die kein Brasilianer, ohne Thränen zu vergiessen, singen, kein Portugiese ohne Rührung anhören kann. Wir theilen sie vor allen andern in wörtlicher Uebersetzung unsern Lesern mit.

„Es scheint mir, Mazilia, daß ich die furchtbare Höhle des Todes bewohne, unaufhörlich vernimmt mein Ohr das gräßliche Klirren meiner Ketten; und doch erbebt mein Herz nicht.

„Der Schlüssel schnarrt im ehernen Thor. Es eröffnet meinen finstern, meinen schrecklichen Kerker; aber mein Herz erbebt nicht.

„Schon setzt sich Torres. Er heftet sein wildes Auge auf mich. Durch tausendfache List sucht er in mir die Spur eines vermeintlichen Verbrechens zu erspähen, und mein Herz erbebt nicht.

„Ich sehe, Mazilia, ich sehe tausend unschuldige Schlachtopfer am verfluchten Schaffotte gebunden, für Verbrechen, die sie nie begangen haben; und doch erbebt mein Herz nicht.

„Aber wenn ich daran denke, daß ich die Hoffnung verlieren werde, dich wieder zu sehen, dein zu sein, dich mit meinen Armen zu umschliessen, und dich mit Küssen zu überdecken: dann, dann erbebt mein Herz.

„Die Liebe, Mazilia, unterjocht mehr eine muthige und starke Seele, als selbst die Furcht des Todes. Schon, schon erbebt mein Herz!“

Die farbigen Schatten, ihr Entstehen und Gesetz.

(Beschluß.)

Um daher mit Reinheit zu erkennen, welche Farben-Art der gereizte Sehnerve dem Auge vorspiegelt, wenn dieses vom Beschauen des gewählten Pigmentes abläßt, muß man eine, nur mit einer einzigen Tünche versehene Fläche einige Minuten lang

anſtarren, und zwar eine Fläche (Tuch, Papier u. ſ. w.), die groß genug iſt, den ganzen Sehkreis des darauf gerichteten Blicks zu füllen. Das Tageslicht muß auf die betrachtete Fläche ſcheinen (nächtliches Kerzenlicht verfälſcht die Farbe); die Pigment-Fläche ſoll jedoch nicht glänzen und ſtrahlen (denn Spiegelſtrahlen haben keine Farbe). Wenn dann, nach der Beſchauung, der Blick ſchnell auf einen reinweißen Papierbogen geworfen wird, entſpinnt ſich auf demſelben allmälig ein neues Farbenbild, das von Sekunde zu Sekunde deutlicher und lebhafter wird, und ſattgefärbter daſteht, als wenn man ein Pigment auf weißer Unterlage betrachtet hat.

Viele von mir und Andern wiederholte Verſuche gaben folgenden beharrlichen Gegenſatz der angeſchauten Pigmente und der davon in den Nerven erweckten Gegenfarben, die vor dem Auge zu ſchwimmen ſchienen:

1) Dunkelroth gab Blaugrün, Hellroth aber ein Lichtblau.
2) Orange erzeugte ein ſchönes, etwas tieferes Blau.
3) Gelb bewirkte ein Blau, das in's Röthliche ſpielte.
4) Grün, hell, wie dunkel, ſchuf Violett und Purpur.
5) Blau, dunkles gab Orange, helles aber ein ſchönes Feuer- oder Morgenroth.
6) Indigo ein ſehr blaſſes Gelb.
7) Violett verwandelte ſich in Grün.

Daß dieſe allerdings wunderbaren Erſcheinungen ſchon längſt bekannt waren, wußte ich. Aber es überraſchte mich, ſie nicht nur von Buffon ſchon gekannt, ſondern auch in einer Reihenfolge von ihm beobachtet und beſchrieben zu finden*), ohne daß dieſer vortreffliche Geiſt zu gediegenern Ergebniſſen gelangt war. Er beobachtete denſelben Gegenſatz der Farben, wie ich ihn eben beſchrieben habe (das Gelbe brachte ihm Blau, das Rothe Blaugrün, das Violette Purpurroth u. ſ. w.); erhielt aber dieſelbe Farbenbläſſe, indem er die Pigmente nur auf weißem Grund betrachtete, ohne den Verſuch abzuändern.**) So nah am Schlüſſel eines anziehenden Räthſels, verlor er ihn wieder aus dem Auge.

*) Introduction à l'histoire des minéraux. Partie expérimentale. Septième mémoire: *Observations sur les couleurs accidentelles et sur les ombres colorées.*

**) Auch Darwin, Himly, Grotthuß gingen ihm darin nach und empfingen folglich bläſſern Gegenſchein. Ich weiß nicht, ob ich mir daraus erklären ſoll, daß Hr. Himly, ſonderbar genug, (a. a. O.) den Gegenſchein von Grün ſtatt Purpur oder Violet roth, den Gegenſchein von Violet aber ſtatt Seladon und auch Dunkelgrün gelb zu ſehen glaubte.

Statt deſſen betrachtete er (wie auch ich gethan) ein ſchwarzes Viereck auf weiſſem Grund, und die Nerven ſpiegelten ihm ein lichtweißes auf rauchgrauem Grund vor; ſo wie ein weißes Viereck auf ſchwarzem Grunde, welches dem Auge nachher als ein graues auf weißem Grunde vorſchwebte. Würde Buffon einzig ein ſchwarzes, oder ein Pigment von hinlänglicher Ausdehnun gewählt haben, ohne andersfärbigen Grund; nie würde ihm jenes nachher einen weiſſen, oder dieſes einen ſchwarzen Schein bewirkt haben; ſondern nur Helle oder Dunkelheit. Er begnügte ſich, dieſe farbigen Nervenſpiegelungen zufällige Farben zu benennen, und behauptete, daß vor dem Dr. Jurin*) Niemand dieſelben beobachtet habe.**)

10. Bemerkungen über das Vorhergehende.

An der Richtigkeit der Erfahrungen, welche ohne Mühe Jedermann und mit aller Schärfe wiederholen kann, findet kein Zweifel ſtatt. Sie bieten zu mancher lehrreichen Anmerkung Stoff. Ich hebe einige aus.

1. Das Geſetz im Reich der Farben, deſſen oben Erwähnung geſchah, gilt alſo auch mit voller Kraft in

*) Upon distinct and indistinct vision, p. 115, in Anmerkungen zu Smiths Optik, T. II., Cambridge, 1738.

**) Vielleicht ſollte noch die Aufmerkſamkeit der Pſychologen und Metaphyſiker zu dieſem in ſeiner Art einzigen Fall berufen werden. Denn bei der uralten Ungewißheit, wie viel vom Inhalt empyriſcher Vorſtellungen Eigenthum der Pſyche, und Eigenthum der Dinge auſſer uns ſei? überraſcht uns die Pſyche hier mit ihrer Anlage, den wahrgenommenen Gegenſtänden eine Färbung zu geben, und zwar keine erträumte, keine willkührliche, ſondern eine naturnothwendige, im prismatiſchen Gegenſatz gegründete, auſſer uns zu ſein ſcheinende, obgleich wir ihren pſychiſchen Urſprung und Stempel nicht verkennen. Freilich hat dies merkwürdige Erzeugniß etwas Aetheriſches oder Geiſterartiges in ſeinem Weſen, und erſcheint auch nicht ohne vorhergegangenen Reiz der Sehwerkzeuge. — Von der andern Seite aber bewirken die Dinge auſſer uns die Empfindung der nämlichen Farbe in uns, doch beſtimmter und lebhafter, und zwar ohne vorhergegangenen Reiz nach dem Geſetz des prismatiſchen Gegenſatzes, aber ihm doch entſprechend. Es ſcheint zwiſchen unſerm Ich und Fichte's Nicht-Ich, oder den Kantiſchen Noumenen, eine engere Verwandtſchaft Statt zu finden, als wir vermuthen. Unſere Pſyche verſteht nicht nur die Sprache jener Noumenen, ſondern ſcheint ſie ſelbſt ſehr geläufig zu ſprechen. Die Welt iſt blos das Ergebniß von der Unterhaltung zwiſchen beiden. Das wahre Ich, unſer Pneuma, hört zu und ſtellt Betrachtungen über dieſe Geſpräche an.

dem bewundernswürdigen Gegenſatz zwiſchen betrachteten Pigmenten und den ſich daraus im Seh-Organe entwickelnden Bildern. Werfen alſo auch die gegen des Auges Netzhaut von äuſſern Gegenſtänden zurückgeſandten gelben oder violetten Strahlen ihre blauen oder grünen Schatten im Innern des Organes? — Oder bringt die Ueberreizung und Ermüdung der Sehnerven in ihnen dieſen Gegenſatz der Empfindung hervor, wie die reinſte Traurigkeit eine ſtille Seligkeit, oder die innigſte Freude eine Wehmuth gebiert? Oder wie man wohl auch den Schlaf einen Schatten des Wachens, und hinwieder unſer Wachen einen Schatten des Hellſehens der Pſyche im magnetiſchen Schlaf nennen könnte?

2. Eine andere Bemerkung iſt: Die Naturlehre weigert ſich, dem Weißen und Schwarzen eine Stelle unter den eigentlichen Farben einzuräumen. Aber auch das Sehorgan will nach Betrachtung des Weißen kein Schwarz und vom Schwarzen kein Weiß, als farbigen Gegenſatz, nachſpiegeln, und ſcheint in dieſem merkwürdigen Verſuch Newtons Vorſtellung zu beſtätigen, daß Schwarz und Weiß keine Farben ſeien.

3. Es iſt ſehr beachtenswerth, daß je dunkler die betrachteten Pigmente ſind, je bläſſer und lichtartiger die nacherſcheinenden Farben der Augenbilder ausfallen. Das blendendſte Gelb im prismatiſchen Kreiſe ſteht dem dunkelſten Indigo entgegen. Vom heitersten Gelb hinweg nimmt ſtufenweiſe das Licht der Farben einerſeits über Orange, Roth und Violet, anderſeits über Grün, Blau und Indigo, ab.

2. Nicht minder merkwürdig iſt bei jenen Verſuchen, daß wenn ſchon die Farben der Objekte ſich in dieſen nach dem angegebenen Geſetz verwandeln, doch Größe, Geſtaltung und Umriß der Gegenſtände in den nachherigen Augenbildern unverändert bleiben. Deutet dies nicht vielleicht, daß in den Nervenpaaren des Auges ein anderer Nerve für Empfindung der Farben, ein anderer für Empfindung der Formen beſtehe? Auch weiß man ja Perſonen, welche ſehr gut ſehen, nahe und ferne Gegenſtände beſtimmt erkennen, aber nicht die Farben zu unterſcheiden vermögen.

Es iſt demnach eine auffallende Uebereinſtimmung zwiſchen dem Gegenſatz der äuſſern Licht- und Farbenſchatten, und dem Gegenſatz betrachteter Pigmente mit deren Wirkung im Sehnerven. Es würde mir aber eben ſo ſchwer werden, aller Erfahrung entgegen, den Gegenſatz der äuſſern Licht- und Farbenſchatten für optiſchen Schein der überreizten Organe des Sehens zu halten, als zu glauben, die oben beſchriebenen Augenbilder ſeien Schatten der in die Camera obſcura unſerer Pſyche gefallenen Lichtſtrahlen. Hier iſt ein Mittelweg. Er bleibt noch zu entdecken.

11. Tägliche Reihenfolge des farbigen Lichtes in der Atmoſphäre.

Sobald Sonnenlicht in der Atmoſphäre farbig gebrochen wird, erſcheinen in der Natur die farbigen Schatten. Man erblickt dieſe daher täglich, und am meiſten des Morgens und Abends. Eine der anmuthigſten Erſcheinungen genoß ich an einem Sommermorgen, als ich mit Emil, meinem Sohne, bei Sonnenaufgang auf dem Gipfel des Napf, der höchſten Alp des bernifchen Emmenthales, ſtand. Die Schatten unſerer Geſtalten, in ſcharfen Umriſſen, bewegten ſich an der Auſſenwand der hölzernen Sennhütte, aber ſie leuchteten mit lebhaftem Grün*); dies Grün verwandelte ſich bald in ein bläuliches Apfelgrün, das nach einigen Minuten in wirkliches Hellblau, dann in tiefes Dunkelblau überging, welches ſich zuletzt ganz in Schwarz verlor, das endlich bei höherm Sonnenſtand grau ward.

Nicht Jedermann hat und nicht immer das glückliche Zuſammentreffen der Umſtände, dieſe ſchöne Schattenſpielerei der Natur zu bewundern. Aber Jeder kann es faſt täglich, und ſelbſt bei bedecktem Himmel im Kleinen ſehen, doch, ſeltſam genug, bei bedecktem Himmel oft in umgekehrter Ordnung!

Nicht nur einmal, ſondern oft wiederholt, beobachtete ich bei nebelbedecktem Himmel, wenn auch keine Sonne durch die graue Verhüllung ſichtbar ward, das wechſelnde Farbenſpiel.**) Und beharrlich und immer erſchien der Schatten zuerſt dunkelviolet, dann dunkelblau, dann bläulichgrün, und immer bläſſer, bis ins Graue.

Folglich durchlief das erſte Mal, bei heiterm Himmel, das gebrochene Sonnenlicht die ganze Hälfte des prismatiſchen Kreiſes vom Violet durch Roth, Orange bis Gelb; — das andere Mal, bei bedecktem Himmel, vom Blaugrün durch Blau***), Indigo zum

*) Dies Grün und Blaugrün erſcheint jedesmal, wenn die Sonne ſehr roth aufgeht oder untergeht, im Freien. Fängt man dieſen ſchönen Schatten aber durch ein geöffnetes Fenſter im Hintergrund eines Zimmers auf: ſo wird der Schatten blau und auch indigo, und der Lichtſaum, der vorher roth oder orange war, wird blaßgelb rings um den Schatten (eben wegen des verminderten Lichtes).

**) Es iſt kaum nöthig zu erinnern, daß an ſolchen Tagen Licht wie Schatten nur ſchwach ſind, obgleich noch erkennbar in ihren Färbungen; daß Violet und Dunkelblau ſchlechterdings im Freien beobachtet werden müſſen; hingegen die nach und nach erfolgenden Abſtufungen der blauen Tinten bis zum Seladongrün bequem durch Verſtärkung des gelben Lichtes vermittelſt einer Kerzenflamme verfolgt werden können, wovon nachher noch Rede ſein wird.

***) Das blaue Licht erſcheint gewöhnlich kurz vor Sonnenaufgang, oder kurz nach Sonnenuntergang, wenn denſelben noch lebhaft rothe Wolken begleiten. Die Schatten ſind dann roth, und mit blauen Säumen oder Halbſchatten umringt.

Violet, und warf den polarisch entgegengesetzten Schatten dieser Farben.

Daß wir von den Arten der Schattungen auf die Arten des vorhandenen Farbenlichts zurückschliessen dürfen, leidet wohl keinen Einwurf. Und Jeder kann Zeuge sein, wenn er an einem heitern Sommermorgen das Aufstehen des großen Tagesgestirns beobachtet.

Sobald die Nacht scheiden will, erheben sich die majestätischen Gletscher in ihrem Schneemantel, kaum erkennbar, winterlich-blau, kalt und einförmig. Die blauen und violetten Strahlen, die brechbarsten des Sonnenlichts, sind also die ersten, welche sich an die entnachtende Seite des Erdballs anlegen, und in dessen Dunsthülle umbeugen und brechen, wenn er, um seine Achse drehend, sich dem prachtvollen Sterne zuneigt, dessen Planet er ist. — Ich nannte den Anblick nicht vergebens winterlichkalt. In unsern Wintern ist das blaue, noch mehr das gelbe Licht der schrägfallenden Sonnenstrahlen, wie im tiefern Norden, das vorherrschende, und erzeugt die größte Eintönigkeit aller Farben. Das Gelbe darum, weil es, vermittelst der dicken Wolken und Nebel, über Alles unmerkbare, bläuliche Schatten verbreitet. Man möchte fast glauben, die Sehorgane der im Norden Wohnenden, unter ihrem meistens lichtarmen, grauen Himmel, fühlen sich von Mannigfaltigkeit lebhafterer Farben so verwundet, daß sie diese scheuen und sich auch darum am liebsten in Weiß und Schwarz, Blau und Grau kleiden. Hinwieder die Südländer, unter ihren lichtreichen Zonen, hassen das Dämmernde der Farben, und kleiden sich bunt und blendend, wie ihre landschaftliche Natur. Wer durch blaues Glas eine Sommergegend anschaut, sieht sie, wie von einem plötzlichen Dezember überfallen, mitten in ihrer Pracht vernichtet; Wiesen und Laub der Bäume braun und dürr, den lachenden Himmel frostig trübe; den Erdboden wie steinhart gefroren; den Reif auf Dächern, Zweigen und Geländern, wo vorher fröhliches Sonnenlicht zurückstrahlte. Eine blaue Beleuchtung oder Ueberdämmerung tödtet die Frische des Grüns und das Freudige des Rothen, und macht die Königin der Blumen, die Rose, zur leichenhaft-widerlichen Gestalt.

Wenn aber der Morgen vorrückt, erglühen die Kulmen und Firsten der Eisberge vom dunkeln Purpurlicht, das immer brennender, immer röther wird. Erst leuchten über der noch dunkeln Tiefe der Erdenwelt einzelne der höchsten Gipfel, wie Gluten eines fernen Brandes, wie glimmende Funken. Bald jedoch senkt sich der feurige Schimmer tiefer an den Bergen abwärts, je höher die Sonne steigt, und wird milder. Dann erscheinen die hohen Einöden des ewigen Schnees, wie von blassem Rosenlicht überflossen, welches bald, gelblich durchschimmert, orangefarben glänzt, und zuletzt, als blendender Goldglanz, auf die Unterwelt niederstrahlt.

In dieser Abstufung der Morgenbeleuchtung ist's, wo jede Gegend mit ihrem schönsten Reiz erscheint. Weil dann noch die einzelnen Schatten dunkler sind, springen auch die einzelnen Lichtpunkte heller dazwischen hervor, und der orangefarbene oder gelbe Lichtschein mildert selbst das Schwärzliche des Grünen. Wer im hohen Sommer die Anmuth des Lenzes zurückrufen will, betrachte die Gegend durch gelbes Glas. Sie wird eine frühlingshaftere Färbung empfangen und das blasse, zärtliche Grün der Flur und des Baumschlages noch einmal zeigen, mit dessen Anblick uns die ersten Maiwochen nur flüchtig erquickt haben.

Zum Schlusse von diesem Allen ziehe ich die Ergebnisse der bisherigen Beobachtungen über die tägliche Herrschaft des gebrochenen farbigen Lichts in der Atmosphäre in folgende Summen zusammen:

1) Mit dem gebrochenen, farbigen Licht sind zu allen Zeiten auch ungebrochene Strahlen in der Atmosphäre vorhanden: die letztern werfen die schwarzen und grauen Schatten, welche gewöhnlich unterhalb, auch zuweilen innerhalb der farbigen Schatten, auch rings um dieselben, als farbige Lichtsäume erscheinen, von denen ich später reden will (unten im Abschnitt 13).

2) Vor Sonnenaufgang bei heiterm Wetter ist zuerst blaues und violettes, dann rothes, — bei trübem Wetter zuerst grünes, dann blaues Licht vorwaltend.

3) Bei Sonnenaufgang, wenn gutes Wetter oder wenig bedeckter Himmel ist, rothes Licht, dann orange und gelbes. (Bei sehr rothen Sonnenaufgängen ist es ein auf der Grenze zwischen Violett und Roth liegendes.) Wird der Himmel von Nebeln und Wolken verhüllt, die Sonne kaum oder gar nicht sichtbar: gelbes Licht.

4) Bei Tage, besonders wenn der Himmel bewölkt und trübe ist, gelbes Licht (im Winter bei Schneewetter grünes).

5) Gegen Abend erneuert sich die Reihenfolge, aber in umgekehrter Ordnung.

6) Je dunkelblauer der Himmel am Tage, je mehr farbenloses Licht, und umgekehrt.

7) Abwechselnde Trübungen der Atmosphäre verursachen vermehrte oder verminderte Intensität und Brechung des Sonnenlichts an einem und demselben Tage.

12. Wirkungen dieſer Reihenfolge.

Gleichwie die Tageszeiten, ſo empfangen auch die Jahrszeiten und die klimatiſchen Zonen durch den Wechſelgang der Licht- und Schattenarten ihren eigenthümlichen Karakter für das Auge. Das meiſte ungebrochene Licht ſtrömt den gemäßigten Zonen im Sommer zu; reichlicher wird es den Tropenländern zu Theil. Es iſt erwieſen, daß das Pflanzenleben der ſüdlichen Gegenden ſeine Fülle mehr dem Genuß des vielen reinen Lichts, als der größern Wärme dankt. Unſere Treibhäuſer können den Pflanzen der Aequatorialfluren wohl dieſelben Wärmegrade, aber nicht den reinen Himmel ihrer Heimath wiedergeben. Dort auch ſind die Farben ihrer Blumen, dort die Farben der Thiere, zumal der Vögel und Amphibien, wie bei uns im Sommer, brennender.

In den gemäßigten Zonen ſind die Strahlenbrechungen der Sonne anhaltender; im Durchſchnitt das gelbe und orange Licht herrſchender. Die Färbungen der Geſchöpfe werden milder; ſelbſt das Schwarz, Kupferroth und Dunkelgelb der Menſchenhaut verliert ſich abſtufend in's Braune und Weißröthliche. Weiter nordwärts erſt wird ſie zum reinern Weiß.

Je näher den Polargegenden, je anhaltender währt das gebrochene Tageslicht. Nur ſelten ſtrömt den im tiefſten Norden Wohnenden vom Mittagshimmel weißes Licht herab. Denn der höchſte Sonnenſtand über den Horizont beträgt an den Polen nur 23 1/2 Grad; alſo kaum fünf Grad mehr, als bei uns am kürzeſten Wintertag; während in der Sommerſonnenwende unſerer Gegenden die Sonne 66° 5 Minuten über den Horizont aufſteigt.*)

Wie im prismatiſchen Farbenkreiſe, vom gelben Licht hinweg, zum Grün und Hellblau, oder zum Orange und Roth, die Intenſität des Lichts nach Maasgabe der wachſenden Strahlenbrechbarkeit abnimmt, ſo auf dem Erdkreis von den gemäßigten Zonen hinweg zu den Polen. Je weiter gegen Norden, je herrſchender wird das grüne**), blaue und violette Licht. Wie wir bei uns, nächſt den ſchwarzen und grauen Schatten, am gemeinſten die blauen ſehen: ſo erblickt der Norden am meiſten die gelben, rothen und grünen Schatten.

Aber auch in den Licht- und Schattenordnungen der verſchiedenen Erdgürtel offenbart ſich die erhabene Weisheit und Huld Gottes. Zwiſchen den Wendekreiſen und in deren Nachbarſchaften wird die Fülle des ungebrochenen weißen Lichtes und deſſen blendender Glanz, durch die Schwärze des Schattens, durch die dunkeln Farben der Menſchen, Thiere und Pflanzen gemäßigt; hinwieder unter den Polarkreiſen und in deren Nachbarſchaften muß der Mangel des vollen Lichts durch die hellere Färbung der Menſchen und Thiere, durch die weiße Oberfläche des verſchneiten Bodens und die lichtern Schatten erſetzt werden. Hier wird überall das meiſte Licht von den Gegenſtänden reflektirt.

13. Von den farbigen Halbſchatten oder Lichtſäumen.

Nicht ſelten ſind die farbigen Schatten von mehrern, oft andersgetünchten, Nebenſchatten umgeben, oder begleitet, beſonders innerhalb der Gebäude. Ihre Richtung aber deutet dann auf die Körper hin, von denen das Tageslicht zurückgeworfen iſt, dem ſie das Daſein danken. — Auch im Freien mangeln die Nebenſchatten nicht, beſonders wenn vom Sonnenglanz beleuchtete Wolken am Himmel ſtehen, deren farbiges Licht gegen die Erde zurückgeworfen wird.

Ganz verſchieden von dieſen Nebenſchatten ſind die ſogenannten Halbſchatten. Warum ich ſie nur ſogenannte heiße, wird ſich bald aufklären. Ich ſpreche nämlich von den violetten Rändern, welche den grünen Schatten, von den gelben, orangefarbenen oder rothen Säumen, welche den blauen Schatten zu umfangen pflegen.

Es muß ſchon auffallen, daß die Farbe dieſer Umrandungen den vollkommenen Gegenſatz zu der des Hauptſchattens macht, wie ihn der prismatiſche Farbenkreis zeigt. Er deutet folglich genau auf die Farbe des Lichts hin, aus dem der Hauptſchatten hervorgegangen iſt.

Nicht minder Aufmerkſamkeit muß bei uns erregen, daß die Farbe dieſer Ränder keineswegs matter und ſchwächer, als die des Hauptſchattens, ſondern oft kräftiger und ſogar glänzender iſt, da ſie doch,

*) Schon Dr. Troxler in ſeiner Abhandlung: Prälliminarien zur phyſiologiſchen Optik (in Himly's ophthalmolog. Bibliothek. 2. Bd. 2tes Stück), reich an zwar kühnen Hypotheſen, aber auch großen Anſichten, ſagte ahnend (im Jahr 1804): „die Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand müſſen von Seite der Empyrie von den einfachſten Fällen ausgehen — bis endlich einmal aus dem Reiche der Schatten das ganze Reich der Farbe entſteigen wird. — Jede Tageszeit und ſelbſt jede Jahrszeit wird ein beſtimmtes Kolorit ihrer Schatten haben, und was bereits von der Verſchiedenheit der Morgen- und Abenddämmerung anerkannt iſt, wird auch eine feinere Beobachtung in noch engern und weitern Sphären nachzuweiſen vermögen.“

**) An winterlichen, rauhen, trüben Schneetagen iſt bei uns noch um die Mittagszeit das grüne Licht vorwaltend und an den matten veilchenfarbenen Schatten erkennbar. Die ſeladongrüne Farbe des Waſſers (in Seen u. ſ. w.), die dunkelblaue Farbe der Schründe im Gletſchereis, die blaugrüne Farbe im lockern Schnee ſind Reflex des gebrochenen Tageslichtes.

als Tünche eines Halbſchattens, vermiſchter ſein ſollten.

Schon dieſe Umſtände erwecken gerechten Zweifel gegen die Natur dieſer ſcheinbaren und vermeinten Halbſchatten. Es iſt bekannt, daß die vom weißen Licht geworfenen in's Graue verſchwimmen, ſo unmerklich, daß ihr Beginnen und Enden kaum immer genau beſtimmbar iſt. Hier verhält es ſich anders. Der Anfang des farbigen Saums iſt gewöhnlich ſcharf bezeichnet.

Da wir nun dieſe Umrandungen nicht für wahre und eigentliche Halbſchatten erklären können, wir ſie aber doch mit voller Schattennatur den dunkeln Körper begleiten, ja ſogar deſſen Umriſſe darſtellen ſehen: ſo wird man ungewiß, ob ſie nicht Zwitter von Licht und Schatten zugleich ſeien.

Sie ſind's in der That. Sie ſind das auf einem blaſſen Schatten des ungebrochenen Lichts ſichtbarer gewordene reflektirte farbige Licht, welches den farbigen Schatten erzeugt.

Man weiß, daß die grauen, falben Schatten, wenn ſie auf helle Pigmente fallen, dieſe nicht dem Auge entziehen, ſondern ihnen nur eine tiefere Färbung geben; hellgrün, hellblau, hellroth, hellgelb nur dunkler grün, dunkler blau, dunkler roth und tiefgelber machen.

Verſuche und Beobachtungen der gemeinſten Thatſachen belehren am beſten.

Man ſtelle während der Morgendämmerung, wenn ſie ſchon ſtark genug iſt, Schatten zu bewirken, bei einem gegen Oſten gelegenen Fenſter einen zollbreiten Stab ſenkrecht auf weißes Papier. Obgleich das Tageslicht gebrochen (und gelb) iſt, wird der Schatten des Stabes doch grau ſein, weil das gelbe Licht der Tagesſtrahlen zu ſehr zerſtreut und zu ſchwach iſt. Jeder Schatten wird daher faſt völlige Entziehung des Lichtes, alſo ſchwärzlich werden.

Daß dem ſo ſei, beweiſet ja auch das Lampen- und Kerzenlicht. Jedermann weiß, es verbreitet bei dunkler Nacht röthlich gelben Schein über Alles; es färbt daher in Zimmern auch blaue Tapeten und Geräthſchaften grünlich. Wenn man darauf achtet, ſieht man ſelbſt den gelben Reflex vom Papier. Aber die Schatten von dem Kerzenlichte ſind dennoch in der Nähe deſſelben ſchwarz, in der Ferne grauer. Denn das gelbe Licht iſt für ſich ſelbſt von der Kerze ſchwach, weil es zu zerſtreut iſt, und örtliche Beraubung alles Lichtes wirkt Nichtlicht, Finſterniß.

Wenn man aber in der Morgendämmerung, vor oder nach Sonnenaufgang, das Kerzenlicht zu dem gegen Oſten gelegenen Fenſter bringt, wird das ſchwache, gebrochene, gelbe Tageslicht, welches hereindringt, durch den gelben Schein der Kerzenflamme verſtärkt.

Stellt man dann einen ſenkrechten Stab zwiſchen dem Tages- und Kerzenlicht, ſo wird das letztere, als das noch mächtigere, einen blauen Schatten (als Gegenſatz des gelben Lichtes) werfen. Das Tageslicht hingegen wird mit ſeinem grauen Schatten das matte, zerſtreute gelbe Licht, welches vom weißen Papier reflektirt wird, dunkler und damit ſichtbarer machen (wie denn überhaupt Licht erſt im Schatten ſichtbarer wird, wie z. B. der durch das Prisma fallende Strahl nicht an der beleuchteten, ſondern an der beſchatteten Wand die ſieben Farben deutlicher zeigt). Der Schatten des Stabes vom Tageslicht her wird alſo nicht mehr grau ſein, ſondern lebhaft gelb. Folglich iſt der die blauen Schatten begleitende orangefarbene oder gelbe Saum nichts Anderes, als das in dem Schatten zur Sichtbarkeit gehobene gelbe Licht ſelbſt, welches den blauen Schatten erzeugt.*)

Daraus erklärt ſich, daß bei Sonnenaufgängen der farbige Rand jedesmal unterhalb des Schattens an den Wänden iſt. Denn das Licht, welches den Schatten erzeugt, alſo das farbig gebrochene, tritt horizontal durch die ganze Breite der unterſten Luftſchichten heran; während vom Zenith das wenige weiße Licht, die Schichten des Dunſtkreiſes ſenkrecht durchſchneidend, den mattgrauen Schatten von dunkeln Körpern abwärts wirft.

Sobald die aufgegangene Sonne um mehrere Grade über dem Horizont ſteht, und eine größere Menge weißen Lichts thätig iſt, wird ſich nicht nur der farbige Lichtſaum rings um den Rand des farbigen Schattens bilden, ſondern ſelbſt oft auch im Innern des Letztern noch ein dunkler Kernſchatten ſichtbar werden. — Durch gehörige Wendung des vorgehaltenen Körpers (z. B. des Armes oder der Hand) gelingt es gern, die dreifache Erſcheinung zu trennen, ſo daß der bisher dunkle Kernſchatten ſich ſehr blaßgrau ſeitwärts vom farbigen entfernt, und ſelbſt der farbige Lichtſaum ſich von ihm ſcheidet.

Dieſelben Erſcheinungen werden auch hervortreten, wenn man das volle Sonnenlicht durch farbige Glasſcheiben auf eine, mehrere Schuh davon entfernte, weiße Fläche ſtrahlen läßt. Iſt zum Beiſpiel das Glas violet: ſo wird der Wiederſchein des Lichts auf der weißen Fläche ebenfalls violet, der darauf geworfene Schatten aber hellgrün, der Lichtſaum rings um denſelben hingegen dunkler violet, als der übrige

*) Es läßt ſich auch der Gegenverſuch zur Beweisführung anordnen: Man laſſe das Tages- und Kerzenlicht von einer und derſelben Seite gegen den dunkeln Körper fallen, ſo wird zwar der blaue Schatten (und kräftiger) erſcheinen, aber der gelbe fehlen, an deſſen Statt die Stelle, wo er im Blauen nun ſein ſollte, durch den grauen Schatten finſterer wird.

Wiederſchein, und der vom ſeitwärts zuſtrömenden weißen Licht erzeugte Schatten dunkel (innerhalb des arbigen), oder blaßgrau (auſſerhalb desſelben) ſein.

Somit iſt alſo der farbige Rand oder Saum, der die farbigen Schatten begleitet, eine Anzeige von der Farbe des gebrochenen Lichtes, das die Schattungen erzeugt hat.

14. Einige Schlußbemerkungen.

Und ſo end' ich. Hätt' ich mehr als kurze Andeutungen über den wichtigen Gegenſtand liefern wollen, würde meine Vorleſung zum Buche gewachſen ſein. Ich glaube aber einen Gegenſtand mit Recht wichtig nennen zu dürfen, der eine neue Pforte zum Eintritt in die geheimnißreiche Werkſtatt der Natur zu ſein ſcheint.

Nicht aber die farbigen Schatten an und für ſich ſind das Wichtige, ſondern ihre Bedeutſamkeit liegt in dem Gegenſatz, welchen ſie zu ihrer Lichtgattung bilden. Sie verrathen uns diejenige Gattung gebrochener Strahlen in der Atmoſphäre, welche neben den weißen, zu verſchiedenen Zeiten und unter verſchiedenen Himmelsſtrichen, mehr oder weniger die herrſchenden ſind. Der Einfluß des Lichts auf die organiſche und unorganiſche Welt iſt uns zwar überhaupt bekannt; nicht aber die Modifikation dieſes Einfluſſes, wenn das Licht auf eine oder andere Weiſe, im Dunſtkreiſe anhaltend gebrochen, zu uns gelangt.

Es dürfte vielleicht das Beobachten der vorwaltenden Lichtart, vermittelſt der farbigen Schatten, bei meteorologiſchen Anſtalten einſt nicht unweſentliche Dienſte leiſten, und die Photometrie ſich auf gleiche Weiſe neue Felder der Erkenntniß eröffnen. Licht, Wärme, Elektrizität und Magnetismus, deren Sippſchaft noch ſo unklar iſt, geben vielleicht durch die farbigen Strahlen in der Atmoſphäre nähere Auskunft über ihr gegenſeitiges Verwandtſein. Denn bisher kannte man dieſe Strahlen faſt nur aus dem von Prismen und Regenwolken zerlegten Lichte. Nun aber iſt man vermöge der Schattenfarben fähig zu erkennen, welche Art gebrochenen Lichtes in der Atmoſphäre neben den ungebrochenen Strahlen beſteht.

Auch auf den hohen Gebirgen findet die farbige Brechung ſtatt. Ich ſah meinen Schatten im Frühlicht blau über das Eis des Grieſsgletſchers ſchweben, der, in dem Alpenkamm zwiſchen Oberwallis und Italien, noch in einer Höhe von 7340 Fuß einen Weg offen läßt. Aber unſtreitig genieſſen die Gipfel unſerer Alpen eine größere Menge ungebrochenen Lichtes, oder minderſtarkgebrochenen, als die tiefern Oberflächen der Erde. Mag nicht auch daher zum Theil die reinere und lebhaftere Farbe der Alpenpflanzen, zumal in ihrer Blüthe, ſtammen? Es iſt durch Erfahrung genug dargethan, daß die Gebirgsblumen, in tiefere Gegenden mit aller Sorgfalt, ſelbſt mit dem Boden verpflanzt, dem ſie entſproſſen, den Glanz und die Klarheit ihrer Tünchung verlieren*). Oder warum ſollten wir den Zuſammenhang des verſchiedenartig gebrochenen und farbigen Lichts mit dem Pflanzenleben bezweifeln? Deutet uns nicht gleichſam ſpielend darauf ſchon der Farbenſchmuck hin, worin ſich manche Früchte der Geſträuche und Bäume abwechſelnd bis zu ihrer Reife kleiden? Durchlaufen z. B. nicht die blauen Zwetſchgen, Pflaumen, Brombeeren, ſchwarzen Kirſchen u. ſ. w. genau den prismatiſchen Farbenkreis vom Dunkelgrün zum Hellgrün, Gelb, Orange, Roth bis ins Violett?

Nicht ohne Urſache, ſo wie auch nicht ohne Wirkung, mag im weiten Haushalt der Natur jenes ungleiche Verhältniß ſein, welches im prismatiſchen Kreiſe zwiſchen den drei ſogenannten Grundfarben, Gelb, Roth und Blau, ſtatt findet. Wenn wir zur Domaine des gelben Lichts auch das grüne und orange, zum Gebiet des rothen auch das violette und orange, zur Herrſchaft des blauen auch das grüne und violette zählen: ſo iſt das blaue Licht weitaus das vorwaltende; nächſt ihm erſt das rothe, am wenigſten das gelbe**).

Die Lehre vom Licht gleicht darin der Sonne ſelbſt, daß uns immer mehr Dunkelheit umgibt, je länger wir uns mit ihr beſchäftigen. Der größte Entdecker neuerer Zeit in dieſen Gebieten menſchlicher Erkenntniß, Fraunhofer, hinterläßt ſeinen Nachfolgern noch unermeßliche Strecken zu erobern; und des vielverherrlichten Sängers Ahnungen vom Urſprung der Farben***), als Kindern aus der Vermählung des Lichts und der Finſterniß entſprungen, zeigen in der Ferne auf eine neue Welt voll unentſchleierter Wunder hin.

---

*) Das reinſtrahlende Roth der Rhododendern oder der Saxifraga oppositifolia in den Alpen wird in tiefern Gegenden matt und unrein; die klarweiße Blüthe von Ranunculus alpestris gelblichweiß; das Brennendrothe in den Punkten des blauen Antyrrhinum alpinum ſchmutzigroth; das Violet der Soldanella alpina röthlicher, und die dunkle Himmelblaue der Viola calcarata ziemlich blaßblau.

**) Auf dieſe Weiſe das Längenverhältniß der drei Hauptfarben im prismatiſchen Kreiſe beſtimmt, nimmt von ihnen Raum ein:

Gelb:	0,256166	Theile oder	92° 13′ 12″
Roth:	0,288426	— —	103 49 59
Blau:	0,455408	— —	163 56 49
	1,000000	— —	360 — —

***) S. Göthe's Farbenlehre.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 5. Dritter Jahrgang 1826. 1. Februar.

Schweizerische Miszellen.

1.

Die Wasserstraßen der Schweiz.

Wir eröffnen die kleine Gallerie schweizerischer Denkwürdigkeiten, welche in diesem Jahr für die Unterhaltungsblätter sollen aufgehoben werden, mit der Darstellung des schönen und großen Entwurfes, welchen ein achtungswürdiger und edler Schweizer, der Banquier und Friedensrichter in Lausanne, Herr de Molin, für die Verbindung der schiffbaren Gewässer der Schweiz durch Kanäle und Flußkorrektionen, zu Erzielung der wesentlichsten Vortheile, wie für das Gemeinwohl des Bundesstaates, so für den besondern Wohlstand mancher seiner Glieder, bearbeitet und zu dessen Ausführung bereits auch einleitende Schritte gethan hat. Die nachfolgende Darstellung der beabsichtigten Unternehmung ist einer Vorlesung entnommen, welche Herr de Molin am 2 November in der naturforschenden Gesellschaft des Kantons Waadt gehalten hat. Ihre Verbreitung und die allgemeine Kenntnißnahme von dem beabsichtigten Werk wird der rühmlichen Bestrebung die öffentliche Meinung und in derselben die kräftigste Stütze mehr und mehr zuwenden.

Das gegenwärtige, an merkwürdigen Entdeckungen so fruchtbare Jahrhundert ist füraus bedeutsam durch die Anwendung dieser Entdeckungen zu nutzbaren Dingen, und durch die ausserordentliche Entwickelung, welche der Handelsverkehr und der Gewerbsfleiß durch jene erhielten. Ein erstes Ergebniß dieser neuen Ordnung der Dinge war der im frühern Merkantil-System eingetretene Wechsel und das Erforderniß, durch vervielfältigte Geschäfte ihren verminderten Ertrag zu ersetzen. Eine zweite damit genau zusammenhängende Folge war die Aufsuchung und Anwendung aller dienlichen Ersparnißmittel.

So geschah, daß, nachdem durch wissenschaftliche Fortschritte zahllose Maschinen erfunden und die Masse der industriellen Erzeugnisse vielfältig vermehrt war, man alsdann Bedacht genommen hat, die Verbreitung oder den Umlauf derselben leichter und minder kostbar zu machen. Eisenbahnen und Kanäle treten an die Stelle der bisher gewöhnlichen Straßen, und der Erfolg rechtfertigt zusehends diese neuen Einrichtungen.

Der erste Impuls ging von England aus; Frankreich folgte demselben, und alle aufgeklärten Völker benutzten den Friedensstand, dessen Europa genießt, um Resultate sich anzueignen, deren Einfluß auf den Handelsverkehr dermaßen entscheidend ist, daß man aussprechen darf, eine Nation, die sie verkennen und bei'm alten Schlendrian verharren wollte, müßte ihre Handelsverbindungen wo nicht gänzlich verlieren, doch empfindlich darin benachtheiligt werden.

Von dieser Ueberzeugung ausgehend und in Betracht des mannigfachen Abbruchs, welchen der Handelsverkehr der Schweiz bereits erlitten hat und noch weiter zu erleiden in Gefahr steht, darf man wohl nicht zweifeln, daß auf schützende und rettende Mittel in dem vorhin angedeuteten Sinne Bedacht zu nehmen erforderlich wird. Ein dahin zielender Vorschlag ist der nachfolgende.

Es sollen durch Kanäle und Flußkorrektionen der Genfersee (lac léman) und der Rhein in Verbindung gebracht und dadurch eine leichte und geregelte Binnen-

ſchiffahrt bewerkſtelligt werden. Wenn bei'm erſten Anblick dieſer Vorſchlag rieſenhaft und unausführbar erſcheinen möchte, ſo wird eine nähere Prüfung desſelben zu ganz anderer Anſicht und vermuthlich auch zu der Ueberzeugung führen, daß der Entwurf nicht nur ſeiner Natur nach ausführbar, ſondern auch mit keinen allzugroßen Schwierigkeiten verbunden iſt. Vollends dann iſt aber auch der Gedanke einer ſolchen Schiffahrt keineswegs neu; manche Spuren beweiſen ihr vormaliges Daſein, und ſelbſt heutzutage iſt dieſelbe theilweiſe oder einigermaßen vorhanden, indem Schiffe, die in Entreroche oder in Murten ihre Ladung einnehmen, zuweilen nach der nördlichen Schweiz verſandt werden, indem ſie über die Seen von Yverdun (Neuenburg), Murten und Biel, durch die Zihl (Thièle) und die Aare, bis nach Aarberg, Brugg und ſogar bis Zurzach gelangen. Waaren, die, aus Deutſchland kommend, den umgekehrten Weg nehmen, ſteigen hinwieder die vorgenannten Flüſſe auf. Allein in ihren gegenwärtigen Verhältniſſen iſt dieſe Schiffahrt ſo unſicher und ſo langſam, daß ſie nur für Waaren, denen weder Zeitverſäumniß noch Waſſerſchaden Nachtheil bringen kann, anwendbar iſt. Und dennoch wird davon Gebrauch gemacht. Wie ganz anders wäre es, wenn aus dem lemaniſchen See der Waarentransport mittelſt eines Kanals in die Seen von Yverdun und Biel ſtatt finde, und wenn von da in rectificirten Flußbetten eine leichte Verbindung mit Baſel durch den Rhein, mit Zürich und Wallenſtadt durch die Limmath, mit Bern durch die Aare und vielleicht mit Luzern durch die Reuß geöffnet wäre!

Die Hauptarbeiten, welche dies Unternehmen erheiſchen würde, wären folgende:

Die Grabung eines Verbindungskanals zwiſchen den zwei Seen von Genf (Leman) und von Neuenburg oder Yverdun.

Die Correction des Ziblfluſſes, oder vielmehr die Ausführung eines Kanals, der die Gewäſſer dieſes Fluſſes, vom Pfeidwald bis in die Gegend von Altreu, in gerader Linie der Aare zuführe.

Die Correction der Aare, welche beſtehen ſoll in einem von Aarberg nach Büren führenden Kanal, in der Geraderichtung ihres Flußbettes bis Altreu, in der Wegnahme oder Vertiefung der Geſchiebebank, welche die Emme eine Meile unterhalb Solothurn angelegt hat, in einigen Geraderichtungen zwiſchen Aarau und Brugg, und endlich in den Arbeiten nahe bei dieſer letztern Stadt für die Erweiterung des Felſenbettes, deſſen Verengung den Lauf des Fluſſes hemmt und die Durchfahrt erſchwert.

Noch weitere Arbeiten blieben übrig, im Rhein bei Lauffenburg für die Fahrt nach Baſel, einige Verbeſſerungen im Limmatfluß von ſeinem Eintritt in die Aare bis Zürich, und endlich diejenigen der Reuß für die Fahrt nach Luzern: von dieſen letztern, die zu vollſtändiger Entwickelung des beabſichtigten Unternehmens zwar allerdings mehr und minder wichtig ſind, ſoll jedoch hier die Rede nicht ſein, weil dieſelben früher oder ſpäter als abſonderliche Arbeiten ausgeführt werden mögen, und weil ihre Verbindung mit der Hauptunternehmung nicht unentbehrlich iſt, auch wohl dieſe dadurch nur verwickelt und erſchwert würde.

Durch die vorbemerkten Zibl- und Aare-Correctionen, welche dieſen Flüſſen einen beträchtlichern und gleichförmigern Fall ertheilen ſollen, würde, den ſorgfältig berechneten Angaben des Hrn. Oberſt Tulla zufolge, eine unmittelbare, mehrere Fuß betragende Senkung des Waſſerſpiegels der Seen von Biel, Yverdun und Murten ſich ergeben, und dieſe Senkung hinwieder müßte die wichtigſten Ergebniſſe herbeiführen, indem ſie hinſichtlich auf Landbau, Handel und Tranſit dem Staatshaushalt der weſtlichen Schweiz die weſentlichſten Vortheile bringen würde. Erfahrene Sachkenner verſichern einſtimmig, daß ein beträchtlicher Strich Landes, welcher jetzt andauernd oder bei jährlichem Waſſeraustritt der Zihl und Aare, ſo wie der Seen, periodiſch überſchwemmt iſt, vollkommen ausgetrocknet werden mag. Die Einen berechnen den Umfang dieſes Landes auf 100,000 Jucharten (poses), Andere bleiben bei der mäßigern Angabe von 60,000 ſtehen. Wenn nun auch die minder günſtige Rechnung als die richtige angenommen, und wenn ſelbſt dieſe noch auf 50,000 Jucharten (ohne Zweifel viel zu niedrig) reducirt wird, ſo mag Niemand die große Wichtigkeit dieſer Erwerbung verkennen. Davon würden dem Kanton Waadt ungefähr 15,000 Jucharten zu gut kommen, und dieſe, nach ganz mäßigen und beſcheidenen Schatzungen (deren Details hier übergangen werden), bei vollendeter Austrocknung mindeſtens drei Millionen an Werth, oder das dreifache ihres gegenwärtigen Werthes, wie für die Eigenthümer, ſo für den Staat, erhalten. Auf dieſen 15,000 Jucharten Landes konnten zwölf bis fünfzehn Gemeinden wohlhabend aufblühen und einer reinen und geſunden Luft in einer Gegend genieſſen, wo jetzt ſtinkende Moräſte, ein ungeſundes und unfruchtbares Land iſt.

Dieſe Umwandlung wird freilich nicht das Werk eines Tages ſein; ſie wird Zeit erheiſchen, wie die Austrocknung der Linthſümpfe; aber was im Linththale zu Stande gebracht ward, gewährt eine große Zuverſicht für das, was unter zum Theil wenigſtens günſtigern Umſtänden auch hier, und vermuthlich in kürzerer Zeit, zu Stande gebracht werden mag.

Die nämliche Urſache dann aber, welche die erwünſchte Verwandlung der Sümpfe in urbares und bewohnbares Land erzielen ſoll, wird auch den Werth

aller umliegenden Grundstücke verhältnißmäßig erhöhen, weil zu den Vortheilen der Austrocknung nun auch derjenige einer bequemen und unkostbaren Straße für die Ausfuhr von Erzeugnissen aller Art hinzukömmt.

Hinüchtlich auf den Handelsverkehr, theils der Schweizerkantone oder der eidsgenössischen Landschaften unter sich, theils ihres Verkehrs mit dem Ausland, müssen die Vortheile des vorgeschlagenen Unternehmens nicht minder einleuchten.

Manche Landschaft und mancher Kanton würden unstreitig einen viel bessern Absatz ihrer Erzeugnisse finden, wenn der Transport auf den vorhandenen Straßen weniger schwierig oder kostbar wäre. Der Kanton Waadt hat alljährlich mindestens zwanzigtausend Lasten (chars) Wein auszuführen, die nicht selten, zum Theil wenigstens, zurückbleiben, weil der Fuhrlohn die Preise allzusehr steigert. Eine Ersparniß von drei Viertheil dieser Frachten müßte unfehlbar den Absatz befordern; und gleichmäßig wird dies, in minderer Bedeutung zwar, noch andern Landeserzeugnissen mehr zu gut kommen.

Die übrigen Kantone würden an diesen Vortheilen Theil nehmen. Das Eisenerz von Bern und Solothurn würde freiern Umlauf gewinnen und den Tribut mindern, den wir für dieses Metall dem Ausland zahlen. Bau- und Brennholz fänden leichtern Austausch; noch andere Gegenstände mehr, die jetzt nicht einmal Tauschmittel sind, würden es werden und den Verkehr zwischen den Kantonen vervielfältigen helfen. Dem auswärtigen Handel der Schweiz könnten ähnliche Vortheile nicht entgehen. Der so wichtige Salzbedarf der Eidsgenossenschaft würde durch bedeutsame Verminderung der Transportkosten und durch erleichterte Concurrenz der Verkäufer minder lästig werden. Die Kolonialwaaren und alle übrigen Artikel des eigenen Verbrauches, die aus Holland und Deutschland eingebracht werden, würden fast um ihren ganzen Fuhrlohn wohlfeiler zu stehen kommen, und da dieselben zum Theil wenigstens durch Exportationen bezahlt werden, so würde die Convenienz um so größer sein, von daher, und nicht aus Gegenden, die von uns nur Baarzahlungen nehmen, unsern Bedarf zu beziehen.

Vollends wichtig und erwünscht müßten dann endlich die Vortheile eines Schiffahrtskanals für den Waarentransit der Schweiz überhaupt und des Kantons Waadt insbesondere sein. Dieser Transithandel hat in den neuesten Zeiten den empfindlichsten und für den Kanton Waadt einen solchen Abbruch erlitten, daß kaum noch ein Viertheil des frühern übrig ist. Bei'm Rückblick auf die Jahre 1780 bis 1790 (die ich absichtlich wähle, weil in dieser Periode die ausserordentliche Regsamkeit der Jahre 1790 bis 1800 nicht, aber auch nicht die seit 1800 eingetretene Hemmung angetroffen wird) muß der Kontrast, welcher sich darbietet, auffallen. Damals trafen wöchentlich dreißig bis vierunddreißig Waarenfuhren aus der Schweiz in Ouchy, Morsee und Nyon ein, und gingen von da beladen wieder zurück. Damals befanden sich Niederlagen von Kaffee, Zucker, Baumwolle, Farbholz, Seife u. s. w. in fast allen Hafenorten unsers Sees, welche schnell wechselnd sich anfüllten und wieder leerten. Eben damals auch ward das Kaufhausgebäude von Ouchy, dessen Magazine unzureichend geworden waren, erweitert. Gegenwärtig nun aber, wie verhält sich's? Höchstens fünf bis sechs Waarenfuhren kommen die Woche durch, und leere Niederlagen sind es, die man antrifft.

Will man den Ursachen dieser Transitabnahme nachforschen, so kann man dadurch in den Stand gesetzt werden, zu urtheilen, ob dieselbe wirklich ihren Endpunkt erreicht hat, oder ob noch weitere Abnahme zu besorgen ist?

Seit zwanzig Jahren hat der Handel überhaupt eine große Umwälzung erlitten; ein neues System ist in demselben vorherrschend geworden; alle Mittel der Ersparniß wurden erschöpft, und in Bezug auf den Transport sind dieselben am vollständigsten in Anwendung gebracht worden. Kanäle wurden gegraben, und die Landwege, welche nicht in Abnahme geriethen, verdanken dies entweder örtlichen Verhältnissen, oder verminderten Frachten. Die Straßen durch den Kanton Waadt wurden durch den Kanal Monsieur vorzüglich und den wohlfeilen Fuhrlohn betroffen, wodurch die französischen Fuhrleute sich den Vorzug verschaffen; die unserigen mußten ihrer Konkurrenz weichen; und allerdings besaßen jene mehr Nüchternheit und Regsamkeit, so daß wenn ihr Uebergewicht schon vor der Oeffnung des Kanals groß war, dasselbe nun seither vollständig geworden ist, und der Transit nach Basel völlig aufhören mußte, weil der Transport eines Zentners Waare von Lyon nach Basel nicht höher zu stehen kömmt, als von Lyon nach Lausanne.

Dabei ist zu bemerken, daß der Kanal Monsieur noch unvollendet ist, indem er wenig über Besançon hinausreicht, und ein Theil des Weges also über Land gemacht werden muß Es wird die Beendigung des Werks auf das Jahr 1827 angekündigt, und man kann eine neue Einbuße auf den noch vorhandenen Ueberresten unsers Transits auf den Zeitpunkt vorsehen, wo die französischen Frachten nochmals sinken, wenn inzwischen keine schützenden und rettenden Maaßnahmen bei uns getroffen werden sollten.

Worin mögen aber diese bestehen? Die Antwort ist nicht schwer. Wir sollen für uns dasjenige thun, was wider uns gethan ward. Wir sollen eine inländische Schiffahrt errichten, die mit der äussern, welche

uns so nachtheilig geworden ist, zu ringen vermögend sei. Der vorgelegte Plan kann diesen Zweck erreichen, indem er den für die Schweiz oder zum Transit durch dieselbe bestimmten Waaren eine eben so wohlfeile Straße, als die französische ist, zugleich aber auch eine kürzere und gesichertere, anweiset.

Da die Waarenfracht von Marseille nach Basel und von Marseille nach Lausanne ungefähr die gleiche ist, so darf man hoffen, die zu öffnende Schiffahrt dürfte für den Transport der rohen Erzeugnisse, welche die Kantone Bern, Aargau, Zürich u. s. w. zum Bedarf ihrer Fabriken beziehen, häufig benutzt werden, so wie hinwieder für den Transit schweizerischer Manufakturwaaren, die nach Piemont oder über Genua nach der Levante versandt werden. Dies wird hinwieder auch für vielerlei Waaren der Fall sein, welche die Schweiz zum eigenen Verbrauch aus dem südlichen Frankreich bezieht, wie die Kolonialwaaren, Oele, Seifen, Weine u. s. w.

Endlich würde auch diese Schiffahrt sich der Straße anschliessen, die früher oder später über den großen St. Bernhard geöffnet wird, und den Arbeiten, die unternommen werden könnten, um bis St. Moritz oder Martinach die Rhone aufzufahren. Damit würde uns ein bedeutsamer Theil der Einfuhr von Piemont und des Transits von Genua zufallen.

Die Besorgniß, daß die Oeffnung einer Wasserstraße dem innern Umlauf und Verkehr des Kantons Nachtheil brächte, wäre gewiß völlig ungegründet; vielmehr würden höchst wahrscheinlich die gegenwärtigen Straßen noch lebhafter und die Viehzucht vermehrt werden.

Ein kommerzieller Grundsatz besagt, daß im Verhältniß erleichterter Verbindungen sich der Verkehr vervielfältigt und die Geschäfte sich vermehren. Jene Ursache hat jederzeit und überall die nämliche Wirkung zur Folge gehabt, und wenn also auch im gegenwärtigen Fall, wie diese Wirkung eintreten werde, genau nachzuweisen unmöglich ist, so können etliche Erfahrungen der jüngsten Zeit die Behauptung jedoch unterstützen helfen.

Man erinnert sich der Klagen, welche, als es um die Errichtung der Pferdepost zu thun war, von allen Seiten her durch die Miethkutscher erhoben wurden. Seit dem Bestand der Extrapost nun aber hat sich die Zahl der Miethkutscher im Kanton vermehrt, und ihr Gewerbe ist so einträglich wie zuvor.

Aehnliche Klagen ertönten, als die Dampfboote auf dem Genfersee zu Stande kamen. Die öffentlichen und Privat-Fuhrwerke, hieß es, müßten aufgegeben werden. Die Miethkutscher müßten zu Grund gehen, und die Postregie würde an ihrem Ertrag empfindlichen Abbruch leiden. Dies hörte man vielfältig bei der Erscheinung des Wilhelm Tell; der Lärm verdoppelte sich, als später auch der Winkelried hinzukam. Seither aber sind Kutschen und Fuhrwerke aller Art beschäftigt geblieben wie zuvor, und der Ertrag der Postregie für das Rechnungsjahr 1824 hat alle frühern Jahre um 11000 Franken überstiegen.

Dies sind Thatsachen, aus denen sich nach Analogie schliessen läßt, daß wohl keine Art der Gewerbsamkeit Besorgnisse hegen darf.

Leichter noch kann die Beweisführung der zu erwartenden Zunahme des Viehstandes sein, wenn man sich erinnert, daß die Erwerbung von 15,000 Jucharten urbaren Landes das Ergebniß der Austrocknung unserer Sümpfe sein wird. Die Bearbeitung dieser neuen Grundstücke wird nicht nur eine nützliche Anwendung desjenigen Zugviehes gewähren, das allenfalls durch die Oeffnung der Wasserstraße in Unthätigkeit hätte versetzt werden können; sondern viel wahrscheinlicher auch wird die Ausdehnung der Viehweiden und der Kultur überhaupt größere Entwicklung von Mitteln erheischen, und einen Zuwachs landwirthschaftlicher Erzeugnisse aller Art herbeiführen. Die Reckwege längs dem Kanal werden beinebens eine nicht unbedeutende Zahl Pferde erheischen, und die erleichterten innern Verbindungen noch einmal mehr Zugvieh.

Zu den Mitteln der Ausführung seines Planes übergehend, bemerkt Hr. de Molin gleich anfangs, er habe, von jedem Privatinteresse in dem Geschäfte gänzlich entfernt, und nur durch Betrachtungen des Gemeinwohles geleitet, vorerst dem Staatsrathe des Kantons Waadt seine Vorschläge eröffnet, und als dieser ihn durch seine Antwort ermuntert hatte, gegen verschiedene andere schweizerische Regierungen Schritte gethan, deren Ergebnisse ihm die Ueberzeugung verschafft hätten, daß die Kantone Bern, Neuenburg und Aargau der Unternehmung ihre Theilnahme schenken werden, und daß begründete Hoffnung vorhanden sei, Solothurn und Freiburg werden dies gleichfalls thun. Eine im verwichenen Brachmonat zu Payerne gehaltene Konferenz war eine Folge dieser günstigen Gesinnungen.

Zwei Umstände, glaubt er, sollten nun ein beförderliches Einschreiten räthlich machen. Einerseits die viele Baarschaft, welche vorhanden ist, und um deren nutzbare Anwendung man öfters in Verlegenheit geräth; anderseits dann die so wünschbare und wichtige Benuzzung der köstlichen Materialien, welche die im Jahr 1816 von der Regierung in Bern mit Untersuchung der Verhältnisse des Zihl- und Aareflusses beauftragte Kommission zusammengebracht hat. Diese Arbeiten sind nicht alle auf dem Papier vorhanden, schon leben nicht mehr alle Glieder dieser Kommission, und ein längeres Zuwarten gefährdet die Benutzung auch der von

den noch Lebenden gemachten Beobachtungen und Forschungen.

Herr Oberst Tulla, der großherzoglich badische berühmte Ingenieur, dessen ausgezeichnete Kenntnisse und Geschicklichkeit der Ausführung des Werkes die größten Vortheile und Gewährleistung zusichern würden, hat die Kosten der auf bernischem Gebiet auszuführenden Korrektionsarbeiten der Zihl und Aare beiläufig auf zwei Millionen Franken berechnet; die Kosten des Kanals von Entreroche dürften auf anderthalb Millionen ansteigen, und eine ähnliche Summe dürfte vermuthlich auch für den noch übrigen Theil der Arbeiten in den Kantonen Solothurn und Aargau erforderlich sein. Diese Summe erscheint freilich ausnehmend groß, aber dennoch ist sie nicht zurückschreckend im Verhältniß zu den Ergebnissen, welche damit erzielt werden sollen, und wenn sie auch nur auf die 50,000 Jucharten des zu gewinnenden Landes sollte vertheilt werden, brächte sie 100 Fr. auf die Juchart, was wohl lange nicht ihren vollen Werth betragen würde.

Die Verhältnisse der Eidsgenossenschaft und ihrer Kantonsregierungen zu einander, so wie hinwieder die Verhältnisse ihres Staatshaushaltes dürften wohl nicht gestatten, daß, sei es der Vorschlag zu Ausführung des Unternehmens, sei es diese Ausführung selbst, als Regierungssache behandelt würde; wohl sind Schutz, Unterstützung und Aufmunterung von Seiten der Regierungen in dem Verhältnisse der mehrern oder mindern Wichtigkeit, welche das Werk für einen jeden Kanton hat, erforderlich, und man darf darauf Rechnung machen; das Werk selbst aber eignet sich in dem republikanischen Bundesstaate vielmehr zu einem Privatunternehmen.

Ich habe, von dieser Ansicht ausgehend (sagt Hr. de Molin), geglaubt, das erste Erforderniß des Gelingens möchte eine Gesellschaft von Kapitalisten sein, die sich für das vaterländische Werk und dessen Ausführung vereinbaren würden. Ich glaubte dafür Schritte thun zu sollen, um inne zu werden, ob nöthigenfalls die erforderlichen Summen erhältlich wären, und ich darf aussprechen, daß ich hierüber eine völlige Beruhigung erhalten habe. Der Vorschlag geht demnach nun auf die Bildung einer Gesellschaft von Actionärs, welche die Führung der Geschäfte und die Leitung ihrer Interessen einem Verwaltungsrath, der zu bestimmten Zeiten Rechenschaft von seinen Verrichtungen geben wird, übertrüge. Es wird hier von keinen Benefiz-Vorbehalten, oder von den Geschäftsführern zufallenden Gewinntheilen die Rede sein, indem die Unternehmer für sich selbst keine pekuniären Vortheile bezwecken, und die Verwaltungskosten einzig nur von dem Ertrag der Unternehmung sollen abgezogen werden.

Ist die Gesellschaft der Actionärs gebildet, so wird es alsdann darum zu thun sein, mit den in der Sache interessirten Kantonen Einverständnisse zu treffen, von denen unstreitig das Gelingen des Unternehmens und seiner Vortheile abhängen muß. Die Kantone können verschiedentlich dafür mitwirken. Es steht zu hoffen, daß diejenigen unter ihnen, welche in der Ausführung des Werks eine Gewährleistung gegen alljährliche und oft sehr bedeutsame Einbußen und Schädigungen erkennen, durch pekuniäre Unterstützungen mitwirken werden, unbeschadet der gemeinsamen Maaßnahmen, wodurch der Mehrwerth des zu gewinnenden oder zu verbessernden Landes gutentheils zur Deckung der dafür gemachten Auslagen verwandt werden soll, und daß sie hinwieder auch geneigt sein werden, der Gesellschaft der Unternehmer einen Schiffahrtszoll zu bewilligen. Diese Zollgebühr darf jedoch nur mäßig sein, und sie muß darum auf eine lange Dauer bewilligt werden; sie soll mäßig sein, um mit derjenigen in gleicher Reihe zu bleiben, die auf einem benachbarten Kanal erhoben wird. Man kann, wenn die Sache einmal so weit gediehen ist, in mancher Hinsicht das französische Gesetz vom 16. September 1807 über Austrocknung von Sümpfen nutzbar zu Rathe ziehen, indem darin wohlbegründete Ansichten und eine scharfsinnige Anwendung der Grundsätze des Eigenthumsrechtes zu finden ist.

Neben den vorgedachten einleitenden Maasnahmen ist nun aber noch eine andere von erster Wichtigkeit und ganz unentbehrlich. Zwar stimmen alle bisher gesammelten Angaben dahin überein, daß die Ausführung des beabsichtigten Werkes nicht nur möglich, sondern daß für das Gelingen desselben die höchste Wahrscheinlichkeit vorhanden ist. Inzwischen darf man bei Wahrscheinlichkeiten und Hoffnungen keineswegs stehen bleiben, und um ein solches Werk anzufangen, muß der Erfolg gewissermaßen unfehlbar und zuverlässig erachtet werden können. Darum möchte, wenn die übrigen Vorarbeiten getroffen sind, eine durch die betreffenden Kantone zu veranstaltende Einladung an den Herrn Oberst Tulla erforderlich sein, um von demselben einen vollständigen und genauen Arbeitsplan nebst Kostendevis zu erhalten. Werden alsdann durch das Befinden dieses sachkundigen Mannes die Hoffnungen, welche man zu hegen berechtigt ist, nochmals bestätigt, so würde ungesäumt Hand ans Werk zu legen, und dieses auf mehreren Punkten zu beginnen sein, indem dasselbe, auch bei der größten Beschleunigung seiner Arbeiten, aufs allerwenigste vier bis fünf Jahre zu seiner Beendigung erfordern wird.

Ich habe bereits ausgesprochen (sagt Herr de Molin am Schlusse seiner Darstellung), daß ich der erforderlichen Kapitalsummen wegen völlig unbesorgt bin, und in der That sind es nicht bloße Hoffnungen, die

ich hierüber besitze. Wenn aber die Vortheile des Unternehmens dem Lande, worin es zu Stande gebracht wird, vollständig zu gut kommen sollen, so ist erforderlich, daß auch die Interessenten vorzugsweise sich in demselben befinden. Denn zu den bereits aufgezählten Vortheilen wird in diesem Fall auch der Gewinn, welchen die Aktien erhalten mögen, hinzukommen, ein Gewinn, der dem Land entzogen wäre, wofern Ausländer die Hauptaktionärs sein würden. Aus diesem Grund werden die Geldanerbietungen des Auslandes, die bereits sind gemacht worden, oder noch gemacht werden dürften (und die inzwischen als eine nutzbare Reserve zu betrachten sind), einstweilen nicht angenommen, sondern es muß eine solche Verbreitung und Zertheilung der Aktien, die das Unternehmen hinwieder auch um so einheimischer und vaterländischer machen würde, vorzüglicher erscheinen. An die Regierungen wäre das Ansuchen zu richten, diese Betrachtung zu würdigen, und mittelst ihrer Dazwischenkunft das Gutfindende deßhalb einzuleiten. Sie würden damit ihrer unmittelbaren Beihülfe eine moralische hinzugesellen, die dem großen Werke eine gedoppelte Gewähr brächte.

Ueber den Zustand Aegyptens im Jahr 1824 und Anfang 1825.

Das Jahr 1824 hatte für Aegypten unter drohenden Vordedeutungen begonnen. Der ausserordentliche Mann, der es beherrscht, war, um die Kosten zu decken, die seine doppelte Expedition nach Arabien und Sennaar erheischten, ist genöthigt gewesen, es mit ungeheuern Abgaben zu drücken. Ausserdem hatte er sich ausschließlich das Recht vorbehalten, zu selbstbestimmten Preisen die vorzüglichsten Erzeugnisse des Landes aufzukaufen, um sie nachher mit sehr großem Vortheil wieder abzusetzen. Er verlangte auch, zu demselben Zwecke, daß die Karawanen nur seinen Beauftragten die meisten aller der Gegenstände überliessen, die sie aus dem Innern Afrika's mit sich brachten. Auf gleiche Weise hatte er sich fast alle Vortheile des ägyptischen Handels angeeignet. Die Araber, die die vier Fünftel der Bevölkerung des Landes bilden, haben immer mit Widerwillen das Joch der Osmanlis getragen. Die zwischen ihnen und diesen bestehende Glaubensgemeinschaft ist mehr anscheinend als reell; denn sie halten die Gesetzmäßigkeit der Uebertragung des Kalifats in die Familie Osmanns wenigstens für sehr zweifelhaft. Die neuen Lasten, die der Pascha ihnen auferlegt hatte, vermehrten also in der letztern Zeit die beständige Auflehnung und Abneigung gegen die Türken noch um ein bedeutendes.

Diese Aufregung suchten die Wechabiten zu benutzen. In Arabien durch die Armeen Mohamed-Ali's überwältigt, suchten sie dafür sich durch eine Verschwörung im Innern Aegyptens selbst zu rächen. Zauberer und falsche Propheten, an denen es zu allen Zeiten im Morgenlande nie gemangelt hat, durchstreiften, von ihnen besoldet, Saida und Nubien, und die auf mehrern Punkten ausbrechenden Insurrektionen bewiesen den Erfolg ihrer Anreizungen und sogenannten Wunder, deren sie sich bedienten, um auf die Leichtgläubigkeit des Volks den gewünschten Eindruck hervorzubringen.

Mehr als viertausend Fellahs waren bewaffnet zwischen Siut und Ybrim aufgestanden. Unter ihnen zeichneten sich vorzüglich die Araber von Gurnah aus, die in den Begräbnißhöhlen wohnen, wo Theben ehemals seine Todten beisetzte, und die seit einigen Jahren einen so einträglichen Handel mit den unzähligen Alterthümern trieben, die sie dort entdeckten. Sie haben sich nie, ohne hartnäckigen Widerstand, unter ein fremdes Joch gebeugt. Die Mameluken selbst übten über sie nur eine sehr zweifelhafte und wenig einträgliche Autorität aus, und als das französische Direktorium eine Armee nach Aegypten sendete, waren sie die letzten von allen Bewohnern dieses Landes, die sich den Waffen des Siegers unterwarfen. Vorzüglich gegen die Franken und Kopten war die Wuth der aufrührischen Bauern gerichtet, denn sie schrieben den größten Theil der Bedrückungen, welche sie erduldet hatten, den Christen zu, die sich in der Nähe des Pascha befanden, und auf die Rathschläge, die sie ihm ertheilten. Unglücklich waren die Reisenden, die in ihre Hände geriethen. Einige Engländer, die von der Insurrektion in Oberägypten überrascht wurden, mußten diesen Zufall mit ihrem Leben bezahlen.

Auf der andern Seite waren mehrere Türken, denen ihre Aemter Einfluß verschafften, ungeachtet ihrer Abneigung gegen die Araber, dennoch bereit, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen, so sehr hatte der Einfluß, den mehrere Europäer auf den Hof des Pascha ausübten, gegen diesen aufgebracht. Der ottomanische Stolz empörte sich, wenn sie gezwungen waren, bei der Ausführung der Entwürfe mitzuwirken, die von den Ungläubigen veranlaßt worden waren. Zu Kairo und zu Alexandria suchten die alten Sitten und Gewohnheiten denselben Widerstand zu leisten, den sie zu Konstantinopel den Neuerungen Selims III entgegengestellt hatten.

Schon in einem frühern Zeitraume hatten Oppositionen derselben Art sich offenbart. Man hatte den beharrlichen Willen Mohamed-Ali's mit Gewalt zu beugen gewußt, und er hatte sich genöthigt gesehen, den Vorurtheilen nachzugeben, über die er weit erha-

ben war. Ueberzeugt, daß die Peſt, die jährlich den zehnten Theil der Bevölkerung Aegyptens hinrafft, durch die Schiffe ins Land gebracht werde, die von Konſtantinopel kommen, hatte er verſucht, ein Lazareth zu begründen, das auf dieſelbe Weiſe, wie die europäiſchen längs dem mittelländiſchen Meere, verwaltet werden ſollte; aber die muſelmänniſchen Prieſter, unverſöhnliche Feinde aller Neuerungen, ſahen dieſe Anſtalten nicht gern. Von ihnen aufgeregt, erhoben ſich die Bewohner von Alexandria dagegen, indem ſie vorgaben, daß ein ſolches Unternehmen den Vorſchriften der Gottheit geradezu entgegengeſetzt ſei, und die übrigen Theile von Unteräegypten waren auf dem Punkte, ihrem Beiſpiele zu folgen. Eine allgemeine Gährung, zu Gunſten der Peſt, war ihrem Ausbruche nahe. Man mußte alſo nachgeben, und die unſinnigen Geſchöpfe ſterben laſſen, weil ſie durchaus ſterben wollten.

Die Vorſicht des Paſcha hatte ihn ſchon frühzeitig die Verwickelung vorausſehen laſſen, in der er ſich endlich befinden würde, und er war lange ſchon auf die Mittel bedacht, ſich ihr zu entheben. Er rechnete nur wenig auf die wetterwendiſche Anhängigkeit ſeiner albaneſiſchen Truppen, und der Tag, wo, um ſie aufs Neue für ſich zu gewinnen, er ihnen die Plünderung von Kairo hatte bewilligen müſſen, war nie aus ſeinem Gedächtniſſe entſchwunden. Seitdem hatte er ſich unausgeſetzt beſtrebt, der gefährlichen Vormundſchaft dieſer ränkeſüchtigen Prätorianer zu entgehen. Es war alſo nicht des eitlen Ruhmes wegen, ſeine Waffen in das Herz Afrika's getragen zu haben, daß er, unter dem Befehle ſeines Sohnes Ismael, eine Armee nach Dongola und Sennaar ſchickte. Die Geſichtspunkte einer höhern Politik hatten ihn allein dazu beſtimmt.

Als Kleber Obergeneral der franzöſiſchen Truppen in Aegypten geworden war, ſah er nur zu bald ein, daß eine Armee, die ſich nicht rekrutiren kann, bald vernichtet ſein würde, und da diejenige, welche er unter ſeinem Befehl hatte, ſeit der Niederlage von Abukir ohne alle fernere Verbindung mit Frankreich war, ſo hatte er, kurz vor ſeinem Tode, den Entſchluß gefaßt, aus Negern, die er von den Karavanen im Innern Afrika's erkaufen ließ, Bataillone zu bilden, die allen Regeln der europäiſchen Disziplin unterworfen waren. Denſelben Plan hatte der Paſcha nun wieder aufgenommen, und brachte ihn, über alle Erwartung, aufs Beſte in Ausführung.

Als Ismael die Grenzen Nubiens überſchritten hatte, wurden zehn- bis zwölftauſend Schwarze von ſeinen Soldaten rekrutirt, und nach Aſſuan, am ſüdlichen Ende Aegyptens, geſchickt. Auſſerdem brachte er noch eine große Menge Pferde von Dongola zuſammen, die in der ganzen Levante ſo ſehr geſucht werden, und die faſt den einzigen Tribut bildeten, den er dieſen wilden Gegenden abnehmen konnte, die von noch wildern Völkerſtämmen bewohnt werden, und die das Feuer der tropiſchen Sonne verſengt.

Zu gleicher Zeit, als Ismael nach Sennaar vordrang, näherte Mehemet-Bey, ein Schwiegerſohn des Paſcha, ſich mehr noch dem Mittelpunkte Afrika's. An der Spitze eines andern Armeekorps hatte er ſich des Kordofan bemächtigt, um dort ebenfalls Neger auszuheben. Dieſes bisher ſo wenig bekannte Land verdient in mehrfacher Hinſicht die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Die Naturforſcher könnten dort wichtige Bemerkungen in einer Kette halberloſchener Vulkane machen, von denen einige noch dicke Rauchſäulen und glühende Aſche ausſpeien. Es iſt nicht weniger intereſſant für die Archäologie; denn viele Grotten, deren Wölbungen ganz mit Hieroglyphen überdeckt ſind, beweiſen, daß man einſt die Künſte Aegyptens hier kannte, ungeachtet der vierhundert Stunden weiten Entfernung und der Einoden, die ſie davon trennen.

Die Neger, die Mehemet daſelbſt rekrutirte, waren nicht das einzige Reſultat ſeiner Expedition. Dieſer ausgezeichnete Mann, der wohl würdig war, zur Ausführung der großen Plane des Paſcha mitzuwirken, hatte nicht, wie die meiſten ſeiner Landsleute, jene alberne Verachtung der Wiſſenſchaften. Er ſetzte im Gegentheil einen Ruhm darein, ſie zu lieben, und er beſchützte diejenigen, die ſie kultivirten. Es iſt höchſt ſelten, daß er einen Europäer ſieht, ohne ihn über Phyſik und Chemie zu befragen, und nicht ſelten ſetzt er ſie, durch die Schwierigkeit ſeiner Nachforſchungen, in nicht geringe Verlegenheit. Er hat vorzüglich eine entſchiedene Vorliebe für die Geographie. Vor ihm hatte man über Kordofan und die umliegenden Länder nur ſehr unbedeutende und verworrene Nachrichten, die von den Sklavenhändlern mitgetheilt worden waren. Während er nun dieſen Theil von Afrika beſetzt hielt, faßte er den Entſchluß, den er auch ſogleich in Ausführung brachte, eine Karte davon aufzunehmen, um dadurch ſelbſt zu den Fortſchritten ſeines Lieblingsſtudiums einen Beitrag zu liefern. Dieſe Karte, wahrſcheinlich eine der erſten, die ein Türk je entworfen hat, iſt bereits, durch die Sorgfalt eines deutſchen Reiſenden (Rüppell aus Frankfurt am Main) mit einigen Verbeſſerungen verſehen, in Europa bekannt geworden.

Als die Rekruten, die er im Kordofan gemacht hatte, und die Ismael von Sennaar aus ſendete, zu Aſſuan angekommen waren, wurden ſie ſämmtlich von europäiſchen Aerzten vaccinirt. Der Oberſt Sève, ein Offizier von der alten Garde Napoleons, den die politiſchen Stürme ſeines Vaterlandes auf die Küſte

Aegyptens geſchleudert hatten, beſchäftigte ſich ſodann, aus ihnen Infanterie-Regimenter, nach dem Muſter der franzöſiſchen, zu bilden. Fünfhundert Mameluken waren zu ſeiner Diſpoſition geſtellt worden, um als Offiziere in dem neuen Korps zu dienen; aber die Schwierigkeiten, die ſie bei jeder Gelegenheit machten, waren die erſten Hinderniſſe, die er zu beſiegen hatte. Nichts konnte nämlich den muſelmänniſchen Stolz mit dem Gedanken vertraut machen, unter dem Befehle eines Nazareners (denn ſo bezeichnet man die Chriſten in dieſem Theile Afrika's) zu ſtehen. Bei jeder Veranlaſſung wurde daher die Autorität des Oberſten verkannt und angefeindet. Eines Tages ließ er ſeine Truppen im Feuer exerziren, und man ſchoß mit Kugeln auf ihn. Mit einer unerſchütterlichen Kaltblütigkeit ließ er das Feuer von neuem beginnen. Ein anderes Mal, nach einer heftigen Gährung, bei der ſein Leben abermals in Gefahr geweſen war, vereinigte er alle Mameluken im Kreiſe um ſich her, und ſagte zu ihnen, daß, um ihnen einen Meuchelmord zu erſparen, er ſich mit einem Jeden von ihnen mit dem Säbel in der Fauſt herumſchlagen wolle. Dies unerſchrockene Betragen nöthigte ihnen Bewunderung ab und beſänftigte ihre Feindſchaft gegen ihn; denn die rohen und ſelbſt grauſamen Gemüthsneigungen, die ſo allgemein im Morgenland gefunden werden, ſind doch nicht ganz den edlern Empfindungen verſchloſſen. Seitdem waren die Mameluken eben ſo gehorſam gegen ſeine Befehle, als ſie gegen ſeine Perſon ſelbſt eine große Anhänglichkeit faßten.

Aber ungeachtet des Eifers, mit dem ſie ihn nun unterſtützten, ungeachtet ſeiner großen Geſchicklichkeit und Umſicht, hatte ſein Beſtreben doch nicht ganz den günſtigen Erfolg, den man ſich anfänglich davon verſprochen. Zwei Jahre waren noch nicht verfloſſen, und kaum blieben noch dreitauſend Mann von den zwanzigtauſend übrig, die der Sohn und der Schwiegerſohn des Paſcha geliefert hatten. Obgleich ſie im Ganzen von ſtarker Leibesbeſchaffenheit ſein mochten, ſo waren doch ſechszehn- bis ſiebenzehntauſend als eine Beute der ſtrengen Disziplin geſtorben.

Der ſchlechte Erfolg dieſes erſten Verſuchs entmuthigte den Paſcha nicht. Er hütete ſich wohl, auf das Projekt Verzicht zu leiſten, eine regelmäßige Armee zu haben, die von einem ſo großen Einfluſſe auf das Schickſal des Orients ſein konnte, in einem Augenblicke, wo unerwartete Begebenheiten ſich entwickelten, und die ſeine ganze äuſſere Geſtaltung verändern zu wollen ſchienen. Seine Nacheiferung wurde am lebhafteſten durch Englands Beiſpiel erregt, das mit achtzigtauſend Mann regelmäßiger Truppen in Aſien hundert Millionen Menſchen beherrſcht, und ſich durch ungeheure Eroberungen für alle auf den Grenzen ſeines weiten Reiches gewagten Angriffe rächt.

In dieſem Vorſatze wagte Mohamed-Ali einen Verſuch, der auch vollkommen durch den Erfolg gerechtfertigt wurde, obgleich die Kühnheit desſelben urſprünglich von allen ſeinen Rathgebern getadelt worden war. Man hat bemerkt, daß die Araber in Aegypten eben ſo ſehr über die wirklichen Uebel aufgebracht waren, die ſie von ſeiner Regierung zu erdulden hatten, als über die unbeſtreitbaren Wohlthaten, die ſie derſelben verdankten, die beherrſchenden Vorurtheile aber nicht anzuerkennen vergönnten. Ihrer Oppoſition trotzend, und auf die alten Maximen der türkiſchen Politik verzichtend, fürchtete der Paſcha nicht, unter ihnen ſelbſt Menſchen zu rekrutiren, mit denen er die zu Aſſuan geſtorbenen Neger erſetzen wollte. Zwei ſchnell auf einander folgende Ausbebungen fanden ſtatt, wodurch ſeine Armee bis auf vierzigtauſend Mann gebracht wurde, ohne die albaneſiſchen Truppen mit einzubegreifen. Dieſe Armee ſollte durch eine jährliche Ergänzung, die auf dieſelbe Weiſe, wie die ehemalige franzöſiſche Konſkription ſtatt findet, immer vollſtändig gehalten werden.

Dieſe bisher unerhörte Laſt brachte, neben ſo vielen andern, das Mißvergnügen der Fellahs zuerſt auf den höchſten Punkt. Aber ihre Lage iſt in Allgemeinen ſo elend, daß die aus den Stämmen gezogenen Konſkribirten bald über die neue Lage, in welcher ſie ſich befanden, ſich Glück wünſchten, weil ſie früher faſt ganz nackt gingen und oft Hunger litten, und nun ſehr gut gekleidet und verpflegt wurden, ſo daß ihnen die ſtrenge Disziplin, der ſie unterworfen waren, lange nicht mehr ſo gar empörend erſchien. Bald ſchlich der militäriſche Geiſt bei ihnen ſich ein und offenbarte ſich auf eine unzweideutige Weiſe. Eines Tages fiel beim Exerziren eine Bombe ganz in der Nähe eines Soldaten nieder und zerſprang, ohne ihn jedoch zu treffen. Während dem blieb er ſteif und unbeweglich ſtehen. Man fragte ihn: warum er nicht fortgelaufen ſei, oder warum er ſich nicht wenigſtens auf die Erde niedergeworfen habe, um der drohenden Gefahr zu entgehen? Er antwortete: „Ein Soldat darf ſich vor nichts fürchten; das habe ich beweiſen wollen, und darum bin ich auf derſelben Stelle ſtehen geblieben, wo ich mich befand, als die Bombe vor mir niederfiel.“

„Wir ſind die Soldaten Mohamed-Ali's!“ ſagen die arabiſchen Rekruten oft mit Stolz. Ihr Eifer iſt ſo groß, daß es gar nichts Seltenes iſt, ſie unter ſich ſelbſt ſich exerziren zu ſehen, ohne daß ſie dazu aufgefordert worden wären, und das gerade in der Zeit, die ihnen zu ihrer Ruhe ausdrücklich zugeſtanden iſt. Die Offiziere theilen dieſe Art von kriegeriſchem Enthu-

fasmus. Die Nacheiferung, die in dem auf europäische Weise disziplinirten Korps vorherrschend ist, rührt vorzüglich von der strengen Gewissenhaftigkeit her, mit welcher die militärischen Grade ertheilt werden. Dasselbe Gefühl der Gerechtigkeit zeigt sich auch in den Bestrafungen, die nie willkührlich verordnet werden können, sondern erst nach dem Ausspruch eines regelmäßigen Urtheils in Ausführung treten. Mohamed-Ali selbst erlaubt sich nicht, über die Strafbarkeit eines seiner Soldaten sich entscheidend zu äussern.

Einer seiner Söhne, Ybrahim Pascha, derselbe, der neuerdings die Wechabiten besiegt hat, und der jetzt die ägyptische Macht in Griechenland befehligt, schien anfänglich den Franken eben nicht besonders geneigt zu sein. Aber er wurde bald von dem Vorzuge ihrer Taktik überzeugt, als er die neuen Truppen manövriren sah, und er verzichtete in demselben Augenblicke ganz auf seine Vorurtheile gegen sie und gegen die Neuerungen, die sie in Aegypten einführten. Er wollte selbst, ungeachtet seiner Würde und seiner Siege, die er in Arabien errungen hatte, seine militärische Bildung aufs Neue beginnen. Zwei Monate lang übte er sich unausgesetzt in den militärischen Exerzitien auf europäische Weise, während welcher Zeit er in eine Kompagnie sich aufnehmen ließ und in Reihe und Glied mit den übrigen Soldaten stand. Seit jener Zeit hat der Oberst Sève über ihn einen unbeschränkten Einfluß gewonnen. Eines Tages war dieser Prinz, erzogen in den Gewohnheiten des Orients, auf dem Punkte, einen Untergeordneten, eines begangenen Versehens wegen, mit seiner eigenen Hand zu tödten, als der Oberst dazwischen trat, und ihm mit Ernst die Unwürdigkeit seines Begehens vorstellte. So aufgebracht Ybrahim auch war, so beruhigte er sich doch plötzlich, reichte ihm seinen Säbel dar, und sagte zu ihm mit der Sanftmuth eines Kindes: „Soliman (diesen Namen führt Sève in Aegypten), du hast Recht! Du machst mit mir, was du willst!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Resultat der Untersuchung über die Kasseler Drohbriefe.

Obgleich von den Verhandlungen über mehrere gegen Se. königliche Hoheit, den Kurfürsten von Hessen, im Jahr 1823 eingegangene Drohbriefe offiziell nichts bekannt gemacht worden, so haben doch die Hauptpunkte derselben zur Kenntniß des Publikums kommen müssen, weil so viele Zeugen abgehört sind, denen auch nicht immer Stillschweigen auferlegt ist, und weil die Sache theilweise auch in Mainz, Münden, Hanau, Fulda, Ilmenau und noch andern Städten betrieben ist. Ueberdies diente zur Grundlage der ganzen neuern, seit dem April 1824 verhandelten Untersuchung eine gedruckte, mit Zensurbewilligung erschienene Schrift unter dem Titel: „Die Verschwörung gegen den Kurfürsten Wilhelm II von Hessenkassel, nach ihrer Geschichte und Strafwürdigkeit dargestellt u. s. w. von Joh. von Horn. Ilmenau 1824, bei L. F. Voigt.“ Diese hat eben Veranlassung gegeben zur Aufklärung der ganzen Sache, welche in ein so tiefes Dunkel gehüllt war. Bei der Herausgabe derselben hatte der Verfasser zunächst darauf gerechnet, daß eine möglichst gründliche Bearbeitung des Gegenstandes Gelegenheit zu allerlei Diskussionen in Kassel geben, und daß der Konzipient der Drohbriefe sich in diesen Diskussionen verrathen werde. Dies geschah auch. Der vormalige Oberpolizeidirektor und Kommandeur des goldnen Löwenordens, Ludwig von Manger, machte sich unter andern, gleich nachdem jenes Buch ihm zu Gesicht gekommen, dadurch verdächtig, daß er vorschlug — nicht etwa das Buch öffentlich zu verbieten, nein — sondern alle Exemplare aufzukaufen, und dabei auch zugleich in einem literarischen Manifest zu erklären, es sei nichts werth. Einleuchtend war der Widerspruch, welcher darin lag, daß man ein Buch aufkaufen wollte, welches zugleich als unbrauchbar dargestellt werden sollte; auch war es unmöglich, die Gründlichkeit der Ausarbeitung, den Fleiß der Darstellung zu verkennen; abgesehen von seinem anderweitigen Nutzen, wird jenes Buch als eine praktische Darstellung, wie eine große Verschwörung zu behandeln sei, immer seinen Werth behalten, und hat man, dasselbe von dieser Seite betrachtet, kein ähnliches. Indessen ging damals in der Regel Alles durch, was Manger vorschlug, und dieser sandte unterm 17. April 1824 eine Estafette an den Verleger, mit einer Depesche, in welcher Manger sich unter andern auch darnach erkundigte, ob das Buch auf eigene oder fremde Kosten gedruckt sei? Weil der Verleger in seiner beantwortenden Note vom 19. April 1824 meldete, er habe die Exemplare bereits an die verschiedenen Buchhandlungen in den größten Städten Deutschlands versandt, so zerschlug sich diese Unterhandlung. Dagegen erschien mittlerweile jenes Manifest gegen das Buch wirklich zuerst in No. 110 Jahrg. 1824 der Kasseler Zeitung, dann auch in andern, und leitete, schon durch die Seltenheit dieser Auszeichnung, die Aufmerksamkeit des Publikums nur noch mehr auf das Buch hin, welches übrigens sich selbst durch den Augenschein vertheidigt, und bald auch in vielen deutschen und auswärtigen Blättern vertheidigt wurde. Im Angesicht von ganz Deutschland hatte Manger sich erlaubt, in jenem Manifeste die Behauptung aufzustellen, keine einzige kurhessische Behörde habe dem

Verfaſſer Nachrichten zu ſeinem Buche mitgetheilt. Offenbar machte Manger ſich hierdurch weiter verdächtig, da er ſelbſt dem Verfaſſer hatte Nachrichten zukommen laſſen, wie man dies weiter unten ſehen wird, wo zugleich der Grund vorkommt, weswegen Manger es jetzt läugnete. Es hatte nun ferner in jenem Buche der Verfaſſer, aus der Betrachtung aller Umſtände und des Inhalts der Drohbriefe, ein Signalement aufgeſtellt, nach welchem man den Konzipienten der Drohbriefe erkennen könne. Er hatte gezeigt: 1. Der Konzipient könne nicht unter den Gelehrten, nicht unter den Studenten, nicht unter dem Volk geſucht werden, weil das bisherige negative Reſultat der Unterſuchung dieſe rechtfertige, und weil es dieſen auch an Mitteln fehle zur Ausführung politiſcher Intriguen. 2. Der Konzipient müßte vielmehr in Kaſſel wohnen, dem Throne nahe ſtehen, und ein angeſehener kurheſſiſcher Staatsdiener ſein, weil der Inhalt des erſten Drohbriefes ſolche ſpezielle Kenntniſſe des kurheſſiſchen Staates und Hofes zeige, wie ſie nur ein Mann haben könne, welcher lange in einem angeſehenen Amte und in der Nähe des Kurfürſten gedient habe. 3. Der Konzipient müſſe ein Mann ſein, auf welchen Niemand Verdacht habe, weil verſchiedene Drohbriefe in den Gängen des Palais hingeworfen gefunden waren, wo doch überall Wachen ſtanden. 4. Der Konzipient müſſe ein Mann ſein, welcher einen geheimen Groll gegen eine erlauchte Perſon habe, indem der erſte Brief verſchiedene Bemerkungen gegen ſie enthalte. 5. Der Konzipient müſſe ein Mann ſein, welcher auch mit verſchiedenen namhaften, angeſehenen Staatsdienern in Feindſchaft ſtehe, weil in dem erſten Drohbriefe Inſinuationen gegen ſie vorkommen, offenbar um Nebenbuhler, welche ihm das Zutrauen des Fürſten abgewinnen können, zu entfernen. — So wie nun alles dieſes auf Manger hinleitete, und auf keinen Andern, ſo bildete insbeſondere auch das, was S. 368 von den Fehlern geſagt iſt, welche die Oberpolizeidirektion bei gegenwärtiger Unterſuchung über die Drohbriefe gemacht, und was Sachkundige in Kaſſel leicht noch weiter ausführen konnten, einen neuen Verdachtsgrund, indem daraus erhellte, daß es Mangern mit der Unterſuchung über die Drohbriefe kein Ernſt geweſen. Es kam hinzu, daß in dem erſten Drohbriefe eines Staatsgeheimniſſes gedacht war, von welchem, auſſer dem geheimen Kabinetsrath Rivalier, nur der Archivar Müller, Privatſekretär des Kurfürſten, und der damalige Oberpolizeidirektor von Manger, wußten. Nun hatte zwar Manger den Archivar und Privatſekretär Müller beſonders aus dem Grunde als Verfaſſer des erſten Drohbriefes verdächtig zu machen geſucht, weil in demſelben eines Staatsgeheimniſſes gedacht ſei, welches Müller bekannt geweſen. Müller war daher auch lange verhaftet, und er wurde erſt freigelaſſen, als der Verfaſſer jenes Buches, dem Wunſche des Kurfürſten gemäß, nach Kaſſel kam, wo man im Gaſthof des Herrn Schirmer ein Logis für ihn einrichtete, und wo er nun, zum Gebrauch der kurfürſtlichen Unterſuchungskommiſſion, Verſchiedenes ausarbeiten mußte, welches dieſe bei ihren weitern Arbeiten zum Grunde legte, und in einer genauern Ausführung einiger Punkte des gedruckten Buches beſtand. Es blieb alſo auch nach dieſer Betrachtung, zu welcher die Erwähnung eines beſtimmten Geheimniſſes in dem erſten Drohbrief führte, nur Manger übrig, da der geheime Kabinetsrath Rivalier in einer Reihe von Jahren ſeine Treue und Ergebenheit gegen den Kurfürſten hinlänglich bewieſen hat.

Nach dieſen dringenden Indicien, zu welchen noch viele andere hinzukamen, wurde ein vollſtändiger Beweis, daß Manger Konzipient der Drohbriefe ſei, aus den falſchen Poſtſtempeln derſelben geführt. Ohne dieſe erſt geſehen zu haben, kam der Verfaſſer jenes Buches durch folgende Betrachtung auf den Gedanken, daß die Poſtſtempel der Drohbriefe falſch ſein müßten. Derſelbe hatte nämlich im Dezember 1823 an Manger, welchen er übrigens perſönlich gar nicht kannte, geſchrieben, er möge ihm doch einige Nachrichten über die hinſichtlich der Drohbriefe ſtatt gefundenen Verhandlungen und Verhaftungen mittheilen, indem er ein Buch über dieſen Gegenſtand herausgeben wolle, wie auch bereits aus dem Mündenſchen Wochenblatt in Kaſſel bekannt ſei. Manger hatte hierauf offiziell, allein weiter nichts geantwortet, als daß er keine Nachrichten mittheilen könne, weil er von der ganzen Sache nichts wiſſe. Gleichwohl hatte er ein paar Tage darauf den Oberpolizeikommiſſär Windemuth zu ihm geſchickt, welcher ihm mündlich Nachrichten mittheilen ſollte. Daß Manger hiebei nicht die Abſicht hatte, das literariſche Unternehmen der Verfaſſers, und hierdurch die Entdeckung des Urſprungs der Drohbriefe, zu fördern, ergab ſich ſchon daraus, daß er Windemuth aufgetragen hatte, dem Verfaſſer auch beſtimmte, falſche Nachrichten mitzutheilen, welche dieſer inzwiſchen, durch weitere Erkundigung bei glaubwürdigen Perſonen, bald von den wahren Nachrichten unterſcheiden lernte. Doch war dies noch nicht Alles. Der Verfaſſer jenes Buches hatte Mangers kurzen Brief früher bekommen, als Windemuth bei ihm geweſen, und dieſer war in der erſten Hälfte des Januar zu ihm gekommen. Allein Manger hatte ſeinen Brief ſpäter, nämlich vom 24. Januar, datirt. Hierbei ging ſeine Abſicht, wie ſich weiterhin zeigte, und ſchon aus dem oben angeführten Inhalt ſeines literariſchen Manifeſtes erſichtlich iſt, dahin, zu läugnen, daß er dem Verfaſſer

Nachrichten zu ſeinem Werke mitgetheilt, und die Behauptung zu begründen, daß derſelbe irgend eine geheime Quelle haben müſſe, durch welche er in den Stand geſetzt ſei, ſein Buch zu ſchreiben. Zu dem Ende hatte er auch in ſeiner oben angeführten Depeſche an den Verleger gefragt, ob er das Buch auf eigene, oder auf fremde Koſten gedruckt; denn hätte dieſer geantwortet, auf fremde Koſten, ſo wollte Manger ſagen, Mehrere hätten Geld zuſammengeſchoſſen, es ſei eine geheime Verbindung vorhanden. Gleichwohl ſtand auf dem Titel, die Voigtſche Buchhandlung habe das Buch verlegt, folglich auf eigene Koſten gedruckt, und wie ſollte ein geheimer Verein auf die Idee kommen, ſich durch eine öffentliche Druckſchrift zu verrathen? Um ſicherer die Abſicht zu erreichen, in welcher Manger jenen kurzen Brief an den Verfaſſer obiger Schrift ſpäter datirt, hatte er ihn ſogar in das Protokoll der Oberpolizeidirektion eingerückt, und gleich zu Anfang des Briefes ſtand daher: „ad Nro. 100 des Protokolls der Oberpolizeidirektion.“ Gleichlautend mit dem Datum der Unterſchrift war der Poſtſtempel, deſſen Falſchheit der Verfaſſer während ſeines Aufenthaltes in Kaſſel ins Licht ſetzte. Nämlich der 24. Januar 1824 bezeichnet einen Sonnabend, an welchem keine Poſt, weder eine reitende, noch fahrende, von Kaſſel nach Münden gegangen iſt, weswegen auch der Mündenſche Poſtſtempel, über die Abgabe des Briefes am 25. Januar, fehlte. Daß der Brief mit der Poſt nicht in Münden angekommen, erhellte überdies daraus, daß weder Beſtellgeld noch Porto darauf notirt ſtand, obwohl er nicht frankirt war. Endlich zeigte eine Vergleichung des wahren Kaſſeler Poſtſtempels mit dem gedachten Mangerſchen, daß die Buchſtaben des letztern bedeutend größer waren, und auch in Anſehung der Form von den erſtern abwichen. Nun entſtand die Frage: ſollte Manger ſich blos für den gedachten kurzen Brief einen falſchen Poſtſtempel angeſchafft haben? Hatte er ſich dieſen nicht vielmehr urſprünglich zu einem ganz andern Zweck angeſchafft? Verſchiedene Drohbriefe waren, ohne von einem Briefträger abgegeben zu ſein, in den Gängen des Palais und vor dem Kabinet des Kurfürſten hingeworfen gefunden, da ſie doch einen Poſtſtempel hatten. Wenn ſie wirklich, zufolge des Poſtſtempels, mit der Poſt angekommen waren, warum waren ſie denn nicht auch von dem Briefträger abgegeben? Hier lag der Gedanke ſehr nahe, daß die Drohbriefe von den Orten, welche der Poſtſtempel anzeigte, gar nicht abgegangen, daß auf ihnen eben ſolche falſche Poſtſtempel ſtehen möchten, wie auf dem Briefe Mangers an den Verfaſſer jenes Buches. Dieſe Idee führte zur vollkommenen Ueberführung Mangers und ſie wurde noch weiter unterſtützt durch die Betrachtung der Natur der falſchen Nachrichten, welche Manger — freilich vergebens — bemüht geweſen war, in das Buch zu bringen.

So wie Schreiben der Behörden, welche mit der Poſt befördert werden ſollen, in Kurheſſen gewöhnlich von einem Sekretär auf dem Couvert gezeichnet werden, ſo hatte jenen, von Manger unterſchriebenen Brief an den Verfaſſer obiger Schrift, der Acceſſit Wendt gezeichnet, und der Oberpolizeikommiſſär Windemuth war geſtändig, im Auftrag Mangers dem Verfaſſer falſche Nachrichten — freilich ohne Erfolg — mitgetheilt zu haben. Gegen ſie entſtand daher bei der kurheſſiſchen Unterſuchungskommiſſion ein Verdacht der Theilnahme an dem Urſprung und der Verbreitung der Drohbriefe, und dieſer Verdacht wurde bald auf alle Mitglieder der Oberpolizeidirektion erſtreckt, welche auch ſämmtlich verhaftet, und theils nach dieſer Rückſicht, theils nach ihrer Amtsführung in Unterſuchung genommen wurden. Das Reſultat hievon iſt eine gänzliche Umbildung der Oberpolizeidirektion geweſen, an deren Spitze der jetzige Oberpolizeidirektor Pfeiffer ſteht. Von den frühern Mitgliedern iſt nur der Polizeirath Wendt beibehalten, welcher eines allgemeinen Zutrauens genießt, und ſich in der, auch gegen ihn verhängt geweſenen, Unterſuchung genugſam gerechtfertigt hat. Deſſen noch ſehr junger Sohn, der Acceſſit Wendt, iſt von der Oberpolizeidirektion zu einem Kreisamte, als Sekretär, verſetzt. Gegen den Regiſtrator Urban, Oberpolizeikommiſſär Windemuth und Oberpolizeidirektor Manger ſind, in verſchiedenen Abſtufungen des Arreſtes, Straferkenntniſſe ergangen, insbeſondere wurde Letzterer zu lebenslänglichem Arreſt auf der Feſtung Spangenberg verurtheilt, wohin er auch bereits vor längerer Zeit abgeführt iſt.

Diejenigen, welche bei Erſcheinung des obigen Werkes noch im Kaſſell verhaftet waren, ſind ſämmtlich entlaſſen und entſchädigt, nachdem der Verfaſſer der vorbingedachten Schrift ſie in denjenigen Deduktionen vertheidigt hatte, welche er während ſeines Aufenthaltes in Kaſſel zum Gebrauch der kurfürſtlichen Unterſuchungskommiſſion ausgearbeitet hatte. Der Hofrath Murhard, welcher ſehr wohlhabend iſt, verlangte keine Anſtellung; der Archivar Müller, Privatſekretär des Kurfürſten, wurde bei einem Kreisamte angeſtellt, zuerſt in Schmalkalden, dann in Hanau; der Lieutenant Robert erhielt ebenfalls eine Anſtellung in Civil.

Mangers Zweck bei dieſen Drohbriefen ging dahin, ſeine Gegner zu ſtürzen, und ſeinen Einfluß zu vermehren. Wenn er nämlich Jemandem nicht wohlwollte, ſo machte er ihn der Theilnahme an der Abfaſſung der Drohbriefe, geheimer Verbindungen, demagogiſcher Umtriebe u. ſ. w. verdächtig, und ließ ihn verhaften.

In der letzten Zeit machte er sogar auf Personen, die im Kurfürstenthum gar nicht wohnten, Anschläge, so daß man ihm mit Recht einen Angriff auf die Ruhe fremder Staaten, eine Störung ihres innern Friedens beimessen kann. Natürlich regierte Manger allein, so lange es ihm gelang, den kurfürstlichen Hof so zu schrecken, daß Niemand ohne polizeiliche Erlaubnißkarte in das Palais gehen durfte. Zur Beschützung des Lebens des Kurfürsten, und zur Erhaltung der Ruhe im Innern, welche man gefährdet glaubte, mußten ausserordentliche Mittel ergriffen werden, deren Druck allgemein gefühlt wurde. Hätte der Unfug, welchen Manger anstiftete, länger gedauert, so würde Alles in Verwirrung gerathen sein. Die Oberpolizeidirektion bildet in Kurhessen eine der fünf Zentralbehörden, und der kurhessische Oberpolizeidirektor in Kassel steht in der ersten Rangklasse. Sein Einfluß auf das Wohl der kurfürstlichen Unterthanen ist sehr ausgebreitet, und in Allem, was die Oberpolizeidirektion betrifft, steht er nur unter dem Kurfürsten allein. Es erhellt aus den Akten, daß der Verfasser jenes Buches Manger nie gesehen und nie gesprochen; daß er eben so auch alle diejenigen nicht gesehen und nicht gesprochen, die bei der Oberpolizeidirektion angestellt sind, und in gegenwärtiger Sache vorkommen, mit Ausnahme Windemuths, welcher auf Befehl Mangers einmal offiziell bei ihm war; ferner, daß der Verfasser jenes Buches seit langer Zeit weder in Kassel, noch im Kurfürstenthum überhaupt gewesen ist; endlich, daß er nicht die mindeste Feindschaft gegen Manger hatte, von welchem er vielmehr Seite 209 ff. jenes Buches sehr vortheilhaft gesprochen. Nachdem er diese Stelle geschrieben, entwickelte freilich der Lauf der Ereignisse Einiges gegen Manger, welches er dann S. 363 ff. nicht ausließ. Dies Verfahren dient zum Beweise der Unparteilichkeit, mit welcher der Verfasser sein Buch während der Untersuchung über die Drohbriefe ausarbeitete, und das Ausgearbeitete, so wie es fertig war, heftweise in die Druckerei sandte. Ohne die strengste Unparteilichkeit hätte die Sache nicht aufgeklärt werden können. Merkwürdig wird immer das Schauspiel bleiben, welches Manger dem erstaunten Europa gegeben, und möge es allen denen zur Warnung dienen, welche die Fürsten gern mit Verdacht gegen ihre treuesten Unterthanen bloß deswegen erfüllen möchten, um unterdessen nur den eigenen Einfluß, das eigene Vermögen zu vermehren.

Deutsche John-Bulliaden.

Heirathsanzeige.

Ich habe mich mit Fräulein Nießer, ehemals bei dem Herzoglichen Hoftheater in Dessau, als eine Sänger- und Schauspielerin engagirt, ehegestern ehelich verbunden — zu Glück und Freude beiderseitiger Participienten. War es ein Opfer, das ich der Ruhe meiner Familie schuldig gewesen zu sein mich verpflichtet erachtete, so konnte der Gegenstand selbst, dem ich mich im Herbste meines Lebens widmete, nicht würdiger ausfallen. Dies zur Beruhigung aller derer, denen der Ausschritt aus dem gewöhnlichen Pflichtcyclus des ruhigen Bürgers Verwunderung abnöthigt. Indem ich dieses glückwünschend meinen Freunden — auch denen in Berlin — anzeige und ihnen zugleich das Wohlwollen meiner jungen Gattin empfehle, empfehle ich mich ihnen selbst.

Zerbst, den 8. Juni 1817.

Friedrich Wilhelm Schwarz,
Mechanikus und Geometer.

Dienstgesuche.

Ein chemisch geprüfter junger Mann, der auch laboriren kann, sucht als Apothekersubjekt in einer Apotheke unterzukommen.

Ein junger wohlgebildeter Mensch in seinen besten Jahren, welcher Poesia frequentirte, und mehrere Jahre Freiwilliger unterm Militär war, auch zu rasiren versteht und seine Muttersprache spricht, wünscht als Copist, Bedienter oder Marquer eine vortheilhafte Condition zu erhalten. Er sieht nicht auf großen Gehalt und mehr auf feine Behandlung und Welton.

Ein junges Mädchen 19 bis 18jährig, das sein Fach versteht und nähen, sticken, stricken, flicken auch sonst allerlei Handarbeiten verrichten kann, sucht Anstellung als Jungfer bei einem einzligen Herrn gegen die besten Zeugnisse von andern auf der Kalbächergasse No. 23. zwei Stiegen hoch hinten heraus.

Eine Säugamme von guter Familie und verbürgt sittlichem Lebenswandel, auch sonstigen Talenten, sucht das erste Kind zu schenken.

Das vor einiger Zeit erfolgte Ableben des seligen Herrn Gabriel Frommann gab mir die erwünschte Veranlassung, daß ich mich mit dessen ehelich hinterlassener Wittwe verbinden konnte; dadurch bin ich nicht nur zum Besitz des ganzen Vermögens und der von ihm unter seiner obigen Firme geführten Handlungen in Seiden und Kameelgarn gekommen, welche ich von heute an unter meinem Namen, wie auch für meine eigene Verbindlichkeit fortsetze.

Salomon Feidel Kuh, Lit. B. No. 312.

Eine muntere, rüstige und gesunde Wittwe empfiehlt sich als Wartfrau bei Kranken oder Verstorbenen.

Der erste Theil der Frauenwürde ist verloren gegangen. Der ehrliche Finder wird gebeten selbigen gefälligstbald abzugeben, um Defekt zu vermeiden.

Der ganz ächte von Schübliſche Gichttaffet, welcher nicht allein die Beweiſe von vielen Herren Doktores und Univerſitäten, ſondern auch von den vielfältigen Beweiſen ſelbſt als ein untrügliches Mittel bei Gicht vorzüglich gut bewährt hat; iſt ſowohl in Kleidungsſtücken als ellenweis zu verkaufen.

Auf der Bockenheimergaſſe iſt geſtern ein Regenſchirm in aufgeſpannter Erwartung ſtehen geblieben. Der redliche Finder verlangt kein Douceur.

Es wird anmit aufs Strengſte und Nachdrücklichſte verboten an dieſem Orte Unrath oder ſo dergleichen auszuſchütten, bei unausbleiblicher Konfiszirung.

Der blinde Mechaniker.

Nichts erregt mehr unſere Bewunderung, als die Art und Weiſe, mit welcher die Natur gewöhnlich den Verluſt einer nothwendigen Fakultät des Menſchen durch die auſſerordentliche Entwickelung einer andern erſetzt. So haben Diejenigen, welche am Gehör leiden, meiſtentheils ein ſehr ſcharfes Geſicht, und die Blinden fühlen immer ſehr gut und unterſcheiden jeden Gegenſtand dadurch. Wir wollen ein neues Beiſpiel von dieſer Vorſicht der Natur anführen, das uns noch viel auſſerordentlicher, als alle bisher bekannten ſcheint.

Kidd, Sohn eines Seemans, jetzt ungefähr fünfzig Jahre alt, wurde in der Seeſtadt Greenock in England geboren. Im vierten Jahre ſeines Lebens hatte er das Unglück, ſein Geſicht durch die Kinderblattern zu verlieren. Durch dieſen Umſtand unfähig gemacht, die Profeſſion ſeines Vaters zu ergreifen, beſtimmte er ſich, Muſikus zu werden. Wir wiſſen nicht, welche Fortſchritte er in dieſer Kunſt gemacht habe; aber ſo viel iſt gewiß, daß er ſchon frühzeitig eine große Neigung zur Mechanik zeigte. Ein Stück Holz war für ihn ein koſtbarer Fund, und ohne ein anderes Inſtrument, als ein Meſſer, gab er ihm eine große Verſchiedenheit der Formen. Aber ſein größtes Vergnügen beſtand darin, Schiffe auszuſchnitzen, was man dem Stande ſeines Vaters und der Natur ſeines Wohnorts zuſchreiben kann.

Dieſe Neigung zu den mechaniſchen Beſchäftigungen, die ſich von Jahr zu Jahr immer mehr entwickelte, hat ihn bis auf den heutigen Tag nicht verlaſſen, und ihm auf eine angenehme Weiſe viele Stunden vertrieben, die ſeine vollkommene Blindheit ohnedem zu den traurigſten gemacht haben würde. Die ganze Zeit, die er nicht auf die Ausübung ſeines Gewerbes (der Muſik) verwenden mußte, war dieſer ſeiner Lieblingsbeſchäftigung geweiht. Auſſer ſeinem Meſſer, dem einzigen Inſtrumente, deſſen er ſich anfänglich bediente, gebrauchte er bald auch noch die Säge und den Hobel mit einer Geſchicklichkeit, von der man ſich keinen Begriff machen kann.

Wir haben nur eins ſeiner Erzeugniſſe in den mechaniſchen Künſten geſehen; aber es iſt nicht von gewöhnlicher Art. Es iſt das Modell eines Kriegsſchiffs von vierundſiebenzig Kanonen, womit er in ſeinen Mußeſtunden ſich ſchon ſeit ſieben Jahren beſchäftigt, und das jetzt auf dem Punkte der Vollendung ſich befindet. Dies Modell hat vier Fuß am Kiel und ſechs Fuß Länge vom Vordertheil bis zum Hintertheil des Schiffes. Der obere Theil iſt ganz in durchbrochener Arbeit. Das Verdeck iſt mit kleinen Dielen belegt. Die Kanonenöffnungen ſind mit der größten Genauigkeit angebracht, und die Kanonen ſelbſt ſind, hinſichtlich der Länge und dem Kaliber, in der vollkommenſten Uebereinſtimmung. Die auf dem großen Verdecke ruhen auf Lafetten. Dies Schiff iſt, nach der von uns vorgenommenen Prüfung, auf's Genaueſte nach den gewöhnlichen Regeln der Schiffsbaukunſt erbauet. Alle Stücke, aus denen es beſteht, ſind unter ſich in der paſſendſten Ordnung, ſo daß man es in der That als ein wirkliches Kriegsſchiff in verkleinertem Maasſtabe betrachten kann. Um nichts zu übergehen, bemerken wir auch noch, daß eine Schaluppe und drei kleine Boote am großen Schiffe befeſtigt ſind. Die erſte iſt aus mehrern Stücken zuſammengeſetzt, die andern ſind aus maſſivem Holz geſchnitzt. Alle haben Bänke für die Ruderer. Der einzige Theil dieſer Arbeit, der nicht von Kidd beſorgt werden konnte, iſt die Malerei. Dies Denkmal des Genies, der Geſchicklichkeit und der Geduld iſt das vierte dieſer Art, welches er verfertigt hat. In ſeiner Ausführung iſt es den drei frühern bei weitem vorzuziehen. Das erſte Modell gehört jetzt dem Lord Douglas, und iſt in ſeinem Pallaſte zu Edinburg aufgeſtellt.

Daß ein Menſch, der nie die Schiffbauerei erlernt hat, durch die alleinige Macht ſeines Genies es ſo weit bringe, ein Modell ſolcher Art zu vollenden, das würde man eben nicht beſonders erſtaunlich finden, aber daß ein Unglücklicher, des Lichts ſeiner Augen beraubt, ein ſolches Werk unternehme und vollende, das ſcheint uns an's Wunderbare zu grenzen.

Das Waſſer.

(Aus der mit nächſtem Frühjahre erſcheinenden zweiten Ausgabe der Geiſter der Natur, von Dr. R. M.)

Aus ſtarrer Felswand ſpringt der Quell lebendig hervor! er gleitet dahin, ein klarer flüſſiger Kriſtall, Smaragd und Topas, Saphir und Rubin, Diamant und ſtrahlende Metalle in ihm verſchmolzen. Er, der Verwandler der Formen, der das Irdiſche mit dem Himmliſchen, den Stein mit den Blumen vermählet!

ſein Sprudeln beginnendes Leben, ſein Murmeln Kindesſtammeln, ſein Spiegel das erſte Auge! über Fels und Stein hüpft er dahin, ſeiner Arbeit entgegen! Blumen küſſend, Thiere beſchützend! mit Kieſel ſpielend, den Felſen ſprengend! Erſtarkt eilet er raſcher, muthiger voran; ſchaut hinaus ins grüne Thal; ſtutzt vor dem Abgrund; aber dann ergreift ihn die Luſt, ergreift ihn die Sehnſucht, und jauchzend ſchwingt er ſich über ihn hin! Da breitet im Schwung er die Schätze aus, die er aus dunkeln Tiefen geholt! Seine Metalle ſtrahlenden Bogen, ſeine Brillanten ſchillernden Seraphsflügel! — Doch aus den Tiefen ſpringet er auf, ſpritzt ſeine Saphire, Topas und Rubinen umher! Nein, nicht Fluth, nicht Stein iſts! Alle die Elemente ſpielen und rauſchen im wirbelnden Tanze dahin! Das Auge in Licht, das Leben in Blitz, die Brillanten in ſprühende Funken verwandelt! Aber aus der Betäubung erholt er ſich, die Blitze tauchen nieder, die Juwelen verſchmelzen, und mit ihnen tauchen die Gnomen unter! Da fließt er ruhig dahin, erwächſt zum Bach, der Bach zum Fluß, zum Strome. — Die Herrſcher der Tiefen ſehen aus den verſlächten Wellen empor an den Tag, und im Rubin, im Gold und Lazur der Blüthen blicken die Verklärten nieder und grüßen die noch wandelnden Geſchwiſter.

Er aber gleitet in den Ocean, in ihm ſchaut ſich der Himmel, es glüht in ihm die Sonne, es lächelt in ihm der Mond, und was in den Grüften der Erde des Lebens matten Schimmer ergoß, es wölbt ſich im Meere zum flüſſigen Himmel, dem Erhalter einer belebendigen Welt, die er verherrlicht, und die durch ihn zu dem Geſtirnten hinanſchaut.

Ja ſo iſt es! Der Ocean, die ungeheure Laſt, ein allgewaltiges Leben! der Erde Herz! ſeine Strömungen der nie ermattete Pulsſchlag, Ebbe und Fluth ſein Athem, der abgemeſſen ſich hebt und wieder ſinkt, das Grab der Gebirge, der Formen, die Mutter jeglichen Lebens.

Ja ſo iſt es! Der Ocean führt alles Leben aus, mit Millionen Armen umſchlingt er die Erde, mit Myriaden Händen greift er in ihre Tiefen, und ſchöpft aus ihnen ihre Wogen! —

Ja ſo iſt es! — Die Fluth iſt das Leben, iſt der Baum, der im Verborgenen wurzelt, zu glänzenden Stämmen erwächſt; es ſchüttelt der Sturm im Ocean die Kronen, in den Wolken erblühen ſie, am Sonnenlicht, in goldnen Lilien, im Purpurmohn und in Roſen, aber der Sturm verweht die Blüthen, ſtreut das Geſäm in die Länder, aus ihm gehen die Quellen auf, jugendlich ſchön! —

Ein ſtatiſtiſches Bruchſtück von China.

Ein chineſiſches Werk in Verſen, nebſt einem ſtatiſtiſchen Anhange über China, iſt im Jahr 1824 zu Macao gedruckt worden, und vor kurzem nach England gekommen. Man hat einige Bruchſtücke des letztern überſetzt, die Zutrauen zu verdienen ſcheinen, weil die chineſiſchen Geſetze jede, ſelbſt die unbedeutendſte Abweichung von den hiſtoriſchen Aktenſtücken und öffentlichen Verhandlungen, ſelbſt wenn dieſe Abweichung unwillkürlich iſt, als ein Hauptverbrechen beſtrafen.

Das Reich theilt ſich in zwanzig Provinzen. Man zählt in ihnen 185 Hauptſtädte, und eben ſo viele Städte zweiter Klaſſe. Die Taxen und Zölle ſteigen jährlich auf die Summe von 265,816,000 Franken. Auſſerdem werden noch in natura, zur Unterhaltung der Truppen und der öffentlichen Speicher 1,912,000 Tonnen Korn und Reis erhoben. Die Quantität von dieſem letzten Erzeugniſſe iſt nur der ſechste Theil von der ganzen Maſſe.

Der Zivilſtand verurſacht nur einen Koſtenaufwand von 28,984,000 Franken jährlich, dahingegen die Ausgaben für den Militärſtand ſich auf 167,072,000 Franken belaufen. Unter den Artikeln des chineſiſchen Budgets befinden ſich 8 Millionen für die Arbeiten und deren Unterhaltungen am gelben Fluſſe, 2 Millionen für die Gärten Ymen-Mings, und ſehr große Summen für die Beſoldungen der Staatsminiſter erſter und zweiter Klaſſe, deren Zahl ſich auf 3525 beläuft.

Das Einkommen des Staats in klingendem Gelde und in Naturalien beläuft ſich auf 595,693,000 Franken. Die Ein- und Ausgangsgebühren auf die engliſchen und amerikaniſchen Schiffe, die zu Canton erhoben werden, fügen noch 13,360,000 Franken zu obiger Summe. Das Einkommen Englands, das nur 22 Millionen Seelen zählt, betrug im Jahr 1824 1213 Millionen; alſo gerade noch einmal ſo viel, als das des ganzen chineſiſchen Reichs, deſſen Bevölkerung auf 146 Millionen angeſchlagen wird. Der Theil derſelben, welcher auf dem Waſſer wohnt, ſteigt auf 2 Millionen. Der Zivilbeamten zählt man nur 9611 und der Offiziere 7552. Die ganze Armee bildet eine Maſſe von 1,263,000 Mann, wovon 822,000 zur Infantrie, 410,000 zur Kavallerie, 31,000 zum Seeweſen gehören.

Durch den Anhang erſieht man, daß die Ausgaben des Staats viel größer ſind, als die Einnahmen. Man ſucht, ſo viel als möglich, dieſes Defizit durch den Verkauf der öffentlichen Aemter zu beſeitigen, und es ſcheint, daß der Geldmangel die Unterſuchungen über den Karakter derjenigen, denen man dieſelben anvertrauen will, immer weniger ſchwierig macht.

Man verlangt ſelbſt von den Käufern die Zeugniſſe eines guten Lebenswandels nicht mehr, die ſonſt doch unumgänglich nothwendig waren. Durch dieſe Zeugniſſe mußte auſſerdem noch dargethan werden, daß ſich weder Spione, noch öffentliche Poſſenreiſſer und lüderliche Weibsbilder in ihren Familien befunden hatten. Zwei Staatsminiſter haben neuerdings beim Kaiſer Vorſtellungen über dieſe Vernachläſſigung eingereicht. Sie haben ihn von den Scheerereien und Blutigeleien der auf ſolche Weiſe ernannten Magiſtratsperſonen unterrichtet. Sie haben bewieſen, daß der Verkauf aller Aemter in zehn Jahren nicht ſo viel abwirft, als man in einem einzigen Jahre für den Hofſtaat der Kaiſerin verſchwendet. Sie haben eine Liſte von all den zu erſparenden Summen angefertigt, und ganz im Anfang 800,000 Franken angeführt, die zur Unterhaltung des kaiſerlichen Palaſtes verwendet werden; 960,000, die man den Tempeln in der Hauptſtadt zugeſteht; 1,600,000 zur Verſchönerung der Gärten in der Reſidenz; 4,600,000 zur Beſoldung der Beamten in den Gärten und 2 Millionen zu den Geſchenken, die der Kaiſer den Frauenzimmern macht, die in dieſen Gärten wohnen.

„Sollten wir," ſagen dieſe redlichen und unerſchrockenen Räthe, „ſollten wir unter der Axt ſterben, oder in einen Keſſel voll ſiedenden Oels geworfen werden, ſo würden wir dennoch behaupten, daß dieſes Geld, wenn es beſſer verwendet würde, zum Flor unſeres Landes und zur Zunahme ſeines Wohlſtandes beitragen müßte." Der Kaiſer beſtrafte ſie, ihrer Kühnheit wegen, nicht nur nicht, ſondern er erklärte vielmehr, daß ſie getreulich ihre Schuldigkeit gethan hätten, und daß ſie, hinſichtlich ihrer Vaterlandsliebe, mit den Männern zu vergleichen wären, die im Alterthum durch ihre Aufopferung ſich auszeichneten.

Die Bevölkerung von China beträgt ungefähr die drei Viertel derjenigen von ganz Europa. Sie iſt ſo groß, daß das Land nicht mehr hinreichend iſt, und daß immer ein Menſch von einundſiebenzig auf dem Waſſer wohnen muß. Die Verwaltung iſt äuſſerſt einfach, ſo daß man nur einen Beamten auf 14,600 Perſonen rechnet. Der Betrag der Taxen in Geld und in Natur ſteigt nicht über vier Franken für jedes Individuum. Die Armee verſchlingt mehr als ein Viertel des ganzen Einkommens. Sie iſt indeſſen doch nicht ſo zahlreich, daß ein Soldat auf hundert Seelen, oder einer auf fünfundzwanzig Männer käme, die im Stande ſind die Waffen zu tragen. Es iſt ſonderbar, daß es nur ſo wenig Offiziere gibt, um die Truppen zu leiten, ſo daß auf 156 Mann immer nur einer kommt. Stellt man die Naturalabgaben nicht in Rede, ſo beſchränkt ſich das ganze Einkommen des Staats auf noch nicht 280 Millionen, wodurch die auf jedem Kopf haftende Steuer noch nicht zwei Franken beträgt. Dieſe Angabe, die zugleich auch ein Zeugniß von dem Reichthum und der Macht der Völker aufzuſtellen vermag, iſt auf jeden Bewohner Rußlands 8 Franken, Polens 9, Deutſchlands 16, Dänemarks 20, Frankreichs 30 und Englands 74. Es iſt ſeltſam und merkwürdig zugleich, daß der Beherrſcher des „himmliſchen Reichs", der ganz deſpotiſch eine ſechs- bis ſiebenmal ſtärkere Volksmenge, als die der britiſchen Inſeln regiert, und der, nach Wohlgefallen, ſeine Miniſter in einen Keſſel ſiedenden Oels werfen laſſen kann, nicht im Stande war, über die Summe von acht Millionen Franken zu verfügen, ohne ein Deſizit in ſeinem Schatze zu machen, und eine Oppoſition ſich zu erwecken, die ungeſtraft dem Henkerſchwerte trotzt.

Engliſche Literatur.

Travels in western Africa. — Reiſen in Weſtafrika, in den Jahren 1816, 1819, 1820 und 1821. Vom Major Gray und dem Doktor Dochard. London, 1825. Bei Murray. Ein Band in 8. von 418 Seiten.

Die Expedition des Major Gray, auf Befehl der britiſchen Regierung unternommen, hatte zum Zweck, die weſtlichen Gegenden Afrika's zwiſchen dem Senegal und Gambia zu durchforſchen, und Handelsverbindungen mit den verſchiedenen Völkern vom atlantiſchen Meere bis zum Niger anzuknüpfen. Im Jahr 1816 beſuchte der Kapitän Campbell zuerſt das Königreich Futo-Jallon, und 1819 bereiſete Gray die Staaten von Nyari, Wulli, Bondu, Galam, Kaſſon, Kaarta und Fölindu, wozu er fünf Jahre verwendete. Es war ihm unmöglich, nach Bambara zu gelangen, und er kehrte alſo wieder nach Sierra Leona zurück. Dieſe Reiſebeſchreibung enthält manches Merkwürdige über die Sitten, Gebräuche, Religion, Gewohnheiten und Regierungsform jenes Theils von Afrika.

Däniſche Literatur.

Danske Ordsprog og Talemander. — Däniſche Sprichwörter und Volksſprüche. Herausgegeben von Smith. Erſtes Heft.

Wenn es wahr iſt, daß die Sprichwörter „die Weisheit der Nationen" ſind, ſo dürfen Dänemark und Norwegen kühn den erſten Rang unter den weiſeſten Völkern einnehmen. Auſſer einer großen Zahl Wörter, die von fremden Nationen entlehnt ſind, haben die ſkandinaviſchen Völker auch einen Schatz eigener Lebensregeln, die auſſer jenen nordiſchen Ländern ſehr wenig bekannt ſind, und es doch mehr zu ſein verdie-

nen. Schon 1682 hatte ein dänischer Geistlicher, Pater Syv, eine Sammlung der in seinem Vaterlande gebräuchlichen Sprichwörter herausgegeben. 1807 gab Nyerup einen Auszug derselben mit einer historischen und literarischen Einleitung versehen. Seitdem hat sich die Zahl der Volkssprüche so bedeutend vermehrt, daß das vorliegende Werk als ganz neu betrachtet werden kann.

Südamerikanische Literatur.

Memoria presentada a las dos camaras del congresso general de la federacion. — Denkschrift, den beiden Kammern des General-Kongresses der mexikanischen Bundesstaaten, bei ihrer Eröffnung am 11 Januar 1825, vom Staatssekretär der äussern und innern Angelegenheiten vorgelegt. Mexiko, 1825. Ein Band in 8. von 51 Seiten.

Die in der vorliegenden Denkschrift verhandelten Gegenstände sind folgende: 1. Aeussere Angelegenheiten. Sie gewinnen eine immer größere Ausdehnung und Wichtigkeit durch die Verbindungen der Republik mit andern Ländern. 2. Innere Angelegenheiten zwischen den verschiedenen Bundesstaaten, 3. Statistik der verschiedenen Staaten. Bevölkerung, Kolonisation, bürgerlicher Unterricht, Missionen, Armee, Milizen, Preßfreiheit, Päße, öffentlicher Gesundheitszustand, Austrocknung der Sümpfe, Kuhpockenimpfung, Spitäler, innere und äussere Schiffahrt, Kanäle, Erbauung der Landstraßen und Landkutschen, Kuriere, Minen, Schmelzen, Maschinen, Manufakturen, Schulen des gegenseitigen Unterrichts, Zeichenschulen, Kollegien, Bibliotheken, Archive, Lesekabinete, wissenschaftliche Gesellschaften, botanische Garten, Museum mexikanischer Alterthümer, andere Museen, Ackerbau u. s. f., Gegenstände, die die innere Verwaltung betreffen.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

— Amerika's Bevölkerung besteht aus 43,471,000 Weißen, 8,610,000 Indianern, 6,433,000 Negern und 6,428,000 Seelen vermischter Racen; im Ganzen 34,942,000. Davon sind Römisch-katholische 22,496,000, Protestantische 11,636,000; Nichtchristliche 820,000. — Oder nach den Sprachen: Engländer 11,647,000, Spanier 10,504,000, Indianer 7,593,000, Portugiesen 3,740,000, Franzosen 1,242,000, Holländer, Dänen, Schweden u. s. w. 216,000.

— Die Zahl der Studenten auf der Hochschule zu Göttingen hat sich im letzten Semester des Jahres 1825 um 104 vermindert. Von 1545, die sie im vorigen Semester besuchten, haben 470 sie verlassen und sind nur durch 375, meistentheils fremde, Studirende ersetzt worden, so daß die Gesammtmasse derselben sich jetzt auf 1441 beläuft, wovon mehr als die Hälfte Fremde sind. Von diesen gehören 303 zur theologischen Fakultät, 724 zur juristischen, 244 zur medizinischen und 170 zur philosophischen.

— Die Gebrüder Nipenhausen, hannöverische Maler zu Rom, haben ein vom König von England von ihnen gefordertes Gemälde so eben beendigt. Es stellt den Kaiser Friedrich den Rothbart vor, wie er nach seiner Krönung, in Begleitung des Pabsts, die Vatikankirche verläßt und auf dem Petersplatze vom Volke angefallen, aber von seinem Vetter, Heinrich dem Löwen von Braunschweig, gerettet wird.

— Ein ganz wundersamer — Bratenwender befindet sich zu Treviso im Dificio eines reichen Grafen. Selbiger ist musikalisch, nämlich der Bratenwender, und spielt 24, sage vierundzwanzig Stücke Rossinischer Opern, welche furore gemacht haben, oder fanatismo, die alle stelle oder al cielo gegangen sind u. s. w. Er spielt aber solchane Stücke noch wundersamer in jeder beliebigen Ordnung, worüber der feine Geschmack des Mundkochs entscheidet. In einer besondern Tabelle sind alle Stücke aufs genauste verzeichnet, und man kann daraus ersehen, wie viele und welche Stücke ablaufen müssen, bevor Fasanen, oder Truthühner, oder ein Rehrücken, oder ein wilder Saukopf kunstgerecht durchgebraten sind.

— Eine neue französische Expedition soll eine wissenschaftliche Reise um die Erde unternehmen. Der Oberbefehl ist dem Fregattekapitän Durville anvertraut, der bereits mehrere gelehrte Reisen im schwarzen Meere und die letzte Erdumschiffung mit dem Kapitän Duperrey gemacht hat. Die übrigen namhaften Personen dieser Expedition sind der Schiffslieutenant Jacquinot und der Doktor Grimard, von denen der erstere die Reise mit Duperrey und der zweite die mit Freycinet gemacht hat. Der Hauptzweck der Reise ist, eine vollkommene Kenntniß mehrerer Inseln des großen Ozeans und vorzüglich derjenigen, wo, wie man vermuthet, La Peyrouse umgekommen ist. Die Corvette „Astrolabe" wird jetzt zu Toulon ausgerüstet.

Den verehrten Subskribenten auf H. Zschokke's ausgewählte Schriften diene hiermit zur vorläufigen Nachricht, daß der dreiundzwanzigste Theil sich dermalen unter der Presse befindet, und daß das ganze Werk bis zum vierundzwanzigsten Theil im nächsten Monat Februar fertig gedruckt ist. Die folgenden vier Supplementbände vom fünfundzwanzigsten bis achtundzwanzigsten Theil werden bis Ende April die Presse verlassen, und dann unverzüglich an die resp. Besitzer der ganzen Sammlung beenfalls abgeliefert werden. Zur Berichtigung der Urtheile in Betreff der Preise für diese vier neuen Theile diene nur die kurze Bemerkung, daß durch die veranstaltete Erscheinung derselben mir nicht nur der ganze Vorrath von Exemplaren der Bilder aus der Schweiz erster bis dritter Theil, sondern auch der im gleichen Format bereits schon fertig gedruckte erste Theil von Aberich im Moos völlig unbrauchbar wird, da die Käufer nun das Ganze in den vier neuen Supplementbänden zu den gesammelten Schriften erhalten. Ich glaubte wenigstens bei solchem Thun das Wort „uneigennützig" gebrauchen zu dürfen, aber es wäre auch zu viel verlangt, von Jedermann eine richtige Ansicht und Beurtheilung bei literarischen Unternehmungen zu erwarten. Aarau, den 20. Jänner 1826.

H. R. Sauerländer.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 6. Dritter Jahrgang 1826. 8. Februar.

Ueber den Zustand Aegyptens im Jahr 1824 und Anfang 1825.

(Fortsetzung.)

Im Anfang 1825 zählte man nur sechs reguläre Infanterie-Regimenter, ein jedes von achthundert Mann. Ihr Sold ist sehr bedeutend. Die Mir-Allays oder Obersten erhalten jährlich vierzigtausend Franken, und die orientalische Prachtliebe zeigt sich nicht weniger in ihrer Kleidung, als in ihrem ganzen Benehmen. Sie tragen einen Turban, mit einem Kaschemirshawl umwunden. Ihr Gewand ist von rothem Tuch und sehr reich mit Gold durchwirkt. Auf jeder Seite der Brust befindet sich ein Halbmond von Diamanten, der zwanzigtausend Piaster werth ist. Ihr Pelz, ebenfalls von rothem Tuch, ist mit zwei großen goldenen Agraffen, die mit Smaragden besetzt sind, verziert. Die Uniform der Soldaten ist, wie die der Cipayen in Indien, eine Vermischung der europäischen und orientalischen Bekleidung. Ihr Kopf ist mit einer kleinen Mütze, Tarbuch genannt, und der albanesischen ähnlich, bedeckt. Ihr Aermelrock ist wie der aller übrigen türkischen Soldaten, aber sie tragen kleine Stiefeln statt der Pantoffeln, und die asiatischen Beinkleider, die durch ihre Weite für die Infanterie so unbequem werden, sind vom Knie an wie Kamaschen zugeschnitten. Ein Säbel, der als eine besondere Auszeichnung betrachtet wird, fehlt nicht, um die Bewaffnung vollkommen zu machen. Die neuen Regimenter marschiren nach der Trommel, wie das europäische Fußvolk, und wenn man sie von Ferne hört, sollte man vermuthen, daß die Franzosen noch die Herren Aegyptens sind.

Die fünfhundert Mameluken, deren wir vorher gedacht haben, sind alle im Generalstabe der neuen Armee angestellt. Der Oberst Sève, der die sechs Regimenter organisirt hat, ist mit der Würde eines Bey und dem Grade eines Mir-Allay belohnt worden, nachdem er jedoch vorher den Islamismus angenommen hatte. Er leitet jetzt die Unternehmungen Ibrahims im Peloponnes.

Mohamed-Ali ist ganz entzückt über den günstigen Erfolg seiner Plane, und die Genugthuung, die er über die Fortschritte seiner arabischen Soldaten hat, vermehrt noch seine gewöhnliche Thätigkeit. Täglich bringt er einen Theil des Morgens damit hin, seine vorzüglichsten Offiziere um sich her zu versammeln, und mit ihnen die Angelegenheiten der Armee zu verhandeln. Nachmittags verfügt er sich ausserhalb der Stadt, in eine große Ebene, um dort eins seiner Regimenter manövriren zu sehen. Man übt sie dort der Reihe nach, und zweimal wöchentlich findet eine allgemeine Revue der zu Kairo befindlichen Truppen statt. Nach Sonnenuntergang, und sobald alle Uebungen beendet sind, begleiten die ersten Offiziere den Pascha in seinen Palast, wo alle, um eine große runde Tafel sitzend, zwei oder drei Stunden lang unter seinen Augen die Theorie des Kriegs mit kleinen Figuren von Blei studiren, die kompagnien- und bataillonweis vertheilt werden. Sodann zieht er sich, die Einbildungskraft mit Eroberungsplanen beschäftigt, in das Innere seiner Gemächer zurück.

Dadurch, daß sie dem unternehmenden Karakter ihres Vasallen schmeichelte, ist es der Pforte gelungen, ihn zum Kriege gegen Griechenland zu vermögen. Zypern, Rhodes, Kreta und der Peloponnes, das ist die mächtige Lockspeise, die man ihm dargeboten hat. Er hat den flüchtigen Christen, die aus dem Archipel und von den Küsten Kleinasiens sich nach Aegypten gewendet haben, seinen Schutz nicht entzogen; aber er hat auch nicht dem Gedanken zu widerstehen vermocht, das Oberhaupt eines der mächtigsten Reiche auf der Erde zu werden, das auf der einen Seite dem adriatischen Meere sich nähern, und auf der andern fast die Quellen des Nils berühren dürfte.

Der Pascha hat, in dem Kriege gegen Griechenland, auch das Mittel erblickt, seine albanesischen Soldaten aus Aegypten zu entfernen, deren Insubordination und Widersetzlichkeit ihm schon längst verhaßt gewesen waren. Sie bezeugten zuerst eine große Abneigung, von den Fleischtöpfen des glücklichen Landes sich zu trennen, und Theil an einem Kampfe zu nehmen, den sowohl politische als religiöse Beweggründe zu einem der hartnäckigsten machen zu wollen schienen. Man brachte sie nur durch die Hoffnung und die Versprechungen unermeßlicher Beute dahin, ihren ersten Entschluß, Aegypten nicht zu verlassen, aufzugeben. Um ihnen nicht verdächtig zu werden, hatte man, fast im Geheim, die neue Armee bei Theben geübt, und erst, als man sie vollkommen fähig hielt, brach sie nach Unter-Aegypten auf, wogegen die Albanesen ihnen Platz machen und sich zu Alexandria und Damiette einschiffen mußten, um nach dem Archipel übergesetzt zu werden. Man sendete ebenfalls die Negersoldaten mit ab, deren afrikanischer Ungestüm mehr als einmal Gährungen im Innern des Landes veranlaßt hatte.

Die eigentlich ägyptischen Truppen allein halten jetzt die Städte an der Küste und im Innern besetzt. Die Forts von Kairo sind ihnen ebenfalls anvertraut worden. Ausser ihnen befinden sich nur noch 1500 türkische Reiter in der Stadt, die unter strenger Aufsicht stehen, und die ihre Waffen ablegen müssen, wenn sie die Zitadelle betreten wollen. Im ganzen übrigen Lande sieht man kaum noch einige vereinzelte Türken. Also scheint Alles aufs Beste und Geschickteste zur gänzlichen Emanzipation Aegyptens vorbereitet zu sein. Darf man einigen neuern brieflichen Mittheilungen Glauben beimessen, so beschäftigt sich der Pascha sehr ernsthaft damit, zu Kairo den alten Thron der Pharaonen wiederherzustellen. Aber um die Schwierigkeiten nicht zu vermehren, die eine solche Spaltung gewöhnlich zur Folge hat, würde er auch fortwährend die religiöse Oberherrlichkeit des Sultans anerkennen, und darin das Beispiel Saladins befolgen, der, nachdem er sich der weltlichen Obergewalt der Kalifen von Bagdad entzogen, dennoch den geistlichen Einfluß Mahomets beibehielt. Wenn nun wirklich Aegypten unabhängig werden sollte, so würde die Menschheit um so mehr über ein solches Ereigniß sich Glück wünschen dürfen, weil die endliche Befreiung Griechenlands eine nothwendige Folge davon sein würde; denn die Pforte, die nun auf ihre Kraft allein sich stützen müßte, würde bald in den Fall gesetzt werden, einen so ungleichen Kampf aufzugeben.

Wie dem auch immerhin sein mag, so darf man doch denjenigen, der mit einigen Bruchstücken eines zerfallenden Reichs, und von so verschiedenartigen Hindernissen umringt, auf den Küsten des mittelländischen Meeres eine neue Macht begründet hat, nicht als einen ganz gewöhnlichen Menschen betrachten. Wenn man von ägyptischen Armeen und Flotten reden hört, möchte man sich wieder in die Zeiten der Ptolemäer versetzt glauben. Aber nicht allein zur Befestigung und zur Ausdehnung seiner Gewalt wird die neue militärische Organisation, die Mohamed-Ali seinem Lande gegeben hat, dienen, sondern auch zur Vermehrung des innern Wohlstandes desselben. Nachdem die Einwohner so lange unter dem Säbel der Mameluken, der Türken und der Albanesen gelitten haben, müssen sie sehr zufrieden sein, eine wirklich einheimische Armee zu haben. Ein Nationalheer ist schon eine Art von Vertretung, das die ungebundensten Regierungen einigermaßen schonend behandeln müssen.

Der Pascha beschäftigt sich nicht weniger mit der materiellen, als mit der personellen Organisation der Armee. Eine Kanonengiesserei, eine Waffenfabrik, eine Pulvermühle, sind auf seinen Befehl in der Zitadelle von Kairo eingerichtet worden. Aegypten selbst liefert im Ueberflusse alles zur Bereitung des Pulvers Nöthige. Die Wüsten und mehrere Landseen sind mit Salpeter überdeckt, und man hat erst neuerdings sehr bedeutende Schwefeladern zwischen dem Nil und dem rothen Meere entdeckt. Die drei ebenbezeichneten Anstalten standen unter der Oberaufsicht eines französischen Offiziers, der sechshundert Arbeiter unter sich hatte. Aber sie sind theilweis im Laufe des Jahres 1824 durch eine Feuersbrunst zerstört worden, die sich auch über einen großen Theil der Stadt ausgedehnt hat.

Als Mohamed-Ali die Organisation seiner neuen Truppen unternahm, beschäftigte er sich auch damit, neue Hilfsquellen sich zu verschaffen, um die dadurch verursachten Ausgaben zu bestreiten, weil er nicht, wie die spanische Monarchie unter den Söhnen Karls V, unter der Last des militärischen Luxus erliegen wollte. Die Abgaben, die erschöpfenden Monopole, unter denen er seine Unterthanen fast erdrückte, konnten nur sehr

ungewiſſe Hilfsquellen ſein; denn ſie wirkten mehr oder weniger darauf hin, alle zukünftigen zu erſchöpfen, indem ſie ihre Wiedererzeugung im Keime erſtickten. Ein franzöſiſcher Kaufmann, Namens Jumel, führte die Baumwollenkultur an den Ufern des Nils ein, und bot dadurch dem Paſcha ein mächtiges Mittel dar, die Ausgaben ſeiner Regierung zu beſtreiten.

Vor Jumels Ankunft in Aegypten hatte man ſchon die Baumwolle gebaut. Es ſcheint ſelbſt, daß man ſie ſchon vor undenklichen Zeiten kultivirte, wenigſtens ſind die Mumien in ihren alten Begräbniſſen gewöhnlich mit baumwollenen Tüchern umhüllt, die oft durch ihre Schönheit und die Feinheit des Gewebes ſich auszeichnen. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß zu einer Zeit, wo die Handelsverbindungen ſo wenig ausgebreitet waren, und die Schiffahrt ſich beinahe noch in ihrer Kindheit befand, man aus entfernten Gegenden einen Artikel bezogen habe, der ſo allgemein im Gebrauch geweſen zu ſein ſcheint. Aber Alles war, unter den nachfolgenden Regierungen, denen Aegypten mehrere Jahrhunderte lang unterworfen geweſen, ausgeartet. Man ärntete nur eine Art ſehr ſchlechter Baumwolle, wovon der größte Theil zu groben Stoffen für die Fellahs und für die halbwilden Völkerſtämme verarbeitet wurde, die in Nubien, Dongola, Sennaar, Kordofan und Darfur wohnen. Der unbedeutende Reſt wurde nach Europa abgeſetzt.

Der Paſcha geſtand ſehr leicht die Bewilligung zu, die braſilianiſche Baumwolle zu ſäen, und Aegypten legte bald darauf einen neuen Beweis von der erſtaunlichen Fruchtbarkeit ſeines Bodens ab. Die erſte Aernte lieferte 25,000 Ballen. Die zweite war ſo groß, daß, nachdem man allen Forderungen der verſchiedenen, das mittelländiſche Meer umgrenzenden Nationen entſprochen hatte, man noch 30,000 Ballen nach England ausführen konnte. Der Ertrag von 1824 war doppelt ſo groß, und der von 1825 muß noch viel bedeutender geweſen ſein; denn der Paſcha, entzückt von einem ſo erſtaunlichen Erfolge, der alle ſeine Hoffnungen übertraf, hat, um die bisher unfruchtbar liegenden Landſtrecken der Kultur zu widmen, die alten Bewäſſerungskanäle reinigen und neue erbauen laſſen. „Ich will“, rief er wie begeiſtert, „die Ufer des Nils, von ſeiner Mündung bis zu ſeinen Quellen, mit Baumwollenpflanzungen bedecken.“

Man berechnet, daß Aegypten und die davon abhängenden Länder dieſen Artikel bald in größerer Menge, als ganz Amerika, erzeugen werden. Welche Quelle des Reichthums, in einer Zeit, wo die Baumwollengewebe ſo ſehr beliebt ſind, daß England, nachdem es den Bedürfniſſen ſeiner Bewohner aufs Vollkommenſte entſprochen, im Jahr 1824 noch für die Summe von mehr als 750 Millionen Franken ausgeführt hat.*) Weit entfernt, an den Geſtaden des Nils auszuarten, gibt, im Gegentheil, die dort gewonnene Baumwolle viel längere und viel feinere Faden, als die der ſchönſten Fernambuk. Die ägyptiſchen Aernten haben noch einen andern Vortheil vor den amerikaniſchen: ſie ſind gewiſſer; denn unter einem niemals trüben Himmel können ſie nicht von jenen fürchterlichen Stürmen vernichtet werden, die ſo oft die Länder der neuen Welt unter den Wendekreiſen verwüſten.

Die Vervollkommnung der Maſchinen hat den Preis der Baumwollenſtoffe ſeit einiger Zeit ſehr vermindert. Die unſchätzbare Kultur, mit welcher Jumel Aegypten bereichert hat, wird ſie noch mehr herabſetzen, und der geringe Preis dieſes Gewebes wird ſeinen Gebrauch allgemeiner machen. Schon hat die Jumelbaumwolle (denn man hat ihr dieſen Namen beigelegt) in einigen Häfen Europa's eine neue Thätigkeit erweckt, und Marſeille, Livorno und Liverpool haben dadurch bedeutend gewonnen. Leider hat der Pflanzer dieſer Staude nicht lange die Freude des Gelingens ſeiner Unternehmung genoſſen. Er iſt 1823 zu Kairo an einer Krankheit geſtorben, deren außergewöhnliche Zeichen das Gerücht beſtätigen, als habe er, auf Anſtiften der Feinde aller Neuerungen, ſein Daſein durch Gift beendigt.

Durch den ſchönen Erfolg bei der Baumwollenpflanzung ermuthigt, ſucht der Paſcha jetzt auch die Kultur des Indigo immer mehr zu verbreiten. Er hat auch eine Kolonie Syrier kommen laſſen, um Maulbeerbäume zu pflanzen und Seidenwürmer im Thale von Tumlaut zu erziehen. Die ſchöne Provinz Fayum bedeckt ſich, ohne auf die Roſenärnten zu verzichten, aus denen man die in Aſien ſo berühmte und geſuchte Eſſenz bereitet, immer mehr mit Oelbäumen, und der Weinſtock beginnt dort reichen Ertrag abzuwerfen. Seit einiger Zeit erzeugt Aegypten auch Zuckerrohr, Leinſamen, Safran, die meiſten unſerer Früchte, Gemüſe und Gartengewächſe. Bald wird dieſer privilegirte Boden, mit der Vegetation Europa's und der der Wendekreiſe geſchmückt, in einem ſchmalen, zweihundert Stunden langen Thale, ohne Ausnahme alle Kulturen der beiden Welten in ſich vereinigen.

Aber Aegypten wird nur dann erſt alle Vortheile genieſſen, die es ſeinen Verbindungen mit Europa abgewinnen kann, wenn es die Schiffahrt mit Dampfbooten betreiben wird. Man braucht jetzt gewöhnlich fünfundzwanzig Tage, um von Marſeille nach Alexan-

*) Man ſehe den Artikel: „Die Zunahme des öffentlichen Reichthums in England“, in den Unterhaltungsblättern, zweiter Jahrg. No. 45. S. 743, und No. 46. S. 767 u. f.

dria ſich zu begeben, und fünfzig, um von dort wieder zurückzukehren, da man hingegen mit Dampfſchiffen nur zwölf bis vierzehn Tage gebrauchen würde, um dieſelbe Strecke zurückzulegen.

Mohamed-Ali hat ſchon ſehr viel gethan, die Ausfuhr Aegyptens zu erleichtern, dadurch, daß er den Nil mit dem Hafen von Alexandria, vermittelſt eines ſchiffbaren Kanals, in Verbindung geſetzt hat. Vor der Ausführung dieſes nützlichen und prachtvollen Werks wurden die Erzeugniſſe des Landes auf leichten Gefäßen den Nil abwärts, bis zu ſeiner Mündung, nahe bei Roſette, geſchafft, und von dort längs der Küſte nach Alexandria weiter befördert. Aber dieſer Weg, der nicht ganz gefahrlos iſt, hatte auſſerdem noch die Unannehmlichkeit, nicht immer frei zu ſein; denn die Schiffahrt wurde oft durch jene Schranke des beweglichen Sandes unterbrochen, die von den Nordwinden erhoben wird, und die unter dem Namen der Bank von Roſette bekannt iſt. Ohne Zweifel erinnert man ſich noch, wie 1816 eine faſt allgemeine Hungersnoth in Europa noch das Elend vermehrte, das ein langer Krieg veranlaßt hatte. Nie hatte ſich dagegen Aegypten fruchtbarer gezeigt. Deshalb waren viele Schiffe von England, Frankreich und Italien nach Alexandria abgegangen, um dort Kornladungen einzunehmen. Aber mehrere Wochen lang konnte kein Schiff durch die Bank von Roſette, und mehr als dreihundert Fahrzeuge waren genöthigt, leer und mit unvollkommener Ladung wieder nach Europa zurückzukehren. Der üble Erfolg dieſes Unternehmens verurſachte alſo ungeheure Verluſte. Die darüber entſtandenen Klagen drangen bis zum Paſcha, und er entſchloß ſich, den Bitten der Franken nachzugeben, und den Kanal von Alexandria zu eröffnen. Damit er ſo ſchnell als möglich vollendet werde, befahl er den Ingenieuren, ſo viel als möglich die Spuren des alten Kanals der Ptolemäer zu verfolgen.

Die Arbeiten begannen im Laufe des Jahres 1818, und die Art und Weiſe, auf welche ſie betrieben wurden, iſt um ſo merkwürdiger, da ſie an das erinnern, was mehrere Geſchichtſchreiber des Alterthums über die Mittel ſagen, deren man ſich zur Erbauung der Pyramiden bediente. Alle Menſchen in ganz Unter-Aegypten, die im Stande waren zu arbeiten, über 250,000 an der Zahl, wurden ſämmtlich aufgeboten. Als ſie an den ihnen beſtimmten Orten, unter der Leitung ihrer Ortsvorſteher, angekommen waren, wurden ſie auf der ganzen, von den Ingenieuren bezeichneten Linie vertheilt. Die Arbeiten begannen, und nach ſechs Wochen war das ganze ungeheure Werk der Grabung des Kanals vollendet. Man erlaubte ihnen ſodann, wieder in ihre Heimath zurückzukehren, um dort ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen nachzugehen; aber im Herbſt deſſelben Jahres wurden nochmals mehrere Tauſende aufgeboten, um die Maurerarbeiten zu beſorgen. Im nächſtfolgenden Jahre wurde der Kanal mit großer Feierlichkeit und in Gegenwart des Paſcha eröffnet. Er iſt ſechszehn Stunden lang, achtzig Fuß breit und zwölf bis fünfzehn Fuß tief.

(Der Beſchluß folgt.)

Der aſphaltiſche See oder das todte Meer.

Seit undenklichen Zeiten verbindet man mit dem aſphaltiſchen See und ſeinen Ufern immer den Gedanken der Trauer und Ungeſundheit, der durchaus falſch iſt, aber immer die Stärke längſt beurkundeter Wahrheit hat, weil er noch nie genügend widerlegt worden iſt.

Man hat ſehr oft geſagt, und man glaubt allgemein, daß die Fiſche im Gewäſſer dieſes Sees nicht leben können; daß die feſten Körper, obgleich man ſie mit Gewalt hineinwerfe, doch nicht untergehen, ſondern auf der Oberfläche ſchwimmend bleiben; daß, wegen der ungeſunden Dünſte, die beſtändig daraus emporſteigen, die Vögel, die ihn von einem Ufer zum andern überfliegen wollen, betäubt werden, und todt ins Waſſer ſtürzen; daß traurige Töne, dem Aechzen der Sterbenden gleich, von Zeit zu Zeit ſich an den Ufern vernehmen laſſen, und um das Gemälde vollſtändig zu machen, fügt man hinzu, daß eine ſcheinbar vortreffliche Frucht am Geſtade wächſt, aber ſobald man ſie berührt, zu Staub und bitterer Aſche wird. Mit einem Worte, Alles, was die ältern und neuern Dichter an Schreckbildern zuſammengeſtellt haben, würde, nach den obigen Begriffen, kaum im Stande ſein, den traurigen Anblick des „todten Meers“ und ſeiner Ufer genügend darzuſtellen.

Indeſſen haben einige Reiſende unſerer Tage, gegen die man ſo leicht keine Zweifel wird geltend machen können, in ihren Mittheilungen die Verſicherung aufgeſtellt, daß alle jene erſtaunlichen und beängſtigenden Eigenheiten, die man ſo allgemein und ſo freigebig dem aſphaltiſchen See zutheilt, auf nichts weiter, als auf bloßer Einbildungskraft beruhen.

„Gegen Mitternacht“, ſagt Chateaubriand, „vernahm ich auf dem See ein Geräuſch, das nach den Verſicherungen der Bewohner Bethlehems von den Legionen Fiſchen herrührte, die ſich um dieſe Zeit dicht am Ufer einfinden.“ Die Gewäſſer dieſes Sees ſind, nach Clarkes ſorgfältiger Unterſuchung, den Thieren nicht nur nicht ſchädlich, ſondern ſie werden im Gegentheile, von einer ungeheuern Menge von Fiſchen bevölkert. Die Ufer ſind mit Muſcheln überdeckt und man

ſieht ganze Heerden von Waſſervögeln daran verweilen. „Wir bemerkten“, ſagt der amerikaniſche Miſſionär Fisk, „eine große Menge Vögel, die an den Ufern des Sees, und über denſelben hinſchwebten. Sein Waſſer iſt klar und durchſichtig; aber ſein Geſchmack iſt faul und widerlich.“

Es iſt unbeſtreitbar, daß das Waſſer des todten Meeres ſchwerer iſt, als das jedes andern Sees auf der Erdoberfläche. Die ſpezifiſche Schwere iſt 1,211 und die des diſtillirten Waſſers 1,000. Es iſt ſehr ſtark mit Salz geſchwängert. Man hat eine Flaſche deſſelben im Jahr 1807 analiſirt und folgende Reſultate daraus entnommen. Auf 100 Gran fand man:

Kalkſäure . .	3,220
Magneſia . .	10,246
Sode . . .	10,360
Schwefelkalk .	51
Im Ganzen	23,880.

Auf eine gleiche Quantität dieſes Waſſers fand man, bei einer andern Analyſe, 24½ Gran Seeſalz. Es würde alſo Lord Byron viel leichter geweſen ſein, das todte Meer zu überſchwimmen, als den Helleſpont; denn ein Körper, der im ſüßen oder im gewöhnlich geſalzenen Waſſer, ſogleich zu Grunde geht, bleibt auf der Oberfläche dieſes Sees. Strabo behauptet, daß man nicht ganz darin untertauchen könne, was jedoch falſch iſt. Der engliſche Reiſende Pococke ſagt, daß, welche Lage er auch annahm, er doch immer auf der Oberfläche des Waſſers blieb, ſelbſt wenn er nicht die geringſte Bewegung machte. Dieſe Thatſache iſt glaublich genug, weil man im ſüßen Waſſer faſt daſſelbe bezwecken kann. — Es ſcheint alſo, daß von allen Nachrichten über das todte Meer, die über ſeinen Geſchmack allein begründet ſind. Der Doktor Clark, einer der beſten Geologen unſerer Zeit, hat zuerſt einen der Berge in der Nähe dieſes Meeres, das 30 bis 33 Stunden lang und 4 bis 7 Stunden breit iſt, unterſucht und gefunden, daß es ein erloſchener Vulkan iſt. Er ſagt, daß er von den Höhen bei Bethlehem, am weſtlichen Rande des Sees einen Berg bemerkte, der durch ſeine Geſtalt dem Veſuv ſehr ähnlich war, und auf ſeinem Gipfel einen bedeutenden und ſehr ſichtbaren Krater hatte. Wenn dem ſo iſt, ſo haben die Widerleger des Moſes die beſte Gelegenheit zu behaupten, daß das Schickſal von Sodom und Gomorrha nichts Wunderbares hat, ſondern daß es allein die Wirkung eines vulkaniſchen Ausbruchs war.

Floskeln über Schriftſteller und Schriftſtellerthum.

Man hört manchmal ſagen, daß das Talent des Styls nur das der Wortfügung ſei, dahingegen das Intereſſe der Sache ſelbſt entſcheidend ſein könne. Nichts ſcheint wahrer und unbeſtreitbarer, und doch iſt vielleicht Nichts falſcher, als eben das. Derſelbe Gegenſtand bleibt nicht mehr derſelbe, wenn ein geiſtvoller Mann oder ein Narr, ein Egoiſt oder eine zartfühlende Seele ihn mittheilt, weil er auf verſchiedene Weiſe aufgefaßt wird, und weil Alle von derſelben Sache oft ganz entgegengeſetzte Anſichten gehabt haben. Darum erſcheint in der Bearbeitung des gleichen Stoffes dieſer Verfaſſer lächerlich, oder langweilig, oder empörend, während jener ſeine Leſer intereſſirt, erfreut, und ihnen von ſeiner Schilderung einen tiefen Eindruck hinterläßt. Nehmen wir z. B. an, Dieſer oder Jener habe geſagt: „In den Augen der Höflinge beſchönigt ein großes Vermögen eine niedrige Herkunft, den gänzlichen Mangel guter Erziehung, und alle Zartheit der Gefühle.“ Man muß geſtehen, daß das wenigſtens verſtändlich genug iſt; aber die Idee iſt eben ſo gemein, als die Livree, mit der man ſie bekleidet hat. Man überantworte ſie nun einem ausgezeichneten Geiſte, und er wird ſich zuerſt beſtreben, die Wahrheit derſelben in ihr ganzes Licht zu ſtellen, ſie der Einbildungskraft ſeines Leſers mit ſcharfen Zügen einzuprägen, ſeine Laune zu erwecken, ihm ein Lächeln abzunöthigen, und die Menſchen mit Schande zu bedecken, die dem blinden Glück zu unverſchämt ihren Weihrauch ſtreuen. Er fügt hinzu: Mißlingt dem Spekulanten ein Unternehmen, ſo iſt er ein leerer Kopf, eine gemeine Seele, ein ungeſchickter, unerträglicher Narr; aber gelingt es ihm, ſo iſt er ein Genie, und — man bewirbt ſich um die Hand ſeiner Tochter.

Die Aufmerkſamkeit des Publikums iſt nicht unerſchöpflich, und kann nur mit Hintanſetzung des einen Gegenſtandes an einen andern ſich feſſeln. Darum iſt es eben ſo ſchwer und ſo — leicht, den Erwartungen und Forderungen der gebildeten Leſewelt zu entſprechen. Schwer, weil es Männer und Frauen in derſelben gibt, die oft erfahrner und unterrichteter ſind, als der, welcher ſie zu unterhalten ſich bemüht, und deſſen Fähigkeiten nicht ſeinem Willen entſprechen; leicht, wenn man immer bedenkt, für wen man ſchreibt, wen man zerſtreuen, vergnügen, belehren will, wenn man dem Karakter ſeines Beſtrebens getreu bleibt, und ſich nicht durch falſchen Wahn, durch die klägliche Eitelkeit bethören läßt. Die Augenblicke, die man oft auf die Durchleſung und Ueberdenkung eines ſkandalöſen Prozeſſes, einer Kriegs- und Siegsgeſchichte, oder allerlei ſogenannter Denk- und Merkwürdigkeiten verwendet, ſind vielleicht der Selbſtverbeſſerung, der Unterſtützung der Literatur, der Künſte und Wiſſenſchaften, kurz allen nützlichen Unternehmungen geraubt!

Künſtler in Malerei, Künſtler im Bauweſen, Künſtler in Wiſſenſchaft, Künſtler in Theologie, das iſt immer eins und dasſelbe. Sie können ſich alle, Jeder in ſeinem Fache, für ſehr ehrliche Leute halten, und mit Fleiß und Eifer ihr Gewerbe betreiben; auch mitunter dem dienſtbar und nützlich ſein, der ſie bezahlt. Es liegt wahrlich an ihnen nicht, wenn man ihrem guten Willen böſe Zwecke zum Grund legt. In der Literatur und Philoſophie findet nicht geradezu derſelbe Fall ſtatt. Befindet der Künſtler in dieſen beiden Fächern ſich unter dem Joche der Tyrannei, ſo iſt er gezwungen, Grundſätze zu lehren und zu verbreiten, die er ſelbſt als falſch anerkennt. Er muß das Schlechte, das er verachtet, emporheben, und das Gute, das er ſchätzt, beſchimpfen und herabwürdigen, um zu loben. Das iſt eine beſondere Gnade des Himmels, oder der Hölle, die zu allen Zeiten nur zu häufig geweſen iſt, die jedoch den Menſchen, ſie mögen nun Künſtler ſein oder nicht, unbedingt verſagt wird, die das Talent der Seelengeſchmeidigkeit der oben Erwähnten von der Natur nicht erhalten haben.

Das Leben Richard Brinsley Sheridans.

Von Thomas Moore.

Der Verfaſſer ſtellt ein treues Gemälde von dem abentheuerlichen Leben Sheridans, von ſeiner Geburt zu Dublin im Jahr 1751 bis zu ſeinem in London erfolgten Tod im Jahre 1816, auf. Bewunderung und Parteigeiſt haben ſein Urtheil nie irre geleitet, und er hat die Fehler nicht zu beſchönigen geſucht, die auſſerdem in den Augen des ſtrengſten Sittenrichters vielmehr ein Gegenſtand der Betrübniß, als des Tadels, ſein würden. Er hat mit einer vollkommenen Genauigkeit den glänzenden und ſcharfſinnigen Mann, berühmt durch ſeine Talente, erniedrigt durch ſeine Ausſchweifungen, gezeichnet. Er hat ihn gezeichnet, wie er, mit den Gaben der Natur überſchüttet, aber in ſeiner Erziehung vernachläſſigt, durch den Adel ſeiner Neigungen ausgezeichnet, aber durch ſeinen Leichtſinn und ſeine geringe Karakterſtärke zu zweifelhaften und niedrigen Handlungen hingeriſſen, ſein Daſein im Elend, der Frucht ſeiner Tollheit und Unvorſichtigkeit, beendigte.

Sheridan wollte, in Uebereinſtimmung mit ſeinem Freunde Halbid, ein neues literariſches Journal, „wöchentliche Miszellen“ (weekly Miscellany) betitelt, ſtiften, von dem jedoch nie mehr, als die erſte Nummer erſchienen iſt. „Es iſt eine Eigenheit des Narren,“ ſagt ein berühmter Schriftſteller, „nur immer erſt anzufangen, ohne zu wiſſen, was ſich daraus ergeben könne.“ Das iſt, fügt Moore hinzu, nicht der einzige Punkt, auf welchem die Narrheit und das Genie eine große Aehnlichkeit mit einander haben. Die Schwierigkeiten der Ausführung kühlen in der That die erſte Hitze der Empfänglichkeit ab; darum muß man beinahe erſtaunen, noch ſo viele Meiſterwerke vollendet zu ſehen, und daß Menſchen, die mit einer ſehr lebhaften Einbildungskraft ausgeſtattet ſind, ſich nicht oft allein nur auf ſchnelle Skizzen beſchränken, die ſich unausgeſetzt ihnen darbieten. Unter den zahlreichen Werken, die Sheridan in ſeiner Jugend herausgab, bemerkt man ein Heft Gedichte, unter dem Titel: „Mährchen eines Ueberſpannten.“ Der Verluſt dieſes Bändchens iſt eben nicht beſonders zu bedauern. Es war eine Nachahmung der geiſtreichen aber ausſchweifenden Erzeugniſſe John Halle Stephenſons. Es würde eben ſo erſprießlich für die Geſellſchaft, als für die jungen Schriftſteller ſein, die, im Alter der Faſelei und der Leidenſchaften, aus ihren Werken den Spiegel ihres Lebens gemacht haben, daß dieſe zerbrechlichen Denkmäler ihres Leichtſinns zu ewiger Vergeſſenheit verdammt würden.

Die Liebeleien Sheridans und der berühmten Miß Linley, mit der er ſich 1771 vermählte, bilden eine der Hauptepochen ſeines Jugendalters. Die Reize ihrer Perſon, ihr ausgezeichnetes Talent in der Muſik, der Glanz, den die Oeffentlichkeit ihrer Kunſt auf ſie warf, verſammelten natürlicherweiſe eine große Zahl von Anbetern um ſie her, die alle unter ſich Nebenbuhler waren. Ihre große Jugend (ſie war kaum ſechszehn Jahr alt, als Sheridan ſie zum erſten Mal ſah) entfernte von den empfänglichſten und ſtolzeſten Geiſtern den Widerwillen, den ſie gegen ihr Gewerbe gehabt haben würden, wenn ſie länger unter dem verrätheriſchen Einfluß deſſelben gelebt, und durch die häufigen Erſcheinungen vor dem Publikum jene Blume der Beſcheidenheit verloren hätte, die alle Talente und alle Lieblichkeit ihres Geſchlechtes nie mehr zu erſetzen im Stande geweſen wären.

So jung aber Miß Linley auch dazumal war, hatte ſie dennoch auf dem Punkte geſtanden, ſich mit Herrn Long, einem alten und ſehr reichen Edelmann aus Whitſhire, zu vermählen. Er bewies ihr ſeine Anhänglichkeit auf eine Weiſe, die wenig junge Männer romanhaft genug ſein würden, nachahmen zu wollen. Sie hatte ihm im Vertrauen erklärt, daß ſie nicht glücklich mit ihm ſein könne. Er nahm alſo die ganze Verantwortlichkeit eines öffentlichen Bruchs auf ſich, und kam der gerichtlichen Forderung ihres Vaters, wegen Schadenerſatz und Intereſſen, dadurch zuvor, daß er ihr ein- für allemal ein Kapital von 3000 Pf. St. (75,000 franzöſiſche Franken) zum Geſchenke machte. Sheridan, der dieſem großmüthigen Betragen nicht allein das Glück verdankte, mit einem Mädchen ſich zu verbinden, das er liebte, ſondern noch die Mittel,

die erſten Laſten der Heirath zu tragen, bewies gegen ſeinen und ſeiner Frau Wohlthäter immer eine große Ehrfurcht und Erkenntlichkeit, die ſich nie verläugnet hat.

Die verliebten Streiche Sheridans und ſeiner jungen Schönheit, die ganz Bath in Entzücken ſetzte, ſeine beiden Zweikämpfe mit ſeinem Nebenbuhler, dem Kapitän Matthews, der Skandal, den dieſe Intrigue veranlaßte, die Entführung der Miß Linley, die Flucht der beiden Liebenden nach Paris und ihre Rückkehr nach England, ihre Vermählung u. ſ. w. das Alles ſind zu bekannte Thatſachen, als daß wir ſie noch näher beſchreiben ſollten. Aber dieſe Begebenheiten ſtellen zugleich auch ein Beiſpiel von der Nachläſſigkeit und Langſamkeit auf, die Sheridan in alle ſeine Geſchäfte übertrug.

Eine der Zeitungen zu Bath hatte eine verleumderiſche Darſtellung von ſeinem Betragen in den beiden Zweikämpfen gemacht, und der Artikel erheiſchte eine ſchleunige Widerlegung. Er bat Woolfall, eine ſolche in ſeiner Zeitſchrift aufzunehmen; aber da er wollte, daß das Publikum auf das Genaueſte über den ganzen Hergang der Sache unterrichtet ſei, ſo glaubte er den beleidigenden Artikel zuerſt voranſchicken zu müſſen, um ſeiner Antwort, die zwei oder drei Tage nachher erſcheinen ſollte, einen um ſo größern Effekt zu verſchaffen. Dem zufolge verlor Woolfall nicht einen Augenblick, den Schimpfartikel ſogleich aufzunehmen, indem er erwartete, daß die Widerlegung ihm ſo ſchnell als möglich zugeſtellt werden würde. Indeſſen gingen drei Tage vorüber, und er hatte immer noch nichts erhalten. So trug Sheridan ſelbſt dazu bei, die Wirkung des Giftes zu vermehren, ohne ihm ein Gegenmittel entgegenzuſetzen. Er befolgte ſein ganzes Leben lang den Rath, den Lord Holland ſcherzend ſeinem Sohne ertheilt hatte: „niemals am Abend das zu thun, was man auf den andern Morgen verſchieben kann, und nie das ſelbſt auszuführen, was man auf Andere zu übertragen im Stand iſt.“

So lang er ſich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte, behielt er die Gewohnheit bei, des Nachts zu arbeiten. Wenn er ſchrieb, ließ er eine große Menge Lichter anzünden, und man hätte glauben ſollen, daß dieſe Illumination ihn begeiſtere. Auch liebte er den Wein ſehr. „Wenn der Gedanke ſich langſam naht,“ ſagte er, „ſo beſchleunigt ihn ein Glas guter Wein, und wenn er angekommen iſt, ſo wird er von einem Glas gutem Wein empfangen und belohnt.“

Sheridan hat eine große Menge flüchtiger Entwürfe und poetiſcher Bruchſtücke hinterlaſſen. Wenn er dichtete, ſo hatte er die Gewohnheit, ſeine Ideen zuerſt in poetiſcher Proſa aufzuſetzen, zwiſchen welche er hin und wieder Endreime flocht, wonach er das Ganze erſt in ein förmliches Gedicht umarbeitete.

Die politiſche Laufbahn Sheridans würde uns nöthigen, in große Einzelnheiten einzutreten, wenn wir ſie nach ihrem wahren Gehalt in Betrachtung ſtellen wollten. Wir beſchränken uns alſo nur darauf, die glänzendſten Züge derſelben auszuheben. Als er i. J. 1811 ſeine letzte Uebereinkunft mit dem Drurylane-Theater ſchloß, hatte er und ſein Sohn Thomas einen Antheil von 40,000 Pfund Sterling an demſelben. Aber dieſe große Summe wurde bald durch ſeine Schulden und durch ſeine Unvorſichtigkeit verſchlungen. Sein übler Erfolg auf der Wahl zu Stafford im J. 1813 vollendete ſeinen Ruin. Er ſah ſich zugleich vom Theater und vom Parlament ausgeſchloſſen. Die beiden Anker, die ihn noch auf dem Ozean des Lebens erhielten, waren zerbrochen. Sein Mangel vermehrte ſich von Tag zu Tag, und endlich wurde er ſogar verhaftet und drei Tage lang in gefänglicher Haft gehalten. Dieſes Ereigniß brach ihm das Herz, und er ſtarb am 16. Juli 1816 in einem Alter von 65 Jahren.

Die ſterblichen Reſte dieſes Unglücklichen, der umgeben von Häſchern und Gläubigern ſeinen Geiſt ausbauchte, wurden einige Tage nachher neben den Särgen der Könige in der Weſtmünſterabtei beigeſetzt, und Alles, was die Hauptſtadt des britiſchen Reichs Großes und Ausgezeichnetes in ſich umfaßte, beeiferte ſich, ſeinem prunkvollen Leichenzuge beizuwohnen.

Curioſa.

Einfluß des Mondes auf Thiere und Pflanzen.

Dieſer Gegenſtand hat bis jetzt die Aufmerkſamkeit der Gelehrten, wenn man die Nachforſchungen ausnimmt, die ſie zur Feſtſetzung einer Theorie der Ebbe und Fluth gemacht haben, nur in einem ſehr geringen Grade gefeſſelt. Die Art, auf welche der Mond die animaliſche Verweſung beſchleunigt, iſt nur von einer gewiſſen Menſchenklaſſe beobachtet worden, die, wenn ſie auch faſt keinen Antheil an den Fortſchritten der philoſophiſchen Kenntniſſe nimmt, doch um ſo beſſer ihren eigenen Vortheil verſteht. Was alſo gewiß iſt, und was durch das einſtimmige Zeugniß aller Seeoffiziere beſtätigt wird, iſt, daß wenn man in gewiſſen Jahrszeiten und an gewiſſen Orten ein eben geſchlachtetes Thier in das helle Licht des Vollmonds ſtellt, und es nur einige Stunden lang demſelben ausgeſetzt ſein läßt, es eine ganz verdorbene Maſſe bildet, während ein anderes Thier, das nur einige Fuß von erſtern entfernt, aber den Mondſtrahlen nicht preisgegeben iſt, ſich im beſten Zuſtande befindet.

Es würde unmöglich ſein, in dem ſo unvollkommenen Zuſtande unſerer Kenntniſſe über das Geſtirn

und den von ihm ausgehenden Einfluß, gewiſſe Schlußfolgen aus der kleinen Zahl von Thatſachen zu ziehen, die bis jetzt darüber eingeſammelt worden ſind; aber es iſt gut, alle diejenigen zuſammenzutragen, die ſich in Zukunft noch darbieten dürften, um ſie einſt mit einander zu vergleichen und irgend eine Theorie daraus zu entnehmen. Wir wollen einige derſelben anführen, die uns nicht ganz unwichtig geſchienen haben.

Man weiß bereits ſo viel, daß der Mond einen großen Einfluß auf die Vegetation ausübt, weil man bemerkt hat, daß die ſeinem Licht ausgeſetzten Früchte viel ſchlechter reifen, als die, welche davon nicht berührt werden. Sie bekommen ſogleich lebhaftere Farben, wenn man ſie in den Mondſchein bringt. Dazu geſellen ſich noch andere nicht minder gewiſſe aber viel weniger bekannte Thatſachen. Wir verdanken ſie Herrn Edmonſtone, der dreißig Jahre lang die Verwaltung der Wälder von Demerari beſorgte, und der in dieſer Zeit eine große Menge Beobachtungen eingeſammelt hat.

„Ich habe mich viel mit dem Einfluſſe des Mondes auf die Bäume beſchäftigt," ſagt er, „denn er iſt ſo ſichtbar und ſo groß, daß es ganz unmöglich iſt, ihn nicht zu bemerken. Wenn man einen Baum während dem Vollmond fällt, ſo zerſpaltet er ſogleich, wie wenn er von zwei ungeheuern Keilen auf jeder Seite von einander getrieben worden wäre. Deshalb ſind ſolche Bäume beinahe nicht vom geringſten Nutzen. Kurze Zeit nach ihrer Fällung werden ſie von einem Wurm befallen, der dem im amerikaniſchen Mehle befindlichen ähnlich iſt. Sie verfaulen bei weitem ſchneller, als wenn man ſie zu einer andern Zeit fällt. Dieſe Bemerkung iſt auf alle Bäume anwendbar, die in Oſtindien und in allen engliſchen Kolonien Südamerika's wachſen, und die von verſchiedenen Gattungen, ſo wie immer grün ſind. Darum fällt man ſie auch nur immer im erſten oder letzten Mondsviertel, wenn man ſie zu Bauholz verwenden will. Der Saft ſteigt, während dem Vollmond, immer bis in den Gipfel des Baumes, und ſinkt wieder, ſobald dieſer Planet verſchwindet."

Geſchmeidiger Marmor.

Dieſer Marmor, der nur erſt ſeit einigen Jahren bekannt iſt, und den man früherhin nur in Stockbridge und Lamborough, in England, fand, iſt neuerdings auch in New-Ashford entdeckt worden, wo es große Brüche davon giebt. Man kann ſich von ſeiner Elaſtizität überzeugen, wenn man eine ſolche Marmorplatte auf eine ſeiner Extremitäten legt, und die andere mit einem mäßigen Gewichte beſchwert. Er iſt von verſchiedenen Farben, weiß, röthlich, grau oder taubengrau. Man findet davon Stücke von ſehr ſchönem Korn. Manchmal iſt ein Block nur an einigen Theilen geſchmeidig, während alle übrigen ihre gewöhnliche Härte behalten. Er kann ſehr leicht und ſehr ſchön polirt werden. Man behauptete anfänglich, daß ſeine Geſchmeidigkeit davon herrühre, daß er ſehr ſchnell trockne; aber es ſcheint im Gegentheil, daß er ſie dadurch verliert.

Langes Leben der Bäume.

Galyne, ein ſehr bekannter Agronom, behauptet, daß die gewöhnliche Lebensdauer eines Eichbaumes drei- bis vierhundert Jahre ſei. Im April 1791 fällte man im Park Sir John Rushouts, zu Northwick, in der Grafſchaft Worceſter, eine Eiche, deren Alter man man auf dreihundert Jahre ſchätzte. Sie war in allen ihren Theilen geſund. Der Stamm gab 634 Kubikfuß Bauholz, und die Zweige 200 Kubikfuß. Im Werke Gilpins, über die maleriſche Schönheit der Wälder (forest scenery), werden mehrere Eichen des neuen Waldes angeführt, an denen man gewiſſe Zeichen bemerkt, die eine Exiſtenz von der Eroberung Englands durch die Normänner vermuthen laſſen. Der Baum, der von dem Pfeil verletzt wurde, mit welchem Walter Tyrrel Wilhelm den Rothhaarigen tödtete, ſteht noch, obgleich er ziemlich abgelebt iſt. Lowe gedenkt mehrerer Bäume im Walde von Sherwood, auf deren Rinden die Buchſtaben In R (König Johann) eingeſchnitten ſind, worüber ſich eine Krone befindet. Mac Willam ſagt, daß es in England und in andern Ländern Bäume gebe, die über 1000 Jahr alt ſeien, und daß man an gewiſſen Zeichen mehrere andere kenne, die wohl 3000 Jahre alt ſein dürften.

Fall eines Aeroliths.

Am 10. Februar 1825 hörte man zu Montgomery, in der Grafſchaft Maryland, zwiſchen Mittag und ein Uhr einen ſtarken Knall, noch ſtärker als einen Kanonenſchuß, und von einem Geräuſch begleitet, wie wenn ein Luftſtrom mit Gewalt durch eine ſchmale Oeffnung dringt. Dies Geräuſch wurde in einer parallelen Richtung vom Potomakſtrom vernommen. Das Wetter war neblicht und der Wind blies aus Norden. Man bemerkte, im Augenblick der Exploſion, weder einen Blitz, noch einen beſondern Geruch. Nach einer halben Stunde ungefähr fand man in einem Felde nahe bei der Stadt in einer Tiefe von acht Zoll, einen röthlichen Stein, von länglicher Geſtalt und ſechszehn Pfund ſchwer. Als man ihn ausgrub, war er noch ein wenig warm, und verbreitete einen ſtarken Schwefelgeruch um ſich her.

Der Schwan von Rio de la Plata.

Dieser Schwan ist ein prächtiger Vogel. Sein Körper ist vollkommen weiß, und sein Kopf, so wie ein Theil des Halses, schwarz. Man sieht ihn sehr häufig an den Ufern des Plata. Mit seiner Haut und mit seinen Federn wird ein beträchtlicher Handel getrieben. Man bedient sich folgenden Mittels, um ihn zu fangen. Ein Mann geht ins Wasser, mit drei hölzernen Kugeln in den Händen, wovon zwei an dem einen Ende eines langen Riemens befestigt sind, während die dritte sich am andern Ende befindet. Er naht sich leise dem Schwan, und schleudert die beiden Kugeln gegen ihn, so daß sie sich um seinen Hals schlingen. Zwei andere Jäger eilen nun sogleich herbei, und bemächtigen sich des Vogels.

Kampf zwischen einem Tieger und einem Krokodill.

Ein Mann fischte am Ufer des Tyliemanstroms, in Ostindien. Plötzlich vernahm er ein Gebrüll im Wasser. In demselben Augenblicke sah er auch einen Tieger, der gegen ihn heranschwamm. Um der Gefahr zu entgehen, erstieg er einen nahen Baum. Kaum war er aber hinangeklettert, so sah er schon den Tieger am Fuße eines andern, dessen Zweige über den Fluß hingen. Er schwang sich hinauf, und machte schon Miene, zu dem hinüberzusetzen, auf welchem sich der Fischer befand, als mit einem Male sich ein großes Krokodill aus dem Wasser erhob, den Tieger ergriff, und ihn mit sich unter die Fluth zog. Sechsmal erschienen die beiden Thiere auf der Oberfläche, und tauchten wieder unter. Sie kämpften mit großer Wuth und Anstrengung. Das Wasser war von ihrem Blute roth. Endlich packte das Krokodill den Tieger im Rücken, und da er sich auf solche Weise nicht mehr vertheidigen konnte, so wurde er eine Beute des amphibischen Ungeheuers.

Griechenland im Anfang 1825.

(Fortsetzung.)

Rückkehr von Athen nach Napoli di Romania.

Ich verließ Athen, und kehrte nach Aegina zurück, um meinen Plan einer Pilgerfahrt zum Jupitertempel auszuführen. Die Ruinen dieses Tempels, die nur noch aus dreiundzwanzig aufrechtstehenden Säulen, auf dem Gipfel eines Berges, bestehen, sind ungefähr vier Stunden Weges vom Hafen von Aegina entfernt. Es ist einer der angenehmsten Spaziergänge, den man sich denken kann. Die Insel ist schön, und beinahe ganz kultivirt. Sie erzeugt eine Menge Früchte von allen Gattungen. Der Fußweg, der zum Tempel führt, schlängelt sich durch Wiesen und Felder, die hier und da mit Wäldchen von Granat-, Feigen- und Oelbäumen geschmückt sind. Wir kamen durch ein dichtes Gehölz wohlriechender Fichten. Vom Tempel erblickt man zugleich das Vorgebirg Colonna, Salamis, des Parthenon und Eleusis. Von den Trümmern senkt sich der Abhang auf zwei Seiten allmälig zum Meer hinunter.

Während ich diese massiven dorischen Säulen betrachtete, die dreißig Jahrhunderte gestanden, und diese ungeheuern Steine, welche die Querbalken bildeten, die zum Theil noch auf ihren alten Plätzen liegen, zum Theil auch heruntergestürzt sind, und mit den umgeworfenen Säulenschäften die Erde bedecken, hörten wir in der Richtung des Vorgebirgs Colonna Kanonendonner. Zugleich fühlten wir den Druck einer heftigen Explosion. Das Getöse, vom Echo wiederholt, blieb so lange hörbar, als wir hinabeilten. Es donnerte ungefähr eine Viertelstunde.

Wir erstiegen einen andern Berg im Westen der Insel, um dort ein Kloster zu besuchen, in welchem wir über Nacht zu bleiben gedachten. Dies Gotteshaus hat nicht allein den Anschein, sondern auch die Stärke einer Zitadelle. Seine starken steinernen Mauern sind mit Thürmen besetzt. Die Zellen gleichen den Kasematten. Ein Thurm erhebt sich über dem Thor, das sehr enge ist, und das durch ein eisernes Gitter verschlossen wird. Bei alledem wird das Kloster nur von acht Mönchen bewohnt und enthält sonst nichts Kriegerisches. Alles athmet Frieden und Ueberfluß darin. Einige Mönche speiseten mit dem besten Appetit, und mit jener Lustigkeit, wodurch die Wirthshausszenen der niederländischen Schule belebt werden, während einer aus einem großen Buche die „Wunder der Heiligen“ mit großer Aufmerksamkeit vorlas. Wir wurden mit vieler Zuvorkommenheit aufgenommen. Man gab uns ein vortreffliches Abendessen und sehr gute Decken zu unsern Betten. Mit Tagesanbruch weckte man uns, und einer der Mönche führte uns auf den Gipfel eines nahen Berges, von wo wir die türkische Flotte, auf Hydra zusegelnd, erblickten. Von dort wandten wir uns gegen den Hafen. Im Hinabwege bemerkten wir ein Geschwader von achtzig Kaiken, mit rumelischen Soldaten besetzt, die eben die Anker lichteten, um sich nach Hydra zu begeben, und dort die Garnison zu verstärken. Im Hafen erfuhren wir von dem Brigg, daß die Bewohner von Aegina auf der Höhe vom Kap Colonna Stellung genommen hätten, und daß Sachturis am vorigen Abend eine türkische Fregatte und ein anderes Schiff in den Gewässern von Negroponte in die Luft gesprengt habe. Das war die Ursache der Explosion, die wir am Jupitertempel bemerkt hatten. Als wir

einige Tage nachher bei Negropont und Andros vorüberkamen, um nach Smyrna uns zu begeben, sahen wir das Meer mit Schiffstrümmern und Leichnamen bedeckt.

Um so schnell als möglich nach Napoli di Romania zurückzukehren, miethete ich eine Kaike, die mich, nebst einem jungen Seemann von Ypsara, nach Piada bringen sollte. Mein Reisegefährte war ein sehr liebenswürdiger und ausserordentlich lebhafter Mensch. Er erzählte mir, während der ganzen Reise, eine Menge artiger Anekdoten. Als unser Schifflein an der Insel Angistri vorüberfuhr, fragte uns eine Gruppe von Weibern, die sich auf einem Vorgebirge versammelt hatte, um Nachrichten über Sachturis Geschwader. Wir theilten ihnen seinen Sieg mit, und sie erhoben ein Jubelgeschrei.

Nach einer vierstündigen Ueberfahrt landeten wir am schönen und fruchtbaren Gestade von Piada. Dieser Ort liegt zwei Meilen vom Meer entfernt und gleicht sehr einem Schweizerdorfe. Ich nahm einen Führer, um mich nach dem Hause geleiten zu lassen, in welchem die Griechen im Jahr 1821 zum ersten Male sich versammelten, um ihre Unabhängigkeit auszurufen, und die ersten Züge der Konstitution zu entwerfen, die sie jedoch dadurch veredeln wollten, daß sie sie die „epidaurische Konstitution" nannten. Das Innere bildet einen großen einförmigen Saal in Gestalt eines Parallelogramms. Das Gebäude steht abgesondert vom Dorfe, nahe bei einem alten Thurm, der während der Herrschaft der Venezianer erbaut wurde, und der jetzt von einem alten Frauenzimmer bewohnt ist. Dies unscheinende Haus erinnerte mich an die Hütten von Uri, wo die Schweizer sich zur Vertilgung der Tirannei verbanden. — Die Regierung hat die Absicht, auf diesem Platze eine Kirche, zum Gedächtnisse der Wiederauferstehung Griechenlands, erbauen zu lassen. Möge dieser Tempel einst berühmter noch werden, als St. Peter zu Rom!

Um die Neige des Tages noch zu benutzen, besuchte ich die Ruinen des alten Epidaurus, die nur zwei Stunden Weges von Piada entfernt sind. Ein Fußweg, der sich an mit Lorbeerbäumen, Mirthen und Fichten geschmückten Hügeln entlang zieht, führt dahin. Man verliert das Meer keinen Augenblick aus dem Gesichte. Nur einige Mauerüberreste, die aus großen behauenen Steinen bestehen, sind von dieser alten Stadt übrig geblieben. Ich sah den Aeskulaptempel nicht, der noch zwei Stunden weiter ist. Der Anblick des ruhigen und einsamen Meerbusens erfüllt die Seele mit süßer Melancholie. Nicht ein Schiff befand sich hier, das mich an das Geräusch und an das Treiben der Welt hätte erinnern können. Die Küste war jetzt von einer Kolonie Griechen von Negropont bevölkert. Den Türken entronnen, haben sie auf diese fruchtbare Erde sich zurückgezogen, wo sie Ackerbau treiben, in welchem sie bereits große Fortschritte gemacht haben. Das Land ist mit Gärten und reichen Aernten und schönen Weinbergen überdeckt. Diese entstehende Kolonie wohnt theils in kleinen Häusern, theils noch in Hütten von Baumzweigen. Unglückliche Griechen! sie sind mit den Bienen zu vergleichen, die, wenn auch ihr Bau zerstört worden ist, doch den Berg nicht verlassen können, der sie so lange ernährt hat.

Ich erinnerte mich des Spruches, „fruchtbar an gutem Wein," dessen Homer sich bei Epidaurus bedient, und wünschte dieses Erzeugniß des Landes zu versuchen. In dieser Absicht betrat ich eine Hütte, und lud meinen Gefährten, den Seemann, ein, mit mir auf's Gedeihen von Neu-Ypsara zu trinken. Er dankte mir für meine Wünsche, aber er entschuldigte sich zugleich, mir nicht Bescheid thun zu können, weil weder er, noch seine Brüder, jemals Wein getrunken hätten, indem die jungen Ypsarioten nie vor dem zwanzigsten Jahre Wein über die Lippen zu bringen pflegten. Er war sehr glücklich, von seinem Vaterlande reden zu können. Wie hätte ich ihm diese süße und einzige Tröstung aller Verbannten rauben mögen? Darum hörte ich ihn mit Wohlgefallen an, und er unterrichtete mich über die Gebräuche dieser unglücklichen Insulaner. Er sagte mir, daß Ypsara, vor der Revolution, weder unterdrückt noch unglücklich gewesen sei. Es regierte sich selbst, wie Hydra und Spezzia und einige andere Inseln des Archipels. Die Pforte hatte sich bis dahin mit einem scheinbaren Gehorsam begnügt; aber diese Toleranz war ihrem Ende nahe. Eifersüchtig über den Wohlstand und die Macht der Inseln des Archipels, hatte sie im Geheimen die Zerstörung ihrer Flotten und ihres Handels mit einer Treulosigkeit beschlossen, die bei dieser Regierung als der Kern aller Staatsweisheit betrachtet wird. Ypsara mußte die Waffen ergreifen, um die Sklaverei und vielleicht eine gänzliche Vernichtung zu vermeiden. Die Ypsarioten lebten vor der Revolution wie Brüder mit einander.

„Wir sind noch vereinigt," sagte mein Gefährte, „und wir lieben uns noch in unserm Unglück. Unser Zusammenhalten war so groß, daß sich nie ein junges Mädchen von unserer Insel ausserhalb derselben verheirathete, und daß nie ein Grieche, von einer andern Insel, sich mit einer unserer Familien verbinden konnte, wenn er nicht vorher einige Jahre lang unter uns gewohnt hatte. Der Handel war unser Gewerbe, die Ehe unsere Glückseligkeit. Unser ganzes Bestreben ging dahin, die Neigung des Weibes an den Mann zu fesseln, mit dem sie das Schicksal seines ganzen Lebens theilen sollte. Deshalb bestimmten die Aeltern

auch schon in unserer Kindheit die Verbindungen zwischen den Kindern, und von den ersten Jahren an gewöhnte sich das Herz des Weibes daran, den zu lieben, der ihr einst als Gatte bestimmt war. Wehe über den Jüngling, der sein Wort gebrochen hätte! Er vermochte es nicht, der Rache der Verwandten seiner Verlassenen zu entgehen.

„Vor der Revolution lebten wir fast ausschließlich vom Handel, jetzt erhält uns nur unser Muth, und ich möchte fast auch sagen, unsere Geschicklichkeit. Vor ungefähr vierzehn Tagen überraschte ich, in einem kleinen Schiffchen, das mit einer einzigen Kanone bewaffnet war, ein türkisches Fahrzeug, das deren zwölf hatte. Die gefangenen Türken warfen mir vor, daß ich sie bei Nacht angegriffen habe. Ihr hättet, antwortete ich ihnen, eure Augen und Gliedmaßen eben so gut bei Nacht gebrauchen können, als ich. Die Türken haben Fregatten und Kriegsschiffe, so daß wir nur mit unserm Muth und mit unsern Brandern gegen sie zu ringen vermögen. In unserer Armuth ist der Muth die beste Hilfsquelle für uns, und die wird gewiß niemals versiegen. Der Ypsariot Papa Nicholi, der das erste türkische Linienschiff verbrannt hat, Nikodemas, dem dasselbe mit einer Korvette gelungen ist, und besonders mein Vetter Kanaris, sind die lebendigen Zeugen unserer Unerschrockenheit. Sie haben zu Aegina den alten Seemann gesehen, der immer mitten unter uns war. Das ist der Admiral Apostoli, der unser Geschwader befehligte, und den wir als unsern Patriarchen betrachten. Er bemerkte einst, in einem Gefechte, daß sein vierzehnjähriger Sohn sich unter's Verdeck geflüchtet. Sogleich suchte er ihn selbst auf, trug ihn auf's Verdeck und rief ihm zu: Hier ist dein Posten, mache ihm keine Schande! Mit solchen Beispielen vor den Augen, kann es uns nie an Muth gebrechen."

Ich erfuhr späterhin mit Vergnügen, daß dieser junge Ypsariot den Befehl eines Branders erhalten habe. — Die Straße von Piada nach Napoli di Romania ist schön. Hügel und Gehölze bringen eine große Abwechslung in die Landschaft. Zahlreiche Bäche strömen dem Meere zu. Die Länge des Weges mag sieben Stunden betragen.

(Der Beschluß folgt.)

Häckerling.

Man sagt heut zu Tage immer, „unser Jahrhundert geht schnell," und das ist wahr; aber nicht Alles in unserm Jahrhunderte bewegt sich auch so schnell vorwärts. Es gibt mancherlei Wesen und Dinge, die gehen schnell zurück in das sechszehnte, fünfzehnte, vierzehnte, ja selbst in das dreizehnte Jahrhundert, wo man es für eine Ehre hielt, noch unter den Thieren zu stehen. Was uns anbelangt, so wissen wir sehr wohl, daß die Schnecke in einer Stunde sechs Schuh weit gewöhnlich vor- und rückwärts spazieren kann, daß der Adler dagegen in derselben Zeit fünfzehn deutsche Meilen (5626 französische Fuß in einer Minute) weit fliegt, daß der schnellste Fisch in einem ganzen Tage nicht über eine Stunde weit fortschwimmen kann (weshalb man die jährlichen Seereisen der Häringe vom nördlichen Eismeer nach der Südsee auch einigermaßen bezweifelt), daß der Falk Heinrichs II von Frankreich einmal in vierundzwanzig Stunden von Fontainebleau bis auf die Insel Malta, die nicht weniger als 270 deutsche Meilen von ersterer Stadt entfernt ist, geflogen; daß eine flinke Ameise in jeder Sekunde einen Fuß weit läuft; daß ein Kameel in einem Tag ganz piano 12 bis 13 Meilen und ein Elenthier wohl 40 Meilen zurücklegt; daß ein guter englischer Wettläufer (nämlich ein Pferd von Geburt) in einer Sekunde 88 englische Fuß überspringt, und daß selbst der Wind, wenn er nicht außerordentlich stark ist, nicht so schnell vorwärts kommt; daß ein gewisser Hambletonian (auch ein Pferd), der zum sechszehntenmale in seinem Leben den Sieg der Schnelligkeit errungen, in acht Minuten fünf englische Meilen, oder 25,635 Fuß, also 2036 Fuß mehr als eine deutsche Meile, überflogen hatte; daß es in Großbritanien Menschen gibt, die in einer Sekunde schon 17½ Fuß weit gelaufen, und daß daselbst einmal ein guter Schlittschuhläufer in einer Sekunde 48 englische Fuß weit fortgesaust ist; endlich, daß auch ein Deutscher, der Burgwärter Focke von der Wartburg bei Eisenach, einen Haasen im schnellsten Laufe einholen konnte, und daß er, schon ziemlich bejahrt, und kurz vor seinem Tode, in Zeit von 30 Stunden 44 deutsche Meilen, von Weimar nach Karlsbad und zurück, gemacht, und sich noch einige Stunden dabei ausgeruht und bene gethan hat; — aber das Alles beweiset für die Schnelligkeit unsers Jahrhunderts nichts. Der Schlüssel dazu liegt verborgener, er ist jetzt nicht mehr an den Extremitäten befestigt, er liegt vielmehr im Innern der Gemüther. „Fortgefahren!" sagt der Greis. „Untersucht!" sagt der Jüngling. Das ist das ganze neunzehnte Jahrhundert.

Der Herzog von Montansier (St. Maure) war ein sehr edler Mann. Er wurde nur der „Plato am Hofe" genannt. Einst glaubte der Dauphin (Sohn Ludwigs XIV), dessen Gouverneur er war, daß er ihn im Unwillen gestoßen habe. „Sie schlagen mich?" rief der erzürnte Prinz, und rasch gegen den Kammerdiener gewendet, sagte er: „Bringt mir ein Paar Pistolen." Dieser zögerte und blickte furchtsam auf den Herzog. „Gehorcht Seiner Hoheit!" sprach St.

Maure, nahm das ſcharf geladene Paar und bot es dem Prinzen dar. „Was wollen Sie nun damit machen?“ fragte er. Sein Zögling brach in Thränen aus, warf ſich ihm zu Füßen und bereuete ſeine Uebereilung. Er hob ihn liebreich auf, küßte ihn und rief: „Da ſehen Sie, wohin ungezügelte Leidenſchaftlichkeit zu führen vermag. — Einſt führte er den Thronerben in die elende Hütte eines Landmannes. „Mein Fürſt!“ ſagte er: „Hier lernen Sie das Leben und Ihre Pflichten kennen. In dieſem beſchränkten Raume, kaum gegen Wind und Wetter geſchützt, lebt eine ganze Familie, die unabläſſig arbeiten muß, um im Schweiße des Angeſichts das Gold zu erzeugen, von welchem Ihre Paläſte ſchimmern, und beinahe hungers ſtirbt, um die Freuden Ihrer ſchwelgeriſchen Tafel zu bezahlen.“ — Als er ſein Erzieheramt niederlegte, beurlaubte er ſich vom Dauphin mit folgenden merkwürdigen Worten: „Sind Sie ein edler Menſch, ſo werden Sie mich lieben; ſind Sie es nicht, ſo werden Sie mich haſſen. In beiden Fällen finde ich meinen Troſt in mir ſelbſt.“

Ein chineſiſcher Großhändler (man muß nicht denken, daß wir darunter einen Diplomaten verſtehen), der zu Sinkapura etablirt iſt, gab, vor einiger Zeit, den Kaufleuten der europäiſchen Faktoreien in dieſer Inſel, und den Offizieren, die ſich eben daſelbſt befanden, ein Gaſtmahl, welches ganz nach chineſiſchem Geſchmack und Bonton zubereitet war. Man ſtellte folgende Gerichte auf: eine indiſche Vogelneſtſuppe, eine Froſchkeulenſuppe, eine Rosmarinſtengelſuppe, eine Entenleberſuppe, eine Schöpſenpfotenſuppe; eine Rindsmagenſuppe, eine Kiebitzſpeckſeitenſuppe; ein Frikaſſee von Elephantenſchwänzen, nebſt einer Brühe von Eidechſeneiern; ein gedämpftes Stachelſchweinchen, nebſt einer Brühe von grünem Schildkrötenfett (ein Gericht, das von allen Gäſten ganz vortrefflich befunden wurde); ein Seebekko oder Reiher, nebſt einer Orangenbrühe und bittern Mandeln; Fiſchgekröſe, mit Meerkräutern und kleinen Seeſpinnen; Pfauenkämme, Schwalbennieren, Lampreten, mit Wespenſchmalz beſtrichen, Tigerohren, mit Zitronenſchwämmen und allerlei andern Kleinigkeiten. Jede Schüſſel, ohne Unterſchied, mochte ungefähr tauſend Franken koſten. Beim Nachtiſch bemerkte man, unter andern Leckereien, ein Gelee von Rhinozeroshaut, das den Gäſten überaus wohl mundete. Die meiſten Früchte waren von Malakka, andere von Java, noch andere von Sumatra. Die Weine waren köſtlich und aus allen fünf Welttheilen.

Als Holland im ſechszehnten Jahrhundert um ſeine Freiheit und Unabhängigkeit kämpfte, floſſen Ströme Bluts. Der damalige Held des Tages, Prinz Moritz von Naſſau, ein mehr als mittelmäßiger Menſch, zeichnete ſich eben ſowohl durch ſeine rohe Tapferkeit, als durch ſeinen Ungeſtüm und ſeine Schonungsloſigkeit aus. Sein Leben war eine ununterbrochene Reihe von Blutbädern geweſen, und ſein Lager wurde als die erſte Kriegsſchule von Europa betrachtet. Man unterhielt ſich damals über nichts, als über ſeinen Heldenmuth und den der rebelliſchen Holländer, die Spaniens ganze ungeheure Macht nicht mehr zu unterjochen vermochte. Auch der Beherrſcher der Gläubigen, Amurath III., hörte von ihnen. Er bildete ſich ein, daß der lange und fürchterliche Krieg ein großes Land betreffe. Man zeigte ihm Holland auf einer Landkarte von Europa. „Iſt es nichts als das!“ rief er verwundert aus. „Und um ein ſo kleines Erdwinkelchen macht man einen ſo erſchrecklichen Lärmen, als wenn der ganze Weltbau in Flammen ſtünde. Ginge mich das an, ſo würde ich mich begnügen, meine Schanzgräber hinzuſchicken, um die Erdſcholle ins Meer hinauszuwerfen.“

Einige Gedanken und Meinungen der Königin Maria Leczinska, Gemahlin Ludwigs XV.

Wir ſind nur durch die Kleinen groß. Wir dürfen es alſo auch nur für ſie ſein.

Eitel ſein über ſeinen Rang, iſt anzeigen, daß man unter ihm ſteht.

Ein König, welcher Ehrfurcht gegen Gott gebietet, kann ſich einer ähnlicher Verordnung für ſich ſelbſt enthalten.

Die Gnade der Könige iſt Recht zu üben, und das Recht der Königinnen iſt Gnade zu verbreiten.

Die guten Könige ſind Sklaven, aber ihre Völker ſind frei.

Die Zufriedenheit begleitet ſelten das Glück; aber es folgt der Tugend bis in's Elend.

Für die Unſchuld allein hat die Einſamkeit unendliche Reize.

Seines Standes und ſeiner Reichthümer wegen ſich groß achten, iſt eben ſo arg, als ſich einbilden, daß das Piedeſtal den Helden macht.

Manche Fürſten haben auf ihrem Sterbelager es bitter bereuet, den Krieg ſo ſehr geliebt zu haben. Wir kennen keinen, der auch über ſeine Friedensliebe ſich beklagt hätte.

Die Höflinge rufen uns täglich zu: Gebet, ohne zu zählen! und das Volk: Zählet, was wir euch geben.

Deutsche Literatur.

Geſchichte des Aufſtandes der helleniſchen Nation, von Dr. Ernſt Münch. Zweiter Theil. Baſel, in der Schweighauſerſchen Buchhandl. 1826.

Von dem größern Werke: „Die Heereszüge des chriſtlichen Europa wider die Osmanen, und die Verſuche der Griechen zur Freiheit, aus den Quellen bearbeitet,“ macht oben angezeigte, unlängſt erſchienene Geſchichte den fünften Theil aus, iſt aber als ein ſelbſtſtändiges Ganzes zu betrachten, welches eine umfaſſende Ueberſicht aller Hauptbegebenheiten der Jahre 1822, 1823 und 1824 in Griechenland gewähret. Die edle Begeiſterung des rühmlich bekannten Verfaſſers ſpricht ſich in einem ſchönen Vorworte an den Vicomte von Chateaubriand, Pair von Frankreich, den großmüthigen Freund der Sache des griechiſchen Volks, aus, und erhält ſich in Sinn und Darſtellung durch die ganze Schrift. Tiefes Gefühl für Recht und feurige Liebe der Freiheit athmet und webt durch alle Blätter dieſer Geſchichte. Es iſt, als ob ſich der Verfaſſer mit den Griechen ſelbſt erhöbe, ſo wird auch der Ausdruck lebhafter und die Sprache mächtiger, da er nun, nach den langwierigen und beiſpielloſen Leiden dieſes Volks, eine glänzende Reihe der glorreichſten Hochthaten zu erzählen hat und würdig zu erzählen verſteht. Die trefflichen Vorarbeiten von Raffenet, Pouqueville, Raybaud und Blaquiere hat der Verfaſſer mit viel Urtheil und großem Geſchick benutzt, und klug und gerecht aus der ganzen Reihe von Flugſchriften und Tagblättern über den wichtigen Gegenſtand vom griechiſchen Geſetzesfreund an bis zum öſterreichiſchen Beobachter hinab, alles dahin Gehörige geſammelt, geordnet und geſtaltet. Wenn auch dieſe Schrift noch nicht die reife Gediegenheit und höchſte Vollendung einer eigentlichen Geſchichte erreicht hat, was in dieſem Augenblicke noch nicht, und vielleicht, der Zeitumſtände wegen, noch lange nicht möglich iſt, ſo hat ſie dagegen einen Reiz friſchen Lebens und jugendlicher Kraft, der vielleicht manchem ſpätern Werke fehlen dürfte. Auch iſt es die erſte uns bekannte ausführliche und wohlgeordnete Ueberſicht oder vielmehr Darſtellung der großen Ereigniſſe der drei letzten Jahre.

Wer alſo immer Griechenlands Schickſal, Leiden und Thaten, den Wechſel von Leben und Sterben des griechiſchen Volks in dieſem einzigen Zeitraum ſeiner neuern Geſchichte, von der Ermordung des Patriarchen und der Erklärung des Kongreſſes von Calamata bis auf unſere Tage, im Zuſammenhange und im lautern Reflexe eines prüfenden Verſtandes und eines wahrheitliebenden Gemüthes kennen lernen will, wird in dieſem und dem zunächſt ihm vorgehenden Theile Befriedigung und lehrreiches Vergnügen finden. Was auch jedem Menſchenfreunde, jedem Freunde des wahrhaft Heiligen und Großen, beſonders wohl thut, und in dieſen heuchleriſchen und ſtumpfſinnigen Zeiten zum Troſte und zur Erhebung gereicht, das iſt der, durch das, Entſetzen und Mitleid erregende, von Blut und Flammen ſo grell erleuchtete Gemälde fortlaufende, mildernde Schatten von gottergebener Wehmuth und im Glauben an die Vorſehung beſchwichtigtem Zorne gegen menſchliche, oder vielmehr unmenſchliche Feigheit und Verrätherei der größten und beſten Sache. „Wir Einzelne“, ſo ſchließt der Verfaſſer ſein Wort an den ehemaligen franzöſiſchen Staatsminiſter, „wir Einzelne haben für die Griechen nur Wünſche, Seufzer und Thränen; die Gottheit aber, welche das Schickſal der Nationen wägt, den Segen und den Fluch, die Macht und die Vergeltung.“

Engliſche Literatur.

An account historical, political and statistical af the United-Provinces of Rio de la Plata. — Ein hiſtoriſch-politiſch-ſtatiſtiſcher Ueberblick der vereinigten Provinzen von Rio de la Plata Nebſt einer Beilage über die unrechtmäßige Beſitznahme Montevideo's durch die portugieſiſche und braſilianiſche Regierung. Aus dem Spaniſchen überſetzt. London, 1825. Bei Ackermann. Ein Band in 8. von 345 Seiten. Mit einer Karte der Republik Rio de la Plata, und einem Plane von Buenos-Ayres.

Die zahlreichen Werke, die über Südamerika erſcheinen, beweiſen das große Intereſſe, welches dieſer Theil des amerikaniſchen Kontinents einflößt. Wen könnte auch das Schickſal dieſer herrlichen Länder gleichgültig laſſen? Wer könnte es über ſich gewinnen, die erhabenen Tugenden nicht zu bewundern, die ſich dort in den letzten fünfzehn Jahren offenbart haben? Das Werk des Don Ignazio Nunnez iſt nicht von den albernen Erinnerungen des Ritterweſens, der Turniere und der Feodalität angefüllt. Man findet nicht die ausſchließliche Beſchreibung gothiſcher Kirchen, zertrümmerter Schlöſſer und prachtvoller Paläſte darin. Man erblickt nicht den Luxus der Höfe, den Pomp der Söldner, den betrügeriſchen Glanz eines aufgeblaſenen Adels; aber man ſieht das große Schauſpiel junger Republiken vor ſich, die ſparſam in ihren Ausgaben, tolerant in Glaubensmeinungen, Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften ſind, und die ein nur zu lang unwiſſend gehaltenes, unterdrücktes und herabgewürdigtes Volk der Ziviliſation und dem Glücke des geſelligen Lebens zuführen. Man ſtaunt dieſe Wälder

an in ihrer urſprünglichen Majeſtät, dieſe Flußkönige, dieſe weiten grünen Auen, dieſe himmelhohen Gebirge, deren Eingeweide gediegenes Gold und Silber ſind, dieſe ungeheuern Waſſerſtürze, dieſe meerähnlichen Seen, dieſe unendlichen Ebenen, auf denen, wie auf dem Ozean, der Blick in der Ferne erſtirbt. Und das Alles, noch vor Kurzem ſo öde, ſo unfruchtbar, ſo elend, von der bluttriefenden Hand des ſpaniſchen Deſpotismus entvölkert, jetzt neu emporblühend in Kraft, in Freiheit, in Reichthum und in Segen.

Kein Reiſender hatte bisher über die Republik von Rio de la Plata eine ſo ausführliche Beſchreibung gegeben, als Nunnez. Er entwirft die Geſchichte derſelben, er ſtellt ihre Hilfsquellen dar, er malt die Sitten ihrer Bewohner, er unterſucht die Form ihrer Regierung, und ſtellt Alles in ſein wahres und volles Licht. Ein Theil des Werkes iſt der Beſchreibung der zwanzig verſchiedenen Staaten gewidmet, welche die Föderativ-Republik von Rio de la Plata bilden. Der Anhang enthält die Geſchichte des Streits, der ſich zwiſchen Braſilien und Buenos-Ayres wegen der Uſurpation von Montevideo erhoben hat. Dieſe Stadt, ehemals von Spanien abhängig, wurde nur mit Waffengewalt und gegen den Willen ſeiner Bewohner mit Braſilien vereinigt. Seit dieſer Invaſion haben Feuer und Schwert die Bevölkerung vermindert, Handel und Induſtrie vernichtet. Gerechtigkeit und Politik verlangen die Wiedererſtattung Montevideo's an die Republik Buenos-Ayres, die unmöglich einen der vorzüglichſten Hafen am Rio de la Plata in den Händen einer andern Macht laſſen kann. Der Krieg zwiſchen dieſen beiden Mächten kann ſehr wichtige Reſultate erzeugen. Der Kampf wird ſich nicht allein auf die Einnahme von Montevideo beſchränken. Die Zukunft verbirgt noch eine große Entſcheidung in ihrem Schoos.

Nordamerikaniſche Literatur.

The american journal of science and arte. — Amerikaniſches Journal der Wiſſenſchaften und Künſte. Herausgegeben von Benjamin Silliman. New-Haven, 1825. In 8.

Unter den im Juniheſte dieſer Zeitſchrift befindlichen Artikeln haben wir unter andern einen Auszug aus der Denkſchrift Quinby's „über die Keſſel der Dampfmaſchinen“ bemerkt, der mit vieler Umſicht und Genauigkeit diejenigen Punkte darſtellt, die der allgemeinen Beachtung am meiſten würdig ſind. Eine andere Denkſchrift deſſelben, „über den Verluſt der Bewegungskraft in den Dampfmaſchinen“, ſcheint die ſtreitigen Punkte nicht ganz zu ſchlichten. In einer dritten Denkſchrift verſucht derſelbe zu beweiſen, daß die Geometer bis jetzt eine falſche Theorie der hydrauliſchen Räder, die das Waſſer von oben erhalten, angenommen und gelehrt haben. — In demſelben Hefte finden wir auch eine biographiſche Skizze über einen merkwürdigen Mann, der die größten wiſſenſchaftlichen Arbeiten mit den kleinſten Mitteln ausgeführt hat. Friedrich Purſch, durch ſeine Vorliebe zur Botanik nach den vereinigten Staaten von Nordamerika geleitet, war ein Tatar*), und im Gouvernement Tobolsk, in Sibirien, geboren. In jenen halbwilden Gegenden erhielt er ſeine erſte Erziehung. Man weiß nichts von ſeiner Kindheit und ſeinem Jünglingsalter, als daß er ziemlich ſpät zu Dresden einige botaniſche Kenntniſſe erwarb, die ihm ſeinen Lebensberuf enthüllten. Von der Schönheit und der Verſchiedenheit der nordamerikaniſchen Pflanzen betroffen, die in Europa kultivirt werden, beſchloß er, ſie ſelbſt an Ort und Stelle zu beobachten, weshalb er ſich im Jahr 1799 nach den vereinigten Staaten begab. Während einem zwanzigjährigen Aufenthalt in dieſem Lande, vorzüglich aber in den Umgebungen der nördlichen Seen, reiſete er faſt immer zu Fuß, oft mitten unter den Wilden, allein, mit ſeiner Jagdtaſche und Flinte auf dem Rücken, und von ſeinem treuen Hund begleitet. Er ſcheuete nichts, weder Hunger noch Durſt, und lebte nur in dem Genuſſe neuer Entdeckungen. Er brachte eine ungeheuere Sammlung von Materialien zu einer „Flora von Kanada“ zuſammen, und hatte ſchon den Entſchluß gefaßt, wieder nach Europa zurückzukehren, um dort ſein großes Werk herauszugeben, als eine langſame Krankheit ſein Leben und ſeine Arbeiten beendigte. Er hatte mit mehrern berühmten europäiſchen Botanikern in lebhaftem, ununterbrochenem Briefwechſel geſtanden, was um ſo auſſerordentlicher iſt, da er nie lange an einem Orte blieb, und faſt beſtändig ſich auf Reiſen befand. Das Leben dieſes recht eigentlichen Liebhabers der Botanik legt den ſprechendſten Beweis einer unzubeſtreitenden Thatſache ab. Purſch war einer jener Scythen, von denen die Geſchichtsſchreiber uns die Sitten geſchildert haben, und die ganz übereinſtimmend mit denen der heutigen Tataren ſind. Die aſiatiſche Unbeweglichkeit, von der der Zuſtand dieſer Völker den Beweis und die Probe gibt, iſt alſo nicht ganz unüberwindlich. Die Liebe

*) Der hergebrachte Gebrauch will, daß man „Tartar“ ſchreibe. Aber es iſt Zeit, dieſe Unrichtigkeit zu vermeiden, wenn man ſie als ſolche anerkannt hat. Man gebe einem Volk und der Gegend, die es bewohnt, ihre wahre Namen, und beharre nicht länger auf einem Schülerirrthum, der uns lächerlich macht. Geſchichte und Geographie ſollten längſt ſchon die Worte Tatar und Tatarei aufgenommen haben, weil ſie allein richtig ſind.

der Wiſſenſchaften kann überall vordringen, und die Wege zu jeder geſellſchaftlichen Vervollkommnung bahnen, obgleich nach der Meinung irgend eines Dichters „auch ein Gelehrtenvolk barbariſch ſein kann.“

Ruſſiſche Literatur.

Neue hiſtoriſche und geographiſche Bemerkungen über den Kaukaſus. Von Bronewsky. Moskau, 1823. Ein Band in 8. von XXXI. und 252 Seiten. Bei Seliwanowsky.

Das vorliegende Werk iſt eins der wichtigſten von denen, welche in den letzten Jahren in ganz Rußland erſchienen ſind. Mehrere Gelehrte haben bereits über den Kaukaſus geſchrieben; aber ein Jeder von ihnen hatte das Land nur unter einem Geſichtspunkte betrachtet, und Niemand hatte bisher alle die verſchiedenen Bemerkungen über die Geſchichte und die Sitten dieſer Völker und der Gegend, die ſie bewohnen, zuſammengetragen. Der Verfaſſer befand ſich 1796 bei der Expedition nach Perſien, und blieb von 1802 bis 1804 in Georgien. Der erſte Band ſeines Werks enthält die genaue Statiſtik des Kaukaſus, die Beſchreibung der Gebirge, Flüſſe und Erzeugniſſe, und mehrere wichtige Handelsandeutungen. Er ſtellt die Gebirgsbewohner (Gorby) als Halbbarbaren dar, deren Laſter und Tugenden ſie haben. Sie lieben den Krieg und die Freiheit, und ſind grauſam und rachſüchtig gegen ihre Feinde, gaſtfreundlich und aufrichtig gegen Fremde. Ihre Kleidung, ihre Regierung, die Garantien der gegenſeitigen Unabhängigkeit der verſchiedenen Kaſten, erinnern an die Zeit der Völkerwanderungen und des Feodalſyſtems. Man findet überall eine große Aehnlichkeit mit jenen Barbaren, die aus dieſen Bergen hervorgingen, um ſich, im vierten oder fünften Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung, auf die europäiſchen Ebenen zu ſtürzen. Der perſönliche Muth des Fürſten iſt der erſte Gegenſtand der Achtung ſeiner Unterthanen, wie früher bei den erſten Unterjochern Europa's. Die Adelichen ſind die Anführer der Stämme in den Gefechten. In den Zeiten des Friedens bilden ſie den Rath des Fürſten, und ſind ſeine Vaſallen. Plünderung iſt ihre vorzüglichſte und liebſte Beſchäftigung. Ihre gekauften oder gefangen genommenen Sklaven, über die ſie unbeſchränkte Macht haben, ſo wie ihre Pferde, machen ihren Reichthum aus.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Korreſpondenz-Auszüge.

Frankfurt a. M., 20. Januar 1826.

Sie wiſſen, daß Eduard Rüppell, von dem ſchon mehrmals Briefe aus Aegypten (wo er ſich gegenwärtig noch befindet) in den Unterhaltungsblättern aufgenommen worden ſind, ein „Burgerskind“ aus hieſiger guten, freien Hanſeſtadt iſt. Aber Sie wiſſen vielleicht nicht, daß es der hieſigen „Senkenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft“ beigekommen war, den Paſcha von Aegypten zu ihrem Ehrenmitgliede zu ernennen, und ihm das desfalls ausgefertigte Diplom durch Herrn Rüppell überreichen zu laſſen. Die Times enthält über dieſe Szene nun folgende Schilderung, die man ſatyriſch nennen kann, wenn man will, und die durch ein Schreiben Rüppells aus Kairo berichtigt worden iſt.

Auszug aus einem neuern Schreiben aus Kairo.

Geſtern wurde dem Paſcha das Diplom als Ehrenmitglied überreicht, welches die Frankfurter Geſellſchaft ihm, in Berückſichtigung des von ihm gegen einige Mitglieder derſelben bewilligten Schutzes in ſeinem Lande, überſendet hatte. Ich befand mich zufällig im Divan, der zu Ibbeki ſtatt fand. Das in deutſcher Sprache ausgefertigte Diplom war die Veranlaſſung eines ſehr komiſchen Auftritts. Als es dem Paſcha, der weder leſen noch ſchreiben kann, überreicht wurde, hielt er es für einen Firman der hohen Pforte. Er war darüber nicht wenig erſtaunt. Boghos Juſſuf, der Dollmetſcher, erklärte ihm jedoch bald, daß es nichts weniger, als ein Firman ſei, ſondern nur eine Art von Dankſchrift der Ulemas (Gelehrten) einer deutſchen Stadt, Namens Frankfurt am Main, in der Wemtſchi- (deutſchen) Sprache geſchrieben, und die Zeichen der Erkenntlichkeit für den Schutz enthaltend, den der Paſcha zwei in Aegypten reiſenden Deutſchen habe angedeihen laſſen. „Die Ulemas dieſer Stadt“, ſagte Boghos, „küſſen den Staub deiner Paſchaſchuhe, und bitten dich, über ihre Geſellſchaft das Licht zu verbreiten, das dein hohes Haupt umgibt, und ſie unter die Flügel deines mächtigen Schutzes zu nehmen.“ Dieſe Anrede, obgleich ſchwerlich in dem Style, wie die Senkenbergiſche naturforſchende Geſellſchaft ſie geſtellt haben mochte, ſchien Sr. Hoheit Vergnügen zu machen. Sie ſtrich ſich den langen Bart und legte die Hand auf die Bruſt.

Aber der ſchwerſte Theil ſollte noch kommen. Man mußte dem Paſcha erklären, daß er zu einem Ehrenmitgliede der Senkenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft ernannt worden ſei. Da nun die türkiſche Sprache kein Wort für jene rein europäiſche Idee eines „Ehrenmitgliedes“ hat, und er keine andere Sprache, als die türkiſche und albaneſiſche verſteht, ſo kam Hr. Boghos nach vielem Stottern, Hin- und Herreden endlich zu der Erklärung: „daß die Geſellſchaft, zum Zeichen ihrer Hochachtung und Dankbarkeit, ihn zu einem ihrer Theilhaber (Partner) gemacht habe.“ Bei dieſen Worten erglühten die Augen des Paſcha vor Zorn und Unwillen, und mit einer Donnerſtimme ſchrie er, daß er nie wieder Theilhaber von irgend einer Firma werden wolle, da ſeine Verbindung mit Briggs und Komp. im oſtindiſchen Handel ihm 500,000 Piaſter reinen Verluſt zugezogen habe, daß die Geſellſchaft zur Bereitung des Zuckers und Rhums ihn gar nicht bezahle, und daß er aller Verbindungen mit fränkiſchen Kaufleuten, die ihm noch an die 23 Millionen Piaſter ſchuldig wären, ſatt und müde ſei. In ſeiner Wuth drohte er ſogar, Herrn Boghos mit einem Stein an dem

Hals im Nil haben zu laſſen, weil er ſich unterſtanden habe, ſeinem ausdrücklichen Verbote zum Trotz, ihm von einer merkantiliſchen Verbindung zu ſprechen. Der arme Drogman war ſehr beſtürzt, und unfähig, ein Wort zu ſeiner Vertheidigung hervorzubringen.

In dieſem kritiſchen Augenblicke traten jedoch die Herren Fernandez, Pambuk u. A., die freien Eintritt bei'm Paſcha haben, dazwiſchen; aber es dauerte einige Zeit, bevor S. H. ſich verſchnaufen konnte, denn der Zorn hatte ihm ein hyſteriſches Schluchzen zugezogen. Er war lange Zeit in keiner ſolchen Wuth geweſen, und wir hoffen, daß dieſer Umſtand zur Kenntniß ſämmtlicher literariſchen Geſellſchaften Europa's gelange, damit ſie nicht ſo unvorſichtig ſind, das Leben eines Ehrenmannes, wie Beghos Juſſuf iſt, durch ihre Diplome auf's Spiel zu ſetzen. Wir verwunderten uns Alle darüber, daß die Frankfurter gelehrten Herren nicht lieber ein Geſchenk geſchickt hatten, wie es die morgenländiſche Sitte mit ſich bringt. — Als der Paſcha ſich wieder ein wenig erholt hatte, verſuchte Hr. Fernandez ihm zu erklären, daß hier von Handlungsgeſchäften gar nicht die Rede ſei, daß die Ulemas zu Frankfurt nur Bücher fabrizirten und verfeilſchten, daß die Kapitalien ſie aber übrigens nicht zu ſehr bedrückten. — „Deſto ſchlimmer!" fuhr Mehemed-Ali auf, „ſo ſind es wohl gar Sahhafſchi (Buchhändler), die ihr Geſchaft ohne Geld betreiben, wie die Franken zu Kairo und Alexandria?" — Nein, nicht geradezu, entgegnete man; ſie ſind nur Büchermacher (Ulemas Kindips), Dokteren, aber keine Aerzte, und Filuſſufs oder ſo dergleichen, die vorgeben, ſich mit den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen. — „Sehr wohl!" ſagte er. „Was ſoll aber ich in dieſer Geſellſchaft thun, ich, ein Paſcha von drei Roßſchweifen?" — Durchaus nichts, Ew. Hoh., wie die meiſten Mitglieder dieſer ehrenwerthen Geſellſchaft. Sie wollten dir nur ihre Hochachtung und Dankbarkeit dadurch zu erkennen geben, daß ſie dich in ihre Geſellſchaft aufnehmen. — „Das iſt aber eine ganz ſonderbare Sitte," entgegnete er, „einer Perſon unſere Hochachtung zu beweiſen, indem man zu ihr ſagt, oder ihr in einem leeren Briefe ſchreibt: du biſt würdig, einer der Unſerigen zu ſein!" — Das iſt nun einmal ihre Gewohnheit, ſagte ſein Geheimſchreiber Diwan Effendi. Eure Glückſeligkeit weiß, daß die Firends (Franken) viele von uns ſehr verſchiedene Gebräuche haben, von denen einige nicht wenig lacherlich ſind. Wollen ſie z. B. Jemanden grüßen, ſo entblößen ſie ihr Haupt und ſcharren mit dem rechten oder linken Fuße hinten aus, wie unſere Hühner auf dem Miſte. Statt ſich bequem auf einem Sopha auszuruhen, hocken ſie ſich auf kleine hölzerne Stühle, als wenn ſie den Bart ſich wollten ſcheeren laſſen. Sie eſſen ihren Pillaf mit Löffeln und ihr Fleiſch mit kleinen Kneipzangen. Was aber am allerlächerlichſten iſt, ſo kuſſen ſie demüthig die Hände ihrer Weiber, die ſtatt der Jaſchmaks (Schleier) auf ihren Köpfen Strohhüte tragen. Ja ſie verderben ſogar ihren Kaffee mit Zucker und Milch."

Bei dieſen Worten brach die Geſellſchaft in ein lautes Gelächter aus. Unter denen, die zunächſt am Springbrunnen, in der Mitte des Saals, ſtanden, riefen Mehrere voll Verwunderung: Kiafirler (o ihr Ungläubigen)! Auch der Paſcha ward dadurch wieder in die beſte Laune verſetzt. Er fing nun ein Examen über Frankfurt an, und wollte wiſſen, wie weit es von ſeinem Pallaſte zu Kairo entfernt ſei? Wem dieſe Stadt gehöre, in welcher ſo viele Filuſſufs und Doktoren, die nicht Aerzte ſeien, ſich befinden? Ob ſie ein Eigenthum eines der neunundvierzig Souveräne des Wemtſchilandes, eines Sultans, eines Kral (Königs) oder eines Kerfuk (Herzogs) ſei? Dieſe Fragen konnten nicht gleich beantwortet werden, da Keiner von den Anweſenden je etwas von Frankfurt gehört hatte. Sie verſprachen, ſich nach der Sache zu erkundigen. Am Ende des Divans ging die Heiterkeit des Paſcha ſo weit, daß er ſich bereit erklärte, jedem jener Ulemas einen Firman zur Empfangnahme von hundert Ardebs ägyptiſcher Bohnen ertheilen zu laſſen, die ſie in dem Magazin von Bullak (einer Vorſtadt von Kairo) „faſſen" könnten. Da ihm aber Herr Jabro, der einmal zu Paris geweſen war, und daher natürlich Alles wußte, bemerkbar machte, daß man zu Frankfurt keine ſo große Bohnen, ſondern Haſen- und Gänſeleber-Paſteten ſpeiſe, entgegnete er: daß es ihm leid thue, ihnen vor der Hand nichts Beſſeres geben zu können; daß er jedoch, wenn ſie nach Kairo kommen wollten, er jedem von ihnen eine große Kanne Kaffee mit Zucker und Milch, und eine lange Pfeife mit einem Ambramundſtück wolle verabfolgen laſſen.

Ueber das vorſtehende Schreiben äuſſerte ſich Rüppell bald darauf: „Die Satire, welche in der engliſchen Zeitung über den Paſcha und einige hier wohnende Europäer bekannt gemacht worden, iſt eine Erdichtung von Anfang bis zu Ende, die mir ſehr nachtheilig hätte werden können. Dieſer Zeitungswitz wurde nämlich dem Paſcha von ſeinen Agenten wörtlich mitgetheilt, und man ſuchte ihm wahrſcheinlich zu machen, daß ich der Verfaſſer desſelben ſei. Mehemed-Ali ſcheint mich jedoch beſſer zu kennen, und er ſelbſt iſt vielleicht der Erſte geweſen, der auf die richtige Spur kam, wem die Erfindung dieſer Plattheit zuzuſchreiben ſei, die in ſo ſchroffem Widerſpruche mit allem dem ſteht, was ſo viele glaubwürdige Reiſende über ihn und ſein Betragen gegen Europäer bekannt gemacht haben. Seine Agenten wollten eine Berichtigung dieſes Aufſatzes in den europäiſchen Zeitungen bekannt machen; aber er hat es ihnen unterſagt, weil er überzeugt iſt, daß ein ſo „einfältiger Witz" auch nur von einfältigen Menſchen geglaubt werden könne. Der Vorſchlag der Geſellſchaft, dem Paſcha für die mir erwieſene Gunſt ein Geſchenk darzubieten, iſt unpaſſend, weil er es für eine Bettelei anſehen würde, indem er den Grundſatz hat, immer den doppelten Werth zum Gegengeſchenk zu erſtatten."

— Eine neue engliſche Kolonie iſt in Auſtralien auf der Inſel Melville gegründet worden. Dieſe Inſel liegt nicht unter 136° 52′ öſtlicher Länge, ſondern unter 134°. Ihr Umfang mag bei 100 Meilen betragen. Sie iſt von der Inſel Bathurſt durch eine ſchmale Meerenge getrennt, die den Namen Apsleyenge führt.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 7. Dritter Jahrgang 1826. 15. Februar.

Die chaldäischen Christen.

Eben jetzt, wo eine christliche Nation sich bemüht, die Ketten der muselmännischen Tirannei zu zerbrechen, in denen sie seit länger als drei Jahrhunderten geschmachtet hat, eben jetzt, wo sie die Aufmerksamkeit der ganzen zivilisirten Welt beschäftigt, glauben wir, daß man nicht ohne Interesse einige Mittheilungen über ein sehr wenig bekanntes Christenvölkchen lesen werde, das, mitten unter seinen grausamsten Feinden lebend, seine Unabhängigkeit und den reinen Glauben seiner Väter zu erhalten gewußt hat. Wir verdanken die eben erwähnten Mittheilungen dem Doktor Walsh, Kaplan der englischen Gesandtschaft zu Konstantinopel. Er hat sie von mehrern sehr glaubwürdigen Männern aus der Sekte der Chaldäer, wie sie selbst sich nennen, und vorzüglich von einem ihrer Bischöfe, der sich zu Pera befindet, eingesammelt.

In der ersten Zeit des Christenthums bewohnte diese Sekte das Land an den beiden Ufern des Tigris und in den Bergen östlich von diesem Flusse. Von der übrigen Welt getrennt, durch die Natur des Landes von aller Verbindung abgeschnitten, wird es selten von Reisenden besucht. Die Gegend enthält Ebenen und Gebirge; aber die letztern bilden den beträchtlichsten Theil. Er erfreut sich in Hinsicht der Gesundheit einer so glücklichen Lage, daß er nie von der Pest gelitten hat, die das ganze umliegende Land verheert. Die Gesammtbevölkerung beläuft sich auf 500,000 Seelen *), die durchaus Christen, frei und unabhängig von den Arabern, Türken, Persern und Tataren sind, die rings um sie her wohnen. Ungeachtet der Bemühungen dieser Barbaren, die mehrmals sich bemüht haben, sie zu unterjochen, sind sie immer mit großem Verlust zurückgeschlagen worden. Die letzte und größte Gefahr bestanden sie zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts durch die wiederholten Angriffe der Türken. Diese verloren bei 100,000 Mann und fünf Pascha's, und ließen sie seitdem in Ruhe. Die beständige Gewohnheit der Chaldäer, ihre Waffen nie abzulegen, selbst wenn sie Sonntags sich in den Kirchen versammeln, ist für diese tapfere Nation fast eine eben so sichere Gewährleistung ihrer Freiheit, als ihre unzugänglichen Gebirge.

*) Die wenigen Nachrichten, welche man bisher über die Sekte der chaldäischen Christen hatte, sind mit denen des Doktor Walsh, in Bezug auf die Bevölkerung, nicht übereinstimmend. Wir glauben hier einen gedrängten Auszug aus der Vorrede des Pater Gazzoni zu seiner kurdischen Grammatik anführen zu müssen: „Es gibt viele Christen in diesen Ländern. Ihre Zahl steigt über 100,000 an, wovon die Meisten Nestorianer, in zwei Patriarchate vertheilt, sind. Einer dieser Patriarchen heißt immer Mar Simon, und hat fünf Bischöfe unter sich. Er wohnt zu Kozianisi, nahe bei Gulamerik. Der andere wird beständig Mar Elia genannt, und wohnt im Kloster Raban Ormes, nahe bei Elkosa. Er hat drei Bischöfe unter sich. Man findet ausserdem in diesen Ländern viele Jakobiten und Armenier. Die Nestorianer sind so unwissend, daß die wenigsten Priester lesen, und noch viel weniger schreiben können." Grammatica e vocabulario della lingua Kurda del Maurizio Gazzoni, ex-missionario apostolico. Prefazione 6 e 7. Roma, 1787.

Ihre Regierungsform iſt republikaniſch. An der Spitze der Verwaltung befindet ſich ein Patriarch, der zugleich die bürgerliche und geiſtliche Gewalt in Händen hat. Ihre Hauptſtadt Gulamerik liegt im gebirgigen Theil des Landes. Sie erhebt ſich an den Ufern des großen Zab, eines Stromes, der auf den höchſten Gipfeln entſpringt, und ſich in den Tigris ergießt, wo er ungefähr vierhundert Fuß breit iſt. Die Stadt beſteht aus einer großen Straße und mehrern Seitengaſſen, die gegen die Höfe anſteigen. Sie iſt mit ſtarken Mauern umgeben, und wird von europäiſchen Kanonen vertheidigt. Im Winter enthält ſie über 12,000 Einwohner; aber im Sommer ſteht ſie beinahe verödet, weil die Meiſten ſich in die auf den benachbarten Höhen zerſtreut liegenden Dörfer begeben. Die Entfernung von Gulamerik bis zu der Stelle, wo der Zab ſich in den Tigris ergießt, beträgt ungefähr vier Tagreiſen, oder etwas mehr als hundert engliſche Meilen. Der Patriarch wohnt nicht in der Hauptſtadt, ſondern zu Kosharis, einer kleinen Stadt, die ebenfalls, weiter oberhalb, am Zab liegt. Auſſer dieſen beiden Städten haben die Chaldäer noch Amedia und mehrere andere, die im Gebirg liegen, und die ſowohl die Natur, als die Kunſt, unangreifbar gemacht haben.

In der Ebene iſt Dſchezîras ihre vorzüglichſte Stadt. Sie liegt auf einer Inſel im Tigris, an der Grenze von Diarbekir, ungefähr dreißig Tagereiſen (neunhundert Meilen) zu Lande, und fünfzehn Tagereiſen zu Waſſer von Bagdad. Man findet in dieſem Bezirke keine andere als hölzerne Brücken, die ſehr unvollkommen erbaut, und von der Fluth oft fortgeriſſen werden. Wenn die Bewohner über einen Fluß ſetzen wollen, an einer Stelle, wo keine Brücke iſt, ſo bedienen ſie ſich dazu ganz eigener Flöße von Schläuchen oder zuſammengenähten Häuten.*) An einigen Orten drängen ſich die Berge ſo dicht an den Tigris, und erheben ſich ſo ſteil, daß es unmöglich iſt, ſie von der Waſſerſeite zu betreten. Dſchezîras war ehemals unabhängig, wie der übrige Theil des Landes, und nur in geiſtlicher Beziehung dem Patriarchen unterworfen; aber die Lage des Ortes ſowohl, als die Nähe der Türken, nöthigten die Einwohner, ſich einem Paſcha zu unterwerfen. In den übrigen Städten ſieht man nur ſehr wenig Türken. Ihre Religion wird zwar geduldet, aber ſie dürfen ſie nicht öffentlich ausüben; deshalb haben ſie keine Minarets. Läßt ſich am Sonntag, während dem chriſtlichen Gottesdienſt, ein Türke in den Straßen blicken, ſo iſt er unausbleiblich des Todes.

Die Chaldäer haben keine öffentlichen Schulen zur Unterrichtung ihrer Kinder; ja ſie haben nicht einmal Bücher. Deshalb ſind auch ihre Kenntniſſe äuſſerſt beſchränkt. Nur die Geiſtlichkeit hat einigen Begriff von den Wiſſenſchaften, und wenn Jemand dazu Beruf in ſich verſpürt, ſo muß er ſich erſt in die Prieſterſchaft aufnehmen laſſen.

Sie kennen den Zeitpunkt nicht, wo die chriſtliche Religion zuerſt bei ihnen gelehrt wurde. S. Gregor, der große Apoſtel des Orients, der von den Armeniern unter dem Namen Sury Saworich verehrt wird, genießt bei ihnen keiner beſondern Autorität. Es iſt auffallend genug, daß dieſe Sekte und die der Armenier, obgleich beide im Orient nahe bei einander liegende Länder bewohnen, ſich dennoch ſo fremd geblieben ſind, daß ſie nicht nur verſchiedene Sprachen, ſondern auch verſchiedene Lehrſätze in der Disziplin ihrer Kirchen haben. Es gibt auch nicht einen Näherungspunkt zwiſchen den Patriarchen und den Biſchöfen beider Theile. Die Chaldäer nahmen urſprünglich die Meinungen des Neſtorius an, welcher abläugnete, daß die Jungfrau Maria die Mutter Gottes in ſeiner göttlichen Natur ſei. Vor nicht gar langer Zeit wußten ſich einige Miſſionäre aus dem Kollegium propaganda fide zu Rom bei ihnen Eintritt und Gehör zu verſchaffen, und ſeitdem haben ſie ſich in zwei Parteien geſchieden, die der urſprünglichen Neſtorianer, die ſich als unabhängig von jeder Kirche betrachten, und die der neuern, von denen die Obergewalt des päpſtlichen Stuhles anerkannt wird. Die chaldäiſche Kirche hat jetzt drei Patriarchen, den Neſtorianer Mar Simon zu Gulamerik, und die Papiſten Joſeph zu Diarbekir und Mar Elias zu Muſul.

Dieſe beiden Letzten, obgleich die Chaldäer ſie an-

*) Dieſe flachen Flöße, ſagt Rouſſeau in ſeiner Beſchreibung des Paſchaliks von Bagdad, heiſſen Keleks. Sie ſind aus Balken, Brettern und Reisbündeln zuſammengeſetzt, und mit Stricken feſtgebunden. Rings um dieſen beinahe viereckigen Boden hängen einige hundert aufgeblaſene Schläuche, die ihn über dem Waſſer erhalten. Alle Reiſende haben mit Erſtaunen von der Gewohnheit der Araber geſprochen, einen Schlauch um den Leib zu ſchlingen, und mehrere Meilen weit damit zu ſchwimmen. Ein ſolcher Schlauch beſteht aus einem Ziegenfelle, das ganz mit Luft ausgefüllt wird. Sodann ziehen ſie ſich nackt aus, machen ein Paket von ihren Kleidern, befeſtigen es auf der Schulter, und legen ſich mit dem Bauch ganz flach auf den Schlauch. Auf dieſe Art ſchwimmen ſie fort, indem ſie nur leicht die Füße bewegen, und ſich der Hände wie eines Steuerruders bedienen, während ſie eine brennende Pfeife im Mund halten. Aber nicht die Männer allein unternehmen ſolche Reiſen. Man ſieht auch häufig mehrere Frauen und Mädchen auf vorbezeichnete Art von einem Ufer zum andern überſetzen, wobei ſie Laſten auf den Köpfen tragen, und aus voller Kehle ſingen. M. ſ. Description du Pachalik de Bagdad, S. 51 u. f. oder Jauberts Reiſe u. ſ. w.

erkennen, werden doch von ihnen nicht geradezu als zur Nation gehörig betrachtet, denn sie wohnen in den türkischen Provinzen. Die Gebirgsbewohner, die den größten Theil der Bevölkerung ausmachen, haben sich bis jetzt immer geweigert, die Autorität der römischen Kirche anzuerkennen, die sie dagegen als Ketzer behandelt, weil sie die Disziplin und die Lehrsätze der Kirche immer in ihrer ersten Unabhängigkeit erhalten. Unter den denkwürdigen Begebenheiten ihrer Geschichte erwähnen sie vorzüglich einer mit dem größten Interesse. Vor sehr langer Zeit verließ einer ihrer Volksstämme das Gebirg, und wendete sich nach Indien, wo er sich am Meeresufer, am äussersten Ende der Halbinsel, niederließ. Diese Flüchtlinge hatten den ursprünglichen christlichen Glauben mit sich genommen, ehe er von der Ketzerei verunstaltet wurde, und dort, sagen sie, an jenen entfernten Gestaden, besteht unsere Religion noch so, wie ihr göttlicher Stifter sie den Menschen gelehrt hat.

Obgleich die Literatur bei ihnen nicht in besonderm Ansehen steht, so findet man doch mehrere geschriebene Werke über verschiedene Gegenstände in chaldäischer Sprache. Der berühmteste Schriftsteller bei ihnen ist Hebed Jesu, ein nestorianischer Bischof von Joba. Man überredete ihn im Jahr 1550, obgleich er schon sehr alt war, doch einmal Rom zu sehen. Es war unter Papst Julius III. In der heiligen Stadt schwor er bald darauf seine nestorianischen Irrthümer ab, erkannte Roms geistige Obergewalt an, und wurde zum Patriarchen der orientalischen Assyrier an Simon Salachi's Stelle ernannt, der von den Türken umgebracht worden war.

Unter mehreren Werken schrieb Hebed Jesu auch einen Katalog der vor seiner Zeit in chaldäischer Sprache erschienenen Bücher. Er enthält 220 Werke, theils Originale, theils Uebersetzungen, nebst verschiedenen Bemerkungen über den Inhalt und die Verfasser derselben. Unter den Uebersetzungen befinden sich die heiligen Bücher und Josephus der Geschichtschreiber. Der Katalog bemerkt mehrere Werke über Geschichte, Poesie, einige Trauerspiele u. s. w., nächstdem eine Notiz über die chaldäische Sprache, und einige andere philologische Bruchstücke.

Das Chaldäische wird von der Rechten zur Linken gelesen, wie das Hebräische. Es hat mehr Aehnlichkeit mit dem Syrischen, als alle andern morgenländischen Sprachen. Das Armenische im Gegentheil wird von der Linken zur Rechten gelesen, wie die europäischen Sprachen, obgleich es sonst nicht die geringste Uebereinstimmung mit diesen hat.

Es ist eine wirklich merkwürdige Thatsache, daß die Nachrichten, welche die Chaldäer über ihre eigene Nation mittheilen, an andern Orten und durch andere Zeugnisse bestätigt werden. Bei dem Rückzug der Zehntausend, den Xenophon mit vieler Sorgfalt beschreibt, durchzogen sie von Persien her einen großen Theil ihres Landes, und Alles, was der griechische Geschichtschreiber über diesen Gegenstand berichtet, ist vollkommen noch mit dem gegenwärtigen Zustand des Landes übereinstimmend, obgleich seitdem mehr als 2000 Jahre verflossen sind. Ausserdem besteht auch die Kolonie, deren wir oben erwähnt haben, in Indien noch unter dem Namen der Ghauten.

Frankreichs Industrie- und Maschinenwesen.

Die drei vorzüglichsten Manufaktur-Industriezweige sind: die Baumwollspinnerei, die Tuchbereitung und die Seidenweberei. Die erste ist, für Frankreich ebensowohl, als für England, die wichtigste. Vor ungefähr vierzig Jahren war die Spinnerei, mit Hilfe der Maschinen, im erstern fast ganz unbekannt. Die Baumwolle wurde mit der Hand gesponnen, und zwar meistentheils in den gebirgigen Gegenden, wo die Handarbeit wenig kostet; aber der größte Theil kam dennoch aus England oder der Schweiz. Von 1786 bis 1789 wurde für den mittlern Werth von 25,831,233 Franken, fast durchaus erster Qualität, eingeführt. Die zu dieser Zeit in Frankreich bestehenden Manufakturen beschränkten sich auf die Bereitung grober Stoffe, die zum Gebrauch der untersten Volksklassen bestimmt waren, wie z. B. die Leinwand von Rouen und Montpellier. Seitdem sind die in England zuerst angenommenen mechanischen Vervollkommnungen auch in Frankreich, obgleich ziemlich unvollkommen, in Anwendung gebracht worden. Neue Manufakturen sind entstanden, und der Krieg, der lange Zeit alle Verbindung zwischen Frankreich und England unterbrach, hat die Franzosen genöthigt, die Baumwolle selbst zu spinnen, die sie früherhin aus den britischen Spinnereien bezogen. Napoleon, ein System befolgend, das, seiner Berechnung nach, seinen gefährlichsten Feind zu Grunde richten sollte, suchte durch Verbote und Prämien den Manufakturen im Innern des Landes eine größere Ausdehnung zu verschaffen; was ihm auch bis auf einen gewissen Punkt gelang. Noch jetzt erfreut sich Frankreich dieser Wohlthat, und die Fabriken sind im Stande, die meisten Artikel zu liefern, deren man zum innern Verbrauch bedarf, obgleich einige dieser Zweige bereits wieder vernachlässigt werden, wie z. B. die Bereitung des Nankins, von welchem die Manufakturen im Ain-, Seine-Inferieure-, Somme- und Nord-Departement jährlich anderthalb Millionen Stück lieferten.

Die übrigen Zweige der Manufaktur-Industrie

werden vorzüglich von den Departementen des Norden, des Pas-de-Calais, der Aisne, der Somme, der Seine und Oise, der Seine-Inferieure, der Seine, des Calvados, des Ober- und Unter-Rheins, der Aube, der Rhone, der Loire, des Gard, des Herault und noch einigen andern gepflegt. Die größten Manufakturen befinden sich zu St. Quintin, zu Lille und in der Umgebung dieser Städte. Die Spinnereien in den Departementen des Norden, der Aisne, der Marne und Mosel, lieferten im Jahre 1812 bei weitem mehr, als alle übrigen in ganz Frankreich. Obgleich jetzt dasselbe Verhältniß nicht mehr besteht, so sind dennoch Lille, und die kleinen Städte des Roubaix und des Turcoing immer die blühendsten Manufakturstädte im ganzen Königreich.

Aber weder Lille noch St Quintin liefern viel Wollen- und Baumwollengewebe. Das Erzeugniß der letztern Stadt kommt nur allein den Bewohnern der Umgebung zu gut. Derselbe Fall findet zu Lille und Aubenton statt. Zu St. Michel und in mehrern andern Städten der Departemente der Aisne und des Pas-de-Calais hat fast jede Hütte ihren Webstuhl, und wenn die Bauern nicht mehr ihren Landarbeiten nachgehen können, so weben sie grobe Stoffe, die das vorzüglichste Erzeugniß dieser Gegend bilden. Zu Lille wird ein Theil der Baumwolle in der Stadt selbst gesponnen; aber die feinsten Nummern werden den Manufakturen zu Tarare, bei Lion, übersendet. Rouen ist ebenfalls durch die unter dem Namen „Rouenneries" bekannten Stoffe berühmt. Es zieht großen Vortheil von der Nähe des Havre, wo der größte Theil der nach Frankreich kommenden Baumwolle ausgeschifft wird.

Die Manufaktur-Konsumation der gesponnenen Baumwolle hat sich zu Paris und in der Nachbarschaft sehr vermindert. Indessen ist die Manufaktur zu Jouy, ihrer gedruckten Gewebe wegen, immer sehr blühend. Sie wurde von Herrn Oberkamf gegründet, der vielleicht zuerst diesen Industriezweig mit Erfolg gepflegt hat. Die Ausfuhr der Baumwollengewebe aus Paris hatte folgenden Werth in den Jahren

1819 — 708,108 Fr., wovon an gedruckten für 489,701 Fr.
1820 — 476,987 — — — — — 306,226 —
1821 — 255,830 — — — — — 173,200 —

Mehrere Spinnereien und Werkstätten zu Paris sind verlassen worden, und fast in allen noch bestehenden bedient man sich der Dampfmaschinen. Aber unglücklicherweise gibt es nur wenige Fabriken, die genug Geschicklichkeit oder Geld haben, um auf diese Weise bedeutende Vortheile zu gewinnen. Dagegen sind die Manufakturen im Elsaß viel blühender, und obgleich die Fortschritte ihres Wohlstandes nicht so schnell gewesen sind, als sie es anfänglich waren, so sind sie doch immer noch sehr bedeutend. Diese Fortschritte haben nichts Ueberraschendes, wenn man die vortreffliche Qualität ihrer Erzeugnisse in Erwägung zieht.

Zu Lyon sind die Seiden-Manufakturen den Baumwollen-Arbeiten sehr schädlich gewesen. Besondere Umstände haben jedoch zu Tarare einen Zweig dieser Industrie begünstigt. Im südlichen Frankreich beschäftigt man sich am meisten mit der Bereitung baumwollener Strümpfe. Nimes und Montpellier führten davon für sehr beträchtliche Summen aus. Ausser den eben benannten Departements haben noch mehrere andere Spinnereien, oder es wird daselbst, in den untern Volksklassen, ohne Hilfe der Maschinen, gesponnen. Es würde schwer sein, genau bestimmen zu wollen, wie hoch sich der Ertrag dieses Industriezweiges beläuft. Im Jahr 1821 gab es in Frankreich 1,028,642 Spulen, die jährlich 10,446,329 Kilogrammen gesponnener Baumwolle lieferten. Jetzt zählt man ungefähr hundert große Spinnereien, und sehr viele minder wichtige von achtzig- bis neunzigtausend Webstühlen und zwölf- bis fünfzehntausend Strumpfstühlen. Seit 1821 hat die Einfuhr der rohen Baumwolle sehr zugenommen, und es ist also wahrscheinlich, daß auch die Spulen sich vermehrt haben.

Ungeachtet der neuern Verbesserungen, die vorzüglich von der Regierung ausgingen, sind die Maschinen für die Bereitung der Stoffe doch immer noch unvollkommen geblieben. Zudem vernachlässigt man oft die nothwendigsten Verbesserungen, wodurch die Erzeugnisse selbst leiden und immer schlechter werden. Man bedient sich des Dampfes bis jetzt nur in sehr wenigen Spinnereien. Gewöhnlich braucht man hydraulische Bewegung, wenn man eine Wasserströmung dazu benutzen kann. In ebenen Gegenden benutzt man Pferde oder Menschenarme. So findet man im Departement der Seine-Inferieure hundert und neun Spinnereien an Bächen. Derselbe Fall findet im Elsaß statt, wo die Baumwollen-Manufakturen mit den englischen wetteifern. Die meisten liegen an den kleinen Flüssen, die von den Vogesen herabströmen, weshalb sie auch alle den Unannehmlichkeiten ausgesetzt sind, welche, nach den verschiedenen Jahrszeiten, ihre Ueberschwemmungen oder ihre Seichtigkeit veranlassen.

In den Ebenen von Lille werden die Maschinen von Pferden oder vom Winde in Bewegung gesetzt. Man zählt ausser den Thoren dieser Stadt sechszig Windmühlen, in denen mancherlei Oel bereitet wird. In der Stadt zählt man nur zehn oder zwölf Dampfmaschinen. St. Quintin ist die einzige Manufakturstadt, wo eine größere Menge Dampfmaschinen im Gang sind. Es gibt deren dort vierundzwanzig, wovon

drei zur Bereitung der Baumwollenstoffe gebraucht werden. Das Seine-Departement hat einundfünfzig Dampfmaschinen, nämlich: fünfunddreißig zu Paris, acht im Arrondissement von Sceaux, acht in dem von St. Denis. Mehrere derselben werden zu Charenton und in einigen Eisenschmelzen gebraucht, anderer bedient man sich zur Erhebung des Wassers.

Vor der Revolution war Frankreich, hinsichtlich der von ihm gebrauchten Baumwollenstoffe, durchaus von England abhängig. Der mittlere Werth der Einfuhr derselben war 1787, 1788 und 1789 von 58,962,466 Franken, wovon fünfundzwanzig Millionen allein für Baumwolle. Seitdem hat sich die Einfuhr dieses Artikels allmälig vermindert. Von 1806 bis 1812 belief sie sich jährlich nur auf 1,472,028 Franken, mittlerer Schätzung, und von 1820 bis 1823 belief sie sich gar nur auf 133,670 Franken; doch ist darin die durch den Schleichhandel eingeführte Baumwolle nicht mit inbegriffen.

Folgendes war der Zustand der Ein- und Ausfuhr von 1820 bis 1824.

Einfuhr.

	Rohe Baumw. Kilog.	Werth. Fr.	Verarb. B. Kilog.	Werth. Fr.
1820 —	20,203,114	47,579,470	26,116	241,160
1821 —	21,586,615	53,279,296	27,365	273,650
1822 —	21,572,412	51,750,829	7,922	79,222
1823 —	20,353,112	48,019,970	14,065	140,650
Mittl. Taxe	20,928,823	50,157,391	18,867	183,670

Ausfuhr.

	Rohe B. Kilog.	Werth. Fr.	Verarb. B. Kilog.	Werth. Fr.
1820 —	10,868	38,000	1,430,490	26,383,210
1821 —	15,797	55,290	1,168,316	19,788,514
1822 —	13,996	49,884	1,168,119	20,668,358
1823 —	24,489	85,710	1,381,477	24,890,740
Mittl. Taxe	16,287	57,221	1,287,108	22,927,705

Man sieht durch diese Tabelle, daß Frankreich fast das ganze Erzeugniß seiner Baumwollen-Manufakturen verbraucht.

Die Wollen-Manufakturen, die fast eben so wichtig, als die erstern sind, unterscheiden sich von diesen letztern durch die Leichtigkeit, mit welcher sie sich den Urstoff verschaffen können. Die drei Viertel der Wolle, welche in Frankreich verbraucht wird, sind inländisches Produkt, und ein großer Theil der Gewebe, vorzüglich die der gröbsten Art, werden von den Landleuten, entweder zu ihrem eigenen Gebrauch, oder zum Verkauf verfertigt. Die eigentlichen Tuch-Manufakturen sind sehr zahlreich. Die größten befinden sich zu Louviers, Sedan und Abbeville, für die Bereitung der feinen Tücher, und für die der gröbern zu Elbeuf, Carcassonne und Lodeve. Rheims und Paris haben gleichfalls einige derselben. Zu Elbeuf wurde der erste Versuch zur Bereitung des Tuchs angestellt. Man sieht noch jetzt in der Stephanskirche, die 1248 erbaut wurde, mehrere bunte gothische Fenster, Tuchweber darstellend. In der Johanniskirche bemerkt man auch eine Glasmalerei, die von Tuchfabrikanten geschenkt wurde, und in welcher eine Maschine zum Tuchscheeren und eine andere zum Krahen angebracht sind.

Herr Ternaux, ehemaliger Deputirter von Paris, ist, ohne allen Zweifel, der erste Fabrikant in Frankreich. Durch die Wichtigkeit seiner Unternehmungen, und die ungeheuern Kapitalien, die er darauf verwendet, läßt er alle seine Konkurrenten weit hinter sich. Er hat zweiundzwanzig verschiedene Etablissements in mehrern Städten, nämlich: vier zu Rheims, zwei zu Louviers, zwei zu Sedan, zu Lüttich u. s. f. Obgleich er selbst alle die Kapitalien besitzt, deren er zu seinen Unternehmungen bedarf, so hat er es doch nicht für gut erachtet, sie alle auf einem Punkt zu vereinigen, oder eins in Ausführung zu bringen, das ihn für die Kosten entschädigen müßte, die er zur Einführung des Dampfes zu machen sich genöthigt sehen würde. Statt zwölftausend Arbeiter, die er vor zwanzig Jahren beschäftigte, hat er jetzt nur sechstausend, weil er seitdem seine Maschinen ausserordentlich verbessert hat.

Er verwendet jetzt alle seine Sorgfalt auf einen bisher in Europa gänzlich unbekannten Fabrikzweig, nämlich auf die Bereitung der Kaschemirshawls. Er hat mit großen Kosten, und nach Ueberwindung fast unglaublicher Schwierigkeiten, eine gewisse Zahl von Ziegen, aus deren Wolle jene berühmten Gewebe gemacht werden, aus Thibet, Angola und andern Gegenden des Morgenlandes, nach Frankreich kommen lassen, wo sie vollkommen wohl gedeihen, und sich von Tag zu Tag vermehren. Ihre Nahrung ist sehr gering und besteht aus dem, was andere Thiere nicht genießen mögen, wie Kastanienblätter, schlechtes Gras u. s. w., so daß ihr Unterhalt fast nichts kostet. Herr Ternaux hat eine Heerde von hundert solchen Ziegen zu St. Ouen bei Paris, eine andere viel zahlreichere am Fuße der Pyrenäen, und zwei minder beträchtliche in andern Departementen, von denen er jährlich siebenzig bis achtzig Stück verkauft. Jedes dieser Thiere gibt bis jetzt nur vierthalb Unzen feiner Wolle. Er versucht es, die Race von Angola mit der von Thibet zu vermischen, und hofft auf diese Weise vielleicht einen größern Ertrag zu erhalten.

In den Jahren 1822 und 1823 haben die Ein- und Ausfuhr der Wolle folgende Resultate dargestellt:

		Kilog.	Werth.
1822. Einfuhr,	rohe Wolle	9,127,656	24,305,807 Fr.
	verarb. Wolle	70,949	575,987 —
		9,198,605	24,881,794 —
1823. —	rohe Wolle	5,490,876	12,729,339 —
	verarb. Wolle	47,215	369,014 —
		5,538,091	13,098,353 —
1822. Ausfuhr,	rohe Wolle	522,522	1,965,196 —
	verarb. Wolle	1,098,625	20,156,380 —
		1,621,147	22,121,576 —
1823. —	rohe Wolle	489,342	2,080,150 —
	verarb. Wolle	996,495	18,598,040 —
		1,485,937	20,678,190 Fr.

Man berechnet, daß Frankreich auſserdem noch jährlich 38 Millionen Kilogr. ungewaschener Wolle liefert, wovon 800,000 Kilogr. Merinos zu 4 Fr. den Kilogr. — 4 Millionen Kilogr. Metiswolle oder Halbmerino's zu 3 Fr. den Kilogr. — 33 Millionen Kilogr. gemeiner Wolle zu 2 Fr. den Kilogr. Es iſt bekannt, daß die Wolle beim Waschen die zwei Fünftel ihres Gewichts verliert. Man muß also 22,800,000 Kilogr. Bruttowolle den 7,200,000 Kilogr., welche jährlich eingeführt werden, hinzufügen. Der Totalwerth aller Bruttowolle beläuft sich auf ungefähr 100 Millionen Franken, und dieser Werth iſt schon mehr als verdoppelt, bevor sie aus den Händen des Fabrikanten hervorgeht. Seine Arbeit gibt ihr einen Werth von 260 Millionen, wovon nur ein Dreizehntel, oder für 19,377,210 Franken, mittlerer Schätzung, ausgeführt wird.

Der gröſste Theil des ausgeführten Produkts beſteht in Tüchern erster Qualität, wonach sich folgende Resultate für die beiden Jahre 1822 und 1823 ergeben.

	1822.	1823.
Tücher	12,890,260 Fr.	13,643,420 Fr.
Kaschemirs u. Merinos	1,138,905 —	187,800 —
Serge	804,335 —	1,124,320 —
Shawls	4,674,250 —	2,763,000 —

Die Seidenweberei hat weniger an Ausdehnung gewonnen, und iſt nur einigen Departementen eigen geblieben. Sie begann zuerſt zu Tours, unter Ludwig XI., und verbreitete sich von da allmälig in's südliche Frankreich. Heinrich IV. hielt das Klima der Provence geeigneter zur Erziehung der Seidenwürmer, als das der Touraine, weshalb er dort die Kultur des Maulbeerbaums aus allen seinen Kräften unterſtützte. Der Erfolg krönte sein Beſtreben, und jetzt beschäftigt sich ein groſser Theil der Bevölkerung aller der Departemente, welche die Rhone, der Herault, der Indre und die Loire beſpülen, mit der Seidenweberei. Die eilf südlichen Departemente, in denen man die Seide gewinnt, liefern jährlich 5,150,000 Kilogr. Cocons, die des Indre und der Loire 30,000, im Ganzen 5,180,000 Kilogr., die man auf 15,600,000 Franken Werth schätzt. Diese Erzeugniſse, gewaschen und gesponnen, geben 280,000 Kilogr. Bruttoseide und 160,000 Kilogr. Organſinseide, von 23,600,000 Franken Werth. Eingeführt wird auſserdem für 47,000,000 gesponnene Seide.

Zu Lyon befinden sich die bedeutendſten Seidenfabriken aller Art. Doch hat der Handel auch hier mancherlei Veränderungen erlitten.

1786 hatte Lyon 15,000 Webſtühle und — — Arbeiter,
1789 — — 7,500 — — 12,700 —
1800 — — 3,500 — — 5,800 —
1812 — — 10,720 — — 15,506 —
1824 im ganzen Departement 24,000 Webſtühle. Fast alle Seidenbänder, die ganz Frankreich verbraucht, werden in den Umgebungen Lyons, zu St. Etienne, zu St. Chamans und in der Nähe dieser Stadt verfertigt.

Zu Avignon macht man vorzüglich Satin, Levantine und Taffent. Zu Nimes seidene Strümpfe, Gaz, Flor und kleine Artikel. Zu Gauzes und in den Cevennen seidene Strümpfe. Die Manufakturen zu Tours liefern nur Stoffe zu Möbeln. Paris iſt, nach Lyon, die Stadt, wo am meisten Seidenzeuge verfertigt werden. Aber ein groſser Theil dieser Produkte, der auf acht Millionen Franken angeschlagen wird, beſteht in Luxusartikeln. Der Gesammtwerth der zu Paris fabrizirten Seidenzeuge beläuft sich auf 18,600,000 Franken und in ganz Frankreich auf 110 Millionen, wovon für ungefähr dreiſsig Millionen ausgeführt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Petersburger Sittentafel.

Nationelle Aehnlichkeiten.

Wenn junge Russen im Auslande reisen, — was ihnen in den letzten Jahren vielfach erschwert worden iſt, — wenn sie also reisen dürfen, so mochte man sie, ihrer Sprache und ihren Manieren nach, beinahe für — Franzosen halten. Aber was noch erstaunlicher iſt (wenn nämlich dergleichen Dinge „erstaunlich“ sind), so begegnet der fremde Reisende in Rußland fast auf jedem Schritte Menschen, die in diesem weiten Reiche geboren und erzogen worden, und die er, bei einem Haar, für Neufranken oder so dergle-

chen halten möchte. Dies quasi Phänomen erklärt sich leicht, wenn man weiß, daß fast alle Adeliche von französischen Lehrern erzogen werden, die ihnen mit der Sprache ihres Vaterlandes zugleich die Ideen und den Geist desselben beibringen. Frankreichs Literatur und Geschichte, die Beschreibung seiner Sitten und Gebräuche, das sind die ersten Materialien, womit die jungen Slavenköpfe ausmöblirt werden.

Diese Aehnlichkeit ist in den höhern Klassen der Gesellschaft eben nicht besonders auffallend; aber sie wird es in den niedern. Jeder Russe erlernt das Französische mit großer Leichtigkeit, und spricht es bald so vollkommen gut, als man das von einem Ausländer nur immer erwarten darf. Wäre die russische Sprache blos kraftvoll, so würde sie dem Organ nur Härte gewähren; aber eben so sehr, als dasselbe durch die Verbindung fremdartiger Konsonanten geübt wird, eben so sehr gewinnt es auch Weiche und Anmuth in eine Menge angenehmer und zarter Laute. In dieser doppelten Beziehung ist sie über die südlichen Sprachen erhaben.

In Petersburg, wie zu Paris, ist das Volk höflich und zuvorkommend. Hat man sich verirrt und bittet um Zurechtweisung, so sind zehn Personen bereit, den rechten Weg mit Wohlwollen und Genauigkeit anzudeuten. Man lacht nicht, wie zu London und Berlin, über die Aussprache des Fremden. Man hilft vielmehr nach und bemüht sich zu verstehen und verstanden zu werden. Der Russe glaubt, je schlechter er seine Sprache ausspreche, und jemehr er sie verderbe oder fremdartig zugestalte, je besser werde er vom Ausländer verstanden. Dabei macht er eine Menge Zeichen und Bewegungen und schneidet Gesichter, gleich als wenn er mit einem Taubstummen redete. Er würde sich, wie der Franzos, beleidigt fühlen, wenn man ihm eine Belohnung für seine Mühe oder für seine verlorene Zeit anbieten wollte. Der Franzos verpflichtet gern aus reiner Karakterneigung, der Russe aus religiösem Gefühl und natürlicher Gutmüthigkeit. Er bleibt bei allen seinen Dienstleistungen sehr bescheiden, und man möchte fast sagen, daß er noch dankbar dafür ist, die Gelegenheit gefunden zu haben, nützlich zu sein oder etwas Gutes zu thun. Er grüßt beim Abschiednehmen denjenigen, dem er so eben einen Dienst geleistet hat, ohne jedoch dessen Dank abzuwarten.

Bricht zu Petersburg eine Feuersbrunst aus, oder tritt die Newa über ihre Ufer, oder trägt sich sonst irgend ein Ereigniß zu, so sind die ächten Russen immer die Ersten auf dem Platze, die Ersten an der Spitze der Gefahr. Nie sieht man sie zurückweichen, nichts vermag sie zurückzuschrecken. Das Wort Nebos umschließt alle Beweggründe des Russen, es enthält sein ganzes System. Es ist seine ganze Religion, seine ganze Moral. Mit diesem Worte im Herzen und Munde, läuft er auf einer dünnen Eisrinde, durch welche ein Unbekannter eingebrochen ist. Er wirft ihm seinen Gürtel, sein Kleid, seine Weste zu, damit er sich daran festklammere, er legt sich flach auf den Bauch nieder, schleift sich zu der gefährlichen Stelle hin, streckt die Hand aus und rettet ihn. Dann steht er auf, legt seinen Rock wieder an, und geht weiter, als wenn nichts geschehen wäre. Selten oder nie spricht er von dergleichen Handlungen, und erwähnt man derselben in seiner Gegenwart, so sucht er die Aufopferung geringer zu machen, das Edle seines Betragens wohl selbst herabzusetzen, sich deshalb mitunter gar zu entschuldigen, und überhaupt auf alle mögliche Weise sein Verdienst zu verkleinern.

Der Russe hat eine ausserordentliche Geschicklichkeit, sich in Alles zu fügen. Er ahmt Alles nach, und eignet sich sehr leicht alle Talente an. Ein französischer Bediente ist vortrefflich, aber ein russischer ist einzig in seiner Art. Beide sind gleich geschickt und rasch beim Werke. Aber der Franzos will über das raisonniren, was ihm geheißen wird, dahingegen der Russe nur gehorcht, und aufs pünktlichste das ausführt, was ihm geboten worden ist. Jeder Russe kann werden, was er will, oder was man aus ihm zu machen für gut befindet. Es gibt keine Nation, die so geschickt alle Nüancen ergreift, so leicht alle in Bewegung setzt. Der Russe ist in beständiger Unterredung mit seinen Pferden oder Hunden begriffen. Belobt er oder schlägt er sie, so sagt er ihnen warum. Sprechen zwei Weiber mit einander, so kann man schon aus der Ferne errathen, was sie sich sagen, ohne sie zu hören. Die Physionomie des ganzen Volks hat eine ausserordentliche Beweglichkeit. Es gibt nicht ein Regiment, in welchem sich nicht mehrere Gesichterschneider befinden, die darin den italienischen Polichinellen ähnlich sind, daß sie ihre Possen mit Verzerrungen, Arietten, Sprüngen und Neckereien verbinden. Dies Spiel der Gesichtsmuskeln der „Regimentsnarren“ ist oft wirklich überraschend, und es ist unmöglich, nicht über seine Darstellungen zu lachen. Die Ramée und der Tranche-Montagne der französischen Soldaten ist nicht komischer; aber im Gesichterschneiden übertreffen die Russen sie weit. Das Talent, rasch und kurzweilig zu erzählen, ist ebenfalls bei ihnen sehr beliebt und kultivirt. In den Häusern, die noch am Alten halten, findet man oft bezahlte Plaudertaschen, die ihre Herrschaft unterhalten und sie in den Schlaf reden müssen. Diese Gewohnheit verliert sich indessen immer mehr mit den Fortschritten der Zivilisation.

Die Russen haben eine unerschöpfliche Lustigkeit;

ſie lachen über Alles, und ſind auch darin den Franzoſen ſehr ähnlich. In den Häuſern, auf dem Felde, in den Werkſtätten, auf der Reiſe, überall hört man ſie ſingen. Ob es regnet, oder ſchneit, oder ſtürmt, gleichviel, der Kutſcher ſingt immer fort, er müßte denn mit ſeinen Pferden zu ſchwatzen haben, und er hat ihnen immer ſehr viel zu ſagen. Ihre Geſänge und Melodien ſind nationell und tragen einen ganz eigenen Karakter an ſich.

Man findet in der ruſſiſchen Sprache beinahe dieſelben Höflichkeitsformeln, wie in den Sprachen des ſüdlichen Europa. Die Worte Sudar und Sudarina, die ſo viel als Herr und Frau (Monsieur und Madame) bedeuten, werden überall eingemiſcht. Aber man kürzt dieſe Worte ſo ſehr ab, daß am Ende jeder Phraſe nur allein das S hörbar wird. Dieſer Laut, oder dieſer Buchſtabe, beendet jede Antwort, jede Frage. Der Ruſſe iſt ſehr höflich in ſeiner Art zu ſprechen. Tauſend angenehme Wendungen flechten ſich unwillkührlich in die Unterhaltung des Volks, und die Subſtantive nehmen in ſeinem Munde die ſchmeichelnde Form des Diminutivs an, der ſeiner Sprache ſo eigen iſt. Begegnen ſich zwei Perſonen, ſelbſt aus der niedrigſten Klaſſe, ſo ziehen ſie gegenſeitig Hut oder Mütze ab, und ſprechen ſich mit entblößtem Haupte. Indeſſen hat der Ruſſe nicht das Zeremonielle und die Weitſchweifigkeit und Titelſucht der deutſchen Unterhaltung. Von welchem Rang auch der ſei, zu dem er ſpricht, ſo nennt er ihn doch nur kurzweg Sohn (itsch) ſeines Vaters. Der Laſtträger ſchreit nicht ungeſtüm: „Auf'ſchaut!“ ſondern er ſagt: „Geben Sie Acht, mein Herr! oder: mein Vater! oder: mein Gebieter!“ Der Kaufmann bezeichnet alle ſeine Waaren mit dem Diminutiv, um ihnen einen größern Preis zu geben. Der Soldat ſelbſt auf ſeinem Poſten ſagt: „Haben Sie die Gefälligkeit, mein Herr, hier nicht einzutreten.“ Das Wort Iswolitie-s erſchallt von allen Seiten.

In vino veritas. Der betrunkene Ruſſe iſt ausgelaſſen luſtig. Er ſchwatzt, ſingt, ſpringt, geſtikulirt. Seine Trunkenheit iſt weder finſter, noch brütend. In einem ſolchen Zuſtande iſt er nie übler Laune. Er iſt Allerwelts-Freund und will Jedermann umarmen. Es iſt nichts Seltenes, ihn knüppeldick betrunken zu ſehen; aber es iſt äuſſerſt ſelten, ihn dann auf einem böſen Gedanken zu ertappen. Lange Zeit behält er den frommen Sinn und den lautern Karakter der Kindheit. Es hat mich oft in Erſtaunen geſetzt, bärtige Männer wie die Kinder mit einander ſpielen zu ſehen. Glückliches Volk, das ſo lange der Kindheit Freuden genießt!

Ueber den Zuſtand Aegyptens im Jahr 1824 und Anfang 1825.

(Beſchluß.)

Ein Entwurf von der größten Wichtigkeit beſchäftigt eben jetzt den Paſcha von Aegypten. Die neuen Plane, die er auszuführen den feſten Entſchluß gefaßt hat, werden nicht, wie die Pyramiden, durch unfruchtbare Pracht die Nachwelt in Erſtaunen ſetzen; ſie werden vielmehr den Stempel des Karakters unſers Jahrhunderts auf ſich tragen, und das Nützliche wird in ihnen mit der Größe verbunden ſein. Es ſollen nämlich die beiden Meere, die Aegypten umgeben, durch einen Kanal verbunden werden. Man hatte zuerſt den Vorſchlag gemacht, die Spuren des alten Kanals zu verfolgen, der von hiſtoriſchen Traditionen dem Pharaonen Nechao zugeſchrieben wird. Er würde auf der einen Seite am Hafen von Suez, und auf der andern am Nil, ein wenig unterhalb Kairo, begonnen haben. Aber dieſer Entwurf hat die Einbildungskraft Mohamed-Ali's nur ſehr wenig in Anſpruch genommen. Wollte man ihn in Ausführung bringen, ſo müßte man die Waaren umladen, die aus Aſien oder von den öſtlichen Küſten Afrika's kommen, und die Dſchermen, oder Fahrzeuge im Innern des Landes, damit befrachten; denn es ſcheint, daß der Nil um ſo weniger für die aus Indien oder vom rothen Meere kommenden Schiffe zugänglich ſein würde, weil die günſtige Zeit der Schiffahrt auf dieſem Meere nicht mit den hohen Gewäſſern des Stroms übereinſtimmt.

Dieſe letzte Erwägung hat den Paſcha veranlaßt, den erſten Plan ganz aufzugeben, und eine Waſſerverbindung zwiſchen dem rothen und dem mittelländiſchen Meere zu Stande zu bringen, ohne dabei im Geringſten den Nil zu berühren. Nach dieſem neuen Plane würde der Kanal ebenfalls bei Suez beginnen, ſich gegen die bittern Seen und den Menſaleh-See, und von dort gegen Tinch, am Ufer des mittelländiſchen Meeres, ſich richten. Das Unternehmen würde weniger langwierig und weniger koſtſpielig ſein, als das erſtere; denn die Natur ſelbſt ſcheint dazu den Weg vorgezeichnet zu haben. Man findet nämlich in dieſer Richtung ein ſehr enges Thal, das ſich mehrere Stunden weit hinaufzieht. Die Wüſte, die auf beiden Seiten ſich erhebt, würde, in gewiſſer Art, die Geſtade der Gewäſſer des rothen Meeres bilden. Da nun dieſer Kanal durch eine unerſchöpfliche Quelle verſorgt würde, ſo hätte er den unſchätzbaren Vortheil, jederzeit ſchiffbar zu ſein, und es müßte ein Leichtes ſein, ihn ſelbſt für die größten Laſtſchiffe zugänglich zu machen. Er würde nicht Gefahr laufen, durch den Schlamm ausgefüllt zu werden, was ſtatt finden dürfte, wenn er den Nil berührte. Er würde eine ziemlich

ſtarke Strömung haben, um den Sand mit ſich fortzuführen, den die Winde aus der Wüſte hineinwehen könnten. Sehr ſtarke Abwehren würden, bei ſeinem Anfange, ſich der Wuth der Meereswogen entgegenſtellen.

Ein junger Mechaniker, der, aufgewachſen unter den Wundern der britiſchen Induſtrie, durch keine Schwierigkeit in Erſtaunen geſetzt wird, weil er ſie alle mit Hilfe der mächtigen Maſchinen ſeines Landes zu beſiegen hofft, hat dem Paſcha den Vorſchlag gemacht, die Leitung dieſer rieſigen Arbeit zu übernehmen. So ſcheint es, daß noch vor dem Ende der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Schiffe, die ſich nach Aſien begeben, nicht mehr genöthigt ſein werden, den ungeheuern Umweg um die ſüdliche Spitze Afrika's zu machen. Zwei neue Wege, die prachtvollſten Werke, die das menſchliche Genie jemals ausgeführt haben wird, dürften bald vollendet ſein, und dem Welthandel einen neuen, mächtigen Schwung geben. Die Schiffe, welche nach den indiſchen oder arabiſchen Hafen gehen, würden den erſten, ſo eben näher bezeichneten, verfolgen, und die amerikaniſchen Republiken würden den zweiten denen darbieten, die nach China oder Japan ſich begeben wollten, indem ſie zu Nicaragua die Landenge durchſchneiden, welche die beiden Amerika verbindet.

Als der Kanal von Alexandria beendigt war, wollte Mohamed-Ali noch eine andere Verbindung zwiſchen dieſem Hafen und Kairo zu Stande bringen, und ein Armenier, Peter Abro, errichtete eine Telegraphenlinie zwiſchen den beiden Städten. Ungeachtet der Entfernung von fünfzig Stunden fliegen die Befehle der Regierung doch von einer zur andern in weniger als einer Stunde. Dieſe Linie ſoll durch ganz Aegypten fortgeſetzt werden. Man hat zugleich Poſthäuſer in dem untern Theile der Gebäude angelegt, auf welchen ſich die Telegraphen befinden.

Neuerdings hat der Paſcha in dem Palaſte zu Burlak, den ehemals ſein Sohn Ismael bewohnte, ein Kollegium gegründet. Hundert Zöglinge werden darin, vom neunten bis zum fünfunddreißigſten Jahre, auf ſeine Koſten unterhalten und von geſchickten Lehrern in der Chemie, der Mathematik, dem Zeichnen, dem Neugriechiſchen, dem Lateiniſchen, Arabiſchen, Türkiſchen, Perſiſchen und mehreren europäiſchen Sprachen unterrichtet. Es ſcheint, daß die höhern Aemter in der Verwaltung des Staats ausſchließlich den jungen Männern beſtimmt ſind, die aus dieſem Kollegium hervorgehen werden. Zugleich iſt auch eine Militärſchule, nach dem Muſter der zu Metz in Frankreich, geſtiftet worden. Franzöſiſche und italieniſche Offiziere lehren darin die Anwendung der phyſiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften auf die Artillerie und das Genieweſen.

Eine andere Anſtalt, die königliche Buchdruckerei zu Kairo, iſt nicht minder lobenswerth. Ein „Handbuch der Infanterie- und Kavallerie-Offiziere," ſo wie mehrere andere militäriſche Werke, ſind zur Unterrichtung der ägyptiſchen Offiziere überſetzt worden und aus derſelben hervorgegangen. Man hatte früher ſchon ein italieniſch-arabiſches und arabiſch-italieniſches Wörterbuch gedruckt, und veranſtaltet jetzt eine neue Ausgabe davon, die viel vollſtändiger als die erſte ſein wird. Man beſchäftigt ſich auch mit der Herausgabe einer offiziellen Zeitung, nach dem Vorbilde des Moniteurs. Das wird das erſte türkiſche Journal ſein. Der Text davon wird arabiſch und italieniſch ſein, damit auch die Franken, deren Zahl ſich beſtändig in Aegypten vermehrt, es leſen, und die darin enthaltenen Artikel auch auſſerhalb verbreiten können; denn Mohamed-Ali liebt den Ruhm, und er wünſcht, daß ſeine Thaten und Handlungen von der ganzen Erde gekannt und bewundert werden mögen.

Er will jetzt zu Kairo einen botaniſchen Garten anlegen laſſen, der neben ſeiner Nützlichkeit auch noch den Vortheil haben wird, zur Zierde und Annehmlichkeit der Stadt beizutragen. Er ſoll mit der mediziniſchen und chirurgiſchen Schule, die unlängſt geſtiftet, und deren Leitung europäiſchen Profeſſoren anvertraut worden iſt, in Verbindung ſtehen. Man hat für dieſe Anſtalt von Bologna anatomiſche Modelle im Wachs kommen laſſen, um ſich ihrer zu den Erläuterungen in den chirurgiſchen und phyſiologiſchen Kurſen zu bedienen. Nichts würde mehr die muſelmänniſchen Vorurtheile verletzen, als menſchliche Körper zerlegen zu ſehen, um ſie zu Erklärungen zu benutzen, und es kann nur nach und nach gelingen, ſich auch mit dieſer Idee vertraut zu machen.

Eine bedeutende Bibliothek, welche die vorzüglichſten Bücher der verſchiedenen Sprachen Europa's über alle Zweige der Arzneiwiſſenſchaften enthält, iſt dieſer Anſtalt beigefügt worden. Mehrere von der Regierung eigends beſoldete Dollmetſcher haben bereits die Ueberſetzung einiger dieſer Werke ins Arabiſche begonnen, und dadurch die Studien der Zöglinge zu erleichtern, die den Kurſen der mediziniſchen Schule beiwohnen.

Bezaubert von dem, was man ihm vom Gaslichte erzählt hatte, das ihm eben ſo wunderbar, als Aladins Lampe in der „Tauſend und eine Nacht," ſchien, hat der Paſcha alles Nöthige zu London beſtellt, um künftighin ſeinen Palaſt zu Kairo und den Platz, auf welchem er ſteht, damit zu beleuchten. Es iſt auch die Rede davon, ein Schauſpielhaus zu Alexandria zu er-

bauen, und von einer französischen Truppe darauf Vorstellungen geben zu lassen.

Etwas, das Mohamed-Ali nicht weniger Ehre macht, als die Stiftung aller eben erwähnten Anstalten, ist die vernünftige und oft scharfsinnige Auswahl, bei der Aufnahme der Fremden. Sonst nahm man, ohne allen Unterschied, zu Alexandria und Kairo, wie im ganzen Levant, Jedermann auf, er mochte sein wer er wollte, ehrlich oder nicht, wenn er nur Fähigkeiten und Kenntnisse hatte. Der Stolz des Pascha von Aegypten fühlte sich dadurch verletzt, daß man sein Land als eine Zufluchtsstätte aller Verbrechen und Laster betrachten dürfe, und er verordnete, daß die Fremden, die sich nicht genügend ausweisen, und in einer bestimmten Zeit ihren eingegangenen Verpflichtungen entsprechen könnten, genöthigt werden sollten, es zu verlassen. Bereits ist diese Drohung an Mehrern vollstreckt worden, deren Immoralität erwiesen war.

Einige der großen Verwaltungsmaasregeln Mohamed-Ali's sind, wie man versichert, von dem ersten Drogman und Staatssekretär Boghos veranlaßt worden. Dieser ist von Smyrna gebürtig, und mit den meisten europäischen Sprachen und ihrer Literatur genau bekannt. Er unterstützt mit vielem Eifer und großer Geschicklichkeit die Ausführung aller der Entwürfe, die direkt oder indirekt zum Wiederaufblühen Aegyptens beitragen können.

Indessen sind nicht alle Neuerungen des Pascha ganz nach Wunsch ausgefallen. Die Thätigkeit seiner Seele hat ein beständiges Nahrungsbedürfniß, und oft will er, daß Alles zu schnell gelinge. Statt z. B. damit sich zu begnügen, die unerschöpflichen Hilfsquellen seines Landes noch immer ergiebiger zu machen, hat er zugleich auch Manufakturen anlegen wollen, und hat Maschinen kommen lassen, um die Baumwolle zu spinnen, ohne genügende Brennmaterialien oder Wasserwerke zu haben. Da die Preise sehr gering sind, so hat man sich zwar einer größern Menge Menschen dazu bedienen können; aber die große Hitze ist Allem nachtheilig. Der Faden zerreißt, das Holz der Maschinen zerspringt, und ein feiner Sand, gegen den man durch nichts sich zu schützen vermag, dringt bis ins Innere, und unterbricht jeden Augenblick das Spiel des Räderwerks. Darum sind diese Manufakturen bis jetzt auch nur wirkliche Luxusanstalten geblieben.

Der Pascha hat ebenfalls, und, wie es scheint, bis jetzt ohne besondern Vortheil, beträchtliche Summen zur geologischen Untersuchung der zwischen dem Nil und dem rothen Meere befindlichen Berge, und zur Ausbeutung der darin entdeckten Smaragdminen vorgestreckt. Mehrere andere Versuche sind nicht besser gelungen, und man kann ihm im Allgemeinen den Vorwurf machen, daß er mit gar zu großer Leichtigkeit alle die Entwürfe aufnimmt und in Ausführung bringt, die ihm oft von wahren Abentheurern vorgelegt werden. Was jedoch mehr noch, als dieser Umstand, Aegypten zum wahren Nachtheil gereicht, das ist die unmittelbare und beständige Einmischung der Regierung in fast alle Handelsunternehmungen, wovon sie sich die größten Vortheile ohne Fug und Recht zueignet. Es ergibt sich daraus, daß der Wohlstand der Einwohner sich noch nicht im geringsten vermehrt hat, und daß der Fremde, der das Land bereiset, nur zu oft noch von dem Anblicke eines elenden, tief herabgewürdigten Volks, mitten in der schönsten und fruchtbarsten Gegend von der Welt, betrübt wird.

Um die Fehler der Verwaltung des Pascha zu entschuldigen, ist es genügend, zu bemerken, wie langsam die Fortschritte der Vernunft in allen Ländern gewesen sind. Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts belegte in Frankreich der beste der Könige die ergiebigsten Handelszweige mit Monopolen; und das nicht etwa zum Vortheil des Schatzes, sondern zum Besten der Höflinge. Dabei wünschte Heinrich IV. sich noch Glück, sie auf solche Art zu bereichern, ohne seine Unterthanen dadurch mit Abgaben zu bedrücken. Zu gleicher Zeit stellte sich Sully mit aller Gewalt der Einführung der Seidenmanufakturen entgegen, die er als den Ruin Frankreichs betrachtete, und die seitdem die Quellen seines Wohlstandes geworden sind. Im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts verbot das Parlament zu Paris die Einimpfung beinahe aus denselben Gründen, aus welchen der Pöbel von Unterägypten sich gegen die Gesundheitsanstalten zu Alexandria erhob. Vor mehr als sechszig Jahren lehrte Adam Smith in Schottland die wahren Grundsätze der politischen Oekonomie in einem unsterblichen Werke, und erst jetzt werden sie von der britischen Regierung in Ausführung gebracht, erst jetzt werden von ihr die verjährten Vorurtheile bei Seite gesetzt, die allen Bewegungen des englischen Handels und der Industrie die traurigsten Hindernisse in den Weg legten.

Um über Mohamed-Ali genau urtheilen zu können, muß man weniger das Gute beachten, das er noch in Ausführung zu bringen sich vorbehalten hat, als das, was bereits geschehen ist. Wenn man die einzelnen Züge des von uns entworfenen Gemäldes nähert, und einige andere hinzufügt, die uns der schnelle Gang der Begebenheiten zu übersehen genöthigt hat, so ist es ganz unmöglich, daß man nicht über das erstaunen müsse, was er in weniger als zwanzig Jahren geleistet hat, obgleich es ihm nie eingefallen ist, nach dem Beispiel Peters des Großen mehrere tausend Sperlinge

aus andern Gegenden in die Nähe seiner Hauptstadt zu versetzen.

Als er die Regierung Aegyptens antrat, war es eine Beute der vollkommensten Anarchie. Die Mamelucken, Beduinen, Türken und Albanesen stritten sich um die Herrschaft. Er schlug und zügelte die Einen, beseitigte die Andern, und gewann dadurch Ruhe im Innern. Aber kaum hatte seine Autorität einige Festigkeit gewonnen, als England eine Flotte schickte, um sich Aegyptens zu bemächtigen.

Er schlug die englischen Truppen, und zwang sie, sich wieder einzuschiffen. Später hatten die Wechabiten sich des Landes längs dem rothen Meere in Arabien bemächtigt. Sie bedrohten zugleich die Landenge von Suez und die Grenzen Syriens. Er erhob sich gegen sie, und drängte sie wieder in die entfernten Gegenden zurück, aus denen sie hergekommen waren. Seitdem sind seine immer siegreichen Waffen von einem seiner Söhne bis an die Grenzen Abyssiniens getragen worden, und er hat jetzt 40,000 Soldaten, die mit allen den gefährlichen Zerstörungsmitteln und Künsten vertraut sind, welche in den letzten Jahrhunderten der menschliche Geist ausgebrütet hat.

Zu derselben Zeit, wo er im Aeussern seine Macht durch Eroberungen beurkundete, stellte er auch die innere Ordnung wieder her. Man weiß, welchen Gefahren man früherhin auf einer Reise an den Gestaden des Nils ausgesetzt war. Jetzt ist man in den Straßen von Kairo und den übrigen Theilen des Landes, die von zahlreichen Patrouillen durchstreift werden, eben so sicher bei Nacht, als am Tag. Die Straßenräubereien und Diebstähle, die sonst so häufig waren, sind jetzt sehr selten geworden. Alle Religionen, alle Sekten genießen eines gleichen Schutzes; Christen sitzen im Rath, befehlen bei der Armee, lehren öffentlich die Wissenschaften Europens in den Schulen.

Der Pascha beschäftigt sich jetzt mit den Mitteln, Aegypten auch gegen die Verheerungen der Pest zu beschirmen, und er hat durch die Einführung der Kuhpockenimpfung bereits die der Blattern sehr vermindert. Oeffentliche Arbeiten, die man selbst bei den gebildetsten Völkern bewundern würde, bezeichnen gleichfalls seine Regierung. Mehrere Springbrunnen und Moscheen und Paläste, die auf seine Kosten erbauet worden sind, zeichnen sich zu Alexandria und Kairo an der Seite derjenigen aus, welche die Kalifen errichtet haben. Telegraphenlinien und schiffbare Kanäle haben die Entfernungen abgekürzt, und die Verbindungen vermehrt. Andere Kanäle zur Befruchtung des Landes sind nach allen Richtungen gegraben und verbessert worden. Die neu eingeführten Kulturzweige haben den Werth der Erzeugnisse des Bodens bereits aufs Doppelte gesteigert, und durch die ihnen zugedachte Ausdehnung müssen sie in einem noch viel größern Maasstabe zunehmen.

Wenn man über die Wichtigkeit so vieler nützlicher und glücklich ausgeführter Unternehmungen nachdenkt, muß man die Ueberzeugung gewinnen, daß Mohamed Ali einer der merkwürdigsten Menschen sei, die seit einem Jahrhunderte durch den Zufall der Geburt oder des Glücks an der Spitze einer Regierung gestanden haben. Alles das Gute, was er gethan hat, erscheint noch ausserordentlicher, wenn man seine Verwaltung mit der der verschiedenen frühern Beherrscher Aegyptens vergleicht, die sich nur durch die Gewalt der Zerstörung ausgezeichnet haben. Die Parallele mit jener Menge von Bey's, Pascha's und Vezieren, welche die übrigen Theile des ottomannischen Reiches unter sich haben, ist ihm nicht weniger günstig. Mitten unter so vielen Begebenheiten, die seit vierzig Jahren die Welt beschäftigt haben, ist das Wiederaufblühen Aegyptens und das Erstehen Griechenlands, beide ihren alten Sitten getreu, ein sehr beachtenswerthes Schauspiel.

Häckerling.

Wenn der weiße Fuchs in Island ein Volk Gänse, die am Ufer im Sonnenschein sitzen, beschleichen will, so stellt er sich auf seine zwei Hinterbeine, und schleicht ihnen also rückwärts näher. Seine weiße Farbe und der watschelnde Gang, den er nachahmt, macht die dummen Gänse glauben, daß er Einer von Ihresgleichen sei. Ist er ihnen nun so nahe gekommen, daß er eine davon erwischen kann, so wendet er sich plötzlich um, packt seine Beute am langen, dünnen Halse, und erwürgt sie, indem er sie sich, wie einen Handschuh, um die Ohren schlägt. — Es gibt auch unter den Menschen Füchse, die weder so weiß, noch so weise sind, als der isländische, und denen es leider dennoch gelingt, so mancher armen Menschengans das Genick umzudrehen, ohne daß ein Hahn darnach kräht.

Längst bekannt ist es, daß man den Spaniern die Bescheidenheit eben nicht zum Vorwurf machen dürfe. Nicht einmal ihrer Persönlichkeit zu gedenken, so sind sie von der Vortrefflichkeit ihrer Sprache vor allen übrigen so sehr durchdrungen, daß sie meinen, wenn Gott am jüngsten Tage, oder im Paradiese, die Seelen anrede, es in spanischer Sprache geschehen werde. Ein kastilianischer Kapitän setzte sich selbst folgende Grabschrift: „Hier liegt Don Martin Yanes della Barbuda, der nie in seinem Leben die geringste Furcht gehabt hat.“ — In einer Kirche zu Madrid befindet sich folgendes originelle Epitaphium. „Hier liegt Juan Pinto, der Orpheus Iberiens. Als er in dem Himmel angekommen war, vereinigte er seine Stimme mit dem

Engelchor. Aber Gott der Vater unterſchied die ſeinige vor allen andern, und ſagte zu den himmliſchen Geiſtern: „Was iſt denn das? Iſt das nicht Juan Pinto's herrliche Stimme? Schweigt, ihr Bübchen (callad maços), und laßt ihn allein ſingen, ihn, den Sänger und Muſikus unſers Herrn und Königs.“ — Einer der Hauptlieblingsſprüche der Spanier war der: „Glücklich, wer in Deutſchland geboren wurde, propter nobile temperamentum, wer in Frankreich reiſete, propter diversorium commoditatem, in Italien wohnte, propter æris salubritatem et regionis amœnitatem, und in Spanien ſtirbt, propter religionem catholicam sine mixtura hæreseos ibi vigentem!“

„Es gibt ſechs Schlüſſel, welche ſich Gott ganz allein vorbehalten hat, indem er die beiden Löſe- und Bindeſchlüſſel dem heiligen Peter anvertraute,“ ſagt Johann Colerus, der Sammler *); „nämlich: 1) den Schlüſſel des Regens, der Gewitter und Stürme, Deut. XXVIII, 12. Jerem. XIV, 22; 2) der Geheimniſſe der Natur, der Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, Geneſ. XXX, 2; 3) der Speiſekammer und des Kellers, Pſalm XIV, 5. 16. CXLVII, 8. Matth. VI, 33; 4) den Grabſchlüſſel, Ezech. XXXVII, 1. 1 Sam. II, 11. Pſalm I, 13; 5) den der Wiſſenſchaften und himmliſchen Lehren, Apokal. II; 6) den aller Gefängniſſe und Banden, Act. XII, 7, und XVII, 25.“

Biographiſche Skizzen.

Erskine.

Im ſechsundzwanzigſten Jahre war Erskine Soldat. Er diente als Fähnrich im königlich ſchottiſchen Regiment. Im einunddreißigſten war er Advokat. Er erſchien zum erſten Male als ſolcher in der Dreieinigkeitsſitzung im Jahr 1788. Man fand jedoch in den Reden des Freundes des unſterblichen Fox nichts, was an ſeinen frühern Stand erinnern konnte. In fünf Jahren hatte er mit den Rechtswiſſenſchaften zugleich den Geiſt ſeines neuen Gewerbes ſtudiert. Man kann ihn, in dieſer Hinſicht, als das vollkommenſte Muſter eines guten Advokaten betrachten. Was die Natur ihm an Genie gegeben hatte, wurde von ihm benutzt, nicht um ihn als ein Original darzuſtellen, ſondern um ihn zum ausgezeichnetſten Mitgliede einer Innung zu machen, deren Einfluß er nachgeben mußte. Darum zeigte er ſich auch immer voller Ehrfurcht für die Obrigkeit ſeines Landes, voller Feſtigkeit die Rechte ſeines Standes zu erhalten, weshalb er ſich ſelbſt mit Würde und Anſtand behandelte und in den lebhafteſten Diskuſſionen immer die Formen und den Geiſt ſeines Vorbildes betrachtete, indem er ſelbſt in ſeinem Unwillen Kunſt und Würde beibehielt. Er war als Rechtsgelehrter eben ſo überlegen, wie als Redner, und ſein Vortrag war immer reich, fruchtbar an angenehmen Zuſammenſtellungen, glücklich an ciceroniſchen Nachahmungen. Dagegen fehlte es ihm ganz an jener Schwungkraft der Beredſamkeit, die ergreift und mit ſich fortreißt, an jenen plötzlichen Lichtſtrahlen, an jenen Improviſationen des Augenblicks und der Seele.

Erinnert man ſich jedoch an den Zuſtand des engliſchen Advokatenweſens, zu der Zeit, als er zum erſtenmal ſich vernehmen ließ, ſo wird man die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen für ſein Gedächtniß und ſein Talent leicht erklärlich finden. Barbarei im Styl und im Vortrage, eine faſt unzerſtörbare Abneigung gegen jede Neuerung, ſowohl in der Moral, als in der Politik, das waren die Hinderniſſe, die ſich ihm entgegenſtellten, und es iſt in der That kein kleines Verdienſt, ſie beſiegt und den geſunden Menſchenverſtand als die Grundlage aller Verhandlungen aufgeſtellt zu haben. So hat der Vertheidiger des Kapitän Baillie, Lord Gordons, des Dekans von St. Aſaph, des Buchhändlers Stockdale und des wahnſinnigen Hadfield ſeinen Ruhm nicht uſurpirt.

Uebrigens haben die nachherigen Umſtände bewieſen, was ihm ſo recht eigentlich mangelte. Nach Burke, Fox und Sheridan in das Haus der Gemeinen berufen, erſchien und blieb er ohne hervorſtechenden Glanz. Er bewährte, daß man ein ſehr guter Advokat ſein könne, ohne eine überſchwengliche Beredſamkeit zu beſitzen. Die Intereſſen des Landes zu beſtreiten, die Angelegenheiten desſelben genau zu kennen, die Theorien zu begreifen, ſich in jeder Lage zu vertheidigen und ſeine Waffen nach allen Punkten zu gebrauchen, das Alles erfordert andere Mittel, als die eines gewöhnlichen Rechtsanwalds. Um ein „politiſcher Menſch“ zu ſein, wie die Alten ſagten, muß Natur und praktiſches Leben ſich vereinigen, um den Erwählten auszuſtatten und ihn zu ſtählen. Vor Kurzem konnte Frankreich mit Stolz noch ein ſolches Beiſpiel in der Perſon des Generals Foy aufſtellen.

Curran.

Im Jahre 1775, dreizehn Jahre vor der erſten Rede Erskine's, trat ein junger Mann zum erſtenmal als Advokat vor dem Kanzleihofe zu Dublin auf. Er vermochte nur mit Mühe, und mit zitternder Stimme, einige zu ſeiner Sache erforderliche Zeilen abzuleſen,

*) *J. Coleri* Oeconomia ruralis et domestica. (Mogunt. 1665); in Calend. p. 24.

und als er auf die Einladung des Großkanzlers Lord Liffort, der sie nicht verstanden hatte, die wenigen Worte wiederholen sollte, so fiel ihm das Papier aus der Hand, und er vermochte nicht eine Silbe auszusprechen. Dieser so furchtsame junge Mensch war — Curran. Späterhin erinnerte er selbst sich oft lachend an diese Szene; aber fügte doch hinzu, daß das Rednertalent sich schon früh in ihm entwickelt habe. Als Knabe besuchte er die Schule von Newmarket, einer kleinen Stadt der Grafschaft Cork in Irland, wo er von angesehenen, aber unbemittelten Aeltern geboren worden war. Es kam ein Marionettenspieler in dem Orte an. Der Souffleur des Herrn Punsch, das heißt der englische Hanswurst, wurde krank. Curran erbot sich, ihn zu ersetzen, und seine satirischen Exkursionen über seine Zuhörer, über die Damen von Newmarket, ja selbst über den Pfarrer und andere Standespersonen, wurden mit dem rauschendsten Beifall aufgenommen. Aber die Kluft zwischen dem Polichinell und dem Advokaten war noch sehr weit. Lassen wir Curran selbst die Begebenheit erzählen, die über sein ferneres Leben entschied:

„Ich war damals," sagt er, „ein kleiner Satan, voller Bosheit und Schnurrpfeiferei. Ich brachte den Tag damit hin, die Lächerlichkeiten der bejahrten Leute zu studieren, und die halbe Nacht sie zu konterfeien, um am andern Morgen meine Kameraden damit zu belustigen. Gott weiß, wie das geendet haben würde; aber, wie meine gute Mutter mir beständig vorpredigte, ich war geboren, um ein großer Mann zu werden. Eines Tages schob ich mit andern Buben meines Alters Kegel. Wenig Geld in der Tasche, noch weniger Sorgen im Herzen, warf ich rechts und links mit spaßhaften Worten um mich, und setzte Alles in die beste Laune von der Welt. Plötzlich erschien ein Fremder, von sehr ehrwürdiger Gestalt, das Auge so voll sprechender Güte und Sanftmuth, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, etwas Lächerliches an ihm zu finden, mitten unter uns. Seine Gegenwart störte unser Vergnügen nicht, und er selbst schien innig erfreut, sich in unserer Mitte zu befinden. Noch jetzt, nachdem ein halbes Jahrhundert verschwunden ist, sehe ich seine ehrwürdige Gestalt vor mir, wie sie mir zum erstenmal erschien. Es war der Rektor von Newmarket, Namens Boyse. Er gewann mich ganz besonders lieb. Einige Leckereien zogen mich zu ihm an Er unterrichtete mich in der Grammatik und den ersten Elementen der Klassiker. Dann schickte er mich auf die Schule nach Middletow, und mit einem Worte, er machte einen Mann aus mir."

Und in der That, er machte einen Mann aus dem lustigen Knaben. Von dem Zeitpunkte an, wo Schülerfortschritte ihn bestimmten, sich dem Advokatenstande zu widmen, bis zu dem, wo, unter Fox, er Großkanzler wurde, erblickt man in ihm immer den Mann, den Irländer, den Bürger sich entwickeln, und seiner Tugend und seinem Genie treu bleiben. In seinem Privatleben, in seinem politischen Betragen, blieb er immer rein, ließ er sich nie erschüttern durch Ungerechtigkeit oder Bestechung. Wenn vor dem Gerichtshofe ein Zeuge sich beleidigt fühlte, und Widerruf verlangte, so antwortete er nicht, so stützte er sich auf die Pflichten seines Amts; aber er nahm seine Herausforderung an, und schlug sich mit ihm. War er, wie Demosthenes, der vom Medias einen Backenstreich erhielt, der Gegenstand der Beleidigung eines Miethlings der Ungerechtigkeit, so verlangte er Genugthuung mit Würde und Mäßigung, nicht seiner-, sondern seines Standes wegen, und ein Zweikampf mit einem der Staatssekretäre beurkundete auf's neue seine Festigkeit. Im Hause der Gemeinen fürchtete er nicht dem damaligen General-Prokurator Fitzgibbon offen den Krieg zu erklären, und die Feindseligkeiten zu beginnen, die, seit der Erhebung seines Gegners zur Pairwürde und zum Lordkanzler von Irland, ihn beinahe zu Grunde gerichtet hätten, aber ihn nicht zu erschüttern vermochten. Am meisten zeigte er sich jedoch in den Unruhen, die, zu Ende des letzten Jahrhunderts, Irland aufregten, als kräftiger und unbestechlicher Patriot. Er hatte eine stärkere Seele, als Milos Vertheidiger, und widerstand allen Versuchungen und Anerbietungen. Endlich im öffentlichen Parlamente beschuldigt, immer die Angeklagten zu vertheidigen, erhob er sich mit Unwillen und entgegnete: daß er sich verwundere, darum angeklagt zu werden, weil er das Volk vertheidige, das von der Regierung verfolgt werde. Er erklärte zugleich, daß er der Advokat aller Unglücklichen sei, und daß, wenn er sie nicht mit allen seinen Kräften vertheidigen würde, er sich als den heuchlerischsten und verachtungswürdigsten aller Menschen betrachten müßte.

Nordamerikanische Literatur.

Ordinances of the Corporation of the Cithi of Baltimore. — Ordonanzen der Korporation der Stadt Baltimore. Von Young. Ein Band in 8. von 342 Seiten.

Remarks on the intercourse of Baltimore, with the western Country. — Bemerkungen über die Verbindungen Baltimore's mit den westlichen Theilen.

Report of the Maryland commissioners on a proposid canal from Baltimore to Conewago. — Bericht der Beauftragten von Maryland über das Projekt, einen Kanal von Baltimore nach Conewago zu eröffnen.

General Harper's speech to the citizens of Baltimore. — Rede des General Harper an die Bürger von Baltimore, über die Vortheile, eine Verbindung, zwiſchen dem Ohio und Pittsburg, und den Gewäſſern des Cheſabeak und Baltimore, vermittelſt eines Kanals durch den Diſtrikt von Kolumbia, zu eröffnen.

Annals of Baltimore. — Jahrbücher von Baltimore. Von Thomas Griffith. Ein Band von 240 Seiten.

Einer der vorzüglichſten Züge, wodurch die vereinigten Staaten ſich vor allen übrigen der alten Welt, in allen Perioden der Geſchichte, auszeichnen, iſt die ſchnelle Vergrößerung ihrer Städte und die auſſerordentliche Zunahme der Bevölkerung, in faſt allen Diſtrikten dieſes Landes. Man kann die weſtlichen Regionen nicht bereiſen, ohne überall die auffallenden Spuren der Induſtrie zu erblicken, ohne in Verſuchung zu gerathen, zu glauben, daß man einen bezauberten Boden betrete, und daß die Einöde vor übermenſchlicher Macht zurückweicht. Ein Ausflug vom Albany zum Niagara beweißt, was die Kraft der menſchlichen Vernunft vermag. Auf jedem Schritte entdeckt man neue Hilfsquellen, neue Vervollkommnungsmittel im geſelligen Zuſtande, die ſich bis auf einen auſſerordentlichen Punkt entwickelt haben. Beſuchen wir die Ufer des Ohio, des Wabash, des Miſſiſipi und des Miſſuri, ſo finden wir Städte und Dörfer, eine unendliche Zahl ſchöner Meiereien, eine beſtändig zunehmende Volksmenge, eine wohlorganiſirte Regierung, den Handel auf feſten Grundpfeilern beruhend und ſich immer mehr in einem Lande entwickelnd, in welchem man, vor ungefähr dreißig Jahren, kaum eine Spur von Ziviliſation erblickte. Seit jenem Zeitraum hat ſich die Bevölkerung von Philadelphia verdreifacht, die von New-York vervierfacht, und die von Baltimore verfünffacht. — Die fünf Werke, welche mancherlei Gegenſtände, dieſe letztere Stadt betreffend, behandeln, ſtellen den eben von uns angeführten Beweis auf, daß die Ziviliſation auf allen Punkten ungemein raſche Fortſchritte macht. Harper ſagt in ſeiner Rede, und wir ſprechen es ihm von ganzer Seele nach: „daß Wiſſenſchaft und Tugend die Stärke und Schönheit einer Republik ſind.“

The journals of madame Knight, and Rever. Buckingham, from the originals manuscripts, writen in 1704 and 1710. — Die Tagebücher der Frau Knight und des ehrwürdigen Buckingham, nach den Originalhandſchriften, geſchrieben im Jahr 1704 und 1710. New-York, 1825. Bei Wilder und Campbell. Ein Band in 12. von 129 Seiten.

In der neuen Welt ſind die alten Handſchriften ſelten. Die der Frau Knight, angeblich von 1704, enthält tägliche Bemerkungen auf einer Reiſe von Boſton nach New-York, welche die Schreiberin zu Pferde, begleitet von einem Führer, in vierzehn Tagen und mit unſäglicher Mühe, mancherlei Gefahren überſtehend, gemacht hatte. Dieſelbe Strecke wird gegenwärtig, ſowohl zu Lande als zu Waſſer, ſehr angenehm und bequem, entweder in guten Kutſchen, oder in den Dampfſchiffen, in weniger als ſechsunddreißig Stunden zurücklegt. Ueberall findet man, nicht etwa wie die frühere Reiſende, große, unwegſame Einöden, Wälder, Sümpfe und Ströme ohne Brücken, ſondern ein ſtark bevölkertes, wohlbebautes Land, ſchöne Landſtraßen und gute Wirthshäuſer. Das ſind die Früchte der Induſtrie bei einem Volke, wo die Induſtrie ſelbſt eine Frucht der Freiheit iſt.

Franzöſiſche Literatur.

Résumé de l'histoire des croisades. — Gedrängter Inhalt der Kreuzzüge. Von Saint-Maurice. Paris, 1885. Bei Lecointe und Durey. Ein Band in 18.

Das vorliegende Werk iſt der Wichtigkeit und dem Intereſſe des Gegenſtandes würdig. Man folgt den politiſchen Begebenheiten und erkennt in ihrem oft ganz entgegengeſetzten Gange eine natürliche Tendenz zu demſelben Ziele. Mitten in den roheſten Jahrhunderten ſieht man jede Bewegung des geſellſchaftlichen Körpers mit größerer oder geringerer Schnelle zur Zunahme der Ordnung, und folglich des allgemeinen Wohlſtandes, beitragen. Als, zur Zeit der Kreuzzüge, ganz Europa, durch den Aberglauben, den Stolz und die Betrügerei aufgeregt, ſich erhob, und ſich auf Aſien ſtürzte, das es mit Leichen und Trümmern überdeckte, ſtellte es doch zugleich dem Beobachter eine wirkliche Wohlthat, als Reſultat dieſer gräßlichen Kataſtrophe, vor Augen. Jene Zeit eines unſinnigen Schwindels und nutzloſer Grauſamkeit ſah auch die Morgenröthe unſerer Ziviliſation zuerſt aufgehen. Jene fernen Expeditionen vernichteten das Ungeheuer der Feodalität. Das Volk gewöhnte ſich in der Abweſenheit ſeiner Unterdrücker, freier zu athmen. Die Geſetze verbreiteten ſich mit größerer Leichtigkeit über alle Klaſſen. Die königliche Macht wurde von der Rivalität der Großen befreit, und trat vermittelnd zwiſchen die Unterdrükker und die Unterdrückten. Die Europäer fanden ſelbſt, während ihres Aufenthaltes in Aſien, noch einige Spuren der alten Ziviliſation. Sie ſahen ein, daß es ein anderes Geſetz gebe, als die Gewalt, andere Tugenden, als den wilden Muth und den blinden Fanatismus. — —

Oeuvres choisies de Stanislas, roi de Pologne. — Ausgewählte Werke des Königs von Polen, Stanislaus, Herzogs von Lothringen. Nebſt einer hiſtoriſchen Beilage. Von Frau von St. Ouen. Paris, 1825. Bei Carez. Ein Band in 8.

Das achtzehnte Jahrhundert hat der Erinnerung der Nachwelt zwei große Karaktere hinterlaſſen, die durch die mächtige Energie des Willens ſich ähnlich, durch die Klugheit aber, mithin auch durch ihre Erfolge, verſchieden waren. Dieſe waren Karl XII. und Friedrich II. Zwiſchen ihnen erſcheint, weniger erhaben, aber vielleicht bewunderungs- und liebenswürdiger, ein Fürſt, der in ſeiner Jugend der Freund des Erſtern und im Greiſenalter der des Letztern war. Von einem fremden Einfluſſe berufen, ſein Vaterland zu beherrſchen, durch den Fall deſſen, der ihn erhoben hatte, des Thrones beraubt, durch den einſtimmigen Wunſch der Nation wieder auf denſelben berufen, und in dem abermaligen Unglück, das dieſem neuen Triumphe folgte, der Gegenſtand allgemeiner Achtung, den Satelliten ſeiner Feinde entgehend, den gegen ihn gedungenen Mördern verzeihend, endlich durch eine unvorhergeſehene Fügung des Schickſals berufen, einen beſchränkten Staat zu regieren, dort den Kindern des Königs, der ihn entthront hat, einen Zufluchtsort und Unterſtützung gewährend, dreißig Jahre lang das rührende Beiſpiel eines Fürſten gebend, der das Glück ſeiner Unterthanen macht, und nach ſeinem Tode ein Bedauern hinterlaſſend, das ſechszig Jahre der Unruhe noch nicht vermindert haben, tapferer Krieger, vollkommener Verwalter, guter und rechtſchaffener Menſch, als alles das bietet Stanislaus Leczinsky einen Karakter dar, der in jeder Hinſicht würdig iſt, in der politiſchen Geſchichte der Monarchen und der Reiche, wie in der moraliſchen Geſchichte des im geſellſchaftlichen Zuſtand lebenden Menſchen, zu erſcheinen. Die Schriften einer hiſtoriſchen Perſon haben einen ganz eigenen Reiz, wenn ſie rein und unbefleckt von der geheimen Nothwendigkeit, die Zukunft über die Geſchichte der Gegenwart zu täuſchen, aus der Seele ihres Verfaſſers hervorgegangen ſind. Dies Verdienſt iſt allen Werken dieſes Königs eigenthümlich. In dem Augenblicke, wo er ſeine Tochter entläßt, die den Thron Ludwigs des Fünfzehnten theilen ſoll, ſagt er zu ihr: „Entſprich den Erwartungen des Königs durch deine volle Aufmerkſamkeit. Denke nur nach ihm, wie er. Kenne keinen andern Ehrgeiz, als den, ihm zu gefallen, kein anderes Vergnügen, als ihm zu gehorchen. Sei fromm, aber hüte dich, zu fromm zu ſein.“ Hätte ſie dieſe Lehren befolgt, ſo würden die Namen der Pompadour und der Dubarry nie die Seiten der Geſchichte Frankreichs beſudelt haben. Ein Gedanke erfüllte die ganze Seele des vortrefflichen Fürſten: „Alle Könige der Erde ſind geſtorben, die guten wie die ſchlechten. Ich muß ſterben, wie ſie: daran will ich mich oft erinnern.“ Ein Wunſch beherrſchte in ſeinem Herzen alle andern: „Ich will der Vater und der Hirte aller meiner Unterthanen ſein.“ Noch heute bezeugt ganz Lothringen, daß er ſeinen Vorſatz redlich erfüllt habe. „Meine Politik,“ ſagte er zu dem Dauphin, ſeinem Enkel, „iſt nicht ſehr verworren. Sie beſteht allein in der Lehre: Liebe das Volk. Ein König bedarf keines andern Ruhms, als der Liebe ſeines Volkes; das iſt ſeine ganze Macht und Sicherheit.“ Von allen Schriften Stanislaus iſt die merkwürdigſte vielleicht „die Unterhaltung eines Europäers mit dem Bewohner einer unbekannten Inſel.“ Warum, ſagt der Inſulaner zum Europäer, warum ſind eure Geſetze nach dem Range und dem Stand eurer Unterthanen verſchieden, warum werden die Tauben verfolgt, während man die Geier verſchont? — An einer andern Stelle heißt es: „Ein genialer Menſch kann einen Staat nicht ohne Feſtigkeit beherrſchen, und gerade dieſe Feſtigkeit macht das Unglück eines Staates, der von einem Menſchen ohne Genie beherrſcht wird.“ Ueber Polen ſagt er: „Vielleicht bringen es die benachbarten Staaten ſo weit, ſich über die Theilung unſers Vaterlandes zu verſtändigen.“ Dieſe Vorausſagung traf leider nur zu bald ein.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Theater.

Leonidas, Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Pichald. Nach ſo vielen traurigen Verſuchen, welche die Kritik nur rügen konnte, iſt endlich einmal ein Trauerſpiel erſchienen, das ſie loben darf. Zum erſtenmal nach vier Jahren des ſchönſten Heldenmuths und des ſchrecklichſten Unglücks, kurz vor einem Falle vielleicht, der mit dem des Leonidas verglichen werden wird, erhält Griechenland von der beherrſchenden Gewalt in Frankreich die öffentliche Erlaubniß, den Tribut der Thränen und des Beifalls eines fühlenden Publikums einzuärnten. Man hat in dieſem Gemälde alten Ruhmes die neuere Aufopferung wieder erkannt, in dem Tode des Leonidas den eines Markus Bozzaris, und in dem Gezelt des Xerxes das eines dreiroßſchweifigen Paſcha's. Dieſe Erinnerungen, oder vielmehr dieſe lebendige Geſchichte, hat die Szenen des Verfaſſers belebt, die Einbildungskraft der Zuſchauer beſchäftigt und ſeinen Triumph zu dem ihrer Gefühle gemacht. Aber auch auſſerdem iſt das Verdienſt ſeines Werks entſchieden, und des erſten franzöſiſchen Theaters, auf dem es dargeſtellt worden iſt, vollkommen würdig. Eine große hiſtoriſche Treue, ein dauerndes Intereſſe der Lagen, viel Kunſt in der Zuſammenſtellung der Gemälde, ſind darin vor-

herrſchend. Xerxes Abſichten auf Griechenland, ſeine Hoffnungen und ſeine Unterredungen mit Demarat, der ihm einen langen und ſchwierigen Kampf vorausſagt, die Ankunft zweier jungen Spartaner, die ihm ihre Köpfe darbieten, um das gegen die perſiſchen Geſandten verletzte Völkerrecht wiederherzuſtellen, das alles veranlaßt eine Menge eben ſo natürlicher als neuer Situationen. Nun erblickt man das Lager der Griechen in den Thermopylaen, Leonidas von ſeinen Hauptleuten umringt und ſeine Befehle ertheilend, die Abgeſandten des großen Königs empfangend und ſie mit Verachtung zurückweiſend. Doch das ſchöne Stück verdient eine genauere Ueberſicht. Bei der Hebung des Vorhangs ſieht man Xerxes auf ſeinem Thron. Ihm gegenüber in der Ferne zeigen ſich die Berge, auf denen die Griechen ihn erwarten. Die Zauberer, Weiſen und Hofſchranzen verkünden den Sieg. Ein einzelner Menſch, der Schmeichelei entfremdet und dieſem aſiatiſchen Hofe, ſteht aufrecht mitten unter den tiefgebeugten Sklaven. Es iſt Demarat, Sparta's verbannter König, der aus Ehrgeiz ſich verirrt hat, den das Unglück erleuchtet und den die Gefahr ſeines Vaterlandes zur Pflichterfüllung und zur Bürgerwürde einladet. Er weiß ſehr wohl, weſſen die Griechen fähig ſind. Er möchte, wo möglich, das drohende Unglück von ihnen abwenden, und Xerxes die reine Wahrheit ſagen, der ihn aber nicht begreifen kann oder will. Plötzlich erſcheinen zwei junge Griechen. Das Blut eines Geſandten des Königs der Könige iſt zu Sparta vergoſſen worden. Die Götter ſind darüber entrüſtet und man muß ſie verſöhnen. Darum ſind ſie aus dem Lager entwichen, um ſich als Sühnopfer anzubieten. Die Geſchichte zeigt uns hier Xerxes edelmüthig; aber der Verfaſſer macht ihn barbariſch. Er ſpricht ihr Todesurtheil aus. Demerat fleht um ihre Gnade. Die Jünglinge bleiben allein. Sie gedenken ihrer Mutter mit Liebe, und eines Vaters, deſſen ſie ſich ſchämen. Dieſer Vater iſt Demarat. Er erſcheint, ohne indeſſen ſeine Söhne erkannt zu haben. Doch hat er die Ahnung, daß ſie es ſein mögen. „Wer iſt euer Vater?“ fragt er ſie. Die Jünglinge erröthen und ſchweigen. Endlich nimmt der älteſte das Wort und ruft: „Fremdling! wir haben deine Geheimniſſe geachtet; ſuche auch du die unſrigen nicht zu durchdringen.“ — Im zweiten Akt erblickt man die Thermopylaen. Die Griechen liegen gruppenweis zerſtreut. Leonidas erſcheint und Alle erheben ſich. Archidamia, die Mutter des Alceus und Agis, tritt auf. Sie bringt die Antwort des delphiſchen Orakels. Die Gottheit verlangt Sühnung für das widerrechtlich vergoſſene Blut. Ein Anführer antwortet ihr, auf die Frage nach ihren Söhnen, daß ſie zum Feinde übergegangen ſeien. Sie verflucht ſie. Artaphernes, der Geſandte des Xerxes, fordert die Griechen auf, ſich zu ergeben. Dieſe Szene, in welcher der Verfaſſer alle hiſtoriſche Worte im Munde des Leonidas vereinigt, hat einen allgemeinen Enthuſiasmus erregt. Der Zorn bemeiſtert ſich der Soldaten, und ſie wollen das Völkerrecht aufs neue verletzen. Ihr Anführer hält ſie zurück, und erinnert ſie an das erſte Verbrechen, wodurch ſie der Gunſt der Götter beraubt worden ſind. Der Perſer erzählt das Begehen der beiden jungen Griechen. Archidamia triumphirt und fordert die Griechen zum Kampfe auf. Erſt dann beweint ſie ihre Söhne. Aber dieſe erſcheinen wieder mit Ruhm bedeckt. Die Szene iſt ſehr rührend. Die Armee feiert ihren Sieg. Indeſſen hat ein Verräther die Perſer auf einem Fußwege über den Alpenus geführt. Man will ſich nach Korinth zurückziehen. Leonidas gebietet zu verweilen. Agis wird nach Sparta abgeſendet, und der ganzen Armee der Entſchluß zu ſterben verkündet. Ein neuer Botſchafter von Xerxes langt an. Leonidas, ſtatt aller Antwort, gebietet einem Soldaten, auf dem Felſen die berühmte Inſchrift einzugraben: „Wanderer! geh und ſage zu Sparta, daß wir hier geſtorben ſind, um ſeinen Geſetzen zu gehorchen.“ — Davids Gemälde ſcheint vor den Augen der Zuſchauer Leben bekommen zu haben. Demarat, der den Geſandten begleitet hatte, hinterbringt dem Anführer, daß Xerxes ihn in der Nacht überfallen wolle. Er nennt ſich und entflieht. Die Vorbereitungen zur Todesweihe beginnen. — Der fünfte Akt zeigt wieder Xerxes Zelt, und dieſen von Beſorgniß gepeinigt. Demarat beklagt ihn und ſich. Die entſetzlichen Opfer, die wir vor unſern Augen geſehen haben, machen das der Archidamia glaubwürdig. Wenn man an die Mütter von Suli denkt, die ſich in den Abgrund ſtürzen mit ihren Säuglingen, um den Feinden zu entgehen, ſo kann man ſich leicht einen Begriff von dem Heldenmuthe jener alten Griechin und Prieſterin machen.

— Unter allen Fortſchritten der Ziviliſation ſind wenige ſo erfreulich, als die, welche die Schiffahrt bis auf eine ſo hohe Stufe der Vervollkommnung gebracht haben. Die Erdumſegelung iſt heutzutage etwas ſo Gewöhnliches geworden, daß ein Brite wohl mit Recht ſagen durfte: To make the circuit of the world is a mere every day occurence.“ Welcher Unterſchied, wenn man unſere jetzigen gewagteſten Seefahrten mit denen des vorigen Jahrhunderts, der Lord Anſons z. B., vergleichen will? Nicht etwa bloß Schiffe, die Staatseigenthum ſind, ſondern auch ganz gewöhnliche Handelsſchiffe, machen jetzt die Reiſe um die Erde. So eben iſt ein ſolches, die „Calcutta“ von Liverpool, unter Kapitän Stropan, zu Genua angelangt. Es hat in einem Zeitraum von zwanzig Monaten, von denen es ſechs in den Hafen von Rio-Janeiro, Valparaiſo, Callao, Batavia und Calcutta zubrachte, ſeine Erdumſegelung vollendet, dabei keinen Mann verloren, keine Beſchädigung und überhaupt keinen Unfall erlitten. Im Jahr 1799 hat die ſpaniſche Corvette S. Ignacio de Loyola innerhalb acht Monaten und eilf Tagen die Erde umſegelt, was ihr ſeitdem noch kein anderes Schiff nachgethan hat.

— In London wurden im verfloſſenen Jahre nicht weniger als 22 Millionen Pfund Butter und 26 Millionen Pfund Käſe verbraucht. Für Milch wurden 14 Millionen Gulden und für Geflügel beinahe eine Million Gulden ausgegeben. Ein einziger Verkäufer brachte wöchentlich 14,000 Kaninchen auf den Markt, und ſetzte ſie alle ab.

— In Paris wurden im J. 1825 fünf Millionen Flaſchen Wein — nicht etwa getrunken, ſondern mehr getrunken, als im vorhergegangenen Jahre 1824.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 8. Dritter Jahrgang 1826. 22. Februar.

Ueberblick der allgemeinen Tendenz der Geister im neunzehnten Jahrhundert.

Von Benjamin Constant.

Omnia vincit constantia.
Lucretii Sent.

Politik, Literatur, Philosophie, Ergründung der materiellen Welt durch die Wissenschaften, Bedürfniß, in die unsichtbare Welt vermittelst der Religion vorzudringen, alles Bestimmte und alles Schwankende, Alles, was dem physischen Leben zur Basis, oder dem moralischen Dasein zum Schmucke dient, ist in einer schnellen Fortbewegung, in einem immer thätigern Streben zur Vervollkommnung. Eine neue Ordnung der Dinge kündigt sich an; aber da das Chaos sich immer vor der Schöpfung zeigt, so verbergen auch jetzt die einstürzenden Trümmer des Alten noch den Anblick des neu sich erhebenden Gebäudes. Zu allen Zeiten hat ein eigener Geist, eine besondere Tendenz unsichtbar dieses Chaos beherrscht, und der Vernichtung des Gegenwärtigen, wie der Entwirrung des Zukünftigen, eine manchmal unmerkliche Richtung gegeben, die am Ende immer obsiegte.

Das herrschende Bedürfniß des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunders war das der freien Prüfung. Das unserer Zeit ist nicht nur die Freiheit des Glaubens und der Meinung, sondern auch die Unabhängigkeit der materiellen Existenz, ohne welche die Vernunft, ungeachtet des theilweisen Bestrebens und der kümmerlichen Erfolge, wieder in Knechtschaft gerathen muß und wird. Daher rührte, vor dreihundert Jahren, die Reformation, die, obgleich sie in ihren Grundsätzen nicht ganz übereinstimmend war, und durch Unduldsamkeit sich selbst geschadet hat, doch nichts anderes, als die Befreiung des Gedankens war. Daher rührt in unsern Tagen das Streben der Industrie, das den Entschluß andeutet, die Mittel des physischen Wohlstandes ausserhalb des Schutzes und der Gunstbezeugungen der beherrschenden Gewalt aufzufinden.

Dieser Wille ist ein sehr großer Fortschritt, und dieser selbst deutet eine unläugbare Vervollkommnung der Vernunft und eine wichtige Besserung des öffentlichen Zustandes der Moral an. Früherhin wurden die Regierungen als die Vertheiler des Reichthums betrachtet. Sie gewannen für sich die Früchte der Arbeit jener achtungswerthen Menschenklasse, die im Austausche dafür nur auf Nichtachtung rechnen durfte. Die Revolutionen haben dies absurde System vernichtet; aber zur Steuer der Wahrheit muß man gestehen, daß diese Vernichtung ursprünglich mehr einer unwillkührlichen Wirkung, als der Erleuchtung und Billigkeit sowohl der Regierenden, als der Regierten, angerechnet werden muß.

Die Industrie ist jetzt der vorzüglichste, vielleicht der einzige Gedanke des Jahrhunderts; täglich bezeichnen neue Wunder die Ausdehnung dieser Macht, die weniger drückend ist, als die Feodalität, weniger zerstörend, als die Eroberung; und die das hohe Verdienst hat, der Freiheit und des Friedens zu bedürfen; ja, man dürfte fast behaupten, daß sie in einiger Beziehung den Frieden erhält, und die Freiheit befe-

ſigt. Denn die Regierungen, nur mit ihrer Hilfe beſtehend, dürfen nicht ſo leicht, und bei jeder Veranlaſſung, Krieg führen, damit die Quelle, aus der ſie ihre Bedürfniſſe ſchöpfen, nicht verſiege, und die Dauer ihres Wohlſtandes dadurch nicht bedrohet werde. Der militäriſche Ruhm, als abſoluter Zweck, würde heutzutage ein Unternehmen gegen das Menſchengeſchlecht ſein. Napoleon hat die Wette eingegangen, und — er hat ſie verloren. Die, welche ihm in vielen andern Punkten nachahmen, ſind wenigſtens ſo geſcheit, hier ſeine Verirrungen nicht als Muſter aufzuſtellen. Sie erkennen die Geſetze, welche die Induſtrie ihnen auferlegt; ſie opfern ihnen ſelbſt die Grundſätze, als deren Vertheidiger ſie in allem Uebrigen ſich aufwerfen, und wenn dies auch anſcheinend mit übler Laune geſchieht, ſo darf man dieſe Schwachheit doch nur der menſchlichen Natur zuſchreiben, und als eine letzte Huldigung gegen die Lehrſätze betrachten, denen man von Tag zu Tag immer mehr zu entrinnen ſucht.

Und wie ſollte es auch möglich ſein, daß man noch länger an dergleichen Lehrſätzen feſthalten könnte? Wie vermöchte jetzt noch die Autorität ohne Reichthum zu beſtehen? Man kann nicht zugleich den Arm erheben, um die Völker zu unterdrücken, und die Hand ausſtrecken, um ihnen ihr Geld abzuborgen. Die Scherereien nehmen in demſelben Maaße ab, als die Bedürfniſſe ſich vermehren. Der Deſpotismus, in ſo erhabener Stellung er ſich auch befinden mag, wird für ſeine Ausſchweifungen durch die Armuth beſtraft, die ihn lächerlich macht, ſelbſt wenn er rein barbariſch iſt, und der beſtändig nothwendige Kredit beſchützt oder rächt den verbannten Gedanken. Die Induſtrie umgibt die beherrſchende Gewalt mit ihrer unſichtbaren Stärke. Sie ſchreibt ihr aber zugleich auch ihre Grenzen vor, und ſtellt ihr Hinderniſſe entgegen, die ſie nicht überſcheeiten darf. Friedfertig, unabhängig, neuerzeugend, der Würde des Menſchen entſprechend, hat ſie tauſend Rechte und Anſprüche auf unſere Erkenntlichkeit. Sie iſt das Zeichen einer neuen, der öffentlichen Freiheit günſtigen Aera, weil ſie die Feinde jener feſſelt. Sie iſt eine Aegide der Moral, weil ſie die Moral eines rechtmäßigen Wohlſtandes darbietet, und ſie mit größerer Sicherheit umgibt.

Was die politiſche Freiheit betrifft, ſo würde ein leichtſinniges, müßiges, aus innerer Neigung um Gunſtbezeugungen ſich bewerbendes Volk, das ſeinen Stolz in ſeiner Abhängigkeit findet, ſelbſt wenn es fähig wäre, ſich zu empören, dennoch für die Freiheit nicht tauglich ſein. Bevor man der Macht widerſtehen will, muß man es ſo weit gebracht haben, nichts von ihr zu begehren. Ohne dieſe Bedingung ſind die Konſtitutionen wenig nütze. Denn was ſind die Konſtitutionen? Wälle, die eine Nation vertheidigen ſollen. Aber wenn die Nation nicht exiſtirt, ſo können die Wälle auch nicht vertheidigt werden, und man überläßt ſie den Angreifern. Die Induſtrie ſchafft die Nation.

Zur Religion übergehend, muß ich vor Allem mich gegen den Verdacht der Mitſchuldigkeit bewahren, der höchſt ungerecht ſein, und mich ſehr betrüben würde. Wäre ich Bürger von Athen geweſen, als man gegen die, der öffentlichen Religion entgegengeſetzter Meinungen und Anzettelungen wegen, angeklagten Philoſophen ſtrenger Maasregeln ſich bediente; hätte ich den Berathungen des römiſchen Senats beigewohnt, als er die Zurückweiſung des Karneades und ſeiner Begleiter, welche die griechiſche Geſandtſchaft bildeten, verordnete; wäre ich ein Zeitgenoſſe jener berüchtigten Ausſprüche geweſen, die den Emil, das Buch vom Geiſte, die Naturphiloſophie verboten, ſo hätte ich in einigen Punkten von den Lehrſätzen der verfolgten Urheber mich entfernen können. Ich würde ſelbſt anderer Meinung, als mehrere von ihnen, geweſen ſein, weil ſie ſich gegenſeitig bekämpften. Aber ich hätte beſtimmt auch die öffentliche Sympathie getheilt, die ſie Alle umringte, ſo wie den rechtlichen Tadel, der ihre Verfolger traf. Der Gedanke des Menſchen, er mag nun Irrthum oder Wahrheit enthalten, iſt ſein heiligſtes Eigenthum. Die Offenbarung dieſes Gedankens iſt ſein unverletzbarſtes Recht. Greift ihn die beherrſchende Macht an, ſei es nun aus Irrthum oder Wahrheit, ſo iſt ſie deshalb immer gleich ſchuldig. Wer im Namen der Philoſophie den unſchuldigen Aberglauben verbannt, und wer im Namen des Himmels die Philoſophie verfolgt, verdient ein gleiches Urtheil aller rechtſchaffenen Menſchen.

Ueberdem ſind Diejenigen, die man als Feinde der Religion anklagt, oft ihre aufrichtigſten und nützlichſten Freunde. Denn ſie dem Ehrgeiz entreiſſen, der ein Inſtrument aus ihr macht, von dem Joch der geizigen Kaſten ſie befreien, die ſie als ein Monopol benutzen, das heißt ihr muthvoll einen großen Dienſt erweiſen, das heißt, ſo viel die menſchliche Schwäche es geſtattet, den Schriften des göttlichen Urhebers unſers Glaubens folgen, der die Phariſäer und Schriftgelehrten brandmarkte, und der für Alle gleiche Liebe, gleiche Erleuchtung, gleiche Freiheit verlangte. Aus Ehrfurcht gegen die Religion ſelbſt dürfen wir ſie nicht mit den rein menſchlichen Intereſſen verwechſeln, die keine andere Sicherheit, als die Strafgeſetze haben. Die Stärke der Religion liegt in ihr ſelber, und das religiöſe Gefühl, das mit unſerer Natur Eins iſt, verwirft den materiellen Beiſtand, der es verfälſcht und herabwürdigt.

Das religiöſe Gefühl vermag nie eine üble Wirkung zu erzeugen. Es beſteht ſiegreich alle Angriffe, empört ſich gegen die Unterdrückung, und widerſtrebt

mit gleicher Stärke einer zu ſtrengen Logik, die es verläugnen will, und einem heuchleriſchen Ehrgeize, der es zu mißbrauchen verſucht.

Wenn wir bis zu den Zeiten hinaufſteigen, welche das Alterthum zur Hälfte mit ſeinen Schleiern bedeckt, ſo ſehen wir faſt überall gefährliche Innungen ſich der Lenkung der noch unwiſſenden Geſellſchaften bemächtigen. Die Krieger ſind ihre Werkzeuge, die Völker ihre Sklaven. Hier in unter einander verſchiedene Kaſten getheilt, und wie die Heerden eingepferchi, dort, in unbeſtimmten Formen dieſelben Feſſeln tragend, und ſich nie über die mechaniſchen Handarbeiten erhebend, die nur zum Vortheil ſeiner Beherrſcher ausgeübt werden, ſcheint das Menſchengeſchlecht, ohne Hoffnung auf Verbeſſerung, ohne die Möglichkeit, ſich zu vervollkommnen, nur deshalb zu exiſtiren, um das Prieſterthum zu ernähren und anzubeten. Alle Gebräuche der Barbarei dehnen ſich bis in die Mitte einer langſamen und verdorbenen Zivilisation aus. Das Blut der Menſchenopfer beſudelt die Altäre, die wahnſinnige Ausſchweifung wird mit den religiöſen Feſten verbunden. Der Kultus der Verſtorbenen, der ſeiner Natur nach ein Kultus der Bedauerung und der Anreizung ſein ſollte, wird durch grauſame Zeremonien geſchändet, und ſucht im fürchterlichſten Pomp, in den Martern der Sklaven, Weiber und Kinder, ſeinen eigenthümlichen Glanz. Zudem eignen ſich die Innungen, welche alle dieſe Schauderthaten veranlaſſen und gebieten, die Kultur der Wiſſenſchaften ausſchließlich zu. Die fortſchreitende Entwickelung wird gelähmt. Jede Entdeckung iſt dem Verſtand unterſagt, jede Vervollkommnung iſt ein Verbrechen, jede Neuerung eine Schändung des Heiligſten und Höchſten. Der Gebrauch jener unſchätzbaren Kunſt, die den Gedanken über weite Fernen verbreitet, wird als eine Gotteslästerung verboten. Die Vernunft, von der beherrſchenden Kaſte durch Liſt und Betrügerei, die Waffen ihrer Vortheile und ihres Ehrgeizes, verfälſcht und beſchränkt, wird in den untern Klaſſen ganz verſtümmelt, und zum blinden, inſtinktartigen Gehorſam, zu jener Nachahmungsſucht gewöhnt, die mit der der unvernünftigen Thiere faſt auf derſelben Stufe ſteht.

Aber das religiöſe Gefühl kämpfte immer, und kämpft noch jetzt, gegen ſolche mächtige Innungen. Es ſtrebt zur Vervollkommnung der von ihm bekleideten Formen hin; es bemüht ſich, ſie in ein gerechtes und heilſames Verhältniß mit den zeitgemäßen Ideen eines jeden Zeitraums zu ſtellen. Neben dem eben aufgeſtellten Schauſpiele der Entartung und der Knechtſchaft ſieht man ein einziges Volk, eben weil es von dem prieſterlichen Joche ſich befreit hat, mit einem Glanze auftreten, der ſelbſt bis auf die neuere Zeit ſich verbreitet hat. Die unförmlichen Trümmer, die abſcheulichen Gebräuche des barbariſchen Zuſtandes verſchwinden. Den theokratiſchen Innungen des Orients und des Süden die Elemente der Wiſſenſchaften entreiſſend, die in ihrem geheimnißvollen Umſchluſſe gepflegt wurden, macht dies Volk aus ihnen ein Eigenthum des Menſchengeſchlechts. So träg und mangelhaft ſie in der Nacht jener Heiligthümer waren, ſo herrlich leben ſie auf, entwickeln und vervollkommnen ſie ſich im Glanze des Tages, und die Vernunft, ihrem kühnen Schwunge folgend, eilt von Hypotheſe zu Hypotheſe, über tauſend Irrthümer hinweg, bis ſie dennoch endlich, wenn auch nicht die abſolute Wahrheit, die ſie vielleicht nie ganz erreichen kann, bis zu jenen relativen Wahrheiten vordringt, die das Bedürfniß eines jeden Zeitraums ſind, und die man als eben ſo viele Sproſſen zur Erreichung anderer Wahrheiten, höherer Ordnung und größerer Wichtigkeit betrachten kann.

Wenn wir von dieſer entfernten Vergangenheit auf eine nähere übergehen, ſo ſehen wir, ſelbſt im Chriſtianismus, den theokratiſchen Geiſt, immer ehrgeizig, immer begierig, von dieſem göttlichen Gefolge ſich losſagen. Autodafe's erſetzen die Menſchenopfer. Die Verfolger des Sokrates und des Anaxagoras werden durch die des Johann Huß und des Servet*) erſetzt, und die neuern Zöglinge der „Weiſen“ und der Druiden verlangen das ausſchließliche Privilegium der Erziehung und der Aufklärung. Es iſt nicht das religiöſe Gefühl, es ſind vielmehr die Feinde der Freiheit, die es unaufhörlich anrufen, die mit Blut die Annalen des Kultus überdeckt haben, und die, indem ſie das aufhielten, was vervollkommlich war, aus der Hoffnung, aus der Tröſtung ein Schreckbild, aus einer Wohlthat eine Geißel gemacht haben. Der Gaukler des Fetiſchismus hat den minder ungeſtalteten Polytheismus bekämpft, der, indem er die unförmlichen Götzenbilder zerbrach, zugleich den Einfluß ſeiner Beſchwörungen und Zauberkunſtſtückchen zerſtörte. Der Prieſter dieſes unvollkommenen Polytheismus hat mit dem Bannſtrahl die Verbeſſerungen belegt, die, indem ſie den Glauben mit der Moral vereinigten, die alten Traditionen über die Laſter der Götter herabſetzten. Das Oberhaupt des vervollkommneten Polytheismus erſchrack bei der Annäherung des Theismus. Er erhob die Gewalt, die immer zu Gunſten der Gegenwart gegen die Zukunft bewaffnet iſt, und der Pöbel, der verächtlichſte und mächtigſte Bundesgenoß der Gewalt, hat mit ſeinem Geſchrei die Chriſten in den Zirkus begleitet, um ſich an der Todesqual der Märtirer zu ergötzen.

Das religiöſe Gefühl kann alſo keineswegs für

*) Opfer der Unduldſamkeit Calvins.

das verantwortlich sein, was Menschen in seinem Namen gethan haben, die nichts weniger als religiös waren. Denn wer möchte die für religiös halten, die aus der Religion ein Mittel gemacht haben, um zur Herrschaft zu gelangen? Die Glieder der Priester-Innungen, die in Aegypten die Könige und die Völker tiranniſirten, oder die in Persien eine schmähliche Unterſtützung zur politischen Unterdrückung darboten, betrachteten den Kultus, dessen sie zum Deckmantel sich bedienten, nicht als einen göttlichen Gegenstand. Man spekulirt nicht auf das, was man für göttlich hält.

Die religiöse Freiheit, von allen früheren Jahrhunderten angerufen, ist des unsrigen vollkommen würdig. Sie allein umgibt die Religion mit unüberwindlicher Macht, und versichert ihr das, jederzeit vollkommen entsprechende Verhältniß. Man blicke um sich: die Unduldsamkeit hat nur dazu gedient, die Religion verächtlich zu machen. Der Unglaube hat alles Mögliche angewendet, einen lächerlichen Schein darauf zu werfen, und dennoch erhebt sich das religiöse Gefühl von allen Seiten, und stärker als je. Man bemerke die Menge von Sekten in England, die daraus den Gegenstand ihres lebhafteſten Eifers und ihrer beſtändigen Nachforschung machen. England ist aber auch das erste Land in Europa, in Hinsicht der Arbeit, der Erzeugung, der Industrie. Man sehe Amerika, das noch glücklicher als England ist; denn es hat nicht, wie dieses, eine Geistlichkeit, die die Unterdrückung einer großen Provinz verlangt und erhält, weil — sie katholisch ist. Amerika bedeckt die Meere mit seiner Flagge. Mehr als irgend ein anderes Volk überläßt sich das amerikanische der Benutzung der physischen Natur, und dennoch ist die Thätigkeit des religiösen Gefühls in jenen Gegenden so groß, daß oft eine und dieselbe Familie mehreren Sekten angehört, ohne daß diese Verschiedenheit der Glaubensmeinung den innern Frieden oder die häusliche Zuneigung im geringsten stört, weil die Mitglieder dieser Familie sich immer wieder in der Verehrung einer und derselben gerechten und wohlthätigen Vorsehung vereinigen, wie die Reisenden mit Vergnügen an einem und demselben Ziele zusammentreffen, dem sie auf verschiedenen Fußpfaden entgegengegangen sind.

Frankreichs Industrie- und Maschinenwesen.

(Beſchluß.)

Hinsichtlich des Hanfs und Flachses beschränken wir uns auf folgende Bemerkungen. Zwanzig Millionen Franken für Flachs, wovon ein Zwanzigtheil eingeführt wird, werfen, durch die Bearbeitung in den französischen Manufakturen, 75 Millionen Franken ab. Ausserdem verfertigen die Landbewohner noch für ungefähr 25 Millionen Franken mit eigenen Händen. Die Hanfärnte in Frankreich beläuft sich auf 390,000 Zentner, die zu 30 Millionen Franken Werth angeschlagen werden. Die Einfuhr dieses Artikels steigt nicht über fünf Millionen Franken. Man schätzt auf 110 Millionen Franken den Werth aller in den Manufakturen gewebten Leinwand, und auf mehr als 35 Millionen Franken Werth das Erzeugniß von den Händen der Landleute. Die vorzüglichsten Manufakturen beider Artikel befinden sich in Bretagne, Normandie, Dauphiné, Picardie und im Mayenne-Departement.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Eigenthümer der meisten Manufakturen lebhaft wünschen, die Maschinen, denen England theilweis die Ueberlegenheit seiner industriellen Produkte verdankt, auch bei ihnen einzuführen. Aber leider stellen diesem Wunsche sich die beſtehenden Einfuhrverbote entgegen. Demungeachtet hat sich die Zahl der Dampfmaschinen bedeutend vermehrt, und nicht allein Ternaux, Köchlin, Jaubert, Lukas und Mourgues bedienen sich derselben, sondern auch Seillères zu Rheims, Jacqueminot zu Bar-le-Duc und Andere, die denselben die rasche und vortheilhafte Entwickelung ihrer Unternehmungen verdanken. Zu St. Denis befindet sich eine Anstalt, wo 102 von Engländern vervollkommnete Webstühle in Thätigkeit sind.

Das wichtigste Etablissement zu Paris, zur Vervollkommung der Maschinen, ist das von Callas, der jedoch nur 50 Arbeiter beschäftigt, dahingegen 300, von denen 20 Engländer sind, in den Werkstätten des Mechanikers Dixon, im oberrheinischen Departement, sich befinden. Seine Maschinen kosten zweimal mehr, und sind weniger vollkommen, als die englischen. Ausserdem gibt es noch zwei große Etablissements zur Erbauung der Dampfmaschinen. Das eine ist zu Charenton und das andere zu Chaillot. Im ersten, den Herren Manby, Wilson und Komp. gehörig, sind 400 Arbeiter, worunter 250 Engländer, angestellt. Das zweite ist ein Eigenthum Casimir Perriers, dem Frankreichs Industrie bereits die wichtigsten Dienste verdankt; er beschäftigt, nebst 14 englischen, 250 französische Arbeiter.

Herr Cockerell zu Lüttich hat äusserst wichtige Anstalten zur Erbauung von Web- und Dampfmaschinen gegründet. Die letztern werden zu Seraing, nahe bei der Stadt, am Ufer der Maas, im Palaste des ehemaligen Fürstbischofs von Lüttich, verfertigt. Sechs,

bis siebenhundert Arbeiter sind dabei beschäftigt. In der Stadt selbst arbeiten 200 an der Vervollkommnung der Webmaschinen und an hydraulischen Pressen.

Die Schwierigkeiten, die sich den französischen Mechanikern in der Erbauung ihrer Maschinen entgegenstellen, rühren vorzüglich von dem Preise und der geringen Qualität der Kohlen und des Eisens her. Der hohe Preis derselben ist der nicht hinlänglichen Quantität und der geringen Geschicklichkeit zuzuschreiben, die man bei der Ausbeutung der Minen und bei den Transportkosten in Anwendung bringt. Frankreich ist sehr reich an Eisenminen. Die Vogesen, die Ardennen, der Jura, der Puy-de-Dome, die Pyrenäen, die Alpen, die Cevennen u. s. w. liefern dies Metall im Ueberfluß 250 Eisenhämmer oder mehr befinden sich in den Departementen der Ardennen, der Mosel, der obern Marne, der obern Saône, des Cher, der Côte-d'Or, der Dordogne, der Nièvre u. s. f. Es gibt ausserdem noch 100 Schmieden zu La Catalane, und bei 900 Drahtziehereien, die ein jährliches Produkt von 75 Millionen Kilogrammen geben. Aber mit Ausnahme der Mine bei Befort, ist das Eisen aller übrigen lange nicht so gut, als das englische. Es zerbricht zu leicht, um zu den Maschinen gebraucht werden zu können. Indessen vervollkommt sich die Ausbeutung der Eisenminen von Tag zu Tag, was man dem Eifer Caumartins von der Côte-d'Or, Wenzels von der Mosel, Sans und Garrigou's von Toulouse verdankt.

Kupfer, Blei und Zinn bezieht Frankreich größtentheils vom Auslande. Die einzigen beträchtlichen Kupferminen sind zu Bigorre, in den Pyrenäen, zu Chessy und St. Bel, bei Lyon. In geringer Menge findet man dies Metall in einigen Kantonen der hohen Alpen und des Oberrheins. Die Departemente der obern Loire, der Arriège und des Finistère liefern Blei. In der Nähe von St. Omer hat man Zinn entdeckt. Ausser den jetzt ausgebeuteten Minen gibt es noch viele andere, deren Bearbeitung von der Regierung selbst verhindert wird. Nach den französischen Gesetzen gehören alle Minen der Krone, und der einzige Vortheil, den die Eigenthümer des Bodens, auf dem sie sich befinden, davon ziehen, besteht darin, daß man ihnen vorzugsweise, jedoch mit sorgfältiger Beachtung ihrer politischen Gesinnung, das Privilegium zur Ausbeutung derselben, gegen eine jährlich zu bezahlende, oft sehr bedeutende Abgabe an den Staat, ertheilt. Es wird daher manchmal dem Eigenthümer des Grundstücks sehr schwer, die Minen ausbeuten zu dürfen, die er auf demselben entdeckt.

Folgendes war die Ein- und Ausfuhr des Eisens, Kupfers und Zinns in den Jahren 1822 und 1823:

Eisen.

	Einfuhr. Quantität.	Einfuhr. Werth.	Ausfuhr. Quantität.	Ausfuhr. Werth.
1822:	15,616,818 K.	5,772,540 F.	3,032,335 K.	2,714,527 F.
1823:	14,806,880 —	5,328,222 —	3,558,451 —	3,601,207 —

Kupfer.

1822:	5,023,904 —	10,265,944 —	231,886 —	1,075 277 —
1823:	3,987,736 —	8,126,761 —	178,961 —	228,793 —

Zinn.

1822:	784,156 —	1,550,848 —	24,784 —	93,676 —
1823:	807,675 —	1,592,998 —	21,362 —	68,988 —

Die Torfstiche sind in Frankreich unerschöpflich und die Steinkohlenlager sehr zahlreich Man findet deren im Norden, an den Ufern der Allier, in den Departementen des Puy-de-Dôme, des Cantal, in der Auvergne und in verschiedenen andern Gegenden. Aber ein großer Theil derselben wird, der Schwierigkeit des Transports wegen, nicht ausgebeutet. Man wird in langer Zeit, und ohne ungeheuern Kostenaufwand, dies letzte Hinderniß nicht zu beseitigen im Stande sein, das dem wahren Interesse des Landes in jeder Hinsicht so schädlich ist. Die Vortheile des Wassertransports, deren sich England in so hohem Grade erfreut, sind in Frankreich noch sehr unbedeutend.

Die ersten in diesem Lande gegrabenen Kanäle sind die von Briare und Languedoc. In den Departementen des Norden und des Pas-de-Calais zählt man deren 14. In den übrigen Theilen gibt es nur 10 oder 11 vollkommen beendigte. Aber sie werden schlecht unterhalten, wenig gebraucht, und der auf ihnen erhobene Zoll reicht kaum zu den nothwendigsten Ausbesserungen hin, wovon jedoch die in den beiden erstgenannten Departementen eine Ausnahme machen, weshalb auch die Gegenden, die sie durchschneiden, zu den blühendsten gehören und eine sehr beträchtliche Grundsteuer abwerfen. Die Hectare gibt im Norddepartement 69 Fr. 56 C.; in dem der Seine 216 Fr.; und in dem der Seine-Inferieure 67 Fr. 85 C., da der Ertrag davon im übrigen Theile des Königreichs sich nur auf 28 Fr. mittlerer Schätzung beläuft.

Mehrere Schwierigkeiten treffen zusammen und verhindern den französischen Handel, großen Gebrauch von dem Transport auf den Strömen zu machen. Im Sommer fehlt es ihnen an Wasser, und im Winter treten sie über. Die Rhone trägt Schiffe von 150 Tonnen Last, die von 36 Pferden gezogen werden, und vierzehn Tage zur Reise von Marseille nach Lyon gebrauchen; ja einige brauchen selbst sechs Wochen dazu. Die Schiffahrt auf den übrigen Strömen, wie auf der Garonne, oberhalb Bordeaux, und auf der Seine, oberhalb Rouen, bietet ähnliche Unannehmlichkeiten

dar. Zwei Stunden unterhalb Paris hat das Bett der Seine oft kaum sechszehn Zoll bis zwei Fuß Tiefe. Also sind die Bewohner des größten Theils von Frankreich, in Ermangelung der Kanäle und schiffbaren Ströme, gezwungen, ihre Produkte zu Land zu transportiren. Auf diese Weise wird die rohe Baumwolle von Havre nach dem Elsaß geschafft, und die verarbeiteten Gegenstände kommen auf gleiche Weise aus dem Elsaß nach Paris.

Die großen Straßen selbst, die zur Erleichterung und Beschleunigung des Handels doch überall so nothwendig erachtet werden, sind weder so zahlreich, noch so gut unterhalten, als sie es sein sollten. Die königlichen Straßen, die direkt von Paris nach den größern Städten des Reichs führen, sind sehr breit; aber die Mitte allein ist gepflastert. Die Chaussee hat selten hinlänglichen Raum für zwei neben einander fahrende Lastwagen, und ausserdem hat sie noch scharf abhängende Seiten. Daher geschieht es auch oft, daß schwer beladene Diligencen oder andere Fuhrwerke umwerfen, weil ein Rad auf der festen Chaussee steht, und das andere im weichen Koth versinkt, der sich dicht daneben befindet.

Die Departementsstraßen und Dorfwege, von denen die ersten auf Kosten des Staats, und die andern auf Kosten der Gemeinden unterhalten werden, sind gewöhnlich in sehr übelm Zustande, und die letztern sind fast unfahrbar. Dupin, in seinem Werke über die Handelsmacht Großbritanniens, sagt: daß Frankreich, obgleich es zweimal größer als England ist, doch dreimal weniger Landstraßen habe. Die daraus sich ergebenden Folgerungen sind einleuchtend.

Die wichtigsten Kanäle, an denen die Arbeiten begonnen haben, sind: 1) Der Kanal Karl X, mit dem Rhein gleichlaufend; er soll die Ausfuhr der industriellen Erzeugnisse im Elsaß, nach Paris und Marseille, erleichtern; 2) der Kanal von Burgund, der den Kanal Karl X mit der Seine verbinden und Dijon berühren wird; 3) der Seitenkanal der Loire; 4) der Kanal des Herzogs von Berry, der eine Corde des Bogens bilden soll, welchen die Loire von Tours nach Nevers macht, und der Bourges durchschneiden wird; 5) der Kanal von Bretagne; 6) der Kanal von Nivernais. Er soll das Nièvre-Departement durchschneiden, und eine Verbindung mit den industriellen Kantonen eröffnen, deren Erzeugnisse bis jetzt nur mit Pferden ausgeführt werden können.

Die Gegenden, die den Mittelpunkt des Königreichs bilden, nördlich von der Loire, westlich von der Straße nach Bordeaux, südlich von dem Languedoc-Kanal, und östlich von der Rhone begrenzt werden, haben, auf eine Ausdehnung von 80 bis 90 Stunden in der Breite, und von 90 bis 120 Stunden in der Länge, nur eine einzige königliche Straße, die von Paris nach Toulouse, über Limoges und Cahors, und man sieht in diesem ganzen Theile nicht einen Kanal, nicht einen schiffbaren Strom. Obgleich diese Gegenden reich an Mineralien und vegetabilischen Erzeugnissen sind, so befindet sich die Industrie doch in einem sehr leidenden Zustande, weil es ihr an Mitteln zur äussern Berührung und an hinlänglichem innern Verbrauch gebricht. Es gibt nur sehr wenig reiche Eigenthümer, die beständig auf ihren Gütern leben, weshalb die Konsumtion der Landeserzeugnisse fast ausschließlich den untern Klassen überlassen ist.

„Ich bereise", sagt der Ingenieur Cordier in seinem vortrefflichen Werke über die Wege und Brücken, „nach einer langen Abwesenheit, die Departemente des Jura, des Ain, der Saône und Loire, der Rhone und die innern Provinzen des Königreichs. Ich finde die Verbindungsstraßen, die größern und kleinern Flüsse in dem alten Zustande der Natur. Man gelangt aus einer Gegend in die andere nur in gezwungenen und beschwerlichen Richtungen. Verläßt man die großen Straßen, so geräth man in wirkliche Wüsteneien. Man entdeckt nur noch einige Spuren der Familien, die Frankreich bereichert und es berühmt gemacht haben. Man bemerkt nur noch die Trümmer ihrer Wohnungen, oder die Bruchstücke der Güter, die von Hand in Hand gehen, und durch Prokuration, zum Schaden des Eigenthümers und der Gegend, ausgesogen werden. Ich habe mehrmals, in verschiedenen Departementen, zwanzig Quadratstunden Landes durchreiset, ohne einen Kanal, eine Straße, eine Manufaktur und ein bewohntes Landgut zu entdecken. Die ganze Gegend scheint ein Exil zu sein, das man dem unglücklichen Landbebauer überlassen hat. Sein Vortheil, seine Bedürfnisse werden verkannt, und seine Noth wächst von Tag zu Tag durch den niedrigen Preis seiner Produkte und durch die Schwierigkeit des Transports."

Und dennoch könnte Frankreichs Klima nicht leicht günstiger sein, als es ist. Seinem Einflusse verdankt Elsaß die schönen Farben seiner Baumwollengewebe, und Lyon den Glanz seiner Seidenzeuge. Ihm muß man die vortreffliche Qualität aller Erzeugnisse des Bodens zuschreiben. Das Getreide aller Art und die Kartoffeln sind mehr als hinreichend zur Versorgung des Innern, so daß noch ein großer Theil davon ausgeführt werden kann. Die Weiden sind mit Hornvieh und Schafen überdeckt, und die Merinosheerden sind nicht selten. Mit Ausnahme der Baumwolle gedeiht Alles, dessen die innere Industrie bedarf. An Brennholz ist noch kein Mangel, und an mehreren Punkten sind die Steinkohlenminen unerschöpflich. Die großen Forsten sind so glücklich überall vertheilt, daß der Holztransport nur bei Versorgung der großen

Städte kostspielig ist. Der Hopfen, der nur im Norden gedeiht, wird bedeutend in mehrern Theilen des Königreichs angebaut, eben so der Tabak, der ein wahrer Schatz für das Elsaß, die Bretagne, das Angenais und vorzüglich für das Quercy ist. Die französische Industrie gewinnt den rothen Rüben einen Zucker ab, der eben so schön, obgleich nicht so süß, als der Rohrzucker ist. Sie bereitet den Indigo aus dem Waid, der deshalb in großer Menge im Languedoc und in der Provence kultivirt wird. Diesen letztern Zweig verdankt man dem Fleiße, den der Deputirte der obern Garonne, de Puymaurin, darauf verwandt hat.

Die topographische Lage Frankreichs ist ihm nicht weniger günstig, als sein Klima. Es kann seine industriellen Erzeugnisse sehr leicht nach ganz Deutschland befördern. Zwischen dem mittelländischen Meere, dem biskayischen Meerbusen und dem Kanal gelegen, steht es mit Ober-Italien, Neapel und Aegypten hinsichtlich der Einfuhr der Seide und Baumwolle, mit Spanien hinsichtlich der der Merinos, in Verbindung; mit einem Worte, es kann den Handel nach allen Weltgegenden mit großer Leichtigkeit machen.

Ausserdem sind die Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden und zu verhältnißmäßig billigen Preisen zu haben. Deshalb leben die untern Klassen mit einem Einkommen, das in England nicht zureichend sein würde, in einem gewissen Wohlstande. In einigen Departementen, wie z. B. in dem des Allier und der Gironde, lebt der Arbeiter vollkommen gut mit höchstens 14 bis 15 Sous täglich. In denen, wo es keine Manufakturen gibt, oder wo die Einwohner noch nicht an unnöthige Ausgaben gewöhnt sind, lebt man noch billiger. Hingegen zu Paris, wo die Eingangszölle und die Munizipaltaxen Alles theurer machen, gibt der Arbeiter täglich 26 Sous aus. Je weniger kostspielig seine Bedürfnisse sind, je geringer ist auch sein Lohn. So ist er zu Paris täglich 2 Fr. 50 Cent., zu Rouen und in den Umgebungen 30 bis 36 Sous. Die Weiber erhalten 10 Sous weniger. In einigen Departementen, wo die Lebensmittel noch wohlfeiler sind, sinkt er von 30 auf 20, und selbst auf 16 Sous.

Die große Menge der in England vorhandenen Kapitalien vermag allein den übrigen großen Vortheilen Frankreichs das Gegengewicht zu halten. Will man dort Kanäle, oder Hafen, oder Eisenwege anlegen und Minen ausbeuten, so sind die zur Ausführung erforderlichen Summen in einem Augenblicke bei der Hand. England zählt jetzt 22 verschiedene Gesellschaften für die Vervollkommung der Eisenwege, 12 für die Gaserleuchtung, 18 für die Ausbeutung ausländischer Minen, 8 für die der inländischen, 53 für verschiedene Unternehmungen. Die Masse der von ihnen ausgezahlten Kapitalien beläuft sich auf die ungeheure Summe von 120 Millionen Pf. Sterl. (dreitausend Millionen Franken). Man verlangte 2 Mill. Pf. Sterl. für die Ausführung der Eisenwege im Norden des Landes. In zwei Tagen wurden sechs Millionen angeboten.

Schweizerische Miszellen.

2.

Die Reform des Erziehungswesens und öffentlichen Unterrichts im Kanton Schafhausen.

Was der ruhmwürdige Präsident der vereinigten Staaten in Nordamerika, John Quincy Adams, jüngsthin (Botschaft vom 5. Dezember 1825) zu den Stellvertretern von freien Völkern der neuen Welt gesprochen hat, das darf und soll nicht minder auch in den Rathssälen des alten Festlandes und von den Volksrepräsentanten von kleinen wie großen Freistaaten vernommen werden. „Der Geist der Vervollkommnung (so drückt sich der Vorstand der Eidsgenossenschaft des nördlichen Amerika aus) ist gegenwärtig auf der ganzen Erdfläche sehr thätig, entflammt die Herzen und spornt den Verstand. Die Freiheit verleiht Kraft, und diese Kraft, die Freiheit, ist dem Menschen nach dem Willen der Vorsehung und unter der Bedingung verliehen worden, daß er dieselbe zu wohlthuenden Zwecken für die Verbesserung seines eigenen und des Zustandes seiner Nebenmenschen anwende. Wenn Nationen, die durch Freiheit weniger als wir beglückt sind, gleichwohl mit Riesenschritten auf der Bahn der Verbesserungen vorschreiten, wir aber in Fahrlässigkeit dahin leben und vor der Welt erklären würden, es sei der Wille unserer Kommittenten, der uns lähme, würden wir da nicht die Wohlthaten der Vorsehung verkennen und uns derselben unwerth erzeigen?“

In der schweizerischen Eidsgenossenschaft hat ein an Gebietsumfang und Menschenzahl kleiner, durch Grenzlage und Schicksale merkwürdiger, durch die Namen mancher um den Staat und das Vaterland wie um die Wissenschaft und Kunst hochverdienter Mitbürger ausgezeichneter Kanton — mittelst gleichzeitig eingeleiteter Prüfung und Würdigung seiner bürgerlichen Einrichtungen oder seiner Staatsverfassung und hinwieder seiner Bildungsanstalten, die Aufmerksamkeit vielseitig erregt, und es muß das Gelingen des einen wie des andern Werkes ausnehmend geeignet sein, den Stand Schafhausen in der Achtung der Mitstände und aller Eidsgenossen zu befestigen und höher zu heben.

Zwar sind die zu öffentlicher Kunde gelangten Nachrichten über den bisherigen Gang der Rathschläge für die Revision der Verfassung nichts weniger als

befriedigend; aber es mögen für ein nochmaliges besseres Gelingen desselben hinwieder auch wohlbegründete Hoffnungen aus den erfreulichen Fortschritten des zweiten Werks, der Verbesserung des Schulwesens, geschöpft werden. Bei der unter allen einsichtigen Bürgern herrschenden Ueberzeugung von dem Bedürfniß der einen wie der andern Reform, bot jene der Staatseinrichtungen verschiedene eigenthümliche Schwierigkeiten dar, von denen die bedeutendste leicht darin gefunden werden möchte, daß die Rathgebenden und die, denen der Entscheid über die Rathschläge zusteht, nicht in demjenigen Grade unbefangen und unbetheiligt erachtet werden konnten, wie dies beim Rathschlag und Entscheid über die Bildungsanstalten der Fall ist. Das Mittel, wodurch dies nachtheilige Verhältniß am sichersten beseitigt werden mochte, ist bis dahin nicht angewandt worden, während eben dieses Mittel da zu Hilfe gerufen ward, wo es minder unentbehrlich, in seiner Anwendung jedoch immer noch sehr nutzbar und preiswürdig sein wird. Nichts mag hindern, das bisher Unterlassene nunmehr künftig zu thun, durch Bericht und Rechenschaft über die Besserungen, welche die Grundgesetze der Staatsgesellschaft erhalten sollen, die öffentliche Meinung aufzuklären und in ihr eine wichtige Stütze für die Ueberwindung jener Lähmung zu holen, die aus der Befangenheit individueller Interessen hervorgeht.

Die nächste und die beste Aufmunterung hierfür wird der lobwürdige Vorgang sein, welcher bereits auf dieser Bahn von den vorberathenden Behörden für die Besserung des Schulwesens eingeschlagen ist. In der am 2. Februar letzthin für die Wahl eines neuen Standeshaupts veranstalteten ausserordentlichen Versammlung des großen Rathes vom Kanton Schafhausen wurden an die Mitglieder desselben Abdrücke des „Gutachten, eine Reorganisation und Verbesserung des Schulwesens bezweckend“ (70 Seiten. 8.) ausgetheilt; die gleiche Mittheilung erfolgte auch an alle Geistlichen und Schullehrer des Kantons, mit der Einladung an die einen und andern, der vorberathenden Behörde ihre allfälligen Bemerkungen und Wünsche beförderlich einzureichen. Manche der Ansichten und Vorschläge, welche ein einsichtsvolles Mitglied des Schulrathes, Herr Georg Michael Stierlin, vor einem Jahr ungefähr zur Würdigung empfohlen hatte, findet sich in das nunmehrige Gutachten der Behörde aufgenommen und wenn dieses an manchen Stellen darauf hindeutet, daß nicht immer das, was die Rathgeber für das Beste erkennen, sondern nur dasjenige Gute, was sie unter den gegebenen Umständen für ausführbar und erhältlich achten, von ihnen angetragen ward, so kann diese bescheidene Umsicht den Urhebern des neuen Planes um so weniger zum Vorwurfe gereichen, als sie eben damit auch dem Grundsatze fortschreitender Verbesserungen gehuldigt und ihren Nachfolgern die Bahn bezeichnet haben, die zu verfolgen, für dieselben eine gleich heilige Pflicht sein wird.

Das Gutachten, welches die Bedürfnisse der drei Hauptklassen der Bevölkerung des Kantons ins Auge faßte, geht von dem einfachen und untern zum höhern über, beschäftigt sich zuerst mit den Landschulen, wie sie die Mehrzahl der Gemeinden bedarf, geht alsdann über zu den Schulen, in denen der Unterricht mit Rücksicht auf Kinder, die dem Gewerbs- und Handwerksstande angehören, ertheilt werden soll, und endigt mit den Schulen, worin die, welche sich den Studien widmen, oder eines höhern Grades wissenschaftlicher Ausbildung bedürfen, dafür den erforderlichen Unterricht finden mögen.

Eine Landschulordnung ist wohl vorhanden, aber die Bedingungen mangeln, unter denen sie allein nur ihren Zweck erreichen mag; denn nirgend waren bisher dem angehenden oder dem angestellten Schulmann Mittel und Wege eröffnet, sich die erforderlichen Kenntnisse zu sammeln, und die bei dem Unterricht anzuwendende Methode war völlig dem Zufall preisgegeben. Eine Bildungsanstalt für Schullehrer kann einzig diese Lücke ausfüllen. Da ein abgesondertes Seminarium für den kleinen Kanton nicht ununterbrochene Anwendung finden und auch verhältnißmäßig zu kostbar würde, so mag das als Kantonalanstalt erforderliche Schulmeister-Seminar füglich mit einer in der Hauptstadt, nach richtigen Grundsätzen neu zu errichtenden zweiten Beisassen-Schule für Kinder von beiden Geschlechtern verbunden, und diese Schule (für die ohnehin ein dringender Bedarf vorhanden ist), als Musterschule aufgestellt und allen Erfordernissen derselben angepaßt werden. Sie erheischt einen bewährten sachkundigen Lehrer, welcher den Kindern in allen durch die Schulordnung vorgeschriebenen Fächern zweckmäßigen, auf eine große Schülerzahl berechneten Unterricht geben, anbei aber durch das Beispiel anschaulich machen soll, wie Volksschulen geleitet und behandelt werden müssen. Ihm soll ferner obliegen, alljährlich in einem regelmäßigen Kurs mehreren Kandidaten für das Schulfach Unterricht zu geben und sie für ihren künftigen Beruf einzuüben. Die Benutzung des Seminars soll für Kantonsbürger unentgeldlich stattfinden und denselben einzig nur obliegen, während der Dauer des Kurses für ihre Unterkunft und Verköstigung zu sorgen. Wer nicht einen solchen Lehrkurs besucht und sich über seine Leistungen ein genügendes Zeugniß erworben, darf zu keiner Schullehrerstelle vorgeschlagen werden; es wäre denn, daß er, in einer andern Anstalt gebildet, in den

Prüfungen hinlänglich bewährt gefunden würde. Den jungen Schullehrern, die seit fünf Jahren erst angestellt sind, wird zur Pflicht gemacht, zum Behuf ihrer weitern Ausbildung das Seminarum für die Dauer eines Kurses zu besuchen, wofern sie nicht durch eine zu bestehende Prüfung darthun, daß sie dasjenige, was sie in dieser Anstalt lernen sollten, bereits auf eine genügende Weise inne haben. Für die Lehrerstellen soll freie Konkurrenz geöffnet und dem Schulrath gestattet sein, dem Bedürfniß einer Gemeinde, in der kein tüchtiges Subjekt sich melden würde, durch Berufung eines besser geeigneten aus einer andern Gemeinde abzuhelfen. Die Prüfung der sich für eine Schullehrerstelle Meldenden soll, nachdem dieselben vorher in Beisein zweier Abgeordneten des Schulraths im Seminarium einen befriedigenden Probeunterricht ertheilt haben werden, von dem Schulrathe durch Lehrer am Seminarium gehalten werden, und die Wahl soll dieser Behörde zustehen; so jedoch, daß der Schulinspektor, der Ortsgeistliche und der erste Ortsbeamte beigezogen und ihre Wünsche und Bemerkungen vernommen werden. Für die durch den neuen Schulplan zu bestimmendenden verbesserten Einkünfte der Schullehrer sollen die Gemeinden zu sorgen verpflichtet werden, mit dem Vorbehalte, daß den unvermögenden Gemeinden entweder durch die Regierung unmittelbare Hilfe gereicht, oder aber die Mittel, wodurch sie den Ausfall decken mögen, bezeichnet werden. Des Schulinspektors Wirkungskreis und Pflichten, die bisher unbestimmt und schwankend geblieben waren, finden sich nun genau vorgezeichnet und ausgeschieden.

Der Schulunterricht selbst soll, hält das Gutachten dafür, nicht so fast durch Vermehrung der Unterrichtsfächer als durch gründliche und vollständige Behandlung des bisherigen verbessert und dafür durch das Schullehrer-Seminar gesorgt werden, weil überall, wo ein tüchtiger Lehrer an der Stelle ist, der Erfolg nicht ausbleiben wird. Als sehr wünschenswerthe Erweiterung der angenommenen Lehrfächer werden jedoch die nachfolgenden fünf Punkte dargestellt: Verständige Diktirübungen mit den größern Kindern; Anleitung zum richtigen Verstehen dessen, was gelesen wird; Verbindung des Kopfrechnens mit dem Tafelrechnen, so jedoch, daß ersteres dem letztern vorangehe und zur Einleitung diene; Benutzung gleichförmiger einfacher und zweckmäßiger (lithographirter) Vorlagen für den Unterricht im Schönschreiben; endlich dann die Einführung (neben den bisherigen in den Schulen gebrauchten Büchern, dem Katechismus, dem neuen Testament, dem Gesangbuch und Gellerts Liedern) eines solchen faßlichen und nutzbaren Lesebuchs, welches die Begriffe der Kinder aufklären, fruchtbare Wahrheiten einprägen, die erste Kunde von vaterländischer Geschichte und Erdbeschreibung ertheilen möge. — Wir übergehen, was ganz zweckmäßig über Schulzeit, Schulbesuch, Schulzimmer, Klasseneintheilung u. s. w. vorgeschrieben wird.

Zu der zweiten Abtheilung der sogenannten Stadtschulen übergehend, erinnert das Gutachten, daß wohl allerdings zu erwarten sei, es werden mehrere Gemeinden rücksichtlich des Unterrichts ihrer Jugend das nämliche Ziel erreichen wollen, und in diesem Fall sei es dann Sache der Schulbehörde, dasjenige was gegenwärtig nur noch für die Stadt Schaffhausen berechnet werden konnte, auch den Oertlichkeiten anderer Gemeinden anzupassen, wenn sich dieselben dafür bewerben. Die bisherigen Knabenschulen, welche in vier Klassen eben so viele zweijährige Lehrkurse befassen, die für fähigere Schüler in einjährige verwandelt werden können, sollen mancherlei Besserungen erhalten, und es sind sorgfältige Prüfungen für die Lehrerstellen, zu denen wieder freie Konkurrenz geöffnet ist, angeordnet. Die bisherige Schülerzahl beträgt beiläufig 170 Knaben, worunter 20 Beisassen. Das Gutachten hält dafür, 200 sollte das Maximum der aufzunehmenden Schüler sein, und wo dieses erreicht wäre, müßte die Aufnahme der Beisassen-Knaben beschränkt werden. Dies letztere Verhältniß wird hinwieder auch für die Mädchenschule vorgeschlagen, die in ihre dreizweijährigen Kurse nicht über 150 Schülerinnen aufnehmen soll, wobei hingegen die Errichtung einer bisher mangelnden Arbeitsschule für Mädchen dringend empfohlen wird.

Eingreifender und wesentlicher sind die Aenderungen, welche in der dritten Abtheilung das Gymnasium und Collegium humanitatis erhalten sollen. Diese beiden Anstalten haben vereinigt die Bestimmung, denjenigen Knaben, die sich den Studien widmen, oder die überhaupt eines höhern Grades wissenschaftlicher Ausbildung bedürfen, einen erschöpfenden Unterricht zu gewähren. Demnach soll dabei auf beide Abtheilungen, das heißt, auf die gelehrten Sprachen und auf die Realien gleich sorgfältige Rücksicht genommen, keine hintangesetzt und für jede ein vollständiger Kurs angeordnet werden. Mit Rücksicht auf die Verfassung und ihre Grundgesetze, welche allen Kantonsbürgern den Zutritt zu öffentlichen Stellen und Würden eröffnet, und bei den überwiegenden Gründen, die Jugend von Stadt und Land, da wo der bessere Unterricht geschöpft werden kann, zu vereinigen und eben dadurch auch die zahlreiche Benützung der Anstalt zu befördern, soll künftighin das Gymnasium als ein Institut für den ganzen Kanton betrachtet werden und also unter den gleichen Bedingungen dem Land- wie dem Stadtbürger offen stehen.

Das Gymnasium soll in zwei Hauptabtheilungen ausgeschieden werden, von denen die eine vorzugsweise den Realfächern, die andere dem Unterricht in den alten Sprachen gewidmet sein wird. Doch sollen diese beiden Zweige sich erst da trennen, wo das Alter des Knaben und das Bedürfniß des Unterrichts solchen erheischen. Auf die dritte Klasse folgt abgesondert die Realschule und die Gelehrtenschule. Ohne hier in die einzelnen Vorschriften für die Lehrfächer und ihre Stundenabtheilung einzutreten, wollen wir einzig nur bemerken, daß neben der lateinischen und griechischen Sprache, denen die meisten Stunden eingeräumt sind, wenigere hinwieder auch dem Religionsunterricht, der Geschichte, Erdbeschreibung und Naturgeschichte vorbehalten bleiben, und nur beiläufig bemerken wir, daß auffallend sein muß, hier wie bei den Pensen der Realschule, die Naturgeschichte allein nur und noch nirgends die Naturlehre aufgezählt zu finden.

Für beide Schulen sollen die Fächer des Unterrichts zwischen dreizehn Lehrer vertheilt werden. Für die Ernennung zu diesen Stellen wird Fremden und Einheimischen freie Konkurrenz geöffnet. Das jährSchulgeld der Schüler am Gymnasium soll fünfzehn Gulden, für Nichtkantonsbürger das Doppelte betragen. Im Abschnitte von Schulordnung und Schuldisziplin sind manche treffliche Bemerkungen enthalten, von denen nur ein paar ausgehoben werden sollen:

„Das Prinzip aller Disziplin, die belebende Kraft aller Schulanstalten muß der Gehorsam sein (nachdem nemlich durch die Aufsichtsbehörde für verständige Befehlende gesorgt ist!). Der Weg zur Freiheit führt nur durch die Pforte des Gehorsams, und „wo die Zucht unterlassen wird (sagt der Schafhausische Rektor Stephan Spleiß), was kann mit der Zeit anders daraus werden, als eine rechte cyclopische Mördergrube, da keiner von dem andern sich mehr will regieren lassen, darob Gott im Himmel selbst einen Greuel hat.“ In dieser Beziehung bedürfen unsere Schulen gewiß eben so sehr einer Regeneration, als in doktrineller Hinsicht, und nur wenn in beiden erreicht wird, worauf hingearbeitet werden soll, wird sich die heranwachsende Jugend anders und besser zeigen.“

„Das erste, was eine zweckmäßige Schuldisziplin erfordert, ist, daß Lehrer und Schüler sich zur bestimmten Zeit einfinden. Wenn eine Berechnung aufgestellt werden könnte, wie viel Zeit in einer Periode von hundert Jahren durch das Zuspätkommen in allen denkbaren Verhältnissen unserer Vaterstadt verloren gegangen, es würde ein furchtbares Resultat hervorgeben. Diese Unart wird in der Schule gepflanzt und sodann das ganze Leben hindurch genährt; soll sie allmälig ausgerottet werden, so muß man ihr Aufkommen in der Schule verhüten.“

Minder ungetheilten Beifall dürfte die Behauptung finden, darnach das Einreihen der Schüler nach ihren Fähigkeiten und Fortschritten, der Schule höchst verderblich sein und ihr hingegen zum Vortheil gereichen soll, wenn die Schüler (wie in der Welt gute und böse Menschen), fleißige und unfleißige, fähige und minderfähige durch einander sitzen. Die Reihenfolge soll durch das Alter des Knaben entschieden werden, und da nun aber hiermit offenbar den durch Unfähigkeit oder Unfleiß Zurückbleibenden die ersten Stellen zugesichert würden, so soll, um solchen Uebelstand zu hindern, eine Degradirung von diesen statt finden mögen, und sie je für drei Monate unten und hinten an gesetzt werden. Ohne Zweifel haben Mißbrauch und Parteilichkeit unkluger Lehrer die Reihenfolge nach den Fortschritten in solchen Mißkredit gebracht. Wir denken aber, die vorgeschlagene Remedur wäre schlimmer, als das Uebel, dem sie begegnen soll, und wir halten die anständige und unparteisame Anwendung des wechselnden Einreihens der Schüler für ein nutzbares Anregungsmittel ziemender Nacheiferung.

In monatlichen Schulkonferenzen sollen die Lehrer durch Austausch ihrer Ideen, Erfahrungen und Wünsche alles dasjenige besprechen und berathen, was zum Besten der Schule gereichen mag. Bei den jährlichen Schulprüfungen wird verlangt, daß, zu Vermeidung von Täuschungen über den wahren Standpunkt der Schule und der Fortschritte der Schüler, von Seite der Aufsichtsbehörde in unvorgesehenen Fragen über verschiedene Theile des Lehrkurses Ueberraschung angewandt werde. Die Veranstaltung des öffentlichen Schulfestes nach beendigten Prüfungen und die Prämienaustheilung auf dieser Feierlichkeit wird vermuthlich ungetheilte Beistimmung erhalten, was schwerlich hingegen der Fall sein möchte hinsichtlich derjenigen Eintheilung der Prämien, dernach von den drei einer jeden Klasse zufallenden Ehrenpreisen, durch die Ephoren mit Zuzug der Lehrer, einer dem geschicktesten, der andere dem fleißigsten und der dritte dem sittlichbesten Schüler zuerkannt werden soll, in der Meinung jedoch, daß nie zwei Prämien auf den nemlichen Schüler fallen können, sondern immer drei Knaben dergleichen erhalten müssen. Die Schule soll, däucht uns, auf Vereinbarung dieser drei Eigenschaften, deren Zusammentreffen allein nur den ausgezeichneten und den besten Schüler darstellen mag, durch alle ihre Veranstaltungen hinstreben: eine Trennung derselben durch rühmliche Auszeichnung der vereinzelten Eigenschaften müßte in entgegengesetztem Sinne wirken, dem Ver-

einzelten einen Werth verleihen, der ihm in seiner Trennung nicht gebührt, die Begriffe der Schüler verwirren und ihnen eine schiefe Richtung ertheilen.

Einrichtungen für gymnastische Uebungen fehlen gänzlich; diese werden also mit Recht verlangt und dafür die Abstellung eines bisher geduldeten Unfugs begehrt: „Es ist dieses das jährliche Majensetzen, welches zwar, doch nicht ohne Unterbrechung, seit früherer Zeit gebräuchlich ist, in den letzten Jahren aber eine nachtheilige Ausdehnung erhalten hat. Man kann nämlich unmöglich annehmen, daß es für Knaben physisch und moralisch gut sei, vor Tagesanbruch in den Wald hinauszuziehen, um Bäume nach der Stadt zu schleppen, sich den ganzen Tag mit Speise und Trank zu übersättigen, und hierfür Kontributionen sammelnd von Haus zu Haus zu gehen. Nebst dem ist nicht zu vergessen, daß das muthwillige Fällen der schönsten Bäume auch in forstwissenschaftlicher Beziehung verwerflich ist."

Das Collegium humanitatis steht an der Spitze der Schafhausischen Unterrichtsanstalten und gibt die Vorbereitung zur Universität, deren Besuch den Theologiestudierenden Pflicht ist. Das Gutachten drückt sich hierüber also aus: „Im Gefühle der Beschränktheit der Hülfsquellen, die hier auf einer besondern Stiftung beruhen, konnte man an keine wesentliche Veränderung in der Einrichtung des Kollegiums denken, sondern mußte sich begnügen, nur denjenigen Austausch der Fächer anzurathen, welcher ohne Vermehrung der Ausgaben nutzbar in Anwendung zu bringen sein möchte." Demnach soll die Mathematik von vier auf sechs Stunden (wöchentlich) und Theorie (nemlich Anweisung und Uebung in schriftlichen Aufsätzen und mündlichen Vorträgen) von einer auf vier Stunden gesteigert werden; das Hebräische hingegen würde von vier auf zwei Stunden zurückgeführt, und die Philosophie sollte ganz wegfallen; „weil die Kommission der Meinung ist, diese, völlig spekulativ und abstrakt gewordene Wissenschaft sei weder der Fassungskraft noch den Bedürfnissen der Studierenden dieser Anstalt angemessen, und werde als Anleitung oder Uebung zum Denken durch zweckmäßigen Unterricht in der Mathematik und durch gründliches Sprachstudium ersetzt . . . . Würde früher oder später der Fall eintreten, daß für solche Jünglinge, welche sich dem politischen Fache zu widmen gedenken, durch einen in der Vaterstadt vorfindlichen Lehrer ein zweckmäßiger Unterricht in der Encyclopedie und Methodologie des Rechtes gegeben werden könnte, so träte dann der Fall ein, diesem Fache die bei der Philosophie erübrigte, und eine andere der Mathematik wiederum abzubrechende Stunde zu widmen."

Der Schlußabschnitt, welcher von Privatschulen handelt, stellt diese von Rechtswegen unter die genaue Kontrolle des Schulraths, nochmals einem argen Unfuge steuernd, „demzufolge allmälig die Gewohnheit überhand genommen, daß solche Manns- oder Weibspersonen, welche ihrem ursprünglichen Berufe aus irgend einem Grund untreu geworden sind, ohne alle Vorbereitung noch sonstige Befähigung, zu dem Eröffnen einer Schule ihre Zuflucht genommen haben" — Die Grundsätze, auf deren Anwendung diesfalls angetragen wird, sind folgende: Keine Privatschule darf ohne Bewilligung des Schulraths eröffnet und diese kann nur auf vorangegangene Prüfung der sich darum bewerbenden Person ertheilt werden. Bei der Gestattung einer neu zu eröffnenden Schule sollen jedesmal die Unterrichtsgegenstände, auf die sich dieselbe ausdehnen darf, benannt, und diese sollen keine andern als solche sein, über die Lehrer oder Lehrerin zum Voraus examinirt worden. Der Schulrath wird jede dieser Privatschulen der speziellen Aufsicht eines seiner Mitglieder unterwerfen und durch dasselbe eine jährliche Prüfung veranstalten lassen. In keiner Privatschule dürfen Bücher gebraucht werden, die nicht entweder für die öffentlichen Schulen gutgeheißen oder auf gemachte Anfrage ausdrücklich zugelassen worden sind. Lehrer, die dem geistlichen Stand nicht angehören, sollen sich der Ertheilung aller Religionsunterrichte enthalten, also auch mit der Erklärung der h. Schrift sich nicht befassen.

Wir haben um so lieber bei einer etwas umständlicheren Darstellung dieses neuen Schafhaußischen Unterrichtsplanes verweilt, weil, der bescheidenen und örtlichen Verhältnissen angepaßten Schranken unerachtet, die er sich selbst gesetzt hat, jedoch nicht bloß ein edler, guter und dem Bessern nachstrebender Geist darin zu Tage liegt, sondern weil auch manches, nutzbarer Nachstrebung Werthes, und das im Eidsgenössischen Vaterland an manchem Orte nachgeahmt zu werden verdient, darin angetroffen wird.

Pariser Sittentafel.

Der Taschenspieler.

Vom Boulevard der Magdalena bis zum Arsenal (dem ehemaligen Platze der Bastille), mit Einschluß der Straße von Rivoli und des Vendômeplatzes, bemerkt der Spaziergänger bald auf den Extremitäten, bald im Mittelpunkte oder in den Zwischenstellen seiner Promenade, einen Menschen im blauen Rock mit steifem Kragen, einem über das Kinn emporgebundenen Halstuche, mit großer Schleife, milchkaffeefarbigen Hosen und schlotternden Stiefeln. Er steht hinter einem mit Kreuzbeinen versehenen Tische, auf welchem sich Kugeln und Becher, die Insignien seines Gewer-

des, befinden, und redet das um ihn her verſammelte Publikum folgendergeſtalt an:

„Meine Herren und Damen! Indem ich meine Blicke über die unermeßliche Ausdehnung dieſes irdiſchen, gegen die Pole, nach der Behauptung mehrerer Phyſiker, meiner Mitbrüder, abgeplatteten Erdkörpers herumflanliren laſſe, und die mannigfachen Schickſale der verſchiedenartigen Weſen, welche darauf wimmeln, ſich darauf bewegen, ſtreiten, aufblähen und auf dieſem gemeiniglich „Erde“ genannten Schlachtfelde wie die Fliegen ſterben, in nähere Erwägung ziehe, kann ich mich nicht enthalten, laut aufzuſeufzen und noch lauter auszurufen: „O, ihr, ihr, ihr! die ihr, alle hier andächtig Verſammelte, unter dieſem geſtirnten Gewölb, mit Unanſtändigkeit nur kurzweg das Azurblau des Himmelsbogens genannt, Lebende, einem ſeltſamlich wunderſamen, heterokliten Geſchick untertbänig Seiende, ſagt mir, ſagt mir —: gibt es einen vortrefflichern Stand, als den des philoſophiſchen Taſchenſpielers? — —

„In der That, meine Herren und Damen! wenn ich die vergangene Vergangenheit befrage — Achtung der Gegenwart: timeo Präfektur und novi den Saal von St. Martin (ein Gefängniß), ſo ſehe ich überall nur Stellen, Reputationen, Landgüter, Häuſer, Renten, akademiſche Stühle, Miniſterien, Gewiſſen, Städte und Provinzen mit auſſerordentlicher Geſchicklichkeit von erhabenen Mitbrüdern eskamotiren, die nicht minder salut, honor und gloria erhalten, während ein armer Teufel, wie Dero ergebenſter Diener, der doch nur Muskaten, Bälle und Karten eskamotirt, nachdem er den ganzen Tag auf den öffentlichen Plätzen die glückliche und achtungswürdige Klaſſe ſchau- und hörluſtiger Müßiggänger vergnügt hat, am Abend nur Traurigkeit, Elend und Schande, die dreifache Eroberung eines Poſſenreiſſers unter freiem Himmel, mit in ſeine Bodenkammer bringt.

„Meine Herren und Damen! wenn man in ſeinem Schubſack das ganze Repertorium des Komus und Pinetti hat, wenn man auf der Fingerſpitze ſeinen großen und kleinen Albert, ſeinen Guillot und ſeinen Hozanam herzählen kann, möchte es wohl erlaubt ſein, ein wenig Eitelkeit zu haben. Aber die Eitelkeit, meine Herren! die Eitelkeit war immer ein ſchlechter Gehilfe, und der philoſophiſche Taſchenſpieler hat Verſtand genug, ſich damit nicht zu befaſſen.

„Beobachter von Amtswegen, Moraliſt wider Willen, ſtudirt der philoſophiſche Taſchenſpieler, indem er auf den Quais und öffentlichen Plätzen arbeitet, die ſehr ehrenwerthe Verſammlung, unterſcheidet auf den erſten Blick den Gutmüthigen, der die große Karte ergreifen ſoll, den Liebhaber, der irgend ein Kunſtſtückchen zu errathen ſucht, den Neidiſchen, oder den Boshaften, der dem Gelingen desſelben entgegenarbeitet. Er lächelt den unabhängigen, kosmopolitiſchen Herumſtreifer an, der ſich für die ganze Vorſtellung ihm gegenüberpflanzt; er ſieht mit Bedauern den Geſchäftigen, der bald wieder verſchwunden ſein wird; er erräth den Freigebigen und erkennt den Geizigen, der ſich davon macht, ſobald man einzuſammeln beginnt; er unterſcheidet im zweiten Range den Schriftſteller, den Künſtler, die ihn ſtudiren, und von ihrer Aufmerkſamkeit geſchmeichelt, bedient er ſie mit einem Bonmot, einem Lazzi, einer komiſchen Stellung; er lieſt endlich, auf dieſer oder jener Phyſionomie, die Aufgeblaſenheit eines kleinen Menſchen, der ſich anſtellt, als wenn der Anblick eines armen Teufels einen Zwerg vergrößern und einen Narren furchtbar machen könnte.

„Als geborener und durchtriebener Improviſator, kennt der philoſophiſche Taſchenſpieler jede Liſt der Beredſamkeit, von dem Honig der Anrufung bis zu dem Peitſchenhiebe des Beſchluſſes. Die Kunſt, Neugier zu erwecken, Fragen zu beſeitigen und zu umgeben, zum Rückzug zu ſchlagen und Phraſen einzufädeln, das Alles iſt ihm nur ein Spiel. Er muß mit aller Gewalt dem Kreiſe gefallen, der ihn umringt und bezahlt. Er iſt der wahrhaftige Redner des Zentrums. Da ſieht man, was die Stelle vermag, auf der man ſich befindet, wie ſie die Zunge geſchmeidig macht und das Zwerchfell verhärtet.

„Aber ich bemerke, daß ich beinahe mein Privilegium mißbrauche. Es iſt Zeit, meine Herren und Damen! Ihnen ein Pröbchen von meiner Geſchicklichkeit zu geben. Wer will mir einen Fünffrankenthaler borgen? In einem Augenblick wird er in ein Vierzigsousſtück verwandelt ſein, zur großen Zufriedenheit eines Jeden von Ihnen. .... Tenez, voilà! ... Meine Herren und Damen! ſparen Sie Ihre Beifallsbezeugungen bis zu Ende; denn das, was Sie ſo eben geſehen haben, iſt noch nicht das ſtärkſte von meinen Stücken. Wir ſind damit noch lange nicht zu Ende. Aber in Erwartung des wirklich Ueberraſchenden und gleichſam Wunderbaren, welches ich Ihnen noch zu produziren die Ehre haben werde, erlauben Sie mir, eine kleine Subſcription zu Gunſten des Hexenmeiſters zu eröffnen, um meine Weinrechnung zu bezahlen. Heda, Hanswurſt! à toi maintenant, mon ami! Sprich die Großmuth dieſer Herren und Damen an, wonach wir zu andern Beluſtigungen, vom Starken zum immer Stärkern, übergehen wollen.“

Griechenland im Anfang 1825.

(Beſchluß.)

Allgemeiner Ueberblick.

Regierung. Sie hat weder genug Thätigkeit, noch genug Macht. Ihre Langſamkeit iſt dem Mangel an Vertheilung der Arbeiten zuzuſchreiben, und ihre Schwäche der zu großen Zahl ihrer Mitglieder. Die Miniſter ſind nichts mehr, als Diviſionschefs. Sie dürfen die allergewöhnlichſten Angelegenheiten nicht beendigen. Die vollſtreckende Gewalt begehrt ſie alle, eignet ſie ganz ſich zu, und macht daraus, in gewiſſer Hinſicht, ein Monopol. Sie hat das Mißtrauen der türkiſchen Paſcha's gegen ihre Untergebenen geerbt, ſo wie ihre eitle Sucht, Alles ſelber zu thun. Die Kammer des geſetzgebenden Körpers bietet bis jetzt nur die Ebbe und Fluth einer Schaar von Bittſtellern, Forderern und zudringlichen Menſchen jeder Gattung dar. Sie hält alltäglich ihre Sitzungen, und entſcheidet — nichts. Die verſchiedenen, ſchonungslos ausgeſprochenen Meinungen dieſer großen Zahl von Mitgliedern erzeugen eine Menge Schwierigkeiten, die der Würde der Verſammlung ſchaden, die Berathungen unterbrechen, oder ſie wenigſtens ſchwächen, und der Entwickelung der Gegenſtände große Hinderniſſe in den Weg legen. Die Mitglieder der vollſtreckenden Gewalt werden jährlich zweimal verändert. Dieſe kurze Dienſtzeit vergönnt ihnen nicht, weder ihre Pflichten kennen zu lernen, noch irgend etwas zu unternehmen und zu vollenden. Es würde daher äuſſerſt nothwendig ſein, daß die allgemeine Volksverſammlung einige Abänderung mit der Konſtitution vornehme, daß ein Präſident, von fähigen und thätigen Miniſtern unterſtützt, der oberſten Leitung aller Angelegenheiten vorſtehe und ſie leite, daß er überdem wenigſtens drei Jahre lang im Amte bleibe; denn der zu häufige Wechſel der Regierungsglieder mitten unter dieſer großen Menge ehrgeiziger Menſchen, die alle danach ſtreben, die Gewalt, oder wenigſtens einen Antheil an derſelben, zu erhalten, kann für das Land nicht anders als höchſt nachtheilig ſein.

Armee. Wenn Europa erfährt, daß die griechiſche Regierung im Mai den Entſchluß faßte, 4,000 fremde, regelmäßige Soldaten in Sold zu nehmen, und vier Regimenter regelmäßige Truppen zu bilden, wird es darin einen Widerſpruch mit den Lobeserhebungen finden, die man den unregelmäßigen griechiſchen Korps ertheilt, und in den Wunderthaten, die man von dieſen Guerillas erzählt hat. Wenn man jedoch die Verſchiedenheit der Zeiträume beachtet, ſo wird man leicht bemerken, daß jene Erzählungen nicht übertrieben waren, und daß der Entſchluß der griechiſchen Regierung den gegenwärtigen Zeitumſtänden vollkommen entſprechend war.

In den erſten Bewegungen der Revolution zeigte ſich ein Enthuſiasmus, der durch nichts geleitet wurde. Er war ganz dazu geeignet, einen Feind zu erſchrecken und zu vernichten, der ſich in einem und demſelben Augenblick von allen Seiten angegriffen ſah, der nirgends Ruhe, nirgends Sicherheit zu gewinnen vermochte. Die unregelmäßigen Truppen ſind dieſem Enthuſiasmus ganz anpaſſend, weil er die Völker entflammt, die nach Freiheit ſtreben. Dergleichen Truppenkorps bildeten ſich im dreißigjährigen Kriege in Deutſchland, in den amerikaniſchen Freiheitskriegen und in denen Spaniens gegen die Uſurpation Napoleons, von allen Seiten. Im Anfange der Revolution fühlt jedes Individuum, man möchte faſt ſagen, eine Vollkraft des Muths und der Kühnheit. Jedermann empfindet einen Drang nach Rache, den man nicht leicht zu zügeln, nicht leicht zu disziplíniren vermag. Man findet ein größeres und mehr in Uebereinſtimmung mit ſeinen Leidenſchaften ſtehendes Feld, wenn man als Freiwilliger, oder in der Unordnung und in dem Tumult einer Guerillasunternehmung kämpft. Aber der Enthuſiasmus iſt, ſeiner Natur nach, leicht verflogen. Die Rachſucht ſelbſt hat ſich abgekühlt, und die Liebe des Ruhms, wie alle andern Neigungen, wird von Tag zu Tage ſchwächer.

Die Gefahr der gegenwärtigen Lage Griechenlands erheiſcht Wahrheit und Aufrichtigkeit. Dieſer Eifer, der im erſten Augenblicke die Hände der Prieſter und der Weiber bewaffnet hatte, iſt vorübergegangen. Man hat keine Rache mehr am Feinde auszuüben (?), keine Beute mehr zu machen. Ein großer Theil der Griechen, die ihre Heimathgegend vom Feinde befreit ſahen, ſind wieder zu ihren Heerden und zu ihren Feldarbeiten zurückgekehrt. Die Kapitäne, die noch zur Vertheidigung des Landes bewaffnet blieben, fühlten die Nothwendigkeit, auf ihren eigenen Vortheil bedacht zu ſein, und von uneigennützigen Vaterlandsſtreitern wurden ſie beinahe das, was im Mittelalter die italieniſchen Condottieri waren. Bald der Regierung anhängend, bald ſie wieder verlaſſend, neigten ſie ſich bald der einen, bald der andern Parthei zu, immer bereit, ſich zu verkaufen und für klingendes Geld zu den entgegengeſetzteſten Faktionen überzugehen. So wurden ſie vielmehr das Schrecken ihrer Mitbürger, als das des Feindes. Die Regierung, unfähig, die Dienſte des Soldaten zu belohnen, theilte ohne alle Beachtung und Würdigung die Grade als Oberſten und Generale aus, wozu noch der Plan, den Einfluß einiger ehrgeizigen und trotzigen Kapitäne zu vermindern, das Seinige beitrug. Deshalb zählt man jetzt

in Griechenland auch über 300 Generale, obgleich die Armee kaum 15,000 Mann stark ist.

Die Kapitäne haben keinen bestimmten Sold; aber sie bezahlen sich selber auf eine betrügerische Weise, indem sie einige Hundert Soldaten mehr auf die Listen setzen, als sie wirklich haben. Der Kriegsminister sagte zu mir im April, daß die Regierung den Sold für 17,000 Mann ausgezahlt, obgleich er selbst die feste Ueberzeugung habe, daß nicht 10,000 sich unter den Waffen befänden. Es gibt weder Obrigkeit noch Gesetze, um diese schreienden Unordnungen abzustellen. Man hat weder Armee-Inspektoren, noch Kriegskommissäre, so daß man die Kapitäne durchaus auf keine legale Weise von ihren Betrügereien überführen kann, und die Regierung hat kein sicheres Mittel, die wirkliche Stärke der Armee zu kennen, die man dem Feinde entgegenstellen will, was manchmal von sehr übeln Folgen sein kann und bereits gewesen ist. Der General Anagnostara, einer der drei Kriegsminister, der ein Truppenkorps von 2000 Mann haben sollte, erschien am Tage der Einnahme von Sphakteria nur mit 1100. Es war also die höchste Zeit, einem so gefährlichen Zustande der Dinge ein endliches Ziel zu stellen. Der Feind ist jetzt vielleicht nicht so stark und zahlreich, als in den ersten Jahren der Revolution; aber er ist furchtbarer durch seine gutangelegten Plane, durch seine Ausdauer und durch die Disziplin seiner Armeen. Der Krieg, wie ihn die Aegyptier führen, ist in nichts mit den Angriffen der türkischen Horden zu vergleichen, die, wenn sie drei- oder viermal vergeblich unternommen worden waren, gänzlich davon abstanden. Die Operationen der Aegyptier sind mit derselben Klugheit, demselben Eifer und derselben Beharrlichkeit geleitet, wie die der Europäer. Sie lagern sich, sie manövriren und gehorchen auf dieselbe Weise, wie diese, wozu sich noch die Gewohnheit gesellt, die sie in mehrjährigen Kriegen mit den Wechabiten in Arabien, und selbst mit den Griechen auf der Insel Creta, eingesammelt haben. Es ist also unumgänglich nothwendig, daß die griechische Regierung ihnen ähnliche Armeen entgegenstelle und den erkalteten Enthusiasmus durch Kunst und Disziplin zu ersetzen suche. Die regelmäßigen Nationaltruppen dürften leicht nicht mehr kosten, als die unregelmäßigen, und das Land würde nicht länger die Räubereien einer ausschweifenden Soldateska zu befürchten haben, die oft größere Verwüstungen anrichtet, als der Feind.

Flotte. Die griechische Flotte hat wirklich erstaunliche Fortschritte während der Revolution gemacht, wenn man die kleine Zahl und die Kleinheit ihrer Schiffe in Betrachtung stellt. Manches, was sie ausgeführt hat, erinnert an die glorreichsten Thaten des Alterthums. Aber diese Seesiege können den Beobachter nicht so sehr blenden, daß er die Griechen auf dem Meere für unüberwindlich halten sollte. Sind sie je im Stande gewesen, Patras regelmäßig zu blokiren? oder die Insurrektion von Kandia zu unterstützen? oder die Zerstörung von Chio und Ipsara zu verhindern? oder den drei Landungen der Aegyptier in Morea und der Einnahme von Sphakteria zuvorzukommen? — — Die Flotte hat ebenfalls einige Mängel und Gebrechen der Armee. Mehrere Briggs sind nie so stark bewaffnet, als sie sein sollten; die Schiffe gehören der Regierung nicht und ihre Eigenthümer vermeiden die Gefechte Bord an Bord, um nicht einige Beschädigungen zu erhalten, oder sie wohl gar zu verlieren. Es ist augenscheinlich, daß die Regierung einer unabhängigen, ganz zu ihrem Befehl stehenden Seemacht bedarf, wozu sie wenigstens sechs Fregatten gebrauchen würde. In diesem Falle könnte die Flotte, statt einen See-Guerillaskrieg zu führen, auf Hauptangriffe und wirkliche Seetreffen sich einlassen, und die Ueberlegenheit, den Muth und die Geschicklichkeit ihrer Seesoldaten vollkommen benutzen.

Anleihen. Alle Welt weiß, daß, um Krieg zu führen, man unumgänglich dreier Dinge bedarf: „Geld, viel Geld, sehr viel Geld!“ Griechenland hat zweimal Geld gehabt; aber zum dritten Male gebricht's ihm daran. Wie soll man Schiffe bewaffnen, ein fremdes Truppenkorps bezahlen, seine eigenen Soldaten kleiden und ernähren, ohne ein drittes Anleihen zu eröffnen? Dieses neue Bedürfniß muß von dem Eifer und dem eigenen Interesse derselben Unternehmer befriedigt werden, welche die ersten Anleihen eröffnet haben. Es ist jetzt zum Bedauern und Zögern und Verweilen auf halbem Wege nicht mehr Zeit. Die Griechen und die Darleiher sind Bundesgenossen. Um Alles zu retten, müssen sie noch etwas wagen, mit noch einer Million muß die bereits dargestreckte Summe versichert werden.

Wenn Griechenland seine Unabhängigkeit erringt, so besitzt es Ländereien genug, um zwanzigmal seine Schuld zu bezahlen. Die neunzehn Zwanzigtheile Morea's gehören der Regierung, denn vor der Revolution war fast der ganze Peloponnes ein Eigenthum der Türken, und die Nationalverwaltung hat es von den Usurpatoren geerbt. Im Anfange dieses Jahres (1825), als die Gefahr der ägyptischen Expedition noch fern war, brachten die National-Domainen doppelt so viel ein, als im vorhergegangenen Jahre. Mit dem Frieden würden sie ihren Werth verzehnfachen.

Mohamed Ali Pascha hat erklärt, daß er auf die Eroberung von Morea seinen letzten Mann und seinen letzten Thaler verwenden wolle. Diese Drohung ist nicht eine bloße Prahlerei, sie kann vielmehr als der

feste Entschluß eines Menschen betrachtet werden, dessen Ausdauer und Glück bekannt genug sind. Griechenland würde, in jeder Hinsicht, ein äusserst wichtiger Punkt für ihn sein. Hier betritt er Europa, hier nähert er sich der Zivilisation, die er in den letzten zwanzig Jahren so sehr begünstigt hat, hier befindet er sich in der Nachbarschaft Albaniens, dessen Soldaten ihm Arabien erobert haben. Durch die Eroberung Griechenlands kann er seine Armee mit 20,000 kräftigen und muthvollen Kriegern, und seine Seemacht mit 10,000 geschickten Matrosen vermehren.

Ibrahim's Armee würde bestimmt nicht im Stande sein, gegen eine gleichstarke europäische Macht sich zu halten; aber sie hat einen entschiedenen Vortheil über die Griechen durch ihre Disziplin und Geschicklichkeit. Ibrahim hat sechs oder acht Fremde um sich, die die ägyptischen Offiziere in der europäischen Taktik unterrichtet haben, und die ihn selbst in seinen militärischen Unternehmungen leiten. Keiner dieser Europäer befehligt persönlich, ausgenommen der Oberst Sève, der sich zum Muselmann gemacht hat, und der des vollen Vertrauens des Vizekönigs genießt. Man bemerkt im Hauptquartier Ibrahim's dieselbe Feinheit und Höflichkeit, als in denen der zivilisirten Nationen. Statt die Griechen durch viehische Wildheit und Grausamkeit immer mehr zu erbittern, hat er es unternommen, sie zu beruhigen, sich geneigt zu machen und durch ein Beschwichtigungssystem, welches er bis jetzt befolgt hat, sie zu entwaffnen und zu unterwerfen.*)

Ueberall, wo er als Sieger erscheint, gestebt er billige und so viel als möglich schonende Bedingungen zu. Er achtet die Personen und ihr Eigenthum, und behandelt die Gefangenen nicht nur mit Menschlichkeit, sondern selbst mit zuvorkommender Güte. Nach der Einnahme von Navarino nahm er das Erbieten an, den General Satrakko, den Sohn Pietro Bey's und Mauromichali gegen einen Pascha auszuwechseln, der sich als Gefangener zu Napoli di Romania befand. Diese Mäßigung, ob sie nun bloß anscheinend oder aufrichtig sei, ist den Angelegenheiten der Griechen doch mehr schädlich, als günstig.

Man behauptet, daß es Ibrahim's Plan gewesen sei, in diesem Feldzuge sich einiger der Festungen in Morea zu bemächtigen, die sich noch in den Händen der Griechen befinden, und in dem darauf folgenden (1826) das Innere des Landes zu erobern. So viel ist gewiß, daß er als Anführer eben so klug und umsichtig, als thätig und unerschrocken ist. Zu Modon hat er Magazine angelegt, die mit Munition und Lebensmitteln für zwei Jahre versehen sind. Die Feldzüge haben in Griechenland immer sehr spät begonnen, ja selbst im Alterthum wurden die Schlachten von Marathon und Platäa erst im September, die von Salamis im Oktober und die von Chersones im August geschlagen. In den letzten Jahren haben die Türken ihre Operationen niemals vor dem Ende des Frühlings begonnen; aber Ibrahim landete noch vor dem Anfang desselben.

Es scheint, daß der Ehrgeiz Mohamed Ali's der Pforte selbst bange macht. Den Pascha von Aegypten zur Unterdrückung der Revolution in Griechenland zu gebrauchen, schien dem Divan etwas ganz Gewöhnliches, und er dachte sich nichts weiter dabei. Seit langer Zeit bestand die ganze Strategie seiner Politik darin, einen Rebellen durch den andern zu vernichten. Aber die Pforte hat bald, und doch auch zu spät, bemerkt, daß sie einem alten Rebellen die günstigste Gelegenheit selbst dargeboten hatte, ihr über den Kopf zu wachsen, die Gesammtmasse der Gewalt, welche der Sieg ihm darbot, sich zuzueignen, und sich endlich ganz frei zu erklären. Darum sind die Mittel, welche ihrerseits in diesem Feldzuge in Anwendung gebracht worden sind, auch so wenig der Wichtigkeit desselben entsprechend. Die Besatzung von Patras, die einen Ausfall hätte wagen sollen, um den Angriff Ibrahim's zu unterstützen, ist in vollkommener Unthätigkeit geblieben. Die türkische Flotte, die auf Negropont hätte Truppen ausschiffen sollen, um Morea zwischen zwei Feuer zu bringen, hat sich durchaus nicht dorthin gewendet. In Thessalien war keine vereinigte Armee, und die Angriffe von jener Seite haben erst im Monat Juni begonnen. Nur einige Tausend Türken haben Missolunghi belagert, und einige vereinzelte Korps sind bis Salona vorgedrungen, ohne selbst zu wissen, was sie wollten und sollten. Alles läßt vermuthen, daß die Pforte sich erinnert, was es ihr gekostet hat, um den Ali Pascha von Janina aus dem Wege zu schaffen, und daß sie es bitter bereut, einen andern Pascha, der eben so unternehmend und noch glücklicher als Ali ist, eingeladen zu haben, einer so schönen Beute sich zu bemächtigen.

*) Es scheint, daß er seitdem dieses Moderationssystems überdrüssig geworden, und zur Strenge, die man eben so gut auch Grausamkeit nennen könnte, seine Zuflucht genommen hat.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Alterthümer.

Ist Amerika längere Zeit, als unser Kontinent, von den Wassern bedeckt geblieben, die wenigstens einmal alles Leben auf ihm vernichtet haben? Seit wie vielen Jahrhunderten existiren die Menschen wieder dort? Waren die wenig zahlreichen und noch weniger zivilisirten Völker, welche die

Europäer dort fanden, Eingeborne oder nicht? Hat es nicht auch dort, wie auf den andern Erdtheilen, große Migrationen und Eroberungen gegeben? Welches sind die Fortschritte dieser verschiedenen Gesellschaften in den Künsten und Wissenschaften gewesen? Welche Berührungen haben unter ihnen stattgefunden?

Solche und ähnliche Fragen haben die gelehrte Welt seit Langem beschäftigt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß man sich von jetzt an immer mehr damit beschäftigen werde; denn die thätige Neugier Europens ist nach Amerika hinübergegangen. Man wird den dem Eisen der Europäer entronnenen Indianern nähere Andeutungen über ihre Traditionen abfordern. Durch das Studium ihrer Sprachen und der Karaktere, die sie von einander unterscheiden, wird man sie in Familien abtheilen. Die Zeit ist nahe, wo die Gestade des Ohio von den Bürgern der vereinigten Staaten durchforscht werden dürften, und wo das Amazonenland in seinem Innern alle die schwachen Ueberreste der Südamerikaner zeigen wird, die von allen Seiten von den Europaern vertrieben werden. Alles läßt vermuthen, daß man dort Menschen von sehr verschiedenartigen Sprachen und Ursprung finden werde, und vielleicht, in Folge langer Reisen und Studien, die Augen auf diese lebendigen Ueberreste des alten Amerika geheftet, wird man eine Wissenschaft des amerikanischen Ursprungs daraus bilden. Schon wird diese Wissenschaft in den vereinigten Staaten gepflegt, und wahrend die Geologen die Revolutionen des Bodens studiren und die Aehnlichkeit zwischen den Versteinerungen und der Erde des neuen und alten Welttheils ausspähen, haben die Alterthumsforscher das Studium der von den Menschen hinterlassenen Denkmäler begonnen. Wir wollen die merkwürdigsten davon hier anführen.

Befestigte Dörfer. — Von den Ufern des Ontario-Sees bis zu der Küste des mexikanischen Meerbusens findet man haufig alte Festungswerke, die oft sehr bedeutend sind. Sie bestehen vorzüglich in Wällen von 10 bis 30 Fuß Höhe, sind oft ganz steil, mit tiefen Graben umgeben, und bilden einen großen Raum, der gewöhnlich in zwei Theile sich scheidet, woven der eine zirkelrund und der andere eckig ist. Die erste Ringmauer ist fast ganz verschlossen, die zweite hat sehr viele Ausgänge. Von ihnen gehen viele Parallelmauern aus, die sich oft auf mehrere Stunden weit ausdehnen. Arten von Thurmen und Beobachtungspunkten ragen hier und da empor. Auch findet man mehrere ziemlich tiefe Brunnen und unterirdische Wege. Diese Werke befinden sich meistentheils an den Stellen, wo zwei Flüsse sich vereinigen, oder an einer Bucht. Eine doppelte oder dreifache, mit dem Fluß gleichlaufende Linie scheint die Absicht anzudeuten, den Uebergang zu beherrschen. Fast alle diese Werke sind von Erde. Selten nur hat man sich roher Felsbrocken oder der Backsteine dazu bedient. Trümmer, welche Wohnsitze von Menschen beurkunden, und menschliche Gebeine werden häufig innerhalb diesen Werken entdeckt.

Je mehr man sich gegen Süden dem mexikanischen Meerbusen nähert, in um so größerer Menge, um so ausgebildeter und größer findet man diese Werke. Indessen können sie mit den Tocallis in Mexiko nicht verglichen werden, weder in ihrer Höhe noch in ihrer Masse. Der einzige Zug von Regelmäßigkeit, den sie darbieten, ist die Vereinigung eines viereckigen und eines zirkelrunden Ringwalls. Dieser Umstand hat vermuthen lassen, daß sie eine religiöse Bestimmung gehabt, oder daß sie zur Wohnung der Kaziken gedient haben. So sieht man noch heut in Siam, Japan und einigen Inseln des stillen Meers, die regierende Familie von der übrigen Bevölkerung geschieden und inner einem, zwar mit den Städten und Dörfern zusammenhängenden, aber doch einigermaßen davon abgesonderten Walle wohnen.

(Fortsetzung folgt.)

— Die deutschen Improvisatoren haben kein Glück. Wolf aus Hamburg ist zu Berlin mit großer Kälte aufgenommen worden. In Bremen ist es ihm indeß etwas besser gegangen. Er will nun nach Italien gehen, um dort Italienisch zu lernen, damit man in Deutschland nicht mehr verstehe, was er sagt.

— In Wien hat ein Uhrmacher, Namens August Löhner, aus Klein-Bodwer im Königreich Würtemberg gebürtig, Eilschuhe oder, wie er sie nennt, „mechanische Räderschuhe“ erfunden, in welchen sich die berühmten Meilenschuhe aus dem Mährchen der Magparen zu realisiren scheinen. Mit diesen Schuhen kann man auf festem Wege, selbst wenn er auch nicht ganz eben wäre, in jeder Jahrszeit, ohne Gefahr und besondere Anstrengung, eine Stunde Weges in fünf Minuten zurücklegen, jedem sichtbaren Hindernisse ausweichen, über mäßige Anhöhen hinauf- und hinabeilen, sich nach Belieben seitwärts wenden und plötzlich stille stehen.

— Auf eine vier Stunden lange Strecke, welche die Themse durch London und die Vorstädte durchströmt, befinden sich sechs Brücken, vier von Stein und zwei von gegossenem Eisen. Die erste, oben am Strom, ist die London-Brücke, die 1209 vollendet wurde. Sie hat neunzehn Bogen, die so eng sind, daß bei der Ebbe das Wasser sich mit Gewalt dazwischen drängt und einen fünf Fuß hohen Fall bildet, was der Schiffahrt sehr hinderlich ist. Man hat den Entschluß gefaßt, sie abzubrechen und ein wenig weiter aufwärts eine andere zu erbauen, die nur fünf Pfeiler haben und 915 Fuß lang sein wird. Von dieser Brücke aus soll sodann eine neue gerade Straße zur Börse und bis an das Ende der City durchgebrochen werden. Zwei Pfeiler sind bereits aufgeführt. Von hier aus besteht auf eine Strecke von anderthalb Stunden keine Verbindung zwischen den beiden Ufern. Die Nothwendigkeit, auf diesem Theile des Stroms den Schiffen einen freien Spielraum zu lassen, hat zu zwei ausserordentlichen Entwürfen Veranlassung gegeben. Der erste besteht in der unterirdischen Gallerie, eine Stunde unterhalb der London-Brücke, die so eben erbaut wird, und der andere in einer eisernen Hängebrücke, die zwischen beiden errichtet werden soll, die 85 Fuß über die höchsten Wasser erhaben und 3400 Fuß lang sein wird. Sie wird über einen großen Theil der Häuser an beiden Ufern hinweggehen. Die Erbauungskosten werden auf 392,000 Pf. St. (9,800,000 Fr.) angeschlagen, und das jährliche Netto-Einkommen davon auf 40,720 Pf. St. (1,018,000 Fr.)

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 9. Dritter Jahrgang 1826. 1. März.

Ueber die Fortschritte der Zivilisation in Rußland.

Stultitia est ... venatum ducere invitos canes.
Plauti Sent.

Ein Jahrhundert ist kaum vorübergegangen, seitdem Peter der Große seinen Moskowiten Bart und Kleid zu verkürzen gebot. Aber dadurch wurde eben kein besonderer Vortheil für die Zivilisation erzielt; denn die gehorsamen Sklaven blieben Barbaren nach wie vor. Von Peter I bis zu Katharina II verlangten die Soldaten, bei jeder Palastrevolution, und als Belohnung vom neuen Autokraten, den ihr Despotismus auf den Thron erhoben hatte, oder dem sie ihren blutigen Beistand geliehen, nichts mehr, als die Erlaubniß, „alle im Lande befindlichen, angestellten Fremden ermorden zu dürfen."

Damals zeigte der Moskowitismus sich noch in seiner ganzen Rohheit, in den eckigten Formen, welche die Zivilisation seitdem größtentheils abgeschliffen hat; damals, der Einführung neuer Sitten und Gebräuchen mit Macht sich entgegenstemmend, konnte er noch als bestehend, als kraftvoll betrachtet werden; damals durfte man die Namen und Thaten und Beispiele Iwans, Wassilowitschs, Rurichs, Romanows noch anrufen. Jetzt existirt von ihnen und der alten russischen Monarchie nur die Erinnerung noch, und das Andenken der entferntern Vergangenheit ist eine Art von Ammenmährchen geworden. Das Land hat ein doppeltes Dasein gehabt, von denen das eine mit dem andern nichts gemein hat, und die mehr von einander geschieden sind, als die aller übrigen Völker Europa's.

Seit seinem Entstehen bis zu Peter dem Großen gehörte Rußland Asien, oder, wenn man lieber will, dem Orient an. Zuerst eine dunkle Nacht, und später ein zweifelhaftes Zwielicht, bedeckt seine Geschichte. Von Peter I bis zu Alexander I war für das russische Volk die Zeit des Ueberganges aus dem alten Zustande in den neuen. Man folge den Ereignissen, die dazu beigetragen haben. Finnland, die Krimm, Polen und der Kaukasus gehörten zu den Erbstaaten der Zaaren nicht. Peter I eröffnete allen seinen Unternehmungen eine neue Bahn. Mit ihm verließ Rußland Asien und die Barbarei, mit ihm neigte es sich Europa und seinen Sitten zu. Von Eroberungen zu Eroberungen berührte die Hand des Selbstherrschers endlich zu gleicher Zeit den Nordpol und den Bosphorus, die Grenzen von Kalifornien und die Thore von Berlin. Welche Fortschritte seit dem Siege zu Pultawa bis zu dem bei Paris! Welcher Unterschied zwischen den Flüchtlingen von Narwa und den Erstürmern von Montmartre!

So hat sich das neue Rußland gebildet und vervollkommnet. Den Gewaltsprüchen und Machtentscheidungen im Orient sind die Machtentscheidungen und Gewaltsprüche in Europa gefolgt. Die unbehilfliche, beinahe thierische Unwissenheit ist durch einige Lichtstrahlen des Abendlandes verdrängt und durch den politischen Merkurialgeist ersetzt worden. Die wilden Sitten und Gebräuche sind vor den Verfeinerungen und

der Verderbtheit der Zivilisation gewichen. Der Aberglaube, der Fanatismus, die Unduldsamkeit einer uralten orthodoxen Kirche sind durch die Bildung des Geistes gemildert worden. Die starre Finsterniß ist gesunken und die Vernunft hat sich entwickelt; die Räubereien und die Gesetzlosigkeit sind unterdrückt worden; der Handel hat sein Füllhorn geöffnet; die Industrie hat ihren Segen verbreitet, und die Staatsklugheit hat eine Erde befruchtet, die nur der schaffenden Kraft des Genies bedurfte, um hundertfältige Aernten zu erzeugen.

Die lange Regierung Katharina's II, und vorzüglich die heilbringende Alexanders, haben die russische Nation mit einem andern Geiste beseelt, von einer andern Kraft und Moralität durchdrungen; sie haben ihr, so zu sagen, neue Sinne und neue Organe gegeben. Kein Volk vermag auf die Länge der beständigen Tendenz und Bewegung seiner Regierung zu widerstehen. Man hat gesehen, wie nach der entarteten Beherrschung Elisabeths Rußland nur wenige Monate lang die unordentliche Regierung Peters III zu ertragen vermochte. Schon fühlte man das Bedürfniß der Schicklichkeit und der Ordnung. Nach dem so ausgezeichneten Zeitraume Katharina's II überschritten die Verunstaltungen des Zeitraums Pauls I das Maas der Toleranz und der Sitten des Landes bis zu einem Punkte, welcher eine entscheidende Katastrophe zur Folge hatte. Die Regierung Alexanders hat die moralische Revolution beinahe vollendet, die von seinen Vorgängern begonnen worden war. Diese Regierung hat ausserdem noch zwei besondere Karaktere gezeigt: „die Allianz mit den Sitten und den Interessen Europa's.“

Während der Dauer derselben ist Rußland ganz in den gesellschaftlichen und politischen Zustand Europa's eingeweiht worden. Die Russen haben Italien durchzogen; sie sind zweimal nach Paris gekommen. Bei jeder Veranlassung, von Austerlitz bis Verona, sind sie an der Spitze der Angelegenheiten des Kontinents erschienen. Sie haben alle Länder mit wißbegierigen, ausgezeichneten Reisenden überschwemmt, die ihre materiellen Reichthümer gegen intellektuelle austauschen. Die Befehlshaber und Offiziere der russischen Armeen sind, in mannigfacher Hinsicht, weit über die mehrerer andern Mächte — vielleicht keiner einzigen ausgenommen — erhaben. Sie besitzen ausgebreitete und gründliche Kenntnisse, sie sprechen und schreiben mehrere Sprachen mit großer Leichtigkeit, sie haben den besten Ton und angenehme Manieren. Petersburg, Moskau, Odessa, Riga, Tula, Wilna u. s. f. sind ganz europäische Städte.

Man urtheilt daher sehr unrecht und befangen, wenn man nach dem alten Rußland auf das neue schließt; wenn man den Geist der Bojaren mit dem des heutigen Adels verwechselt; wenn man im ganzen Reiche nur zwei beachtungswerthe Punkte erblickt, Petersburg, die Hofstadt, und Moskau, die Residenz und den Hauptort der innern Unzufriedenheit, während die Zahl der größern Städte bedeutend ist, und man wohl drei Millionen Menschen wenigstens annehmen darf, die den übrigen Bewohnern Europa's vollkommen ähnlich sind. Archangel ist zur Hälfte englisch, und selbst Petersburg gehört mehr dem Handel, als dem Hofe an. Das ganze baltische Küstenland ist mit handeltreibenden Städten überdeckt. Riga, das Cadix der Ostsee, hat über 60,000 Einwohner, und die Gestade des schwarzen Meeres werden von schnell sich vergrößernden Städten belebt.

Es ist sehr wahrscheinlich, ja es ist beinahe als zuverlässig zu betrachten, daß diese raschen Fortschritte der Zivilisation in einem, vor einem Jahrhundert beinahe noch ganz barbarischen Lande, daß diese Entwickelung des Handels und der Industrie, diese rasche Zunahme der Bevölkerung, welche die Seelenzahl in Rußland in fünfundzwanzig Jahren von fünfzig bis auf siebenzig Millionen gesteigert haben wird, daß alles das zusammengenommen eine Reformation im Innern herbeiführen wird, die nicht anders als ersprießlich, sowohl für jenes ungeheure Reich selbst, als für ganz Europa sein dürfte.

Griechenland nach dem fünften Feldzuge.

Von Eduard Blaquières.

In dem Kampfe der Griechen gegen die Türken handelt es sich nicht allein um die Existenz eines ganzen christlichen Volks, sondern zugleich auch um die Sache der allgemeinen Zivilisation selbst. Deshalb hat sich das schon sehr hoch gesteigerte Interesse des ganzen Europa's noch bedeutend seit den Begebenheiten des letzten Feldzuges von 1825 vermehrt, weil dadurch die Lage Griechenlands so kritisch geworden ist, daß das energische Bestreben der Gesammtanstrengung aller Freunde dieser unglücklichen Nation allein ihre gänzliche Vernichtung noch abzuwenden vermag.

Während Menschen, von allen politischen Glaubensmeinungen, übereinstimmend das Bestreben des Griechenvolks, dem muselmännischen Joche sich zu entziehen, als eine der merkwürdigsten und ruhmvollsten historischen Thatsachen unserer Zeit betrachten, scheinen zahlreiche Umstände, die von einigen Schriftstellern ausgesprochene Meinung, die auch von mehreren griechischen Patrioten unterstützt wird, zu rechtfertigen. Nach ihnen hätte dies heroische Unternehmen bis zu dem Zeitpunkt aufgeschoben werden

ſollen, wo die Grundſätze, denen es entkeimte, zu einer größern Reife gediehen und mehr Stärke in den Geiſtern erlangt hätten. Wenn man die beſtimmte Oppoſition der großen Mächte, die Abneigung der chriſtlichen Welt über die unerhörten Leiden erwägt, welche die griechiſche Nation bis jetzt erduldet hat, ſo fragt man ſich mit Schmerz: ob die Vortheile, welche die Griechen von dem langen und fürchterlichen Kampfe zu gewinnen hoffen dürfen, nicht zu einem zu hohen Preiſe erkauft wurden, ſelbſt wenn ſie der Größe der Opfer entſprechend ſein ſollten? — Kann man aber auch mit gutem Gewiſſen den Sklaven anklagen, ſich zu ſehr beeilt zu haben, ein Joch zu zerbrechen, das ihm unerträglich geworden war? Die Freunde und Vertheidiger des türkiſchen Despotismus allein dürfen es wagen, eine ſo ſchreckliche Frage mit einem kalten Ja! zu beantworten.

Wie dem auch ſei, ſo ſchien der Sturz der ottomanniſchen Macht in Europa unvermeidlich, während die griechiſche Nation, die raſch an Reichthum und an Unterrichtung zunahm, eine ſtarke Stütze in der Tendenz der europäiſchen Politik, hinſichtlich der freiſinnigen Grundſätze, fand, die nicht ermangelt haben würden, die endliche Emanzipation Hella's in einigen Jahren mehr zu erleichtern, als es jetzt möglich geworden iſt. Aber ſo intereſſant dieſe Frage immerhin für den Philoſophen und Geſchichtſchreiber ſein mag, ſo hat der Kampf nun einmal begonnen, und weit entfernt, ſich unnützem Bedauern zu überlaſſen, müſſen der Philanthrop und der Staatsmann mit den Mitteln ſich beſchäftigen, eine Eroberung zu vollenden, für welche bereits ſo viel Blut vergoſſen worden iſt.

Blicken wir auf den Urſprung der griechiſchen Revolution zurück. So hart bedrückend, ſo ſchmachvoll und unduldſam auch das Joch war, unter welchem die Hellenen ſeufzten, ſo anlockend auch die Hoffnung des Gelingens ihres Unternehmens ſein mochte, ſo kann man doch nicht behaupten, daß die Anführer die Nation zu einem ſo wichtigen Schritte hätten verleiten wollen, wenn ſie nicht der Unterſtützung einer äuſſern Macht gewiß geweſen wären. Nach Allem zu ſchlieſſen, zählten ſie auf Rußlands Schutz. Die Thatſachen, die dies zu beweiſen ſcheinen, ſind zu bekannt, als daß es noch nöthig wäre, bei ihnen zu verweilen. Wenn wir hier dieſer grauſam getäuſchten Hoffnung gedenken, ſo iſt es nur bloß, um zu zeigen, in welcher ſchrecklichen Lage ſich das ganze griechiſche Volk befunden habe, als es auf alle Hilfe Verzicht leiſten mußte. Das waren die Gefahren und die Unglücksfälle, die Griechenland umringten, und man kann wohl ſagen, daß die Vorſehung allein es bis jetzt vom gänzlichen Untergange gerettet habe.

Unter dem Einfluſſe aller dieſer entmuthigenden Urſachen, mitten unter allen Elementen der Zwietracht, die mit vollen Händen überall ausgeſäet wurden, haben dennoch die Griechen ihren Feinden einen erſtaunlichen und energiſchen Widerſtand entgegengeſtellt. Wenn gleich man gewöhnlich annimmt, daß die meiſten Unfälle, welche ſie erduldet haben, von den zwiſchen den politiſchen und militäriſchen Häuptern ſtattgefundenen Uneinigkeiten veranlaßt worden ſeien, ſo iſt der Urſprung dieſer traurigen Zerſpaltungen doch noch nicht recht bekannt. Es iſt in der That nur dann erſt möglich, über dieſe und andere damit verwandte Gegenſtände abzuurtheilen, wenn man die Begebenheiten an Ort und Stelle ſelbſt beobachtet und mit den Urhebern oder Theilnehmern dieſes großen Drama's ſich ſelbſt bekannt gemacht hat.

Der Mangel an Uebereinſtimmung unter den Oberhäuptern iſt die tiefſte und ſchmerzlichſte Wunde, an welcher Griechenland leidet. So lange die Uneinigkeit beſteht, darf man keinen glücklichen Ausgang des begonnenen Kampfes erwarten. Sie iſt das unvermeidliche Reſultat des barbariſchen Regierungsſyſtems, welches die Anhänger Mahomeds in allen ihrer Herrſchaft unterworfenen Ländern in Anwendung gebracht haben. In Griechenland vorzüglich, in der beſtändigen Beſorgniß einer Inſurrektion, haben ſie die größten Vorſichtsmaasregeln in Anwendung gebracht, um die Einigkeit im Volke zu verhindern. Unter den vielen andern Maasregeln dieſer argwöhniſchen Politik war wohl keine mehr geeignet, dieſen Zweck zu erreichen, als die Errichtung der Codgia-Bachis oder Primaten, die unter den griechiſchen Vaſallen erwählt wurden, um ihre Mitbürger zu beherrſchen. Ihre Amtsverrichtungen machten ſie zu den willenloſen Inſtrumenten aller Erpreſſungen und aller Grauſamkeiten der türkiſchen Woywoden *). Darum wurden die Primaten auch faſt mehr noch verabſcheuet, als die Türken ſelbſt. Demungeachtet begann die Inſurrektion unter der Leitung dieſer Menſchen. Es iſt faſt überflüſſig, noch zu bemerken, daß die vorſpringenden Züge ihres Karakters Geiz, Betrugſucht, Mißtrauen und Grauſamkeit waren. Aber ihre Macht und ihr Eigenthum war demſelben Schickſale preisgegeben, wie das der Türken. Die Ueberzeugung von der ſchwankenden Dauer ihrer Glücksumſtände, und ihre Gefangenhaltung, als Geißeln, von Kurſchid-Paſcha zu Tripolizza, zur Zeit der erſten Erklärung

*) Die Woywoden waren türkiſche Statthalter in den Provinzen oder Städten. Die Primaten waren Municipalbeamte, welche man unter den reichſten und angeſehenſten Griechen auswählte.

Ypsilanti's, waren ohne Zweifel die erſten Beweggründe, die ſie beſtimmten, der Sache der Revolution ſich anzunehmen und die Entwürfe der Heräriſten zu begünſtigen.

Wenn das der Karakter der begütertſten und einflußreichſten Männer Griechenlands war, welches war der jener Männer, die zuerſt die Fahne der Unabhängigkeit ſchwangen und die ſeitdem immer den thätigſten Antheil am Kriege genommen haben? Nach der Vertreibung der Venetianer aus Morea und Epirus, gegen Ende des ſiebenzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, vertheidigten die tapfern Gebirgsbewohner von Maina, Suli, Olympia und Aetolien, die Nachkommen des alten Stammes, der einſt an den Thermopylen, zu Marathon und zu Mykale ſtritt, ihre unerſteiglichen Feſtungen mit ſeltener Tapferkeit. Bis zu einem uns ziemlich nahen Zeitraume blieben alle dieſe Volksſtämme in einem beſtändigen Kriege gegen die Türken, und lebten von der ihren Todtfeinden abgenommenen Beute. Man kannte ſie in ganz Griechenland nur unter dem Namen der Klephten, was wörtlich ſo viel als Räuber bedeutet. Ein Preis war auf ihre Köpfe ausgeſetzt und ſie wurden, gleich wilden Thieren, verfolgt. Deshalb muß man ſich eben nicht ſehr verwundern, wenn mehrere von ihnen alle Laſter und die Grauſamkeit der Räuber annahmen. Das war eine natürliche Folge der über ſie verhängten Verfolgungen, und der Mangel aller regelmäßigen Geſellſchaften unter ihnen. Sie hatten zwar eine Art von Militärgouvernement, aus den Häuptern der verſchiedenen Banden beſtehend; aber ſie gehorchten nur ihren Hauptleuten allein.

Die Siege Ali-Paſcha's von Janina, deſſen Sohn Weli-Paſcha Morea überſchwemmt hatte, beſtimmte die meiſten Klephtenanführer, und eine große Zahl ihrer Soldaten, einen Zufluchtsort in den joniſchen Inſeln zu ſuchen. Dort wurden ſie den griechiſchen Regimentern einverleibt, die England, nach der Uebergabe der Inſeln, in Sold nahm. Beim Frieden verabſchiedet, und ohne alle Mittel einer fernern freien Exiſtenz, ſahen ſie mit großer Freude die Begebenheiten von 1821, die ſo zu ſagen ein Aufruf an ihren Patriotismus nnd an ihre militäriſchen Talente waren. Zudem waren die meiſten der ausgezeichnetſten Hauptleute bis auf einen gewiſſen Punkt mit der europäiſchen Disziplin vertraut geworden. Aber ungeachtet dieſes Unterrichts, ungeachtet der neuen Ideen, die ſie in ihren Berührungen mit den regelmäßigen Truppen eingeſammelt, hatten ſie ihre früheren kriegeriſchen Gewohnheiten nicht verloren, und kehrten ſie mit mit vielem Eifer zu denſelben zurück. Wenn man die Berührungen beachtet, die ehemals zwiſchen ihnen und den Primaten mochten ſtattgefunden haben, die ſie ohne weiteres als die Agenten der Pforte betrachteten, ſo wird man bald begreifen, wie ſchwer es ſei, eine aufrichtige Näherung und Verſöhnung zwiſchen den beiden Parteien zu bewerkſtelligen.

Die dritte Partei in Griechenland, ohne welche die Revolution ſchon in ihrem Urſprunge aufgelöſet worden wäre, beſteht aus den Schiffskapitänen und den Schiffseigenthümern. Wer den Karakter der griechiſchen Inſulaner ſtudiert, und die raſchen Fortſchritte ihres Wohlſtandes beobachtet hat, weiß, daß dies Volk eines der thätigſten, der unternehmendſten ſei, und daß es, hinſichtlich ſeiner Geſchicklichkeit auf dem Meere, von keinem übertroffen wird. Was den Karakter dieſer Seeleute betrifft, ſo hat auch er natürlicherweiſe den Einfluß der tirranniſchen Regierung erduldet, der eben ſo wohl auf dem Archipel, als auf dem Peloponnes laſtete, und obgleich die häufigen Berührungen, in welchen ſie mit den italieniſchen und franzöſiſchen Höfen waren, ſehr dazu beigetragen haben, ſie in mehreren Punkten über ihre Nachbarn zu erheben, ſo iſt die Gewinnſucht, und die Abneigung gegen jede regelmäßige Regierung, bei ihnen doch eben ſo groß und eben ſo ausſchweifend, als in den übrigen Theilen Griechenlands. Die glänzenden Siege der Miaulis, Kanaris, Sachturis und vieler Andern, ſind, eben ſo wie die großen Dienſte, welche die Marine der Sache der Revolution geleiſtet hat, zu bekannt, als daß wir ſie hier noch näher andeuten ſollten.

Wenn etwas die erhabene Angelegenheit Griechenlands noch intereſſanter machen könnte, als ſie es ſchon durch ſich ſelbſt iſt, ſo wäre es der hohe Karakter, die reinen und edeln Abſichten und die übrigen ſchönen Eigenſchaften derjenigen, die unveränderlich berufen ſind, ſie in der geſetzgebenden Verſammlung zu vertreten. Zugleich iſt keine Thatſache in der Geſchichte merkwürdiger, als der lebendige Wunſch, den die Nation in den erſten Momenten des Kampfes offenbart hat, wirklich und wahrhaft würdig vertreten zu ſein. Hat man nicht Urſache zu erſtaunen, daß nach einer ſo langen Zeit, die ſeit der Vernichtung aller Freiheit vorübergegangen iſt, plötzlich der Wunſch in allen Volksklaſſen, ſelbſt in den allerniedrigſten, ſich beurkundet, zu den Wahlen zu ſtimmen; vorzüglich wenn man der verſchiedenen Regierungen gedenkt, unter denen, immer unterdrückt, von der römiſchen Eroberung an bis auf den heutigen Tag, ſie immer geſeufzt haben.

Wie man ſich leicht einbilden kann, erlaubte die Unordnung, welche in den erſten Zeiten der Revolution vorherrſchend war nicht, den Wünſchen der Nation zu entſprechen, welche die Zuſammenberufung eines allgemeinen Kongreſſes verlangte. Es war nicht

einmal möglich, einen ſchicklichen Ort zur Zuſammentretung der Deputirten zu beſtimmen. Indeſſen waren die Exzeſſe, denen die Landbewohner, welche ganz von den örtlichen Tirannen und den Soldatenhäuptern abhingen, ſo wie die Unannehmlichkeiten, keinen ordentlichen Operationsplan aufſtellen zu können, ſo groß, daß die ganze Aufmerkſamkeit der Patrioten, denen die oberſte Leitung der Angelegenheiten oblag, dieſen wichtigen Punkt, ſogleich nach der Einnahme von Tripolizza, in Rede ſtellte, wodurch dann endlich, nach der Beendigung des erſten Feldzuges (von 1821) der große Herd der türkiſchen Unterdrückung im Peloponnes zerſtört wurde.

Die Zahl der in den erſten Tagen des Dezember 1821 in Epidaurus verſammelten Deputirten belief ſich zwiſchen ſechszig und ſiebenzig. Es waren Geiſtliche, Eigenthümer, Land- und Städtebewohner, von denen mehrere in Deutſchland, Frankreich und Italien erzogen worden waren. Ihr Betragen bewies ihren Eifer und den reinſten Patriotismus. Man kann aus ihren Verhandlungen entnehmen, daß ſie die Bedürfniſſe ihres Vaterlandes kannten, und daß ſie entſchloſſen waren, alle nöthigen Maasregeln in Anwendung zu bringen, um eine regelmäßige Regierung zu begründen, die eben ſo wohl auf die Erhaltung der öffentlichen Ordnung, als auf die Sicherung der Freiheit berechnet ſein ſollte. Von den von ihnen entwikkelten Talenten findet man genügende Proben in der „Unabhängigkeits-Erklärung“ und in dem „politiſchen Geſetzbuche“, das in dem kurzen Zeitraum von einem Monat erſchien, ſo wie in den Diskuſſionen, die ſich über jeden Artikel darboten.

Demungeachtet muß man jedoch geſtehen, daß eben dieſe Verſammlung zu Epidaurus die Veranlaſſung zu jenen Zwiſtigkeiten gegeben habe, die von ſo nachtheiligen Folgen für Griechenland geweſen ſind. Es iſt leicht, ſich die Urſachen davon zu erklären. Wir haben bereits der Exzeſſe gedacht, welche ſich die Hauptleute und die Primaten zu Schulden kommen lieſſen. Man muß alſo nicht erſtaunen, daß dieſe Oberhäupter, die dem Kongreſſe nur in der alleinigen Abſicht beiwohnten, der öffentlichen Aemter ſich zu bemächtigen, mit eiferſüchtigen Blicken gemeſſen wurden. Während ſie glaubten, durch ihre Triumphe und die dem Vaterlande bereits geleiſteten Dienſte, die gerechteſten Anſprüche auf die ausgezeichnetſten Würden und erſten Stellen im Staate zu haben, fürchteten die Volksvertreter ihre Macht und ihren Einfluß, den ſie ſchon viel zu groß fanden, noch zu vermehren. Von allen Seiten wurden lebhafte Vorſtellungen, hinſichtlich des Betragens der meiſten Hauptleute und Primaten, an den Kongreß gerichtet. Vorzüglich wurden Mauromichalis (der Mainottenführer) und der General Kolokotroni (der einflußreichſte der alten moreotiſchen Klephtenhäupter) mit Vorwürfen überhäuft, weil ſie den größten Theil der zu Tripolizza gemachten reichen Beute ſich allein zugeeignet hätten. Dieſe beiden proteſtirten zwar gegen dergleichen Beſchuldigungen, und behaupteten, daß ohne ſie die Revolution in Morea niemals hätte ausbrechen können, und daß, da noch keinerlei Regierung beſtand, um die Truppen zu beſolden, ſie dies aus ihren eigenen Mitteln gethan hätten; aber man wußte längſt, was von dieſer Angabe zu halten ſei. Die reine und volle Wahrheit beſteht darin, daß der Wunſch, ſich zu bereichern, auf welche Weiſe es auch immerhin ſei, ſo vorherrſchend bei den meiſten Anführern war, daß ſie befürchteten, ihre perſönlichen Vergrößerungsplane an der Inſtitution einer regelmäßigen und energiſchen Regierung und einer vollkommenern militäriſchen Organiſation ſcheitern zu ſehen. Daher rührte ihre immerwährende Oppoſition gegen jede ordentliche Begründung der öffentlichen Verwaltung und der Geſezeskraft.

Zu dieſen urſprünglichen Veranlaſſungen des Haſſes und der Unzufriedenheit muß man auch noch die Entfernung der vorzüglichſten Soldatenhäuptlinge von aller Theilnahme an der Regierung rechnen, und man kann ſich leicht einen Begriff von der Erbitterung und der Rachſucht machen, die ſie erfüllte, als ſie Epidaurus verlieſſen, da, gegen Ende Februars 1822, der geſetzgebende und vollſtreckende Körper ſeine Reſidenz nach Korinth verlegte. Obſchon man dieſe Ausſchlieſſung der Militäranführer als einen großen Mißgriff von Seiten der politiſchen Häupter angeſehen hat, ſo war ſie bei dieſer doch nur das Reſultat einer tiefen Ueberzeugung, über die Unzuverläſſigkeit der Erſtern, und ihre entſchiedene Abneigung gegen alle regelmäßige Ordnung und Macht. Mehrere Umſtände trugen jedoch bei, die Gewalt der Capitani noch zu vermehren. Sie waren, mit den Primaten, die einzigen Perſonen, in deren Händen ſich die Reichthümer befanden, während die Regierung vollkommen von Geldzuflüſſen entblößt war, und das gerade in einem Augenblicke, wo die Pforte die fürchterlichſten Rüſtungen, ſowohl zu Waſſer, als zu Land, machte; wozu ſich zum Ueberfluß noch die Beſtürzung geſellte, welche die Maſſacre und die Verwüſtung von Scio über ganz Griechenland verbreitete.

Ohne erforſchen zu wollen, welchen Männern man am meiſten den Ausſchluß der Soldatenhäuptlinge von der Regierung zuzuſchreiben habe, können wir aus innerſter Ueberzeugung verſichern, daß der Tadel dieſer Maasregel nicht auf die Mehrheit dieſer erſten Verſammlung fallen könne, weil der eigentliche Zweck derſelben war, eine Konſtitution zu verfaſſen, und in

den Provinzen ein örtliches Verwaltungssyſtem einzuführen, wodurch das Volk beſchützt, und ihm der Genuß ſeiner Freiheit und ſeines Eigenthums, durch die unmittelbare Ernennung der Eparken und der Ephoren, ſo wie der Munizipalbeamten, zugeſichert werden ſollte. Dieſer Zweck wurde mit Eifer verfolgt und theilweis, vor der Regierungsverlegung nach Korinth, auch erlangt.

(Der Beſchluß folgt.)

Politiſche Ueberſicht Neuſpaniens.

Von Alexander v. Humboldt.

Phyſiſcher Anblick des Landes.

Am 21 Februar ſagte ein Miniſter der mexikaniſchen Regierung bei einer feierlichen Veranlaſſung, in welcher er von dem Buche Alexanders von Humboldt ſprach: „Die politiſche Ueberſicht umſchließt das vollkommenſte und genauſte Gemälde von dem natürlichen Reichthum des Landes, und die Leſung dieſes großen Werkes hat nicht nur zur Belebung der induſtriellen Thätigkeit der Nation beigetragen, ſie hat ihr auch ein größeres Vertrauen in ihre eigenen Kräfte gegeben.“

Somit hat das auch ſchon früher vom gelehrten Europa hochgeſchätzte Werk nun auch noch das beſondere Verdienſt, allen Forderungen der Gegenwart in Bezug auf Neuſpanien vollkommen zu entſprechen, und ihm einen neuen Reiz zu verleihen. Die Begründung der amerikaniſchen Unabhängigkeit iſt eine zweite Entdeckung der neuen Welt. Dieſe große Begebenheit verändert die Richtung der Handelsſtraßen, öffnet der Ziviliſation ein unermeßliches Feld, wirft zahlreiche Nationen, von einer mächtigen Natur unterſtützt, die durchaus keine Aehnlichkeit mit der europäiſchen Erde hat, in die politiſche Wage unſers Jahrhunderts. Will der Kaufmann ſeine Berechnungen begründen; will der Staatsmann ſich in ſeinen Combinationen nicht verirren; will der Philoſoph ſeine Schlußfolgen befeſtigen, ſo müſſen ſie alle vor allem den innern Zuſtand dieſer neuen Länder, ihren Boden, ihre Bevölkerung, ihre Reichthümer kennen. Und das Alles findet man über Mexiko in Humboldts Werke.

Die ſpaniſchen Beſitzungen in Amerika erſtreckten ſich vom 41 Grade der Auſtralbreite bis zum 37 der Borealbreite, auf eine Länge von 1900 Stunden. Sie übertrafen an Ausdehnung zweimal die vereinigten Staaten von Nordamerika, und viermal die des britiſchen Reichs in Indien. Sie waren nur um ein Viertel kleiner, als das ganze aſiatiſche Rußland. Das Mutterland hatte ſie in neun Gouvernements getheilt, nämlich: Peru, Neugranada, Guatimala, Portorico, Caraccas, Mexiko, Buenos-Ayres, Chili und Havannah. Unter dieſen neun Abtheilungen nimmt Mexiko den erſten Rang ein, ſowohl wegen ſeines Reichthums und ſeiner Ziviliſation, als wegen der Vortheile, die ſeine Lage hinſichtlich des Handels ihm gewährt. Es hat einen Flächenraum von 118,295 Quadratſtunden; folglich iſt es fünfmal größer, als das Königreich Spanien in Europa.

Der merkwürdigſte Karakter der geologiſchen Konſtitution Mexiko's beſteht in der auſſerordentlichen Erhöhung ſeiner Ebenen. In Europa ſteigen die erhabenſten Ebenen, im Kanton Bern, höchſtens bis auf 1800 Fuß über dem Meere. Der Boden in Alt- und Neukaſtilien mag 1700 Fuß Höhe ü. M. erreichen. Die höchſte Fläche von Auvergne in Frankreich ſteigt nicht über 1900 Fuß ü. M. In Mexiko dagegen ſind die Ebenen viel erhabener und viel ausgedehnter. Von Mexiko bis nach Durango, einer Stadt in Neu-Biskaya, ungefähr 140 Stunden von jener entlegen, iſt der Boden beſtändig zwiſchen 5000 und 7000 Fuß über dem Spiegel des Ozeans. Deshalb iſt es zu Mexiko auch nicht die geographiſche Lage, ſondern die Höhe des Landes, welche die Temperatur und die Natur der Erzeugniſſe des Landes beſtimmt. Alle Himmelsſtriche ſind dort vereinigt, und ſo zu ſagen nach Stockwerken vertheilt. Die Küſten allein liefern die Produktionen, die ein Gegenſtand des Kolonialhandels ſind. Sie ſind auſſerordentlich fruchtbar; aber zugleich auch äuſſerſt ungeſund. Sie bringen im Ueberfluſſe Zucker, Baumwolle, Indigo und Bananen hervor. Man nennt ſie terras calientes. Nach ihnen folgen, auf eine Höhe von 4000 bis 5000 Fuß, am Abhange der Cordilleren, die terras templadas, wo ein ewiger Frühling herrſcht. Die terras frias, oder die kalten Landſtriche, bilden die dritte Zone, die mit 7000 Fuß ü. M. beginnt. Das Klima der über 8000 Fuß anſteigenden Ebenen iſt rauh, und ſelbſt für den Bewohner des Nordens unangenehm. Die Gewächſe ſind in dieſe verſchiedenen Zonen vertheilt. Unter der milden gedeiht der Brodfruchtbaum, unter der kalten der europäiſche Weizen. So ſind auf einen beſchränkten Raum alle Erzeugniſſe der verſchiedenſten Länder vereinigt, und der Ackerbau Europens berührt die Kultur der Wendekreiſe.

Der Reichthum Mexiko's beſteht nicht allein in dieſer Verſchiedenheit der Landeserzeugniſſe, ſondern auch in der Unerſchöpflichkeit ſeiner Bergwerke. Seine Minen haben einen ihm ganz eigenen Vortheil: ihre Lage iſt wenig erhaben, was ihre Ausbeutung leicht und wenig koſtſpielig macht. In Peru befinden ſich die beträchtlichſten Silberminen unter ewigem Schnee, und die ſie bearbeitenden Menſchen, ſo wie die Lebensmittel und die Saumthiere, kommen weit aus den Tiefen des Landes her. Zu Mexiko hingegen ſind die reichſten Silberminen, die von Guanaxuato, von Zacatecas, von Taſco, und von Real del Monte, nicht

über 4800 bis 6500 Fuß ü. M., rings von Ackerfeldern, Waldungen, Städten und Dörfern umgeben.

Von den beiden Meeren bespült, zwischen denen es eine Landenge bildet, hat Mexiko eine äusserst günstige Lage für den Handel mit allen Weltgegenden. Die Verbindungen mit Europa und Asien sind sehr leicht. Aber die östlichen Küsten sind nicht sicher genug. Vera-Cruz ist lange Zeit der einzige Hafen für die europäischen Schiffe gewesen, und noch dazu gehört er nicht zu den vorzüglichsten. Die Mündung des Guacualco bietet jetzt dem Handel eine bessere Rhede dar. Hinsichtlich der Verbindungen im Innern stellen sich mehrere Hindernisse entgegen, unter denen man die Ungleichheit des Bodens oben an stellen muß. Dem Ackerbau äusserst günstig, dessen Erzeugnisse dadurch sehr verschieden und vermehrt werden, hemmen sie den Handel durch die Schwierigkeit des Transports. Demungeachtet hat man eine prächtige Straße von Mexiko nach Vera-Cruz, längs dem östlichen Abhang der Cordilleren, erbaut. Es fehlt dem Lande ausserdem auch an Gewässern und schiffbaren Strömen. Die beiden einzigen bedeutenden Flüsse, der Rio del Norte und der Rio Coloredo, befinden sich nur in den nördlichen Theilen, die jetzt noch unbewohnt sind. Im Aequinoctialtheile verhindert die Unfruchtbarkeit der Zentralebene und die geringe Breite des Landes die Vereinigung einer großen Wassermasse.

Aber die Freiheit wird über diese Hindernisse der Natur triumphiren, vor denen die Untätigkeit des Despotismus nur die Stirn zu beugen versteht. Seine Lage, seine physischen Vortheile selbst behalten Mexiko einer großen Bestimmung vor. Humboldt sagte 1808 darüber beinahe etwas Prophetisches: „Zwischen Europa und Asien befindlich, auf einer Landenge, welche das Südmeer und den atlantischen Ozean berühren, scheint Mexiko dazu bestimmt zu sein, einen großen Einfluß auf die politischen Begebenheiten auszuüben, welche die beiden Kontinente bewegen. Ein König von Spanien, welcher seine Residenz nach Mexiko verlegen wollte, würde seine Befehle in fünf Wochen der Halbinsel, und in sechs Wochen den philippinischen Inseln können zukommen lassen. Das große Königreich Neuspanien, mit Sorgfalt kultivirt, würde allein alles das hervorbringen, was der Handel der übrigen Erde zusammenzubringen vermag: Cochenille, Zucker, Seide, Baumwolle, Kaffee, Weizen, Flachs, Hanf, Seide, Oel und Wein. Es würde alle Metalle darbieten, das Quecksilber selbst nicht ausgenommen. Vortreffliches Bauholz und der Ueberfluß von Eisen und Kupfer würden die Fortschritte der mexikanischen Schiffahrt sehr begünstigen." Und jetzt ist es nicht mehr ein König von Spanien, sondern ein volksvertretender Kongreß, der Mexiko regiert. Seit 1808 hat Mexiko seine Unabhängigkeit errungen. Zu den Elementen der eben dargestellten Macht muß man noch eines, vielleicht das größte von allen, zählen: die Freiheit.

Bevölkerung.

Wie groß war vor dem Einfalle der Spanier die Bevölkerung Mexiko's? — Diese Frage ist unmöglich zu beantworten. Um mit einiger Richtigkeit die Volksmenge in einem Lande zu bestimmen, bedarf man der Zählungen. Was man allein wissen kann, ist, daß die Bewohner von Montezuma's Königreiche ziemlich zahlreich sein mußten, weil das Land wohl bebaut, und mit Städten und Dörfern überdeckt war. Aber diese Bevölkerung war auf einen kleinen Raum, die Mexiko umgebenden Ebenen, zusammengedrängt.

Seit der Eroberung gibt es keine frühere Zählung, als die von 1794, die auf Befehl des Grafen von Revillagigedo, Vizekönigs von Neuspanien, eines thätigen und aufgeklärten Verwalters, gemacht wurde. Die desbalb verfertigten Register gaben die damalige Bevölkerung auf 4,484,559 Seelen an. Jedoch hatten viele Einwohner sich aus mancherlei Besorgnissen der Zählung entzogen, und man berechnet, daß man, um die dadurch entstandene Unrichtigkeit auszugleichen, die obige Summe wenigstens um ein Sechstel vermehren müsse.

Seit 1794 hat die Regierung sich mit statistischen Nachforschungen nicht mehr beschäftigt. Indessen hat sich seitdem eben die Volksmenge mit ausserordentlicher Schnelligkeit vermehrt. Die Zunahme der Lebensmittel gibt eine Probe davon. Man kann die Fortschritte des Ackerbaues nach dem Ertrage des Zehnten berechnen. Dieser hat sich seit vierundzwanzig Jahren verdoppelt.

In Ermangelung offizieller Hilfsquellen hat Humboldt die Register der Geistlichen zu Rath gezogen, in denen er eine Zusammenstellung der Geburten und Todesfälle gefunden hat, so wie eine Berechnung derselben auf die ganze Bevölkerung, wodurch die sehr schnelle Vermehrung derselben beurkundet wird. Nach diesen Angaben schlägt er die Bevölkerung des Landes i. J. 1803 auf 5,800,000 Seelen, und im Jahre 1808 auf 6,500,000 an. Seitdem dürfte der Krieg diese ungeheuere Zunahme um etwas vermindert haben; doch muß sie jetzt auf jeden Fall über sieben Millionen betragen.

Mexiko's Bevölkerung besteht aus verschiedenen Racen. Es sind dieselben Elemente, die man in allen spanischen Kolonien findet. Die Unterabtheilungen abgerechnet, scheidet sie sich in vier Kasten: Spanier, Neger, Indianer und Vermischte von Europäern, Afrikanern, amerikanischen Indianern und Malayen.

Indianer. Es ist ein ziemlich allgemein in Europa verbreitetes Vorurtheil, daß nur eine sehr kleine

Zahl von Nachkommen der alten Mexikaner übergeblieblieben iſt. Aber die Indianer ſind auf dem Kontinent nicht ſo ganz ausgerottet worden, wie auf den Antillen. Die Zahl der Indianer von reiner Race beläuft ſich in Mexiko noch auf 3,600,000 Seelen, oder ungefähr die Hälfte der Geſammtbevölkerung. Statt ſich zu vermindern, vermehrt ſie ſich in demſelben Maas, wie die der Europäer, was die Geburts- und Sterberegiſter aufs Klarſte beweiſen.

Man hat auch den Arbeiten in den Minen die Zerſtörung der indianiſchen Race zuſchreiben wollen; aber in Mexiko iſt, ſeit vierzig Jahren, dieſe Arbeit frei. Man bemerkt unter den Bergleuten keine größere Sterblichkeit, als bei den übrigen Volksklaſſen. Ihre Zahl iſt zudem nicht ſehr beträchtlich, und beläuft ſich in ganz Mexiko kaum auf 30,000. Die vorzüglichſte Urſache der Sterblichkeit bei den Indianern beſteht in ihrer Unvorſichtigkeit, die darin beſteht, ſich mit der möglichſt kleinen Menge von Lebensmitteln zu begnügen, woraus die traurige Folge entſteht, daß ſchon die kleinſte Hungersnoth die fürchterlichſten Verheerungen anrichtet. Derſelbe Karakter thieriſcher Sorgloſigkeit zeigt ſich auch bei den übrigen Indianern in ganz Amerika. Die Otomaken zu Uruana, an den Ufern des Oronocko, ſind oft ganze Monate lang genöthigt, Thonerde als einzige Nahrung zu verſchlingen.

Die indianiſche Bevölkerung Mexiko's iſt nicht homogen, ſondern ſie iſt aus ſehr verſchiedenen Völkern zuſammengeſetzt. Mehr als zwanzig Sprachen werden von ihr geredet. Davon haben bereits vierzehn ihre Grammatik und ziemlich vollſtändige Wörterbücher. Die Nation, welche Cortez unterjochte, war, wie die Spanier, eine Race von Eroberern. Mexico war von dem ſechsten bis zum zwölften Jahrhundert von auf einander folgenden Wanderungen der nordiſchen Völker überſchwemmt worden. Das Problem ihres Urſprungs iſt mit dichter Finſterniß umſchleiert. Weniger barbariſch, als die Stämme, die ureingeboren zu ſein behaupteten, brachten ſie einen gewiſſen Grad von Ziviliſation mit ſich. Die Tulteken, die im ſiebenten Jahrhundert erſchienen, führten den Ackerbau ein, ſchufen Städte, Wege und große Pyramiden, die den ägyptiſchen ähnlich ſind. Der Gebrauch der Hieroglyphenmalerei war ihnen bekannt, eben ſo die Kunſt, die Metalle zu ſchmelzen, und die härteſten Steine zu zerſchneiden. Sie hatten ein vollkommeneres Sonnenjahr, als die Griechen und Römer. Die Azteken, deren Niederlaſſung im Thale von Mexiko aus dem zwölften Jahrhundert ſich herſchreibt, und die das Land noch beſaßen, als es von den Spaniern erobert wurde, waren noch mehr in der Kultur fortgeſchritten. Ein aztekiſcher König hatte ſechzig Hymnen zur Ehre des höchſten Weſens gedichtet, und viele Zeichnungen aztekiſcher Maler von Pflanzen und Thieren haben dem berühmten Botaniſten Hernandez weſentliche Dienſte geleiſtet.*)

Die Eroberung hat die ganze Ziviliſation der Mexikaner zerſtört, und ſie wieder zu Barbaren gemacht. Der ſpaniſche Fanatismus rottete alle aztekiſchen Prieſter, die einzige unterrichtete Klaſſe der Bewohner, aus. Seitdem ſind die innern Einrichtungen der Ausbildung keineswegs günſtig geweſen. Das Bild, welches Cortez von den Mexikanern des ſechszehnten Jahrhunderts entwirft, paßt daher auf die heutigen noch in allen Punkten. Der Hauptkarakter dieſer Race iſt ein großer Mangel an Geiſtesthätigkeit und Einbildungskraft. Er iſt ernſt, melancholiſch, ſtumm, ohne Bewegung und Heiterkeit. Der Eingeborne hängt an ſeinen Gewohnheiten und Sitten mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit. Er hat vom Chriſtenthum nur die Zeremonien und Feſte angenommen. Um ihn zu Gunſten desſelben zu ſtimmen, haben die europäiſchen Prieſter ſich der amerikaniſchen Mythologie zuneigen müſſen. Er hat auch eine beſondere Vorliebe für Malerei und Bildhauerei; aber er übt beides ohne Erfindung und ohne Genie aus; ſein ganzes Talent beſchränkt ſich auf die Gabe ſklaviſcher Nachahmung. Er zeigt eine noch größere Neigung zu den bloß mechaniſchen Künſten, und dieſes iſt eine Art volkseigenthümlicher Trieb, der der Induſtrie einſt von großem Nutzen ſein wird. Die Freude an Blumen iſt ebenfalls ein hervorſtechender Zug im Karakter des Mexikaners. Ein Strauß war das köſtlichſte Geſchenk, das Montezuma darzubringen wußte. Die Laden der Kaufleute ſind noch heute mit Blumen geſchmückt. So zeigt ſich bei dieſem kindlichen Volk das Gefühl des Schönen.

Der Zuſtand der Indianer unter der ſpaniſchen Regierung war nicht geradezu der der Sklaverei; aber ſie befanden ſich demungeachtet in einer ſehr abhängigen und demüthigenden Lage. Elend und Erniedrigung war das Loos der ganzen Nation. Sie unterwarf ſich dem Joche mit einer Art thieriſcher Abneigung, und ſetzte der Gewalt nur Liſt entgegen. Es gab indeſſen unter den Beſiegten dennoch eine Verſchiedenheit des Standes, die auch einen Unterſchied in ihrem politiſchen Zuſtand hervorbrachte. Sie theilten ſich in edle Indianer, oder Kaziken, und in ſteuerpflichtige. Die, welche des Kazikenrechts, oder des Cacicasgo, genoſſen, erhielten vom ſpaniſchen Geſetze alle Rechte des kaſtilianiſchen Adels. Aber in ihrer elenden Lage waren dieſe Rechte ihnen von keinem beſondern Nutzen. Mehrere von ihnen widmeten ſich dem geiſtlichen Stande,

*) Die aztekiſchen Handſchriften ſind äuſſerſt merkwürdig. Keine bekannte Nation des alten Kontinents hat einen ſo ausgedehnten Gebrauch von der Hieroglyphenſchrift gemacht.

und nur sehr Wenige neigten sich dem Soldatenstande oder der Rechtsverwaltung zu. Im Ganzen sind sie arm, wie das übrige Volk, Einige ausgenommen, die ein ziemlich bedeutendes Vermögen haben, was jedoch äusserst selten ist. Es gibt durchaus keinen Mittelstand, keine sogenannte Wohlhabenheit bei ihnen, und die Reichen leben wie die Armen, ohne Luxus, schlecht gekleidet, und Alles entbehrend, was das Leben leichter und angenehmer macht. Das spanische Gesetzbuch beauftragte die Kaziken mit der Verwaltung der obrigkeitlichen Aemter und der Erhebung der Kopfsteuer; aber weit entfernt, daß dies Verfahren der eingebornen Race hätte zum Vortheil gereichen sollen, diente es nur dazu, den Vornehmern die Gewalt zur Unterdrückung ihrer Landsleute in die Hände zu geben. Sie vergalten auf solche Weise die Demüthigungen, die sie hatten erdulden müssen.

Schon zur Zeit der Eroberung befanden sich die tributären Indianer in dem Zustande der Armuth und Entartung. Einer Art von Feodalität unterworfen, konnten sie mit den Nationen des Mittelälters verglichen werden. Die spanische Unterjochung verschlimmerte ihre Lage noch mehr. Sie wurden zuerst wie das Vieh behandelt, denen kein Eigenthum zustehe. Die Weißen stritten sich darum, und machten sich eine Beute daraus. Um diesen traurigen Zustand der Eingebornen einigermaßen zu verbessern, stellte die spanische Regierung die Sklaverei in bestimmtere Grenzen durch die Stiftung der Encomiendas. Sie vertheilte die Indianer durch Loose, und unter dem Titel von Lehen, an Herren, die in Spanien ernannt wurden. Seit dem achtzehnten Jahrhundert wurden sie indessen wieder frei erklärt. Karl III. schaffte die Encomiendas gänzlich ab, von denen ein großer Theil schon von selbst eingegangen war. Es wurden Intendanten eingesetzt, die für das Wohl der Eingebornen und auf die Ausübung der Gesetze wachen sollten, die im Ganzen sanft und menschlich waren.

Aber auch unter dieser neuen Verwaltung war ihre Lage keineswegs glücklich zu nennen. In ihre besondern Dörfer exilirt, von aller Gemeinschaft mit den Weißen abgeschnitten, hatten sie fast kein individuelles Eigenthum.*) Das Gesetz zwang sie, die Gemeindeländereien zu bebauen, und der Ertrag derselben, der in eine eigene Kasse abgeliefert werden mußte, kam den Arbeitern fast nie zu Gute. Alles trug dazu bei, eine unübersteigliche Scheidewand zwischen die Sieger und die Besiegten zu erheben. Die Indianer wurden beständig als unmündig betrachtet, und durften keine Verpflichtung über den Werth von fünfundzwanzig Franken eingehen. Sie waren den indirekten Steuern nicht unterworfen, die auf den Europäern lasteten. Ihre Abgabe bestand in der Kopfsteuer, oder dem Tribut, der von allen Individuen männlichen Geschlechts vom zehnten bis zum fünfzigsten Jahre bezahlt wurde. Seit zweihundert Jahren hat sich dieser Tribut immer vermindert*); aber dazu kamen noch die beinahe unerschwinglichen Pfarrabgaben. Jeder Indianer mußte 10 Franken für die Taufe, 20 Fr. für das Heirathszeugniß, und 32 Fr. für die Beerdigung bezahlen, wzu noch die unaufhörlichen sogenannten freiwilligen Opfer gerechnet werden müssen.

Das war 1808, vor der Revolution, der Zustand der Indianer. Ihr Elend ist mit vieler Kraft und Wahrheit in einer Denkschrift geschildert, die 1799 dem König von dem Bischof und dem Kapitel von Mechoacan vorgelegt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

*) Das Gesetz wies den indianischen Dörfern den beschränkten Raum von 600 Varen (1890 Fuß), im Umfange, an.

*) Im größten Theile Mexiko's stieg er 1808 auf eilf Franken, in einigen andern Theilen betrug er gar nur fünf Franken.

Historische Erinnerungen.

Sebastian von Portugal.

Nach der Schlacht bei Alkassar, die Sebastian, König von Portugal, am 4. Aug. 1578 verloren hatte, war er plötzlich verschwunden. Als Sieger nahm Philipp der Zweite von Spanien, durch seinen Rathgeber und Helfer, den grausamen Alba, Besitz von dem verwaiseten Reiche; aber er vermochte in den Herzen der treuen Portugiesen nicht den Glauben zu ersticken, daß ihr legitimer König noch lebe und vielleicht bald wieder erscheinen werde. Wirklich traten auch mehrere Personen auf, die die Rolle Sebastians zu spielen versuchten; aber der wirkliche schien sich unter ihnen nicht befunden zu haben. Was aus ihm geworden sei, weiß man so recht eigentlich nicht; darf man jedoch einer altkastilianischen Handschrift von 1596 Glauben beimessen, die sich in der Bibliothek des Hofkammerraths von Wispach zu Neuburg befindet, so hat er ein grausenerregendes Ende genommen, das die Seiten der spanischen Geschichte mit ewiger Schmach bedeckt.

Es war gegen Ende Dezembers 1594, als ein fremder Mann, Namens Gabriel Espinosa, in Begleitung zweier Bedienten, zu Valladolid eintraf. Er miethete eine einfache, aber bequeme Wohnung, lebte äusserst still und zurückgezogen, und vertheilte sehr reichliche Almosen unter die Armen. Er war immer einfach und sauber gekleidet, ohne Prunk und Dürftigkeit. Kurz nach seiner Ankunft verschwand einer seiner Bedienten mit einer Schatulle, in der sich 150

Dukaten befanden. Er nahm, ohne sich zu beschweren, einen andern an, verbot aber beiden, ihn je ausser dem Hause zu begleiten, um alles Aufsehen zu vermeiden. Verließ er die Stadt, so schickte er sie voraus. Sie mußten ihn an einem bestimmten Orte erwarten, und von dort aus mußten sie immer abwechselnd einer dem andern zuvoreilen, um ihn bei seiner Ankunft von alle dem zu unterrichten, was sie hatten erfahren können.

Auf einem solchen Ausfluge begegnete er dem Bereiter eines Grafen, der ein sehr schönes Pferd am Leitseile führen ließ, und ein Gespräch mit ihm anknüpfte, in dessen Folge er die Bemerkung machte, daß sich bis jetzt noch kein Reiter gefunden habe, der diesen Bucephalus zu bändigen im Stande gewesen wäre. „Ich bin zwar kein Alexander," sagte Espinosa lächelnd, „aber ich möchte beinahe die Wette eingeben, dies Thier zu zähmen." — „Es gilt!" rief der Bereiter: „Ich wette, was Ihr wollet, daß Ihr das nicht im Stande seid." Nach längern, immer wärmer gewordenen Gegenreden verstand man sich endlich über eine kleine Summe, Espinosa nahte sich dem stolzen Roß, faßte es mit sicherer Hand am Zügel, und schwang sich wie ein Vogel hinauf. Das Thier bäumte sich und schlug mit allen Vieren aus; aber je störrischer es sich geberdete, eine um so bewundernswürdigere Reitergefertigkeit entwickelte auch der Fremde, zum größten Erstaunen der Zuschauer. Dabei hielt er sich mit einem so stolzen und hohen Anstande, daß sich der Bereiter nicht erwehren konnte, auszurufen: Espinosa müsse eine sehr vornehme Erziehung genossen haben; was dieser jedoch läugnete, hastig vom Pferde sprang, und den Andern erzählte, er habe in seiner Jugend unter der Reitergarde des Königs von Portugal gedient, und daher diese Kunstfertigkeit im Pferdebändigen erlangt. Sodann beurlaubte er sich mit einer leichten Handbewegung, und setzte seinen einsamen Spaziergang fort.

Der Reitknecht behauptete gesehen zu haben, wie Espinosa, in einiger Entfernung, mit der flachen Hand sich vor die Stirn geschlagen habe. Dieser geringfügige Umstand, zu dem sich noch die Aussage einer Bettlerin gesellte, die vom Fremden allwöchentlich ein starkes Almosen erhalten hatte, daß sie einen sehr kostbaren Diamantring bei ihm gesehen, erregte den Verdacht, daß er ihn wohl gar gestohlen haben könne, und veranlaßte seine Verhaftung. Man stellte Haussuchung bei ihm an. Alle seine Nachtkleider und seine Wäsche waren von den feinsten Stoffen. Auch Kostbarkeiten wurden gefunden, und bestanden: in einem reichbesetzten Pokal von Elfenbein und von der seltensten Arbeit, einem Gebetbuche mit einem Einbande von geschlagenem Golde, einem Ring mit einem ausgeschnittenen Bilde Philipps II als Kind (diesen Ring hatte der König von Spanien einer sehr vornehmen Nonne, Donna Anna de Austria genannt, welche sich im St. Marienkloster zu Madrigal befand, zum Geschenk gemacht), einigen mit Diamanten und andern seltenen Edelsteinen besetzten Heiligenbildern, einem großen in Gold gefaßten Stein von unschätzbarem Werth, und einer kleinen goldenen, mit Diamanten umkränzten Uhr, wie man sie damals auf der Brust zu tragen pflegte, nebst noch vielen andern Gegenständen, die nicht speziell benannt wurden.

Der Verhaftete sagte im ersten Verhör aus: „Er heiße Gabriel Espinosa, sei Pastetenbäcker zu Madrigal, wo er sich seit einem halben Jahre niedergelassen habe. Die bei ihm gefundenen Kostbarkeiten seien ihm von der Prinzessin Anna, im Marienkloster zu Madrigal, zum Verkauf anvertraut worden, aus welchem Grunde er sich auch zu Valladolid befinde." Man zweifelte an der Wahrheit dieser Aussage, und bedrohte ihn mit der Folter, worauf er den Corregidor starr und durchdringend ansah, als wolle er ihn mit seinem Blicke vernichten, sodann wieder mitleidig lächelte, und mit Stolz endlich in die Worte ausbrach: „Ihr handelt, wie Ihr es für gut befindet; aber nicht alles ist gut, was der Wahn Euch lehret. Darum hütet Euch! Seine katholische Majestät kennt mich sehr wohl, und wird es nie zugeben, daß ich solcher Schande und solchen Schmerzen ausgesetzt werde. Ich sage Euch, hütet Euch, mich noch länger auf eine so grausame und verworfene Weise zu behandeln; es möchte Euch vielleicht einst gereuen; doch dann wäre es zu spät." Der Corregidor und seine Beisassen waren im ersten Augenblicke über diese Worte, über den Ton, mit dem sie ausgesprochen wurden, und über die ganze Haltung des Gefangenen so sehr erstaunt und ausser aller Fassung gerathen, daß sie nicht wußten, was sie darauf entgegnen sollten, bis endlich der Erstere sich wieder erholte, und ihm den Bescheid gab: daß die gegen ihn in Anwendung gebrachte Behandlung in vollkommenster Uebereinstimmung mit seinem angeblichen Stande stehe; daß jedoch, wenn er von höherm Range sei, er es nur zu sagen brauche, wornach man sodann auf denselben Rücksicht nehmen werde. Man kennt die Antwort Espinosa's auf diesen Vorschlag nicht.

Zu eben der Zeit, als diese Begebenheit sich zutrug, hatte man in der Nähe von Valladolid eine fremde Dame mit zwei kleinen Kindern gesehen, die, wie man erst später erfuhr, sehr oft vertraute Boten an Espinosa abgefertigt hatte, die auf seinen Spaziergängen wie von ungefähr mit ihm zusammentrafen, und sodann wieder zu ihr zurückkehrten. Aber kaum hatte sie seine Verhaftung vernommen, als sie mit den Kindern plötzlich verschwand, und, alle nur möglichen

Nachspähungen ungeachtet, nie mehr in ganz Spanien gesehen wurde. Auch einem der Diener Espinosa's war es gelungen, zu entschlüpfen, nach Madrigal zu eilen, und dort einen kleinen Schreibtisch aus der Wohnung seines Herrn fortzuschaffen, den man ebenfalls nicht mehr entdecken konnte, und der wahrscheinlich Papiere von der höchsten Wichtigkeit enthalten mochte; wenigstens vermuthete man das. Denn es war daraus ein Brief verloren gegangen, der unglücklicherweise in die Hände des Kriminalrichters gerieth. Er war, der äussern Adresse nach, an Gabriel Espinosa, Pastetenbäcker aus Madrigal, gerichtet, und von dem Beichtvater jener vornehmen Nonne, Miguel de los Santos, einem gebornen Portugiesen, der in der ganzen Gegend, seiner strengen Rechtschaffenheit und wahren Frömmigkeit wegen, in sehr gutem Rufe stand, geschrieben. Aber im Innern des Briefes nannte der Geistliche den, an welchen er sein Schreiben gerichtet hatte, „Eure königliche Majestät", und theilte ihm mehrere höchstwichtige Familiennachrichten mit, aus welchen sich ergab, daß die fremde Dame die Königin, und die beiden Kinder die ihrigen gewesen waren. Der Schreiber bat um die nähern Befehle Seiner Majestät, und unterschrieb sich als deren getreuester Unterthan.

Der Geistliche, der diesen Brief geschrieben hatte, wurde nun sogleich verhaftet und auf das Schrecklichste bedroht, wenn er nicht die reine Wahrheit aussage. Er gestand zitternd und halb bewußtlos, daß der Gefangene Niemand anders, als der seit der Schlacht von Alkassar vermißte König Don Sebastian von Portugal sei. Zur Bestätigung der Wahrheit seiner Aussage gab er ausserdem noch zwölf Hauptpunkte an, worunter sich vorzüglich zwei auszeichnen. „Ich habe", sagte er, „den König, als er noch Kronprinz war, sehr oft gesehen und gesprochen. Seine Züge sind nie aus meinem Gedächtnisse entschwunden, und ich habe sie im Gesichte des angeblichen Espinosa wieder erkannt. Sodann hatte er einst, er mochte damals ungefähr acht Jahre alt sein, mit seinem Bruder, dem Kardinal Heinrich, im Hofgarten von Lissabon spielend, eine in Gold gefaßte Reliquie verloren, die ich so glücklich gewesen war wiederzufinden, indem ich mit einem andern jungen Geistlichen spazieren ging. Ich erwähnte dieses Umstandes im Gespräch mit dem angeblichen Espinosa, und er erinnerte mich an den Brunnen, an welchem wir die Prinzen antrafen, und ihnen das Verlorene wieder zurückerstatteten. Er beschrieb mir ausserdem noch die Reliquie, wiederholte mir, wie als Erinnerungsbild einer schönen, frohen Vergangenheit, die Worte, die sein Gouverneur in unserer Gegenwart zu ihm sprach, und die komische Antwort, die sein Bruder darauf gab. Als er endlich vor einiger Zeit bei mir erschien, und er, dem vorher ein ganzes mächtiges Königreich als Eigenthum gehört hatte, nur einen Zufluchtsort von mir erflehte, würde ich mich dennoch schwerlich der Gefahr ausgesetzt haben, ihm unbedingten Glauben beizumessen, wenn er nicht zwei an mich gerichtete Briefe mitgebracht hätte, von denen der eine von der Hand seines Bruders, des Kardinals, und der andere von der eines sehr hohen Geistlichen meines Vaterlandes war, die mich, da ich ihre Handschriften aufs Vollkommenste kannte, noch zum Ueberfluß überzeugten, daß der Ueberbringer Niemand anders, als der unglückliche König Don Sebastian sei."

Die eben erwähnten Briefe wurden dem Corregidor übergeben, und von diesem, nebst einer umständlichen Darstellung des ganzen Vorfalls, nach Madrid gesendet. Kurz darauf erschien ein königlicher Beauftragter, der seine Prozedur damit begann, daß er den Beichtvater der Prinzessin auf die Folter spannen ließ. Unter den heftigsten Schmerzen schrie er oftmals: „Ich kann nicht gegen meine Ueberzeugung, gegen mein Gewissen sprechen. Als rechtschaffener Mensch, als Priester muß ich die Wahrheit sagen, Espinosa und der König Don Sebastian von Portugal sind eine und dieselbe Person. Anderes erzwingt man von mir nicht." Man trieb es bis zum dritten Grad der Folter, und verstärkte die Martern auf alle nur erfindliche Weise. So standhaft und beharrlich er auch bis dahin geblieben war, so vermochte er nun doch nicht länger zu widerstehen. Er sagte aus, was man von ihm verlangte, und antwortete auf die ganz fertigen Fragen jedesmal nur ein halbunterdrücktes Ja. Gezwungen, den entscheidenden Hauptpunkt nachzusprechen, sagte er: „Gott, der Allwissende und Allbarmherzige, wird mir verzeihen, wenn ich lüge. Ja, es kann sein, daß Gabriel Espinosa nicht der König Don Sebastian, sondern ein Betrüger ist." Nach diesen Worten sank er ohnmächtig zusammen, und weder durch die fürchterlichsten Drohungen, noch durch die härteste Behandlung, noch selbst durch Hunger und Durst in dem gräßlichsten Kerker, vermochte man je eine andere Aussage und Beschuldigung ihm abzugewinnen.

Nach dieser Art von Vorrede schritt der königliche Bevollmächtigte zum Hauptzweck seiner Mission. Espinosa oder Sebastian wurde ihm, mit schweren Fesseln belastet, vorgeführt. Er empfing ihn mit kränkenden Beschimpfungen. „Ich bin kein Betrüger, wie Ihr mich nennt," entgegnete der Unglückliche, sondern ich heiße Gabriel Espinosa. Man fand mich auf den Stufen der St. Sebastianskirche zu Lisboa, wo ich ausgesetzt worden war, so daß ich meine Aeltern nicht kenne. Als ich groß geworden war, ließ ich mich

in der Reitergarde des Königs von Portugal anwerben, und diente lange Zeit in derselben. Die verschiedenen Sprachen, welche ich rede, lernte ich im Umgange mit den Soldaten aus mehrern Nationen. Ich kann wohl lesen, aber ich kann nicht schreiben, denn ich habe es nie gelernt. Meines Gewerbes bin ich ein Pasteetenbäcker aus Madrigal."

In Folge dieser letztern Aussage nöthigte man ihn, eine Probe von seiner Geschicklichkeit als Pasteetenbäcker abzulegen, woraus sich denn ergab, daß er sein Handwerk sehr schlecht verstehe, obgleich die von ihm erkaufte Concession vollkommen in Ordnung war. Auch die Donna Anna bestätigte die Wahrheit seiner frühern Aussage, nämlich, daß sie ihm die bei ihm gefundenen und ihr genau beschriebenen Kostbarkeiten anvertraut habe, um solche zu Valladolid zu verkaufen.

Man befragte ihn ferner: ob er den König Sebastian gekannt, und ob er Theil an der Schlacht von Alcasarquivir genommen habe? — „Warum soll ich den König nicht gekannt haben?" entgegnete er: „Ich habe ja an jenem Unglückstage in seiner Reitergarde gefochten." Die Frage: ob er sich nicht selbst einmal für den vermißten König ausgegeben habe? beantwortete er mit einem bestimmten „Nein!" Aber demungeachtet wurde er den Folterknechten überantwortet. Bei ihrem Anblicke verließ ihn plötzlich die bewundernswürdige Gelassenheit und Standhaftigkeit, von welcher er die ganze Zeit seiner Haft, und selbst im letzten Verhör, so viele Proben gegeben hatte. Er überließ sich zuerst einem herzzerreissenden Schmerze, und gleich darauf einer unbeschreiblichen Wuth. Er schlug wie ein Verzweifelter um sich, und streckte mehrere der gräßlichen Helfershelfer der sogenannten Gerechtigkeit zu Boden; aber endlich mußte er der Gewalt unterliegen. Er wurde übermannt, auf's Schmachvollste mißhandelt, geknebelt, verwundet und in solchem Zustande auf die Folter geworfen. Es war der Kampf eines Löwen gegen eine Hyänenheerde.

Standhaft bestand er alle Grade der ausgesucht martervollsten Tortur, und selbst, als alle seine Glieder so stark ausgespannt wurden, daß sie nicht mehr menschlichen Körpertheilen ähnlich waren, ließ er nicht einen Schrei, nicht einen Seufzer, nicht eine Bitte vernehmen. Er schien im Gegentheil so sehr des Befehlens gewohnt zu sein, daß er selbst bei den heftigsten Schmerzen und unter den Händen seiner Henker es nicht zu vergessen im Stande war. Umsonst waren alle Versuche, eine andere, als seine frühere Aussage, von ihm zu erzwingen. Er beklagte sich nicht mehr, er duldete und schwieg. — Die Aktenstücke wurden nun nach Madrid geschickt, wo man folgendes Urtheil, das, in welcher Beziehung man auch immerhin den unglücklichen Gefangenen betrachten mochte, unerhört genannt werden darf und der spanischen „Gerechtigkeitspflege" zur ewigen, unvertilgbaren Schande gereicht:

„Der Betrüger Gabriel Espinosa, angeblicher Pasteetenbäcker zu Madrigal, welcher die Frechheit gehabt hat, für den König Don Sebastian von Portugal sich auszugeben, soll zu Madrigal auf den Richtplatz geschleift, dort gehängt und gevierttheilt werden u. s. w."

Dieses Urtheil wurde am 2. August 1595 auf dem Marktplatze in der bezeichneten Stadt an ihm vollzogen. Als er auf der Leiter des Galgens stand, wendete er sich gegen das Volk, um zu ihm zu sprechen; aber der Mönch, der ihn begleitete, hielt ihm das Kruzifix so dicht und so fest an den Mund, daß er nicht ein Wort hervorzubringen vermochte. Darauf erfaßte ihn der Henker sogleich rücklings mitten am Leibe, warf ihn über die Leiter hinweg, nachdem er ihm den Strick um den Hals gewunden hatte, sprang ihm auf die Schultern und erwürgte ihn. Der zuckende Körper wurde in vier Theile zerrissen, diese wurden öffentlich ausgestellt und nachher auf dem Schindanger begraben. So endete ein Mensch, der, den einstimmigen Vermuthungen aller Zeitgenossen zufolge, einst die Krone Portugals getragen hatte, und den der fürchterliche Alba, oder sein klüglicher Kumpan Philipp II, beiseite schaffen ließ, um durch einen Königsmord seine schändliche Usurpation zu legitimiren.

Einen Monat nachher wurde auch der Beichtvater Miguel de las Santos zu Madrid gehängt. Die Prinzessin Donna Anna de Austria mußte, nebst ihren beiden Kammerfrauen, mit nackten Füßen Kirchenbuße thun. Das Reden wurde ihnen auf zehn Jahre lang aufs strengste verboten; aber schon einen Monat nach diesem Urtheil starben sie — an Gift.

Englische Sittentafel.

Wie man Prozesse gewinnen kann.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde ein Mann des Straßenraubes beschuldigt und nach Newgate gebracht. Er wählte den Advokaten Brecknock zu seinem Vertheidiger. Dieser fragte ihn zu allererst: ob er den Raub wirklich begangen habe? „Sagt mir die Wahrheit," fügte er hinzu, „damit ich meine Vertheidigung danach einrichten könne. Im Uebrigen mögt Ihr schuldig sein, oder nicht, das bekümmert mich nicht. Meine Schuldigkeit ist allein, Euch als unschuldig darzustellen. Also heraus mit der Sprache." — Ja, ich habe den Raub begangen, sagte der Andere. — „Das ist gut, aber habt Ihr Geld?" — Hundert Pfund Sterling etwa. — „Gebt mir achtzig davon. Sie sind nicht für mich, sondern zu Eurer

Vertheidigung und zum Beweiſe Eurer Unſchuld beſtimmt. Ich will ſie Euch nachher bei Heller und Pfennig berechnen. Geld und Zeit (Ihr habt noch fünf Wochen bis zu Euerm Verhör) macht möglich die — Unmöglichkeit.“ Er nahm die achtzig Pfund in Banknoten, die der Räuber geſchickt in ſeiner Kleidung verborgen hatte, und rief ihm ſcheidend zu: ſich die Zeit bis zu ſeiner Befreiung nicht zu lang werden zu laſſen.

Kurz darauf kam der Advokat noch einmal, um ſich die näheren Umſtände des Raubes mittheilen zu laſſen. „Vor etwa fünf Wochen“, erzählte der Gefangene, „begegnete ich auf der Barnetſtraße, zwiſchen 11 und 12 Uhr Nachts, einem Wagen, in welchem ſich ein Gentleman befand. Ich hielt ihm, mit allem möglichen Reſpekt, das Piſtol unter die Naſe, und lud ihn ſehr höflich ein, mir ſeine mit ſich führende Baarſchaft gefälligſt überliefern zu wollen. Der ehrenwerthe Gentleman zitterte am ganzen Leibe, nicht mehr und nicht minder, als die beiden Lümmel von Kutſcher und Bedienten, ſo daß ich circa 137 Guineen und einiges Silbergeld ohne alle fernere Zeremonie erhielt, weshalb ich dann auch, und noch mehr, weil ich mich nicht gern mit entdeckbaren Sachen befaſſe, dem Herrn ſeine goldne Uhr wieder zuſtellte. Sodann wünſchte ich der Geſellſchaft eine glückliche Fortſetzung ihrer Reiſe, warf mein Roß herum, und trappte gemüthlich fürbas. Auf einmal hörte ich hinter mir galoppiren. Es war heller Mondſchein und ich erkannte den Kutſcher, dem das Herz plötzlich gewachſen war, der eins der Wagenpferde losgeſpannt hatte und mich zu erreichen aus Leibeskräften ſich bemühete. Ich weiß nicht, warum ich nun auf einmal den Muth verlor, wahrſcheinlich aber, weil es dem Andern beigefallen war, mir den ſeinigen zu zeigen. Kurz ich nahm Reißaus, links von der großen Straße ab, auf einen Seitenweg, wo ich endlich, wie man zu ſagen pflegt, die Welt mit Brettern vernagelt fand. Ich drückte meinem Renner die Sporen in die Flanke, und hui! flog ich darüber hin. Der Andere hatte, mit ſeinem Wagenpferde, keine Luſt meinem Beiſpiele zu folgen, und ſo entkam ich mit heiler Haut. Ich glaubte mich nun ganz ſicher und geborgen, als ich, vor einigen Tagen, mich dem Kutſcher zu Whitechapel gegenüber befand. Er mochte wohl meinen Gaul oder mich ſelbſt erkannt haben, faßt mich beim Kragen, und ſtellte mich vor Gericht, wo ich das Unglück hatte, ſowohl von dem Herrn, als von dem Kutſcher und Bedienten, welcher Letztere genau mich wieder zu erkennen behauptete, da er mein Geſicht im Mondſchein geſehen hätte, als Räuber angegeben, und ihrer einſtimmigen Ausſage zufolge feſtgeſetzt wurde.“

Das iſt eine verzweifelte Sache, ſagte Brecknock, aber laßt Euch darüber kein graues Haar wachſen. Wir wollen das Ding ſo wenden und drehen, daß Ihr für unſchuldig erklärt und wieder in Freiheit geſetzt werden ſollet. Darauf gebe ich Euch mein Wort. Aber verhaltet Euch fein geſcheut, und kommt mir nicht mit Euern Ausſagen in die Quer. Sagt nur immer: ich bin unſchuldig! und damit holla. Wir wollen uns nicht damit abgeben, den gemeinen Beweisverſuch aufzuſtellen, daß Ihr Euch an einem andern Orte befunden habet; denn das iſt gefährlich und könnte bei ſcharfem Verhör bald entdeckt werden. Durch ſo ſchlechte Mittel wollen wir alſo Euer Leben nicht gefährden, ſondern zur Sicherung deſſelben einen ganz andern Weg einſchlagen.

Indeſſen war der Verhandlungstag dieſer Angelegenheit vor Gericht erſchienen. Die drei Ankläger beſchworen ihre Ausſagen, daß der Verklagte wirklich der Räuber ſei, wovon ſie um ſo mehr überzeugt ſeien, da ſie ſein Geſicht im hellen Lichte des Vollmonds geſehen hätten, indem ihm, beim Anhalten des Wagens, der Flor, mit dem er ſich verhüllt hatte, abgefallen ſei. Nach dieſer Beſchuldigung ſollte ſich der Gefangene vertheidigen. Sein Anwalt that dies folgendermaßen:

„Hochverehrte Herren Richter und Geſchworene! Wenn Sie dieſen Mann kennten, wie ich ihn kenne, ſo würden Sie nicht den geringſten Zweifel über ſeine Schuld oder Unſchuld haben. Aber da Sie in ſeiner Seele nicht zu leſen vermögen, ſo bin ich beauftragt, Ihnen den Beweis von der letztern auf's klarſte darzuthun. Das Verhältniß, in welchem er ſich vor Ihnen befindet, iſt in der That unangenehm; aber es würde noch unangenehmer ſein, wenn er es ſelbſt herbeigeführt hätte. Man beſchuldigt ihn, jenen ehrenwerthen Gentleman beraubt zu haben. Es würde mir ein Leichtes ſein, zu beweiſen, daß er ihn nicht beraubt hat. Ich weiß nämlich, daß er in derſelben Nacht ruhig und von ſeinen Geſchäften ermüdet, in ſeinem Bette gelegen hat. Verlangt man Zeugen dafür, ſo ſage ich ſelbſt, daß ſie nicht zuverläſſig ſind, denn die Ausſagen der Frau des Beſchuldigten, und die ſeines fünfjährigen Kindes, können nicht angenommen werden. Ich ſuche überhaupt die Ausſage des Herrn Klägers nicht zu widerlegen, denn es iſt möglich, ja es iſt ſelbſt wahrſcheinlich, daß er beſtohlen worden iſt, weil er es alſo beſchworen hat. Eben ſo wenig will ich unterſuchen, warum der Kutſcher lieber allein den Räuber verfolgt, als in Gemeinſchaft mit ſeinem Herrn und deſſen Bedienten, ihn angegriffen hat. Ich erlaube mir jedoch, den Zweifel aufzuſtellen, daß dieſer Mann wirklich der ſo hart Beſchuldigte ſei. Denn was zuerſt das Pferd anbelangt, ſo ſcheint es

mir einigermaßen ſchwer, ein ſolches Thier, das man nur im Dunkeln geſehen hat, fünf Wochen nachher bei Tage wieder zu erkennen. Als Beweis davon ſtehen unten im Hofe fünf Pferde, von denen eins das des Angeklagten iſt. Nun ſage jeder der Ankläger insbeſondere; welches er eigentlich für das Pferd des Räubers halte, und wenn ſie darin übereinſtimmend ſind, ſo will ich ſelber das „ſchuldig" über meinen Klienten ausſprechen.

„Aber beſchäftigen wir uns mit dergleichen Nebenbeweiſen nicht ausſchließlich, wenn es noch Hauptbeweiſe gibt, woran es mir, in dieſer Angelegenheit, keineswegs gebricht. Die Gerechtigkeitsliebe iſt ſehr lobenswerth; aber ſie muß uns nicht zu weit verleiten. Der Eifer des Kutſchers darf die ihm angewieſenen Grenzen nicht überſchreiten, wenn er bedenkt, daß die Ueberführung des Angeklagten ihm eine Belohnung von vierzig Pfund zuſichert, dagegen aber dieſem das Leben koſtet. Er muß ſich alſo nie der Gefahr preisgeben, vermuthen zu laſſen, daß die obige Vorausſetzung einigen Einfluß auf ſeine Ausſage gehabt habe. Wir befinden uns jetzt beim Hauptpunkte. Die drei Kläger verſichern und beſchwören, des Angeklagten Geſicht im vollen Lichte des Mondes *vor Mitternacht* geſehen zu haben. Sie verſichern und beſchwören es vielleicht auch dann noch, wenn ich ihnen bewieſen haben werde, daß ſie es nicht geſehen haben *können*. Hier iſt der Beweis, ein Beweis, gegen den wahrſcheinlich Niemand etwas wird einzuwenden haben. Es iſt Ryder's Kalender, und wenn die Herren Richter und Geſchwornen ſich die Mühe nehmen wollen, einen Blick in dieſen Kalender zu thun, ſo werden ſie bemerken, wie es ſchlechterdings unmöglich geweſen ſei, daß die Kläger des Angeklagten Geſicht im Mondlichte *vor* Mitternacht geſehen haben können, da in der von ihnen ſelbſt angegebenen Nacht, welche ſie nochmals näher bezeichnen mögen — (die Kläger nannten ſie abermals) der Mond erſt um drei Uhr ſechszehn Minuten *nach* Mitternacht aufgegangen iſt, folglich um halb zwölf Uhr, alſo mehr denn drei Stunden *vor* ſeinem Aufgange, *kein* Licht verbreiten konnte, er müßte denn durch die Erdkugel ſelbſt, wie durch ein in Oel getränktes Blatt geleuchtet haben, was bis jetzt noch nicht erhört worden iſt. Mögen die Herren Richter und Geſchwornen ſich überzeugen und alsdann entſcheiden."

Der Advokat überreichte dem Gerichtshofe einen Kalender, woraus man erſah, daß der Mond in jener Nacht um die von Brecknock angegebene Zeit aufgegangen ſei. In der anweſenden Verſammlung gingen ebenfalls mehrere Kalender von Hand zu Hand, und man fand in allen die vollkommenſte Uebereinſtimmung. Die Richter, von der Unſchuld des Angeklagten, durch dieſen ſo ſehr in die Augen ſpringenden Beweis, überzeugt, ſprachen ihn frei, und er hatte ſeinen Prozeß, der Proteſtationen ungeachtet, gewonnen.

Es entſteht nun die Frage, wie der Advokat zu ſeinen entſcheidenden, der Wahrheit ſo entgegengeſetzten, Beweiſen gekommen ſei; denn wir wiſſen, nach der übereinſtimmenden Ausſage des Räubers und der Beraubten, daß es wirklich vor Mitternacht mondhell geweſen war. Damit verhielt es ſich folgendermaßen: Brecknock hatte, mit dem vom Gefangenen erhaltenen Gelde, eine neue Ausgabe von Ryders Kalender veranſtaltet, die in Allem, ausgenommen in den Mondsverwandlungen, der ächten durchaus ähnlich war. Auf dieſe Weiſe war es bewerkſtelligt worden, daß in der bezeichneten Nacht der Mond erſt nach drei Uhr Morgens aufgegangen ſein ſollte. Der Betrug wurde zwar einige Tage nachher entdeckt, aber es war zu ſpät, denn der Verbrecher hatte ſich längſt aus dem Staube gemacht, und der Advokat konnte, für die Fehler eines Kalenders, in nichts zur Verantwortung geſtellt werden.

Entwurf zur Vereinigung des atlantiſchen und des ſtillen Meeres vermittelſt eines Kanals.

Von Birks Pitman.

Vor mehrern Monaten entwarf eine Geſellſchaft in England den Plan, vermittelſt eines Kanals eine Verbindung zwiſchen dem atlantiſchen Ozean und dem ſtillen Meere, durch die große Landenge, die ſie trennt, auszuführen. Dieſer Entwurf erſcheint beim erſten Blick ſo gigantiſch, daß man ihn faſt unter die chimäriſchen Spekulationen rechnen möchte, die in unſern Tagen ſo häufig ſind. In einer kurzen Ueberſicht alle die Bemerkungen über die Topographie der Landenge und über die Lokaleigenheiten derſelben, wie z. B. Winde, Ebbe und Fluth, Klima und andere phyſiſche Umſtände, zu vereinigen, die man durchaus kennen muß, bevor man die Arbeiten beginnen kann, die, durch ihre Natur ſelbſt, auſſerordentliche Schwierigkeiten darbieten, das iſt immer an und für ſich ſelbſt ſchon ein verdienſtliches Werk. Die genauere Prüfung derſelben beweiſet denn auch zur Genüge ſchon, daß ihre Beſeitigung nicht unmöglich iſt, und daß die Ausführung dieſes Plans ſtattfinden kann, was durch den Beſchluß der mexikaniſchen Regierung, die ihre Zuſtimmung dazu gegeben hat, noch mehr beſtätigt wird.

Es iſt unſern Leſern nicht unbekannt, daß dieſer Entwurf eben nicht neu iſt. Schon 1528 wurde dem Hofe zu Madrid ein Plan vorgelegt, nach welchem der Changreſtrom mit dem Meerbuſen von Panama vereinigt werden ſollte. Andere Plane zu demſelben Zweck

sind zu verschiedenen Zeiten, sowohl der spanischen, als der englischen Regierung, in Vorschlag gebracht worden; aber das erste, das doch so höchst eifersüchtig auf seine amerikanischen Besitzungen war, hat ihnen immer nur die zur Verwerfung nothwendige Aufmerksamkeit geschenkt, und das andere konnte nicht über das Land gebieten, dessen man zur Ausführung bedurft haben würde, so daß die Sache von selbst unterbleiben mußte.

Die Vortheile, welche einer direktern Verbindung zwischen dem Orient und Occident, vermittelst eines künstlichen, schiffbaren Kanals zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere entspriessen müßten, sind zu einleuchtend, als daß es noch nöthig sein würde, sie näher zu entwickeln. Worüber es sich also bis jetzt allein gehandelt hat, das war: zu wissen, ob es möglich sei, eine solche Verbindung zu Stande zu bringen. Daß man diese Möglichkeit bewährt gefunden und als Basis des ganzen Unternehmens aufgestellt habe, wird dadurch bewiesen, daß der entworfene Plan nun unverzüglich in Ausführung gebracht werden soll.

Unter den verschiedenen Punkten der großen Landenge, die bis jetzt mehr oder minder zur Anlegung des beabsichtigten Kanals geeignet geschienen haben, verdienen nur zwei ganz besonders bemerkt zu werden. Der erste ist auf der darischen Landenge, und der andere auf der von Nicaragua. An der erstern befinden sich mehrere gute Hafen auf beiden Küsten. Er ist, auf eine Breite von sechszig englischen Meilen (zwölf deutschen Meilen), bereits auf eine Strecke von zwanzig Meilen schiffbar, so daß man nur vierzig Meilen weit noch würde zu graben haben. Aber der Boden ist an vielen Stellen so erhaben, daß die Arbeit ungeheure Kosten verursachen würde. Das Ganze müßte in jeder Hinsicht ein wirkliches Riesenwerk sein.

Am Isthmus von Nicaragua fehlt es an guten Hafen ebenfalls nicht. Auf der südlichen Seite befindet sich ein großer, schiffbarer See, der mit dem atlantischen Ozeane durch das Flüßchen San-Juan, das man leicht schiffbar machen könnte, in Verbindung steht. Zudem ist die Landzunge zwischen diesem See und dem stillen Meere viel leichter zum Durchgraben geeignet, als die darische. Diesem von der Natur selbst vorgezeichneten Wege nach hat denn auch die mexikanische Regierung die Anlegung des Kanals beschlossen.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Paris, Februar.

Abermals hat das unersättliche Afrika ein neues Opfer der Wissenschaft verschlungen. Beauforts Tod ist jetzt nicht mehr zu bezweifeln. Dieser eben so unterrichtete als muthvolle Reisende, entschlossen weiter in das Innere Afrika's vorzudringen, als noch nie ein Anderer vor ihm, hat auch dem schrecklichen Einflusse des Klima's unterliegen müssen. Er beschiffte eben den obern Senegal, und wendete sich gegen Tombuktu, dessen Entdeckung ein Gegenstand des Eifers für so viele ausgezeichnete Menschen ist, welche die Bereisung der Wüsteneien Afrika's unternehmen. Die Resultate der Reisen Beauforts sind beträchtlich, und sollen nächstens bekannt gemacht werden.

Von allen literarischen Gesellschaften, welche zu Ende des letzten Jahrhunderts entstanden sind, ist unser hiesiges „Athenäum" unbezweifelt das berühmteste, das, welches die meisten wirklichen Dienste geleistet hat. Um diesen Ruhm sich zu erhalten, muß es sich, mehr als jemals, den Fortschritten der Literatur und der Wissenschaften anschliessen, um die ersten Bedürfnisse unserer Zeit zu befriedigen. Das scheint auch der Gedanke des ausgezeichneten Mannes gewesen zu sein, der in einer zahlreichen Versammlung die gewöhnliche Eröffnungsrede gehalten hat. In diesem mit Leichtigkeit und Geschmack gehaltenen Vortrage sucht Benjamin Constant die Bedürfnisse unsers Zeitalters und die großen Existenzmittel der Gesellschaft anzudeuten. Religion und Industrie sind, seiner Meinung nach, die Grundvesten der neuern Freiheit. Er stellt zuerst alle die politischen Wohlthaten dar, die wir der Industrie verdanken. Er beweiset, daß die Industrie nicht der Freiheit entbehren könne, eben so wenig als die öffentliche Gewalt der Industrie; so daß jene diese nicht zerstören dürfe, ohne sich selbst zu Grunde zu richten, daß sie dieselbe vielmehr als eine Bedingung ihres eigenen Daseins anzunehmen gezwungen sei.

Seltsam wenigstens ist die Kriegserklärung des Journal des Débats — das, wie man weiß, unter Chateaubriands Einflusse redigirt wird — gegen .... den Romantismus. Ein sehr ernsthafter Professor, von seinen Editionen und Uebersetzungen umschanzt, ruft uns zu, daß wir sehr glücklich sind, ihn zu haben, um den Cicero uns zu erklären; eine Galanterie, die noch einigermaßen im Geschmacke des sechszehnten Jahrhunderts ist. Herr Z., wie er sich unterzeichnet, schreit Sieg! Sieg! auf dieselbe Weise, wie er über de Pradt triumphirte, mit dem er seitdem, wegen seiner eingetroffenen Prophezeihungen über Amerika, ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen zu haben scheint. Sollte es demnach nicht möglich sein, daß er seine Gladiatorstreiche auch einmal am Fuße der Allüre der literarischen Reformation bereue?

Dem „Camille", einem Trauerspiel vom geistreichen Lemercier, ist auf dem Odeontheater die schmeichelhafte Aufnahme nicht geworden, die der Verfasser und seine Freunde davon erwarten mochten. Es ist an und für sich schon betrübend, ein schönes Talent, einen edeln Karakter durch so unglückliche Kompositionen sich kompromittiren zu sehen, daß kaum die Ehrfurcht vor dem Namen des Verfassers sie vor der Lächerlichkeit zu retten vermag. Man muß ihn mehr beklagen, als bekritteln. Sein Trauerspiel ist wirklich der letzte Punkt der Verirrung, den ein so scharfsinniger Mann nur immerhin

erreichen kann. Seit seinem Agamemnon ist Lemercier nicht mehr an vollkommene Erfolge gewöhnt. Aber ungeachtet der seltsamen Szenen und des übeln Styls seiner letzten Stücke, wurde das Ganze doch durch den Zauber des Genies beherrscht, das den Zuhörer hinreißt und seine Seele tief bewegt. Was man immerhin auch gegen Jane, Shore, Frédégonde und Brunehaut sagen möge, so sind mir diese wilden Zusammenstellungen doch noch viel lieber, als die bleichen und matten Erzeugnisse unserer Handwerkspoeten. Aber im Camille deutet nichts, als die beständige Uebertretung der Grammatik und der Sprache die Hand Lemerciers an. Er schreibt mit Reinheit und Eleganz; aber ganz dem Klassischen ergeben, spricht er kein Französisch mehr. — —

Wien, Januar.

Während in den deutschen Bundesstaaten die traurige Erscheinung immer häufiger wird, daß man auch die geistige Erweckung und Richtung der Wissenschaft und Kunst engherzig auf die Landesgrenzen beschränkt, gibt gerade Oesterreich, das sich in dieser Hinsicht schon am längsten abgeschlossen hielt, ein neues, besseres Beispiel einer Preisaufgabe für ganz Deutschland, wenn auch deren Gegenstand zunächst auf die Verbesserung eines Gewerbes in Oesterreich Bezug hat. Der Kaiser von Oesterreich hat nämlich bewilligt, daß auf die Angabe der „besten, wesentlichen, leicht auszuführenden und dabei nicht kostspieligen Verbesserung in der Bauart der in dem österreichischen Kaiserthum üblichen Mahlmühlen" ein Preis von zweihundert Dukaten, welcher, wenn es die Wichtigkeit der Erfindung verdient, verdoppelt werden soll, ausgesetzt werde, und die Schlußfrist für die diesfallsigen Eingaben ist auf den letzten Dezember 1826 festgesetzt worden.

Die ausseröesterreichischen Preisbewerber können ihre Preisschriften, sammt dazu gehörigen Zeichnungen und Modellen, entweder bei der ihnen zunächst gelegenen Landesstelle einer österr. Provinz, oder bei einer k. k. Gesandtschaft überreichen, deren Pflicht es ist, solche alsbald an die k. k. geheime Haus-, Hof- und Staatskanzlei nach Wien einzubefördern.

Theater.

Paris, Januar.

Das Theater der Porte Saint-Martin hat vor Kurzem ein neues Melodrama, „die Tochter des Musikus", gegeben. Es ist eine sehr matte Nachahmung des Drama's „Kabale und Liebe", von unserm Schiller. Die so originelle Person der Lady Milfort ist, eben so wie die Rolle der Frau Miller, im französischen Stücke gänzlich unterdrückt. Der Musikus hat gar keine Physionomie, und der Präsident Walter ist nicht mehr Ferdinands Vater, sondern dessen Oheim. Diese letzte Abänderung ist die unglücklichste von allen, weil dadurch die ganze dramatische Verkettung zerrissen und verunstaltet wird; denn man gehorcht bestimmt weniger den Befehlen eines Oheims, als denen eines Vaters, und ein auf's Aeusserste getriebener Liebhaber, wie der Major Ferdinand, ein Mensch, der sich rühmt, über alle Vorurtheile erhaben zu sein, müßte schon in der zweiten Szene sich mit seiner Luise verbunden haben, ohne sich um die albernen Einwendungen des Präsidenten viel zu bekümmern. Der Baron Kalb, ein treffendes und treffliches Bild jener betitelten Knechte, die man bei den gekrönten Häuptern in einem Vorzimmer, nicht weit von den übrigen Knechten in anderer Livrey, findet, ist hier ein ganz gewöhnlicher Dummkopf, eine sehr unedle Karikatur geworden. Schiller hat den Karakter des Präsidenten auf's Vollkommenste gezeichnet. Er ist ehrgeizig eben so sehr um seines Sohnes, als um seines Selbstes willen. Er will in ihm seinen Nachfolger sehen, und er verlangt, daß der erste Minister immer Walter heiße. Zu diesem Zweck hat er so viele Intriguen angesponnen und so viele Verbrechen verübt. Deshalb auch, als er am Ende bemerkt, daß seine Intriguen und seine Verbrechen nur dazu gedient haben, den Namen Walter auf immer zu entehren und seinen Sohn um's Leben zu bringen, zerreißt der tiefste, gräßlichste Schmerz seine Seele. In dem französischen Stück ist der Präsident ein Verbrecher ohne den geringsten Beweggrund, und glücklich in allen seinen Unternehmungen. Luise erdrosselt sich, und Ferdinand vermählt sich mit der Gräfin von Ornstein. Indem Luise sich tödten will, ruft sie aus: „Ein vergifteter Dampf wird in meinen Adern die Quellen des Lebens versiegen machen (une vapeur empoisonnée va tarir dans mes veines les sources de la vie);" — — warum nicht lieber gar: „Das schwefelsaure Kohlengaz, das Oxigen der Atmosphäre zerstörend, wird in meinen Adern u. s. f. (le gaz acide carbonique, détruisant l'oxigène de l'atmosphère, va tarir etc.)". Das würde wenigstens eben so natürlich, und doch noch viel gelehrter sein.

Endlich ist die „Semiramida" auf dem italienischen Theater zu Paris erschienen. Man hätte sie vielleicht vor mehrern Monaten schon geben sollen; aber besser spät, als gar nicht. Nachdem Madame Fodor aus Italien zurückgekehrt war, verlangte sie beinahe alltäglich, auftreten zu dürfen; aber die Administration war drei Monate lang so sehr mit den Maurern beschäftigt, daß sie unmöglich auf dies Gesuch achten konnte. Endlich wurde die verdienstvolle Sängerin (vielleicht aus Langeweile) krank, und nun fiel es der Verwaltung plötzlich ein, daß sie singen solle. Man gab ihr nur vierzehn Tage zu ihrer Genesung, und — sie erschien nach vierzehn Tagen; aber sie erschien auch nur, denn ein mit ihren Kräften vollkommen übereinstimmendes Mißtrauen nahm ihr alle Mittel, so daß man in der That nur die Hälfte ihres Talents bewundert hat. In der Cavatina des ersten Akts ist es ihr jedoch gelungen, genügende Kraft zu sammeln, um ihrem Gesange all' den ihm sonst gewöhnlichen Glanz und seine ganze üppige Leichtigkeit wiederzugeben. Aber vorzüglich in der Passage des Finale: qual mesto gemito, da quella tomba etc., hat sie, durch den pathetischen Accent ihrer Stimme und durch den wahrhaft dramatischen Ausdruck, den sie ihrem Gesange gegeben, den ungetheiltesten Beifall sich erworben.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 10. Dritter Jahrgang 1826. 8. März.

Der alte und neue Jesuitismus.

Von de Pradt.

Wenn, wie man behauptet, das Schweigen für die Jesuiten tödtlich ist, so muß man gestehen, daß die guten Väter sich jetzt sehr wohl befinden, denn vielleicht ist noch nie so viel von ihnen gesprochen worden. Ihr Name ist der erste, den man an jedem Morgen in allen Zeitungen erblickt. Befindet er sich auf dem Titel eines Buchs, so kann man gewiß sein, daß es viele Käufer findet, und es gibt keine Gesellschaft, in der er nicht, entweder mit Furcht oder Liebe, mit Verachtung oder Ehrfurcht, ausgesprochen wird. Frankreich, das vor einigen Jahren noch einem großen Feldlager ähnlich war, ist plötzlich in eine Sorbonne verwandelt, und man ist erstaunt, sich für Gegenstände zu interessiren, die man im Voraus schon lächerlich zu finden einverstanden war. Woher rührt dieser sonderbare theologische Fieberanfall? Hat sich der Parteiwuth ein neues Schlachtfeld eröffnet? Leider, ja! und man nennt sogar eine große Stadt, wo die Einen ein Jubiläum während der Fastenzeit verlangen, während die Andern ein allgemeines Miserere verordnen. Wer hätte vermuthen sollen, daß das je so weit kommen würde?

Unglücklicherweise hat von allen Werken, die bereits über den Jesuitismus erschienen sind, noch keines uns mit ihm recht bekannt gemacht. Man zerrt einige alte Verordnungen des französischen Parlamentes, fünf oder sechs skandalvolle Anekdoten, und die bereits tausendmal angeführten Stellen des Sanchez, Eskobar und Mariana wieder ans Licht. Man würzt das alles mit den Namen Jakob Clements, Ravaillacs und Damiens, und gibt uns das als ein Bild jener mächtigen Gesellschaft, die seit zwei Jahrhunderten so tiefe Wurzeln geschlagen, und an so vielen großen Begebenheiten thätigen Antheil genommen hat. Das heißt in der That, sich über das Publikum lustig machen. — Deshalb hat denn auch das neueste Werk de Pradts eine so allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Diesmal wenigstens, sagte man, wird es etwas Neues, und vielleicht selbst etwas Ueberraschendes über einen so oft und viel besprochenen Gegenstand geben. Der Verfasser ist ja selbst ein Priester. Ueber die Angelegenheiten der Kirche genau unterrichtet, wird er uns die Geheimnisse der Jesuiten-Philosophie, von ihrem Ursprung an, entschleiern, und uns die Ursachen und Mittel ihres raschen Umsichgreifens andeuten. Von ihm geleitet, werden wir das Heiligthum betreten, und in der Nähe diesen Koloß anstaunen, der aufs Neue die Früchte der Zivilisation zu verschlingen, und die Freiheiten und Rechte des armen Menschengeschlechtes zu vernichten droht.

Ist diese Hoffnung in Erfüllung gegangen? Leider nein. — Denn obgleich der Verfasser wacker über diejenigen schmält, die sich erlauben, über Gegenstände zu schreiben, ohne einen „besondern Beruf“ dazu zu haben — worunter er wahrscheinlich die Sachen der Geistlichkeit versteht —, so hat er sich doch auch nicht viel von der lange vor ihm betretenen Straße entfernt. „Es ist Zeit,“ sagt er, „den engen Kreis zu verlas-

ſen, in welchem die Verhandlung über einen ſo wichtigen Gegenſtand eingezwängt geblieben iſt.“ Aber warum hat er ſelbſt ſich dahin beſchränkt?

Indeſſen iſt ſein Werk nicht ganz zu verwerfen. Wie alle ſeine frühern literariſchen Erzeugniſſe, iſt auch dieſes voll geiſtreicher Beobachtungen, durchdringender und wohlgerichteter Züge, und von jener raſchen Beredſamkeit belebt, welche die Ueberzeugung allein zu gewähren im Stande iſt. Es iſt, mit einem Worte, die gedruckte Unterhaltung eines geiſt- und talentvollen Mannes. Wenn die Ideen ohne Ordnung, und wie aufs Ungefähr, hingeworfen wurden, ſo ſind wenigſtens viele Ideen darin, und das Ungewiſſe und Unvollkommene in ihnen iſt vorzüglich der Ungeduld des Verfaſſers zuzuſchreiben, die ihm nicht vergönnt, den Gegenſtand lange zu prüfen, ſo wie der Nothwendigkeit, in der er ſich zu befinden glaubt, über jedes wichtige Ereigniß ein Werk herauszugeben. In den erſten 120 Seiten des gegenwärtigen zum Beiſpiel iſt ſo viel zuſammengehäuft, daß ein arbeitſamer Menſch wohl zwanzig Jahre mit dem Ueberdenken der darin enthaltenen Materialien zubringen könnte. In ihnen wird nämlich der Geiſt der verſchiedenen Religionen, die Elemente, aus denen ſie zuſammengeſetzt ſind, und ihre Gewalt auf den Menſchen, endlich die Hinderniſſe, die ſich ihrer vollkommenen Ausbildung entgegengeſtellt haben, geprüft. Welches reiche Thema, und wie ſehr iſt es zu bedauern, daß es hier nur vorübergehend behandelt worden iſt. Mit ein wenig mehr Muße würde der Verfaſſer ſich gehütet haben, zu ſagen, „daß jeder Kultus des Alterthums, ſelbſt in Aſien, nur wenig Einfluß auf den Menſchen hatte.“ Perſien, das er ſelbſt anführt, und Indien, deſſen er nicht erwähnt, würden ihm im Gegentheil den Stempel jener Prieſterreligionen dargeboten haben, die das Menſchengeſchlecht unbeweglich machen, und die Vernunft zum Vortheil der Obergewalt Einiger unterdrücken. Vielleicht würde er das Chriſtenthum alsdann auch nicht den dogmatiſchſten und unbeweglichſten aller Kultus genannt haben, und die Vergleichung, die er zwiſchen ihm und dem Moſaismus und Mohametismus aufſtellt, würde klarer, beſtimmter, und zugleich auch nützlicher geworden ſein.

Von dieſen drei Religionen iſt der Chriſtianismus, nach de Pradt, diejenige, deren Beherrſchung am ungeſtümſten iſt, und wenn ſie ſich der Geſellſchaft weniger bemeiſtert hat, ſo rührt das daher, weil ſie ſich an die große Maſſe richtet, ſie zu überzeugen ſich bemüht, und folglich ſtarken Widerſtand findet. Anderweitig laſtet ſie auf den Menſchen mit ungeheurer Macht. Sie erdrückt ſeinen Geiſt, und vernichtet ſeine Vernunft. Drohend, ſchrecklich und ſtreng, verwandelt der Chriſtianismus alle rein-irdiſchen Berührungen. Durch ihn wird das Leben ein Kampf, der Tod eine Befreiung. Zu weinen iſt ein Glück, arm zu ſein, der wahre Reichthum, verachtet, beſchimpft zu werden, ein Gegenſtand der Freude. Alle Gedanken, alle Hoffnungen ſollen gegen den Himmel ſich richten, der nur durch Entſagung aller irdiſchen Güter und durch körperliche Leiden gewonnen werden kann. Eine leichte Zerſtreuung iſt hinlänglich, um ihn auf immer zu verſchlieſſen. Immer von dieſem Gedanken verfolgt, muß der Menſch ſich alſo in die Abgeſchiedenheit begeben, um ganz der Buße leben zu können. Deshalb mußte der Chriſtianismus in der erſten Kraft ſeines Urſprunges die Einſiedeleien erzeugen. Sie waren ſein nothwendiges Reſultat, und erſt ſpäter, als dieſe erſte Kraft ſchon zu erſchlaffen begann, entſtanden die Klöſter, und bildeten ſich die religiöſen und militäriſchen Orden, welche durch die Kongregationen verdrängt wurden. Der Chriſt iſt der Gefangene ſeines Kultus, und ſein ganzes Streben geht nur dahin, ſich der Erde zu entziehen. Alles für das zukünftige, nichts für das gegenwärtige Leben, das iſt ſein höchſtes Geſetz. Man bemerkt leicht, wohin ihn das führen muß.

Das ſind die Ideen, welche de Pradt in mehrere Kapitel vertheilt hat. Schon lange vor ihm hatte Machiavelli das Chriſtenthum unter demſelben Geſichtspunkte betrachtet, und ſeinem Einfluſſe den Mangel der alten Tugenden bei den neuern Völkern zugeſchrieben. Wenn dieſe Anſicht auch ſehr unvollkommen iſt, ſo iſt doch auch manches Wahre darin. Eine ſo vollkommene Entziehung alles Irdiſchen iſt eben nicht geeignet, Helden zu machen, in dem Sinn nämlich, wie man dies Wort gewöhnlich verſteht, und die Religion, von der die Unterwürfigkeit, die Verzichtleiſtung und alle leidenden Tugenden gewiſſermaßen vergöttert werden, iſt leicht im Stande, mehr heilige Antonius, als Theſeus, mehr Styliten, wie der heil. Simon, als Leonidas, zu erzeugen.

Es dürfte kein Leichtes ſein, den allen Religionen gemeinſamen Satz überzeugend zu widerlegen: „Es gibt nur eine Wahrheit. Dieſe Wahrheit iſt auf meiner Seite. Alles, was davon abweicht, iſt Irrthum, und die Wahrheit kann den Irrthum nicht dulden.“ Dieſem Grundſatz zufolge iſt die Geſchichte des Chriſtenthums vierzehn Jahrhunderte lang mit Blut beſchrieben worden! ruft de Pradt. Die Duldung hat zwei Parteien, die von Sache zur Sache, und die vom Menſchen zum Menſchen. Die eine iſt in der phyſiſchen, die andere in der moraliſchen Ordnung der Dinge. Im erſten Fall heißt dulden ſo viel als zugeſtehen; aber ſich dareinmiſchen und folglich entarten. Im zweiten bedeutet dulden einem Jeden ſeine eigene Einſicht vergönnen, mit ſeinen eigenen Augen ſehen, mit ſeinem eigenen Herzen fühlen, mit ſeinem eigenen

Geiſt beurtheilen. Die Unduldſamkeit vom Menſchen zum Menſchen iſt alſo eben ſo barbariſch, als die Duldung von Sache zu Sache abſurd iſt; denn man kann nicht zu gleicher Zeit zweien Herrn dienen, oder einem zweifachen Kultus gehorchen, während man ſehr menſchlich mit den Anhängern eines andern Kultus, als des ſeinigen, leben kann. Aber beendigen wir dieſe Vorbetrachtungen, um zu den wahren Helden unſers Aufſatzes und des Werkes von de Pradt, den Jeſuiten, zu kommen. Sie ſind heutzutage ſchon zu ſtämmig herangeſchoſſen, als daß man ſie noch, wie kleine Buben, in einem Post-scriptum behandeln könnte.

Wer darf ſich ſchmeicheln, ohne Feinde zu ſein? Die Jeſuiten ſelbſt haben die ihrigen; aber nicht alle ſind es in demſelben Grade. Einige würden es recht gern ſehen, wenn man die Schüler Loyola's eben ſo behandeln wollte, wie ſie ehemals die Proteſtanten und Janſeniſten behandelten. Betroffen im Gegentheil von allem dem, was in der Gedankenverfolgung abſcheulich genannt werden kann, fordern Andere ſelbſt für ihre Gegner bürgerliche Rechte, und werden unwillig über die Worte Verfolgung und Verdammung. Alles, was ſie verlangen, iſt, daß man ihnen die Freiheit laſſe, ſich mit gleichen Waffen vertheidigen zu dürfen. Zwiſchen dieſen beiden Meinungen gibt es endlich noch eine dritte, die im Jeſuitismus zwei durchaus von einander verſchiedene Parteien, die philoſophiſche und geiſtliche, und die weltliche und politiſche entdeckt. Sie hält dafür, daß die erſte vollkommen frei ſein, und die zweite ſich in einer gewiſſen Grenze halten muß. „Bekehrt uns, wenn ihr könnt," ſcheint ſie zu den Jeſuiten zu ſagen, „aber wollet uns nicht beherrſchen." Möchten die guten Väter vielleicht, daß es umgekehrt wäre?

Das ſcheint wenigſtens de Pradts Meinung zu ſein. Nach ihm iſt etwas ganz Anderes im Jeſuitismus, als das bloße Ideenſpiel, und wenn, als philoſophiſche Sekte, er ihm zugeſteht, in aller Freiheit ſeine Lehrſätze aufzuſtellen, ſo drängt er ihn, als politiſche und uſurpirende Sekte, mit allen Kräften ſeines Geiſtes zurück. Wir können nun ſehr leichthin der hiſtoriſchen Notiz, der ſchwächſten Seite des Werkes, gedenken. Kaum iſt ein Wort von Lainez, dem zweiten General des Ordens, geſagt; und doch war er mehr als Ignatius, denn er gab der Geſellſchaft jene ſtarke Organiſation, die den Keim einer ſo raſchen Ausdehnung in ſich ſchloß. — Einige Nachrichten über Paraguay und das ſonderbare Reich, das die Jeſuiten dort geſtiftet hatten, hätten ebenfalls manche überflüſſige Abſchweifung erſetzen können.

Wir haben es ſchon oben geſagt, der Verfaſſer ſchreibt, wie er ſpricht, und die Unordnung einer Unterhaltung fügt ſich nicht leicht unter den methodiſchen Gang der Beurtheilung. Alle ſeine Betrachtungen können ſich indeſſen in drei beſondere Paragraphen eintheilen laſſen: 1. Was waren die Jeſuiten bis zu ihrer Aufhebung? 2. Was können ſie in dem gegenwärtigen Zuſtande der Geſellſchaft ſein? 3. Kann es ihnen gelingen, ſich wieder der Gewalt zu verſichern? — Wir wollen dieſe drei Fragen näher unterſuchen, und uns dazu der eigenen Ideen des Verfaſſers bedienen, ohne uns jedoch aufs Genaueſte durch ſie binden zu laſſen.

Zuerſt: Was waren die Jeſuiten bis zu ihrer Aufhebung? De Pradt antwortet darauf durch ein glänzendes und ſehr belebtes Gemälde dieſer Anſtalt, die vielleicht die auſſerordentlichſte iſt, welche der menſchliche Geiſt auf Erden je erzeugt hat. Der Jeſuitismus iſt Herrſchaft durch die Religion. Um dieſe zu erlangen, was mußte man thun? In alle Klaſſen der Geſellſchaft dringen, überall Stützpunkte finden, durch die Gefälligkeit der Maximen verführen und durch die Größe der Unternehmungen blenden. Dieſe Aufgabe hat der Jeſuitismus dann auch vollkommen gelöſet. Tauſende von Menſchen wurden unter die ſtrengſte Disziplin geſtellt und in alle Welttheile geſchleudert. Sie kennen die kleinen Frömmigkeitsbeobachtungen und die langen Gebete nicht, ſondern überlaſſen das den wirklichen Mönchen, indeſſen ſie, als geſchickte Generale, durch den guten Gebrauch ihrer Kräfte ſie zu verdoppeln wiſſen. Durch den Unterricht Meiſter der Jugend, durch den Beichtſtuhl Beherrſcher der Weiber und der Könige, ſieht man ihre Eroberungen ins Unendliche ſich ausdehnen, Staaten beherrſchen, und der Religion und Europa unbekannte Gegenden unterwerfen. Nichts iſt abſolut in ihrer Lehre, nichts unbiegſam in ihrer Moral. Indem ſie ſich den Sitten, den Gewohnheiten, oft ſelbſt den Laſtern eines Jeden fügen, leiten ſie alle Willensmeinungen einem und demſelben Mittelpunkt zu. Dies Zentrum aber iſt der General ihres Ordens, der recht eigentliche Benacher des Erdballs, ein Monarch, deſſen Auge zugleich bemerkt, was zu Paris und zu Peking, zu London und zu Mexiko geſchieht. Nichts bekämpft mehr die Einbildungskraft, als eine Macht, deren Einfluß man fühlt, ohne ihre ganze Ausdehnung ermeſſen zu können. Deshalb hat ſich der Jeſuitismus auch immer mit einem geheimnißvollen Schleier umhüllt. Seine Konſtitution bleibt verborgen, ſeine Anhänger ſind überall und nirgends, ſeine Natur ſelbſt iſt von myſtiſcher Tendenz. Sind die Jeſuiten Mönche oder Weltgeiſtliche? wer weiß das? Sie wiſſen zu gut, daß, wenn man ſie näher kennte, man ſie weniger fürchten würde. Mit einem Worte: kriechend und ſtolz, feig und verwegen, freundlich und drohend, aber über Alles heimtückiſch und heuchleriſch, das iſt der

Karakter der Jesuiten. Die Gesellschaft ist ein wahrer Protheus, der alle möglichen Formen anzunehmen im Stande ist. Ihr Zweck allein, der Obergewalt auf alle und jede Weise sich zu versichern, bleibt unwandelbar derselbe. Wollten sie darauf verzichten, würden sie nicht mehr bestehen.

Man glaube jedoch nicht, daß die Jesuiten der Welt, die sie sich unterwerfen wollten, ganz nutzlos gewesen sind. Sie sind vielleicht eben so ausgezeichnet durch ihre Predigten, als durch ihre Missionen in der Fremde. Sie haben die Kanzelreden von jenen unzähligen Zitationen befreit, und das wirkliche Raisonnement an die Stelle der griechischen und lateinischen Gelehrsamkeit gebracht. Auch die Wissenschaften haben sie verbreitet, aber ohne große Fortschritte darin zu machen; und in dieser Hinsicht können sie keineswegs den Benediktinern sich gleichstellen. Die Ursache davon ist ganz einfach: sie hatten zuviel zu handeln, um sich hinlänglich den Studien überlassen zu können.

Derselbe Fall fand auch mit der Erziehung statt. Die einmal bestehende Methode wurde, mit Beschränkung, von ihnen beibehalten, aber nicht vervollkommnet. Und das darf uns eben nicht besonders in Erstaunen setzen, weil jetzt noch, nach so ungeheuern Umwälzungen, die mönchische Erziehungsweise noch fortbesteht, die unsern Jünglingen Kopf und Herz mit Latein anfüllt, aber sie sonst so unwissend läßt, als man nur immerhin sein kann. Die Philosophie der Jesuiten verdiente auch einige Aufmerksamkeit; aber der Verfasser gibt uns nichts Neues darüber.

Von Clemens XIV im J. 1773 aufgehoben, wurden die Jesuiten 1814 von Pius VII wiederhergestellt. Auf das einstimmige Verlangen der ganzen Christenheit sind beide Schritte geschehen. Jetzt erscheinen die guten Väter mit freien Stirnen wieder mitten unter uns, und wir erstaunen darüber eben nicht; denn die Erde ist rund, und es ist sehr natürlich, daß das, was vorher in Nacht begraben war, wieder im hellen Lichte erscheinen muß, wenn es nicht während der Finsterniß sich ganz verloren hat.

Hier stellt sich die zweite Frage auf: Was können die Jesuiten in dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft sein? De Pradt steht nicht an, es zu sagen: es ist ein wirklicher Anachronismus, eine gefährliche Anomalie. Als sie erschienen, bewegte die Reformation die Gemüther. Rom war bedroht, die Gewalt der Fürsten erschüttert. Der Jesuitismus erbot sich, dem Allem sich entgegenzustellen, und sein Anerbieten wurde angenommen. Aber sobald jene Nothwendigkeit vorüber war, fiel er, wie eine reife Frucht, die sich vom Baume ablöset. Welchem gesellschaftlichen Bedürfnisse entspricht er noch jetzt? — Vielleicht könnte Lamennais diese Frage am besten beantworten. Er würde sagen, daß unser Jahrhundert dem sechszehnten überaus ähnlich ist, daß derselbe Kampf, unter andern Namen, fortbesteht, und daß die Obergewalt des Papstes und der Könige nicht so unerschütterlich ist, daß sie nicht noch einer Stütze bedürfte. Aber kann man diese Stütze bei den Jesuiten finden? Ihrer ganzen moralischen Kraft beraubt, in der Erziehung, in den Wissenschaften, in dem Eifer der Entdeckungen weit zurück, können sie nie mehr das werden, was sie ehemals waren. Um ihr Reich wieder zu gewinnen, müssen sie ihr Stratagem verändern, müssen sie neue Mittel erfinden; denn die alten bleiben jetzt ohne Erfolg.

Der Jesuitismus weiß das sehr wohl. Er weiß, daß, wenn er nicht mehr beschäftigt ist und die Szene ausfüllt, er untergeben muß. Deshalb sucht er sich der Familien und der öffentlichen Verwaltung zu vergewissern, darum sucht er den innern Frieden der Staaten zu stören, und die bestehenden Gesetze zu vernichten. Die Feinde des Unterrichts, der Aufklärung, der Industrie, der Zivilisation, sind die ersten Freunde und Beschützer der Jesuiten.

Kann es den Jesuiten gelingen, sich wieder der Gewalt zu versichern? das ist die dritte Frage. De Pradt gibt uns den Trost, daß es ihnen nicht gelingen werde, und das Andenken an seine Prophezeihungen über Amerika gibt auch dieser einiges Gewicht. „Die Jesuiten", sagt er, „haben auf dem Gipfel ihrer Macht, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, den fortschreitenden Gang der Philosophie nicht aufhalten können, und das sollte ihnen jetzt im neunzehnten Jahrhundert gelingen, nachdem sie das Weltall erfüllt? — Sie rechnen vorzüglich auf die Erziehung; aber um sich derselben zu bemeistern, müssen sie ihr einen neuen Glanz ertheilen können. Glauben sie, daß wenn einmal die Fakultäten der Jugend entwickelt sind, sie dieselben nach ihrem Gutdünken werden leiten können? Glauben sie, diese Jugend der allgemeinen fortschreitenden Bewegung der Welt, die durch ihre Neuheit fesselt, durch ihre Größe und Schnelle erstaunt, und durch die Lockung ihrer Nützlichkeit und ihrer Früchte verführt, entreissen zu können? Es würde ein eitles, unnützes Unternehmen sein, und die Zivilisation wird selbst dadurch gewinnen, was sie dagegen unternehmen mögen. Schauen wir überdem um uns. Europa zerfällt jetzt in zwei Parteien: die der Restauratoren und die der Restaurirten. Bis jetzt aber sind die Ersten den Jesuiten immer abhold gewesen, und nur die Letzten begünstigen sie. Die Völker aber stoßen sie in Masse zurück.

Griechenland nach dem fünften Feldzuge.

(Beſchluß.)

Die Abreiſe des Präſidenten der vollziehenden Gewalt, Maurokordato, nach dem weſtlichen Griechenlande, das damals von einer großen türkiſchen Armee beſetzt war, ſchwächte nicht nur die Regierung ſehr, ſondern vermehrte auch noch die von ihrer Armuth und der Oppoſition der Militärhäupter herrührenden Schwierigkeiten. Die ſchnell nach einander folgenden Unglücksfälle nach der Kataſtrophe von Scio, und am meiſten die Invaſion des Peloponnes, unter dem Befehl des Paſcha von Drama (Mahmud), zwang den tugendhaften Kanakaris, Vizepräſidenten der vollziehenden Gewalt*), zu entfliehen und ſich dem Schutze Kolokotroni's zu überlaſſen. Dadurch ſowohl, als durch einige errungene Siege, vermehrte ſich die Popularität und Anmaßlichkeit des Letztern ſo ſehr, daß er ſich von allem Gehorſam gegen die Regierung losgebunden glaubte, und Napoli di Romania für ſich behielt, wofür er zur Urſache angab, daß, wenn er dieſe Stadt der vollziehenden Gewalt übergeben wollte, ſie wieder, wie früher Korinth, verloren geben würde.

Die Regierung hielt es, unter ſo bewandten Umſtänden, für nothwendig, eine neue Generalverſammlung des Volks zuſammenzurufen. Ein zweiter Kongreß vereinigte ſich im April 1823 in der kleinen Stadt Aſtros in Lakonien. Auſſer den, wie beim erſten Kongreß, vom Volke erwählten Deputirten, wohnten dem gegenwärtigen alle Militärhäupter, nebſt mehr als dreitauſend ihrer Anhänger, meiſtentheils Bauern, bei. Die erſten Tage gingen unter Streitigkeiten zwiſchen den Zivil- und Militärbeamten vorüber. Dieſe letztern beſtanden vorzüglich darauf, Belohnungen für ihre Soldaten, ſo wie eine unmittelbare Theilnahme an der Regierung zu erhalten. Demungeachtet herrſchte eine ſcheinbare Uebereinſtimmung bei den letzten Berathungen, bis zur Auflöſung der Verſammlung. Die Regierung wurde nun nach Tripolizza verlegt, und man beſchäftigte ſich mit den Maasregeln zum nächſten Feldzuge. Hier aber wurde es klar, daß die frühere Uebereinſtimmung nur ſcheinbar geweſen war; denn die Winkelzüge und Intriguen begannen mit der Errichtung der Regierung zu Tripolizza, und hatten die erſte Empörung Kolokotroni's zur Folge.

Er verließ nämlich am 9. Juni 1823 plötzlich die Stadt, und bezog mit ſeinen Truppen auf einer benachbarten Höhe ein Lager. Nikitas, Koliopulo und einige andere minderbedeutende Oberhäupter, nebſt fünfhundert Mann, folgten ihm. Theodor Negri war ſein Rathgeber und Gehelmſchreiber. Sein erſter Schritt beſtand darin, der Regierung eine Denkſchrift zu überſenden, in welcher er in ſiebenunddreißig Artikeln ſeine Beſchwerden darſtellte, nebſt dem ausdrücklichen Verlangen, in allen Punkten eine vollkommene Genugthuung zu erhalten. Dieſe Forderung wurde, als dem Geſetze geradezu entgegengeſetzt, abgewieſen. Zugleich bedeutete man ihm und ſeinen Freunden, daß wenn ſie ſich auf die Entſcheidung des geſetzgebenden Körpers verlaſſen wollten, dieſer ihre Klagen annehmen und erwägen würde. Da jedoch die Regierung nicht die Mittel in Händen hatte, ſich die nothwendige Achtung zu erwerben, und da der Augenblick der Eröffnung des Feldzugs herannahte, ſo war ſie genöthigt, mit den Mißvergnügten zu unterhandeln, die ſich zerſtreuten, ſobald ſie bemerkten, daß das Volk keinen Antheil an dem Streite nehme. Eine Deputation von Patrioten begab ſich zu Kolokotroni, und bewegte ihn zur Rückkehr. Um die Uebereinſtimmung wenigſtens einigermaßen wiederherzuſtellen, ernannte man ihn zum Vizepräſidenten der geſetzgebenden Gewalt.

Die darauf folgende Ruhe war nur vorübergehend und betrügeriſch. Kaum befand ſich Kolokotroni in ſeinem neuen Amte, ſo bildete ſich eine Partei im Innern der ausübenden Macht ſelbſt, durch die Umtriebe Kolokotroni's, Metaxas und des Präſidenten Mauromichali, gegen Maurokordato, der zum Generalſekretär beim Kongreſſe von Aſtros ernannt worden war. Der Zweck dieſer Umtriebe ſchien darin zu beſtehen, den Letztern aus Griechenland zu vertreiben, und eine Regierung aufzuſtellen, deren einzige Stütze die Militärmacht ſein ſollte. Die Verſetzung des geſetzgebenden Körpers nach Salamis (im Juli) vergönnte es, dieſen Entwurf in Ausführung zu bringen, und nach der Abreiſe Maurokordato's nach Hydra (in demſelben Monat) wurde die Soldatenpartei allmächtig. Es würde ſchwer geweſen ſein, die Folgen dieſes Einfluſſes, ohne die Feſtigkeit der geſetzgebenden Verſammlung, die ſich offen und kraftvoll gegen dieſe neue Gewalt erklärte, und die von Salamis nach Kranidi ſich verſetzte, vorzuſehen. An dieſem letztern Orte aber entwickelten ſich auch zugleich jene Uneinigkeiten, die ſeitdem der allgemeinen Sache ſo nachtheilig wurden. Der geſetzgebende Körper erklärte die Auflöſung der vollziehenden Gewalt, die nichtsdeſtoweniger ihre unrechtmäßig gewordene Macht zu Tripolizza ſich immer vorbehielt. In der neuen, zu Kranidi gebildeten, ausübenden Gewalt wurden zwei Inſulaner, Conduriottis zum Präſidenten, und Botaſi zum Vizepräſidenten, ernannt. Dieſe Ernennungen erregten in Morea ein allgemeines Mißfallen, das bald darauf in offene Gährungen ausbrach. Die beiden Parteien, deren jede ihre eigene Regierung hatte, begannen

*) Er ſtarb zu Ende 1822 zu Kaſtri, dem alten Hermiona.

einen Bürgerkrieg, der beinahe vier Monate dauerte, und durch die Uebergabe von Napoli di Romania, welches ein Sohn Kolokotroni's besetzt hielt, sich endigte.

Die scheinbare Versöhnung zwischen den beiden bewaffneten Parteien verhinderte nicht, daß am Ende von sechs Monaten, unter dem Vorwande der Wiedererwählung des Konduriottis und der übrigen Mitglieder der vollziehenden Gewalt, die von der Partei Kolokotroni's und den moreotischen Volkshäuptern für illegal erklärt wurde, ein zweiter Bürgerkrieg ausbrach, der jedoch, durch die Verhaftung Kolokotroni's und seiner vorzüglichsten Anhänger, sogleich wieder unterdrückt wurde. Sie sind seitdem wieder in Freiheit gesetzt worden, und dienen nun mit Eifer der gemeinschaftlichen Sache.

Obgleich die Angelegenheiten den ganzen Sommer hindurch ein ziemlich ruhiges Ansehen bewahrt hatten, so bezeichneten mehrere Umstände seitdem dennoch die Unzufriedenheit der moreotischen Oberhäupter, unter andern ein an Konduriottis, in den ersten Tagen des August, von Andreas Lundo, Primaten von Wostitza, und von dem Oberst Notara, dem Neffen des ehrwürdigen Primaten von Korinth, geschriebener Brief, in welchem sie ihm seine zu augenscheinliche Parteilichkeit für die Flotte und die Vernachlässigung der Armee, die bei der Vertheilung des Londoner Anleihens übel bedacht worden war, zum Vorwurf machten.

Die Folgen dieses letzten Bürgerkrieges sind ausserordentlich schädlich gewesen. Wenn die Einigkeit nicht von Neuem gestört worden wäre, so hätte der Winter zu entscheidenden Operationen benutzt werden können. Obgleich es der griechischen Armee noch an den zur Belagerung nothwendigen Gegenständen gebrach, so hätte sie doch mit leichter Mühe die von den Türken noch besetzten Plätze umschliessen, und dadurch die Verproviantirung derselben verhindern können. Statt dessen mußte die Regierung ihre ganze Aufmerksamkeit allein nur auf Kolokotroni und dessen Anhang wenden.

Man weiß bereits, daß diese zweite Auflehnung der Militärhäupter durch ihre Verhaftung beendigt wurde, und daß Kolokotroni nebst den Andern als Staatsgefangener nach Hydra gebracht wurde. Die Frucht der innern Zwistigkeiten bestand indessen in der Zerstreuung des größten Theils aller der bewaffneten Banden, die unter den Fahnen der Hauptleute vereinigt gewesen waren. So sah es aus, als Ibrahim Pascha (im März 1825) auf Morea landete, und sich, nach kurzer Vertheidigung, Navarino's bemächtigte. Die bald darauf folgende Besetzung von Tripolizza*), wo die Griechen sich kaum noch vertheidigten, und das Vordringen des Feindes gegen Napoli di Romania und Argos, so wie seine verheerenden Streifereien durch mehrere Theile des Peloponnes, bis gegen Ende Septembers, waren die unvermeidlichen Folgen dieser verhängnißvollen Invasion. Jetzt hat sich die Ansicht der Angelegenheiten dergestalt verändert, und die Lage Griechenlands ist so gefährlich geworden, daß die Freunde dieser geheiligten Sache die reinste und vollkommenste Wahrheit kennen, und ihren Eifer, ihre Kraftanstrengungen verdoppeln müssen, wenn sie ihre Brüder der sie bedrohenden Gefahr entreissen wollen.

Wenn man die Angelegenheit Griechenlands in politischer, moralischer und religiöser Hinsicht betrachtet, so bleibt darüber nichts mehr zu sagen übrig, seitdem dieser Gegenstand die Aufmerksamkeit der ausgezeichnetsten Männer Europa's, welcher Meinung sie sonst auch angehören mögen, erregt, und ihre Talente in Anspruch genommen hat. Wir gedenken von diesen nur der bekanntesten, eines Krug, Chateaubriand, Benjamin Constant, Pradt, Say, Wilson, Sismondi, Bignon, Artaud, Pouqueville, Raybaud, Raffenet u. A., die aufs Klarste bewiesen haben, daß die griechische Revolution durchaus in keiner Beziehung mit den Unruhen stehe, welche einige andere Theile Europens bewegt haben, und daß sie als eine durchaus davon verschiedene Frage erwogen werden muß. Sie haben bewiesen, daß die erste Ueberschwemmung Griechenlands durch die Barbaren, die einem vernichtenden Glauben gehorchten, ein Angriff gegen die ganze Christenheit war, daß die Eroberung nie vollendet genannt werden konnte, und vorzüglich daß nie ein Schwur oder eine Verpflichtung statt gefunden hatte, wodurch die Bekenner des Christusglaubens von ihren muselmännischen Unterdrückern abhängig geworden wären. Haben sie nicht gezeigt, daß seit dem ersten Augenblicke der Invasion der Türken, bis zu dem Tage, wo die unglücklichen Sklaven ihre Ketten zerbrachen, diese allen nur erdenklichen Grausamkeiten, allen Unterdrückungen, welche die Feinde des christlichen Glaubens zu erfinden vermochten, ausgesetzt waren? Haben sie nicht dargethan, daß die griechische Nation nur dann ihr Joch zerbrach, als es unerträglich geworden war, und wo eine längere Geduld sie einer gänzlichen Vertilgung preisgegeben haben würde? — —

Nach allem dem hatten die Griechen die unbestreitbarsten Ansprüche auf die Theilnahme und den Schutz der ganzen christlichen Welt. War es nicht eine heilige, den europäischen Kabinetten und Völkern durch die Religion und Menschlichkeit auferlegte Pflicht, dieser unglücklichen Nation beizustehen? Sollten die kalten Berechnungen der Politik und die merkantilischen Vortheile nicht vor dem großen Rechte eines

*) Seitdem durch die Griechen mit Sturm wiedergenommen.

ganzen Volks verſchwinden, und es endlich vergönnen, ihm kräftige, rettende Hilfe angedeihen zu laſſen?

Ohne uns weiter über dieſe Betrachtungen auszudehnen, die der reifern Ueberlegung aller Staatsmänner und Fürſten ſo höchſt würdig ſind, beſchränken wir uns nur allein auf die Wahrheit, „daß die Wiedergeburt Griechenlands und ſein künftiges Fortbeſtehen als unabhängiger Staat, weit entfernt, den Intereſſen der andern Völker nachtheilig zu ſein, ſie im Gegentheil allen den Nationen nur vortheilhaft ſein können, aus denen die große europäiſche Familie und alle Geſellſchaften der ziviliſirten Welt beſtehen. Jenes ſchöne und fruchtbare Land öffnet, unter einer freien Regierung, dem Handel neue Quellen, und würde auſſerdem noch den Zweck haben, die Ziviliſation im Morgenlande und in Afrika einzuführen. Hoffen wir, daß, ungeachtet der Wolken, die gegenwärtig ſeine Zukunft verfinſtern, es dieſem großen Geſchick dennoch entgegenreifen werde!

Politiſche Ueberſicht Neuſpaniens.

(Beſchluß.)

Bevölkerung.

Weiße. Wenn die Weißen, hinſichtlich der Obergewalt, den erſten Platz einnehmen, ſo ſtehen ſie doch, in Betrachtung der Zahl, nur im zweiten Range. Man kann in Mexiko 1,200,000 Europäer von reiner Race annehmen. Die weiße Bevölkerung befindet ſich faſt ausſchließlich in den nördlichen Regionen, Provincias internas genannt. Ungefähr ein Viertel der Europäer wohnt dort. Im ſüdlichen Theile hingegen iſt die indianiſche Race vorherrſchend.

Folgendes iſt die Zuſammenſtellung der Weißen mit den übrigen Racen, in den verſchiedenen Theilen Amerika's. Auf hundert Einwohner zählt man:

In den vereinigten Staaten 83 Weiße; auf Cuba 45; in Mexiko, ausgenommen die Prov. int., 16; in Peru 12; auf Jamaika (i. J. 1787) 10; auf St. Domingo (i. J. 1788) 8.

In Mexiko theilt ſich, nach der Zählung von 1794, die Bevölkerung auf folgende Weiſe: auf 100 Seelen, 49 Spanier-Kreolen, 2 in Europa geborne Spanier, 24 Indianer (Azteken und Otonutir, welche letztern die erſten Bewohner des Landes waren) und 25 Individuen von gemiſchtem Blut.

Die Weißen theilen ſich in ſolche, die in Europa und die in den Kolonien geboren worden ſind. Die erſten werden Chapetonen oder Gachupinen genannt. Die letzten heißen Kreolen. Das ſpaniſche Geſetz geſtand allen Weißen gleiche Rechte zu; aber dennoch wurden die vorzüglichſten Aemter nur mit Europäern beſetzt. Daher rührten die Rivalitäten zwiſchen den beiden Nüancen der weißen Race. Die Eingebornen nannten ſich lieber Amerikaner, als Kreolen. Seit dem Frieden von Verſailles und vorzüglich ſeit 1789, hörte man ſie oft mit Stolz ſagen: „ich bin kein Spanier; ich bin ein Amerikaner".

Im Jahr 1808 mochten ſich nur ungefähr 70,000 bis 80,000 Europäer in ganz Mexiko befinden; folglich bildeten ſie noch nicht den hundertſten Theil der Geſammtbevölkerung. Der Name Europäer oder Spanier war gleichbedeutend in Mexiko; denn da die ſpaniſchen Geſetze allen denen, die nicht in der Halbinſel geboren waren, die Betretung des Landes bei Todesſtrafe verboten, ſo befanden ſich auch keine andere Europäer, als Spanier, daſelbſt.

Schon vor der Revolution zeigte ſich ein raſcher Fortſchritt zur Ziviliſation, eine große geiſtige Bewegung in Amerika. Die wiſſenſchaftlichen Anſtalten zu Mexiko machten der Regierung des Mutterlandes Ehre. Unter denſelben zeichnete ſich die Schule der Minen, der Pflanzengarten und die Akademie der ſchönen Künſte beſonders aus. Vorzüglich dieſe letztere hat im Lande die Idee und den Geſchmack am Schönen verbreitet. Die Minenſchule hat die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe verbreitet, und die mexikaniſche Jugend hat ſich mit vielem Eifer der Mathematik gewidmet. Man hat behauptet, daß das Klima die Kreolen zur Unwiſſenheit verdamme, indem es ihre moraliſche Kraft vernichte, aber Thatſachen haben das Gegentheil bewieſen. Sie bedurften nur guter Anſtalten und der Freiheit, um die höchſte Stufe der Ziviliſation zu erreichen.

Aller Reichthum des Landes gehört ausſchließlich den Weißen an, und ſelbſt unter dieſen iſt er noch ſehr ungleich vertheilt. Ueberhaupt iſt Mexiko das Land der Ungleichheit, denn dort ſtellt ſie ſich in den allerauffallendſten Formen dar, und in den übrigen Theilen Amerika's iſt die Vertheilung der Reichthümer viel gleichförmiger. Es gibt einige Familien in Mexiko, deren jährliches Einkommen eine Million Franken überſteigt. Die Familie des Grafen von Valenciana hat für mehr als 25 Millionen Franken Grundſtücke, ohne die Mine von Valenciana mit einzubegreifen, die vor der Revolution jährlich einen reinen Gewinn von anderthalb Millionen Franken abwarf. Der Graf von Regla hat zu Havanna zwei Linienſchiffe erſter Größe von Mahagony- und Zedernholz erbauen laſſen, und ſie dem König von Spanien zum Geſchenk gemacht. Eine einzige Goldader hat in fünf oder ſechs Monaten der Familie des Marquis von Fagoaga einen reinen Gewinn von zwanzig Millionen Franken abgeworfen. Die Minen ſind die vorzüglichſte Quelle des Reichthums von Mexiko geweſen. Aber es gibt

auch mehrere Kreolen, die ihr sehr bedeutendes Vermögen allein dem Ackerbau verdankten.

Dieselbe Ungleichheit zeigt sich auch bei der Geistlichkeit, von der ein Theil sich im tiefen Elend befindet, während einige Bischöfe reicher sind, als mehrere souveraine Fürsten Deutschlands. Im Ganzen ist der geistliche Stand nicht zu zahlreich, denn er besteht nur aus 10,000 Personen, so daß auf 1000 Seelen immer zwei Priester kommen, während man in Spanien auf die gleiche Zahl deren 16 rechnet. Die Einkünfte des Erzbischofs von Mexiko belaufen sich jährlich auf 130,000 starke Piaster, die des Bischofs von la Rubla auf 100,000, die dessen von Valladolid auf 100,000. Neben diesen ungeheuern Revenüen gibt es Pfarrer, die kaum 500 Franken erhalten. Die Grundstücke der mexikanischen Geistlichkeit haben kaum einen Werth von fünfzehn Millionen Franken; aber sie hat ausserdem 233,625,000 Franken in Kapitalien, die hypothekenweis auf das Eigenthum von Privatleuten ausstehen.

Diese Vertheilung des Reichthums erzeugt von der einen Seite einen übertriebenen Luxus und eine unsinnige Verschwendung, dagegen von der andern ein entsetzliches Elend. Die Straßen von Mexiko sind mit Unglücklichen angefüllt, die man Saragaten oder Guachinangos nennt, die die Nacht unter freiem Himmel zubringen und sich am Tage an der Sonne ausstrecken. Sie sind durchaus nackt, und bedecken sich nur mit einer flanellenen Decke. Diese Bevölkerung von gemischter Race verlangt niemals ein Almosen. Sie arbeitet; aber gerade nur so viel als sie muß, um ihr elendes Leben zu fristen. Es sind in der That die Lazzaroni von Mexiko.

Neger. In keiner europäischen Kolonie gibt es weniger Neger als in Mexiko. Es gibt deren nur 600 im ganzen Lande *). Man findet im Ganzen nicht 10,000 Sklaven, und die Kultur des Zuckerrohrs ist dennoch gediehen. Vor der Revolution auf St. Domingo kannte man in Europa den mexikanischen Zucker nicht. Nach einem Zeitraum von zwanzig Jahren, hat Veracruz jährlich mehr als 120,000 Zentner ausgeführt. Diese kleine Zahl von Sklaven ist für Mexiko ein Umstand von höchster Wichtigkeit; in ihm liegt die Versicherung des Friedens und der Ruhe für seine Zukunft. Man muß in diesem Punkte der Regierung Spaniens überhaupt Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Neger waren mehr in den spanischen Kolonien vom Gesetze beschützt, als in irgend einer andern von Europa abhängigen. Sonderbar genug, daß das despotischste Regierungssystem sich am freisinnigsten hinsichtlich der Sklaverei benahm.

Vermischte Racen oder Kasten. Die vermischten Racen sind fast eben so zahlreich, als die rein indianische Race. Man kann die Bevölkerung von gemischtem Blut auf 2,400,000 Seelen anschlagen. Man unterscheidet darin eben so viele Uebergänge, als unter den drei reinen Racen und ihrer Vermischung unter einander und mit den dadurch entsprungenen Mittelracen nur immer möglich ist. Die Metis, die von der Vermischung der Weißen mit den Indianern herrühren, bilden die 7/8 davon.

Jede dieser Abstufungen hat ihren Namen und ihren Rang in der öffentlichen Achtung. Je nachdem der Ursprung mehr oder weniger dem unvermischten der weißen Race sich zuneigt, je höher oder niedriger ist auch die Gesellschaftsstufe, auf welcher die Individuen stehen, und diese Verschiedenheit wird mit der größten Strenge beobachtet. In der Kaste der Quarteronen, die aus der Verbindung eines Weißen und einer Mulattin entsteht, erkennt die allgemeine Uebereinkunft 3/4 vom Blute des Weißen und 1/4 vom Blute des Negers an. Ein Quinteron, Sohn einer Quarteronin und eines Weißen, hat 7/8 gutes Blut. In einem Zambo, aus der Verbindung eines Negers mit einer Mulattin entsprossen, ist dagegen nur 1/4 gutes Blut (von einem Weißen) und 3/4 Negerblut. Alle andere Abstufungen sind mit derselben Bestimmtheit festgestellt.

Die Verschiedenheit der Race ist der vorzüglichste Karakter des politischen Zustandes von Mexiko. Diese Bevölkerung, aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzt, ist fast durchaus in der Mitte des Gebirges, auf einer Ebene zusammengedrängt, deren Höhe zweimal die der über unsern Häuptern schwebenden Wolken übertrifft. Dort lebt vereinigt der kupferfarbene Mensch, der aus dem Norden Amerika's, und vielleicht selbst aus Asien vorgedrungen ist, der zivilisirte Europäer und der Neger von der Küste von Guinea. Es wird ein Tag kommen, wo die mexikanische Kordillera ein gemeinsames Vaterland für alle Menschen vom verschiedensten Ursprunge sein wird. Unter der Kolonialverwaltung war diese Verschmelzung unmöglich. Jetzt, da die Kolonien unabhängig sind, muß der erste Gebrauch, den sie von ihrer Freiheit machen können, der sein, bei sich diejenige Gleichheit zu erhalten, deren Rechte sie gegen das Mutterland vertheidigt haben. Von der Erfüllung dieser Pflicht der Gerechtigkeit hängt ihre ganze künftige Macht ab.

*) Man berechnet, daß Afrika jährlich 74,000 Neger den Aequinoxialgegenden Amerika's und Asiens liefert. Davon kommen kaum hundert nach Mexiko.

Spanische Sittentafel.

Sevilla.

Wer Sevilla nicht gesehen,
Hat nichts gesehen — —

Gelegen an den Ufern eines der schönsten Ströme Iberiens, von fruchtbarem Gelände umgeben, vom köstlichen Klima begünstigt, von einem an Einbildungskraft reichen Menschenstamme bevölkert, mit prachtvollen Gebäuden und Kunstwerken geschmückt, ist Sevilla, ehemals so hochberühmt, jetzt nur noch der Gegenstand der Uebertreibung und der poetischen Aufschneiderei der Andalusier, der besondern Aufmerksamkeit des Reisenden dennoch nicht unwerth.

Meine erste Sorge, sogleich nach meiner Ankunft in dieser Stadt, war, die herrliche Kathedralkirche zu besuchen, die man zu den schönsten Denkmälern rechnet, die jemals zur Ehre des höchsten Wesens erbaut wurden. Ich mag hier nicht in eine weitläuftige Beschreibung derselben eintreten, sondern begnüge mich, zu bemerken, daß sie mit den Meisterstücken Morillos, dieses großen Malers, den man in Europa nur durch einige kleine Bildnisse kennt, und dessen unendliches Genie nur in der ungeheuern Szene sich offenbaren konnte, in welcher er die Magnifizenz der Himmel, die Extasen der Frömmigkeit und den Zauber der Perspektive enthüllte, geschmückt ist. Dieser große Künstler malte mit einem tiefen Gefühle und einem philosophischen Geschmack, der ihn weit über sein Zeitalter erhob Seine Entwürfe sind groß und ihre Ausführung ist vollkommen. Er gefiel sich nur in allem dem, was erhaben und übernatürlich war. Homer schuf einen Olymp, Morillo schuf einen Himmel, den er mit Wesen bevölkert hat, die eines solchen Aufenthalts würdig waren. Er hat mit einem Lichtstrom die durchsichtigen und glanzdurchwebten Wolken übergossen, der die gewöhnlichen Hilfsquellen der Malerei bei weitem übersteigt. Einer dieser Köpfe gehört der Jungfrau an, die das Christuskind den Armen des heiligen Antonius anvertraut. Er ist über alle Beschreibung erhaben; er ist ein vollkommenes Gedicht.

Der Geistliche, der mich durch die Kirche begleitete, untermischte seine Erklärungen und Andeutungen oft mit melancholischem Bedauern über den blühenden Zustand der Hauptkirche vor den letzten Zeiten der Regierung Karls IV. „Damals", sagte er, „bezahlte das Volk den Zehnten noch ganz und ohne Murren, und unser Einkommen strömte in unsere Kisten und Kasten wie ein Goldregen. Eine sehr bedeutende Summe wurde alljährlich zurückgelegt, und ließ uns in kurzer Zeit den Besitz eines beträchtlichen Schatzes hoffen. Ausserdem hatten wir sehr viele Edelsteine und heilige Geräthe, welche die Augen durch die kostbaren Kleinodien, mit denen sie besetzt waren, blendeten. Ach, jene glücklichen Tage sind längst vorüber. Der Friedensfürst plünderte uns zuerst, die französischen Generale folgten seinem Beispiel, darauf kamen die unglücklichen Liberalen (daß sie Gott verdamme!), die den Zehnten zur Hälfte herabsetzten. Aber glauben Sie demungeachtet nicht, daß die Pracht des Gottesdienstes im Geringsten sich vermindert habe..... So eben wird geläutet. Kommen Sie, um der großen Messe beizuwohnen."

Wir näherten uns dem Altar, und die Töne der Orgel erfüllten den Raum mit einer Harmonie, die vom Himmel selbst herabzuschweben schien. Rothgekleidete Kinder, lange Wachskerzen in sehr großen, massiv-silbernen Leuchtern tragend, eröffneten den Zug. Andere, auf dieselbe Weise gekleidete Kinder schwangen Rauchgefäße, die dicke, mit den köstlichsten Gerüchen geschwängerte Dampfsäulen verbreiteten. Drei Priester, ganz mit Gold überdeckt, folgten ihnen nach. Sie ordneten sich vor dem Heiligthum, und die Zeremonie begann. Ich weiß nicht, ob ich es gestehen darf, aber dieser Luxus, dieser Reichthum, diese Gesänge erfüllten meine Gedanken mit den schönsten poetischen Träumereien.

Ich wurde an demselben Tage zum Mittagsessen bei einer der vornehmsten und ausgezeichnetsten Familien der Stadt eingeladen. Die Hitze war ausserordentlich, und die Tafel war mit Schüsseln belastet, deren Dämpfe die Schwüle der Temperatur noch vermehrten. Der Herr vom Hause zog ohne Ziererei seinen Rock aus, und lud uns ein, seinem Beispiele zu folgen. Die Bedienten brachten eine Menge von Nankinjacken; aber da die Gesellschaft sehr zahlreich war, so wurde der Vorrath bald erschöpft, und unser Wirth war genöthigt, zur Garderobe seiner Vorfahren seine Zuflucht zu nehmen, um uns alle zu befriedigen. Daraus entstand eine wirkliche Maskerade, die lustig genug war. Mein Nachbar, ein äusserst ernster und gelehrter Mann, zog einen Schlafrock von chinesischem Taffet an, der schon zur Zeit der Eroberung Mexiko's existirt hatte. Die Unterhaltung erstreckte sich über mehrere Gegenstände. Der Hausherr, der in Stiergefechten eine große Geschicklichkeit gewonnen hatte, gab uns eine wohlgerundete, mit luminösen Anmerkungen und Erklärungen der Kunst- und Kraftworte versehene Dissertation über diese, eines spanischen Edelmannes vollkommen würdige Leibesübung zum Besten. Er verglich sie, auf eine fein-komische Weise, mit der englischen Boxerei, und alle Anwesenden, ausgenommen ein oder zwei Briten, die sich an der Tafel befanden, gaben ihr laut den Vorzug vor dieser.

Nach dem Essen hielt Jedermänniglich seine Siesta. Ein Mann von gutem Ton darf während dieser Tages-

zeit sich in den Straßen nicht sehen lassen, ohne der Gefahr sich auszusetzen, sich auf immer lächerlich zu machen. Deshalb sieht man auch Niemand anders, als die Hunde in denselben. Die Sieste dauert sehr lange, und beim Erwachen begrüßt man sich, als wenn die Nacht vorüber wäre. Sodann wird Eis, Limonade und Eingemachtes herumgereicht, wonach man die herrliche „Fächerpromenade" besucht, wo die Galanterie, der Rauch der Zigarren, der Staub, der Duft der Orangenblüthen, die Musik und die lärmenden Unterhaltungen der lebhaften Andalusier dem Fremden nach und nach alle angenehmen und unangenehmen Eindrücke empfinden lassen, deren die menschliche Organisation fähig ist.

Später führte man mich in eine Tertulia, oder nächtliche Versammlung. Die Zeremonie der Vorstellung eines Fremden in diesen Zirkeln ist nach einer unwandelbaren Etikette bestimmt. Die einführende Person führt die andere zur Hausfrau und stellt ihr jene vor, worauf sie mit einer Redensart empfangen wird, deren Ursprung man nicht kennt, so alt ist sie, nämlich: „Mein Herr, dies Haus gehört Ihnen!" Von diesem Augenblick an wird der Fremde nicht mehr als solcher betrachtet, Jedermann spricht mit ihm, gleich als wenn er aller Welt längst bekannt wäre. Er kann rauchen, schwatzen, verlangen, was ihm gefällt, und sich zur Gesellschafterin die Dame oder das Fräulein erwählen, zu welchem er sich am meisten hingezogen fühlt. Er kann sich mit ihr in einen Winkel zurückziehen, sich zu ihr setzen, ihre Hand ergreifen, und mit ihr sprechen, was er will, ohne daß man das im Geringsten bemerken oder auffallend finden würde. Dergleichen Versammlungen finden sehr oft im Hofe statt; aber dieser Hof ist eigentlich ein köstlicher Garten, mit den seltensten süßduftenden Bäumen und Gesträuchen erfüllt, mit Springbrunnen geschmückt und mit bunten Lampen erleuchtet.

Ein Engländer, der sich zum erstenmal in einer dieser Gesellschaften befand, bemerkte, daß es die allgemeine Sitte zu sein schien, einer Dame den Hof zu machen. Er hielt es also für seine Schuldigkeit, dieses löbliche Beispiel nachzuahmen, und wendete sich deshalb an seine Nachbarin, die in der vollen Frische der Jugend und Schönheit glänzte. Sie nahm ihn sehr höflich und zuvorkommend auf, bewegte aber ihre kleine Zunge mit einer so erstaunlichen Geläufigkeit, daß er fast nie zu Worte kommen konnte. Nach ihrem eigenen Geständnisse liebte sie die Fremden über Alles. Sie erzählte ihm, mit einer Natürlichkeit und Anmuth, die den Briten fast verfeinerte, wie heiß und innig sie einen französischen Offizier, und dann einen italienischen Maler geliebt habe, zwischen denen beiden ein russischer Diplomat, der liebenswürdigste aller Menschen, aber dennoch so liebenswürdig nicht, als der Nachbar, mit dem sie so eben sich zu unterhalten das Glück genieße, ihrem Herzen eine tiefe Wunde beigebracht habe. Darauf wendete sie sich mit der raschen Frage an ihn: ob er nicht eine Andalusierin zur Gattin haben möchte? Er antwortete zwar ausweichend; aber sie nahm seine feine Schmeichelei für baare Münze, und um ihn ganz zu bezaubern, entwickelte sie vor ihm alle ihr eigenen Reize des Tanzes, des Gesanges und der Guitarre. Nach diesen Beweisen ihres Talents, bei denen sie ihn nie aus den Augen verloren und immer scharf beobachtet hatte, um den hervorgebrachten Eindruck zu errathen, kehrte sie wieder zu ihm zurück, und ließ ihre Batterien von Neuem spielen, bis ein anderer Engländer sich ihnen nahte, und seinen Freund ganz mechanisch fragte: wie seine Frau sich befinde? Bei diesem Worte sprang die schöne Andalusierin plötzlich auf, durchbohrte ihren Gesellschafter mit einem zornigen Blicke, und verfügte sich zu einem Offizier, einem ältlichen Hagestolz, der sich in einem abgesonderten Winkel, mit Hilfe seiner Zigarren, in eine dicke Rauchwolke hüllte; denn nichts ist dem Frauenzimmer in Spanien unausstehlicher, als — ein verheiratheter Mann.

Häckerling.

Der verstorbene Großherzog Leopold von Toskana war einer der vortrefflichsten Regenten, ein wahrer Titus und Marc-Aurel. Seine Regierung stellte eben so augenscheinlich den Beweis seiner Klugheit als Gesetzgeber, wie die Richtigkeit aller seiner übrigen Theorien auf. Er entwarf ein Kriminalgesetzbuch, und bald gab es keine Kriminalverbrecher mehr. Er begründete ein neues System der Staatswirthschaft, und der allgemeine Wohlstand des Landes hob sich schnell. Er schaffte die Todesstrafe ab, und mehrere Monate lang gab es in den sämmtlichen Gefängnissen Toskana's keinen einzigen Verbrecher. Dieser Triumph guter Gesetze über die menschliche Schwachheit und über eingewurzelte Laster ist einer rühmlichen Erwähnung in der Geschichte würdig, um so mehr, da er leider nur zu selten ist. Ein Zug mag hier, für deren viele, des edeln Leopold Herzensgüte und wahre Herrschertugend beweisen. Eines Abends, als er sich zur Ruhe begeben wollte, meldete man ihm, daß die Schuldlosigkeit eines in gefänglicher Haft befindlichen Mannes sich so eben aufs Klarste erwiesen habe. Der Großherzog verordnete, daß er am nächsten Morgen befreit werden solle, und legte sich nieder. Aber der Gedanke, daß ein Unschuldiger noch eine Nacht leiden müsse, ließ ihm keine Ruhe. Er stand mitten in der Nacht wieder auf, schellte seinem Kammerdiener, und fertigte den Befehl

aus, „den Gefangenen auf der Stelle in Freiheit zu ſetzen.“

Laßt nur der Zeit ihren Lauf. Sie ſchreitet immer vorwärts, manchmal langſamer, manchmal ſchneller, je nachdem eben die Geſchöpfe des Augenblickes, oder des Tags, beſchaffen ſind. Sie ſchleicht mit dem kriechenden Gewürme der Finſterniß, ſie eilt auf den Schwingen des Adlers der Sonne entgegen. Sie iſt die mächtige Schöpferin der Revolutionen, die Erzeugerin der Wunder des Menſchendaſeins, die Zerſtörerin des Unfugs und der Tirannei. Sie ſchmückt den wohlerworbenen Ruhm mit den Lorbeern der Unſterblichkeit, ſie brandmarkt den Fanatismus, die Unduldſamkeit und Verfolgungsſucht mit dem ewigen Feuer der Verachtung. Sie rächt, ſie belohnt, ſie rechtfertigt, ſie verdammt; darum — laßt nur der Zeit ihren Lauf. Alles, Alles erſcheint endlich an ſeinem eigenthümlichen Platze. Nicht Kaiſer und Könige, nicht Fürſten und Rathsherrn regieren die Welt, ſondern die Zeit regiert ſie, die Zeit allein. Es gab einſt einen Nero, einen Cambyſes, einen Alexander — —; was iſt aus ihnen geworden? — Staub! Aber nicht am Staube allein haftet der Menſchheit Segen oder Fluch. Die Geſchichte iſt da; ſie nimmt Alles in ſich auf, ſie ertheilt einem Jeden, was ihm gebührt. Dieſer unbeſtechlichen Richterin kann Niemand entgehen. Vor ihrem Thron müſſen alle Tugenden, alle Laſter erſcheinen. Ihre Hand gräbt auf ehernen Tafeln die Namen der Guten und Böſen ein. Auch ſie hat ihren Himmel und ihre Hölle. Darum verzweifle Keiner je, ſondern bedenke, daß es Zeiten gab, die noch ſchlechter waren, als die gegenwärtige, und daß ſie dennoch vorübergegangen, und durch beſſere verdrängt worden ſind. Als in Frankreich die Camiſards erſchienen, als das Blut der evangeliſchen Chriſten in den Cevennen ſtrömte, und in dicken Rauchwolken von den Scheiterhaufen der Inquiſition emporſtieg, als Tauſende unſchuldiger Menſchen zu Ehren des Weltheilandes und ſeiner Mutter ermordet wurden, als ein Stellvertreter Chriſti auf Erden äuſſerte, es ſei verdienſtlich und gottgefällig, einen Ketzer zu tödten — es war damals doch eine viel traurigere Zeit, als die, wo man nur der geſunden Vernunft den Krieg erklärt, und den klaren Spiegel der Gegenwart mit Unrath überdeckt, um zu fiſchen im Trüben.

Seitdem man in der Geſellſchaft mehr vom guten Ton, als von den guten Sitten ſprechen hört, will alle Welt vom erſten ſein. Aber die Wenigſten wiſſen recht, was eigentlich guter Ton iſt. Ein Narr erlangt ihn oft durch bloße Gewohnheit, dahingegen der geniale Menſch ihn ſelten oder nie im höchſten Grad ſich eigen machen kann. Der gute Ton iſt nichts mehr und nichts weniger, als eine genaue, ja faſt ängſtliche Beobachtung der Schicklichkeit und Konvenienz, die Kunſt, auf ſeinem eigenthümlichen Platze zu verharren, und die gegenſeitigen Beziehungen und Verhältniſſe der Menſchen zu unterſcheiden. Es iſt die flüchtigſte aller Neigungen, aller Leidenſchaften, in deren Schoos oft das Geheimniß des Glückes verborgen iſt. Der Weltmann ſcheint nur für Andere, nicht für ſich zu leben. Dieſe Hingebung iſt die einzige Rolle, welche er mit unermüdlichem Fleiße ſtudirt. Der natürliche Menſch konzentrirt ſich in ſeinen Gefühlen, und ſei es nun, daß ihre zurückhaltende Kraft ein leidenſchaftliches Schweigen bewahrt, ſei es, daß ſie ſich in einem ungeſtümen Ausbruch offenbaren, ſo iſt es doch äuſſerſt ſelten, daß nicht eben ſowohl ihr Aufſchwung, als ihre Zurückhaltung mißfallen. In der Welt hat man ſelten Zeit, weder zum Lieben, noch zum Denken. Man muß es daher vermeiden, tief durchdachte Ideen mitzutheilen, und lebhafte Bewegungen anzuregen. Jene Feinheit des Geſchmackes, die leichthin und plötzlich einen Ausfall macht, die ihn nachläſſig und in unerwarteter Form in die Unterhaltung wirft, iſt am meiſten anwendbar in einer Geſellſchaft von gutem Tone. Sie verlangt den Schein, nicht die Tugend, und von allen guten Eigenſchaften nur die, welche gefallen. Die Wendungen der Rede müſſen nicht glänzend, ſondern nur fein, die Gedanken nicht treffend, ſondern nur lebhaft ſein. Der Mann von gutem Tone muß vor Allem einfach, wahr und witzig ſein, aber nur ſo viel, als es ſich mit dem rein natürlichen Zuſtand der Geſellſchaft verträgt; darum ſtrebt er auch ſein ganzes Leben lang dieſer Natürlichkeit nach.

Komiſch iſt die Angabe der Wohnungen einiger Perſonen in der großen Stadt Paris, die nun freilich nicht mit ihrem Namen, ſondern nur mit ihren Eigenſchaften bezeichnet werden, wie z. B. ein Egoiſt, trockene Baumgaſſe; ein Advokat, die Zierde ſeines Standes, Schwätzergaſſe; ein Operntänzer, Ballettſtraße; ein General der alten Armee, Schlachtſtraße; ein lyriſcher Dichter, Schäfergaſſe; ein unglücklicher Ehemann, gute Leutgaſſe; ein Gaskonier, Hahngaſſe; ein Geſchäftsmann, Zifferblattſtraße; ein Redakteur einer Ultrazeitung, Kapuzinergaſſe; ein Geiziger, Schloſſergaſſe; ein eingebildeter Kranker, Stuhlgäßchen; ein Maulaffe (badaud), Suchmittaggaſſe (rue du cherche-midi); ein Zenſor, Scheerenſchleifergaſſe; eine Kokette, fliegende Herzgaſſe; ein Publiziſt, Taubenſchlaggaſſe; ein Prediger, wüſte Gaſſe; ein Todtengräber, Apothekergaſſe; eine hohe Perſon, Höllenſtraße; ein Spiegelfechter, hölzerne Säbelgaſſe; eine Operntänzerin, Straße der Treue; ein romantiſcher Poet, Eiskellergaſſe; ein heirathsluſtiges Mädchen, Gitter-

ſtraße; ein Opernſänger, große Brüllgaſſe; ein Rentier, Faſtengaſſe; eine Frömmlerin, Magdalenenſtraße; ein Schauſpieler, Marionettengaſſe; ein Lärmmacher, böſe Bubengaſſe; ein Violinſpieler, Bierſiedlergaſſe; ein Schriftſteller, Eitelkeitsgaſſe; ein Abbé, Paradiesgäßchen; ein Höfling, Affengaſſe; ein Spieler, leere Beutelgaſſe u. ſ. w.

Wenn ich noch einmal jung wäre.

Der Greis.

„Wenn ich noch einmal jung wäre, aufrichtig geſprochen: was würde ich laſſen und thun? Ach, das Alter iſt eine ſtrenge, oft fürchterliche Lehrerin! Hätte ich in meiner Jugend nur ahnen können, was ich ſpäter, manchmal zu ſpät, erfahren, wäre die Leuchte des Geiſtes mir früher aufgegangen, wäre das Leben mir weniger geringfügig erſchienen, hätten die Bilder meiner regen Einbildungskraft, die Täuſchungen der Hoffnung mich nicht zu oft irregeleitet .... ich würde mehr gelebt haben, als ich wirklich lebte; ich würde glücklicher geweſen ſein.

„Wenn ich noch einmal jung wäre, würde ich vor Allem nicht mehr auf die Ewigkeit meiner Jugend, auf die äuſſere Liebenswürdigkeit meiner Perſon, auf die von meinen Aeltern zuſammengeraften Schätze, auf die Ehre der Zwiſchenträger und auf die Beſtändigkeit der Weiber rechnen. Ich würde eben das mir anzueignen ſuchen, was ich am meiſten zu vernachläſſigen und ſelbſt zu verachten die Albernheit gehabt. Ich würde bedenken, daß man nicht ſein ganzes Leben hindurch auf die Haſen- und Fuchsjagd gehen, daß man nicht immer mit luſtigen Kumpanen herumſchweifen, nicht immer im berauſchenden Walzer ſich herumdrehen, nicht immer am Boſtonwhiſttiſche ſitzen kann; ſondern daß der Menſch auch noch zu etwas anderm auf der Erde iſt.

„Wenn ich noch einmal jung wäre, würde ich nur mit ſolchen Männern und Frauen bekannt und befreundet ſein wollen, die wirkliches Verdienſt beſitzen und wirklicher Achtung würdig ſind. Ich würde mich beſtreben, ihnen nachzueifern, ihnen immer ähnlicher zu werden. Dagegen würde ich mich von jenen ſogenannten Herzensfreunden, die man grade ſo lange hat, als man mit ihnen raſet, für ſie bezahlt und ihnen mit vollen Händen gibt, zu entfernen ſuchen, ſie vielleicht ganz vermeiden, und dadurch an Ehre und Geſundheit und Vermögen bedeutend gewinnen; denn nichts übt einen größern Einfluß auf das ganze Weſen und Daſein des Menſchen aus, als die Geſellſchaft, in welcher er lebt.

„Wenn ich noch einmal jung wäre, würde ich keine Dummheiten und Großeknabenſtreiche mehr begehen, oder wenigſtens nicht ſo viel, als ich mir habe zu Schulden kommen laſſen. Ich würde meinem Schneider, meinem Schuhmacher, meinem Wagner und andern Handwerkern nicht ſo viel Geld um Nichts geben; denn was iſt es mehr als nichts, die ausſchweifendſten, oft lächerlichſten Moden zuerſt zu haben, um des erbärmlichen Kitzels ſich zu erfreuen, von andern Narren nachgeahmt zu werden?

„Wenn ich noch einmal jung wäre, würde ich nicht mehr aus vollem Halſe lachen, wenn ich mich in anſtändiger Geſellſchaft befände, auch nicht einmal mäßiger lachen, ohne zu wiſſen warum, und nur bloß, um meine weißen Zähne zu zeigen. Ich würde den Meinungen Verſtändigerer, als ich bin, nicht meinen eiſernen Eigendünkel entgegenſetzen, nicht ihrer Verachtung mich preisgeben, nicht Frauen und Greiſe beſchämen, nicht ein Adler ſein wollen, um hinter mir hören zu müſſen, daß ich doch nur ein Papagei ſei und das wieder auskrame, was man mir mit vieler Mühe vorgeſchwatzt habe.

„Wenn ich noch einmal jung wäre, würde ich mich wohl verlieben, aber nicht in jedes griechiſche Näschen, nicht in jedes blaue oder ſchwarze Auge, deſſen feuchter oder glühender Blick an mir vorüberſtreift, nicht in jede hübſche Larve, die im bunten Gewimmel des Erdenlebens zwei Minuten länger als gewöhnlich vor mir verweilt. Ich würde ein Herz ſuchen, das das meinige verſtehe, eine Seele, die mit der meinigen ſich verſchmelzen könne. Fände ich ein ſo unſchätzbares Gut, ſo würde ich es zu gewinnen mich bemühen; all' mein Streben, all' meine Liebe, mein ganzes Daſein würden ihm geweihet ſein. Ich dürfte dann der Gewißheit mich überlaſſen, ſehr glücklich zu werden: ich hätte nicht umſonſt gelebt."

Die Matrone.

„Wenn ich noch einmal jung wäre, würde ich mehr meinem Kopfe als meinem Herzen gehorchen, und das nur verlachen, was mich ſonſt im Innerſten bewegte. Ich würde die goldenen Schmeicheleien, die diamantenen Verſprechungen, die ſmaragdenen Träumereien meiner eigenen Phantaſie nur für das nehmen, was ſie ſind, für leichtgebildete, bunte Seifenblaſen, die im Anhauche der Wirklichkeit in Nichts vergehen.

„Wenn ich noch einmal jung wäre, o, wenn ich es noch einmal wäre! wie wollte ich anders meine Wanderung, mein Spiel, mein Verweilen in dieſem Erdengarten beginnen! Wie wollte ich ihn ausſchmücken mit den Blumen und Früchten der Liebe, des Glücks, der Zufriedenheit! Wie wollte ich die ſchönen Tage meines, ach! ſo ſchnell vorübergeſchwundenen Frühlings benutzen, um meinen Geiſt mit unverwelk-

lichen Blüthen zu bereichern, mein Herz mit unvergänglichen Freuden zu durchdringen! Wie wollte ich nur leben, um zu lieben und um geliebt zu sein!

„Wenn ich noch einmal jung wäre, würde ich einen würdigen Gemahl, einen Reisegefährten hienieden, ein Wesen, das ich achten, verehren, lieben könnte, zu erwählen mich bemühen. Ich würde ihn unter Tausenden erkennen, ihn vor Tausenden auswählen, und den bunten Tand verachten, dem gewöhnlich unsere Jugend geweiht ist, und der uns nur Leerheit, Ueberdruß und Langeweile gewährt. Ich würde mein Herz nicht verkaufen, nicht verschenken, sondern es freiwillig geben, als den Preis meiner reinsten, heiligsten, innigsten Liebe.

„Wenn ich noch einmal jung wäre, würde ich die sogenannten Liebhaber und Geliebten, diese Betörer des Herzens, diese Vergifter des innern Glücks, diese Schmetterlinge und Eintagsfinken, deren Gezwitscher und Farbenglanz nur Närrinnen zu gewinnen vermag, vermeiden, und mein Herz der einzigen wahren Wissenschaft im Leben des Weibes, dem Studium der Vernunft und der häuslichen Zufriedenheit, überlassen. Mich würde nicht mehr ein schwärmerisches, männlichschönes Gesicht, nicht mehr der Gliederbau eines Antinous, nicht mehr der Kleiderschnitt eines Ganymed, nicht mehr die Leyer eines Apoll entzücken. Ich würde den Kern von der Schale unterscheiden, und mit der letztern nicht mein weiches Herz zerdrücken wollen.

„Wenn ich noch einmal jung wäre, würde ich nicht einen zu großen Werth auf meine äussere Schönheit legen, eben so wenig, als auf die des Mannes, der einst mein ganzes Schicksal theilen sollte. Es würde mir angenehm sein, wenn er eine hohe, klare Stirn, ein feuriges, seelenvolles Auge, Wangen mit dem Inkarnat der Gesundheit geschminkt, weiße, schöne Zähne und keinen übelriechenden Athem hätte; aber ich würde das nie zur ausschließlichen Bedingung meiner Wahl machen, sondern mehr auf seine innern Eigenschaften, auf sein Herz und seinen Karakter, vorzüglich auf die Festigkeit des letztern, sehen; denn nichts ist trauriger, als ein Mann, der von jedem Anhauche in einer andern Richtung fortgezogen wird.

„Wenn ich noch einmal jung wäre, würde ich wahrscheinlich nicht den reichsten meiner Freier zum Gatten erwählen, denn Reichthum macht nicht glücklich, nicht froh; aber ich würde so viel als möglich vermeiden, mich einem ganz Unbemittelten hinzugeben, denn Armuth bedrückt und ist schwer zu ertragen. Ich würde nicht mehr glauben, daß in der Gesellschaft des Geliebten die Hütte zum Feenpallaste wird; dieser Rausch verfliegt nur zu bald, und was übrig bleibt, ist nichts als ein bittrer Nachgeschmack durch das ganze Leben.

„Wenn ich noch einmal jung wäre, würde ich mit Sorgfalt meine Freundinnen auswählen, um nicht von ihnen verleumdet und bitter gestimmt zu werden. Ich würde den Umgang mit unterrichteten, geistreichen Menschen dem faden Geschwätze über Moden, Bälle, Schauspiele, Lustparthien den Vorzug geben. Ich würde, wäre ich verheirathet, mit andern Frauen nur am Abend zusammenkommen und mich immer mit einer gewissen Zurückhaltung gegen sie benehmen, um nicht zu vertraut mit ihnen zu werden. Am allerwenigsten aber würde ich ihnen die Geheimnisse meines Hauswesens entschleiern.

„Wenn ich noch einmal jung wäre, würde ich nur gute, unterrichtende Bücher, niemals Romane, lesen, oder doch nur solche, die von bejahrten, verständigen Menschen mir empfohlen werden. Hätte ich Verstand, Witz, Laune, so würde ich mich alles dessen nicht selbst rühmen, sondern es vielmehr zu mäßigen und inner den Grenzen der Schicklichkeit zu beschränken suchen. Ich würde mich nur selten mit Blumen und Diamanten schmücken, um nicht für eine Nymphe oder Theaterprinzessin gehalten zu werden; ich würde niemals walzen, als mit meinem Verlobten oder Gatten, wenn er es gerne möchte; ich würde niemals disputiren, vielweniger zanken, weil nichts mehr als das ein hübsches Gesicht entstellt; ich würde das Alter ehren und es nicht verspotten; ich würde nur selten ausser meinem Hauswesen nach Vergnügen trachten; mit einem Worte, ich würde ein Mädchen, eine junge Gattin sein, wie es leider heutzutage keine gibt.

Literarisches Bulletin.

London, Januar.

Es ist ein Fehler in der englischen Erziehung, den man zum allgemeinen Wohl der Erziehung recht bald beseitigen sollte; das ist die „Unwissenheit, in welcher sich unsere Jugend aller Klassen hinsichtlich der politischen Wissenschaft und deren Grundsätze befindet.“ Die Jünglinge in den ersten Familien sind vielleicht die einzigen, die davon eine Ausnahme machen. Daraus entsteht der üble Umstand, daß man bei uns sich einer Partei zuneigt, daß man zu einer Fahne schwört, ohne durch sorgfältiges Studium und Ueberlegung frei seine Grundsätze gewählt zu haben. Uebrigens bewundert man bei einem Parteimenschen weder seine Ueberzeugung, noch die Weisheit der Meinungen, die sein Betragen geleitet haben, sondern allein die Festigkeit, man möchte oft sagen, die Hartnäckigkeit, mit der er den einmal eingeschlagenen Weg verfolgt, seine treue Anhänglichkeit an die Sache, der er zur Stütze gereichen soll, gerade als wenn der Muth, der nicht

auf Ueberzeugung beruht, ein tugendhaftes Herz zu bezeichnen im Stande wäre.

Die Urſache dieſer Unwiſſenheit iſt die Ausdehnung der politiſchen Wiſſenſchaft, die von Tag zu Tag immer mehr zunimmt, ſich immer mehr verwickelt, während unſere Jugend, um die Tiefe derſelben zu ergründen, und ſich zu Herren derſelben zu machen, nur ihre Mußeſtunden darauf verwenden kann. Vom zehnten bis zum ſechszehnten Jahre wird der Verſtand mit der Erlernung des Griechiſchen und Lateiniſchen ermüdet. Auf den Univerſitäten findet faſt derſelbe Fall ſtatt, ausgenommen, daß die trockene Mathematik noch hinzugefügt wird. So erſcheint man im einundzwanzigſten Jahr auf dem Schauplatze als guter Grieche und Lateiner, und als vollkommener Mathematiker, ohne ſonſt im allermindeſten zu wiſſen, welches die Pflichten des Weltmanns oder des Bürgers ſind. Glücklich das Land, wo man nicht eine Hexameterfabrik, wie Oxford, und eine Algebramanufaktur, wie Cambridge, hat, auf deren Thüren, wie auf der Plato's, geſchrieben ſteht: ωδεις ἀγεωμετρητος εισιτω.

Sollten wir aber mit der Zeit mehrere ſolche Werke haben, wie das „Leben Sheridans von Moore“ eines iſt, ſo würde ſich unſere Unwiſſenheit in dieſer Hinſicht ſo leicht nicht mehr entſchuldigen laſſen, wie dies jetzt noch wohl geſchehen mag. Das Werk ſelbſt iſt Ihnen gewiß ſchon zu genau bekannt, als daß ich mir etwas Anderes, als einige Bemerkungen darüber, vergönnen dürfte. Der Geſchichtſchreiber ſagt, indem er von den verſchiedenen Parteien redet, in welche ſich die Whighs, nach dem Tode ihres großen Oberhaupts Rockingham, theilten: „Der Whighismus iſt eine Art Proteſtantismus. Die Freiheit ſeines Glaubens führt ihn nothwendigerweiſe zur Mehrzahl ſeiner Meinungen, während der wahre Torysmus, dem Papismus ähnlich, ſeine Kinder in einer einzigen Lehre, der Unfehlbarkeit des Thrones, vereinigt, und darauf hinwirkt, jede Scheidung zu verhindern, die dem allgemeinen Intereſſe ſchädlich ſein könnte, und ſeine Anhänger mit dem alleinigen Wunſche, der Aemterliebe, beſeelt.“ Der intereſſanteſte Theil des Werkes iſt auf jeden Fall der, wo der Verfaſſer den Zuſtand der verſchiedenen Parteien in England ſchildert, und wo er die Erklärung des räthſelhaften Betragens Burke's gibt, als er von den Whighs ſich trennte, und ſeine beredten Philippiken gegen die franzöſiſche Revolution hielt. Uebrigens iſt die Moral des Buches eben nicht ſehr zu empfehlen. Es iſt eine Lobrede der Faulheit. Der Verfaſſer ruft beſtändig unſere Bewunderung hinſichtlich der Unwiſſenheit und Unregſamkeit ſeines Helden an. Er erzählt die ſtrafwürdigſten Verirrungen Sheridans, ohne den geringſten Tadel daran zu knüpfen. Man ſollte denken, daß ein geiſtreicher Mann, wie Moore, nur das loben dürfte, was wirklich lobenswerth iſt, um das tadeln zu können, was Tadel oder Rüge verdient.

Ueberſicht der engliſchen Zeitſchriften.

Religion und Moral.

The quarterly theological Review. — Vierteljährliche theologiſche Revue. No. 3. London, Juli 1825. Bei Revington. Ein Band in 8.

The Herald of peace. — Der Friedensherold. Nro. 2 des 14. Bandes. London, Juni 1825. Bei Hamilton. Ein Band in 8.

Christian's quarterly Register. — Vierteljährliches Regiſter des Chriſten. London, 1825. Ein Band in 8.

The evangilical Register. — Das evangeliſche Regiſter. London, Juli 1825. No. 7. Bei Baynes. Ein Band in 8.

In England werden gewiß die meiſten Werke zur Verbreitung und Vertheidigung der Religion gedruckt. Nur in der Stadt London erſcheinen deren mehr als zwanzig, regelmäßig alle Vierteljahre oder alle Wochen. Sie gehen von den verſchiedenen proteſtantiſchen, katholiſchen, methodiſtiſchen, unitariſchen u. ſ. f. Secten aus, die im tiefſten Frieden neben einander leben, und mit voller Freiheit ihre Gebräuche befolgen. Die „theologiſche Revue“ wird von Dienern der engliſchen Kirche herausgegeben, und enthält nur rein religiöſe Gegenſtände. Im Julihefte befinden ſich 22 Aufſätze, von denen mehrere mit Talent und mit vieler Duldſamkeit geſchrieben ſind. Der „Friedensherold“ umfaßt die ſämmtlichen Arbeiten der zu London zur Begründung des Friedens auf der ganzen Erde beſtehenden Geſellſchaft. Ein ſolches Beſtreben verdient die Erkenntlichkeit aller Menſchenfreunde. Aus dem letzten Hefte erſieht man, daß die von ihr feſtgeſtellten Ideen immer mehr Anhänger gewinnen, und man darf hoffen, daß die Zeit vielleicht einſt erſcheinen wird, wo die Völker ſich nicht mehr zu Gunſten einiger Ehrgeizigen zerreiſſen werden, wo die Sklaverei von der Erde verbannt ſein wird, und wo man nicht mehr die Erfindungen bewundern wird, mit deren Hilfe man fünfzehntauſend Menſchen in einem Tage vernichten kann. Das „Regiſter des Chriſten“ und das „evangeliſche Regiſter“ behandeln nächſt den rein religiöſen Gegenſtänden auch noch andere, die nur in entfernterer Berührung mit der Religion ſtehen, wie z. B. Miſſionsberichte, Streitfragen, Korreſpondenznachrichten u. ſ. w.

Politik und Literatur.

The Edinburgh Review. — Die Edinburger Revue. No. 83. London, Juni 1825. Bei Longmann. Ein Band in 8.

The quarterly Review. — Die vierteljährliche Revue. No. 63. London, Juni 1825. Bei Murray. Ein Band in 8.

The Westminster Review. — Die Weſtminſter Revue. No. 7. London, Juli 1825. Bei Baldwin. Ein Band in 8.

The European Review. — Die europäiſche Revue. No. 7. London, Januar 1825. Bei Pouchée. Ein Band in 8.

The retrospective Review. — Die Retroſpectiv-Revue. No. 23. London, Juli 1525. Bei Baldwin. Ein Band in 8.

Im erſten Rang aller vierteljährlich erſcheinenden Hefte zeichnen ſich vorzüglich die Revuen von Edinburg, die Quarterly und die von Weſtminſter aus. Die erſte iſt das Organ der Whigh-Partei, die zweite das der Tory's oder Ariſtokraten, und die dritte das der Radikalen. Alle drei werden von den ausgezeichnetſten Männern herausgegeben. Die Edinburger Revue iſt die älteſte; ſie wurde zwanzig Jahre lang von Jeffery redigirt, und nach ihm von Mac-Culloch. Sie hat über 15,000 Abonnenten, und ihre vorzüglichſten Mitarbeiter ſind Brougham, Mackintoſh, Jeffery u. A. Die Quarterly-Revue verdankt ihren Urſprung einem Zwiſt unter den Eigenthümern derer von Edinburg. Die Diſſidenten bildeten ein anderes Journal, das die Grundſätze der Torys annahm, und das jetzt bei 12,000 Abonnenten haben mag. Gifford war lange Zeit der Haupt-Redakteur. Nach ihm übernahm Coleridge dies Geſchäft. Die vorzüglichſten Mitarbeiter ſind Southey, Croker, Milman u. A. Die Weſtminſter Revue iſt erſt zwei Jahre alt, aber für eine lange Dauer beſtimmt. Die Zahl ihrer Abonnenten iſt bereits bedeutend. Sie wird von Southen adminiſtrirt, und herausgegeben von Bentham, Mill, Bowring, Place u. A. Die Edinburger Revue iſt faſt über die ganze Erde verbreitet. Ihr Hauptzweck beſteht darin, mit Umſicht und Gerechtigkeit zu loben und zu tadeln, und die Sache der Vernunft gegen Aberglauben und Fanatismus, die Rechte der Völker gegen den Deſpotismus und die Anmaßungen der Ariſtokratie zu vertheidigen. Die Quarterly-Revue iſt hinſichtlich der Betrachtungen über ältere Literatur der erſtern vorzuziehen, aber in Betreff der Philoſophie und Politik ſteht ſie weit unter ihr. Die von Weſtminſter iſt weder ſo gelehrt, noch ſo methodiſch, als die beiden vorſtehenden; aber ihre Tendenz iſt rein freiſinnig, und wenn ſie manchmal die Sachen ein wenig übertreibt, ſo iſt die Abſicht, in welcher ſie es that, doch immer lobenswerth. Die europäiſche Revue, die ganz parteilos ſein wollte, um allein nur den geſunden Vernunft zu gehorchen, hat den Erwartungen des Publikums nicht ganz entſprochen. Die Retroſpectiv-Revue beſchäftigt ſich nur mit der Vergangenheit. Ihr Zweck beſteht darin, das bereits früher geſagte Gute und Wahre der Vergeſſenheit zu entreiſſen. Ihr Erfolg iſt nicht hinter ihrem lobenswerthen Beſtreben zurückgeblieben.

The classical Journal. — Klaſſiſches Journal. No. 62. London, Juli 1825. Bei Sherwood. Ein Band in 8.

The quaterly Magazine. — Das vierteljährliche Magazin. London, Auguſt 1825. Bei Knight. Ein Band in 8.

The British Review. — Die britiſche Revue. London, 1825. Bei Seeley. Ein Band in 8.

The philomatic Journal. — Philomathiſche Zeitſchrift. London, Juli 1825. Bei Longmann. Ein Band in 8.

The Album. — Das Album. London, April 1825. Bei Longman. Ein Band in 8.

The Pamphleteer. — Der Flugblattſchreiber. London, 1825. Bei Valpy. Ein Band in 8.

The quaterly musical Review. — Vierteljährliche Muſikrevue. London, 1725. Ein Band in 8.

Die erſte dieſer Zeitſchriften iſt vorzüglich Verſuchen und Diſſertationen über die alten Sprachen, über morgenländiſche Literatur, und über die Arbeiten der Univerſitäten Oxford und Cambridge, gewidmet. Ausgezeichnete Helleniſten und geſchickte Theologen geben ſie heraus. Im letzten Heft befindet ſich eine merkwürdige Diſſertation über den Zuſtand der Seele nach dem Tode. — Die beiden nachfolgenden Journale ſind beinahe auf dieſelbe Weiſe, wie die Edinburger Revue, eingerichtet, mit dem einzigen Unterſchied, daß ſie ſich mehr mit der Literatur und den Wiſſenſchaften, als mit der Politik, beſchäftigen. — Die philomathiſche Zeitſchrift, oder das Journal der Freunde der Wiſſenſchaften, wird von den Mitgliedern der „philomathiſchen Geſellſchaft“ zu London herausgegeben. Sowohl die Geſellſchaft, als ihr Buch, ſind dem Publikum wenig oder nicht bekannt. Die in den letztern Heften enthaltenen Artikel ſind matt und leer. Das Talent und Syſtem Galls und Spurzheimers wird beſtändig mit geringem Geiſtesaufwand vertheidigt und gelobt. — Das Album enthält Erzählungen, Novellen, Anekdoten. Einige hübſche Gedichte ſind mit untermengt. Es iſt vielleicht

die am beſten geſchriebene Zeitſchrift dieſer Art. Es beſchäftigt ſich nur ſehr wenig mit den Wiſſenſchaften und der Politik; aber es beurtheilt die wichtigſten fremden Werke. — Der Zweck des Flugblattſchreibers iſt, eine ausgewählte Sammlung von Broſchüren und Flugſchriften zu bilden. Darunter bemerkt man mehrere Schriften von de Pradt, Benj. Conſtant, Chateaubriand, Courrier u. A. Auch ſind Originalaufſätze darin enthalten, worunter mehrere des Generals Pepe, über die Politik der europäiſchen Staaten, und über die ſeit fünf Jahren ſtattgefundenen Revolutionen. — Die letzte Revue endlich iſt nur wenig verbreitet, und ſcheint hinter dem Harmonikon von Leigh noch weit zurückzuſtehen.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Korreſpondenz-Auszüge.

Dresden, Februar 1826.

Zu Kamenz, in der Oberlauſitz, fand am 3. Januar die Einweihung des zu Leſſings Andenken errichteten Barmherzigkeitſtifts für die leidende Menſchheit ſtatt. — Das ſächſiſche Obererzgebirge hatte noch vor dem letzten Kriege die allererbärmlichſten Wege. Jetzt, nach Verlauf von zwölf Jahren, durchkreuzen dies Land ſchöne Kunſtſtraßen, die an mehrern Orten bis zur böhmiſchen Grenze reichen. Aber ſobald man dieſe überſchreitet und in das geſegnete Böhmen tritt, was in dem letzten Kriege, im Vergleich gegen Sachſen, ſo äuſſerſt wenig gelitten hat, trifft man die ſchlechteſten Wege an. — Die ökonomiſche Geſellſchaft zu Leipzig hat ſeit einiger Zeit einen neuen Aufſchwung genommen, und beſchränkt ihre Forſchungen und Bemühungen nicht allein auf die Landwirthſchaft, ſondern richtet dieſelbe auch auf alle Gegenſtände des vaterländiſchen Gewerbfleißes.

München, Januar.

Sonſt war hier in Baiern das Sprichwort: Spes ultima monachus, spes ultima miles, ſehr im Gebrauch. Wenn nämlich ein Student liederlich war, oder nicht lernte, war er noch gut in ein Kloſter, oder zum Soldaten. Dies Verhältniß hat ſich nun geändert. Der Mönchsſtand iſt gröſtentheils aufgehoben, und jener der Soldaten iſt ein ſehr geehrter Stand geworden, bietet überdem im tiefen Frieden keine glänzenden Ausſichten mehr dar. Was thun nun dergleichen Menſchen? Gewöhnlich gehen ſie zum Forſtweſen, und weil mit der Unwiſſenheit auch die Rohheit gepaart zu ſein pflegt, ſo nennt man ſie „Forſtpolaken“ (von den im ſiebenjährigen Kriege in der Umgegend übel hauſenden Völkern ſo genannt), oder Schußknechte, ein Menſchenſchlag, deren Moralität eben nicht zum Nachahmungsbeiſpiele aufgeſtellt werden kann. — Ehemals war in Baiern die Chriſtnachtsmette, wegen der dabei obwaltenden, Religion und Sitten verletzenden Mißbräuche, von der Mitternachtsſtunde auf fünf Uhr Morgens am erſten Weihnachtsfeiertage verlegt worden. Der alte Gebrauch iſt nun auch wieder hergeſtellt worden. Um Mitternacht, zwiſchen dem 24. und 25. Dezember, verkündete der Donner der Kanonen und feſtliches Geläute den Bewohnern von München „die Wiederkehr der Geburtsſtunde unſers göttlichen Erlöſers.“ Die Menge der von allen Seiten herbeiſtrömenden Menſchen war ſo groß, daß die Kirchen nicht Raum genug hatten, ſie alle aufzunehmen. Auch der proteſtantiſche Gottesdienſt war um Mitternacht vorgeſchrieben. —

Koburg, Januar.

Am 12. Dezember v. J. feierte der „Kunſt-, Induſtrie, und Gewerbverein“ hieſiger Stadt das erſte Jahresfeſt ſeiner Stiftung auf dem Rathhauſe. Mehr als 170 Mitglieder des Vereins, ſo wie viele Freunde und Beförderer der Künſte und Gewerbe, hatten ſich dazu eingefunden. Auch der regierende Herzog Ernſt, nebſt ſeinen beiden Söhnen, der Fürſt von Leiningen und mehrere Staatsbeamte verherrlichten das Feſt durch ihre Gegenwart. Die Freude über das einträchtige Zuſammenwirken verſchiedener Kräfte und über das glückliche Gedeihen des Vereins war allgemein.

Köln am Rhein, Februar.

Unſer Erzbiſchof hat kürzlich eine Warnung vor allem Unfug bei Kirchweihen und Prozeſſionen erlaſſen, und namentlich die feierlichen Aufzüge verboten, durch welche bei ſolchen Gelegenheiten von Schützengeſellſchaften und Brüderſchaften die Religion herabgewürdigt und die Andacht zerſtört wird. Sämmtliche Pfarrgeiſtlichen ſind aufgefordert worden, die ihrer Sorgfalt anvertrauten Geiſtlichen über den wahren Geiſt des Chriſtenthums zu belehren und zur Erhaltung des Anſtandes bei gottesdienſtlichen Andachtsübungen mitzuwirken. Wie viel Zeit in katholiſchen Landen das „Wallfahrten“ der Landleute nach dieſem oder jenem wunderthätigen Heiligenbilde wegnehme und ſie der Arbeit entziehe, das iſt, wie die ſchleſiſchen Provinzialblätter bemerken, aus der polizeilichen Angabe zu beurtheilen, daß im Sommer des vergangenen Jahres, vom 3. Mai bis zum 15. Oktober, im ſchleſiſchen Städtchen Wartha nicht weniger als 34,996 ſolcher Wallfahrer übernachtet haben, diejenigen ungerechnet, die, ohne dort Nachtquartier zu nehmen, in den Prozeſſionen, zu denen ſie gehörten, bloß durchgegangen ſind, und deren Anzahl noch zweimal größer iſt. Von der oben angegebenen Perſonenzahl waren die Hälfte ſchleſiſche Landleute, die andere Hälfte aus Böhmen und aus Mähren.

— Der kühne Reiſende, Kapitän Laing, hat Tripolis am 18. Juli v. J. verlaſſen und iſt mit einer Karavane nach Timbuktu vorgedrungen, das hundert Tagreiſen vom erſtern Orte entfernt iſt. Es iſt möglich, daß wenn er dem Niger von dort aus folgt, er im Königreiche Sockatu ſeinen Landsmann Clapperton begegne, der dem Fluſſe von Bight de Benin entgegengeht.

— Einer der ausgezeichnetſten Kunſtfreunde und Beſchützer, der Graf von Sommariva, iſt zu Mailand geſtorben. Er hatte zu Paris eine herrliche Gallerie der ſeltenſten alten und neuen Gemälde.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 11. Dritter Jahrgang 1826. 15. März.

Griechenland und die Fanarioten.

Sei wachsam auf jeglichen Mann.
Solon.

Ob Europa über Griechenlands zukünftige Bestimmung einig sei oder nicht, das kann für die Entscheidung seines Geschicks jetzt von keinem besondern Einflusse mehr sein. Ein Volk, das, obschon Jahrhunderte lang unter dem ottomanischen Joche schmachtend, dennoch nicht ganz verderbt, nicht ganz entartet ist, bei dem fast alle Neigungen und Gefühle noch zart und warm und lebendig geblieben sind, dessen Einbildungskraft, und man möchte sagen, dessen Genie noch eben so reich und erhaben genannt werden kann, als in den schönsten Zeiten seines ehemaligen Flors, ein Volk, das kühn und glühend in seinen Leidenschaften, rasch und geistvoll in seinen Ideen, natürlich und edel in seiner Sprache, seinen Sitten, seiner Poesie noch heute ist, wie es ehemals war, kann der Aufmerksamkeit, und wohl gar der Bewunderung nicht unwürdig sein, wenn man bedenkt, wie es alle diese Tugenden, unter der grausamsten, barbarischsten Unterdrückung, sich erhalten hat. Ein Land, wo die Mutter ihren Säugling mit Gesängen einzuschlummern sucht, die Anakreons Leier würdig sind, wo das Weib auf dem Grabhügel ihres Gatten ihren begeisterten Jammer in Versen aushaucht, die den Hörer zur Bewunderung hinreissen und seine Augen mit Thränen erfüllen, wo alle Freuden und Leiden des Lebens so tief gefühlt, so unendlich wahr ausgesprochen werden, wo, nach so vielen Jahrhunderten der Gewohnheit, der Unterschied zwischen Freiheit und Sklaverei nicht vergessen worden ist, wo der Name des Tirannen, der mit dem Glück und Elend ganzer Generationen Wucher getrieben, von dem das Sein oder Nichtsein vieler hundert Familien abgehangen hat, mit Recht verabscheut wird, wo der des armen, vogelfrei erklärten Klephten auf allen Zungen schwebt, und wo sein Bild in allen Hütten sich befindet: ein solches Land ist für Freiheit, Zivilisation und Ruhm nicht verloren.

Aber wie jedes Volk, ohne Unterschied, seine Mängel und Gebrechen hat, so fehlt es auch dem griechischen daran nicht. Es hat, wie alle übrigen, in der Zivilisation fast ergrauten Nationen, seinen gesellschaftlichen Aussatz, der an seinen besten Kräften nagt. Deswegen muß man jedoch den eigentlichen Kern des Volks weder mit jenen feigen Manioten, die durch ein abscheuliches Benehmen den Anfang der Insurrektion besudelten, noch mit jenen elenden Höflingen des Fanar verwechseln, die so lange Zeit die Kuppler des Despotismus gewesen sind, und die bisher immer die Unterwürfigkeit und Schmach ihrer Landsleute dem Divan verkauft haben. Wir wollen für jetzt allein nur das Betragen der Letztern in Betrachtung ziehen, indem wir dabei ein Werk zum Grunde legen, welches ein Grieche vom lateinischen Ritus, der Doktor Zallony, zu Marseille herausgegeben hat, der sich lange Zeit in der Nähe des Großveziers Jussuf des Einäugigen und mehrerer fanariotischen Fürsten befand, welche letztere er, sowohl zu Konstantinopel, als in den Fürstenthümern der Moldau und Wallachei, zu

beobachten die Gelegenheit benutzte. Er theilt uns die Geschichte ihrer Macht und ihrer Intriguen in allen Einzelnheiten mit, und doch hat man Mühe genug, sich zu überzeugen, daß dieses Gemisch von Schande und Verworfenheit, obgleich es mit unverkennbarer Genauigkeit beschrieben worden ist, die lautere Wahrheit sei, so sehr wird der Geist davon betäubt und das Herz beklemmt.

Jedermann weiß, daß der Fanar ein Stadtviertel in Konstantinopel ist, das vorzüglich von den Griechen bewohnt wird. Dort wurden, nachdem die Türken sich dieser Hauptstadt bemächtigt hatten, die ersten Familien und die Geistlichkeit der unterjochten Nation hingebannt. Dort residirte der Großpatriarch, der von Jerusalem und die ganze heilige Synode. Der Fanar ist also für die orthodoxen Griechen das, was Rom für die lateinischen Katholiken ist.

Die türkischen Gesetze verbieten einem jeden guten Muselmanne, irgend eine von den Sprachen der Ungläubigen zu erlernen; die hohe Pforte bedurfte also immer eines Dollmetschers in ihren diplomatischen Verhandlungen mit den europäischen Mächten. Anfänglich wurde er unter den Juden oder Renegaten erwählt; aber später wurde es zum allgemeinen Gebrauch, ihn unter den Griechen des Fanars auszusuchen. Dieses Amt genoß anfänglich nur sehr weniger Auszeichnung und Achtung, und sobald ein Grammatikos den Ministern irgend eine Note oder ein Aktenstück vorgelesen hatte, so mußte er abtreten und sich im großen Saale zu den übrigen Bedienten gesellen. Bedurfte man seiner zur Erklärung ferner noch, so wurde er wieder hereingerufen. Uebrigens nahm er nicht den geringsten Antheil an den Geschäften, und hatte durchaus keinen besondern Einfluß.

Unter der Regierung Mahomets IV im Jahr 1669 hatte ein Grammatikos, Namens Panayotaki, von der Insel Chio, sich bei der Belagerung von Kandia ausgezeichnet, und sich dem Großvezier Koprogli-Achmet beliebt zu machen gewußt. Er benutzte seine Gunst, dem Divan die politische Wichtigkeit des Dollmetscheramts, und die Gefahr, welcher die Pforte sich aussetze, so wenig auf diejenigen zu halten, welche es bekleideten, bemerkbar zu machen. Diese Bemerkungen wurden in reifliche Erwägung gezogen, als richtig anerkannt, und Panayotaki erhielt eine Wohnung im Palast, wurde zur Würde eines „Drogman des Divans“ erhoben, und man gestand ihm überdies noch das Recht zu, seinen Bart, wie die Kinder des Propheten, wachsen lassen zu dürfen. Von diesem Augenblicke an vermehrten sich die Vorrechte, Privilegien und Gehalte der Drogmans beständig. Man machte selbst noch einen zweiten, mit dem Titel: Drogman der Marine, der den Kapitain-Pascha auf seinen Ausflügen begleitete, wenn er im mittelländischen Meere Tribute oder Abgaben erpreßte. Alle ausgezeichneten Familien des Fanar, und vorzüglich diejenigen, die unter ihren Gliedern Bischöfe oder Erzbischöfe zählten, und deshalb schon in großem Ansehen standen, bestrebten sich um die Wette, ihre Kinder in der türkischen, italienischen und französischen Sprache unterrichten zu lassen, in der Hoffnung, sie einst zu diesen Stellen zu erheben, durch welche sie Macht und Reichthümer zu erwerben im Stande wären. Zugleich nahmen auch diese Familien, die über ihre Landsleute bisher nur in religioser Hinsicht die Oberhand gehabt hatten, eine politische Wichtigkeit an. Der Fanar wurde der Herd der Intriguen, der gegenseitigen Feindschaft, des Ehrgeizes, und da der Karakter der Griechen, sobald er diese Richtung genommen hat, sich sehr gut zur List und Schmeichelei zu schmiegen weiß, so gewannen sie dem Divan immer wichtigere Bewilligungen und Rechte ab.

Die Fürstenthümer der Moldau und Wallachei hatten, nach alten Verträgen, das Privilegium, durch eigene Fürsten regiert zu werden. Es trat aber der Fall ein, daß im achtzehnten Jahrhundert die beiden regierenden Hospodare sich für den Zaar Peter I erklärten. Die Pforte glaubte also, nach dem Siege am Pruth, sie absetzen zu müssen, wodurch eine allgemeine Revolution in der Verwaltung dieser Provinzen bewirkt wurde. Die Drogmans benutzten diese Gelegenheit, den Sultan Mahomet V zu überzeugen, wie unklug es sei, die oberste Gewalt in den Händen der Bojaren dieser Länder zu lassen, die den Russen mehr zu- als abgeneigt, und also immer zur Empörung willig wären. Sie deuteten schlau darauf hin, um wie vortheilhafter es sei, die Verwaltung dieser Fürstenthümer den Drogmans zu übertragen, die durch ihre Dienste eine solche Auszeichnung schon verdient hätten, und deren Güter und Familien, die sich zu Konstantinopel befänden, für ihre Treue und Anhänglichkeit gutstehen würden. Was die Provinzen selbst betrift, so würden sie unter christlichen Herrschern stehen, und also keinen Grund zur Beschwerde haben. Dieser Vorschlag wurde als sehr zweckmäßig angenommen und in Ausführung gebracht. Aus Achtung gegen die frühern Verträge wurden einige Aemter noch den Bojaren gelassen, und andere als Präbenden für Muselmänner in Anspruch genommen. Das Hospodariat hingegen wurde ausschließlich den aus dem Amte tretenden Drogmans ertheilt, und Maurokordato, einer der Vorfahren des Mannes, der durch die Dienste, welche er seinem neuerstehenden Vaterlande leistet, seinen Namen verewigt, war im J. 1731 der erste griechische Fanariot, der die Ufer des Bosphorus verließ, um die Herrschaft der Wallachei anzutreten.

In keinem andern Lande ist die Gunst so vorübergehend, als zu Konstantinopel, und so lange es ehrgeizige Höflinge in den Umgebungen der Fürsten gibt, ist es zweifelhaft, daß die Geschichte so verschlagene, so entartete, so habgierige Kreaturen aufzustellen habe, als die Fanarioten. Die Hospodare wurden, in dem schwankenden Vertrauen des Sultans, von den unermüdlichen Intriguen aller Familien angegriffen, die ihnen nachzufolgen sich schmeichelten. Daher kam es, daß sie selten lange im Amte blieben. Ueberdem war das beträchtliche Geschenk, welches jeder neue Hospodar dem Sultan nach seiner Ernennung darbieten mußte, ein mächtiger Beweggrund, so oft als möglich zu wechseln. Obgleich nun die Regierung dieser Fürsten nur von kurzer Dauer war, so wurde indessen auch ihre Obergewalt durch nichts beschränkt, und sie suchten sich, die Zeit zu benutzen, um ungeheure Summen zusammen zu scharren, und sich, ihre Verwandten und ihre Geschöpfe zu bereichern. Daher rührte diese zügellose Tirannei, welche jene Provinzen oft genug in den Abgrund des Elends gestürzt hat.

Wir bedauern, daß der uns vorgeschriebene Raum und die eigentliche Tendenz dieses Aufsatzes uns untersagt, unsere Leser von allen den Einzelnheiten der Regierung des fanariotischen Fürsten, von seiner Ernennung an bis zu seinem Sturze, zu unterhalten. Sie würden mit uns sich über die prunkvollen Vorbereitungen zur Reise verwundern, und über die Erpressungen des Kaimakans sich beengt fühlen, der den neuen Herrscher, einen Monat vorher, in seinem Fürstenthume ankündigt. Nichts ist unverschämter und empörender, als die Reise des Hospodars von Konstantinopel nach Jassy oder Bucharest, nichts erniedrigender, als die kriechende Schmeichelei der Bojaren, nichts herzzerreissender, als die Angst und der Jammer des armen Volks bei der Ankunft des neuen Tirannen. Diese erste Huldigung ist denn auch das allgemeine Zeichen zur Plünderung, mit der sich nicht allein der Fürst und seine Räthe, sondern auch seine Ehehälfte und das ganze Pack der Diener, Speichellecker und alle übrigen Kreaturen befassen, und geschickt in Ausführung zu bringen wissen.

Um jedoch auch auf der andern Seite, nämlich zu Konstantinopel, wenigstens einigermaßen gesichert zu sein, läßt der Fürst dort einen bevollmächtigten Minister zurück, der beständig mit goldangefüllten Händen die Intriguen der Feinde und Neider seines Herrn bekämpfen muß, und der ihn oft selbst und am ersten betrügt und verräth. Aber wie gutmeinend und redlich er auch immerhin sein mag, so ist er doch nie im Stande, die Ungnade von dem Tirannen abzuwenden, die wie ein scharfes Schwert beständig über seinem Haupte schwebt. Das Gerücht davon langt in seinem prunkenden Palaste an, und bald folgt ihm der Kaimakan des neuen Herrschers. Die Höflinge ziehen sich zurück, um sich für die Ankunft des folgenden Regenten zu schmücken, der verabschiedete leert alle Kassen, und saugt so stark, als er noch immer saugen kann, wobei er sich um den Fluch und die blutigen Thränen des Volks wenig bekümmert, sodann schleicht er bei Nacht und Nebel davon, reiset im strengsten Inkognito, und verbirgt seine Schande und seine Schätze in einem Landhause in der Nähe von Stambul.

(Der Beschluß folgt.)

Die Republik Guatimala.*)

Amerika, das seine Unabhängigkeit errungen hat, und dessen Entdeckung, durch die Kombinationen des Genies, die Aufmerksamkeit des sechszehnten Jahrhunderts fesselte, verdient nicht minder die Betrachtungen des neunzehnten zu erregen. Unter den neuen Republiken sind mehrere bereits ziemlich vollständig beschrieben worden, aber die Föderativ-Republik von Zentral-Amerika uns nur sehr wenig bekannt, vielleicht eben deshalb, weil sie ganz zuletzt erst sich emanzipirt hat. Zwei Jahre sind verflossen, seitdem dies bedeutende Land sich zu dem Range einer unabhängigen Republik erhoben und seinen neuen Namen angenommen hat. Es war vorher, nach dem Ausdrucke eines Schriftstellers von Guatimala, „wie eine Rose in ihrer Knospe verschlossen.“ Aber jetzt wird es, sowohl durch seine neue politische Physionomie, als durch die Zahl und Wichtigkeit seiner Erzeugnisse und durch seine Ausdehnung, der Aufmerksamkeit des Zeitalters vollkommen würdig.

Die geographische Lage von Guatimala ist sehr günstig und wird der raschen Zunahme seiner Macht und seines Reichthums ausserordentlich beförderlich sein. Es liegt im Mittelpunkte der neuen Welt, zwischen Nord- und Südamerika, und wird auf der einen Seite von Mexiko, auf der andern von Kolumbia begrenzt. Der atlantische Ozean und das stille Meer bespülen seine Küsten, und gewähren ihm alle Mittel, Handels-

*) Guatimala, oder genauer: die vereinigten Staaten von Zentral-Amerika, bilden den sechsten Staat der republikanischen Heptarchie der neuen Welt, die sich aus den Trümmern der spanischen Monarchie erhoben hat. Sie besteht aus der Republik Kolumbia, den vereinigten Provinzen von la Plata, Chili, Peru, Mexiko, den vereinigten Provinzen von Zentral-Amerika und Ober-Peru. Guatimala war bis jetzt nur sehr wenig bekannt, vielleicht weniger noch als Paraguay, und die gegenwärtigen Mittheilungen können als der erste vollständige Beitrag zur Kenntniß dieses interessanten Landes betrachtet werden.

verbindungen mit allen Weltgegenden anzuknüpfen. Die Oberfläche des Landes beträgt 26,152 Quadratſtunden, folglich eben ſo viel, und mehr noch, als Spanien. Der Boden iſt nach den Himmelsſtrichen und nach den Höhen des Landes verſchieden. Von den Gebirgen, die Guatimala durchſchneiden, kommen zahlreiche Ströme herab, die den Boden befruchten, die Atmoſphäre abkühlen und ſich in beide Weltmeere ergieſſen. Einige dieſer Flüſſe ſind theilweis ſchiffbar, wie die Montagua, die Ulna und der Aguan. Mehrere andere können mit leichter Mühe ſchiffbar gemacht werden, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſich die Regierung mit dieſer wichtigen Verbeſſerung beſchäftigen werde, ſobald die Hilfequellen der Nation dazu erſt hinreichend erſcheinen. Der große Nicaraguaſee, deſſen Umfang 150 Stunden beträgt, befindet ſich in dieſer Republik, und er dürfte eine der Urſachen ſeines Wohlſtandes ſein, wenn der Entwurf, einen Kanal durch den Fluß San Juan de Nicaragua zu eröffnen, und eine Verbindung zwiſchen dem atlantiſchen und dem ſtillen Meer zu bewerkſtelligen, in Ausführung gebracht wird. Mehrere Hafen erleichtern den Zugang des Landes. Nördlich ſind die von Omon, Truxillo, San Juan und Matina, ſüdlich die von Nicoja, Acalcio, Conchagua, Acajutla, Iztapa u. a. Die Erzeugniſſe des Landes ſind unermeßlich. Die Natur ermudet in der Darbietung ihrer Schätze nie, und im ganzen Laufe des Jahres folgt unabläßlich eine Frucht der andern.

E mentre spunta l'un l'altro matura! (*Tasso.*)

Die beiden am meiſten geſchätzten Landeserzeugniſſe ſind der Indigo und die Cochenille. Der Kakao für den beſondern Gebrauch des Madrider Hofes wurde ehemals in der Provinz Soconusco eingeärntet. Nach der Berechnung Humboldts erhob ſich 1822 die Bevölkerung nicht über 1,600,000 Seelen. Della Valle behauptet dagegen, daß ſie ſich bis auf zwei Millionen belaufe. Folglich würde ſie noch ſtärker ſein, als die von Venezuela, Peru, Chili und vielleicht ſelbſt als die von Buenos-Ayres.

Guatimala blieb bis 1821 Spanien unterworfen Von 1821 bis 1823 hat ſein politiſcher Zuſtand mehrere Veränderungen erlitten. Am 15. September 1821 ſprach ſich der allgemeine Wunſch für die Unabhängigkeit des Landes aus. Aber es ſchien in dem Schickſale dieſes Landes zu liegen, eine vollkommene Freiheit noch nicht genieſſen zu dürfen. Mexiko, das ſeine Unabhängigkeit zu gleicher Zeit proklamirt hatte, wünſchte, mit Guatimala nur ein und denſelben Staat zu bilden. Deshalb ſchickte es einen Italiener, Namens Filiſola, mit einem Truppenkorps in das Nachbarland, um die Trennung zu verhindern. Sowohl durch dieſen Schritt, als durch die Intrigue des Generalkapitäns brachte man es wirklich ſo weit, eine Vereinigung zu veranlaſſen, die jedoch 1825 entſchieden aufgelöſt wurde, wo alle Provinzen von Guatimala den feſten Entſchluß ausſprachen, ſich in eine eigene Republik zu konſtituiren. Die bereits 1823 von einigen Provinzen eingeſetzte konſtituirende Verſammlung beſchloß nach reiflicher Berathſchlagung ihre Arbeiten. Die republikaniſchen Formen der vereinigten Staaten von Nordamerika und von Kolumbia waren die Muſter, welche die Geſetzgeber von Guatimala befolgt hatten. Der Kongreß wird alljährlich zur Hälfte erneuert. Die Amtsverrichtungen des Präſidenten und Vizepräſidenten dauern vier Jahre, können aber auf andere vier Jahre, ohne die geringſte Unterbrechung, verlängert werden. Die Konſtitution ſchafft die Sklaverei ab, und ſichert die perſönliche und Preßfreiheit. Die Republik iſt jetzt in fünf Staaten getheilt, nämlich: Guatimala, Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica. Jeder dieſer Staaten iſt frei und unabhängig hinſichtlich ſeiner Regierung und ſeiner innern Verwaltung.

Die Zeitungen, die öffentlichen Aktenſtücke der Republik und die Reden einiger Staatsmänner, die wir vor Augen haben, ſind mit einem ſo ausgezeichneten Talente verfaßt, daß in ihnen ſelbſt die beſte Antwort auf den Vorwand enthalten iſt, daß das amerikaniſche Volk in den altſpaniſchen Kolonien noch nicht auf der Ziviliſationsſtufe ſich befinde, und zu der Reife gediehen ſei, die den freien und unabhängigen Formen der Regierung entſprechend ſind, welche es angenommen hat.

Nach dieſer raſchen Ueberſicht der hiſtoriſchen Begebenheiten, wollen wir auch einige topographiſche Notizen über dieſes Land mittheilen, die wir dem Reiſetagebuch des Doktors Lavagnino entlehnen:

„Am 26. April 1825 kamen wir zu Omoa an, das am Ende einer Bucht liegt, und von Negern und einigen Weißen bewohnt wird, die ſich dort des Zwiſchenhandels wegen aufhalten. Nahe bei der Stadt befindet ſich ein Fort, aus Stein erbaut und mit einem einfachen Graben umgeben. Am 28. reiſeten wir nach Iſabel, und erreichten am 29. mit Tagesanbruch die Mündung des Fluſſes, der von Golfo dolce ſich, nach einem zweiundzwanzigſtündigen Laufe ins Meer ergießt. Wir reiſeten dem Strome entgegen, deſſen Umgebungen ſehr maleriſch ſind. Wir überſchifften den kleinen Seebuſen und gelangten, über eine Landenge, die vom Fort San Felipe beherrſcht wird, in den Golfo dolce. Am 30. erreichten wir Iſabel, ein kleines von Negern bewohntes Dorf, das kurz vorher von Seeräubern geplündert und niedergebrannt worden war. Sie brachten anderthalb Millionen Dollar zuſam-

men, und nahmen die Kanonen der Feſtung mit ſich. Am 2. Mai kamen wir um zwei Uhr Nachmittags zu Micho an, das ſieben Stunden von Iſabel entfernt iſt. Der Weg zieht ſich auf dem Micho- oder Guatimalaberge entlang. Er iſt ſehr übel und auſſerordentlich kothig, ſo daß, in der regneriſchen Jahreszeit, die Maulthiere im aufgeweichten Koth ertrinken. Anderſeits ſind die Abgründe oft ſo ſteil und ſchauerlich, daß man auf dem ſchmalen Wege die größte Vorſicht anwenden muß, um nicht ſchwindlich zu werden und hinabzuſtürzen.

„Am 3. folgten wir dem Gipfel des Berges, und vernahmen oft das Brüllen des Jaguars uns zur Seite. Man geht hier häufig auf die Tiegerjagd aus, die jedoch oft ſehr gefährlich iſt. Das Gebirg iſt mit Tannenwäldern und reichen Triften überdeckt, auf welchen Kühe und Pferde in vollkommener Freiheit weiden. Wir kamen durch ein wildes Palmenwäldchen, und der Anblick deſſelben läßt ſich nicht beſchreiben, denn er war wirklich magiſch und bot ein ſo lachendes Gemälde dar, daß Taſſo's Armida ſich hier nicht am unrechten Orte befunden haben würde. Manchmal, im Gegentheil, war der Karakter der Gegend ſo wild und lud zu ſo ernſten Gedanken ein, daß ihn Byron hätte erwählen können, um die Verzweiflung ſeines Manfred damit in Verbindung zu bringen.

„Am 5. verweilten wir zu San Antonia, in der Nähe des Montaguafluſſes, in welchem ſich Krokodille befinden ſollen. Wir begegneten vielen beladenen Maulthieren, und ſahen viele Zelte, um welche Kaufmannswaaren hoch aufgeſchichtet waren. Das Land iſt größtentheils noch unbebaut, ſcheint aber nichtsdeſtoweniger ſehr fruchtbar zu ſein. Die Straße iſt gut unterhalten und die Bevölkerung wird ſtärker. Wir begegneten mehrern, beinahe ganz nackten Indianern, die wie Saumthiere beladen waren. Die Anſicht einer Hütte macht unter dieſem brennenden Himmelsſtriche dem Reiſenden das größte Vergnügen, weil er hoffen darf, dort einen Trunk friſchen Waſſers zu finden.

„Zacapa, wohin wir endlich gelangten, iſt ein großes Dorf, in einer bis nach Simalappa ſich erſtreckenden Ebene, die acht Stunden lang und vier Stunden breit iſt. Die Bevölkerung von Zacapa aus verſchiedenen Kaſten beſtehend, beläuft ſich auf, 6000 Seelen. Die Kirche des Orts iſt in gothiſchem Styl und wird von zwei Prieſtern bedient. Es gibt hier mehrere ſteinerne Häuſer; aber ſie ſind alle ſehr niedrig. Der Handel des Orts iſt unbedeutend. Kaffee und Kakao ſind die vorzüglichſten Erzeugniſſe des Bodens; dagegen ſind der Indigo und die Cochenille ſeltener. Die Hitze iſt faſt unerträglich. Wir mußten uns viele Mühe geben, um Maulthiere zur Fortſetzung unſerer Reiſe zu erhalten. In geringer Entfernung von Zacapa kommt man über den Fluß gleiches Namens, der ſich, eine Stunde weiter unten, mit dem San Auguſtin vereinigt. Er nimmt ſodann den Namen Motagua an und wird von Gulani bis ins Meer, auf eine Strecke von 40 Stunden, ſchiffbar.

„In der Provinz Chiquimala, welche dieſer Strom bewäſſert, befinden ſich die beiden Silberminen von Alotepec und San Pantaleone, welche letztere jetzt überſchwemmt iſt, früher aber ſehr viel Metall geliefert hat. Die Minen von Santa Roſalia, Motenita und San Antonio Abad, gelten ebenfalls für ſehr reich. Die Indianer aus der Umgebung ſammeln noch immer Silber darin und verkaufen es ſodann, die Unze zu vier bis fünf Realen, an die Kreolen, die damit einen beträchtlichen Handel treiben.

„Am 12. kamen wir in ſchattenreiche und kühle Thäler. Sodann erklimmten wir einen ziemlich hohen Berg und gelangten nach Montegrande, wo die Zuckerpflanzungen beginnen. Die Hitze war nun nicht mehr ſo unerträglich, als vorher, und es iſt hier ſelbſt, einige Monate lang, ziemlich kalt. Roncadilla iſt vier Stunden weiter. Um ſechs Uhr Abends erreichten wir die Güter Caballeros, durch die ſich eine hübſche Waſſerleitung zieht. Am 13 kamen wir, auf ſehr ſchmalem Wege, an einem erloſchenen Vulkan vorüber, in welchem ein lauwarmer Schwefelquell entſpringt, den man Aqua Caliente nennt. Um zehn Uhr Morgens befanden wir uns bei der Meierei San Joſe, wo die Luft friſch und angenehm iſt. Sie liegt auf einem hohen Berge, und man hat von hier aus einen reizenden Ueberblick der darunter befindlichen Ebene. Wir begegneten auch hier einer großen Menge Indianer, mit ſchweren Laſten auf den Schultern. Einer von ihnen rührte eine kleine Trommel, wahrſcheinlich um den Uebrigen dadurch die Beſchwerde des Weges in etwas zu erleichtern.

„Am 14. endlich kamen wir nach Guatimala, der Hauptſtadt des Landes. In der Entfernung ungefähr einer Stunde bemerkt man zuerſt dieſe Stadt, deren weiße Häuſer und viele Kirchen einen ſehr angenehmen Anblick gewähren. Ringsum dehnt ſich eine ſchöne Ebene aus, in welcher man mehrere indianiſche Dörfer zerſtreut bemerkt. Der Ackerbau ſcheint jedoch auch hier noch keine bedeutende Fortſchritte gemacht zu haben.“

Wir haben in den verſchiedenen Auszügen bemerkt, daß ſich auf dem Wege von Omon nach Guatimala einige indianiſche Dörfer befinden. Die Bevölkerung derſelben bildet mehr als die Hälfte deren der ganzen Republik. Sie ſtammen größtentheils wahrſcheinlich von den Juiteka-Indianern ab, die, nachdem ſie Mexiko erobert hatten, ſich auch über das heutige Gebiet von

Guatimala ausdehnten. Früher wurde dieſes Land von den Chichimekas bewohnt. Da die Indianer jetzt noch verſchiedene Sprachen reden, ſo iſt es anzunehmen, daß ſie von mehrern Nationen abſtammen. In der Provinz Quiche und Totonicapan, in einem Theil derer von Quezaltenango und in der Stadt Rabinal, reden die Einwohner die Mundart von Quiche, das heißt, die der Zultekas zu Guegnetenango; in einem Theil von Chimaltenango und in der Provinz Soconuzco bedient man ſich der Mam- oder Pocomanſprache. Die verſchiedenen bekannten Sprachen in Guatimala ſind die von Quiche, Mam, Pivil, Zoke, Chol, Lenka, Moga u. ſ. w., ſechsunddreißig an der Zahl, die ſehr oft durchaus ganz verſchieden ſind, und, ihrer harten Ausſprache wegen, ſehr ſchwer zu erlernen ſind.

Karl V. hatte den Dominikanern befohlen, die Indianer in der ſpaniſchen Sprache zu unterrichten, um dadurch die Verbreitung der katholiſchen Religion zu erleichtern; aber dieſer Befehl iſt nur ſehr unvollkommen ausgeführt worden und es gibt noch jetzt unter den Indianern ſehr viele, die nicht ein Wort Spaniſch verſtehen. Vor der Eroberung waren die Indianer Götzenanbeter. Nachdem 1524 Don Pedro Avarado dies ungeheure Land der ſpaniſchen Oberherrlichkeit unterworfen hatte, wurden Miſſionäre dahingeſendet, um das Evangelium zu predigen und die blinden Heiden zu bekehren. Um darin um ſo ſchnellere Fortſchritte zu machen, erbauten ſie die Dörfer, wie die in Spanien, die Kirche im Mittelpunkt und die Häuſer in regelmäßig abgeſchiedenen Vierteln darum her. Hätten ſie es allein dabei bewenden laſſen, und ſich nicht, zur größern Schnelle des Bekehrungswerkes, gewaltthätiger Mittel bedient, ſo würden ſie unſtreitig ihren Zweck erreicht haben; aber ſie legten ſich, durch ihren übertriebenen Eifer, ſelbſt Hinderniſſe in den Weg.

Die Indianer in der Nähe von Guatimala befinden ſich noch im Naturzuſtande. Sie reden ihre Urſprache und kleiden ſich wie Wilde, wenn man das Kleidung nennen will, daß ſie ſich allein den mittlern Theil des Körpers bedecken und alle übrige ganz nackt laſſen. Die Indianer in den übrigen Provinzen ſind ziviliſirter. Sie kleiden ſich wie die Europäer und ſprechen größtentheils Spaniſch. Sie ſind im Allgemeinen furchtſam und feig. Die Spanier eroberten das ganze Land mit faſt unglaublicher Leichtigkeit. Aber je mehr ſie ſich ausbilden, um ſo karakterfeſter und muthvoller werden ſie auch. Ihre Hauptwaffe iſt der Säbel, mehrere wiſſen ſich jedoch auch der Feuergewehre zu bedienen. Einige Horden haben noch Lanzen, Bogen und Pfeile. Durch die Konſtitution genieſſen die Indianer dieſelben Rechte, wie die Nachkommen der Spanier. Unter der frühern Regierung waren ſie unterdrückt, deshalb hängen ſie ſo ſehr an der neuen Verfaſſung.

Der Geſchichtſchreiber Torquemada ſagt, daß die Indianer, zu den Zeiten ihrer Könige, Kollegien und Seminarien hatten, von denen jetzt keine Spur mehr vorhanden iſt. Demungeachtet werden die Kinder ziemlich gut erzogen. Schon vom ſechsten Jahre an müſſen ſie arbeiten und ſich der Waffen bedienen lernen. Die Mütter hüten ihre Töchter, bis zur Verheirathung derſelben, mit der größten Sorgfalt, und laſſen ſie nie, auch nur auf einige Minuten, allein. Sie leben mit großer Mäßigkeit. Die Erde iſt ihr Tiſch und ihr Stuhl. Ihre vorzüglichſte Nahrung beſteht in den Tortillas, oder Meiskuchen und dem Chicka, oder Meiswaſſer. Sie bereiten auch Branntewein, den ſie ſehr lieben.

Wenn ſie ſich gegenſeitig beſuchen, ſo halten ſie lange Reden, die aus unzähligen Wiederholungen derſelben Phraſen beſtehen. Ihre Söhne beobachten dagegen ein tiefes Schweigen. Sie ſind überhaupt ſehr verſchwiegen und verrathen ein Geheimniß nie. Befragt man ſie, ſo antworten ſie nicht auf eine beſtimmte Weiſe, ſondern immer mit einem quizas si, oder vielleicht. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt der Ackerbau, doch arbeiten auch einige in den Minen und in den entſtehenden Manufakturen. Mehrere in den Provinzen Guatimala und Quesaltenago haben zahlreiche Schafheerden, die ſie ſcheeren, um aus der Wolle Tuch zu bereiten, womit ſie ſich bekleiden. Es iſt keineswegs wahr, daß die Indianer in moraliſcher und phyſiſcher Hinſicht mit den Europäern ſich nicht gleichſtellen können. Man hat ſie überhaupt bisher viel zu ungünſtig beurtheilt. Ihr Körperbau iſt im Gegentheil ſehr ſtark und ſie ſtehen an geiſtigen Fähigkeiten hinter den Kreo'en nicht zurück. Vor einiger Zeit lebte in der Provinz Nicaragua noch ein Prieſter, ein Indianer von Geburt, den man gewöhnlich nur den Doktor Ruiz nannte und der ſehr ausgebreitete Kenntniſſe in allen Fächern der Wiſſenſchaft hatte. Eben ſo befanden ſich in der konſtituirenden Verſammlung von 1823 drei Indianer, die ſich durch ihren ſcharfen Verſtand auszeichneten. Es iſt vorauszuſetzen, daß ſie jetzt, wo ſie gleiche Rechte mit den Kreolen genieſſen, auch eine größere Sorgfalt auf die Ausbildung ihrer Geiſteskräfte verwenden werden, vorzüglich ſeitdem die Schulen ſich vermehrt haben, und der gegenſeitige Unterricht nach Lancaſters Methode eingeführt worden iſt.

Erinnerungen.

Von Sir Egerton Brydges.

Es gibt Menſchen, die ziemlich ungereimt über einen Gegenſtand und ganz vorzüglich über alle andern urtheilen. Der Verfaſſer der „Erinnerungen“ ſtellt davon ein treffendes Beiſpiel auf. Mit Ausnahme einiger neuen Grundſätze über die Wichtigkeit der Literatur, einiger gewagten Ideen über das Genie, den Geſchmack und die Kritik, iſt der ganze übrige Theil des Buchs lobenswerth. Wir führen einige Stellen daraus an:

„In meiner Jugend nahete ich mich London nie ohne Abneigung, verließ ich es nie ohne Vergnügen. Ich hatte einen ehrwürdigen Oheim, den ich ſehr liebte, der ein großer Jagdliebhaber war, und der auf ſeinen Gütern lebte. Er ſagte oft zu mir, daß, wenn ihn der Zufall in die Nähe der Hauptſtadt führe und er von der Höhe von Shooter's Hill die ſchwärzliche Maſſe von London vor ſich erblicke, wie es unter den Kohlendämpfen begraben liege, er von der Seekrankheit befallen werde, und ſeine Bruſt erſt dann wieder erleichtert fühle, wenn er die andere Seite des Hügels erreicht habe, wo er den Himmel wieder erblicken und eine reinere Luft einathmen könne.

„Ich erinnere mich noch ſehr wohl, wie London war, als die Cäcilia der Miß Burney erſchien, als die Promenade von Ranelagh eine der Hauptvergnügungen des Publikums war, als dieſe Stadt auf einem Punkte alle Tollheiten der Welt vereinigte, als der Luxus der Nabobs beider Indien die älteſten Familien aus der Geſellſchaft verdrängte. Von allen Städten auf der Erde iſt London wahrſcheinlich die am meiſten zur Entwickelung aller Arten von Intriguen geeignetſte. Das Börſenſpiel, deſſen ganzes Verdienſt darin beſteht, die Börſe des Einen zu leeren und die des Andern zu füllen, hat ihr dieſen Vorzug zugewendet.

„Obgleich das Geld in England einen unbeſchränkten Einfluß ausübt, ſo iſt es doch nicht allein für die Achtung entſcheidend, deren man in der Geſellſchaft genießt. Man muß dazu noch einen kühnen und unternehmenden Karakter, mit einer großen Maſſe von Anmaßlichkeit, Arroganz und Härte verbinden können. Durch einen merkwürdigen Widerſpruch herrſchen aber jetzt der ariſtokratiſche Stolz und die Unverſchämtheit der höhern Klaſſen mehr als je zuvor, und während ſie an den untern Klaſſen ſich reiben, beugen ſie ſich mit einer unbeſchreiblichen Kleinlichkeit vor dem reichen Emporkömmling und vor dem Intriganten mit der ehernen Stirn; dergeſtalt, daß, ohne durch eines von beiden etwas zu gewinnen, die Geſellſchaft zwei durchaus entgegengeſetzte Uebel, die ariſtokratiſche Aufgeblaſenheit und die Gemeinheit der Emporkömmlinge, zu erdulden hat. England ſeufzt jetzt unter einem Adel, der illegitim iſt, weil er ſich nicht auf die ewige Baſis dieſer privilegirten Klaſſe ſtützt, und die Vereinigung mit Irland iſt in dieſem Betracht ein verhängnißvoller Streich für den wirklichen engliſchen Adel geweſen.“

Der Verfaſſer war einige Jahre lang Mitglied des Parlamentes. Seine Erinnerungen in dieſer Hinſicht ſind von hohem Intereſſe.

„Obgleich die ſechs Jahre, von 1812 bis 1818, während derer ich mich im Parlament befand, nicht immer gleich angenehm für mich waren, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich ſie zu den glücklichſten meines Lebens rechne. Sie lieſſen mich die Angelegenheiten unter einem ganz neuen Geſichtspunkte betrachten, und nöthigten mich zu Beſchäftigungen, die weder meinen gewöhnlichen Arbeiten, noch meinen Lieblingsgewohnheiten fremd waren. Was mich zuerſt im Unterhauſe befremdete, das war, ich möchte nicht ſagen, die auffallende Seltenheit wirklich ausgezeichneter Redner, ſondern vielmehr die kleine Zahl derjenigen, die vernünftigerweiſe Redner waren, und die ungeheure Menge derer, die mit aller Gewalt dafür wollten gehalten werden. Canning war damals der einzige, der mit einiger Beredſamkeit ſprach; aber ſeine Reden waren höchſt ſelten, und die Arbeit war darin zu ſehr vorherrſchend. Bei den Uebrigen bemerkte man eine Menge Fehler, die entweder natürlich waren, oder die ſie ſich angewöhnt hatten. Ihre Provinzialausſprache war geziert und wenig anſtändig. Bald war ihre Betonung ſchlecht, bald ihre Ausdrücke ſchwerfällig und ungehobelt.

„Man weiß, welchem traurigen Schickſal drei unſerer erſten Redner unterlagen.*) Whitbreads Beredſamkeit vervollkommnete ſich bis zum letzten Augenblick. Er hatte einen vortrefflichen Kopf und ein lebhaftes Intereſſe am öffentlichen Wohlſtande. Er war im Ganzen geiſtreich, manchmal fein, oft von hinreiſſender Beredſamkeit; aber er hatte weder einen gebildeten Geſchmack, noch großen klaſſiſchen Reichthum. Manchmal ſchwülſtig, oft zu heftig und ausfallend, bemerkte man in ſeiner ganzen Perſon etwas Schwerfälliges und Plumpes. Seine Stimme war ſelten angenehm, und Alles in und an ihm verrieth auſſerordentliche Arbeit und Kunſt. Er erhob ſich gleich im Anfang zu hoch, und kam bald auſſer Athem.

Sir Samuel Romilly hatte eine durchdringende Beredſamkeit in den Gegenſtänden der hohen Geſetzgebung. Er war ein eben ſo guter Logiker, als er Unterſcheidungskraft und Geſchicklichkeit hatte. Er beſaß in einem hohen Grade die Kunſt, die Gemüther anzuregen, und zum Herzen zu ſprechen. Bei alle dem ver-

*) Alle drei legten Hand an ſich ſelbſt.

rieth ſein Vortrag doch immer den Juriſten, was im britiſchen Parlament als ein großer Fehler betrachtet wird. Sein Geſicht und ſein ganzer Anſtand hatten etwas Trockenes und Geheimnißvolles, das ſich mit der Idee, welche man ſich von einem wirklichen Redner macht, eben nicht beſonders verträgt, aber doch in nichts die ehrfurchtvolle Aufmerkſamkeit ſchwächte, die man ſeinen Vorträgen lieh. Dieſes Gefühl entſprang aus der hohen Achtung, die man im Allgemeinen für ſeinen unbefleckten Ruf und für ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe als Geſetzmann und als Advokat hatte. Alle, die in politiſcher Beziehung mit ihm nicht gleicher Meinung waren, erblickten in ihm nur einen von dem ſtrengſten Republikanismus erfüllten Geiſt, der mit den neuern Formen der britiſchen Regierung nicht im beſten Einklange ſtehe. Aber auch die, ſo in ihren Grundſätzen von ihm verſchieden waren, verſuchten doch nie, die Argumente, die ſeinem beredten Munde entſtrömten, leichthin zu behandeln. Seine zurückhaltenden und kalten Manieren ſtießen das Vertrauen und die Vertraulichkeit ab, woraus ſich ſchlieſſen läßt, daß er ſeine Talente allein ſeinem eigenen Beſtreben verdankte.

„Lord Caſtlereagh, zu einer ganz andern Klaſſe gehörend, war auch in einer ganz andern Form gebildet. Alles in ihm verkündigte einen von ſeinen eigenen Meinungen ganz eingenommenen Menſchen. Aber ich habe zugleich Niemand gekannt, deſſen Benehmen ausgezeichneter geweſen wäre. Seine Laufbahn war ſehr thätig und ſtürmiſch, nnd ſeine Talente waren Proben unterworfen, denen weder ſein Genie, noch das irgend eines andern Menſchen widerſtehen konnte. Er ſprach oft ziemlich übel; doch hörte ich ihn zweimal mit einer Stärke der Beredſamkeit reden, die man noch bei keinem ſeiner Collegen bemerkt hatte, woraus die Schlußfolge gezogen werden kann, daß die Verwirrung, die man gewöhnlich in ſeinen Ideen und Reden bemerkte, auf ſeinem Mißtrauen gegen ſich ſelbſt beruhte. Was dieſen meinen Glauben noch mehr beſtärkt, iſt, daß er den erwähnten Erfolg bald nach ſeiner Rückkehr aus Frankreich i. J. 1815 nach Abſchluß des Friedens erhielt, wo ſein Wiedereintritt ins Parlament durch die ſchmeichelhaften Zeichen eines allgemeinen Beifalls verherrlicht wurde.

„Als Miniſter wurde er vom Volk eben nicht geliebt, und ich bin gewiß, daß die Ueberzeugung, die er von ſeiner Impopularität hatte, vielen Einfluß auf die Mittel hatte, die er als parlamentariſcher Redner in Anwendung brachte. Unwiſſenheit und Uebelwollen ſchätzten ſeine Talente weit unter ihrem eigentlichen Werth; aber ſeine Stellung war feſt, und um ihn aus derſelben zu verdrängen, konnte man ſchon einige Spöttereien und Anzüglichkeiten ſich erlauben. Lord Caſtlereagh war arbeitſam und unterrichtet. Es fehlte ihm vielleicht nur die nothwendige Leichtigkeit, ſich im Momente aller der verſchiedenen Theile eines Beweiſes zu bemächtigen, ſo wie jene Geſchicklichkeit, die faſt noch nothwendiger iſt, und die darin beſteht, über die Oberfläche der Betrachtung verſchiedener Gegenſtände hinzugleiten, und unter dieſem Deckmantel ſeine Unwiſſenheit zu verbergen. Sein Kredit war ſehr bedeutend, obgleich ſo bedeutend noch nicht, wie der mehrerer andern Miniſter, die demungeachtet glücklich genug waren, dem Neide zu entgehen, von dem er beſtändig verfolgt wurde.

„Seine Mutter war von der Familie Conway, einer der erſten Englands. Seine Großmutter war die Tochter eines Gouverneurs von Oſtindien, der ein ſehr großes Vermögen hatte. Sein Großvater von mütterlicher Seite, der Graf von Herford, war Vizekönig von Irland geweſen. Lord Caſtlereagh wurde in England bei der Familie Seymours erzogen. Man lieſt im Briefwechſel Lord Oxfords, daß ſchon damals der künftige Miniſter große Talente offenbarte. Ich habe Niemand gekannt, der weniger ſtolz war, als er, und der zuvorkommendere Manieren gehabt hätte. Es gibt eine Menge bedeutender Menſchen, die, wenn ſie ihren frühern Bekannten begegnen, ſie nicht mehr zu erkennen, ja nicht einmal zu ſehen ſcheinen, wie wenn die geſellſchaftliche Stellung zwiſchen jenen und ihnen, gleich einem dichten Gewölke, läge. Lord Caſtlereagh verfuhr nicht alſo. Hatte er einmal Jemand gekannt, ſo behandelte er ihn nicht mehr als fremd, und er war nicht mehr unſichtbar für ihn.

„Obgleich an der Spitze einer Partei, und ehemals Lordkanzler von Irland, war George Ponſonby doch nur ein ſehr mittelmäßiger Redner; aber vielleicht waren zu jener Zeit, wo er ungefähr ſechszig Jahr alt ſein mochte, ſeine Mittel ſchon einigermaßen geſchwächt. Wie dem auch ſei, ſo hatte er nur wenige Kenntniſſe, und noch weniger Einbildungskraft. Er behandelte alle Gegenſtände auf eine höchſt trockene Weiſe, und ſein Ehrgeiz beſchränkte ſich darauf, in ſeine Reden einige Epigramme zu verweben.

Francis Horner ließ einen guten Redner hoffen, als ein frühzeitiger Tod ihn fortriß. Er war ruhig, umſichtsvoll, energiſch Seine Schlußfolgen waren ſo klar und beſtimmt, daß ſie zugleich die Aufmerkſamkeit reizten und überzeugten. Man darf demungeachtet behaupten, daß er ſich nie bis zur vollkommenen Beredſamkeit erhob, und daß er einen zu methodiſchen und zu zierlichen Vortrag hatte.

„Wilberforce's Art und Weiſe war ebenfalls ein wenig zu kathederhaft. Seine Stimme war ſchwach und ſchreiend, und ſeine Perſönlichkeit ſelbſt war

nichts weniger als angenehm. Aber er war klug genug, nur über wichtige Gegenstände zu reden, über welche man immer wünschte, seine persönliche Meinung zu vernehmen.

„Die Reden George Rose's waren wirkliche Plaudereien, und schon aus diesem einzigen Grunde hatte er nie einen besondern Einfluß. Die von ihm dargestellten Thatsachen erschienen der Kammer immer nur als überflüssige, vom Parteigeiste entstellte Einzelnheiten.

„Tierney zeichnete sich besonders durch viele Feinheit und guten Scherz aus, der andern Rednern vielleicht nicht besonders vortheilhaft gewesen sein würde, dem er aber seinen ganzen Erfolg verdankte.

„Der redneriſche Styl von Brougham ist zu bekannt, als daß ich ihn hier noch näher zu bemerken brauchte. Dieser Styl ist oft hinreissend, manchmal unwiderstehlich; aber nebenbei auch übertrieben und wortklauberisch. Spott und Ironie sind in seinen Händen eine gefährliche Waffe, gegen die man sich nicht leicht vertheidigen kann. Seine Betonung ist merkwürdig. Sie ist halb schottisch, halb westmorländisch. Uebrigens hat er den Ton und die Geberden eines vollkommenen Advokaten.

„Der Stoff der Reden und des Styles von Sir James Mackintosh sind gleichfalls allgemeiner Bewunderung werth. Unglücklicherweise ist seine Stimme schwach und wenig harmonisch. Seine Aussprache ist ganz schottisch.

„Peel ist klar, umsichtig und methodisch. Er behandelt sehr geschickt alle Punkte einer Streitfrage. Aber sein Vortrag ist unnatürlich, zugleich schreiend, und von einer sehr traurigen Gleichförmigkeit.

„Der jetzige Finanzminister Robinson bekleidete damals seinen wichtigen Posten noch nicht. Er sprach selten; aber immer mit Wärme, mit Talent und mit Umsichtigkeit. Sein ganzes Wesen war edel, und Alles in und an ihm trug den Stempel erhabener Empfindungen."

Pariser Sittentafel.

Wie sich ein Bedienter betragen muß.

Einer meiner nähern Bekannten, Julius von Montbreuil, mag ungefähr zweiunddreißig Jahre alt sein. Er hat ein jährliches Einkommen von 20,000 Fr., einen hundertjährigen Adel, eine hübsche Gestalt, einigen Verstand, viel Witz und — six mois de salle. Das Alles sichert ihm eine ziemlich günstige Stellung in der Welt zu. Er versteht überdem die Kunst, seine Vorzüge zu verdoppeln und sein Alter zu vermindern. Demnach ist er nicht älter als dreiundzwanzig Jahre, und hat 40,000 Franken Renten. Er läßt seine Abstammung in die ersten Zeiten der Kreuzzüge sich verlieren, und gibt sich ohne alle Umstände für einen zweiten St. Georg aus. Er ist glücklich in der Liebe, und zählt seine Triumphe allwöchentlich Jedermann an den Fingern her. Im vorigen Jahre befand ich mich eben bei ihm, als er einen neuen Bedienten, den er seinen Kammerdiener nennt, annahm, und ihm folgende durchaus originelle und den Pariser vollkommen karakterisirende Instruktionen ertheilte:

„Herr Bourguignon!" sagte er, „ich empfehle Euch vor Allem eine ausserordentliche Höflichkeit gegen die Unbekannten, die nach mir fragen. Die Herren Gläubiger sind nicht immer auf das Zierlichste gekleidet. Die Miene ist betrüglich, und Ihr könntet leicht einen reichen Mann für einen „ehrlichen Mann" halten, was mir höchst unangenehm sein würde, vorzüglich wenn Ihr es Euch wohl gar wolltet beifallen lassen, den Erstern so zu behandeln, wie man gewöhnlich den Letztern zu behandeln pflegt — Ihr verstehet mich, mit Zurücksetzung, oder wohl gar mit einiger Verachtung. Also sperrt die Augen auf, und hütet Euch.

„So oft man Euch über meine Person, meine Verhältnisse, oder irgend etwas, das mich betrifft, befragen sollte, müßt Ihr Euch jedesmal über die Schwäche Eures Gedächtnisses beklagen, der zufolge Ihr Euch nicht mehr daran zu erinnern vermöget. Das non mi ricordo eines gewissen, ich weiß nicht mehr, wie er hieß — es wird mir ein andermal schon wieder beifallen — muß Euch beständig vor der Seele schweben. Spielt den Narren, den Dummkopf, nagt Euch an den Fingerspitzen, sagt zu Allem ja, wenn ihr nein, und nein, wenn Ihr, der Wahrheit zufolge, ja sagen sollt. Bringt dieses Kunststück vorzüglich dann in Anwendung, wenn Euch ein Frauenzimmer über mich befragt.

„Habt gute Fühlhörner, scharfe Augen. Errathet an seinem Ernst und an seinen zwei Falten auf der Stirn — den Vater, an seiner vermeintlichen Schlauheit, an seinem auffahrenden Wesen und an seiner Schnupftabaksdose — den Vormund, an seiner schlecht verhehlten Neugier, seinem Erröthen und Erblassen, seinem Zupfen an Euerm Knopfe, oder an seinem Schnupftuche — den Eifersüchtigen. Nehmt ihre Geschenke, führt sie dafür bei Seite, und lügt ihnen den Hals voll dafür.

„Trinkt meinen besten und theuersten Wein nur von Zeit zu Zeit. Tragt meine Wäsche und meine Kleider nur bei ausserordentlichen Veranlassungen, und tanzt nie darin, oder laßt Euch nicht darin prügeln. Sagt nicht, daß mein Pferd krank sei, um selbst darauf auszureiten, borgt mein Kabriolet nicht zu oft an Andere, versetzt meine Kleinodien nie auf dem

Mont de piété oder bei einem zu bekannten Wucherer, verleumdet mich ſo wenig als möglich, beſtehlt mich auch nicht, oder nehmt euch vor der Gerechtigkeit und dem Ohrenabſchneiden in Acht.

„Macht Euch bei den Kammermädchen der Häuſer beliebt, in welche Ihr mich begleiten werdet. Saget ihnen Schmeicheleien, Süßigkeiten und allerlei dergleichen Fadheiten, die Euch zur Genüge zu Gebote ſtehen werden. Betrachtet das als Eure erſte und leichteſte Schuldigkeit. Ich bin überzeugt, daß Ihr nie ſo albern ſein werdet, Euch ernſtlich zu verlieben; aber auf jeden Fall würde mir das höchſt unangenehm ſein.

„Erinnert Euch beſtändig daran, daß Ihr von mir das Doppelte der Summe erhaltet, die man Euch anbieten dürfte, um genauere Kenntniß von meinem Briefwechſel zu erhalten. Wenn meine vertrauten Freunde Euch fragen: wo ich ſei? ſo ſagt ganz leichthin, daß ich dieſen und jenen Miniſter nicht verlaſſe, oder nennt irgend ein ſehr angeſehenes, ſehr reiches, ſehr glänzendes Haus; ſagt, daß ich der Dame, oder der Erbin den Hof mache, daß ich mit der Letztern verlobt ſei u. ſ. w. daß ich alle die Reden verfaſſe, welche der Herzog von ſo und ſo in der Pairskammer hält u. ſ. w. u. ſ. w. Euer Genie muß Euch bei dergleichen Gelegenheiten inſpiriren.

„Gebt von Zeit zu Zeit zu Buchhändlern, die meine Flugſchriften, deren ich monatlich eine mache, nicht haben, um ſie von ihnen zu verlangen, und kauft mehrere Exemplare davon bei den andern, die ſie haben; aber nicht in meiner Livrey. Stiftet im Theater, wenn meine Melodramen geſpielt werden, keine Kabalen zu meinen Gunſten an; aber thut, was Euch Eure Anhängigkeit gegen meine Perſon gebietet. Das iſt Alles, was ich Euch zu ſagen habe. Richtet Euch danach.“

Herr Bourguignon hörte dieſe Rede mit der bedächtlichen Miene des durchtriebenſten Spitzbuben an. Er nahm die großen Götter zu Zeugen ſeiner Ehrlichkeit und ſeines unbedingten Gehorſams, und — ſechs Monate nachher führte ihn die Gewalt der Dinge an demſelben Tage nach Bicêtre, wo ſein Herr ſich nach Sainte Pélagie bemühete.

Die vier ehemaligen Präſidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika.

Das aliquid famæ, quæ carmine gratior aurem Occupat.
Hor.

Es gibt jetzt in den vereinigten Staaten von Nordamerika vier geweſene Präſidenten. Sie leben alle auf dem Lande, wie ganz einfache Privatleute, ohne Penſion, ohne ein anderes Privilegium als das, ihre Briefe poſtfrei abſenden zu dürfen, ohne eine andere Macht, als die, welche ihnen freiwillig die Erkenntlichkeit ihrer Mitbürger zugeſteht. Der jüngſte dieſer amerikaniſchen Patriarchen, James Monroe, iſt beinahe ſiebenzig Jahre alt, und Adams, der älteſte, deſſen Sohn der jetzige Präſident iſt, tritt in's neunzigſte Jahr. Jefferſon wohnt im Mittelpunkte Virginiens, ungefähr 200 engliſche Meilen von der Stadt Washington, auf dem Gipfel eines Hügels, an deſſen Fuße die von ihm geſtiftete virginiſche Univerſität liegt, der er einen großen Theil ſeines Vermögens, und alle Kräfte ſeines Geiſtes, während den letzten neun oder zehn Jahren gewidmet hat. Madiſon lebt nur fünfunddreißig Meilen von ihm entfernt und beſchäftigt ſich beinahe ausſchließlich mit dem Ackerbau und der Einführung neuer Verbeſſerungen in der Landeskultur. Er iſt jetzt Vorſtand der landwirthſchaftlichen Geſellſchaft ſeiner Provinz. Die Beſitzungen Monroes ſtoßen mit denen Jefferſons zuſammen. Adams wohnt fünf oder ſechs Meilen von Boſton, wo er Künſte und Literatur pflegt und unterſtützt.

„Es thut mir leid,“ ſchreibt ein Amerikaner, nach ſeiner Rückkehr in ſeine Heimath, an ſeine Freunde in Europa, „daß Sie den Entſchluß nicht ausgeführt haben, mit mir zu reiſen, und unſer Land zu beſuchen. Eine Wallfahrt nach der Wohnung dieſer Greiſe würde Sie allein ſchon für die Beſchwerden und Gefahren der Seefahrt entſchädigt haben. Sie würden über die Lebhaftigkeit und Heiterkeit ihrer Unterhaltung erſtaunt ſein. Sie würden die Weisheit und republikaniſche Würde, mit welcher ſie leben, bewundern. Ich bin ſo glücklich geweſen, ſie alle zu ſehen, zu ſprechen, und wie groß auch die Vorſtellung immerhin war, die ich mir im Voraus von dem zu genieſſenden Vergnügen gemacht hatte, ſo iſt ſie doch bei weitem übertroffen worden.

„Ich habe Ihnen eine umſtändliche Erzählung meiner Beſuche bei den vier Präſidenten verſprochen. Ich will jetzt meine Zuſage erfüllen, und bei Jefferſon beginnen, der vom größten Theile ſeiner Mitbürger als der ausgezeichneteſte und achtungswertheſte der vier Patriarchen betrachtet wird. Folgen Sie mir alſo nach Monticello, ſeiner Wohnung, im Mittelpunkte Virginiens, auf dem Gipfel eines ganz abgeſonderten Berges, der ſich tauſend Fuß über das Bett der Ravenna erhebt, die ſich an ſeinem Fuße dahin ſchlängelt. Man findet in den vereinigten Staaten keine ſchönere Ausſicht, ſowohl hinſichtlich der Verſchiedenheit der ſich darſtellenden Gegenſtände, als der Ausdehnung des Horizonts. Auf der einen Seite erheben ſich übereinandergeworfene Berge in erhabener

Unordnung. Auf der andern dehnt ſich ein ſchönes Thal aus, deſſen leichter, wellenförmig gebildeter Boden mit Gehölz und ſchöngelegenen Meiereien überdeckt, und von der Ravenna bewäſſert wird. Man glaubt das Dorf Charlotteville zu ſeinen Füßen zu erblicken, obgleich es drei Meilen entfernt iſt. Noch näher zeigen ſich die prachtvollen Gebäude der Univerſität Virginia, und darüber hinaus gewahrt man, in einer Entfernung von zwanzig Meilen, den romantiſchen Durchbruch des blauen Gebirges.

„Ich war ganz bezaubert von der Unterhaltung Jefferſons, ſeiner Tochter, der Miſtriß Randolph und ſeiner Enkelinnen, der Miß Randolph. Jefferſon iſt in ſeinem Benehmen auſſerordentlich einfach, und ohne die geringſte Spur von Affektation in ſeinen Manieren. Indeſſen bemerkte ich an ihm doch etwas Impoſanteres, als an Madiſon. Seine Haltung iſt majeſtätiſch und ſicher. Er iſt ungefähr fünf Fuß acht Zoll groß. Seine Züge ſind ſtark gezeichnet, ſeine Stirn iſt die eines Mathematikers und tiefen Denkers. Sein Haar iſt dick, und durch dreiundachtzig Winter etwas gebleicht. Sein Naſe iſt mehr groß, als gewöhnlich, ſeine Naſelöcher ſind breit, und ſein ganzes offenes Geſicht trägt den Stempel der Scharfſicht und der Stärke auf ſich. Er iſt heiter, ſelbſt enthuſiaſtiſch, und ſpricht mit vieler Lebhaftigkeit und Korrektheit.

„Der Baumeiſter der Univerſität Virginia, Nelſon, hat mir eine Anekdote erzählt, die beweiſet, wie ſehr Jefferſon ſich für etwas intereſſiren könne, und wie ſtark ſeine Energie noch ſei. Im letzten Herbſt (1824) befand er ſich, der Vermuthung aller ſeiner Freunde, und ſeiner eigenen zufolge, auf ſeinem Sterbelager. Er ließ den Baumeiſter zu ſich beſcheiden, und da er nicht mehr im Stande war, weder zu ſchreiben, noch zu zeichnen, ſo erſuchte er ihn, unter ſeiner Leitung den Plan des Gymnaſiums zu entwerfen, damit ſeine Idee nicht verloren gehe. Nelſon machte die Zeichnung, welche er ſeitdem auch ausgeführt hat. Alſo an den Pforten des Todes beſchäftigte ſich ſeine Seele noch mit dem Gedanken, den Jünglingen, welche die Univerſität beſuchen, ſelbſt nach ſeinem Hinſcheiden noch nützlich zu ſein.

„Jefferſon reitet noch immer. Alltäglich verfügt er ſich im Galopp nach der Univerſität, ſetzt durch die Ravenna, und beſucht ſeinen Schwiegerſohn, wonach er wieder nach ſeiner Wohnung zurückkehrt. Seine Tochter, Miſtriß Randolph (Gattin des ehemaligen Gouverneurs von Virginia), iſt eine ſehr ſchöne Frau. Sie hat eilf Kinder, die ſie größtentheils ſelbſt erzogen hat. Ihre älteſte Tochter, Ellen, iſt ein durch ſeine Talente und Kenntniſſe ausgezeichnetes junges Mädchen.

„Die Univerſität Virginia beſteht aus vier gleichförmig laufenden Häuſerreihen, wovon jede 600 Fuß lang iſt. Zwiſchen den beiden mittlern Reihen iſt ein 200 Fuß breiter Platz, an deſſen einem Ende ſich ein ſchönes rundes Gebäude befindet. Die beiden Mittelreihen beſtehen aus zehn, zwei Stockwerk hohen Gebäuden, die Pavillons genannt werden, zur Wohnung der Profeſſoren und ihrer Familien dienen, und die durch Häuſer von einem Stockwerk verbunden und von den Studenten bewohnt werden. Die Pavillons, deren Façaden durchaus gleichförmig, aber in verſchiedenartigem Styl ausgeführt ſind, erinnern an einige der ſchönſten architektoniſchen Denkmäler. Der eine davon iſt die Nachahmung eines römiſchen Tempels, den man zu Albano, zwanzig Meilen von Rom, ſieht. Er iſt von doriſcher Ordnung. In Betreff der joniſchen Ordnung, hat man den Tempel der Fortuna zu Rom zum Muſter genommen. Die Bäder Diokletians zu Rom ſind die Modelle der korinthiſchen Ordnung geweſen. Die ſieben andern Pavillons ſind Nachahmungen von Palladio, Michel Angelo und andern großen Künſtlern. Ein Säulengang zieht ſich längs dieſen Gebäuden hin. Er iſt 600 Fuß lang. Die Dächer der Zwiſchengebäude bilden Terraſſen, die durch Balkone, am zweiten Stockwerke, in Verbindung ſtehen. Dieſe Terraſſe dient zur Promenade und zur Verbindung der Wohnung der Profeſſoren und ihrer Familien.

„Hinter dieſen Gebäuden befinden ſich große Höfe und Gärten, die ſich bis zu den beiden andern Häuſerreihen erſtrecken. An dieſen iſt nicht dieſelbe Pracht, wie an den erſtern verſchwendet. Drei Häuſer von zwei Stockwerk Höhe, ſehr einfach und ohne allen architektoniſchen Schmuck, erheben ſich auf jeder Seite in einer Entfernung von 200 Fuß. Sie werden an ſolche Leute vermiethet, welche die Studenten bei ſich in Koſt nehmen wollen. Der Raum zwiſchen ihnen wird durch die Wohnungen der Studenten ausgefüllt. Vor ihnen zieht ſich ein Säulengang hin, der bei übler Witterung zum Spaziergange dient. Der Gang kann ungefähr tauſend Studirende in ſich aufnehmen. Auf dem nahen Berge wird noch eine Sternwarte erbaut. Das runde Gebäude, das ſich am nördlichen Ende befindet, mißt 77 Fuß im Durchmeſſer und 77 Fuß in der Höhe. Es iſt mit einem Dom überwölbt. In ihm befinden ſich die Kapelle, der öffentliche Prüfungsſaal und die Bibliothek. Die Seite dieſes Gebäudes, gegen den Platz zu, wird, in ihrer ganzen Höhe, von einer Säulenhalle geſchmückt. Sie iſt von korinthiſcher Ordnung, im Geſchmacke Palladios und wird von zehn Säulen getragen. Das Ganze erinnert an das Pantheon zu Rom. Dieſe

Rotunde ist mit den Pavillons und den andern Gebäuden, durch eine Terrasse, auf jeder Seite, verbunden. Darunter hin zieht sich ein Gang, wo die Studenten bei übler Witterung ihre gymnastischen Uebungen treiben, so daß der ganze Säulengang über 1400 Fuß lang ist.

„Alle Zweige der Wissenschaft werden, mit Ausnahme der Theologie, auf dieser Universität gelehrt werden. Die eben erwähnte Ausnahme findet deshalb statt, daß, weil keine Sekte im Staate vorherrschend ist, er auch nicht die Unterrichtskosten einer besondern Doktrine, mit Hintansetzung aller übrigen, tragen kann. Man hat jedoch einigen Presbyterianern und geistlichen Mitgliedern anderer Gemeinden den Vorschlag gemacht, sich daselbst niederzulassen, und Privatvorlesungen zu halten. Der Gründer dieser vortrefflichen Anstalt geht nun auch damit um, einiges aus Fellenbergs System hier einzuführen. Er will, daß ein durch Studium und Erfahrung unterrichteter Landwirth die zur Anstalt gehörigen Grundstücke bebaue, damit die Söhne der Pflanzer die Gelegenheit haben zu erlernen, welche Art von Kultur für das Klima des Distrikts am besten sich eigne. Es sollen auch mehrere Zimmermanns-, Schmiede- und andere Werkstätten erbaut werden, wo die Studenten den Gebrauch der Werkzeuge, deren sich die Handwerker bedienen, kennen lernen mögen.

„Die innere Verwaltung der Anstalt, wird einige Aehnlichkeit mit der einer Republik haben. Einige Studenten von ausgezeichnetem Karakter und dem regelmäßigsten Betragen werden mit der Erhaltung der Ordnung beauftragt sein. Sie werden einen Gerichtshof bilden, um die Ruhestörer zu richten und sie zu bestrafen. Die Besoldung jedes Professors wird, nebst freier und bequemer Wohnung, jährlich 1500 Dollar (7500 Franken) betragen. Aber im Fall die Zahl der Studenten sich bedeutend vermehren sollte (was sehr wahrscheinlich ist), so daß sie mehr beschäftigt sind, wird sie bis auf 3000 Dollar vermehrt werden. Uebrigens kann man zu Charlotteville ziemlich wohlfeil leben. Schon sind mehrere Professoren ernannt worden. Zwei davon sind aus Oxford, einer von Cambridge, einer von Woolwich und drei von Glasgow und Edinburg. Alles läßt erwarten, daß diese Universität bald im schönsten Flor stehen werde."

Ueber die Congreveschen Raketen.

Die Soldaten des oströmischen Reichs trugen im Innern ihrer Schilde leichte Röhren oder Handhaber (Χειροσίφωνα), mit einem künstlichen Feuer angefüllt, das sie mit großer Gewalt in die Luft schleuderten. Der Kaiser Leo, der Philosoph, ließ selbst dergleichen Röhren verfertigen, und die Bereitung derselben wurde von den Griechen immer als ein Geheimniß behandelt. In der berühmten Handschrift des Markus Graecus findet man zugleich eine Beschreibung, das Kanonenpulver, das gregorianische Feuer und die fliegenden Schwärmer zu verfertigen.

Dieselben Nachrichten wurden in einem Werke des XIII Jahrhunderts, welches man Albert dem Großen zuschrieb, erneuert. Roger Bako scheint etwas Aehnliches gekannt zu haben; aber er spricht eben so wenig, als Markus und Albert, von der Kanone oder sonst irgend einem andern Feuerschlund. Aus dem Allem läßt sich abnehmen, daß die Congreveschen Raketen, die man als eine ganz neue Erfindung im Artilleriewesen betrachtet, im Gegentheil sehr alten Ursprungs sind. Mehrere andere Proben sprechen dafür.

Die Kriegsraketen scheinen zum erstenmale im Kriege 1379 bis 1380 gebraucht worden zu sein. Die Paduaner bedienten sich ihrer, um die Stadt Mestra in Brand zu stecken, und die Venezianer gebrauchten sie gegen den Thurm delle Bebe, der zu den äussern Festungswerken von Chiogaia gehört. Die Geschichtschreiber, welche dieser Thatsachen Erwähnung thun, waren Augenzeugen derselben.

Dunois ließ 1449 Raketen in Pont-Audemer werfen, und während die Belagerten sich bemühten, das Feuer zu löschen, erstiegen die Franzosen die Wälle des Platzes. Schon 1428 waren zu Orleans bedeutende Summen zur Verfertigung der Raketen angewiesen worden. In einer Handschrift, die schon 1561 für sehr alt gehalten wurde, findet man eine mit großer Sorgfalt verfaßte Beschreibung der fliegenden und tödtenden Raketen. Ein Ober-Ingenieur Karl V., Namens Ludwig Collado, berichtet, daß zu der Zeit, als er 1586 sein Artillerie-Handbuch schrieb, man sich der Raketen bediente, um die Umgebungen der belagerten Plätze zu erleuchten, und die Reiterei des Feindes in Unordnung zu bringen. Ausserdem erwähnt ihrer noch: Hanzelet, Verfasser einer pyrotechnischen Abhandlung, und Fürtenbach, indem er von dem Gebrauch spricht, den die Barbaresken in ihren Seekriegen davon machten. Ruggiere machte ebenfalls 1760 einige Versuche damit, deren im militärischen Wörterbuche von James, beim Artikel Rocket, und in den Werken Juliennes von Belair, über die Befestigungskunst, gedacht wird.

Der erste Versuch der Raketen des General Congreve fand im Oktober 1806 gegen Bologne statt. Seit jener Zeit haben die Engländer sich ihrer fast bei allen ihren Expeditionen bedient. Der Kronprinz von Schweden und die preussische Armee brachten diese Raketen zuerst im Felddienst in Anwendung, und der

Prinzregent von England befahl 1814 die Errichtung eines besondern Raketenkorps, das den Artillerieregimentern zugetheilt wurde, und zur Pyrenäenarmee, unter Wellingtons Befehl, abging. Bei der Schlacht von Waterloo war es ebenfalls anwesend.

Es ist bekannt, daß in Oesterreich ein besonderes Raketenkorps errichtet worden, das in dem Raketendörfel, wohin der Zutritt schwer zu erhalten, bequartiert war.

Seit dem Feldzuge von 1815 hat der General Congreve erklärt: daß, wenn der Krieg noch länger gedauert hätte, er seine Erfindung dergestalt ausgebildet haben würde, daß man sich der gewöhnlichen Feuergewehre nur noch als Hilfswaffen hätte bedienen können. Gegenwärtig haben die größten dieser Raketen vier Zoll im Durchmesser, und wiegen mit ihrem Stock nicht über fünfundfünfzig Pfund. Sie befinden sich in einer Büchse von Eisenblech, und bestehen aus einer sehr leicht entzündbaren Materie, die aus Zündpulver, Schwefel und Kohlen zusammengesetzt ist. Der Kopf der Rakete ist besonders mit brennbaren Gegenständen angefüllt.

Häckerling.

Bourdaloue entwirft in seiner Predigt am fünften Sonntage nach Pfingsten, über die wahre und falsche Frömmigkeit, folgendes Bild von einem Scheinheiligen: „Ein Frömmling von solchem Karakter, man erlaube mir diesen Ausdruck, ein interessirter Frömmler, ist alles Möglichen fähig. Darum nehmt Euch in Acht, ich wiederhole es Euch, er ist alles Möglichen fähig. Erstlich, wei er bei jeder Veranlassung und oft selbst bei den himmelschreiendsten Ungerechtigkeiten, sich einen Anstrich der Frömmigkeit gibt, mit dem er sich selbst betrügt und von dem er doch niemals befreit sein will. Zweitens, weil, welche Leidenschaft sich seiner auch bemeistern mag, seine Frömmigkeit, oder vielmehr die Achtung, welche sie ihm erwirbt, ihm die Mittel zum Gelingen darbietet. Will er eine Rache ausüben, so vermag nichts ihm zu widerstehen; will er einen Gegner beseitigen, so ist er allmächtig; will er den guten Namen seines Nächsten beflecken, so ist sein alleiniges Zeugniß schon hinreichend, der Unschuld selbst den Prozeß zu machen. Und hat man nicht durch die Stimme der Scheinheiligkeit, die schwächsten Unterthanen zu den höchsten Würden und Aemtern sich erheben sehen? Hat man nicht Menschen gekannt, die durch List, Lüge und Betrug auf Stellen sich erhoben, die sie nie hätten verunstalten sollen, und von denen sie sowohl ihr voriges Leben, als ihr Karakter und ihre moralische Verworfenheit ausschloß? Ja, meine Brüder! verbergen wir es uns nicht. Es ist dieser Mißbrauch, der zu allen Zeiten das Aergerniß der wahren Frommen gewesen ist, und der allein das Heiligste hienieden entwürdiget hat.“

Gottfredi in seiner „historischen Chronica“ sagt: „Anno 1416, als die Väter im Konstanzer Concilio nicht viel zu thun hatten, liessen sie alle Benediktinermönchs-Klöster in ganz Europa zählen. Da fanden sich 15,107 Klöster dieses Ordens. Wenn nun einem Kloster nur sieben Mönche angerechnet werden, denn weniger kann man nicht thun, so werden wir über 120,000 Benediktinermönche zusammenbringen. Wie viel werden nun der andern Mönche sein, in so viel Orden vertheilt?“—

Nachdem Mahomed II. Konstantinopel erobert hatte, fiel es ihm ein, ein Beschützer der Künste zu werden. Er kaufte desbalb einigen venezianischen Kaufleuten mehrere hübsche Bilder ab, wollte sich endlich aber auch selbst und seine Favorite abkonterfevet sehen, weshalb er den berühmten Maler Gentile Bellino einlud, sich zu ihm nach Stambul zu begeben. Der Künstler kam, übertraf alle Wünsche des Großherrn, und wurde mit Geschenken überhäuft; ja er erhielt selbst den Halbmondsorden. Nun verlangte der Sultan einmal auch den Kopf Johannes des Täufers, den die Gläubigen als einen göttlichen Propheten verehren, beinahe auf dieselbe Weise, wie auf dem herrlichen Gemälde von Leonardo da Vinci, zu sehen Gentile wendete sein ganzes Talent an, und überbrachte das verlangte Bild, auf ungetheilten Beifall rechnend, dem Kaiser. Aber der schüttelte sein majestätisches Haupt, und sagte: daß die Muskeln am durchhauenen Halse nicht krampfhaft genug zurückgezogen seien. Der Maler vertheidigte in tiefer Ehrfurcht sein „Studium“, wie er es nannte. — „Larifari mit Eurem Studium,“ entgegnete der Sultan. „Habt Ihrs etwa nach der Natur gemacht?“ — Nein! sondern.....— „Nun so sollt Ihrs gleich auf der Stelle machen.“ Der Großherr ließ einen Sklaven hereintreten, ihm den Kopf abschlagen und denselben Gentile noch ganz rauchend darbieten. „Nun studiert“, sagte er: „und antwortet mir, ob ich Recht habe oder nicht?“ — Der arme Maler, mehr todt als lebendig bei dieser Scene, die mit der Schnelligkeit eines Gewitterstrahls vor ihm sich zugetragen hatte, sagte gern Alles, was man von ihm verlangte; aber kaum hatte er den Pallast im Rücken, als er ein Kreuz über das andere schlug und mit solcher Eile seine Siebensachen zusammenpackte, daß er sogar darüber den halben Mond vergaß, um nur so schnell als möglich sein liebes Venedig zu erblicken, und nicht einen beständigen scharfen Kitzel am Halse zu verspüren.

Neulateiniſche Literatur.

Johannis Miltoni, Angli, de doctrina christiana. — Abriß der dogmatiſchen und moraliſchen Theologie. Ein nachgelaſſenes Werk Johann Miltons. Herausgegeben nach ſeiner eigenen Handſchrift, die ſich in der Univerſitätsbibliothek zu Cambridge befand, von Richard Summer. Cambridge, 1825. Ein Band in 4. von 550 Seiten.

Milton, geboren 1608, geſtorben 1674, war als Dichter einer der ausgezeichnetſten Geiſter, als Politiker und als Theolog ein vortrefflicher Schriftſteller. Von ſeinen beiden epiſchen Gedichten, dem „verlorenen“ und dem „wiedergewonnenen Paradieſe“, kennt und lieſt man allgemein nur das erſte. Aber dies einzige, bewundernswürdige, ungleiche Erzeugniß iſt ſo reich an hervorragenden Schönheiten jeder Art, daß es, ungeachtet ſeiner Mängel, immer als ſehr ausgezeichnet betrachtet werden wird. In politiſcher Hinſicht war Milton, ſowohl in ſeinem Betragen, als in ſeinen Schriften, immer ein kühner, entſchiedener Republikaner. Er war genöthigt, nach der Wiederherſtellung des Throns ſich um Gnadenbriefe zu bewerben. Seine Theologie war manchem Wechſel unterworfen. Er war in ſeiner Jugend ein ſehr eifriger Puritaner, in ſeinem männlichen Alter Independent, nachher Anabaptiſt, und endlich erkannte er, daß man in allen chriſtlichen Glaubensbekenntniſſen ſein Heil finden könne, ausgenommen im römiſch-katholiſchen. Er hatte bei ſeinen Lebzeiten einen langen Traktat über „die wahre Religion“ und drei Werke über „die Reformationen der engliſchen Kirche“ herausgegeben. Das erſte Buch des vorliegenden Werks, d. h. die drei Viertel der ganzen Abhandlung, iſt lateiniſch geſchrieben, und hat Bezug auf die vom Verfaſſer feſtgeſtellten Lehrſätze. Das zweite Buch iſt ganz der Moral gewidmet. Bei jedem Punkte ſind die Anführungen aus der heil. Schrift ſo ſehr angehäuft, daß ſie allein mehr als die Hälfte vom Ganzen ausmachen. Milton geht in ſeinen Raiſonnements machmal noch weiter, als ſein Vorbild und Meiſter, Calvin. So erklärt er ſich z. B. antidreieinig, und findet, daß die Vielweiberei im Evangelium nicht verboten ſei. Er will auch, daß man die Feier des Sonntags abſchaffe.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Theater.

Die Prinzeſſin von Urſino, oder die Verungnadung (la princesse des Ursins, ou la disgrâce), ein hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Aufzügen und in Proſa, von Alexander Duval, iſt vor Kurzem auf dem erſten franzöſiſchen Theater zu Paris gegeben worden. Der Verfaſſer hat die Heldin ſeines Stücks nicht in die Staatsangelegenheiten ſich miſchend, das Ruder Spaniens führend und endlich von Albéroni in ihren eigenen Netzen gefangen, dargeſtellt, ſondern ſein einziges Beſtreben ging dahin, uns den Hof am Tage einer Verungnadung zu zeigen. Aber dieſer Gegenſtand iſt nicht ſo neu, als er ihm vielleicht erſchienen iſt. Der Dichter muß einen ſehr hohen Begriff von ſeinen Kräften haben, wenn er nicht hinter der Wirklichkeit zurückbleiben will. Das Manuſcript von 1814, in dem die Deſertion von Fontainebleau ſo trefflich beſchrieben iſt, hat die Schilderung ähnlicher Abtrünnigkeiten ſehr ſchwierig gemacht. — Bei'm Aufzuge des Vorhangs vernimmt man, daß die Prinzeſſin von Urſino, auf Befehl Philipp V., zu Quadraquez, einer königlichen Reſidenz, angekommen iſt, um die junge Königin, Eliſabeth von Parma, zu empfangen, die ihr die Krone verdankt, und von der ſie ſpäterhin in's Exil geſchickt wird. Die Unterhaltung zwiſchen dem franzöſiſchen Geſandten, dem Dichter Desteuches, und dem Prieſter Don Salvador, Kreatur der Prinzeſſin und zugleich geheimer Agent Albéroni's, läßt keinen Zweifel mehr übrig, daß die Verungnadung der Favorite zwiſchen Philipp und der jungen Königin bereits beſchloſſen ſei. Salvador muß ſeine Wohlthäterin nach einen Tag hintergehen, und Desteuches muß verſchwiegen ſein. Die Prinzeſſin von Urſino, die man von ihrem glänzenden Hofſtaate umgeben erblickt, hat bis dahin nur ſehr geringe Vermuthungen geſchöpft. Bis zur Kataſtrophe wird daher die Szenerei nur durch die Speichelleckereien der Hofleute ausgefüllt. Dieſe titulirten Marionetten ſind: der Herzog von Popoli, der ſich mit der jungen Eleonore von Trémouille, der Nichte der Favorite, verheirathen will, mehr eines davon abhängigen Gouvernements wegen, als aus Liebe zu der ihm Beſtimmten. Er hat zudem durchaus kein bürgerliches Vorurtheil, und fühlt ſich nur dann erſt von der Neigung ſeiner Verlobten gegen einen jungen Gardeoffizier beleidigt, als die Verungnadung der Tante als gewiß zu betrachten iſt. Nächſt ihm zeigt ſich die zärtliche und krampfhafte Marquiſe von Melas, die Gräfin von Piñada, ein weiblicher Spion, die wohl Laſter haben durfte, aber die wenigſtens nicht in der Sprache einer Kammerzofe ſprechen mußte. Die Stunde der Verungnadung nahet endlich, und man ſieht dem Schweigen der Macht alle Kriſen eines tödtlich getroffenen Ehrgeizes folgen. Schon iſt dies Ereigniß Allen, ausgenommen der Favorite, bekannt. Der Herzog, um ihr das Unrecht eines Bruches zuzuwenden, verſucht auf mehrfache Weiſe, ſie zu erzürnen, und findet ſie eben verzweifelt gleichgültig dagegen. Endlich wagt er es ſogar, auf die Abnahme ihrer Schönheit zu ſticheln. Die weibliche Eitelkeit bricht los, ohne daß die Feſtigkeit des Höflings ſich deshalb vermindert. Dieſe Kühnheit von Seiten Popolis öffnet ihr plötzlich die Augen, und ſie hält ſich für verloren. Sie erfährt, daß die Königin ſie nicht ſehen will; demungeachtet wirft ſie ſich ihr zu Füßen und muß ſich ſchimpflich entfernen. Die fünf oder ſechs Szenen, in denen alle Leiden des Ehrgeizes und der Verzweiflung aufgehäuft ſind, dürften ſchwerlich durch irgend etwas Aehnliches übertroffen werden können. Sie empfängt endlich von dem abſcheulichen Salvador ſelbſt, der indeſſen Miniſter geworden iſt, den Befehl, Spanien zu verlaſſen,

Der glücklichſte Karakter in dieſem ganzen Schauſpiele iſt eben der des Salvador. Im Ganzen iſt jedoch das Stück zu lang, und der Beifall, den es gewonnen hat, iſt ihm ziemlich ſtreitig gemacht worden.

Die Muſik hat auf dem Theater Feydau zu Paris einen glänzenden Triumph, in der „weißen Frau (la Dame blanche)“ von Boyeldieu, errungen. Obgleich die Dichtung auch lebhaft, geiſtreich und beluſtigend iſt, wie ſie aus der Feder Scribes nicht leicht anders hervorgehen konnte, ſo hat ſie ſich diesmal doch beſcheiden mit dem zweiten Platze begnügt. Wenn man in lezterm ungefähr fünfzig Bonmots auffinden könnte, ſo hat die Muſik deren hundert. Zu dieſem Luxus des Geiſtes füge man nun noch Geſänge von etwas unbeſtimmter Zeichnung, von etwas bleicher Farbe, aber immer gleich ſüß, gleich anſprechend, einen geſchickten Schnitt in den Stücken ſelbſt, niemals Längen, und eine Grazie, ja man möchte faſt ſagen, eine Koketterie im Orcheſter, ſo hat man eine Idee von den glänzenden Eigenheiten der neuen Partition. Für Diejenigen, welche verlangen, daß die Muſik mehr zu ihrer Seele, als zu ihrem Geiſte rede, daß ſie, ſelbſt im freheſten Aufſchwunge, leidenſchaftliche Gefühle in ihnen errege, für ſolche Kenner wird die „weiße Frau“ freilich nicht befriedigend ſein. Es iſt eine Muſik, die nur angenehm die Gehörnerven kizelt, aber weiter nicht vordringt.

Alterthümer.

(Amerikaniſche Alterthümer; Fortſetzung.)

Begräbniſſe. Meiſtentheils in der Nähe der befeſtigten Dörfer ſieht man künſtlich gebildete Hügel, die unbezweifelt Begrabniſſe enthalten. Sie ſind in ſehr großer Zahl verhanden, und man findet ſie über eine ungeheure Landſtrecke, von den Rokygebirgen im Weſten bis zu dem Alleghanygebirge im Oſten, zerſtreut. Alle ſind in runder oder achteckiger Form, und oben zugeſpizt. Ihre Größe iſt ſehr verſchieden. Die erhabenſten ſind 30 bis 40 Fuß hoch. Sie haben ungefähr 150 Fuß im Umfang an ihrer Baſis. Einige beſtehen aus aufgehäuftem Sand und Steinen, oder Erde, andere aus Mauerſteinen an der Baſis, noch andere ganz aus Felsſteinen. Man hat faſt immer menſchliche Gebeine darin gefunden. In einigen waren die wohlerhaltenen Skelette in rohen ſteinernen Särgen eingeſchloſſen und mit Aſche und Kalk umgeben. Manchmal fand man die Gebeine kalzinirt und mit Kohlen vermiſcht. Es ſcheint alſo, daß es ein allgemeiner Gebrauch dieſer Völker war, ihre Todten zu verbrennen und ſie nachher mit Erde zu bedecken. Ein anderer Gebrauch war der, in den Tumulus verſchiedene Sachen zu thun, die dem Todten gehört hatten, oder die gleichſam zur Ausſchmückung ſeines Grabes gehörten. So hat man zu Cincinnati in einem dieſer Gräber Stücke von Jaſpis und geſchnittenem Felskriſtall gefunden, die als Schmuck gedient haben mochten, nachſtdem auch Knochen, worauf Figuren ausgeſchnitten waren, bearbeitete Muſcheln, Kupferkörner und eine Röhre von demſelben Metall, woran zwei runde Platten befeſtigt waren, welche die Hand des Todten noch feſthielt.

Höhlen von Kentucki. Dieſe Höhlen ſind eine andere Art Begräbniſſe. Unter den Kalkfelſen, wo der Salpeter ſehr häufig iſt, und wo auſſerdem noch eine große Trockenheit herrſcht, findet man mehrere Arten von Mumien, zu deren Erhaltung die Kunſt nur ſehr wenig mitgewirkt hat. Manchmal ſind ſie nur leicht bedeckt, und faſt auf der Oberfläche des Bodens; da hingegen die Kadaver ſelbſt immer ſehr ſorgfältig umwickelt ſind. Eins derſelben hatte vier Umſchläge, der erſte war eine getrocknete Hirſchhaut, die man durch Reiben geſchmeidig gemacht hatte; der zweite war ebenfalls eine Haut, an der jedoch nur das Haar mit einem ſcharfen Inſtrument abgeſtoßen war; der dritte war eine wirkliches Federkleid, wie es noch jezt die Inſulaner der Südſee verfertigen. Auf einem groben Gewebe ſind die Federn ſehr geſchickt und mit Faden aus dieſem Gewebe ſelbſt befeſtigt. Das Waſſer fließt an dieſem leichten Kleide ab, wie an dem Gefieder eines Vogels. Der Körper war durch die große Trockenheit erhalten worden; aber man fand weder aromatiſche noch harzige Subſtanzen an ihm. Er hatte weder Einſchnitte noch beſondere Umſchläge. Die Haut war unverletzt und von ſchwärzlicher Farbe. Man fand den Körper in der Stellung eines hockenden Menſchen. Aehnliche „Mumien“, wie man ſie in Amerika nennt, werden auch im öſtlichen Teneſſee gefunden. Die Federbedeckungen ſind auch dort allgemein; aber die Leinwand iſt aus Plantenblättern gemacht, die in einen Teig, wie eine Art von Papier, gedrückt werden. Man findet viele dieſer Kadaver in kleinen viereckigen Zellen, die von großen Steinplatten gebildet werden. (Beſchluß folgt.)

— Das jährliche gewöhnliche Einkommen eines Profeſſors der Anatomie zu London beträgt 2500 Pfund Sterling (62,500 Franken). Jeder Kurs beſchäftigt ihn jedoch nur ſechs Monate lang, und die Koſten für erkaufte Kadaver belaufen ſich nie über 50 Pf. St. Er gibt zwei chirurgiſche Kurſe in demſelben Jahr, die, wenn er auch nur 150 Zuhörer hat, von denen jeder fünf Guineen bezahlt, ihm doch 1500 Pf. St. einbringen. Sein Antheil von den Zöglingen, die in den Krankenhäuſern praktiſch ſtudieren, iſt ebenfalls 1500 Pf. St., ſo daß er ein wirkliches jährliches Einkommen von 5450 Pf. St. (146,250 Franken) hat.

— Nach einem offiziellen Bericht hat ſich die Bevölkerung von Schweden im J. 1821 um 25,656, und im J. 1822 um 34,919 Seelen vermehrt.

— Zu den Heilmitteln gegen die Hydrophobie, deren ſich der Arzt Kobatſchenko zu Kupenſk, im Gouvernement Charkow, in Rußland, bedient, gehört auch die Wurzel Euphorbia (man weiß nicht, von welcher Gattung). Sie kann zu allen Jahreszeiten eingeſammelt werden; aber man hat bemerkt, daß ſie wirkſamer iſt, wenn dies im Herbſt geſchieht. Man gibt ſie im Getränk und in kleiner Doſis, nach dem Alter und der Stärke des Kranken, ein.

— Von 1788 bis zu Ende 1821 hat England für die Unterhaltung und Bewachung von 33,155 Verbrechern in der Kolonie von Neuſüdwales die Summe von 5,301,023 Pf. St. ausgegeben. Die Unterhaltung und Bewachung dieſer Verbrecherzahl in den Gefängniſſen von England würde dreimal ſo viel gekoſtet haben.

Literarische Anzeigen.

Wohlfeilste Taschenausgabe
(à 2 gr. od. 9 kr. u. à 4 gr. od. 15. pr. Bändchen)
von
Washington Irving's und Cooper's sämmtlichen Werken.

Neue, nach den letzten Original-Ausgaben sorgfältig bearbeitete Uebersetzung.

Als Seitenstück zu der Stuttgarter und andern Taschenausgaben
von
Walter Scott's Werken.

Der ausgezeichnete Beifall, dessen sich die neueste Stuttgarter Ausgabe von Walter Scott's Werken mit Recht erfreut, und der Wunsch, der gebildeten Lesewelt zwei der neuesten und geistvollsten erzählenden Schriftsteller des Auslandes bekannt zu machen, welche von kenntnißreichen Kritikern dem Schottischen Meister häufig vorgezogen, wenigstens gleichgestellt werden, hat mich veranlaßt, in demselben Format und um denselben Preis, wie jene Stuttgarter Ausgabe der Werke Scott's, sämmtliche bis jetzt erschienene und künftig noch erscheinende Werke der zwei berühmten Amerikaner, Washington Irving und Cooper, herauszugeben. — Geist, Originalität, Lebendigkeit der Darstellung, Neuheit und Reiz der Szenerie, Kraft und Wahrheit der Karakterschilderung und der Sittengemälde aus der neuen Welt fesseln, entzücken den Leser in den Werken Cooper's, während Washington Irving durch unnachahmliche Laune, freien Sinn, scharfe Beobachtungsgabe, tiefes Gemüth und lebhafte Phantasie den Geist stets rege erhält und die Aufmerksamkeit spannt. Beide Namen jedoch sind in der literarischen Welt schon zu sehr bekannt und zu vielseitig gewürdiget worden, als daß das Publikum nicht mit Freuden ein Unternehmen unterstützen sollte, das seine Theilnahme in so hohem Grade ansprechen muß.

Die Werke beider Schriftsteller erscheinen in folgender Ordnung:

Washington Irving:	Bändchen	Cooper:	Bändchen
Skizzenbuch	6	Die Ansiedler von Susquehanne	5
Bracebridge Hall	6	Der Lootse	5
Erzählungen eines Reisenden	6	Der Spion	6
Kleinere Darstellungen	1	Lionel Lincoln	6

Von dieser Ausgabe erscheinen jeden Monat zwei Bändchen; jedes Bändchen kostet geheftet 2 gr. oder 9 kr. — Ausserdem wird noch eine bessere Ausgabe auf feinem Druckvelinpapier à 4 gr. oder 15 kr. veranstaltet. Diese Subscriptionspreise gelten bis zur bevorstehenden Leipziger Jubilate-Messe: später werden sie erhöht. — Subscribentensammler erhalten bei zehn Exemplaren das eilfte gratis. Die beiden ersten Bändchen werden noch vor Ostern ausgegeben.

Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen hierauf Bestellungen an.

Frankfurt a. M., den 14. Februar 1826.

J. D. Sauerländer.

Bei dem Endsunterzeichneten werden ebenfalls Subscriptionen auf die beiden oben angezeigten Werke angenommen, jedoch wird dabei ausdrücklich bemerkt, daß die Ablieferung und Versendung von jedem einzelnen Bändchen nicht alle vierzehn Tage bei mir statt finden kann, und dies auch wegen des vermehrten Porto's keinem der entferntern Subscribenten wünschenswerth sein mag. Es wird also die Versendung nur von Zeit zu Zeit, oder von zwei zu drei Monaten mit mehrern Bändchen zugleich erfolgen, was ein detaillirter Geschäftsgang im Allgemeinen unmöglich anders erlaubt; eben so wird auch nur die Berechnung für die jedesmal abgelieferten Bändchen zusammen, und nicht einzeln, ausgefertiget, um solche Geschäfte zu vereinfachen, und sie auch den resp. Subscribenten zu erleichtern, denen es gewiß sehr beschwerlich werden müßte, für jedes Bändchen jedesmal 9 kr. einzusenden, wofür das Porto wohl öfters den Werth übersteigen würde. Aarau, den 6. März 1826.

H. R. Sauerländer.

Die verehrten Literaturfreunde, welche noch auf die angekündigte:

Allgemeine schweizerische Zeitschrift für Rechtswissenschaft, Gesetzgebung und Rechtspflege, herausgegeben von Dr. Schnell und Dr. Henke, Professoren in Bern. 1r Jahrgang. 1826.

subscribiren wollen, sind ersucht, solches förderlichst zu thun, um den wohlfeilern Subscriptionspreis noch zu benutzen; es werden in den sämmtlichen Buchhandlungen der Schweiz, so wie in ganz Deutschland, Bestellungen darauf angenommen, so wie bei dem Verleger. Ueberhaupt ist bei diesem Unternehmen zu bemerken, daß keine Probehefte davon ausgegeben werden, da die achtbaren Herren Herausgeber wohl genugsames Vertrauen für den gediegenen Inhalt dieser Zeitschrift einflößen, die aber nicht erscheinen wird, wenn sich auch nicht wenigstens so viele Subscribenten dafür in der Schweiz melden, daß die ersten beträchtlichen Kosten gedeckt werden. Um dies auf entschiedene Weise bestimmen zu können, wird noch der Zeitraum zur Subscription bis auf Ende dieses Monats in der Schweiz festgesetzt, und das sich ergebende Resultat wird sodann bekannt gemacht werden, was mit Bedauern geschehen würde, wenn ein solches Unternehmen in gesammter Eidsgenossenschaft ohne hinreichende Unterstützung bliebe, und sofort unterbleiben müßte.

Aarau, den 11. März 1826.

H. R. Sauerländer in Aarau.

Es ist nun der 24ste Theil von Zschokke's ausgewählten Schriften im Druck beendiget, und die Versendungen vom 19 bis 24. Theil werden noch im Laufe dieses Monats an sämmtliche resp. Subscribenten abgeliefert werden. Der 25. Theil bis 28. Theil befinden sich nun unter der Presse, und werden bis Ende nächsten Monats erscheinen. Bis dahin werden die bisherigen wohlfeilen Preise, auf ordinärem Papier à 12 fl. und auf weißem Papier à 16 fl. für 24 Theile, noch beibehalten, und sind in allen Buchhandlungen dafür noch zu haben. H. R. Sauerländer.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 12. Dritter Jahrgang 1826. 22. März.

Ueber den gegenwärtigen Zustand Südamerika's.

Plurima felix
Paullatim vitia, atque errores exuit omnes,
Primo docens rectum sapientia.*)
D. J. Juven. Sent.

Es müßte schwer sein, das Interesse zu beschreiben, welches Südamerika jetzt allgemein erregt. Während England Gesandte und Konsuln dahin sendet, beutet es der Handel durch seine Agenten in allen möglichen Richtungen aus. Die meisten derselben machen nach ihrer Rückkehr mancherlei Mittheilungen darüber bekannt, die von den verschiedenen Klassen der Gesellschaft mit derselben Gier, wie die Romane Walter Scotts und die Gedichte Lord Byrons, gelesen werden. Man möchte fast sagen, daß Südamerika zum zweitenmale entdeckt worden sei. Und in der That hatten Spanien und Portugal den Zugang zu ihm so sehr erschwert, daß es in vielfacher Hinsicht für das übrige Europa gänzlich verloren war. Englands Handelsinstinkt hat es benachrichtigt, daß dieser Theil der neuen Welt, mit Hilfe seiner Kapitalien, von thätigen Menschen bearbeitet, ihm eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums werden könne. Schon haben die Unternehmer ihre Arbeiten begonnen: Die Felswände der Cordilleren werden von tiefen Minen durchbrochen. Dadurch gewinnen zugleich die Städte dieser Gegenden an Wohlstand und Ausdehnung, und man darf voraussetzen, daß sie in wenigen Jahren mit denen von Nordamerika rivalisiren werden.

Alle authentischen Aktenstücke über Südamerika können also in einem Augenblick, wo die so lange unterdrückte Kraft eines halben Welttheils plötzlich emporstrebt, und wo die Gesellschaft eine ganz neue Physionomie annimmt, nicht anders als mit lebhafter Theilnahme aufgenommen werden. Eine solche Krisis kann nicht leicht ohne schmerzliche Konvulsionen statt haben, und nichts im alten Zustand Amerika's konnte uns vermuthen lassen, daß es in dieser Beziehung eine Ausnahme in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes machen werde. Wie traurig nun auch immerhin die Lage dieses schönen und unglücklichen Landes unter der Kolonialverwaltung war, so ist doch sein Zustand wahrscheinlich nie trauriger gewesen, als in der Zwischenzeit von fünfzehn bis zwanzig Jahren, wo alle böse Leidenschaften des menschlichen Herzens entfesselt waren, wo ein so blutiger Kampf zwischen den Anhängern der alten Regierung und denen der Unabhängigkeit statt fand, und wo die Indianer sich in den Stand gesetzt sahen, sich an beiden für die alte Verfolgung zu rächen.

Die kupferfarbene Bevölkerung, die man sehr uneigentlich mit dem Namen „Indianer" bezeichnet, wird auf zehn Millionen angeschlagen. Von dieser Zahl lebt beinahe eine Million in den Städten oder in der Nähe derselben, wo sie sich den europäischen Gewohnheiten

*) Das Studium der Weisheit berichtigt unsere Ideen, befreit nach und nach von willkührlicher Verirrung, und macht uns zu Beherrschern unserer Leidenschaften.

unterworfen, und die Sprachen unſers Erdtheiles angenommen hat. Der Ueberreſt zerfällt in zwei große Theile, in die mexikaniſchen und peruaniſchen Indianer, die ſchon vor der Eroberung des Cortez und Pizarro ziviliſirt waren, und in die Wilden, die ſich noch jetzt in demſelben Zuſtand befinden, wie damals. Die Fluthen der urſprünglich europäiſchen Bevölkerung drängen die nordamerikaniſchen Indianer immer mehr zurück. In dem Maaße, wie die Wälder fallen, die ihnen ihre Nahrung darbieten, werden ihre Jagden immer weniger ergiebig, weshalb ihre Zahl auch bedeutend abnimmt, ſo daß man beinahe mit Gewißheit den Zeitpunkt beſtimmen könnte, wo ſie ganz ausgeſtorben ſein werden.

Die mexikaniſchen und peruaniſchen Indianer haben getreu ihre Gewohnheiten und ihre Sprachen beibehalten, obgleich ſie ſich den äuſſerlichen Gebräuchen des katholiſchen Kultus unterworfen haben. Sie bewahren eben ſo heilig auch das Andenken ihrer alten Unabhängigkeit und Religion, obgleich ſeit drei Jahrhunderten alle äuſſern Zeichen verſchwunden ſind, wodurch es genährt werden konnte. Oft noch gibt es ſich auf eine unzweideutige und rührende Weiſe zu erkennen. Im Jahre 1823 hatte ſich ein Engländer nach Mexiko begeben, um dort eine Sammlung naturhiſtoriſcher Merkwürdigkeiten zu Stande zu bringen. Er erfuhr, daß ein Götzenbild kurze Zeit nach der Eroberung an einem Ort vergraben worden ſei, welcher jetzt den großen Hof des Kollegiums zu Mexiko bildet. Er ließ nachgraben, und man entdeckte in der That eine monſtruöſe Bildſäule von Baſalt, durch welche die Kriegsgöttin dargeſtellt werden ſollte, deren furchtbarer Anblick an die Menſchenopfer erinnerte, die ihr ehemals auf ihrem Altar gebracht wurden. Die mexikaniſchen Kreolen betrachteten das Götzenbild mit Abſcheu; aber nicht ſo die wirklichen Eingebornen, die in großer Menge aus der ganzen umliegenden Gegend herbeigeeilt waren. Gleich am Morgen nach der Ausgrabung fand man es mit Blumenketten umſchlungen, und mit einer Blumenkrone auf dem Haupte. Die armen Indianer hatten in der Nacht die hohen Mauern des Kollegiums überſtiegen, um dieſen Tribut ihrer Bewunderung darzubringen. Als die Regierung die Bewegung bemerkte, welche dieſe Bildſäule unter dem Volke hervorbrachte, ließ ſie dieſelbe aufs Neue verſchütten.

Derſelbe Reiſende war bald hernach weiter in das Innere des Landes eingedrungen, und dort Zeuge von einer nicht minder merkwürdigen Szene. Da er kein ſpaniſcher Abkömmling war, ſo mißtrauete man ihm nicht. Es war am Weihnachtsabend. Man lud ihn ein, eine Pantomime mit anzuſehen, die in der Kirche vorgeſtellt werden ſollte. Er ſah dort zwei Männer, von denen der Eine wie ein Spanier aus den Zeiten Karls des Fünften gekleidet war. Der Andere ſollte der Kaiſer Montezuma ſein. Es fand ein Gefecht zwiſchen den beiden Perſonen ſtatt, und der geſchichtlichen Wahrheit zuwider blieb Montezuma Sieger, was eine große Zufriedenheit und lebhafte Freude bei allen Anweſenden hervorbrachte.

Wir haben unſere Leſer ſchon früher von den Reiſen Caldeleughs unterhalten. Nichts iſt ſchwieriger, als mit Worten den erhabenen und ruhigen Karakter eines Gebirgslandes zu malen, das mit allem Luxus der Vegetation der Wendekreiſe geſchmückt iſt. Aber es iſt unmöglich, ein matteres Gemälde, als das ſeinige, von der prachtvollen Szene zu entwerfen, die ſich den Blicken beim Eintritt in den Hafen von Braſiliens Hauptſtadt darſtellt. Glücklicherweiſe iſt ſie auf das Vollkommenſte von Spix und Martius geſchildert worden.*) Dieſe große Oeffnung, welche die Natur durch ungeheure Granitmaſſen gebrochen hat, und durch welche die Schiffe in einen dunkelblauen Meerarm vordringen, der den Hafen von Rio-Janeiro bildet, und deſſen faſt immer ruhige Waſſerfläche einem See vollkommen ähnlich iſt; dieſe Ufer, deren lebhaftes Grün einen ſo lieblichen Kontraſt mit den weißen Mauern der Häuſer, der Forts, der Kapellen, Kirchen und Klöſter, die auf ihren Abhängen erbaut ſind, bildet; dieſe bewaldeten Hügel, die ſich auf eine Strecke von zwanzig Meilen ausdehnen, und ſich endlich mit dem rieſigen Gebirg verbinden, das Alles iſt in dem Werke der Obgenannten mit eben ſo vieler Treue als Lebhaftigkeit beſchrieben.

Mit demſelben Erfolg, demſelben Feuer des Ausdrucks, derſelben Kunſt, Gruppen zu bilden, und einer nicht geringern Genauigkeit in den Einzelnheiten, haben ſie auch der herrlichen Thäler gedacht, die ſich vor dem Wanderer entfalten, ſobald man die Stadt verläßt, und die reiche und abwechſelnde Vegetation entdeckt, welche ringsum über dieſe Erde ausgeſchüttet zu ſein ſcheint. Dieſelbe Szene, mitten in der Nacht von dem Abhang eines Hügels geſehen, iſt nicht weniger gut beſchrieben. Mit gleichem Talente haben ſie eine Menge lebendiger Weſen gemalt, die nach und nach in den verſchiedenen Stunden des Tages die Tiefe der Wälder unter den Wendekreiſen beleben. Dieſe letzte Beſchreibung ruft uns ſo lebhaft die beſten Seiten aus Humboldts Werken in das Gedächtniß zurück, daß wir uns nicht enthalten können, ſie hier mitzutheilen.

„Der Naturaliſt, der ſich zum erſten Mal hier befindet, weiß nicht, was er am meiſten bewundern ſoll, ob die Geſtalten, oder die Farben, oder das Geſchrei der verſchiedenen Thiere. Ausgenommen Mittags, wenn

*) M. ſ. Unterhaltungsblätter, erſter Jahrgang, No. 1 u. f.

alle Geſchöpfe der heißen Zone den Schatten und die Ruhe ſuchen, und ein feierliches Schweigen ſich über die ganze Natur verbreitet, die von den blendenden Strahlen der Sonne vergoldet wird, ſetzt jede Stunde des Tags eine andere Thiergattung in Bewegung. Der Morgen wird durch das Kreiſchen der Affen, die ſchneidenden Töne der Kröten und Fröſche, und durch das eintönige Zirpen der Zigalen verkündigt. Wenn die Sonne die Dünſte aufgelöst hat, die vor ihrem Erſtehen die Erde bedeckten, erſchallt ein Jubelgeſchrei aus den Kehlen aller Thiere. Die Weſpen verlaſſen ihre langen, von den Zweigen der Bäume hangenden Neſter. Die Ameiſen kommen aus ihren ſeltſamen Wohnungen hervor, und laufen geſchäftig auf den Fußwegen her und hin, die ſie ſich ſelber geſchaffen haben. Prächtige Schmetterlinge, deren Farben eben ſo glänzend, als die des Regenbogens, ſind, fliegen bald einzeln, bald in Schwärmen, von Blume zu Blume, oder ſuchen ſich ihre Nahrung am ſandigen Ufer der Bäche. Der herrliche Menelaus, Neſtor, Adonis, Laertes, die Ido und der große Eurylochus lieben die feuchten Thalgründe, und ſchweben, wie Vögel, über ihren Geſträuchen. Die immer bewegliche Feronia fliegt von Baum zu Baum, während die Nachteule unbeweglich, mit herabhängenden Flügeln, den Abend erwartet. Myriaden Käfer ſummen in der Luft, oder glühen, wie Diamanten, zwiſchen den Blumen und im hohen Graſe. Zugleich ſchlüpfen geſchmeidige Eidechſen, merkwürdig durch ihre Geſtalt, ihre Größe und die Lebhaftigkeit ihrer Farben, aus den Höhlen hervor, die ſie ſich unter dem Raſen gegraben haben. Giftige Schlangen von dunkler Haut, andere unſchädliche, glänzender als der Blumen Schmelz, gleiten zum Wipfel der Bäume empor, und erlauſchen den Augenblick, wo ſie Inſekten oder Vögel erhaſchen können. Von jetzt an iſt Alles in Leben und Bewegung. Eichhörnchen und Affen verlaſſen heerdenweiſe die Wälder, und ziehen gegen die Pflanzungen aus, indem ſie beſtändig pfeifend ſich zurufen, und von Baum zu Baum ſich ſchwingen. Eine Menge Vögel von den ſonderbarſten Geſtalten und dem ſchönſten Gefieder hüpfen durch die Geſträuche. Grüne, blaue, rothe Papageien verſammeln ſich auf den Wipfeln der Bäume, oder fliegen zu den Inſeln hinüber, indem ſie ihr durchdringendes Geſchrei ausſtoßen. Der Tukam, am Ende der Zweige hangend, ruft den Regen mit einem klagenden Ton aus ſeinem großen, hohlen Schnabel herbei. Die Goldammern enteilen ihren Neſtern, die wie ein Sack gebildet ſind, um die Orangenbäume zu beſuchen, nnd ihre Schildwachen verkündigen die Näherung eines Menſchen mit ſcharfem Geſchrei. Die Fliegenſchnapper halten ſich ſeitwärts, um die Inſekten zu ertappen, die vor ihnen vorüberfliegen. Die Droſſel, im Dickicht des Laubdaches verborgen, bezeugt ihre Freude durch ſanfte, melodiſche Geſänge. Der Manakin, deſſen Stimme der der Nachtigall ähnlich iſt, vergnügt ſich, bald auf der einen, bald auf der andern Seite ſingend, den Jäger irre zu leiten, während der Grünſpecht den Wald durchdröhnt, indem er mit Gewalt die Rinde von den Bäumen reißt.

„Aber etwas noch Seltſameres erfüllt den Reiſenden mit Erſtaunen. Er vernimmt die Stimme des Uraponga, deſſen Töne, die man faſt metalliſch nennen möchte, dem Schlagen eines Hammers auf dem Ambos ähnlich ſind. Indeſſen jede lebendige Kreatur auf ſolche Weiſe den Glanz des Tages begrüßt, ſchaukelt ſich der herrliche Fliegenvogel, deſſen Schönheit und Farbenſchmelz mit dem der Diamanten, der Smaragden und der Saphire wetteifert, auf ſeinen wunderbaren Flügeln über den Blumen. Senkt ſich die Sonnengluth, ſo ziehen ſich die meiſten Thiere zurück, um die Ruhe zu ſuchen. Aber der Dammhirſch, der furchtſame Pekari, der Tapir und der Aguti weiden noch immer fort. Der Naſua, das Opoſſum und alle ſchlauen Thiere der Katzengattung ſchleichen durch die Finſterniß des Waldes, um ihre Beute zu ertappen, bis endlich das Gekreiſch der Affen, das Gähnen des Faulthiers, das einem Nothgeſchrei nicht unähnlich iſt, das Quacken der Fröſche und das Zirpen der Heuſchrecken den Tag beendigen. Der Schleier der Nacht ſinkt, und die Stimme des Makuk und der Kapuera gibt das Zeichen davon. Im gleichen Augenblicke erheben ſich unzählbare Schwärme von leuchtenden Fliegen und Käfern, die wie Feuerwolken erſcheinen, und mächtige Fledermäuſe rauſchen wie Geſpenſter durch die dichte Finſterniß.“

In welcher Hinſicht man auch das neue Kaiſerreich Braſilien betrachten möge, ſo iſt es für den Pinſel des Reiſenden immer ein ſehr verführeriſcher Gegenſtand, ſei es nun, daß er die vom Fuße bis zum Gipfel beſchatteten Berge unterſuche, in deren Eingeweiden Gold und Diamanten verborgen ſind, oder die weiten Ebenen, welche die reichſten Weiden überdecken, oder die lachenden Thäler, deren Boden im erſtaunlichen Ueberfluſſe Alles hervorbringt, was den lebendigen Weſen nöthig und angenehm iſt, oder die Flüſſe, die mit einer hafenreichen Küſte in Verbindung ſtehen, die für den Handel mit allen Welttheilen ſo glücklich gelegen iſt. In dieſen verſchiedenen Beziehungen, ſo wie unter allen andern, kann Braſilien als ein von der Natur ſehr begünſtigtes Land betrachtet werden. Wenige andere ſind mit ihm zu vergleichen, von keinem einzigen wird es übertroffen.*)

*) Was die übrigen Andeutungen über Braſilien betrifft, ſo verweiſen wir, um unnöthige Wiederholungen zu ver-

Bevor Caldcleugh die brasilianischen Minen besuchte, begab er sich zu Wasser nach dem la Platastrom. Der traurige Anblick von Montevideo kontrastirte sehr mit dem, was man ihm über den angeblichen Wohlstand dieser Stadt gesagt hatte, die kaum noch 10,000 Einwohner hatte, was der ungewissen Lage des Landes zuzuschreiben ist. Diese Traurigkeit wird jedoch durch die große Anzahl schöner und zierlich gekleideter Frauenzimmer, die man in den Straßen erblickt, etwas vermindert, was um so angenehmer ist, da man zu Rio-Janeiro, wo das schöne Geschlecht eben nicht besonders schön genannt zu werden verdient, und sich beständig im Innern der Häuser verbirgt, eines solchen Anblicks sich nicht erfreut. Der Reisende verschaffte sich dort mehrere Nachrichten über Paraguay, das ehemals, unter der Regierung der Jesuiten, so blühend und volkreich war. Dies Land liegt auf der westlichen Grenze Brasiliens, zwischen dem Paraguaystrom, der ihm den Namen gibt, und dem Parana. Es insurgirte sich schon sehr früh unter der Leitung eines Eingebornen, Namens Francia, der, da er auf der Universität zu Cordua studiert hatte, gewöhnlich nur der Doktor Francia genannt wird. Der königliche Statthalter Velasco hatte sich ebenfalls der revolutionären Partei angeschlossen; aber Francia beseitigte ihn bald, und erklärte sich selbst zum Diktator.

Im Jahr 1820 lud er den Reisegefährten Humboldts, Bonpland, ein, ihn zu besuchen, und sich in dem unter seiner Regierung stehenden Lande seinem Lieblingsstudium zu überlassen. Aber gewarnt, sich auf die Versprechungen des Doktors nicht zu verlassen, siedelte er sich zu Entre-Rios, zwischen dem Uraguay und dem Parana, südlich von Paraguay, an. Dort nahm er einen Schottländer zu sich, und beide bauten nun die unter dem Namen „Kraut von Paraguay" bekannte Pflanze. Kaum waren sie jedoch eingewohnt, als eine kleine Truppe Soldaten erschien, um sie aufzuheben. Der Schottländer war glücklich genug, entgehen zu können; aber der unglückliche Bonpland wurde fortgeschleppt. Er ist der Doktor des Doktors, der ihm auch den Auftrag zur Erbauung einer großen Straße über die Anden nach Chili gegeben hat.

Die neue Regierung von Paraguay scheint nicht weniger seltsam zu sein, als die alte (die der Jesuiten). Francia zeigt sich nur äusserst selten. Es ist eine Art von Prophet, der sich mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllt. Sobald er ausgeht, müssen alle Fenster und Thüren verschlossen werden, und Niemand darf ihn betrachten, bei Todesstrafe. Er befindet sich an der Spitze der Kirche und des Staats und läßt sich nur kurzweg Francia nennen. Er erlaubt keine Gemeinschaft mit den übrigen Völkern. Es scheint nicht, daß er seine Gefangenen übel behandelt, er verhindert sie nur, äussere Verbindungen anzuknüpfen. Bonplands Gemahlin und seine Tochter befinden sich zu Rio-Janeiro.

Es ist nicht leicht, die Absichten des Doktors zu errathen. Der Thee von Paraguay war ein sehr einträglicher Ausfuhrartikel, und er hat die Ausfuhr desselben verboten, obgleich er mehr als fünfzig Millionen Franken jährlich ins Land brachte. Die Spanier behaupten, daß er ein Jesuit sei, und Paraguay für den König von Spanien aufbewahre. Wie dem auch sei, so wird er sich doch bald mit den ihn umgebenden Regierungen verständigen müssen, die es unmöglich länger dulden können, daß er sein Land, wie der Kaiser von China das seinige, ohne Ausnahme vor Jedermann verschliesse. Man sagt, daß er das Verwaltungssystem der Jesuiten beibehalten habe, und daß die Indianer, so wie ungefähr 200,000 Weiße, die er beherrscht, sehr mit ihm zufrieden sind. Mathematische und astronomische Instrumente, deren er sich oft bedient, haben das ihrige dazu beigetragen, seinen Einfluß auf das Volk zu vermehren. Allnächtlich verläßt er seinen Palast, um die Sterne zu beobachten. Wenn er seine Berechnungen beendet hat, kehrt er dahin wieder zurück, und dies Manöver erregt die Bewunderung des großen Haufens.

(Der Beschluß folgt.)

Indische Skizzen.

Die Pagode.

Eine hohe und dicke Mauer umschließt einen grossen Hof von der Gestalt eines länglichen Vierecks. An einem Ende desselben befindet sich der Eingang, über den ein Thurm in Pyramidenform erbaut ist. Die Breite an der Basis und die Höhe sind der Größe der Pagode vollkommen angemessen. Der Thurm enthält zwei Stockwerke, zu denen man auf einer Stiege im Innern hinansteigt. Seitwärts befinden sich schmale Löcher, durch welche der Tag hereinfällt, und die, je höher man steigt, immer kleiner werden. Das Thor ist ganz von geschmackvollen und mit vieler Sorgfalt ausgearbeiteten Schnitzereien in Stein überdeckt. Ausserhalb, und in einer kleinen Entfernung von der Thür, sieht man oft einen sehr hohen, achteckigen Pfeiler, oder ein durchbrochenes Gebäude, auf hohen Säulen

---

meiden, auf den Artikel: „Die gegenwärtige Lage Brasiliens", im zweiten Jahrgang der Unterhaltungsblätter No. 85. S. 531 u. f.

ſchwebend, auf dem ein koloſſaler, gebeugter Stier ausgehauen iſt.

Nachdem man durch die Thür hereingetreten iſt, befindet man ſich in einem großen, gepflaſterten Hofe. Im Mittelpunkte desſelben erhebt ſich der innere Tempel, ungefähr drei Fuß über dem Boden erhaben, von allen Seiten offen und von vielen ſteinernen Pfeilern unterſtützt. An ſeinem Ende iſt das Hochheilige, worin ſich das Götzenbild befindet, von Mauern umſchloſſen. Rings um den Hof iſt ein breiter Verandah, ebenfalls von ſteinernen Säulen getragen, auf denen gewöhnlich die geheiligten kriechenden Gewürme abgebildet ſind, die durch ihre Gottheiten geführt werden. Alle übrigen Theile der Pagode, die Mauern, die Geſimſe, die Karnieſſen, ſind ganz mit Bildern und Verzierungen verſchiedener Größen, im Haut- und im Basrelief überdeckt. Hier ſieht man in ſchwarzem Granit die verſchiedenen Fleiſchwerdungen Wiſchnu's, des Erhalters, dargeſtellt. Dort bemerkt man Siwah, den Zerſtörer, reitend auf einem Stier, mit einer Schlange um ſeinem Halſe und einem Halbmond auf dem Kopfe. Kriſchen, der Apoll der Hindus, und Kamadewa, ihr Amor, auf einem Papagei reitend, mit einem Bogen von Zuckerrohr in der Hand, an dem eine Blumenkette ſtatt der Saite ſich befindet.

In der Nähe einer jeden Pagode erblickt man einen ſehr großen Wagen, oder vielmehr einen auf Rädern ruhenden Tempel, der mit vieler Sorgfalt ausgeſchnitzt iſt; aber die darauf vorgeſtellten Szenen ſind ſo monſtruös und ſo ungeſittet, daß man ſie unmöglich beſchreiben kann. Zu gewiſſen Zeiten des Jahres wird ein gemaltes und prächtig geſchmücktes Götzenbild darauf geſtellt, und von Tauſenden ſeiner Verehrer durch die Straßen gezogen. In dieſen Pagoden, die ich nur flüchtig beſchrieben habe, bringen die Hindus ihre täglichen Opfer von Reis dar, und bei den großen Feſten drängen ſie ſich, mit Blumen und Früchten, mit Weihrauch, Gold und Silber überdeckt, um die Gruppen der jungen Bajaderen zu umringen, die ſehr koſtbar gekleidet ſind, und in deren Geſichtern man Freude und Wolluſt ſtrahlen ſieht, oder um die unzüchtigen Mährchen der Bettelmönche zu hören, die ſie zu einer barbariſchen, unharmoniſchen Muſik abſingen.

Orientaliſcher Luxus.

Da wir ganz nahe am Fort vorüberkamen, ſo waren wir glücklich genug, Scindiah zu ſehen. Er kam eben von der Jagd, war von allen ſeinen Beamten umringt, und hatte einen Vortrab von mehr als ſiebenhundert Pferden vor ſich. Ein doppelter Kanonendonner verkündigte ſeine Ankunft. Einige Lanzenreiter erſchienen ganz zuerſt. Wir hielten mit unſern Elephanten ſeitwärts am Wege, um den Zug vorübergehen zu laſſen. Bald ſauſete eine Menge leichtbewaffneter Reiter an uns vorüber, ſowohl auf der Straße, als neben derſelben und in den Gräben; alle im geſtreckten Galopp. Dieſen folgten andere, die von Kopf bis zu Fuß bewaffnet und mit Panzerhemden bekleidet waren. Alsdann kamen viele Elephanten, worunter wir den bemerkten, welchen Scindiah beſteigt, wenn er zur Jagd geht. Ein junger Elephant trug ein ſehr ſchönes Kind, des Fürſten Liebling, auf ſeinem Rücken. Die Beamten, auf herrlich geſchmückten Pferden, erſchienen darauf ſehr prachtvoll gekleidet. Sobald ſie uns erblickten, breiteten ſie ſich aus, ſtießen ihre Lanzen in die Erde, und betrachteten uns mit Stolz. Auf einmal erſchien Scindiah ſelbſt, in einem mit einem rothen Himmel überwölbten Tragſeſſel getragen. Er war ſehr einfach gekleidet. Ein rother Turban bedeckte ſein Haupt, und ein Shawls war um den Leib geſchlungen. Als er ſich uns näherte, war er auf die Kiſſen ſeines Seſſels niedergebeugt, und rauchte aus einem kleinen goldenen Rohr. Wir hatten uns in unſern Howdahs *) erhoben, um ihn zu begrüßen, worauf er ſich zur Hälfte aufrichtete, und ſich mit vieler Grazie gegen uns verneigte. Zugleich ſtießen ſeine Begleiter einen langen Schrei aus, zählten ſingend alle ſeine Titel, und feierten die Ehre, die uns geworden war. Sodann verneigten ſie ſich alle aufs Tiefſte gegen uns.

Ich betrachtete die Beamten, die uns umringten, etwas genauer, und konnte mich nicht enthalten, ſie zu bewundern. Ihre ſtolze Haltung wurde durch die Pracht ihrer Kleidung noch erhöht. Sie waren alle mit einer Lanze, einem Schilde, einem Schlachtſchwert, zwei Piſtolen und einem Dolche bewaffnet. Ihre Schultern waren in Kaſchemirſhawls gehüllt oder mit Muſſelindecken umſchlungen Die Meiſten hatten auch ein Stück Muſſelin ums Kinn, und hinten an ihren Turban befeſtigt. Obgleich dieſer Schmuck ziemlich ſeltſam ſcheinen möchte, ſo war er doch ſehr militäriſch; denn er diente vorzüglich dazu, die beiden Seiten des Halſes gegen den feindlichen Hieb zu beſchützen.

Gegenwärtiger Zuſtand von Goa.

Als wir im Dezember 1822, an der Küſte von Malabar, von Mangalore nach Bombay entlang ſteuerten, ſagte ich zum Kapitän meines Patamare, daß ich den Hafen von Goa beſuchen wolle. Wenn man die Augen verſchließt, und die Geſänge der mauriſchen Bemannung des Schiffes hört, ſo dürfte man glauben, ſich in der Mitte ſüdſpaniſcher Bauern zu befinden. Der

*) Der auf dem Elephanten befindliche Sitz.

äussere Hafen ist ein großes, prachtvolles Becken, von einem Hügel, einem Thurme und einem verlassenen Fort beherrscht. Ich fand ein portugiesisches Kriegsschiff von kläglichem Ansehen darin. Einige Menschen, die sich auf demselben befanden, stützten sich nachlässig an die Masten, und ich hatte Mühe, mich zu überreden, daß es die Nachkommen jener unerschrockenen Seefahrer seien, die zuerst dem furchtbaren Geist des Vorgebirges der Stürme Trotz boten.

Ich begab mich unter das Zelt einer Barke, mit der ich pfeilschnell den zweiten Hafen erreichte. Auf der einen Seite erblickt man das neuere Goa, eine kleine Stadt ohne die geringste Bedeutung. Sie ist einige Meilen von der alten Stadt entfernt, die mehrerer Ursachen wegen verlassen worden ist, und in der die Gefängnisse, Paläste, Klöster und Kirchen allein noch, durch ihre feste Bauart, den Zerstörungen der Zeit widerstehen. Wir landeten, und in der Hütte eines Parsis*), dem einzigen Schutze gegen die Sonnenstrahlen, den ich in dieser kleinen, schmutzigen Stadt fand, schrieb ich an den Gouverneur, um von ihm die Bewilligung zum Besuche des alten Goa zu erbitten. Die einzigen etwas ansehnlichen Menschen, die ich in den Straßen sah, waren die Soldaten eines vor Kurzem aus Lissabon angekommenen Regiments. Die Einwohner schienen träg und arm. Sie waren alle mehr oder weniger übel gekleidet, obgleich man in ihrer Tracht eine gewisse Affektation bemerkte, wodurch sich zeigte, daß sie nicht ganz ohne Eitelkeit seien.

Nach der Rückkehr meines Bedienten bestieg ich wieder die Barke, und wir steuerten gegen Alt-Goa. Nichts ist angenehmer, als die schönen Pflanzungen der Kakaobäume an den beiden Seiten des Flusses, nahe an der alten Stadt, deren Klöster und Kirchen durch ihre Laubdächer sich zeigen. Wir legten beim Thomaskloster an. Es war Nachmittags und gerade in der glühenden Stunde der Siesta. Darum sah ich Niemand, der mir hätte Bescheid geben können. Endlich bemerkte ich ein bleiches Gesicht in einer Thür, welche zum Krankenhause führte. Ich gab dem Manne den Auftrag, den Mönchen zu melden, daß ich ihre Gastfreundschaft für die Nacht in Anspruch nehme. Sodann erstieg ich den Hügel hinter dem Kloster. Nie werde ich die traurigen Töne der Vesperglocke vergessen. Sie durchdrangen mir das Herz, und ich glaubte nie etwas Melancholischeres gehört zu haben. In der großen und schönen Kirche selbst herrschte dieselbe Einsamkeit, wie in den mit Gras überdeckten Straßen der Stadt. Die lesenden und singenden Stimmen, die Glockenschläge, welche zum Niederknien und Bekreuzigen einluden, klangen so schwach und vereinzelt, daß man nur zu bald bemerkte, wie sie umsonst sich bemühten, das tiefe Schweigen zu bekämpfen, das ringsum herrschte und das sie zu ersticken schien.

Ich durchwanderte das Kloster, besah die Freskogemälde und das Grab St. Franz Xavers, das Gebäude der Inquisition und die übrigen Merkwürdigkeiten. Dann begab ich mich zum Dekan, der mich sehr freundschaftlich empfing. Ich schlief in einem guten Bett, und stand mit Sonnenaufgang auf. In der Kirche sah ich zehn Domherren in ihren Stühlen und einen alten portugiesischen Edelmann, der das Publikum vorstellte. Die Geistlichkeit lebt vom Ertrage einiger Landgüter und von den Zinsen beträchtlicher Kapitale. Man sieht in der ganzen Stadt nichts als Priester; aber keine Gläubigen, die von ihrer Heiligkeit Vortheil ziehen könnten.

Goa die Goldene, wie man sie ehemals nannte, besteht nicht mehr. Goa, wo der alte Gama sein ruhmvolles Leben beschloß, wo Camoens dichtete und duldete, ist in Trümmer gesunken. Es ist jetzt nur noch eine große Begräbnißstatt, ganz von Rasen bedeckt, und die schwache und traurige Bevölkerung der Priester und Mönche scheint nur allein noch erspart worden zu sein, um Todtenämter auf der Asche erloschener Generationen zu feiern.

*) Feueranbeter, die von den alten Persiern abstammen, welche die Verfolgung der Muselmänner zwang, ihr Vaterland zu verlassen.

Der General Foy.

Maximilian Sebastian Foy wurde zu Ham im Somme-Departement in Frankreich geboren. Sein Vater, ein kenntnißreicher und ausgezeichneter Mann, hatte bei Fontenoy mitgefochten. Vom Dienste zurückgezogen, hatte er zuletzt das Amt eines Maire und Postdirektors erhalten. Sein Sohn war noch nicht fünf Jahre alt, als er starb. Die Mutter, Elisabeth Wisbeck, blieb Wittwe mit fünf Kindern, die mit eben so vieler Liebe als Ehrfurcht an ihr hingen.

Der junge Foy hatte einen ausserordentlich lebhaften Geist. Im neunten Jahre verfaßte er bereits recht hübsche Aufsätze, und im vierzehnten hatte er seine Studien im Kollegium zu Soissons schon beendigt. Er ging nun, nach einem kurzen Verweilen zu Paris, auf die Militärschule nach La Fère, und achtzehn Monate nachher unterwarf er sich einer Prüfung zu Châlons-sur-Marne, in der er vortrefflich bestand. 1790 wurde er als Unterlieutenant im dritten Artillerie-Regimente angestellt und begab sich zur Nordarmee. In der Schlacht von Jemmapes und in den verschiedenen andern Gefechten unter den Generalen Dumouriez, Dampierre, Jourdan, Houchard und Pichegru diente er bereits als Hauptmann. Unverschuldeter Weise ver-

haftet, wurde er in die Gefängniſſe von Arras geſchleppt, wo ſelbſt ſein Leben in Gefahr ſtand. Endlich wieder freigeſtellt, eilte er zur Armee zurück und kämpfte unter Abatucci, Deſaix und Moreau. Er ſchlug den Angriff der Oeſtreicher auf die Brücke von Hüningen zurück, er zeigte ſich eben ſo tapfer, als menſchenfreundlich bei der Eroberung von Unterwalden, und mehr noch in der Schlacht von Zürich und bei Dieſſenhofen. Auf dem Schlachtfelde wurde er von Maſſena zum General-Adjutanten ernannt. Der Uebergang des Minho bot ihm 1800 eine neue Gelegenheit dar, ſeine Talente und ſeine Unerſchrockenheit an den Tag zu legen.

Nachdem Napoleon ſich auf den franzöſiſchen Kaiſerthron geſetzt hatte, wurde der Oberſt Foy nach Konſtantinopel geſandt, und trug das Meiſte zur nachdrücklichen Vertheidigung der Dardanellen bei. Von dort eilte er nach Portugal, wo Maſſena, der ihn ſchon von der Schweiz aus kannte, ihn ſehr auszeichnete und ihn mit der Miſſion beauftragte, die Intereſſen der Armee bei'm Kaiſer zu vertheidigen, was ihm auch ſo wohl gelang, daß Napoleon ihn zum Brigadegeneral ernannte und wieder nach Portugal zurückſchickte. Sowohl dies Land, als Salamanca und Vittoria ſprachen laut zu ſeinem Lobe. Eine faſt tödtliche Verwundung, die er in der Schlacht bei Orthez erhielt, entfernte ihn auf einige Zeit von dem Schauplatz ſeiner glänzenden Kriegsthaten, und vergönnte ihm nur, langſam und ſchwer ſich wieder zu erholen. Waterloo ſah ihn zum letzten Male unter den Waffen, und dort erhielt er ſeine fünfzehnte Narbe.

Der General Foy war ein wirklich antiker Menſch. Man hat ganz übereinſtimmende Züge zwiſchen ihm und Sertorius bemerkt. Beide waren im zarteſten Alter Waiſen von väterlicher Seite, Beide wurden von einer Frau mit männlichem Geiſte erzogen, Beide hingen mit Liebe und Ehrfurcht an ihren Müttern, Beide haben ſie, mitten in ihren Triumphen, mit unbeſchreiblichem Schmerz verloren. Beide, durch natürliche Anlagen, zum Rednerſtande beſtimmt, mußten ihr Genie dem Militärſtande widmen, Beide haben in denſelben Ländern geſtritten.

Wenn ſchon Foy's militäriſche Laufbahn glänzend geweſen war, ſo war es ſeine politiſche doch noch bei weitem mehr; aber die eine erklärt das Phänomen der andern. Sein Zelt war ein beſtändiges Studierzimmer, und kaum ſchwieg der Schlachtendonner auf einige Augenblicke, ſo befand er ſich auch ſchon wieder bei ſeinen Büchern. So lernte er die innere Verwaltung, die Geſchichte und die politiſche Oekonomie von Grund aus kennen. Mit ſo vielſeitigen Kenntniſſen bereichert, den Geiſt vom Geiſte der Alten und Neuern geſtärkt, betrat er den Rednerſtuhl mit den Schätzen der Beredſamkeit, die er heimlich und ſtill, während eines fünfundzwanzigjährigen Kriegsgetümmels, eingeſammelt hatte. Er hatte die Menſchen in den Feldlagern und im Gewühl der Nationen kennen gelernt.

Unter ſolchen Auſpizien erſchien Foy als Deputirter des Aisne-Departements. Wie herrlich, wie erhaben war ſeine erſte Rede zu Gunſten Derjenigen, die in allen Ländern Europa's geblutet hatten, und die nun bedroht waren, den Reſt ihres thatenreichen Lebens in ſchmählicher Dürftigkeit zuzubringen, und beinahe, wie Beliſar, das Mitleiden der Vorübergehenden anzuſprechen. Alle Herzen waren tief gerührt, erſchüttert, und ſelbſt die entſchiedenen Gegner der Sache, die er ſo ruhmvoll vertheidigte, konnten ihm ihre Bewunderung nicht verſagen. Bei allen ähnlichen und andern Veranlaſſungen erkannte man in ihm die Wiedergeburt der Redekunſt Mirabeau's, der, wie er, das Wort zu regieren und Herr über ſich ſelbſt zu bleiben verſtand.

Sein Eifer und ſeine Erfolge lieſſen ſeine Wiedererwählung vorausſehen, und nicht nur, daß dieſer Fall 1824 wirklich ſtatt fand, er wurde auch zu gleicher Zeit von drei Wahlkollegien, denen von Paris, von Vervins und von Saint-Quentin, zum Deputirten auserkohren. Von dieſem Augenblicke an, und durch eine ſo ehrenvolle, beiſpielloſe Auszeichnung ermuntert, ſchienen ſich ſeine Kräfte verdoppelt zu haben. Er unterſtützte Alles, was er ſeinem Vaterlande nützlich erachtete, er beſtritt unermüdet Alles, was er ihm ſchädlich glaubte. Niemals erhob er ſich ſo hoch, als in dieſer neuen Sitzung, die ſeine letzte ſein ſollte, und nach der er leider ſeine glorreiche Laufbahn beendigte, wie der mit Palmen gekrönte Athlet in den olympiſchen Spielen.

Dieſe unausgeſetzten Kämpfe für das Wohl ſeines Landes, dieſe faſt unglaubliche Thätigkeit zogen ihm eine ſchwere Krankheit zu. Sein Arzt und Freund Broussais rieth ihm, nicht mehr ſo viel zu arbeiten; aber das war umſonſt. Aufhören zu arbeiten wäre für ihn härter als Tod geweſen. Endlich mußte er eine Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich unternehmen, die jedoch mehr erſchöpfend als wohlthätig für ihn war. Auf ſeiner Rückkehr aus den Pyrenäen wurde er von dem unerwarteten Triumph überraſcht, den ganz Bordeaux durch eine plötzliche, freiwillige Bewegung ihm bereitet hatte. Aber dieſer Triumph, der an die hohen Ehrenbezeugungen erinnerte, die ihm 1821 zu Strasburg und Mülhauſen zu Theil geworden waren, machte einen zu tiefen Eindruck auf ſein zartfühlendes Herz, und vermehrte nur die verhängnißvolle Schnelle ſeiner Bewegungen.

Von dieſem Augenblicke an begannen die fürchterlichen Schmerzen für den General Foy, denen er end-

lich unterliegen mußte. „Ich fühle“, sagte er mit sterbender Stimme, „in mir eine zerstörende Macht, die meine Lebenskräfte erstickt. Ich bekämpfe den Riesen; aber ich vermag nicht, ihn zu besiegen.“ Als er das Nahen seiner letzten Stunde fühlte, wollte er noch einmal die frische Luft einathmen und zum letzten Male sein Auge an der Leuchte des Himmels weiden, von der ein Abglanz in seiner Seele gewohnt zu haben schien. Er starb am 25. November 1825, um 1 Uhr 35 Minuten Nachmittags. Kaum hatte er die Augen verschlossen, so nahmen seine Züge, die kurz vorher noch die heftigsten Schmerzen verzogen hatten, wieder den sanften Ernst an, der früherhin immer auf ihnen gewohnt hatte. Er schien süß zu schlummern, und glich irgend einem Weisen des alten Griechenlands, von dem die Zeit das Bild aufbewahrt hat. Aber erhob man nun das Leichentuch, welch ein Anblick stellte sich dar! Dieser beredte Mund trug zahlreiche Narben, diese Hände, die so lange das siegreiche Schwert geführt hatten, waren verstümmelt, die Arme von Flintenkugeln, das eine Bein von einer Kanonenkugel zerrissen, die linke Schulter zerschlagen, die rechte ebenfalls von einer Kugel durchdrungen; auf dem ganzen Körper zeigten sich, wie die ernsten Zeugen des Ruhms des Verblichenen, die Spuren des Feuers und des Schwertes. So gab er der Erde nur eine Trümmermasse von sich selbst zurück.

Und als dieser Körper, diese Hülle eines so großen, so schönen Geistes nun zur Erde bestattet werden sollte, wer vermöchte es, den Schmerz zu beschreiben, den seiner Familie, die mit unendlicher Liebe an ihm hing, seiner Freunde und Verehrer, den Schmerz von Paris, von ganz Frankreich zu beschreiben. Mehr als zweimalhunderttausend Menschen folgten der Leiche zu ihrer letzten Ruhestätte. Greise, Männer, Jünglinge, Kinder, Weiber und Mädchen, Alles wollte die theuern Ueberreste begleiten, Alles folgte, ungeachtet eines ziemlich starken und kalten Regens, mit entblößtem Haupte ihnen nach, den mehr als zwei Stunden langen Weg. — Foy ist nicht todt, sein Geist lebt in Frankreich noch fort, und wird und muß sich herrlich offenbaren.

Die Momiers und ihr Thun. *)

Es ist unwidersprechlich, daß dem menschlichen Geiste der unauslöschliche Trieb des Forschens von dem Schöpfer eingeprägt ist, es ist eben so unwidersprechlich, daß nur durch dieses Forschen man der Vollkommenheit näher kommt. Der größte Theil der Religionen beruht aber auf menschlichen Meinungen, auf menschlichen Formen, d. h. auf Meinungen und Formen, wie sie von Menschen ausgehen können; diese müssen folglich auch Gegenstand des Forschens der Menschen sein, da sie denselben nicht entzogen werden können. Viele behaupten aber, daß alles Forschen in den von Menschen aufgestellten Dogmen unerlaubt, irreligiös sei, daß man mit blindem Eifer alles das fortglauben und fortbehaupten müsse, was seit Jahrhunderten zu glauben Gewohnheit war. Jede auch noch so geringe abweichende Ansicht ist in ihren Augen Ketzerei, welche die Rache des Himmels in Anspruch nimmt und nicht geduldet werden darf.

Solche Anhänger der alten Meinungen machen sich leicht in Gesellschaften zusammen, schätzen die Andersdenkenden geringer als sie, halten und erklären sie der Gnade Gottes und der Seligkeit unwürdig und werden, wenn sie einigen Widerstand finden, Fanatiker. Sie bieten allem auf, um die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren und sich mächtig zu machen, und haben sie diesen Zweck erreicht, so sind oft die ärgerlichsten, die traurigsten Ereignisse die Folgen ihrer Anhänglichkeit an das Alte. Dies ist im Allgemeinen die Geschichte aller religiösen Gesellschaften, welche sich in der christlichen Religion seit der Reformation gebildet haben, nur wenige lassen eine günstigere Ausnahme zu.

In der Republik Genf äusserten sich, seit ungefähr zwölf Jahren, mehrere Spuren eines Hanges zur Absonderung von der Nationalkirche. Dieser Hang wurde hauptsächlich durch Engländer, welche in diesem Kantone wohnten, erregt und unterstützt. Gleichwie die englische Nation sich in alle politische Interessen des Erdballs mit mehr oder weniger Rechtlichkeit und Rechtmäßigkeit mischt: so mischen sich auch einzelne Mitglieder derselben in Dinge, die ihrer Natur nach Sache eines jeden Einzelnen im strengsten Sinne des Wortes sind. Ihr Reformengeist dehnt sich über alles aus. So mischten sie sich auch in die Religionsangelegenheiten des Kantons Genf. Sie drängten sich zu den Unzufriedenen, untersuchten mit ihnen die himmelschreienden Ketzereien der Geistlichen, wie sie es nannten, bestärkten sie in Widerwillen und Abneigung, feuerten sie an, besondere religiöse Versammlungen zu bilden, welchen sie meistens als Vorsteher beiwohnten, und pflegten so die Keime zu einem Schisma. Auf diese und andere Weise übten diese Missionäre ihre Gewalt aus.

Bald bildeten sich daher Spannungen; religiöse Versammlungen wurden zur Nachtzeit gehalten, junge Geistliche und Studierende der Theologie nahmen daran Theil. Unter diesen letztern zeichnete sich ein

*) Freier Auszug aus den: Bemerkungen über religiöse Gesellschaften im Allgemeinen u. s. w. Aarau bei Christen 1826. 8. (32 Seiten, Preis 6).

gewiſſer H. L. Empaytaz durch Eifer und Thätigkeit aus. Die Geiſtlichkeit von Genf betrachtete dieſen Aufſchwung von neuen religiöſen Uebungen mit würdevoller Ruhe. Es fehlte nicht an Vorwürfen und Anſchuldungen: daß ſie von den evangeliſchen Dogmen, ſo wie von dem beſtimmten Inhalt der ſymboliſchen Bücher und von dem helvetiſchen Glaubensbekenntniſſe abweiche: daß ſie die Göttlichkeit Jeſu Chriſti läugne oder wenigſtens nicht mehr lehre: daß ſie die guten Werke, als zur Seligkeit förderlich, verachte, und daß ſie endlich die Prädeſtination oder Gnadenwahl nicht lehre.

Es iſt nun ganz richtig, daß die Genfer Geiſtlichkeit ſowohl in ihren Predigten, als in ihren Diſputationen der Propoſanten dieſe Dogmen ziemlich übergieng. Als Gründe für dieſe Auslaſſung führte ſie an: daß dieſe Dogmen ſo dunkel ſeien, daß der menſchliche Verſtand nicht im Stande ſei, ſie zu faſſen; daß es weit zweckmäßiger ſei, aus der Religion das zu lehren, was klar, deutlich und für Jedermann begreiflich ſei, als Kopf und Herz mit unbegreiflichen Dingen anzufüllen; daß die meiſten dieſer Dogmen nicht in dem Evangelium enthalten ſeien; daß die ſymboliſchen Bücher und das helvetiſche Glaubensbekenntniß von Menſchen verfaßt ſeien, welche, ihres hohen Werthes unerachtet, ſich nie als unfehlbar ausgegeben haben: daß das tägliche Forſchen des menſchlichen Geiſtes und der Philoſophie neues Licht, neue Einſichten hervorbringen und verbreiten könne; daß endlich eine tiefere Kenntniß der alten, mehrere Jahrhunderte hindurch vernachläſſigten Sprachen, in welchen die evangeliſchen Bücher geſchrieben, neue Anſichten erwecken könne. Um ein Schisma zu verhindern, verlangte das Konſiſtorium zu Genf unterm 3 Mai 1817 von den Geiſtlichen und den Aſpiranten folgendes Verſprechen: Wir verſprechen, uns, ſo lange wir an den Kirchen des Kantons Genf arbeiten und predigen werden, zu enthalten, ſowohl in einer ganzen Predigt, oder in einem Theil derſelben, darauf dieſer Zweck gerichtet iſt, unſere Meinung aufzuſtellen: 1) über die Art, auf welche die göttliche Natur mit der Perſon Jeſu Chriſti vereinigt iſt; 2) über die Erbſünde; 3) über die Art, wie die Gnade wirkt, oder über die wirkſame Gnade; 4) über die Prädeſtination. Wir verſprechen auch in unſern öffentlichen Reden die Meinung des einen oder des andern Pfarrers über dieſe Materien nicht zu beſtreiten. Endlich verpflichten wir uns, wenn wir veranlaßt werden, unſere Gedanken über einen dieſer Gegenſtände auszuſprechen, es zu thun, ohne auf unſerm Sinne zu beharren, indem wir die den heiligen Schriften fremden Ausdrücke vermeiden und uns ſo ſehr als möglich der nämlichen Ausdrücke bedienen, welche ſie anwenden." Einige Mitglieder des Konſiſtoriums weigerten ſich, ihre Zuſtimmung zur Abnahme dieſes obenerwähnten Verſprechens zu ertheilen; die Stimmenmehrheit war aber dafür, und es wurde verlangt.

Einige der jungen Geiſtlichen und Aſpiranten verweigerten die Unterzeichnung desſelben, darunter Pfarrer Malan, Profeſſor am Gymnaſium zu Genf; es wurde ihm daher die Kanzel unterſagt. Später bereute er dieſen Schritt, unterzeichnete das Verſprechen, brach es aber nach einem Jahre, indem er demſelben zuwider predigte und ſogar erklärte, daß er, ſtatt des anbefohlenen Katechismus, den von dem Konſiſtorium abgeſchafften in ſeiner Klaſſe lehre. Nach fruchtloſen Vorſtellungen wurde er als Pfarrer und Profeſſor entſetzt. Er lehrte alsdann einige Zeit in der Nachbarſchaft von Genf, hielt Verſammlungen in Genf, und um dieſe Zeit war es, daß dieſe Geſellſchaft den Namen Momiers aus folgender Veranlaſſung erhielt. Es erſchien nämlich in dem Anzeigeblatt von Genf, vom 7 Oktober 1818, folgende Ankündigung: „Künftigen Sonntag wird die Truppe der Momiers unter der Leitung des Herrn Schulmeiſterleins zu Ferney-Voltaire ihre Uebungen in Phantasmagorien, Gaukelei und Taſchenſpielerei fortſetzen. Der ſchwarze Hanswurſt wird durch ſeine Poſſen dazu beitragen, das Lachen ſeiner Zuhörer zu erregen. Eintrittskarten ſind neben dem Lotterie-Bureau zu haben." Von dieſer Zeit an, blieb der Sekte der Name Momiers.

Herr Malan, nach dem er ſeiner Stellen entſetzt war, reiſete nach England, kam aber bald wieder in ſein Vaterland zurück und eröffnete in ſeinem Hauſe eine Kapelle. Er nahm ſich vor, einen eigenen Tempel zu erbauen, und erreichte dieſen Zweck durch Unterſtützung von Engländern. Er erbaute denſelben auf ſeinem Gute an der Straße, die nach dem Montblanc führt, und weihete ihn im Oktober 1820 ein. Von da an war die Controverſe minder heftig, ſie beſchränkte ſich auf einige Rechtfertigungsſchriften. Die erſten wichtigen Schritte geſchahen im Jahre 1823 von Seite der geiſtlichen Obrigkeit, die zum Zwecke hatte, eine Wiedervereinigung zu bewirken. Herrn Malan ſollte geſtattet ſein, in allen Kirchen zu predigen, unter der Bedingung, daß andere Geiſtliche auch das Recht erhielten, in ſeinem Tempel zu predigen. Er verwarf dieſen Vorſchlag mit der Aeuſſerung, daß er nicht dulden könne, daß man aus ſeiner Kanzel der Wahrheit eine Kanzel der Peſtilenz mache. Das Konſiſtorium unterſagte ihm hierauf alle geiſtliche Funktionen in den Kirchen. Von da an trennte er ſich von der Genfer Kirche, erklärte ſeinen Anhängern, daß er nicht mehr dieſer, ſondern der engliſchen, angehöre, und von dem Weihnachtstage an reichte er alle

Sonntag Abends sechs Uhr die Kommunion in seinem Bethause. Er bemühete sich, ausserhalb seines Kantons Proselyten zu machen, und stellte deshalb Versuche im Kanton Bern an, allein die Thätigkeit der dortigen Beamten machte sein Vorhaben scheitern. Empaytaz versuchte das Gleiche im Kanton Neuenburg, er beging eine Profanation des Sakraments der Taufe, und wurde verwiesen.

In dem Kanton Waadt faßte der nämliche Hang zu besondern Frömmigkeits-Uebungen Wurzel; die nämlichen Triebfedern beförderten hier sein Aufkommen, wie in Genf, d. h. Engländer, welche theils diesen Kanton durchreiseten, theils auf einige Zeit sich in ihm niederliessen. Besonders zeichnete sich eine gewisse englische Dame aus, welche nicht allein Privatversammlungen hielt, sondern auch die Proposanten vor ihrer Einweihung zum göttlichen Dienste bei sich versammelte, um ihnen die Wahrheiten des Evangeliums zu erklären. Nebstdem, daß diese Störer des Religionsfriedens eine große Anzahl verschiedener religiöser Abhandlungen drucken liessen, Abhandlungen, deren grösserer Theil, nach dem Urtheil achtungswürdiger Geistlicher, schlecht und für Religion und Moralität gefährlich waren, und die sie bei ihren Besuchen auf die zudringlichste Weise verbreiteten, suchten sie auch die Geistlichen auf ihre Seite zu bringen. Sie wandten sich daher an die jüngern. Bald bildeten auch diese Versammlungen in Privathausern, hielten besondere Auslegungen von Bibeltexten, und einer derselben erklärte einem Schullehrer öffentlich vor seinen Schulkindern, „daß er diese in einer falschen Religion auf dem Wege zum Teufel unterrichte, und daß der Pfarrer des Ortes eine Lehre des Teufels verkündige.."

Drei Geistliche von diesem Schlage reichten dem Staatsrath eine Erklärung ein, worin sie sich äusserten, daß sie sich von der Nationalkirche trennen und eine eigene bilden wollen. Sie waren inzwischen aller kirchlichen Funktionen entsetzt worden.

Schon im Jahr 1821 hatte der Dekan Curtat in Lausanne eine Schrift herausgegeben, betitelt: „Von der Einrichtung von Conventikeln im Kanton Waadt", in welcher er umständlich darthat, daß die Conventikeln, nämlich die besondern religiösen Versammlungen, die sich in der Absicht bilden, um in einem Privathause eine Art Gottesdienst zu halten, nicht allein unerlaubt, sondern auch nutzlos und selbst gefährlich seien. Auf diese Schrift erschienen zwei Antworten: „Antwort eines Waadtländers auf das Werk des Hrn. Dekan Curtat u. s. w. von Duplesis-Masset", und „Brüderliche Vorstellung an Hrn. Pfarrer Curtat aus Veranlassung seiner Schrift, betitelt u. s. w. von Clemens Perret, Pfarrer der presboterianischen Kirche zu Guernesey." Beide Schriften haben Hrn. Curtat unrichtige, verstümmelte, lügenhafte Erzählungen und Anführungen beigemessen; besonders aber hat der Verfasser der erstern dieselbe noch mit eigentlichen Injurien begleitet, welche der letztere hingegen durch eine honigreiche Sprache ersetzte. Hr. Curtat ließ hierauf seine „Neue Bemerkungen über die Einrichtung von Conventikeln und über die Missionäre in christlichen Ländern" erscheinen.

So standen die Sachen im Anfange des Jahres 1824, als der Staatsrath des Kantons Waadt, besonders durch die obenerwähnte Erklärung der drei abgesetzten Geistlichen, daß sie eine besondere Kirche bilden, veranlaßt, ernstere Maasregeln nehmen zu müssen glaubte. Er erließ eine Verordnung, worin die Versammlung der sogenannten Momiers, als der öffentlichen Ordnung und dem religiösen Frieden zuwider, verboten, und die Uebertreter, besonders aber die Leiter solcher Versammlungen, mit Geld- und körperlichen Strafen bedroht wurden. Es wäre zu wünschen gewesen, daß in dieser Verordnung der Ausdruck Momiers nicht angewendet worden wäre; denn entweder ist die Benennung injuriös, oder spöttisch; gebraucht nun eine obrigkeitliche Stelle ein Schimpf- oder Spottwort in einer amtlichen Handlung, so sanktionnirt sie unwillkührlich dasjenige, was von ihr unterdrückt und ein Gegenstand ihrer Rüge sein sollte. Die Verordnung hatte nicht den mindesten Erfolg; die Sektirer sahen in ihr nur die beginnende Verfolgung des Christenthums, und suchten mit Eifer Märtirer desselben zu werden; Schwache und Wankende schlossen sich an. Das Treiben wuchs, die Gährung stieg. Der große Rath erließ am 20. Mai 1824 ein Gesetz, welches das von dem Staatsrath erlassene Verbot wiederholte, die Strafen aber bedeutend, und bis auf drei Jahre Gefängniß oder Verbannung schärfte. Aber auch das Gesetz vermochte dem Unwesen nicht zu steuern; es erzeugte vielmehr neuen Brennstoff; der Fanatismus loderte hell auf, und seit dieser Zeit sind die Tribunale häufig mit Untersuchungen und Bestrafungen der Uebertretungen dieses Gesetzes beschäftigt.

Uebersieht man nun das Wesen und Treiben der Momiers, so findet man

1) Herabwürdigung des Kultus. Nicht genug, daß sie die Geistlichen, welche ihre Meinungen nicht theilen, mit den Schimpfworten Ketzer, Arrianer, Sozinianer, Pelagianer u. s. w. belegen; daß sie den öffentlichen Gottesdienst vernachlässigen, die Lehre der Geistlichen als eine Lehre des Satans, und den Katechismus als ein Werk des Teufels bezeichnen, profaniren sie sogar die Sakramente; denn Personen, welche nicht ordinirte Geistliche sind, spenden in ihren Privatwohnungen das heil. Abendmahl, wie, um nur ein

Beispiel anzuführen, am Weihnachtstage zu l'Isle, im Kanton Waadt, durch einen Schneider geschah.

2) Ungehorsam gegen die Obrigkeit. Eine gewöhnliche Antwort aller Sektirer auf obrigkeitliche Anordnungen, die nicht nach ihrem Sinne sind, ist: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Sie stützen sich damit auf das Beispiel der Apostel, welche ihren israelitischen Richtern diese Antwort gaben, als solche ihnen geboten, die Lehre von dem auferstandenen Jesu nicht zu predigen. Die Natur dieses Verbots, die Religion der Richter, noch mehrere andere Umstände entschuldigen und rechtfertigen diese Antwort in jenen Tagen; in unsern Zeiten aber findet sie keine Anwendung. Freundschaftliche Ermahnungen, Warnungen, Verbote, Drohungen, welche Pfarrer, geistliche und Regierungs-Behörden in Genf und in dem Kanton Waadt an die Chefs der Momiers und ihre Jünger erliessen, blieben fruchtlos. Die Versammlungen wurden fortgesetzt; wenn es öffentlich nicht mehr gehen wollte, geschah es heimlich, folglich

3) Störung der bürgerlichen Ordnung, die nur durch allgemeine Verbindlichkeit und Befolgung der Gesetze, und im Gehorsam gegen die Obrigkeit bestehen kann.

4) Die Zerrüttung des häuslichen Friedens. Es ist sehr selten der Fall, daß beide Ehegatten in Betreff der Religionsmeinungen der Momiers gleicher Gesinnung sind. Gelingt demjenigen Theil, welcher den Momiers anhängt, die Bekehrung des andern, so kann zwar Alles eine Zeitlang seinen gewöhnlichen Gang gehen, bis der eine oder der andere, oder beide wegen gehaltener oder besuchter Versammlungen aufgehoben, in das Gefängniß gesetzt und dann von den Tribunalen zu einer Gefängniß- oder Verbannungsstrafe verurtheilt werden. So will es das Gesetz und die öffentliche Ordnung. Gelingt aber die Bekehrung nicht, so ist das eheliche Glück, der häusliche Friede für immer, oder wenigstens auf lange Zeit dahin. Will der Ehemann bekehren, so sucht die Frau den ihr lästigen Bekehrungszudringlichkeiten auszuweichen, sie geht aus dem Hause, entschädigt sich für das Geschwätz ihres Mannes mit Geschwätz bei den Nachbarinnen, sie vernachlässigt ihr Hauswesen, es geht den Krebsgang; wie immer, wenn die Hausfrau aus dem Hause getrieben wird. Ist es aber die Frau, welche bekehren will, so sind die Folgen noch schlimmer. Der Ehemann sucht durch geldfressende Vergnügungen den Unmuth, den die Predigten der Ehehälfte erzeugen, zu verscheuchen; er verschanzt sich in den Schenken hinter Gläser und Karten, kömmt täglich später und, wird er geschmäht, am Ende gar nicht mehr nachHause; er läßt seine Berufsgeschäfte liegen, sein Kredit, sein Vermögen, sein ganzes Hauswesen und seine Existenz geht zu Grunde. Widerstehen aber auch beide den dem Wohlstande nachtheiligen Verirrungen, so ist doch Achtung und Liebe von ihnen gewichen, Zank und Hader sind an ihre Stelle getreten, Eins ist dem Andern zur Last, Eins verbittert dem Andern das Leben. Wie unter solchen Umständen die Kinderzucht beschaffen sein mag, kann sich Jeder denken. Folglich

5) Nachtheiliger Einfluß auf die Kinderzucht. Auf welche Seite sich die Kinder neigen, können sie die Liebe ihrer Aeltern, auf jeden Fall ihr Glück nicht erringen. Das Eine der Aeltern verzärtelt sie, das Andere betrachtet sie mit Bitterkeit. Ist der Schullehrer nicht Mitglied der Momiers, wird er den Kindern verdächtig gemacht; man erklärt, daß er sie auf den Weg des Satans leite, und daß er folglich seiner Schule ein Aergerniß sein müsse. Die Aeltern ziehen die Kinder aus solcher Schule zurück, oder die Sektirer thun es sonst. Eine Stelle des Zirkulars, das die Verordnung des Staatsraths vom Kanton Waadt vom 15 Januar 1824 begleitete, thut dies dar. Es heißt nämlich: „An gewissen Orten haben die Väter ihre Kinder aus den öffentlichen Schulen zurückgezogen, um sie der durch das Gesetz vorgeschriebenen Unterrichtsweise zu entziehen. In andern Gemeinden hat man, auf Anstiften der Sektirer, Kinder sich der Autorität ihrer Aeltern und Verwandten und der mit ihrem Unterricht beauftragten Personen entziehen sehen.

6) Die Intoleranz. Es ist eine durch alle Zeiten erprobte Erfahrung, daß, sobald sich in einer Religion Spaltungen erzeigen, die Intoleranz die nächste Folge davon ist. Sie ist die eigentliche Triebfeder des Schisma. Denn dadurch, daß Keiner die Meinung des Andern dulden, daß Jeder die seinige vorherrschend machen will, daß kein gegenseitiges Nachgeben statt findet, entsteht die Trennung; die Gemüther erhitzen sich; Jeder verachtet den Andern um seiner Meinung willen; man verfolgt sich und die abscheulichsten Gräuel entstehen daraus.

Und dies ist die Geschichte aller Sekten!

Naturhistorische Merkwürdigkeit.

Eheliches Leben unter den Vögeln. *)

Ein armer, vor Altersschwachheit darniedergedrückter, frommer katholischer Irländer, müde seinen Freunden zur Last zu fallen, ließ sich in eine Art Einsiedelei tragen, welche ehemals durch die Andacht der Völker, die dahin gingen, um den heiligen Michael anzurufen, berühmt war. Diese Kapelle befand sich auf einer einsamen Insel, welche von dem Lande nur

*) Entnommen der nouvelle bibliothèque universelle des Romans. Tom. V. An. VII. à Paris.

durch eine kleine Meerenge getrennt, man in einer halben Stunde erreichen konnte. Diese Insel ist eigentlich nur ein großer, hoher Felsen; nahe an dessen Gipfel liegt die Einsiedelei; ein wenig unterhalb der Thür ist eine Quelle süßen Wassers, welche, aus einer Stelle des Felsens hervorkommend, ein kleines Becken bildet, von wo sie sich klar und sprudelnd ins Meer stürzt.

In dieser Kapelle nun, welche man mit einigen Möbeln versehen hatte, erlangte der Kranke, dem man alle drei bis vier Tage Lebensmittel schickte, nach und nach seine Gesundheit wieder, obschon ihn keine Aerzte besuchten. Als er Kräfte genug hatte, sich bis zur Thüre zu schleppen, begab er sich öfters dahin, um frische Luft zu schöpfen, und eine der schönsten Aussichten der Welt zu geniessen. Eines Tages bemerkte er auf der Höhe, nahe bei ihm, einen Adlerhorst. Das Weibchen brütete ihre Eier. Das Männchen flog des Morgens früh aus, und kam erst gegen Abend wieder, beladen mit Raub, wovon er reichlich seine Ehegenossin nährte. Dieser Anblick erfreute den Einsiedler und gewährte ihm Stoff zu Betrachtungen, die nicht zum Vortheil des Menschengeschlechts waren. Eines Morgens entdeckte er einen Weih, welcher, nachdem er einige Zeit in der Höhe der Wolken geschwebt hatte, sich ganz sachte auf das Nest niederließ. Das Adlerweibchen rührte sich nicht. Der Weih brachte den Tag bei ihm zu; gegen Abend flog er davon, und bald verlor man ihn aus dem Gesicht. Das Weibchen verließ das Nest zu gleicher Zeit, und nachdem es einige Zeit herumgeflogen war, kam es, sich auf den Rand des kleinen Wasserbeckens zu setzen, tauchte den Kopf zu verschiedenen Malen ins Wasser, und schüttelte sich, um das Wasser längs seinem Gefieder herabfliessen zu lassen. Nach diesen Reinigungen erhob es sich, flog einige Augenblicke herum, wie um sich an der Luft zu trocknen, und setzte sich wieder ganz ruhig auf ihre Eier. Diese Besuche und das darauf folgende Verfahren wurden mehrere Tage nach einander wiederholt.

Oberhalb der Quelle war ein breiter und flacher Stein. Unser Einsiedler, der nichts zu thun hatte, fiel auf den Gedanken, denselben auf das Becken zu legen, welches damit gänzlich zugedeckt wurde. Das Adlerweibchen kam des Abends wie gewöhnlich, machte erstaunende Anstrengungen, um den Stein wegzuheben, und da es seinen Zweck nicht erreichen konnte, so flog es davon, ohne sich gebadet zu haben.

Nun kömmt der Adler nach Haus, beladen mit Beute, und übergibt sie nach seiner Gewohnheit dem Weibchen, aber einen Augenblick nachher versetzte er ihm Schnabel- und Klauenhiebe, und entfiedert es auf eine schreckliche Art. Es erhebt sich in die Luft, der Adler verfolgt es, er greift es an; es vertheidigt sich, das Gefecht dauert bis in die Nacht, die sie beide zwingt in ihr Lager zurückzukehren. Am folgenden Morgen fliegt der Adler viel früher aus, als gewöhnlich, er erhebt sich sehr hoch, entfernt sich und verschwindet. Gegen Mittag kömmt er zurück, in seinen Klauen den Kopf des Weihs haltend. Er wirft ihn seinem Weibchen vor, und beobachtete es einige Zeit, wie wenn er sich an den Klagetönen und an der Frucht seiner Rache ergötzen wollte; hierauf nahm er seinen Flug und erschien niemals wieder. — Der Einsiedler fühlte, daß er durch seinen unglücklichen Einfall den Hausfrieden gestört hatte, als er das Adlerweibchen hinderte, seine Toilette zu machen. Er glaubte sich daher verpflichtet, ihm von seinen Lebensmitteln mitzutheilen; so lebte es und erzog seine Jungen.

Wissenschaftliches Bülletin von Paris.

Februar.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 30. Januar ist das telegraphische Verfahren in Rede gestellt worden. Chappe der Aeltere, Erfinder des Telegraphen, dessen man sich in Frankreich bedient, richtet einen Brief an die Akademie, in dem er erinnert, daß vor ungefähr vierzig Jahren ein Benediktinermönch, Don Gautier, der Akademie die Beschreibung eines telegraphischen Verfahrens überreicht hatte, nach welchem man sich auf eine Entfernung von dreißig Stunden, und ohne alle weitere Zwischenverbindung, mittheilen könne. Der darüber von Condorcet abgestattete Bericht war sehr günstig. Demungeachtet verlangte der Erfinder, man weiß nicht, aus welchem Grunde, daß seine Entdeckung ein Geheimniß bleibe, und in einem versiegelten Paquet in den Archiven der Akademie aufbewahrt werde. Da nun Gautier seit Langem gestorben ist, so dürfte vielleicht jetzt der Augenblick erschienen sein, dies Geheimniß bekannt zu machen. Herr Fourrier wird beauftragt — hinsichtlich der etwaigen Erben Gautier's und deren Ansprüche auf das Geheimniß — sich mit Herrn Cuvier darüber zu besprechen. — Herr Moreau de Jonnes liest, im Namen August's von Saint-Hilaire, eine Denkschrift über das von den Brasilianern angenommene Ackerbausystem und über den Einfluß, welchen dies System auf die Zivilisation ausgeübt hat, vor. Endlich theilt Herr Fourrier noch eine Note mit, die ihm von Benoiston de Châteauneuf zugesandt worden ist, und die von den Veränderungen handelt, welche die Gesetze der Sterblichkeit seit einem halben Jahrhundert (von 1775 bis 1825) erlitten haben. Die Bewegung der Bevölkerung in Frankreich war und ist folgende:

	1780.	1825.
Bevölkerung	24,800,000	30,400,000
Todesfälle	818,490	761,230
Geburten	963,200	957,970
Heirathen	213,770	224,570
Natürliche Kinder	20,480 11/47	65,760 1/4

In der Sitzung am 6. Februar ſtattet Herr Fourrier einen Bericht über die von Herrn Chappe gemachte Forderung, hinſichtlich einer Denkſchrift, die in den Archiven der Akademie im J. 1782 von einem Ziſterzienſermönch, Namens Don Gauthey, niedergelegt wurde. Man hat den Beſchluß gefaßt, das Paquet zu entſiegeln und die Denkſchrift im Sekretariat niederzulegen, wo man ſie näher einſehen könne. Ein gleiches Verfahren ſoll auch mit den übrigen Paqueten ſtatt finden, die ſich noch, und ſelbſt von Fontenelle's Zeiten her, in den Archiven der Akademie befinden. Das von Gauthey vorgeſchlagene Mittel beſteht in einer graden oder gebogenen Röhre, ſowohl in der Erde, als in der Luft, durch welche man, mittelſt gewiſſer Zeichen, ſich in weiten Entfernungen mittheilen könne. — Geoffroy Saint-Hilaire übergibt der Akademie in Cailliaud's Namen eine Krokodillmumie, die in den Begräbnißgrotten in Aegypten gefunden worden iſt. Das Thier iſt 7 Fuß 1 Zoll lang und vollkommen wohl erhalten. Der Berichterſtatter lieſt zugleich eine ſehr intereſſante Note darüber. Der General Lafayette ſchenkt dem naturhiſtoriſchen Muſeum einen Bär aus Nordamerika, der bis jetzt nur ſehr wenig bekannt war. Er wird unter den Namen ursus ferox, terribilis, giganteus, bezeichnet. Dies Thier ſpielt eine große Rolle in den Erzählungen der Wilden. Cooper hat ſeiner auch in ſeinen Romanen Erwähnung gethan. Der hier gemeldete Bär (das Geſchenk Lafayette's) iſt noch jung. Er ſcheint ſanft und ſchmeichelnd. Es wird intereſſant werden, ihn ſpäter zu beobachten.

Die Nothwendigkeit, die Falſchmünzerei zu verhindern und faſt unmöglich zu machen, iſt in der Sitzung am 14. Februar in Rede geſtellt worden. Der Juſtizminiſter hat deshalb an die Akademie geſchrieben. Die Kunſt der Falſchmünzer hat ſeit einiger Zeit ſo große Fortſchritte gemacht, daß es beinahe unmöglich iſt, ihre Erzeugniſſe von den ächten zu unterſcheiden (vorzüglich da, wo das Geld ſchon an und für ſich ſo ſchlecht iſt, daß das falſche oft großern innern Werth hat, als das ächte). Aber davon handelt es eigentlich ſich hier nicht, ſondern vielmehr von der Verfälſchung von Aktenſtücken, die vielleicht noch gefährlicher iſt. Zwei Mittel ſcheinen dem vorbeugen zu können, nämlich: eine Dinte, die nicht vom Papier abgebeizt werden kann, und in das Papier ſelbſt eine Materie zu miſchen, die eine andere Farbe annehme, ſobald eine Verfälſchung auf demſelben ſtattgefunden hat.

(Der Beſchluß folgt.)

Nordamerikaniſche Literatur.

Navrative of an expedition to the source of St. Peter's river, lake Winnepeck, etc. — Erzählung einer Expedition zu den Quellen des S. Peterſtroms, der Winnepeck- und Holzſeen u. ſ. f., unternommen 1823, auf Befehl des Kriegsſekretärs Colhoun, unter dem Befehle des Major Long. Herausgegeben nach den Notizen Longs, Keatings und Colhouns, von Keating, Profeſſor auf der Univerſität von Penſylvanien. Philadelphia, 1824. Bei Carey und Lea. Zwei Bände in 8. Mit Karten und Kupfer.

Die in dem vorliegenden Werke beſchriebene Expedition iſt die zweite, deren Leitung dem Major Long anvertraut worden war. Das Reſultat derſelben betrifft ein bei weitem größeres Land, als ganz Deutſchland. Der darüber abgeſtattete Bericht iſt eben ſo erſchöpfend, als gedrängt, und darf in jeder Hinſicht vortrefflich genannt werden. Er zeichnet in feſten, karakteriſtiſchen Zügen den Zuſtand des beſuchten Landes, ſeiner Bewohner, deren Sitten, Gebräuche und Ziviliſation. Ein Werk, das mit ſolcher Sorgfalt behandelt, und von ſolchen Mitarbeitern bereichert worden iſt, kann nicht anders als höchſt unterrichtend ſein. Aber es iſt zugleich angenehm zu leſen, nicht nur der korrekten und gefälligen Schreibart wegen, ſondern auch hinſichtlich der den Reiſenden aufgeſtoßenen Abentheuer, der Schilderungen neuer Landſchaften, Anſichten und Gegenſtände, von denen man in Europa noch gar keinen Begriff hat.

Travels in the central portion of the Mississipi valley. — Reiſen im mittlern Theile des Miſſiſſipithals. Enthaltend mehrere Beobachtungen über die mineraliſchen Erzeugniſſe, die innern Hilfsquellen und die Eingebornen des Landes. Mit der Bewilligung der Regierung unternommen im Jahre 1821. Von Heinrich Schoolcraft. New-York, 1825. Bei Collins und Hannay. Ein Band in 8., von IV und 459 Seiten.

Der Reiſende ſchifft ſich zu Detroit ein, beſucht einen Theil des Eriefees, fährt der Maumee entgegen, folgt dem Laufe des Wabash, bis zu ſeinem Einfluſſe in den Ohio; von dort durchſchneidet er das Illinoisland, bis nach St. Louis am Miſſiſſipi. Er

steigt sodann den Illinoisfluß hinan, bis zum Fox-strom, von wo er sich zu Land nach Chicago, am Michigansee, begibt. Man sieht durch die bloße Andeutung, daß das Land, welches der Verfasser besucht und beschrieben hat, noch sehr wenig bekannt war. Das Innere jener Gegenden und die darin lebenden Menschen waren vor dem Kriege von 1812 noch ganz von der Zivilisation getrennt. Die Sitten der Eingebornen sind ziemlich sonderbar. Wir wollen nur die Andeutung einer derselben anführen. Unter den Miamis und den Kickapubs existirte ehemals eine besondere Innung (wie in manchen Ländern die der Metzger oder Bäcker), deren Profession darin bestand, die im Kriege gemachten Gefangenen zu schlachten und aufzuspeisen. Diese Ehrenämter waren erblich, und gingen von dem Vater auf den Sohn über. Noch 1780 wurde zu Fort Wayne ein armer Gefangener mit allen möglichen Zeremonien erwürgt und verschlungen. Seitdem sind die Sitten dieser Völker milder geworden, und jene Korporation existirt nicht mehr.

View of the very great natural advantages of Ireland. — Ueberblick der wirklich großen, natürlichen Vortheile Irlands und der grausamen, auf diese Insel seit Jahrhunderten anwendbar gemachten Politik, durch welche sie vernichtet worden sind, u. s. f. Von Carey. (Auszug der Vindiciæ hibernicæ.)

A review of the evidence etc. — Musterung der Beweise der vorgeblichen allgemeinen Verschwörung der römischen Katholiken in Irland, alle Protestanten zu ermorden u. s. f. Von Carey.

Skitch of the Irish code. — Skizze des irländischen Kodex, betitelt: „Gesetze zur Verhinderung der Ausbreitung des Papismus", u. s. f. Von Carey. — Sämmtliche drei Broschüren sind zu Philadelphia 1823 erschienen bei H. C. Carey und I. Lea.

Der Zweck der drei vorstehenden Auszüge der „Vindiciæ hibernicæ", von demselben Verfasser (Carey), besteht allein darin, das Betragen der britischen Regierung gegen das unglückliche, dem absolutesten Papismus unterworfene Irland, in das gehässigste Licht zu stellen, dagegen das Elend der katholischen Bewohner jener Insel so viel als möglich hervorzuheben, und die vermeintlichen oder angeblichen Urheber desselben dafür verantwortlich zu machen. Wir haben schon mehrmals, und bei verschiedenartigen Anlässen, unsere Mißbilligung über das dem Zeitgeiste und den Umständen zu wenig entsprechende, ja oft ganz entgegengesetzte, Betragen der englischen Verwaltung, in Hinsicht auf Irland, ausgesprochen. Wir leben jetzt nicht mehr in einer Zeit, wo man Glaubensmeinungen durch Zwang und Verfolgung unterdrücken kann. Der menschliche Geist ist reifer geworden, er verlangt Freiheit, Unabhängigkeit, Selbstständigkeit, am meisten in seinen Gewissenssachen. Unduldsamkeit wird ihm ein Sporn des Beharrens in seinen einmal gefaßten Grundsätzen, Verfolgung, ein Feuerbrand, der Pulvermine seiner Auflehnung und seines Widerstrebens genähert. Die englische Regierung würde sehr weise gehandelt haben, wenn sie, seit Langem schon, die Verbesserung des irländischen Volks, das noch immer im Schlamm papistischer Unwissenheit sich befindet, mit Eifer betrieben, durch vernünftigen, gründlichen, angemessenen Unterricht von unten hinauf gewirkt, und es dadurch zu einer heilsamen Umgestaltung (die man heut zu Tage eben so unpassend als nichtsbedeutend „Emanzipation"), nennt vorbereitet hätte. Jetzt, wozu soll ihm jetzt diese sogenannte Emanzipation nützlich sein? Etwa zur Erlangung größerer bürgerlichen Rechte und Freiheiten, zur Begründung des Wohlstandes, zur Veredelung seiner Moralität? Keineswegs! Sie wird von einigen Ehrgeizigen gefordert, die sich dadurch eine noch unumschränktere Macht über ihre beschränktern Mitbürger, als sie jetzt schon ausüben, verschaffen wollen. Sie wird von einigen Tagedieben gewünscht, die in den Parlamentsdebatten nur ein Zerstreuungsmittel mehr erblicken; von einigen Intriguanten, die sich gern bereichern möchten, es sei auch, wie es wolle. Mit einem Worte, die irländische Emanzipation ist nichts mehr und nichts weniger, als das Werkzeug einer gewissen Faktion, die im Finstern schleicht, die überall Gährungen anzettelt, Revolutionen ausheckt, Verschwörungen entwirft, um in der dadurch verursachten Verwirrung und Unordnung ihren alleinigen Zweck zu verfolgen, den, zur Herrschaft zu gelangen, und recht andächtig im Trüben zu fischen." Das ist der wahre Haken, an welchem diese Angelegenheit hängt, und die britische Regierung ist nicht so verblendet, daß sie ihn nicht schon längst hätte bemerken sollen. Aber wie dem auch sein mag, so scheint es uns eben nicht besonders vortheilhaft für die Sache des unglücklichen irländischen Volks, in Flugschriften zerstreut, gerade solche Bruchstücke der Geschichte in das Publikum zu schleudern, die nur dazu dienen können, nationelle Vorurtheile noch mehr zu begründen und den gegenseitigen Haß zweier Nationen, die unter einem und demselben Zepter leben, noch mehr zu schärfen. Das ist wenigstens eben so gut, als offene Empörung predigen. Die in den drei Broschüren zerstreuten Gegenstände sind abscheulich, empörend, ja man möchte sie fast unglaublich nennen, wenn sie nicht mit Beweisen belegt wären. Sie können den auf-

geblasenen Schreibern des Quarterly Review zur heilsamen Lehre gereichen, und dürften ihre Prahlereien, daß England über nichts zu erröthen habe und mit Selbstvertrauen fragen könne: wessen vermag man mich zu beschuldigen? wohl auf einen bescheidenern Ton herabstimmen.

Südamerikanische Literatur.

Noticia sobre la jeografia politica de Columbia. — Geographisch-politische Notiz über Columbia, zum Gebrauche der Schulen. Bogota, 1825. Bei Lora. In 8. von 48 Seiten.

In dem Kampfe, den die vereinigten Staaten von Südamerika gegen ihre Unterdrücker gestritten haben, hat die Republik Columbia sich vorzüglich durch Ausdauer, Mäßigung und wahren Patriotismus ausgezeichnet. Der Verfasser des vorliegenden Werks schreibt für die Belehrung der aufblühenden Generation. Es ist wichtig für die neuen Nationen, Unterricht über alle Volksklassen zu verbreiten, und damit zu beginnen, die Jugend mit dem Lande bekannt zu machen, in welchem sie das Licht der Welt erblickt hat, ihr die Erzeugnisse und Hilfsquellen aller Art, das Ringen und die Opfer der Bewohner desselben anzudeuten, durch welche sie die Freiheit und Unabhängigkeit desselben begründet haben. Das ist denn auch der Zweck, dem der Verfasser der obigen Notiz zu entsprechen sich bemüht. Sein Werk ist klar, gedrängt, genau und reich an Allem, was zur wahren Belehrung gereichen kann und soll. Er beschreibt die neue Republik vollkommener, als dies bisher geschehen war. Er deutet die natürlichen Produktionen jeder Provinz, die Einwohnerzahl derselben, das Klima und die Siege an, welche die Freiheit in ihnen erfochten hat. Von Campano sagt er unter andern: „Hier landete 1816 der Befreier mit 200 oder 300 Mann, und mit ihnen entriß er Spaniens Gewalt drei Königreiche, die von 30,000 Söldnern vertheidigt wurden."

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Brüssel, Januar.

Mit Ausnahme einer geringen Zahl von Originalerzeugnissen und unserer Zeitschriften, ist die belgische Literatur nur das Echo der französischen zu nennen. Unsere Pressen beschäftigen sich nur mit Nachdrucken, unser Theater nur mit dem Nachspielen der Stücke der französischen Bühne. Nur sehr selten erscheint ein wirklich belgisches Produkt, und unsere Szene zeigt uns noch seltener die Dichtungen einer nationellen Muse. Ein einziger Belgier, Smits, hat bis jetzt die tragische Laufbahn betreten. Er hat vor zwei Jahren seine „Maria von Burgund" und jetzt seine „Elfrida, oder die Rache", gegeben. Das erste Stück hat großen Beifall gewonnen, das zweite weniger. Der Tod Hugonnets von Saillant, Ministers der Maria von Burgund, Tochter Karls des Kühnen, ist der Gegenstand des ersten. Die Karaktere sind zwar nicht bestimmt genug gezeichnet; aber die Darstellung ist klar, obgleich schwach angedeutet. Die Handlung ist etwas schleppend, vorzüglich im zweiten Akt. Der Gegenstand der Elfrida ist durchaus auf die Einbildungskraft begründet. Olaus, General der dänischen Truppen, hat den Thron Erichs, Königs von Dänemark, usurpirt. Der Monarch und seine Familie, mit Ausnahme der Töchter, werden ermordet. Elfrida, die älteste, ist von Olaus zu seiner Gemahlin bestimmt worden. Sie hat ihr Jawort gegeben, aber nur in der Absicht, den Tod ihres Vaters an dem Mörder desselben zu rächen. Zuerst nöthigt sie ihren Gatten, seinen aus einer frühern Ehe entsprossenen Sohn zu entfernen. Man glaubt, daß er in der Fremde gestorben sei, aber Elfrida hat ihn erziehen lassen, und er hat sich in der schwedischen Armee ausgezeichnet. Er erscheint endlich unter dem Namen Iwan am Hofe des Olaus, wo er die Liebe der Thora, Elfrida's Schwester, gewinnt. Er erfährt, daß Olaus sein Nebenbuhler sei, und beschließt, ihn aus dem Wege zu räumen. Sein Vorsatz wird entdeckt, und sein Vater selbst verdammt ihn zum Tode. Zu rechter Zeit erscheint noch ein Bruder Erichs, Namens Alfred, der der Massakre entronnen ist, sich zum Christen gemacht hat und unter dem Namen Waldemar nach Dänemark zurückkehrt. Er öffnet Olaus die Augen, aber zugleich bricht die von Elfrida angezettelte Revolte aus: Olaus wird entthront und gibt sich den Tod. — Es ist klar, daß der erste Gedanke zu diesem Trauerspiele aus Hamlet geschöpft ist, aber die Ausführung ist nicht mehr dieselbe.

Alterthümer.

(Amerikanische Alterthümer; Beschluß.)

Kunstwerke. Die amerikanische Archäologie gibt die Zeichnung verschiedener Kriegsgeräthe, wie Streitärte und Schleuderspitzen, die manchmal von Granit, manchmal von andern Steinen sind. Sie spricht auch von Spiegeln von Lamellermika und von mehrfachen goldenen, silbernen und kupfernen Zierrathen, ohne jedoch eine Zeichnung von denselben zu geben. Die am meisten bei diesen alten Völkern verbreitete und vervollkommnete Kunst mag das Töpferhandwerk gewesen sein. Man findet noch mehrere hübsch gedrehte, im Feuer gebrannte Thongefäße und Urnen, die von derselben Materie, wie unsere Schmelztiegel, zu sein scheinen. Aber was die Gelehrten am meisten in Erstaunen setzt, das sind die in einer Art graphischem Talk ausgeschnittenen Vasen, deren Substanz derjenigen ähnlich ist, woraus die chinesischen Götzenbilder geformt sind. Diese Felsgattung ist auf der westlichen Seite des Alleghanygebirges nicht bekannt, und wenn man sie nicht späterhin noch auffindet, so muß man wohl vermuthen, daß diese Vasen von weither gekommen sind. Ausserdem hat man noch sehr merkwürdige Gegenstände ent-

deckt. Bildhauereien in Holz und Marmor haben durch ihren symbolischen und religiösen Karakter entweder eine ziemlich weit fortgeschrittene Zivilisation, oder die Verbindung mit sehr zivilisirten Ländern dargethan. An dem Ufer des Cumberlandstroms hat man eine Gruppe von drei Köpfen, in einem Dreieck vereinigt, gefunden, und die amerikanischen Alterthumsforscher haben darin eine Spur von jener göttlichen Dreieinigkeit, jener in Asien so häufig verbreiteten Trimurti, entdecken wollen, die an den Gestaden des Ganges allgemein herrschend ist. Sie haben in ihr selbst die mogolische oder tatarische Physienomie zu erkennen geglaubt. Malte-Brun ist ihrer Meinung nicht, und der Zeichnung nach, die sie davon gegeben haben, spricht er ihr mehr den indianischen oder malayischen Karakter zu. Er macht zugleich bemerkbar, daß bei einem malayischen Volke, den Otaheiten, auch eine Art von Dreieinigkeit existirt, von der man vielleicht noch andere Spuren in den übrigen Theilen Polynesiens, und selbst auf der Nordwestküste Amerika's, finden dürfte. Es ist derselbe Fall mit einem zu Lexington, in Kentucki, gefundenen Götzenbilde, das in einiger Hinsicht einer im südlichen Rußland gefundenen und von Pallas gezeichneten Figur ähnlich ist. Aber ihre Physienomie ist von der aller tatarischen Racen verschieden. Malte-Brun gesteht jedoch einem dritten Götzenbilde zu, den sehr bemerklichen mogolischen Stempel darzubieten. Es erinnert ihn, seiner Züge und seiner Stellung nach, an jene Burkhans, oder himmlischen Geister, die man bei den Buriaten, Kalmücken und andern mogolischen Völkerstämmen findet.

— Auf eine Bevölkerung von dritthalb Millionen Seelen zählt man bereits in den Staaten von Pensylvanien und New-York fünf vollkommen beendigte Kanäle, die eine Strecke von 750 Meilen einnehmen und 3 Mill. Pf. St. kosten. Man eröffnet eben jetzt in den Staaten von New-Mersey, New-York und Ohio drei andere Kanäle, die eine Länge von 300 Meilen haben werden.

— Die Republik Guatimala hat, nach Alexander von Humboldts Berechnung, einen Flächenraum von 16,800 Quadratstunden (20 auf den Grad) — Spanien hat deren 15,000 und Frankreich 17,000 — mit einer Bevölkerung von zwei Millionen Seelen.

— Man kann jetzt beinahe als entschieden annehmen, daß das Einhorn nicht existirt. Das Thier in Tibet, welches man dafür hielt, hat nicht ein Horn, sondern deren zwei, und gehört zum Geschlecht der Antilopen. Die Einwohner nennen es Schieu.

— Es erscheint jetzt, seitdem eine große Zahl von Deutschen in Mexiko eingewandert sind, dort auch eine Zeitung in deutscher Sprache.

— Das Dorf Tokay, wo die berühmten Weine dieses Namens wachsen, liegt auf dem Gipfel eines Hügels, am Zusammenflusse des Bogdrog und der Theiß. Es wird von ungarischen Protestanten und einer griechischen Kolonie bewohnt. Der Wein wächst auf einer Hügelreihe, die sich drei bis vier Stunden weit in nördlicher Richtung am östlichen Ufer des Bogdrog hinziehen, und die von kleinen Ebenen durchbrochen wird, auf denen sich die Dörfer Tertia, Mada, Tarezal, Spemdon, Benge und Tolerswa befinden. Die Weine von Tertia und Tarezal sind besser als die, welche ausschließlich Tokayweine genannt werden, obgleich sie weniger gesucht werden. Diese Weinberge liegen unterm 48. Grade nördlicher Breite. Der Boden ist ein gelblicher Kreidegrund, mit Kalksteinbrocken überdeckt. Die Tokayerweine sind weiß. Man macht zwei Sorten davon, den Ausbruch und den Maßlach. Die erste ist die vorzüglichste. Der gewöhnliche Preis davon ist 6 bis 7 Franken die Flasche an Ort und Stelle.

— Die Zahl der Studierenden auf der Hochschule zu Tübingen im Winterhalbjahr 1825 bis 1826 beläuft sich auf 831. Die aller Studierenden im Sommerhalbjahre war 827.

— Calcutta, am östlichen Ufer des Ganges liegend, war 1717 nur ein elendes Dorf, von Wäldern und Morästen umgeben. Jetzt dehnt sich die Stadt zwei Stunden lang am Flusse hin. Man zählt darin 160,000 Häuser, die von 600,000 Menschen bewohnt werden, wovon nur 8000 Engländer, Portugiesen und Armenier sind. Die Bevölkerung in einem Umfange von 7 Stunden um die Stadt beträgt mit dieser 2,225,000 Seelen.

— Auf der Via-Larga zu Florenz wohnen zwei alte Leute in großer Zurückgezogenheit und Dürftigkeit. Sie treiben Ackerbau und sind allein dadurch nur merkwürdig, daß sie Medici heißen und vom großen Cosmus, dem Vater des Vaterlandes, abstammen. Ihr Zweig wurde, durch eine Seitenlinie der Medici, von der Regierung verdrängt.

— Einem Sitzungs-Präsidenten in Frankreich wurde die Bemerkung gemacht: er möge die Entscheidung einer Frage verschieben, weil dadurch dem Ministerium ein wichtiger Dienst geleistet würde. „Wir sprechen hier Urtheil," erwiederte er, „aber wir dienen nicht."

— Man schätzt die Erbauungskosten des Kanals von New-York, wenn er vollendet sein wird, auf 7,700,000 Dollars (41,734,000 Franken), wovon sich die jährlichen Zinsen auf 420,000 Dollars belaufen werden. Die Länge des Kanals wird 253 Meilen betragen. Er wird 40 Fuß breit und 4 Fuß tief sein. Man berechnet, daß die Zollgebühren jährlich 1½ Million Dollars eintragen dürften.

Es ist nun der 21ste Theil von Zschokke's ausgewählten Schriften im Druck beendiget, und die Versendungen vom 19 bis 24. Theil werden noch im Laufe dieses Monats an sämmtliche resp. Subscribenten abgeliefert werden. Der 25. Theil bis 28. Theil befinden sich nun unter der Presse, und werden bis Ende nächsten Monats erscheinen. Bis dahin werden die bisherigen wohlfeilen Preise, auf ordinärem Papier à 15 fl., und auf weißem Papier à 20 fl. für 28 Theile, noch beibehalten, und sind in allen Buchhandlungen dafür noch zu haben. H. R. Sauerländer.

Im Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Die farbigen Schatten, ihr Entstehen und Gesetz, von H. Zschokke. Vorlesung, gehalten in der naturforschenden Gesellschaft zu Aarau. gr. 8. brosch. 24 kr.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 13. Dritter Jahrgang 1826. 29. März.

Schweizerische Miszellen.

3.

Innerer Haushalt und Staatsverwaltung des Kantons Genf.

Mehr als irgendwo sonst in der Eidsgenossenschaft, ist Oeffentlichkeit und Offenkundigkeit aller Theile der Staatsverwaltung im Kanton Genf grundsätzlich anerkannt, durch die That geübt und wohlthätig bewährt. Scharf gesondert von des kleinen Freistaats äussern Verhältnissen und von der auswärtigen Politik, für welche in neuern Zeiten die freie Presse in Genf aufgehoben ward und vollends auch für die Ausgabe politischer Tageblätter keine Bewilligung erhalten werden mochte, aus Gründen politischer Klugheit und Schüchternheit, die dem eidsgenössischen System hierin im Uebermaaß huldigten, ist hingegen für alle innern Verhältnisse die Presse unbedingt frei geblieben, während in vielen andern Kantonen die auf eidsgenössische Beschlüsse hin für auswärtige Angelegenheiten eingeführte oder verschärfte Zensur gerne auch ins Gebiet der innern Angelegenheiten überschritt und die freien Mittheilungen hier wie dort gleichzeitig zu beschränken die Neigung und den Willen zu Tage legte. In Genf werden alle Rechnungen des öffentlichen Vermögens, über Staatseinnahme und Staatsausgabe, durch den Druck bekannt gemacht. Die Verhandlungen des souveränen Rathes, mit allen Einreichungen und Erörterungen, sind der Offenkundigkeit auf keine Weise entzogen; über jegliche Anstalt des Gemeinwesens werden die periodischen Rechenschaftsberichte bekannt gemacht, und die freie Meinung, wie der freie Tadel über alle diese Angelegenheiten des eigenen Haushalts, sind für Niemand, wer es auch wäre, und welchen mehr oder minder ziemenden Gebrauch er davon auch machen möchte, irgendwie beschränkt. Man wende hiergegen nicht etwa ein, es habe die Regierung von Genf den theologischen Kämpfern, so viel in ihrer Macht stand, Stillschweigen aufzulegen versucht. Sie hat dies allerdings, aber ohne Inconsequenz, sondern sehr folgerecht gethan, weil eben diese theologischen Fehden in jeder Hinsicht, zunächst aber durch ihre Herkunft, den auswärtigen Verhältnissen angehören, sei es, daß sie durch englische Methodisten oder durch ultramontanische Priester eingeschwärzt wurden, und entweder durch Brittengeld oder Römerkunst zu Störung des Friedens in dem Freistaate unterhalten wurden. Zwar haben die Zensur und das Verbot der freien Presse auch hierbei die ihnen inwohnenden Gebrechen und Nachtheile zu Tage gelegt, wie sie es in jeder andern Beziehung allzeit und überall thun müssen; aber Mangel an Consequenz kann der Regierung von Genf nicht vorgeworfen werden, und sie hat nur äussern Einfluß zu beschränken, aber keine freie Bewegung im innern Haushalt zu lähmen versucht.

So wie nun aber Genf vor den übrigen Schweizerkantonen aus der anfangs bezeichneten Oeffentlichkeit theilhaft ist, so erfreut sich dieser eidsgenössische Kanton auch in höherm Maaße der köstlichen Frucht

derſelben, des regen Gemeinſinns ſeiner Bürger nämlich, die am Gedeihen aller öffentlichen Inſtitutionen eben darum Freude finden, weil dieſelben unter ihren Augen ſich entwickeln und ſie dazu auf jede Weiſe mitzuwirken berufen ſind. Während die einen ſich dadurch angetrieben fühlen, ihre Einſichten und ihre Zeit dem gemeinen Weſen in demjenigen Fache, wozu ihre Tüchtigkeit ſie am beſten eignet, zu widmen, tragen andere und die begüterten Bürger durch reiche Geſchenke das Ihrige bei, um nutzbare und rühmliche Anſtalten vollkommener und befriedigender mit jeglichem Bedarf auszuſteuern, und ſtatt einem perſönlichen Luxus zu fröhnen, mögen ſie vielmehr gerne den ruhmwürdigen Anſtalten der Vaterſtadt, neben dem innern Werthe, auch äuſſern Glanz verleihen. Wenn ſie alsdann, was öfters der Fall iſt, dieſe Gaben unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ihre Namen ungenannt bleiben ſollen, darreichen, ſo vereinbaren ſie nun auch noch vollends mit der Beſcheidenheit des Privaten den ehrenwerthen Stolz des Republikaners.

Die hier angedeuteten Karakterzüge von Genf ſtellen ſich alle auch in den Jahresberichten dar, welche der Staatsrath dem Repräſentantenrath vorzulegen gewohnt iſt. In denſelben iſt nicht von Politik und noch weniger von den großen Weltbegebenheiten die Rede, aber nichts wird unberührt gelaſſen, was Schönes und Edles und Rühmliches im eigenen Haushalt, ſei es des Kantons, ſei es ſeiner einzelnen Gemeinheiten, vorging, was zu Nachſtrebung und Wetteifer anreizen, und was den Gemeinſinn der Bürger bewähren oder beleben mag. Den Wiſſenſchaften und Künſten, dem Erziehungsweſen und dem Gewerbfleiß bleibt allezeit der erſte Rang in dieſen Vorträgen eingeräumt. Die nachſtehenden dem Rechenſchaftsberichte für das Jahr 1825 *) enthobenen Ausgaben werden, wenn ſie dem Vorgeſagten zum Belege dienen, hinwieder auch um ihrer ſelbſt willen Vergnügen gewähren, und wohl etwa hier oder da rühmliche Nachahmung begründen können.

Der Finanz-Rechnungen gedenkt der Bericht nur vorübergehend, weil dieſe mit allen erforderlichen Erläuterungen den Vorwurf einer eigenen Mittheilung ausmachten. Einige im vorigen Jahr für die Erhebung der Grundſteuer getroffene neue Anordnungen haben ſich bewährt, und das Rebgelände, welches in einem großen Theil des Kantons durch Froſt gelitten hat, wird dieſer Steuer enthoben. Die Feuerſchadenverſicherungsanſtalt hatte im Lauf des Jahrs für zehn Brandunglücke die Entſchädniſſe von 66,876 Genfergulden zu bezahlen; ſieben derſelben ereigneten ſich in der Stadt Genf und erheiſchen 27,908 Gulden, die drei übrigen in Landgemeinden betragen 38,968 Gulden; die Geſammtſumme ſteigt ungefähr auf ein halbes vom Tauſend des verſicherten Häuſerkadaſters. Durch Wegräumung oder Reſtauration baufälliger Häuſer in engen Straßen, iſt in Geſundheits- und Sicherheits-Rückſichten Weſentliches für die Hauptſtadt gewonnen worden. Das ſchöne Gebäude des Muſée Rath wird im Jahr 1826 vollendet, und gereicht mit der neuen Hängebrücke aus Eiſendrath, die nach der Ebene Pâquis führt, jener hinwieder zu nicht geringer Zierde. In der Taubſtummen-Unterrichtsanſtalt befinden ſich gegenwärtig neun Knaben und fünf Mädchen. Neben der Orangerie des Pflanzengartens iſt auf Koſten eines ungenannten Gebers das Conservatoire de Botanique erbaut worden, worin neben den Wohnungen für die Gärtner und den Thürhüter ein Saal für die Sammlung von Ackergeräthſchaften der landwirthſchaftlichen Klaſſe der Geſellſchaft der Künſte) ein Zimmer für die Behandlung und Aufbewahrung der Sämereien des Gartens und ein großer Saal, worin die Herbarien aufgeſtellt werden und der auch als botaniſches Auditorium dient, enthalten ſind. Die Herbarien der verſchiedenen öffentlichen Anſtalten ſollen hier beiſammen aufgeſtellt werden, namentlich die der Herren Haller, Goſſe, Necker de Sauſſure, Roux-Bordier, Galopin, Peyrot und alle im Garten ſelbſt geſammelten und getrockneten Pflanzen. Die noch übrigen Zimmer des Konſervatoriums ſind zum Gebrauch der Pflanzenzeichner, für's Archiv und für die Direktion des Gartens beſtimmt, welch' letzterer durch ein ſeinen ganzen Umfang befaſſendes Eiſengitter, deſſen Koſten Herr Eynard-Lullin beſtreitet, einen neuen Schmuck erhalten wird. Neben den vielen Bäumen und Sträuchern, nutzbaren ſowohl als Zierpflanzen, die der Garten an Privaten abgab, hat im verfloſſenen Jahr auch die von ſeinem Direktor, dem Profeſſor de Candolle, beſorgte Ausgabe der in Genf gezeichneten, geſtochenen und farbigt gedruckten Abbildungen ſeiner ſeltenern Pflanzen begonnen. Das Natur- und Kunſt-Muſeum hat durch viele Geſchenke, zumal auch von fremden Gönnern, reichlichen Zuwachs erhalten; von dem franzöſiſchen Konſul in Alexandria, Herrn Drovetti, ſechs merkwürdige Kalkſteintafeln mit Hieroglyphen, eine Handſchrift auf Papyrus u. a. m.; von dem Baron Mylius, aus der franzöſiſchen Guiana, dreiunddreißig Säugthierarten, die meiſt alle für das zoologiſche Muſeum neu waren. Es mußten um dieſer und anderer Bereicherungen willen dem Muſeum einige neue Zimmer eingeräumt werden. Die öffentliche Bibliothek wird fleißig gebraucht; am

*) Compte rendu au conseil représentatif de l'administration du conseil d'état, pendant l'année 1825. Genève, de l'impr. de G. Fick, 1826. 52 pag. 8.

29 September letzhin war die Zahl ihrer an diesem Tag ausgeliehenen Bücher über eintausend angestiegen. Eine grobe Nachlässigkeit von Arbeitern auf dem Dache des Bibliothekgebäudes hat in einer der Regennächte des Novembers das Mißgeschick herbeigeführt, daß im westlichen Theile desselben nahe an 4500 Bände durchnäßt wurden; schnell durch den Bibliothekar veranstaltete Hilfe hat den Schaden möglichst gemindert, und die beschädigten Bücher meist brauchbar erhalten. Die Akademie von Genf hat im Lauf des Jahres zwei ihrer Professoren der philosophischen Fakultät von ausgezeichnetem und mannigfachem Verdienst durch den Tod verloren; ihre Stellen sind jedoch durch tüchtige Männer auch wieder besetzt worden, indem der Professor Auguste de la Rive an Herrn Pictet's Stelle und der Professor Pascalis an diejenige des Herrn Schaub gewählt wurden. Dem erstern ist alsdann in der Lehrstelle der allgemeinen Physik der Doktor George Maurice gefolgt und Herr Pascalis übernahm einstweilen seine bisherigen Vorträge der Elementar-Mathematik fortzusetzen. Der Staatsrath hat überdies, auf den Vorschlag des akademischen Raths, einige bedeutsame Aenderungen und Verbesserungen in der Studien-Organisation getroffen, welche ein seit längerer Zeit gefühltes Bedürfniß befriedigen, und dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaften genügender entsprechen mögen. Die beschlossenen Aenderungen beziehen sich zunächst auf die Faculté des sciences und auf die Faculté des lettres *). In beiden sollen die Lehrfächer in ausgedehnterm Maaße, und in vollständigern Kursen, als bis dahin nicht der Fall war, für Jünglinge, die sich wissenschaftlichem Berufe ausschließlich widmen, vorgetragen werden, so daß die Zöglinge auch in beiden Fakultäten zum Doktoratsgrad gelangen können, nach bestandenen mehrfachen Prüfungen, wofür neue, strenge und musterhafte Vorschriften erlassen worden sind.

Die akademischen Jahreskurse sollen wie bisher sieben Monate andauern (Anfang Novembers bis Ende Mais), und zwischenein werden in den Sommermonaten vorbereitende Lehrkurse, die bisher mangelten, stattfinden. Die Zahl der Studierenden ist im Steigen begriffen; gegenwärtig beträgt sie 194, welche sich in die Hörsäle also vertheilen:

	ord. Zuhörer.	Honor. Zuhörer.	Insgesammt.
Hörsaal der Theologie	35	1	36
— Rechtskunde	21	5	26
— Philosophie	46	36	82
— schön. Wissensch.	42	8	50
Gesammtzahl	144	50	194

Für die Lehrvorträge der philosophischen Fakultät ist ein neues und geräumiges Auditorium im Erdgeschoß des Museums eingerichtet worden. — Die Zahl der Schüler, welche die Literaturschule (collége de Genève) besuchen, bleibt sich ziemlich gleich. Sie beträgt gegenwärtig 457; die zwei Primarschulen haben 66 und die Schule von St. Germain hat bei 50 Schüler. Die drei Lancasterschen Schulen wurden zu Ende des Junius von 532 Kindern besucht, nämlich von 324 Knaben und 138 Mädchen. Der gegenseitige Unterricht in der Musik wird in diesen Schulen durch besondere Vorsorge der Gesellschaft für den Religionsunterricht der Jugend (société d'instruction religieuse de la jeunesse) mit dem besten Erfolg ertheilt. Das Schulwesen in den neu erworbenen Landgemeinden schreitet zusehends vorwärts; die Stadt Carouge hat zwei Mädchenschulen errichtet, worin neben der Lese- und Schreibekunst, auch die weiblichen Handarbeiten erlernt werden; die Gehalte der Schullehrer dieser neuen Gemeinden sind verbessert worden und ihre Schülerzahl beträgt, mit Einschluß der Literarschule von Carouge, 1257.

Die Gesellschaft zur Beförderung der Künste (société pour l'avancement des arts) beschäftigt sich von Seite ihrer Klasse der schönen Künste fortdauernd, und zunächst mit Leitung und Aufsicht der Zeichnungsschule. Ein Lehrkurs in der Perspektive und ein anatomischer Kurs für Maler, der erstere von Herrn Mayer und der zweite vom Doktor Karl Coindet ertheilt, sind den Zöglingen unentgeldlich gegeben worden. Die schöne, zum Gedächtniß der Vereinbarung Genfs mit der Eidsgenossenschaft geprägte Schaumünze, ist ausgetheilt, und einer Anzahl angesehener Magistrate in den Schweizerkantonen überreicht worden. Die Industrie-Klasse hat Aufmunterungsprämien an verdiente Künstler vertheilt. Die in vorhergehenden Jahren mit dem besten Erfolg veranstalteten Lehrkurse der Chemie und angewandten Mechanik sind letztes Jahr mit einem Lehrkurse der Elementar-Mathematik und Mechanik vertauscht worden; und weil auch solche junge Leute, die sich nicht den Handwerken und Künsten, sondern der Handlung widmen, die Aufmerksamkeit der Klasse verdienen, so ist für dieselben ein Lehr-

*) Die Genferische Akademie besteht aus vier Fakultäten, denen sich alsdann noch, aber in einstweilen noch sehr dürftiger Gestalt, eine vorbereitende Lehranstalt für das Studium der Heilkunde (école préparatoire de médecine) anschließt. Jene sind: die theologische Fakultät, mit vier Professoren; die Fakultät der Rechtswissenschaften mit vier ordentlichen und zwei außerordentlichen Professoren; die Fakultät der exakten Wissenschaften (des sciences), welche Mathematik, Naturkunde und spekulative Philosophie befaßt, und die Fakultät der schönen Wissenschaften oder Redekünste (des lettres), wohin Sprachen, Literatur und Geschichte gerechnet werden.

kurs der französischen Sprache mit Uebung in schriftlichen Aufsätzen und ein Kurs der Geographie für den Handelsbedarf eröffnet worden. Die Agrikultur-Klasse endlich hat im verflossenen Jahr den Landwirthen, welche sich in jeder Gemeinde durch eine vorzüglich gute Bearbeitung ihrer Grundstücke und durch die Schönheit ihres Viehstandes ausgezeichnet haben, Aufmunterungsprämien ertheilt; sie setzt ihre Bemühungen fort, um die Küherace von Schwyz im Kanton zu naturalisiren, und gegenwärtig ist sie mit der Errichtung eines oder etlicher Depots für den Milchverkauf in Genf, wie solches in einigen andern Schweizerstädten geschieht, beschäftigt. Die unzweideutigen Verbesserungen, welche seit einigen Jahren in der Landwirthschaft des Kantons wahrgenommen werden, sind zum Theil wenigstens den Bemühungen der Agrikulturklasse zu verdanken, und das von ihr ausgegebene landwirthschaftliche Notizenblatt hat dazu mitgewirkt.

Die Gemeindeverwaltungen haben beinahe überall rühmliche Anstrengungen für Verbesserungen aller Art gemacht. Die Straßenarbeiten sind in dieser Hinsicht besonders beachtenswerth, da sie vor wenigen Jahren noch in großem Rückstande sich befanden, und jetzt hingegen völlig wohlgeordnet erscheinen, so daß ein rühmlicher Wetteifer hierin eingetreten ist, und viele Gemeinden bedeutende Opfer für den geregelten Unterhalt ihrer Straßen gemacht haben. Durch Geschenk und auf Kosten eines Ungenannten kömmt eine mit Bäumen bepflanzte und mit Ruhebänken besetzte neue Promenade auf dem Platze aux Pâquis zu Stande. Bequeme Niederlageplätzen am Seeufer mit den erforderlichen Uferdämmen sind etliche neu errichtet worden.

Für Irren und für unheilbare Kranke wurden an diejenigen Gemeinden, welche keine Ansprüche auf die bestehenden Versorgungsanstalten haben, im verflossenen Jahr 10,169 Gulden auf 95 Individuen oder Familien in achtzehn Gemeinden vertheilt.

Die vormundschaftliche Behörde hat im abgeflossenen Jahr 116 Vormundschaften angeordnet, welche 249 Minderjährige befassen; 70 der erstern sind durch Absterben der Väter, 52 durch den Tod der Mütter begründet worden.

Die Reduktion des besoldeten Truppenkorps oder der Garnison, welche das Gesetz angeordnet hatte, ist vollzogen: ihr Bestand war am 1 Dezember 237 Mann, worunter 108 Genfer und 80 Schweizer aus andern Kantonen. Für die beiden Genfer Kompagnien in französischem kapitulirtem Dienst wurden 52 Mann angeworben, wovon 29 Genfer und die übrigen Angehörige anderer Kantone sind. Das Arsenal von Genf hat einen nennenswerthen Zuwachs erhalten, durch in der königlichen Giesserei zu Straßburg verfertigte sechs Stücke Sechspfünder Kanonen und vier Vierundzwanzigpfünder Haubitzen, welche gleichzeitig mit andern für den Kanton Zürich daselbst gegossenen Feuerschlünden vortrefflich gelungen sind. Die Arbeiten an den Festungswerken von Genf wurden fortgesetzt, und auf die Werke am rechten Rhoneufer sind bis dahin bei 308,000 Gulden verwandt worden.

Das Baudepartement des Kantons hat einen neuen Zuwachs von Geschäften durch die jüngsthin verbesserten Feuerpolizeieinrichtungen erhalten, denen zufolge die für jeden Kreis bestellten Kaminfeger alle mangelhaft und gefährdend erfundenen Kamine verzeigen sollen, damit sie durch Experten untersucht und die daran erforderlichen Besserungen veranstaltet werden, was seither dann auch bereits in mehr als vierzig Fällen geschehen ist.

Die neuen Straf- und Zuchtgefängnisse (prison pénitentiaire) haben, seit die Verwaltungsbehörde derselben ihre Geschäfte begonnen hat, nochmalige und für die Sicherung ihrer Zwecke bedeutsame Verbesserungen erhalten, die freilich auch einen nachträglichen Kostenaufwand erheischten. Im Kellergeschosse des Gebäudes vorgefundenes und gesammeltes Quellwasser wird durch Pumpwerke in einen großen Sammler unter dem Dache des Gebäudes gehoben und aus diesem durch Bleiröhren überallhin in dem Haus vertheilt. Durch die nicht mühsame Arbeit zweier Sträflinge wird jeden Morgen der Wassersammler mit gutem und frischem Wasser gefüllt, und mittels dieser Einrichtung Ueberfluß an Wasser und die höchste Reinlichkeit in der Anstalt erzielt und erleichtert.

Die neue durch Mac Adam in England eingeführte Bauart des Grundlagers (empierrement) der Heerstraßen hat die Aufmerksamkeit des Baudepartements beschäftigt; eine Reise zweier seiner Glieder nach England verschaffte Gelegenheit, darüber genaue Erkundigungen einzuziehen, und wenn die Versuche, welche jetzt wirklich damit angestellt werden, nicht etwa durch allzugroße Kostbarkeit von dieser Methode abschrecken, so dürfte sie für einige Lokalitäten, besonders da wo gutes Grien mangelt, nutzbar erachtet werden.

Im bisherigen Gefängnißhaus betrug, vom 1 Nov. 1824 bis zum 10 Oktober 1825, an welchem Tage die Gefangenen in die neue Zuchtanstalt versetzt wurden, ihre Durchschnittzahl 63 ½ auf den Tag, oder 8 mehr als im Jahr zuvor; der Unterhalt von 60 ⅔ derselben fiel dem Staat zur Last. Arbeitsbeschäftigung hatten im Durchschnitt 46 Gefangene; einige Webstühle sind für Vermehrung der Arbeitszweige eingerichtet worden; der Ertrag der Arbeiten gewährte in neun Monaten 16,871 Gulden, während im verflossenen Jahr der-

ſelbe nicht über 11,599 angeſtiegen war. Alle Kleider- und Schuſterarbeit für den Bedarf des Hauſes iſt in dieſem ſelbſt verfertigt, und den Gefangenen wurden in den neun Monaten 5324 Gulden bezahlt. Das Comité, welches ſich mit den nach vollendeter Strafzeit entlaſſenen Sträflingen beſchäftigt, hat bis dahin eine Ausgabe von 6577 Gulden beſtritten. Kein Entweichungsverſuch iſt im abgeloſſenen Jahr gemacht worden. Die für das neue Zuchtgefängniß abgefaßten Ordnungen über den ganzen innern Haushalt, die Arbeit, Kleidung, Bedienſtete, Religionsübungen, Unterricht u. ſ. w. ſollen nicht eher durch den Druck bekannt gemacht werden, bis ihre Zweckmäßigkeit durch einige Zeit und Erfahrung ſich wird bewährt erfunden haben. Wirklich ſind die Bewohner des Hauſes in drei Abtheilungen geſondert und für jede derſelben iſt eine eigene Kleidung vorgeſchrieben. Das Kriminalquartier befaßt die zur Zwangarbeit und Einſperrung Verurtheilten; das korrektionelle Quartier die zu einfachem Gefängniß Verurtheilten, und das Ausnahmsquartier (quartier d'exception), theils junge Leute unter ſechszehn Jahren, theils ſolche Sträflinge, welche die Aufſichtsbehörde, ſei es um eigenthümlicher Natur ihres Vergehens, ſei es um ihrer Aufführung willen, dahin ordnet. Noch ſind nur die männlichen Sträflinge in die neuen Gefängniſſe gebracht worden, und deren waren zu Ende des Jahrs einunddreißig, von welchen achtzehn ins kriminelle, neun ins korrektionelle und vier ins exceptionelle Quartier gehörten. Unter den angewandten ſtrengern Zuchtvorſchriften iſt die gänzliche Entziehung aller geiſtigen Getränke und des Rauchtabaks diejenige, welche den Sträflingen am empfindlichſten fiel. Für Leſen, Schreiben und Rechnen iſt eine Schule in der Zuchtanſtalt errichtet worden.

Ins Polizeiweſen einſchlagend ſind die Beſchränkungen der Privilegien der Schlächter, durch unbedingte Oeffnung freier Metzgbänke (der ſogenannten sagateries) wo jeder Viehbeſitzer auf eigene Rechnung ſein Vieh ſchlachten, und das Fleiſch verkaufen laſſen kann, als wohlthätig bewährt erfunden worden, und es hat die freiere Konkurenz auf die Verminderung der Fleiſchpreiſe bedeutſam eingewirkt. Mit gleichem Erfolg iſt das Syſtem des freien Verkaufes auch auf die Holzkohlen angewandt worden.

Während der eilf erſten Monate von 1825 wurden einundſiebenzig neue Anſiedelungsbewilligungen ertheilt, davon vierzig für die Stadt Genf und einunddreißig für den übrigen Kanton. Eben ſo wurden 2533 neue Aufenthaltsbewilligungen ertheilt, worunter 1748 für die Hauptſtadt und 785 für die übrigen Gemeinden des Kantons. Die 1748 Aufenthaltsbewilligungen für Genf theilen ſich in 1691 für unverheirathete Perſonen, meiſt Handwerker, und 57 für Verheirathete; davon befanden ſich 1260 noch am Ende des Jahrs in der Stadt, nämlich 1222 Unverehlichte und 38 Verehlichte. Den Regiſtern der Anſaſſenkammer zufolge befanden ſich am 20 November letzthin bei 4000 Auswärtige, welche von ihrer Handarbeit leben, in der Stadt Genf, die Dienſtboten ungerechnet. Dieſe Zahl aber ſteht gegen die der Sommermonate weit zurück, wo alsdann durch Bauarbeiten ſehr viele Handwerker herbeigezogen werden. Die Zahl der Reiſenden iſt gegen frühere Jahre bedeutend ſtärker geweſen. In den erſten eilf Monaten von 1825 ſind 11,970 Reiſepäſſe und 1932 Wanderbücher in Genf viſirt worden, zuſammen 13,902, oder im Durchſchnitt 38 neue Reiſepäſſe auf jeden Tag. Ihrer Herkunft zufolge waren von dieſen 13,902 Reiſenden, Angehörige der Schweiz 3559, Frankreichs 3058, Piemonts und Savoyens 3091, Italiens 553, Englands 1539, Amerika's 88, Deutſchlands 1850, Dänemark und Schwedens 45, Rußlands 116.

Der Sanitäts-Polizei gehört die Errichtung einer Unterrichtsanſtalt für Hebammen an, dernach dieſe nun nicht mehr genöthigt ſein werden, in ausländiſchen Anſtalten ſich die erforderlichen Kenntniſſe und Kunſtfertigkeit zu erwerben. Der Doktor Morin und ſein Gehülfe Herr Caſſagne haben dieſen (in frühern Jahren auch durch den verſtorbenen Profeſſor Kurine ertheilten) Unterricht beſorgt. Sechszehn Frauen, von denen drei der Hauptſtadt zuſtehen, haben den erſten Lehrkurs beſucht; ein zweiter ſoll alsbald eröffnet werden und der Unterricht wird unentgeldlich ertheilt. Da ſich eine Pockenepidemie auf der Grenze des Kantons und zum Theil auch in demſelben gezeigt hatte, ſo ward vom Staatsrath ein Vaccine-Comité errichtet, eine Anzahl Impfärzte wurden beſtellt, und die angemeſſenen Einladungen zu Benutzung dieſer Anſtalten erlaſſen; das Bedürfniß derſelben hat ſich aus den zahlreichen Impfungen, die ſeither bewerkſtelligt wurden, ſattſam ergeben, und die getroffenen Anſtalten ſollen weiterhin fortdauern.

In den Werkſtätten der Uhrmacher, ſo wie der Gold- und Silberarbeiter, iſt eine große Thätigkeit unausgeſetzt vorhanden geweſen. Die neuen Abſatzwege, welche ſich nach den ſüdlichen Staaten von Amerika und nach England öffneten, haben diejenigen vortheilhaft erſetzt, welche durch den Krieg in Griechenland und die Hemmungen aller Art in den öſterreichiſchen Staaten gänzlich oder großentheils geſchloſſen wurden. Keiner Werkſtätte hat es an Arbeit gefehlt, die kleinern haben ſich vermehrt und gewiſſe Detailarbeiten, die Paris gänzlich von Genf abgezogen hatte, ſind wieder dahin zurückgekehrt. Die an 307 Arbeitstagen vom Bureau de garantie in den Werkſtätten der Gold-

rbeiter gemachten Beſuche ſind auf 4486 angeſtiegen; es waren 340 mehr als im vorigen Jahr, und im Durchſchnitt alſo 14 ⅔ auf den Tag. Proben ſind im Garantiebureau 2521 vorgenommen worden.

Die am 31. Dezember 1825 gezogene Bilanz der Erſparnißkaſſe (caisse d'épargne et de prévoyance) zeigt am Schluſſe des neunten Jahres der Anſtalt ein Soll und Haben von 2,353,078 fl. 4 ſ., wobei im Haben ein Reſervefond von 52,356 fl. 11 ſ., aus bisherigem Ueberſchuß der Einnahmen und aus Schenkungen herrührend, enthalten iſt. Am 31. Dez. 1825 war die Kaſſe an 3493 Theilhaber die Summe von 2,203,463 fl. 4 ſ. als Betrag ihrer Einlagen ſchuldig; ſeit einem Jahr hatte ſich die Zahl von jenen um 282, die der Einlagen um 266,383 fl. 7 ſ. vermehrt. Es ſind ungefähr allzeit die gleichen Klaſſen von Einwohnern, welche ihre Erſparniſſe der Kaſſe bringen; ⅔ bis ¾ der Einlagen gehören Dienſtboten zu, und meiſt den weiblichen. Der Ueberreſt theilt ſich zwiſchen Fabrikarbeiter, Landarbeiter und einige Minderjährige. Folgender Zug, deſſen die Protokolle der Erſparnißkaſſe Erwähnung thun, darf wohl auch in dieſem Berichte nicht übergangen werden. Ein Bürger von Genf hatte im November 1823 unter den vorgeſchriebenen Bedingniſſen ein Darlehn von 5500 Fr. aus der Erſparnißkaſſe erhalten. Er verhieß damals, den Gewinn, der ihm aus einem mit dieſer Summe zu machenden Verkehr erwachſen könnte, mit der Erſparnißkaſſe zu theilen, die hingegen niemals durch mögliche Einbußen auf irgend eine Weiſe ſich gefährdet befinden konnte. Die Umſtände begünſtigten den Entlehner dermaßen, daß er im Mai 1825 Kapital und Intereſſen zurückzahlen und dabei annoch einen Gewinn von 15,850 Genfergulden der Erſparnißkaſſe überlaſſen konnte; der großmüthige Geber verlangte aber, ungenannt zu bleiben.

Wir könnten (mit dieſen Worten endigt ſich der Rechenſchaftsbericht) dieſem aus einzelnen beachtenswerthen Zügen gebildeten ſummariſchen Abriß der Verwaltung des Staatshaushalts annoch weitere Entwickelungen hinzufügen über verſchiedene Unternehmungen, wodurch nutzbare Entdeckungen bei uns eingeführt worden ſind, und über Aſſociationen, wodurch die brüderlichen Bande mit unſern Bundsgenoſſen ſtets enger geknüpft werden. Allein die Erörterung aller dieſer Lebenselemente des Kantons würde uns hier über die einer ſolchen Berichterſtattung beſtimmten Schranken hinausführen. Wir ſchlieſſen mit dem Ausdruck der Hoffnung, es möge das verfloſſene Jahr denen zugezählt werden, die den Wohlſtand unſers kleinen Freiſtaates befördert haben. Dasſelbe würde vollends auch den glücklichſten der Republik angehören, wenn der Hinſcheid vortrefflicher Mitbürger nicht ſchmerzliche Wunden geſchlagen hätte, die noch keineswegs vernarbet ſind.

Der Oberſt auf halbem Sold.

Der Oberſt Blinval lebte, mit ſeiner noch ziemlich jungen Frau und drei Kindern, von ſeinem halben Sold. Er hatte ſeinen Wohnort in einem von Paris ziemlich entfernten Departement genommen, um von ſeinem geringen Einkommen ſich, wo nicht größere Bequemlichkeit, doch ein ſorgenloſeres Daſein zuzuſichern. Weder er noch ſeine Gattin hatte ererbtes Vermögen, denn die Revolution hatte ihnen Alles genommen, darum ſuchte er durch anderweitige ehrenvolle Beſchäftigung ſich noch die zur Erziehung ſeiner Familie nothwendigen Mittel zu verſchaffen, und ſeine Frau theilte mit ihm dieſe ſüße Pflicht. Mitten in dieſem Bemühen erhielt er die Nachricht, daß ſein Bruder, Arzt in der nahen Gemeinde, ſeine ehrenvolle Laufbahn plötzlich beendigt habe, und, reich an uneigennützigen und wohlthätigen Handlungen, aber arm an Geld und Gut, ihm als Erbſchaft einen Knaben und ein Mädchen, beide im zarteſten Alter, hinterlaſſen habe. Sogleich machte er ſich auf den Weg, um den Verblichenen zur Erde zu beſtatten, wonach er die beiden Kleinen, die niedlichſten Geſchöpfe, welche man ſich nur immer denken kann, liebend in ſeine Arme ſchloß, den Weinenden verſprach, künftig Vaterſtelle an ihnen zu vertreten, und ſie als vollgültiges Erbrecht mit ſich nahm.

Die fünf Kinder wuchſen um den guten Oberſt wacker heran. Sie waren alle friſch und geſund, einfach, aber ſehr reinlich in grobe Stoffe gekleidet, dabei ſcherzend, liebkoſend und lernend; denn wenn man ſeinen Lehrer liebt, ſo ſind die Fortſchritte gar ſchnell. Der Unterricht der beiden älteſten Knaben (der Söhne beider Brüder) war nun ſo weit gediehen, daß man daran denken mußte, ſie auf's Kollegium zu ſenden. Aber der Kaſſenzuſtand des Familienhauptes war ſo beſchaffen, daß man unmöglich daran denken konnte, beide zu gleicher Zeit zu verſorgen. In dieſer zweifelhaften Lage wurde berathſchlagt. Der Rath war auch bald gefunden, und man beſchloß übereinſtimmend, daß der Oberſt, in Rückſicht auf ſeine langen und ausgezeichneten Dienſte, ſich um eine Stelle, in einem der Lyzäen der Hauptſtadt, für einen der beiden Knaben bewerben ſolle. Einige alte Freunde, die man kaum mit dieſem Namen zu benennen wagt und an die man mit beſonderer Achtung ſchreibt, weil ſie noch in Amt und Würde ſind, und man es nicht mehr iſt, werden, ſo hofft man mit Zuverſicht, ihren Einfluß bei dieſer Gelegenheit geltend machen.

Aber welchem von den beiden Knaben ſoll die er-

betene Stelle beſtimmt bleiben? Dieſe Frage beſchäftigt jetzt oft den kleinen, trauten Familienkreis. Die Mutter ſoll endlich darüber entſcheiden. „Ich meine,“ ſagte ſie zu ihrem Mann, „daß es am gerathenſten wäre, zuerſt unſern Neffen zu verſorgen, denn ich glaube in ihm faſt noch größere Anlagen entdeckt zu haben, als in ſeinem Vetter. Mit demſelben guten Herzen begabt, wie dieſer, wird er folglich früher im Stande ſein, der Familie nützlich zu werden. Ueberdem iſt dies Kind die Hinterlaſſenſchaft unſers Bruders. Es hat keine andere Stütze, als uns, darum ſichern wir ſeine Zukunft zuerſt, das wird uns für unſere übrigen Kinder Glück und Segen bringen.“

Es war in dieſer Rede eine ſo große Richtigkeit der Beobachtung, verbunden mit einer ſo tiefen Herzensgüte, daß es ſchwer werden möchte, zu entſcheiden, ob die ſorgſame Familienmutter beachtete, was ihre Worte zugleich an Edelmuth und Wahrheit ausdrückten, um den Karakter zweier Gatten zu bezeichnen, die ſich ſelbſt vergeſſen, um unparteiiſch zu ſein. Es iſt in dem Herzen eines guten Weibes ſo manche geheimnißvolle Saite, deren leiſer oder ſtärkerer Anklang ihr ſelbſt, geſchweige denn Andern, ein Räthſel bleibt. Wie viele unſchuldige Liſt, wie viele bezaubernde Geſchicklichkeit können Zufall und Gelegenheit offenbaren! Wer wagt es, alle die Faden zu entwirren, aus denen das zarte Gewebe des weiblichen Gemüths geſponnen iſt? Wer wagt es, dieſe Sanftmuth und Güte ſich anzueignen, ohne die Vorſicht, dieſe ſo nothwendige Eigenſchaft, womit die Natur eben die Weſen, denen ſie die rohe Kraft verſagte, ſo reichlich ausgeſtattet hat, zu vergeſſen? Wer wagt es, hier nur Schlauheit und Schwäche entdecken zu wollen, — wenn als Mädchen, als Gattin und Mutter, das Weib nur das Leben erhalten zu haben ſcheint, um auf dieſer Erde das Daſein zarter, oft ſelbſt verzichtender und ganz uneigennütziger Liebe zu verherrlichen? — —

Die Antworten aus Paris kamen an. Man eröffnete ſie zitternd und durchflog ſie bebend — vor Freude. Der Platz iſt bewilligt und veranlaßt durchaus keine weitern Ausgaben. Ein ehemaliger Waffengefährte hat mit dem Kriegsminiſter geſprochen und die Rechte des Oberſten geltend gemacht. Alphons hat nun die Verſicherung einer Stelle in einem der Lyzäen zu Paris. Seine Schweſter, ſein Vetter, ſeine Baſen jubeln, umarmen und küſſen ihn. Der Oberſt drückt ihm die Hand und ſagt: ſei brav, mein Kind! wie es dein Vater war, während ſeine Gattin den Wonnetrunkenen an ihr Herz drückt, und über das Gelingen ihres Wunſches, wie über ihr eigenes Werk triumphirt. Man bereitet ſich nun zur nahen Abreiſe vor. Der Oberſt wird ſeinen Neffen begleiten, er wird dieſe Reiſe zugleich benutzen, um einen Rückſtand ſeines Soldes zur Sprache zu bringen, auf den er ſich jedoch wenig Rechnung macht. Schon betrübt man ſich über dieſe Abweſenheit; doch ſie kann ja nur von ſehr kurzer Dauer ſein. Man verbirgt eine Thräne, die im Auge glänzt, man dankt dem Himmel im ſtillen Abendgebete, und nachdem man ſich noch einmal umarmt hat, verfügt man ſich zur Ruhe, in deren Schooße der Schlaf ſich diesmal, der Begebenheiten des Tages wegen, ein wenig erwarten läßt.

Unſere beiden Reiſenden befanden ſich bereits zu Paris, und die Thür des Lyzäums wird ihnen geöffnet. Aber eben hier, wo es am allerwenigſten zu erwarten war, ſollte die Freude des guten Oberſten Schiffbruch leiden. Während der junge Alphons in den Beluſtigungsſälen ein Zeuge der Spiele iſt, an denen er noch nicht Theil zu nehmen wagt, während er eine Beobachtung der Karaktere anſtellte, die am meiſten mit dem ſeinigen übereinſtimmend zu ſein ſchienen, bleibt der Oberſt im Zimmer des Vorſtehers, der mit ihm über die vollkommene Ausſtattung des neuen Zöglings, als wie über eine unbezweifelt geſchehene Sache ſpricht; denn jeder der Neueintretenden iſt genöthigt, ſeine ganze Equipage in der Bekleidungskammer niederzulegen, wo ſie ihm aufbewahrt wird. Aber daran hatte der würdige Oheim am allerwenigſten gedacht. Sowohl er, als ſeine Frau, waren der Meinung geweſen, daß eine freie Unterhaltung und Bekleidung zugleich mit einer freien Stelle verbunden ſei. Nicht etwa, daß ihr Neffe nicht mit mehreren Paar Strümpfen, einem halben Dutzend Hemden u. ſ. f. hinlänglich verſehen geweſen wäre, ſo daß er ein Jahr und darüber ſehr gut damit hätte auskommen können; aber der Reſt ſeiner übrigen Bagage war ſehr gering. Als ein neuer Bias, trug er beinahe ſeine ganze Garderobe an ſich: einen neuen Rock, der am Abend vor ſeiner Abreiſe vom Schneider gekommen war, und der ſeinen ganzen Reichthum ausmachte; denn alle ſeine übrigen Kleider, gleichſam als zu unwürdig in dem Heiligthum eines Lyzäums zu erſcheinen, waren redlich auf ſeinen Vetter übergegangen.

Dieſe Vergeſſenheit der erſten Bedingungen bei der Aufnahme eines Zöglings in einem Lyzäum, würde auffallend erſcheinen, wenn ſie nicht auf einem beſondern Umſtand beruhete. Der Korreſpondent des Oberſten hatte nämlich, eben auf dem Punkte nach Antwerpen zu reiſen, dieſem geſchrieben: daß der König manchmal die Ausſtattung übernehme, und daß Alphons alſo auch dieſe Gunſt genieſſen werde. Er habe deshalb einem Banquier den Auftrag hinterlaſſen, die dazu benöthigte Summe ſogleich auszuzahlen. Aber dieſer zarte Edelmuth eines ehemaligen Kriegskame-

raden hatte nur den Erfolg gehabt, den Oberſten in eine vollkommene Ungewißheit zu ſtürzen, indem ſeither der mit dieſer Zahlung Beauftragte Bankerot gemacht hatte.

Das einfache Wort der Ausſtattung, ohne welche er genöthigt war, den Knaben wieder mit ſich zu nehmen, ſchlug ihm hart gegen Ohr und Herz, und brachte eine Wirkung auf ihn hervor, die weder das Feuer noch das Schwert des Feindes in ihm hatten erwecken können. Er erblaßte, und ein kalter Schweiß benetzte ſeine Stirn, die er einige Augenblicke mit der flachen Hand bedeckte. Kurz nachher rief ein anderes Gefühl die Röthe darauf zurück. Er ſchämte ſich, nicht reich zu ſein, während doch er ſich deſſen hätte rühmen dürfen. Aber ein Entſchluß mußte doch gefaßt werden. Er erhob alſo die Augen zu denen des Vorſtehers, ſtotterte einige unzuſammenhängende Phraſen her, und fragte endlich zitternd: „welches der Preis der Ausſtattung ſei?“ Die Antwort läßt ſich nicht lange erwarten. „Fünfundzwanzig Louisd'or!“ wiederholt er beklemmt, „und ich habe nicht fünf in meinem Vermögen. Der Freund, auf deſſen Empfehlung ich dieſe Stelle erhalten habe, iſt abweſend, und ich kenne ſonſt Niemand in dem ganzen großen Paris.“ Er fügte die Bitte um einige Tage Aufſchub hinzu, um Rath zu ſchaffen. Sie wurde ihm zugeſtanden, und er kehrte, mit einem wenigſtens nicht mehr ſo ſchwer bedrückten Herzen, in ſein Abſteigquartier, im blauen Zifferblatt, in der St. Jakobsſtraße No. 127 zurück, wo er folgenden Brief an den Finanzminiſter ſchrieb:

„Gnädiger Herr!

„Ich habe meinem Vaterlande achtundzwanzig Jahre lang tadellos gedient. Ich habe meinen Rang und meinen halben Sold als Oberſt redlich verdient, davon zeugen meine Narben. Ich bin arm und ſchäme mich deſſen nicht; aber es betrübt mich im gegenwärtigen Augenblicke, weil ich fünf Kinder habe, von denen zwei mein Bruder mir als Erbtheil hinterlaſſen hat, und die ich wie meine eigenen liebe. Für eines dieſer Letztern habe ich vom Könige eine Stelle im Lyzäum erhalten, und ich befinde mich auf dem Punkte, dieſe Gnade leider nicht benutzen zu können, weil mir fünfundzwanzig Louisd'or fehlen, welche zur Ausſtattung durchaus erforderlich ſind. In zwei Monaten iſt der Zahlungstermin meines Gehalts. Wollten Sie nun die Güte haben, zu verordnen, daß man im Voraus mir dieſe Summe auszahle, deren ich ſo dringend bedarf? Ich habe die Ehre mit hoher Achtung zu ſein

„Paris, am .....

Der Oberſt Blinval.“

Der Brief wurde durch den Schreiber ſelbſt im Hotel des Miniſters abgegeben. In Erwartung einer, wie er hofft, günſtigen Antwort, beſchäftigt er ſich mit dem Andenken ſeiner Frau und ſeiner Kinder. Er beſchreibt drei und eine halbe Seite breites Papier für die Erſtere, durchſtreift heute einen Theil des großen Paris, morgen einen andern, beſucht das prachtvolle Invalidenhaus, wird dort von einem verkrüppelten Unteroffizier ſeines ehemaligen Regiments erkannt, deſſen auch er ſich erinnert, drückt ihm, nach einer beklemmenden Unterhaltung, bei welcher Beider Stirnmuskeln ſich zuſammendrängen, ein Fünffrankenſtück in die Hand, kniet an ſeiner Seite unter dem hohen Dom, nicht ohne an den beim Miniſter abgegebenen Brief zu denken, begibt ſich zu ſeinem Alphons, dem er es weder an Liebkoſungen, noch an gutem Rath fehlen läßt, und, nachdem er am Abend des dritten Tages in ſeine Wohnung zurückgekehrt war, findet er dort die ſo ſehnlich erwartete Antwort des Miniſters. — Das Reſultat derſelben iſt, daß eine Vorausbezahlung nicht ſtattfinden, und daß die „Rechnungsordnung“ einer ſolchen Anforderung nicht entſprechen könne.

Man weiß, daß der Oberſt ſein Geſuch als rechtſchaffener Soldat abgefaßt hatte, und nun wurde er, der Rechnungsordnung wegen, abgewieſen. Er begriff die Rechtmäßigkeit eines ſolchen Verfahrens nicht, und indem er ſich, in ſeinem Zimmer im blauen Zifferblatt, mit der geballten Fauſt vor die Stirn ſchlug, rief er aus: „Achtundzwanzig Jahre lang ſeinem Vaterlande gedient, fünfzehn Wunden erhalten zu haben, und nicht einmal fünfundzwanzig Louisd'or ſein Eigenthum nennen zu können, um damit die Ausſtattung eines fünften Kindes zu beſtreiten!“

Dieſe Worte wurden in dem gedrungenen Tone ausgeſprochen, der gewöhnlich einen konzentrirten Schmerz zu begleiten pflegt, und der oft der Vorgänger der Verzweiflung iſt. Der Oberſt betrachtete ſeinen am Tragriemen beim Mantelſack aufgehängten Degen, und dies Betrachten war von einem bittern Lächeln begleitet.....; aber er dachte an ſeine Frau, an ſeine Familie, und ſah ſich als ein nothwendiges Werkzeug zu ihrer Erhaltung, als einen bewachenden Poſten an. „Der Stand iſt übel,“ ſagte er zu ſich ſelber, „aber das gibt mir nicht das Recht, ihn zu verlaſſen. Ich will ein guter Soldat ſein, bis an mein Ende.“ So beruhigte er ſich nach und nach, bis er endlich ſo viel Kraft gewann, ſchreiben zu können. Er theilte Alles ſeinen entfernten Lieben mit. Jede Mittheilung tröſtet, ſelbſt wenn man nur den zehnten Theil ſeines Kummers in eines Andern Buſen niederlegen kann. Darauf ſtreifte er zwei- oder dreimal mit der flachen Hand über die Augen, und erhob ſich vom Seſſel, um ſich auf's Bett zu ſtrecken, wobei er mit verzichtender Schwermuth murmelte:

„Mein armer, guter Alphons! so muß ich dich denn morgen wieder abholen. Wir werden traurig zurückkehren; aber darum wird man uns nicht weniger liebreich zu Hause empfangen. Ich werde dir das Wenige lehren, was ich in den Pausen des Geräusches der Waffen selbst zu erlernen die Gelegenheit gefunden habe, und für das Uebrige wird der Allmächtige sorgen. Hat er mich armen Mann doch zum Obersten des Achtundsechszigsten gemacht, so wird er auch für dich sorgen; denn dein Vater war ja der Arzt aller derjenigen, die sonst gewöhnlich keinen haben, und er hat manchen harten Thaler in die Hand der Kranken gedrückt, denen er den Puls gefühlt."

Der Schlaf des Bedrückten ist kurz und oft gestört. Dieser Balsam wird ihm von der Natur nur sparsam gewährt, und man möchte fast sagen, daß irgend eine feindliche Macht ihre Hand zurückhalte, wenn sie den glücklichen Mohn ausstreuen will. Die Augen des Obersten blieben deshalb nicht lange verschlossen. Seine ersten Blicke (es war in den langen Tagen) fielen auf das Schreiben des Ministers, das geöffnet ihm zur Seite lag. Er überlas es noch einmal, und sah am Ende die gewöhnliche Formel, durch welche Seine Exzellenz das lebhafteste Bedauern äussert, seinem Verlangen nicht entsprechen zu können. Darüber setzt er sich in den Kopf, daß wenn er in die Büreaux des Ministeriums gehe, man seine Lage gewiß in Betrachtung ziehen, und ihm die Mittel zur Ausstattung seines Pflegesohnes anweisen werde.

Aber um eilf Uhr frühestens werden erst die Büreaux geöffnet. Nach seinem Frühstück, welches er, der größern Sparsamkeit wegen, in seinem Zimmer genoß, wo Niemand untersuchte, woraus dies sehr einfache Mahl bestand, und wo er folglich nicht genöthigt war, sein doppeltes Ehrenzeichen unterzuknöpfen, überlegte unser Offizier, ob er seinen Neffen besuchen oder einer Revüe beiwohnen sollte, von der man ihm gesprochen hatte. In dem Zustand der Verlegenheit, worin er sich befand, wäre es ihm schmerzlich gewesen, seinen Pflegesohn zu sehen. Die Trommel rasselte unter seinem Fenster, und er ergriff Stock und Hut. Ein alter Soldat muß sehr zu beklagen sein, wenn das Schauspiel von 12,000 Mann unter den Waffen, begleitet mit kriegerischer Musik, nicht das Geschick seiner Sorgen auf einige Minuten zu verschieben im Stande ist. Es muß keine militärische Fiber mehr in ihm sein, wenn er, bei dem fliegenden Kommandowort, dessen schnelle und gleichmäßige Vollziehung erfolgt, nicht sein Herz in der Wonne des Muths erbeben fühlt. Wenn es auch nur eine Täuschung ist, so ist sie doch so süß! — So vergaß auch der Oberst drei Stunden lang Lyzäum und Vorsteher und Aussteuer und Finanzminister und den erhaltenen Brief.

Er kehrt weniger düster mit dem Regiment zurück, dem er gefolgt war, und kommt auf dem Ministerium gerade an dem Tage und zu der Stunde an, wo die Büreaux zugänglich sind; aber in diesem Labyrinthe nicht bekannt, verliert er sich darin. Von einem Beamten zum andern geschickt, hier halb gehört, dort ganz von seinem Zwecke abgeleitet, klopft er endlich an das Zimmer des Herrn V. Ein Mann von mittlerer Größe, sorgfältig gekleidet, mit einem anfänglich kalten Gesichte, dann freundlicher beim zweiten Blick; aber sehr blaß, als Zeichen einer langen sitzenden Federbeschäftigung, öffnet ihm die Thür, und nöthigt ihn sich zu setzen und sein Begehren vorzubringen. Siehe, endlich gehört zu werden, drückt sich der Oberst kurz und verständlich aus; denn jede Beredsamkeit, selbst die des Soldaten, bedarf eine gewisse Aufmerksamkeit. Er endet, indem er den empfangenen Bescheid vorzeigt.

„Mein Herr!" entgegnete der Bureauchef, nachdem er den Brief mit Aufmerksamkeit durchlesen hatte, „man konnte Ihnen nicht anders antworten, als geschehen ist. Hätte man Ihnen die Vorausbezahlung bewilligt, welche Sie auf Ihre Unterschrift begehrten, und der König und die Armee hätten das Unglück gehabt, Sie zu verlieren, so würde die Rechnungskammer diese Ihre Bescheinigung als ungültig verworfen haben. Aber ich ersuche Sie um eine Erlaubniß, und es liegt mir sehr viel daran, daß Sie mir dieselbe nicht abschlagen mögen: Sie besteht darin, Ihnen die fünfundzwanzig Louisd'or anbieten zu dürfen, welche Sie eben brauchen. Doch habe ich sie jetzt nicht bei mir, und möchte Sie deshalb bitten, meine Adresse zu nehmen."

Zugleich bot er dem Obersten eine Karte dar. Dieser blieb unbeweglich, die Augen starr auf den Schweigenden gehestet. Sodann träufelten zwei große Thränen aus seinen Augen zur Erde hinab. Es war die stärkste innere Bewegung, welche er seit zwanzig Jahren gehabt hatte, wenn man die ausnimmt, von der er durch den Tod eines Unteroffiziers betroffen wurde, der an seiner Seite starb, indem er ihn, den Schwerverwundeten, mit seinem Körper zu schützen sich bestrebt. Aber selbst da weinte er nicht, denn er war auf dem Schlachtfelde.

Herr V. hielt ihm noch immer die Karte vor, und fügte dringend hinzu: „Lassen Sie mich nicht umsonst bitten. Auch ich bin verheirathet mit einem vortrefflichen Weibe, auch ich habe drei Kinder, die meine Frau selber erzieht. Ich bin nicht reich; aber ich bin wohlhabend, wir haben einige Er-

sparungen gemacht, und ich kann Ihnen die heiligste Versicherung geben, daß wir, dieser Kleinigkeit wegen, nicht den geringsten Mangel verspüren werden."

„Mein Herr! entgegnete endlich der Oberst, ich bin keineswegs in der Absicht zu Ihnen gekommen, Sie auf irgend eine Weise zu berauben. Ich habe ja nicht einmal die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein. Fremd in dieser großen Stadt, wünschte ich nur, daß man mir Jemand andeute, der mir auf meinen Gehalt und auf meine Unterschrift einen Geldvorschuß mache. Aber Sie geben mir jetzt vollkommenes Licht. Wer würde einem armen Offizier, der keine andere Bürgschaft, als seine Wunden und seinen halben Sold hat, wohl etwas leihen? —

„So erlauben Sie mir, daß ich Ihnen das borge, was Sie brauchen. Aber auf jeden Fall würden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie mir vergönnen wollten, Ihrem Neffen das kleine Geschenk zu machen. Ich ersuche darum für mich und meine Frau, die, wäre sie hier, ihre Bitte mit der meinigen vereinen würde. Muß nicht ein Jeglicher hienieden eine kleine Bagage vorausſenden? Sie haben schon achtundzwanzig Jahre eines edeln Dienstes, ja wohl eines edeln Dienstes, wie dies Ihre gegenwärtige Lage beweiset, vorausgeschickt; warum wollen Sie mich nun verhindern, etwas Aehnliches zu thun? Wollten Sie nicht die Gelegenheit dazu mir gewähren, so würde ich an Andere mich wenden müssen, und dürfte ich da wohl die Gewißheit haben, daß diese mit Ihnen gleichgestellt werden könnten? Es ist ein höherer Auftrag, er ist sehr dringend, ich muß ihn vollziehen..... Darf ich hoffen, Sie diesen Abend bei uns zu sehen? Werden Sie eine Tasse Kaffe verschmähen — um sechs Uhr?"

Der Oberst nahm die dargebotene Adresse, und drückte dem Geber die Hand, indem er mit fast erstickter Stimme die einzigen Worte wiederholte: um sechs Uhr! — In diesem Druck, in diesem Ton der Stimme war Alles enthalten, was die Seele des Obersten hineinzulegen vermochte, Alles, was die des Andern aufzufassen und zu verstehen im Stande war.

Glauben meine Leser, daß ich diese Geschichte erfunden habe, um sie zwei oder drei Minuten damit zu unterhalten? Es würde mir leid thun für sie und für mich, wenn sie einen solchen Gedanken gehabt hätten. Der Oberst Blinval lebt wirklich in einem der achtundsechszig Departements, in welche Frankreich abgetheilt ist, mit einem guten Weibe und braven Kindern. Der hübsche kleine Alphons studiert im Lyzäum Heinrichs IV., oder in der Militärschule, oder anderswo, und treibt vielleicht Knabenstreiche in demselben Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, oder er ist fleißig in seinem Zimmerchen. Herr B. wohnt wirklich zu Versailles, und ist der Gemahl eines eben so reizenden als tugendhaften Weibes. Ich sage nicht wo, in welcher Straße und in welchem Hause er wohnt, obgleich das Register der 25,000 Adressen es mir zur Genüge bezeichnet hat; aber ich will auch Etwas für mich behalten, und für den vortrefflichen B., denn ich bin gewiß, daß dieser Mann, der ohnedem ein wenig verschlossen von Natur ist, sich darauf stützt, manchmal sehr geheimnißvoll zu sein, und daß er mich verachten würde, ohne mich zu kennen, wenn ich unbescheiden genug wäre, das Publikum in eine vollkommene Kenntniß der Voraussendung seiner Bagage zu setzen.

Ueber den gegenwärtigen Zustand Südamerika's.

(Beschluß.)

Wenn Buenos-Ayres in einer Bucht sich befände, deren Schiffahrt weniger gefährlich wäre, als die von la Plata, so würde diese Stadt sehr geeignet sein, ein Verbindungsmittelpunkt für den Handel der ganzen Erde zu werden. Die Lage würde selbst in mancher Beziehung der von Rio-Janeiro vorzuziehen sein, weil sich dort kein Fluß befindet, während die beiden Arme des la Plata, die Parana und der Paraguay sich nördlich längs der westlichen Küste Brasiliens hinziehen, und durch die Flüsse, die ihnen zuströmen, eine Verbindung zu Wasser mit Cordova, San-Jago, Tucuman, Mendoza und San-Juan, am östlichen Fuße der Kordillera gelegen, möglich machen. Ein grosser Theil des Gebiets von Buenos-Ayres gehört zu den unter dem Namen „Pampas" bekannten Ebenen, die sich westlich bis an die Kordillera und südlich bis an die patagonischen Gebirge ausdehnen. Sie sind nicht bebaut, aber an vielen Stellen mit den reichsten Triften überdeckt, die unzählige Heerden von Hornvieh und Pferden ernähren. Man sieht keinen Baum, selbst keinen Strauch in diesen unermeßlichen Ebenen, mit Ausnahme weniger Weiden und Mimosen, die am Ufer einiger Teiche stehenden und salzigen Wassers wachsen. Darum war das Brennholz auch so selten zu Buenos-Ayres, daß die Spanier genöthigt waren, eine große Menge europäischer Pfirsichbäume zu pflanzen, nur um sich diesen nothwendigen Artikel zu verschaffen. Man baut auch andere, aus Europa herübergebrachte Früchte, aber nur mit geringem Erfolg. Der Wein allein geräth gut, die Melonen haben keinen Geschmack und die Aepfel sind ganz hölzern, der Kirschbaum trägt nicht einmal Früchte.

Nichts ist indessen herrlicher, als das Klima. Der Thermometer steigt im Sommer nur äusserst selten

über 80 Grad Fahrenheit und fällt im Winter nie unter 40. Der Weizen wird am meiſten gebaut, nächſtdem auch Gerſte und türkiſch Korn. Kürbis und Gurken werden in großer Menge verbraucht. In den großen Meiereien, vorzüglich in den Pampas, beſchäftigt man ſich faſt ausſchließlich nur mit der Viehzucht. Es gibt Eigenthümer, die mehr als ſechshundert Pferde und eine noch viel größere Zahl Hornvieh haben. Es war der Gebrauch unter der ſpaniſchen Regierung (man hat ihn in der letzten Zeit wieder erneuert), zu gewiſſen Zeiten alle ungezeichneten Pferde aufzufangen, ihnen die Ohren abzuſchneiden und ſie als Staatseigenthum zu erklären. Die meiſten Pferde gelten kaum mehr, als ihre Haut werth iſt. Man hält es zu Buenos-Ayres für ſchimpflich, auf einer Stute zu reiten.

Die Menge des Hornviehs iſt faſt nicht zu berechnen. Ein ganzer Ochs, mit Haut, Fett und Hörnern, wird für fünf oder ſechs Dollars verkauft. Für die Haut allein bekommt man deren drei oder vier. Somit hat das Fleiſch faſt keinen Werth. Derſelbe Fall findet auch mit dem Federvieh ſtatt. Die Zahl der erſtern hat ſich jedoch in etwas vermindert, ſeitdem die Engländer in den letzten Jahren ſo bedeutende Ankäufe von Häuten und Talg gemacht haben.

Die Handelsverbindungen zwiſchen Großbritannien und Buenos-Ayres dehnen ſich von Tag zu Tag immer mehr aus. Der Werth der nach dieſer Stadt geſendeten engliſchen Waaren belief ſich 1817 nur auf 388,487 Pf. St., dahingegen er 1823 ſchon bis auf 1,164,745 Pf. St. geſtiegen war. 1821 waren nur 114 engliſche Schiffe hiehergekommen, und 1822 deren 167, die 957,600 Pferde- und Ochſenhäute einluden.

Die Provinzen im Innern erzeugen viel Baumwolle und Tabak. Die gegen die Stürme geſchützten Thäler am Fuße der Anden ſind dem Weinbau ſehr günſtig. San-Juan und Mendoza verſenden alljährlich 12,000 Fäſſer Wein und Branntwein nach Buenos-Ayres, wo ſie gegen die in England verfertigten Gegenſtände ausgetauſcht werden. Man hat ſich in dieſen Gegenden nie mit der Bearbeitung der Minen beſchäftigt. Einige engliſche Spekulanten unternahmen es 1814, die Mine von Fratamina, nahe bei San-Juan, zu pachten und auszubeuten; aber ſie konnten ihren Vorſatz wegen der Gährung im Lande nicht in Ausführung bringen.

Als Rivadavia im Juli 1821 zum Staatsſekretär ernannt wurde, hatten innere Zwiſtigkeiten und die Ungeſchicklichkeit der Regierenden die Republik in eine bedauernswürdige Lage gebracht. Unter ſeiner Verwaltung gewann bald Alles einen andern Anblick. Die Ordnung in der innern Polizei und in den Finanzen wurde wieder hergeſtellt. Alte, gefährliche Vorurtheile wurden bekämpft und ausgerottet. Der unbeſchränkte, verderbliche Einfluß der Mönche und Pfaffen wurde vermindert und die Zahl der Klöſter ſehr beſchränkt. Die Gerichtshöfe wurden beſſer geſtellt und die Beſoldungen der Richter vermehrt. Endlich wurde auch der Militärſtand dem Zivilgeſetze unterworfen.

Im Anfang der Revolution hatte die Regierung mehrere tauſend Neger von den Eigenthümern gekauft, um Regimenter aus ihnen zu bilden; aber 1822 war man genöthigt, darauf Verzicht zu leiſten, weil dieſer Theil der Bevölkerung erſchöpft wurde. Eine andere Urſache, die auch die Zahl der Sklaven vermindert hat, beſteht darin, daß der Kongreß von 1813 entſchied, alle Kinder derſelben ſollten in Zukunft frei ſein, ſo daß es jetzt nur noch einen Sklaven auf neun Freie gibt. Die ganze Bevölkerung aller Provinzen von La Plata wird von Caldcleugh auf 450,000 Seelen angeſchlagen, worin jedoch die Indianer nicht mitbegriffen ſind. Die Provinz von Buenos-Ayres hat 80,000 Bewohner, wovon 65,000 in der Stadt leben.

Die Bewohner von Buenos-Ayres ſind ſehr träg. Einer ſucht den Andern in Faulheit zu übertreffen. Die Pferde ſind ſo häufig, und man kann ſie um einen ſo geringen Preis haben, daß Jedermann wenigſtens eines, gewöhnlich aber mehrere hat. An den meiſten Häuſern erblickt man ein Roß an der Thür, das beſtändig geſattelt iſt, und welches der Eigenthümer beſteigt, ſelbſt wenn er nur über die Straße gehen will. Was noch ſeltſamer iſt, ſo verlangen die Bettler ſelbſt ihre Almoſen zu Pferde. Der Karakter der höhern Klaſſen iſt nur lobenswerth, da hingegen der der niedern zu mancherlei Abweichungen geneigt iſt. Vor Allem lieben ſie leidenſchaftlich das Spiel, vorzüglich ein ſolches, das ſo wenig Bewegung als möglich erfordert. Sie liegen den ganzen Tag im Pulperia (Wirthshauſe), trinken, wenn ihnen das Glück nicht günſtig iſt, und erſtechen, in einem Anfalle des Zorns, denjenigen, der gewinnt. Bei dem geringſten Zwiſt wendet der Kreole ſeinen Poncho oder Mantel um den linken Arm und ergreift ſein Meſſer mit der rechten Hand; doch iſt der vorſätzliche Todſchlag äuſſerſt ſelten.

Die höhere Klaſſe iſt gebildet und ſehr höflich, am meiſten die Frauen, die jetzt die engliſchen Moden nachzuahmen beginnen. Jede wohlhabende Familie hat ihre Tertulias oder Abendgeſellſchaften, und die Fremden werden in denſelben mit vieler Zuvorkommenheit und Grazie aufgenommen. Man muſizirt, man tanzt Menuetten, Walzer und einige ſpaniſche Tänze. — Ueber alle Volksklaſſen breitet ſich ein beſſerer Unterricht immer mehr aus. Es ſind Primarſchulen und Kollegien errichtet worden, deren Koſtenaufwand vom Staat beſtritten wird. Es gibt eine Akademie der

Musik und der Malerei, eine öffentliche Bibliothek, erst vor kurzem gegründet, zählt schon 12,000 Bände, und wird sehr schnell zunehmen, weil die eingehenden Bücher keine Abgaben bezahlen. Vor zwei Jahren hat Rivadavia eine literarische Gesellschaft gegründet, die eine Sammlung von National-Dichtungen drucken läßt. Es erscheinen mehrere Zeitungen, die gut redigirt werden, und die Vorstellungen eines neuen Theaters sind stark besucht.

Der einförmige Anblick der Pampas vergönnt eben keine ausgedehnte und interessante Beschreibung davon zu machen. Caldeleugh durchreisete sie sechszehn Tage lang, um von Buenos-Ayres nach Mendoza zu gelangen. Die Entfernung beträgt etwas über tausend englische Meilen. Die schweren Gegenstände, die nach den westlichen Provinzen, am Fuße der Anden, geschafft werden sollen, transportirt man auf von Ochsen gezogenen Wagen. Aber der üble Zustand der Wege, die schlammigen Bäche und Teiche, machen einen solchen Transport sehr langweilig, weshalb man sich lieber der Maulthiere oder der Saumrosse bedient. Die Posthäuser, die man in gewissen Entfernungen findet, sind ganz elende Hütten, deren Dächer eingefallen und deren Mauern geborsten sind. Im Innern herrscht eine unbeschreibliche Unreinlichkeit, und Alles wimmelt von Wanzen, Flöhen und einer Menge anderer Insekten, die entweder herumfliegen, oder hüpfen, oder kriechen. Die Bewohner dieser Hütten sind sehr sanft und zuvorkommend; aber ausserordentlich arm. Das Wasser, dessen sie sich bedienen, ist fast untrinkbar. Sie essen niemals Brod, und nähren sich nur von Milch und Rindfleisch. Ein wenig Yerba oder Thee von Paraguay ist für sie ein großer Luxus.

Am Ende der Pampas, da, wo das Land in der Nähe des Gebirgs sich erhebt, sieht man dichtes Gestrüpp von Kaktus und Stachelmimosa. Die Dörfer sind nicht mehr so selten und die Häuser ein wenig besser gebaut. Klare Quellen rauschen von den Höhen herab, und fünf oder sechs Stunden von Mendoza verkündigen bebaute Felder die Nähe einer beträchtlichen Stadt. Mendoza liegt am Fuße der Anden, der grossen Passage von Uspalatta gegenüber. Es ist gut gebaut. Seine Häuser sind von Backsteinen, die Straßen sind sehr breit und werden von Kanälen lebendigen Wassers durchschnitten. Eine Alameda oder öffentliche Promenade, auf der man sich einfindet, um Eis und Konfituren bis weit in die Nacht zu geniessen, nebst sechs oder sieben Kirchen, sind die vorzüglichsten Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit des Fremden anziehen. Die Stadt hat eine Bevölkerung von 20 000 Seelen, die fast sämmtlich Weiße sind, weil die Neger größtentheils in der Armee dienen. Sie liegt auf dem geraden Wege von Buenos-Ayres nach Chili, und treibt deshalb einen sehr bedeutenden Handel. Das vorzüglichste Erzeugniß des Bodens ist ein Wein, der große Aehnlichkeit mit dem Malaga hat. Mehrere Weinberge haben nicht weniger als 60 000 Reben. Man ärntet auch köstliche Melonen, Feigen, Birnen und Quitten ein, die, am meisten was die letzten anbelangt, viel besser als die europäischen sind. Die Ausfuhr von Mendoza besteht in Wein, Branntwein und trocknen Früchten. Es erhält dagegen Yerba und Manufakturartikel, die meistentheils aus England kommen und hier sehr billig sind. Auch die Erziehung der Maulthiere, die der Sicherheit ihres Schrittes wegen zu den Transporten über die Kordilleren gebraucht werden, wirft den Einwohnern nicht unbedeutende Vortheile ab.

Das Klima von Mendoza ist vortrefflich, obgleich die Stadt 2400 Fuß über dem Meer liegt, und hinter ihr sich mit ewigem Schnee bedeckte Berge erheben. Der Winter dauert kaum drei Monate lang, und während dieser Zeit friert es nur äusserst selten, und Schnee fällt fast nie. Den übrigen Theil des Jahres ist die Temperatur mild und angenehm. Die Gesellschaft hat hier schon größere Fortschritte gemacht, als in den übrigen Theilen Südamerika's. Die Weiber vorzüglich scheinen sehr gut erzogen zu sein. Sie sind in der Musik und im Tanz sehr geübt. Indessen sind die Kröpfe sehr häufig. Die Bewohner gebrauchen dagegen mit vielem Vertrauen ein Mittel, das sie Palo di gota nennen. Es ist der Stengel einer Pflanze, die auf der Küste von Peru wächst, und eine Art von Meergras zu sein scheint. Doch möchte man beinahe an der Vortrefflichkeit dieses Mittels zweifeln, wenn man die große Menge von Kröpfen rings um sich her erblickt. Diese Krankheit ist längs der ganzen Andenkette auf der östlichen Seite derselben herrschend, während sie auf dem westlichen Abhange, in Chili, äusserst selten ist.

Es gibt vier Uebergänge in diesem Theile der südlichen Kordilleras. Der nördlichste davon heißt Patos. Er ist der Stadt San-Juan gegenüber. Der darauf folgende ist der von Uspalatta, nahe bei Mendoza. Der dritte, der von Portilla, ist dreißig Stunden südlich von Mendoza, an einer Stelle, wo die Kordillere sich in zwei Arme theilt. El Planchon, der vierte, ist dem chilischen Hafen la conception gegenüber. Er ist so breit, daß die Wagen mit Bequemlichkeit passiren können. Caldeleugh hatte den von Portilla gewählt. Der Eingang gleicht, in einiger Entfernung, einer finstern Höhle. Ein Strom, ebenfalls Portilla genannt, stürzt sich schäumend daraus hervor, und peitscht seine Fluthen mit furchtbarem Donnern. Nähert man sich dem höchsten Punkte des Uebergangs, so verschwindet alle Vegetation, mit

Ausnahme einer einzigen Pflanze, die eine Art von Fragosa iſt. Der Gipfel mag ungefähr 12,800 Fuß über dem Meere ſein. Der Schnee lag wenig über 3 Zoll hoch, und war mit Gerippen von Maulthieren überdeckt, die ſchon ſeit länger als einem Jahrhundert da liegen, aber noch vollkommen gut erhalten ſind.

Am Ausgange des Gebirges war die Hitze unerträglich. Das Land war ziemlich nackt, doch nahmen die Hütten bald zu, und man erblickte einige Kirchthürme in der Ferne. Der Reiſende erreichte die Hauptſtadt von Chili acht Tage nach ſeiner Abreiſe von Mendoza. San-Jago bietet einen ſehr maleriſchen Anblick dar. Der Oelbaum, der Feigenbaum, die Mimoſen und Algarobas, mit den Kirchen und Häuſern vermiſcht, bilden eine Laubmaſſe, die mit der Blöße der Ebene kontraſtirt, welche die Stadt umgibt. Der Mapocho ſcheidet ſie in zwei Theile, die durch eine Brücke wieder verbunden werden. Die Straßen ſind breit, und die meiſten Häuſer haben nur ein Stockwerk Höhe, der öftern Erdbeben wegen. Der Palaſt des erſten Direktors und die Hauptkirche nehmen die beiden Seiten des großen Platzes ein. Am Ufer des Stroms iſt eine Promenade angelegt worden. Die Stadt hat mehrere Kirchen, ein Kollegium und eine öffentliche Bibliothek, die viele Bücher und Handſchriften enthält, welche ehemals den Jeſuiten gehörten und die ſehr merkwürdig ſein ſollen. Es gibt auch eine Buchdruckerei, aus der bis jetzt jedoch nur einige Zeitungen und Flugſchriften hervorgegangen ſind.

Chili dehnt ſich vom 26. bis zum 37. Breitegrade aus, und ſeine mittlere Breite, von der Kordillera bis bis zum ſtillen Meer, beträgt nur zwei Grade. Der indiſche Stamm der Araukans wohnt ſüdlich von Chili. Er vertheidigt ſeine Freiheit und Unabhängigkeit immer noch mit demſelben Muthe, den Don Alonzo de Ercilla einſt in ſeinem Gedichte „Araucana“ verherrlicht hat. — Die Bevölkerung des ganzen Landes wird auf 600,000 Seelen angeſchlagen, die Neger und Indianer, die jedoch nicht in ſehr großer Zahl vorhanden ſind, nicht mitgerechnet. Da nach einem Detret des Kongreſſes alle ſeitdem gebornen Kinder frei erklärt ſind, ſo wird es in Kurzem keine Sklaven in den ganzen Republik mehr geben. Man rechnet, daß ungefähr die zwei Fünftel der ganzen Bevölkerung ſich mit der Bearbeitung der Minen beſchäftigen. Sie bilden eine Art von Nomadenvolk, das Städte erbaut, und ſie wieder verläßt, je nachdem die Reſultate ihrer Arbeiten ſich ergeben.

Von Chili begab ſich Caldeleugh nach Lima, der Hauptſtadt Peru's. Die häufigen Erdbeben haben auch die Bewohner dieſer Stadt beſtimmt, ihre Häuſer nicht über ein Stockwerk hoch zu erbauen. Obgleich ſie ſehr durch die Revolution gelitten hat, ſo ſieht man doch noch viele Spuren ihres alten Glanzes. Die Hauptkirche, die ſich auf der einen Seite des großen viereckigen Platzes befindet, iſt edel und groß. Die zur Ausſchmückung des Innern verſchwendeten Reichthümer würden ganz unglaublich ſcheinen, wenn man nicht wüßte, daß Lima, um die Ankunft eines neuen Vizekönigs zu feiern, einmal eine ſeiner Straßen mit — dicken Silberplatten pflaſtern ließ. Die verſchiedenen Klöſter und Kirchen mußten zu den Bedürfniſſen des Staats dreitauſend Pfund Silbergeräth hergeben. Es gibt noch ſehr viele Klöſter (allein 14 weibliche) in der Stadt. Auſſerdem befinden ſich dort mehrere Casas de exercicio, in welche ſich die Frauen vierzehn bis zwanzig Tage lang zurückziehen, um ſtrenger die religiöſen Exerzitien befolgen zu können, als in ihren Familien.

Die Bevölkerung von Peru wird auf 1,400,000 Seelen angeſchlagen, wovon 800,000 Indianer. Die von Lima mag ſich auf 70,000 belaufen, nämlich 25,000 Kreolen, 2500 Prieſter, Mönche und Nonnen, 15,000 freie Mulatten und 12,000 Metis oder Indianer. Die Neger werden größtentheils zur Bebauung des Zuckerrohrs und des Kakao gebraucht. Die Indianer arbeiten in den Minen.

Der Reiſende ging zu Ende Mai wieder über die Kordilleren, und zwar auf dem Paß von Uſpalatta, dem einzigen, der im Winter zugänglich iſt, zurück. Neun Tage nach ſeiner Abreiſe von S. Jago kam er zu Mendoza an, wo er erfuhr, daß die Wilden die Pampas verheerten. Er wendete ſich alſo nach Cordova, durch die Punta de San-Luis. Er entwirft ein ſehr intereſſantes Gemälde von den Menſchen, die längs dem öſtlichen Fuße der Anden wohnen. Cordova iſt eine wohlgebaute Stadt von ungefähr 14,000 Seelen. Sie hat ſeit der Revolution ſehr gelitten. Ihr Handel iſt vernichtet und ihre Ländereien durch die Indianer verwüſtet worden. Ihre ehemals ſo blühende Univerſität befindet ſich in einem kläglichen Zuſtande. Ihr gegenwärtiges Einkommen reicht kaum zur Unterhaltung der Gebäude hin. Dennoch ſind die Kirchen, vorzüglich die der Univerſität, welche früher unter der Leitung der Jeſuiten ſtand, prachtvoll, und vorzüglich ſehr reich.

Bildergallerie des neunzehnten Jahrhunderts.

Nulla est gloria praeterire asellos.
Mart. Sent.

Der magnetiſche Hellſehende.

Man ſagt von einem Menſchen, der gut und weit ſieht, „er habe Augen wie ein Luchs.“ Die Alten

haben Wunderdinge von diesem Thiere erzählt. Es konnte ihrem Glauben nach nicht nur durch eine Mauer sehen, sondern es war auch im Stand, kostbare Steine — von sich zu geben. Plinius erzählt mit dem unerschütterlichsten Ernst, daß der Urin des Luchses sich in Ambra, Rubinen und Karfunkel verwandele, daß er aber seine Schätze neidisch mit Erde bedecke, welche er mit den Pfoten darüber scharre; wenn man jedoch die Stelle bemerkt habe, wo dies geschehen sei, so dürfe man nur nachforschen, und gewiß sein — etwas Rechtes zu finden.

Cicero, Valerius Maximus und Varro rühmen das scharfe Auge eines Sizilianers, der den Luchs noch übertraf, weil er von Syrakus nach Karthago hinüber schauen, und die Schiffe zählen konnte, die aus dem Hafen dieser reichen Handelsstadt ausliefen, obgleich die Entfernung nicht weniger als 30 deutsche Meilen beträgt. Der gelehrte spanische Benediktinermönch Feijoo versichert, daß es in Spanien Wunderdoktoren gebe, die ohne die geringste Schwierigkeit Alles entdecken, was sich im Innern der Erde zuträgt.

Die neuern Zeiten haben mehrere Beweise dieser Art aufgestellt, mit dem einzigen Unterschiede, daß die heutigen Marktschreier, statt in dem Innern der Erde, nur in dem des menschlichen Körpers zu lesen vorgeben, und sogar das erstaunliche Talent haben, Dinge darin zu erblicken, die sich gar nicht in demselben befinden. Auch wird jener Sizilianer von vielen ehrenwerthen Zeitgenossen darin übertroffen, daß sie auf das Genauste wissen, was in einer Entfernung von 100 oder 200 Meilen, und noch viel weiter, vorgeht, ohne zu bemerken, was in ihrem eigenem Haus geschieht.

Im Jahr 1725 machte ein Frauenzimmer in Portugal großen Lärm unter den Gelehrten, und verdrehte manchem manierlichen Mann den Kopf, was nun wohl eben nichts Außerordentliches und Wunderbares sein mochte. Aber sie hatte nebenbei auch die Macht, die allerverborgensten Schätze in den Eingeweiden der Erde zu erblicken, durch Kleider, Wände, und selbst durch die Lügenhaut des menschlichen Gesichtes tief in das Herz hineinzuschauen. Sie erkannte die Ursachen aller Krankheiten, ohne zur ehrsamen Fakultät zu gehören, die sich deshalb nicht wenig hinter den Ohren kratzte. Die Männer gingen truppweise zu ihr, um zu wissen, was mit ihren theuern Ehehälften geschehen, und die Weiber verlangten zu wissen, ob sie bald ein Knäblein oder ein Mägdlein gebären würden. Sogar Seine Majestät, der damalige Herr und König, welcher eben ein Schloß erbauen ließ, forderte sie auf, ihm zu sagen, wo eine Quelle zu finden sei; sintemalen man nach langem Suchen durchaus keine entdeckt hatte. Sie betrete den Ort an, und die Quelle fand sich wirklich, zum größten Erstaunen des ganzen Landes. Der König gewährte ihr huldreichst eine Pension, gab ihr den Titel Donna, und versprach, ihren einstigen Gemahl zum Ritter zu schlagen. Wer das alles noch umständlicher beschrieben lesen will, der schlage den französischen Merkur von 1725 nach, wo er sich genugsam daran ergötzen kann.

Die Gelehrten der damaligen Zeit, die sich wenigstens für eben so weise hielten, als die ein ganzes Jahrhundert nach ihnen lebenden, legten sich in diesen Handel, und wollten beweisen, wie es sich eigentlich mit dieser Sache verhalte. Der durch tausend Zitationen fast erschöpfte Aristoteles wurde wieder in Anspruch genommen, um auf das Klarste darzuthun, daß die Portugiesin ein — Wunder sei, und daß folglich Alles ganz natürlich zugehe. Ein Brief des berühmten Huygens an den Pater Marsenne wurde bekannt gemacht, nach welchem ein in Antwerpen befindlicher Kriegsgefangener durch die dicksten Stoffe durchzusehen vermochte, wenn sie nur nicht von rother Farbe waren. Es hatten sich zwei vornehme Damen zu ihm begeben, bei deren Anblicke er sogleich laut auflachte. Man befragte ihn um die Ursache dieses sonderbaren Betragens, und er antwortete: „Soll ich nicht lachen? Die Eine dieser Frauen hat ja kein Hemd an!“ Es verhielt sich in der That so, und die Damen entfernten sich in aller Eile, aus Furcht, noch größere Wahrheiten hören zu müssen.

Vor nicht langer Zeit gab es in Deutschland, in der Schweiz und anderswo gelehrte Doktoren oder Aerzte, die behaupteten, daß ihre Kranken versiegelte Briefe lesen könnten, wenn man ihnen dieselben auf den Magen lege, oder wenn der mit dem Kranken in „Rapport“ Stehende jenem während seinem magnetischen Schlaf nur den Brief zeige, und sodann wieder in die Tasche stecke. Es sollen darüber sehr scharfsinnige, aber wenig scharfsichtige Werke verfaßt worden sein. Wir haben sie nicht gelesen, und nicht lesen mögen. — Eine Jungfer Rübe oder Rübel in Landenberg (wir wissen nicht, in welchem von den 49 deutschen großen und kleinen Staaten der Ort liegen mag) konnte im Schlafe Briefe lesen, die ihr unter die Füße oder den Pader gelegt wurden. Sie sah auch Alles, was die Leute in den Taschen oder in den Köpfen hatten; wahrscheinlich also bei ihrem Arzt in beiden nicht viel. Selbiges hat sich vor einigen Jahren zugetragen, und ist männiglich bekannt. —

Eine solche Rübel würde ein größeres „Wunderthier“ sein, als der Luchs des Plinius und der Sizilianer, der sehen konnte, was in Karthago geschah. Aber die Geschichte in Landenberg war reiner Betrug, wie sich das auf das Vollkommenste erwiesen hat. Der Luchs ißt noch heutzutages aber die Rubinen und

der Ambra sind ihm ausgegangen. Die Portugiesin erkannte ihr Publikum an Ohren und Fühlhörnern, und sah, was sie sehen konnte. Die Convexität der Erde gestattet nicht, daß Jemand von Sizilien nach Karthago sehen, geschweige dort Schiffe zählen könne; das wußte man zu Cicero's Zeiten noch nicht. Der Brief des berühmten Huygens war ein Scherz irgend eines Spaßvogels, der es nachher selber gestand, und — auf solche Weise lösen sich alle metaphysischen Räthsel.

Karakterzüge aus dem Leben des Kaisers Alexander.

Als sich der Kaiser Alexander während des Kongresses von 1818 zu Aachen befand, ging er oft des Morgens in den Umgebungen der Stadt spazieren. Ich begegnete ihm eines Tages sehr früh im Paulinebolz, der ehemaligen Lieblingspromenade der Prinzessin Pauline Borghese, Schwester Napoleons, zur Zeit ihres Aufenthalts in dieser Stadt. Er war sehr einfach in einen blauen Frack gekleidet. Er zog den Hut ab, wünschte mir einen guten Morgen, und fragte mich, ob ich ihm nicht den Eigenthümer eines großen neuen Gebäudes, auf welches er mit seinem Stocke hindeutete, nennen könne. Ich antwortete, daß es eine Wollenspinnerei sei, und daß der Eigenthümer derselben, Herr Ludwig, zu meinen Bekannten gehöre. Er entgegnete darauf, daß er wünschte, diese Anstalt zu sehen, wenn es erlaubt wäre. Zugleich fügte er hinzu, daß er ein Adjutant des russischen Kaisers sei. Ich erbot mich, ihn dahin zu begleiten, und er zeigte sich sehr dankbar dafür.

Als wir uns dem Gebäude näherten, kam uns Hr. Ludwig entgegen. Ich bat ihn um die Erlaubniß, dem Fremden, der mich begleitete, die Fabrik zeigen zu dürfen. Er hatte den Kaiser auf den ersten Blick erkannt; aber er achtete sein Inkognito, wie ich, und führte ihn in die Spinnerei, deren verschiedene Werkstätten er ihn auf das Genaueste sehen ließ, was einige Stunden dauerte. Der Kaiser nahm nachher ein Frühstück an, das aus Kaffee, Brod und Butter bestand. Das Zimmer, in welchem man frühstückte, war mit Kupferstichen geschmückt, die verschiedene Thaten Napoleons darstellten, von denen seine Zusammenkunft mit Alexander auf dem Niemen vorzüglich die Aufmerksamkeit des Monarchen zu erregen schien. „Es ist wahr, sehr wahr," sagte er endlich nach einem minutenlangen Betrachten, „aber warum hat er nicht dasselbe auch 1814 auf der Loire gethan, statt sich den Engländern auszuliefern? Er konnte es, und wenn er es gethan hätte, wäre er vielleicht noch Kaiser der Franzosen." — „Aber, entgegnete Herr Ludwig, das Haus Bourbon stand ihm im Wege." — „Das Haus Bourbon!" entgegnete lebhaft der Kaiser: „Ja, Sie haben Recht, das war damals schon ein Hinderniß. Aber er hätte es 1814 gekonnt."

Er nahm gleich darauf Abschied, und dankte seinem Wirth sehr höflich für die ihm gewordene Aufnahme. Als er über den Hof ging, begegneten ihm ein Dutzend Arbeiter, die ihn erkannten, und mit dem dreimal wiederholten Rufe: „es lebe der Kaiser!" begrüßten. Alexander schien davon ein wenig betroffen, und eilte schnell fort. Zwei Stunden nachher kam ein Offizier, der ein Schreiben des Kaisers an Hrn. Ludwig, nebst einem herrlichen Brillantring und zweihundert Dukaten zur Vertheilung unter die Arbeiter überbrachte.

Alexander lebte sehr einfach zu Aachen, und hatte nur ein kleines Gefolge bei sich. Er stattete seine Besuche in einer Miethkutsche ab, und sein Kutscher war ein Trunkenbold, der ihn immer mit der größten Schnelligkeit fuhr. Man beklagte sich darüber; aber alle Befehle und Verweise fruchteten nichts. Einst fuhr er in der Adelbertsstraße ein Kabriolet über den Haufen. Der Kaiser befahl zu halten, sprang zornig aus der Kutsche, riß den Pferdebändiger selbst vom Bock, und schickte ihn zu Fuß nach Hause.

Eines Tages begegnete er dem König von Preussen in einer der engsten Straßen, wo zwei Kutschen sich unmöglich ausweichen konnten. Er stieg sogleich aus, ging an den Wagen des Königs, und sagte zu ihm: „Herr Bruder, kommen Sie, und lassen Sie die Kutscher sich zurechtfinden." Er nahm darauf den Arm seines Bundesgenossen, der ernst lächelnd der Aufforderung folgte, und Beide gingen zu Fuß weiter.

Ein anderes Mal hatte sich der Kaiser in den Straßen von Aachen verirrt. Er näherte sich der Bude einer Aepfelverkäuferin, und fragte sie, ob sie ihm nicht sagen könne, wo der Kaiser Alexander wohne. „Halten Sie mich für so einfältig, als Ihre Russen?" sagte die Frau ziemlich verdrießlich: „Sie sind der Kaiser selbst, und Sie müssen also auch am besten wissen, wo Sie wohnen."

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Paris, Februar.

Die erste Nummer einer politisch-religiösen Zeitschrift, „der Katholik", welche von einem Deutsch-Franzosen, dem Baron von Eckstein, in fliessendem deutsch-französischem Styl geschrieben, herausgegeben wird, ist mir so eben unter die — Hände gerathen. Ich hatte es vergessen, in meinem Letzten Ihnen von dem famösen Prospektus dieses Katholiken

zu sprechen, den kein Mensch recht begriffen hat, folglich auch ich nicht. Da erscheint nun der Neugeborne selbst. Sie wissen, daß das Gequack der neuen Weltbürger eben nicht am angenehmsten klingt, daß sie immer recht natürlich — manchmal nur zu natürlich, sind, und daß man viel Verstand, Witz und Erfahrung von ihnen nicht verlangen dürfe. Das literarische Amphibium des Barons d'Outre-Rhin, mit seinen trans-rhenanischen Grundsätzen, Grillen und sonstigen wenig liebenswürdigen Eigenschaften, macht davon keine Ausnahme. Welchen Dienst der noble Verfasser den Wissenschaften, oder der Menschheit im Allgemeinen damit zu leisten gedenkt, ist ihm vielleicht selbst noch ein Räthsel, wenigstens hat es uns aus all dem Wortschwall und Phrasengalimathias klar eingeleuchtet, daß er oft selbst nicht wisse, was er habe sagen wollen. Das einzige Gute am Ganzen ist, daß er diese auf Schrauben gestellten Doktrinen bekannt macht, um sie der öffentlichen Beurtheilung preis zu geben. Es ist immer interessant genug, einen tiefern Blick in die sogenannte Philosophie Friedrich Schlegels und seiner Freunde thun zu können, jener Anhänger des Alten, die, von der Anarchie der Glaubensmeinungen erschreckt, sich bestreben, den Statu quo aller Dinge zu erhalten.

Ich erlaube es mir, ohne alle Umstände vom Eckstein'schen Katholiken zu den letzten Lieferungen der venerablen Frau von Genlis überzugehen. Nobel und venerabel geht gut mit einander und wird sich eben nicht die Augen aushacken, wie das Sprichwort von den Krähen sagt. Gott sei Dank, seufzt das arme, geduldige Publikum, daß die ewig zu werden drohenden „Denkwürdigkeiten über das achtzehnte Jahrhundert und die französische Revolution" endlich ihr Ende erreicht haben. Es war wahrlich die höchste Zeit, denn erbärmlicheres Flickwerk, ungereimteres Geträtsch, unerträglicheres Altweibergeklatsch ist seit langer, langer Zeit nicht gedruckt worden. Man denke sich ein hochbejahrtes Mütterchen, das es sich zur Pflicht macht, seine Liebesgeschichtchen so breit als nur immer möglich zu erzählen, sie mit allerlei faden Seitenhieben zu würzen, unaufhörlich sich selbst und seine Jugendzeit (die Mitte des vorigen Jahrhunderts) zu loben, dagegen aber die jetzige Jugend bitter zu bekritteln und Alles, was die Zierde und den Steiz der Gegenwart bildet, tief herabzuwürdigen, mit einem Worte, man denke sich ein recht giftiges, gehässiges Gemälde des zeitgenössischen Lebens und eine höchst lächerliche Emporhebung der verkrüppelten Vergangenheit, und man wird einen genauen Begriff von den Genlis'schen Denkwürdigkeiten haben.

Schließlich will ich Ihnen noch ein Wort über die „Prachtgebäude des neuen Roms", gezeichnet und herausgegeben vom Architekten Letarouilly, sagen. Die zweite Lieferung, die mir so eben vorgelegt worden ist, enthält den Plan der Vorderseite von S. Maria di Loretto piazza Trajana, den Plan und die Ansicht des Pallastes Muti-Papazurri, den Plan der Kirche und des Hospiziums der Trinita de' Pellegrini, die Vorderseite eines hübschen Hauses auf der Via S. Giovanni in Lateranno, und die des Pallastes Porto di Ripetta, den Plan und die Höhe eines andern Hauses in sehr einfachem Styl auf der Via Gregoriana, endlich zwei sehr hübsche Ansichten eines auf dem tarpejischen Felsen stehenden Hauses. Das ganze Werk wird aus vierzehn Lieferungen bestehen, jede Lieferung zu 6 franz. Franken. Es ist unmöglich, mit mehr Sicherheit zu zeichnen, Alles reiner, einfacher, vollkommener anzudeuten und auszuführen, als es in diesem hübschen Werke geschehen ist.

— Folgende Zeitschriften erscheinen gegenwärtig in Ostindien: Zu Calcutta, a. englische Journale: John Bull (alle Tage), Scotsman in the East (alle Tage), Government Gazette (Montag und Donnerstag), India Gazette (Montag und Donnerstag), Bengal Weekly Messenger (Sonntags); b. Zeitungen der Eingebornen: Miral-ool-Akhbar, Jami-Jehan-Numa, Sungbaud Cowmuddy, Summoohar Chundrica (wöchentlich). Zu Madras, englische: Madras Courier (Dienstags), Mad a. Government Gazette (Donnerstags), Madras Gazette (Samstags). Es gibt keine Zeitung für die Eingebornen. Zu Bombay, englische: Bombay Courier (Samstags), Bombay Gazette (Freitags), Weekly Gleaner (Sonntags). Die Eingebornen haben nur eine Zeitung, den Summoohar na Chandrikka (wöchentlich). Zu Ceylan, englisch: Ceylan Gazette (wöchentlich). Zu Penang, englisch: Penang Gazette (wöchentlich). Zu Singapore, englisch: Singapore Chronicle (wöchentlich).

Bei Orell, Füßli und Komp. in Zürich ist so eben erschienen und in allen schweizerischen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der Geschichte der schweizerischen Eidsgenossenschaft von Ludwig Meyer von Knonau, Rathsherrn in Zürich.
Erster Band. 34 Bogen in gr. 8.
Ausgabe auf halbweißes Druckpap. 1 fl. 12 kr.
— weißes — 1 fl. 36 kr.
— fein weißes Postpapier 1 fl. 48 kr.

Das vorliegende Buch ist das Werk eines geachteten Staatsmannes; sein Hauptzweck bei Abfassung desselben ging dahin, „in gedrängter Kürze eine möglichst vollständige historisch-getreue Uebersicht der vaterländischen Geschichte zu liefern, und neben den grossern Begebenheiten auch der mannichfaltig kleinern Ereignisse zu erwähnen, welche das grossere Drama durchkreuzen, damit desto leichter eingesehen werden könne, wie die einen die andern hemmten, beförderten oder sich unabhängig entwickelten." Dieses ist mit strenger Wahrheitsliebe, sorgfältiger Benutzung der zahlreichen Quellen, in faßlichem, klarem und würdigem Vortrage geschehen, und dadurch ein Geschichtswerk von ausgezeichnetem Verdienste entstanden, das jeden denkenden Leser und Geschichtsfreund befriedigen wird. Voraus aber eignet es sich zu einem trefflichen Leitfaden für das vaterländische Geschichtsstudium der reifern Jünglinge, und wird daher auch in hohern Anstalten gewiß überall benutzt werden.

Diese Schweizergeschichte, welche bis auf die neuesten Zeiten geführt wird, enthält zwei Bände, wovon der zweite gegen Ende dieses Jahres erscheinen dürfte.

Schulanstalten und Lehrer, welche das Werk in ihren Klassen, als ein Handbuch der Geschichte für die reifere Jugend, einführen wollen, erhalten auf sechs Exemplare das siebente gratis; sie müssen sich aber dafür ausschließlich an die Verleger wenden.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 14. Dritter Jahrgang 1826. 5. April.

Australien und die dortigen englischen Kolonien.

Dicke Finsterniß, von den Nachforschungen der Gelehrten noch nicht durchdrungen, bedeckt noch Alles, was einigen Bezug auf die ersten Entdeckungen des großen australischen Kontinents hat, dem man hin und wieder auch den Namen Neuholland gibt. Die Portugiesen, wenn man anders den geographischen Ephemeriden von Weimar Glauben beimessen will, hatten schon im sechszehnten Jahrhundert die östliche Küste dieses fünften Welttheils gekannt; aber ein ähnlicher Beweggrund, wie der, welcher später die Holländer zur strengsten Verheimlichung verleitete, vermochte sie, ihre Entdeckungen zu verbergen, und raubte ihnen somit die Ehre, dem neuen Lande ihren Namen zu geben. Sie fürchteten, daß andere europäische Nationen, von dem Kolonisationsgeiste, der sich damals aller Völker bemächtigt hatte, angetrieben, Niederlassungen in ihrer Nähe anlegten, die für ihre indischen Besitzungen gefährlich sein würden.

Nichts beweiset jedoch auf das Bestimmteste, daß man den Portugiesen den Ruhm dieser Entdeckung zuzuschreiben habe. Es ist sogar sehr möglich, daß sie den australischen Kontinent nur durch ihre Verbindung mit den asiatischen Völkern gekannt haben, und wir lesen in Marco Polo, der, wie man weiß, im dreizehnten Jahrhundert das Reich der Mongolen bereisete und bis nach China vordrang, daß die Chinesen zwei große Inseln südöstlich von China kannten.

Es liegt in der physischen Konstitution Australiens etwas so Fremdartiges und von allen übrigen Erdtheilen so ganz Verschiedenes, daß man in mannigfacher Hinsicht dafür eine ganz besondere Schöpfung vermuthen möchte. Die Natur zeigt uns im Thier- und Pflanzenreiche von Neuholland und Vandiemensland so erstaunliche Abweichungen und so große Ausnahmen, die dergestalt den allgemeinen Regeln, welche sie sonst überall befolgt, entgegengesetzt zu sein scheinen, daß ein Reisender ziemlich unbeholfen sein müßte, wenn er nicht eine reiche Aernte interessanter und wichtiger Beobachtungen in jenen Gegenden machen wollte, über welche wir bis jetzt nur sehr unvollkommene Kenntniß haben.

Dort beginnt der Sommer, wenn bei uns der Winter sich fühlbar macht, und umgekehrt. Dort sinkt der Barometer, wenn es schön Wetter werden soll, und erhebt sich plötzlich vor einem Sturm. Dort ist der Nordwind sehr heiß, und der Südwind sehr kalt. Dort sind die elendesten Hütten aus Zedernholz (Cedrela toona nach Brown) erbaut, und das Mirtenholz (Myrtaceæ) wird zur Feuerung gebraucht. Dort findet man den Kanguaru, ein Thier, das man halb Eichhörnchen, halb Dammhirsch nennen möchte, das fünf Krallen an seinen Vordertatzen und drei Klauen an seinen Hinterfüßen wie ein Vogel hat, und das mit einem Druck auf seinen Schwanz fortspringt. Dort hat der Maulwurf (Ornithorhynchus paradoxus) einen Entenschnabel und legt Eier. Dort gibt es einen Vogel (Meliphaga), der statt der Zunge eine Art von Besen im Schnabel hat, und einen Fisch, dessen halber Kör-

per dem Najageſchlechte und die andere Hälfte dem Squalusgeſchlechte angehört. Dort hat eine Art von Holzbirn (Xylomelum pyriforme) den Stengel am breiteſten Theile, und die Kirſchen (Exocarpus cupressiformis) haben den Kern nicht mehr im Innern, ſondern auſſerhalb *).

Unſere Abſicht iſt es jedoch nicht, eben jetzt bei den erſtaunlichen Erzeugniſſen dieſes Erdtheils zu verweilen, der den Nachforſchungen des Naturaliſten ein unerſchöpfliches Feld darbietet; wir begnügen uns, einen raſchen Blick auf die neuen Verbeſſerungen und die immer zunehmende Wichtigkeit der beiden Kolonien von Neu-Süd-Wales und Vandiemensland zu werfen. Wir wollen zugleich der letzten geographiſchen Entdeckungen erwähnen, die ſich immer mehr, vorzüglich in dem ungeheuern Innern von Neuholland, ausdehnen.

Die Staatsmänner, die, nach dem Verluſte Amerika's, zuerſt den Gedanken gefaßt hatten, engliſche Niederlaſſungen in Auſtralien zu veranſtalten, waren weit entfernt, die raſche Entwickelung derſelben vorauszuſehen. Die Perſonen, die zur Bewachung der Deportirten beſtimmt waren, und diejenigen, welche freiwillig ſich entſchloſſen, unter und mit ihnen zu wohnen, hatten, wie die erſten Pflanzer in Nordamerika, viele Jahre lang gegen eine Menge phyſiſcher und moraliſcher Hinderniſſe zu kämpfen, die ſie nur erſt nach Verlauf eines ziemlich langen Zeitraums zu überwinden im Stande waren, wobei ſie unabläßlich der Unterſtützung jeder Art vom Mutterlande bedurften. Glücklicherweiſe haben ſie größtentheils dieſe Kriſis überlebt, und der Segen iſt unter ihren Händen gewachſen. Es gibt ſelbſt ſchon einige unter ihnen, die ſich ſtark genug glauben, um allein weiter fortſchreiten zu können, um das ſo leichte Joch der väterlichen Obergewalt, das ſie noch erhält, zu zerbrechen, mit einem Wort: ſich nach ihren eigenen Geſetzen und nach ihrem eigenen Gutdünken zu regieren. Aber ſie haben über die Folgen eines ſolchen Entſchluſſes, ſelbſt wenn er in Ausführung gebracht werden könnte, nicht reiflich nachgedacht. Die Vernichtung der Kolonie, die unmittelbare Zerſtörung alles Eigenthums, das würde das unausbleibliche Reſultat eines ſolchen Schrittes ſein

Man glaube indeß nach dem Geſagten nicht, daß wir den Koloniſten von Neu-Süd-Wales und Vandiemensland die Möglichkeit abſprechen, in einem gewiſſen Zeitraume ſich ſelbſt zu regieren und ſich unabhängig zu erklären; aber wenn wir als die Baſis unſerer Meinung die Kenntniß, welche wir von der Natur des Bodens haben, annehmen, ſo ſcheint es uns ſehr ſchwer, daß die Bevölkerung dieſer beiden Inſeln in langer Zeit eine mit ihrer Größe verhältnißmäßige Entwickelung nehme. Der größte Theil der bis jetzt entdeckten Ländereien beſteht nämlich aus Felſen, Sandwüſten, Moräſten und unfruchtbaren Erdſtrichen, die weder zum Ackerbau, noch zur Viehweide benutzt werden können. Man würde kaum auf der weſtlichen und ſüdlichen Küſte von Neuholland einen Punkt finden, der recht eigentlich bewohnbar wäre. Die drei Viertel des ganzen ungeheuern Küſtenlandes bieten nur wüſte Ebenen ohne Waſſer und moraſtige Thalgründe dar, die weder urbar gemacht, noch bewohnt werden können. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſich die Koloniſten in der Folge genöthigt ſehen werden, auf den zahlreichen umliegenden Inſeln ſich niederzulaſſen, die durch ihre große Fruchtbarkeit und ihren lieblichen Anblick ſich auszeichnen, und die ſich vom Aequator bis zum 48. Grad ſüdlicher Breite ausdehnen, in der Richtung von Nordweſt nach Südoſt, von der nördlichſten Spitze von Papua oder Neu-Guinea bis zum ſüdlichſten Ende von Neuſeeland ſich erſtrecken, und die verſchiedenen Gruppen von Neubritannien, Neuirland, Neugeorgien, oder den Salomons-Archipel, die neuen Hebriden, Neukaledonien und Luiſiada umſchlieſſen. Sie bilden einen Gürtel um die nördliche und öſtliche Küſte von Neuholland, und die äuſſerſte von allen iſt kaum dreihundert Stunden vom Geſtade entfernt.

Man erinnert ſich, daß vor ungefähr zehn oder zwölf Jahren, zweiundzwanzig Jahre nach der erſten Niederlaſſung zu Neu-Süd-Wales, die blauen Berge als eine unüberſteigliche Scheidewand betrachtet wurden, die den Koloniſten den Zugang in das Innere des Landes verſperrten. Endlich wagte man es doch einmal, ſie zu überſteigen, und obgleich es ziemlich ſteil und gefährlich auf- und abwärts ging, ſo erhob ſich die Stadt Bathurſt doch bald am jenſeitigen Rücken des Gebirgs. Die ungeheuern Wieſengründe, die ſie umſchloſſen, ſind jetzt mit Meiereien überdeckt und vom ſchönſten Hornvieh, Pferden und zahlreichen Schafheerden belebt. Zwei große Flüſſe, deren Lauf durch Oxley's Nachforſchungen erkannt worden iſt, durchſchneiden dieſe Ebene. Der eine ſtrömt nach Weſtſüdweſt, und der andere nach Nordweſt, bis dahin, wo ſie in großen Seen oder Moräſten ſich zu verlieren ſcheinen. Seitdem hat man, ein wenig mehr gegen Mitternacht (zwiſchen dem 31. und 32. Gr. d. Breite), ein ſchönes Land entdeckt, deſſen Boden ſehr fruchtbar, aber ohne Bäume iſt. Es iſt mit einem feinen, fetten Raſen überdeckt, und Liverpool plains genannt worden.

Zwei andere Uebergänge über die blauen Berge,

*) Field, App. S. 461. (Geographical Memoirs on New South Wales, by various hands. London, 1825.)

die viel bequemer sind, als der zuerst gefundene, geben den großen Ebenen von Bathurst und Liverpool noch einen viel höhern Werth. Von den östlichen und westlichen Endpunkten der letztern strömen der Castelreagh-, York- und Peelfluß, so wie mehrere andere minder bedeutende, nach Norden. Wenn man die Gewißheit erlangt, daß ihre Gewässer sich in den Brisbanestrom ergiessen, dessen Mündung man in der Bucht von Moreton erkannt hat, so dürften die Thalgegenden von Liverpool und die Ländereien längs ihrem Laufe einst von besonderer Wichtigkeit für den Reichthum und das Gedeihen der Kolonie sein.

Die Entdeckung des Brisbanestroms verdankt man einzig dem Zufall. Der Bevollmächtigte der Regierung, Bigge, hatte die Anlegung dreier neuen Niederlassungen, nördlich von Port-Jackson, verordnet, nämlich: an der Bucht von Moreton, am Bowen- und am Curtishafen. Die Deportirten, die man in den alten Niederlassungen nicht mehr brauchte, und alle diejenigen, welche als faul oder widersetzlich bezeichnet waren, sollten dorthin geschickt werden, um die ersten Arbeiten zu beginnen, Holz zu fällen und zu behauen u. s. w. Diesem Entschlusse zufolge gab Sir Thomas Brisbane im September 1823 dem Feldmesser Oxley und seinem Beistand Uniacke den Befehl, die Hafen von Bowen und Curtis näher zu untersuchen. Er beauftragte sie zu gleicher Zeit, die im Hafen von Macquarie beschäftigten Deportirten dorthin zu transportiren. Dieser letztere Hafen war erst zwei Jahre vorher als eine Strafanstalt gegründet worden; aber die Fruchtbarkeit des Bodens, die Milde des Himmelsstrichs und die Nähe von Sidney veranlaßten den Gouverneur, ihn lieber freien Pflanzern zu überlassen.

Die beiden Beauftragten besuchten zuerst diese Niederlassung, die sie im blühenden Zustande fanden. Sie bildete eine von geraden Straßen und einem hübschen Platze durchschnittene Stadt, in welcher sich eine Kaserne für 150 Mann nebst den Offizierwohnungen ringsum befanden. Die übrigen Häuser oder Hütten waren klein, aber niedlich und mit Gärten umgeben, in denen sowohl alle mögliche Fruchtbäume, als auch der Mais und das Zuckerrohr im Ueberfluß gedieben. Die Eingebornen schienen auf einem sehr vertraulichen Fuße mit den Soldaten zu stehen, und viel ausgebildeter und sanfter, als die in den Umgebungen von Sidney zu sein. Mehrere von ihnen sind sechs (englische) Fuß groß, ihre Gesichtszüge sind ausdrucksvoll und angenehm, und ihre Glieder sind vollkommen wohl gebildet. Die Kolonie ernährt einige derselben, und sie versehen dagegen den Konstablerdienst, worin es ihnen kein Europäer gleich zu thun im Stande ist. Sobald ein Deportirter ins Gehölz entflohen ist, setzt sich diese schwarze Polizei sogleich in Bewegung, und sie bringt ihn unfehlbar lebendig oder todt zurück, um die bestimmte Belohnung zu erhalten.

Der Curtishafen, den die Beauftragten nachher besuchten, ist von einem ziemlich beschwerlichen Zugange. Das Land ringsum besteht größtentheils aus steinigten Hügeln und sandigen Ebenen. Die Vegetation ist selten, und die wenigen Bäume, die man hier und da noch findet, können nur zur Feuerung gebraucht werden. Sie waren genöthigt, sich bis auf vierzehn Meilen von der Küste zu entfernen, um frisches Wasser zu finden, und sie nannten einen schnellströmenden Fluß, den sie entdeckten, Boyne. Jenseits desselben strömten mehrere andere mit derselben Schnelligkeit. Je mehr sie in das Innere vordrangen, je malerischer fanden sie die Gegend. Hügel mit kleinen Wäldchen gekrönt und grüne Ebenen boten sich ihren Blicken dar. Dessenungeachtet war das Resultat ihrer Reise, daß dieser Punkt einer Niederlassung nicht die nöthigen Hilfsmittel darbieten könne, und daß alle Arbeit nur verlorne Mühe sein würde.

Da die Jahreszeit schon ziemlich weit vorgerückt war, so sahen sie sich genöthigt, wieder nach Süden zurückzukehren. Unterweges berührten sie die Moretonbucht, die Cook entdeckt hatte, und die später von Flinders besucht worden war. Sie hatten kaum die Anker ausgeworfen, als sie eine große Menge Eingeborner dem Ufer zueilen sahen. Unter ihnen befand sich ein Individuum, das von stärkerm Wuchs und von weniger dunkler Farbe als die Uebrigen zu sein schien. Er begab sich auf einen Hügel, dem Schiffe gegenüber, und rief ihm auf Englisch zu, näher zu kommen. Als sich die Schaluppe näherte, brachen die Wilden in ein Freudengeschrei aus, tanzten und sprangen um den Weißen herum, umarmten ihn und hoben ihn mehrmals in die Höhe. Dieser, obgleich dem Körperbau nach von ihnen verschieden, schien doch eben so wild als seine Gefährten zu sein, und sein gänzlich nackter Körper war vollkommen weiß und roth tatowirt. Man erkannte bald in ihm einen Engländer; aber der arme Mensch war vor Freude so ganz ausser sich, daß er an demselben Tage seine Geschichte nur sehr unvollständig zu erzählen vermochte. Er hieß Thomas Pamphlet, und hatte sich in einem großen Boote mit drei Männern, Richard Parsons, John Finnegan und John Thompson, nach Illaware, oder den fünf Inseln, im Süden von Sidney, eingeschifft, um Zedernholz von dort zu holen. Aber ein heftiger Sturm, der fünf Tage dauerte, riß sie gen Süden, weit über Vandiemensland hinaus; wenigstens vermuthen sie das also. In diesen Gedanken wendeten sie sich wieder gegen Norden. Sie litten auf eine unbeschreibliche Weise und entbehrten einundzwanzig Tage lang alles Was-

fers, ſo daß Thompſon endlich vor Durſt ſtarb. Kurz darauf ſcheiterten ſie an der Inſel Moreton, und glaubten ſich noch immer ſüdlich von Port-Jackſon. Ungefähr ſechs Wochen vor Oxley's und Uniacke's Ankunft hatten ſie den Entſchluß gefaßt, zu Lande nach Sidney zu gehen, weshalb ſie in nördlicher Richtung vorgedrungen waren. Sie hatten jedoch noch nicht fünfzig Meilen zurückgelegt, als Pamphlet durch Geſchwüre an den Füßen verhindert wurde, weiter zu gehen. Er kehrte deshalb wieder an den Punkt zurück, von dem ſie ausgegangen waren Einige Tage nach ihrer Trennung kam auch Finnegan wieder zu ihm, weil er ſich mit ſeinem Gefährten Parſons nicht hatte vertragen können. Dieſer kam im Laufe des folgenden Jahres in Sidney an. Er hatte eine Strecke von fünfhundert Meilen, immer in nördlicher Richtung, zurückgelegt, bis er endlich an der immer zunehmenden Hitze bemerkte, daß er nicht auf dem rechten Wege ſei. Er lobte die Wilden, zu denen er auf ſeinem langen Marſche gekommen war, ſehr, denn ſie hatten ihn überall ſehr gut aufgenommen und gepflegt, weshalb er bei ſeiner Ankunft nicht nur ſehr geſund, ſondern auch dick und fett war.

Am nächſten Morgen nach der Ankunft der Mermaid in der Bucht von Moreton langte auch Finnegan an. Da ſeine Erzählung mit der ſeines Gefährten vollkommen übereinſtimmend hinſichtlich eines großen Stromes war, der ſeine Mündung im ſüdlichen Theile der Bucht haben ſollte, ſo ſchiffte ſich Oxley auf ein Wallfiſchfahrzeug ein, um ſie näher in Augenſchein zu nehmen. Die matte Farbe des Waſſers, die große Menge von Vögeln, die nur auf dem ſüßen Gewäſſer ſich aufhalten, überzeugten ihn bald, daß er ſich auf dem Fluſſe befinde, und nach einigen Stunden blieb ihm nicht mehr der geringſte Zweifel darüber, denn das Waſſer war vollkommen ſüß.

„Bei Sonnenuntergang“, ſo erzählt er, „hatten wir ungefähr zwanzig Meilen dem Strom entgegen zurückgelegt. Die Gegend zu beiden Seiten war entzückend. Die Ufer, bald ſteil, bald ſanft aus den Fluthen emporſchwellend, ſtellten uns den reizendſten Anblick dar. Die Erde war mit ſehr hohen Bäumen bedeckt, die von den verſchiedenſten Gattungen zu ſein ſchienen, und wovon mehrere uns noch nicht bekannt waren. Wir bemerkten unter andern viele herrliche Tannenbäume. Das Holz auf den Höhen ſchien uns von vortrefflicher Qualität. In geringer Entfernung vom Fluſſe gegen Südoſt ſahen wir mehrere gemeine Zypreſſenwälder (Callitris australis) von der größten Gattung. Bis zu dieſer Stelle iſt der Strom ſelbſt für größere Schiffe zugänglich, die nicht über 16 Fuß Tiefe haben. Die Fluth ſteigt ungefähr fünf Fuß, alſo eben ſo hoch als an der Mündung.

„Am nächſtfolgenden Tage ſetzten wir unſere Nachforſchungen auf dem Fluſſe fort, und erkannten zu unſerer größten Genugthuung, daß, nachdem wir noch dreißig Meilen weiter vorgedrungen waren, er weder an Breite, noch an Tiefe abgenommen hatte, ausgenommen an einem einzigen Orte, wo eine Felsbank ſich querdurchhin auf eine Strecke von beinahe dreißig Klafter ausdehnt, und wo er, bei der ſtärkſten Anſchwellung, nie mehr als zwölf Fuß Tiefe hat. Von dieſem Punkte bis nach Termination-Hill iſt ſeine Breite faſt immer dieſelbe. Die Gegend bietet überall denſelben Reichthum und gleiche Hilfsquellen für den Ackerbau und für Wieſenland dar. Das überflüſſige Bauholz kann zum gewöhnlichen Gebrauch oder zur Ausfuhr verwendet werden, während man die Tannen ſehr gut zu Schiffsmaſten benutzen könnte. Einige davon, die wir gemeſſen haben, hatten mehr als dreißig Zoll im Durchmeſſer, und waren bis zum Anfang der Zweige fünfzig bis achtzig Fuß hoch.

„Die Natur des Landes und mehrere dem Strome eigenthümliche Umſtände veranlaſſen mich, zu glauben, daß er ſeine Quellen nicht in einer gebirgigen Gegend habe, ſondern daß er der Ausfluß irgend eines innern Sees ſei, in den ſich wahrſcheinlich mehrere von den Flüſſen ergieſſen, die ich auf meiner Entdeckungsreiſe im J. 1818 überſchifft habe. Wie dem auch ſein mag, ſo iſt es auf jeden Fall der größte Strom von Neu-Süd-Wales, und er wird einſt um ſo wichtiger werden, da er eine Verbindung mit dem Meere und einer ſehr bedeutenden Landesſtrecke eröffnet, in der die reichſten Erzeugniſſe der Wendekreiſe leicht gedeihen würden *).“

Die Entdeckung dieſes Fluſſes trägt nicht wenig dazu bei, die frühern Behauptungen zu widerlegen, „daß in ganz Neuholland nicht ein großer Fluß ſich ins Meer ergieſſe.“ Aber es war abgeſchmackt, zu glauben, daß man auf eine Ausdehnung von ſechstauſend geographiſchen Meilen nicht einen ſchiffbaren Strom finden werde. In Kurzem wird man wahrſcheinlich deren noch mehrere, ſowohl auf dem ſüdlichen Theile, als auf den übrigen dieſes großen Kontinents, entdeckt haben.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Konſtantinopel und dem ſchwarzen Meer.

Erſter Brief.

Pera, den 16 Juli 1825.

Ich bin ſehr zuvorkommend und freundſchaftlich von den hier wohnenden engliſchen Familien aufge-

*) Field, S. 13. 15. 17.

nommen worden. Ich wohne bei Herrn C., einem sehr unterrichteten Manne. Er hat eine genaue Kenntniß der morgenländischen Sprachen, was übrigens bei den Franken in Pera nichts Seltenes ist. Ich habe in dem englischen Palaste, bei dem Geschäftsträger Turner, gespeist. Er hat eine sehr hübsche Frau, und einen schönen Garten.

Lady Montague hat von Konstantinopel gesagt, es sei dem Laden eines Kunsttischlers ähnlich, worin die kleinen Geräthe ordentlich die einen unter die andern gestellt sind; und das ist in der That der Eindruck, den diese große Stadt zuerst auf den Fremden macht, der an den Anblick der „steinernen Städte" gewohnt ist. Aber das Auge gewöhnt sich bald an den Styl dieser reizenden Gebäude, die, meiner Meinung nach, an Zierlichkeit durch Nichts übertroffen werden.

Ich habe gestern den Großherrn gesehen, der sich zu Wasser nach der Moschee begab. Gewiß ist das ein prachtvolles Schauspiel. Nichts ist glänzender, und zugleich auch Nichts leichter und geschmackvoller, als das kaiserliche Boot. Die Steine, mit denen es überdeckt ist, scheinen ein flüssiges Feuer auszusprühen. Der Sultan selbst ist ein hübscher Mann, und ungefähr vierzig Jahre alt. Sein Gesicht hat nicht das Wilde, das sonst gewöhnlich die türkische Physionomie karakterisirt, und das sie selbst im Schlaf noch beibehalten.

Die Griechen scheinen hier zu Land allein das Privilegium der Lustigkeit zu haben. Ihre gute Laune ist unerschöpflich, und die grausame Behandlung, so wie tägliche Beschimpfungen, denen sie ausgesetzt sind, können sie nicht ganz unterdrücken. Es ist drückend für den Stolz eines Engländers, in den Straßen einer Stadt einherzugehen, deren Bewohner ihn als nicht zur Menschheit gehörend betrachten, während er selbst sich geneigt fühlt, sie auf gleiche Weise anzusehen. Auf dieser Seite des Meers, wo die Griechen und die Franken allein ihre Wohnungen haben, kann ich, im Fall mir die Geduld ausgeht, und ich mich einigen Hieben aussetzen will, auf die Beleidigungen und Verwünschungen antworten, welche die Türken im Vorbeigehn an mich richten; aber zu Konstantinopel würde ich durch ein ähnliches Verfahren einem unvermeidlichen Tode mich preisgeben.

Ich begebe mich mit meiner Pfeife (denn hier habe ich das Tabakrauchen lernen müssen) in ein Kaffeehaus, um dort Mokkakaffee ohne Milch und Zucker zu trinken. Der Tabak, den man zu Konstantinopel raucht, riecht so gut, wie eine Blume, und die Türken, die ihn sehr lieben, trinken stets nur bittern Kaffee, nie aber andere Getränke dazu. — Es würde albern sein, wenn ich Sie weitläufig von dem unterhalten wollte, was ich alles hier gesehen habe; denn davon haben Sie schon hundert Beschreibungen gelesen. — Was den Karakter der Türken anbelangt, so ist er abscheulicher und besser, als ich mir vorher eingebildet hatte.

Man spricht hier eben nicht zum Vortheilhaftesten von Odessa; aber ich werde dadurch nicht niedergeschlagen;

Whatever sky's above me
Her's heart for every fate.*)

Sobald man sich Konstantinopel nähert, und nur noch drei oder vier Meilen davon entfernt ist, verspürt man schon den Geruch des Tabakrauches, der wie ein leichter Nebel vom Wind fortgetrieben wird, und der wohlriechender ist, als die feinsten Blumen des Feldes.

Zweiter Brief.

Pera.

Wir erwarten noch immer den günstigen Wind, um uns nach dem Bosphorus einzuschiffen. Vielleicht müssen wir noch lange warten; denn der Nordwind ist vorherrschend, und in der gegenwärtigen Zeit hält er gewöhnlich an. Ich wünsche mir indessen Glück zu dieser Verzögerung, weil sie mir die Mittel verschafft, eine Gegend näher kennen zu lernen, die von vielen Reisenden für die schönste der Erde gehalten wird. Von der Höhe des Bugurlubügels, der Konstantinopel gerade gegenüber, auf der asiatischen Seite des Bosphorus liegt, übersieht man diese Stadt am besten. Von dort erblickt man zugleich das Meer von Marmora, den Olymp, die Ebenen Asiens, das alte Byzanz und den Bosphorus, der sich durch Gärten vom reichsten Grün dahinschlängelt, deren Reiz durch eine unzählige Menge von Landhäusern, Palästen und Kiosken, die alle mit den lebhaftesten und verschiedenartigsten Farben übermalt sind, noch erhöht wird. Bevor ich mich auf diesen Hügel begab, besuchte ich noch den Kiosk des Sultans, am Ufer des Meers. Es ist einer der angenehmsten Lustorte, die man sich nur immer denken kann. Da bringt der Großherr seine ruhigsten Stunden zu; da schmaucht er sein Pfeifchen, blickt mit Vergnügen auf die prachtvolle Landschaft hinaus, wenn er anders Gefühl dafür hat, und sonnt sich am Anblicke seiner Größe. Der Kiosk ist von allen Seiten von einem, mit den schönsten Blumen angefüllten, Garten umgeben. Durch die hintern Fenster sieht man auf ein klares Wasserbecken, aus welchem mehrere Springbrunnen ihre Wasserstrahlen emporschleudern.

Ich verfügte mich vom Hügel zu Pferde nach dem berühmten Kirchhof, der im Anastasius so gut beschrieben, und der mit Zipressen und Grabsteinen ganz überdeckt ist. Von da begab ich mich nach Senel-Batschi,

*) Welches auch mein Schicksal sei, mein Herz ist darauf vorbereitet.

wo ſich auf einer in den Bosphorus vorſpringenden Landzunge ein Behälter mit ſüßem Waſſer befindet, in welchem goldene Fiſchchen ſpielen. Unter den ſchönen Bäumen, die ihren Schatten darüber verbreiten, ſaßen einige Türken, rauchend und Kaffee ſchlürfend. Ich ſetzte mich zu ihnen, nachdem mir Einer, der bereits bejahrt war, von ſeinem eigenen Tabak angeboten hatte, wofür ich mich mit einer tiefen Verbeugung bedankte. Er ſah mich ernſt lächelnd an, ungefähr auf dieſelbe Weiſe, wie man einen kleinen Hund betrachtet, dem man einen Knochen zum Benagen zugeworfen hat.

Als ich wieder zu Hauſe angekommen war, erfuhr ich, daß C. ſich nach den Inſeln begeben hatte. Ich machte alſo, weil ich nichts Beſſeres anzufangen wußte, einen Spaziergang auf den kleinen Kirchhof, wo ſich Jedermann ergehen kann, wie auf allen hieſigen Begräbnißplätzen. Ich ſetzte mich auf ein ſchattiges Plätzchen, und ſchlief ein. Bei meinem Erwachen war es faſt Nacht geworden, und ich hörte Niemand mehr. Plötzlich erblickte ich dicht vor mir einen Turban. Ich erwartete ziemlich lange die Anrede des Eigenthümers dieſes Kopfſchmucks; da ſie jedoch nicht erfolgte, und der Turban immer unbeweglich blieb, ſo erhob ich mich, und ſchritt darauf zu; wo ich ſodann bemerkte, daß er nur auf einem Leichenſtein hing. Ich erfuhr ſpäterhin, daß das hier ein allgemeiner Gebrauch ſei.

Die Inſeln oder Fürſteninſeln, deren ich oben gedacht habe, liegen im Meere von Marmora, an der Mündung des Bosphorus. Lord Byron hat irgendwo geſagt, daß ſie ein wahres irdiſches Paradies bilden, und ich theile ſeine Meinung vollkommen. Die Türken dürfen ſie nie beſuchen, ſo daß die Griechen ſich dort ganz ihrer Luſtigkeit und ihrem Frohſinn überlaſſen können. Jede dieſer Inſeln wird von drei türkiſchen Soldaten bewacht, die zugleich den Polizeidienſt verſehen.

Ich habe heute die Reiſe um die altrömiſchen Mauern gemacht. Alles, was ich ſah, bewies mir die Nichtigkeit des menſchlichen Wohlſtandes. Zu meiner Linken befanden ſich die alten, in Schutt zerfallenden, Mauern zwiſchen den dicht verwachſenen Bäumen. Zur Rechten zogen ſich auf eine Strecke von mehrern Meilen die türkiſchen Gräber hin, von Zypreſſen überſchattet. Was den melancholiſchen Karakter dieſer Szene noch vermehrte, war der Anblick von Skeletten auf beiden Seiten Aber das waren keine menſchlichen Gebeine, ſondern nur die einer großen Menge Pferde und Hunde, die von Hunderten lebendiger Hunde gierig benagt wurden.

Bei Fortſetzung meines Spaziergangs ſah ich auch die Trümmer des Gebäudes, welches man das Konſtantin-Serail nennt, das jedoch mehr das Anſehen einer Kaſerne, als eines Palaſtes hat.

Ich erinnere mich, vielleicht im „Raſſelas“, oder anderswo, die Beſchreibung des „glücklichen Thales“ geleſen zu haben. Es iſt nur einige Meilen von Konſtantinopel entfernt, und ich habe mich dahin begeben. Dies Thal iſt vollkommen eben, von ſchönen Bäumen beſchattet, und von einem klaren Fluſſe durchſtrömet. Von den Hügeln, die ſich zu beiden Seiten erheben, bietet es eine der reizendſten Landſchaften dar. Man nennt es hier zu Lande „die ſüßen Waſſer“. Ich verweilte einige Zeit, und beobachtete die Schäfer, die ihre Schafe im Strom badeten.

Dritter Brief.

Odeſſa, 26 Auguſt.

Nach unſerer Einſchiffung ſind wir noch drei Wochen im Bosphorus geblieben, weil uns der Wind entgegen war. Wir haben dieſe Zeit dazu benutzt, um Streifereien in der Umgegend zu machen, und ſelbſt in einem ſchönen Fahrzeuge mit acht Rudern nach Konſtantinopel zu gehen. Eines Tages kam ein Türke in Begleitung eines griechiſchen Sklaven auf unſer Schiff. Wir boten ihm Wein an; er hätte ihn auch ſehr gern getrunken; aber er wagte nicht, es öffentlich zu thun. Daher befahl er dem Griechen, ihn zu verſuchen. Dieſer begriff leicht, was ſein Herr ſagen wollte, berührte das Trinkgeſchirr mit den Lippen, und rief aus, es ſei Rhum. Da nun der Rhum vom Propheten nicht verboten iſt (wahrſcheinlich weil er ihn gar nicht kannte), ſo wurde das türkiſche Gewiſſen beruhigt, und der fromme Muſelmann trank wie ein Schwamm. Wir beſuchten ihn nachher in ſeinem Dorfe, wo er uns mit Kaffee und Waſſermelonen regalirte. Kurz nachher machten wir die Bekanntſchaft eines andern Türken, welcher viel gereiſet, und bis nach Gibraltar gekommen war. Er fragte uns, ob der Kaiſer Napoleon noch lebe, ob England ſo groß als Konſtantinopel ſei, und ob es wirklich zweihundert Schiffe auf dem Meer habe? Bei allem dem war doch dieſer Mann viel weniger unwiſſend, als die meiſten ſeiner Landsleute. Er verſtand und ſprach etwas Italieniſch, und wir unterhielten uns in dieſer Sprache mit ihm.

Von ungefähr befanden wir uns auf einem Ball, den einer der europäiſchen Geſandten gab, und dem gleichfalls ein reicher Türke beiwohnte. Er war ſehr vergnügt über den Anſtand der Damen, und fragte mehrmals, wie viel man ihnen für den Tag bezahle? Bald darauf hatte ich auch das ſeltene Glück, das Innere eines türkiſchen Wohnhauſes zu ſehen. Wir lagen ganz in der Nähe eines ſolchen, das einem ſehr vornehmen Manne gehörte, vor Anker. Er kam zu uns an

Bord, unterhielt ſich einige Zeit mit uns, und lud uns endlich ein, auch ihn zu beſuchen. Wir entſprachen ſchon am andern Morgen ſeinem Verlangen. Nachdem man uns durch einen ſchönen Garten geführt hatte, gelangten wir an die Thür des Kiosk, des Sommerhauſes, wo wir unſere Schuhe auszogen. Wir traten ſodann in einen großen Saal, der ungefähr 40 Fuß lang, und eben ſo breit, ſein mochte. Die Fenſter gingen auf den Garten, und rings herum befand ſich ein ſehr niedriger Sopha. Einige Schritte vom Eingange war ein marmornes Becken, in welches ein Springbrunnen plätſcherte. Die Holzbekleidung der Wände war weiß übertüncht, und mit einer Art Gitterwerk von Eichenholz verziert.

Auf dem Sopha ſaßen drei Türken, die mit hölzernen Löffeln dicken Reis aus der gleichen Schüſſel aßen. Sie luden uns ein, ihr Mahl zu theilen. Auf unſere Ablehnung lieſſen ſie Pfeifen und Kaffee bringen. Nach geendigtem Mahl wuſchen ſie ſich die Hände in ſilbernen Becken, die ihnen von Sklaven vorgehalten wurden. Der Herr vom Hauſe lud mich ein, mich zu ſetzen. Sodann bot er mir ſeine eigene Pfeife an, nachdem er das Mundſtück zuvor mit ſeinem Pelz abgewiſcht hatte. Es war mir unmöglich, dieſe Ehre, die größte, die ein Muſelmann einem Fremden je erzeigen kann, nicht anzuerkennen. Er war ſehr neugierig, die verſchiedenen Theile meiner Kleidung kennen zu lernen. Am meiſten verwunderte er ſich über meine Handſchuhe, deren Nutzen er nicht recht begreifen konnte.

Ich habe niemals eine reichere Pfeifenſammlung geſehen. Einige waren von Bernſtein, andere mit Perlmutter belegt, und mit edeln Steinen verziert. Man wechſelte mir während meines Beſuchs wenigſtens achtmal die Rauchinſtrumente. Als wir fortgehen wollten, wurden wir dringend eingeladen, bald wieder zu kommen, was wir jedoch nicht verſprechen konnten, da wir einige Stunden nachher unter Segel gehen wollten. Die Reinlichkeit der Türken iſt bewundernswürdig, und vielleicht ihre einzige Tugend. Der kleinſte Kaufmann iſt immer äuſſerſt reinlich, und oft beſſer, als ein engliſcher Edelmann, gekleidet. Ihre Unwiſſenheit überſteigt dagegen Alles, was man ſich nur denken kann. Sie bilden ſich ſogar nicht wenig darauf ein. Man hat mir verſichert, daß Ibrahim Paſcha, der Sohn des Vizekönigs von Aegypten, der eben jetzt die afrikaniſche Armee in dem Peloponnes kommandirt, ſehr gut italieniſch ſpreche; aber daß er es nicht wage, ſich dieſer Sprache vor ſeinen Offizieren zu bedienen, weil ſie überzeugt ſind, daß ein Muſelmann ſich entehre, wenn er eine andere Sprache, als türkiſch und arabiſch verſteht und ſpricht.

Spaniſche Sittentafel.

Cadix.

Der auffallendſte Zug im Karakter der Andaluſier iſt der, eine beſondere Verachtung für alle die Güter zu haben, welche die Natur ihrer Provinz verliehen hat. Eine der erſten Wirkungen davon iſt die, daß ſie auf dieſem ſo fruchtbaren, an den mannigfachſten Erzeugniſſen ſo reichen Boden, ſehr oft den Schrecken der Hungersnoth ausgeſetzt ſind. Der Andaluſier deutet dieſe moraliſche Eigenheit in einer Phraſe an, die beinahe zum Sprichwort geworden iſt, und die ihn auf's Beſte ſchildert. „Mit uns", ſagt er, „werden die Hunde des geſalzenen Fleiſches überdrüſſig."

Ich habe vor Kurzem einen Ausflug in die Umgebungen von Cadix gemacht und Gelegenheit gefunden, die unbemittelte Klaſſe zu ſtudieren. Hier exiſtiren keine Zwiſchennüançen, wie bei den andern Nationen, wodurch die verſchiedenen Grade der Ziviliſation bezeichnet werden. Neben einer wollüſtigen Hauptſtadt, wo alle Verfeinerungen des Luxus und des Geſchmacks ſich vereinigt befinden, leben halbwilde Horden, bei denen ſich die Manieren und rohen Gewohnheiten ihrer Vorfahren noch immer erhalten haben. Der Ackerbau wird nur von den Wenigſten betrieben, und der große Haufe nimmt an den Fortſchritten der Kultur nicht den geringſten Antheil. Was vorzüglich dazu beiträgt, dieſen Sittenzuſtand bei den Bewohnern Andaluſiens zu erhalten, iſt der gänzliche Mangel an kleinem Landeigenthum. In Dörfern von 2000 bis 3000 Einwohnern gibt es kaum fünf oder ſechs Güterbeſitzer; der ganze Ueberreſt der Bevölkerung beſteht aus Frohnbauern, die entweder von einiger Arbeit, oder von der Jagd, meiſtentheils aber von den Wohlthaten der Vorſehung, leben, die vom größten Theile als die unmittelbare Verſorgerin der Armen, die ſich oft am Abend niederlegen, ohne zu wiſſen, wovon ſie am andern Tage leben werden, betrachtet wird. Eine natürliche Folge davon iſt, daß die Landeigenthümer oft ein ſo großes Beſitzthum haben, daß ihnen ſelbſt die Grenzen desſelben unbekannt ſind. Es iſt unmöglich, ſo große Ländereien mit Sorgfalt zu bebauen, und der Ackerbau beſchränkt ſich bis jetzt darauf, daß man den Samen ausſtreut, ohne das Land auf irgend eine Weiſe vorher beackert zu haben. Die Aernten ſind demungeachtet ſehr reich; aber wenn ſpäte Kälte oder Trockenheit die Hoffnungen des Landwirths täuſchen, ſo muß er oft ſein Brod aus Mehl von Odeſſa oder New-York backen. Bei ſolchen Zufällen leiden die armen Thiere noch mehr als die Menſchen; denn in ganz Andaluſien gibt es nicht eine künſtliche Wieſe, und ſobald die natürlichen, deren Schönheit unvergleichlich iſt, aus Mangel an Waſſer vertrocknen, ſterben ganze Heerden

vor Hunger und Durſt. Bei'm Anblick dieſes herzzerreiſſenden Elends betet der Andaluſier noch etwas fleißiger als vorher, fügt ſich in ſein Unglück, weiht der Kirche einige Verſöhnungslampen von Silber und ſtellt häufige Prozeſſionen an.

Die herrlichen Küh- und Stierheerden dienen zur Verſorgung der großen Städte und zu den gräßlichberühmten Gefechten. Es gibt ſehr viele Dörfer von 3000 Einwohnern, wo wöchentlich nur eine Kuh geſchlachtet wird. Die Andaluſier haben eine ganz eigene Geſchicklichkeit im Kampfe mit den wilden Stieren. Eins ihrer gefährlichſten Wagſtücke beſteht darin, daß ſie feſten Fußes das Thier erwarten, und in demſelben Augenblicke, wo es die Vorderfüße erhebt, es bei den Hörnern ergreifen und niederwerfen. Dieſer Zeitvertreib erfordert, wie man ſich leicht denken kann, eben ſo viel Kaltblütigkeit, als Stärke und Gewandtheit.

Die reichen Länderbeſitzer leben durchaus eben ſo, wie die ärmſten Taglöhner. Ihre Nahrung iſt ſehr einfach und roh. Ihre Kleidung beſteht meiſtentheils in einem kleinen Rock und einem Mantel. Sie lieben die Jagd mit Leidenſchaft, und in einigen Gegenden wird dieſe Wuth ſo weit getrieben, daß ſie auf die Jagd der wilden Stiere bloß mit einem Feuergewehre verſehen ausgehen.

Ich befand mich eines Tages an einer Bauernhochzeit, wo das Gemiſch eines maleriſchen Tanzes und die hübſche, originelle Muſik meine ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt hatten, als ich einen Jüngling hereintreten ſah, den Jedermann mit eben ſo vieler Freundſchaft als Ehrfurcht bewillkommte. Ich erkundigte mich nach ſeinem Namen, und erfuhr, daß es — einer der vorzüglichſten Straßenräuber in der Gegend ſei. Man kann ſich leicht mein Erſtaunen denken. Einer der Anweſenden, mit dem ich mich ſchon über mancherlei Gegenſtände unterhalten hatte, erklärte mir den Beweggrund dieſer auffallenden Erſcheinung. „Wir leben", ſagte er, „in einer gewiſſen Vertraulichkeit mit dieſen Menſchen, nicht allein, weil wir ihnen, ſo zu ſagen, vollkommen preisgegeben ſind, ſondern auch, weil wir ihren Muth und ihre Thaten bewundern. Wenn Jemand ſie nur im Allergeringſten beleidigte, ſo würde ihre Rache gewiß fürchterlich ſein. Sobald alſo Einer von ihnen zu uns kommt, ſo ſteht Alles, was wir beſitzen, zu ſeiner Verfügung, und er ſchläft in unſern Häuſern in vollkommener Sicherheit, weil er gewiß iſt, von uns um keinen Preis verrathen zu werden."

Aber was ſagt die Gerechtigkeit dazu? fragte ich.

„Die Gerechtigkeit bei uns", entgegnete er mit einem ironiſchen Lächeln, „iſt leider, oder glücklicherweiſe, wie man will, nicht weit her. Sie beſteht aus einem Alkaden, der ſelbſt Eigenthümer iſt, und der ſich nicht gern Hab und Gut verbrennen läßt. Wenn alſo die Räuber es etwas zu arg getrieben haben, ſo daß ein Befehl höhern Orts eingeht, ſie mit Nachdruck zu verfolgen, ſo zeigt er ſelbſt es ihnen an, und bittet ſie, eine Zeitlang etwas mehr auf ihrer Hut zu ſein. Vor einigen Jahren, als der General Goyeneche, nachdem er die ſchönſten Theile von Peru geplündert und verheert hatte, mit unermeßlichen Schätzen und einer ganzen Sammlung der ſchönſten Edelſteine, die er dem König beſtimmte, zu Cadix angekommen war, beſchloſſen einige Edelleute dieſer Gegend, ſich einer ſo reichen Beute zu bemächtigen. Sie verbargen ſich gut bewaffnet und maskirt an dem Orte, wo die Karavane vorüberziehen mußte, fielen die Eskorte an, ſchlugen ſie in die Flucht und entführten vierzig bis fünfzig ſchwerbeladene Maulthiere. Nach dieſer That verfügten ſie ſich in die volkreichſten Dörfer und theilten dort den Fang, der ſelbſt ihre Erwartungen überſtieg. Die Regierung hat alle möglichen Mittel angewendet, ſich auch nur eines der Thäter zu verſichern, aber in der ganzen Provinz hat ſie auch nicht einen einzigen Angeber gefunden."

Dieſe wilden Sitten, dieſe Verachtung der Gerechtigkeit, dieſe Hintanſetzung aller geſellſchaftlichen Pflichten ſteht in befremdendem Widerſpruche mit den freundſchaftlichen Neigungen und der leichten Faſſungskraft der Andaluſier. Selbſt in ihrer unbeſchreiblichen Unwiſſenheit geben ſie den geiſtigen Vergnügungen vor allen andern den Vorzug, und ihre Unterhaltung iſt ein Gemiſch von Epigrammen, Wortſpielen, Geiſtesblitzen und trefflichen Karakterſchilderungen. Sie haben rechte eigentliche nationelle Ausdrücke, die durch die Größe der Metapher und durch die Kraft des Kolorits in die Poeſie und in den höhern Styl übergegangen ſind. Sie ſind unvergleichlich in Zuſammenſtellungen, und ſo erfinderiſch darin, daß ſie die Bewohner der übrigen Provinzen damit ermüden, die nicht eine ſo große Beweglichkeit der Einbildungskraft haben, wie ſie. Man kann ſich leicht einbilden, daß unter einem ſolchen Volke die Dichtkunſt ein eigenes Erzeugniß ſein müſſe.

Die Weiber zu Cadix ſind meiſtentheils klein und braun. Sie ſind auſſerordentlich lebhaft und haben eine gewiſſe Unachtſamkeit, die nicht ungefällig iſt, weil, man möchte faſt ſagen, Alles an ihnen gefällt. Ihr Körperbau iſt vollkommen, ſo lange ſie jung ſind, aber im reifern Alter werden ſie ſehr dick und unbehilflich. Sie ſind zuvorkommend, und man behauptet ſogar, nur zu ſehr; aber man möchte beinahe vermuthen, daß das, was man in andern Ländern als Unſchicklichkeit betrachten möchte, hier nur Offenherzigkeit iſt. Ihrer Herrſchaft ſicher, fürchten ſie nicht, mit ihren Sklaven vertraut zu werden. Der Geliebte, oder

der Mann, muß unbedingt gehorchen. Wehe dem, der einen Widerspruch wagen wollte! er würde als Rebell behandelt und mit aller Strenge einer beleidigten Despotin bestraft werden. Die Frauen, bei denen die Liebe nur der alleinige Gegenstand ihres Lebens ist, befinden sich in einer beständigen Unthätigkeit. Ihre ganze Beschäftigung besteht darin, des Morgens in die Kirche und des Abends auf die Promenade zu gehen. Der Mann, oder der Geliebte, muß wie ein Galeerensklave arbeiten, damit die Dame sich vergnügen könne. Sie braucht, wenn sie noch recht bescheiden sein will, wenigstens ein Dutzend seidene Strümpfe, ein Halsband von Smaragden und einen Pariser Fächer. Die Worte: ich habe kein Geld! dürfen nie in ihre Ohren klingen, denn wenn man keins hat, so muß man, auf welche Weise es immerhin sei, es herbeizuschaffen suchen. Ihre Zivilliste ist unbeschränkt.

Curiosa.

Die Kometen von 1825.

Einer der aufgeklärtesten Menschen der Vorzeit, der seinen Geist von den platonischen Träumereien zu befreien gewußt hatte, aus denen beinahe die ganze ciceronische Philosophie zusammengesetzt war, Seneka, sagte in einem seiner merkwürdigsten Werke: daß ein Tag kommen müßte, wo man die Natur und die Größe der Kometen kennen würde, eben so wie die Bahnen, die sie durchlaufen, und die von denen der Planeten ganz verschieden seien. Alsdann werde die Nachwelt über die Unwissenheit der frühern Zeitalter, über Dinge, die so einfach und so leicht scheinen, nicht wenig erstaunen. Diese Voraussetzungen Seneka's haben sich vorzüglich im verflossenen Jahre bewährt. Fünf Kometen sind auf den verschiedenen Sternwarten in Europa beobachtet worden, nicht etwa, weil in diesem Jahre jene Irrsterne häufiger als gewöhnlich erschienen, sondern nur in Folge der Vervollkommnung der astronomischen Instrumente und der größern Aufmerksamkeit, mit der man diese himmlischen Phänomene beobachtet hat. Der erste der vorjährigen Kometen wurde am 19. Maj zu Marseille bemerkt, der zweite am 13. Juli zu Nimes, der dritte am 9. August zu Florenz, der vierte am 19. Sept. nahe bei London, der fünfte am 7. November zu Florenz. Man erwähnt noch eines sechsten, der sich in der Austral-Hemisphäre gezeigt hat, und der, seit jenem von 1682 oder 1759, der größte ist. Anfänglich hatte sein Schweif nur einen geringen Glanz; aber bald wurde er sehr strahlend und dehnte seine Feuerruthe immer weiter aus, je mehr er sich der Erde näherte.

Magnetismus.

Der Professor Barlow hat in seinem letzten Experimentalkursus über den Magnetismus bemerkt, daß die magnetische Kraft durch eine Rundbewegung sich mittheilen könne. Er hat mehrere runde Platten von Gußeisen, Kupfer, Zink und anderm Metall genommen, sie sehr schnell in Bewegung gesetzt, und beobachtet, wie diese Metalle auf die Magnetnadel einen größern oder geringern Einfluß ausübten, und sie mehr oder minder von ihrer eigentlichen Richtung abzogen, ein Umstand, der mit der Eisenplatte natürlicherweise am meisten statt fand. Um zu beweisen, daß auch das Kupfer, wie der Stahl, eine gewisse magnetische Kraft habe, hat er die Magnetnadel durch eigene Mittel zuerst vollkommen neutralisirt, sodann das Ende eines kupfernen Lineals gegen das Ende der Magnetnadel gerichtet, worauf die bloße anziehende Kraft des Kupfers genügend gewesen ist, die Nadel auf mehrere Grade aus ihrer Stellung zu ziehen. Er hat darauf das Lineal auf eine solche Weise zurückgezogen, daß es eine Erschütterung der Nadel bewirkte. Sodann hat er es abermals daran gehalten, um sie wieder in ihre alte Stellung zu bringen, und auf diese Art hat er sie nach und nach eine vollkommene Revolution machen lassen, die um so schneller war, je öfter das Kupfer herangehalten und wieder zurückgezogen wurde.

Vögelwanderungen.

Doktor Schinz in Zürich, durch sein Studium der Ornithologie berühmt, hat die Gesetze zu entdecken gesucht, nach welchen die Vögel in die verschiedenen Länder des Erdballs vertheilt sind. Das Land, in welchem der Vogel seine Eier legt und die Jungen ausbrütet, kann, nach ihm, als seine Heimath betrachtet werden. Je mehr man sich den Polen nähert, je mehr beständig in diesen Gegenden verweilende und ihnen eigenthümlich angehörige Vögel findet man dort. Grönland hat nicht einen einzigen Zugvogel. Island hat nur einen, der den Winter über auf der Insel verweilt, und im Frühling nach noch nördlichern Ländern zieht. Die Zugvögel sind am häufigsten im Mittelpunkte Europa's, und an größerer Zahl daselbst, als in allen übrigen Theilen der Erde. In den Gegenden zwischen den Wendekreisen wandert kein Vogel aus, aber nördlich und südlich davon findet dieser Fall mehr oder weniger statt. Die Fortpflanzung der Gattungen geschieht in demselben Maasstabe, als an den Nahrungsmitteln Mangel oder Ueberfluß ist. Auf Spitzbergen gibt es nur einen kräuterfressenden Vogel; denn in dieser traurigen Zone bietet das Meer eine größere Menge Nahrungsmittel dar, als die Erde,

und die die Insel umgebenden Felsen sind von vielen Wasservögeln bevölkert.

Insekten im Magen.

Der englische Doktor Yates erzählt in einer so eben erschienenen Denkschrift, daß ein Bauer lange und stechende Schmerzen empfunden, nachdem er die Puppe eines jener Insekten verschlungen, die man gewöhnlich Drachenfliege zu nennen pflegt, und die sich gewöhnlich in der Nähe der Sümpfe in England befinden. Diese Puppe, statt durch die Bewegung des Magens vernichtet zu werden, hatte sich vielmehr in eine große, rauhhaarige Raupe verwandelt, die den Patienten ausserordentlich quälte, und von der er endlich durch künstlich erregtes Erbrechen befreit wurde. Es ist schwer zu begreifen, wie dies Insekt in jener Lage habe leben können. Aber das ist nicht die einzige merkwürdige Thatsache dieser Art. Derselbe Arzt erwähnt auch einer fleischfressenden Schnecke, die nicht nur in sehr starkem Alkohol gelebt, sondern sich auch leicht in demselben fortbewegt hat.

Unverweslichkeit.

In den Minen von Kornwallis hat man letzthin den Leichnam eines Minirers gefunden, der vollkommen wohl erhalten, ganz weich und vom Vitriolwasser durchdrungen war. Sobald man ihn an die Luft brachte, wurde er jedoch steif. Niemand vermochte den Körper zu erkennen; aber man erinnerte sich, daß vor sehr langer Zeit ein Arbeiter in den Minen verschüttet und niemals wiedergefunden worden sei. Ein altes Mütterchen wurde ebenfalls über diesen Gegenstand befragt und zu dem Leichnam geführt. Sie erkannte sogleich, daß es der eines jungen Menschen sei, mit dem sie in ihrer Jugend (vor länger als fünfzig Jahren) versprochen gewesen. Sie stürzte sich auf die Hülle ihres ehemaligen Geliebten, benetzte sie mit ihren Thränen, und wurde fast ohnmächtig vor Freude, den Gegenstand ihrer ersten und einzigen Liebe so wohlerhalten wiederzusehen.

Einfluß der Atmosphäre auf die Aale.

Man sollte vermuthen, daß das Element, in welchem die Aale leben, sie gegen den Einfluß der Atmosphäre schützen müßte. Ein eigener Umstand hat jedoch den Beweis vom Gegentheil gegeben. Nahe bei der Stadt Linlithgow in Schottland befindet sich ein grosser Fischteich, dessen überflüssiges Wasser durch eine Schleuse in ein kleineres Becken fällt. So lange das Wetter ruhig und heiter ist, sieht man keinen einzigen Aal in diesem Becken; aber sobald es anfängt zu stürmen, stürzen sich die Fische mit Gewalt gegen die Schleuse und in den untern Raum, wo sie viel ruhiger sich befinden, und wo man sie sodann in großer Menge fängt.

Die Mineralquellen am Kaukasus.

Man darf wohl annehmen, daß die Mineralquellen des Kaukasus ihren Ursprung erstaunlichen physischen Revolutionen verdanken, die vor mehrern Jahrhunderten im Innern des Bechtowgebirges stattgefunden haben. Aber nicht nur im Alterthum scheinen sie unbekannt geblieben zu sein; auch die spätern morgen- und abendländischen Geschichtschreiber erwähnen ihrer nicht. Nach Nestor haben die Verbindungen der Russen mit den Völkern des Kaukasus schon vor dem zwölften Jahrhundert begonnen. Die Beweise davon liegen in ihren Kriegen mit den Khazaren, und in der Vermählung Wzialaws, Großfürsten von Kiow, mit einer abazinischen Prinzessin im Jahr 1154. Sie standen ausserdem noch mit den Kabardinern und Abkhazen, ihren Nachbarn, in Verbindung, wegen der geringen Entfernung der Stadt Taman, die den Russen unter dem Namen des Fürstenthums Tmutarakan unterthänig war. Aber auch die Geschichte jener Zeit gibt uns nicht die entferntesten Nachrichten über die gegenwärtig so berühmten Mineralquellen. Eben so wenig findet man etwas davon in den Berichten des sechszehnten Jahrhunderts, wo die russischen Fürsten festere Verbindungen mit der großen Kabardei abschlossen.

Es ist nicht weniger zu verwundern, daß die Quellen des Kaukasus dem scharfen Blick Peters des Großen entgangen sind, der sich 1717 während seiner denkwürdigen Feldzüge gegen Persien in so geringer Entfernung von ihnen befand, und der beinahe zu gleicher Zeit auf dem Tarak die Heilquellen von Bragunsk entdeckte, die nach ihm benannt wurden. Man muß deshalb die einzige Ursache ihrer so sehr verspäteten Bekanntwerdung in der Geheimhaltung der Tscherkassen suchen, die wahrscheinlich befürchteten, daß man sie ihnen rauben könne.

Dagegen ist es durchaus keinem Zweifel unterworfen, daß sich die Bewohner des Kaukasus schon seit langer Zeit dieses Heilwassers in ihren Krankheiten bedienten.

Nach der 1823 von Neliubin gemachten Entdeckung mehrerer in den Felsen ausgehauener Badebehälter ist anzunehmen, daß sie schon vor Jahrhunderten im Gebrauch gewesen seien. Aber die Russen haben, wie Freyganz sagt, diese Quellen erst seit 1774 gekannt, wo sie das Fort Mozdok erbauten, und in nähere Berührung mit den Bewohnern dieser Gegenden kamen. Endlich, als sie die Festung Konstantinogorsk, am lin-

ken Ufer der Podkuma erbauten, und nur noch vier Werste von den Schwefelquellen entfernt waren, wurden alle Schwierigkeiten beseitigt, und sie gelangten zum Besitz derselben.

Der Kaiser Alexander schenkte ihnen eine besondere Aufmerksamkeit. Die davon vorhandenen Analysen wurden immer als unrichtig betrachtet, bis Nelubin, Professor der medizinischen und chirurgischen Akademie zu Petersburg, den Auftrag erhielt, sie näher zu untersuchen. Folgendes waren die Resultate seiner Arbeiten:

1. Ausser den drei bereits vor vierzehn Jahren im Gebrauche befindlichen Schwefelquellen auf dem Matuchkaberge hat er noch fünf andere derselben Art entdeckt, so wie acht weniger starke, die bisher ganz unbekannt geblieben waren.

2. Ausser den bereits bekannten drei Quellen auf dem Eisenberge (Geleznaja Gora) hat er noch sieben andere bedeutende eisenhaltige Brunnen entdeckt und analysirt.

3. Nahe an der abazischen Grenze, am rechten Ufer des Eklochas, hat er einen Sauerbrunnen gefunden, und in der Nähe der Podkuma kalte Schwefelwasser.

4. Unfern vom Bunguntastrom hat er 23 Quellen entdeckt, wovon 5 schwefelhaltiges und 18 stark gesalzenes Wasser halten.

5. Er hat die beiden Salzseen analysirt, die sich in der Ebene von Lyssogorsk befinden.

6. Er hat dieselben Experienzien mit dem Wasser des Garka (bittern Flusses) auf der Straße nach Georgiewsk vorgenommen.

7. Auf einer Landstrecke von sechszig Werften (16 Stunden), von Baramsk bis Nar-Zan, an den beiden Ufern der Podkuma, hat er ungefähr siebenzig Mineralquellen entdeckt, die jedoch hinter den Hauptquellen im Kaukasus mehr oder weniger zurückstehen, weshalb man alle weitern Nachforschungen darüber aufgegeben hat.

8. Ausser den chemischen Arbeiten, die ihn die ganze Zeit seines dortigen Aufenthalts über beschäftigt haben, hat er noch viele Beobachtungen über die Kranken angestellt, die unter seiner Leitung sich des Wassers bedienten.

9. Er hat Verbindungen mit mehrern Aerzten angeknüpft, die sich dort befanden, und von ihnen die genausten Nachrichten erhalten.

10. Er hat die Mineralien des Bechtowgebirgs eingesammelt, so wie auch in den Gebirgen Abaziens, nahe an den Quellen. Er hat daraus eine kabardische Sammlung gebildet.

11. Er hat eine Beschreibung der Pflanzen gegeben, die in den Umgebungen der Mineralquellen, in der grosen Kabardei und weiter unten in Abazien sich befinden.

12. Endlich hat er während der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthaltes genaue mineralogische Beobachtungen angestellt.

Einführung der Geschwornengerichte auf der Insel Ceylon.

Es ist ein sehr gewöhnlicher Satz der Gegner aller Verbesserungen, „daß die Institutionen eines Landes nicht in das andere versetzt werden können, und daß, gut da, wo sie ursprünglich entstanden sind, sie da ausarten und verderblich werden, wo sie nur die Früchte der Nachahmung sind. Man bringe eine neue Anstalt in Vorschlag, so wird die darauf immer fertige Antwort sein, daß man sie noch nirgends versucht hat, und daß sie folglich kein Zutrauen verdient. Führt man das Beispiel eines in einem fremden Land gemachten Versuches an, so zerstört man euere Behauptung dadurch, daß man sagt, die Völker seien sich nicht gleich, und das, was unter einem Breitengrade vortrefflich gelinge, müsse nothwendig unter einem andern, nach den aus der Natur der Dinge entspringenden Gründen, mißlingen.

Schon 1811 ist das Geschwornengericht auf der Insel Ceylon durch Sir Alexander Johnston, Großrichter derselben, eingeführt worden. Alle freien und auf der Insel wohnenden Eingeborenen können Geschworne sein. Jeder Angeklagte kann von Geschwornen seiner eigenen Kaste gerichtet werden, im Fall er nicht einer andern Kaste oder den Europäern den Vorzug gibt. Er hat das Recht, fünf davon zu verwerfen, ohne seine Ursache anzugeben. Die Entscheidungen der Geschwornen sind von der einfachen Majorität und nicht von der Einstimmigkeit abhängig.

Diese neue Einrichtung hat eine glückliche Veränderung im moralischen Zustande der Eingebornen hervorgebracht. Die Reden, welche die Richter an die Geschwornen und an die ganze Versammlung halten, sind wirkliche moralische Lehren, und ein sehr nützlicher Unterricht für das Volk, von dem man bald die Früchte zu bemerken die Gelegenheit gehabt hat. Die Sklaverei besteht noch zu Ceylon, und durch die Kapitulation, durch welche die holländischen Besitzungen an England abgetreten wurden, hat es sich selber das Recht genommen, sie abzuschaffen. Man wollte 1806 die Sklaven-Eigenthümer bewegen, selbst auf ihre Rechte zu verzichten; aber der Antrag wurde einstimmig von ihnen verworfen. Durch gleichfalls einstimmigen Beschluß haben sie seitdem vor dem Großrichter erklärt, daß

alle vom 12 August deſſelben Jahres an gebornen Kinder frei ſein ſollten.“ Und dieſer Triumph der Menſchlichkeit iſt allein den Geſchwornengerichten zuzuſchreiben.

Parallelen.

Calderon und Shakeſpeare.

Calderon war kaum auſſerhalb Spanien bekannt, als Schlegel deſſen Werke überſetzte und kommentirte, und die Schönheiten derſelben hervorhob. Da erſt erfuhr man, daß im ſüdlichen Europa ein Menſch exiſtirt habe, deſſen umfaſſendes und ſeltſames Genie einige Aehnlichkeit mit dem von Shakeſpeare gehabt.

Unregelmäßig und phantaſtiſch in ſeinen Dichtungen, verletzt Calderon doch weniger den guten Geſchmack, als der Verfaſſer des „Sturms“. Sein Styl iſt gleicher, ſein Gang methodiſcher; aber, wie der engliſche Barde, erhebt er ſich oft über ſeine Zeitgenoſſen, miſcht Fabeln in ſeine rein lyriſchen Darſtellungen, verſchönert die Sitten, und leiht ihnen einen idealiſchen Farbenglanz. Wenn er nicht, wie ſein Nebenbuhler, die Leſer in kühnem und unerwartetem Fluge zu den Regionen der erhabenſten Begriffe erheben kann; wenn er ſie nicht in die Nachforſchungen einer gelehrten Philoſophie verſenkt; ſo führt er ſie doch angenehm auf Blumenpfaden in eine herrlichere und poetiſchere Welt, als die ſie umgebende iſt. Er erhebt die Liebe, Ergebenheit, Freundſchaft, den Patriotismus und die ritterliche Ehre auf den höchſten Punkt der Begeiſterung. Er iſt gleichfalls unübertrefflich in der Kunſt, eine Intrigue zu entwirren. Nachdem er ſein Genie ſelbſt in eine Menge der verſchiedenartigſten Szenen und Begebenheiten verwickelt hat, läßt er, ohne die geringſte Anſtrengung, dieſem Zuſammenſtrömen der Leidenſchaften und Umſtände einen unerwarteten, aber immer natürlichen Zufall entſpringen, der ſeinen Helden aus der ſchwierigen Lage zieht, in welche er ihn geſtellt hatte.

Shakeſpeare gibt den ernſten und tiefen Leidenſchaften die ihnen zuſtändige Sprache. Calderon ſcheut ſich, ſie dem Publikum in ihrer ganzen Nacktheit zu zeigen. Er umſchleiert ihre Exzeſſe, und mildert ihre Bitterkeit. Die heftigſte Liebe iſt in ſeinen Werken nur eine liebenswürdige Galanterie, und die Eiferſucht ſpricht nur in Gegenſätzen und Vergleichungen. Bei allem dem zeigt ſich nirgends ein Mangel an reinem, warmem Gefühl. Einige Theile beweiſen vielmehr eine große Zartheit und Tiefe; aber es ſind nur die flüchtigen Stellen eines Genies, das plötzlich erwacht, um nachher wieder in die Lethargie zu verſinken, zu der es durch das Vorurtheil und den ſchlechten Geſchmack verurtheilt war, die im Zeitalter des Dichters vorherrſchend waren.

Die Kunſt, einen Karakter mit wenigen Zügen zu zeichnen, iſt eine der ſeltenen Eigenſchaften, durch die Shakeſpeare ſich auszeichnet. Eine Szene genügt ihm, um die traurige und ſchwarze Melancholie zu entwikkeln, die Jakobs Seele erfüllt. Calderon hat daſſelbe Talent; aber unfähig, die Eingebungen ſeines Genies zu mäßigen, ſchwächt er in den nachfolgenden Szenen wieder den Meiſterzug der erſten. Jede Perſon zeichnet ſich kräftig in anziehender Rede; aber kurz darauf artet ſie wieder aus, und erſchöpft die Geduld des Leſers durch Reden von unerträglicher Länge.

Calderon hat viele Luſt- und Schauſpiele in der Art von Much abo about nothing geſchrieben. Er miſchte vorzüglich gern die Begebenheiten der Könige in die einfachen Gemälde des Hirtenlebens, das Wunderbare der Erfindung mit dem Spiel der Leidenſchaften. Man findet häufig in ſeinen Stücken Szenen, die der jenen Statüe in Winter's Tal ähnlich ſind. Aber eben darin glänzt er viel weniger, als in der Schilderung der Sitten und Gebräuche ſeiner Zeit, ſo wie der Begebenheiten des gewöhnlichen Lebens. El secreto a voces, El pintor de sa deshonora, und drei oder vier andere Stücke von derſelben Art, ſind wirkliche Muſter von Wahrheit und Urtheilskraft. Sein Styl ſchwebt mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit dahin. Seine Verſifikation iſt rein, einfach und glänzend. Die Begebenheiten, ohne Verwirrung erfunden, gelangen zu einer geiſtreichen Entwickelung, die den Leſer vollkommen befriedigt, und immer durch die Leidenſchaften und Perſonen erzeugt wird, die er handeln läßt.

Häckerling.

Das Geiſtreichſte und Beluſtigendſte, was Rabelais gemacht hat, ſind vielleicht nicht ſeine Bücher. Sein Leben ſelbſt iſt, ſo zu ſagen, ein Meiſterſtück des Verſtandes, der Bosheit und Laune. Es wimmelt von originellen Zügen und närriſchen Ausfällen. Er war zuerſt Franziskaner, ſodann Benediktiner, endlich Arzt. 1531 lehrte er die Arzneiwiſſenſchaft auf der Univerſität zu Montpellier, als der Kanzler Duprat ihm ſeine Stelle nahm. Rabelais wollte ſelbſt deshalb mit dem Miniſter ſprechen, und bediente ſich dazu folge den Mittels: Er redete den Thürſteher lateiniſch an. Dieſer rief einen Mann herbei, der mit ihm ſprechen könne. Er redete darauf griechiſch, und endlich ſogar hebräiſch, ſo daß man ihn endlich vor den Kanzler laſſen mußte, der, von ſeinem Geiſte gewonnen, ihm nicht nur ſeine Stelle, ſondern der Univerſität Montpellier auch alle ihre alten Privilegien wieder gab. Rabelais ſtarb in ſeinem ſiebenzigſten Jahr. Man erzählt, daß er ſich in ſeinen letzten Augenblicken mit einem Domino bekleidete, weil, wie er ſcherzend ſagte, in der Bibel

geſchrieben ſteht: Beati sunt, qui in *domino* moriantur! Vielleicht wird ihm dieſer ſchale Witz auch nur angedichtet; wenigſtens möchte man das wünſchen. Sein Teſtament beſtand aus folgenden Worten: „Ich habe Nichts; ich bin viel ſchuldig; was übrig bleibt, ſchenke ich den Armen.“

Man hat vielerlei über die „Kunſt zu ſprechen“ geſchrieben. Wenn ich nicht irre, ſo haben Kaunitz, Cowper, Ruccelai und Delille recht hübſche Verſe über die „Kunſt, Andere zu langweilen“ gemacht. Nichts iſt leichter als das. Man braucht nur Alles zu ſagen, was man weiß, oder es bei jeder Gelegenheit, und ſo ungereimt als möglich, vorzubringen. Die beſten Abhandlungen über die Unterhaltung ſelbſt ſind von Diderot und von der Frau von Stael-Holſtein. Beide Perſonen waren zugleich die merkwürdigſten Improviſatoren ihrer Zeit. Sie verdankten dieſe Macht der Unterhaltung einer raſchen und gewaltſamen Bewegung ihres Geiſtes, der, nach dem Ausdruck von Horaz, wie ein Waldſtrom Bilder, Ideen und Schlußfolgen mit ſich dahin riß, denen, die ſich in ihrer Nähe befanden, keinen Augenblick der Ruhe ließ, ſie mit Stärke ergriff, blendete, und ſie vor Bewunderung niederdrückte. J. J. Rouſſeau ſprach übel; eben ſo Buffon, Marmontel, Dumarſais, Nicole, Descartes, Thomas, Lafontaine und der große Corneille. Die Unterhaltung Buffons war eben ſo matt, als ſein Styl erhaben. Er erniedrigte ſich, um ſich zu beluſtigen. Marmontel galt allgemein für den langweiligſten Menſchen, den man ſich nur immer denken konnte. Sein Geſpräch war ein wirklicher Monolog. Corneille machte zwanzig Sprachſchnitzer in einer einzigen Phraſe. Lafontaine, der die Thiere ſo geiſtreich ſprechen ließ, redete ſelbſt wie ein Thier. Er war nicht einmal im Stand, das zu erklären, was er doch lange Zeit betrachtet hatte. Auf der andern Seite hatten Fenelon, Montesquieu, Voltaire, Swift, die beiden Obengenannten und Alembert, ſo wie der Abbé Arnault, die Unterhaltungsgabe im höchſten Grade.

Ein König von Indien hatte das ſeltene Glück, einen vernünftigen Miniſter zu haben, der ſich oft über die Sorgloſigkeit der Unterthanen ſeines Gebieters beklagte. Der Monarch glaubte nicht, daß das ein großes Unglück für einen Staat ſei. Du ſiehſt Alles zu ſchwarz, ſagte er zu ihm: glaube mir, die Sorgloſigkeit iſt die Schweſter der guten Laune. — Meinſt du das? entgegnete Jener. Vielleicht belehrt dich der Zufall einmal vom Gegentheil. So ſprechend folgten ſie dem Lauf des Ganges. Ein Bettler ſaß am Ufer, und ſprach ſie um eine Gabe an. Der Miniſter warf ihm eine Münze in die Kappe. Aber dieſe hatte ein Loch; das Geldſtück fiel durch, rollte weiter, und verſchwand in den Fluthen. Es iſt fort, ſagte der Arme. Was war's? — Ein Kupferſtück. — Weiter nichts! Ei ſo iſt das Unglück eben nicht ſehr groß. — Die beiden Spazierenden gingen weiter. Da ſiehſt du das Glück der Sorgloſigkeit! ſagte der König. Einige Zeit nachher kehrten ſie wieder auf dem gleichen Weg zurück. Der Bettler ſaß noch immer am Ufer, und bat ſie aufs Neue um ein Almoſen im Namen des großen Brama. Der Miniſter zog einen Ring vom Finger, und warf ihn in die Kappe; aber er fiel gleichfalls durch das Loch, rollte weiter, und verſchwand in den Fluthen. Wieder verloren! rief der Arme. Was war's? — Eine Kleinigkeit, ſagte der Miniſter: ein Diamant von zehntauſend Rupien. — Zehntauſend Rupien! ſchrie der Bettler. O ich Unglückſeliger! O verfluchte Sorgloſigkeit! Hätte ich das Loch zugeflickt, nachdem das Kupferſtück durchgefallen war, hätte ich ... Und er ſprang plötzlich auf, ſtürzte ſich in den Ganges, und erſäufte ſich. — Das ſind, ſagte der Miniſter, die Früchte der Sorgloſigkeit.

Folgende Rechnung ſtattet Jouy über das Leben Voltaire's der Nachwelt ab:

Gute Handlungen. Gründung von Ferney. Anlegung einer Uhrenfabrike und großer Töpfereien. Erbauung von achtzig Häuſern auf ſeine Koſten. Bevölkerung derſelben mit armen Familien. Plan der Stadt Verſoix. Befreiung des Landes Gex von dem Mauthzwang. Befreiung von 1200 Leibeigenen im Jura. Ehrenrettung Calas. Lebensrettung Sirvens, Martins und Montbailly's. Vertheidigung des Generals Lally, La Barre's, D'elatonde's, des Admirals Bing, des Grafen Morangies. Verbergung von Delille de Sales. Errettung eines Landmanns mit 8000 Franken, und eines andern mit 3500. Ausſtattung der Nichte Corneille's mit 90,000 Franken. Ausſtattung des Fräuleins von Varicourt mit 150,000 Fr. Rettung von Waiſenkindern aus den Händen der Jeſuiten, mit einem Opfer von 15,000 Fr. Vorſtellungen gegen den Zehnten, die Zwangsarbeiten, Verhaftbriefe, Verkäuflichkeit der Aemter, des Nachlaſſungsrechts, der mönchiſchen Anſtalten, gegen die Folter u. ſ. w. Vertheidigung der Preßfreiheit; Vorſchlag zur allgemeinen Vertheilung der Abgaben, zur Gleichförmigkeit der Maaße und Gewichte, zur Umſchmelzung der Geſetzbücher u. ſ. w. Schriftſteller ohne Zahl unterſtützt, beſchützt, und von ihm empfohlen.

Schlechte Handlungen. Ränke und Intrigen des preuſſiſchen Kammerherrn. Feindſchaft gegen J. J. Rouſſeau. Niedrige Schmeicheleien gegen den Herzog von Richelieu.

Freunde: Alambert; Vauvenargues; Diderot; Friedrich II.; Condorcet; Staniſlaus Leczinsky; La

Condamine; Benedikt XIV.; Guibert; Servan; Hervey; Gaillard; Fréret; Schuwalow; Boulanger; Nekker und seine Frau; Hénault; Bouffiers; Montesquieu; Galiczin; Bernis; Helvetius; Duclos; Raynal; Chesterfield; Florian; Morellet; Ducis; Beaumont; Chastellux; Delille; Vilette; der Markgraf von Baireuth; Dupaty; Oliget; d'Argens; Sainte-Foix; Champfort; Saurin; Lyttleton; Chauvelin; La Harpe; Marmontel; Rameau; Ximenes; Villars; Tronchin; der Fürst von Ligne; Malesherbe; Turgot; Trudaine; Argental; Chaulieu; Treſſan; Porée; Swift; Le Kain; Mairan; Lebrun; Clairaut; Shaftesbury; Algarotti; Eſtaing; du Deffant; Graffigny; Göthe; Hume; 'sGravesande; Capperonier; Voyer d'Argenſon; Choiſeul; Deformont; Taylor; Walpole; Bolingbroke; Dubocage; Quinault; Clairon; Dumesnil; der Marſchall von Villars und ſeine Frau; Adam; Cideville; Damilaville; Beauveau; Rochefort; Vilvielle; Grimm; Saint-Lambert; Lespinaſſe; der Regent von Frankreich; du Châtelet; Villette.

Feinde. Desfontaines; Fréron; Patouillet; Nonotte; Bordoré; Cogé; Gauchet; Dinouart; Pérusseau; Jannet; Griffet; Desbillons; Guyon; Buſſier; Briet; Pézenas; Simonet; Neuville; Caſſel; Huet; Bergier; Laborde; Garnier; Berthier; Hayer; Viret; Abraham Chaumeix; Geoffroy; Gore; Hugo; Mazure; Lepan; Paillet de Warcy; Napoleon Bonaparte.

Gute Werke. Die Henriade. Die der Tragödie, der Epiſtel und der Geſchichte angewieſene philoſophiſche Richtung. Zehn vortreffliche Trauerſpiele. Gründung einer neuen politiſchen Schule. Verſuch über die Sitten der Nationen. Das Jahrhundert Ludwigs XIV. Die Jahrbücher des Reichs. Das Leben Karls XII. Die Geſchichte des Parlaments. Die Schöpfung neuer Romane. Candide. Zadig, Mikromegas, der Hurone, der Vierzigthalermann. Kritiſche und philoſophiſche Gedichte. Epiſteln, Satyren und Mährchen. Neue Luſtſpiele: Nanina, die Schottländerin; der verlorne Sohn. Zwei muſterhafte Opern. Meiſterwerke leichter Poeſien und vermiſchter Literatur. Das heroiſch-komiſche Gedicht, die Pucelle. Ueberſezungsmuſter aus den ältern und neuern Sprachen. Fragen über die Encyclopädie. Wiſſenſchaftliche Arbeiten: Elemente der Newtoniſchen Philoſophie; Verſuch über die Natur des Feuers; Zweifel über die Natur der bewegenden Kräfte; Phyſikaliſche Inſtitutionen. Der größte und geiſtreichſte Briefwechſel. Mit einem Worte: hundert Bände, wovon ſechszig Meiſterwerke ſind.

Schlechte Werke. Der Genfer Bürgerkrieg. Unglückliche Verſuche ſatyriſcher Luſtſpiele. Vier erbärmliche Verſe im armen Teufel. Agathokles und die Geſetze des Minos, ſehr übel gerathene Trauerſpiele, die dennoch einem neuern Verfaſſer als Meiſterſtücke angerechnet werden könnten.

Vor einiger Zeit iſt im Schloſſe Weilworth, in Yorkſhire, ein Gaſtmahl gegeben worden, das unter andern aus folgenden erklecklichen Gegenſtänden beſtand: 110 Schüſſeln mit Rosbeef, 70 kalte Paſteten, 58 Hammel- oder Schöpſenbraten, 48 Schinken, 55 gebratene Lämmlein, 70 gebackene Kalbsbraten, 40 Schüſſeln, jede mit einem Dutzend Hähnlein, 140 Schüſſeln mit verſchiedenen Fiſchen. Dazu hat man getrunken, ſintemalen das alles ſchwimmen wollte: 13 Tonnen Ale, 20 Tonnen ſtarkes Bier, 8 Tonnen Punſch, und 4 Tonnen Wein. Und das alles, um die Volljährigkeit des Herzogs von Buckingham zu feiern. Man hätte nicht mehr für die des Gargantua thun können.

Deutſche John-Bulliaden.

Vermiſchte Anzeigen.

Lebendig gerupfte Bauernfedern ſind billig angekommen und zu haben, auch ſtehen daſelbſt leere Koffer zum Verkauf, bei

Rindskopf und Komp.
zur Stadt Wien.

Kaſtorhüte in ſchwarz und weiß für Damen; Mädchen und Kinder verkaufe ich weit unter dem Fabrikpreis um damit aufzuräumen.

Ferdinand Heß,
in der Galgengaſſe No. 3.

Elaſtiſche Metall-Schreibfedern. Dieſe Federn ſind nach einem zwei und zwanzigjährigen Nachdenken dahin gediehen, dem Publikum einen auſſerordentlichen Nutzen zu produziren, der gewiß der Menſchheit Ehre macht. Man kann damit ſo weich und ſchön ſchreiben als mit andern ganz gewöhnlichen Gänſefedern, welche lange nicht ſo theuer ſind, weil ſie ſich ſchneller verbrauchen und nicht ſo dauerhaft ſind. Vorzüglich ſind dieſe Federn dem ſchönen Geſchlecht zu empfehlen, weil ſie dadurch eine ſchöne Hand bekommen, bei

Hirſch Löb Amſchel Blaubecken,
in der neuen Bornheimergaſſe No. 1.

Der Unterzeichnete empfiehlt ſich fürs Leder mit ſeiner vortheilhaften Glanzwichſe, auch iſt derſelbe Dutzendweis zum billigſten Preis zu verkaufen und in Kommiſſion zu haben.

J. P. F. Gerngroß, Lit. C. No. 11.

Daß Niemand auf meinen Namen nichts verabfolgen läßt, wird ein geehrtes Publikum hierdurch in Nachricht geſetzt.

Ein lediger Mann im Mittelalter wünſcht ſein Unterkommen als Bedienter, Hausknecht oder Auslau-

fer, bei Herrn Fridel Schmuhl Friedländer, welcher die beſten Zeugniſſe aufzuweiſen hat.

Das geſchätzte Publikum von ländlichen Vergnügungen machen wir zu Rödelheim, Eingangs linker Hand, hiemit aufmerkſam. Veranlaßt auf die ſchöne Lage und gegenwärtig heitern Himmel empfehlen wir uns allen Freunden des Schönen und Guten zu heiterer Aufheiterung in warmen und reinen Speiſen, kalten Weinen wie auch ſonſtigen guten Getränken einem Verehrl. Zuſpruch ergebenſt.

Kalbsmagen und Dreiſchuft,
zum grünen Apfel.

Biographiſche und literariſche Skizzen.

William Cowper.

Es gibt mancherlei Unglücksfälle, die man nicht als gewöhnliche Zufälle im Leben der meiſten Menſchen betrachten kann, und die das ganze Daſein eines Dichters zu vergiften im Stande ſind.

Cowper iſt ein trauriger Beweis davon, denn die Leiden, in Folge derſelben er den Verſtand verloren hat, waren, wenn ich mich alſo ausdrücken darf, nur ganz alltägliche Leiden. Er verlor ſeine Mutter in ganz früher Jugend, und wurde in einem ſchlechten Kollegium erzogen. Er brachte drei Jahre bei einem Prokurator zu, und lebte die ganze übrige Zeit mit Frömmlern. Einem gewöhnlichen Menſchen würden dieſe Begebenheiten vielleicht zum Vortheil gereicht ſein; denn man behauptet, daß die guten Mütter ihre Kinder verziehen, daß die Strenge des Kollegiums an die Geſellſchaft gewöhnt, daß, bevor man ein guter Advokat werden wolle, man zuvor Schreiber bei einem Prokurator geweſen ſein müſſe, und daß die Frömmelei zur Biſchofsmütze verhilft. Aber Cowper hatte ſo große Anſprüche nicht, und ſeine bewegliche Einbildungskraft lieh dem Wechſel des Lebens eine ſo dunkle Farbe und gab ihm einen ſo traurigen Anblick davon, daß, als er vor dem Oberhauſe des Parlaments erſcheinen mußte, jene traurige Krankheit ſich erklärte, die nur mit ſeinem Tode ſich endigen ſollte.

Ein mächtiger Beſchützer hatte ihn als Sekretair zur Redaktion der Journale des Oberhauſes erwählt. Mehrere Mitglieder weigerten ſich indeß, ſowohl dem Beſchützer das Recht der Ernennung, als ihm ſeine Stelle gutwillig zuzugeſtehen. Sie erlangten endlich ſoviel, daß man zuerſt die Fähigkeiten des Kandidaten unterſuche. Man gab ihm die Zeit, mit ſeinen Pflichten ſich vertraut zu machen, und da er im Voraus wußte, daß die Mehrheit der Kammer ihm günſtig ſei, ſo hätte er über das Gelingen ſeines Vorhabens nicht den geringſten Zweifel haben ſollen. Dennoch erſieht man, aus der Erzählung, die er, über ſeine Leiden während dieſem Vorbereitungsmomente, hinterlaſſen hat, wie ſehr ſeine Einbildungskraft, die nur dazu hätte dienen ſollen, ſeine Ideen feſtzuſtellen und ſeine Bilder auszuſchmücken, dazu beitrug, ſeine Beſorgniß zu vermehren, ſeine Zweifel zu vergrößern, und den entſcheidenden Tag ſo fürchterlich für ihn zu machen, daß er am Morgen deſſelben den Entſchluß gefaßt hatte, ſich das Leben zu nehmen, und daß er am Abend wahnſinnig war.

Seine Vernunft kehrte von Zeit zu Zeit zurück, aber nie durfte er hoffen, ſie ganz wieder gewonnen zu haben. Sein Talent ſchöpfte in dieſen Zwiſchenpunkten ſeinen Reiz und ſeine Originalität. In dieſen Momenten der Geneſung fürchtete er nichts ſo ſehr, als die ſtarken Bewegungen, oder die zu thätigen Geiſtesbeſchäftigungen. Sein ganzes Beſtreben ging nach Ruhe:

„Kehre wieder, ſüße Ruhe! erſehnter Gaſt; kehre wieder in mein trauerndes Herz..... wo willſt du anders wohnen?.... Bleibe bei mir, der ich weder ehrgeizig bin, noch karg.

„Du, du biſt es, die ich wünſche. Ich habe dir die eiteln Freuden der Welt geopfert. Und werde ich unaufhörlich dich entfernen ſehen, allein, ohne Hoffnung, ohne Hilfe, werde ich dir ein ewiges Lebewohl zurufen müſſen?“

Er überließ ſich mit Vertrauen der Natur, die ſo wohlthätig dem Leidenden erſcheint und deren Güte ſo unerſchöpflich, als ihre Schönheit iſt:

„Der Winter flieht, der Winter iſt ſo traurig für Maria und mich. Der ſchöne Frühling kommt, der holde Frühling. Mit ſeinen Blumen wächſt auch meine Hoffnung, dich wieder zu ſehen.

„April und Mai, die tändelnden Götter, ſie führen ſie ein auf unſere Fluren, und jede Morgenſtunde hat ſeine reizende Stirn mit einem feuchten Blumenkranze umwunden.

„Kehre wieder, Freund! und wenn eine Thräne, an glücklichere Zeiten dich erinnernd, deine Wimper netzt, ha, ſo wird die Frühlingsſonne und die ſtille Freude, ihre Gefährtin, ſie bald wieder trocknen.“

Cowper fand ein beſonderes Vergnügen darin, die Thiere zu pflegen, die er, in einem ſeiner Gedichte, gegen die Grauſamkeit der Menſchen vertheidigt hat. Er hatte drei Haſen gezähmt, deren Sitten er in einem proſaiſchen Aufſatze vortrefflich darſtellt. Der arme Puß war ſein Liebling. In ſeinen Papieren fand man, nach ſeinem Tode, eine Note über das Hinſcheiden ſeines Freundes, deren Lakonismus äuſſerſt rührend iſt. Der Natur der Dinge zufolge fand er eine große Milderung ſeines Zuſtandes in den religiöſen Ideen:

„Glaubet mir, ihr, die ihr den Ozean des Lebens beschifft, eure Ruder werden ermüdet sein, bevor ihr die entfernte Küste erreicht. Der Hauch des Glaubens muß eure Segel anschwellen, sonst ist alle eure Arbeit vergebens.“

Ein anderes starkes Gefühl in ihm war die Menschenliebe. Er hat beständig die Angelegenheit der Abschaffung des Sklavenhandels mit allen seinen Kräften unterstützt, und bei dieser Veranlassung wurde seine Muse wirklich energisch.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Theater.

Die Spanier glauben steif und fest, daß die heilige Katharina auf der Universität zu Alcala als Professor der Theologie gelehrt habe. An einer so authentischen Thatsache zu zweifeln, könnte für den Einheimischen sowohl als für den Fremden äusserst gefahrbringend sein. Es gibt selbst ein Schauspiel über diesen Gegenstand, der darin folgendermaßen verhandelt wird. Im ersten Aufzuge sieht man die Beerdigung eines Professors der Theologie zu Alcala. Es wird eine lange Leichenrede gehalten. Darauf folgt ein Schülerballet, in welchem die Tugenden und Laster sich personifizirt zeigen. Im zweiten Akt erhält die heilige Katharina von einem Gesandten des Herrn eine göttliche Mütze. Durch dieselbe wird ihr die theologische Wissenschaft, so wie die genaue Kenntniß aller scholastischen Wortklaubereien, mitgetheilt. Sie erhält das Talent, kathegerisch zu disputiren, und ist der Ueberzeugung gewiß, die hartnäckigsten Doktoren zu besiegen. Sie bewirbt sich also um eine Professorstelle. — Im dritten Aufzuge erblickt man eine Schule, in welcher Katharina mit den übrigen Doktoren disputirt. Die Mütze thut ihre Schuldigkeit, und die Gelehrten werden sammt und sonders geschlagen. Endlich kommt noch ein alter Doktor herein, dessen blasses Gesicht und gekrümmter Rücken den Besiegten neue Hoffnungen geben. Alle Augen richten sich auf ihn, den Niemand kennt, oder den Niemand kennen will, weil es — der Teufel in höchsteigener Person ist. Er naht sich langsamen Schrittes, mit ungeheuern Brillen auf der Nase, zum Zeichen seiner großen Gelehrsamkeit. Er fegt den Saal mit einem vielgefalteten Rocke, unter dem ein langer Kuhschweif hervorragt, den er umsonst zu verbergen sich bemüht. Satan erkundigt sich nach dem Thema, und man sagt ihm, daß es sich über die Unsterblichkeit der Seele handle. Er versucht zuerst den Satz mit verfänglichen Schlußfolgen zu verwirren; da es ihm jedoch nicht gelingen will, so läugnet er die Unsterblichkeit der Seele geradezu ab. Katharina schlägt ihn aber mit den Worten aufs Haupt: „Orpheus ist in die Hölle hinabgestiegen; ergo ist die Seele unsterblich.“ Darüber ist der Teufel a quia. Die Versammlung klatscht aus Leibeskräften, und der arme Beelzebub wird ausgelacht, ausgepfiffen und auf alle mögliche Weise verspottet. In Angst und Verlegenheit läßt er seinen Schweif noch mehr sehen, wird vom Volke angehalten und gar sehr mißhandelt. Zum Schluß tanzt die heilige Katharina mit den Professoren der Universität den Fandango.

Seitdem das Vaudeville-Theater zu Paris unter einer neuen Direktion steht, sucht es sich allmälig wieder aus dem Schlamm der Alltäglichkeit zu erheben, in den es die frühere hatte versinken lassen; aber es will ihr doch damit nicht recht gelingen. Man hat seit langer Zeit gesagt, daß man ein Vaudeville auf einer Nadelspitze machen könne. Das war damals vielleicht wahr, als die Stücke nur aus einem Gesangrahmen bestanden; aber heutzutage ist dies Axiom falsch, und das Vaudeville ist eine Art von wirklichem Lustspiel geworden. Man bemerkt also, daß man sich schon ein wenig Mühe geben muß, wenn man, wie Saint-Hilaire und Eduard, die Verfasser von „Mittag, oder die Abdankung eines Weibes (Midi ou l'abdication d'une femme)“, ein Stück aus — Nichts machen will. Jetzt nur in wenig Worten, was es für eine Bewandtniß mit diesem Räthsel hat. Unerklärlicher Ursachen wegen (man muß gestehen, daß das ziemlich bequem ist) ist in einem Heirathsvertrag festgesetzt worden, daß die Frau eines Mannes dem Hauswesen einen ganzen Monat lang vorstehen und es nach Gefallen leiten solle. Zuerst erscheint ein alter lächerlicher General-Einnehmer, der der Dame den Hof macht; daraus entsteht eine Eifersuchtsszene. Sodann stattet die Monarchin Bericht von ihrer Verwaltung ab (das Ganze trägt sich nämlich zwei Stunden vor dem abgeflossenen Monat und der nahen Abdankung zu). Man erwartet immer noch, daß das Stück beginnen werde, und hält das Vorhergegangene für eine Art Prolog; aber es ist schon aus, und man weiß eigentlich nicht recht, was man gehört und gesehen hat. So werden heutzutage Theaterstückchen fabrizirt.

— Im Jahre 1821 wurden in Rußland nur allein von Glaubensgenossen der griechischen Kirche 808,008 Knaben und 737,671 Mädchen geboren; zusammen 1,545,679. Folglich 24,720 weniger als im J. 1820. Es starben in demselben Jahr 482,071 männlichen und 463,017 weiblichen Geschlechts; zusammen 945,088. Also 27,408 Todesfälle mehr als 1820. In der Hauptsumme der Gestorbenen findet man 251,632 vor dem Alter von fünf Jahren. Die Bevölkerung hat sich 1821 um 600,591 Seelen vermehrt. Es wurden 329,760 Heirathen abgeschlossen, folglich 11,955 mehr als 1820. Unter den Gestorbenen hatten 73,831 ein Alter von 60 Jahren erreicht, 41,790 das von 70, 17,336 das von 80, 4,575 das von 90, 1,999 das von 95, 724 das von 100, 221 das von 105, 120 das von 110, 78 das von 115, 49 das von 120, 16 das von 125, 5 das von 130, 1 das zwischen 145 und 150, und endlich Einer das zwischen 150 und 155. Alle in solchem Alter Gestorbenen waren Männer, und man kennt das Alter der Weiber nicht.

— Zu New-York wird jetzt ein Dampfschiff ganz aus Eisen erbaut. Es soll den Postdienst zwischen Columbia und Northumberland versehen, und den Susquehannahstrom befahren. Es wird 60 Fuß lang, 9 Fuß breit und 3 Fuß tief sein, dabei 10,000 Pfund oder 5 Tonnen wiegen, und höchstens 15,000 Franken kosten, mit Einschluß der Dampfmaschine, die allein 4000 Pfund schwer sein wird.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 15. Dritter Jahrgang 1826. 12. April.

Ueber die Fortschritte der religiösen Meinungen, von Sismondi.

Erster Artikel.

Das neunzehnte Jahrhundert zeigt sich uns als ausserordentlich religiös. Es ist es durch eigene Wahl und mit voller Freiheit, folglich auf eine tiefere und innigere Weise, als die frühern. Eine große Menge religiöser Schriften erscheinen zu gleicher Zeit in allen Sekten und in allen Sprachen. Diese Schriften machen auf das Publikum einen größern Eindruck, und in allen Klassen der Gesellschaft werden die religiösen Meinungen mit mehr Ehrfurcht behandelt, als dies ehemals geschah.

„Man hat schon viel über den Gang des Jahrhunderts und die Bewegung der Geister gesprochen," sagt Bonald, „und Niemand hat ein Phänomen bemerkt, das doch so würdig ist, die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Gesetzgebers zu fesseln. Im letzten Jahrhundert richteten sich die Geister, von falschen Lehrsätzen irre geleitet, mit ausserordentlicher Heftigkeit gegen die Religion. Aber als diese irreligiöse Bewegung den Gipfel ihrer Gewalt erreicht, oder vielmehr, als das entgegengesetzte, durchaus religiöse Gefühl sich wieder geltend gemacht hatte, nahm Alles eine andere Gestalt an. Seitdem hat der religiöse Geist immer zugenommen, wie dies ein Ueberblick Europas beweist. Wer könnte seinen Einfluß in den Gährungen Griechenlands, in den Krämpfen Irlands, in jener ungewissen Ungeduld verkennen, durch welche die Geister zu höhern Betrachtungen angezogen werden? Von einem Ende zum andern wird Europa durch einen religiösen Trieb bewegt, der ganz in den gesellschaftlichen Körper übergegangen zu sein scheint. Mens agitat molem."

Dieser Trieb ist nicht allein in Frankreich bemerkbar geworden. In einem Freistaate der Schweiz verkündigte ein protestantischer Prediger ihn ebenfalls den um ihn Versammelten. Ueber die evangelischen Missionen zu den nichtchristlichen Völkern sprechend, sagte er: „Um das Werk der Missionen zu vervollkommnen, war ein religiöses Erwachen bei vielen christlichen Nationen nothwendig. Dies Erwachen nun hat sich gezeigt, nicht allein in England, in Deutschland, in Rußland selbst, und in unserer Schweiz, sondern auf eine noch weniger verkennbare Weise in den vereinigten Staaten von Nordamerika, und bis zu den ehemals so verdorbenen Kolonisten der ostindischen Halbinsel. Ein Lebenshauch wird überall sichtbar, und, wie bei des Frühlings Wiederkehr, verbreitet er sich über ganze Kontinente und über die Inseln, über Thalgründe und Berggipfel, in Paläste und Hütten. Ueberall sieht man jetzt Seelen, die im Gefühl ihres Elends erwachen, die den Zorn der Zukunft befürchten, die sich der heiligen Schrift zuwenden, zu Jesu sich flüchten, und von ihm Trost und Frieden erhalten." *)

Wir könnten noch als Beweissteller dieses Phänomens die unabhängigsten Philosophen unsers Jahrhunderts anführen, die, weit entfernt, die religiösen

*) Gaussen, Versammlung vom 21 April 1825. S. 52.

Glaubensmeinungen anzugreifen, wie dies von ihren Vorgängern geſchehen iſt, im Gegentheil darauf hinarbeiten, den Bund der Religion und der Vernunft immer mehr zu befeſtigen. Wir könnten Alterthumsforſcher, wie Friedrich Kreutzer, nennen, der mit ſo vieler Klarheit und mit ſo großem Eifer die Religionen der Vorzeit vor unſern Augen entwickelt, ſie uns ſo befriedigend erklärt hat; oder das treffliche Werk Benjamin Conſtants, in welchem eine ſo große Beleſenheit mit ſo kräftigen Gedanken ſich vereinigt, worin das religiöſe Gefühl als ein Grundgeſetz unſerer Natur aufgeſtellt wird.

Andere haben in Wahrheit eine ganz entgegengeſetzte Sprache geführt. Man hört ſie das gegenwärtige Jahrhundert anklagen, als wolle es den Schirm Aller religiöſen Glaubensmeinungen von ſich abwenden, und mit verbundenen Augen ſich in den Atheismus ſtürzen. Aber dieſe Redner ſind nicht ſowohl wirklich fromme Menſchen, als ſolche, die gern möchten, daß die Religion für ſie ein Beherrſchungsmittel werde. Deshalb beſchimpfen, bedrohen und verleumden ſie die Generation, mit welcher ſie leben, um ſich einige Obergewalt zu verſchaffen, und ſich das Anſehen einer göttlichen Sendung zu geben. Dieſe Menſchen betrügen uns, oder wollen uns betrügen, und die geringe Uebereinſtimmung zwiſchen ihren Handlungen und ihren Worten iſt genügend, uns zu überzeugen. Sie müſſen in der That eine mächtige Stütze in der herrſchenden Volksmeinung erkannt haben, weil ſie eben den gegenwärtigen Augenblick benutzen, um ihre ehrgeizigen Schlingen zu legen. Aber indem ſie *uns* betrügen wollen, betrügen ſie nur ſich ſelbſt; denn das religiöſe Gefühl zeigt ſich jetzt überall unverhohlen und frei; es iſt alſo nicht mehr der prieſterliche Kaſtengeiſt, nicht mehr Fanatismus und Aberglaube, die allein vorherrſchend ſein können, und man weiß zur Genüge, daß allein auf ihm das Prieſterthum ſein neues Gewalt- und Gewiſſenreich begründen könnte.

Wie wir den religiöſen Geiſt in der großen Maſſe der lebenden Generation erblicken, iſt er ein Geiſt der Menſchenliebe, der Duldſamkeit und der Ehrfurcht gegen alle Glaubensmeinungen. Der Prieſtergeiſt hingegen, wie er ſich bei einer Kaſte der Diener der Religion offenbart, iſt ein Geiſt der Abſonderung, der Intoleranz, der Verwünſchung. Dieſe doppelte Bewegung, derſelben Glaubensmeinung entſproſſen, die den Menſchen tröſten und erheben ſoll, und die durch Mißbrauch und falſche Deutung ihn nur daniederdrükken und entwürdigen kann, iſt unbezweifelt der höchſten Beachtung des Denkers würdig. In ihr ſind die Keime der Zukunft verborgen, und wenn es uns an Raum gebricht, in nähere Betrachtungen über alle die Werke einzugehen, die faſt täglich über dieſe Gegenſtände erſcheinen, ſo dürfen wir uns wenigſtens erlauben, den Geſammtgedanken derſelben bemerkbar zu machen.

Duldſamkeit und Ehrfurcht gegen alle Religionsmeinungen, haben wir ſo eben geſagt, iſt der unterſcheidende Karakter des religiöſen Geiſtes unſers Jahrhunderts. Ein Jeder ſcheint endlich erkennen zu wollen, daß alle Religionen wahr ſind, in dem Sinne, als ſie eben ſo viele Sprachen ſind, durch welche das ſchwache Geſchöpf ſeine Ehrfurcht, ſeine Erkenntlichkeit und ſeine Liebe gegen den Schöpfer des Weltalls ausdrückt. Dieſe Uebereinſtimmung des religiöſen Gefühls iſt die Grundidee, welche einer der geiſtreichſten Schriftſteller unſerer Zeit, Benjamin Conſtant, in dem erſten Buch ſeines großen Werks entwickelt hat. Er hat bewieſen, daß dies Gefühl ſich unaufhörlich im Menſchen wiedererzeugt, von den roheſten Verbindungen bis zu den ziviliſirteſten, bei denen allen es ſich immer mit dem Reinſten und Erhabenſten in der Seele der Menſchen vereinigte, und die Baſis der religiöſen Formen bildete, die ſich in demſelben Grad vervollkommnen, als der Menſch ſelbſt aufgeklärter wird. Der Verfaſſer hat in dieſem der Menſchheit eingeimpften Gefühl eine geheimnißvolle Beziehung des Menſchen mit der unſichtbaren Welt, einen Beweis, eine erſte Offenbarung des großen Gegenſtandes der Furcht und Liebe erblickt, gegen den die Herzen aller Sterblichen ſich wenden, und für den alle die verſchiedenen Anbetungen nur eines und daſſelbe gemeinſchaftliche Gefühl ausdrücken ſollen.

Wir gehen vielleicht noch weiter, als er ſelbſt, wenn wir das religiöſe Gefühl zergliedern, wie man ſich dazu aufgefordert finden möchte, ſtatt es als ein urſprüngliches Attribut der Menſchheit zu betrachten. Man würde ſodann bald finden, daß dies Gefühl das nothwendige Reſultat unſerer erhaltenden Leidenſchaften, der Liebe, der Furcht, der Hilfsbedürftigkeit, des Glaubens iſt, denen der irdiſche Raum nicht einmal genügenden Stoff darzubieten vermag, und die deshalb in das Unendliche hinausgreifen. Wir finden auch, daß, indem dieſes Gefühl uns die übermenſchliche Welt entſchleiert, es uns immer der Wahrheit durch die mehr oder minder große Dunkelheit zuführt, welche unſere fortſchreitende Ziviliſation überdeckt, daß unſer religiöſes Wiſſen durch mehr oder weniger Irrthümer beſchränkt wird, aber daß dieſes Wiſſen nicht ſelbſt die Religion iſt, daß dieſe allein in dem Gefühl liegt, und zu gleicher Zeit auf alle Menſchen wirkt.

Die *Liebe* iſt die erſte der erhaltenden Eigenſchaften unſers Geſchlechts. Ohne die Liebe, welche die Weſen an einander kettet, die ihnen ihr eigenes Wohl mit dem der andern verſchmelzen läßt, die Kindheit und Schwäche unter den Schutz der Kraft und der Er-

fahrung ſtellt, würde die Menſchheit nicht allein ein freudenloſes Daſein gehabt haben, ſie wäre ſelbſt nicht einmal im Stande geweſen, ſich zu erhalten. Unſer Herz wurde alſo geſchaffen, um zu lieben; es wurde mit einer unendlichen Empfänglichkeit der Liebe begabt, damit unſere Fortſchritte, die unſere Verbindungen vermehren, und die die Eigenſchaften unſerer Seele entwickeln, ſich nie erſchöpfen können. Aber je mehr Geſchöpfe wir kennen lernten, deſto mehr fanden wir ſie für unſere Liebe ungenügend. Wir ſuchten Vollkommenheiten in ihnen, da ihnen dieſe doch verſagt worden waren. Wir verlangten immer mehr Güte und Schönheit, und Verſtand und Macht, und Liebe gegen uns. Wir wurden auf ſolche Weiſe durch unſere Wünſche zu unendlichen Vollkommenheiten erhoben, und dieſe finden ſich nur in Gott; das Bedürfniß unſerer Herzen, zu lieben, leitete uns auf dieſe unſterbliche Wahrheit.

Die Furcht iſt nicht minder, als die Liebe, eine der erhaltenden Leidenſchaften des menſchlichen Geſchlechts. Wenn der Menſch die Gefahr nicht vermiede, könnte er ſein Daſein nicht mitten unter den blinden Kräften bewahren, die ihn unabläſſig bedrohen. Wenn er nicht ſchon vor der Erkenntniß fürchtete, würde er tauſendmal unter ſeiner Unerfahrenheit erliegen. Darum zeigt ſich das Schrecken des Unbekannten vorzüglich da, wo ſein Reich am größten iſt, in der Kindheit des Menſchen, und im wilden Leben, der Kindheit der Geſellſchaft. Jede unbekannte, wirkliche oder anſcheinende Macht erwirbt ſich die Huldigung der Menſchen zu gleicher Zeit, als ſie ihnen furchtbar erſcheint. Jedes Zeichen dieſer Macht ſchien ihnen daher ein beſonderer Gott zu ſein. In dem Maas, als ihr Geſichtskreis ſich erweiterte, zog das Unbekannte ſich zurück, und er erblickte nur noch in den Zeichen der Macht die Werke einer einzigen Urſache, die ihm freilich immer noch unbekannt blieb; aber die ſich immer mehr vergrößerte, je nachdem alle kleinern Beweggründe in den Schatten treten. Die Furcht verkündete ihm die Allmacht Gottes, und führte ihn mithin zu demſelben Zweck, als die Liebe.

Der Schmerz war nicht allein für den Menſchen eine Andeutung der Gegenwart der Gefahr; er diente auch noch dazu, in ihm die Geſelligkeit zu entwickeln. Durch den Schmerz fühlte er das Bedürfniß des Beiſtandes und des Troſtes. Er wendete ſich, litt er, an ſeine Mitgeſchöpfe. Er nahm ihren Rath, ihre Hilfe an. So gewann er nach und nach, durch das Beſtreben Anderer, ſich höhere Kräfte beizumeſſen, als ihnen ertheilt worden waren, das Vertrauen auf Zauberei. Er glaubte alſo an unbekannte Gewalt; endlich an die Gewalt aller Gewalt, an Gott, den das Bedürfniß der Hilfe ihm als den Arzt, den Tröſter jedes leidenden Geſchöpfs andeutete.

Aber auch unabhängig von dieſem Hilfsbedürfniß war der Glaube ſchon ein Urbedürfniß unſerer Natur. Der Glaube iſt zugleich die Eigenſchaft, durch welche die Vernunft ſich unterrichtet, durch welche die Einbildungskraft ſich ſättigt. Die Fortſchritte der Kenntniſſe und der Erfahrung eines Individuums würden niemals einem andern Individuum nützlich werden können, wenn der Menſch nicht vertrauensvoll geneigt wäre, das zu glauben und als gut anzunehmen, was er nicht begreift. Aber die Eigenſchaften, die uns zu unſerm Beſten verliehen worden ſind, gewähren uns ſchon durch ihre alleinige Uebung einen großen Genuß. Deshalb liegt ſowohl in der Liebe, als in der Furcht ein Genuß. Man findet Vergnügen in der Hoffnung und in der Dankbarkeit und im Glauben. Das Vergnügen, das zu denen der Einbildungskraft gehört, iſt um ſo größer, je mehr man ſich beſtreben muß, zu glauben, je mehr der Glaube ſich an dem faſt Unglaublichen übt. Der Glaube war uns nothwendig, um uns bis zu einer unbegreiflichen Gottheit zu erheben, die ſo erhaben über unſer ganzes Faſſungsvermögen iſt. Aber der Glaube, die Begierde zu glauben, die leidenſchaftliche Anhänglichkeit an dieſen Glauben, waren die Urſachen der Verderbung der Religionen, des profanen Gebrauchs, den die Prieſter mit allen religiöſen Leidenſchaften gemacht haben, und des von allen Völkern aufgeſtellten Widerſtandes, in ihren Religionen den Entwickelungen des Verſtandes nachzufolgen.

Wenn wir auf dieſelbe Weiſe alle übrigen Leidenſchaften, alle übrigen Neigungen, die dem Menſchen eingeimpft, und die zu ſeiner Erhaltung nothwendig ſind, in Rede ſtellen wollten, würden wir uns überzeugen, daß ſie alle, nachdem ſie ihn zu ſeinem unmittelbaren und materiellen Wohl geleitet haben, ihn noch zu einem erhabenern, unendlichen Wohl führen, das das religiöſe Gefühl ihm offenbart; daß alle in demſelben Maaſe, als ſein Geſichtskreis ſich erweitert, als ſeine Vernunft ſich entwickelt, ihm immer klarer Gott als allgütig, allmächtig, allweiſe, als einen geiſtigen Gott der Wahrheit betrachten laſſen.

Dieſe Leidenſchaften, dieſe erhaltenden Neigungen, die dem Wilden zuerſt die Ahnung einer höhern Macht eingeflößt, die ihm gelehrt haben, daß dieſe Mächte vernunftgemäß ſeien, daß, nachdem endlich ein großes Licht vor ihm aufgegangen war, ihn dahingeleitet haben, alle dieſe Vernunftzeichen in ein einziges zu vereinigen, das überall gegenwärtig ſei, ihn zugleich dem Kultus zugeführt haben, den er dem höhern oder dem höchſten Weſen widmen ſollte; es waren immer die göttlichen Vollkommenheiten, die

dem Menſchen durch menſchliche Eigenſchaften offenbart wurden. Er lernte nach und nach die Allmacht, die Allweisheit, die Allgüte kennen. Die Vollkommenheit des Gegenſtandes ſeines Kultus führte ihn ſelbſt zur Vervollkommnung. Um Gott würdiger zu werden, mußte er ſich beſtreben, ihm ähnlicher zu ſein. Die Moral entſtrömte unmittelbar dem religiöſen Gefühl, das um ſo roher war, je mehr der Geſichtskreis des Menſchen beſchränkt blieb; aber das ſich immer auf den Wunſch, auf das Bedürfniß begründete, dem Gegenſtande ſeines Kultus ſich zu nähern, um ſeine Gunſt zu verdienen. Dieſes erſte Bedürfniß der Moral und der Religion findet ſich immer auf dem Grunde des Menſchenherzens, durch die nothwendige Verbindung der Ideen wieder, wie unausgeſetzt auch das Beſtreben derer, die die Religion zu ihren Zwecken gebrauchen wollten, und die ſie dadurch entſtellten, ſein mochte.

Je mehr ein Gefühl tief, allgemein, feſtgewurzelt in der Natur des Menſchen iſt, je mehr alle Ehrgeizigen verſucht geweſen ſein mögen, ſich desſelben zu bemächtigen, um zu ihren Zwecken zu gelangen: je mehr hat die Religion, die rein im menſchlichen Herzen erzeugt war, durch die Prieſterkaſte verunſtaltet werden müſſen, um zu ihrem Vortheil gereichen zu können. Sie hat ſich jedoch nicht mit den edeln Neigungen begnügt, die ſie erzeugt hatten, ſie hat ihr auch die haſſenden Leidenſchaften beigeſellt, die auch ihren Keim im menſchlichen Herzen haben, ſie hat aus dieſem allgemeinen Bande der menſchlichen Geſellſchaft ein Panner der Zwietracht und eine Urſache der Verfolgung gemacht.

Die Religion, von dem Menſchen ausgehend, und auf ihn ſich wieder beziehend, ſollte fortſchreitend ſein. Sie ſollte immer mehr zur klaren Erkennung der Wahrheit beitragen, je mehr die Vernunft ſie zu begreifen im Stande ſei. Sie ſollte ſich vervollkommnen, ſich reinigen mit den Fortſchritten der Ziviliſation. Aber dieſe Fortſchritte hätten den Einfluß des Prieſterthums zerſtört, weil dadurch der jetzt Unterrichtende hinter dem einſt Unterrichtenden hätte zurückſtehen müſſen. Deshalb hat es ſich immer beſtrebt, den fortſchreitenden Gang der Religion aufzuhalten, oder rückgängig zu machen. Deshalb hält es in ſeinen Lehrſätzen ſo feſt, indem es der gegenſeitigen Liebe, der Vervollkommnung, der Moral, mit einem Worte, der Vernunft den Krieg erklärt.

Der Lehrſatz iſt die Erklärung, welche das Prieſterthum einer jeden Religion dem uns am wenigſten Bekannten, und oft ſelbſt dem in der geiſtigen Welt Unbegreiflichen, von dem wir nur dunkle Ahnungen haben, gibt. Nach dem Grade des über die Welt verbreiteten Lichts, zu der Zeit, wo die verſchiedenen Religionen ſich gebildet haben, können dieſe Lehrſätze eine mehr oder weniger rohe Cosmogonie und Theogonie, oder wahre Andeutungen in Offenbarung der Gottheit ſein; aber ſie werden doch immer nur in die menſchliche Sprache übergetragen bleiben, und folglich unvollkommen und dunkel ſein; oder ſie werden aus Myſterien beſtehen, die durch widerſprechende Worte verſinnlicht werden ſollen, denen man ſie wohl unterziehen kann, ohne ſie in ſeinen Gedanken aufzunehmen, weil man nur das zu glauben im Stande iſt, was man begreift.

Auſtralien und die dortigen engliſchen Kolonien.

(Beſchluß.)

Man muß die Erzählung Pamphlets leſen, um ſich eine Idee von der zarten Aufmerkſamkeit zu machen, welche die Eingebornen des Landes gegen die unglücklichen Schiffbrüchigen hatten. Nicht allein, daß ſie dieſelben in ihre Hütten aufnahmen, ſie jagten und fiſchten auch für ſie, und die Weiber und Kinder gruben Wurzeln aus, um ihnen davon ihre Mahlzeiten zu bereiten. Sie bemalten ihnen zweimal täglich den Leib, und ſie würden die Gefälligkeit ſo weit getrieben haben, ſie zu opfern, oder ihnen die Naſen zu durchbohren, wenn Jene nicht wiederholt gewünſcht hätten, dieſem Gebrauche enthoben zu werden, ſo reizend er auſſerdem auch immerhin ſein mochte. Dies zuvorkommende und freundſchaftliche Benehmen beſchränkte ſich aber nicht allein auf die Eingebornen von Moreton-Bay, ſondern auch alle Horden, die ſie auf ihrem Marſche nach Norden antrafen, behandelten ſie auf dieſelbe Weiſe. Es ſcheint, daß die Wilden den Gebrauch des kochenden Waſſers noch nicht kennen, eben ſo wenig als die Mittel, es in einen ſolchen Zuſtand zu verſetzen. Pamphlet hatte ein blechernes Kochgeſchirr bei ſich, das er einmal, mit Waſſer angefüllt, ans Feuer ſetzte. Sobald es zu kochen begann, beobachtete der ganze Stamm mit immer zunehmender Angſt das Gefäß, und alle Anweſenden entflohen endlich, indem ſie ein fürchterliches Geſchrei ausſtießen. Sie konnten auch ſpäterhin ſich nie an den Anblick des kochenden Waſſers gewöhnen.

Uniacke ſchildert die Bewohner von Moreton-Bay als denen von Sidney, ſowohl in phyſiſcher als moraliſcher Hinſicht, weit überlegen. Die Weiber vorzüglich ſind im Allgemeinen von hoher Geſtalt und ſehr wohl gebaut. Ihre Geſichtszüge ſind ſo regelmäßig und nicht minder ausdrucksvoll, als die der europäiſchen Frauen. Beide Geſchlechter ſind durchaus nackt. Die Naſe wird bei ihnen durchbohrt und ſie tragen ein Stück Holz oder einen Knochen darin, ſo daß die Naſenlöcher ganz verſchloſſen werden. Wie zu Sidney

ſchneiden ſich die Weiber die beiden erſten Gelenke des kleinen Fingers der linken Hand ab; aber die Männer reiſſen ſich nicht, wie die zu Port-Jackſon, einen der obern Zähne aus.

Die tägliche Beſchäftigung der Frauen beſteht darin, den Dingowa, oder die Farrenkrautwurzel, die ihr Hauptnahrungsmittel iſt, zu ſuchen und auszugraben, und Körbe und Decken aus Rohr zu flechten. Die Männer verfertigen ihre Netze zum Fiſchen und zum Fang des Kengaru aus der Rinde des Kurrajong (Hibiscus heterophyllus), den man gewöhnlich in moraſtigem Boden findet. Sie verwenden ihre ganze Zeit zur Jagd und zum Fiſchfang, worin ſie ziemlich geſchickt ſind. Obgleich ſie nur von Tag zu Tag leben, und nichts für den folgenden aufſparen, ſo fehlt es ihnen an Lebensmitteln doch nie. Die Hütten der verſchiedenen Horden ſind immer drei bis vier engliſche Meilen von einander entfernt, und ſobald in den Umgebungen derſelben das Wildpret oder die Fiſche ſeltener werden, verlaſſen ſie den Ort und ziehen weiter. Ihre Hütten ſind aus Weidenſtauden erbaut, oben feſt zuſammengezogen und mit der Rinde des Theebaums (Melaleuca armillaris) bedeckt, ſo daß der Regen nicht durchdringen kann. Sie ſind im Innern ziemlich bequem und für zehn bis zwölf Perſonen eingerichtet.

Die Verhältniſſe der Männer unter ſich ſind ſehr freundſchaftlich. Sie behandeln ihre Frauen gut, und darin ſind ſie weſentlich von den andern Wilden, vorzüglich von denen in der Nähe von Sidney, verſchieden. Pamphlet verſichert, daß während den ſieben bis acht Monaten, die er bei ihnen zugebracht hat, nie ein Mann ſeine Frau geſchlagen oder ſonſt mißhandelt habe. Dagegen finden häufiger Uneinigkeiten zwiſchen den verſchiedenen Horden ſtatt. In ſolchen Fällen ſtreiten die Widerſacher in Gegenwart aller ihrer Angehörigen in einem Raume, der zu dieſem Zwecke beſonders eingerichtet wird. Gewöhnlich bleibt keiner von den Beiden auf dem Platze. Der Beſiegte wird ſogleich von den Seinigen fortgetragen; ſodann erheben beide Theile ein großes Geſchrei, man verträgt ſich wieder, und das Ganze wird mit Tänzen und gemeinſchaftlichen Jagdpartien beſchloſſen.

Die Wilden in den Umgebungen von Botany-Bay wollen ſich auf keine Weiſe ziviliſiren laſſen. Sie verſchmähen eine jede Verbeſſerung ihrer elenden Lage, weil ſie einen unbeſchreiblichen Widerwillen gegen alle, ſelbſt die geringſte Arbeit haben. Sie ſind im Stande, die größten Mühſeligkeiten zu ertragen; aber ſelbſt der Hunger vermag ſie nicht aus ihrer beiſpielloſen Schlaffheit zu reiſſen. Die Unabhängigkeit iſt ihr erſtes Bedürfniß, und die Kinder, die von europäiſchen Familien aufgenommen und erzogen werden, laufen früh oder ſpät davon, um wieder zu ihrem wilden Leben zurückzukehren. Man hat bequeme Hütten für ſie erbaut, man hat ihnen Ländereien und Samen gegeben; aber kaum haben ſie die Geduld gehabt, die Maisarnte zu erwarten, oder bis die übrigen Gemüſe reif geworden waren. Der Gouverneur Macquarie hat für die Kinder der Eingebornen eine beſondere Schule anlegen laſſen und ſich von ihrer großen Faſſungsgabe überzeugt. Ein vierzehnjähriges Mädchen, das ſeit drei Jahren dieſe Schule beſuchte, gewann den zweiten Preis; aber leider locken ſie die Aeltern immer wieder fort, und bringen ſie faſt nie zurück. Dieſe Kinder begreifen und ahmen Alles äuſſerſt leicht nach. Sie ſind die wirklichen Neuigkeitsträger und Plaudertaſchen der Kolonie. Sie kennen alle Einwohner, reden ſie vertraulich an, und ſprechen ihr How do you do (wie befinden Sie ſich?) mit einem recht guten engliſchen Accent und mit einer Miene der Gleichheit aus, die ihnen recht gut ſteht.

Erſt ganz vor Kurzem iſt eine neue Kolonie auf der Inſel Melville, an der nördlichſten Spitze von Neuholland, geſtiftet worden. In kommerzieller Hinſicht iſt ſie ein Zwiſchenpunkt der Niederlaſſungen von Neuſüdwales und Vandiemensland und den indiſchen und chineſiſchen Häfen. Man kann alſo vorausſehen, daß ſie einſt eine große Bedeutung erlangen werde. In ihrer Nähe verſammeln ſich alljährlich die unzähligen Pros der Malayen zum Fange des Trepang, ein Artikel, deſſen Konſumation in China ungeheuer iſt. Aber da die Malayen genöthigt ſind, ſich deswegen an die Holländer zu wenden, und da dieſe, nicht zufrieden, ungeheure Abgaben auf die Einführung dieſes Artikels in ihren Hafen zu legen, auch ſonſt noch große Vortheile durch die Waaren, die ſie in Austauſch dafür geben, zu gewinnen ſuchen, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ein ſo unpolitiſches Verfahren den Erfolg haben werde, die Malayen nach Fort Dundas, auf der Inſel Melville, zu ziehen, wo ſie eine größere Leichtigkeit in ihrem Gewerbe finden werden.

Die neueſten Nachrichten aus Neuſüdwallis erwähnen einer wichtigen Entdeckung. Zwei Reiſende, Namens Howell und Hume, verlieſſen Sidney in der Abſicht, ſich nach der ſüdlichen Küſte der Meerenge von Baß zu begeben. Nachdem ſie mehrere Gebirgsketten überſtiegen hatten, von denen einige ſo hoch waren, daß ſie ſelbſt mitten im Sommer noch mit Schnee bedeckt blieben, erreichten ſie eine Gegend, deren Anblick ſie entzückte. Ihrer Beſchreibung zufolge gibt es nichts, das ſich damit vergleichen ließe, und hinſichtlich der Fruchtbarkeit und des Klima's nähert ſie ſich England am meiſten. Obgleich auf der öſtlichen Seite von Bergen umgeben, kann man doch leicht, ſowohl durch ein langes Thal, als durch einen

großen, ſchiffbaren Strom dahin gelangen, der ſeine Mündung in der Weſtenbucht hat, die ebenfalls vollkommen ſicher iſt. Man darf nicht daran zweifeln, daß dieſe Bucht, die ſich in der Meerenge von Baß befindet, bald zur Anſiedelung einer neuen Kolonie beſtimmt werden dürfte.

Ungeachtet der geringen Ausdehnung von Vandiemensland ſind die Entdeckungen in demſelben in den letzten Jahren doch nur ſehr unbedeutend geweſen. Die Linie, welche die beiden großen Hafen am nördlichen und ſüdlichen Ende der Inſel verbindet, und die durch die beiden Flüſſe gebildet wird, welche, in entgegengeſetzten Richtungen ſtrömend, ſich in jene Hafen ergieſſen, iſt auf ihrer ganzen Länge ziemlich gut bevölkert. Aber der ganze übrige Theil der Inſel iſt unbekannt, mit Ausnahme des Macquarie-Felſens, im Mittelpunkt der weſtlichen Küſte, wo zwei Ströme ausmünden, deren Lauf bis jetzt nur auf eine unbedeutende Strecke aufwärts beſtimmt worden iſt. Es iſt zu erwarten, daß, ſobald die Kapitalien der beiden großen in England gebildeten Geſellſchaften, zur Ausdehnung des Handels und des Ackerbaues in den auſtraliſchen Kolonien, ihre Beſtimmung erhalten haben werden, eine zahlreiche Bevölkerung in kurzer Zeit die ganze Inſel überdecken werde.

Die Eingebornen ſind nicht beſonders zahlreich, und ſie ſtören nur ſehr ſelten die Arbeiten der Koloniſten, obgleich ſie ſchon einige Male feindliche Abſichten gezeigt haben. Demungeachtet haben ſich mehrere von ihnen freiwillig nach Hobart-Town begeben, wo man ſie ſehr gut aufgenommen und freundſchaftlich behandelt hat. Der Beſchreibung mehrerer Reiſenden zufolge ſtehen ſie ſelbſt noch unter den Wilden von Port-Jackſon. Ihr Haar iſt wolligt, während das der letztern glatt und hart iſt. Sie kennen noch nicht den Gebrauch der Netze und Angelhaken, verſtehen kein Kanot zu bauen, und wenn ſie einen See oder Fluß überſchiffen wollen, ſo bedienen ſie ſich dazu ſehr ſchlecht gebauter Flöße. Ihre Lanzen ſind von Holz und zugeſpitzt am Ende. Beim Wurf ergreifen ſie dieſelben in der Mitte; aber da ſie den Womera, eine Art von Armbruſt, nicht haben, ſo ſchleudern ſie ſie weder ſo weit, noch ſo geſchickt, als ihre Nachbarn.

Wer hätte es gewagt, bei der Gründung der Kolonie von Botany-Bay ihre ſchnelle Entwickelung vorauszuſagen! Kaum iſt eine Generation verſchwunden, und die Wüſteneien haben ſich in fruchtbare Felder in Obſtgärten und reizende Anlagen verwandelt. Da, wo wilde Horden nackt und hungrig umherirrten, und kaum das fanden, womit ſie ihr elendes Daſein zu friſten vermochten, erblickt man jetzt Städte, Dörfer und zerſtreute Meiereien in geringer Entfernung von einander. Schon zählt die Stadt Sidney 1200 Häuſer und 7000 Einwohner, und die Bauten werden mit ſo großem Eifer betrieben, daß das Land ſelbſt ſchon theuer geworden iſt, und man den Acre zu tauſend Pfund Sterling verkauft. Die Häuſer werden zu 100 bis 500 Pf. St. jährlich vermiethet. Nichts iſt reizender als die erhöhte Lage dieſer Hauptſtadt Auſtraliens. Ihr prächtiger Hafen, ihre Magazine, ihre Hafendämme und die vielen Schiffe, die an denſelben anlegen, geben ihr das Anſehen und die Bewegung einer Seeſtadt in England. Sidney hat zwei Kirchen, zwei Methodiſtenkapellen und ein katholiſches Bethaus. Ein öffentlicher Markt wird dreimal wöchentlich auf einem großen Platze gehalten, der ein längliches Viereck bildet. Er wird von Magazinen umgeben, in denen die Waaren aufbewahrt werden, die nicht verkauft worden ſind. Die geringe Abgabe, die man vom Verkauf erhebt, belief ſich 1817 auf 130 Pf. St. und 1822 auf 595 Pf. St. Auf dem Markt findet man alle Lebensmittel im Ueberfluß, wie Getreide, Gemüſe, Geflügel, Butter, Eier, Früchte u. ſ. w. Einige dieſer Artikel ſind ziemlich theuer. 1823 koſtete das Pfund Rind-, Schöpſen- und Schweinefleiſch 6 bis 8 Penny beim Metzger, das Maas Getreide 4 Schelling 6 Penny, das Maas Hafer 2 Sch. 9 P., das Maas Gerſte 3 Sch., das Maas Mais 2 Sch. 6 P., das Maas Kartoffeln 8 P. u. ſ. f., obgleich das Jahr ſehr fruchtbar geweſen war.

Man hat in dieſer Stadt eine Bank gegründet. Früher beſtand ſchon eine andere, vom Gouverneur Macquarie unter dem Namen Sparkaſſe geſtiftete Anſtalt. Es erſcheinen daſelbſt drei Zeitungen: das auſtraliſche Magazin, das auſtraliſche Journal und die Zeitung von Sidney. In der Stadt beſteht eine philoſophiſche, eine landwirthſchaftliche und eine Gärtnerei-Geſellſchaft. Die Kinder beiderlei Geſchlechts erhalten in mehrern Schulen, die auf Koſten der Kolonie beſtehen, eine gute moraliſche und religiöſe Erziehung. Die Armen werden am Sonntage in den Freiſchulen unterrichtet. Fünf derſelben werden von den Methodiſten beſorgt und nehmen bei vierhundert Zöglinge in ſich auf. Es gibt einige Seminarien unter der Leitung der Prieſter der verſchiedenen Kirchen, die von den Kindern wohlhabender Aeltern beſucht werden. Nächſtdem beſteht auch noch eine Handlungsſchule.

Die Stadt Paramatta, an den Ufern des Stroms erbaut, der ſich in den Jackſonhafen ergießt, hat eine Bevölkerung von 1500 Seelen, eine Kirche, einige Kapellen, ein Stadthaus, Waiſenhaus, Spitäler und eine Tuchfabrik, in welcher 160 deportirte Weiber arbeiten. Mehrere Gebäude ſind ſehr geſchmackvoll, und die Wirthshäuſer ſind ganz wie die in England eingerichtet. Jährlich zweimal wird daſelbſt ein

großer Viehmarkt gehalten. Auch besteht hier eine Zivilisations- und Unterrichtsschule der Eingebornen.

Am Hawkesbury-Strom vermehrt sich die Bevölkerung der Stadt Windsor täglich, und mag sich jetzt auf 900 Seelen erheben. Newcastle, am Coalfluß, ist noch beträchtlicher, und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese an Steinkohlen, Zedern- und Rosenholz so reiche Stadt in kurzer Zeit sehr bedeutend werden dürfte. Die Fortschritte der Zivilisation und die Verbesserungen aller Art sind nicht weniger schnell auf der Vandiemensinsel gewesen, obgleich die ersten Niederlassungen auf ihr erst fünfzehn Jahre nach denen auf Neusüdwales stattgefunden haben, die überdem noch durch widerspenstige Verbrecher begründet wurden, die von der Insel Norfolk verbannt worden waren. Aber die Gesundheit des Klima's, die Schönheit des Landes, der Ströme und die prächtigen Hafen zogen bald freie Pflanzer an. Von 1818 bis 1820 hat sich die Bevölkerung beinahe verdoppelt. 1060 Kolonisten waren bereits 1817 angekommen. Zu derselben Zeit belief sich die Zahl der dort befindlichen Verbrecher auf 3477, wovon 3107 Männer und 370 Weiber waren. Die Gesammtbevölkerung betrug also 6178 Seelen. 1821 erhob sie sich auf 7185, wovon 3246 freie Pflanzer und 3939 Deportirte. Seitdem haben sich noch 500 Familien dort niedergelassen, und da auch die Zahl der daselbst befindlichen Verbrecher zugenommen hat, so darf man jetzt wohl 12,000 Seelen auf die Bevölkerung der Insel rechnen. 1821 zählte man 170,391 Schafe und 34,795 Stück Hornvieh daselbst. Der Ertrag der Erzeugnisse der Kolonie wurde in demselben Jahre auf 234,975 Pf. St. angeschlagen, wovon ungefähr für 60,000 Pf. St. ausgeführt wurden.

Hobart-Town hat 600 Häuser und 3500 Einwohner. Täglich werden neue Häuser gebaut, und die Bevölkerung wächst zusehends. Am andern Ende der Insel liegt Launceston, das 250 Häuser und 1200 Einwohner hat. Diese letztere Stadt liegt am Tamarstrom, und die erstere an der Derwent. Beide Flüsse sind beträchtlich, und münden in Buchten aus, die zugleich sehr gute Hafen bilden. Der letztere vorzüglich ist einer der schönsten auf der Erde. Vor Kurzem ist eine neue Stadt am Tamar erbaut und Georges-Town genannt worden. Sie hat bereits 600 Einwohner, eine Kirche, Kapelle, Schulen und Marktplätze, wie die übrigen Städte.

Das Land ist überall von so ausserordentlicher Fruchtbarkeit, daß man es an einigen Orten dreißig Jahre lang, an den meisten aber fünfzehn bis zwanzig Jahre hintereinander, ohne alle Unterbrechung und ohne nöthig zu haben, es zu düngen, benutzen kann. Es ist fast unmöglich, ein günstigeres Klima, als das von Australien, zu finden. Man hat dort weder sengende Hitze, noch starken Frost zu besorgen. Die Sümpfe im Innern sind zu weit entfernt, um ihren schädlichen Einfluß ausüben zu können, ja man zweifelt nicht daran, sie mit leichter Mühe abzuleiten und trocken zu legen. Die Fieber und die ansteckenden Krankheiten, die Amerika so oft verheeren, sind in Neusüdwales gänzlich unbekannt. Die fast unglaubliche Vermehrung der Thiere beweiset ebenfalls, wie vortheilhaft Boden und Himmelsstrich für sie sind.

Ansichten von S. Helena.

Von Ennis.

Homuncili quanti sunt, cum recogito.

Plauti Sent.

Am Sonntag den 25 Febr. 1825, um 7 Uhr Morgens, naheten wir uns der Insel S. Helena. Dieses berühmte Exil Napoleons liegt unter 25° 55′ südlicher Breite und unter 5° 43′ westlicher Länge. Es besteht aus einer Masse zersplitterter und unförmlicher Felsen, deren Gipfel sich in die Wolken verlieren, und die ungefähr sieben Stunden im Umfang haben. Vom Meer aus gesehen, scheint es unzugänglich. Es ist unmöglich, sich etwas Schwärzeres und Erschrecklicheres zu denken. Ich habe alle Beschreibungen dieser Insel gelesen, alle davon vorhandenen Zeichnungen gesehen; aber sowohl die einen als die andern sind sehr unvollständig, weil nichts das Gefühl des Schauders und der Traurigkeit anzudeuten vermag, von dem man bei ihrem Anblick überfallen wird. Sie erhebt sich aus dem Schooße des Ozeans plötzlich und steil, bis auf eine Höhe von vier- bis fünfhundert Toisen. Weite Schlünde durchreissen diese Felsenmauern, tiefe Risse gähnen den Nahenden wie offene Höllenrachen an. Nirgends erblickt man einen Baum, ein Gesträuch, oder die Spur irgend eines Gewächses. In dem Allem erkennt man leicht das Erzeugniß eines vulkanischen Ausbruches.

Um neun Uhr gingen wir in der S. Jamesbucht vor Anker, und ich verfügte mich zur Stadt gleiches Namens. Sie ist in einem von hohen Felsen umringten Thale erbaut. Man betritt James-Town über eine hübsche Zugbrücke und durch ein großes Thor, das man erst sieht, wenn man innerhalb der Mauer sich befindet, weil es ausserhalb von einem scharfen Felsenvorsprunge theilweis verborgen wird. Der erste Gegenstand, den man nach dem Eintritte durch dieses Thor erblickt, ist ein viereckiger Platz, der von der Hauptkirche, dem Pallaste des Gouverneurs, einem öffentlichen Garten und mehrern Privathäusern umgeben wird und eine angenehme Wirkung macht. Die Stadt ist ungefähr eine englische Meile lang und mag beinahe zweihundert Häuser enthalten, die aus Stein erbaut sind, aber hölzerne Dächer haben. Ein tiefer

Abgrund ſcheidet S. James in zwei Theile. Er dient zugleich dazu, die Stadt geſunder und reinlicher zu machen, weil das hindurchſtrömende Gewäſſer alle Unreinlichkeiten abführt. Drei hübſche Brücken über dieſen Felſenriß dienen zur Verbindung der beiden Theile. Die Hauptſtraße geht vom nördlichen Theile des Platzes aus und iſt größtentheils mit den Häuſern beſetzt, die den Zivilbeamten der oſtindiſchen Kompagnie zur Wohnung dienen. Am Ende der Straße befinden ſich die Kaſernen für die Offiziere und Soldaten der Stadtgarniſon. Der Platz und die Straßen ſind mit einer doppelten Reihe wilder Zwetſchgenbäume beſetzt, die zugleich Früchte und Friſche gewähren. James-Town hat eine öffentliche Schule und mehrere induſtrielle Anſtalten, zu welchen man drei Bierbrauereien rechnen muß.

Ich erneuerte meine frühere Bekanntſchaft mit Herrn Thomas, einem der achtungswürdigſten Kaufleute der Inſel. Er entſprach ſehr gern meinem Wunſche, mich zu „Napoleons Grabe“ zu begleiten. Wir ſtiegen zu Pferde und eilten dahin. Zuerſt folgten wir einem gebahnten Wege am Abhange eines Hügels (Ruperts-Hill), öſtlich bei der Stadt. In einer Viertelſtunde erreichten wir die Häuſer Briars, die Napoleon zuerſt, nach ſeiner Ankunft auf der Inſel, bewohnte. Ich war begierig, ihr Inneres zu ſehen, was mir auch gern geſtattet wurde. Das Haus iſt klein, aber es ſchien mir wie ein Pallaſt durch das Andenken des merkwürdigen Mannes, der es bewohnte, und ich ließ mich nicht ohne Rührung und Schmerz auf einem Sopha nieder, auf welchem er mehrmals geſeſſen hatte. Dies Gebäude gehört dem gegenwärtigen Gouvernementsſchatzmeiſter zu Sydney in Neuholland, Balcombe, demſelben, deſſen die „Denkſchrift von S. Helena“ Erwähnung gethan hat.

Von hieraus erreichten wir auf einem ſehr guten Wege den Gipfel eines Hügels, Alarm-Ridge-Hill genannt, der eine Stunde von James-Town entfernt und 350 Toiſen über die Meeresfläche erhaben iſt. Dieſer Punkt beherrſcht die Stadt, die Bucht und einen beträchtlichen Theil der Inſel. Man ſieht von hier aus Longwood, Deawood, Flagſtaff-Hill, Lagrange und das Arnothal. Die Inſel bietet hier einen ganz andern Anblick dar, als im Anfang. Man ſieht auch hier noch ſteile Felſen und tiefe Schlünde; aber man gewahrt auch einige gut unterhaltene Meiereien und mehrere Landhäuſer, die den Kaufleuten in der Stadt gehören, und die maleriſch auf den Hügeln zerſtreut liegen. Jeder Fleck, der nur irgend kultivirt werden konnte, iſt nicht unbenutzt geblieben. Die Pflanzungen in mehrern Theilen der Inſel entwickeln ſich und gedeihen ſehr gut. Das Innere bedeckt ſich endlich mit Raſen und Obſthainen. An einigen Stellen wird bereits der nackte Fels unter Schattendächern verborgen, an andern bieten die Hügel ganz grüne Maſſen dar, und man ſieht Hornvieh und Schafe darauf weiden.

Nach einem allgemeinen Ueberblicke aller dieſer Gegenſtände verfügten wir uns von Alarm-Ridge-Hill nach Huttsgate, wo der General Bertrand wohnte, und wo die Straße ſich in drei Arme theilt, wovon der eine nach der Dianenſpitze (Gipfel eines hohen Bergs), ein anderer nach Plantation-Houſe, der Wohnung des Ex-Gouverneurs Sir Hudſon Lowe, und der dritte nach Longwood, der letzten Reſidenz des erlauchten Gefangenen, führt, deſſen Grab wir beſuchen wollten. Wir ließen unſere Pferde zu Huttsgate und folgten einem ſchlängelnden Pfade bis in den Grund eines kleinen Thals, in welchem ſich das Grab befindet. Es hat äuſſerlich durchaus nichts Merkwürdiges, und beſteht aus einer einfachen, viereckigen Marmorplatte, ohne alle Verzierung und Inſchrift. Aber eben dieſe Einfachheit hat etwas auſſerordentlich Ergreifendes und vermehrt die Rührung, mit der man ſich der Ruheſtätte des größten Mannes unſers Jahrhunderts naht.

Der Ort iſt der ihm gewordenen Beſtimmung vollkommen entſprechend und ſehr gut gewählt. Alles athmet hier Ruhe und Einſamkeit. Das Thälchen iſt von allen Seiten von Hügeln umſchloſſen, von denen einige ſteil emporſtreben, andere, wie der ganze Grund, mit dichtem Gebüſch überſchattet ſind. Die Temperatur iſt hier ſehr gleichförmig, und die Vegetation iſt ſo thätig, daß man beſtändig mehrere Bäume und Geſträuche, wie Roſenſtöcke, Myrthen-, Jasmin- und Geraniumgewinde, blühend erblickt. Einige Schritte vom Grabe entſpringt ein klarer Quell, der ſich in ein in den Felſen gehauenes Becken ergießt. Zwei Trauerweiden breiten ihre Zweige über das Grab, um welches ringsum Blumen wachſen, die von einigen Bewohnern der Inſel gepflegt werden. Es iſt unmöglich, nicht heftig bei dem Anblicke dieſes Denkmals ergriffen zu werden, an welchem ſo große Erinnerungen haften.

Unglücklicherweiſe hatte ich kaum die Zeit gehabt, es zu betrachten, als ich mich auch ſchon wieder davon entfernen mußte. Ich nahm indeß einige Spitzen der Weidenzweige und etliche Geraniumſtengel mit, die unmittelbar das Grab berührten, und die es mir ſeitdem gelungen iſt, in England wieder treiben zu machen. Ich heftete noch einen trüben Blick auf den todten Marmor und eilte mit meinem Führer wieder zur Höhe hinauf. Unſer Schiff, die Reſolution, ſollte noch an demſelben Abend die Anker lichten, und da der Tag ſchon ſich zu neigen begann, ſo mußte ich leider mir den Wunſch verſagen, auch Longwood zu ſehen. Wir kehrten in aller Eile nach James-Town zurück, wo

ich noch bei meinem Wirthe ſpeiſen konnte, bevor das Zeichen zur Abreiſe gegeben wurde. Ich ſah bei Herrn Thomas einen großen Kriſtallſpiegel, der dem Kaiſer gehört hatte. Er war aus einem Stücke, achtzig Zoll hoch und ſechszig Zoll breit, und mit einem ſchwarzen Rahmen, ohne alle andere Verzierung, umgeben. Derſelbe hatte auch mehrere Schellenſeile aus Longwood. Sie waren von Seide und mit Gold durchflochten. Alle Möbeln von Longwood ſind jetzt in den reichſten Häuſern von James-Town zerſtreut. Bei ihrer Verſteigerung haben ſich die gegenwärtigen Eigenthümer derſelben auf eine wirklich merkwürdige Weiſe überboten.

Während meines kurzen Aufenthalts auf S. Helena habe ich noch folgende Nachrichten über dieſe berühmte Inſel eingezogen: Das Klima iſt gemäßigt, und ich halte es ſelbſt für geſund, denn zu James-Town ſteigt der Thermometer nie über 79 Grad (Fahrenheit), noch fällt er unter 71. Zu Longwood erhebt er ſich nur bis auf 72 und ſinkt bis auf 66. Der Mittelpunkt der Temperatur zu James-Town iſt 74. Die Luft wird auſſerdem durch den Zug vom Meere beſtändig erfriſcht. Die Stürme ſind ſelten und die Gewitter ſind kaum bekannt. Obgleich die Inſel ihren vulkaniſchen Urſprung nicht verläugnen kann, ſo finden doch nie Ausbrüche von Feuer oder Lava ſtatt, und man hat ſeit ihrer Entdeckung nie ein Erdbeben auf ihr verſpürt. Die Bewohner leiden am meiſten durch den großen Regenmangel. Die Trockenheit dauert manchmal drei Jahre hintereinander, ſo daß alle Vegetation erſtirbt; aber glücklicherweiſe ſind ſolche Fälle nur ſehr ſelten, und gewöhnlich fällt, nach einigen Monaten anhaltender Trockenheit, ein ſanfter Regen. Der Ackerbau iſt ſehr unbedeutend auf der Inſel, was zum Theil der Natur des Bodens zugeſchrieben werden muß, auf dem man ſich des Pflugs nicht bedienen kann, zum Theil aber auch die Schuld der Landwirthe ſelbſt iſt, die lieber weniger Korn bauen, als daß ſie ſich entſchlieſſen wollen, den Preis deſſelben herabzuſetzen. Als eine natürliche Folge dieſer großen Theurung des Getreides legen, mit Ausnahme der Schiffe der oſtindiſchen Kompagnie, nur ſehr wenig andere hier an, um ſich zu verſorgen, ſo daß der Handel ziemlich unbedeutend iſt. Im Laufe des Februars ſind neunundzwanzig Schiffe dicht vor S. Helena vorübergeſegelt, ohne daß auch nur eins angelegt, oder Unterhandlungen mit den Einwohnern angeknüpft habe.

Die Bevölkerung der Inſel beläuft ſich über 5000 Seelen, nämlich: Weiße 870, wovon 160 Männer, 270 Frauen, 200 Knaben und 240 Mädchen; Neger 1360, wovon 400 Männer, 320 Frauen, 310 Knaben und 330 Mädchen. Auſſerdem befinden ſich hier 98 Negerſklaven der oſtindiſchen Kompagnie, 500 freie Neger, 300 Chineſen, 12 Laskaren, im Ganzen 3140 Individuen. Dazu muß man nun noch die Beſatzung rechnen, die 2000 Mann ſtark iſt.

Der Viehſtand beſteht aus ungefähr 3000 Ochſen und Kühen und 5000 Schafen, Ziegen, Schweinen, einigen Pferden und Eſeln. Ueberdem gibt es ſehr viele Tauben und anderes Geflügel.

S. Helena wird durch vortreffliche Feſtungswerke vertheidigt, die mit vieler Sorgfalt unterhalten werden. Die Stadt iſt gegen Abend von Wall und Graben umſchloſſen, ſo wie gegen Morgen von den Münden- und Ruperthügeln und der Batterie Banks. Die ganze Bucht iſt ebenfalls von Batterien umringt; endlich auf der ganzen Küſte iſt nicht ein einziger zugänglicher Punkt, der nicht durch die Kunſt vertheidigt wäre. Man erblickt nicht eine einzige Scharte, in der ſich nicht eine Kanone befände. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß, nach Gibraltar, dieſer Punkt der feſteſte aller britiſchen Beſitzungen iſt, und vielleicht machen ihn ſeine unzugänglichen Felſen, ſeine gänzliche Abgeſchiedenheit und ſeine innern Hilfsquellen zum unüberwindlichſten von allen.

Das ſchönſte Land auf der Welt.

Die Luft war ſehr ſchwer, der Wind blies vom glühenden Afrika herüber und der dichtbewölkte Himmel verkündigte einen regneriſchen Abend. Man durfte es alſo nicht wagen, den gewöhnlichen Spaziergang im Park zu unternehmen und „ich verſteck' mich, ſuch' mich!“ oder ſonſt ein anderes unſchuldiges Spielchen zu machen. Die Geſellſchaft im Schloſſe Brückenau verfügte ſich endlich in den Billardſaal. Nach der Damenpartbie und der der geſchickten Spieler, ſo wie der nothwendigen Poule, bei welcher die Mazetten die Ehre haben, den Ball mit den fameux joueurs rollen zu laſſen, ſtieß die Frau vom Hauſe einen tiefen Seufzer aus, der ſo viel bedeuten ſollte, als: was thun wir jetzt? — Wäre es Euer Gnaden gefällig, ſich in den großen Saal zu verfügen? ſagte der Kammerherr zu ſeiner erlauchten Gemahlin. Aber dadurch wurde die Frage nicht entſchieden, ſondern nur aufgeſchoben. Deshalb vernahm man, kaum dort angekommen, einen neuen Seufzer. Der Oberſt Bramarbas und die ſüße Frau von Quitte brachten ein Boſtonwhiſtchen in Vorſchlag; aber dagegen lehnte ſich die ganze tanzluſtige Jugend auf, weil ſie gewiß war, daß, wenn die Geſellſchaft einmal an den Spieltiſchen ſitze, an keine Sauteuſen, Galopaden und Francaiſen mehr zu denken ſei. — „Laſſen Sie uns lieber Witz machen!“ ſagte Jemand. „Welches iſt z. B. das ſchönſte Land auf der Welt?“

Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, ſo lieſſen

auch schon mehrere Stimmen ihre verworren-durcheinandergreifenden Antworten vernehmen. „Das schönste Land auf der Welt“, sagte F. mit einem Heldengesichte, „ist das Land der Freiheit!“ — Nein, das der Liebe! rief lebhaft Fräulein Kunigunde von Donnerstrunkshausen. — Nein, das des Ruhms! verbesserte Sylvester von Wachtel, der beliebte Sonnettendichter. — Nein, das von Eldorado! betonte bedächtlich der Freiherr Feidel von Blauspieß, der am liebsten auf seinem Geldkasten schläft.

„Ein Philosoph des letzten Jahrhunderts, insofern ich mich nicht irre,“ sagte der gelehrt sein wollende Geheimerath, „hat irgendwo folgendermaßen sich geäussert: Es gibt nichts wirklich Schönes, als das, was nicht ist.“ — Vortrefflich! rief man von allen Seiten; aber das will man nicht wissen, sondern welches unter allen sogenannten Ländern das schönste ist? — Eldorado! wiederholte nochmals der Kapitalist: Für Geld kann ich Alles haben: Liebe, Glück, Freude, Genuß, Fasanenpasteten, Schildkrötensuppen, Makaroni und Kanarienfekt. — Das schönste Land ist Neapel! sagte Z., der eben von seinem Winterfluge durch die Hesperidengärten zurückgekehrt war. Da kann man im Februar auf grünem Rasen unter duftenden Orangenbäumen spazieren, Veilchen und Aurikeln pflücken, Erdbeeren mit Lacrymä Christi geniessen und im Freien schlafen, wenn's Einem beliebt.

Das schönste Land auf der Welt ist das Land der Illusionen und Träume! sagte der Staatsminister von Wiedehopf. Es ist das sichtbare und versteinerte Ideal des wirklichen Lebens. — Mein schönstes Land, sagte ein Gichtbrüchiger, würde das der Gesundheit sein. — Das meinige das der Harmonie der Töne, sagte eine junge Virtuosin. — Und das meinige, fügte ein junger Geck, ihr Nachbar, hinzu, die Atmosphäre der Schönheit.

Das schönste Land auf der Welt, sagte ein Philosoph, ist das theure Vaterland, an welches alle Wünsche, alle Hoffnungen unsers verlangenden Herzens sich ketten, sei es nun die Schneefläche von Lappland, oder das heimliche Schweizerthal, das Gestade des Pont-Euxin, oder die hohe Ebene von Mexiko: überall erscheint es dem Menschen gleich schön und unübertrefflich, überall zieht die Sehnsucht nach der heimischen Flur ihn zurück, überall von ihr getrennt, empfindet er den unnennbaren Schmerz, sie nicht zu erblicken. — Es ist wie ein gutes Gewissen, beschloß ein Moralist, man hat nur Ruhe und glücklichen, zufriedenen Genuß in ihm.

Meines Oheims guter Rath.

Mein Oheim, der mehr Verstand und Erfahrung hat, als ich, was man mir auf's Wort glauben wird, obgleich das sonderbar genug im Munde eines fünfundzwanzigjährigen Menschen klingen mag, — mein Oheim also sah mich mit Bedauern meine Reise nach der Residenz antreten. Ich war damals noch nicht ganz 20 Jahre alt, verliebt bis über die Ohren in ein nettes, schmuckes siebenzehnjähriges Mädchen unsers Städtleins, mit Treue an meinen Jugendfreunden hängend, überhaupt an Freundschaft und Liebe glaubend, wie an das heilige Evangelium. Mein Oheim glaubte nicht mehr so steif und fest daran, obschon er noch immer eine große Ehrfurcht dafür hatte.

„Lieber Neffe!“ sagte er zu mir, „die Welt ist groß und dein Kopf ist leicht. Merke auf meine Rede und vernimm meinen guten Rath. Behüte ihn in einem feinen empfänglichen Herzen, und es wird dir wohlergehn auf Erden. Also: sei äusserst höflich gegen bejahrte Frauen, denn sie begründen in der Gesellschaft den Ruf des Neueintretenden. Trage nie mehr Geld in deiner Börse, als soviel, über dessen Verbrauch du bereits eine Bestimmung gefaßt hast und das du ausgeben kannst. Beeile dich nie über das zu sprechen, was du am besten weißt. Dem, der da schweigt, geschieht nie etwas Böses; aber der Sprecher weint oft am Ende seiner Rede.

„Finde Alles gut, sei es, daß man dich zu einem freundschaftlichen Mittagsessen einladet, das du, durch starke Trinkgelder an die Bedienten, doppelt bezahlen mußt, oder zu einem Liebhaberkonzert, oder zu einer Abendvorlesung; in den beiden letztern Fällen versieh dich mit einer Schnupftabaksdose, selbst wenn du nicht schnupfst, und nur allein um deine Langeweile zu verbergen; nimm auch etwas Stärkendes zuvor zu dir, um nicht Bauchgrimmen zu bekommen.

„Wirst du in einem ehelichen Zwist als Richter aufgerufen, so gieb der Frau immer Recht, und dem Mann immer Unrecht; das wird dich beim schönen Geschlechte mehr als die vortrefflichsten Eigenschaften deines Geistes und Herzens empfehlen. Wenn ein Mädchen dir ewige Liebe zuschwört, so danke ihr dafür auf's Verbindlichste; aber hüte dich, ihr deine Hand zu reichen, wenn du nicht willst, daß es nach sechs Monaten dich schwer gereue.

„Wenn ein Mensch, den du nicht kennst, vor dir seine Ehrlichkeit und seine Uneigennützigkeit rühmt, so halte deine Taschen zu. Rühmt er dagegen seinen Muth, so kannst du dreist Händel mit ihm anfangen, wenn es dir sonst Spaß machen sollte.

„Du kannst leicht den ersten besten Charaden-, Logogryphen- und Sonnettendichter mit Göthe oder

Schiller vergleichen, er wird dir darum nicht besonders gram werden; aber hüte dich, zu irgend einem Schmirakler, er sei auch noch so erbärmlich und klein, zu sagen, daß er nicht mit Kant, oder Lessing, oder Klopstock, oder Gellert ganz auf gleicher Stufe stehe, wenn du nicht gewiß sein willst, dir einen unversöhnlichen Feind gemacht zu haben.

„Bist du krank, so höre alles geduldig an, was dein Arzt dir vorschwatzt, seien es nun abgedroschene Stadtneuigkeiten, oder politische Kannegiessereien, oder literarischer Galimathias; aber hüte dich, alle seine Verordnungen zu befolgen, wenn du nicht bald unbewußterweise einen Spaziergang nach dem Kirchhof machen willst.

„Wenn du mit den Großen etwas zu verhandeln hast, so mache dich so klein als möglich. Am besten ist's, du bleibst ihnen gänzlich unsichtbar. Scheine nicht daran zu zweifeln, daß man mit einigen Gesängen, Geschichtchen, Zeitungsartikelchen u. s. w. sich einen europäischen Ruf und Namen verschaffen könne, wenn du bemerkst, daß den Leuten etwas daran gelegen ist, das geglaubt zu sehen.

„Lobt man dich in's Gesicht, so mache eine stumme Verbeugung und forsche in den Kammern deines Gehirns nach, welchen Dienst man von dir verlangen könne, um bei Zeiten auf eine schickliche Antwort gefaßt zu sein."

Ich versprach meinem Oheim, in Allem seinen guten Rath zu befolgen, denn daß er gut sei, daran zweifelte ich im Geringsten nicht. Indessen, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, kaum war ich in der Residenz angekommen, so hatte ich ihn zwar nicht vergessen; aber ich dachte nicht mehr daran, und that nur das, was mir in den Kopf kam, wobei ich mich denn meistentheils sehr übel befand. Nach und nach fand ich es doch für angemessener, den Lehren der Klugheit und Erfahrung mich anzuneigen, und den Weg zu verfolgen, der mir vorgezeichnet worden war. Er führte mich auch glücklich zum Ziel. Die Weiber hatten mich gern, die Zeitungsschreiber, Autoren und Poeten lobten mich und die Heuchler brachten mich zu Ehren und Würden. Darum denke ich immer noch mit vielem Dank an meines Oheims guten Rath.

Pariser Sittentafel.

Die beiden Garten.

Ein Spaziergang ohne Zweck hat mir immer sehr langweilig geschienen. Ich gehöre zu den Leuten eben nicht, die ihr Glück darin finden, sich dem Zufall zu überlassen. Der Spaziergang ist dem Beobachter, dem Menschen, der nicht Augen und Ohren verschließt, wenn er seinen Füßen gebietet, ihn in dieser oder jener Richtung fortzutragen, nothwendig. Wenn ich also ausgehe, so sage ich zu mir selbst, wohin ich gehen will, ich gebe mir den Beweggrund an, um dessentwillen ich meine Wohnung verlasse, und wenn ich dahin wieder zurückgekehrt bin, verzeichne ich das Geschichtliche meiner Wanderung.

Gestern, es war eben Sonntag und das Wetter war sehr schön — es fiel mir ein, meinem alten Professor einen Besuch zu machen. Er wohnt wohl ziemlich entfernt, in dem patriarchalischen Stadtviertel der Estrapade... Undankbarer! sagte ich zu mir selbst, mit einer Art von Unwillen, ergriff schnell meinen Hut und ging so schnell als möglich von meinem fünften Stockwerke abwärts. Ich gewann bald den Seine-Quai, und um meinen Lesern den Weg zu verkürzen, der darum doch nicht weniger lang war, befand ich mich endlich an Luxemburg. Da betrachtete ich mit Bewunderung die Meisterwerke des Phydias und des Praxiteles; da durchschritt ich die lange Gallerie, welche der Pinsel eines Guérin, Vernet und Gérard mit einem unwiderstehlichen Zauber begabt hat, da befeuchtete eine Thräne meine Wimper, als Endymion und Galathe an den unvergeßlichen Freund meiner Jugend erinnerten. Von der Magie der wahren Kunst entzückt, wollte ich meine Augen auch an den Bildern der Natur weiden, und verfügte mich deshalb in den Garten. Wie viel Kunst fand ich auch noch in dieser Natur!...

Nachdem ich die örtliche Schönheit bewundert hatte, wandte ich meine Aufmerksamkeit auch auf die Menschen. Wenig Luxus, wenig recht eigentlicher Putz. Die Koketten sind hier selten; dafür sieht man desto mehr Hausfrauen und Mütter. Wenig Zierbengel, aber sehr viel studierende Jünglinge. Hier versammeln sich die Neophyten des Aeskulap und der Themis, die Hoffnung einer bessern Zukunft. In solchen Betrachtungen gelangte ich an den Ausgang des Gartens und begab mich schnell zu meinem alten, ehrwürdigen Lehrer. Er empfing mich mit einem macte animo generose puer, und nach einer durchaus quintilianischen Unterhaltung entließ er mich mit einem forsan et haec olim meminisse juvabit.

Es war erst Mittag, und also noch viel zu früh, um schon wieder nach Hause zu gehen. Wenn ich noch einen Abstecher nach den Tuilerien machte?... und schon war ich auf dem Wege dahin. — Hilf Himmel! welcher Lärm, welches Gewühl, welcher Unterschied mit dem Orte, den ich so eben verlassen habe. Welche Pracht! Wie viel schöne Damen! Welche Eitelkeit und — welche Arroganz! Rechts und links eine dreifache Reihe von Stühlen, auf denen sich die Elegant*en* und Elegantinnen, so zu sagen, ausstellen. Die Zierbengel der kleinen Provinzialstädte studieren

hier die wahre und vollkommene Unverſchämtheit, ſie klirren mit ihren unſchuldigen Spornen und heften ihre Doppelbrillen auf ein Geſchlecht, das dadurch eben nicht ſchüchterner und ſittſamer zu werden ſcheint. Und man iſt nicht vom guten Ton, wenn man die Tuilerien nicht beſucht. Schon war ich alles hier Geſehenen ſatt und matt. Von allen Seiten geſtoßen, mit Staub überdeckt, entwand ich mich mühſam der engen Allee,

... où Paris tout entier
Va s'entasser en long dans un petit sentier.

Dieſen Morgen, als ich ausging, kehrte ich wieder zum Luxenburg zurück.

Häckerling.

Als die Stadt Sheffield in England durch ihre Stahlarbeiten ſich auszuzeichnen begann, geriethen einige Meſſerſchmiede daſelbſt auf den Einfall, ein ſehr kunſtreiches Meſſer mit mehrern Klingen zu verfertigen, und es denen zu London als Geſchenk zu überſenden. Auf der größten Klinge war die Inſchrift zu leſen: „Mich haben Sheffields Meſſerſchmiede gemacht; verſuch's, London, ſo etwas nachzuahmen!“ Dieſe patzige Herausforderung verdroß die edle Sippſchaft der Londoner Meſſerſchmiede nicht wenig. Sie beſchloſſen, ihren Kunſtverwandten eine demüthigende Lektion zu geben, und verfertigten deshalb ein ganz einfaches Federmeſſer, in deſſen wohlgehärteter Klinge ſich ein kleines Behältniß mit einem unverſengten Strohhalm befand. Eine Inſchrift auf der Klinge deutete das Verborgene an und lud die Empfänger zum Zerbrechen derſelben ein, was auch geſchah; worauf man den Strohhalm entdeckte. Unfähig, zu ergründen, auf welche Weiſe dies bewerkſtelligt und nachzumachen ſei, erklärten die Meſſerſchmiede von Sheffield ſich von denen zu London überwunden, und erkannten ſie als ihre Sieger an.

Als Babylon noch eine große, reiche Stadt war, mußten ſich ſämmtliche unverheirathete Frauenzimmer alljährlich an einem beſtimmten Tage auf einem öffentlichen Platze einfinden. Dort wurden ſie in zwei Haufen geſchieden, der der Schönen und der der Häßlichen. Sodann wurden die erſtern an den Meiſtbietenden verkauft; das dadurch gewonnene Geld wurde zu einer Maſſe geſchlagen, die den Häßlichen zur Ausſteuer diente, wobei man folgendermaßen verfuhr. Ein ſolches Frauenzimmer, das entweder ein wenig verwachſen oder ſchielend war, oder ſonſt ein Gebrechen hatte, wurde vorgeſtellt und dem Mindeſtfordernden zugeſchlagen, der mit ihr zugleich die bedungene Summe erhielt. Auf ſolche Weiſe kamen alle Mädchen an den Mann, und es dürfte vielleicht noch ſittſame Jungfrauen geben, welche wünſchen möchten, es wäre heutzutage noch alſo.

Der ausgezeichnete franzöſiſche Dichter Ducis, der zur Zeit der franzöſiſchen Revolution bereits ein hohes Alter erreicht hatte, war einer der vortrefflichſten Menſchen und der beſten Bürger, auf den ein jedes Land ſtolz ſein dürfte. Er kam oft mit dem General Bonaparte zuſammen, als dieſer zum erſten Konſul ernannt worden war. Eines Tages, als er in den Tuilerien ein großes Gaſtmahl gab und Ducis ihm gegenüber ſaß, ſagte er, über die Republik und ihre Verhältniſſe ſprechend: „Unſere Staatsverwaltung hat noch kein Syſtem, weil unſere frühere Regierung keinen feſten Willen hatte. Aber ich will die Ordnung wiederherſtellen und Frankreich ſo erheben, daß es ganz Europa Geſetze vorſchreiben kann. Ich werde, wenn es ſein muß, Kriege führen, um den Frieden zu erringen, werde dem Lande eine feſte Verfaſſung geben, und das Bedürfniß der Zeit mit unſern Sitten und Gebräuchen in Uebereinſtimmung zu bringen ſuchen. Ich werde der Religion ihre Heiligkeit wiedergeben und ihren Dienern ein genügendes Auskommen anweiſen, aber ſie vor Ueberfluß und Ueppigkeit bewahren.“ — „Und dann? General!“ fragte Ducis mit halbunterdrückter Stimme. — „Und dann?“ fuhr der Konſul, wie aus einem Traume geweckt, empor: „nun, und dann, mein ehrlicher Ducis! wenn es Euch anders behagt, könnt Ihr mich ja in irgend einer Gemeinde zum Friedensrichter ernennen.“ — Der Dichter bewegte darauf zwei- oder dreimal leicht den Kopf und ſchwieg. Einige Zeit nachher wurde er wieder eingeladen. Bonaparte trat ihm entgegen und ſagte, ihm auf die Schultern klopfend: „Papa Ducis! wie ſeid Ihr angekommen? Nicht ſo, in einem alten Sapin (Fiaker)?“ — Und wie anders, wenn's beliebt? — „Ei nun, ich ſollte denken, ein Mann von Euern Jahren und von Euerm Talent dürfte ſchon ein beſſeres Gefährte haben.“ — Aber ich habe kein beſſeres. — „So laßt mich dafür ſorgen. Wollt Ihr, Papachen?“ — Nein, General! ich will nicht. Schaut einmal her. Seht Ihr dort, grade über der place de la Concorde, den Schwarm wilder Gänſe in der Luft! Ihr wißt, daß man von dieſen Thieren ſagt, wie ſie ſchon aus weiter Ferne das Pulver verſpüren. Erzeigt mir die Ehre, und haltet mich auch für einen ſolchen Vogel. — Der Konſul wendete ſich um, und die Unterhaltung war augenblicklich abgebrochen. Demungeachtet wurde dem alten Manne, ſelbſt von ſeinen vertrauteſten Freunden und Hausgenoſſen, ſo ſehr zugeſetzt, die wiederholten großmüthigen Anerbietungen des erſten Konſuls anzunehmen, daß er endlich ſeine gewohnte Geduld verlor und eines Abends ſeinem Bedienten

plötzlich zurief: „Leonhard! wir quartieren hier aus. Bring du mein Bett und meine Sachen augenblicklich auf die Straße.“ Man hatte die größte Mühe, ihn von diesem Entschlusse abzubringen, und er gab nur erst dann nach, als man ihm heilig versprochen hatte, ihn nie mehr mit dergleichen Vorstellungen zu belästigen; denn, fügte er hinzu, ich will lieber Lumpen tragen, als Ketten.

Literarisches Bulletin.

London, Februar.

Grattan, der bei uns schon durch sein Gedicht „Philibert“ bekannt war, dessen Szene in Frankreich ist, war lange Zeit Mitarbeiter am New-Monthly-Magazine, dessen Herausgeber Campbell war. Sein Ruf hat sich am meisten durch seine „Erzählungen über Frankreich“ begründet, von denen die erste Reihefolge, von Whittaker verlegt, in einem Jahr vier starke Auflagen gehabt hat. Die zweite davon ist nun so eben erschienen, und, wie man mir versichert, bereits in Amerika und zu Paris nachgedruckt worden. Sie werden sich das Werk also leicht verschaffen und selbst näher würdigen können.

Sie können nicht begreifen, warum das englische Volk ein so außerordentliches Wohlgefallen an einem der bewunderungswürdigsten Trauerspiele unsers unsterblichen Shakespeare, an „Macbeth“, finde? Die Erklärung ist sehr leicht. Die untere, ununterrichtete Klasse unserer Nation zittert und weint bei jeder Vorstellung dieses Meisterwerks, dahingegen die höhern, unterrichteten Klassen alle Schönheiten desselben noch tiefer fühlen und durchdenken. Warum das? Weil Shakespeare seine Karaktere mit derselben Sorgfalt und Energie gezeichnet, die Entwickelung der Leidenschaft, die unmerkliche Abstufung von der Tugend zum Laster mit derselben Wahrheit wiedergegeben hat, als wenn er nicht einem geheimnißvollen Verhängnisse im Gange seines Drama's zu gehorchen genöthigt gewesen wäre, und weil, auf einer andern Seite, seine Mythologie auch aus der Wirklichkeit gegriffen ist, folglich dem Aberglauben und dem Vorurtheil seiner Zeit angehört. Man war sehr fromm in England unter der Regierung Elisabeths und Jakobs I. Aber neben den religiösen Glaubensmeinungen, die durch die öffentliche Uebereinstimmung und die Gewalt der Priester sanktionnirt werden, gibt es immer andere, die von schwachen Geistern begierig aufgenommen werden. Die Geschichte vom Engelfall ist im Christianismus die Quelle des seltsamsten Aberglaubens geworden. Seit den ersten Zeiten des Christenthums zeigte sich diese Neigung zur Magie, und wodurch bewiesen wird, daß man wirklich daran glaubte, ist, daß man Denjenigen den Leib um eine Spanne verkürzte, die sich damit abzugeben vorgaben, wahrscheinlich um sie auf solche Weise zu ihrem natürlichen Richter zu schicken. Es scheint, daß vorzüglich während den Kreuzzügen der Aberglaube sich immer mehr in Europa verbreitete; denn der Osten ist die Erde des Wunderbaren, wie die des Glaubens. Warburton wenigstens versichert, daß der Glaube an Hexerei u. s. f. von diesem Zeitpunkte sich herschreibt. Die Reformation vermochte nur allmälig diesen Aberglauben zu beseitigen. Noch unter Elisabeth wurden die Hexen von Warbors verbrannt. Jakob I hat eine Dämonologie geschrieben, und das Parlament erließ im ersten Jahre seiner Regierung eine strenge Verordnung gegen die Hexenmeister. Eben zu der Zeit, als Shakespeare lebte, fand der Bischof Hall im Dorfe Lancashire mehr Hexen als Häuser. Bemerken wir jedoch, daß dieser Aberglaube, wie Montaigne sagen würde, an einem Ende mit den christlichen Wahrheiten verbunden sei; daß, wenn man an den Einfluß des bösen Geistes glaubt, dieser Einfluß sich verschiedentlich offenbaren könne; daß, sobald man seiner Macht sich versichert hält, er davon die allerseltsamsten Proben ablegen könne. Auf dieser Idee beruht denn auch Shakespeare's ganze Mythologie, das heißt: seine ernste Mythologie. Er nimmt stürmend mit Entsetzen den gewöhnlichen Haufen der Zuschauer gefangen, er bemächtigt sich hinterlistigerweise der aufgeklärtern Geister, indem er sich dazu der Irrthümer bedient, die am nächsten mit den Wahrheiten verwandt sind, an welche sie glauben. Es gibt wenig Menschen, die sich in ihrem Leben nicht einmal unter dem Zauber der Illusionen befunden hätten, die sie, bei reiflicherer Ueberlegung, als roh und unwürdig betrachten. Wenn z. B. der Geist nicht mehr an verhängnißvolle Voraussagungen glaubt, so hängt das Herz noch immer an seinen Ahnungen. Deshalb kann der dramatische Dichter, der mit energischer Einfachheit die Ideen eines andern Zeitalters und seine eigenen ver- und ausbreitet, uns bewegen und uns ansprechen. Er kann selbst einen Augenblick uns erschüttern und uns zwingen, mit Hamlet zu sagen: „Es gibt zwischen Himmel und Erde noch so manche Kraft, von der sich unsere Philosophie nichts träumen läßt.

Englische Literatur.

Statistical illustrations etc. — Statistische Bemerkungen über die Landesgröße, die Bevölkerung, den Handel, die Abgaben, den Verbrauch, die Armuth im britischen Reiche, mit dem Zustand der darin statt findenden Verbrechen. London, 1825. Bei J. Miller. Ein Band in 8. von 88 S.

Dies wichtige Werk ist das Resultat der Nachforschungen einer philanthropischen Gesellschaft, die 1818

zuſammengetreten iſt, um den wahren Zuſtand Englands kennen zu lernen, und die geheimen Urſachen des Elends und der Entbehrungen der erzeugenden Klaſſen der Geſellſchaft zu ergründen. Die Mittheilungen über die Bevölkerung, den Handel und Finanzzuſtand des britiſchen Reichs ſind vom höchſten Intereſſe. Die Geſellſchaft hat ihre Nachforſchungen mit Ende des achtzehnten Jahrhunderts begonnen, und ſie ununterbrochen bis 1824 fortgeſetzt. Es ergibt ſich daraus, daß ſeit 1793, oder der Kriegserklärung gegen Frankreich, die Bevölkerung Englands ſich über ein Drittel vermehrt habe; daß die meiſten Manufaktur-Produkte in ſechsfach größerer Menge erzeugt werden, und daß der auswärtige Handel ſich verdreifacht hat; aber daß dieſer ſcheinbare Wohlſtand, ſtatt die Lage des Volks zu verbeſſern, ſie nur verſchlimmert, und ſo mit ihm auch die Vermehrung der Verbrechen veranlaßt hat. In den ſechs Jahren von 1817 bis 1822 bietet der auswärtige Handel folgende Reſultate dar:

	Einfuhr.	Ausfuhr.
	Pf. St.	Pf. St.
Engliſch Oſtindien .	49,866,010	31,935,759
Oſtindien und China .	41,465,149	19,812,877
Wallfiſchfang . .	2,627,269	21,359
Vereinigte Staaten v. Nord-Amerika . . .	21,672,530	38,333,654
Braſilien . . .	6,373,376	13,763,507
Fremdes Weſtindien .	4,703,790	8,693,172
Südamerika . . .	1,877,308	6,163,921
Engliſches Nordamerika	5,187,873	10,250,446
Neuholland . . .	56,321	528,476
Vorgebirge d. guten Hoffnung	657,313	1,451,896
Afrikaniſche Küſtenländer	1,002,433	1,888,918
Gernesey, Jerſey und Man	909,964	1,870,945
Deutſchland . . .	4,517,719	32,730,207
Italien	6,027,901	24,081,240
Rußland	14,380,801	14,556,125
Holland	4,870,018	12,937,649
Portugal, Azoren, Madera	3,402,289	12,244,603
Gibraltar . . .	296,903	9,895,468
Spanien, kanariſche Inſeln	6,124,015	3,635,798
Belgien	1,402,920	10,850,890
Preuſſen	4,501,715	6,132,131
Frankreich . . .	4,851,324	7,599,450
Türkei	2,034,945	4,945,518
Malta	221,777	3,377,622
Joniſche Inſeln . .	464,960	56,315
Dänemark . . .	932,872	1,967,647
Schweden . . .	895,825	893,061
Norwegen . . .	489,916	597,460
Hauptſumme:	192,295,265	301,213,116

Das Mehr der Ausfuhr gegen die Einfuhr beträgt alſo 108,917,847 Pfund Sterling.

Einige Neujahrgeſchenke.

The literary Souvenir. — Literariſche Erinnerung in Poeſie und in Proſa, für 1826. Von Alaric und Watts. London, 1825. Bei Hurſt, Robinſon und Komp. In 18. Mit 10 Kupfern.

The forget me not. — Das Vergißmeinnicht für 1826. Von Ackermann. London 1825. Bei Ackermann. In 18. Mit 13 Kupfern.

The friendships offering. — Der Freundſchaft Gabe für 1826. Von Hervey. London, 1825. Bei Lupton Relfe. In 18. Mit 13 Kupfern.

The Amulet. — Das Amulet, oder chriſtliche und literariſche Erinnerung für 1826. London, 1825. In 18. Mit 12 Kupfern.

Zu London, wie zu Wien, Berlin, Leipzig, Frankfurt, Paris u. ſ. w. erſcheinen alljährlich eine große Menge ſogenannter Taſchenbücher oder Almanache, die größtentheils dem ſchönen Geſchlechte beim Wechſel des Jahres als ein Zeichen oder Andenken der Liebe und Freundſchaft dargebracht werden. Dieſe Erzeugniſſe, meiſtentheils anziehender durch ihr Aeuſſeres, als durch ihr Inneres, machen eben ſo wenig ihren Verfaſſern, als denen, zu deren Geiſtesnahrung man ſie beſtimmt, ſonderliche Ehre. Nicht einmal zu gedenken, daß ſie oft höchſt immoraliſche Gegenſtände enthalten, oder Szenen der Liebe mit einer gewiſſen Lüſternheit beſchreiben, folglich in ſolchem Falle ſelbſt gefährlich werden können, ſo ſind ſie faſt durchaus mit ſo gemeinen und erbärmlichen Fadheiten angefüllt, daß ein geiſtreiches Frauenzimmer ſich in die kritiſche Lage verſetzt findet, die Darreichung eines ſolchen Buches als ein Geſchenk zum Beginn des neuen Jahres entweder als eine Verſpottung ihres Verſtandes und Herzens, oder als eine Probe der Beſchränktheit des Gebers zu betrachten. In beiden Fällen kann die Gabe für ſie nur unangenehm und ſelbſt peinlich ſein. Ein wirklich vernünftiges Weib, das ſich als die treue, Alles theilende Gefährtin des Mannes betrachtet, das von der Natur und den geſellſchaftlichen Verhältniſſen angewieſen iſt, die erſte Leiterin und Erzieherin der Kindheit zu ſein, ihr die Grundſätze aller Kenntniſſe einzuprägen und ſie in ihr zu erhalten, ſie mit den erſten Pflichten und Rechten des Menſchen, des Bürgers bekannt zu machen, kann und wird ein ſolches Geſchenk nicht anders zu betrachten und zu würdigen im Stande ſein. Hoffen wir, daß die Zeit nicht mehr fern iſt, wo die Frauen in der Geſellſchaft endlich den Rang und die Stelle einnehmen werden, den

die Natur ihnen angewiesen hat; daß man sie nicht mehr als beschränkte Wesen, leichtsinnige Geschöpfe und Gewohnheitskreaturen betrachten werde, daß sie endlich sich selber Gerechtigkeit gewähren, und statt länger noch mit jenen bunten, albernen Taschenbüchelchen, voller Geschichtchen und Gedichtchen unter aller Kritik, sich mit wahrhaft nützlichen Büchern beschäftigen werden, durch deren Inhalt sie ihren Geist ausschmücken, ihr Herz veredeln, ihren Geschmack bilden und ihr Urtheil schärfen können. — Die oben angedeuteten Neujahrsgeschenke sind wenigstens etwas besser, als die meisten französischen und deutschen dieser Art. Sie sind wahres Gold gegen die bleiernen Fabrikwaaren eines Heun, St. Schütze, Fouqué und Konsorten. Mit Vergnügen lieset man in ihnen einige Aufsätze von der Mißriß Hemans, von Miß Landon und von Bowring, Barton, Montgomery und Andern. Das Vergißmeinnicht von Ackermann kann als das beste von den angezeigten betrachtet werden.

Amerikanische Literatur.

The Atlantic Magazine. — Das atlantische Magazin. New-York, 1825. Bei Bliß und White.

Die Zahl der Magazine vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Wenn das vorliegende fortfährt, wie es begonnen hat, so wird es sich bald auch in Europa eine größere Zahl von Lesern verschaffen, wo man mit so vieler Theilnahme die Fortschritte Amerika's, vorzüglich in Hinsicht der Literatur, beachtet. Darin ist das Magazin reich; aber da in einem republikanischen Staat die Politik das Bedürfniß und die Beschäftigung aller Bürger ist, so enthält es auch darüber mehrere Aufsätze, die uns eben so kräftig als gedankenreich gedünkt haben.

American Ornithologie. — Amerikanische Ornithologie, oder Naturgeschichte der Vögel der vereinigten Staaten, deren Beschreibung von Wilson nicht gegeben worden ist. Von Karl Luzian Bonaparte. Philadelphia, 1825. In 4.

Dies Werk ist eines der merkwürdigsten, welches je die amerikanischen Pressen verlassen hat. Der unermüdliche Wilson hatte die vereinigten Staaten auf eine Ausdehnung von mehr als 10,000 Meilen bereiset, um die Vögel einzusammeln, aus denen seine schöne Sammlung bestand. Er starb im Jahr 1813, ohne sein Werk ganz beendigt zu haben. Er hatte im Ganzen 278 Gattungen Vögel beschrieben, von denen 56 den Naturalisten gänzlich unbekannt waren. Das Werk Bonaparte's soll zur nothwendigen Ergänzung des obigen dienen.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Frankfurt a. M., den 20. März.

Unter den größern Unternehmungen unserer hiesigen thätigen Buchhändler zeichnet sich besonders die neueste aus. Es ist eine vollständige Sammlung von Washington Irvings und Coopers sämmtlichen Werken, in ganz neuen Uebersetzungen, die, sorgfältig nach den jüngst erschienenen Originalausgaben gemacht, schon darum allen frühern vorzuziehen sind. (Bei D. Sauerländer.) Im Aeussern schließt sich diese Sammlung an die neueste Stuttgarter Ausgabe von Walter Scott und andere ähnliche an, die, wie jene, mit so ausgezeichnetem Beifalle aufgenommen worden sind. Der Zuschnitt ist auf 40 Bändchen gemacht, wovon jeden Monat zwei erscheinen. Um die Anschaffung möglichst zu erleichtern, ist eine Subscription eröffnet, die bis zum 1. Mai gelten soll. Es werden zwei Ausgaben gemacht: die eine auf gutes weißes Papier, die andere auf feines Druck-Velin. Von jener kommt das geheftete Bändchen im Subscriptionspreise nicht höher als 9 kr. rh. Von dieser erhält man das Bändchen auf gleiche Art für 18 kr. ebenfalls broschirt. Bei Washington Irving macht das berühmte Skizzenbuch in 6 Bändchen den Anfang. Bei Cooper eröffnet der so enthusiastisch aufgenommene Ansiedler von Susquehanna, 5 Bändchen, den Reihen. Von Irving folgen dann: Bracebridge Hall 6 Bdch. Erzählungen eines Reisenden 6 Bdch., und kleinere Darstellungen 1 Bdch. Von Cooper schliessen sich an die erste Lieferung an: Der Lootse, 5 Bdch. Der Spion, 6 Bdch. Lionnel Lincoln, 6 Bdch. Es ist dabei zu bemerken, daß der unternehmende Verleger auch die künftig erscheinenden Werke dieser berühmten Schriftsteller in gleich guten Uebersetzungen und gleich zierlichem Formate zu liefern Willens ist. — Bekanntlich beschäftigt Washington Irving den Geist der Leser durch seine unerreichbare Laune, seinen freien Sinn, sein tiefes Gemüth und seine unerschöpfliche Phantasie auf die lebhafteste und hinreissendste Art. Eben so entzückt Cooper durch die Originalität seiner Gemälde, wie durch die Reize und die Neuheit seiner Szenerie, nicht weniger, als durch die Wahrheit seiner Karaktere und die Kraft und Lebendigkeit seiner Darstellung. — Obige Unternehmung empfiehlt sich also in jeder Hinsicht durch sich selbst.

— Auf der neuerdings von den Engländern in Besitz genommenen Insel Singapore hat man einen ganz eigenen kolossalen Schwamm entdeckt, der von den Eingebornen für eine Wasserpflanze gehalten und „Sunge" genannt wird. Die Gestalt desselben ist der eines auf einem zylindrischen Fuße stehenden Bechers ähnlich. Der Umfang davon mißt am obern Theile 4 Fuß 3 Zoll, in der Mitte 3 Fuß 1 Zoll und im Grund 22 Zoll; der Stengel oder Fuß aber 17 Zoll.

Die innere Höhlung kann ungefähr 36 Viertel Flüssigkeit in sich aufnehmen. Der Oberst Hardwike hat erkannt, daß dies Produkt ein von Meerwürmern gebildeter Schwamm und dem ähnlich sei, der unter dem Namen Scypha beschrieben worden ist. Er ist nicht biegsam, und man schlägt vor, ihn Spongia patera zu nennen.

— Ein schönes griechisches Epitaphium von weißem Marmor ist zum Andenken Byron's in der Kirche von Hucknal Torcaid, in der Nähe von Newstead Abbey, errichtet worden. Es trägt folgende Inschrift: „Hier ruhen, bei seinen Verfahren und bei seiner Mutter, die Ueberreste Georg Gordon Noel Byron's, Lord Byron's von Rochdale, in der Grafschaft Lancaster, Verfassers der Pilgerfahrt Childe Harolds, geboren zu London am 22. Januar 1788, gestorben zu Missolunghi, im westlichen Griechenlande, am 29. April 1824, kämpfend dieser Gegend ihren alten Glanz und ihre Freiheit wieder zu verschaffen. Seine Schwester, die ehrenwerthe Augusta Maria Leigh, hat diesen Marmor zu seinem Andenken errichten lassen."

— Nach der letzten Zählung von 1822 beläuft sich die Bevölkerung von ganz Siberien auf 1,604,000 Seelen, wovon 1,420,000 im westlichen und 184,000 im östlichen Theile. Kamschatka hat nur 4,606 Einwohner, und der Distrikt von Ochotsk 6,698. Die Russen verhalten sich gegenwärtig zu den Eingebornen wie 8 zu 3. Die Zahl der Letztern steigt nicht über 436,000 Individuen von beiden Geschlechtern, und nimmt beständig ab. Man kann die Zeit vorausberechnen, wo sie gänzlich erloschen sein werden. Die Zahl der Personen männlichen Geschlechts wird auf 848,058 angegeben, woraus sich ergibt, daß die Zahl der Weiber nicht jener gleichkommt. In ersterer sind jedoch mehr als 88,000 Individuen mitbegriffen, die in den Minen arbeiten, oder im Zivil- und Militärdienst sich befinden, und die fast sämmtlich unverheirathet sind. In den letzten 25 Jahren sind mehr als 100,000 Verbrecher aus Rußland nach Siberien verbannt worden.

In der Buchhandlung von F. G. Levrault in Strasburg erscheint in Kurzem eine deutsche Uebersetzung des in Frankreich mit so vielem Beifall aufgenommenen Werks:

Laskaris, oder die Griechen im fünfzehnten Jahrhundert, mit einem historischen Versuch über den Zustand der Griechen seit der Eroberung der Mahomedaner bis auf unsere Zeiten. Von Villemain, Mitglied der französischen Akademie. Mit Anmerkungen. 2 Theile in 12.

Der geistvolle Verfasser sucht durch diese historische Novelle die Theilnahme an dem Schicksale des unglücklichen Volks anzusprechen. In der Verbindung der wichtigsten, bei dem Untergange des Vaterlandes geretteten Gelehrten und kirchlichen Personen, mit den ausgezeichnetsten Italienern in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, liegt der Grund der Dankbarkeit unsers ganzen Geschlechts gegen die Griechen, welchen wir die jetzige Bildung verdanken; dieses und der herrlich gezeichnete Umriß der Schicksale des Volks bis auf die neuere Zeit empfiehlt dieses Werk den Gebildeten aller Völker.

Sämmtliche Buchhandlungen in der Schweiz nehmen Bestellungen darauf an.

Die Buchhandlung von F. G. Levrault in Strasburg gibt in einer deutschen Uebersetzung das neueste, so schnell verbreitete und berühmt gewordene Werk des Hrn. Baron Carl Dupin heraus:

Geometrie und Mechanik für die Künste und Handwerke, und für die schönen Künste.

Schon haben auch elsässische und schweizerische Manufakturherren und Arbeiter aller Klassen ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem sie dafür unterschrieben, und hoffentlich wird dies immer mehr geschehen in einem Land, wo man jeden Fortschritt des Kunstfleißes so eifrig bemerkt und benutzt. Je weiter das Werk voranschreitet, desto mehr muß die klare, verständliche Darstellungsweise, die mannigfaltigste Anwendung der Wissenschaft und die Anleitung, sie näher kennen zu lernen, die mit so vieler Geschicklichkeit gegeben ist, für den gelehrten und menschenfreundlichen Verfasser Bewunderung erregen; und wenn auch Schweizer und Elsässer ihn kennen lernen in seiner gründlichen Lehrart, dann wird vielleicht sein Wunsch erfüllt und durch seine Anregung manches schöne, noch schlummernde Talent entwickelt werden, das alsdann des Verfassers großen Zweck, dem Volke wahre Wohlthaten zu erweisen, noch in weiterm Umfang verfolgen und erreichen wird.

Dieses Werk besteht in drei Bänden, welche man heftweise erhalten kann. Der Preis der drei Bände ist 10 fl. 48 kr., und jeder Band besonders genommen 4 fl. 30 kr. rheinisch.

Alle Buchhandlungen der Schweiz nehmen Bestellungen darauf an.

Bei Friedrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben fertig geworden:

Neueste Post-Karte von Deutschland, Helvetien, Ober-Italien, Oesterreich, Ungarn, Polen, Preussen, Dänemark, Holland und Frankreich bis Paris. Von C. F. Ulrich.

Der Werth und die Brauchbarkeit dieser Karte, welche jetzt bereits in der dritten Auflage erscheint, hat sich schon früher bewährt, und da alle bis jetzt vorgefallenen Veränderungen und neu eingerichteten Straßen aufgenommen sind, so ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß auch die jetzige Auflage sich des Beifalls des reisenden Publikums wird zu erfreuen haben.

Ist in allen Buchhandlungen aufgezogen in einem Futteral zu 2 rthlr. oder 3 fl. 36 kr. zu haben.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 16. Dritter Jahrgang 1826. 19. April.

Reise in das Land Timanni, Kuranko und Sulima, im westlichen Afrika.

Von Gordon Laing.

Die größten Hindernisse hatten sich immer den Handelsverbindungen der englischen Kolonien im westlichen Afrika mit den Völkern im Innern dieses großen Erdtheils entgegengestellt. Sie rührten größtentheils davon her, daß die benachbarten Volksstämme ihnen den Durchgang verschlossen, um sich alle Vortheile des Alleinhandels vorzubehalten. Von allen Nachbarnationen von Sierra Leona war die der Mandingo's die zivilisirteste. Sie schien von Tag zu Tag immer mehr geneigt zu sein, die europäischen Luxusartikel gegen die Erzeugnisse ihres Bodens und ihrer Industrie auszutauschen, als ein Krieg zwischen dem Könige dieses Landes und einem Häuptlinge desselben, der sich empört hatte, ausbrach, und alle Verbindung mit der Kolonie unterbrach.

Sir Karl Maccarthy, der letzte Gouverneur von Sierra Leona, hielt es für nothwendig, eine Gesandtschaft nach Kambia, am Farcesstrom, und von da in das Feldlager der Mandingo's zu schicken, um die Kriegführenden auszusöhnen, und den Eingebornen die Kultur des weißen Reises anzuempfehlen. Der Maior Laing, damals nur Lieutenant, wurde mit dieser Mission beauftragt. Er erhielt zugleich die Weisung, sich von den Neigungen der Einwohner zu unterrichten, und vorzüglich ihr Betragen hinsichtlich der Abschaffung des Sklavenhandels zu prüfen. Dieser Offizier besuchte zweimal das Lager der Mandingo's, wo er ein zahlreiches Negerkorps von Sulima fand, das vom Bruder des Königs jenes Landes befehligt wurde, der ihn zur Hilfe des Königs Amara von Mandingo abgesandt hatte.

Die Bewohner des Königreichs Sulima waren kaum mehr als dem Namen nach zu Sierra Leona bekannt, obgleich sie nur zweihundert englische Meilen davon entfernt waren. Diese Nation war selbst noch nie von einem Europäer besucht worden, obgleich sie eine der mächtigsten und zivilisirtesten des ganzen Landes zu sein schien. Als der General der Armee von Sulima, Namens Yarradi, die Engländer zum erstenmale im Lager der Mandingo's sah, zweifelte er sehr daran, daß sie wirklich Menschen sein möchten, und er befragte ihren Dolmetscher, ob sie denn auch gewiß Knochen im Leibe hätten, da man doch äusserlich nichts davon bemerke? Als er den Lieutenant Laing seine Handschuh ausziehen sah, schrie er mit Entsetzen: „Allah Akbar! er streift sich seine Haut wie eine Schlange ab!“

Nach seiner Rückkehr überzeugte Laing den Gouverneur von Sierra Leona, daß die Völker von Sulima viel Gold und Elfenbein hätten, daß es deshalb vortheilhaft sein dürfte, mit ihnen in Verbindung zu treten, und daß man eben dadurch am besten die Hilfsquellen der östlich von der Kolonie befindlichen Gegenden würde kennen lernen. Zu diesem doppelten Zwecke erhielt er denn auch den Auftrag, nach Sulima auf dem Wege vorzudringen, der ihm als der seinen Entwürfen entsprechendste erscheinen würde. Er nahm

einen Dollmetſcher und zwei Soldaten vom oſtindiſchen Regiment mit ſich, zu denen noch, zum Transport der Bagage, eilf Männer aus dem Lande der Joloffs und ein Kind aus Sego kamen. Die Reiſenden verlieſſen Sierra Leona am 16. April, und machten vierzig Meilen zu Waſſer auf dem Rockellſtrom. Sodann verfolgten ſie ihren Weg in ſüdlicher Richtung nach dem Lande Timanni. Aber ſie waren genöthigt, von dem Oberhaupte dieſer Gegend mit Geſchenken die Erlaubniß zu erkaufen, durch die vorzüglichſten Städte paſſiren zu dürfen. Timanni hat eine Ausdehnung von ungefähr neunzig Meilen von Oſt nach Weſt, und von fünfzig Meilen von Nord nach Süd. Weſtlich berührt es die Kolonie Sierra Leona. Ungeachtet dieſer Nähe ſind die Landeseingebornen noch ſehr unwiſſend, und man darf ſie beinahe als die verdorbenſten von allen weſtlichen Afrikanern betrachten. Das Schmiede- und Schuhmacherhandwerk, die doch alle Uebrigen ausüben, ſind ihnen noch gänzlich unbekannt. Laing äuſſert ſich über dieſes Volk folgendergeſtalt:

„Die Treuloſigkeit der Timannier, ihr Abſcheu gegen jede Arbeit und die Verdorbenheit der Weiber ſind zum Sprichwort im ganzen weſtlichen Afrika geworden. Ich überlaſſe es dem Urtheile der Leſer, zu entſcheiden, bis zu welchem Punkt ihr Karakter durch den verruchten Handel vergiftet worden iſt, der die Induſtrie in der Wurzel zerſtört, der alle geſellſchaftliche Ordnung vernichtet, und der die heiligſten Gefühle der Natur erſtickt. Zweimal haben mir Mütter ihre eigenen Kinder zum Kauf angeboten, und als ich in ihren Antrag nicht eingehen wollte, wurden ſie beinahe wüthend. Ich wurde bald als einer jener Weißen betrachtet, die ſich dem Sklavenhandel entgegenſtellen, und dadurch den Wohlſtand des Landes vernichten. Man verſpottete mich auf alle mögliche Weiſe Die beiden Mütter wollten mir ihre zwei Kinder endlich für 10 Bar (beinahe 16 Schelling) geben, und da ich ſie dennoch nicht nehmen wollte, mißhandelten ſie dieſelben, weil ſie ſich einbildeten, daß ſie behext ſeien.“

Das Land Timanni liegt nahe an der Mündung eines der Hauptſtröme der Küſte, und war, bis zu den letzten dreißig Jahren, einer der vorzüglichſten Punkte des Sklavenhandels. Laing ſetzte ſeinen Weg nach Nordoſt fort, indem er den Rockellfluß zur Linken ließ. Er durchſchnitt ſodann einen kleinen Theil des Landes Kuranko. Die Grenzen deſſelben gegen Oſten, wo der Niger ſtrömt, ſind unbekannt. Nördlich grenzt es an Limba, Tamiſſo und Sulima. Obgleich es ſehr ausgedehnt ſein ſoll, iſt es doch ſchwach, weil es in eine große Menge kleiner Staaten zerfällt. Die Bewohner ſind Götzendiener wie die von Timanni; aber ſie ſind ihnen in Hinſicht des Ackerbaues und der Kenntniß der nützlichen Künſte weit überlegen.

Zu Komato, auf der Grenze von Sulima, kam dem Geſandten eine Deputation aus Falaba, der Hauptſtadt des Landes, entgegen, um im Namen des Königs die Reiſenden zu empfangen, und ihnen Pferde zur Fortſetzung ihrer Reiſe anzubieten. Einer von den Angekommenen, der den Lieutenant Laing ſchon im Lager der Mandingo's geſehen hatte, ſprang vor Freude bei ſeinem Anblick auf und ſchrie: „Es iſt wahr, es iſt wahr! Es iſt der weiße Mann von der Küſte, der Yarridi verſprochen hat, daß er nach Sulima kommen würde. Es iſt der weiße Mann, der geſagt hat, er wolle uns beſuchen, und er hat Wort gehalten.“

Am 11. Juni kamen ſie in Falaba an, und bis zum 17. September, wo ſie wieder dieſe Stadt verlieſſen, wurden ſie mit der größten Zuvorkommenheit und Freundſchaft von dem Könige und den Einwohnern behandelt. Dieſe Ehrfurcht und Aufmerkſamkeit war indeſſen keineswegs dem von dem Reiſenden geltend gemachten Luxus zuzuſchreiben; denn er ſagt ſelbſt, daß ſein ganzer Anzug nur aus einer Jacke und weiten Hoſen von blauem Kamelot beſtand, die bereits ſehr abgenutzt waren, und daß er auſſerdem nur einige flanellene Hemden und einen Strohhut hatte; ja, daß er ſich ſogar ſeit ſeiner Abreiſe von Sierra Leona nicht einmal raſirt hatte.

Die Stadt Falaba liegt unter 9° 40′ nördlicher Breite und 11° 35′ der Länge. Sie wird von ziemlich ſtarken Paliſſaden umgeben, die einem jeden andern Kriegsinſtrumente, als der Artillerie, zu widerſtehen vermögen. Sie hat ſechszehn befeſtigte Thore. Das Ganze wird noch auſſerdem von einem breiten Graben umſchloſſen. Die Bevölkerung der Stadt mag ſich auf 10,000 Seelen belaufen. Man zählt über 4000 Häuſer oder Hütten, die zirkelrund von Thon erbaut ſind und Strohdächer haben. Sie ſind ſehr reinlich, wohl erleuchtet und überhaupt recht hübſch. Die Stadt kann 3000 bewaffnete Männer ſtellen. Der König Aſſana Yera hat, auſſer ſeiner Reſidenz, noch vier andere beträchtliche Städte. Er kann eine Armee von 4000 Mann Reiterei und 20,000 Mann Fußvolk ins Feld rücken laſſen, weshalb er auch für einen der mächtigſten Könige Weſtafrika's gehalten wird. Nach dem intereſſanten Bilde, das Laing von ihm entwirft, müſſen ſeine Talente und ſeine Tugenden ihn den vortrefflichſten Fürſten beigeſellen, und ihm den Namen eines Vaters ſeines Volks zuſichern. „Es iſt ein ungefähr ſechszigjähriger Mann, von ſtarker Geſundheit und angenehmem Aeuſſern. Er iſt größer, als ſonſt gewöhnlich die Neger zu ſein pflegen, denn er mißt 5 Fuß 11 Zoll nach engliſchem Maas. Seine Kleidung iſt ſehr einfach und beſteht aus dem Gewebe des Lan-

des. Er trägt weder Gold noch ſonſtige andere Zierrathen an ſich, wie dies bei den übrigen Negerkönigen doch ſo allgemein iſt. Seiner unerſchütterlichen Rechtſchaffenheit wegen wird er eben ſo ſehr von ſeinen Unterthanen, als von den benachbarten Nationen geachtet.

Laing ſah zu Falaba mehrere Feſte und öffentliche Schauſpiele. Die Jellemen oder Barden feierten ſeine Ankunft und den Ruhm ihres Landes in Geſängen, die denen Oſſians ähnlich waren. Der Krieg zwiſchen Sulima und Fulah hat Veranlaſſung zu einem Volksgeſange gegeben, aus dem wir ein Bruchſtück mittheilen wollen:

„Sie ſind tapfer, die Krieger von Fulah! Sie allein können den Streitern von Sulima widerſtehen. Sie rücken gegen Falaba vor, dreißigtauſend an der Zahl. Wie ein wilder Strom ſtürzen ſie von den Bergen hernieder. — Bringt uns euer Gold, ſchrien ſie, oder wir verbrennen eure Stadt! — Aber der tapfere Barradi ſchoß ſeinen Pfeil ab gegen ſie, und rief ihnen zu: Nur über meinen Leichnam hinweg ſollet ihr eure Entwürfe in Ausführung bringen. — Das Gefecht begann; die Sonne verbarg ihre Scheibe, um nicht die Zahl der Todten zu ſehen; die Wolken, welche den Himmel bedeckten, rollten fürchterlich, wie das Auge des Kellemanſa (des Feldherrn). Die Krieger von Fulah ſtritten als Männer, und die tiefen Graben, die Falaba umſchlieſſen, waren von ihren Leibern ausgefüllt. Doch, was vermochten ſie gegen den Löwen von Sulima? — Sie ſind entflohen, um nie wieder zurückzukehren, und Falaba iſt jetzt ruhig und glücklich.“

Die Beſchreibung eines der Schauſpiele iſt ebenfalls ſehr intereſſant: „Sobald die Amazonen ihre Geſänge beendigt hatten, nahm der Poſſenreiſſer der Geſellſchaft eine Art Guitarre, die aus einem Flaſchenkürbis geformt war, und ſang ein ziemlich angenehmes Lied. Er rühmte ſich, daß er mit ſeiner Muſik alle Krankheiten heilen, daß er wilde Thiere zähmen und Schlangen tanzen machen könne. Wenn der weiße Mann daran zweifelt, ſagte er, ſo will ich ihm auf der Stelle einen Beweis davon geben. Er fiel ſogleich in eine lebhaftere Melodie, eine große Schlange kam unter einem Strauch hervor und fuhr raſch über die Schaubühne hin. Darauf ſpielte er wieder langſamer. Halt, halt, Schlange! ſchrie er: du eilſt zu ſchnell; wohin willſt du eilen? Verweile ein wenig vor dem weißen Manne und ſuche ihn zu vergnügen. Die Schlange gehorchte, und der Guitarreſpieler fuhr alſo fort: Schlange, Schlange! du mußt tanzen. Der weiße Mann iſt nach Falaba gekommen. Tanze, Schlange, tanze! denn es iſt ein ſchöner Tag. Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo erhob ſich die Schlange, ſtützte ſich auf ihren Schwanz, warf den Kopf zurück, bildete zwei Ringe, hüpfte, ſprang und machte verſchiedene ſchwere Wendungen, die eine lange und mühſame Dreſſur bewieſen. Endlich verließ der Gaukler mit ſeiner Schlange den Schauplatz, und überließ die Europäer ihrem Erſtaunen. Die übrigen Zuſchauer ſchienen ganz entzückt, daß es einem Neger gelungen ſei, einem Weißen ſo große Proben von ſeiner Geſchicklichkeit und Kunſt geben zu können.“

Am 17. September verließ Laing die Hauptſtadt des Königs von Sulima, von dieſem und faſt der ganzen Bevölkerung begleitet, deren Liebe und Anhänglichkeit er ſich im höchſten Grade erworben hatte; ein Beweis mehr, wie gut und unverdorben noch dieſe Naturmenſchen ſind. Die Weiber vorzüglich bezeugten ihren Schmerz über ſeine Abreiſe auf eine wirklich ausſchweifende Weiſe. Dieſe ganze Volksmenge verließ ihn jedoch, auf einen Wink des Königs, eine Meile jenſeits des Hügels, der Falaba beherrſcht, und nur allein dieſer nebſt ſeinem Gefolge zog noch mit ihm bis in das Thal von Konkodugore. Dort hielt der Greis plötzlich inne. Er blickte zum Himmel empor, ſeine Augen füllten ſich mit großen Thränen, und er vermochte einige Minuten lang kein einziges Wort auszuſprechen, ſo gewaltig erfüllte das Gefühl, daß er ſeinen Begleiter wahrſcheinlich zum letzten Male ſehe, ſeine Seele. „Weißer Mann, rief er endlich, und reichte ihm die Hände dar, „denke an Falaba, denn Falaba wird immer an dich denken. Als du zum erſten Male unter uns auftrateſt, erſchienſt du den Männern lächerlich, und Weiber und Kinder entflohen mit Entſetzen bei deinem Anblick. Sie haben jetzt Alle ihre Köpfe in den Händen, und ihre Augen ſind von Thränen roth, weil du uns wieder verläſſeſt. Ich erinnere mich noch alles deſſen, was du zu mir geſagt haſt, ſelbſt das geringſte Wort iſt mir nicht entfallen. Du haſt mir gelehrt, was gut iſt, was dazu beitragen kann, meine eigene und meines Landes Größe zu vermehren. Ich will keine Sklaven mehr haben.“ Darauf wendete er das Geſicht ab, das naß von ſeinen Thränen war, drückte den Briten mit Ungeſtüm an ſich, und ſagte: „Es iſt genug; ich kann nicht mehr! Iſt es dir möglich, ſo kehre wieder zu uns zurück.“ Nach dieſen Worten entfernte er ſich, indem er ſich das Geſicht mit ſeinen beiden Händen bedeckte. Auch Laing war bewegt, gleich als müſſe er von einem Vater ſcheiden.

Jede unmittelbare Handelsverbindung mit Sulima könnte für die engliſchen Kolonien auf der Weſtküſte Afrika's nicht anders als höchſt vortheilhaft ſein. Das Land erzeugt Reis, Kaffee und ſehr gute Baumwolle; auch können dort alle tropiſchen Pflanzen gedeihen. An Arbeitern fehlt es nicht, und der Wunſch, europäiſche Erzeugniſſe zu haben, würde ſie zur Thätigkeit

anfeuern. Der Rockellstrom, der das Land durchschneidet, und der Sierra Leona berührt, ist in verschiedenen Jahreszeiten und auf einem großen Theil seines Laufes schiffbar. Das Volk von Sulima hat, nach Laings Versicherung, eine große Achtung gegen alle Briten, und die wenigen Vorurtheile, die sich im Anfang den Handelsverbindungen entgegenstellen dürften, würden leicht zu heben sein; aber er fürchtet zugleich, daß, wenn jene Eingebornen mehrere Engländer zu Sierra Leona gesehen haben, sie viel von ihrer Ehrfurcht gegen diese Nation verlieren werden. „Die mohametanischen Neger", sagt er, „sehen mit Mitleiden, oft mit Abscheu, den Leichtsinn der Weissen, die sie als vom Himmel sehr begünstigt betrachten, die sie aber dieser Wohlthat unwürdig glauben." Eine Thatsache, die besonders bemerkt zu werden verdient, ist die, daß die Religion Mohamets im Stillen sehr rasche Fortschritte bei den Afrikanern gemacht hat, während, ungeachtet aller Sorge und alles Eifers der englischen Missionarien und Bibelgesellschaften, noch nicht ein einziger Neger ausserhalb der britischen Niederlassungen zum Christenthum übergetreten ist.

Der Reisende hat erfahren, daß die Quelle des Niger sich drei Tagereisen von Falaba, im Lande Kisse, das von einer barbarischen Nation bewohnt wird, und östlich von Sulima gelegen ist, befinde. Er hat oft um Führer und bewaffnete Begleiter angehalten, um diesen Fluß zu sehen; aber man hat es ihm jedesmal, unter verschiedenen Vorwänden, verweigert. Man erlaubte ihm jedoch, die Quelle des Rockellstroms zu besuchen, die sich im Lande selbst befindet, und von diesem Punkte konnte man in der Ferne den Berg erblicken, an welchem der Niger entspringen sollte. Er bestimmte seine Lage unter 29° 25′ der nördlichen Breite und 9° 45′ der westlichen Länge. Aber die Reisenden werden in dieser Hinsicht oft getäuscht, und es ist in der That schwer zu bestimmen, welches die eigentliche Quelle eines Flusses sei. Fast alle Ströme entstehen aus einer großen Menge von Bächen, die in beträchtlicher Entfernung von einander entspringen können, und es ist beinahe unmöglich, zu bestimmen, welchem von ihnen die Ehre gebührt, den Namen des Hauptflusses zu tragen.

Die Vorrede zu der Reisebeschreibung des Lieutenants Laing unterrichtet uns, daß er London am 5 Febr. 1825 verlassen habe, um sich nach Tripolis zu begeben, von wo er weiter nach Tombuktu und bis an den Niger vordringen wollte. Ein solcher Auftrag hätte nicht leicht in bessere Hände gelegt werden können.

Ueber die Fortschritte der religiösen Meinungen, von Sismondi.

Zweiter Artikel.

Benjamin Constant nennt „religiöse Formen" den ganzen Theil der Religion, der bei jedem Volke verschieden ist, während das religiöse Gefühl überall dasselbe ist, oder doch dasselbe sein soll. Diese Worte drücken unsere Idee nur unvollkommen aus; oder vielmehr, wir wollen weiter gehen, und kühn behaupten, daß die Religion kein Lehrsatz sei, daß sie nur die Beziehung des Menschen mit seinem Gott ist, und nicht in dem Begriffe, den er von Gott sich macht, oder in den Worten, mit welchen er diesen Begriff ausspricht. Die Religion ist ein Gefühl, und nicht eine Wissenschaft. Sie besteht aus dem Ausdrucke der Liebe und der Erkenntlichkeit des Geschöpfs gegen seinen Schöpfer, und des Bestrebens, sich unter seinen Willen zu fügen, nicht aber in der Meinung, die sie sich von den Bestandtheilen der Gottheit gemacht hat, oder in den Worten, mit welchen sie die Schilderung dessen herstammelt, was mit den Worten der menschlichen Zunge nicht beschrieben werden, und was die menschliche Vernunft nicht begreifen kann. Es ist einleuchtend, daß wir von diesem unendlichen Wesen und seiner Natur nur die von unserer Vernunft begreiflichen Theile einsehen können, die bei jedem Individuum noch durch seine besondern Eigenschaften bestimmt ist. Wenn wir durch Worte unsern Glauben über das Unerforschliche in der Gottheit ausdrücken wollen, so können wir wohl Alle dieselben Worte wiederholen; aber der Sinn dieser Worte wird für einen Jeden so verschieden sein, als eine menschliche Vernunft von der andern verschieden ist. Unsere Theologie, das heißt, unsere Kenntniß Gottes, ist nur das Maas unserer Unterrichtung, oder unserer Unwissenheit im Vergleich der Einen mit den Andern. Sie hängt nicht von uns ab; sie kann der Gottheit weder gefallen noch mißfallen.

Es ist also das religiöse Gefühl eben sowohl, als das Gefühl der Nächstenliebe, das uns die Glaubensmeinung eines andern Menschen, einer andern Sekte achten läßt. Denn wie groß auch seine Unwissenheit, oder seine Barbarei, sei, so richten sich doch seine Huldigungen, oft von Schleiern umgeben, mit denen er seine Vernunft umhüllt, immer an Gott. Es ist immer der Gott des Weltalls, der sie empfängt, unter welchen Namen sie ihm auch immerhin dargebracht werden mögen. Der arme Wilde erkennt die Macht eines Gottes in dem Feuer des Himmels, das ihn bedroht, und in dem Regen, der seine Felder befruchtet, in dem Fieber, das seine Kräfte schwächt, und in der Rinde, durch die sie wieder hergestellt werden. Er sucht diesen Gott, er glaubt ihn in seiner Hütte oder

im nahen Wald zu finden. Es iſt oft ein Fels, ein Baumſtamm, ein Vogel, in dem er ihn zu erkennen glaubt. Sein Irrthum iſt ſehr roh; aber wenn er ſein Gebet dagegen richtet, denkt er an das unſichtbare Weſen, oder an das Weſen, deſſen Handeln unſichtbar bleibt, das mächtiger iſt, als der Menſch, das belohnt und beſtraft, und deſſen Schutz er anruft. Dies Weſen erfüllt allein die Welt. Er findet ein anderes Götzenbild, und betet es an, weil er glaubt, es ſei ein anderer Theil jener unſichtbaren Macht. Das eine hat zur Reife ſeiner Aernte beigetragen, das andere hat das Wild um ihn her vermehrt. Dieſes beſchützt die Ufer des Stroms, jenes droht am nahen Waſſerfall. Er begreift noch nicht, daß es ein und daſſelbe Weſen iſt, welches er unter ſo verſchiedenartigen Geſtalten zu erblicken glaubt. Eine Hand geht aus den Wolken hervor, ihn zu ſegnen; ſie erhält ihn im Mißgeſchick, ſie züchtigt ihn, ſie heilt ſeine Wunden. Sein Geſicht iſt noch nicht ſcharf genug, den Wolkenſchleier zu durchdringen und dies Weſen mit den hundert Händen zu bemerken, das ihm überall nahe iſt. Seine Dankbarkeit knüpft ſich an die Hand, die er geſehen oder geahnet hat; aber das Weſen, das ſie bewegt, empfängt, ungeachtet ſeines Irrthums, die Huldigung des Betenden, unter welchem Namen ſie ihm auch dargebracht werden möge. Es iſt Gott, den der Wilde unter jenen unförmlichen Bildniſſen verehrt, welche unſere Prieſter Fetiſche*) benannt haben. Es iſt Gott, den Griechen und Römer verehrt haben, wenn gleich jedes ſeiner Attribute für ſie eine beſondere Gottheit wurde. Es iſt derſelbe Gott, den Juden, Muſelmänner und Chriſten anbeten; denn es gibt keinen andern.

Wir ſind jedoch weit entfernt, behaupten zu wollen, daß alle Religionen gleich gut ſeien, und daß es vollkommen gleichgültig ſei, welche man erwählen wolle. Aber es iſt nicht die Wahrheit ihrer Lehrſätze, die unter ihnen eine Verſchiedenheit aufſtellt, die wir zu beurtheilen im Stande ſein dürften. Unſer Geſicht iſt zu ſchwach, um die Wahrheit im Himmel aufzufinden; wir können ſie höchſtens auf der Erde erkennen. Durch den Einfluß der Religion auf unſer irdiſches Betragen können wir uns mit einiger Gewißheit zur beſten erheben. Unſere Meinungen über die Gottheit, über ihre Beſtandtheile, ihre Perſönlichkeit, ihre Namen, ihre Geſchichte, wenn man anders wagen dürfte, dergleichen Namen auf ſie anwendbar zu machen, können ſie weder verändern, noch beleidigen; denn ſie kann uns unſere Schwachheit und Unwiſſenheit nicht zum Vorwurf gereichen laſſen. Das verbindert ſie alſo keineswegs, uns zu verſtehen; aber unſere Meinungen haben auf uns ſelbſt und auf unſer Betragen einen großen Einfluß. Wenn ſich Gott uns nur als Ideal, als das Unendliche aller Vollkommenheiten offenbart hat, ſo hat ſich in uns das Gefühl erzeugen müſſen, daß es unſere Pflicht gegen ihn und unſer beſtändiges Beſtreben ſein müſſe, uns ſelbſt immer mehr zu vervollkommnen. Die Attribute der Gottheit ſind der Leuchtthurm, der unſere Moral erhellt, und abgeſchmackte Lehrſätze, ſelbſt wenn ſie uns nicht ſchuldig gegen Gott machen, können uns wenigſtens unglücklich machen, weil wir durch ſie herabgewürdigt werden, durch ſie entarten.

Ein enger Bund vereinigt die Lehrſätze einer jeden Religion (vorzüglich wenn die Prieſter ſie zu ihrem Vortheil gebildet haben) mit dem Betragen derjenigen, die ſie bekennen. Es würde nicht ſchwer ſein, zu beweiſen, wie dieſe Glaubensmeinung die Menſchen grauſam und unbarmherzig gemacht; wie jene andere ihre Induſtrie unterbrochen und ſie in Trägheit geſtürzt; wie eine dritte ſie von der Uebung des Verſtandes abgehalten und ſie gewöhnt hat, mit dem Abgeſchmackten zufrieden zu ſein; wie eine vierte, ſie den aſcetiſchen Ausſchweifungen überlaſſend, ſie unter die Herrſchaft der Sinne geſtellt hat, die ſie zu beherrſchen vorgab; wie faſt alle, wenn ſie nicht das Laſter in Tugend zu verwandeln ſich beſtrebten, wenigſtens die Ordnung der moraliſchen Pflichten vernichtet haben.

Wenn die Moral der beſte Richter der verſchiedenen Religionen iſt, ſo ſind auch die Moraliſten und die Geſchichtſchreiber, die die Gegenwart kennen, und die im Stande ſind, ſie mit den alten Zeiten zu vergleichen, die beſten Zeugen der Wahrheit, daß unſer

*) Benjamin Conſtant ſelbſt hat die Benennung Fetiſche und Fetiſchismus angenommen, um dadurch den erſten Zuſtand der Religion zu bezeichnen, der dem Anthropomorphismus der Götter und der Sazerdotal-Organiſation vorhergeht. Aber dieſe Benennung iſt unpaſſend und gewährt eine falſche Idee. Feticho und Fetichero im Portugieſiſchen bedeutet Zauberei und Zauberer. Es ſind dieſelben Worte, die ſich in allen ſüdlichen Sprachen wiederfinden: Hechizo und Hechizero im Spaniſchen, Fattucchierie und Fattucchiere im Italieniſchen. Die chriſtlichen Prieſter, die zuerſt mit den portugieſiſchen Seefahrern die Küſten Afrika's berührten, betrachteten den Kultus der Bewohner als eine Anbetung des Teufels. Sie läugneten nicht das Uebernatürliche deſſelben; aber ſie ſchrieben es böſen Geiſtern zu. Die Franzoſen dagegen ſahen in den Prieſtergebräuchen der Wilden nur Taſchenſpielereien, und nannten ſie deshalb Jongleries, die Ausüber aber Jongleurs (Joculatores). Aber Portugieſen und Franzoſen irrten ſich. Die Religion der Neger war weder Zauberei, noch Taſchenſpielerei. Sie war der erſte Schritt der Forſchung des Menſchen nach Gott, der erſte Kultus, der in dieſer Hinſicht von ihnen ausgeübt wurde.

Jahrhundert religiös ist, und zwar mehr, als die, welche ihm vorhergegangen sind, weil es moralisch ist. Die Moral benutzt alle Fortschritte der Vernunft. Sobald die Völker sich zivilisiren, ist sie ausgedehnter, und kann besser beobachtet werden. Sie vervollkommnet sich selbst, sie erlangt eine immer größere Regelmäßigkeit eines vernunftgemäßen Systems, sie bestätigt den moralischen Sinn, und rechtfertigt die Vorurtheile, die wir manchmal für ihre Sprache halten, und nachdem sie sich in ihrer ganzen Schönheit gezeigt hat, läßt sie uns vor den Grausamkeiten und den Abscheulichkeiten erröthen, durch welche unsere Vorfahren manchmal das höchste Wesen zu ehren glaubten. Alle Geschichtsforscher werden einstimmig erklären, daß, je mehr sie die vergangenen Jahrhunderte studieren, je mehr werden sie von der moralischen Ueberlegenheit des unsrigen betroffen; je mehr fühlen sie, daß wir über die Verwirrung der Grundsätze des Rechts und Unrechts erhaben sind, die ehemals beherrschend waren, daß wir den größten Abscheulichkeiten immer weniger Gewalt zugestehen, und uns folglich immer weniger Anmaßlichkeit, Treulosigkeit und kalte Verbrechertücke zum Vorwurf angedeihen lassen dürfen.

Wir wollen dadurch nicht behaupten, daß die öffentliche Moral alle die Fortschritte gemacht habe, die sie hätte machen sollen, und die sie ohne Zweifel noch machen wird; oder daß die Religion auf die Regierungen denselben Einfluß, wie auf die Masse der Völker, ausübt. Zu große öffentliche Verbrechen, die heute vor unsern eigenen Augen statt finden, und die unsere Seelen mit Schauder erfüllen, möchten uns wohl an jenen religiösen Fortschritten zweifeln lassen, die wir zu beweisen uns bemüht haben. Es ist genügend, Afrika zu nennen, das durch die Fortsetzung des Sklavenhandels verdammt ist, jahraus jahrein mehr Grausamkeiten und Leiden zu erdulden, als die französische Revolution in ihrem ganzen blutigen Gange nicht ausgebrütet hat; Griechenland, das, durch eine entsetzliche Berechnung, mit der Ermordung, der Sklaverei und der Apostasie aller seiner Bewohner bedroht wird; Spanien, in demselben Augenblicke, wo es den barbarischen Institutionen zu entrinnen sich bemühte, wieder unter das Joch eines fanatischen Pöbels gedrückt, der sich bestrebt, alle Kenntnisse, alle Tugenden zu vernichten, die sich nur im Geringsten über den ihm eigenthümlichen Standpunkt erheben wollen.

Aber diese denkwürdigen und traurigen Beispiele der Entartung bestätigen durch sich selbst die Fortschritte der öffentlichen Moral. Diejenigen, welche Europa auf einem so fürchterlichen, blutgetränkten Wege fortschleifen, gehören nicht unserm Jahrhundert an. Alle ihre Meinungen sind verschollene Verwünschungen der Vergangenheit, und ihre Politik ist die längstverstoßener Jahrhunderte. — Wir hoffen, daß der Triumph der moralischen Ideen endlich erscheinen wird. Wir sehen ihn schon in allen Herzen emporkeimen, wir sehen ihn von allen Organen der öffentlichen Meinung anerkannt. Die Bewahrer der Gewalt können nicht lange mehr diesem Drange widerstehen, und wenn die Moral die Politik gemildert haben wird, dann auch wird die Religion einen wichtigern Sieg errungen haben, als alle diejenigen sein mochten, welche der beste Eifer der Missionäre ihr immerhin zu versprechen im Stande sein konnte.

Skizze des englischen, schottischen und irländischen Karakters.*)

Wenn man mit wenigen Worten eine Erklärung des Karakters der drei verschiedenen Nationen geben müßte, deren Mischung aus der Bevölkerung der drei Königreiche besteht, und zwar nach den Ursachen, die einen unmittelbaren Einfluß auf die allgemeine Richtung ihrer Handlungen auszuüben scheinen, so könnte man sagen: daß der Engländer durch die Gewohnheit geleitet wird, der Schottländer durch Nachdenken und äussern Antrieb, und der Irländer durch den letzten allein.

Im Vergleich mit den beiden andern ist der Engländer kalt, stumm, zurückstoßend in seinem Benehmen. Der Weg zu seinem Herzen ist mühsam und lang; selten nur kann man sich seine Freundschaft erwerben. Hat man es so weit gebracht, ihn besuchen zu dürfen, was jedoch nur nach allen möglichen Vorsichtsmaasregeln stattfindet, so findet man ihn immer höflich, aber niemals vertraulich. Sein Gesicht mehr, als sein Herz, heißt den Eintretenden willkommen. Es ist ein Gebrauch, dem er sich halb gezwungen, halb freiwillig unterwirft, ohne daß er deshalb den ihm gewordenen Besuch gewünscht zu haben scheint, noch darüber die mindeste Zufriedenheit beweist. Er bittet nie, daß man länger verweile, er ladet nie ein, die Gerichte zu versuchen, die ihm während der Anwesenheit des Andern vorgesetzt werden. Seine Unterhaltung betrifft Geschäftssachen, oder die allerabgedroschensten Gegenstände, wie über die Regierung, die Tagesneuigkeiten, Regen und Sonnenschein. Man glaube nicht, daß er sich die geringste Mühe geben möchte, grade die Saite zu berühren, die angenehm vor dem Ohre des Besuchers klingen dürfte, selbst wenn sie ihm sich darbieten sollte. Dagegen würdigt er auch keineswegs, diejenige zu bezeichnen, die ihm Vergnügen ge-

*) Nach dem „Attic fragments of characters, customs, opinions and scenes", von Mudie. London 1825.

währen könnte. Er behandelt das als eine Nebensache, bei deren Erwähnung er nicht einmal mit den Achseln zucken würde. Er treibt es so weit, die Gastfreundschaft auf die Weise der Homerischen Helden auszuüben, und man möchte behaupten, daß er nur eine Sache im Gesichte behält, nämlich den Augenblick, wo er seines Gastes sich entledigen und ihm den Wunsch einer glücklichen Reise zurufen kann.

Der Brite thut sich gern auf sein Vaterland etwas zu gute, obgleich er eben so gern auch über die Gesetze desselben schimpft. Sein beständiger Schlußreim ist der, daß vor Allem Er, sodann der Staat und seine Mitbürger einem unvermeidlichen Ruin entgegengehen. Nebenbei prunkt er mit seiner Wohlhabenheit und übertreibt die Reichthümer seines Landes. Man höre in diesem Augenblick seine Klagen: er ist an den Bettelstab gebracht, er muß Hungers sterben! Aber man werfe einen Blick auf ihn und sein Haus. Dieses ist ein wahrer Pallaß, er selbst erstickt beinahe in seinem Fett. Wenn er alle seine Pflichten als Familienvater erfüllt, wenn er sanft und freundschaftlich gegen seine Bedienten ist, so ist das weniger aus Zuneigung und Herzensgüte, als weil es eben seine Bedienten sind, weil es eben seine Familie ist. Bei allen Dingen findet man den unerträglichsten Egoismus, das Wort Ich immer voran. Er kann darin durch nichts gebessert werden, weder durch Spott, noch durch die bittere Erfahrung, noch durch die härtesten Demüthigungen. Seine alberne Eitelkeit bleibt immer dieselbe, seine Sucht, sich selbst zu loben, seine eigenen Talente und Fähigkeiten herauszustreichen, sich seiner Reichthümer und seiner Verwandten zu rühmen, vermindert sich nie. Der englische Hochmuth ist nicht ein gewöhnlicher Familien-, Talente- oder Vermögensstolz, man ist in England aufgeblasen über sich selbst, über seine eigene Persönlichkeit, über das Glück, auf britischem Boden geboren worden zu sein, und, ohne alle fremde Beimischung, seinen Lebensplan sich selbst bestimmen zu können. Uebrigens ist man gegen jede andere Kenntniß und Wissenschaft, deren Hauptzweck nicht auf eine Vermehrung des Kapitals hinzielt, höchst gleichgültig, und wenn man es nur so weit bringt, seine eigene Barke glücklich dem Hafen zuzuführen, so mag der Ueberrest der Welt zu Grunde gehen, darum bekümmert sich der ächte Brite nicht.

Aber welche Kälte auch der Egoismus und die persönliche Unabhängigkeit, die Alles auf sich selbst ihn beziehen läßt, über seinen geselligen Umgang verbreiten, so bleibt dieser unangenehme Karakterfehler doch auch nicht ohne Vergütung. Nie wird ein Engländer es wagen, sich in Jemandes Vertraulichkeit zu drängen, oder sich in seine Geheimnisse zu mischen. Deshalb hat man auch im Wohlstande und im Umgange mit ihm nicht den süßen Genuß, den das Herz empfindet, wenn es einen Freund zum Zeugen und Theilnehmer seines Glücks machen kann. Ist man dagegen unglücklich, so trifft seine Entfremdung nicht so schwer, und man darf es nicht zu sehr bedauern, in seinen Erwartungen sich getäuscht zu sehen. So wenig er mit Wärme zu lieben im Stande ist, so wenig Bitterkeit hat auch sein Haß. Dieselbe Eigenschaft, die ihn gleichgültig gegen die gute Meinung eines Andern macht, läßt ihn auch eben kein sonderliches Vergnügen in der Rache finden. Er ist unfähig, die geringste seiner Würde als Mensch widerfahrene Beleidigung zu verdauen; aber Niemand auf der ganzen Erde erträgt mit mehr Gleichmuth den Verlust seines Vermögens, ohne darauf zu sinnen, es auf die eine oder die andere Weise Denen entgelten zu lassen, die mittel- oder unmittelbar dabei mitgewirkt haben.

Die Offenheit und Biederkeit seines Benehmens in Allem, was er immerhin unternehmen mag, vorzüglich aber in seinen Streitigkeiten mit Andern, ist eine natürliche Folge dieses Karakterzugs. Bedrängt ihn sein Gegner hart, so wird er nicht etwa suchen, ihm mit Wortspielen zu entgehen, wie der Schottländer, oder ihn durch hochtrabende Phrasen schüchtern zu machen, wie der Bewohner Hiberniens. Wenn er im Gegentheil im Vortheil sich befindet und den Andern, wie man zu sagen pflegt, auf einem fahlen Pferde ertappt, so hält er es für seiner unwürdig, alle ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel in Anspruch zu nehmen. Er verlangt nichts, als einen gleichen Kampfplatz. Er erscheint mit freier Kühnheit, verbirgt dem Gegner seine schwache Seite nicht, und ringt mit ihm mit der Kraft und dem Edelmuthe eines Löwen. Wird er besiegt, so erkennt er das gutwillig an, aber er glaubt sich durch eine ehrenvolle Niederlage nicht gedemüthigt, eben so wenig, als er sich etwas darauf zu Gute thut, wenn er den Sieg errungen hat.

Auf solchem Grund beruht die vollkommene Aufrichtigkeit der Engländer, die sie beständig den Aufschneidereien bloßstellt, durch welche sie, auf Treue und Glauben sich stützend, leicht betrogen werden können. England ist in dieser Hinsicht für den fremden Ränkeschmied und Marktschreier von allen Farben ein wahres Potosi. Demungeachtet bleibt der Brite nach wie vor immer der sicherste Mann in allen seinen Handelsverbindungen und Unternehmungen. Vom persönlichen Interesse geleitet, wird er unbezweifelt halsstarrig und langsam in der Abschliessung jeder Angelegenheit sein; aber wenn er sie einmal abgeschlossen hat, so hält auch Niemand heiliger sein gegebenes Wort, als eben er, und kein Umstand kann ihn bewegen, es zu brechen.

Das Gelingen der Engländer im Handel, das

Uebergewicht, das ſie in den mechaniſchen Künſten ſich verſchafft haben, erklären ſich ſehr leicht durch die konzentrirte Aufmerkſamkeit, die ſie auf das Gewerbe verwenden, welches ſie ergriffen haben, ſo wie auf ſich ſelbſt. Was ein Engländer auch immerhin unternehmen mag, ſo liegt ihm vorzüglich daran, es vollkommen zu kennen, nicht ſowohl, um den möglich größten Vortheil davon zu ziehen, als es auf die möglich beſte Weiſe in Ausführung zu bringen. Darum iſt das Wort eines Kaufmanns und die Arbeit eines Handwerkers von dieſer Nation eine ſicherere Bürgſchaft, als die, welche dem Publikum von Perſonen anderer Nationen dargeboten werden könnte.

Man findet dasſelbe auch in ſeinen Vergnügungen, die, wie Alles in und an ihm, der Herrſchaft der Gewohnheit unterworfen ſind. Er beſucht immer dasſelbe Kaffeehaus, ſetzt ſich immer auf dieſelbe Stelle, trinkt immer denſelben Likör, lieſt immer dieſelben Zeitungen. Er weiß ſehr wohl, daß es andere Dinge gibt, die beſſer ſind, als diejenigen, mit denen er ſich beſtändig beſchäftigt, aber er iſt einmal daran gewöhnt, und darum läßt er davon nicht mehr. Dieſe Sonderbarkeit wird am auffallendſten in ſeinen politiſchen Meinungen bemerkbar. Man würde ſich ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß er ihrer Richtigkeit wegen und aus Ueberzeugung daran hängt, oder weil ſie eine ſtrenge Schlußfolge ſeiner konſtitutionellen Grundſätze ſind. Sie ſind vielmehr ſeinem Geiſte von Kindheit an eingeprägt worden, und dieſer Beweggrund iſt hinlänglich für ihn, um ſein Lebenlang daran mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit zu hangen. Jenem Menſchen ähnlich, der, als man zum erſten Male ihm eine Spargelſtaude darreichte, ſie auf der ſchlechten Seite anbiß und ſeitdem allen Spargel auf dieſelbe Weiſe genieſſen wollte, um ſich vollkommen konſequent zu bleiben, verfahren ſie, ſowohl in politiſcher, als in jeder andern Hinſicht, durchaus auf dieſelbe Art.

Der Engländer iſt demnach in allen Begebenheiten ſeines Lebens ein Formen- und Gewohnheitsweſen; als ſolches leidend den einmal beſtehenden Geſetzen und Gebräuchen unterworfen, mehr ein Zögling der Zeit, als der Vernunft, ehrlich und aufrichtig, aber hartnäckig in ſeinen Meinungen und vorzüglich merkwürdig durch ſein phlegmatiſches Temperament.

Der Schottländer iſt auffallend von ihm verſchieden. Es möchte ſchwer halten, zu behaupten: daß er ihm vorzuziehen ſei. Weit entfernt, abgeſondert zu bleiben, unabhängig von den Andern zu leben und ſeine größte Ehre in der Selbſtverſchlieſſung zu finden, wie dies der Engländer zu thun pflegt, verleitet ihn ſeine unſtete Neugier vielmehr, Jedermann zu befragen, jede Sache zu unterſuchen, die ſich ſeinen Blicken darſtellt. Seine Leidenſchaftlichkeit entſcheidet ſodann über ſeine Liebe, oder über ſeinen Haß.

Die leichteſte Empfehlung iſt für ihn genügend, ſein Haus einem Fremden zu öffnen. Wenn ſeine Tafel nicht immer ſo reich verſorgt iſt, als in England, ſo iſt man wenigſtens eines freundſchaftlichern Empfanges ſicherer als dort. Aber bald beginnt er einen Streit mit ſeinem Gaſte, er widerſpricht ihm nicht immer auf die feinſte Weiſe, unterhält ihn, nicht immer auf's Angenehmſte, von ſeiner Perſon, von ſeinem Hausweſen, von ſeinen Geſchäften, bis in die äuſſerſten Kleinigkeiten, überhäuft ihn mit Fragen, bezeigt ihm aber zu gleicher Zeit ſo viele Aufmerkſamkeit und hat ſo viele Sorgfalt für ihn, daß man ihm unmöglich böſe werden kann, und ihm ſeine übertriebene Neugier, ſeiner großen Höflichkeit wegen, gern verzeiht.

Der beobachtende und leidenſchaftliche Karakter, der den Bewohner des nördlichen Theils von Großbritannien auszeichnet, verbreitet eine größere Annehmlichkeit über ſeine Geſellſchaft, als der kalte, abgemeſſene Ernſt über die ſeiner ſüdlichen Mitbürger; aber ſie bietet leider nicht dieſelbe Sicherheit dar. Damit noch nicht zufrieden, des Gaſtes Meinungen in ſeiner Gegenwart zu unterſuchen und zu zergliedern, unterwirft er ſeinen Karakter auch derſelben Operation, ſobald er ihn verlaſſen hat, und da das Nachdenken ihn in ſeinen fernern Beziehungen eben ſo vorſichtig und mißtrauiſch macht, als er im Anfang enthuſiaſtiſch und hingebend geſchienen hatte, ſo kann man gewiß ſein, daß die erſte ungünſtige Bemerkung, die er machen ſollte, ſei es nun hinſichtlich des Karakters oder der Vermögensumſtände des Andern, von ihm aufs ſorgfältigſte aufbewahrt wird, und ihm unvergeßlich bleibt. So lange nun das Glück dem Andern lächelt, findet man keinen Menſchen, der mehr zu allen Dienſten geneigt iſt, als er; iſt man jedoch unglücklich, ſo macht er ſogleich linksum und entfernt ſich ohne alle Zeremonie.

Wenn man ihm nicht die ſo gemeine Unempfindlichkeit der Engländer zum Vorwurf gereichen laſſen kann, ſo darf man ihm dagegen auch nicht ſeiner Aufrichtigkeit wegen loben; eine Eigenſchaft, welche dieſe in einem ſo hohen Grade beſitzen. Er iſt hellſehender in ſeinen politiſchen Entwürfen, tiefer in ſeinen Lehrſätzen; aber er weiß ſich nicht, wie ſie, zu der Ausübung einer ſo edeln Unabhängigkeit zu erheben.

Wie entfremdend auch die beſondern Umſtände ſein mögen, welche die Individuen der beiden Völker trennen, ſo ſind die, welche man bei den Irländern bemerkt, doch noch viel auffallender. Der Fall hat ſchon ſtatt gefunden, daß man Engländer für Schottländer und Schottländer für Engländer gehalten hat;

aber nie kann eine ſolche Verwechſelung mit einem Irländer ſich zutragen, weil er in nichts Andern ähnlich iſt. Begegnet man ihm durch Zufall, ſo iſt er in demſelben Augenblicke unſer Freund. Seine Bewunderung für des Andern Perſon überſteigt Alles, was man ſich denken kann. Ein Strom glühender Phraſen, übertriebener, leidenſchaftlicher, ungereimter Redensarten entbrauſet ſeinen Lippen. Jetzt trifft eine andere Idee, von welchem Gehalte ſie auch immerhin ſein mag, ſeine Einbildungskraft, und plötzlich iſt Alles umgeſtaltet. Er wird der geſchworne Feind Deſſen, den er kurz zuvor mit Freundſchaftsbezeugungen überhäuft hat. Jetzt theilt er mit einem Fremden ſeine letzte Kartoffel, und bevor er ſie verzehrt hat, fühlt dieſer auch ſchon dasſelbe Meſſer an ſeiner Kehle, an deſſen Spitze ſie ihm dargereicht wurde.

Will man ihn zu irgend etwas gebrauchen, ſo iſt er zu Allem fähig, hat alle Kenntniſſe, kann Alles thun. Seine Seele, ſein Leben, ſein Hab und Gut, Alles ſteht zu unſerer Verfügung Stellt man ihn aber in der That auf die Probe, ſo wird er kaum die Hälfte von dem thun, was er verſprochen hat. Bei allem dem verſchmilzt er eine ſo große Naivetät in alle ſeine Verrichtungen, daß man, ungeachtet der kurz zuvor gemachten Erfahrung, nicht umhin kann, ſich ſeiner abermals zu bedienen.

Wie die Andern, hat er ſeinen ganz eigenen Egoismus, der um ſo auffallender wird, da Freundſchaft und Ergebenheit den Text aller ſeiner Reden ausmachen. Es findet hier auch noch eine große Verſchiedenheit zwiſchen ihm und dem Engländer und Schottländer ſtatt. Seine Freundſchaft iſt nicht frei und offen, wie die der Erſtern, oder ruhig und abgemeſſen, wie die der Letztern; ſie iſt vielmehr, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, der Egoismus der Leidenſchaft, das Bedürfniß unmittelbaren Wohlwollens, ohne den geringſten Rückblick auf die Vergangenheit, ohne Berechnung für die Zukunft. Der Irländer iſt der Sklave und das Opfer ſeiner Begeiſterung. Das iſt denn auch der einzige Beweggrund, der ihn immer und überall leitet, und dem er Freundſchaft, Ehre, Vaterland, Erfolg, Alles untergeordnet hat.

Wenn er Jemandem eine ewige Anhänglichkeit ſchwört, ſo muß man nicht an ſeiner Aufrichtigkeit zweifeln; denn, wenn man im Stande wäre, die Urſachen zu leiten, die ſeine Willensmeinungen beſtimmen, ſo würde er nie das gegebene Wort brechen; aber die Tirannen ſeiner Seele zeichnen ihr eine neue Beſtimmung vor, und er muß ihr folgen, er mag wollen oder nicht.

Luſtig, witzſprühend, angenehm in ſeinen Manieren, nicht, wie der Engländer, von den Förmlichkeiten beſchränkt, deren Beobachtung täglich ſtrenger gefordert wird, noch, wie der Schottländer, von Grundſätzen zurückgehalten, die ihn täglich unumſchränkter beherrſchen, ſcheint es, daß ſich ihm mehr Wege zum Gelingen in der Welt darbieten, als den beiden Andern; demungeachtet tritt meiſtentheils der entgegengeſetzte Fall ein. Ohne die feſte Aufrichtigkeit des Einen, ohne die berechnende Klugheit des Andern, ſo ausſchweifend in ſeinen Hoffnungen und Entwürfen, daß er ſie unmöglich in Ausführung bringen kann, ſetzt er ſich beſtändigen Mißgriffen und Verluſten aus. Zudem beſchäftigt der Ehrgeiz nicht lange ſeinen Geiſt, er muß bald andern Leidenſchaften den Platz räumen.

Der Engländer ſchreitet unverwandt zu ſeinem Ziele, der Schottländer macht hier und da einige Abweichungen, wenn er glaubt, ſich dadurch ſeinen Weg zu verkürzen, oder ſich das Erklimmen zu erleichtern: der Irländer ſpringt bald rechts bald links hinüber, macht viel Geräuſch um nichts, gebehrdet ſich oft wie ein Wahnſinniger, und iſt oft am Ende ſeines langen Laufs auf demſelben Punkte, wo er ihn begonnen hatte. In Hinſicht der geiſtigen Eigenſchaften iſt der Erſte beharrlich, aber langſam; der Zweite veränderlicher, aber tiefdenkender, obgleich er nicht ſo lange und ſo feſt an einem und demſelben Gegenſtande verweilt; der Dritte endlich iſt flüchtig wie der Wind, aber auch eben ſo unbeſtändig und unachtſam. Kann der Engländer befehlen, ſo iſt er im Allgemeinen ſehr ſtolz, kalt und zurückhaltend. Sein Selbſtvertrauen hindert ihn, auf den Beiſtand Anderer zu rechnen. In gleicher Lage iſt der Schottländer, nur noch mehr zur Intrigue geneigt, und bloß in der Abſicht der Erhebung oder Bereicherung ſeiner Verwandten wird er ſich Mittel erlauben, die der Engländer als ſeiner unwürdig verworfen haben würde. Der Irländer wird, in ſolchem Falle, ſeinen eigenen Vortheil über ſeiner Eitelkeit vernachläſſigen, und wer geſchickt genug iſt, ſeinen Leidenſchaften zu ſchmeicheln, kann ihn ſicherlich betrügen.

In Schottland wird ein Menſch verbannt, wenn er ein großes Verbrechen begangen hat. In England geſchieht dies bei kleinern Fehlern und in Irland bei der geringfügigſten Veranlaſſung. Es ergibt ſich daraus, daß in Neuſüdwales ein Irländer ein vortreffliches Subjekt werden könne, ein Engländer ein wenigſtens erträgliches, während der Schottländer immer ein vollkommener Verbrecher bleiben wird.

Curioſa.

Marſch einer türkiſchen Armee.

An der Spitze einer auf dem Marſche befindlichen ottomanniſchen Armee erblickt man einen Trupp von Derwiſchen, die mit ſonderbaren Mänteln bekleidet

ſind und auf Eſeln reiten, mithin das beſte Sinnbild vom Ganzen: Dummheit und Fanatismus, aufſtellen. Nach ihnen folgen einige Reiter, in deren Mitte ſich die Fahne des Propheten befindet. Sodann kommen die verlorenen Kinder, ein Korps, das überall plündert und verheert, wohin man kommt. Ihnen folgen die Timarioten, oder Nationalmiliz, die auf Eſeln oder Maulthieren reiten, welche ſie ſich ſelber anſchaffen, d. h. die ſie ſtehlen müſſen. Sie haben deshalb immer eine bedeutende Maulthier- oder Eſel-Reſerve bei ſich. Endlich erſcheint die wirkliche Infanterie, der ehemalige Stolz, jetzt die Schande der Schande einer türkiſchen Armee. Sie iſt mit Gewehren, Bajonetten und Piſtolen bewaffnet, marſchirt aber ohne die geringſte Ordnung, wie eine Schöpſenheerde. Nach ihr folgt das Korps der Topadſchis, oder Artilleriſten, deren Kanonen von Ochſen, Kühen oder Chriſtenſklaven gezogen und die unerbittlich mit der Peitſche angetrieben werden. Die Hinterhut dieſer Nomadenarmee wird durch den prachtvoll gekleideten Befehlshaber beſchloſſen, der auf einem ſchönen Pferde reitet und von einer Menge Dienern und Sklaven umringt iſt, denen er häufig Hiebe mit ſeinem krummen Säbel verſetzt, um ſich bei ihnen im Reſpekt zu erhalten. Unter der Beſchützung dieſer Sklaven ſtehen die griechiſchen oder jüdiſchen Marketender, die allerlei Sachen zu verkaufen haben, ſo wie ſingende Zigeuner und mit ihnen Diebe und Henkersknechte.

Bruchſtück aus der chineſiſchen Geſchichte.

Zu den Zeiten Huang-tes (2200 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung) kam ein Fremdling aus den Mittagslanden an den Hof des Kaiſers, und brachte demſelben als Tribut, oder, wie er ſagte: als ein Auszeichnungs- und Freundſchaftszeichen ſeines Herrn, ein goldenes Schafsfell, welches der erlauchte Monarch um den Hals gebunden tragen ſollte, eine ſo dumm-dreiſte und wahnſinnige Anmaßung, daß ſie Jedermann höchſt lächerlich erſchien.

Zu den Zeiten Hea kamen ebenfalls die Inſulaner aus Weſten und brachten geſtickte Kleider und künſtlich verfertigte Larven, um darunter die wirklichen Züge ſeines Geſichts zu verbergen, was man ſchon viel weniger lächerlich fand.

Zu den Zeiten Changs (1700 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung) brachten die Yegu, welche die Hälfte ihres Schädels reingeſchoren hatten und überaus poſſierlich anzuſchauen waren, allerlei leere Kiſten und Kaſten nach China, um mit Hilfe von Lug, Trug, Heuchelei und andern ſchändlichen Künſten ſich dieſelben anzufüllen. Sie brachten wohl auch einige Sachen mit, wie falſche Diamanten, Wachsperlen, die ſie Thränen nannten, ſtinkende Amulete, Pillen gegen allerlei Krankheiten, und mehr dergleichen Nichtswürdigkeiten; aber ſie wurden billigermaßen verſpottet und zum Lande hinausgetrieben.

Zu den Zeiten Schuhs (1000 Jahre vor Chriſti Geb.) trat China in Verbindungen mit acht barbariſchen Nationen, die nicht einmal an Wiſchnu, geſchweige denn an Chriſnah, glaubten. Sie waren ſo dumm und abergläubig, daß ſie ſich einbildeten, ein verfaulter Fiſch könne wieder lebendig werden und luſtig im Waſſer ſchwimmen; ja, ſie behaupteten ſogar, das ſtehe in ihren heiligen Büchern geſchrieben und müſſe folglich die lauterſte Wahrheit ſein. O, über die erzdummen Barbaren!

(Man ſehe Hang-Fu's Geſchichte des alten China, in Moriſſons Ueberſetzung.)

Im Ohre des Menſchen iſt das Zwerchfellhäutchen zirkelrund, ſo daß die Fibern vom Mittelpunkte ſich durch den ganzen Raum verbreiten, und alle von gleicher Länge ſind. Home hat bemerkt, daß bei'm Elephanten die Trommelhaut oval iſt, ſo daß die Fibern auch ungleich ſein müſſen. Die Bildung des menſchlichen Ohrs macht, daß es für die Muſik ſehr empfänglich iſt. Man brachte ein Pianoforte nach Exeter-Change, um den Eindruck dieſes intereſſanten Phänomens auf den Elephanten zu beobachten. Die höchſten Noten ſchienen kaum ſein Ohr zu berühren; aber die tiefern erregten ſeine beſondere Aufmerkſamkeit. Die Wirkung der ſcharfen Töne eines Flügels auf den großen Löwen der Menagerie äuſſerte ſich durch ein lebhaftes Erſtaunen. Aber kaum hatte man die tiefern Noten berührt, ſo erhob er ſich plötzlich, Flammen ſprühten aus ſeinen Augen, er bemühte ſich, ſeine Ketten zu zerbrechen, ſchlug heftig mit ſeinem Schweif an ſeine Seiten und ſchien ſo wüthend zu werden, daß die Frauenzimmer, welche gegenwärtig waren, mit Entſetzen entflohen. Er ſtieß ein fürchterliches Gebrüll aus; aber kaum ſchwieg die Muſik, ſo kehrte er auch wieder zu ſeiner vorigen majeſtätiſchen Ruhe zurück.

Was alle Welt glaubt.

Eigenliebe und Selbſtliebe ſind mehrfach von einander verſchieden. Die erſte iſt Uebertreibung und Mißbrauch ſeines perſönlichen Werths, die zweite iſt nur ein Naturinſtinkt, oder vielmehr ein Geſetz der Vorſehung, deſſen Zweck darin beſteht, das von ihr erſchaffene Weſen in der zufälligen Geſtalt zu erhalten, die ſie ihm gegeben hat, bis es ihr gefällt, es wieder in den großen Schmelztiegel zu ſtürzen, um dort das Element neuer Weſen zu werden und die Welt durch eine neue Bildung ihrer Werke zu ver-

jüngen. Der gelehrte Anſtrich der eben niedergeſchriebenen Phraſe nöthigt mir ein Lächeln ab. Es iſt ein Lächeln der Zufriedenheit über mich ſelbſt. Ich erhebe mich und trete vor den Spiegel. Was erblicke ich? Ich ſage es nicht ohne Stolz: das Geſicht eines — Metaphyſikers, eines Ideologen, eines Doktrinärs, das ſich mit kalter Gelaſſenheit bewundert und ſeine beiden, etwas langen Ohren nicht bemerkt. Die Eitelkeit verſteckt ſich unter einem leichten Spott über mich ſelbſt, unter der Schminke eines ironiſchen Lächelns über Andere. Ja! geſagt ſei es dir, geliebtes Publikum! ein Eklektiker, ein Ontolog, ein Pſykolog, ein Oekonom, ein philanthropiſcher Sophiſt, wie ich einer zu ſein die Ehre habe, iſt der nützlichſte, der unvergleichlichintereſſanteſte von allen Arbeitern an dem großen Spinngewebe der unendlichen Vervollkommnung. Iſt es nicht wahr, daß, ungeachtet meiner etwas langen Phraſen, ungeachtet meiner halbklaren Tiefſinnigkeit, für die Form und den Grund, für das gegenwärtige und alle geweſenen und kommenden Jahrhunderte, ich und alle, die mir gleichen, daß, ſage ich, wir beſſer als die Andern ſind?

Das iſt Eure Meinung wohl, ihr Erzdenker! aber wir, die wir mit froher Laune die Weisheit pflegen, die wir, Bienen gleich, auf jedem Ambraſtengel uns niederlaſſen, um Duft und Honig daraus zu ſaugen; wir, die wir das Leben mit Blumen umkränzen, Minnelieder und Charaden dichten, den Ruhm auf leichten Flügeln entführen und einen Kreis blühender Bewunderer, ſchöner Weiber und Mädchen, junger lebensluſtiger Männer, überhaupt aller Derjenigen um uns her bilden, die lieber fühlen als denken, fragt nur ſie, ob wir nicht beſſer als die Andern ſind?

Die bürgerliche Philoſophie mag ſagen, was ſie will, ihre Gleichheitsträume werden durch die Natur ſelbſt beſtritten. Sie iſt wie der Froſch in der Fabel, der gern ſo dick ſein wollte, wie der Ochs. Schaut uns an, ihr Bürgerlichen alleſammt, haben wir nicht vom Schöpfer ausgezeichnetere Züge erhalten, etwas Höheres und Majeſtätiſcheres in unſerm ganzen Weſen, eine freiere Stirn, edlere Züge, ein feurigeres Auge, eine feinere Naſe, ein runderes Kinn, aufgeblaſenere Backen, größere Ohren und ein ſchwarzes Sitzfleiſch obendrein? Haben wir nicht einen ſicherern Schritt, einen ſteifern Rückgrat, einen dickern Halsknochen, eine lautere Stimme und längere Finger? Wahrlich, ich ſage euch, daß wir viel beſſer als die Andern ſind.

Ei ja doch! ruft der Induſtrielle; müßiges Geſindel! wer verſchafft euch den Genuß eures unthätigen Lebens, wer kleidet euch in ſo ſchöne und wohlfeile Stoffe, wer verſorgt eure Tafel mit ſo überflüſſigen Leckerbiſſen, wenn nicht die erzeugende Klaſſe? Bleibt nur zehn Jahre in wohlthätiger Lethargie, ihr titulirten, brodirten, kordonnirten, penſionirten Schmeißfliegen! und die Welt wird ſich viel beſſer befinden, als jetzt, während ihr umkommen müßtet, wenn die arbeitende Klaſſe einmal nur einen Monat lang ruhen wollte. Aber wir, deren Schweiß die Erde befruchtet, deren Induſtrie, Geduld und täglicher Arbeitsmuth das mechaniſche Werk der innern Staatsorganiſation erhält, wir dürfen wohl ſagen, was wir denken, daß wir beſſer als die Andern ſind.

Friede ſei mit euch, Brüder im Herrn! demüthiget euch, um erhöhet zu werden, und hütet euch, aus euerm Sündenſchlamm, aus der Pfühe euerer Verderbniß, den Blick bis zu uns zu erheben. Alles iſt eitel hienieden; nur wir allein, Diener des Worts, Knechte des Knechts Gottes, wir ſollen, müſſen und wollen es mit aller Beſcheidenheit und Einfältigkeit ſagen, daß wir beſſer als die Andern ſind.

Montesquieu hat es längſt errathen, entgegnet ein Philoſoph, „die Religion iſt bei gewiſſen Frömmlern der Glaube, daß ſie beſſer als die Andern ſind.“ Erinnert euch an das Gebet des Phariſäers im Evangelium, und beſtrebt euch, wirklich demüthig zu ſein. Wir leben nicht mehr in der Zeit, wo ihr allein zu leſen und zu ſchreiben verſtandet. Jeder Gelehrte weiß heutzutage mehr als ihr, ohne deshalb zu ſagen, obſchon er's mit Recht dürfte, daß er beſſer ſei, als die Andern.

Der große Haufe bildet ſich ein, daß die Ausübung ſchöner Künſte ein Handwerk iſt, wie alle übrigen; daß man nur etwas gelernt zu haben brauche, und ſonſt nicht geradezu auf den Kopf gefallen ſein müſſe, um ein Dichter, ein Maler, ein Muſiker, ein Bildhauer zu werden. Der große Haufe täuſcht ſich gewaltig. Man bedarf feinerer Sinne, größerer Geſchicklichkeit und eines unendlichen Enthuſiasmus, plötzlicher Begeiſterung, tiefen Nachdenkens, Unternehmungsgeiſtes, Selbſtvertrauens und Selbſtmißtrauens, überhaupt einer überſchwenglichen Ruhmliebe, um ein Künſtler zu werden, und auf Pfuſcherart die großen Modelle der Natur nachzuahmen; darum auch dürfen wir ſagen, daß wir beſſer als die Andern ſind.

In Summa: der Doktrinär hat Recht; der Liederdichter auch; der Adeliche auch; der Induſtrielle auch; der Philoſoph auch; der Künſtler auch; Alle haben Recht, ein Jeglicher in ſeiner Art. Warum? — Weil wir Alle vollkommen ſind in unſerer grenzenloſen Unvollkommenheit; aber nicht etwa im Allgemeinen, ſondern vielmehr im Einzelnen. Man befrage die ganze Geſellſchaft der Reihe nach, und überall wird man die gleiche Schlußantwort auf irgend eine Weiſe vernehmen: „wir ſind beſſer, als die Andern.“

Deutsche Litteratur.

Blicke in die geistige Entwickelungsweise des Menschen. Von S. Propst. Bern, bei C. A. Jenni. 1825. 83 S. br.

Ein aufmerksames Wandeln durchs Leben, ein näheres und sorgfältiges Prüfen dessen, was dem forschenden Geiste entgegenkommt, erzeugt nothwendig reifere Ansichten und Urtheile, und auch leicht das Bedürfniß, diese, sobald sie zur Klarheit geworden, mitzutheilen; und auf diese Weise scheinen uns diese Blicke in die geistige Entwickelungsweise des Menschen entstanden zu sein.

Im Gebiete unsers Geistes gibt es wohl nichts Neues; denn in seinem Wesen, wie in seinen Offenbarungen unveränderlich, hat er sich von Anbeginn so ausgesprochen, daß die vollste und herrlichste Aernte vor uns liegt; und was noch gethan werden kann, ist mehr ein Suchen und Zusammenfügen dessen, was auf eine natürliche und vielversprechende Weise in die jeweilige Denkweise der Zeitgenossen einzuwirken, und diese so zu befruchten geeignet ist, daß sie sich nach und nach durchdrungen fühlen, das Vollkommene, das sie in sich selber wahrgenommen, auch in Rede und That darzustellen. Und ein solches Streben hatte sich wohl der Verfasser dieser kleinen Schrift zum Ziele gesetzt, indem er über Gott, Geist, Natur, Erziehung und die Menschen Manches in Anregung bringt, das uns bald auf die Natur unsers Geistes, auf sein Bilden und Schaffen in der Wissenschaft, bald auf die Menschen und auf ihr Wirken in der Welt aufmerksam zu sein nöthigt.

Zum erstern gehört S. 4. §. 6., wo der Religion, wie der Vernunft ihre natürlichen Rechte und ihre gegenseitigen Dienstleistungen angewiesen sind, und §. 9., der die Sittenlehre als ein unmittelbarer Abdruck des göttlichen Lebens im Menschen darstellt.

Anziehend und natürlich sind §. 16. die Eigenheiten des Gemüths gegeben, das „seine Kraft in uns wunderbar offenbart, so oft wir in irgend einer schönen Seele unser Ebenbild im treuen Abdrucke wiederfinden. In trunkener Freude schwillt unsere Seele an, und fühlt sich in einem fast unwiderstehbaren Drange nach jener hingezogen, um mit ihr in bedeutendere Verbindungen einzugehen, und gemeinschaftlich alle jene häuslichen Genüsse zu kosten, die aus dem Verhältnisse reiner, nach allem Großen und Schönen unermüdet strebsamer Menschen hervorgehen müssen."

Manches könnte allerdings schärfer aufgefaßt, neuer gegeben werden, z. B. S. 3. §. 4. S. 51. §. 12., und obwohl tiefe Denker, wie Haman und Lessing, in kurzen, abgerissenen Sätzen oft Wichtigeres ausgesprochen, als Andere in dicken Büchern uns zu geben vermögen, so kann doch eigentlich die Periode, in der sich der Verfasser befindet, mehr die des Sammelns, des Beobachtens und Beurtheilens des Einzelnen als jene angesehen werden, in welcher sich der Denkende nur mit Einer Idee vertraut macht, diese in ihre natürlichen Bestandtheile auflöset, und sie in ihrem vollen, schönen Leben wiedergibt, was unstreitig Herrlicheres bewirken muß, und daher auch den Verfasser bewegen soll, sich an die Ausführung nur Eines schönen oder großen Gedankens zu wagen.

Gern hebt Ref. folgende Bemerkung S. 70 aus, weil sie besonders für unsere Zeit so wahr, und uns näher die Sinnesweise des Verfassers angibt:

„Traurig, daß oft Völker, die im Gefühl innerer Würde und Kraft mit staunenerregenden Opfern ihre Freiheit erkauften, wiederholt gesetzlose Horden zurückdrängten oder unersättliche Ehrsucht bestraften, nach und nach schlaff werden, und unter sich eben das aufkommen lassen und nähren, was sie als Gefahr ihrer Freiheit, als Frevel gegen ihre heiligen Rechte aus ihrer Mitte stießen. Sobald bei irgend einem Volke diese schmähliche und entnervende Schlaffheit eintritt, da begnügt man sich, mit dem groß zu thun, was Edelmuth und Kraft der Väter erworben, ihr Blut erkauft hat; und man wähnt sich noch alsdann ihrer würdig, wenn an die Stelle der Offenheit und Freiheit Schmeichelei und Willkühr getreten, und Treue erkäuflicher Dienst geworden. Diesen Zustand eines Volks bewirkt das unselige Mißverständniß, welches ein kräftiges Leben, einen höhern, selbst weise geleiteten Geistesschwung, eine rücksichtslose Würdigung der Verdienste, aufkommendem oder bleibendem Wohlstande entbehrlich oder gar gefährlich anstehet. Bei solchen, in ihren Folgen höchst traurigen Vorurtheilen sollte man bedenken, daß sowohl geistige als körperliche Kräfte nie überall in Schlaffheit hinabgesunken: mögen sie da träge schlummern, wachen sie doch wieder anderswo drohend auf, um als Werkzeug zu benutzen oder zu verschlingen, was ihnen nicht zu widerstehen vermag oder sich biegsam füget."

Uebersicht der englischen Zeitschriften.

(Fortsetzung.)

The philosophical magazine and journal. — Philosophisches Journal und Magazin. Von Richard Taylor. No. 331. London, November 1825. Bei Cadell.

Annals of philosophy; new series. — Annalen der Philosophie. Neue Reihenfolge. Von J. G. Children und Phillips. No. 60. London, Dezember 1825. Bei Benjamin Craddock und Joy.

Beide Zeitschriften sind den physischen und mathematischen Wissenschaften im Allgemeinen gewidmet. Die erste zerfällt in drei Theile: 1. Originaldenkschriften; 2. Sitzungen der gelehrten Gesellschaften; 3. Miszellen und Notizen. Bei jedem Hefte befindet sich eine Kupfertafel, und fünf Hefte machen einen Band. Das Novemberheft enthält mehrere interessante Aufsätze. — Die Annalen sind noch reicher an Stoff, der jedoch nicht immer so gut behandelt ist, als in der ersten Zeitschrift.

The Repertory of patent inventions. — Repertorium der Patent-Erfindungen und anderer Entdekkungen und Vervollkommnungen im Gebiete der Künste, der Manufakturen und der Landwirthschaft. No. 6. London, Dezember 1825. Bei Underwood.

The London journal of arts and sciences. — Das Londner Journal der Künste und Wissenschaften. Von Newton. No. 61 London, Dezember 1825. Bei Sherwood, Gilbert und Kömp.

The technical repository. — Der technologische Aufbewahrer, mehrere praktische Nachrichten über die in den nüzlichen Künsten gemachten Entdeckungen und Vervollkommnungen enthaltend. Von Th. Gill. No. 48. London, Dezember 1825. Bei Cadell.

Die erste Zeitschrift ist die älteste von allen, die in England über die industriellen Künste erscheinen. Sie besteht aus drei Reihenfolgen, von welchen die erste von 1794 bis 1802 unter dem Titel: Repertory of arts, manufactures and agriculture, erschienen ist, und aus sechszehn Bänden besteht. Die zweite kam von 1802 bis zum Juni 1825 unter demselben Titel heraus, und bestand aus 46 Bänden, ohne Einschluß der Register. Die dritte begann mit dem Juli 1825, und ist sehr verbessert worden. Derselbe Verleger (Underwood) gab eine „jährliche Uebersicht der Erfindungen und Entdekkungen“ heraus, die leider neulich unterbrochen worden ist. — Die zweite Sammlung enthält beinahe dieselben Gegenstände, wie die erste, und macht als Zugabe einige Ausflüge in das Gebiet der Wissenschaften. Die Aufsätze sind meistentheils gut gewählt, doch sehr wenig kritisch. — Zur dritten Zeitschrift tragen viele Mitarbeiter das Ihrige redlich bei; darum sind auch darin eine Menge Originalaufsätze enthalten, die man freilich nicht alle loben kann, die aber doch ein reges Bestreben zur Erreichung eines guten Zwecks beweisen.

The sporting magazine. — Magazin des Jägers. No. 99. London, Dezember 1825. Bei Pittmann.

Annals of sporting. — Jagdannalen. No. 48. London, Dezember 1825. Bei Sherwood.

The sailor's magazine. — Matrosenmagazin. No. 72. London, Dezember 1825. Bei Simpkin und Marshall.

Die beiden ersten Hefte enthalten gute Rathschläge für Jagdliebhaber, Anekdoten, Anweisungen für die Wahl der Pferde, Mittel für mehrere Krankheiten, denen sie ausgesezt sind, biographische Skizzen der berühmtesten Jäger, der besten und neusten Wettläufer (Pferde); Lehren für die Hirsch-, Fuchs- und Wildschweinsjagd, für das Schiessen der Rebhühner, der wilden Enten u. s. f. Es ist schwer zu bestimmen, welches von den beiden Heften das schlechteste sei. Wir verstehen uns zu wenig auf die Kunst der Stallknechte und Jägerpurschen, um darüber entscheiden zu können. — Die lezte enthält unter dem Titel „der Leuchtthurm“ die Erzählung einer Reise nach Syrien und dem gelobten Land von dem ehrwürdigen Jowett; sodann die Beschreibung mehrerer Seeabentheuer, einige Nachrichten über Parry's Expedition, Anekdoten über Seefahrer u. s. w. Es ist in einem Style geschrieben, um von den Matrosen ziemlich gut verstanden zu werden.

Tke London medical and physical journal. — Die Londoner medizinische und physikalische Zeitschrift. No. 321. Von Macleod und Bacot. London, November 1825. Bei John Souter.

The London medical Repository and Review. — Repertorium der Arzneiwissenschaft und medizinische Revue von London. No. 543. Von Copland, Darwall und Conolly. London, November 1825. Bei Underwood.

The Anti-Lancet. — Die Anti-Lanzette. No. 3. London, November 1825. Bei Sherwood.

The montly gazette of health. — Die monatliche Gesundheitszeitung. No. 120. Von Reece. London, Dezember 1825. Bei Sherwood.

The Cottage Physician. — Der Hüttenarzt. No. 9. Von Buchan. London, November 1825. Bei Sherwood.

Family oracle of health. — Vertrautes Gesundheitsorakel. No. 28. Von Sheel und Wallace. London, Dezember 1825. Bei Bulock.

Die drei ersten Zeitschriften sind vorzüglich für Aerzte, die andern für Nichtärzte bestimmt. Jene behandeln mehr die Theorie, diese mehr die Praxis. Die Londoner medizinische Zeitschrift existirt schon seit mehr als dreißig Jahren, und hat mehr als zweitausend Abonnenten. Das Repertorium enthält, wie die erste, Originalaufsätze, Analysen einheimischer und fremder Werke, über arzneiwissenschaftliche Gegenstände u. s. w. Die Monatszeitung zerfällt in drei Abschnitte, wel-

che beſonders Arzneiwiſſenſchaft, Wundarzneikunde und Apothekerwiſſenſchaft betreffen. Der Hüttenarzt und das Geſundheitsorakel dehnen ſich, wie die Zeitung, über praktiſche und häusliche Arzneikunde aus. Der erſte iſt mehr für die niedern, das zweite mehr für die höhern Volksklaſſen beſtimmt. Die Anti-Lanzette iſt der Ultra der Arzneibefliſſenen. Er vertheidigt mit Eifer, ja oft mit Wuth, die alte Praxis und die alten Gebräuche. Man lieſt das Blatt nur, um die Abgeſchmacktheit eingewurzelter Vorurtheile um ſo beſſer kennen zu lernen.

The Botanical Magazine. — Das botaniſche Magazin. Von Sims. London, Dezember 1824. Bei Sherwood.

The Botanical Register. — Das botaniſche Regiſter. No. 302. Von Sydenham Edward. London, Dezember 1825. Bei Ridgway.

The Botanical Cabinet. — Das botaniſche Kabinet. No. 102. Von Loddiges. London, Dez. 1825. Bei John und Arthur Arch.

Dieſe drei Zeitſchriften ſind dem Studium der Wiſſenſchaft gewidmet, die der Arzneikunde ſo nützliche Hilfsquellen darbietet. Der einzige Unterſchied zwiſchen ihnen beſteht darin, daß die erſte ſich faſt ausſchließlich mit den einheimiſchen Pflanzen beſchäftigt, die zweite mit den exotiſchen, und die dritte mit denen aller Länder.

Franzöſiſche Literatur.

Pensées d'un esprit droit et sentimens d'un cœur vertueux. — Gedanken eines richtigen Geiſtes und Gefühle eines tugendhaften Herzens. Von J. J. Rouſſeau. Ein bisher unbekanntes Werk, gedruckt nach der eigenen Handſchrift des Verfaſſers. Paris, 1826. Bei Fournier-Favreux. Ein Band in 8 von 95 S.

Die Entdeckung einer Handſchrift von J. J. Rouſſeau, welche ſich unter ſeinen, bei ſeiner ſchleunigen Flucht nach der Schweiz beim Marſchall von Luxemburg zurückgelaſſenen, Papieren befand, und die von Villenave aufgefunden und bekannt gemacht wurde, iſt eine Begebenheit, die alle Freunde der Literatur intereſſiren wird. Der Geiſt Rouſſeau's ſpricht ſich in dieſem Werke vollkommen aus, von dem wir bedauern, nur einige abgebrochene Stellen anführen zu können: „Ich will weder dem Anſehen, noch den Worten der Menſchen mehr trauen: ich bin zu entſetzlich dadurch betrogen worden. Ich will durch eine lange Erfahrung und durch eine reifliche Prüfung lernen, wem ich mit Sicherheit meine ganze Freundſchaft, mein ganzes Vertrauen geben kann, und wenn ich dieſen köſtlichen Schatz entdeckt haben werde, erſt dann werde ich beginnen, wirklich glücklich zu ſein.“ Das iſt in wenigen Worten der Sinn, der Inhalt des ganzen Werks, und faſt aller Werke des unglücklichen Genfer Philoſophen.

Des bienfaits de la presse. — Die Wohlthaten der Preſſe, oder hiſtoriſcher, politiſcher und philoſophiſcher Ueberblick des Einfluſſes der Buchdruckerei in Bezug auf die Wiſſenſchaften, die Künſte, den Handel, die Anſtalten und die Vervollkommnung der Menſchen, ſeit ihrer Entdeckung bis auf die jetzige Zeit. Von Lacoſte (de Pierre Buffière). Paris, 1825. Bei Canel. Ein Band in 8. von 123 Seiten.

Die Buchdruckerei, dies vorzüglichſte Inſtrument der neuern Civiliſation, hat, indem ſie Völker und Generationen gegenſeitig nähert, ein gemeinſchaftliches Band zwiſchen den Menſchen aller Zeiten und aller Länder gebildet. Dieſer geſellſchaftliche Vermittler, der den Völkern des Alterthums unbekannt war, hat ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert eine Menge neuer Beziehungen eingeführt. Der Verfaſſer des vorliegenden Werkes hat alle die unbemerkten, dafür ſprechenden Thatſachen zuſammengetragen, und bietet uns in dieſer intereſſanten Aufſtellung das Reſultat aller ſeiner Nachforſchungen und Studien dar. Indeſſen ſcheint es uns doch, er theile uns nicht genug hiſtoriſche Einzelnheiten über die Fortſchritte der Buchdruckerei mit. Man kann das Ganze beinahe als das Saatkorn zu einem andern erſchöpfenden Werke betrachten, das irgend ein umfaſſender Geiſt daraus bearbeiten könnte.

Zollfreie Gedanken.

Der Menſch kann nur einmal geboren werden, aber er kann eines doppelten Todes ſterben. Zuerſt den bürgerlichen, indem er den Meiſtbietenden feil iſt, und ſeinen guten Ruf zum Opfer bringt; ſodann den individuellen, indem er mit dem Fluche der Geſellſchaft beladen und mit Schande zur Grube fährt.

In Zeiten, wo die Verworfenheit herrſcht, wo die Seelenverkäuferei zur Mode gehört, kann der rechtſchaffene Mann nur ſeufzen, dulden und ſchweigen. Er iſt nicht von dieſer Welt.

Wenn Gold Alles regiert, Alles bezahlt, Alles vollbringt, gibt es keine größere Beredſamkeit, als das Schweigen; denn da wird es eine wirkliche Tugend.

In den gewöhnlichen Zeiten iſt die Unparteilichkeit nur eine negative Tugend. In den Zeiten der

Verworfenheit erſcheint ſie als die erhabenſte Geſandtin des Himmels.

Die Zeit gleicht einem Alles verſchlingenden, ſtummen Meere, wenn die politiſche Verworfenheit, die geiſtige Beutelſchneiderei vorherrſchend ſind. Nur eine Hoffnung bleibt noch der duldenden Ziviliſation; ſie beſteht darin, daß die Vernunft doch endlich obſiegen muß.

Eine vernünftige und gerechte Obrigkeit bedarf der eiteln Lobeserhebungen nicht. Sie darf nur wachſam und gewiſſenhaft ſein, ſo findet ſie ihren Lohn in ſich ſelbſt und in der Achtung und Verehrung ihrer Mitbürger, nicht aber in dem ſinnloſen Gewäſche beſoldeter Zeitungsſchreiber.

Die Verworfenheit gleicht einem Schlammſtrom, der unaufhaltſam um ſich greift, alle Dämme untergräbt und überſteigt, und die ſchönſten Fluren und Felder mit ſeinem ſtinkenden Unrath überdeckt. Wohl dem, der nicht damit fortgeriſſen wird, und einen unerſchütterlichen Felsgipfel zu erklimmen vermag.

Luxus und Beſtechung und Verworfenheit gehen Hand in Hand. Es ſind drei Schweſtern, die eine nach der andern an denſelben Mann zu kommen ſuchen.

Das Ding, das man gewöhnlich Liebe zu nennen pflegt, iſt oft nichts als ein Compositum mixtum der beiden Worte: Neugier und Langeweile.

Es iſt nicht ſo leicht zu unterſcheiden, als man glauben möchte, ob dieſes oder jenes Frauenzimmer mehr durch ihre Einbildungskraft, oder durch ihr Herz gewonnen ſein will. Bei den meiſten iſt es jedoch als beſtimmt anzunehmen, daß die Beſchäftigung der erſtern ihnen ein wahrer Genuß, hingegen die des leztern nur eine poetiſche Neigung iſt.

Was wird man ſchneller überdrüſſig, die Ziererein und Winkelzüge eines koketten, oder die Forderungen eines überſpannten Frauenzimmers?

Kein Spiegel kann mehr und ſchneller aufeinanderfolgende Bilder zeigen, als Gedanken, Neigungen und Launen in einer Stunde das Herz eines gefallſüchtigen Weibes.

Um in der Liebe glücklich zu ſein, muß man Zeit und Gelegenheit gut zu benuzen wiſſen. Sehr oft beſteht die ganze Kunſt darin, ſeine Zeit geſchickt zu verlieren, und die müßige Laune des weiblichen Geſchlechts mit angenehmen Nichtswürdigkeiten auszufüllen.

Es gibt Frauenzimmer, die auf Bällen, in Schauſpielhäuſern und an andern Orten mit halbnacktem Körper erſcheinen, und Niemand findet das unanſtändig; im Gegentheil, man findet es ſchön. Wollte aber einmal ein Mann in einem ſolchen Halbanzuge erſcheinen, hilf Himmel! wie würde man da über Unſittlichkeit und Schamloſigkeit ſchreien, wie würden die ſittſamen Frauen, mit den nackten Buſen und Aermen, ihre Fächer vor die Augen halten, und vor dem unanſtändigen Anblick fliehen!

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Korreſpondenz-Auszüge.

St. Petersburg, Februar.

Sie verlangen von mir einige Mittheilungen über den gegenwärtigen Zuſtand unſerer Literatur, der Pflege der Wiſſenſchaften und Künſte in Rußland, der Bildung unſers Geſchmacks, überhaupt einen moraliſchen Katalog unſerer intellektuellen Kräfte und Eigenſchaften? Die Aufgabe iſt ſchwerer zu löſen, als Sie und der geehrte Areopag Ihrer Mitarbeiter im Abendlande ſich eingebildet haben mögen. Zuerſt: timeo Danaos et dona ferentes! Sie wiſſen, daß bei uns Mauthgeſetze gegen fremde Geiſtesprodukte beſtehen, als wenn auch dieſe lizentbar ſein müßten. Abgeſehen davon, daß wir dadurch gewiſſermaaßen ſehr beſchränkt werden, weil wir unſere Urtheile nicht mehr mit fremden Urtheilen vergleichen können, werden Sie leicht ſelbſt alle daraus hervorgehenden Schlußfolgen zu ziehen im Stande ſein. Peter der Große und ſeine erlauchte Nachfolgerin, Katharina II, hatten uns malgré nous zu Europäern gemacht. Heutzutage will man uns wieder malgré nous in Aſiaten umgeſtalten. — Ich beginne meine Bemerkungen über unſere Literatur mit einer Ueberſicht der in den beiden Hauptſtädten des Landes erſcheinenden Zeitſchriften: 1. Der „Andeuter der phyſikaliſchen, chemiſchen, naturhiſtoriſchen und technologiſchen Erfindungen“ wird ſeit Anfang 1824 vom Profeſſor Scheglow in ruſſiſcher Sprache herausgegeben. Er erſcheint zu Petersburg und ſteht in genauer Verbindung mit dem „naturhiſtoriſchen Magazin“, das von Dwigubsky zu Moskau redigirt wird. Beide Werke ſind gut. 2. Die „Zeitſchrift der Minen“ erſcheint ſeit dem Juli 1825, und kann noch beſſer werden. 3. Die „Zeitſchrift der militäriſchen Arzneiwiſſenſchaften“ exiſtirt ſeit 1823 und iſt vortrefflich. 4. Die „Nachrichten über die Bibelgeſellſchaften“ werden ſeit Anfang 1824 deutſch und ruſſiſch gedruckt, und intereſſiren Diejenigen, welche ſich dafür intereſſiren. 5. Die „Handlungszeitung“, von Olin herausgegeben, erſcheint zweimal wöchentlich (am Mittwoch und Samſtag) ſeit Anfang 1824. 6. Die „Petersburger Handelszeitung“ iſt nichts als die deutſche Ueberſetzung der vorſtehenden. Der Kollegienrath Pfeifer beſorgt die Redaktion. 7. Das „Manufaktur- und Handlungs-Journal“ kommt allmonatlich ſeit Anfang 1825 heraus. Es iſt ziemlich umfaſſend. 8. Die „politiſche und literariſche Zeitung von St. Petersburg“ iſt die Nachfolgerin des „unparteiiſchen Aufbewahrers“, der an einer politiſchen und literariſchen Unverdaulichkeit geſtorben iſt. Sie kopirt ſehr gut die zum Kopiren erlaubten fremden Tageblätter, wie den öſterreichiſchen Beobachter, die preuſſiſche Staatszeitung, die Etoile,

das Journal de Paris u. ſ. w. Der gelehrte Kopiſt iſt bereits ſeit zwölf Jahren der Abbé Manguin. 9. Der „aſiatiſche Kourier“ iſt eine Fortſetzung des „ſibiriſchen Kouriers“ von Spaſky. 10. Die „nordiſche Biene“ wird von Gretch und Bulgarin ſeit Anfang 1825 wöchentlich dreimal herausgegeben. Es iſt eine politiſch-literariſche Biene, die ſich manchmal auch auf Sumpfpflanzen und ſtinkende Gewächſe niederläßt. 11. Die „literariſchen Blätter“ erſchienen bis Ende 1824 mit den nordiſchen Archiven, ſeitdem mit der nordiſchen Biene vereinigt, und ſchmecken nicht beſſer, als die Erzeugniſſe derſelben. 12. Die „bibliographiſchen Blätter“ von Köppen datiren vom Anfang 1824 und erſcheinen dreimal monatlich. 13. Die „Zeitſchrift der ſchönen Künſte“ wird ſeit dem April 1823 von Grigorowitſch redigirt. Sie zerfällt in ſieben Abſchnitte: Geſchichte der ſchönen Künſte, Gebräuche, Gewohnheiten und Trachten der alten und neuern Völker, Literatur, Biographie, Künſte in Rußland, Kritiken und Miszellen. Alle vorſtehenden Zeitſchriften erſcheinen zu Petersburg, die nachfolgenden aber zu Moskau. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich Ihnen nur hier diejenigen aufzähle, deren ich nicht ſchon in meinen frühern Mittheilungen Erwähnung gethan habe, und die erſt ſeitdem an das Tageslicht getreten ſind. Alſo: 1. „Wochenblatt für Pferdeliebhaber“, vom Generallieutenant Zorn ſeit Anfang 1823 redigirt, mit dem 1. Januar 1824 aber in eine „Denkſchrift für Pferdeliebhaber“ umgeſtaltet, die in monatlichen Heften publizirt wird, und ſehr entſprechend für Pferdeliebhaber iſt. 2. Der „ruſſiſche Kourier“, von Glinka, hat 1808 begonnen und iſt bis 1820 ununterbrochen fortgeſetzt worden, wo er aufgehört hat, um mit Anfang 1824 wieder neu, aber nicht kräftig, in's Leben zu treten; denn er ſtarb ſchon in der Mitte deſſelben Jahres, und wurde im Mai 1825 endlich zum dritten Male geboren. Er führt ſeinen Titel nicht umſonſt, denn er iſt russe et demi. 3. Der „Telegraph von Moskau“ iſt eine Zeitſchrift für Literatur, Kritik, Wiſſenſchaften und Künſte. Er wird von Polewoy alle vierzehn Tage einmal in's Publikum befördert und zeigt guten Willen, hinter den Verſprechungen ſeines Titels nicht ganz zurückzubleiben. 4. Die „Literaturzeitung von Moskau“ erſcheint in engliſcher und franzöſiſcher Sprache, und wurde mit Anfang 1823 von Evens begründet, mußte aber nach fünfmonatlichem Beſtand aus Mangel an Abonnenten aufgegeben werden. 5. Das „Frauen-Journal“ wird ſeit dem März 1823 vom Fürſten Schalikow herausgegeben und erſcheint dreimal monatlich. Es iſt eine beinahe getreue Ueberſetzung der Pariſer Modezeitungen. — Durch eine Ukaſe des verſtorbenen Kaiſers dürfen die Adelichen Handelſchaft treiben, ohne befürchten zu müſſen, ſich dadurch zu entehren.

— Folgendes war in London vom 14. Dezember 1824 bis zum 13. Dezember 1825 die Bewegung der Bevölkerung: Geburten, Knaben 12,915, Mädchen 12,719. Zuſammen 25,634. Todesfälle, männliche 10,825, weibliche 10,201. Zuſammen 21,026. Mehr geboren als geſtorben: 4608. Dennoch hatten in demſelben Jahre 781 Todesfälle mehr, als im vorhergegangenen, ſtattgefunden.

— Bemerkungen über einige Kanäle. Kanal von Languedoc. Länge 112,480 Toiſen. Mittlere Tiefe 6 Fuß 2 Zoll. Zahl der Schleuſen 62. Erbauungskoſten zu Ludwig XIV. Zeiten 16,280,000 Franken, oder nach jetziger Münze 33 Millionen. Höchſter Punkt 582 Fuß über'm Meer. — Kanal von Leominſter. Länge 37,745 T. Koſten 1¼ Mill. Fr. Höhe 465 Fuß über'm Meer. — Kanal v. Huddersfield. Länge 15,900 T. Koſten 6½ M. Fr. Höhe 409 F. ü. M. — Kanal von Leeds und Liverpool. Länge 106,700 T. Schleuſen 91. Koſten 14,400,000 Fr. Höhe 403 F. ü. M. — Kanal des Zentrums zwiſchen der Saône und Loire. Länge 58,300 T. Tiefe 5 Fuß. Schleuſen 80. Koſten 11 Mill. Fr. Höhe 404 F. ü. M. — Kanal von Groß-Trunck, oder der Trent und Merſey. Länge 272,000 T. Tiefe 4 bis 5 F. Schleuſen 75. Koſten 9½ M. Fr. Höhe 382 F. ü. M. — Kanal der großen Vereinigung. Länge 74,400 T. Tiefe 4 F. 3 Z. Schleuſen 101. Koſten 48 M. Fr. Höhe 370 F. ü. M. — Kanal von Briare, erbaut 1642. Länge 14,500 T. Tiefe 4 F. Schleuſen 40. Koſten 10 M. Fr. Höhe 243 F. ü. M. — Kanal zwiſchen Forth und Clyde. Länge 34,000 T. Tiefe 7½ F. Schleuſen 39. Koſten 10 M. Fr. Höhe 155 F. ü. M. — Kanal von Kaledonien. Länge 18,500 T. Schleuſen 23. Tiefe 18 F. 9 Z. Koſten 19 M. Fr. Höhe 88 F. ü. M.

— Nach einem dem engliſchen Parlament abgeſtatteten Berichte über die Sutteas, oder freiwilligen Verbrennungen der Induswittwen in den engliſch-oſtindiſchen Beſitzungen ergibt ſich, daß dieſe grauſamen Opfer vorzüglich in der Präſidentſchaft von Bengalen ſtatt finden, wo ſich die meiſten Europäer befinden, ein Umſtand, der einen neuen Beweis von dem Fanatismus der Prieſter aller Religionsmeinungen ablegt, der immer und überall mit ſeinen Thaten prunken will. Man ſchlägt die Indusbevölkerung auf 50 Millionen Seelen an. Die Todesfälle betragen jährlich 1½ Million. Die Zahl der Wittwen, auf ⅙ von allen Todesfällen angeſchlagen, beträgt 250,000, wovon ſich jedoch nur ungefähr 600 verbrennen. Seit 1815 haben ſich darüber folgende Reſultate ergeben: In der Präſidentſchaft Bengalen belief ſich die Zahl der mit den Leichnamen ihrer Männer ſich verbrannten Wittwen: 1815 auf 378, 1816 auf 442, 1817 auf 707, 1818 auf 839, 1819 auf 650, 1820 auf 597, 1821 auf 654, 1822 auf 583, 1823 auf 575. In der Präſidentſchaft des Fort St. George: 1815 auf 80, 1816 und 1817 keine, 1818 auf 183, 1820 auf 17, 1821 bis im Juni 7. In der Präſidentſchaft Bombay: 1815, 1816, 1817, 1818 keine; 1819 auf 42. Verhindert wurden daſelbſt: 1819 10, 1820 67, 1822 48, 1823 38.

— Die Zeitung von Calcutta erzählt folgende Thatſache: „Ein Elephant, der beſtändig über eine Brücke auf's Feld geführt wurde, wollte eines Tages nicht mehr darüber gehen. Man ſchlug ihn ſo lange, bis er ſich dazu entſchloß. Aber plötzlich brach die Brücke unter ihm; er wurde ſchwer verwundet und ſein Kornack blieb todt auf der Stelle. Wahrſcheinlich hatte der Elephant, als er zum letzten Male über die Brücke gegangen war, die Zerbrechlichkeit derſelben bemerkt. In dieſem Fall könnte man wohl ſagen, daß die Thiere oft geſcheuter ſind, als die Menſchen.“

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 17. Dritter Jahrgang 1826. 26. April.

Uebersicht der Geschichte Haiti's.

Die Anerkennung der Unabhängigkeit Haiti's ist eine wichtige Begebenheit in der Geschichte des menschlichen Geschlechts. Diese Insel hat mehr als eine gewöhnliche Revolution gehabt; denn die ganze Gesellschaft hat dort ihre Gestalt verändert. Es ist nicht allein ein Volk, das seine politische Freiheit errungen hat; es ist eine entartete Race, die einen höhern Rang eingenommen hat; es sind Wesen, die man früher wie Thiere behandelte, und die sich nun als Menschen, als Bürger gezeigt haben. Schon seit mehrern Jahren war die große That vollbracht; aber man wußte entweder nichts davon, oder man läugnete sie ab. Dergleichen Fortschritte sind oft lange unbestimmt, bevor sie aller Welt als legitim erscheinen. Lange Zeit hat man weder Augen, um zu sehen, noch Ohren, um zu hören, bis endlich der plötzliche Ausbruch einer Begebenheit eine endliche Bestimmung nothwendig macht. So ist es auch mit Haiti und seiner schwarzen Bevölkerung gegangen. Ein neues Volk hat Bürgerrecht unter den zivilisirten, freien, christlichen Nationen erhalten. Wenig bedeuten die Beweggründe, welche diese große Maasregel herbeigeführt haben.

Diese Begebenheit hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf Haiti gerichtet. Geschichten, Dissertationen, selbst Romane sind bereits darüber erschienen. Wir wollen das Wichtigste und Interessanteste aus allen zusammentragen, und unsern Lesern eine gedrängte Uebersicht der frühern Geschichte dieses Eilandes vorlegen.

Am 5. Dezember 1492, zwei Monate nach der Entdeckung der lucayischen Inseln, bemerkte Christoph Kolumbus zuerst die nördliche Spitze eines Landes, welches er am nächsten Morgen berührte. Es war eine große, fruchtbare, starkbevölkerte Insel. Die Eingebornen nannten sie Haiti (gebirgiges Land). Kolumbus gab ihr den Namen Hispaniola, oder spanische Insel. Mehr als eine Million Menschen bewohnten sie und schieden sich in fünf Königreiche, die von fünf von einander unabhängigen Kaziken regiert wurden. Kolumbus schloß mit einem von ihnen, der an dieser Küste herrschte, ein Bündniß ab. Sodann drang er weiter vor, baute ein Fort, ließ 38 von seinen Gefährten darin, und kehrte, einen Monat nach seiner Ankunft, wieder nach Spanien zurück. Als er zehn Monate später mit einer Flotte von siebenzehn Schiffen aufs neue erschien, fand er seine kleine Kolonie zerstört. Auch nicht ein Spanier war der Rache eines Kaziken entgangen, der, aufgebracht durch die Streifereien, welche sie in sein goldreiches Gebiet machten, sie überfallen und sämmtlich umgebracht hatte. Eben jene Minen eroberte Kolumbus nun, und gründete, östlich vom Christusberge, die Stadt Isabella. Als er abermals die Insel verließ, übertrug er den Befehl derselben seinem Bruder Barthelemy. Dieser verlegte bald seine Residenz in den südlichen Theil der Insel, nach San Domingo, das seitdem dem ganzen Eilande den Namen gegeben hat. Indessen war Zwietracht unter den Europäern und Insurrektionen unter den

Eingebornen ausgebrochen. Kolumbus fand, nach seiner zweiten Rückkehr, den hellen Bürgerkrieg. Er selbst wurde zu Madrid angeklagt und durch Bovadillo verdrängt, der ihn, mit Ketten an Händen und Füßen, nach Spanien transportiren ließ, wo der Mann, der die Welt vergrößert hatte, in einen engen Kerker gestürzt wurde.

Zu derselben Zeit war die Insel den Spaniern bereits ganz unterworfen, die Minen waren eröffnet worden und die Kultur hatte sich ausgedehnt. Die Indianer, die es noch wagten, von Zeit zu Zeit sich zu empören, kamen durch Verfolgung und Arbeit, die alle ihre Kräfte überstieg, um. Die Entvölkerung griff sehr rasch um sich, und die Spanier ruhten nicht früher, bis sie vollendet war. Bovadillo sparte deshalb keine Grausamkeit. Sein Nachfolger Ovando, der etwas menschlicher und vernünftiger war, vermehrte den Wohlstand, oder vielmehr den Ertrag der Kolonie. Unter seiner Verwaltung gab sie Spanien jährlich die erste Materie zu 500,000 Goldthalern; aber 1507 waren von einer Million Eingeborner kaum noch 60,000 vorhanden.

Da faßte man, um Hispaniola wieder zu bevölkern, den Entschluß, die Bewohner der Lucayen dorthin zu verpflanzen. Gesagt, gethan. Vierzigtausend dieser Unglücklichen wurden deportirt, in Sklaverei gestürzt und langsam zu Tode gemartert. Das war der erste Schritt zum Sklavenhandel. 1511, unter dem Gouvernement des Sohnes Christoph Kolumbus, zählte man nur noch 14,000 indianische Arbeiter in der ganzen Kolonie. Das Mitleiden der Dominikaner hatte umsonst sie von der gänzlichen Ausrottung zu retten gesucht. Las Casas wendete deshalb alles Mögliche an; aber immer umsonst. Endlich machte er den Vorschlag, Neger aus Afrika hierher zu versetzen. Ueber sein Zeitalter erhaben, hatte er bemerkt, daß die Indianer Menschen seien; aber er hatte die Ahnung noch nicht, daß auch die Neger Menschen sein könnten.

Endlich ergriff auf einmal der schwache Ueberrest der Indianer, unter ihrem letzten Kaziken Heinrich, die Waffen, und schlug sich mit grenzenloser, verzweiflungsvoller Wuth. So gelang es ihm, vom Gouverneur Barrio Nuevo einen Vertrag zu erringen, wodurch ihm vergönnt wurde, sich unabhängig zu Boya niederzulassen, wo sich noch 1750 einige wenige Nachkommen dieses Stammes befanden, die seitdem auch erloschen sind. Jenes Ereigniß fand 1533 statt, wo man bereits die Insel mit Negern zu bevölkern begonnen hatte. Von 1500 an war die Kultur und die Bereitung des Zuckers mit Erfolg eingeführt worden. Nach Robertson wurden 1503 die ersten Neger nach Amerika geschickt. Dieser entsetzliche Handel wurde bald von den Portugiesen nachgeahmt, die damals Herren der Westküste Afrika's waren, und die vielleicht selbst das erste Beispiel desselben gegeben hatten, obgleich der Kardinal Ximenes immer seine ganze Macht dagegen aufgeboten hatte.

Der Sklavenhandel gab den Kolonien in Amerika, und vorzüglich den Antillen, bald eine andere Gestalt. Sie wurden nach und nach ganz dem Ackerbau gewidmet. S. Domingo gab das erste Beispiel dieser neuen Revolution. Die Minen wurden beinahe ganz verlassen, und alle Aufmerksamkeit wendete sich auf die Kultur der Erde, als 1556 Sir Franz Drake, von der Königin Elisabeth von England abgesendet, auf der Insel landete, sich der Stadt San Domingo bemächtigte, und mit reicher Beute beladen wieder abzog. Fünfzig Jahre nachher veranlaßte die Tirannei, welche die Spanier sich auf den Meeren unter den Wendekreisen angemaßt hatten, die heftigsten Gegenwirkungen, und die Engländer und Franzosen, die zu gleicher Zeit St. Christoph erobert hatten, und nun daran dachten, dort ihre Niederlassungen zu begründen, begannen einen verheerenden Seeräuberkrieg gegen den Handel und die Marine ihres gemeinschaftlichen Feindes. Wichtigere Begebenheiten beschäftigten bald darauf die ganze Aufmerksamkeit der größern europäischen Staaten, und ein dreißigjähriger Kampf auf Leben und Tod, der bis 1660 dauerte, hatte endlich das Resultat gegeben, daß eine jede Nation die Besitzungen behalten solle, welche das Kriegsglück ihr unterworfen hatte. So gewann England Barbados, Antigoa, Montserrat und Nevis, und Frankreich Guadeloupe, Martinique und Granada. Die Spanier blieben Meister von S. Domingo; aber die nördliche Küste und die Schildkröteninsel wurden der Zufluchtsort aller derjenigen, denen dieser Versuch der Ordnung mißfiel, und die an ein freies, unabhängiges, unstätes Leben gewöhnt waren. Diese Menschen von seltener Tapferkeit und ausserordentlicher Stärke, ohne Gesetz, ohne Zügel, ohne Gewissen, bildeten einen eben so neuen und sonderbaren, als fürchterlichen Verein, dem der Diebstahl mit bewaffneter Faust Band, Zweck und Existenzmittel war. Unter ihnen befanden sich mehrere ausserordentliche Männer, wie Pierre-le-Grand, Michel le Basque, Montbars der Vernichter, Morgan le Gallois. Unter ihnen wurden die Flibustier das Schrecken der Inseln des Windes und unterm Wind, und sie erlangten, durch ihre Kühnheit, Ausdauer und Thätigkeit, einen Ruf, der beinahe an Ruhm zu grenzen schien.

Haß gegen Spanien war lange Zeit der einzige Nationalgeist unter ihnen. Engländer und Franzosen (denn sie waren fast in gleicher Zahl von beiden Nationen) vereinigten sich in diesem gemeinschaftlichen Gefühle. Aber in eben dem Maase, als ihre Macht

ſich ausdehnte, wurden ihre Intereſſen verſchieden, und die Bemühungen der verſchiedenen Regierungen der regelmäßigen Kolonien vermehrte ihre Uneinigkeit noch. Krieg brach aus, und nach mancherlei Glückswechſel zogen ſich die Engländer nach Jamaika zurück, das ſeit Cromwell britiſches Eigenthum geworden war, und die Franzoſen blieben Meiſter der Schildkröteninſel.

Die während ihrer innern Zwiſtigkeiten mit dem franzöſiſchen Gouverneur der Inſeln des Windes angeknüpften Verbindungen und ein natürlicher Fortſchritt in der Ausbildung hatte in den Letztern ein Gefühl der Ordnung und des Friedens erweckt. Sie näherten ſich ihren Landsleuten, die ſich auf der nördlichen Küſte von S. Domingo angeſiedelt hatten, immer mehr. Endlich fingen ſie ſogar an, wie dieſe, den Ackerbau zu pflegen. So waren einige Jahre verfloſſen, als dieſer Keim einer neuen Kolonie die Blicke des Mutterlandes auf ſich zog. Ein ausgezeichneter Mann, Bertrand von Ogeron, wurde von Ludwig XIV zum Gouverneur derſelben ernannt. Er ſollte dieſen Seeräubern und Abentheurern Geſetze geben, mitten unter ihnen wohnen und ihrer Rache oder Treuloſigkeit ſich preisgeben, die Schildkröteninſel vertheidigen und zugleich der Küſte von S. Domingo ſich verſichern, auf die er kein Recht hatte, und die mit zu Spaniens anerkannten Beſitzungen gehörte. Ogeron führte dies Alles, zum größten Erſtaunen ſelbſt derjenigen, die ihm dieſen ſchweren Auftrag ertheilt hatten, aus. Er begann 1665, und vier Jahre ſpäter gehorchte ihm Alles. Er unterſtützte und ermuthigte die Landbauer, deren Zahl ſich in dieſer Zeit von 400 auf 1500 vermehrt hatte. Er erhielt von der portugieſiſchen Regierung für die alten Flibuſtier Bewilligungen, gegen die ſpaniſche Marine zu kreuzen, und ſchickte ſeine Jäger auf die Eroberung der ſpaniſchen Ländereien aus, was auch mit ſo vielem Erfolg geſchah, daß ein gewiſſer Delisle ſich der zweiten Stadt der Kolonie, San Jago, bemächtigte.

Aber ungeachtet der weiſen Verwaltung Ogerons und ſeines Nachfolgers Pouancey, wollte die neue Kolonie nicht recht gedeihen. Eine erſte Neger-Inſurrektion, unter der Leitung Padrejans, eines Negers, würde Alles umgeſtürzt haben, wenn ſie nicht ſchnell und gewaltſam durch eine Bande Flibuſtier unterdrückt worden wäre. Dieſe ſowohl, als alle übrigen Bewohner der Kolonie, machten nur ſehr langſame Fortſchritte in der Civiliſation, und ſelbſt 1682 exiſtirte noch durchaus keine regelmäßige Juſtizverwaltung. Das war es aber, was den neuen Gouverneur, Grafen von Cuſſy, am erſten beſchäftigte. Man dachte auch daran, ſich der Flibuſtier zu entledigen, und gebrauchte ſie zu verſchiedenen gefährlichen Expeditionen, in denen ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, umkommen, oder doch ſehr lange beſchäftigt bleiben mußten. Sie waren ſo tapfer und ſo glücklich, daß ſie ſchnell Alles eroberten, große Beute machten und immer unabhängiger, immer begieriger wieder zurückkehrten. Man ſendete ſie abermals gegen die Spanier; aber auch dieſe faßten plötzlich Muth, überfielen die Beſitzungen der Franzoſen, ſchlugen ſie in der Savanna von Limonade, und verbrannten die Kapſtadt, welche der Hauptort der Kolonie geworden war, die gänzlich verloren gegangen wäre, wenn man den Oberbefehl nicht an Ducaſſe übergeben hätte, der die Angelegenheiten wieder auf ihren alten Fuß herſtellte, und den Krieg gegen die vereinten Kräfte der Spanier und Engländer unterhielt. S. Domingo nahm nun die Ueberreſte der flüchtigen Bevölkerung von S. Chriſtoph und Sainte-Croix auf, die in die Gewalt des Feindes fielen, und verſchafften der franzöſiſchen Flotte Soldaten, die Karthagena einnahmen und plünderten.

Das war denn auch die letzte und die ſchrecklichſte That der Flibuſtier. Seitdem verſchwanden ſie in der regelmäßigern Organiſation, welche der Friede von Ryswick den Kolonien und den Truppen zu geben vergönnte. Dieſer Vertrag geſtand Frankreich die weſtliche Hälfte der Inſel zu. Nach Ducaſſe's Tode wurde Auger, ein Kreole von Guadeloupe, zum Gouverneur ernannt, und die Gerechtigkeitspflege wurde von der militäriſchen und politiſchen Gewalt getrennt, und einem Intendanten, Namens Deslandes, anvertraut. Dieſe Adminiſtrationsform, die ſich von 1705 herſchreibt, dauerte bis zur Revolution.

Die Ordnung war nun begründet, und der Friede von 1713 ſchien der neuen Welt eine Ruhe zuzuſichern, die der Erbfolgekrieg kaum geſtört hatte, als ein unerwartetes Unglück noch einmal die Fortſchritte von S. Domingo hemmte. Die Kakaobäume, die in unzählbarer Menge vorhanden waren, und deren Kultur Ogeron eingeführt hatte, kamen 1715 alle um, und fünf Jahre nachher drohte das Syſtem Laws den größten Theil der Koloniſten gänzlich zu Grunde zu richten.

Die Kolonial-Konſtitution des franzöſiſchen Theils von S. Domingo datirt von 1724. Sie hat ſich ſeitdem bis 1789 wenig verändert. Man muß ſie kennen, um die Revolution zu begreifen. Die franzöſiſchen Kolonien waren durchaus der miniſteriellen Verwaltung überlaſſen. Derſelbe Fall fand im letzten Jahrhundert mit ganz Frankreich ſtatt. Ein Gouverneur und ein Intendant theilten unter ſich die oberſte Gewalt in den Kolonien, und ihre häufigen Uneinigkeiten kamen manchmal ihren Untergebenen gut, manchmal ſchlecht zu ſtatten. Aber das war nur das Zufällige in der Sache. Eine unumſchränkte, unvorſichtige und an den alten Schlendrian gewöhnte Verwaltung ge-

reicht den Völkern zwar niemals zum Vortheil, aber sie veranlaßt auch keine Revolutionen. Man muß die Ursache davon in der Bildung der Gesellschaft selbst suchen.

Was die neuern Kolonien, und vorzüglich die Zuckerinseln, von den andern unterscheidet, ist, daß sie nie durch sich selber existirt haben. Die großen westlichen Staaten haben sie als nichts anderes, denn als Ruhepunkte für ihre Marine, Zufluchtsorte für den abentheuerlichen und verdorbenen Einfluß ihrer Bevölkerung, vorzüglich aber als Fabriken der tropischen Erzeugnisse und als Kanäle ihres Handels betrachtet. Dieser letztere Karakter ist vorzüglich immer als der Zweck der Existenz einer solchen Kolonie anerkannt worden, und um diesem Zwecke zu entsprechen, hat man Alles auf ihn allein berechnet. Um eine bestimmte und eine sichere Ein- und Ausfuhr zu haben, glaubte man ehemals das Verbietungssystem nothwendig, und es wurde eingeführt. Um den Boden unter den Wendekreisen zu bebauen, glaubte man ehemals an die Nothwendigkeit der Sklaverei, und der verruchte Sklavenhandel wurde betrieben. So war nichts einfach und natürlich in dieser Ordnung der Dinge, alles war Uebereinkunft, und so zu sagen Menschenwerk. Man hat dem Handel, dem Ackerbau, der Menschheit Fesseln anlegen müssen, um das Bestehen der Kolonien zu erzielen, und man ist bethört genug, über ihr Untergehen in Erstaunen zu gerathen.

Das Verbietungssystem und die Sklaverei sind, wie man bemerkt, die hervorstechendsten Punkte in dem Gemälde der Antillen. Das erste drückte unmittelbar auf die Kolonisten, die letzte auf die Neger. Die Revolution von S. Domingo ist enthalten und wie vorausverkündet in der frühern Stellung der Neger und der Kolonisten.

Während dem Kriege von 1778 verheerte der Hunger die Antillen; es war eine Folge des Verbietungssystems, das jedoch erst 1780, nachdem es die fürchterlichsten Lehren gegeben hatte, ganz abgeschafft wurde. Eine Begebenheit anderer Art störte die Ruhe der Kolonie, und bewies in anderer Beziehung, welche Gefahr ihre Existenz bedrohe. Die Waldneger oder Marronen hatten sich während den letzten Zerrüttungen so sehr vermehrt, daß sie ungestraft Streifereien in das flache Land unternahmen, und die gegen sie ausgesandten Truppen immer schlugen. Der Gouverneur Bellecombe sah sich endlich genöthigt, mit ihnen zu unterhandeln, und ihre Unabhängigkeit in dem Landestheile anzuerkennen, in welchem sie sich niedergelassen hatten. Diese wenig bekanntgewordene Thatsache ist nichtsdestoweniger äusserst wichtig, und hätte als Fingerzeig dienen können.

Man bemerkt nun sehr leicht, zu welchem Preise S. Domingo Frankreich 90 Millionen Pfund Zucker, 68 Millionen Pfund Kaffee und 900,000 Pfund Indigo jährlich lieferte. Man bemerkt, zu welchem Preise es den prahlerischen Namen eines Königs der Antillen gewonnen hatte. Man bemerkt, was die Kolonisten Frankreich, und was die Neger den Kolonisten schuldig waren. Darf man sich nun noch verwundern, daß eine Gesellschaft, die durch achtzig Jahre der Unzufriedenheit bis aufs Aeusserste gebracht worden war, von dem Feuer der Revolution berührt, plötzlich in hellen Flammen stand?

Schweizerische Miszellen.

4.

Die höhern Lehranstalten in Bern.

Es werden je alle zwei Jahre von der akademischen Kuratel in Bern umständliche, sorgfältige und treue Berichte über den Zustand der Akademie und der Literarschule an die Regierung erstattet; wir entheben hier demjenigen, der die Jahre 1824 und 1825 begreift, die nachfolgenden Angaben: „Es wolle“ (so heißt es im Eingange) „sich die zweijährige Uebersicht darauf beschränken, in gedrängter Zusammenfassung des von Lehrern, Studierenden und Schülern Geleisteten zu zeigen, wie in dem abgeflossenen Zeitraum, still und anspruchlos, aber nicht ohne glücklichen Erfolg, die moralische Erziehung der aufblühenden Knabenwelt und die höhere wissenschaftliche Bildung der reifern Jugend geleitet und befördert worden, und nebst den Veränderungen im Personellen die neuen Vorkehrungen in Rücksicht auf Lehrplan und Subsidiar-Anstalten anzudeuten, welche die, schaffend und zerstörend, unaufhaltsam fortschreitende Zeit während eines solchen Abschnittes mit sich zu bringen pflegt.“

Wenn durch den Abtritt des in gründlicher Gelehrsamkeit ausgezeichneten Professors am Gymnasium, Herrn Luz, die Schule einen in verschiedener Beziehung empfindlichen Verlust erlitten hat, so fand sich hinwieder in der Person des Herrn Leonhard Usteri aus Zürich ein Bewerber, dessen von der wissenschaftlichen Welt geschätzte exegetische Arbeiten einen seines Vorgängers würdigen Nachfolger verhießen. „Seine Bemühungen als Lehrer rechtfertigen die, nach glänzenden Proben, im Spätjahre 1824 auf ihn gefallene Wahl eben so sehr, wie sein Benehmen als Organ und Vorstand der literarischen Schulkommission. Als öffentlicher Redner erwarb er sich durch seine lateinische Inauguralrede, und durch diejenige, welche er am Schulfest an die versammelte Jugend hielt, den allgemeinen Beifall.“

Die Zahl der Schüler betrug zwischen 180 und 190. Es gelang im letzten Winter, nach mehrjähriger Unterbrechung wiederum Abendstunden zu Stand zu bringen. In zwei Abtheilungen wurden darin unter verschiedenen Lehrern die jüngern Knaben auf die Schule des folgenden Tages vorbereitet, und hierauf durch Spiele, die die körperliche Gewandtheit entwickeln, heiter und froh unterhalten; die ältern auf nämliche Weise, mit Berücksichtigung ihrer vorgerückten Jahre, nützlich und gemüthlich, gleichfalls in steter Abwechslung von Arbeit und sinniger Erholung beschäftigt. Durch Schuld des Lehrers zum Theil, und in Folge der Gleichgültigkeit des Publikums gegen eine Anstalt, die den Reiz der Neuheit nicht mehr besaß, sind die gymnastischen Uebungen im vorigen Sommer unterbrochen worden. Es hofft aber die akademische Kuratel, diese Unterbrechung selbst werde die nie ganz verschwundene Neigung zu dem die körperlichen Kräfte und Fähigkeiten so heilsam stärkenden und belebenden Turnwesen in der Folge nur um so mehr wieder anfrischen. Ein tüchtiger Schwimmunterricht ward dagegen von 45 Schülern benutzt, von denen sich im letzten Sommer 26 zu ausgelernten, geschickten Schwimmern bildeten. Durch die den Schülern aufgelegte Verpflichtung, in das Kadettenkorps zu treten, sind die militärischen Uebungen bleibend eingeführt, und in beträchtlichen Zwischenräumen auf das ganze Jahr vertheilt worden. Ihr vortrefflicher Einfluß auf Stärkung des jugendlichen Körpers, auf äussern Anstand, und selbst auf die Bildung des Karakters, indem die innere Organisation und die Wahl der Offiziere den Einsichten der Knaben freigelassen ist, wird allgemein anerkannt.

„Die im vorletzten Winter eingeführten Redübungen fanden sich zunächst für die einer bürgerlichen Laufbahn, vorzüglich der Magistratur sich bestimmende Jugend berechnet, deren einstige Verhältnisse sie so vielfältig auffordern, die Kunst, öffentlich zu sprechen, sich frühzeitig anzueignen. Es sollten diese von einem hochgeschätzten Lehrer, dem Hrn. Professor Trechsel, geleiteten Uebungen denselben eine günstige Veranlassung darbieten, sich die unentbehrlichsten theoretischen Vorkenntnisse zu erwerben, und die Schüchternheit des ersten Auftretens zu überwinden. Allein nur wenige jener Jünglinge benutzten solche. Die Mehrzahl der Deklamatoren bestand aus Studierenden, die dem Predigtamt sich widmen. Alle ohne Ausnahme bestiegen mehr als einmal die Rednerbühne. Ihren Leistungen, meist Vortrag gewählter Stücke aus den geschätztesten Dichterwerken oder selbstverfaßter Aufsätze durfte freilich kein zu ürenger Maasstab angelegt werden; würde indessen in oratorischer Hinsicht auch nichts Anderes erzielt worden sein, als den Mitgliedern des Vereins jenes nach einem ersten glücklichen Versuch selten wiederkehrende, störende Bangigkeitsgefühl zu benehmen, und ihnen Vertrauen zu sich selber und zu der Treue ihres Gedächtnisses einzuflößen, so möchte schon dies als unverkennbarer Gewinn zu betrachten sein. Mehrere Studierende blieben aber hier nicht stehen. Einige durch Wahrheit der Empfindung und des Ausdrucks gelungene Vorträge ärnteten in einer öffentlichen Sitzung, die dem größern Publikum eine anziehende Unterhaltung gewährte, reichlichen Beifall ein. Im Winter von 1825 auf 1826 hat sich der Verein unter demselben verdienstvollen Lehrer neuerdings gebildet, und 50 freiwillige Theilnehmer treten, zufolge selbstverfaßter Statuten, der Reihe nach auf, und üben durch das Organ eines monatlich wechselnden Comité's das Recht einer freien, öffentlichen Beurtheilung und Kritik gegenseitig aus."

Für die Vervollkommnung des oratorischen Talentes bei den künftigen Predigern, mit steter Berücksichtigung der Sprachen des Alterthums, wird beinebens seit einiger Zeit auch noch auf andere Weisen Bedacht genommen: im philosophischen Kurse durch die lateinischen Orationen, die von den Studierenden unmittelbar vor ihrem Eintritt in die Theologie über ein gegebenes Thema verfaßt und vorgetragen werden müssen, im theologischen Lehrkurs aber durch die sogenannten Festaloracionen, bei Anlaß eines christlichen hohen Festes stattfindende, gleichfalls lateinische, Reden, welche hauptsächlich zur Absicht haben, einem der bessern Köpfe der an der Schwelle des geistlichen Ministeriums stehenden obersten Promotion eine letzte Gelegenheit zu verschaffen, den Umfang seiner Kenntnisse gleichsam zum Abschied von den Lehrern seines Jünglingsalters in freiem Vortrag zu Tage zu legen. Von zwei Studierenden wurde in den beiden letzten Jahren diese aus alten Zeiten her erneuerte Einrichtung auf eine so würdige Weise benutzt, daß zur ermunternden Auszeichnung der Druck ihrer Arbeiten angeordnet werden mochte.*)

Die dem römischen Recht enthobene juridische Preisfrage von 1825 war unbeantwortet geblieben, wogegen die für 1825 gewählte Frage über die Lehre von der Gewährleistung nach Bernischen Gesetzen desto größere

*) 1. Oratio festa acta die 15 mensis Maji 1824, auctore *Joh. Frid. Boll*, stud. theol. Thema: Examinentur philosophemata et conjecturæ auctoris Euthanasiæ circa immortalitatis doctrinam, quibus subnectatur gratior spes vitæ futuræ, quam e fontibus sacris depromimus. 2. De historia dogmatis de mortuorum resurrectione oratio festa quam habuit die 10 Maji 1825 *Th. Ritzold*, theol. stud. Beide sind abgedruckt im dritten Heft des fünften Bandes vom literarischen Archiv der Akademie zu Bern.

Theilnahme erregt hat, indem sieben angehende Juristen sich an ihr versuchten, und zweien aus ihnen die Preise ertheilt werden konnten. Die medizinische Aufgabe des vorletzten Jahres, über die Ergebnisse der Kuhpockenimpfung und über die Vermuthung, daß seit ihrer Einführung die Hautkrankheiten sich vermehrt haben, hatte Preisertheilungen an zwei, und diejenige von 1825, über Wirkungen und Gebrauchsarten des Jodins, an drei Bewerber, welche mit Talent und Glück ihre Lösungen versucht hatten, zur Folge.

Mit geringen, bei jedem Semester eintretenden Abweichungen bleibt die Zahl der Studierenden in den verschiedenen Fakultäten sich ungefähr gleich, scheint indeß eher im Zunehmen begriffen. Um die Mitte des Jahres 1813 wurden die Hörsäle von 34 Theologen, 42 Juristen, 49 Medizinern und 55 Studierenden der Philosophie besucht, von welch letztern vierzig in den theologischen Kurs einzutreten gedenken. Die Gesammtsumme der Akademiker, 10 der Thierheilkunde Beflissene mitgerechnet, betrug 190. Im Jahr 1823 waren 175, und im folgenden Jahre 193 Studierende aufgezählt worden. Einzelne Lehrer sahen 30, 40, 50 bis 69 Zuhörer in ihren Vorlesungen. Von der beträchtlichen Zahl der Mediziner wird insbesondere angemerkt, daß sie von ihren Lehrern das einstimmige Lob empfangen, in den Vorlesungen und im Klinikum unausgesetzte Beflissenheit mit der ernstlichsten Aufmerksamkeit vereint an den Tag gelegt zu haben, und durch rühmlichen Privatfleiß ihre Kenntnisse zu erweitern bemüht gewesen zu sein.

Durch den im Februar 1825 erfolgten Tod des Professors der Naturgeschichte, Friedrich Meisner aus Ühlefeld, hat der Kreis der Lehrer an der Akademie eine empfindliche Einbuße gelitten. Der Bericht der Kuratel ehrt das Andenken des verdienten Mannes, welcher den Naturwissenschaften mit Liebe ergeben und durch einige literarische Arbeiten rühmlich bekannt, mit gründlicher Gelehrsamkeit und ernster Bildung eine seltene Humanität des Karakters und das Leben erheiternde gesellige Talente vereinbart hatte. Noch ist der Lehrstuhl der Naturgeschichte unbesetzt; Zoologie und Botanik werden von Dozenten vorgetragen; die Mineralogie und Geognosie aber, früher bloß in der allgemeinen Naturgeschichte inbegriffen, wurden, in Folge der diesen Wissenschaften gegenwärtig zustehenden Wichtigkeit, zu eigenen Pensen erhoben, und dem ersten Lehrer der Mathematik an der Literarschule, Herrn Bernhard Studer, mit dem Titel eines ausserordentlichen Professors übertragen; eine Auszeichnung, die der talentvolle junge Mann durch sein unermüdetes Streben, dem Studium der Gebirgskunde im Vaterland Freunde zu gewinnen, wohl verdient, und durch seine seither erschienene Monographie der Molasse vollkommen gerechtfertigt hat.

Die während mehreren Jahren nur interimistisch angekündigten Vorträge über allgemeines und schweizerisches Staatsrecht werden künftighin von Hrn. Professor Henke jeden Winter gehalten; Hr. Doktor Eisenschmied hat durch Eröffnung eines mit praktischen Uebungen verbundenen, theoretisch-chirurgischen Klinikums eine in der medizinischen Fakultät längst gefühlte Lücke ausgefüllt. Die Geheimnisse der Chemie, deren ausgedehntes Gebiet zahllose Entdeckungen, von dem denkenden Fabrikherrn, Künstler und Handwerker sogleich in ihren Werkstätten mannigfaltig angewendet, täglich noch erweitern, sind durch einen populären Abriß dieser Wissenschaft, welchen Herr Professor Brunner neben seinen übrigen Kollegien gibt, auch den Ungelehrten aufgeschlossen worden; und Hr. Brunner, welcher jüngst eine dreimonatliche Reise nach den Hauptsitzen des englischen und schottischen Gewerbfleisses vollendet hat, wird durch die gewonnene Ausbeute an Erfahrungen und Beobachtungen über die britische Betriebsamkeit diesen zu wiederholenden Vorträgen ein erhöhtes praktisches Interesse zu verleihen im Stande sein.

Die Sammlungen und Subsidiar-Anstalten der Akademie sind nach Maasgabe des Bedürfnisses und der zu Gebote stehenden Hilfsmittel vermehrt und bereichert worden; das mathematische Kabinet fand sich dabei durch den Ankauf des an der Kunstausstellung durch die allgemeine Aufmerksamkeit ausgezeichneten Telluriums und eines sehr schönen Schenkischen Theodolits besonders reichlich bedacht.

Die Entbindungsanstalt und die Veterinär-Schule sind, neuerlichen Regierungsbeschlüssen und den getroffenen Einleitungen zufolge, auf dem Wege, dem gemeinen Wesen größere Dienste, als bisher der Fall war, zu leisten. Der Entbindungsanstalt mangelt es zwar noch an einem schicklichen Lokal; aber sie ist mit Anfang 1825 von einem bloß ambulatorischen zu einem bleibenden Institut umgeschaffen worden; sie erhielt bei diesem Anlasse eine erweiterte Einrichtung, und größere Anzahl von Betten; und sie wurde durch das seltene Ereigniß einer Drillingsgeburt von vollkommen muntern, nach Jahresfrist sämmtlich lebenden Kindern, zwei Knaben und einem Mädchen, gleichsam eröffnet.

Für die Begründung einer neuen Veterinäranstalt sind kostbare Bauten schon beträchtlich vorgerückt, und es wird die bequemere Lage des Ortes, wohin sie verlegt ward, möglich machen, das Thierhospital wesentlich zu erweitern und zu verbessern, und eben so, mit Unterstützung der Pferdzuchtkommission, für die Verbreitung eines zweckmäßigen Hufbeschlages thätig zu sein. Um aber der erneuerten Anstalt für die Beför-

derung des Studiums der Thierheilkunde den gewünschten kräftigen Einfluß vollends zu sichern und die letztere auf eine bedeutende Stufe zu heben, ist annoch erforderlich (wozu aber auch die Hoffnung heranreift), daß die Thierärzte durch ihre, von der Regierung zwar ausgesprochene, aber noch nicht eingeleitete Patentirung vor willkührlichen Eingriffen in ihr Fach geschützt werden, und daß sie hierin eine hinreichende Aufmunterung finden, um sich gründliche, wissenschaftliche Kenntnisse anzueignen. Daß das Zutrauen des Publikums zum Thierspital sich keineswegs vermindere, zeigt die Zahl der dahingebrachten Pferde, welche im Jahr 1823 sich auf 182 belief, von denen 162 entweder vollkommen geheilt, oder auf der Besserung zurückgenommen wurden. Im Jahr 1824 stieg solche auf 240 Stücke an, von denen bloß 19 mit Tod abgingen, oder als unheilbar abgethan werden mußten. Wegen der im vorigen Sommer herrschenden Epizootie, hinsichtlich welcher der Vorsteher des Spitals, Hr. Mathias Anker, durch Herausgabe einer kleinen Schrift über deren Behandlung, die sämmtlichen Eigenthümer von Pferden sich verpflichtete, wurden 364 Pferde, von denen nur 21 abgingen, seiner ärztlichen Behandlung und Pflege anvertraut.

Am Schlusse ihres Berichtes empfiehlt die akademische Curatel der huldvollen Aufmerksamkeit der Regierung die Lehrer an der Akademie und an der Schule, denen im Allgemeinen das Lob von treuer Pflichterfüllung und ernstlichem Bestreben zu Beförderung der Studien und zu Aufrechthaltung der Disziplin gebührt, die Studierenden und Schüler, welche mit frohem Muthe auf der ihnen vorgezeichneten wissenschaftlichen Bahn vorwärts schreiten, endlich die Subsidiaranstalten und Sammlungen aller Art, die dem Unterricht auf mannigfaltige Weise zur Stütze dienen. „In den ersten Jahren nach Begründung von Akademie und Schule wendete sich das Interesse der Aeltern denselben lebhaft zu; wohl aber damals zum Theil nur von der Neuheit angezogen, hat dasselbe seither so merklich abgenommen, daß darauf für die Zukunft nicht gebaut werden kann. Sollen daher dieselben, wie die vielen in das öffentliche Leben getretenen jungen Männer ausweisen, gewiß nicht ohne glücklichen Erfolg vereint wirkenden Institute den bisher behaupteten Standpunkt fernerhin bewahren, so bedürfen sie fortwährend der kräftigen Unterstützung ihrer hohen Regierung, deren Werk sie sind, und die sich seit mehr als zwanzig Jahren dieses ausgezeichneten Wohlwollens und kräftigen Schutzes dankbar erfreuen."

Aus vergleichenden Zusammenstellungen ähnlicher Jahresberichte über die Verhältnisse der höhern Lehranstalten in denjenigen Kantonen der Eidsgenossenschaft, die mit solchen versehen sind, würden sich eine belehrende Uebersicht und der Stoff zu Erklärung mancher auffallenden Erscheinungen und Kontraste schöpfen lassen, hinwieder aber auch würden sie Belehrungen, Warnungen, Veranlassung darbieten, zu erforderlichen Besserungen und Anregung edler Nachstrebungen in dem, worin Eidsgenossen und verbündete Freistaaten jeder dem andern Rang zu gewinnen trachten soll, der öffentlichen Erziehung nämlich und dem Unterrichte derjenigen Bürgerklassen, die der wissenschaftlichen Ausbildung bedürfen, sei es, weil Beruf oder Neigung sie zur Theilnahme an der Regierung und Verwaltung des Gemeinwesens hinleiten, sei es, weil sie dem Lehrfache sich widmen, oder weil sie auch nur, was den Menschen durch Einsicht und Kenntnisse zu veredeln und zu bessern vermag, sich aneignen wollen. Wir haben uns um die Materialien für jene angedeutete vergleichende Würdigung umgesehen. Wie Bern solche liefert, finden sie sich auch für Basel, Genf und Waadt; theilweise mögen sie annoch für Appenzell, Schafhausen, Bünden, St. Gallen und Aargau gefunden werden; weniger oder gar nicht für die katholischen Stände Luzern, Fryburg und Solothurn. Sie mangeln uns aber auch für Zürich, wo zwar ihr Dasein kaum zu bezweifeln ist, indem das Organisationsgesetz des Erziehungsrathes diesem die Pflicht jährlicher Berichte an die Regierung auflegt, über seine Verrichtungen und über die Verhältnisse des Erziehungswesens. Sollte es nochmals irgend eine Scheu der Oeffentlichkeit sein, welche diese ohne Zweifel vorhandenen Berichte jeder Kundmachung entzieht?

Pariser Sittentafel.

Die arme Familie.

Vor einiger Zeit begegnete ich einem meiner ältesten Freunde, den ich seit Langem nicht gesehen hatte, und wir unterhielten uns über die Tage unserer Vergangenheit, in denen so manches angenehme Bild vor unsern Blicken erschien. So kamen wir auch auf unsere Schulkameraden zurück. Unter ihnen befand sich Einer, der mir immer sehr lieb gewesen war, und den ich seit vielen Jahren ganz aus dem Gesichte verloren hatte. Mit lebhaftem Schmerz erfuhr ich: daß er mancherlei bedeutende Unglücksfälle erlitten, endlich gestorben sei und seine Frau und Kinder im tiefsten Elend gelassen habe. Sarville hatte, wie ich, seit unserer Trennung Paris nicht verlassen, und doch hatte ich ihn nie gesehen, nie von ihm sprechen gehört. Aber eben in einer so großen Stadt ist das am ersten erklärlich. Man sieht oft ganz allein mitten in dem großen Haufen, der uns umwogt, und kennt

seinen Nachbar in demselben Hause, auf derselben Stiege, auf demselben Gange nicht. Wie viele Menschen geben einen Ball im ersten oder zweiten Stockwerke, ohne zu vermuthen, daß eine ganze Familie im fünften kein Brod hat. Dasselbe Dach beschützt oft zugleich den Wohlstand und das Elend, die Trägheit und Wachsamkeit, Talente und Albernheit, Unschuld und Laster.

Entschlossen, wenigstens für die Wittwe meines verstorbenen Freundes das zu thun, was ich leider für ihn selbst nicht hatte thun können, bemühte ich mich, ihre Wohnung zu erforschen. Es gelang mir endlich, und ich verfügte mich sogleich dahin. Die Mutter war krank und bettlägerig. Drei Mädchen näheten und zwei kleine Knaben strickten wollene Strümpfe, die sie jedoch schnell verbargen, als sie mich eintreten sahen. Ich bestellte ein Dutzend Hemden und gab der ältesten Tochter das Geld dazu. Das Mädchen schien ungefähr sechszehn Jahre alt zu sein. Sein schönes und rührendes Gesicht flößte die größte Theilnahme ein, während seine bleiche Farbe und seine vom langen Wachen getrübten Augen seine Sorge und sein Bestreben andeuteten, die Lage seiner Mutter zu erleichtern.

Ich setzte mich an das Lager der Leidenden, sprach mit ihr von ihrem Mann, bezeugte ihr mein Bedauern, durch die Umstände von ihm getrennt worden zu sein, und ließ sie die Trauer bemerken, welche die von ihm erlittenen Unfälle mir verursachten. Sie schwieg über ihre Lage; aber als ich dem Verstorbenen gerechtes Lob zollte, füllten sich ihre und ihrer Kinder Augen mit heißen Thränen.

„Ach! sagte sie endlich, wenn meine Gesundheit mir nur erlauben wollte, meiner Cäcilie, die zu viel arbeitet, ein wenig behilflich zu sein, so würde ich nichts mehr wünschen mögen.“ Das schöne Mädchen trocknete sich schnell die Augen, nahm ein heiteres Gesicht an und sagte: „Gute Mutter! warum quälst du dich? Sei doch ruhig, ich bitte dich. Meine Schwestern werden größer, und werden bald eben so viel arbeiten können, als ich.“ — „Aber meine Söhne!“ rief die Mutter und warf einen herzlichen und traurigen Blick auf die beiden kleinen Knaben, „welche Aussicht haben sie? Cäcilie hat sie wohl lesen und schreiben gelehrt, aber was können sie jetzt noch lernen?“ — Wie, fragte ich erstaunt, Sie sind auch noch die Lehrerin Ihrer Brüder? — Sie erröthete, schlug die Augen nieder und entgegnete: „Unsere Arbeit gibt uns jetzt nicht die Mittel, sie in die Schule schicken zu können; aber wir verzweifeln für die Zukunft daran noch nicht“ — „Ja,“ fiel die Mutter ein, „und das ist es eben, was mir das Herz bluten macht. Meine Töchter wachen jetzt zwei Stunden länger, um das Geld zusammenzusparen, im nächsten Jahre das Schulgeld ihrer Brüder bezahlen zu können. Ach! wenn ich die armen Mädchen so oft gegen den Schlaf kämpfen und sich die Augen mit kaltem Wasser waschen sehe, um wach zu bleiben, dann glühen die meinigen voll heißer Thränen.“

Ich stand auf, um meine Bewegung zu verbergen; denn es scheint fast, daß man sich schämt, gefühlvoll zu sein, und daß es zum guten Ton gehört, Alles vielmehr lächerlich zu machen, als Theil an dem Unglück eines Andern zu nehmen. Gott sei Dank! ich bin noch nicht so sehr vom guten Ton besessen, daß ich im ganzen Ernste fühllos sein könnte, und nicht gern Glückliche zu machen wünschte. Aber es ist auch noch eine Kunst, zu geben; denn es gibt Wohlthaten, die erniedrigen, und ich habe mich bemüht, die meinigen nie auf solche Weise geltend zu machen.

Wie ist es so süß für mich, den Wechsel zu bemerken, der in der Lage der Wittwe meines Freundes stattgefunden hat. Ihre Töchter sind nicht mehr genöthigt, einen Theil der Nacht zu wachen, die Knaben gehen in die Schule und lernen fleißig, die Frische ist wieder auf die Wangen der schönen Cäcilie zurückgekehrt und die Gesundheit der Mutter ist wieder hergestellt, weil sie nicht mehr das Gemälde der Sorgen und Mühen ihrer Kinder beständig vor Augen hat.

Die drei vorzüglichsten Redner des englischen Gerichts.

Lord Erskine, das erste Talent des englischen Gerichts, hatte weder Genie noch Einbildungskraft, und diesem Mangel allein verdankte er seinen ausserordentlichen Erfolg. Seine durchaus korrekt geschriebenen Reden enthalten keine merkwürdigen Bruchstücke, die man vom Ganzen absondern und in sein Gedächtniß eingraben könne. Seine glänzendsten Uebergänge sind nur Gemeinsprüche; aber sie werden mit seltener Zierlichkeit vorgetragen, und sind seinem Texte vollkommen und sinnreich anpassend. Wenn er mehr Fruchtbarkeit im Gedanken, mehr Größe der Bilder, mehr Tiefe der Ansichten hätte, würde er den gewöhnlichsten Handlungen des Lebens nicht so viel Farbenglanz zu geben suchen. Wenn er mit Pitt hätte wetteifern oder Fox unterstützen können, ohne schwach nach ihm zu erscheinen, würde er nicht der Ruhm des Kingsbench-Gerichts geworden sein. Seine Neigungen, seine Mittel und seine Kenntnisse standen in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Stande, dem er sich gewidmet hatte. Man hatte vor ihm nie eine größere Zahl von Eigenschaften entwickelt, um Erfolg vor Gericht zu gewinnen. Ein oberflächlicher und glänzender Geist, eine große Fruchtbarkeit in den

Ausfällen, eine besondere Grazie im Vortrage, ein seltenes Glück des Ausdrucks, ein reiches, mit den Traditionen des Alterthums bereichertes Gedächtniß: das Alles waren seine Vorzüge. Er wußte sich immer seinen Zuhörern begreiflich zu machen, und hatte das glückliche Talent, sie bis zu sich zu erheben. Darin wurde er durch seine Abstammung von einer ausgezeichneten Familie, durch eine harmonische Stimme und einen ausdrucksvollen Blick begünstigt, welcher letztere vorzüglich um Nachsicht zu bitten, manchmal aber auch Bewunderung zu gebieten schien. Seine moralischen Eigenschaften trugen noch mehr dazu bei, ihm die Herzen zu gewinnen. Es war unmöglich, diesem Wohlwollen, dieser kindlichen Einfachheit, diesem zarten Anstriche zu widerstehen, die er über die ernstesten Gegenstände zu verbreiten wußte. Seine Schwachheiten selbst waren ihm zu Mitteln eines größern Einflusses geworden. Er schien das Publikum seinen Egoismus, seine Eitelkeit und alle seine kleinen Fehler theilen zu lassen.

Seine kräftigsten Ausfälle entstanden also mehr aus seiner Leidenschaftlichkeit, als aus seiner Einbildungskraft. Gebrauchte er einen malerischen Vergleich, so entlehnte er ihn immer den einfachsten Szenen des ländlichen Lebens. Der Landmann, der Handwerker, der unbelesene Kaufmann wurden von der einfachen Darstellung kindlicher Vergnügungen gerührt, von dem Gemälde einer alten Freundschaft und den Leiden und Freuden des häuslichen Lebens hingerissen. Er wußte mit vieler Kunst zarte Neigungen geltend zu machen, selten nur nahm er zu heftigen Bewegungen seine Zuflucht.

Als er die politischen Rechte seiner Mitbürger zu vertheidigen hatte, geschah es nicht durch Abstraktionen, sondern im Namen der alten Gebräuche des Landes, im Namen der vom Hofe und den Parlamenten sanktionirten Gesetze. Er beschränkte sich immer in die gerichtlichen Formen, selbst wenn er sich eine Abschweifung über das Gebiet der Geschichte oder der Literatur erlaubte. Aber er wußte sie zugleich dadurch achtungswerth zu machen, daß er sie zur Stütze des Unterdrückten gebrauchte, und ihr die Farbe seines eigenen Gefühls gab. Man bewunderte vorzüglich die Diskretion, mit welcher er über die zarten Gegenstände hingleitete, und den ausgezeichneten Geschmack, der seine Sprache bestimmte. In geringfügigen Angelegenheiten verfiel er niemals in Uebertreibung. Er begnügte sich damit, der Sache Interesse zu geben, und sie mit eben so vieler Zierlichkeit als Umsicht an den Hauptgegenstand zu knüpfen. Manchmal diente ein Spitzwort selbst ihm zum Beweisgrunde. Der Zweck seiner Ausfälle war, das Geschwornengericht in demselben Augenblicke, wo es einen entscheidenden Ausspruch thun sollte, auf einen ableitenden Gedanken zu führen. Er bewahrte seine Weisheit selbst bis in die Kühnheit, und seine Festigkeit war ihm nur ein Mittel, wie seine Schwächen. Er hielt beständig vor den Gerichtshöfen die Würde des Advokatenstandes aufrecht, und leistete ihm dadurch einen sehr wichtigen Dienst, weniger jedoch durch seinen Muth, als durch seine eben am besten Orte passende Unterstützung. Er war, mit einem Worte, der vollkommenste Advokat, den man je gekannt hat; und dennoch, ungeachtet aller seiner großen Eigenschaften und seines unbestrittenen Ruhms, war er nur ein gewöhnlicher, scharfsinniger Schriftsteller, ein Schlußfolgendreher ohne alle Energie.

Scarlett, gegenwärtig der Diktator von Kingsbench, hat weniger Glanz, als sein Vorgänger; aber er steht, hinsichtlich der Kunst, eine Sache zu führen, ihm in nichts nach. Er vermeidet mit Sorgfalt die Abschweifungen der Einbildungskraft, er richtet sich nur selten an die Leidenschaften der Menschen, aber er hat oft Proben des glänzendsten und energischsten Talents gegeben. In der Behandlung der gewöhnlichen häuslichen Gegenstände, die nur gesunden Verstand und Takt erfordern, hat er weder einen Meister, noch einen Nebenbuhler. Unter seinen Händen scheint das Resultat einer Sache niemals zweifelhaft. Er sieht es voraus, er entscheidet es mitten unter den größten Schwierigkeiten, und er täuscht sich nur äusserst selten. Er geht grade und mit Sicherheit und Umsicht auf sein Ziel los. Was Johnson von der Art sagte, mit welcher Burke einen Gegenstand behandelte, „er winde sich wie eine Schlange", das kann man auch von Scarlett sagen. Er begnügt sich nicht damit, einen Gegenstand nur leicht zu berühren, er entmuthigt sich eben so wenig, wenn der Erfolg zweifelhaft scheint. Er stürzt sich vielmehr ganz hinein, bewegt und wendet ihn nach allen Seiten und ruht nicht früher, als bis er ihn wieder auf einen leidlichen Standpunkt gebracht hat. Man bemerkt in allen seinen Reden eine umsichtige Vertheilung des Lichts, eine glückliche Verwendung der Ironie; aber seine Entgegnungen vorzüglich sind wahre Triumphe für ihn. Er stellt sodann keine Reihefolge scharfsinniger Betrachtungen auf, um zur Ueberzeugung zu gelangen, er befaßt sich noch weniger mit einer kalten Zergliederung der Zeugen-Aussagen; aber er verschmilzt in demselben Augenblicke alle seine Mittel, um daraus eine imposante Masse zu machen, wie wenn er die größte Muße gehabt hätte, sie lange vorher zuzubereiten, um damit einen großen Schlag zu thun. Sein kräftiger und blitzschneller Gedanke bildet den Plan und seine Abtheilungen, die er mit überraschendem Scharfsinn zu entwickeln versteht.

Wenn eine Streitsache einen halben Tag lang

mühſam erörtert worden iſt, und ſie durch die Vertheidigungs- oder Angriffsrede ſeines Gegners kompromittirt zu werden ſcheint, ſo rafft er ſie plötzlich zuſammen, kürzt er ſie ab, hebt er ſie wieder empor und gewinnt ſie. Er belebt und bekräftigt Alles, was er berührt. Unter ſeiner Bearbeitung verwandelt ſich die geringſte Vermuthung in Gewißheit, die unbeſtimmteſten, vereinzelten, unintereſſanteſten Umſtände werden durch ihn überzeugende Beweisgründe. In den Debatten über die Motion, in Bezug auf die Anklage des Kanzlers gegen Herrn Abercrombie, bewies er, daß er nur aus Nothwendigkeit und ungern ſein Talent den durch den Schlendrian gebotenen Formen unterworfen habe. Bei dieſer Gelegenheit veränderte er ſeine gewöhnliche Manier, er vergaß die Höflichkeitsphraſen, die Betonung, die Bewegungen, die er ſeit langer Zeit ſich angewöhnt hatte, und ſprach mit der einfachen Energie eines Nordländers, indem er Wahrheiten aufſtellte, welche die ganze Kammer in Erſtaunen ſetzten.

Brougham, ohne von hoher Geburt zu ſein, ohne ein großes Vermögen zu haben, oder in genauer Beziehung mit der Ariſtokratie zu ſtehen, hat ſich, einzig durch ſein Talent, an die Spitze der Oppoſitionspartei im Parlament erhoben. Er beginnt jetzt wieder, ſich ſeinem frühern Stande als Advokat zu überlaſſen. Aber welches auch die Ausdehnung und die große Verſchiedenheit ſeiner Kenntniſſe ſein möge, ſo hat er doch nicht jene große und mächtige Eigenſchaft, die Einbildungskraft, die alle übrigen verdunkelt. Seine verſchiedenen Mittel ſind nicht ſo verbunden, um ſich gegenſeitig zur Stütze gereichen zu können, ſie ſcheinen vielmehr alle vereinzelt zu wirken. Dieſelbe Rede kann ihm Gelegenheit darbieten, mehrere Talente nach einander zu entwickeln, eine leichte und zierliche Auseinanderſetzung, einen lebhaften und glänzenden Geiſt, eine koſtbare Gedrängtheit, eine pathetiſche Wärme zu offenbaren; aber alle dieſe Schönheiten erſcheinen zerſtückelt und ſind nicht in den Körper ſeiner Rede verſchmolzen. Seine furchtbarſte Waffe iſt der Spott, und die Verachtung iſt es, die ihm ſeine herrlichſten Darſtellungen eingibt. Er verſteht beſſer Schrecken und Scham, als Rührung und Enthuſiasmus zu erregen. Durch die Heftigkeit ſeines Karakters hingeriſſen, ſucht er „jene mittelmäßigen Geiſter zu entlarven, die ſich nicht am hellen Tage zu zeigen wagen, und er zieht die Majorität ſtolzer Verfolger in den Staub“ *)

Bei ihm iſt Alles gegen das Poſitive gerichtet. Er iſt mehr Rieſe, als Zauberer. Er kann zwanzig verſchiedene Sachen auf einmal machen, und er macht ſie alle gut. Aber er iſt unfähig, eine große in Ausführung zu bringen, und man muß nicht von ihm die plötzlichen und erhabenen Inſpirationen erwarten, welche die Welt durch einen neuen Karakter der Wahrheit und Größe in Erſtaunen ſetzen. Er entwickelt in der ausgedehnten Sphäre ſeiner Beſchäftigungen eine ungemeine Thätigkeit, und ſcheint einer jeden derſelben ausſchließlich anzugehören. Um drei Uhr Morgens kann man ihn im Parlament einen donnernden Ausfall gegen ſeine Feinde machen hören, und um halb zehn kann man ihn vor Gericht ſehen, wo er mit Wärme in einer Angelegenheit von fünf Guineen ſpricht.

Dieſe Verſchiedenheit der Beſchäftigungen, dieſe erſtaunliche Biegſamkeit des Talents hängt ſehr viel von ſeinem Temperamente und von ſeinem Karakter ab. So ſieht man ihn, mitten unter den größten politiſchen Debatten, einen Aufſatz für die Edinburger Revüe ſchreiben, oder ein neues Erziehungsſyſtem für das Volk ausarbeiten; aber er thut das Alles mit ſo viel Natürlichkeit und Einfachheit, daß ein Fremder ihn für einen Mann halten möchte, der durchaus Herr ſeiner Zeit und ſeiner Vergnügungen iſt. Das Feuer, das ſeine Einbildungskraft belebt, ſcheint ſeinen Puls nicht zu beſchleunigen, oder ſeinem Blute eine größere Wärme zu geben. Er iſt ganz verſchieden im Senat, in ſeinem Kabinet, in einem Ausſchuß und vor Gericht; deshalb ſteht er aber auch niemals hinter den ihm auferlegten Pflichten zurück.

*) Anſpielung auf den Prozeß der Königin.

Ein Zug aus Lord Byrons Leben.

Als Lord Byron, in Begleitung des Lieutenant Ekenhead, den Hellespont überſchwamm, verſuchte er dies Wagſtück an derſelben Stelle des Kanals, von der er vermuthete, daß Leander ſich den Fluthen anvertraut habe, um zu Hero zu gelangen. Aber es ſcheint, daß bei den Dardanellen die Strömung ſo ſtark iſt, daß man unmöglich ſchwimmend, oder ſelbſt in einer Barke, überſetzen und einen beſtimmten Punkt des jenſeitigen Ufers berühren könne. Byron ſchwamm vom Schloſſe Abydos hinweg und erreichte das jenſeitige Ufer drei Meilen unterhalb dem Punkte, wo er es zu berühren geglaubt hatte. Eine Barke folgte ihm nach, und er hatte folglich keine Gefahr zu befürchten. Als er endlich das Land erreichte, waren ſeine Kräfte ſo ſehr erſchöpft, daß er ſich glücklich fühlte, das Anerbieten eines armen türkiſchen Fiſchers anzunehmen, und in ſeiner Hütte auszuruhen. Byron war krank und hatte einen ſtarken Fieberanfall. Da ſein Begleiter wieder auf ſeine Fregatte zurückkehren mußte, ſo blieb er allein bei den guten Leuten, die ihn ſo zuvorkommend aufgenommen hatten.

Der Türke hatte nicht die geringſte Ahnung von dem Rang und der Wichtigkeit ſeines Gaſtes. Er hatte demungeachtet alle nur erdenkliche Sorgfalt für ihn, und ſeine Frau wachte an dem Lager des Kranken während den fünf Tagen und Nächten, die er bei ihnen zubrachte. Als er ſich wieder einſchiffte, um an das entgegengeſetzte Ufer zurückzukehren, verſorgte ſein Wirth ihn noch mit einem großen Brode, einem Käſe und einem mit Wein gefüllten Schlauch. Er drang ihm auſſerdem noch einige Pares (Geldſtücke von zwei Batzen Werth) auf, richtete ein Gebet an Allah für ihn und wünſchte ihm eine glückliche Heimkehr. Byron dankte dem armen Türken ganz einfach für ſeine Geſchenke; aber als er in ſeiner Behauſung angekommen war, ſendete er ſeinen treuen Stephano ab, um dem Fiſcher eine Menge Netze, eine Jagdflinte, ein Paar Piſtolen und zwölf Ellen Seidenſtoff für ſeine Frau zu überbringen. Die armen Leute waren ganz erſtaunt, ein ſo bedeutendes Geſchenk eben von daher zu erhalten, wo ſie es am wenigſten erwartet hatten. Der Fiſcher faßte den Entſchluß, am nächſten Morgen über den Hellespont zu ſchiffen und dem Sender dafür ſelbſt zu danken. Aber unglücklicherweiſe erhob ſich, als er mitten im Kanal war, ein ſtarker Sturm, und der arme Mann ertrank.

Byron war über dieſen traurigen Zufall ſehr betrübt. Er ſchickte der Wittwe fünfzig Dollars und ließ ihr ſagen, daß ſie bei jeder Gelegenheit auf ihn rechnen könne. 1817 landete er an derſelben Stelle, wo er früher eine ſo uneigennützige und in ihren Folgen ſo verhängnißvolle Gaſtfreundſchaft genoſſen hatte. Aber weder die Wittwe noch ihr Sohn erkannten ihn wieder, ſo ſehr hatten einige Jahre und ſein Anzug ſeine ganze Geſtalt verändert.

Häckerling.

Die jüngſte Tochter des Reformators Johann Knox, des ſchottiſchen Calvin, hatte, nach dem Tode ihres Vaters, ſich mit einem gewiſſen Johann Welch verheirathet, den der König Jakob verbannte, weil er vorgeblich die Geſetze übertreten hatte, durch welche der Monarch die presbyterianiſche Kirche regieren wollte. Seine Frau, die einige Jahre mit ihm in der Verbannung zugebracht hatte, erſchien endlich vor dem Könige, um von ihm die Begnadigung ihres Gemahls zu erbitten. — Wie heißt Euer Vater? — Knox. — Knox! Welch und Knox! Der Teufel hat nie zwei ſo verfluchte Namen zuſammengebracht. — Wahrſcheinlich weil man ſeiner dazu nicht bedurfte. — Wie viel Kinder hat Euer Vater hinterlaſſen? — Drei Mädchen. Gott ſei gelobt und gedankt; denn drei Knox hätten mich auf meinem Throne zittern gemacht. Aber was wollt Ihr eigentlich von mir? — Eure Majeſtät bitten, meinem Manne die Erlaubniß zu ertheilen, wieder nach Schottland zurückzukehren und die heimathliche Luft wieder einathmen zu dürfen. Sie würden ihm dadurch ein neues Leben gewähren. — Ich gewähre ihm einen neuen Teufel vielmehr. — Der würde ſich beſſer für Ihre Hofſchranzen ſchicken, die Land und Leute zu Grunde richten, und Eure Majeſtät nebenbei. — Er ſoll katholiſch werden, um meiner Huld gewiß zu ſein. — Darauf trat die junge Frau drei Schritte zurück, erhob die Zipfel ihrer ſchottiſchen Schürze, und rief mit Unwillen: Bevor er das thut, ſoll man ſeinen Kopf in mein Plaid werfen, und ich werde ihn als eine heilige Reliquie aufbewahren. Darauf entfernte ſie ſich.

— Der Zufall hat in England, unter den Handſchriften des berühmten Alexander Pope, das Konzept einer ſeiner literariſchen Schwachheiten entdecken laſſen. Es iſt zugleich eine ſehr gewandte Lobrede auf ſich ſelbſt, und eine ſehr ſtarke Satyre gegen Phillips, einen ausgezeichneten Dichter ſeiner Zeit, dem Verfaſſer des ſonderbaren Gedichts „der Schilling.“ Er hatte nämlich das Unglück gehabt, ſeine Schäfergedichte zu derſelben Zeit erſcheinen zu laſſen, als Pope die ſeinigen herausgab. Jener Artikel erſchien im „Guardian“ vom 27. April 1713. Die literariſchen Sitten haben ſeitdem ſich eben nicht auſſerordentlich verändert. Pope ſagt mit Virgil, daß Corydon der erſte aller Poeten ſei, und dieſer Corydon, das verſteht ſich, iſt er ſelbſt: Ex illo Corydon, Coridon est tempore nobis. Er lobt zuerſt ironiſch ſeinen Nebenbuhler, macht ihn ſodann lächerlich und verſpottet aufs bitterſte Phillips Manier, veraltete Worte in ſeine Gedichte zu verweben. Es iſt ſehr wahr, daß die gewöhnliche Sprache zur Dichtung hinlänglich iſt, und Destouches hatte nicht Unrecht zu ſagen:

Elle dit tout (die gewöhnliche Sprache); et ne paraît stérile
Qu'à des savans qui ne la savent pas.

Aber es handelt ſich hier nicht über Pope's Vernunft, ſondern über ſeinen Eigendünkel und über die Frechheit ſeines Eigenlobs. Nachdem er Phillips mit ſich verglichen, die Arbeit des Andern ganz herabgeſetzt, ſeinen ſchlechteſten Verſe angeführt, und daneben die beſten der ſeinigen geſtellt hatte, beendigt Pope den Artikel mit den Worten: „Pope gehört zu derſelben Klaſſe, als Moſchus und Bion. Er gehört, wie Virgil, zu jenen Dichtern, die freilich mit Phillips keine Schöpſe hüten würden. Wenn alſo Moſchus, Bion, Virgil und Pope keine Schäfergedichte geſchrieben haben, ſo haben ſie etwas Beſſeres gemacht (Smelling belted).“ Die Nachwelt hat dieſe Sentenz ſeiner Eitelkeit gerechtfertigt.

— Der Gebrauch der Sprichwörter, die man manchmal die Weisheit der Völker zu nennen pflegt, iſt ſchon ſehr alt. Die Quellen derſelben ſind nicht immer ganz rein. Die Leidenſchaften, der Egoismus und die Bosheit der Menſchen haben mehrere in Kurs geſetzt. Es gibt wenige Handwerke, die nicht das eine oder das andere Sprichwort haben. Unglücklicherweiſe ſind ſie nicht immer auf die ſtrengſte Rechtſchaffenheit begründet, und können folglich nicht zur Lehre, wenigſtens nicht zur guten, gereichen. So iſt es z. B. ein ganz abſcheuliches Sprichwort, welches ſagt: „Man muß die Henne rupfen, ohne daß ſie ſchreie.“ Leider wird es heutzutage nur zu oft in Anwendung gebracht. „Sie hat ein gutes Mundwerk und iſt im Stande, ſelbſt Stein zu verkaufen,“ ſagt man, als Zugabe der Mitgift, zur Empfehlung eines Mädchens, um das ſich ein junger Kaufmann bewirbt. Wem verdankt man die boshafte aber richtige Bemerkung: „Man kann die Fliegen nicht mit Eſſig fangen“? Ohne Zweifel irgend einem alten Schmeichler, der auf ſeinen Sohn die Kunſt der Lockpfeiferei überträgt, die man auf lateiniſch venatio hominum nennt. Iſt es ebenfalls ein moraliſches Wort: „daß nur diejenigen verlieren, die ſich ſchämen, und daß die Unverſchämten immer gewinnen.“ Man darf es wohl mehr als einen Rath, denn als eine Thatſache betrachten: „daß Niemand Prophet in ſeinem Lande iſt.“ Das will wahrſcheinlich ſo viel heißen, als: Wenn du da Niemand betrügen kannſt, wo dich Jedermann kennt, ſo pack' dich fort und betrüge da, wo dich Niemand kennt.

— Die Schmeichelei iſt das Reſultat einer Neigung unſers Geiſtes, durch welche wir die Meinung verſchönern, die wir über eine Perſon oder über eine Sache haben, in der Abſicht, irgend einen Vortheil davon zu ziehen. Sie iſt die Gewohnheit der Ehrgeizigen, denen es an Verſtandeskräften fehlt, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, wie z. B. der Höflinge, die, nach dem Ausdruck des Herzogs von Orleans, weder Ehrgefühl noch Scham haben. Man muß die Schmeichelei nicht mit der Lobpreiſung verwechſeln, denn dieſe letzte iſt nur die Bezeugung der Wahrheit. Einige Schriftſteller des Alterthums ſind unwillkührlich aus der letzten in die erſtere verfallen. Martial hat achtzehn Epigramme zum Ruhme Domitians gemacht, die eben ſo viele Denkmäler der Verworfenheit ſeines Herzens ſind. Nach dem Tode dieſes Fürſten richtete er dieſelbe Schmeichelei an Trajan, und behandelte die Thaten, die er kurz vorher ſo hoch erhoben hatte, als Verbrechen. Statius widmete demſelben Domitian zwei Gedichte, und verfaßte auſſerdem noch drei oder vier Lobreden auf ihn. Die Schmeichelei iſt nichts mehr und nichts weniger, als ein Fallſtrick, der von der Habgier, der Eigenliebe und Eitelkeit der Großen gelegt wird, und der ſich manchmal auf eine faſt unmerkliche Weiſe in die Rede verweben läßt. Fouché hielt den Schauſpieler Lekain über alle Vergleichung erhaben. Napoleon wendete ſich nach der Darſtellung des Manlius an ihn und fragte: Glauben Sie auch jetzt noch, daß Lekain Talma übertreffe? — „Sire!“ entgegnete der feine Hofmann auf der Stelle: „ich habe in unſern Tagen Größeres geſehen, als Alexander und Cäſar; aber ich glaube immer noch, daß es unmöglich ſei, irgend einen andern Schauſpieler Lekain gleichzuſtellen.“

— Man begreift nicht, warum Thomas Moore, in ſeiner Biographie Sheridans, einen merkwürdigen Umſtand mit Schweigen übergangen hat, der ſich bei der Beerdigung desſelben zugetragen hat. Als nämlich die Perſonen, welche den Leichnam zu ſeiner letzten Wohnung begleiten wollten, bereits verſammelt waren, und man eben den Sarg erheben wollte, um ihn in den Trauerwagen zu ſtellen, trat ein wohlgekleideter Mann, der ſehr betrübt zu ſein ſchien, in das Zimmer, in welchem die ausgezeichnetſten Perſonen der drei Königreiche verſammelt waren, und erbat ſich die Bewilligung, noch einmal die Züge ſeines verſtorbenen Freundes betrachten zu dürfen. Man willfahrte ſeinem Verlangen. Kaum hatte man jedoch Sheridans Todtenantlitz entblößt, ſo zog der Betrübte ein Mandat aus der Taſche, durch welches Beſchlag auf den Körper gelegt wurde, in Folge der Schulden, welche der Verſtorbene hinterlaſſen. Canning und Lord Sydmouth, die auch gegenwärtig waren, zogen ſich endlich mit dem Gerichtsdiener zurück, und bezahlten ihm die fragliche Summe, die ſich auf ungefähr fünfhundert Pfund Sterling belief.

— Als der engliſche Kapitän Reynolds mit ſeinem Schiff, der Urania, die ſüdlichſte Spitze der Inſel Neuſeeland umſegelte, bemerkte er drei große Fahrzeuge, in denen ſich ungefähr achtzig Eingeborne der Inſel befinden mochten, die aus allen Kräften herbeiruderten. Er vermuthete irgend eine feindliche Abſicht und war auf ſeiner Hut. Indeſſen waren Jene ſo nahe, daß man mit ihnen ſprechen konnte. Da erhob ſich ihr Anführer Tippahi-Kupa, einer der Könige der Inſel, und verlangte aufs Schiff gelaſſen zu werden, indem er zugleich andeutete, daß er in friedlicher Abſicht komme, und daß weder er noch ſeine Mannſchaft Waffen bei ſich habe. Kaum war er auf dem Verdeck, ſo winkte er den Booten zu, ſich zu entfernen, was auch mit unglaublicher Schnelligkeit geſchah. Der Kapitain, über dies Verfahren nicht wenig erſtaunt, fragte ihn: was er denn eigentlich wolle? — „Nach Europa gehen, den König Georg ſehen!“ antwortete er in gebrochenem Engliſch. Reynolds, von dieſer Forderung eben nicht beſonders erfreut, wollte ihn über Bord werfen laſſen; aber Tippahi verſtand den

Befehl, warf sich auf den Boden nieder, und klammerte sich mit beiden Händen so fest an zwei Kanonenringe an, daß ihn die drei stärksten Matrosen davon nicht losreissen konnten, und man die Unmöglichkeit sah, sich seiner zu entledigen, ohne ihm vorher die Hände abzuhauen. Die Boote waren indessen auch bereits verschwunden, und man war genöthigt, den ungebetenen Passagier zu behalten, der bald der Liebling der ganzen Bemannung wurde. Selbst der Kapitän mußte sich, einige Zeit nachher, Glück wünschen, ihn aufgenommen zu haben; denn als er nahe bei Monte Video ins Meer gefallen war, stürzte sich Tippahi ihm nach, ergriff ihn, als eben das Schiff über ihn hinzugehen drohte, und rettete ihm auf solche Weise das Leben. Die eigentliche Absicht dieses Wildenhäuptlings, um derentwillen er sich eingeschifft hatte, bestand nicht in der bloßen Neugier, Europa und den König Georg zu sehen, sondern vielmehr sich Waffen zu verschaffen, um desto nachdrücklicher seine Feinde auf der Heimathinsel bekriegen zu können. Er ist von ausserordentlicher Muskelstärke, sanft in seinem Benehmen, gleich in seinem Karakter und sehr umgänglich. Ein überaus starker Matrose wollte eines Tages versuchen, ob es denn wirklich so gefährlich sei, wie man ihm versicherte, einem Wilden den Kopf zu berühren. Er versetzte ihm daher einen derben Streich über den Schädel. Tippahi erhob sich mit zornsprühenden Augen, ergriff den Verwegenen mit der einen Hand, erhob ihn über sich, rüttelte ihn in dieser Stellung, daß ihm die Zähne klapperten, und warf ihn sodann mit Gewalt aufs Verdeck. Der Matrose konnte sich, nach dieser Uebung, einige Tage lang nicht bewegen. — Die Bemerkungen, welche neue und unbekannte Gegenstände dem wilden Könige entlockten, bewiesen mehr als gewöhnliche Geistesfähigkeiten, die nur einer geschickten Leitung bedürften, um einen ausgezeichneten Menschen aus ihm zu machen. Auf die Frage: was ihm am meisten in England gefalle? entgegnete er: „Daß es hier keine Kuckl (Sklaven) gibt, und Jedermann frei hinausblickt."

Naturgeschichtliche Merkwürdigkeiten.

Der Ornithorynch.

In dem königlichen Pflanzengarten zu Paris befindet sich eines der seltsamsten Thiere, welche die Erde trägt. Man hat ihm den Namen „Ornithorynch" gegeben; denn es war bisher gänzlich unbekannt. Es hat vier Füße und Haare, wie jedes Quadruped, dazu einen Schnabel, wie ein Vogel, und endlich einen mit Gift angefüllten Stachel mit Haken, wie die Klapperschlange. Man hatte seit einiger Zeit dies sonderbare Thier schon beschrieben; aber erst ganz vor Kurzem hat man sich einige nähere Nachrichten über seine Natur und seine Gewohnheiten verschaffen können.

Der Ornithorynch bewohnt die Lagunen von Neuholland. Er baut sich ein Nest von Wurzeln und Moos, mit dem Rohr durchflochten, das die Ufer jener Eilande bedeckt. Er legt zwei weiße Eier, die kleiner als die der Hühner sind. Er brütet lange Zeit darüber, heckt sie endlich auf dieselbe Weise aus, wie die Vögel, und verläßt sie nur dann, wenn er von einem weit überlegenen Feinde vertrieben wird. Es scheint, daß er während dieser Zeit weder Kräuter noch Samen frißt, und daß die Erde rings um sein Nest ihm zur alleinigen Nahrung gereicht, wenigstens hat man bei einer solchen Gelegenheit nichts Anderes in seinem Magen gefunden.

Wenn er unter das Wasser taucht, so kommt er schnell wieder auf die Oberfläche, und schüttelt den Kopf, wie eine Ente. Läuft er am Ufer entlang, so schleppt er sich mit ziemlicher Schnelle auf der Erde fort. Seine Bewegungen sind im Ganzen sehr lebhaft, und er ist schwer zu fangen, weil er ein vortreffliches Gesicht hat. Die Iris des Auges ist schwarzbraun, und der Apfel blau und sehr klein. Er athmet gewöhnlich nur durch eine Schnabel- oder Nasenöffnung, und bedient sich der andern nur im Wasser. Er kratzt sich Kopf und Hals mit dem einen Hinterfuß, auf dieselbe Art, wie die Hunde. Ergreift man ihn, so sucht er zu beissen; aber da sein Schnabel dünn und schwach ist, so kann er damit nicht verwunden.

Das Männchen, das allein einen Sporn oder Stachel an den beiden Hinterbeinen hat, bedient sich desselben, so bald es angegriffen wird. Die dadurch verursachte Wunde schwillt plötzlich an, und macht heftige Schmerzen; aber man hat kein Beispiel, daß Jemand daran gestorben sei. Die Eingebornen versichern, daß sie gefährlich sei; und sie heilen sie durch Aussaugen, wie die Karaiben die gefährlichen Stiche des Trigonocephal. Sie haben ohne Zweifel bemerkt, daß die Gefahr bei diesen Verletzungen durch das Gift entsteht, welches durch den Stich darin verbreitet wird. Auffallend ist auf jeden Fall die Aehnlichkeit, die zwischen diesem Sporn des Ornithorynch und dem Stachel der giftigen Schlangen stattfindet.

Der irländische Barde.

Von Thomas Moore.

I.

O, tadle nicht den Barden, wenn er sich zu der Wiege flüchtet, wo die träge Wollust, nachlässig den Ruhm anlächelnd, ruht. Er war für das Große geboren, und in glücklichern Tagen hätte seine Seele in einer heiligern Flamme brennen können. Die Saite,

die jetzt ſchlaff auf der Leier ruht, hätte einen ſtolzen Bogen überſpannen und den Pfeil des Kriegers ſchleudern können, und dieſe Lippen, die nur Liebesgeſänge aushauchen, hätten die mächtigen Fluthen eines glühenden Patriotenherzens verbreiten können.

II.

Aber ach! O Unglück! Er iſt gefallen, der Stolz ſeines Landes. Er iſt gebrochen, dieſer Stolz, der ſich niemals gebeugt hätte. Seine Kinder dürfen nur im Geheimen auf den Ruinen ſeufzen; denn Liebe iſt Verrath, Vertheidigung Tod. Seine Söhne werden verachtet, ſo lange ſie nicht gelernt haben, ihn zu verrathen. Sie leben ohne Ehre, wenn ſie nicht ihre Väter entehren. Und die Fackel, die ſie auf dem Wege der Größe führen ſoll, ſie müſſen ſie an dem Scheiterhaufen ihres ſterbenden Vaterlandes anzünden.

III.

Darum table den Barden nicht, wenn in ſeinem ſüßen Wonnetraume er zu vergeſſen ſucht, was er nicht heilen kann. Ha! gebt ihm nur eine Hoffnung, laſſet nur einen Lichtſtrahl durch die Finſterniß ſeines Vaterlandes dringen, und ſeht ſein Erwachen! In demſelben Augenblicke wird ſein Herz alle die Leidenſchaften, die es genährt hat, alle die ſüßen Bande, die es vergötterte, verachten, und dieſe träge Myrthe, die ſich in ſeine Krone verſchlingt, wird, wie die Blumengewinde des Harmodius, dazu dienen, ſein Schwert darunter zu verbergen.

IV.

Aber obgleich der Ruhm verſchwunden, obgleich die Hoffnung verwelkt iſt, dein Name, Erin! Vielgeliebter! wird in den Geſängen fortbeſteh'n. Selbſt in den Stunden, wo das Herz am freudevollſten ſein mag, niemals wird es dein Andenken und das Andenken deiner Beſchimpfung verlieren. Der Fremdling wird deine Klage vernehmen bis in ſein heimiſches Land. Der Seufzer deiner Harfe wird das Meer überſchweben, um zu den Herren ſelbſt zu gelangen, die deine Kette feſter ſchmieden wollen. Sie werden innehalten beim Geſange ihres Gefangenen und weinen.

Italieniſche Literatur.

Prospetto della storia litteraria di Sicilia, nel secolo XVIII. — Proſpektus der Literaturgeſchichte Siziliens im achtzehnten Jahrhundert. Von Abbé Domenico Scina. Palermo, 1824. In 8.

Man kennt bereits mehrere Abriſſe der italieniſchen Literaturgeſchichte. Einige derſelben verdienen nicht der geringſten Erwähnung, weil ſie nur mit dem ältern Ruhm des Landes prunken; andere ſuchen durch einleuchtende Thatſachen zu beweiſen, daß auch das neuere Italien dieſes Erdtheiles der glorreichen Vorfahren nicht ganz unwürdig ſei. Wenn die Werke Tiraboſchi's und Guinguene's langweilig und ermüdend ſind, ſo darf man dagegen die kürzern Abhandlungen Colangelo's und Anderer auch nicht geradezu vortrefflich nennen. Beachtenswerther iſt das Werk Maffei's und das gegenwärtige. Letzteres enthält zwar nur ein kleines Bruchſtück der Literaturgeſchichte Italiens, wodurch natürlich ſein Intereſſe vermindert wird; aber eben der behandelte Theil war bis jetzt noch ſo wenig bekannt, daß das Verdienſt, ihn näher beleuchtet und gewürdigt zu haben, dem Verfaſſer unbeſchränkt zu Theil wird. Sein Werk beginnt mit 1714, und dehnt ſich bis 1800 aus. Im erſten Kapitel gibt er die in Sizilien angewendeten Unterrichtungs- und Ziviliſationsmittel näher an. Im zweiten macht er die wenigen Schriftſteller namhaft, und deutet ihre Erzeugniſſe an. Unter ihnen zeichnen ſich Caruſo und Hieronymus Settimo vorzüglich aus. Sizilien verdankt dem Dominik Alaimo die Einführung der Philoſophie Demokrits, wodurch die von Descartes erleichtert wurde. Thomas Campailla ſchrieb ſein Gedicht „Adam oder die geſchaffene Welt“ nicht nur, um die Theorien dieſes letztern Philoſophen genauer darzuſtellen, ſondern auch, um die Verſuche der Phyſiker ſeiner Zeit zu beurkunden.

Annali universali di medicina. — Universal-Annalen der Medizin. Von Omodei. No. 105. Mailand, November 1825. In 8.

L'Osservatore medico. — Der mediziniſche Beobachter. Zeitſchrift der Medizin und der damit verbundenen Wiſſenſchaften. Neapel, 1825. In 4.

Von allen italieniſchen Zeitſchriften, welche die Arzneiwiſſenſchaften behandeln, iſt die erſtere unſtreitig die ausgezeichnetſte und verbreitetſte. Sie gibt eine genaue Ueberſicht von dem Zuſtande der betreffenden Wiſſenſchaft in Italien. Ihre Kritiken und Analyſen fremder Werke ſind unparteiiſch und gut gehalten. Die meiſten Aufſätze ſind mit muſterhafter Korrektheit geſchrieben, was in Italien ſelten genug iſt. Die des Profeſſoren Romeſi von Navarra verdienen vorzüglich dieſes Lob. — Das zweite Journal, obgleich es die Höhe des erſten nicht erreicht, iſt dennoch ſehr intereſſant. Auſſer den beiden angedeuteten erſcheinen in Italien noch folgende Werke über Arzneiwiſſenſchaft: das mediziniſch-chirurgiſche Repertorium zu Turin; die germaniſche Bibliothek zu Padua; das Journal der neuen mediziniſchen Doktrine zu Bologna; der Merkur der mediziniſchen Wiſſenſchaften zu Livorno. Andere werden zu Pavia, Piſa, Peruggia und andern Orten herausgegeben, ſind aber ſehr wenig verbreitet.

Französische Literatur.

Histoire du mahométisme. — Geschichte des Mahometismus; enthaltend: das Leben und die Karakterzüge des arabischen Propheten, nebst einer Uebersicht der verschiedenen, von den mahometanischen Waffen gegründeten Reiche, und Nachforschungen über die Theologie, die Moral, die Gesetze, die Literatur und die Gebräuche der Muselmänner; beschlossen durch eine rasche Beschreibung der Ausdehnung und des gegenwärtigen Zustandes der mahometanischen Religion. Von Mills. Aus dem Englischen übersetzt, nach der zweiten Auflage. Paris, 1825. Bei Boulland und Komp. Ein Band in 8. von 544 Seiten.

„In der einen Hand das Schwert und in der andern den Alkoran haltend, erklärten Mahomet und die Kalifen allen übrigen bürgerlichen und religiösen Anstalten der Erde den Krieg. Die Königreiche, die in den großen und fruchtbaren Regionen zwischen dem Ganges und dem atlantischen Ozean blühten, wurden über den Haufen geworfen. Eine neue Religion, neue Sitten, neue Regierungsgrundsätze wurden eingeführt, und der Anblick der moralischen und politischen Welt wurde vollkommen umgestaltet.“ (Vorrede, S. 11.) Das Schauspiel einer so ausserordentlichen Revolution mußte natürlicherweise alle Menschen betreffen, die die Erhebung und den Sturz der Reiche, so wie alle Philosophen, die den fortschreitenden Gang des menschlichen Geistes beobachteten. Deshalb existiren über den Mahometismus auch so viele Werke; aber sie sind größtentheils selten und sehr bändereich. Mills hat, in dieser Hinsicht, den historischen Wissenschaften dadurch einen großen Dienst geleistet, daß er das Vorzüglichste aller jener Werke zusammengetragen und daraus ein treues Gemälde der religiösen, politischen und literarischen Geschichte der Anhänger des arabischen Gesetzgebers gebildet hat. Diese gewissenhaft ausgeführte Arbeit ist ganz geeignet, viele falsche Ideen zu zerstören, welche durch Unwissenheit, oder vorsätzliches Uebelwollen sich Eingang verschafft haben. Wenn man dagegen von einer andern Seite die Ausdehnung und die Bevölkerung der Länder erwägt, welche den Anhängern Mahomets gehören, wenn man ihre neuern Fortschritte in der Kriegskunst, ihre Hartnäckigkeit, ihren Fanatismus bedenkt, so kann man nicht umhin, einige Unruhe über den Ausgang des gegenwärtig zwischen den Türken und den Christen stattfindenden Kampfes zu empfinden, der von den europäischen Mächten selbst mit Wohlgefallen unterhalten zu werden scheint.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Moskau, Februar.

Seit Langem habe ich nicht an Sie geschrieben. Die letzten traurigen Zeitereignisse, meine Reise zu den Ueberresten unsers verstorbenen Beherrschers, die Dienstpflicht, welche an den Gestaden des Pont-Euxin mich zurückhielt, das sind die Ursachen, welche mein beharrliches Schweigen entschuldigen werden. Jetzt wieder in meine gewohnte Häuslichkeit, zu meinen täglichen Geschäften zurückgekehrt, will ich Sie weder von den Einzelnheiten des Todes eines verehrten Monarchen, noch von den auf dem Trauerzuge stattgefundenen Zeremonien unterhalten, weil Sie das Alles, und vollständiger vielleicht, als Sie es von meiner Feder erfahren würden, in den Petersburger und andern Zeitungen gelesen haben werden. Also über diesen verhängnißvollen Gegenstand gegenwärtig nichts. Sollte sich mir späterhin vielleicht die Gelegenheit darbieten, einige Ihrer Fragen beantworten zu dürfen, so werde ich Ihrem Verlangen zu entsprechen mich bemühen. Die Wahrheit findet überall ihre Organe, wenn diese auch an einigen Orten Monate oder Jahre lang zu schlummern scheinen. Lassen wir deshalb nur geduldig der Zeit ihren Lauf.

Zu Taganrok hat mich das Aufblühen der Stadt und der ganzen Küste angenehm überrascht. Ich hatte es früher immer sehr bedauert, eine so geringe Bevölkerung und so wenig Leben eben da zu bemerken, wo in dem ganzen ungeheuern Reiche die Natur ihre Gaben am verschwenderischsten ausgetheilt hatte. Es schien mir, daß diese so langsame Entwickelung in der Kultur und der Zivilisation einer so reichbeglückten Gegend vorzüglich der großen Entlegenheit von der Zentralgewalt, der dadurch entstehenden Vernachlässigung und dem Mangel an Verbindungen im Innern zuzuschreiben sei. Ich mag hier nicht untersuchen, in wie fern ich mich in meinen Vermuthungen geirrt haben könne, oder nicht; soviel scheint sich indessen bewährt zu finden, daß, seitdem die besondere Aufmerksamkeit des verstorbenen Kaisers sich auf diese Extremität seines großen Reichs gewendet hat, die betreffenden Gegenden plötzlich eine ganz andere Gestalt angenommen haben. Taganrok, Theodosia, Cherson, Kertch und mehrere andere Städte, die zu elenden Flecken, Dörfern und Weilern hinabgesunken waren, sind ihres ursprünglichen Namens wieder würdig geworden. Das umliegende Land, eine große, öde, unbebaute Steppe, zeigt nach und nach einige, wenn auch nur geringe, Spuren des Ackerbaues und der Landwirthschaft. Verbindungswege werden erbaut und Wirthshäuser erheben sich. Noch vor Kurzem konnte man Taurien nur zu Pferd bereisen, und es war ganz unmöglich, schwere Lasten fortzuschaffen, wodurch der Industrie große Hindernisse entgegengestellt wurden. Seit dem Monat Juli 1825 haben die Arbeiten an der großen Heerstraße längs dem schwarzen Meere begonnen. Sie ist bereits zwischen Simpheropol und dem Seeufer beendet, sehr breit und schön und ausserordentlich sanft ansteigend, obgleich sie über ziemlich hohe Berge sich hinzieht, so daß man kaum

zweimal auf der ganzen Strecke die schwerbeladenen Frachtwagen durch Hemmschuhe zu sichern braucht. Die oberste Verwaltungsbehörde von Taurien hat am Ufer des Meeres im Dorfe Aluschta einen Bazar (Waarenlager) und einen großen Gasthof erbauen lassen. Die große Straße beginnt bei diesem Dorfe, das in kurzer Zeit eine ansehnliche Stadt werden dürfte, weil hier die Tataren ihre Produkte verkaufen.

Vom Zürichsee.

Nach dem Vorgange des großen Appenzeller Sängervereins ist nun auch ein solcher im Kanton Zürich in's Leben getreten; und zwar sind es allein die Gemeinden am Zürichsee, welche, nachdem sie schon hier und da in kleinern Kreisen sich im Männergesange hinlänglich eingeübt hatten, nunmehr gleich zum ersten Mal einen Chor von 175 Männern bildeten, der sein erstes Sängerfest Montags den 17. April in Meilen feierte. Die große Kirche faßte die Zuhörer bei weitem nicht; doch ging zum Glück der kraftvolle und großartige Chorgesang auch für die Zuhörer ausser derselben nicht verloren; und das Volk war eben so vollkommen ergötzt, als die Kenner, die sich von vielen Seiten, auch von Zürich selbst, eingefunden hatten, durch den lebendigen und durchaus kunstgerechten Gesang sich befriedigt fanden.

Es waren die allbekannten Nägeli'schen Männer-Chorlieder, welche den Inhalt dieses volksthümlichen Vokal-Konzerts ausmachten; und so lieferte auch diese Kunstleistung einen neuen Beweis, wie die Pfeiffer-Nägeli'sche Gesangbildungslehre, auch in der besondern Abzweigung „für den Mannerchor", in unserm schweizerischen Vaterlande in's Leben übergegangen ist.

Der Verein hat sich nun förmlich konstituirt, und zu seinem Präsidenten Hrn. Kammerer Pestaluz von Richterschweil, zum Kapellmeister Hrn. Pfarrer Hug vom Kreuz, nebst vier andern Beamten aus vier andern Gemeinden, die Herren Billeter in Stäfa, Blattmann in Wädenschweil, Gutmann in Meilen und Stapfer in Horgen, gewählt. Er wird jährlich zwei General-Versammlungen, die nächste künftigen Herbstmonat in Wädenschweil, halten. In welch' edelm und ächt republikanischem Geiste die Sache von ihrem ersten Stifter und nunmehrigen Vorsteher, Herrn Pestaluz, in Verbindung mit seinen gleichgesinnten Kollegen, geleitet werden wird, mag schon durch folgende, seiner Eröffnungsrede enthobenen Gedanken so getreu, als das Gedächtniß des Referenten ausreicht, in dessen eigenen Worten seine Gewährleistung finden. „Das Band, das uns Alle umschlingt, ist Lust an der edelsten der Künste. Schon durch Liebe zu ihr fühlen wir uns mit einander verwandt und befreundet. Mit Freuden sehe ich hier Männer jedes Standes um mich versammelt: Geistliche, Schullehrer, höhere und niedere Beamtete, Handelsleute, Handwerker, Fabrikanten, Künstler, und ganz erwünscht auch manche Glieder jenes ehrwürdigen Standes, der die übrigen alle nährt. Möge dieser Tag ein Tag des süßesten Genusses der Kunst und der Geselligkeit, ein Vorbote und Bürge vieler folgenden ähnlichen sein! Möge der Verein, dessen Gedeihen gewiß alle vaterländischen Freunde der Kunst und des Volks, die demselben den Genuß unschuldiger und würdiger Freuden von Herzen wünschen und gönnen, fröhlich emporblühen, und so fest sich gründen, daß dereinst noch unsere Enkel sich dessen erfreuen."

Auch das darf für den theilnehmenden Beobachter der vaterländischen Kultur nicht unbeachtet bleiben, daß hier, gleichwie im Kanton Appenzell, eben auch ein Landgeistlicher es war, der es mit seiner Amtswürde gänzlich vereinbar fand, den moralisch-religiösen Gesang im Volke durch solch ein um sich greifendes Mittel zu befördern. Eben so bemerkenswerth ist die Theilnahme noch zehn anderer seiner Amtsbrüder aus den Seegemeinden, welche ohne Zweifel, gleichwie die zahlreichen um die Beförderung auch dieses Gesangzweiges bestverdienten Schullehrer, sich wohl bewußt sind, daß sie auch hier, vermittelst der Pflege einer so edeln Kunst, „im Weinberge des Herren arbeiten."

Schon ist die Rede davon, daß in den östlichen Gegenden des Kantons sich noch ein solcher Verein bilden werde; und mit großer Wahrscheinlichkeit sieht man der Nacheiferung mehrerer anderer Kantone entgegen, wo es bloß darum zu thun ist, daß die schon gedeihlich bestehenden kleinern Vereine den Entschluß fassen, sich zu einem großen Ganzen zusammenzuverbinden.

Der 28. Theil von H. Zschokke's Schriften ist nun unter der Presse; er enthält den Beschluß von Addrich im Moos; die vier letzten Bände, der 25. bis 28., werden im nächsten Monat den Herren Subscribenten zugesandt; dies zur Beantwortung der häufigen Anfragen; auch daß noch vollständige Exemplare in 28 Theilen um den Subscriptionspreis à 15 fl. auf halbweißem Druckpapier, und à 20 fl. auf weißem Druckpapier erlassen werden; der Vorrath von der wohlfeilen Ausgabe bestehet jedoch nur noch in einer kleinen Anzahl Exemplare; es können keine Exemplare mehr nur in 24 Theilen bestehend abgegeben werden, sondern nur vollständige, in 28 Theilen, berechnet. Der Subscriptionspreis bleibt noch für unbestimmte Zeit festgesetzt; derselbe ist auch so äusserst wohlfeil, daß man ihn wohl mit dem Preis der so beispiellos wohlfeil angekündigten Schriften von Walter Scott vergleichen kann, von welchen zwar jedes Bändchen nur 10 Kreuzer kostet, das aber auch nur 8 Bogen stark ist, folglich drei Bändchen von Walter Scott's Schriften, 24 Bogen stark, 30 Kreuzer kosten, und hingegen ein Bändchen von Zschokke's Schriften, auch meistentheils 24 Bogen stark, ebenfalls nur 30 kr. kostet; und doch sind diese nicht in so starker Auflage verlegt worden, auch wohl im Druck und Papier werden sie nicht zurückstehen, und folglich sind sie in jeder Hinsicht als eine ungemein wohlfeile Ausgabe eben so empfehlenswerth.

H. R. Sauerländer.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 18. Dritter Jahrgang 1826. 3. Mai.

Niederlassung der Jesuiten in Paraguay.

Schon in den ersten Zeiten der Eroberung waren einige Jesuiten nach Paraguay gekommen; aber erst zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts liessen sie sich förmlich dort nieder. Man hatte sie zuerst nach Tukuman und Chili gerufen; doch sie wollten nicht am Ufer des Meeres bleiben. Später siedelten sie sich in dem Lande an, wo sie bemerkten, daß es ihnen leicht werden dürfte, sich einen größern Einfluß zu verschaffen. In derselben Zeit begann Spanien schon viel von seinem alten Glanz zu verlieren. Sie richteten also ihre Blicke nach Amerika, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie schon lange vorher die Grundpfeiler zu der ungeheuern Niederlassung erbaut hatten, die sie umsonst in Brasilien zu begründen sich bemühten, und welche die Lage der Indianer in Paraguay ihnen besser und leichter auszuführen vergönnte.

Jene Arten von Leben, die den Nachfolgern der Eroberer bewilligt wurden, und die man unter dem Namen der „Kommanderien oder Statthaltereien" bezeichnete, bestanden noch fort, obgleich sie, nach den Stiftungsurkunden, längst aufgehört haben sollten. Gewohnt zu gehorchen, unterwarfen sich die Indianer gutwillig, ohne sich an ihre Privilegien zu erinnern. Wie hätte man erwarten dürfen, daß die Spanier sie je daran erinnern würden? Man hätte ihnen dann eine eben so große Uneigennützigkeit zutrauen müssen, als sie bis dahin Habgier gezeigt hatten.

Man hatte oft wiederholt, daß es unmöglich sei, eine Nation aus allen den herumirrenden Horden zu bilden, die das Innere Amerika's durchstreiften. Jedermann theilte diese Idee, und man muß gestehen, daß sie für die Europäer nicht ohne Grund sein mochte. Mehrere wichtige Thatsachen dienten nur dazu, sie noch mehr zu verstärken. Ein geringes Menschenhäuflein unternahm es, sie zu widerlegen, und ein amerikanisches Reich erhob sich plötzlich im Mittelpunkt des großen Kontinents. Die wilden Bewohner hielten zusammen, sie gehorchten Gesetzen, sie erlernten und betrieben den Ackerbau, der bald ihre Hauptbeschäftigung wurde, sie veränderten ihre Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten dergestalt, daß es nirgends ein Beispiel einer so strengen Zivilisation gibt, das mit dem von ihnen aufgestellten verglichen werden könnte. Ein Schrei der Bewunderung ließ sich von allen Seiten vernehmen; aber die Bewunderung übertreibt immer, und Menschen, die sich seither nie mit Südamerika beschäftigt hatten, legten der Regierung, welche die Jesuiten begründet hatten, alle nur erdenklichen Lobeserhebungen bei. Es war unbezweifelt Vieles zu bewundern; aber es gab auch eine große Menge Mißbräuche, die man mit Schweigen überging, und die nur zu bald den Zauberschleier von dieser glücklichen Verwaltung gezogen haben würden.

In der Gründung des Jesuitenreiches zeigt sich freilich ein großer, oder vielmehr ein kühner Gedanke; ja selbst in der innern Verwaltung zeigt sich eine Aufeinanderfügung glücklicher und wirklich merkwürdiger Maasregeln; aber wer hat je den Jesuiten Thätigkeit, Talent und festen Willen abstreiten mögen?

Nur darf man hier die Frage nicht unterdrücken: Wozu benuhten ſie dieſe Thätigkeit, dieſe Talente, dieſen feſten Willen? Haben ſie dadurch das Glück der Indianer begründen wollen? —

Es liegt viel Uebertreibung ſelbſt in den erſten Berichten über die Begründung des Jeſuitenreiches. Bleiben wir der Wahrheit getreu, und ſtellen wir die Sachen ſo dar, wie ſie ſich wirklich zugetragen haben. Das iſt das einzige Mittel, irgend einen Ausſpruch über einen hiſtoriſchen Gegenſtand wagen zu dürfen, der in einem ſo hohen Grade die Aufmerkſamkeit Europa's erregt hat, und der noch einer nähern unparteiiſchen Beleuchtung bedarf.

Eins, das man als das Merkwürdigſte in dem Syſteme der Jeſuiten betrachten kann, und was die Menſchheit am meiſten befriedigt hat, iſt die Art und Weiſe, auf welche ſie die verſchiedenen Unterwerfungen begründeten, die ſie den alten Kommanderien beifügten. Selten nur gebrauchten ſie Gewalt, und faſt immer war Ueberredung die einzige Waffe, deren ſie ſich zur ſchnellen Umgeſtaltung des geſellſchaftlichen Zuſtandes dieſer Völker bedienten. Sie verwendeten dazu eine Gewandtheit, welche die erſten Eroberer als gänzlich unnüz verworfen hatten. Azara, der eben kein Freund des Miſſionsſyſtems war, bewunderte oft die Mittel, die von der Geſellſchaft in Anwendung gebracht wurden, um ſich neue Jünger zu verſchaffen. Sie veränderten freilich ihre politiſchen Mittel oft; aber das Mittel, was ſie zur Bildung des Volksſtammes von Itaty gebrauchten, wurde nachher noch oftmals, ſeiner großen Einfachheit wegen, benuzt.

Einer der Väter der Geſellſchaft hatte nämlich vernommen, daß in einiger Entfernung von ſeinem Wohnorte ein noch vollkommen wilder Stamm der Guaranis exiſtire; er beſchloß, ſich dort hinzubegeben, ihm das Joch der Ziviliſation aufzubürden, und ihn dem Chriſtenthum zu unterwerfen. Er ließ eine beträchtliche Menge großes und kleines Vieh zuſammenbringen, gebot einigen bekehrten Eingebornen, ihm zu folgen, und drang gegen die Wälder vor, in welchen jene große Horde wohnte. Die geringe Zahl ſeiner Begleiter flößte den Guaranis keine Beſorgniß ein, und ſie nahmen ihre Landsleute und den Europäer mit vieler Gaſtfreundſchaft auf. Dieſer bot ihnen das Vieh an, das er mit ſich gebracht hatte, und ſagte ihnen, daß der Wunſch, ihnen angenehm zu ſein, und ihnen Ueberfluß von Lebensmitteln in ihren Wäldern zu verſchaffen, ihm allein den Gedanken eingegeben habe, ſie zu beſuchen. Dieſe Rede verurſachte eine allgemeine Freude, und die Schmauſereien dauerten Tag und Nacht. Man fand es unnöthig, künftighin noch auf die Jagd zu gehen, weil der weiße Mann für Alles ſorgen wollte, und man dankte ihm dafür mit einer Inbrunſt, die bewies, wie tief man die erwieſene Wohlthat empfand.

Aber in Kurzem war das Vieh, das der Miſſionär mitgebracht hatte, aufgefreſſen. Er erbot ſich, anderes holen zu laſſen. Man nahm ſein Anerbieten mit Entzücken an. Er ſandte einige Leute von ſeinem Gefolg ab. Dieſe kehrten mit neuen Lebensmitteln und einer zahlreichen Schaar von Dienern und Unterthanen der Jeſuiten zurück. Auch dieſe wurden ohne Argwohn aufgenommen, und die Feſte begannen wieder. Bald war auch der neue Mundvorrath aufgezehrt, und, mit einem Worte, die Sendungen wurden ſo oft wiederholt, die Begleitung der Transporte verſtärkte ſich ſo ſehr, daß die Truppe des Miſſionärs bald ſtärker war, als die wilde Horde, die nun ohne Blutvergieſſen unterworfen wurde. Man überredete ſie, daß Arbeit allein den Ueberfluß zu geben vermöge, an den ſie ſich nun gewöhnt hatten. So verzichtete ſie auf ihre Freiheit; und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß es ſehr ſchwer geworden wäre, wenn man ſie plözlich und mit Gewalt hätte unterwerfen wollen, ohne ihr die einzige Wohlthat der Ziviliſation, eine ſichere Erhaltung, bemerkbar zu machen.

Demungeachtet war man auch mehrmals genöthigt, ſich gewaltſamer Mittel zu bedienen, und nicht alle Miſſionen begründeten ſich mit derſelben Leichtigkeit. Das hing ſehr oft von dem größern oder geringern Stolz der Völkerſtämme ab. Es muß auſſerdem noch bemerkt werden, daß der chriſtliche Glaube auch ganz unabhängig von der Unterwerfung bei mehrern Horden gepredigt wurde, und daß er nach und nach heilſame Veränderungen veranlaßte, die alle zum Vortheil der Miſſionen waren, und mit deren Hilfe man ſpäterhin Dörfer, ſelbſt in den entfernteſten Winkeln des Landes, anlegen konnte.

Alles in der innern Verwaltung der Miſſionen war ſo bewundernswürdig verſchmolzen, daß die phyſiſchen Bedürfniſſe ſich nirgends fühlbar machten; aber indem jene nur mit den Beluſtigungen ſich zu beſchäftigen ſchienen, die den Eingebornen den Verluſt ihrer Freiheit vergeſſen machen ſollten, wußten ſie ſehr geſchickt zu verbergen, daß ſie etwas viel Ernſteres im Schilde führten. Deshalb ging das ganze Beſtreben der Jeſuiten im Anfange nur dahin, ihren neuen Anhängern Lebensmittel im Ueberfluß zu verſchaffen. Nach und nach lieſſen ſie dieſelben für die Gemeinde arbeiten, und waren ihnen dabei mit Rath und That behilflich. Dazu gehörte freilich viel Ausdauer, viel Geduld; aber Nichts läßt ſich auch in dieſer Hinſicht mit ihrer Beharrlichkeit vergleichen. Die Indianer waren wie die Kinder, unbeſorgt für den kommenden Morgen, Alles verzehrend, was ſie eben hatten, und den andern Tag nothleidend. Darum war es eben nothwendig, ein

beſonderes Arbeitsſyſtem aufzuſtellen, die Eingebornen mehr zuſammenzudrängen, und eine leichtere, thätigere Aufſicht über ſie zu halten. Anfänglich waren die Arbeiten wahre Feſte, die nur zum Spaß, zur Beluſtigung betrieben wurden. Dies geſchah, um ſie Menſchen angenehm zu machen, die bis dahin durchaus nicht an dergleichen Leibesübungen gewöhnt waren.

Die Religion vereinigte ſich mit dieſen Arbeitsfeſten. An der bezeichneten Stunde, an welcher man ſich auf das Feld begeben hatte, wurde aus friſchen Zweigen eine Art grüner Dom erbaut, unter welchem man ein Madonnenbild aufſtellte. Die Muſik begann; die Arbeiter nahmen den Altar auf ihre Schultern, und trugen ihn mit ſich auf das Feld, wo ſie ihn mit Blumen bekränzten, und rings um ihn her arbeiteten, um auf dieſe Weiſe auch zugleich der Gottheit gefällig zu ſein. So lange dieſe Arbeiten oder Zeremonien dauerten, ließ ſich beſtändig die Muſik vernehmen, um durch luſtige Stückchen ihren Eifer um ſo mehr zu ſtählen.

Dies Mittel würde vielleicht bei uns in Europa ziemlich ſeltſam ſcheinen; aber in Paraguay hatte es die heilſamſten Folgen, und übte es den größten Einfluß aus. Es begeiſterte die Trägſten, und diente den Fleißigern zum Sporn. Zudem gefiel dieſer feſtliche Anſtrich der Arbeit den Indianern ſelbſt nur einige Jahre lang, und ſie mieden ihn nach und nach von ſelbſt; aber während deſſen hatten ſie ſich auch ſchon ſo ſehr an die neue Thätigkeit gewöhnt, ſie hatten ſo wohl einſehen gelernt, wie ſehr ſie zu ihrer Erhaltung nothwendig ſei, daß ſie eines andern Antriebes, als ihres Vortheiles, nicht mehr bedurften. Im Anfange wurde nur der Mais, der Matte oder Thee von Paraguay, und die Baumwollenſtaude gebaut, wo das Erdreich dazu günſtig war. Die Erzeugniſſe gehörten nicht unmittelbar dem Bebauer; ſie wurden in Vorrathshäuſer zuſammengebracht, die einer ganzen Gemeinde gehörten, und woraus ſie wieder zu gleichen Parteien vertheilt wurden. Dadurch aber wurde der Eifer nicht ſonderlich angefeuert, und erſt nachdem man einem Jeden ließ, was er durch ſeinen Fleiß gewonnen hatte, hob ſich auch der Ackerbau immer mehr.

Die Kleidung war auſſerordentlich einfach. Es koſtete viel Ueberredung und Mühe, bevor ſich das Volk in Paraguay entſchloß, die europäiſche Art, ſich zu bekleiden, anzunehmen. Man ſuchte ſie daher auf den Unterſchied der Kleider, und die Vorzüge, die damit verbunden waren, aufmerkſam zu machen, um ihren Ehrgeiz zu reizen. Dies Mittel verfehlte ſeinen Zweck nicht. Das Volk bekleidete ſich anfänglich nur mit einem ſchlichten, weißen Gewande; die Vorſteher der Gemeinden aber erhielten auffallend glänzende Uniformen, die man aus Europa hatte kommen laſſen.

Die Weiber wurden wie die Männer ernährt, und waren beinahe auf dieſelbe Weiſe gekleidet. Sie theilten die Arbeiten und Beſchäftigungen der Männer; doch verwandte man im Allgemeinen bei weitem weniger Sorgfalt auf ihre Bildung, und nach und nach wurden ſie einzig nur zum Spinnen der Baumwolle, und zu den innern, häuslichen Geſchäften gebraucht.

(Der Beſchluß folgt.)

Irrfahrten dreier engliſcher Matroſen im Innern Neuhollands.

Mitgetheilt von Unicke.

Am 21. März 1823 verlieſſen wir Sidney in einem großen offenen Boote, um uns nach den fünf Inſeln (50 Meilen von Port-Jackſon) zu begeben, und dort Holz zu holen. Wir waren unſer vier, nämlich Richard Parſons, Johann Finnegan, Johann Thomſon und Thomas Pamphlet. Um 4 Uhr Abends, als wir kaum mehr als acht Meilen von unſerm Beſtimmungsorte entfernt waren, zwang uns ein ſtarker Windſtoß aus Weſten, alle unſere Segel einzuziehen. Während der Nacht floß der Regen ſtromweiſe herab und der Wind wurde immer heftiger. Erſt nach fünf Tagen ließ er einigermaßen nach; aber die See ging noch immer ſehr hoch, und wir mußten uns unwillkührlich dem Zuge überlaſſen. Nach eilf Tagen, am 2. April, konnten wir uns zuerſt wieder unſerer Segel bedienen. Wir vermutheten, daß uns die Strömung nach Süden fortgeriſſen habe, und daß wir uns in der Nähe von Vandiemensland befänden. Da wir keinen Kompaß hatten, ſo richteten wir uns nach der Sonne, und zwar gegen Nordweſt, in der feſten Erwartung, bald Land zu erblicken und an den Ort unſerer Beſtimmung zu gelangen.

Unſer weniger Waſſervorrath war ſchon am zweiten Tage gänzlich erſchöpft. Das eingeſammelte Regenwaſſer war durch Seewaſſer geſchwängert und ungenießbar geworden. Wir litten daher dreizehn Tage lang ſehr vom Durſt, denn wir hatten nur noch Rum zum Getränk. Kaum vermochten wir noch zu ſprechen. Thomſon wurde von Zuckungen befallen, weil er Meerwaſſer getrunken hatte. Am fünfzehnten Tage, den 5. April, regnete es wieder heftig. Wir hatten unſere Segel ausgebreitet, und konnten beinahe anderthalb Tonnen Waſſer einſammeln. Aber auch dieſe Hilfe war uns nicht von großem Nutzen, weil die Segel ſo ſehr von Salzwaſſer durchdrungen waren, daß das andere Waſſer dadurch verdorben wurde. Am achtzehnten Tage, den 9. April, erquickte uns abermals ein ſanfter Regen; das Waſſer war diesmal beſſer, und Thomſon fühlte ſich davon geſtärkt.

Am 10. April kletterte Finnegan auf den Maſt.

Er rief uns von oben zu, daß er Land erblicke und es für die Spitze von Port-Stephan halte, wo er früher gearbeitet hatte. Wir wendeten uns gegen den angedeuteten Punkt; aber gegen Abend war er vor unsern Blicken verschwunden. Am 12. April endlich sahen wir die Erde genau vor uns. Wir unterschieden drei bis vier Inseln. Thomson, der bis dahin sich im vollen Wahnsinn befunden hatte, schrie nach Wasser, erhielt es, und verschied bald darauf. Um 10 Uhr Abends mochten wir noch ungefähr eine Stunde von der Küste entfernt sein. Wir sahen die Eingebornen an ihren Feuern. Gegen Mitternacht stieß das Boot an eine Klippe; aber die Wellen hoben es unverletzt darüber hin.

Am nächsten Morgen hatten wir die Küste beinahe wieder aus dem Gesichte verloren. Aber ein günstiger Wind führte uns ihr wieder zu. Bei Sonnenuntergang waren wir kaum noch drei Meilen davon entfernt. Indessen wagten wir es doch nicht zu landen, aus Furcht vor den Eingebornen, die wir wieder sehr genau erblickten. Mit Tagesanbruch war der Wind schwach und das Meer glatt. Wir waren ganz nahe am Lande. Ein Bach stürzte sich vor uns ins Meer. Wir stritten den ganzen Tag, ob wir anlanden sollten, oder nicht. So ging der 14. April vorüber. Am folgenden Morgen berührten wir endlich den Boden, und stürzten uns in das süße Wasser, das wir mit unbeschreiblicher Gier verschlangen. Es regnete die ganze Nacht hindurch, und wir litten sehr von Hunger und Kälte. Unser Boot war zerbrochen, und einige der darin befindlich gewesenen Gegenstände waren ans Ufer geschleudert worden, worunter sich drei Säcke mit Mehl befanden. Wir nahmen davon jeder bei dreißig Pfund.

Da wir glaubten, uns weit südlich von Port-Jackson zu befinden, so nahmen wir unsere Richtung nach Norden. Gegen Abend betraten wir einen Fußweg, der in ein Gehölz führte. Wir folgten ihm, und bemerkten bald ein schwarzes Weib mit einem Kinde. Sie trug Wasser in einem Gefäß von Rinde. Aus Besorgniß verbargen wir uns und liessen sie vorübergehen. Sodann setzten wir unsern Weg fort. Wir sahen mehrere große Hütten; aber Niemand in der Nähe derselben, wahrscheinlich weil die Männer zum Fischfang ausgegangen waren. Weiterhin sahen wir ein Kind, das nach Krähen warf. Mehrere Hunde umkreiseten eine große Hütte, ohne besondere Notiz von uns zu nehmen. Der Knabe bemerkte uns endlich und eilte in die Hütte. Ein Mann, mit einer Lanze in der Hand, trat heraus. Ein großes Weib stürzte sich ihm nach, ergriff das Kind und verschwand damit. Wir schrien dem Manne zu, still zu stehen, worauf er uns, zu unserm größten Erstaunen, in gutem Englisch entgegnete: „Was wollt ihr? Habt ihr Lust, mich zu tödten?“ Und er folgte mit Hast seinem Weibe.

Dieser Umstand überzeugte uns, daß wir uns in der Nähe einer englischen Niederlassung befänden, was nicht wenig unsern beinahe schon gesunkenen Muth erhob. Leider war dem nicht also, und es ist uns noch jetzt ein Räthsel, wo jener Insulaner der Moretonbucht englisch gelernt habe. Wir nahmen Feuer aus der Hütte, und setzten sodann unsere Wanderung fort. Eine Meile weiterhin fanden wir eine ungefähr sechs Zoll tiefe Pfütze. Wir zündeten ein großes Feuer am Ufer an, kneteten einen Mehlteig und backten uns Kuchen. Bald darauf kamen die Hunde zu uns, die wahrscheinlich von der Hütte hinweg unsere Spur verfolgt hatten. Wir sahen zugleich vier Menschenköpfe hinter einer Anhöhe hervorschauen. Auf unser Winken kamen sie näher und setzten sich zu uns. Wir gaben ihnen von unserm Kuchen, den sie versuchten, aber bald wieder ausspien. Nach und nach hatten sich ihrer zwölf um uns her versammelt. Sie betasteten uns die Brust auf eine Weise, die uns eben nicht zu beruhigen im Stande war. Deshalb faßten wir den Entschluß, so schnell als möglich wieder aufzubrechen, und so sehr sie auch in uns dringen mochten, mit ihnen nach ihren Hütten zurückzukehren, so hielten wir es doch für viel gerathener, uns ihren Einladungen zu entziehen, und in nördlicher Richtung weiter zu marschiren. Sie hatten Netze auf dem Rücken und gaben uns zu verstehen, daß sie Fische für uns fangen wollten. Da sie jedoch bemerkten, daß alle ihre Anerbietungen fruchtlos blieben, so erboten sich zwei von ihnen, uns zu begleiten, weshalb sie sich sogleich mit unsern Mehlsäcken belasteten.

So traten wir in ihrer Gesellschaft die Wanderung an, und gelangten bald darauf zu andern Hütten, welche unsere Führer zu betreten uns einluden. Sie bezeugten eine große Freude über unsere Zustimmung dadurch, daß sie sangen und um uns her tanzten. Darauf zündeten sie ein großes Feuer an, und als wir uns niederlegten, um zu schlafen, hockten sie sich zu uns, um für unsere ungestörte Ruhe zu wachen. Am andern Morgen aßen wir von unserm Kuchen, und setzten sodann, in Begleitung der guten Wilden, unsere Reise fort. Sie führten uns ans Meer, und schienen sehr zu wünschen, daß wir mit ihnen zurückkehren möchten; sie bedienten sich dazu keiner andern Mittel, als der einladendsten Geberden. Da es jedoch unsere Absicht war, immer nach Norden vorzudringen, so konnten wir ihren Wünschen nicht entsprechen, und mußten uns mit Bedauern von ihnen trennen.

Von Zeit zu Zeit fanden wir mehrere zerstreute Hütten, in denen allen wir mit der größten Zuvor-

kommenheit und Gaſtfreundſchaft aufgenommen wurden. Ueberall wollte man uns zum Bleiben überreden, überall konnten wir nur mit Schmerz uns von dieſen guten Naturkindern trennen. Gegen 4 Uhr Abends fanden wir am Ufer fünf große Hütten, die unbewohnt zu ſein ſchienen, und eine klare Quelle in der Nähe. Wir beſchloſſen die Nacht über hier zu bleiben. Da die Bewohner auch am andern Morgen nicht erſchienen, ſo kamen wir überein, einen Ruhetag zu halten. Von dort wanderten wir fünf Tage am Ufer entlang, ohne einen Eingebornen oder ſonſt irgend etwas Merkwürdiges zu erblicken. Unſere Füße waren verwundet, weshalb wir nur ſehr kurze Tagereiſen zu machen im Stande waren.

Am fünften Tage kamen wir zu einem hohen Sandhügel, wo ein drei Meilen breiter Meerarm uns verhinderte weiter zu gehen. Die Fluth flieg mit großer Schnelligkeit. Wir gewannen dadurch die Ueberzeugung, daß wir uns auf einer Inſel befänden, und all unſer Sinnen ging nun dahin, das feſte Land zu erreichen. Wir übernachteten am Hügel. Während der Nacht bemerkten wir ein Feuer am jenſeitigen Ufer. Auch wir zündeten ein großes an, um dadurch ein Zeichen zu geben. Man hatte es bemerkt, einer der Eingebornen ſchiffte ſich in eine große Pirogue ein und kam zu uns. Wir verſteckten uns bei ſeiner Annäherung. Er landete, ging zum Feuer und ſpähte überall umher. Nun traten wir hervor; aber kaum hatte er die weiße Farbe unſerer Haut erblickt, ſo ſtieß er ein großes Geſchrei aus und eilte aus allen Kräften auf und davon. Indeſſen war noch eine andere Barke mit zwei Männern vom entgegengeſetzten Ufer abgeſtoßen. Sie begegneten dem erſtern auf halbem Wege, vermochten ihn zum Umkehren, und kamen auf den Punkt zu, wo wir ſtehend ſie erwarteten. Sie traten uns mit aller möglichen Vorſicht und Behutſamkeit näher, betrachteten uns aus einer gewiſſen Entfernung, kehrten ſodann ans Ufer zurück, und machten mit großen Stücken Rinde ihren Gefährten auf der andern Seite Zeichen, zu kommen. Zwölf von dieſen langten in Kurzem an, und die ganze Bande trat uns ziemlich nahe. Alle waren vollkommen nackt und ohne irgend eine Waffe. Sie ſchienen uns noch einigermaßen zu fürchten. Endlich kam Einer bis ans Feuer, und wir machten den andern Zeichen, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Bald bildeten Alle einen Kreis um uns her.

Parſon hatte eine Scheere bei ſich. Er machte ſich den Spaß, den Wilden ihren ziemlich langen Bart zu verkürzen, was ihnen viel Vergnügen zu machen ſchien. Sie blieben über eine Stunde bei uns, und ſchienen ſich in unſerer Geſellſchaft zu behagen; aber als wir aufſtanden, uns mit unſern Säcken belaſteten und ihren Booten zuſchritten, um mit ihnen zum andern Ufer hinüberzuſchiffen, eilten ſie uns zuvor und ſtachen mit großer Schnelligkeit in See.

Auf ſolche Weiſe mußten wir wohl verzweifeln, die Inſel verlaſſen zu können. Wir kehrten traurig zu den verlaſſenen Hütten zurück, wo wir kurz vorher geweſen waren. Dort brachten wir die Nacht zu. Am andern Morgen verfügten wir uns nochmals auf den Hügel, in der Hoffnung, die Eingebornen abermals zur Ueberfahrt zu bewegen und mit ihnen an das jenſeitige Ufer zu gelangen. Wie groß war unſere Freude, als wir dicht vor uns eine große Barke erblickten, bei der ſich durchaus Niemand befand. In einiger Entfernung ſahen wir zwar zwei Wilde; aber ſie ſchritten der Gegend zu, wo unſer Boot geſcheitert war; denn wir bemerkten jetzt ſehr wohl, daß wir ringsum die Inſel durchwandert hatten. Bei näherer Betrachtung der Pirogue beſorgten wir jedoch, daß ſie nicht uns alle drei und unſere Mehlſäcke tragen könne, und wir beſchloſſen deshalb, daß Parſon und Finnegan überfahren, Pamphlet aber zurückbleiben und von einem der beiden andern ſodann auch hinübergeholt werden ſolle. Dieſe reiſeten ab, und jener erſtieg den Hügel, um ſie mit ſeinen Blicken zu verfolgen. Er ſah, wie, als ſie dem entgegengeſetzten Geſtade ſich näherten, mehrere Eingeborne ihnen im Waſſer entgegenkamen, ſie ans Ufer zogen und mit ihnen im Gehölz verſchwanden. Er fürchtete für das Leben ſeiner Gefährten, und blieb bis am Abend auf der Höhe, um den weitern Gang dieſer Begebenheit abzuwarten. Aber ſowohl dieſer als der folgende Tag ging vorüber, ohne daß er einen einzigen Wilden erblickte, obgleich er beſtändig ein großes Feuer unterhalten hatte.

Am Morgen darauf ſah er am Meeresufer eine große Tonne liegen. Er öffnete ſie haſtig, ſah ſich aber in ſeinen Erwartungen, Lebensmittel zu finden, getäuſcht, indem nichts als ſechs Tonnen, eine immer in der andern, darin enthalten waren, die wahrſcheinlich beſtimmt ſein mochten, mit Oel angefüllt zu werden, denn ſie waren ganz neu. Endlich ſah er ein Boot vom andern Ufer abſtoßen. Bald erkannte er Finnegan und einen Wilden in demſelben. Dieſer hatte ein Netz auf dem Rücken, und ſchritt in derſelben Richtung fort, welche die beiden andern Eingebornen einige Tage vorher genommen hatten. Finnegan erzählte ſeinem Gefährten, mit welcher Güte und Liebe er und Parſon aufgenommen wurden. Man hatte ihnen eine beſondere Hütte gegeben und ihnen ſo viel Fiſch gebracht, daß ſie ihn unmöglich ganz verzehren konnten.

Die Fluth zog ſich eben mit großer Schnelle aus dem Kanal zurück, als wir uns einſchiffen. Wir wurden ins offene Meer hinausgeriſſen. Glücklich entkamen wir zwar den Klippen, aber wir mußten alle

unſere Kräfte anwenden, um acht Meilen von der Stelle entfernt, an welcher wir anlanden wollten, die Küſte zu berühren. Parſons und die Eingebornen empfingen uns mit großen Freudenbezeugungen. Wir wurden in eine große, reinliche Hütte geführt, und erhielten Fiſch und Waſſer im Ueberfluß. Wir blieben zehn Tage bei dieſen Wilden, die uns auf die allerfreundſchaftlichſte Weiſe von der Welt behandelten. Jedoch erlaubten ſie uns während den erſten ſechs Tagen nicht, uns den Hütten ihrer Weiber zu nahen. Während der Nacht wurde die unſrige von ſechs handfeſten Jünglingen bewacht. Nach dieſer Zeit durften wir überall hingehen und ſelbſt ihre Weiber beſuchen.

Nachdem wir ausgeruht hatten und wieder ein wenig zu Kräften gekommen waren, hielten wir Rath über das, was wir fernerhin thun ſollten. Parſons und Pamphlet waren entſchloſſen, ſich nach Sidney zu begeben; aber Finnegan wollte ſich nur mit Mühe ihnen beigeſellen. So brachen wir wieder auf und wendeten uns nach Weſten, um die große Bucht zu umwandern, deren öſtliche Grenze die Inſel bildet, auf der wir zuerſt geweſen waren. Wir hatten unſern Mehlvorrath ſo viel als möglich geſpart, ſo daß uns noch ungefähr vierzig Pfund übrig blieben. Auſſerdem hatten wir noch eine Axt und einen Topf von Zinn nebſt einem Feuerbrand bei uns. Die Eingebornen hatten uns einen Meerarm angedeutet, der ungefähr vierzehn Meilen entfernt ſein mochte, und wo wir ein Boot finden ſollten, mit deſſen Hilfe wir eine andere Inſel erreichen konnten.

Kaum hatten wir zehn Meilen zurückgelegt, als der Feuerbrand plötzlich erloſch. Parſons, der ſehr heftig war, ſchrie, daß er Finnegan, den Träger desſelben, tödten wolle. Um ſeiner Drohung mehr Nachdruck zu geben, verſetzte er ihm zugleich einen ſo ſtarken Schlag mit dem Stiel der Axt, daß er auf der Stelle liegen geblieben wäre, wenn Pamphlet den Streich nicht einigermaßen abgewendet hätte. Finnegan bat um Gnade, und erbot ſich, ſo ſchnell als möglich zurückzueilen, und an einem ungefähr vier Meilen entfernten Orte, wo wir ein Feuer bemerkt hatten, ſein Holz anzuzünden. Fünf Stunden gingen vorüber, und er kehrte nicht zurück. Wir machten uns alſo ſelber auf den Weg, nachdem wir unſer Mehl vorher im Geſträuch verborgen hatten. Bald erreichten wir das Feuer, das beinahe ganz erloſchen war, und nur mit vieler Mühe wieder lebendig gemacht werden konnte. Finnegan ließ ſich auch hier nicht ſehen. Jeder von uns ergriff einen Feuerbrand, und wir verfügten uns zu unſerm Vorrath. Aber kaum waren wir bei demſelben angelangt, ſo erloſchen unſere beiden Brände zugleich, und wir waren gezwungen, noch einmal zum Feuer zu wandern, wo wir die Nacht zubrachten.

Da unſer Gefährte ſich auch am nächſten Morgen nicht eingefunden hatte, vermutheten wir, daß er ſich zu den Eingebornen begeben habe, bei denen er ſich ſo wohl befunden hatte. Wir beſchloſſen alſo ohne ihn unſere Reiſe fortzuſetzen, und uns an den Ort zu begeben, wo wir hoffen durften das Boot zu finden. Um vier Uhr Abends erreichten wir einige Hütten. Wir waren zu ſehr ermüdet, als daß wir noch hätten weiter gehen können. Schon an dieſem Tage hatten wir von drei zu drei Meilen Feuer angezündet, damit, im Fall daß unſer Brand erloſche, wir nicht ſo weit zurückzukehren brauchten.

Am folgenden Morgen fanden wir die Barke an dem uns von den Eingebornen genau beſtimmten Orte. Aber ſie war leck und konnte uns nicht tragen, weil ſie bald mit Waſſer angefüllt war. Das war ein ſchreckliches Hinderniß, denn wir waren nicht mehr im Stande zu gehen, weil unſere Füße ganz wund geworden waren. Wir beſchloſſen alſo zu den Wilden zurückzukehren, bei denen wir Finnegan zu finden hofften. Wir brachten die Nacht im Freien zu. Einige Zeit nach Sonnenaufgang ſahen wir Finnegan mit zwei Wilden erſcheinen. Sie kamen um ihre Netze zu holen, die ſie bei den Hütten gelaſſen hatten, in deren Nähe wir uns befanden, ohne es zu ahnen. Sie winkten uns, zu ihnen zu kommen; aber wir waren aufgebracht über unſern treuloſen Gefährten, und ſchlugen einen andern Weg ein, als er mit ſeinen neuen Freunden.

Bald darauf bemerkten wir mehrere Wilde im Fiſchfang begriffen. Sie waren ſehr glücklich geweſen; deshalb gaben ſie uns eine ſo große Menge gebratener Fiſche, daß wir ſie unmöglich zu verzehren im Stande waren. Sodann führten ſie uns in ihre Hütten, wo wir uns ſo bequem als nur immer möglich einrichteten. Zu unſerm größten Erſtaunen langte am Abend auch Finnegal an, und wir erfuhren nun, daß wir bei einer und derſelben Familie uns befanden. Wir ſchloſſen Frieden, und wurden wieder ſo gute Freunde, als je zuvor. Wir blieben drei Tage in derſelben Hütte, und wurden regelmäßig mit Fiſchen und Farnkrautwurzeln verſorgt, welche die Eingebornen Dingowa nannten.

Bei alledem waren wir nicht ruhig und zufrieden, und berathſchlagten uns oft, ob es beſſer ſei, während der Nacht uns einer ihrer Piroguen zu bemächtigen, oder eine ſolche zu erbauen. Endlich entſchloſſen wir uns zum Letztern, fällten einen Baum, und arbeiteten drei Wochen lang von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang daran. Während dieſer ganzen Zeit brachten uns die Eingebornen beſtändig unſere Nahrung. Finnegan wollte nicht mehr arbeiten,

da brachten ihm die Wilden auch keine Lebensmittel mehr, und er war genöthigt, sie sich selber zu verschaffen.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Bruchstück aus dem Notizbuche Napoleon Bonaparte's, Unterlieutenants im Artillerieregiment von Lafère.

Was ist das Gefühl? — Es ist das Band des Lebens, der Gesellschaft, der Liebe, der Freundschaft. Es vereinigt den Sohn mit der Mutter, den Bürger mit seinem Lande. Vorzüglich mächtig ist es im Naturmenschen. Die Zerstreuung, das Vergnügen der Sinne rauben ihm einen Theil seiner Zartheit; aber im Unglück findet es der Mensch immer ganz und unzertheilt wieder. Dieser tröstende Gesandte des Himmels entweicht nur mit dem Leben von uns.

Ist man nicht befriedigt? so ersteige man einen der Gipfel des Montblanc, so sehe man, wie die Sonne sich stufenweise erhebt und den Trost unter das Strohdach des Landmanns trägt. Möge der erste Strahl, den sie uns sendet, in deinem Herzen erglühen! Erinnere dich der Gefühle, deren du dich bewußt sein wirst. Begib dich an das Gestade des Meeres, sieh das Gestirn des Tages in seinem Untergang, wie majestätisch es sich in den Schoos der Unendlichkeit stürzt. Die Melancholie wird sich deiner bemeistern, du wirst dich ihr überlassen: wer vermag es, der Melancholie der Natur zu widerstehen?

Bist du unter dem Denkmale von Saint-Remi? Du hast seine Herrlichkeit betrachtet. Der Finger jener stolzen Römer, der in der grauen Vergangenheit schrieb, läßt dich mit Aemil, Scipio, Fabius leben. Du kommst wieder zu dir, um Gebirge zu sehen, die in der Ferne eines schwarzen Schleiers die unermeßliche Ebene von Tarascon krönen, wo hunderttausend Kimbern begraben liegen. Der Rhonestrom fließt an derselben schneller, als ein Pfeil. Ein Weg ist zur Linken, die kleine Stadt in einiger Entfernung, eine Heerde auf der Flur. Du träumst .... und dieser Traum ist Gefühl..... Du weißt, daß die Hauptkirche St. Peter zu Rom so groß ist, wie eine Stadt. Eine Lampe hängt vor dem Hauptaltar. Du trittst um zehn Uhr Nachts in diese Kirche, du schreitest behutsam vorwärts, das schwache Licht jener Lampe läßt dich nur sie erblicken, du glaubst erst eingetreten zu sein, und schon verkündet sich das Morgenroth. Es schimmert durch die Fenster, die Bläße des Morgens verdrängt die Finsterniß der Nacht; aber du hast sechs Stunden lang im Tempel verweilt. Wenn ich alle deine Gedanken hätte aufzeichnen können, würden sie dem Moralisten interessant genug erscheinen.

Die Neugier, die Mutter des Lebens, bewegt dich, nach Griechenland dich einzuschiffen. Wirst du von Strömungen gegen die Insel Monte-Cristo geworfen? Zwei Stunden hast du nur, dir einen Zufluchtsort in aller Eil zu suchen. Du hast diesen kleinen Felsen erstiegen, du befindest dich auf einer Höhe, mitten in den Trümmern eines alten Klosters, hinter einer mit Epheu und Rosmarin bedeckten Felswand. Du läßt dein Zelt aufschlagen. Das dumpfe Gebrüll der Wogen, die sich an den Felsen brechen (denn der weite Abgrund des Meeres umgibt dich) flößt dir den Gedanken ein, was dies furchtbare Element für den schwachen Menschen ist..... Du kehrst in dein Vaterland nach einer vierjährigen Abwesenheit zurück. Du durchwandelst seine Auen, den Schauplatz der Spiele deiner Kindheit, die Zeugen der Anregungen, welche die erste Erkennung der Menschen und die Aurora der Leidenschaften auf die Sinne hervorgebracht. Du lebst einen Augenblick des Lebens deiner Kindheit, du erfreust dich ihrer Lust, du fühlst das ganze Feuer der Vaterlandsliebe in deiner Brust. Du hast einen Vater, eine zärtliche Mutter, noch unschuldige Schwestern, Brüder, die zugleich deine Freunde sind. O glücklicher Mensch! eile, fliege, verliere nicht einen Augenblick! Wenn der Tod unterwegs dich aufhielte, würdest du nicht die reinsten Wonnen des Lebens gekannt haben, die der süßen Erkenntlichkeit, der zarten Ehrfurcht und der aufrichtigen Freundschaft..... Ein Weib und Kinder, Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, ein Freund! und man beklagt sich noch über die Natur, und man fragt sich: warum sind wir geboren? und man erträgt mit Ungeduld die vorübergehenden Uebel, und man jagt mit Wuth nach der Leere der Eitelkeit und des Reichthums! Welches ist denn, o unglückselige Menschen! das entartende Getränk, das so die Neigungen verunstaltet, die in eurem Blute, auf euren Nerven, in euren Augen geschrieben sind? Der Mensch mag sich, so viel er will und kann, mit allen Gütern des Glücks umgeben, sobald das Gefühl aus seinem Herzen entflieht, wird sich die Langeweile und der Ueberdruß seiner bemächtigen. Die Traurigkeit, die schwarze Melancholie, die Verzweiflung werden ihnen folgen, und wenn dieser Zustand noch länger dauert, wird der Tod sich selber geben.

Pontaveri wird von Taiti entführt und nach Europa gebracht. Er unterliegt unter seinem Kummer. Man wendet alles Mögliche an, ihn zu zerstreuen. Ein einziger Gegenstand zieht seine Aufmerksamkeit an und preßt ihm die bittern Thränen seines Grams

aus. Er hat den Papiermaulbeerbaum geſehen. Er umarmte ihn mit Entzücken und ruft aus: „Baum meines Landes! Baum meines Landes! .....“ Statt deſſen, wie viele Engländer, Holländer und Franzoſen leben mit den Wilden! Dieſe Unglücklichen waren in Europa entartet, ſie lebten als Spielzeuge ihre Leidenſchaften, als traurige Auswürfe der Größe, während der Naturmenſch glücklich im Schooſe des Gefühls und der natürlichen Vernunft lebt.

Wir ſehen, wie wir durch das Gefühl über uns ſelbſt, über die Natur, das Vaterland und die Menſchen um uns her zu erfreuen im Stande ſind. Es bleibt uns nur noch übrig zu beobachten, wie es uns, in den verſchiedenen Schickungen und Zufällen des Lebens, anregen kann. Hier erſt werden wir uns überzeugen, daß, wenn es uns zu Freunden des Schönen, des Gerechten macht, es uns gegen die Bosheit und Unterdrückung empört.

Eine junge Schönheit iſt in ihren ſechszehnten Frühling getreten. Die Roſen ihres Geſichtes müſſen den Lilien weichen. Ihre feuervollen Augen ſind beinahe erloſchen. Die Lebendigkeit ihrer Grazie iſt Schmachten und Melancholie geworden..... Sie liebt..... Flößt ſie dir Ehrfurcht, Vertrauen ein?.... oder Verachtung ihrer Schwäche? Mag auch das ſein, aber ſage es mir nie, wenn du Anſpruch auf meine Achtung machen willſt.... Du haſt den Tacitus geleſen. Wer hat nicht je einmal mit dem jungen Cato gerufen: „Man gebe mir ein Schwert, damit ich das Ungeheuer tödte!“ Seit zweitauſend Jahren empört uns die Erzählung der Handlungen eines Marius, Sylla, Nero, Caligula, Domitian und Anderer. Ihr Andenken iſt das des Haſſes und der Verwünſchung. Das abſcheuliche Schauſpiel des blühenden Verbrechens, der Unſchuld in den Ketten, zerſpaltet das Herz. Die Entmuthigung durchſchleicht unſere Adern, um bald in ihnen den Wunſch der Rache zu entflammen. Erſcheinen ſie ..... (Die letzte Phraſe iſt durchaus unleſbar).

Curioſa.

Weg unter der Themſe.

Um zwei der volkreichſten Stadtviertel von London mit einander zu verbinden, die bis jetzt nur auf einem Umwege von einer Stunde Gemeinſchaft mit einander haben konnten, wenn ſie dazu der nächſten Brücke ſich bedienen wollten, iſt man auf den auſſerordentlichen Gedanken gerathen, einen Weg, oder eine Gallerie unter den Fluthen der Themſe zu erbauen, weil es unmöglich war, an dieſer Stelle eine Brücke aufzuführen, die der Schiffahrt ſehr hinderlich geweſen wäre, da ſelbſt Dreimaſter noch tauſend Toiſen höher hinaufgehen.

Die Breite des Stroms beträgt an dieſer Stelle 800 franz. Fuß, alſo faſt das Doppelte der Seinebreite beim Pflanzengarten zu Paris. Die Länge des unterirdiſchen Ganges wird 950 Fuß betragen, folglich 40 Fuß mehr, als die des Pont-Neuf. An jeder Seite führen zwei Wege ſanft hinab, bis zur Tiefe von 45 Fuß. Die Senkung wird nicht mehr als 4½ Zoll auf 6 Fuß betragen, mithin ſehr bequem für die Wagen ſein. Zwei Gallerien, jede von 10 Fuß Breite (wovon 6 Fuß für die Wagen und 4 Fuß für die Fußgänger), werden neben einander hinlaufen und durch eine auf Säulen ruhende Mauer von einander geſchieden ſein. Sie ſollen mit Gaz erleuchtet werden, und eine Pumpe, die durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt werden ſoll, wird das von auſſen zufällig hereinſtrömende Regenwaſſer ſchnell fortſchaffen.

Die Tiefe des Stroms über dieſer Gallerie beträgt 12 Fuß während der Ebbe und 32 Fuß während der Fluth. Die größten Schiffe können alſo darüber hingehen. Wenn man die Arbeit dieſes unterirdiſchen Weges als ein Mauerwerk betrachten wollte, das dieſe ungeheure Maſſe wie eine Waſſerleitung zu tragen habe, ſo dürfte man leicht über die auſſerordentliche Kühnheit des Unternehmens ſich verwundern; aber das iſt das Syſtem desſelben nicht. Es iſt die Natur ſelbſt, die das Gewicht des Waſſers durch eine Thonbank trägt, wie ſie es an andern Orten durch eine Felsbank zu tragen im Stande iſt. Man weiß durch die vorhergemachten genauen Sondirungen, daß das Flußbett aus folgenden Subſtanzen beſteht. Zuerſt 3 Fuß 8 Zoll kleines Geröll und Sand; ſodann 1 Fuß 10 Zoll Thon und Sand; darunter eine Lage von 35 Fuß reinem und feſtem Thon. In dieſer Lage, die ſo vollkommen wohl geeignet iſt, das Durchdringen des Waſſers zu verhindern, wird der Bau betrieben. Beim Ausgraben ſelbſt wird die Mauerarbeit unternommen, ſo daß ein langes und ſehr feſtes Bollwerk von Mauerſteinen entſteht, in welches ſodann der Durchgang bewerkſtelligt werden ſoll. Die Arbeit rückt täglich nicht mehr als 3 Fuß weit vorwärts.

Wettlauf-Heirathen.

Wenn ein Jüngling in Lappland ſich um die Hand eines Mädchens bewirbt, ſo iſt er, um ihre Zuſtimmung und die der Aeltern und Verwandten zu erhalten, genöthigt, mit ihr um die Wette zu laufen, wobei ihr jedoch immer ein Drittel des Weges vorauszugeſtanden wird. Erreicht er ſie nun vor dem Ziele, ſo wird ſie öffentlich als ſeine Braut anerkannt; gelangt ſie aber früher dahin, ſo wird das als eine förmliche Ableh-

nung der Bewerbung betrachtet, und er darf sie nicht mehr erneuern, wenn er sich dadurch nicht selbst entehren will. Auf diese Weise ist jedes Mädchen frei, den Mann zu verweigern, der ihr nicht gefällt, denn die jungen Lappländerinnen üben sich schon früh im Laufen und Springen, was sie um so besser können, da sie keine Schnürleiber und Bares tragen, und folglich nicht wie Drathpuppen aussehen. Sie sind meistentheils so flüchtig auf den Beinen, wie junge Rehe, und könnten mit ihnen leicht um die Wette laufen. Ist nun eine Schöne ihrem Bewerber günstig, so lauft sie zwar im Anfange mit großer Schnelligkeit, um seine Liebe zu erproben, aber bald zögert sie und läßt sich immer einige Schritte vor dem Ziele von ihm einholen. Daraus ergibt sich nun, daß in Lappland sich ein Mädchen nie gegen ihre Neigung verheirathet, und daß Freude und Zufriedenheit in allen Haushaltungen vorherrschend sind. Es möchte zu wünschen sein, daß auch in andern Ländern dieser Gebrauch eingeführt würde. Freilich müßte man alsdann vor Allem auf die Schnürleiber Verzicht leisten, und es dürfte bei uns Mädchen geben, die sich lieber gegen ihre Neigung verheirathen würden, als eine solche Bedingung eingehen.

Fortschritte der religiösen Meinungen.

Dritter Artikel.

Zensur-Lücke. *)

*) Da dieser dritte Artikel zum größten Theil nicht aufgenommen werden durfte, so glaubte man auch nichts Zerstückeltes den verehrten Lesern mittheilen zu dürfen; es wird dessen Abdruck nun im protestantischen Deutschland seiner Zeit besorgt, und die Ergänzung den Interessenten dieser Zeitschrift von dort aus durch eine andere Verlagshandlung nachgeliefert werden.

Darstellung vom Untergange des Schiffes Kent.

Der Kent, ein Schiff der englisch-ostindischen Kompagnie, befehligt vom Kapitän Cobb, nach Bengalen und nach China bestimmt, ging am 19. Februar 1825 von England unter Segel. Es hatte 20 Offiziere, 344 Soldaten, 43 Frauen und 66 Kinder an Bord, die alle zum einunddreißigsten Regiment gehörten. Ausserdem noch 20 Passagiere und eine Bemannung von 148 Mann, mit Einschluß der Offiziere.

Am Abend des 23. verloren wir die Küste von England aus dem Gesichte, und betraten den atlantischen Ozean. Wir erwarteten nun nicht mehr vor Indien die Erde wieder zu erblicken. Ungeachtet hin und wieder übles Wetter eintrat, so setzten wir die Reise doch ruhig bis zum 28. fort, wo wir plötzlich durch einen Windstoß aus Südwesten zurückgeworfen wurden, dessen Heftigkeit am nächsten Morgen nur noch mehr zunahm. Wir befanden uns in der Bucht von Biscaya, unter 47° 30′ der Breite und 10° westlicher Länge von Greenwich.

Die Thätigkeit der Offiziere verdoppelte sich mit der zunehmenden Gefahr. Die großen Segel wurden eingezogen und beigelegt, und alle Soldaten auf dem Verdeck waren mit Sicherheitsstricken angebunden. Die Sachen standen auf einem solchen Punkte, als einer der Offiziere, in der Absicht sich zu versichern, daß Alles in guter Ordnung sei, mit zwei Matrosen und einer Sicherheitslampe in den untern Theil des Schiffes sich verfügte. Die Lampe brannte übel, und da, aus Furcht vor Feuersgefahr, er sie nicht selber putzen wollte, so schickte er auf die Platteform, um den Docht reinigen zu lassen. Während das geschah, bemerkte er, daß eine der Branntweintonnen nicht an ihrer rechten Stelle war. Er befahl deßhalb seinen Begleitern, die nöthigen Werkzeuge zu holen, um sie in ihr rechtes Gleichgewicht zu bringen. Kaum hatten sie sich jedoch entfernt, so erhielt das Schiff einen so harten Stoß, daß er unglücklicher Weise seine Lampe fallen ließ. Indem er sie nun wieder aufheben wollte, ließ er die Branntweintonne fallen. Diese zerplatzte und in einem Augenblick stand Alles in hellen Flammen.

So lange das Feuer noch im untern Raum verschlossen blieb, der überall mit Wasserfässern umsetzt war, konnten wir hoffen, uns seiner zu bemeistern. Aber bald verwandelte sich die leichte bläuliche Flamme des Branntweins in einen dicken, schwarzen Qualm, der mit Gewalt aus den vier Hauptöffnungen empordrang, und sich von einem Ende des Schiffes zum andern wälzte, so daß wir bald alle Hoffnung verloren, irgend etwas zu retten. „Die Flamme hat das Tauwerk erreicht!“ schrie man, und bald verspürten wir durch den Theergeruch, daß dieser fürchterliche Ruf nur zu wahr gewesen sei. In diesem entsetzlichen Augenblicke hatte der Kapitän Cobb, dessen Geschicklichkeit und Karakterstärke mit der unermeßlichen Gefahr nur immer mehr zuzunehmen schienen, seine Zuflucht zu der einzigen Alternative, die ihm noch übrig blieb. Er befahl Löcher durch das erste und zweite Deck zu hauen, und alle Oeffnungen aufzumachen, damit das Meer von allen Seiten eindringen könne.

Seine Befehle wurden mit der größten Schnelligkeit befolgt, wobei einige Soldaten, eine Frau und mehrere Kinder umkamen, die nicht schnell genug das obere Verdeck hatten erreichen können. Einige andere Personen erstickten von dem dicken Rauch, der bereits

den ganzen innern Raum erfüllte. Zudem ſtürzte das Meer von allen Seiten mit einer ſolchen Heftigkeit herein, daß es alle innere Verſchläge zerbrach und die ſchwerſten Kiſten fortſchleuderte. Dieſe ungeheure Waſſermenge, die in kurzer Zeit den ganzen untern Theil des Schiffes anfüllte, hielt in der That die Fortſchritte des Feuers einige Zeit auf; aber die Gefahr, unterzuſinken, vermehrte ſich auch in demſelben Maaße, als die, in die Luft zu ſpringen, ſich verminderte.

In dieſem Augenblicke begann eine Schauderſzene, die alle Beſchreibung überſteigt. Das oberſte Verdeck war mit ſechs- bis ſiebenhundert menſchlichen Weſen überdeckt, von denen mehrere von der Seekrankheit befallen waren. Von allen Seiten ſchrie man nach einem Vater, einem Gatten und ſeinen Kindern. Einige erwarteten ihr Geſchick mit ſtummer Reſignation, oder mit ſtumpfer Gefühlloſigkeit; Andere überlieſſen ſich dem vollen Wahnſinn der Verzweiflung. Mehrere riefen auf den Knien, mit Geſchrei und Thränen, die Barmherzigkeit des Allmächtigen an, deſſen Arm ſich endlich erhoben habe, ſo beichteten ſie, um ſie zu beſtrafen. Die Katholiken ſchlugen mit großer Schnelle das Kreuz und verrichteten alle übrigen Zeremonien, die ihnen ihr Glauben gebietet, während einige Soldaten und die älteſten und feſteſten Seeleute mit vieler Ruhe und Faſſung ſich über das Pulvermagazin ſtellten, deſſen Exploſion man in jedem Augenblicke erwartete.

Mehrere Soldatenweiber und Kinder beteten und laſen in der Bibel mit den Offiziersfrauen und den Paſſagieren, von denen einige mit der größten Seelenruhe die Uebrigen zu tröſten ſuchten. Zwei junge Frauenzimmer zeichneten ſich in dieſer Hinſicht beſonders aus. Als man ſie benachrichtigte, daß alle Hoffnung verloren ſei, und daß ſich der unvermeidliche Tod mit großen Schritten ihnen nahete, ſank die Eine auf ihre Knie und ſagte mit ſtiller Faſſung: Komm, o mein Erlöſer, ich erwarte dich. Sie erbot ſich ſodann, den um ihr her weinenden Frauen aus der heiligen Schrift vorzuleſen, und ihre Schweſter ſchlug mit nicht minderer Ruhe und Geiſtesgegenwart den 46. Pſalm auf, und las mit lauter Stimme: „Gott iſt unſere Zuflucht, unſere Stärke und unſere Hilfe in der Gefahr u. ſ. f.; und andere Stellen, die ihrer Lage anpaſſend waren.

Indeſſen ſpielten die kleinen Kinder, welche die Größe der Gefahr nicht ahneten, oder vielmehr, die nicht den geringſten Begriff davon hatten, ruhig in ihren Betten fort. — In dieſem Zuſtande einer allgemeinen phyſiſchen Unthätigkeit war unſer Geiſt um ſo ſchwerzlicher und furchtbarer angeregt. Während die Wellen ſich mit Gewalt gegen das Schiff brachen, wie wenn der Ozean eiferſüchtig geweſen wäre, daß ein anderes Element ſeine Beute verſchlingen ſolle, wurde plötzlich der Hintertheil zerbrochen und der Kompaß fortgeriſſen. „So hat der Kent auch keinen Kompaß mehr!“ ſchrie einer der Zeugen dieſes Verluſtes, und die Ausrufung machte, ungeachtet der hoffnungsloſen Lage, in der wir uns befanden, dennoch einen großen Eindruck auf Alle. Ein junger Offizier zog eine Haarlocke aus ſeiner Brieftaſche und drückte ſie an ſein Herz. Ein Anderer ſchrieb einige Zeilen an ſeinen Vater, that das Papier in eine Flaſche, verſchloß dieſe ſodann aufs ſorgfältigſte, und ſchleuderte ſie ins Meer. Eben als er dies Manöver verrichtete, kam es einem Unterlieutenant Thomſon in den Sinn, einen Matroſen auf den kleinen Maſt ſteigen zu laſſen, um rings über das Meer zu ſchauen, ob nirgends ſich irgend eine Hilfe darbiete. Der Matroſe war oben angelangt und durchmuſterte mit gierigen Augen den ganzen Horizont. Es war für uns alle ein Augenblick der unbeſchreiblichſten Todesangſt. Plötzlich ſchwenkte er ſeinen Hut und rief: „Ein Segel unter dem Wind!“ Dieſe glückliche Nachricht wurde mit dem Gefühl der tiefſten Erkenntlichkeit aufgenommen, und durch ein dreimaliges Freudengeſchrei beantwortet. Wir zogen ſogleich die Nothflagge auf und thaten von Minute zu Minute einen Schuß. Es war, wie wir ſpäter erfuhren, die Cambria, Kapitain Cook, ein kleines Brigg von 200 Tonnen, nach Vera-Cruz beſtimmt, an deſſen Bord ſich 20 bis 30 Bergleute von Cornwallis befanden, welche nach Mexiko gehen ſollten.

Zehn bis fünfzehn Minuten lang waren wir im peinlichſten Zweifel, ob das Brigg unſere Zeichen bemerkt habe, oder nicht, oder ob es wohl gar uns *nicht* zu Hilfe kommen wolle. Es ſcheint aber, daß die Heftigkeit des Windes es verhinderte, unſere Nothſchüſſe zu hören, und daß es erſt durch die Dampfwolken, die von unſerm Schiffe aufſtiegen, von der Gefahr benachrichtigt wurde, in welcher wir uns befanden. Nach dieſer qualvollen Ungewißheit ſahen wir, wie es die engliſche Flagge aufſteckte, und mit vollen Segeln ſich uns näherte.

Während der Kapitain Cobb, der Oberſt Fearon und der Major Mac Gregor ſich über die Maasregeln berathſchlagten, kam einer der Lieutenants, um den Major zu fragen, in welcher Ordnung die Offiziere das Schiff verlaſſen ſollten? — In derſelben, entgegnete er, wie bei den Begräbniſſen ſtatt findet, das verſteht ſich von ſelbſt. Der Oberſt beſtätigte das und fügte hinzu: Die Jüngſten voran; aber laſſet den niederſtechen, der in die Schaluppe ſpringen will, bevor nicht alle Weiber und Kinder gerettet ſind.

Um das Hinzudrängen zu vermeiden und der Unzufriedenheit Einhalt zu thun, die ſich ſchon hin und wieder unter den Soldaten und Matroſen zeigte, faßten einige Offiziere mit bloßem Degen Poſto, und erhielten auf dieſe Weiſe Alles in der beſtmöglichſten

Ordnung. Der Kapitän ließ zuerſt alle Offizier- und Paſſagierfrauen und ſo viele Soldatenweiber in das große Boot ſteigen, als es aufnehmen konnte. Sie warfen in der Haſt die Kleidungsſtücke über, die ſich unter ihren Händen befanden, und um halb drei Uhr ſetzte ſich die traurige Prozeſſion gegen den Schiffstheil in Bewegung, wo das Boot aufgehängt war. Man hörte nicht einen Schrei, man ſprach kaum ein Wort. Die kleinſten Kinder weinten nicht mehr, wie wenn ein natürlicher Inſtinkt ſie von der Todesangſt ihrer Aeltern unterrichtet hätte. Das tiefe Schweigen wurde nur zweimal durch einige Frauen unterbrochen, die ſich die einzige Gnade erbaten, bei ihren Männern bleiben zu dürfen. Aber als man ihnen verſicherte, daß jeder Augenblick, den ſie durch Zögerung verſchwendeten, einem Menſchen das Leben koſten könne, entriſſen ſie ſich den Umarmungen ihrer Gatten, und verfügten ſich mit jener Seelenſtärke, die in den größten Prüfungen der Karakter und die Zierde ihres Geſchlechts iſt, in das Boot, das ſogleich in's Meer hinabgelaſſen wurde. Aber die Wogen waren ſo wüthend, daß man jeden Augenblick beſorgen mußte, den kleinen Nachen zerſchmettert zu ſehen. Schon mehrmals hatte man umſonſt verſucht, ihn allmälig niederzulaſſen, aber immer vergeblich. So ſchwebten die Unglücklichen in der Luft, von Zeit zu Zeit von den Wellen berührt, die ſie gewaltſam hin- und herſchaukelten. Der Befehl wurde ertheilt, die Taue zu durchſchauen, und das Boot befand ſich endlich auf dem Waſſer, nachdem eine Minute vorher noch alle darin Befindlichen in der höchſten Gefahr waren, durch das ſchnellere Zerreiſſen der hintern Seile, indeſſen die vordern noch feſthielten, in den Abgrund des Meeres geſtürzt zu werden, wenn nicht eine eben emporſteigende Welle das Boot einigermaßen im Gleichgewicht gehalten hätte. Man gewann nun das Offene, und bald ſahen wir das leichte Gefäß wie einen ſchwarzen Punkt auf dem Gipfel der Wellen, bald war es wieder im Schooſe des flüſſigen Abgrunds begraben.

Die Cambria war aus nothwendiger Vorſicht in einer gewiſſen Entfernung vom Kent geblieben, um nicht auch ein Opfer der Exploſion zu werden, oder ſich dem Feuer der ſcharfgeladenen Kanonen auszuſetzen, die in demſelben Maaße losgingen, als die Flammen ſie erreichten. Das Boot hatte alſo eine ziemlich große Strecke zurückzulegen, und der Erfolg dieſes erſten Verſuchs war der Maasſtab unſerer letzten Hoffnung; man kann ſich alſo leicht denken, mit welcher Herzensangſt wir dem Kanot nachſpäheten, um ſo mehr, da ſich mehrere Gatten und Väter unter uns befanden, die in beſtändiger Furcht waren, das vor ihren Augen verſchwinden zu ſehen, was ihnen das Liebſte auf der Welt war. Um das Boot beſſer im Gleichgewicht zu erhalten, und um den Matroſen mehr Spielraum und Kraft zum Rudern zu geben, hatte man Weiber und Kinder unter die Bänke geſteckt, wo ſie in beſtändiger Gefahr waren, zu ertrinken, indem jeder Wellenſchlag eine bedeutende Menge Waſſer über Bord ſchleuderte, ſo daß die Meiſten bis an die Bruſt im Waſſer lagen und nur mit der größten Mühe ihre Kinder emporzuhalten vermochten.

Endlich, nach einer peinlich langen halben Stunde, erreichte das Kanot die Cambria, und das erſte menſchliche Weſen, das darauf einen Zufluchtsort fand, war der Sohn des Major Mac Gregor, ein kaum einige Wochen altes Kind, das vom Lieutenant Thomſon aus den Armen ſeiner Mutter genommen und hinaufgereicht wurde. Die Uebrigen folgten allmälig nach. Sodann kehrte das Boot wieder zum Kent zurück. Aber es war unmöglich, in ſeiner Nähe anzulegen, und man ſah ſich genöthigt, die Frauen und Kinder, je zwei und zwei, mit Stricken hinabzulaſſen, was um ſo gefährlicher wurde, weil man nur mit Mühe den Augenblick ergreifen konnte, wo das Kanot ſie aufzunehmen vermochte, ſo daß mehrere dieſer unglücklichen Geſchöpfe in Gefahr waren, zu ertrinken. Leider kamen dabei auch viele Kinder um, die mit ihren Müttern an ein und daſſelbe Seil gebunden waren. Zwei oder drei Soldaten, die ihre Kinder retten wollten, ſprangen in's Meer und kamen mit ihnen um. Ein junges Mädchen, das durchaus nicht ſeinen Vater verlaſſen wollte, wurde nur mit großer Mühe gerettet, nachdem es ſchon fünf- oder ſechsmal verſchwunden war. Ein Mann, der ſich in der entſetzlichſten Alternative befand, entweder ſeine Frau oder ſeine Kinder ertrinken zu laſſen, entſchloß ſich endlich für ſein Weib, und — ſeine vier Kinder wurden von den Wellen verſchlungen. Auſſerdem fanden noch eine große Menge anderer Unglücksfälle ſtatt.

Der lange Transport der 600 Menſchen dauerte die ganze Nacht hindurch, und bis zum letzten Augenblicke wichen der Kapitän und die Regimentschefs nicht von der Stelle. In dieſen Extremitäten reißt der erhabene Karakter, welchen unſere Natur zu erreichen vermag, uns zum Erſtaunen und zur ſtarren Bewunderung hin. Man ſieht hier das Gefühl der Pflicht in ſeiner ganzen Reinheit obſiegen, und man empfindet dabei einen Eindruck, den alle Sophismen, mit deren Hilfe man den Menſchen, nach ſeinem Intereſſe handelnd, erklären will, nicht zu ſchwächen im Stande ſind.

Drei Tage nach dem Untergange des Kent, der vollkommen von den Flammen verzehrt wurde, kam die Cambria im Hafen von Falmouth an.

Biographische Skizzen.

Mehemet Ali Pascha, Vizekönig von Aegypten.

Mehemet Ali wurde zu Cavala, einem rumelischen Flecken, i. J. 1770 geboren. Seine Erhebung schreibt sich von der Zeit her, wo sich die Franzosen an den Ufern des Nils befanden. Er diente damals in dem Heere des Großveziers Jussuf Pascha, der nach seiner Niederlage zu Heliopolis mit Hilfe der mächtigen Dazwischenkunft der Engländer den Rückzug des französischen Heeres und ihre Räumung Aegyptens bewirkte. Er bekleidete bei dieser Gelegenheit den Posten eines Bin-Baschi, oder eines Befehlshabers von tausend Mann. Nachdem nun auch die Engländer sich zurückgezogen hatten, und die Türken wieder vollkommen Meister des ganzen fruchtbaren Landes geworden waren, wollten sie ihre Gewalt noch mehr befestigen, und deshalb die Bey's unterjochen. Dieser Plan war jedoch nicht so leicht auszuführen, als man ihn entworfen hatte; das Resultat davon war vielmehr, daß sie sich den Absichten und Entwürfen der Pforte geradezu entgegengesetzt erklärten. Die List, Verstellung, Intrigue und das Gold der Türken, die reelle Stärke der Bey's, die Exekutionsdrohungen, von der Erbärmlichkeit verhindert, dieses Zusammenströmen der Umstände öffnete Mehemet Ali die Augen, der, geschickter und kühner als die Andern, bei Zeiten bemerkte, daß er die Zwistigkeiten seiner Mitbewerber benutzen könne, die, statt sich zu vereinigen, um ihre Macht sich zu erhalten, nur damit beschäftigt schienen, das unglückliche Aegypten zu verheeren, das von ihnen täglich geplündert wurde. Er neigte sich also zuerst den Bey's zu, die er bald sammt und sonders ermorden ließ, und man konnte ihn von diesem Augenblick an als das erklärte Oberhaupt der Albanier betrachten, welche die eigentliche Stärke Aegyptens bildeten.

Umsonst kamen ihm mehrere Befehle der Pforte zu, diese Provinz zu verlassen; er wich ihnen immer aus, und gewann endlich einen so großen Einfluß, daß er es wagen durfte, und auch wirklich wagte, sich zum Pascha eigenmächtig zu ernennen. Von diesem Schritt schreibt sich auch seine unumschränkte Gewalt her, die sich seitdem beständig vermehrt hat. Das Glück schien seine Kühnheit begünstigen zu wollen. Er schlug und vernichtete die Mammeluken, und drängte eine englische Expedition zurück, die sich schon Alexandriens und Rosette's bemächtigt hatte. Eben so war er gegen die Wechabiten siegreich, und eroberte Sennaar, Kordufan und Nubien.

Nach diesen äussern Erfolgen wendete er seine Blicke auf die innere Verwaltung. Er betrachtete Künste und Zivilisation des Volks als die sicherste Quelle seines Ruhms und seiner Macht. Deshalb lud er aus allen Theilen Europa's unterrichtete und geschickte Männer ein, sich nach Aegypten zu verfügen. Durch seine Sorgfalt erhoben sich in dem Zeitraume von fünf Jahren in Kairo und in den Umgebungen dieser Stadt mehrere Spinnereien, Manufakturen und Fabriken. Er ließ einen Kanal von vierzehn Stunden Länge graben, um den Hafen von Alexandrien mit dem Nil zu verbinden, und dieses ungeheuere Werk wurde in sieben Monaten vollendet. Man muß jedoch gestehen, daß dieser so plötzliche Glanz, dieses so ausserordentlich schnelle Fortschreiten nur auf einem einzigen Menschen beruht, und man kann als gewiß annehmen, daß an dem Tag, wo er die Augen schließt, dieses alles wieder mit einem Schlage vernichtet sein wird.

Man schätzt das jährliche Einkommen des Pascha auf vierzig Millionen französische Franken, und Alles trägt dazu bei, es in Kurzem noch bedeutend zu vermehren. Er ist der einzige Eigenthümer des öffentlichen Reichthums. Die verarbeiteten Gegenstände werden in die Staatsmagazine abgeliefert, und die Preise werden nach Willkühr bestimmt. Niemand kann etwas direkt vom Fabrikanten kaufen, wenn er sich nicht der härtesten Bestrafung aussetzen will. Darum ist das Volk auch im äussersten Elende, und man sieht unter diesem glücklichen Himmel und auf der fruchtbarsten Erde das allerunglücklichste Geschlecht, das man sich nur immer denken kann. Tyrannei lastet auf allen Klassen ohne Unterschied. Der Pascha allein kann Handel treiben, und alle Schiffe, welche die Hafen seines Landes berühren, müssen sich den Gesetzen unterwerfen, die ihm eben als die zweckmäßigsten und vortheilhaftesten für sein persönliches Interesse erscheinen. Demungeachtet hat der Handel so sehr zugenommen, daß der Hafen von Alexandrien allein beständig zwischen vier- und fünfhundert Schiffe von verschiedener Größe und mit verschiedenen Flaggen enthält.

Die ägyptische Militärmacht besteht gegenwärtig, die ziemlich zahlreiche Reiterei nicht mitgerechnet, weil sie noch nicht in regelmäßige Truppenkorps gebildet ist, aus 9 Regimentern Infanterie, ein jedes aus fünf Bataillonen (zu 400 Mann) bestehend. Eines dieser Regimenter befindet sich im Land der Wechabiten und zu Mekka, ein anderes zu Sennaar, ein drittes in Kordufan und in Nubien. Drei Regimenter sind zur Expedition nach Morea gebraucht worden. Mehrere Korps Albanier befinden sich auf Kandia, Cypern und Naxos. Die drei letzten Regimenter der regelmäßigen Armee bilden ein Feldlager in der Nähe von Kairo.

Die Seemacht besteht aus vier Fregatten, 11 dreimastigen Korvetten, 30 Briggs und 13 kleinern Fahrzeugen. Mehemet Ali hat eine Militärschule und eine Art von Kollegium zum allgemeinen Unterricht gegrün-

det. Osman Effendi Nureddin, der drei Jahre lang in Frankreich und in Italien gelebt hat, befindet sich an der Spitze dieser Anstalten. Er hat seine Reise gut benutzt, und ist ziemlich unterrichtet.

Häckerling.

Nahe bei Allah-Abad in Ostindien, an einer Stelle, wo der Ganges auf beiden Seiten von hohen und steilen Ufern umschlossen wird, wohnt ein kleiner Volksstamm, der nichts als Räubereien treibt, und sich von der Ausplünderung der Schiffe nährt, wozu diese Menschen sich folgenden Mittels bedienen. Sobald sie bemerken, daß die Schiffe der starken Strömung wegen die Anker auswerfen, und die Matrosen vom Arbeiten erschöpft sind und sich nach Ruhe sehnen, stecken einige von ihnen die Köpfe in schwarze Töpfe, in denen zwei kleine Löcher für die Augen angebracht sind. Sie tauchen sodann unter, und nahen sich den Booten, um den günstigen Zeitpunkt zu erwarten, wo sie unbemerkt sich der Beute bemächtigen können. Sieht nun auch von ungefähr ein Matrose ins Wasser, so hält er das schwarze Ding entweder für einen Vogel oder für ein Stück Holz, oder sonst für einen andern unwichtigen Gegenstand, ohne zu vermuthen, daß ein Dieb darunter stecke. Dieser bleibt die ganze Zeit über unbeweglich, benutzt aber die Gelegenheit so gut, daß er selten oder nie ohne eine reiche Beute heimkehrt. — Es gibt auch in Europa moralische Räuber, die ihre leeren Köpfe in leere Töpfe stecken, die nicht einmal schwarz sind, sondern die sie recht absichtlich weiß brennen lassen.

Eine Fregatte des Großherrn (

) litt einmal Schiffbruch an der Insel Samos, es mögen jetzt ungefähr zwanzig Jahre sein. Der Kapudan Pascha gerieth darüber in einen unbändigen, ächttürkischen Zorn, ließ die Vorsteher der Insel gebunden vor sich schleppen, und schrie ihnen mit schrecklicher Stimme zu, sie sollten ihm auf der Stelle sein gescheitertes Schiff bezahlen. „Wenn eure gottverfluchte Insel nicht gerade im Weg gelegen wäre," rief er vor Wuth schäumend, als er ihre Zögerung bemerkte, und sie ihm Vorstellungen zu machen wagten, „so würde die kaiserliche Fregatte gewiß nicht Schiffbruch gelitten haben. Verfluchte Christenhunde! Schande und Aussatz der Erde! Das ist einzig und allein euere Schuld. Also bezahlt gutwillig, oder ihr werdet auf der Stelle an den großen Mast aufgeknüpft!" — Die armen, elenden Griechen mußten bezahlen.

Ein junger Grieche auf der Insel Cos verliebte sich in ein schönes Mädchen, und bot ihr sein Herz und seine Hand an; aber sie lehnte beides ab. Darauf nahm der Verschmähte Gift und starb. Seine Familie verklagte die des Mädchens bei der türkischen Obrigkeit, und begehrte das gewöhnliche „Blutgeld" als Entschädigung. Der Kadi entschied die Streitsache durch folgenden Urtheilsspruch: „Die Verklagten haben eine sehr schöne Tochter. Das ist ihre Schuld; denn wenn sie nicht existirt hätte, so würde der Sohn der Kläger sie nicht gesehen, und sich nicht in sie verliebt haben. Es ist doppelt ihre Schuld, weil, wenn sie ihn nicht abgewiesen, er sich nicht ermordet haben würde. Folglich ist die schöne Tochter der Verklagten die einzige Schuld des Todes jenes jungen Menschen. Die Verklagten müssen also das Blutgeld bezahlen. Aber sie müssen es nicht den Klägern bezahlen, sondern dem Sultan, dem sie einen seiner Unterthanen geraubt. Sie müssen es durch ihre Tochter entrichten, und zwar auf der Stelle. Daß die schöne Tochter sogleich mir überantwortet werde!"

Der Mittwoch ist der Tag in jeder Woche, an welchem der König der Niederlande öffentliche Audienz gibt, zu welcher Jedermann freien und ungehinderten Zutritt hat. Der Gelehrte, der Künstler, der Handwerker, der Landmann, der Tagelöhner, ja selbst der Bettler kann sich an diesem Tag dem Monarchen nahen, seine Beschwerden oder seine Bitten vortragen, und gewiß sein, daß sie in Erwägung gezogen werden. Jeder, der einen Vorschlag zum Besten des allgemeinen Wohls zu thun hat, Jeder, der irgend eine Entdeckung gemacht hat, die er für gut und nützlich hält, kann den König persönlich darauf aufmerksam machen. Man hat nicht zu besorgen, daß irgend ein Höfling mit gewohnter Unverschämtheit in den Weg trete, und mit hochgerümpfter Nase spreche: Hier tritt Niemand ein! Man geht zum König! das ist die Antwort, das ist die Drohung, die man gegen den stolzen Uebermuth ausstößt. Man sagt nicht mehr: Wenn der König allen den Unfug wüßte, der in seinem Namen getrieben wird! man sagt in den Niederlanden jetzt nur: Der König soll Alles erfahren!

Literarisches Bülletin.

London, April.

Sie haben wahrscheinlich mein Schweigen seiner wirklichen Ursache, dem vollkommenen Mangel an neuen und ausgezeichneten literarischen Erzeugnissen, zugeschrieben. Ich hätte Sie nur von den Krisen der Buchhändlerwelt unterhalten können, und das eignet sich doch für Ihren Zweck eben nicht besonders. Das wichtigste Werk, das über unsere gegenwärtige Geld-

verlegenheit erschienen, ist dies von Hooke: On the currency. *) — Hinsichtlich der weniger ernsten Bekanntmachungen scheint Murray, der große Beförderer aller romanesken und politischen Erzeugnisse, die Bücher ganz für die Zeitschriften verlassen zu haben. Er hat mit dem 25. Januar ein neues Tageblatt, den Repräsentanten, begonnen, dessen Grundsätze immer ein Geheimniß bleiben, weil er vielleicht schon neunundneunzigmal den Herausgeber, seit seiner glückseligen Erscheinung, gewechselt hat. — Der Roman „Frankenstein", von Mistriß Schelley, ist eins der originellsten Erzeugnisse unserer Tage, und, nach den Romanen Walter Scotts, eins der beliebtesten. Die Idee davon ist folgende: Ein Genfer, der die Chemie studirt, entdeckt das Geheimniß, der unbelebten Materie Leben mitzutheilen. Er macht einen Menschen aus Allem, was ihm unter die Hände geräth und gibt ihm sodann das Leben. Die Beschreibung seiner Arbeit ist von schrecklicher Wirkung. Der Eifer und die Todesangst des Jünglings, die entsetzlichen Materialien, die er gebraucht, die Unwissenheit, in der er sich über das befindet, was er ausbilden will, Alles leiht der Erzählung ein originelles Interesse. Sie können aus dem Gesagten schliessen, mit welcher Ungeduld man den neuesten Roman von derselben Verfasserin, „den letzten Menschen", erwartete. Aber leider hat er den Erwartungen des Publikums keineswegs entsprochen. — Bamblestye House, von Smith, einem der Verfasser eines sehr beliebten Spiels, „die verworfene Huldigung", ist ganz neuerdings erschienen und hat sich nur durch seinen Fall ausgezeichnet. — Die Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach werden von aller Welt gelesen; denn je mehr ein Buch skandalvoll ist und Anekdoten enthält, um so begieriger wird es verschlungen.

*) Laufende Münze, oder repräsentativer Werth.

Italienische Literatur.

Antologia. — Anthologie, Zeitschrift der Wissenschaften, der Literatur und der Künste. No. 54. Florenz, 1825. Bei Vieusseux. In 8.

Diese vortreffliche Zeitschrift verdient immer mehr die Aufmerksamkeit, welche das gebildete Italien und Europa ihr gewidmet haben. Die ausgezeichneten Schriftsteller, die Theil an der Herausgabe nehmen, verbürgen ihr einen noch größern Erfolg. Ihr Inhalt zeichnet sich durch vernünftigen Wechsel und Gediegenheit der Gegenstände, durch die Richtigkeit der Grundsätze und überhaupt durch die Kraft und den Reichthum guter Aufsätze aus, die ohne Pedanterie und Anmaßlichkeit geschrieben sind. Das vorliegende Heft enthält unter andern einen raisonnirenden Artikel und einen Uebersetzungsversuch einiger Dichtungen Campbells und Th. Moores. Unter den Poesien des Erstern zeichnet sich am meisten der „Regenbogen" aus. Er ist mit Treue und Leichtigkeit übersetzt. Eben so anziehend ist die Uebertragung mehrerer Oden Moores. Die über „die Sprache der Liebe" ist vorzüglich lieblich.

Russische Literatur.

Reise nach Turkomannien und Khiwa, in den Jahren 1819 und 1820. Von Muraview. Moskau, 1822. Zwei Bände in 4. von 321 Seiten. Nebst einem Atlas.

Der Zweck und die Wichtigkeit dieser Reise sind aller Aufmerksamkeit werth. Die beiden bereiseten Länder, obgleich sie sich ganz in der Nähe von Rußland befinden, waren bis jetzt doch fast durchaus unbekannt geblieben, und zwar wegen der Schwierigkeit, mit den Bewohnern derselben, deren Sitten noch barbarisch sind, Verbindungen anzuknüpfen. Peter der Große hatte den Plan entworfen, durch die ungeheuern Steppen Zentralasiens eine Handelsstraße zwischen Rußland und Ostindien zu eröffnen; aber sein Versuch scheiterte durch die Ermordung des Fürsten Bekowitsch, den er nach Khiwa gesandt hatte. Der General Ritschew machte 1813 neue, aber wieder erfolglos gebliebene Versuche, die 1819 vom General Yermolow abermals erneuert wurden. Die Leitung dieser letzten Expedition, deren Zweck darin bestand, am östlichen Ufer des kaspischen Meeres einen bequemen und sichern Landungsplatz aufzusuchen, und daselbst eine Festung, zum Schutze der russischen Kaufleute, zu erbauen, wurde dem Major Ponomarew und dem Kapitän Muraview übertragen. Letzterer sollte sollte sodann nach Khiwa gehen, um mit dem Khan zu unterhandeln und zugleich das Land zu beschreiben. Er war von dem armenischen Dollmetscher Muratow begleitet, der dieselben Gegenden schon 1813 bereiset hatte. Nach einer zwanzigtägigen Wanderung durch öde Steppen, beständigen Gefahren von Seiten der Nomadenhorden ausgesetzt, gelangten sie endlich in den Distrikt, der den Namen Khiwa führt. Er wurde daselbst als Spion betrachtet und in's Gefängniß gesperrt, wo er 48 Tage lang blieb, und wo er selbst, durch ein Dekret des Khans, mit dem Tode bedroht wurde. Aber durch Klugheit und Festigkeit gelang es ihm, den Despoten auf andere Gedanken zu bringen, seine Mission mit Erfolg durchzusetzen, und selbst Bevollmächtigte von Khiwa sich zu verschaffen, die er sodann dem General vorstellte. — Der erste Theil des vorliegenden Werks enthält die Beschreibung der Reise

nach Khiwa, des dortigen Aufenthalts und der Rückkehr. Der zweite umschließt eine genaue topographisch-statistisch-politische Darstellung von Khiwa. Die von Turkomannien wird im dritten Theile erscheinen.

Schwedische Literatur.

Egenhändige Anteckningar etc. — Selbstbiografie Karl von Linnés. Herausgegeben von Adam Afzelius, Professor zu Upsala. Stockholm, 1823. Ein Band in 4.

Linné wurde am 13. Mai 1707 von unbemittelten Aeltern geboren. Schon von früher Kindheit an entwickelte sich in ihm der Geschmack für die Naturwissenschaften. Sein Vater, ein Geistlicher, bestimmte ihn für denselben Stand, und brachte ihn 1717 in die öffentliche Schule zu Wexiö, von wo er sieben Jahre später auf das Gymnasium in derselben Stadt überging. 1727 bezog er die Universität zu Lund. Er unternahm 1732 einige Reisen, befreundete sich mit Boerhave und mit dem reichen Banquier Clifford, dessen botanischen Garten zu Amsterdam er einrichtete, so wie mit mehrern andern ausgezeichneten Männern. 1738 kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er seitdem blieb. Er starb 1778, in demselben Jahre, wo Pitt, Chatham, Haller, Burmann, Voltaire und J. J. Rousseau ihr Leben beschlossen.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Paris, April.

Der berühmte Improvisator Sgricci hat vor einigen Tagen eins von den fünfhundert italienischen Trauerspielen, die er in den Wind geschleudert hat, seitdem er seine bewunderungswürdigen poetischen Fakultäten übt, vorgetragen. Die Gegenstände waren, wie gewöhnlich, vom Publikum vorgeschrieben und in eine Urne geschüttet worden. Der Zufall zog daraus „Missolunghi" hervor. Wir wissen nicht, ob der Zufall glücklich genannt werden kann; aber so viel ist gewiß, daß der Improvisator sehr erhabene Gedanken entwickelt hat. Ich theile Ihnen in meinem Nächsten einige der merkwürdigsten Stellen mit. — Letzthin hörte ich von ungefähr folgendes Gespräch zwischen den Herren U. und X., die, wie Sie wissen, bei uns große Männer sind. U. Es ist Ihnen bekannt, daß die Akademie eine neue Wahl getroffen hat? — X. Ei, zum Henker! was kümmert mich die Akademie! — U. Nicht doch, nicht doch. Sie wissen vielleicht nicht, daß sie sich Herrn Briffaut erwählt hat? — Briffaut? Was ist das für ein Ungethüm? — Der Verfasser Ninus des Zweiten. — Warum nicht gar des Dritten! Ist's nicht eine Oper, oder so etwas? — Nein, ein Trauerspiel, das denselben Beifall gewonnen hat, wie Johanna Gray. — Das ist gewiß eine Steiermärkerin? — Nein, das ist item ein dito, oder Trauerspiel. Beide sind von Herrn Briffaut ohne fremde Beihilfe verfertigt. — So, so, das ist mir ziemlich gleich. — Aber womit beschäftigen Sie sich denn in aller Welt, Herr X., wenn Sie das nicht einmal wissen? — Ich beschäftige mich mit der Literatur, Herr U., und im Gebiete derselben ist mir von Ihrem Herrn Briffaut noch nichts vorgekommen.

Sie wissen, daß wir seit Kurzem einen irokesischen Prinzen besitzen, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt. Man fängt jetzt allmälig an, ihn als eine wahrhafte Mystifikation zu betrachten. Seine Hoheit hat sich auf die Etoile, die Quotidienne und die Gazette abonnirt, weil sie in einer Sprache geschrieben sind, die Sie am leichtesten verstehen, und die Ihrer werthen Muttersprache am ähnlichsten ist. Sie wollen auch die nächste Sitzung der Akademie, in welcher Herr Briffaut aufgenommen werden soll, mit Ihrer hohen Gegenwart beehren, und dadurch zu erkennen geben, wie sehr Sie die Wahl des neuen Mitgliedes beloben, das Sie sodann zur Stiftung einer Akademie in Ihren Staaten engagiren wollen. Der Prinz wird in den Sälen unserer Douairièren mit wahrhaftem Entzücken aufgenommen. Letzthin, nach einer erbaulichen Vorlesung, wurde Teerakaron eingeladen, einen seiner Nationaltänze zu springen, was er auch mit dem besten Willen und zur größten Zufriedenheit seiner Zuschauerinnen gethan hat. — Es hat diesmal kein Longchamps gegeben: das üble Wetter hat es nicht vergönnt. Welcher Verlust für Maulaffen und Nachahmer! — Vor einigen Tagen wacht ein achtungswerther Bewohner unserer Stadt auf und reibt sich die Augen, weil Jemand heftig an seine Thür klopft. Er erhebt sich etwas unwillig und frägt: wer da sei? Der Briefträger überreicht ihm ein Paquet nd ferder: ein ziemlich starkes Porto dafür. Der Andereu will es nicht annehmen, weil er, wie er sagt, von so weit her, als dies Paquet kam, nichts zu erwarten habe. Es kam nämlich aus Ostindien. Der Briefträger entgegnet: daß er es nehmen müsse, und da er dennoch nicht will, so wird der Ausspruch des Polizeikommissärs angerufen. Dieser entscheidet: daß das Paquet anzunehmen sei. Noth bricht Eisen. Der Bürger zahlt, nimmt den Pack und wirft ihn bei sich zu Hause unwillig in einen Winkel. Aus Langeweile holt er es beim Frühstück wieder hervor, und was findet er darin? Nichts mehr und nichts weniger als die Nachricht: daß er in Ostindien einen entfernten Verwandten verloren, von dem er beinahe nichts mehr gewußt, und der ihm sein ganzes Vermögen hinterlassen habe. Dies Vermögen bestand nur aus acht Millionen jährlichen Einkommens, zum Kapital von 150 Millionen. Da kann man wohl sagen: das Glück kommt im Schlaf. — Casimir Delavigne hat während seiner Reise in Italien zwei neue „Massenniennen" gedichtet, die eine über Griechenland, die andere über Christoph Kolumbus. Er schreibt auch, gemeinschaftlich mit seinem Bruder, ein Werk über Italien, das zu seiner Zeit bei Ladvocat erscheinen soll.

Theater.

Karl VI, Trauerspiel von Delaville, ist vor Kurzem auf dem ersten französischen Theater zu Paris gegeben worden.

Ich weiß nicht, welcher religiöse Wahn sich an die Erinnerung Karls VI knüpft. Sein Leben selbst, das so viele Tugenden versprach, war mit Bitterkeiten angefüllt. Spricht man seinen Namen aus, so stellen sich alle Schrecken, alle Kontraste des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts dem Gedanken dar. Die Burgunder und die Armagnaken, die Ermordungen der Metzger, die Vergiftungen und Todschläge der Fürsten, die Scheidungen der Kirche und die fremden Invasionen, die Bußprozessionen und die Bälle einer raffinirten Wollust, das Elend eines Volkes ohne Brod, und die zartesten Belustigungen der Einbildungskraft, die Feste und Liebesfreuden von Blutbädern begleitet, und über all' dies traurige Chaos ein königliches Gespenst, in seinem öden Pallaste umherirrend, dem die Wächter seine Speise wie einem Thiere verwerfen, das Monate lang mit denselben Kleidern bedeckt, von Geschwüren und Ungeziefer halb verzehrt wird, dem ehrgeizige Oheime und eine ehebrüchige Gattin bald schmeicheln, bald es martern, um ihm seine Unterschrift abzuzwingen. Manchmal erwacht der Unglückliche; dann erkennt er sein Elend, beweint sein Volk und faßt einige gute Vorsätze; aber bald wieder von seinem Uebel daniedergedrückt, fällt er wieder in seine Bewußtlosigkeit und unterscheidet kaum noch die Laute einer befreundeten Stimme. Das ist ohne Zweifel eines der tragischsten Gemälde, welches die Geschichte der Dichtkunst je darzubieten vermag; aber um es in seiner ganzen schauderhaften und rührenden Wahrheit wiederzugeben, bedarf es jener traumerischen und zarten Einbildungskraft, jener tiefen und melancholischen Lebensweisheit, die Shakespeare und Milton allein gehabt zu haben scheinen. Die französischen Poeten sind zu oberflächlich, um Instinktgefühle erzeugen zu können, bei ihnen muß Alles studirt und vorzüglich klassisch sein; obgleich sie selbst nicht recht wissen, was sie unter dem letzten Worte verstehen. Deshalb würde die französische Szene auch umsonst einen König Lear aufzustellen sich bemühen. Das aber ist der wirkliche Wahnsinn, das ist auch Karl VI., den das Volk den „Vielgeliebten" nannte, ungeachtet aller der Leiden, die es während seiner Regierung und in seinem Namen erdulden mußte. Das Trauerspiel Delavilles, nach dem Gemälde Lemerciers gebildet, entspricht dem großen Gedanken nicht ganz. Anachronismen, falsche Intriguen, Verfalschung der Karaktere, die seltsamste Vereinigung der unpassendsten Personen, sind die Hauptzüge dieses Stücks, das sich wahrscheinlich nicht lange auf der Bühne wird erhalten können.

— Folgendes ist die Sklavenbevölkerung in den englischen Kolonien in Westindien: Jamaika 342,382 Seelen, Demerara (Südamerika) 77,376, Barbados 73,345, Grenada 25,586, S. Vinzent 24,252, Dreieinigkeitsinsel 23,537, Antigoa 30,985, Tabago 14,314, S. Christoph 19,817, S. Luzia 13,794, Berbica (Südamerika) 23,356, Nevis 9261, Dominica 16,551, Mont-Serra 6505, Tortola 6460, Bermudes 5176, Bahama 10,808; im Ganzen 723,508 Individuen.

— Gottfridi in seiner „Chronica" sagt: „Anno als man schrieb 1284 hat sich der Fall mit den Kindlein zu Hameln, im braunschweiger Lande, ereignet. Es hatte ein Abentheurer sich mit den Bürgern um ein gewiß Geld verglichen, er wollt, mit einem Pfeiflein, alle Ratten und Mäuse aus der Stadt führen, und sie dieses Ungeziefers entladen. Er that solches, und führte Ratten und Mäuse hinaus in ein Wasser, darin er sie ersäufen thät. Da ihm aber die Burger zu Hameln, wie man sagt, seinen Lohn nicht gaben, kam er auf einen Freitag, im Monat Juni's, in die Stadt, weil die Leute in der Kirche waren, fing an zu pfeifen; da sammelten sich hundert und dreißig Kinder zu ihm, die führte dieser Pfeifer alle hinaus, ging mit ihnen in das Thal Koppenberg, und führte sie da in den Berg hinein, daß weder Stumpf noch Stiel von ihnen nach derselbigen Zeit gesehen worden ist. Und schreiben die zu Hameln die Jahrzahl noch vom Ausgang ihrer armen Kinder. Also lohnet der Satan, wann man mit ihm contrahiret."

— Die chinesische Armee ist 1,270,562 Mann stark und kostet jährlich 175 Millionen Franken. (Die sämmtlichen Einnahmen des Reichs, die Taxen auf die Ein- und Ausfuhr jedoch nicht mitgerechnet, belaufen sich jährlich auf 620,513,600 Franken.) Die Armee besteht aus 7552 Offizieren, 822,000 Mann Infanterie, 410,000 Mann Kavallerie und 31,000 Seesoldaten.

— Zu Berlin wurden im verflossenen Jahre geboren: 4127 Knaben und 3906 Mädchen, zusammen 8033 Kinder. Es starben 6426 Personen, mithin wurden 1607 mehr geboren, als gestorben sind. 1824 betrug die Zahl der Gebornen 7531 und die der Gestorbenen 6386; folglich sind 1825, im Vergleich mit 1824, mehr geboren 502. Unter den 1825 gebornen befinden sich 95 Zwillinge und 1157 uneheliche Kinder. Verheirathet haben sich in demselben Jahr 2126 Paare.

— Man kann sich keine genaue Idee von der Ausdehnung der Hauptstadt des britischen Reichs in Europa machen, wenn man die ringsumliegenden Dörfer nicht mit inbegreift, die vollkommen dazu zu gehören scheinen. Unter diesen Dörfern sind mehrere sehr bedeutend, wie z. B. Chelsea, das 18,262 Einwohner hat, und Kensington, wo man deren 10,886 zählt. Hammersmith hat 7374 Seelen, Fulhum 5703, Wandsworth 5644, Richmond 5219, Clapham 3083.

— Durch die heiligen Bücher der Indus sieht man, daß die Wundarzneikunde früher bei ihnen bekannt war, als die medizinische Wissenschaft. Die Heilkunst wird im Apur veda verhandelt.

— Eine zu Pompeji entdeckte Freskomalerei stellt den Vesuv im Ausbruch, Flammen und Lava speiend, vor. Prozessionen ziehen am Fuße des Berges einher. Man unterscheidet deutlich in der Ferne das misenische Vorgebirg und die Stadt Neapolis. Der Vesuv muß sich in neuerer Zeit sehr gesenkt haben, denn er hat im Gemälde eine ausserordentliche Höhe. Der Berg le Semma scheint durch spätere Ausbrüche entstanden zu sein, weil er sich auf dem Gemälde nicht vorfindet.

— Das Staats- und Regierungsblatt des Großherzogthums Baden enthält eine Uebersicht der Studierenden auf den beiden Landes-Universitäten. Zu Heidelberg befinden sich 635, wovon 250 Inländer und 425 Ausländer, und zu Freiburg 608, wovon 456 Inländer und 152 Ausländer.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 19. Dritter Jahrgang 1826. 10. Mai.

Gemälde von Griechenland im J. 1825.

Von Emerson.

Korfu ist der gegenwärtige Sitz der griechischen Literatur. Eine große Menge unterrichteter Griechen haben sich dort niedergelassen, und seine erstehende Universität ersetzt bereits die von Chio. Unser erster Gang, nach unserer Ankunft, war zu Lord Guilford, dem Kanzler der Universität. Wir fanden ihn in einem alterthümlich ausgeschmückten Zimmer, in welchem sich zugleich eine kostbare Sammlung morgenländischer und anderer Handschriften befand. Vor einem mit Papieren überdeckten Tische sitzend, sahen wir, neben einem flackernden Holzfeuer, den Lord grade so gekleidet, wie Sokrates abgebildet wird. Sein Mantel war auf den Schultern mit einer goldenen Schnalle befestigt, und seine Haare waren in ein Netz zusammengeschlagen, auf dessen Randstickerei der Oelbaum und die Eule Athens vorgestellt war.

Dem unermüdlichen Bestreben Lord Guilfords verdankt diese Universität ihre Existenz, und selbst im gegenwärtigen Augenblicke erhält sie sich fast allein nur durch seine Opfer, denn die Hilfsleistungen, die ihr von der jonischen Regierung zu Theil werden, sind äusserst gering. Die Bibliothek, die aus ungefähr 4000 Bänden besteht, hat man ihm beinahe ganz allein zu verdanken, und zudem weiht er dieser neuen Anstalt alle seine Zeit und Mühe. Die Universität ist auf die freisinnigsten Grundsätze begründet, und die Beiträge der Studierenden sind ausserordentlich gering. Ihre Eröffnung hat am 13. November 1824 stattgefunden. Sie hat vier Fakultäten, nämlich die der Theologie, der Jurisprudenz, der Medizin und der Philosophie. Nach den Gesetzen sollten alle Professoren Griechen sein, indessen sind jetzt noch zwei Engländer angestellt, Belfour für die Rechtswissenschaften und Lusignan für die schöne Literatur. Alle Uebrigen sind Griechen, entweder von den Inseln, oder vom benachbarten Kontinent, oder von Smyrna. Theoklitus Pharmachidi lehrt Theologie, Epaminondas Musik, Prossaleudi die Bildhauerei, Karaudino, Asanpio, Piccolo und Giovanni die verschiedenen Zweige der Humanitäten, der Wissenschaften u. s. w.

Die Kleidung der Professoren ist die der alten griechischen Philosophen, und von der des Kanzlers nur durch die Farbe verschieden. Die der Studenten ist ebenfalls antik. Die Zeichnung derselben ist von Prossaleudi. Sie ist zugleich klassisch und malerisch. Die Erfolge der ganzen Anstalt entsprechen schon vollkommen den Erwartungen ihres Beschützers. Die untern Klassen werden stark besucht, und die Zahl der Philologen beläuft sich über zweihundert. Die meisten derselben sind vom Kontinent, oder von Korfu. Die von den Inseln sind bis jetzt nur noch in geringer Zahl. Die Fortschritte der Universität sind ein Sporn für die Literatur. Mehrere Werke in romaikischer Sprache sind bereits zum Gebrauch der verschiedenen Lehrgegenstände bekannt gemacht worden. Wir fanden den Professor Piccolo bei der Uebersetzung der Versuche von Brown, die er für seine Klasse bestimmt. Kurz

vorher hatte er die Erforschung der Wahrheit von Descartes, von ihm in's Neugriechische übersetzt, herausgegeben. — Die Zahl der Studirenden vermehrt sich täglich, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß in wenigen Jahren diese patriotische Anstalt sehr zur Verbreitung des Unterrichts in dem jetzt noch so wenig zivilisirten Lande beitragen und den Griechen den wirklichen Preis dieser Freiheit erkennen lassen werde, für welche sie mit so vieler Ausdauer kämpfen.

In einigen Stunden kann man von Zante oder Zephalonia nach Morea gelangen. Wir landeten zu Clarenza, nicht weit vom Meerbusen von Patras, und um uns von da nach Napoli zu begeben, mußten wir den ganzen Peloponnes durchschneiden. Mit Ausnahme einer, einige englische Meilen breiten Strecke längs dem Meere, besteht ganz Morea nur aus Gebirgen, die wild und verworren übereinandergetürmt sind, und von der westlichen bis zur östlichen Küste, nämlich von Clarenza bis Napoli di Romania, fanden wir nicht eine Ebene von mehr als einer Meile im Umfange, mit Ausnahme der einzigen Fläche, auf welcher Tripolizza gelegen ist. Nirgends findet man gebahnte Wege. So lange die Türken Herren des Landes waren, dachten sie nicht daran, theils aus natürlicher Trägheit, theils weil sie es als eine Herausforderung gegen den Himmel betrachteten; denn, sagten sie, wenn Gott gewollt hätte, daß Wege existiren sollten, so würde er, in seiner hohen Weisheit, sie gewißlich auch geschaffen haben. Aber er hat es nicht gethan, folglich will er sie nicht haben. Den Griechen hingegen kommt dieser Mangel an Wegen im gegenwärtigen Augenblick trefflich zu statten, und er ist eins ihrer vorzüglichsten Vertheidigungsmittel, weil in dem jetzigen Zustande des Landes es ganz unmöglich ist, daß eine feindliche Armee sich von den Küsten entfernen kann. Die einzigen gangbaren Uebergänge im Gebirg sind Fußwege, die seit undenklichen Zeiten durch die Hufe der Pferde und Maultiere allein bezeichnet worden sind. Die Fußgänger folgen diesen Spuren nicht einmal, sondern sie schlagen die kürzeste Richtung ein, um von einem Orte zum andern zu gelangen. Da nun dies Gebirg sehr viele Abgründe hat, so sind diese Passagen nicht nur gefährlich, sondern sie haben wirklich etwas Schaudererregendes, und würden es auch dann noch bleiben, wenn an diesen Punkten feste und künstliche Wege erbaut wären. Wie sie jetzt sind, dienen sie bei Regenwetter, oder beim Schmelzen des Schnees zum Abfluß des Wassers, das sich sodann in das eigentliche Bett der Bergströme stürzt. Es gibt keine Brücken, ausgenommen eine über den Alpheus, und einige Bogen aus dem höchsten Alterthum, hin und wieder über tiefe Abgründe.

Wir setzten über den Alpheus in einer Fähre, nahe bei seiner Mündung, und wateten durch den Peneus, den Helissus und einige andere Bäche, die zwar reissend, aber nicht tief sind. Es ist überflüssig, zu bemerken, daß man nirgends Räderwagen findet, und man wird es leicht glauben, daß man umsonst sich nach Wirthshäusern umsieht. Wenn wir in einem Dorfe angekommen waren, so wendeten wir uns gewöhnlich an den Eparken, oder an den Äpynomen, seinen Stellvertreter, der uns die Wohnungen für die Nacht anwies, wohin wir unsere Sachen tragen liessen, und wo wir unsere Betten aufschlugen. Nur mit Mühe erhielten wir etwas Holz, um Feuer anzuzünden und unsere Lebensmittel bereiten zu können, die wir entweder mit uns gebracht hatten, oder bei den Bauern einzukaufen im Stande waren. Sie bestanden in schwarzem Brod und Eiern, selten nur in Milch. Nach dem Abendessen streckten wir uns auf unsere Mäntel aus, die man auf der nackten Erde ausgebreitet hatte, und so erwarteten wir vielmehr den Tag, als den Schlaf.

Als wir zu Clarenza das Land betreten hatten, besuchte ich eins von den fünf halbzerstörten Häusern, den einzigen Ueberrest eines beträchtlichen Fleckens. Es war noch nicht ganz Tag, aber die Einwohner waren bereits munter und thätig. Das Gebäude bestand nur aus einem einzigen großen Zimmer oder Raume, in dessen Hintergrunde ein Schirm das Lager der Familie verbarg. Im Vordergrunde lag ein Haufen Weizen, der zu Markte getragen werden sollte. Um ein großes, in der Mitte des Raums angezündetes Feuer lag ein halbes Dutzend übelgekleideter Männer auf der Erde. Die Mauern waren mit reichgeschmückten Pistolen, Ataganen, Säbeln und Tophayen, oder Musketen, behangen, und machten nebst einigen hölzernen Gefäßen, welche Wein enthielten, und zwei oder drei Küchengeschirren von großer Einfachheit, das ganze Hausgeräth aus. Ausserdem sah man weder Tische, noch Stühle, noch Betten. Die Beschreibung dieses Hauses kann als Muster aller übrigen, von derselben Klasse, in ganz Griechenland dienen. Man kann sich nichts elenderes als die Lebensweise des Volks denken. Die einzigen Möbeln, die man hin und wieder noch beifügen darf, sind einige Küchengeschirre mehr, eine Schüssel, ein Becher (Messer und Gabeln sind durchaus unbekannt), eine Tonne für den Wein, ein irdenes Geschirr zum Aufbewahren des Wassers und manchmal eine zugespitzte Vase von gebrannter Erde, in welcher man Brod backt oder Fleisch kocht. — Von Clarenza bis Napoli kamen wir nur durch Städte und Dörfer in Trümmern. Türken und Griechen hatten wetteifernd diese allgemeine Verwüstung bewerkstelligt.

Man hat schon soviel über den Karakter des Grie-

chenvolks geschrieben, daß sich nicht mehr viel über diesen Gegenstand sagen läßt. Der allgemeine Eindruck, den er auf die Fremden macht, ist wenig günstig, und was den Griechen am wenigsten Ehre macht, ist, daß eben Diejenigen, die am längsten im Peloponnes, in den Inseln, selbst in der jonischen Republik und zu Smyrna, gewohnt haben, ihm grade am meisten übel nachreden. Was mich anbelangt, so sage ich nur das, was ich gesehen, und so lange ich unter ihnen gewohnt, habe ich mich über Keinen von ihnen zu beschweren gehabt. Ich habe mit der größten Sicherheit den wildesten Theil ihres Landes bereiset, und zwar mit einem Gepäck, das im südlichen Italien, oder selbst in noch zivilisirtern Staaten, nur sehr schwer vor der Plünderung hätte bewahrt werden können. Demungeachtet habe ich nirgends den mindesten Verlust erfahren. Ich habe nie eine Dienstleistung von einem Griechen begehrt, ohne daß sie mir mit Wohlwollen zugestanden worden wäre. Bei sehr vielen Veranlassungen bin ich selbst mit der äussersten Höflichkeit, Güte und Gastfreundschaft behandelt worden. Andere sind darin weniger glücklich gewesen; aber wenn man behauptet, daß die Hellenen von Natur undankbar sind, so möchte ich wohl fragen: für welche Wohlthaten sie denn eigentlich danken sollen? Wenn sie gewinnsüchtig sind, so ist das eine unvermeidliche Folge ihrer Armuth. Man nennt sie lügig; aber das rührt von der langen Sklaverei her, in welcher sie geschmachtet haben, und die sie gezwungen hat, unaufhörlich zur Falschheit ihre Zuflucht zu nehmen, um ihr Eigenthum vor der Raubgier ihrer Tirannen zu sichern. Wenn sie ausgeartet und Barbaren geworden sind, so ist dies die Wirkung ihrer Erziehung. Sind sie wild und grausam, so ist es nur gegen ihre Feinde und Unterdrücker, die ihnen selbst das Beispiel davon beständig vor die Augen gebracht haben, und gegen die sie einen zu gerechten Wunsch nach Rache, die Frucht einer langen Reihefolge von Verbrechen, Beschimpfungen und Unterdrückungen, nähren, als daß man es wagen dürfte, sie deshalb zu verdammen. Wenn wir die lange Sklaverei, welcher die Griechen entronnen sind, und die Leiden, die sie erduldet haben, mit dem vergleicht, dessen man sie beschuldigt, so können sie weder Haß noch Verachtung einflößen, sondern nur aufrichtiges Mitleiden und vielleicht einiges Erstaunen darüber, daß sie nicht noch viel verworfener geworden, als sie in der That sind. Deshalb darf man auch behaupten, daß, wenn man den eigenthümlichen Karakter der Bewohner der verschiedenen Distrikte aufmerksam prüft, man überall den Samen zahlreicher Tugenden entdecken wird, die, in Wahrheit, jetzt noch unter Lastern verborgen sind, aber die, wenn sie von einer guten Regierung gepflegt würden, den Griechen gewiß eine ausgezeichnete Stelle unter den Nationen zusicherten.

Die Prunksucht in der Kleidung und der von der Geburt und Abstammung eingeflößte Stolz sind die hervorstechendsten Züge in den Sitten und im Karakter des Griechenvolks. Byron erwähnt jenes Schiffers von Salamis, der, indem er den Ort bezeichnete, wo Xerxes geschlagen wurde, mit einer ganz eigenen Selbstgefälligkeit ausrief: „Unsere Flotte lag in dem Meerbusen vor Anker.“ Die Mainotten und die Messenier haben mich oft genug daran erinnert, daß sie von Leonidas und Nestor abstammen, und die Schwester eines hydriotischen Schulmeisters, die ihren Gatten im Kriege verloren, hatte die Gewohnheit, zu sagen, so oft man von ihrem Geburtslande Mazedonien sprach, daß sie eine Landsmännin Alexander des Großen sei.

Das Aeussere der Männer ist edel und interessant, aber nach den verschiedenen Distrikten abwechselnd. Die Romelioten sind groß, stark, wohlgebaut und haben eine etwas römische Gesichtsbildung. Die Moreoten im Gegentheil sind klein, übel gebaut und beinahe häßlich. Die Hydrioten haben die karakteristischen Züge ihrer Vorfahren geerbt. Die übrigen Insulaner sind schlank und schön. Alle haben sehr glänzende Augen und ausserordentlich weiße Zähne. Ihr Haar ist schwarz und fällt in Locken.

Ich muß gestehen, daß, hinsichtlich der Schönheit der Weiber, ich mich in meinen Erwartungen sehr getäuscht fand. Sie haben in der That ein schönes schwarzes Haar, glühende Augen und elfenbeinerne Zähne; aber sie haben den grazienhaften Umriß der Physionomie, den wir griechisch nennen, verloren. Ihre Haltung ist nichts weniger als angenehm, was man ihrer beständig sitzenden Lebensweise und der wenigen Sorgfalt, die sie auf ihren Anzug verwenden, zuschreiben muß. Weiber und Männer sind sehr abergläubig, und vor wie nach der Verheirathung unternehmen sie nichts, ohne einen Wahrsager zu Rathe zu ziehen. Die Mädchen verstehen auf tausenderlei Art das Alter und den Stand ihrer zukünftigen Gatten im Voraus zu errathen.

Der Zustand der Entartung, in welchen die Religion in Griechenland verfallen ist, kann, wie überall, nur allein dem Betragen der Priester zugeschrieben werden. Vor der Revolution ernährte Morea mehr als zweitausend Papas, die von vier Erzbischöfen und Bischöfen regiert wurden, und deren Einkommen über eine Million Piaster betrug. Aber diese Priester waren größtentheils, ja fast sämmtlich, aus der untersten und verdorbensten Volksklasse; denn, um Priester zu werden, bedurfte man nur eines geringen Unterrichts, und wenn man anders einige Piaster zahlte, wurde man ohne Weiteres in den geistlichen Stand aufge-

nommen. Daher kam es auch, daß eben dieſem Stande die meiſten und die ſchreiendſten Laſter zum Vorwurf gemacht wurden, und da die Geſetze ihrer Kirche ihnen nebenbei noch weltliche Beſchäftigungen zugeſtanden, ſo fand man ſie in allen möglichen Handwerken und Unternehmungen. Einiger Ueberreſt der Verehrung für ihren Stand gibt ihnen demungeachtet noch einen großen Einfluß auf das Volk, und ſie ſind es, die in allen wichtigen Begebenheiten den Muth und die Energie der Nation neugeſtählt haben.

Der letzte Miniſter des Innern, Gregorio Flescia, war ein Prieſter, der ſeinen Rang als Miniſter durch ſeine ausgezeichneten Dienſte auf dem Schlachtfelde ſich erworben hatte. Der Exarch von Spezzia war ebenfalls ein Geiſtlicher. Der Erzbiſchof von Modon hat immer großen Antheil an allen wichtigen Ereigniſſen genommen. Ein Archimandrit von Cypern befehligt gegenwärtig ein bedeutendes Korps in Kolokotroni's Armee, und ſehr viele Pappas ſind Unteroffiziere und ſelbſt Soldaten. Andere haben ſich friedlichern Gewerben gewidmet. Sie ſind Bäcker, Schneider, Kaufleute und Kaffeewirthe zu Napoli. Einige endlich ſind ihrem frühern Stande treu geblieben, und haben ſich dadurch die allgemeine Achtung in einem hohen Grade erworben. Im Laufe des jetzigen Krieges haben ſich mehrere von ihnen viel lieber auf die grauſamſte Weiſe martern und ermorden laſſen, als daß ſie die Stelle verrathen hätten, wo ihr Kirchenſchatz verborgen war. Die Türken kennen ſo gut den Einfluß, den die Prieſter auf die Soldaten ausüben, deren Enthuſiasmus ſie erhalten, daß ſie ſie gewöhnlich viel ausgeſuchter als ihre übrigen Gefangenen mißhandeln.

Auf jedem Schritte findet man noch wohlerhaltene Spuren alter Sitten, bei denen man ſich jedesmal unwillkührlich erinnern muß, daß man in Griechenland iſt. Sprache, Gebräuche, Unbeſtändigkeit, Ungeſtüm, Aberglaube ſind immer noch dieſelben, die ſie zu den Zeiten des Demoſthenes waren. Die Kleidung ſelbſt ſcheint ſich kaum verändert zu haben. Die Griechen tragen noch immer die langen Haare der κατηκομόωντες Homers, und die Zuetanella, die Machaira, oder das Meſſer mit kurzer Klinge und die geflickten Kamaſchen, beweiſen, daß ſie noch immer dieſelben ἐυκνήμιδες Ἀχαιοὶ ſind. Uebrigens kenne ich kein getreueres Bild der Griechen, als das von Hope gezeichnet, das ich hier mittheilen will:*)

„Manoyeni machte ein nachdenkendes Geſicht. Nach einem kurzen Schweigen entgegnete er: Du täuſcheſt dich, Anaſtaſio, wenn du glaubſt, daß der Grieche von Konſtantinopel von dem von Chios verſchieden ſei. Unſere Nation iſt überall dieſelbe. Sie iſt es zu St. Petersburg und zu Kairo. Sie iſt jetzt noch das, was ſie vor zwanzig Jahrhunderten geweſen. Die umringenden Gegenſtände können der Farbe des neuern Griechen eine verſchiedene Schattirung beibringen; aber ſein Herz iſt noch dasſelbe, das es zu den Zeiten des Perikles war. Leichtgläubigkeit, Unbeſtändigkeit und Durſt nach Auszeichnung ſind zu allen Zeiten die Baſis des griechiſchen Karakters geweſen. Sie ſind es noch jetzt und werden es immer ſein. Die Veränderung, die in dem äuſſern Anſchein der Nation ſtattfindet, rührt nicht von einer vollkommenen Umgeſtaltung in ihren Neigungen und in ihrem Karakter her, ſondern allein von der Verſchiedenheit der Mittel, durch welche dieſelben Neigungen zu ihrer Befriedigung gelangen. Die alten Griechen verehrten hundert Gottheiten, die neuern Griechen huldigen eben ſo vielen Heiligen. Die alten Griechen glaubten an Wunder und Orakel, die neuern haben dasſelbe Vertrauen in ihre Amulette und Prophezeihungen. Die alten Griechen legten reiche Opfer auf die Altäre ihrer Götter nieder, um von ihnen Glück im Kriege und im Frieden zu erhalten, die neuern hängen ſchmutzige Lumpen um die Heiligthümer ihrer Schutzpatrone, um dadurch die Verſchwindung eines dreitägigen Fiebers zu bewirken, oder ſich einen geliebten Gegenſtand günſtig zu machen. Die Erſtern waren eben ſo eifrige Patrioten zu Hauſe, als geſchmeidige Höflinge in Perſien, die Letztern trotzen den Türken zu Maina und liebkoſen ſie im Fanar. Zudem, war nicht jede kleine Republik des alten Griechenlands die Beute der Faktionen und der Kabalen, wie es heute jede Gemeinde des neuern Hellas iſt? Zeigt der neuere Grieche nicht bei jeder Gelegenheit dieſelbe Begier, zu befehlen, dieſelbe Neigung, ſeine Mitbewerber durch alle nur immer in ſeinem Bereich ſtehenden Mittel zu unterdrücken, wie ſeine Vorfahren? Sind die Türken nicht den Römern in ihrer Achtung für den Geiſt und in ihrer Verachtung für den Karakter ihrer griechiſchen Unterthanen ähnlich? Und ſteht der Grieche des Fanar hinter dem des Piräus in der Lebhaftigkeit des Begreifens, in der Leichtigkeit der Worte, in der Streitſucht und in der Stärke der Sophismen zurück? Glaube mir, die Verſchiedenheit ſelbſt, die man zwiſchen den ältern und neuern Griechen bemerken kann, rührt von ihrer großen Aehnlichkeit und von jener Geſchmeidigkeit des Gemüths und der Eigenſchaften der Einen und des Andern her, die ihnen zu allen Zeiten und mit derſelben Leichtigkeit alle Eindrücke und alle Anregungen hat in ſich aufnehmen laſſen. So lange der Patriotismus, der öffentliche Geiſt, der Vorzug in Künſten, Wiſſenſchaften, in der Literatur und im Kriege die Wege zum Ruhm blieben, waren die Griechen die eifrigſten Patrioten, die größten Helden, die beſten

*) Man ſehe: Hope's Roman „Anaſtaſio."

Maler, Dichter und Philoſophen; jetzt, da Liſt und Geſchmeidigkeit, Schmeichelei und Intrigue allein zur Auszeichnung führen können, ſind dieſelben Griechen das — — was du in ihnen erblickſt.“

Irrfahrten dreier engliſcher Matroſen im Innern Neuhollands.

(Beſchluß.)

Nach drei Wochen war unſer Boot fertig. Die Eingebornen wollten uns nicht erlauben, es auf's Waſſer zu bringen, ſie nahmen dieſe Arbeit über ſich. Als ſie es ſchwimmen ſahen, mit Parſons und Pamphlet darin, überſtieg ihre Freude und ihre Bewunderung alle Grenzen. Sie ſangen, tanzten, heulten und liefen am Ufer hin und her. Am Abend bereiteten wir uns zur Abreiſe vor. Finnegan beſtand in ſeiner Weigerung, uns nicht zu begleiten, obgleich wir ihn inſtändig dazu einluden. So reiſeten die beiden Obgenannten allein ab; aber kaum hatten dies die Wilden bemerkt, ſo zwangen ſie Finnegan, ſich in einem beſondern Boote einzuſchiffen, und die Andern zu begleiten. Indeſſen konnten ſie, ungeachtet aller Anſtrengung, dieſe doch nicht erreichen und Finnegan wurde auf eine Sandbank ausgeſetzt, von welcher ſeine Landsleute ihn abholten. Sodann wendeten wir uns gegen die Inſel im Hintergrund der Bucht, und erreichten ſie um eilf Uhr Nachts. Wir zündeten ein großes Feuer an, zogen unſer Boot ans Land, und brachten die Nacht, während welcher es anhaltend regnete, in einer ziemlich unangenehmen Lage zu.

Am andern Morgen hörte der Regen auf. Wir verfügten uns wieder in unſer Boot, und ſchifften zur andern Seite der Inſel, wo wir uns eine große Menge Wurzeln verſchafften. Am Ufer fanden wir einige Hütten und Feuer. Die Eingebornen waren beim Fiſchfang beſchäftigt, wobei ſie viel Lärm machten; aber ſie kamen nicht zu uns. Mit Tagesanbruch erklimmten wir einen Hügel hinter den Hütten, von welchem wir das Land überſehen konnten. Wir bemerkten eine andere Landſpitze im Norden; aber ſie ſchien ſo entfernt, daß wir beſorgten, den Meerarm nicht in unſerer Pirogue überſchiffen zu können. Wir kehrten alſo zu den Hütten zurück und unternahmen es, die Bucht zu Fuß zu umwandern. Am dritten Tage dieſer Wanderung kamen wir an einen großen Strom, der jedoch zu breit war, als daß wir ihn hätten ſchwimmend überſetzen können. Wir marſchirten alſo einen Monat lang, beſtändig in der Irre umher. Endlich ſahen wir zwei Boote am jenſeitigen Ufer des Fluſſes. Pamphlet ſchwamm hinüber und holte eines derſelben.

Als wir auf der andern Seite angekommen waren, fanden wir das Land mit ſo dichtem Geſträuch überdeckt, daß wir nur mit Mühe vorwärts zu ſchreiten vermochten. Wir beſchloſſen alſo nicht weiter vorzudringen, ſondern am Strom entlang zu wandern, unſere Pirogue aber mit uns zu nehmen, die von Pamphlet geleitet wurde. Am dritten Tage dieſer Reiſe fanden wir noch ein anderes Boot, und ſchifften uns nun ſämmtlich ein. Unterwegs, und als wir eben Wurzeln einſammelten, begegneten wir einem Trupp Eingeborner, die auf den Fiſchfang gingen. Sie gaben uns auf unſere Bitte eine große Menge Fiſche und behielten uns über Nacht bei ſich; aber da wir am nächſten Morgen nicht gleich Anſtalt zur Abreiſe machten, ſo wandten ſie alles Mögliche an, uns dazu zu nöthigen, ja ſie wollten ſich ſogar unſerer Boote bemächtigen und es gelang uns nur durch die äuſſerſte Schnelle, ſie in ihrem Vorhaben zu verhindern.

Zwei Tage nachher erreichten wir die Mündung des Fluſſes, der eine große Strecke hinauf ſalzig war, und in dem die Ebbe und Fluth ſich ſehr ſichtbar machten. Am Abend des dritten Tages gewannen wir von dortaus den Punkt, den die Eingebornen der Inſel uns angedeutet hatten, an welcher unſere Barke zertrümmert worden war. Es war der einhundert und erſte Tag nach unſerer Abreiſe von Sydney. Bis hieher hatten wir genau unſere Zeit berechnet, was wir doch von jetzt an ganz vernachläßigten. Hinter der Landſpitze fanden wir eine Pirogue, in welcher ſich ungefähr dreißig große Fiſche befanden. Wir hatten ſeit langer Zeit uns nur von Wurzeln genährt und waren daher über dieſen glücklichen Fund höchſt erfreut. Eben wollten wir ſie auch ſchon an einem großen Feuer zubereiten, als die Eingebornen uns zuriefen, und da wir nicht auf ſie hörten, kamen ſie uns näher. Wir waren entſchloſſen, viel lieber unſer Leben in die Schanze zu ſchlagen, als unſere Beute fahren zu laſſen. Deshalb machten wir uns zur Vertheidigung bereit. Als die Wilden unſern Entſchluß bemerkten, und zugleich den elenden Zuſtand ſahen, in welchem wir uns befanden, lieſſen ſie uns nicht nur die geſtohlenen Fiſche, ſie brachten uns auch noch eine Menge andere, und ſo viel Dingowa, als wir nur immer zu tragen im Stande waren. Am Abend nahmen ſie uns mit in ihre Hütten und zeigten ſich dort eben ſo freundſchaftlich gegen uns, als die andern Eingebornen, bei denen wir früher uns befunden hatten.

Wir waren ſchon fünf Tage bei dieſen guten Menſchen geweſen, als Pamphlet uns benachrichtigte, daß er die Spitze der Bucht von Yarwis, in einer Entfernung von fünfzehn Meilen, deutlich erkannt habe. Er machte den Vorſchlag, uns dahin zu verfügen. Par-

sons zeigte sich sogleich bereitwillig; aber Finnegan, der den Jähzorn dieses letztern fürchtete, der ihn schon mehrmals hatte ermorden wollen, und der sich bei den Eingebornen sehr wohl befand, beschloß lieber bei diesen zu leben, als sich noch länger den Mißhandlungen seines ungestümen Reisegefährten auszusetzen. Demzufolge reiseten die Beiden allein ab; aber sie kehrten schon am Abend des zweiten Tages wieder zurück, weil sie nirgends Lebensmittel gefunden hatten. Wir wurden von dem Oberhaupt der Horde in die verschiedenen Hütten vertheilt, wo wir sehr gut verpflegt wurden. Nach Verlauf dieser Zeit stellte sich der Wunsch doppelt mächtig wieder ein, wenn es auch nur irgend möglich sei, in die Kolonie zurüzukehren, und wir beschlossen deshalb einen letzten Versuch zu wagen. Wir rafften eine große Menge Dingowa zusammen und machten uns eines Nachmittags wirklich auf den Weg in der Richtung nach Norden. Am Abend zündeten wir ein großes Feuer an und bald fanden sich dieselben Wilden in Masse bei uns ein, bei denen wir so lange Zeit gewohnt hatten. Sie wendeten alle nur erdenkliche Ueberredung an, uns zur Rückkehr zu bewegen; aber Alles blieb fruchtlos bei uns, denn unser Entschluß war reiflich überlegt worden, bevor wir ihn in Ausführung gebracht hatten. Selbst am andern Morgen begleiteten sie uns noch eine große Strecke weit, auf welcher sie unaufhörlich ihre dringenden Bitten erneuerten. Da sie jedoch endlich sahen, daß Alles umsonst war, so schieden sie von uns und verloren sich im Gehölz.

Gegen Abend kamen wir an das Gestade eines Stromes, der zu breit war, als daß wir ihn hätten durchschwimmen können. Wir blieben deshalb die Nacht am Ufer, und gingen ihn am andern Morgen eine Meile weit hinauf, wo wir eine Pirogue fanden, in der wir über den Fluß setzten. Den Tag darauf fanden wir am Ufer eines starken Baches einige Hütten, in deren einer ein Greis lag, der sich nicht bewegen konnte, weil seine Arme und Beine zerbrochen waren. Drei Weiber und einige Kinder lagen um ihn her und speiseten Fische. Sie boten uns davon an, sobald sie uns erblickten.

Wir blieben drei Tage an diesem Orte. Nach dieser Zeit durchwateten wir den Bach, kamen aber bald darauf an einen viel stärkern, der uns den Weg versperrte. Wir folgten ihm zwei Tage lang und begegneten endlich einer Horde Eingeborner, bei der sich zu unserm Erstaunen ein Mann von dem Stamme befand, bei dem wir so lange verweilt hatten. Es war einer von den Vieren, die am weitesten mit uns gegangen waren. Pamphlet hatte ihm einen langen Splitter aus dem Knie gezogen und ihn vollkommen geheilt. Der Wilde bezeigte sich dafür ausserordentlich dankbar, und gewann eine große Liebe zu seinem Arzt. Kaum hatte er ihn daher jetzt erblickt, so beschwor er ihn, mit ihm zu den Seinigen zurückzukehren. Pamphlet litt große Schmerzen an seinen Füßen und ließ sich bald überreden. Er verließ uns am andern Morgen.

Parsons und Finnegan setzten nun allein ihren Weg fort; aber schon am dritten Tage wurden sie uneinig und der erste zog ein langes Messer hervor, um den letztern zu erstechen. Dieser flüchtete sich ins Gehölz und kam vier Tage nachher wieder zu Pamphlet und zu Wilden, die ihn mit vielen Freudenbezeugungen empfingen. Die beiden Engländer begleiteten von nun an ihre Wirthe alltäglich auf den Fischfang, Finnegan machte selbst größere Streifereien mit ihnen und blieb oft lange Zeit abwesend. So gingen mehrere Monate im einförmigsten Leben vorüber. Endlich an einem Abend saß Pamphlet am Feuer, um Fische für die ganze Truppe zu braten, die sich am Meeresufer befand. Plötzlich hörte er mehrere Stimmen. Er sprang auf, und erblickte einen Kutter mit vollem Segel in der Bucht. Dieser nahete sich und warf endlich die Anker aus. Pamphlet schrie aus Leibeskräften und ein Boot landete an, in welchem sich der General-Ingenieur der Kolonie Oxley, der Lieutenant Stirling und Uniacke befanden. Er erfuhr durch sie, zu seinem größten Erstaunen, daß er sich wenigstens 500 Meilen nördlich von Port-Jackson befinde, statt daß er, seiner Vermuthung nach, im Süden der Jarwisbucht sei. Man gab ihm Kleider und Speise, und er war von dem Allen so bewegt, daß er auf alle an ihn gerichtete Fragen nur sehr unvollkommene Antworten zu geben im Stande war.

Am andern Morgen fand sich auch Finnegan ein, und beide erfuhren, daß seit ihrer Abreise von Sydney mehr als acht Monate vergangen waren, wovon sie fünf bei den Eingebornen der Bucht von Moreton zugebracht hatten. Sie verliessen ihre guten Wirthe mit dem lebhaftesten Danke und kehrten mit demselben Kutter nach Sydney zurück, wo auch Parson, der endlich bemerkt hatte, daß die nördliche Richtung, in welcher er bis dahin gewandert war, nicht die rechte sei, und sich nun ganz südlich wendete, späterhin eintraf.

Pariser Sittentafel.

Die nagelneue Mode.

Es müßte dem Manne von Geist und Herz schwer werden, ja man möchte fast sagen, es sei ihm unmöglich, zur äussern Frömmelei hinabzusteigen, vorzüglich dann, wenn sie mit der Intrigue nahe verwandt zu

ſein ſcheint. Betritt er eine Kirche, ſo wird er von Andern für einen offiziellen Bittſteller gehalten; hält er ein Gebetbuch in den Händen, ſo glaubt Jedermann, daß jedes Blatt derſelben eine Petition an die herrſchende Gewalt iſt. Daher werden viele ſonſt recht fromme, aber rechtſchaffene Menſchen abgehalten, ſich mit dem Haufen jener Phariſäer zu vermiſchen, von denen jetzt unſere Kirchen wimmeln. Es gehört in der That nicht wenig chriſtliche Demuth dazu, ſich der Gefahr auszuſetzen, beſtändig mit jenen zufälligen Gläubigen verwechſelt zu werden, die nun blos deshalb in den Tempel des Herrn gehen, um Gratifikationen und Sous-Präfekturen zu erhalten.

Haben Sie den General geſehen, der geſtern mit der Prozeſſion herumgegangen iſt? Weil er der einzige von ſeinem Range war, der eine Kerze getragen, weil er, den man ſo lange an der Spitze der Armee geſehen, nun hinter die Seminariſten ſich rangirt, ſchreit man ihn für ehrgeizig aus. Man ſagt, daß ihm nach der Ehre der Pairswürde gelüſtet, und daß er noch andere Luftſchlöſſer auf die Erſcheinung der neuen Doktrine bauet. — Ich kenne mehrere ausgezeichnete Perſonen, welche die Verfolgungen der Kirche, die Gefahr, ihren Kultus auszuüben, ſelbſt zu Diokletians Zeiten nicht zurückgehalten haben würden, und die jetzt kaum wagen, durch die Hinterthür verſtohlen den Tempel zu betreten, weil ſie ihre Tugend nicht zur Schau tragen wollen, und weil ſie, um ſich ihrer Frömmigkeit nicht ſchämen zu dürfen, gern ſo lange warten möchten, bis die Kanzel nicht mehr ein Theater, der Chor nicht mehr ein Vorzimmer der Höflinge, die Zeremonien der Kirche nicht mehr ein Gegenſtand der Mode ſind.

Ja, der Mode. Nachdem man im Anfange dieſes Jahrhunderts eine Quelle der epiſchen Poeſie aus der Religion gemacht hatte, wird ſie jetzt ein Delaſſement der weltlichen Vergnügungen, ein Intermezzo der Säle. Unſere Prediger geben in Geſellſchaft, ſie geben Soireen, wie die Virtuoſen. Es gibt jetzt keine Raouts mehr; ſie ſind durch die „Konferenzen“ verdrängt worden, und die Boudoirs haben ſich in Kapellen verwandelt. Seitdem ein heiliger Abbé, ein iroleſiſcher Fürſt und ſein Kornak in einer feierlichen Verſammlung abwechſelnd geſprochen und geſungen haben, wird jede Soiree, jeder Ball in der großen Welt durch eine Exhortation eröffnet. Man hat einen geiſtlichen Redner zu demſelben Zwecke, zu welchem man, während der Zeit des Direktoriums, einen Aufſchneider hatte.

„Wie“, ſagte ich leichthin zu der frommen Frau von P., „wie geht es denn eigentlich bei ſolchen Verſammlungen her? Ich bitte Sie, geben Sie mir einige Erklärung darüber; denn ich weiß mir durchaus keine rechte Idee davon zu machen.“ — Auf die allereinfachſte Art von der Welt. Man kommt für den Ball gekleidet. Man tritt ein, ohne den Shawl abzulegen. Man verſteckt die weißſeidenen Schuhe und das Bouquet darunter. Man hält ſein Schnupftuch zuſammmengefaltet in der Hand. Man ſetzt ſich ſtillſchweigend und mit niedergeſchlagenen Augen. Darauf tritt der Abbé herein, gleichfalls mit niedergeſchlagenen Augen. Er ſetzt ſich auf einen Stuhl, eine Art von Tabouret, in die Mitte der Verſammlung. — Werden die Zuhörer nicht durch irgend ein Präambulum vorbereitet? — Ich bitte um Entſchuldigung: ein kurzes Gebet. Der Abbé murmelt es halbverſtändlich. — Machen Sie .... ein Zeichen .... um darauf zu antworten? — Ja, ein wenig ... unterm Fächer ... nur ſo pro forma ... — Und wenn die Rede geendet iſt? — So beklatſcht man den Abbé; er macht eine tiefe Verbeugung und zieht ſich zurück. Sodann treten die Muſikanten herein und der Ball beginnt. Was wollen Sie? es iſt die Mode!

Es iſt die Mode! — — Und bald vielleicht werden wir Einladungskarten erhalten, auf denen ſtatt der unſinnigen Phraſe: „Il y aura un violon,“ die viel erbaulichere zu leſen ſein wird: „Il y aura un abbé.“

Niederlaſſung der Jeſuiten in Paraguay.

(Beſchluß.)

Erſt durch die Miſſionen erfuhr man, daß die Amerikaner, vielleicht mehr als die Bewohner der alten Erdhälfte, mit jener Induſtrie begabt ſeien, die zugleich Geſchicklichkeit und Beobachtung erfordert, und daß, wenn ſie in ihre einfachen Wohnungen nicht alle die Geräthe aufgenommen, deren Nutzen wir ihnen gezeigt haben, es nur blos deshalb iſt, weil ſie ihren Gebrauch nicht achten, weil jeder Augenblick, den ſie der Ruhe rauben müſſen, ihnen zu koſtbar erſcheint, um dadurch Gegenſtände erkaufen zu wollen, die ihnen nicht unumgänglich nothwendig erſcheinen. Die große Zahl geſchickter Arbeiter, die von den Jeſuiten gebildet wurden, nöthigt dem Beobachter wirklich Bewunderung ab. Uebrigens wurden ihre Talente allein zur Ausſchmückung des Kollegiums und der Kirchen benutzt, und es ſcheint nicht, daß man ihnen vergönnt habe, das Innere ihrer eigenen Wohnungen zu verändern, oder daß ſie eine beſondere Luſt dazu verſpürten, ſobald man ſie dazu nicht eigends anhielt.

Während dieſen Arbeiten, mit dem unruhigen Karakter, der ſo innig an der Natur hängt, und den man nicht mildern kann, ohne ihn gänzlich umzugeſtalten, begingen die Indianer nothwendigerweiſe mancherlei Fehler, oder vielmehr, ſie erinnerten ſich oft an ihre alte Unabhängigkeit, die ſie mit Inbrunſt ſich

wieder zurückwünschten, und von der sie angefeuert ihre Arbeit mehrmals verliessen. Die Weise, auf welche man sie deshalb bestrafte, war eben so lächerlich als grausam. Jene Stäupung, die sie zu Kindern herabwürdigte, mußte, wenn sie ihnen nicht plötzlich einen entscheidenden Entschluß fassen ließ, ihre Seele entarten und, indem sie sie demüthigte, ihnen ihre ganze Energie nehmen. Das war ein Mißgriff, der zu tief in das System der Jesuiten eingewurzelt war, als daß sie ihn hätten beseitigen können, und der ihnen immer zum Vorwurf gereichen wird. Die nothwendige Polizei, um die Ruhe im Innern dieser Völkerstämme zu erhalten, wurde von Leuten verwaltet, die man aus den Eingebornen selbst erwählte. Ihre Strenge war fast übertrieben, und die leichtesten Vergehen wurden mit den härtesten Strafen belegt. Diesen Menschen war auch zugleich die Exekution der Verordnungen überlassen, durch welche jede Familie verpflichtet war, zu einer bestimmten Stunde zu Hause zu sein, durch welche die Arbeiten einer jeden bestimmt, und durch welche selbst Gesetze für die Vergnügungen vorgeschrieben wurden.

Es lag nicht in der Politik der Beherrscher Paraguay's, den kriegerischen Geist der Nationen, die sie unterjocht hatten, gänzlich zu vernachlässigen, deshalb hatten die Beamten der Missionen auch den Auftrag, eine gewisse Zahl Männer, aus denen man eine Miliz gebildet hatte, und deren man sich mit Erfolg bedienen konnte, in den Waffen zu üben. Jeder Flecken unterhielt einen Trupp Fußvolk und Reiterei, und um nicht geradezu gegen die alten Gebräuche der Indianer anzustoßen, hatte man, indem man ihnen Feuergewehre in die Hände gab, sie dennoch der Waffen ihrer Vorfahren nicht gänzlich beraubt, und sie waren deshalb vorzüglich geschickt im Schleudern. Der Erfindungsgeist der Jesuiten wußte sich auch Artillerie zu verschaffen. Die der Chinesen und einiger orientalischen Völker gab ihnen wahrscheinlich die Idee ein, aus ungeheuern Bambusstämmen Kanonen zu verfertigen.

Es würde eine üble Kenntniß des Karakters der Indianer verrathen haben, wenn man nicht mit allen diesen Arbeiten einige prunkende Zeremonien verbunden hätte. Darum wurden alle Feste der christlichen Kirche in jeder Gemeinde hochgefeiert. Dabei wurden die glänzenden Prozessionen, die militärischen Uebungen, die Musik und der Tanz am meisten in Anspruch genommen. Muratori und Charlevoix haben zwar ihre Beschreibungen dieser Feste offenbar übertrieben; aber so viel ist gewiß, daß eben diese religiösen Zeremonien einen großen Einfluß auf die Bewohner der Missionen ausübten, die dadurch zugleich an ihre alten Feste in den Wäldern erinnert wurden. Späterhin vermochten jedoch diese allgemeinen Feste nicht mehr den gänzlichen Mangel an Vergnügungen im Innern der Familien zu ersetzen, und sie lebten in einer auffallenden Monotonie.

Durch die Sorgfalt, welche die Jesuiten darauf verwendeten, mit den Nachbarnationen, die sie sich noch nicht hatten unterwerfen können, immer in den freundschaftlichsten Verhältnissen zu stehen, durch ihr rastloses Bestreben, die Erzeugnisse der Landwirthschaft immer zu vermehren, nahm auch in kurzer Zeit die Bevölkerung des Landes zu. Aber ungeachtet dieses Wohlstandes brachte es der Krone Spanien, die sich immer umsonst bemühte, die innere Verwaltung genauer kennen zu lernen, weshalb sie mehrmals Beauftragte zur Untersuchung absendete, doch beinahe nicht das Geringste ein. Der Eintritt in die Missionen wurde den Abgeordneten der Vizekönige verweigert, und wenn sie ja einige Bischöfe zur Ausübung ihrer Funktionen betraten, so wurden, während der Zeit ihres Aufenthalts, glänzende Feste gefeiert, die sie verhinderten, genauer zu untersuchen. Sie erblickten nur ein glückliches Volk, weil sie das Innere der Familien nicht kennen lernten. Die Verpflichtung, nichts von ihren eigenen Arbeiten bewahren zu dürfen, und die Unmöglichkeit, gewisse Grenzen zu überschreiten, nahm den Eingebornen allen edlern Antrieb. Die Verwaltung der Missionen war ein wirkliches Phänomen; aber es fehlte ihr, um diejenigen, die von ihr regiert wurden, glücklich zu machen, etwas, das sie ihnen nie zugestehen zu wollen schien: die Freiheit.

Das Mutterland betrachtete das neue Reich, das sich im Schoose seiner Besitzungen erhob, zuerst mit großer Ruhe und Sicherheit. Später sah es mit Besorgniß das Einkommen der Gesellschaft sich vermehren, und das Gerücht, daß das Gebiet der Missionen Gold und Edelsteine enthalte, verbreitete sich. Man bemerkte nicht, daß sein eigentlicher Reichthum in der Fruchtbarkeit des Bodens und in der wohlverstandenen Kultur desselben lag. Diese Speicher des Ueberflusses, in denen alle Erzeugnisse aufgehäuft waren, wurden die unerschöpflichen Quellen seines Wohlstandes.

Sei es nun, daß die Jesuiten endlich genöthigt wurden, den europäischen Ideen nachzugeben, sei es, daß sie den Ideen der Eingebornen selbst etwas zugestehen wollten, so entschlossen sie sich, nicht mehr als die Vorsteher und Fürsten der Missionen sich zu zeigen. Sie bekleideten deshalb ein Oberhaupt aus dem Stamme der Guaranis mit der Scheinwürde eines Kaziken, und erhielten ihn so lange aufrecht, bis sie selber gestürzt wurden, wo auch dieser Schatten mit ihrer Macht entwich. Im Grunde aber waren die Jesuiten die absoluten Beherrscher des Landes, und sie hatten am meisten ihre Autorität dadurch befestigt,

daß ſie ſich mit einer faſt göttlichen Achtung und Ehrfurcht umgeben. Jedes Dorf wurde durch einen Pfarrer regiert, der manchmal noch einen Vikar, der ebenfalls zum Orden gehören mußte, zum Beiſtand hatte. Dieſer Pfarrer zeigte ſich ſeiner Gemeinde äuſſerſt ſelten und nur bei den wichtigſten Veranlaſſungen. Man ſah ihn nie anders, als in den Funktionen, die ihm anvertraut waren, oder bei einigen beſondern Feſten, und überall nahm er den erſten Rang ein. Dieſer Gebrauch, mit den Bewohnern der Miſſionen nur ſo ſelten als möglich in Berührung zu kommen, wurde ſo weit getrieben, daß der Geiſtliche die Kranken nicht beſuchte, ſondern daß ſie in ein beſonderes Gebäude in der Nähe der Kirche gebracht werden mußten, wo ſie die letzte Oelung erhielten.

Die Pfarrer übten zugleich eine ſtrenge Wachſamkeit über Alles aus, was zum allgemeinen Beſten des Volks gereichen konnte; deshalb glaubten die Jeſuiten auch in der Folge ſehr eifrige Anhänger gewonnen zu haben, als eine zweite Generation herangewachſen war, die das Andenken der alten Unabhängigkeit nicht mehr in einem ſo hohen Grade, als ihre Vorgänger, hatte. Man muß jedoch nicht glauben, daß die Miſſionen immer ſo ruhig und zufrieden geblieben ſeien, als dies von den Jeſuiten behauptet wird. Ihre Exiſtenz war noch nicht von langer Dauer, und ſchon mußten ſie ſich nicht allein den Angriffen der wilden Horden entgegenſtellen, ſondern ihre Milizen mußten auch einen thätigen Antheil an den Zwiſtigkeiten nehmen, die Buenos-Ayres und Paraguay bewegten. Europa ſcheint nie die Kriege gekannt zu haben, von denen ſie der Schauplatz waren, und die häufige Hungersnoth, die ſie verheerte. Ein einziger Gedanke hat es nur beſchäftigt, und es war ein glänzendes Trugbild.

Fragt man nun, in welchem Zuſtande ſich jetzt die Miſſionen befinden, und welches Reſultat für ſie aus der Vertreibung der Jeſuiten entſproſſen iſt? — ſo kann man darauf antworten, daß, wenn auch ihr früherer Wohlſtand übertrieben worden, ihr Verfall ohne die letzten Begebenheiten doch nicht ſo vollſtändig geweſen ſein würde. Ohne Zweifel hatte die thätige Verwaltung der Väter einen günſtigen Einfluß auf die allgemeine Lage ihres Reichs; aber nichts vermag uns zu beweiſen, daß ſie auch das Glück ſeiner Bewohner befördert haben würde. Die Rationen, die man ihnen am Ende einer jeden Woche ertheilte, haben ſie nachher ſelber gewonnen, und bei den Indianern iſt die Freiheit des Wirkens das erſte Mittel aller Befriedigung, wie die Beſchränkung bei ihnen die Quelle aller Unzufriedenheit iſt. Es iſt wahrſcheinlich, daß unter ihren alten Verwaltern ſie einen blühenden Staat gebildet, und daß ſie ſich den Geſetzen unterworfen haben würden, deren Strenge ihre Vorfahren erſchreckte, indem ſie jenen edeln Muth verminderte, der alle große Thaten zu erzeugen vermag. Es bleibt nur noch zu wiſſen übrig, ob man Alles für ein Gut aufopfern dürfe, das man nicht zu begreifen im Stande iſt, und das erſt von der Nachkommenſchaft begriffen werden kann.

Es iſt an und für ſich ſchon viel, die umherirrenden Völker ſo weit gebracht zu haben, ſich in Dörfern niederzulaſſen. Sie fanden auf ihren bebauten Feldern die Vortheile, die ihre Wälder ihnen nicht darzubieten im Stande waren. Man laſſe ihnen die Wohlthaten der Ziviliſation fühlen, aber man bürde ſie ihnen nicht auf als eine Laſt, und die Zeit wird ihnen mehr lehren, als der Zwang; dies Beiſpiel der Koloniſten wird genügend ſein. Unglücklicherweiſe iſt ein großer Theil derſelben während den letzten Kriegen zerſtreut worden; aber es ſind doch noch einige derſelben übrig geblieben.

Um die Wahrheit zu ſagen, ſo ſcheint es, daß man ſich in dieſen Gegenden bis jetzt nur wenig damit beſchäftigt hat, die alten Niederlaſſungen zum allgemeinen Beſten zu wenden, und daß eine verdammliche Unachtſamkeit Alles vernachläſſigt hat. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen wohlwollender Bewachung und abſoluter Beherrſchung. Es ſcheint, daß man eine größere Thätigkeit in den Mitteln entwickeln konnte, durch welche der Verfall der Niederlaſſungen hätte verhindert werden können, und daß man es nicht gethan hat. Ein ausgezeichneter Reiſender hat letzthin die von Braſilien abhängigen Niederlaſſungen beſucht, und er iſt nicht wenig über die faſt unglaubliche Veränderung erſtaunt, die wenige Jahre in ihrer Lage hervorgebracht haben. 1768 belief ſich die Bevölkerung der ſieben braſilianiſchen Flecken auf 30,000 Seelen. Als die Spanier ſich 1801 daraus zurückzogen, zählte man nur noch 14,000 Einwohner darin; 1814 nur 6395 in der ganzen Provinz, und 1821 kaum noch 3000 Individuen im Ganzen. Dieſe Verminderung würde beinahe unerklärlich bleiben, wenn man nicht wüßte, welche große Vorliebe die Indianer für ein unabhängiges Leben haben. Es iſt alſo vorauszuſehen, daß ein großer Theil der alten Bewohner der Miſſionen wieder in die Wälder zurückgekehrt iſt, und das Nomadenleben aufs Neue ergriffen hat.

Bei dieſen Emigrationen kann die Ziviliſation nicht anders als verlieren. Dieſe Menſchen leben vielleicht glücklicher, aber ſie bilden keine Nation, und der Unthätigkeit ſich überlaſſend, werden ſie endlich, wie in den übrigen Theilen Amerika's, ganz erlöſchen. Wenn man dagegen auf der andern Seite die ſchöne Zukunft betrachtet, die für das Land aus ihrer Vereinigung entſprieſſen müßte, ſo kann man

nicht anders, als ihre Zerstreuung bedauern. Wenn es sich aber nur um die Glückseligkeit der gegenwärtigen Generationen handelt, so kann man freilich die Indianer nicht beklagen, wie ihre Väter zu leben; denn ihr eigentliches Unglück besteht darin, sich neuen Bedürfnissen unterwerfen zu müssen.

Fortschritte der religiösen Meinungen.

Vierter Artikel.

Um die religiöse Bewegung unsers Jahrhunderts genauer beurtheilen zu können, ist es nothwendig, den Blick auch auf die protestantische Kirche zu richten, die eben so, wie die katholische, von einer gleichmäßigen Gährung angeregt wird. Denn auch in ihr findet man eine verdoppelte Frömmigkeit des Volks und ein Bestreben einiger Religionsdiener in derselben, sich die Gewissen zu unterwerfen, so wie eine sich immer vergrößernde Unduldsamkeit gegen diejenigen, welche anderer Meinung sind als sie. Indessen ist die protestantische Geistlichkeit auf eine ganz andere Weise, als die katholische, konstituirt, und nimmt vielleicht eben deshalb nur einen geringen Antheil an dem stattfindenden Kampfe, um so mehr, da der Grundsatz der Reformation, der blinden Unterwerfung der Vernunft und der Unduldsamkeit geradezu entgegengesetzt ist. Die Protestanten haben nicht immer ihr eigenes System recht wohl begriffen. Sie haben nicht immer gefühlt, daß die Unabhängigkeit der individuellen Meinungen die wahre Tendenz ihrer Kirche sei. Sie haben nicht immer auf die Gleichförmigkeit ihres Glaubens verzichtet, und sie haben manchmal betroffen geschienen, wenn man ihnen ihre Verschiedenartigkeit und die mancherlei Spaltungen zwischen ihnen verwarf. Noch heute beharrt eine Hälfte der Protestanten in diesem Irrthum und streitet für die Einheit der Lehrsätze, obgleich sich ihr nur wenig Hoffnung darbietet, sie je zu erhalten, weil ein Jeder diese Einheit in einem besondern System sucht.

Man muß sich nicht über diese Tendenz in einem jeden denkenden und überlegenden Menschen, die Andern *seiner* Meinung zu unterwerfen, verwundern. Sie ist das unvermeidliche Resultat unserer Eigenschaften. Der Widerstand eines Andern gegen das, was uns unbestreitbar scheint, reizt uns. Er erscheint uns zuerst als ein Zeichen der Beschränktheit, bald darauf aber als Hartnäckigkeit und böser Wille. Zudem, da die Glaubensmeinungen, welche auf die irdischen Interessen irgend einen Einfluß haben, die Beweggründe unserer Handlungen sind, so beunruhigen uns die der Andern, wenn sie mit den unsrigen in Widerspruch stehen, und wir besorgen, daß sie uns eben in dem schädlich sein können, was uns das Liebste und Theuerste ist. Die Republikaner möchten die Monarchie zertrümmern, an welcher sein Nachbar mit ganzer Seele hängt, und es liegt an dem treuen Königsdiener eben nicht, daß nicht schon alle Republiken von der Erde verschwunden sind. Meinungen, die natürlicher Weise zu Handlungen führen müssen, können also in dieser Hinsicht schon als die Vorboten merkwürdiger Umgestaltungen betrachtet werden, und sind folglich an und für sich schon gefährlich.

Die religiösen Meinungen haben nicht dieselben Folgen; denn der Mensch kann *nie* durch seine Glaubensmeinung das verändern, was ewig besteht. Aber wie sehr in die Augen springend diese Verschiedenheit auch immerhin sein mag, so scheint sie dennoch von niemand beachtet worden zu sein. Die Welt der Geister ist noch unabhängiger von uns, als die Ausdehnung der Himmel, die wir messen, ohne auf sie zu wirken. Ob ein Astronom das System des Kopernik oder des Ptolomäus annehme, so wird er dadurch nie die Bewegung der himmlischen Körper verändern. Ob ein Blinder das Dasein der Sonne verneine, so wird er dadurch ihr Licht doch nicht auslöschen. Um wie viel weniger also vermögen wir das innere Wesen der Gottheit zu gestalten? — —

Es liegt ohne Zweifel etwas anderes in den Religionen, als ihre Lehrsätze, auf deren Wirklichkeit unsere Glaubensmeinung keinen Einfluß ausübt. Es gibt einen mehr oder weniger verdorbenen moralischen Unterricht, der unsere Handlungen auf gutem oder schlechtem Wege leitet, und der sehr ernstlich unsern Interessen gefährlich werden kann. Dieser Unterricht könnte sehr ernsthafte Spaltungen veranlassen. Indessen sind die Sekten eben nicht über diesen Gegenstand verschieden. Sie haben sich sehr oft hinsichtlich ihres moralischen Betragens verleumdet; aber sie haben nie die Grundsätze mit ihren Verdammungen befasset, eben weil diese Grundsätze nur mit Hilfe des Raisonnements beurtheilt werden können. Es gibt ausserdem noch in dem Predigen einer *neuen* Glaubensmeinung etwas, das den Kredit, den Reichthum, die Macht der Priester der *alten* Meinung in Gefahr bringen kann. Diese können durch ihre materiellen Interessen beunruhigt werden; aber sie sollten in diesem Falle wenigstens nicht behaupten, daß sie die Gottheit rächen, wenn sie doch nur an sich selber denken. Die Glaubensmeinungen, aus denen *alle* Spaltungen entstanden sind, dehnen sich nur über die religiösen Meinungen aus. Sie haben nicht den geringsten Einfluß auf den wirklichen Bestand der Gegenstände, sie sehen Gott nicht in Gefahr, denn sie sind nicht im Stande, ihn zu beleidigen.

Eben so sehr als diese Glaubensmeinungen inof-

ſenſo in Bezug auf die Gottheit ſind, eben ſo undurchdringlich ſind ſie in Bezug auf uns. Die Grundandeutungen über Gott, diejenigen eben, über welche alle Religionen der ziviliſirten Völker übereinſtimmend ſind, wie ſeine Allgegenwart, ſeine Allmacht, ſeine Allweisheit, überſteigen dergeſtalt das Maas unſerer Ideen, daß wir nur immer einen verworrenen und widerſprechenden Begriff davon haben werden, der mit unſerer Sprache ſelbſt im Widerſpruch ſteht, wie z. B. wenn wir Gott in den Himmel verſetzen. Nichts iſt einfacher, als daß unſer Wunſch zu wiſſen uns immer darauf wieder zurückführt, das große Geheimniß durchforſchen zu wollen; aber ſobald wir die Unermeßlichkeit des Gegenſtandes mit der Schwäche unſerer Vernunft vergleichen, müſſen wir bald begreifen, daß jeder Menſch ſich davon eine verſchiedene Idee bilden müſſe, die ſeine Eigenſchaften gleichförmig und nach dem Maasſtabe derſelben wechſelnd ſei, und daß, wollte er ſich gleich derſelben Worte bedienen, um dieſes große Geheimniß auszudrücken, er doch dieſe Worte ſelbſt in ſeinem Herzen ſich anders erklären würde.

Jeſus Chriſtus hatte zu den Menſchen mit göttlicher Vollmacht geredet. Aber die Menſchen waren begierig zu wiſſen, was Jeſus Chriſtus ſelbſt ſei, und woher es komme, daß ſeine Macht ſich mit der göttlichen vereinige? Viele hundert Hypotheſen wurden von ſehr erfinderiſchen und ſcharfſinnigen Menſchen aufgeſtellt, die ſich alle auf die heilige Schrift ſtützten, die aber von einem jeden nach ſeiner Art und Weiſe ausgelegt wurde. Sie waren unbezweifelt von der Wahrheit ihres Glaubens durchdrungen, denn ſie erduldeten deſſentwillen alle mögliche Verfolgungen und Martern mit dem größten Muth. Alle nannten ſich „Katholiken“, und Alle waren es in der That bis zu dem Augenblicke, wo die weltliche Gewalt, die bis dahin zwiſchen den verſchiedenen Meinungen ungewiß hin und her geſchwankt hatte, ſich für die eine derſelben entſchied und nun alle übrigen verfolgte. Aber nachdem die göttliche Natur des Heilandes durch den obſiegenden Theil proklamirt worden war, drängten ſich den katholiſchen Gelehrten immer mehr abſtrakte Fragen, über die göttliche und menſchliche Natur und über die Vereinigung der beiden Willensmeinungen in demſelben Weſen, dar. Jeder Zweifel zertheilte die Kirche, jede Entſcheidung ſtieß einen Theil der Getreuen aus. Dieſe beſtändige Wiedererzeugung neuer Ketzereien, die nichts anderes als das aufeinanderfolgende Examen aller übermenſchlichen Fragen, in welchen ſich die Feinheit des menſchlichen Geiſtes üben konnte, von Seite der katholiſchen Doktoren war, dauerte bis zu Ende des letzten Jahrhunderts, und bis zur Erzeugung des Janſenismus, fort.

Die Gewohnheit hält die kühnſten Geiſter zurück und feſſelt ſie. Nachdem die Reformatoren einen Streit über einen beſondern Lehrſatz erhoben hatten, weigerten ſie ſich, der Obergewalt der Kirche ſich zuunterwerfen, die ſie verdammte, wie ſich vorher ſchon alle Sektirer geweigert hatten, welche die katholiſche Kirche ausgeſtoßen; aber ſie beharrten nichtsdeſtoweniger auf einer Gleichförmigkeit der Glaubensmeinung. Sie nahmen nicht alle früherhin von der Kirche ausgeſprochene Urtheile an, ſie wiederholten jedoch nicht minder alle Verwünſchungen, welche von den Katholiken gegen die in ihrer Kirche beſtrittenen Meinungen ausgeſtoßen worden waren. Eine traurige Folge dieſer Vorurtheile war das entſetzliche Ende Servets, den der durch die Widerſprechung ſeiner Lehrſätze fanatiſirte Calvin lebendig verbrennen ließ.

Die Toleranz der verſchiedenartigen Meinungen, eine unvermeidliche Folge des Nachforſchungsrechts, begründete ſich ſchweigend, während dem letzten Jahrhundert, in allen proteſtantiſchen Kirchen. In England, wo die Geiſtlichkeit einen mächtigen Körper bildet, der mit großen politiſchen Vorrechten begabt, und deſſen Organiſation faſt dieſelbe, wie die der katholiſchen Kirche geblieben war, zeigte die engliſche Kirche eine größere Anhänglichkeit an ihre Glaubensbekennung, und zwang alle Diſſidenten, ſich von ihr zu trennen und eben ſo viele kleine unabhängige Kirchen zu bilden, als Verſchiedenheiten in ihren Glaubensmeinungen ſtatt fanden. Aber die den Engländern durch ihre Geſetze zugeſicherte Freiheit vergönnte ihnen, öffentlich über ihre Meinungen zu ſtreiten, ſo daß aus jeder Frage neue Spaltungen, ſelbſt in den kleinen Kirchen entſtanden, und wie ſehr ſich nun auch die Sekten vermehren mochten, ſo waren ſie es doch noch nicht in ſo großer Zahl, als die Menge der verſchiedenartigen Meinungen in ihnen.

Auf dem Kontinent verbreitete ſich die Unterſuchungsfreiheit im Innern der reformirten Kirche, ohne dadurch eine Trennung zu veranlaſſen. Man ſchien hier viel früher zu bemerken, daß nicht in der Errathung des Weltallräthſels die Religion beſtehe. Die Kirche von Genf unterdrückte im Jahr 1705 den Gebrauch, ein gleiches Glaubensbekenntniß von allen Mitgliedern ſeiner Geiſtlichkeit unterzeichnen zu laſſen. Von demſelben Augenblicke an hörte man keine Verwünſchungen gewiſſer Meinungen mehr, ihre Anhänger vertheidigten ſich nicht mehr mit Wuth, ſie wurden leiſe und allmälig aus dem Gebiete des Glaubens in das der Philoſophie verwieſen, und obgleich jeder denkende Menſch ſie nach den Kräften ſeines Geiſtes modifizirte, ſo erhoben ſich dennoch keine neue Sekten, ſondern die drei Kirchen der erſten Reformatoren

Luther, Zwingli und Calvin waren auf dem Punkte, ſich in eine einzige zu verſchmelzen.

Während dieſen Begebenheiten erſchütterte die franzöſiſche Revolution die ganze Chriſtenheit. Sie war, in religiöſer Hinſicht, dem Proteſtantismus durchaus fremd. Gegen das Prieſterthum gerichtet, hatte ſie ſich eben da am wüthendſten gezeigt, wo das Joch desſelben am ſchwerſten gelaſtet hatte. Indem ſie den Mißbrauch vernichtete, hatte ſie auch die Perſonen verfolgt. Sie hatte die Religion ſelbſt angegriffen, und die den Menſchen am meiſten zum Troſt gereichenden Glaubensmeinungen verworfen. Aber ſelbſt in dem Augenblicke ihrer größten Macht, von dem Nachdrucke unterſtützt, den ihr die Grundſätze der Regierung und der Armee gaben, hatte ſie keine Fortſchritte unter den Proteſtanten gemacht. In der Schweiz, in Holland, in Deutſchland war der Kultus nie unterbrochen worden, ſelbſt nicht in der Gegenwart der franzöſiſchen Armeen. Die Pfarrer hatten nichts von ihrem Einfluſſe verloren, und die Zahl der Ungläubigen, die immer ſehr gering bei den Proteſtanten geweſen war, hatte ſich nicht vermehrt.

Indeſſen hatten die Angriffe der franzöſiſchen Terroriſten gegen die Fundamentalgeſetze jeder Religion eben ſo ſehr die Proteſtanten als die Katholiken empört. Sie befeuerten den Eifer und erregten den Drang nach gediegener Frömmigkeit, deſſen Wirkungen wir noch jetzt verſpüren. Es waren die Glaubensmeinungen, die von den Revolutionären angegriffen worden waren, und ſie hatten ſie vom moraliſchen Unterricht geſchieden. Es war durch die Glaubensmeinungen, daß die neuen Prieſter des Chriſtianismus ſich verkündeten. Sie erhoben ſie *über* den moraliſchen Unterricht, um ſich von den Revolutionären zu unterſcheiden, und ſie hingen mit verdoppeltem Eifer an dem Lehrſatze: daß der Glaube allein zu erlöſen vermag, und daß in der Reinheit des Glaubens der ganze Chriſtianismus enthalten ſei.

So arbeiten jetzt noch proteſtantiſche Miſſionäre, neben den katholiſchen, in Frankreich und Europa. Sie ſtreben nicht zu demſelben Zwecke, ſie haben nicht eine mächtige, ſtark organiſirte Kirche, ſie haben kein politiſches Projekt, und ſie denken nicht im Geringſten daran, in ihren Händen alle Gewalt der Geſellſchaft zu vereinigen. Die meiſten dieſer Miſſionäre gehören nicht einmal zur Geiſtlichkeit. Es ſind oft Menſchen von allen Ständen und Meinungen, Literatoren und Handwerker, oft ſelbſt Frauen, die ſich auf alle mögliche Weiſe eine kleine Anhängerſchaar zu verſchaffen ſuchen. Alle dieſe Proſelytenmacher haben ihre eigenen Begriffe von der Religion, an denen ſie mit derſelben Wuth hängen, und die ſie mit demſelben Eifer vertheidigen, wie die Jeſuiten die ihrigen. Sie verlangen nicht weniger als dieſe die abſolute Unterwerfung der Vernunft, ſie ſchreiben nicht weniger ihren Nebenmenſchen vor, was ſie glauben ſollen, oder nicht.

Es iſt ſchwer, die Anmaßlichkeit dieſer neuen Propheten zu begreifen, noch ſchwerer, ſich den eigentlichen Zweck derſelben zu erklären. Mehrere von ihnen ſind in jeder andern Hinſicht beſcheiden, und man möchte faſt ſagen mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt, ſie achten die Wiſſenſchaften und die Philoſophie der Menſchen; aber ſobald von ihrem Glauben die Rede iſt, ſo verdammen ſie ihn, in ſo fern er nur im Geringſten von dem ihrigen verſchieden iſt, ohne alle Schonung und Vernunft. Welches iſt denn nun ihre Erleuchtung, welches ſind die Beweiſe, die ſie von der Ueberlegenheit ihrer Urtheilungskraft darzubringen im Stande ſind? Ohne Zweifel ſind keine menſchlichen Studien genügend, ihnen die Gottheit begreiflich zu machen, eben ſo wenig, als ihre Beziehungen mit den Menſchen; aber wenn ſie wirklich Proteſtanten ſind, ſo können ſie in der heiligen Schrift allein die Wahrheit ſuchen. Können ſie nun behaupten, dieſe beſſer als alle Uebrigen zu verſtehen, als jene tauſend Sekten, die ſie alle auf ihre beſondere Weiſe ausgedeutet haben? Haben ſie ſie in den Urſprachen ſtudiert? Kennen ſie die Geſchichte der obwaltendenden Verſchiedenheiten, der mannigfachen Sinnesbeziehungen, die vielen Stellen derſelben gegeben worden ſind? Haben ſie dieſe Verſchiedenheiten, die Ueberſetzungen untereinander verglichen? Habe ſie jede Ketzerei im Keime erkannt, jede Spaltung durchforſcht, wozu ſie Veranlaſſung gegeben hat und von neuem die Frage entſchieden, auf welche eine andere Kirche, als die ihrige, ihr Urtheil begründet hat? Sie werden *nicht* antworten; aber wir können dreiſt *für ſie* antworten, die *nichts* gethan haben, weil eben diejenigen, welche ihre Zeit und ihre Sorge auf ſolche Studien verwendet, nur dadurch, manchmal gegen ihr eigenes Gefühl, bewieſen haben, daß die erhobenen Fragen *unentſchieden* bleiben ſollen.

Man weiß, daß in neuerer Zeit die Frau von *Krüdener* ſich an die Spitze der enthuſiaſtiſchſten aller dieſer evangeliſchen Sekten geſtellt hatte, und daß ſie einen großen Einfluß auf mehrere wichtige Perſonen ausübte. Sie glaubte deshalb eine übernatürliche Gewalt zu haben, und ſie bildete ſich endlich ſelbſt ein, himmliſcher Erſcheinungen gewürdigt zu ſein. Es iſt möglich, daß ſie das geglaubt habe, ja, daß ſie ſelbſt davon feſt überzeugt geweſen ſei, denn nichts iſt leichter, als daß ein Menſch, der ſeine Einbildungskraft nur immer mit gewiſſen Bildern beſchäftigt, ſich endlich

ganz in die Welt derſelben verſetzt findet, und die Eigenſchaft verliert, dieſe fieberhaften Viſionen von dem zu unterſcheiden, was er als wahr vor ſeinen Augen erblickt.

Mitten unter dieſer Gährung der neuen religiöſen Ideen hat ſich die proteſtantiſche Geiſtlichkeit im Allgemeinen mit vieler Klugheit und Mäßigung benommen. Sie hat, ſo viel in ihrer Gewalt ſtand, vermieden, ſich in die Spaltungen zu miſchen, oder darüber abzuurtheilen. Sie hat das Beiſpiel der Toleranz und der gegenſeitigen Vernunftbefolgung aufgeſtellt. In den proteſtantiſchen Kirchen Deutſchlands zeigt ſich der philoſophiſche Geiſt der großen bibliſchen Kritiker im Widerſpruch mit dem enthuſiaſtiſchen Geiſte einiger neuern Schulen, aber ihre Spaltung ſelbſt beweiſet die Freiheit der Meinungen und ihre Theilung.

Bei der Reife, zu welcher jetzt der menſchliche Verſtand gediehen iſt, bei den raſchen Fortſchritten, welche er noch täglich macht, können alſo die verſchiedenen Zweige der chriſtlichen Kirche ſich nicht mehr den Vorwurf der Ketzerei oder des Götzendienſtes machen, ja ſie können ſich jetzt ſelbſt nicht mehr des freiwilligen Irrthums beſchuldigen; denn die proteſtantiſche Kirche erkennt förmlich an, daß ſie ſich irren könne. Sie verlangt nur die Freiheit des Gedankens, worauf die katholiſche Kirche längſt verzichtet hat. Ein Abgrund trennte ehemals die beiden Kommunionen, jetzt ſondert ſie nur noch ein Grenzſtein ab, und man darf daraus ſchlieſſen, daß auch er bald nicht mehr beſtehen werde.

Ein Wort über Sgricci's neueſte Improviſation zu Paris.

Der berühmte Improviſator Sgricci hat vor Kurzem über einen zeitgemäßen Gegenſtand, über Miſſolunghi, ein Trauerſpiel in fünf Akten und mit vier dazwiſchengeflochtenen Chören, improviſirt. Er hatte den Gedanken zuerſt abgelehnt, und man iſt genöthigt geweſen, ihm alle nothwendigen Thatſachen mitzutheilen, nach denen er ſeinen Plan entwerfen konnte, ja ihm ſelbſt die Perſonen namhaft zu machen, die handelnd auftreten ſollten. Eine große Schwierigkeit des Gegenſtandes beſtand darin, ein ſteigendes Intereſſe zu erhalten. Die Trümmer einer Stadt können wohl Stoff zu einem Gemälde geben, aber nicht zu einer Tragödie. Der Dichter hat zuerſt einen von den Belagerten errungenen Sieg geſchildert. Darauf erſcheint ein Segel auf der Rhede mit der Kreuzesflagge. Aber es ſind nicht rettende Brüder, die ſich nahen, es ſind die Aegyptier und der Renegat Selves an ihrer Spitze, der den Hellenen Bedingungen vorſchreiben will. Der Erzbiſchof antwortet ihm mit großer Würde und wirft ihm ſeine Schande vor. Dieſe Szene hat großen Eindruck gemacht. Einer der Bozzaris kommt verwundet aus dem Gefechte und ſtirbt. Koſta, ſein Bruder, ſprengt ſich in die Luft mit ſeinen Kindern. Helena, ſeine Gattin, wird in demſelben Augenblicke getödtet, wo ſie Ibrahim erſtechen will. Endlich Sophie, die Nichte des Erzbiſchofs, zerreißt ſich das Geſicht, ehe ſie in die Hände des Siegers fällt. Unter den Stellen, welche die Verſammlung, durch den Schwung und die Schönheit der Poeſie, am meiſten in Erſtaunen geſetzt haben, zeichnet ſich beſonders folgende aus:

GUISEPPE.

Vieni, Soſia; lor narra
Il gran portento, onde stupisco, e tremo
Degli anni ad onta, e della fè che al core
Mi è saldo scudo. E non è vana tema
Di petto femminil, che si sgomenta
In faccia dei perigli. In mezzo all' armi,
In seno della pietà, della innocenza,
Crebbe Soſia; columba intatta al cielo
Sempre drizzò le penne, e di mortale
Si poco è in lei, che dei paesi eterni
Già la direste cittadina. In essa
Parla uno spirto, che non è d'inganni.
Oh! il fosse questa volta!

SOFIA.

O miei fratelli,
Parlerò? . . . tacerò? . . . Dubbio l'accento
Erra per labbro, e l'interrompe il core
Ch' esser vorria di men sinistri eventi
A voi presago. Io sovra tutte anelo
I vostri allori, e sallo il ciel, se preghi
Inalzo, e spargo lagrime, e lo sanno
Gli altari consapevoli. Ma fugge
Sebben nutrita di lusinghe invano
Dal cor la speme e vi sottentra il lutto,
Che veste di spavento ogni pensiero.

Onde ritrarmi dal rimbombo orrendo
E la vista schivar dello battaglie
Sovente scendo lagrimosa, e sola
Nel sotterraneo, ove è celato il core
Dell' Anglo vate, che trasfonde ancora
Freddo, e immoto com'è, palpiti in noi
Sublimi, ed alti. Ivi sospesa appresso
Il nero sasso, l'arpa generosa
Tace del vate, o, se la tocca il vento,
Freme il legno percosso, e manda un suono
Che i più codardi a libertade invita.
Là solitaria io mi sedea piangendo;
Piovea da opaca lampada un barlume
Fioco; fioco sull' urna, e appena appena
Vincea la maestosa obscuritade
Dell' atra stanza. A quel chiaror mi parve

(Sol del pensarlo abbrividisco) un lento
Vapor dall' urna emerger lentamente
Siccome nebbia che vesta la valle.
Tal vidi in cielo una candida nube
Prender forme diverse ai rai del sole,
Ed in una fermarsi, e aver persona
E movimento, ed aggiarsi, e starsi
Come gigante in cima a una collina.
Ma si ruppe la nube, e mi comparve
Il noto aspetto di quel grande, in atto
Tra placido e sdeynoso, e quel sorriso
Gli splendea sulle labbra, e sulle ciglia
Che indicio è a un tratto d'ira e di pietade.
La man mi porse, e disse e serenava
Nel dir la nube dello sguardo: „ Oh quanta
« Gloria alla patria, e a te riman, donzella.
« Vien meco, meco vieni, e non ti prenda
« Viltà, ne tema.“ Indi la man mi prese
E la mi strinse a guisa di tanaglia;
E strascinommi lungamente, immenso
Spazio varcardo; io riluttante invano
Fuggir tentava, sudava, anelava,
Onde sottrarmi a quella man di ghiaccio.
Più resisteva, ei mi tenea più forte.
Errai per mille deserti, per mille
Cupi sentier m'inabissai, di mostri
Tutti abitati, sotto i piè sentiva
Palpitar moribondi, inorridiva
In calpestare umane membra, ed ossa
Che sgretolavan rotte dai miei passi.
Scendea, scendea, giù, giù meco traendo
Pur l'intera città; quindi repente
Tremò la terra, e m'inghiotti, l'abisso
D'un immensa voragine di fiamme.
Mura, torre, città, guerrieri a un tratto
Sparvero, e tratta io mi credea nel centro
Dell' ima terra, allorche non sò come
Spogliato il corpo, e fatta lieve, lieve,
Per l'aria poggiava mollemente,
Come una pietra dentro all' acqua scende.
Vedea soldati, e sacerdoti, e madri
Di noti aspetti, e fanciulli innocenti,
Vedea donzelle vestite di luce
E di palme succinte, e udiva canti,
Ond' anco il mio pensier s'imparadisa;
Tesseran danze, tesseran carole
In trono all' trono del Eterno . . . .
. . . . . .
. . . . . .
In mezzo a tanta dolcezza percossa,
Fui da un torrente di luce, che attratto
Da vorticoso turbine levommi
Tra quel tripudio di spirti beati,
Ove trasumanando entro la sfera
Del ciel più alto mi ravvolsi, e stetti;
Ma mentre in quel disio l'alma assetata
Più si godea notte mi cinse, e il cielo,
La vision, la luce, e il vate sparve;
E fuor sospinta mi trovai dal sacro
Recesso occulto, e non vidi la mano
Che mal mio grado fin qui trasein ommi.

Joseph. Komm, meine Sophie! erzähle deinen Brüdern das geheimnißvolle Wunder, von dem ich, ungeachtet meines hohen Alters und des Glaubens, der für mein Herz gleich einem Schild gegen die Furcht ist, noch ganz erstarrt bin. Es ist nicht ein eitles Schrecken, nicht die Schwäche ihres Geschlechts, die sie Gefahren hat erblicken lassen, die nicht bestehen: Sophie ist unter den Waffen herangewachsen, im Schooße der Frömmigkeit und der Unschuld; eine Taube ohne Flecken, sind ihre Flügel immer gegen den Himmel gerichtet. In ihr ist so wenig von jenem sterblichen Schlamme, daß man sie schon für eine Bewohnerin der himmlischen Regionen halten möchte. Der Geist, der in ihr redet, ist nicht ein Geist der Lüge. Ach, könnte er diesmal wenigstens nicht wahr gesprochen haben.

Sophie. O meine Brüder! Soll ich sprechen? soll ich schweigen? Das ungewisse Wort irrt auf meinen Lippen, und mein Herz verbietet ihm, ihnen zu entschlüpfen; denn es weigert sich, euch so grausames Unglück zu verkündigen. Niemand kann eifriger als ich für euern Sieg beten, und der Himmel und die Altäre, die Zeugen meines Schmerzes, wissen, ob meine Thränen nicht unaufhörlich mit meinen Gebeten fliessen, um die göttliche Rache zu entwaffnen. Aber die Hoffnung, die ich umsonst mit Lügen zu nähren suche, ist ohne Rückkehr aus meiner Seele entflohen, und ich finde nur noch ein schwarzes Vorgefühl in ihr, das mit Schauder alle meine Gedanken erfüllt.

Oft, um dem Geräusche des entsetzlichen Schauspieles der Gefechte mich zu entziehen, steige ich allein, mit thränenschweren Augen in das unterirdische Gemach hinab, wo wir das Herz des englischen Dichters aufbewahren, das, obgleich kalt und unbeweglich, doch unsere Seelen noch in großen und erhabenen Gefühlen bewegt. Da hängt, an der Seite seines schwarzen Sarges, seine großmüthige Leier und bleibt stumm, wenn nicht ein leiser Lufthauch ihre Saiten liebkoset. Alsdann zittert sie und gibt einen Ton von sich, der die furchtsamsten Herzen zur Freiheit einladet. Ich hatte mich weinend in diesem Grabe gesetzt. Es war nur durch eine Todtenlampe erleuchtet, deren matter Schein kaum die majestätische Finsterniß dieses schwarzen Aufenthalts durchdrang. In dieser ungewissen Klarheit glaubte ich zu erblicken (ich zittere wenn ich daran denke) wie ein Dampf, der sich beinahe wie der Nebel im Thale erhob, langsam aus der Urne empor-

ſtieg. So habe ich oft am Himmel eine weiße Wolke geſehen, welcher die Strahlen der Sonne verſchiedene Formen liehen, die die Geſtalt und Bewegung einer Perſon annahm, und die, nachdem ſie ſich in der Leere des Luftraums geſchaukelt hatte, wie ein Rieſe auf dem Gipfel eines Berges, ſtehen blieb. Aber plötzlich ſchien ſich die geheimnißvolle Wolke zu öffnen, und in ihr erſchien die Geſtalt des Dichters. Sein Antlitz war ruhig und verachtend, auf ſeinen Lippen lag dies Lächeln, das zugleich Mitleid und Unwillen verräth. Er reichte mir die Hand; ſein ſprühender Blick erhellte das Gewölk, und er ſagte mir: „O, welcher Ruhm bereitet ſich für dein Vaterland und für dich, Mädchen! Komm mit mir, komm mit mir! Sei nicht feig, fürchte dich nicht.“ — Bei dieſen Worten wurde meine Hand von der ſeinigen umſchlungen, wie von einer ſtarken Zange. Er zog mich lange mit ſich durch den unendlichen Raum. Ich ſträubte mich umſonſt; umſonſt athemlos, mit Schweiß übergoſſen, ſuchte ich zu entfliehen, und meine Hand dieſer eiſigen Hand zu entreiſſen, jemehr ich widerſtand, je feſter hielt ſie mich. So irrte er mit mir durch tauſend Wüſteneien, über tauſend finſtere Wege. Er ſtürzte mich in Abgründe, die von gräßlichen Ungeheuern belebt wurden, ich fühlte ſterbende Körper unter meinen Füßen zittern, ich hörte das Geräuſch der Knochen, die unter meinen Schritten zuſammenſtürzten und zerbrachen. Ich ſank, ich ſank, und die ganze Stadt ſank mit mir. Plötzlich erbebte die Erde, ein Abgrund, mit Rauch und Flammen erfüllt, verſchlang mich. Die Mauern, der Thurm, die Stadt, die Krieger, Alles verſchwand. Ich glaubte bis in den Mittelpunkt der Erde geſtürzt zu ſein, als ich, ich weiß nicht wie, dem Körper entnommen und leicht, ſo leicht geworden, ich mich in die Luft emporgehoben fühlte, wie ein Stein, der langſam in die Fluth verſinkt. Ich ſah die Krieger, die Prieſter, die Frauen, deren Geſicht ich wieder erkannte. Ich ſah unſere unſchuldigen Kindlein, unſere Jungfrauen, in leuchtende Strahlen gehüllt und mit Palmen gekrönt. Ich hörte ihre Geſänge, deren Harmonie, mir wie eine paradieſiſche Erinnerung geblieben ſind. Ich ſah ſie, tanzende Chöre um den Thron des Ewigen bilden . . . . . Mitten in dieſer Viſion wurde ich von einem Lichtſtrom betroffen und von einem Wirbelwind bis in die himmliſche Sphäre, mitten unter die Seligen geführt. Aber, während meine Seele ſich im Glück berauſchte, umwickelte mich plötzlich die Nacht. Der Himmel, das Geſicht, das Licht, der Poet verſchwanden, und ich befand mich auſſerhalb der heili en Gruft, ohne geſehen zu haben, welche Hand meine Schritte bis hieher geleitet hat.

Was in dieſem Bruchſtücke das meiſte Erſtaunen erregt, das iſt der Reichthum der Einbildungskraft, die Fruchtbarkeit der poetiſchen Bilder, deren Ausdruck faſt durchaus neu iſt, endlich die Entwickelung und die Abſtufung der Ideen. Man könnte in der Improviſation drei oder vier Stellen von dieſer Stärke und Schönheit anführen, unter andern die Szene zwiſchen Selves und dem Erzbiſchof und den ganzen fünften Akt, der voller Bewegung und Feuer iſt.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Korreſpondenz-Auszüge.

Paris, März.

Daß Paris ein Seehafen werden ſoll, wiſſen Sie ſchon längſt. Es wird Ihnen auch bekannt ſein, wie dieſes zu Stande gebracht werden ſoll: man wird die Krümmungen der Seine durchſchneiden, einen 140 Fuß breiten, 16 Fuß tiefen Kanal graben u. ſ. w. Alles das iſt kinderleicht — auf dem Papier. Aber wenn der Wind auch ſonſt ziemlich gäng und gäbe in Frankreich iſt, ſo iſt er doch nicht im Stande, geſalzenes Waſſer bis nach Paris hinaufzublaſen, und es ſcheint, daß der ungewaſchene Plan den Entwerfern leicht verſalzen werden möchte. Laſſen wir das indeſſen anheimgeſtellt ſein, und ſprechen wir von einem andern Unternehmen, das weniger koloſſal iſt, und alſo unter der glückſeligen Regierung Karl X und ſeines geſchickten Miniſteriums auch leichter in Ausführung gebracht werden dürfte. Ich ſpreche von der Erbauung der Eiſendrath-Hängebrücke über die Seine, vor dem Invalidenhauſe. Die Arbeiten an derſelben haben mit dem Auguſt 1824 begonnen, und das Ganze ſoll in einigen Monaten vollendet ſein. Die Eiſendrathſtricke, auf welchen der Brückenboden ruhen muß, werden über vier große Säulen geſpannt, die am Quai zu ſtehen kommen, und die an der Baſis 10 Fuß im Durchmeſſer haben. Sie werden 50 Fuß hoch ſein und ſind jetzt beinahe vollendet. Der Brückenboden ſelbſt wird aus Holz und für zwei Wagen breit genug ſein, auſſerdem auf beiden Seiten noch Trottoirs für die Fußgänger haben. Seine ganze Länge wird 467 Fuß betragen. Die Ausführung der Arbeiten iſt dem geſchickten Ingenieur Navier übertragen.

Auch die Erbauung der bedeckten Durchgänge wird immer beliebter, und bald wird man ganz Paris durchwandern können, ohne den Wechſel der Atmoſphäre befürchten zu dürfen. Lange Zeit hatte man nur das Palais-Royal und die Paſſage Feydeau in dieſer Hinſicht. Die Letztere war ſehr dunkel, und die Tendenz des Erſtern, vorzüglich am Abend, iſt zur Genüge bekannt. Jetzt führen zwei Gallerien zur Oper, die eine zur Uhr, die andere zum Barometer genannt. Die Paſſage Artois wird jetzt nicht mehr ſo ſtark, als früherhin, beſucht. Die Gallerie Véro-Dodat und die Paſſage Vivienne ſind die neueſten Bauten dieſer Art. Die erſte iſt

prächtiger, die zweite geschmackvoller. Die Gallerie Foy wird erbaut und dürfte vielleicht die besuchteste von allen werden.

Lausanne, 6. Mai 1826.

Von heiligem Mitleiden für das arme, unglückliche Griechenvolk ergriffen, hat die Schweiz schon viele Beweise ihres regen Eifers zur Unterstützung ihrer Glaubensbrüder im Orient abgelegt. Sie hat in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo Griechenland in der höchsten, fürchterlichsten Noth sich befindet, den edelsten Beweis ihrer Menschenliebe gegeben. Sie hat sich Opfer aufgelegt, um einem Volke Hilfe zu gewähren, das dieselbe Freiheitsliebe, von der sie beseelt wird, ihr nähert, und das zur Erhaltung seiner Unabhängigkeit sein Herzblut vergießt, wie sie es zur Erhaltung der ihrigen vergiessen würde.

Unter allen Schweizerstädten haben sich bei dieser Gelegenheit Genf und Lausanne vorzüglich ausgezeichnet. Oeffentliche Predigten und Gebete für Griechenland haben stattgefunden, die einer zahlreichen Zuhörerschaar heiße Thranen abgenöthigt und alle Herzen zur innigsten Theilnahme gestimmt haben. In allen Gesellschaften sind Subscriptionen eröffnet worden, die ersten und schönsten Frauen sind von Haus zu Haus gegangen, um mit rührenden Worten Beiträge für die Griechen zu erbitten. Gestern fand in Genf und Lausanne zugleich ein Konzert statt, das ganz von Liebhabern ausgeführt worden ist. An beiden Orten haben herrliche Talente nie für einen schönern Zweck sich offenbart, an beiden Orten hat der Erfolg den Erwartungen entsprochen. Unter den Damen, deren reine, liebliche Stimmen wir hier bewundert haben, zeichnen sich vorzüglich Fräulein Piccard, Frau von Seigneux und B. de Seigneux und die Fraulein de Melin aus. — Der hiesige Griechenverein hat einen neuen Aufruf an seine Mitbürger ergehen lassen, der mit kluger Beseitigung aller politischen Anklänge nur die Sache der Menschheit und des Gefühls allein in Rede stellt. Mit inniger Theilnahme haben wir auch hier den christlich-freien Spruch des Schweizerboten zu freien Schweizern und Christen vernommen. Ja wohl, auch wir haben schon Schreckenstage erlebt, aber was sind sie neben den Schreckensjahren von Griechenland?

Alterthümer.

Der Doktor Sieber zu Prag hat vor einiger Zeit die Behauptung aufgestellt, daß Amerika den Alten bekannt war und von ihnen unter dem Namen Atlantis bezeichnet wurde. Er unterstützt seine Meinung durch die Bemerkung, daß Christoph Kolumbus zuerst die Idee auffaßte, und sich in derselben bestarkte, daß jenseits dem atlantischen Ozean ein anderes Land existiren müsse, weil auf den Küsten des alten Kontinents, zwischen dem 20. und 40. Grade nördlicher Breite, vom Meere häufig Holz, Früchte und Pflanzen ausgeworfen wurden, die man nicht kannte, und die in Europa durchaus unbekannt waren. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß derselbe Fall auch schon 2000 Jahre früher stattgefunden habe. Die Aufmerksamkeit der Phönizier und der Karthagenienser mußte dadurch um so mehr erregt werden, weil die unmittelbaren Beobachtungen und solche vielversprechenden Zeichen die einzigen Andeutungen und Mittel waren, deren sich die Seefahrer auf ihren Reisen zur Leitung bedienen konnten. Da die Karthagenienser vorzüglich die Inseln des grünen Vorgebirgs kannten, so darf man vermuthen, daß ihnen die Küsten des westlichen Afrika's, bis und mit Einschluß der Goldküste, ebenfalls nicht unbekannt waren. In diesem Falle haben sie sodann gewiß nicht ermangelt, die Strömungen des atlantischen Ozeans zu beobachten, und einige unerschrockene Seefahrer, von den bereits erwähnten Beobachtungen ermuthigt und in der genauen Kenntniß der Winde, die in gewissen Zeiten auf diesem Meere herrschend sind, dürften wohl, von Afrika aus, in westlicher Richtung vorgedrungen sein und den Strömungen sich überlassen haben. Nach der Aufstellung dieser Hypothese bestatigt sie der Doktor Sieber durch die Mittheilung einer wichtigen Entdeckung, durch welche auf's Klarste dargethan werden dürfte, „daß eine griechische Kolonie auf der Dreieinigkeitsinsel, in den Antillen, bestanden habe." — Es verhalt sich mit dieser Entdeckung folgendermaßen: Ein Reisender, Namens Wrbna, der sich nach der Dreieinigkeitsinsel begeben hatte, um daselbst naturhistorische Gegenstände einzusammeln, gab dem Doktor Sieber, nach seiner Rückkehr nach Deutschland, einen kleinen Stein oder Glasteig, den er in jener Insel gefunden hatte, und von dem er glaubte, daß es eine römische Antike sei. Er hatte diesen Stein in der Nahe vom Port d'Espagne gefunden, wo er gelandet war. Auf einer seiner Streifereien begab er sich auch in die Ebene von Maraval, die zwei Stunden von jenem Hafen entfernt ist. Er besuchte dort die Pflanzung Elias Bassières, die früher einem gewissen Dacamp gehört hatte. Er erfuhr daselbst, daß man hier sehr oft mehrere alte Gegenstande finde, wie z. B. Vasen, Hausgerathe u. s. f., die griechischen oder römischen Ursprungs zu sein schienen. Man deutete ihm zugleich an, wo diese Sachen am häufigsten gefunden würden. Er verfügte sich, ungefahr eine Viertelsstunde von der Pflanzung, in ein kleines, grünes Thal, das von schönen Palmbaumen verschiedener Gattungen beschattet wurde. Er forschte auf dem Boden nach und bemerkte endlich einen kleinen Stein, der, nachdem er ihn gereinigt, ihm ein Kunsterzeugniß, ein alter Ring, zu sein schien, dessen man sich ehemals wahrscheinlich zum Siegel bedient hatte. Erstaunt uber diesen Fund, den er griechischen Ursprungs zu sein vermuthete, setzte er seine Nachforschungen fort. Zu Port d'Espagne benachrichtigte man ihn, daß an andern Orten noch viele andere Gerathe, Waffen u. s. w. gefunden werden, die man für indische halte. Er besuchte darauf Naparim, eine kleine Seestadt, sudlich vom Port d'Espagne, und wurde von einem Schottlander nach der Pflanzung Dons geführt, wo häufig Graber entdeckt wurden, die man indische nenne. Unglücklicherweise wurden alle Vasen von den Negern zerschlagen, und der Eigenthümer konnte dem Reisenden nur noch zwei Deckel von Urnen vorzeigen, in denen sich Asche und halbverbrannte Knochen befunden hatten. Nach Wrbnas Behauptung waren diese Deckel und die übrigen Bruchstücke unverkennbar griechischen oder römischen Ursprungs und vollkommen denen ähnlich, die man zu Salzburg entdeckt hatte. Nirgends war eine Inschrift zu bemerken; aber auf einem der Deckel befand sich ein sehr richtig gezeichneter Menschenkopf, der denen überaus ähnlich war, welche man auf den Deckeln der Vasen, „Canope" genannt, sieht. Eine so vollkommene Arbeit konnte unmöglich für indisch gehalten werden. — Der oben erwähnte Stein ist ungefahr einen englischen Zoll lang, ½ Zoll breit und von schwärzlicher Farbe. Ein Riß am Rande läßt vermuthen, daß er ein vulkanisches Erzeugniß sei, denn der Glasteig war harter. Im Mittelpunkte ist eine menschliche Gestalt. Der Hals ist lang und trägt einen Hundskopf, die Arme sind ausgestreckt und der untere Theil des Körpers mit einem ägyptischen Gewande umhüllt. Der Doktor Sieber erklärt es für einen Anubis. Ringsum stehen fünf griechische Buchstaben, eigentlich ursprünglich sechs, aber der zweite fehlt. *) Auf der Rückseite sind drei Zeilen ebenfalls griechischer Karaktere. **) Man hält das Ganze für das Werk eines Künstlers zu Alexandria, zu den Zeiten der Ptolemaen.

*) H — Θ (rechts) M H N (links).

**) BECCVM - HCHBAAA - OMHN.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 20. Dritter Jahrgang 1826. 17. Mai.

Ueber die Moral der Politik im gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft.

Nec erit alia lex Romæ, alia Athenis;
alia nunc; alia posthac.
Cic. Frag. lib. III. de rep.

Wenn irgend etwas den Anhängern der intellektuellen Anarchie begreiflich machen könnte, wie sehr die Gesellschaft, um in ihrer Zivilisation immer vorwärts zu schreiten, einer allgemeinen Doktrine bedürfe, die ihre vollkommene Reorganisation vorbereite, so müßte es auf jeden Fall das Schauspiel der Immoralität in den politischen Verhältnissen sein. Wie haben alle Gewalten, die oft so schnell auf einander gefolgt sind, überall Menschen, und fast überall dieselben, gefunden, die entartet genug waren, Theil an ihren Luperkalien zu nehmen und sich mit ihnen in dem Schmutz ihrer Orgien herumzuwälzen? Was ist es denn für eine verworfene Generation, die seit dreißig Jahren, in Frankreich z. B., den Aufgang so vieler Sonnen begrüßt hat, die von ganz verschiedenen Horizonten kamen, und die manchmal eben da emporstiegen, wo sie vernünftiger- und natürlicherweise hätten untergehen sollen?

Was soll man daraus schlieſſen? — Entweder, daß diese Verderbtheit das Resultat der Fortschritte der Künste und der Reichthümer sei, und daß man, so schnell als möglich, wieder zurückschreiten müsse, um Tugend zu gewinnen; oder, daß man geduldig dieser unausbleiblichen Folge der Doktrine des gegenseitigen Interesses nachgeben und sich begnügen müsse, mit den in der kritischen Philosophie weiter vorgedrungenen Geistern das Uebel anzuerkennen, und darin nur einen Zufall zu sehen, der geordnet werden müsse, um in demselben die Möglichkeit einer guten Regierung zu finden.

Von diesen beiden Meinungen ist die erste ein leerer Wortbetrug, der nur den dabei interessirten Dummköpfen zusagen kann, oder der von solchen ununterrichteten Menschen vertheidigt wird, die, in Folge einer gewissen systematischen Sucht, über die zeitgenössische Gesellschaft die Augen verschlieſſen, um in Gedanken acht Jahrhunderte hinter sich zu leben. Die zweite ist im Stande, viele Geister zu befriedigen, weil sie offen das anerkennt, was existirt. Aber kann man es eine vollkommene Ansicht der moralischen Bedürfnisse im gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft nennen, wenn man die Gewissen ruhig auf dem Strohsack der Nothwendigkeit schlummern läßt? Die Anhänger dieses gesellschaftlichen Fatalismus werden nicht ermangeln, uns zuzurufen, daß wir Unrecht haben, uns über die Verderbtheit der Menschen unserer Epoche zu betrüben; daß sie nichts als das Resultat der Begebenheiten ist, und daß folglich unsere Strenge nur Unwissenheit sei. Sie werden uns beweisen, daß die englische Revolution das Inselreich noch mehr verderbt habe, als Frankreich und andere Länder durch ihre Revolutionen verderbt worden sind, und daß unmöglich irgend eine politische Gährung eine so große Masse verschiedenartiger Interessen aufregen könne, ohne diese Interessen allmälig inmitten der also bewegten Gesellschaft zu lassen.

Wir erkennen diese Thatsachen nicht minder; aber wir ziehen daraus die Schlußfolge, daß, sobald eine Revolution vollendet ist, die das Bedürfniß einer neuen moralischen Richtung, in Bezug auf den neuen gesellschaftlichen Zustand, bestätigt, die hohen Vernunftkräfte, statt sich zu zerstreuen und theilweise Kämpfe aus bloßer Eitelkeit gegen die überwundenen Meinungen fortzusetzen, ihren Einfluß im Gegentheil verschmelzen müssen, um der Gesellschaft jene neue Richtung zu geben, die sie bis jetzt noch nicht ganz hat nehmen können. Wenn durch ziemlich gewöhnliche Umstände die besiegten Meinungen hin und wieder in's Leben treten, so überlasse man ihre Bekämpfung dem Hinterhalt der Denker; aber man halte die Masse der Geister nicht auf einem Punkte zurück, wo sie nichts mehr zu schaffen haben.

In der Philosophie ist es gewöhnlich der Fehler aller siegenden Parteien, die Natur der Mittel zu verkennen, die ihnen den Sieg verschafft haben. Sie wollen auf dieselbe Weise wieder erbauen, auf welche sie zerstört haben. Sobald die Aufklärung der Gesellschaft ihre Institutionen übersteigt, bedienen sich die Philosophen einer Idee, um die gesellschaftlichen Doktrinen zu untergraben, und wenn sie endlich zusammenstürzen; so verlangen sie, daß sie durch diese Idee ersetzt werden. So begründen sie selbst den fortwährenden Angriff und machen aus der Revolution einen wirklich bleibenden Zustand, während sie doch nichts weiter als eine Krisis sein kann.

Was man noch befremdender nennen darf, ist, daß, über die Natur der frühern Fortschritte der Gesellschaft übel unterrichtet, sie die unzubeendigende Fortdauer des revolutionären Zustandes im Interesse der neuen Fortschritte der Zivilisation verlangen, ohne zu bemerken, daß, sobald eine intellektuelle Revolution stattgefunden hat, man nicht mehr die Vernunftkräfte in dem Kreise der Ideen beschränken könne, welche diese Revolution veranlaßt haben, weil man sonst dem menschlichen Geiste Schranken stellen und ihm alle weitern Fortschritte verbieten würde. Es ist wahr, daß in dem Kreise, in welchem die kritische Philosophie die Geister zurückzuhalten sich bemüht, sie ihnen nicht Bewegung versagt; aber sie verdammt sie, sich ewig um sich selber zu bewegen, und jetzt, da ihre Zerstörungsaufgabe vollbracht ist, zeigt sie sich allein darin von der theologischen Philosophie verschieden, daß sie nicht geradezu, wie diese, eine abstrakte Unbeweglichkeit verlangt. Wie würde es einem Reisenden ergehen, der eine sehr große Strecke Weges zurückgelegt hat, dem die beständige Vorwärtsbewegung zur zweiten Natur geworden ist, und der nun plötzlich in einem sehr beschränkten Raume sich herumbewegen sollte? — So geht es auch dem menschlichen Geist in Bezug auf die Ideen, von denen die gegenwärtig vollendete Revolution herbeigeführt worden ist. Sie ist die Frucht aller frühern Fortschritte des menschlichen Geistes und das Beginnen einer neuen Aera. Ist man also bis dahin gelangt, so müssen alle Verstandeskräfte sich in eine und dieselbe gemeinschaftliche Doctrine vereinigen, um ihren Gang fortzusetzen, um mit Sicherheit die Entwickelung des neuen gesellschaftlichen Zustandes zu verfolgen, dessen Regierung nun begonnen hat.

Was man auch immerhin sagen mag, so ist der neue Zustand jetzt genau bestimmt, und das nicht etwa durch die Meinung einiger Menschen, sondern durch die mächtigste aller Autoritäten, durch diejenige, welche kein denkender Geist verwerfen kann, durch die Autorität der Thatsachen. Diese verkünden laut, daß die heutige Gesellschaft nur noch an die Wissenschaften glaubt, nur allein durch die Industrie lebt. Es ist also die wissenschaftliche und industrielle Maxime, die künftighin der Zielpunkt aller Verstandeskräfte sein soll, und man darf voraussetzen, daß ihre Resultate gleich fruchtbar, gleich rasch sein werden. Seit dem sechszehnten Jahrhundert haben sie sich vereinigt, um zu zerstören; mögen sie sich jetzt vereinigen, um wieder aufzubauen. Jeder Zeitraum hat seine Aufgabe zu lösen. Das Wesentlichste besteht darin, sie nicht zu verkennen und nicht für den bloßen Verlust Arbeiten fortzusetzen, die ehemals gut und nützlich waren, die jetzt aber keinen Zweck mehr haben. Es ist dasselbe, als wenn Jemand noch Manufakturgegenstände verfertigen wollte, die kein Mensch mehr kaufen mag.

Wir wissen, daß früh oder spät diese Gemeinschaft der Geister unvermeidlich ist, weil es unmöglich ist, daß, sobald der Gesellschaft irgend eine besondere Bewegung beigebracht worden, der vernünftigere Theil derselben immer ausser dem Bereich dieser Bewegung bleibt; aber wir möchten den Moment dieser Gemeinwerdung beschleunigen, weil es uns betrübt, durch persönliche Eitelkeit so viele intellektuelle Reichthümer zerstreut zu sehen, die das moralische Wohlsein der Massen befördern könnten. So lange die Geister nicht in der Gemeinschaft der Ideen vereinigt sein werden, die aus der wissenschaftlichen und industriellen Bewegung entstehen, so lange wird es auch unmöglich bleiben, ein Regierungssystem zu begründen, das in vollkommener Uebereinstimmung mit der gegenwärtigen Gesellschaft sei, — —*)

Aus Mangel an bestimmten Glaubensmeinungen, in welchem die kritische Philosophie die Geister gelassen hat, ist die Politik eine ganz besondere Welt geworden, in der man glaubt, Handlungsregeln be-

*) Zensur-Lücke.

folgen zu müſſen, die denen im gewöhnlichen Leben geradezu entgegengeſetzt ſind. Daher rührt es auch, daß ſo viele ehrliche, man möchte beinahe ſagen: rechtſchaffene, Leute im Privatleben durchaus kein Gewiſſen in politiſchen Angelegenheiten haben.

— — *) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die herrſchende Gewalt nicht gerade merken laſſen könne, welches ihre eigentlichen Abſichten ſind, ungeachtet der Geſtändniſſe, welche die Mittel zur Erreichung ihrer Maasregeln von Zeit zu Zeit ihr abnöthigen. Alſo hält ſie an ihrem herkömmlichen Texte feſt. Die Geſellſchaft weiß aber längſt, woran ſie ſich eigentlich zu halten habe, und es würde daher viel beſſer ſein, wenn man ihr frei heraus ſagte, wie man ſie verwaltet. Sie würde leider nichts Neues erfahren, — — **)

Wir ſind indeſſen weit entfernt, mit der herrſchenden Gewalt über einen ſo kitzlichen Punkt hadern zu wollen, wir geſtehen vielmehr ganz unumwunden: daß wir ſie deshalb nicht anklagen, denn ihr Verfahren iſt nicht das Reſultat eigener Schuld, ſondern der Umſtände, in welchen ſie ſich jetzt befindet. — — ***)

Aber weit entfernt, daß man beſtimmen könne, wann es alſo ſein werde, kann man jetzt nur ſagen, daß die Maſchine des Werks, welche die Geſetze bearbeitet, überall das älteſte Inſtrument iſt, und daß die am meiſten in dieſer Fabrikation ausgebildeten Maasregeln höchſtens noch für den geſellſchaftlichen Zuſtand des ſechszehnten Jahrhunderts geeignet wären. Sollte es nun nicht beinahe mit Gewißheit anzunehmen ſein, daß ſeitdem die Geſellſchaft doch ein wenig weiter fortgeſchritten iſt?

Seitdem man ſo viele unglückliche und billig mißlungene Verſuche metaphyſiſcher Konſtitutionen gemacht hat, die man dennoch beinahe theoretiſch vollkommen hätte nennen dürfen, möchte man es faſt als ein Problem betrachten, wie es komme, daß die aufgeklärten Geiſter noch nicht begriffen haben, daß es nicht die Formen der Regierung ſind, welche einen entſcheidenden Einfluß auf das Wohl der Geſellſchaft ausüben, ſondern eine allgemeine Meinung, ein allgemeines Dafürhalten, das gegen ein und dasſelbe Ideenzentrum hinzieht, aus welchem ſich die den Bedürfniſſen entſprechenden politiſchen Formen ergeben würden. So erfand die kriegeriſche Tendenz des zwölften Jahrhunderts das Feodalweſen. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn die Zeit gekommen ſein wird, die wiſſenſchaftliche und induſtrielle Geſellſchaft auch die Regierungsform finden dürfte, die ihr am meiſten zuſagen kann. Alsdann wird die öffentliche Verwaltung nicht mehr eine Hintergehung der Regierenden gegen die Regierten, ſondern eine wirkliche Wiſſenſchaft, fruchtbar an guten und nützlichen Reſultaten für die Geſellſchaft, die ſie zu regieren berufen iſt, ſein. — — *)

*) **) ***) Zenſur-Lücken.

Das Narrendorf in Belgien.

Man nennt ſehr mit Unrecht geiſtes- oder gemüthskranke Menſchen Narren. Ein Narr iſt ein Menſch, der ſeinen geſunden Verſtand hat, ihn aber zu allerlei Poſſen und Albernheiten mißbraucht. Solcher Narren gibt es denn auch in Menge überall; aber von ihnen iſt hier die Rede nicht.

Das Dorf Gheel, in der Provinz Antwerpen, im Arrondiſſement von Turnhout, hat eine Bevölkerung von ungefähr 7000 Seelen. In dieſem Dorfe befinden ſich eine ſo große Menge wahnſinniger Menſchen, daß man faſt bei jedem Schritte mit einem ſolchen zuſammentrifft. Seit undenklichen Zeiten iſt darin keine Aenderung vorgefallen. Aber nicht etwa die Einwohner ſelbſt ſind verrückt, es ſind vielmehr fremde Perſonen, die ſich bei ihnen befinden, und die faſt aus allen Gegenden der Niederlande hieher geſendet werden. Es ſcheint, daß vor uralten Zeiten hier ein Irrenhaus beſtand, das ſchon lange eingegangen iſt, und daß bei der wahrſcheinlich gewaltſamen Verwüſtung desſelben durch irgend ein unbekanntes Ereigniß die Kranken zu den Landleuten gethan wurden, wo ſie ſich ſo wohl befanden, daß man ſeitdem dieſen Gebrauch als das beſte Mittel zu ihrer Geneſung anerkannt und fortwährend in Anwendung gebracht hat. Sie werden nach ihren Kräften und nach ihrem Alter beſchäftigt; aber nie zwingt man ſie zu irgend einer Arbeit. Sie wählen meiſtentheils ſelbſt irgend eine, die ihnen ſtarke Bewegung verſchafft und ihnen daher auch am wohlthätigſten iſt. Die Freiheit, in der ſie leben, die reine Luft, die ſie einathmen, ihre Beſchäftigungen, für welche ſie eine große Vorliebe gewinnen, und über Alles ihre ruhige, ungetrübte Lebensart ordnen nach und nach wieder die Gedanken dieſer Unglücklichen, und bringen die Fakultäten wieder in ihr gewöhnliches Geleiſe, die von den Schlägen des Schickſals, Hinderniſſen, Kummer, Verdruß und andern Urſachen daraus entfernt worden ſind.

Brüſſel, Antwerpen und viele andere Städte, ſtatt ihre unvermögenden Wahnſinnigen in Spitäler einzuſperren, wo ſich die Reizbarkeit und Verwirrung ihres Geiſtes nur immer vermehrt, ſchicken ſie ſämmtlich nach Gheel. Die Kranken werden gekleidet, und für jedes Individuum werden neunzig Gulden für Koſt und Wohnung bezahlt. Sobald die Kranken in Gheel ankommen, werden ſie zuerſt in ein Haus neben der

*) Zenſur-Lücke.

Kirche gebracht, wo der Geiſtliche mit ihnen betet und ihnen die Tröſtungen der Religion ertheilt. Sie werden ſodann zu den Landleuten gethan, die, obgleich die Entſchädigungsſumme nur gering iſt, ſich doch ſehr um ſie bewerben und ſie mit vieler Sorgfalt pflegen. Diejenigen, welche zu wohlhabenden Familien gehören, werden bei den reichſten Einwohnern eingemiethet. Sie haben, ſo wie die Uebrigen, eine vollkommene Freiheit, zu thun und zu laſſen, was ſie wollen. Faſt alle beſtellen mit ihren Wirthen das Feld, oder überlaſſen ſich der Gärtnerei und häuslichen Geſchäften.

Es gibt faſt keinen Eigenthümer zu Gheel, der nicht einen oder mehrere Wahnſinnige bei ſich hat. Sie ſcheinen alle luſtig und zufrieden zu ſein und ſich ſehr wohl zu befinden. Mit ihren Wirthen leben ſie auf ſo vertrautem Fuß, als wenn ſie zur Familie ſelbſt gehörten. Sie ſind gelehrig und beſcheiden, ſelten nur findet der Fall ſtatt, daß ſich Einer ſtörriſch zeigt. Die Sanftmuth und Zuvorkommenheit, mit welcher ſie behandelt werden, wirkt äuſſerſt wohlthätig auf ihr Gemüth, und die lange Gewohnheit der Einwohner, beſtändig ſolche Kranke um ſich zu ſehen, macht, daß ſie eine ganz eigene Manier haben, mit ihnen umzugehen. Es gibt Wahnſinnige, die ſeit zwanzig Jahren im Dorfe wohnen, und die nie den Wunſch äuſſern, wieder in ihre vorigen Verhältniſſe zurückzukehren, ſo lieb iſt ihnen ihre neue Lebensart und der Umgang mit ihren Wirthen geworden.

Ohne unterſuchen zu wollen, welchen Einfluß auf ein zerrüttetes Gehirn Einſperrung und Strenge oder Gewalt ausüben, die man gegen dieſe unglücklichen Menſchen in gewöhnlichen Anſtalten, wo ſie weder reine Luft und Zerſtreuung, noch Leibesbewegung haben, in Anwendung bringt, beſchränken wir uns hier allein auf die Verſicherung, daß die Kranken dieſer Art in der Manier, auf welche man ſie bei den Einwohnern zu Gheel behandelt, alle die Schonung und Güte finden, die ihr Zuſtand erforlich macht. Deshalb auch werden Viele in kurzer Zeit vollkommen wieder hergeſtellt, ohne daß man bei ihnen irgend eins jener gewaltthätigen Mittel gebraucht, welche meiſtentheils ohne den geringſten Erfolg bleiben.

Die erfüllte Vorausſagung.

Man ſpricht ſo oft und viel von Schickſal und Vorausbeſtimmung. Ohne Allem das Wort zu reden, was man darüber ſchon geſagt und geſchrieben hat, ohne mit Lavater und Gall zu glauben, daß man unſere Neigungen und Beſtimmungen in den Geſichtszügen oder an den Organen des Schädels zu erkennen im Stande ſei, erinnere ich mich doch eines Zufalls, wo die Begebenheit vollkommen mit dem Orakel übereinſtimmt, welches ſich über die Phyſiognomie eines Menſchen beim erſten Anblick desſelben ausgeſprochen hat.

Nach der unglücklichen Schlacht von Abukir, wo ich ein Zeuge des Heldentodes meines Schiffkapitäns, des braven Duperit-Thouars, geweſen war, kehrte ich mit andern verwundeten Offizieren, welche die Engländer auf ihr Ehrenwort entlieſſen, nach Frankreich zurück. Ein glücklicher Zufall ließ mich bei unſerer Landung zu Marſeille eben demjenigen meiner Jugendfreunde begegnen, der mir von Allen der liebſte geweſen war. Mercourt war einer Bruſtkrankheit wegen genöthigt worden, die Luft von Provence einzuathmen. Wir beſchloſſen zuſammen nach Amiens, unſerer gemeinſchaftlichen Vaterſtadt, abzureiſen.

Mercourt hatte ſich dem Rechtsfache geweiht und war Richter am Kriminalhofe zu Amiens. Sein reizbares Gemüth, die Frucht einer übeln Geſundheit, und die Gewohnheit, Verbrecher zu richten, hatten ſeinem Weſen und ſeiner Sprache eine ſolche Härte und Rauheit eingeprägt, die ihm eben nicht beſonders günſtig war. Obwohl von Natur gut und menſchlich, hatte er doch überhaupt keine beſondere Achtung für Seinesgleichen.

Ich brannte vor Ungeduld, mich wieder im Kreiſe meiner Lieben zu befinden. Unſere Vorbereitungen waren ſehr bald gemacht, wir verlieſſen noch an demſelben Abend die alte Stadt der Phönizier, und befanden uns bald in der Poſtkutſche auf der Straße nach Paris. An der Thür des Wirthshauſes, wo wir am andern Morgen zum Frühſtück verweilten, bemerkte ich einen Knaben von ungefähr dreizehn bis vierzehn Jahren, auf einer ſteinernen Bank ſitzend. Sein Anzug war ziemlich gut; aber der Staub, der ſeine Kleider bedeckte, ſein erhitztes Geſicht, ſein ermüdetes Ausſehen und das kleine Ränzel, das ihm zur Seite lag, bezeichneten zur Genüge, daß er eine ziemlich lange Reiſe zu Fuß müſſe gemacht haben.

„Wo kommen Sie her, mein kleiner Freund?“ fragte ich ihn.

— Von Orange, mein Herr.

„Und Sie haben dieſe ganze Reiſe zu Fuß gemacht?“

— Nicht immer, mein Herr! Man hat mich manchmal aufſitzen laſſen.

„Armes Kind! Was nöthigt Sie, ſo jung und auf ſolche Weiſe zu reiſen?“

— Ach, mein Herr! Ein Oheim, der meine Erziehung übernommen hatte, ſchickt mich nun plötzlich fort, und ſo kehre ich zu meiner armen Mutter nach Amiens zurück.

„Nach Amiens!“ rief ich halb mit Freude, halb mit Erſtaunen. Dieſer Umſtand und das Intereſſe, welches mir der Knabe einflößte, deſſen ſanfte und

anziehende Geſichtsbildung mir gefallen hatte, gaben mir den Gedanken ein, etwas für ihn zu thun. Ich führte ihn in die Küche und ließ ihm ein gutes Frühſtück geben, ſodann zog ich den Conducteur beiſeite, und erwirkte von ihm durch ein Geſchenk die Erlaubniß, den Kleinen in die Kutſche nehmen zu dürfen. Kaum aber hatte ihn Mercourt erſehen, ſo durchbohrte er ihn mit jenem Blicke, mit dem er das Verbrechen in der Seele eines jeden Menſchen zu erſpähen vermeinte.

„Heda, Kleiner!“ fuhr er ihn ziemlich barſch an: „Wer ſeid Ihr?“

— George Brumont, mein Herr!

„Wo kommt Ihr her? Wo wollt Ihr hin?“

— Von Orange nach Amiens, mein Herr!

„Warum, zum Teufel! ſeid Ihr nicht in Orange geblieben?“

— Mein Oheim hat mich fortgeſchickt! ſagte beſtürzt der Knabe, indem er zum erſtenmal das Mein Herr! vergaß.

„Gewiß habt Ihr einen dummen Streich gemacht, junger Wicht; ich ſehe Euch das an.“

— Mein Gott, nein! entgegnete er mit weinerlicher Stimme.

„Und was wollt Ihr nun in Amiens?“ fuhr der unbarmherzige Frager fort: „Wer wird dort auf Euch Achtung geben?“

— Ich werde bei meiner Mutter ſein, die die Gärtnerin des Generals Laplace iſt.

„Ihr wollt alſo auf Koſten Eurer armen Mutter leben?“

— Nein, das werde ich nicht! ſagte das Kind mit beſtimmtem Ton und Blick: Ich bin zwar klein, aber ich bin ſtark, und ich werde arbeiten für meine Mutter.

„Und was, wenn's beliebt, was werdet Ihr thun?“

— Etwas, Alles!

„Hm! ich vermuthe in der That, daß Ihr Etwas thun werdet; aber Gutes gewiß nicht. Ihr ſeht mir aus wie ein angehender Taugenichts, und ich halte es für meine Pflicht, Euch zu warnen. Ich möchte Hundert gegen Eins darauf wetten, daß wir uns früh oder ſpät am Gerichtshofe wiederſehen werden. Ihr werdet irgend ein Verbrechen begehen, und ich werde Euch auf die Galeeren ſchicken. Ich leſe das ſo deutlich in Euerm Geſichte, als wenn es ſchon geſchehen wäre.“.

Bei dieſen Worten, die im prophetiſchen Ton ausgeſprochen wurden, erröthete der arme Knabe bis in das Weiß ſeiner Augen. Ich bemerkte, wie er mit den Zähnen knirſchte, ſeine Fäuſte ballte und einen Blick tiefer Verachtung auf Mercourt ſchoß, der nun weiter keine Notiz von ihm nahm. Auf mich ſelbſt hatte dieſe Szene einen äuſſerſt peinlichen Eindruck hervorgebracht, den ich umſonſt zu beſchreiben mich bemühen würde.

Nach einigen Tagen langten wir in Amiens an. Während wir mit dem Abpacken unſerer Sachen beſchäftigt waren, verſchwand mein kleiner Schützling, und es vergingen mehrere Jahre, ohne daß ich von ihm reden hörte. Nach der Rückkehr von einem neuen Seekriege beſuchte ich einen meiner Freunde, den reichen Kaufmann Durand. Ich war angenehm überraſcht, als ich in ſeinem Kaſſirer den Knaben wieder erkannte, den ich auf der Straße von Marſeille nach Paris aufgenommen hatte. Sein Prinzipal, der davon nichts wußte, lobte, als ich mich nach dem jungen Menſchen erkundigte, ſeinen Eifer, ſeine Umſichtigkeit und ſeinen großen Fleiß. Das war mir ſehr angenehm, obgleich ich mir das Anſehen gab, als kenne ich den kleinen Georg nicht mehr, weil ich beſorgte, ihm wehe zu thun, wenn ich ihm jenes unangenehme Ereigniß ſeines Lebens wieder ins Gedächtniß rufe.

Ich folgte der unglücklichen Expedition nach St. Domingo, wurde dort gefangen, blieb einige Zeit auf Jamaika, und kehrte endlich nach Frankreich zurück. Ein Urlaub von drei Monaten vergönnte mir, meine Heimath zu beſuchen, und ich begab mich, die Einbildungskraft, wie immer, mit den ſchönſten Bildern beſchäftigt, dahin. Gleich nach meiner Ankunft lud mich Mercourt, mit dem ich gefrühſtückt hatte, ein, ihn auf den Gerichtshof zu begleiten, wo ein wichtiger Kriminalprozeß verhandelt werden ſollte. „Man wird“, ſagte er, „einen jungen Menſchen richten, der einer Papierverfälſchung wegen angeklagt iſt, wodurch er eine beträchtliche Summe ſich hat zueignen wollen. Die Sache hat großes Aufſehen in der Stadt gemacht.“

Bei unſerer Ankunft fanden wir den Saal bereits gedrängt voll; aber auf meines Freundes Empfehlung erhielt ich noch einen Platz nahe bei der Bank der Angeklagten. Kaum hatte ich mich geſetzt, als auch ſchon der Beſchuldigte hereingeführt wurde. Aller Augen richteten ſich auf ihn, und ich war ganz verſteinert vor Schmerz und Erſtaunen, als ich in ihm eben jenen George Brumont erkannte, zu dem ich, ohne ſelbſt recht zu wiſſen warum, eine ganz beſondere Zuneigung gefaßt hatte. Wie ein Blitzſtrahl fuhr mir Mercourts Prophezeihung durchs Gedächtniß. „Himmel!“ rief ich mit halbunterdrückter Stimme, und ſprang plötzlich auf, „hätte er die Wahrheit verkündet!?“ — Glücklicherweiſe wurde meine unwillkührliche Ausrufung von Niemand bemerkt, und ich ſammelte mich. Meine Blicke vermochten nicht von dem unglücklichen Jüngling ſich abzuwenden. Er ſchien ruhig zu ſein und ſeiner Sache gewiß; aber er war blaß und mager und ſeine Augen lagen in tiefen Höhlen. Er hielt den Kopf geſenkt, und erhob ihn nur,

um auf die erste an ihn gerichtete Frage zu antworten. Plötzlich erblickte er Mercourt, der als Präsident ihn befragte, und er vermochte kein Wort hervorzubringen. Seine Lippen bebten, sein Auge erlosch, Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, und ein heftiges Zittern überflog alle seine Glieder. Er blieb in diesem Zustande die ganze Dauer der Sitzung hindurch. Endlich nach langen Debatten wurde er, aus Mangel überführender Beweise und seines bisherigen untadelhaften Betragens wegen, vom Gerichtshofe freigesprochen.

Dieser Ausspruch, den der Angeklagte ohne das mindeste Zeichen der Theilnahme anhörte, erfüllte mich mit der lebhaftesten Freude. Ich sprang von meinem Sitze auf, und eilte Georgs Hand zu ergreifen, die ich kälter als Marmor fand. „Junger Mann!“ rief ich ihm zu: „Sie sind freigesprochen, der Gerichtshof hat Sie für unschuldig erklärt.“

— Wird auch die Welt glauben, daß ich es sei?

„Zweifeln Sie nicht daran. Man wird Ihnen die unverdient erduldeten Leiden gewiß zu vergüten sich bemühen.“

Ein tiefer Seufzer war seine ganze Antwort. — Wie ich vorausgesagt hatte, wurde er von jetzt an der Gegenstand des Wohlwollens und der Aufmerksamkeit aller Einwohner von Amiens. Hr. Durand beschwor ihn, ihm seinen falschen Verdacht zu verzeihen. Er bot ihm alle mögliche Entschädigung an und erschöpfte sich in Bitten, ihn wieder zur Rückkehr in sein Haus zu bewegen. Aber Georg entgegnete auf alles dies nicht ein Wort.

Kurz darauf starb der Oheim des jungen Brumont und hinterließ ihm sein ganzes Vermögen. Er stürzte sich nun in die Geschäfte, Alles gelang ihm, und während er die Meere durchschiffte, erwarb er sich unermeßliche Reichthümer. Er vermählte sich mit einem liebenswürdigen Weibe, und wurde Vater von drei Kindern, welche die schönsten Hoffnungen gaben. Doch obschon er Alles *sein* nannte, was auf dieser Erde die Glückseligkeit des Menschen zu begründen im Stande ist, so war er doch nichts weniger als froh, und eine düstere Schwermuth umlagerte seine Seele. Er schien mir erdrückt unter der Last des zerreissenden Andenkens jener traurigen Begebenheit.

Während dem Frieden mit England hatte ich mich in Amiens niedergelassen; aber in dem moralischen Zustande, in welchem sich Georg Brumont befand, vermied ich es sorgfältig, mit ihm zusammenzutreffen, und besuchte ihn niemals. Eines Tages ließ er mich zu sich rufen. Ich ging und fand ihn mit dem Tode ringend.

„Treten Sie näher, mein Herr!“ sagte er mit matter, kaum vernehmlicher Stimme: „Ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß ich derselbe bin, den Sie vor einundzwanzig Jahren als Kind so gütig behandelten. Sie haben mich längst wieder erkannt. Ich fühle jetzt, daß ich in einigen Stunden sterben werde, und ich habe Sie nur blos deshalb zu mir bitten lassen, um mein Herz, bevor es bricht, von einer unerträglichen Last zu erleichtern. Sie haben mich zuerst bei Hrn. Durand wiedergefunden, der mich aus dem Elend gezogen hatte, und dessen Güte und Vertrauen gegen mich unbegrenzt waren. Sie sahen mich darauf eines abscheulichen Verbrechens angeklagt und durch Mercourt gerichtet. Er erkannte mich nicht; aber ich hatte seine Züge nie vergessen, und in dem Momente, wo ich ihn wieder erblickte, traf seine furchtbare Voraussagung wie ein Donnerschlag mein Ohr und erschien in Feuerschrift überall um mich her. Als ich freigesprochen worden war, bestrebten Sie sich umsonst, mich aus der Niedergeschlagenheit zu reissen, in welche meine ganze Seele versenkt war. Sie glaubten sie veranlaßt durch den Schmerz, meine Unschuld so sehr angefeindet zu sehen. Vernehmen Sie aber: Ich war *schuldig*, und obgleich meine Richter mich freigesprochen hatten, so war ich dennoch ein Verbrecher und Mercourt hatte richtig prophezeiht. Als ich nach dem Urtheilsspruch die Glückwünsche meiner Freunde erhielt, als meine ehrwürdige Mutter mich in ihre Arme schloß, und dem Himmel dankte, ihr einen *solchen* Sohn gegeben zu haben, da wüthete der fürchterlichste Schmerz in meinem Innern, der nur wenig durch den Gedanken gemäßigt zu werden vermochte, daß, wenn ich den Pfad der Tugend wieder betrete, ich doch noch ruhige Tage erleben könne. Aber die göttliche Gerechtigkeit behielt mir eine schwere Strafe vor. Mein Wohlthäter, der Mann, der mich wie seinen Sohn behandelt hatte, und der dadurch eine Schlange in seinem Busen erwärmte, bewarb sich um *meine* Verzeihung und um *meine* Freundschaft. Die Gewissensbisse, die ich in diesem Augenblicke fühlte, überstiegen Alles, was man sich nur immer Furchtbares zu denken vermag. Indessen hat der Himmel, nach seinem undurchdringlichen Rathschlusse, seit jener Zeit seine Wohlthaten auf mein verbrecherisches Haupt fallen lassen; aber alles, was einen jeden Andern hochbeglückt haben würde, durchbohrte immer tiefer mein Herz. Die Liebkosungen meiner Gattin und meiner Kinder verdoppelten meine Verzweiflung, weil sie nur um so lebhafter an mein Verbrechen mich erinnerten, und das Wort *Verfälscher* schien mir auf jeder Banknote, auf jedem Wechselbriefe, den ich berührte, obenan geschrieben zu sein. Mehrere schnell auf einander folgende Unglücksfälle richteten meinen frühern Prinzipal, den Mann, den ich so schändlich betrogen hatte, gänzlich zu Grunde. Ich habe ihn bis

auf den heutigen Tag heimlich unterſtützt und ihm die Summe längſt doppelt und dreifach abbezahlt, um welche ich ihn einſt betrog. Ich beſchwöre Sie, mein Herr, ihm nun noch dieſe Papiere zukommen zu laſſen; aber er erfahre nie, von wem er ſie erhielt. Aus Liebe, aus Pflichtgefühl für meine Kinder wünſche ich, daß mein Andenken nicht mit Schande bedeckt ſein möge."

Ich verſprach dem unglücklichen Brumont, ſein Verlangen zu erfüllen. Er ſtarb einige Tage darauf, und wurde mit dem Pompe begraben, den man bei der Beerdigung der Reichen für nöthig hält. Sein Körper wurde zur letzten Wohnung durch ein langes Gefolge trauernder Freunde begleitet; denn eine Menge edler Geſinnungen waren in ſeinem Herzen mit einer Neigung vermiſcht, die ihn eine ſchlechte und ſtrafbare Handlung begehen ließ. Er war gefühlvoll, ſanft, zuvorkommend, dienſtbereit. Ich machte dieſe Bemerkungen, während man den Sarg mit Erde überdeckte, und ich konnte mich nicht enthalten, eine Thräne des Mitleids und des Bedauerns zu vergieſſen, wenn ſie ſchon auf das Grab eines Verbrechers niederfiel.

Die Geſellſchaft der chriſtlichen Moral zu Paris.

Jährliche öffentliche Sitzung, am 13. April.

Einer der wichtigſten Vortheile der Exiſtenz der Geſellſchaft der chriſtlichen Moral beſteht darin, dem Publikum Gelegenheit zu geben, Männer zu hören, die es achtet, ohne ſie zu kennen, oder die es nur kennen dürfte, um ſie zu achten. Dieſe Elite der Nation gehört allen Ständen an, von dem des Pairs bis zu dem des Kaufmanns. Die öffentliche Sitzung am 13. April iſt nicht weniger merkwürdig geweſen, als die der frühern Jahre, und die große Menge Zuhörer, die ſich in der Clériſtraße zu dem Verſammlungsorte drängte, beweiſet zur Genüge, daß das Publikum immer mehr Intereſſe an den Zeugniſſen der Vernunft, des Gewiſſens und der Menſchheit nimmt.

Der Präſident, Herzog von Broglie, hat die Sitzung eröffnet und, indem er an den Zweck der Vereinigung erinnerte, eine Thatſache mitgetheilt, die mehr bekannt zu werden verdient, weil ſie ein gutes Beiſpiel aufſtellt. Ein Arbeitsmann, Schweizer von Geburt, beſchränkt auf das Intereſſe eines regelmäßigen und arbeitſamen Lebens, vernachläſſigte die höhern Pflichten, welche die religiöſe Liebe allein zu offenbaren vermag. Einige Zeitſchriften der Geſellſchaft geriethen ihm in die Hände. Ein neuer Eifer bemächtigte ſich ſeiner. Er arbeitete täglich eine Stunde länger als gewöhnlich, und die Frucht dieſes guten Werks, während 350 Tagen, belief ſich auf die Summe von 350 Franken, deren wohlthätige Verwendung er der Geſellſchaft anheimgeſtellt hat. Dieſe hat ihn dabei zu Rathe gezogen und es ſeiner Entſcheidung überlaſſen: ob er einen Gefangenen, der Schulden wegen verhaftet worden war, befreien, oder ein Neger- oder Griechenkind freikaufen, oder einen Konkurs über die Mittel eröffnen wolle, in der arbeitenden Klaſſe die Grundſätze und die Ausübung der chriſtlichen Liebe zu verbreiten. Es iſt merkwürdig genug, daß dieſer einfache Menſch den letzten Vorſchlag allen übrigen vorgezogen, bei dem er nur die einzige Bedingung gemacht hat, daß ſein Name verſchwiegen bleibe. Demzufolge iſt der Konkurs eröffnet worden, und die Geſellſchaft hat den Preis auf 500 Franken geſteigert.

Biographiſche Skizzen.

Soliman Bey.

Man erfährt über den Oberſt Selves, der unter dem Namen Soliman Bey den Islamismus angenommen hat, und der einer der erſten Helfershelfer Ibrahim Paſcha's in Morea iſt, folgende intereſſante Nachrichten.

„Es gibt Menſchen, die unaufhörlich ein gewiſſes Mißgeſchick verfolgt, und die nur deshalb mit den ausgezeichnetſten Eigenſchaften begabt zu ſein ſcheinen, um deſto ſicherer zu ihrem Verderben geleitet zu werden. In einem ſolchen Falle befindet ſich grade jetzt der franzöſiſche Offizier, den man nur noch unter dem Namen Soliman Bey kennt, und deſſen militäriſche Talente den unglücklichen Griechen im letzten Feldzuge ſo nachtheilig geweſen ſind. Er war 1812 Adjutant-Major in der kaiſerlichen Jägergarde zu Pferd, und warf ſich mit unglaublicher Kühnheit mitten unter die Engländer, die damals in Spanien landeten. Nachdem er mehrmals die feindlichen Eskadronen durchbrochen und geſprengt hatte, wurde ſein Pferd unter ihm erſchoſſen und er ſelbſt gefangen genommen.

„Nach England transportirt, wurde er dort die Seele eines Projekts, das die kälteſte Todesverachtung erforderte. Die ſich ihm darſtellenden Hinderniſſe erbitterten ihn, der ſonſt immer von der heiterſten und wohlwollendſten Stimmung war, ſo ſehr, daß er mit einem ſeiner Unglücksgefährten Händel anfing, die ſich mit einem Zweikampfe auf Tod und Leben in ihrem Zimmer beendeten, in welchem er durch und durch geſtochen wurde. Acht Tage nachher ging er ſchon wieder aus, und kam auf's Neue zu ſeinem gefährlichen Plan zurück. Um ſich den Erfolg desſelben zu ſichern, entſchloß er ſich auf der Stelle, nach Frankreich zurückzukehren; aber wie ſollte er ſeiner ſtrengen Gefangenſchaft entrinnen und das zur Flucht nothwendige Geld auftreiben, um damit eine Bande Schleichhändler von Devonſhire zu beſtechen? Liebe und Freundſchaft boten

ihm hierin hilfreiche Hand. Ein Mädchen, das sehr wohl wußte, daß es Den verlieren würde, den es liebte, wenn es seinem Wunsche entspräche, begab sich um Mitternacht in ein Gehölz zu den Schleichhändlern, um sie zu überreden und ihnen Gold anzubieten.

„Man kann aus dem Allem leicht schliessen, daß ein solcher Mann in den letzten Feldzügen Napoleons sich nur vortheilhaft auszeichnen konnte. Er hatte sich schnell bis zum Obersten emporgeschwungen. Die Heftigkeit seiner Entschlüsse und der Gedanke vielleicht, daß auch er von einem unverdienten Loose betroffen werden könne, trieben ihn an, sich von Frankreich, nach der zweiten Restauration, zu entfernen. Er verfügte sich nach Aegypten und bot dem Pascha seine Dienste an. Dieser sendete ihn auf die Entdeckung der Steinkohlenminen aus. Endlich berief er ihn wieder zu sich und gab ihm einen Oberbefehl in seiner Armee. Kaum war dies geschehen, so erhob sich der Neid von allen Seiten gegen ihn, und nur dadurch, daß er sich erbot, sich mit allen seinen Feinden der Reihe nach zu schlagen, verschaffte er sich endlich Gehorsam und Achtung. Die Expedition gegen den Peloponnes, deren Operationen er geleitet hat, gab ihm die Gelegenheit, eine Geschicklichkeit und einen Muth zu zeigen, die ihm das Vertrauen und die Gunst Ibrahims verschafft haben. Aber je mehr militärische Talente er entwickelt, um so mehr muß man bedauern, daß seine glänzenden Eigenschaften zur Beförderung der Barbarei und zur Unterdrückung der Freiheit mißbraucht werden."

Nein! es ist nicht die Fatalität allein, die so viele Menschen, welche von ihren Talenten einen bessern und edlern Gebrauch machen könnten, gegen das unglückliche Griechenland bewaffnet. Um einen solchen Entschluß zu fassen und in ihm zu beharren, ist die Fatalität allein nicht genügend. Bei einigen dieser entarteten Menschen darf man vielmehr unter allen den schändenden Leidenschaften, die ihr Herz erfüllen müssen, eine schmutzige Habgier als vorherrschend annehmen. Bei andern mag es Mangel an Unterricht und Gefühl, oder aber Gewohnheit am militärischen Despotismus sein. Es war natürlich, daß der unerträgliche Despotismus, der Jahre lang auf Frankreich und auf ganz Europa lastete, Menschen erzeugen mußte, für die es nichts Edleres gab, als zu befehlen, sei es nun auf eine legitime oder illegitime Weise. Was konnte es also solchen Menschen verschlagen, ob sie für die Griechen oder für die Türken stritten, und welchen Unterschied konnten sie zwischen der christlichen Philosophie, wie sie in ihrem Ursprunge und nach Jahrhunderten war, und dem Kultus Mahomets bemerken?

Es gibt noch eine andere Ursache, welche dergleichen Menschen ausbildet: das ist jene Doktrine, oder vielmehr jene Politik des „Nützlichen", die das Gewissen des menschlichen Geschlechts zwar immer verabscheut hat, die aber nichtsdestoweniger von einer Regierung auf die andere übergetragen und mit Hartnäckigkeit behauptet wird. Wenn die Nationen nach solchen Grundsätzen geleitet werden, so ist es den Individuen schwer, nicht verworfen zu werden.

Aber man bewundere den verhängnißvollen Gang, der die Menschheit mit sich fortreißt! Die Verblendung selbst, die im gegenwärtigen Augenblicke den Muselmännern einen so kräftigen Beistand leiht, um das erste und augenscheinlichste Recht auf Erden zu unterdrücken, wird nur allein dazu dienen, den Triumph der Gerechtigkeit zu befördern, eben weil er die Kenntnisse und Grundsätze Europa's weithin verbreitet. Engländer und Franzosen, diese Missionäre der Freiheit, hatten auf dem Boden Aegyptens bereits das Samenkorn der Zivilisation ausgestreut. Nach ihnen ist ein Pascha gekommen, der vom Kaufmann und Befehlshaber einer kleinen Bande Soldaten es durch List und Gewalt so weit gebracht hat, das weite Reich der Pharaonen zu beherrschen, und dieser Pascha hat sich mit so vielen und noch größern Verbrechen besudelt, als Ali Pascha von Janina, und ein gleiches Loos, wie das, welches diesen Tirannen betroffen hat, ist ihm vielleicht noch aufgehoben. Er hatte, aber immer vergeblich, eine innere Umgestaltung zu bewirken gesucht. Da kamen europäische Intriganten und Soldaten, ihm zu helfen, und in Kurzem war Aegypten umgestaltet und auf die glatte Bahn der Zivilisation geschleudert.

So ist der Orient umschlungen: die Engländer sind in Ostindien, sie sind an den Thoren Griechenlands, und Griechenland selbst ist unter den Waffen. So erblicken wir schon in ihrer vollen Entwickelung die Keime, die unsere Vorfahren kaum bemerkt haben, so legen wir andere Keime nieder in den Schoos der Zeit, deren Früchte unsere Nachkommen geniessen werden. — Sie ist eifrig in der Vollendung ihres großen Werks, diese abendländische Race, die geschaffen zu sein scheint, um die Gestalt der Erde zu bearbeiten und zu verwandeln. Vier oder fünf Generationen sind ihr genügend gewesen, aus dem ganzen amerikanischen Kontinent mehr als ein neues Europa zu machen. Auch Afrika wird seinen glücklichen Einfluß erproben. Der Neger lebte in Wildheit oder Sklaverei seit den Tagen der Schöpfung, sie hat ihn in eine andere Hemisphäre versetzt, zwar nur, um ihn mit Fesseln zu belasten; aber, nach ihrem Beispiel, hat er frei sein wollen, und eine Neger-Republik hat sein Bestreben gekrönt.

Wissenschaftliches Bulletin von Paris.

Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 6. März. — Der Marineminister schreibt der Akademie, daß die Expedition zu einer Entdeckungsreise, unter dem Befehle des Kapitäns Durville, zu Ende des Monats von Toulon unter Segel gehen wird. Die Kommission hat sich daher zu beeilen, ihre für diese Reise aufgestellten Fragen abzugeben. — Hr. Lagel erklärt eine Maschine, mit deren Hilfe man stromaufwärts, und zwar mit einer Schnelligkeit von ¾ St. auf die Stunde Zeit, schiffen kann, während man mit Pferden nur 2½, höchstens 3 Stunden Weges zurückzulegen im Stande ist. — Hr. Arago hält einen Vortrag über eine neue Aehnlichkeit zwischen dem Licht und dem Magnetismus oder der Elektrizität. „Man weiß," sagt der gelehrte Astronom, „daß vor einiger Zeit Monchini verkündete, wie der violete Strahl des Sonnenschattens die Eigenschaft habe, Stahlnadeln zu magnetisiren. Die Experienzien dieses Physikers wurden an mehrern Orten wiederholt, aber ohne Erfolg. Indessen hat eine Dame, die Frau von Sommerville, der königlichen Gesellschaft zu London ein ganz einfaches und unfehlbares Mittel mitgetheilt, wodurch die magnetische Tugend des violeten Strahls ausser allen Zweifel gesetzt wird. Dies Verfahren besteht darin, den Lichtstreifen nur auf eine der Extremitäten der Nadel zu richten, und den übrigen Theil derselben mit einem Blatt Papier oder so dergleichen zu bedecken. Sobald dies geschehen ist, wird die dem Strahl ausgesetzte Spitze beständig ein Nordpol. Mit dem blauen Strahl kann man dasselbe Phänomen bewerkstelligen; aber die magnetische Tugend ist schwächer. Mit dem rothen und orangefarbenen vermag man nicht die geringste Wirkung zu erzeugen. Der Einfluß des farbigen Lichts, nach dem hochrothen, ist ebenfalls nicht merklich, woraus der Beweis entspringt, daß man dies Phänomen nicht einer gewissen Höhe der Temperatur zuschreiben dürfe." — Hr. Cuvier fügt hinzu, daß er den Experienzien Monchini's beigewohnt und sich von ihrem Gelingen überzeugt habe.

Sitzung vom 13. März. — Hr. Ramond theilt über die Meteorologie des Pic du Midi in den Pyrenäen mehrere merkwürdige Notizen mit. Während am Fuße des Berges die Luftströmungen nach allen Seiten ziehen, ist der Gipfel fast beständig nur den Südwinden ausgesetzt, und diese südliche Strömung ist eben diejenige, welche die Bewegung der Erde in den höhern Regionen, vom Aequator gegen die Pole, hervorbringt. Hr. Ramond hat auf diesem Berge noch ein anderes merkwürdiges Schauspiel beobachtet. Sein Schatten und der der beiden ihn begleitenden Personen zeichneten sich sehr deutlich in einem in geringer Entfernung über ihm stehenden Gewölk mit einer solchen Genauigkeit, daß Alle davon betroffen wurden. Mehrere Naturalisten, unter andern Bouguer und der Sohn Saussure's, haben dies Phänomen gleichfalls bemerkt.

Sitzung am 3. April. — Hr. Geoffroy Saint-Hilaire benachrichtigt die Akademie, daß er auf seinem Landgute zu Auteuil mehrere wichtige Experimente gemacht habe. So ist es ihm gelungen, willkührlich mehrere auffallende Monstruositäten zu erzeugen, von denen er eine ausführliche Beschreibung mitzutheilen verspricht. — Hr. Moreau de Jonnès theilt eine Uebersicht des französischen Handels im J. 1824 mit, woraus sich ergibt, daß die Industrie seit 1823 einige nicht unwichtige Fortschritte gemacht hat. Folgendes sind die Resultate:

Ausfuhr	1824:	1823:	Unterschied.
Natürl. Erzeugnisse	163,056,000	163,492,000	446,600 F.
Verarb. Erzeugnisse	277,486,000	227,262,000	50,224,000 —
Hauptsumme:	440,542,000	390,754,000	49,778,000 —

Von den verarbeiteten Erzeugnissen waren:

	1824:	1823:	Unterschied.
Flachs u. Leingewebe	37,370,000	30,360,000	7,019,000 F.
Wollengewebe	20,040,000	19,013,000	1,027,000 —
Seidengewebe	99,486,000	84,925,000	14,561,000 —
Baumwollengewebe	35,024,000	24,464,000	10,560,000 —
Hauptsumme:	191,929,000	158,762,000	33,167,000 —

Sitzung am 10. April. — Hr. Fourrier liefert einen Auszug der Korrespondenz zweier Astronomen, Gambards zu Marseille und Schumachers zu Altona, die beide den neuen Kometen beobachtet haben. Beide äussern, daß es derselbe sei, welcher bereits 1805 und 1772 beobachtet worden ist. Nach der Berechnung des Einen vollendet er seinen Umlauf in 2438, und nach der des Andern in 2460 Tagen. — Herr Moreau de Jonnès theilt eine Uebersicht der Einfuhr in Frankreich im J. 1824 mit, die die von 1823 um ein Viertheil übersteigt. Nämlich:

	1824:	1823:	Unterschied.
Industriegegenst.	272,873,000	221,554,000	51,319,000 F.
Konsumtionsgeg.	121,957,000	88,579,000	33,378,000 —
Verarb. Gegenstände	60,030,000	51,694,000	8,336,000 —
Hauptsumme:	454,860,000	361,827,000	93,033,000 —

Um welchen Preis kann man die Zivilisation erkaufen?

Die Zeit ist vollbracht! Den Barbaren und ihren europäischen Helfern, den moralischen und politischen

Henkern des neunzehnten Jahrhunderts zum Trotz wird das Griechenvolk obsiegen und in wenigen Jahren seinen Platz unter den europäischen Nationen einnehmen. Seine Gesandten werden in unsern Hauptstädten erscheinen und neben denen der amerikanischen Republiken sich zeigen; denn wir leben in einer Zeit, wo die Reiche sich bilden und neugestalten, und auch Griechenland hat eine große Zukunft vor sich. Da, wo ihre Vorfahren nichts als Barbaren kannten, die sie durch ihre Kolonien menschlicher machten, da werden sie jetzt die Früchte unserer Zivilisation einsammeln. Sie selbst werden einen Zwischenpunkt in der Mitte der europäischen Kultur und der morgenländischen Barbarei bilden, sie werden die erstere im Orient vermittelst des Handels, des über Alles wohlthätigen Einflusses der beiden einst in Griechenland zum Glück der Welt erzeugten Mächte, der Erfahrung und der Vernunft, verbreiten.

Wenn man über die Begebenheiten nachdenkt, die vor unsern Augen sich zutragen, so wird man unwillkührlich von der sichtbaren Einwirkung der Vorsehung betroffen. Was waren die Griechen vor der Revolution? Eine zerstreute, heterogene Volksmenge, ohne Band, ohne Vaterland. Es mußte sich ein allgemeines Bedürfniß des Widerstandes zeigen, um diese Elemente zu vereinigen, um in eine Masse Menschen von verschiedenen Dialekten, Sitten und Neigungen, die sich von Dorf zu Dorf nicht kannten oder anfeindeten, zusammenzudrängen. Man mußte den Pallikaren, den Klephten, den heldenmüthigen Räuber, unter eine und dieselbe Fahne mit dem geschmeidigen Sklaven der Türken bringen. Man mußte den halbwilden und ungezähmten Gebirgsbewohner neben den ruhigen und furchtsamen Bewohner der Ebene, den reichen Kaufmann, den kühnen Matrosen von Hydra und den verschmitzten Höfling des Fanar neben einander stellen. Man mußte Gesetze schaffen, Magistratspersonen erwählen, endlich eine ganze förmliche Regierung bilden.

Wäre das Unternehmen Ypsilantis im Norden unterstützt worden, so würde Griechenland vielleicht eine russische Provinz geworden sein. Wäre die griechische Revolution ohne Widerstand gelungen, so würde Alles wieder in die alte Schlaffheit zurückgesunken sein. Die Anarchie hätte an Stärke immer mehr zugenommen, und hätte endlich den neuen Staat in sein altes Chaos gestürzt. Nichts hätte sich wirklich begründet, und Griechenland hätte den einzig rechten Weg der Zivilisation verfehlt.

Der Karakter der Zivilisation ist Uebereinstimmung. Er bedarf eines Mittelpunktes, von welchem aus er überall hin seine Werkzeuge und seinen Eindruck bringen kann. Die Gefahr hat in Griechenland einen solchen Mittelpunkt geschaffen, den des gemeinsamen Widerstandes. Das Dasein der Regierung hängt allein davon ab, und ist die Gefahr vorüber, so steht sie frei. Man befürchte in diesem Lande nicht das Emporkeimen eines Gegenstandes, dessen Name sich leider zu oft und zu ungerechter Weise mit der Idee des Despotismus vermischt. Die Griechen sind noch nicht, wie die meisten der übrigen europäischen Völker, durch mehrere Jahrhunderte der Regierung unumschränkter Monarchien abgeschliffen worden.

In dem Unglücke selbst, dem Griechenland jetzt anheimgestellt ist, in der beständigen Gefahr, in der es schwebt, zeigt sich auch die Quelle und die Hoffnung seines Heils. War nicht eben derjenige, den man den ersten und eigentlichen Urheber ihrer Insurrektion nennen kann, der ihnen zuerst die Waffen gegen den Sultan in die Hände gab, der wildeste und ungezähmteste ihrer Tirannen, Ali Pascha? So wird auch eben der, welcher ihr Vernichter werden zu wollen scheint, so wird auch Mehemet Ali ihr vollkommener Retter werden.

Wir würden einen sehr übeln Beweis von unserm Gefühl und von unserm Verstande ablegen, wenn wir in der gegenwärtigen über Alles ernsten Zeit uns so weit vergessen könnten, mit Paradoxen spielen zu wollen. Es ist genügend, Thatsachen aufzustellen, und daran fehlt es uns eben nicht. Während vier Jahren sind alle Versuche mißlungen, die Griechen zu überzeugen, daß unser europäisches Militärwesen dem ihrigen vorzuziehen sei. Man war nicht im Stande, diese neuen und einfachen Menschen einer Disziplin zu unterwerfen, deren Nutzen sie nicht einzusehen vermochten, und die vielmehr sich auf ihre persönliche Stärke, als auf alle künstlichen Manöver verliessen. Es mußten Aegyptier und Neger zu ihnen kommen, um sich in Linien zu entwickeln oder Vierecke zu bilden, um sie mit Flanken- oder Peletonfeuer zu überraschen, um mit der größten Schnelligkeit von einem Punkte zum andern die unwiderstehliche Macht der Artillerie zu versehen, die den Krieg in einen Kalkul verwandelt, oder mit dem Gewehr im Arm ein scharfes Feuer auszuhalten, oder mit dem Bayonette in der Faust vorzudringen, und in die Bewegungen einer großen Menschenmasse jene Schnelligkeit und jene rhythmische Bestimmtheit zu bringen, die man in einer Maschine bewundern würde. Das Alles ist erforderlich gewesen, um den Griechen die Ueberlegenheit einer systematischen Leitung begreiflich zu machen, um sie von der Nothwendigkeit einer gelehrten Strategie, für welche man die Zivilisation verwünschen möchte, wenn nicht eben sie eins ihrer Eroberungsmittel und ihr unzerstörbarer Wall wäre, zu überzeugen. Wenn in der That der Krieg nur auf positive Kenntnisse

begründet iſt, ſo werden die aufgeklärten Völker nie von andern, als von noch aufgeklärtern, wie ſie ſelbſt, unterjocht werden können.

Es iſt alſo Ibrahim Paſcha, der aus den Griechen ein europäiſches Volk in militäriſcher Beziehung gemacht haben wird. Aber ſeine Aegyptier ſind ein ſolches nicht. Alle ihre Hilfsquellen ſind erborgt und erlogen. Bei ihnen beruht dieſe ganze Organiſation auf dem Leben eines einzigen Menſchen. Sie ertragen ſie mit Ungeduld, und mit ſeinem Tode werfen ſie ſie wieder von ſich. Theilweiſe Verſuche ſind zu verſchiedenen Zeiten gemacht worden, um die Türken der europäiſchen Disziplin zu unterwerfen. Man hat ſie, eben ſo wie andere Menſchen, gut genug gefunden, um Schießmaſchinen aus ihnen zu machen; aber weiter auch nichts. Und ſelbſt dieſe Herrlichkeit iſt nicht von langer Dauer geweſen. Erſt hat man die fremden Befehlshaber bei Seite geſchafft, und bald iſt das ganze Kartenhaus der Soldatenſpielerei zuſammengeſtürzt und die Janitſcharen haben wieder ihr Recht behauptet.

Derſelbe Fall kann und wird nicht mit den Griechen eintreten. Als freie Menſchen, als Chriſten und mit reichen Geiſtesfähigkeiten ausgeſtattet, tragen ſie ſchon alle Keime der Ziviliſation in ſich. Schon bilden ſich ihre Armeen durch regelmäßige Rekrutirung, die ihren Feinden unbekannt iſt. Es bilden ſich unter ihnen gelehrte Männer, geſchickte Ingenieurs und Offiziere. Sie werden bald ihre Waffen ſelbſt ſchmieden, ihre Inſtrumente verfertigen, ihre Feſtungswerke und ihre Kriegsſchiffe erbauen. Sie werden die Gewalt der Waſſerdämpfe benutzen und dadurch ihren Gegnern immer weit überlegen bleiben. Sie allein können endlich, ohne Hilfe von auſſen, dem Islamismus widerſtehen, und als unabhängiges, freies Volk in die große chriſtliche Familie eintreten. Ohne die Invaſion der Aegyptier würde das Alles wenigſtens ſehr verſpätet worden ſein. Lange Zeit würde die Pforte nur zerſtreute Guerillasbanden zu bekämpfen gehabt haben, und Europa hätte immer ein Aufſtehen in Maſſe aller Gläubigen unter der Fahne Mohamets befürchten müſſen. Dieſe Beſorgniſſe können jetzt nicht mehr ſtatt finden, denn Griechenland hat ſein allein rettendes Heil erkannt und wird es in Anwendung zu bringen wiſſen.

Die Bewohner Siberiens.

Das ungeheure Land, das man gewöhnlich Siberien zu nennen pflegt, wird von mehrern ganz verſchiedenartigen Nationen bewohnt, von welchen die nachfolgenden die vorzüglichſten ſind:

Die Tataren. Dies Volk bewohnte den weſtlichen Theil Siberiens, als die Ruſſen Beſitz davon nahmen. Sie leben jetzt in den Statthaltereien von Tobolsk und Tomsk. Ehemals beſtand der größte Theil der Einwohner der Städte Tobolsk, Tara und Tomsk aus Tataren; jetzt haben ſie ſich ſehr vermindert und in der erſten bemerkt man ſie kaum mehr. In den beiden letztern bewohnen ſie abgeſonderte Stadtviertel, die man die tatariſchen Sloboden nennt. Die Zahl der männlichen Seelen von dieſem Volke ſteigt nicht über 7000.

Die Stämme von tatariſchem Urſprunge. Man kennt ſie unter verſchiedenen Namen. Sie bilden ein Gemiſch mit andern Stämmen, vorzüglich mit den Oſjungaren, wie die Szagayzen, Kalſchingen, Kiſitzen, Kamarſchinzen und andere. Sie bewohnen den ſüdlichen Theil der Statthaltereien von Tomsk und Jeniſſeisk. Man zählt davon 12,000 männliche Individuen.

Die Wogulen. Sie leben ebenfalls im weſtlichen Siberien und waren ehemals den Tataren unterthan. 2150 Perſonen männlichen Geſchlechts bilden das ganze Völkchen.

Die Oſtiacken bevölkern den nördlichen Theil des weſtlichen Siberiens. Es war das erſte Volk, mit dem die Ruſſen in Verbindung traten. Man zählt 18,000 männliche Individuen.

Die Samojeden wohnen in der Nähe des Meerbuſens von Obi und Jeniſſeisk, im ſtrengſten Klima, ungefähr 3000 Perſonen männlichen Geſchlechts an der Zahl.

Die Kaiſſaks-Kirgiſen leben in der Steppe, der ſie den Namen gegeben haben. Ihre Zahl iſt unbekannt.

Die Kalmucken. Man findet dies Volk nur im ſüdlichen Theile der Statthalterei Tomsk zuſammen lebend. Alle übrigen ſind hordenweis in verſchiedene Gegenden zerſtreut und größtentheils den Kirgiſen unterthänig.

Die Buckuren und Taſchkenten genießen in Rußland gewiſſe Handelsvortheile. Sie wohnen in Tobolsk, Tomsk und andern Handelsorten.

Die Burgaten zerfallen in mehrere Stämme und wohnen in der Nähe des Baikalſees, oder in andern Theilen Siberiens. Sie haben denſelben Urſprung wie die Mongolen. Man rechnet 73,000 Perſonen männlichen Geſchlechts.

Die Jakuten leben im Mittelpunkte der Provinz Jakutzk, oder in den Grenztheilen von Jeniſſeisk und Irkutsk. Man ſchlägt ſie auf 66,000 männliche Individuen an.

Die Tungufen ſind über den ganzen nördlichen Theil zerſtreut und ungefähr 16,000 männliche Individuen ſtark.

Die Kamtschadalen bewohnen die Halbinsel, der sie ihren Namen gegeben haben. 1385 männliche Personen.

Die Korgacken leben im Lande der Tschutschken, 1400 männliche Individuen an der Zahl

Die Lamuten oder Jukagiren leben im nördlichen Theile der Provinz Irkutsk. 1500 Individuen männlichen Geschlechts.

Die Karagassen, ein Nomadenvolk, wohnen im Distrikt Nisniudinsk, in der Statthalterei Irkutsk, nur 242 männliche Personen stark.

Die Algutoren und Kurilen sind in Kamtschatka zerstreut.

Alle diese Stämme theilen sich in viele Racen, die alle verschiedene Namen haben. Man findet ausserdem in Siberien noch mehrere Völker, die ganz unabhängig von Rußland sind, wie z. B.:

Die Tschuktschen, ein kriegerisches Volk, im höchsten Norden, auf der Halbinsel gleiches Namens.

Die Dwoydantzen (zahlen einen doppelten Tribut an Rußland und China, daher ihr Name) stammen von den Osjungaren ab und wohnen am Telezkfee.

Man kann diese Stämme, wie zahlreich sie auch immerhin sein mögen, doch in drei Klassen theilen:

1) Die Angesiedelten (Ossiedlne), die Handel oder Ackerbau treiben.

2) Die Nomaden (Kotschebue), die bestimmte Gegenden bewohnen, aber die Distrikte nach den Jahreszeiten verwechseln. Sie beschäftigen sich ausschließlich mit der Viehzucht.

3) Die Vagabunden (Brodayschtschi), die nirgends einen bestimmten Aufenthalt haben, bald in Wäldern, bald am Ufer der Ströme wohnen und von Jagd und Fischfang leben.

Nach der neuesten Zählung steigt die Bevölkerung Siberiens auf 1,604,495 Seelen, wovon 818,058 männlichen und 756,437 weiblichen Geschlechts. Die Zahl der Eingebornen zu der der Russen, verhält sich wie 3 zu 8. Die Sterblichkeit im Mittelpunkte, im westlichen und östlichen Theile, steht in dem Verhältniß von 24: 27: 35.

Häckerling.

In den letzten Tagen des Novembers vorigen Jahrs kamen zwei friesländische Bauern, die Vorsteher ihres Dorfs, nach Haag, in der Absicht, mit dem König zu sprechen. Der Kammerherr weigerte sich, sie einzuführen; aber sie bestanden darauf und fügten beständig hinzu: „Sagt dem König nur, es seien die und die; wir sind gewiß, daß er uns mit Vergnügen sprechen werde." Endlich wurden sie vorgelassen, und der Eine von beiden, der Redner des Dorfs, kramte seinen Wortschwulst aus, mit welchem er den Gegenstand zu erklären gedachte, wodurch er ihn jedoch immer mehr verwirrte. Der andere, weniger wortreich, aber wahrscheinlich vernünftiger, bemerkte bald, daß diese Weitschweifigkeit den Monarchen ermüden werde, weshalb er seinen Nachbar unterbrach und folgendermaßen sich ausdrückte: „König! es ist nicht nöthig, so viel Saalbaderei zu machen, und lange um den Topf herumzuschleichen. Es handelt sich um die Ausbesserung eines Dammes, die von Tag zu Tag dringender nothwendig wird, und die wir nicht erhalten können." — Setzen wir uns, meine Freunde! sagte der König, und besprechen wir das. — Die Sache wurde bald erklärt, und die Friesländer nahmen so sehr zufriedengestellt Abschied, daß der eine, um dem Kammerherrn seine Erkenntlichkeit zu beweisen, ihm zwei Reichsthaler in die Hand drückte. Dieser lachte nicht wenig darüber und entließ sie, fast mehr noch über seine uninteressirte Gefälligkeit, als über die Güte des Königs in Erstaunen gesetzt.

Rossini ist nicht mehr! so hört man nicht nur in Paris, sondern überall, sämmtliche Dilettanten seufzen. Seit länger als achtzehn Monaten gab er fast kein Lebenszeichen mehr, und obgleich man sein Uebel nicht so tief eingewurzelt glaubte, und es nur für eine Lethargie, für eine Inspirations-Unverdaulichkeit hielt, so darf man doch jetzt nicht mehr an dem Ableben seines Genies zweifeln. Wie ist die Philosophie jenes Alten so richtig, der ein dickes Buch über die Vortheile der Widerwärtigkeit schrieb. Auch Rossini's schönes Talent glänzte am hellsten, als das Glück ihn stiefmütterlich behandelte. Damals komponirte er die süßen Melodien, die von Neapel bis Petersburg wiederholt wurden, und überall seinen Ruhm verbreiteten. Von frischen Hoffnungen strahlend, allen Illusionen geöffnet, schwang seine Einbildungskraft sich in die Zukunft hinaus. Leider mußte er in England eine reiche Guineenärnte machen, deren Ueberfluß plötzlich seinem Genie einen Damm entgegenstellte. Endlich bestimmte ihn sein Glücksstern in Frankreich sich anzusiedeln. Aber dieser Entschluß gab seiner Harmonien-Erzeugungskraft den letzten Stoß. Rossini wurde ausserordentlich dick, aß mit unbeschreiblichem Appetit und schlief noch besser.

Uebersicht der englischen Zeitschriften.

(Fortsetzung.)

The New Monthly Magazine. — Das neue monatliche Magazin. No. 62. London, Februar, 1626. In 8.

The London Magazine. — Das Londoner Magazin. Neue Reihefolge, No. 13. London, Februar, 1826. Bei Hunt und Clarke. In 8.

The Blackwood's Magazine. — Das Blackwood-Magazin, No. 108. London, Januar, 1826. Bei Cadell. In 8.

Es ist ganz unvermeidlich, daß sich in den literarischen Zeitschriften Englands nicht jene politischen Schattierungen, jene Unterscheidung der Parteien und jene einseitigen und ungerechten Kritiken zeigen, die in den wissenschaftlichen Journalen verschwinden. Es gibt in Großbritannien mehrere Zeitschriften, von denen man sehr mit Unrecht würde behaupten wollen, daß sie irgend ein Gewissen haben, selbst nicht einmal ein literarisches, das doch das leichteste von allen nur denkbaren Gewissen ist. Es ist äusserst selten, sagt das Londner Magazin, daß zwei Journale übereinstimmend in ihren Kritiken und Urtheilen, mit Ausnahme über die Witterung und die Höhe des Wassers unter der Brücke, sind. Das New Monthly Magazine wird von Thomas Campbell redigirt, und durch die Poesien der Mistriß Hemans und Miß Landon, so wie durch die beredte Prosa der Lady Morgan, bereichert. Es ist eine der am besten geschriebenen und angenehmsten Zeitschriften Englands. Ihre gefährlichste Nebenbublerin ist das London Magazine, das, schwächer in der Poesie, ihr in der Prosa gleichsteht, und sie in der literarischen Kritik übertrifft. Beide haben das Blackwood's Magazine zum Konkurrenten und selbst zum Antagonisten, indem es, durch die glückliche Wahl der Gegenstände und durch das Interesse seiner Anekdoten, die Schwülstigkeit seines Styls erträglich macht und den beiden andern manche harte Nuß aufzuknacken gibt.

The monthly Review. — Die monatliche Revüe. Neue Reihefolge, No. 1. London, Januar, 1826. Bei Hurst, Robinson und Komp. In 8.

The monthly Magazine. — Das monatliche Magazin. Neue Reihefolge, No. 2. London, Februar, 1826. Bei Whittaker. In 8.

The panoramic Miscellany. — Die allgemeinen Miszellen, No. 1. London, Januar, 1826. Bei Effingham-Wilson. In 8.

Die monatliche Revüe ist eine der ältesten englischen Zeitschriften. Sie ist schon über drei Viertel Jahrhundert alt. Mit dem vorliegenden Hefte beginnt ihr 109. Band. Sie ist eine der ausgezeichnetsten der periodischen Presse Englands, und gehört keiner Partei insbesondere an. Ihre politischen Grundsätze sind die einer weisen Freiheit, eine gesunde Kritik bestimmt ihre Urtheile und die Toleranz vereinigt sich mit ihren religiösen Meinungen. Das Januarheft dieses Jahrs ist eins der wichtigsten, die seit langem erschienen sind. Es enthält einen Aufsatz über das Recht, das ein jeder Arbeiter hat, seine Industrie dahin zu verpflanzen, wo er den meisten Vortheil davon zu ziehen glaubt; eine Kritik des Romans Granby und der Komedie: Loves victory (Triumph der Liebe); eine Analyse des Werks über die Mission nach Siam und Cochinchina; eine Beurtheilung der Geschichte der eisernen Maske, von Delort, und mehrere andere minder wichtige Artikel. — Die beiden letzten Zeitschriften werden nach demselben Plan redigirt. Sie enthalten Denkschriften und Notizen über alle Theile der menschlichen Kenntnisse, über die Arbeiten der gelehrten Gesellschaften, wissenschaftliche Neuigkeiten u. s. f.

The Gentleman's Magazine. — Das adeliche Magazin. Neue Reihefolge, No. 2. London, Februar, 1826. Bei Harris. In 8.

The European Magazine. — Das europäische Magazin. Neue Reihefolge, No. 6. London, Februar, 1826. Bei Miller. In 8.

Das adeliche Magazin, oder das Magazin der Edelleute (das heißt der Menschen von Bildung und feiner Erziehung, mit einem Worte: der Menschen vom Stande), ist das älteste periodische Journal Englands, das Grove, Johnson und mehrere andere ausgezeichnete Schriftsteller der beiden letzten Jahrhunderte auf den hohen Punkt des Ruhms erhoben haben, auf welchem es sich jetzt nicht mehr befindet, wo es den siebenundneunzigsten Band auf die übrigen thürmt. Es gleicht einem Greise, der schwersinnig wird und der sich nur mit den Albernheiten der Vergangenheit beschäftigt. — Das zweite befindet sich fast in demselben Fall, obgleich es lange so alt nicht ist. Jedes neue Jahr verschafft ihm einen neuen Führer und seit 1823 haben es drei verschiedene Buchhändler in Pacht gehabt.

The English Spy. — Der englische Beobachter, No. 24. London, Februar, 1826. Bei Sherwood. In 8.

The imperial Magazine. — Das kaiserliche Magazin. No. 86. London, Februar, 1826. Bei Fischer. In 8.

The literary Magnet. — Der literarische Magnet. Neue Reihefolge, No. 2. London, Januar, 1826. Bei Hurst, Robinsan und Komp. In 8.

The literary Lounger. — Der literarische Späher (Lungerer). No. 2. London, Februar, 1826. Bei Lupton-Relfe. In 8.

Erzählungen, Anekdoten, Epigramme, Kupferstiche, Karrikaturen u. s. w. füllen die Seiten des englischen Beobachters an. Hübsch gestochene Brustbilder berühmter Männer folgen den Denkschriften ihres Lebens und bilden das vorzüglichste Verdienst des kaiserlichen Magazins. Vereinzelte Poesien, gut-

gewählte prosaische Aufsätze und Notizen bilden den Inhalt des Magnets und des Späbers. Das erste dieser vier Hefte wird von Bernhard Blackmante herausgegeben, Es hat eine besondere Reputation bei den Inutili von New-Bond-Street und Hyde-Park; Watts, Wiffen, Wordsworth und Bolls sind Mitarbeiter an demselben.

Dänische Literatur.

Efterretninger etc. — Notizen über die Universität zu Koppenhagen, die Akademie zu Soroe und die öffentlichen Schulen. Von Engelstoft, Professor auf der Universität zu Koppenhagen. Erster Jahrgang, 1823. Vier Hefte in 8. zusammen 304 S.

Diese interessanten Notizen bieten die unzubestreitende Probe dar, daß die Regierung von Dänemark die Verbreitung der Aufklärung keineswegs scheut und nichts vernachlässigt, wodurch der solide Unterricht begründet werden kann. Auf der Universität zu Koppenhagen lehren gegenwärtig achtunddreißig Professoren, wovon vier zur theologischen, fünf zur medizinischen, fünf zur rechtswissenschaftlichen, vierundzwanzig zur philosophischen Fakultät gehören, welche letztere nicht nur die eigentliche Philosophie mit allen ihren Zweigen, sondern auch die alten Sprachen, die Geschichte, die Geographie, die Mathematik und die Naturwissenschaften umfaßt. 1823 zählte man auf der Universität 133 Zöglinge, und diese Zahl bleibt sich fast jährlich gleich. Die Akademie von Soroe hat sieben ordentliche Lehrer, vier zugeordnete und drei auswärtige Lehrer, welche Unterricht im Zeichnen, in der Musik und in der Gymnastik ertheilen.

Italienische Literatur.

Storia dell' antica Grecia. — Geschichte des alten Griechenlands, von den Zeiten der Titanen, bis zu der Einäscherung Korinths und dem Untergange der Künste, der Literatur und der Philosophie. Von dem Grafen Drago. Mailand, 1820 und 1825. Bei Bettoni. Vier Bände in 12.

Der Verfasser schmeichelt sich, die Fehler zu vermeiden, in welche Rollin, Barthelemy und Gillies verfallen sind. Er bietet uns zuerst ein geographisch-historisches Programm des alten Griechenlandes mit, wodurch der erste Band angefüllt wird. Diese Arbeit war, nach dem was wir in dieser Art schon haben, eben nicht besonders nothwendig. Zudem ist es das Fabelhafte in der griechischen Geschichte nicht, was am meisten interessirt. Indessen ist es nicht unangenehm, einiges über Homers Gedichte, so wie über die Gesetze, Institutionen, Sitten, Wissenschaften und Künste jener alten Zeiten zu vernehmen. Die Abhandlung über die Sprache und die Grammatik im Anfang des dritten Bandes, scheint uns ganz überflüssig zu sein. Nebenbei spricht der Verfasser auch von Sparta, von Lykurg und seinen Gesetzen, von Athen und den Gesetzen Solons. Das letzte Kapitel des vierten Bandes enthält eine Näherung und Zusammenstellung zwischen der griechischen und römischen Regierung. Obgleich der Verfasser ziemlich ausgedehnte Kenntnisse als Geschichtschreiber zu haben scheint, so hätte er sich doch etwas mehr Mühe in der Ordnung und in der Wahl der Begebenheiten nehmen sollen.

Französische Literatur.

Instructions secrètes des Jésuites. — Geheime Instruktionen der Jesuiten, nebst dem Bericht von Portalis u. s. f. Paris, 1826. Bei Ponthieu. 78 S. in 8.

Es ist ein ganz eigener Umstand, daß man in Frankreich, wo die Jesuiten doch jetzt schon einen so großen Einfluß ausüben, alltäglich Werke, und sogar ihre geheimen Instruktionen mehrmals abdruckt, während man uns, als wir schon vor zwei Jahren sie in einem gedruckten Auszuge mittheilen wollten, das Recht verweigerte, obgleich der Gegenstand interessant und wichtig genug ist. Der Bericht von Portalis theilt eine Menge interessanter Notizen über die Wiedererstehung der Kongregation, unter verschiedenen Namen, mit, von denen die vorzüglichsten folgende waren: Gesellschaft des Herzens Jesu, Gesellschaft der Opfer der Liebe Gottes, Gesellschaft der Väter des Glaubens. Ihre Doktrinen sind eben so ungereimt und so ausschweifend als ihre Namen.

Norwegische Literatur.

Betaenkninger over förste Udkast etc. — Untersuchung des ersten Gesetzentwurfs der Minenausbeutung in Norwegen. Von Petersen. Christiania, 1824. Ein Band in 8. von 556 S.

Betaenkninger over andet Udkast etc. — Untersuchung des zweiten Gesetzentwurfs der Minenausbeutung in Norwegen. Von Petersen. Christiania, 1824. Ein Band in 8. von 596 S.

Bedömmelse af Constitutions Forslag etc. — Erwägung des Konstitutionsvorschlags von 1824 zur Veränderung der Reichskonstitution. Von Petersen. Christiania, 1824. Ein Band in 8. von 204 S.

Der gesetzgebende Ausschuß des Storthings machte 1818 einen Gesetzentwurf bekannt, wonach die Ausbeutung der Minen festgestellt werden sollte. Dieser Entwurf wird von dem Verfasser in den beiden ersten

Schriften aufs Strengſte geprüft. Er beweiſet die Mängel und Verſtöße deſſelben gegen die bürgerlichen Rechte, gegen die Konſtitution und gegen die geſunde Vernunft. Das letzte Werk iſt gegen die unnöthigen und unzweckmäßigen Abänderungen gerichtet, die man mit der norwegiſchen Konſtitution vornehmen wollte, und die vom Storthing 1824 ſämmtlich beſeitigt wurden.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Deutſchland.

Es haben bereits mehrere öffentliche Blätter in Frankreich und Deutſchland das Schreiben Sr. Maj. des Königs von Preuſſen an die Frau Herzogin von Anhalt-Köthen mitgetheilt, und es iſt daſſelbe ein allzuwichtiger Beitrag zur Geſchichte unſerer Zeit, als daß ſolches in einer Zeitſchrift für Welt- und Menſchenkunde nicht ebenfalls eine Stelle finden ſollte. Folgendes iſt nach deutſchen Blättern der wörtliche Inhalt deſſelben:

„Es wird mir unmöglich, Ihnen den tief erſchütternden ſchmerzhaften Eindruck zu ſchildern, den die mir durch Ihren Brief vom 2. v. M. gegebene Beſtätigung des früher verbreiteten Gerüchts (das ich für Fabel hielt) von Ihrem und des .... Uebergang zur katholiſchen Religion auf mich gemacht hat, und immerwährend hinterlaſſen wird. Denn, wer in der Welt hätte ſich ſo etwas nur jemals ahnden laſſen? Nach meinem innerſten Gefuhl und Ueberzeugung und nach Gewiſſenspflicht muß ich Ihnen ganz frei herausſagen, daß, meines Dafürhaltens, nie ein unglücklicherer, unſeligerer Entſchluß von Ihnen gefaßt werden konnte, als der, den Sie ſo eben ausgeführt haben. Hätten Sie mir nur in Paris Ein Wort von Ihrem Vorhaben anvertrauen wollen: auf das Innigſte, auf das Feierlichſte, und bei Allem, was Ihnen heilig iſt, hätte ich Sie beſchworen, dieſen Vorſatz aufzugeben, der zugleich mich ſelbſt in die peinlichſte Lage verſetzt. Denn auch mich (ich weiß wirklich nicht, warum?) hat man in Verdacht, der katholiſchen Religion geneigt zu ſein; da ich doch gerade im Gegentheil, der Unzahl ihrer antibibliſchen Lehrſätze wegen, ihr nicht anders als abhold ſein kann und muß. Höchſt wahrſcheinlich wird man auch jetzt wieder von mir denken, daß ich von der ganzen Sache gewußt, und damit einverſtanden geweſen bin. Wie wurde es Ihnen aber nur möglich, über dieſe Angelegenheit ein ſo abſolutes Stillſchweigen gegen mich zu beobachten, nachdem Sie ſelbſt in Ihrem Briefe, wie folgt, ſich über meine Perſon ausdrücken: „Derjenigen Perſon, der ich im Herzen von jeher die vereinten Gefühle der Liebe zu meinem Vater und für meinen „Bruder darzubringen gewohnt bin.“ — Wer aber wird wohl glauben können, daß ein Vater, ein Bruder es ohne Weiteres gut heißen werde, wenn ſeine Tochter, wenn ſeine Schweſter katholiſch wird; das heißt, wenn ſie den entſcheidendſten Schritt thäte, den Jemand nur irgend auf der Welt thun kann, ohne ſich vorher mit Beiden darüber zu berathen? Gewiß Niemand! Und dennoch handeln Sie ſo, und warum? weil Sie von meiner Seite Einſpruch erwarteten gegen den furchtbaren und entſcheidenden Schritt, den Sie ſchon den feſten Vorſatz gefaßt hatten auszuführen. Sie haben ihn gethan, die ungeheure Kluft überſchritten, die beide Religionsparteien von einander trennt. Sie haben ihn abgeſchworen, den Glauben Ihrer Angehörigen, den Glauben, in dem Sie geboren, erzogen und unterrichtet worden. Gott ſei Ihnen gnädig! Was mich betrifft, ſo kann ich Sie nur aus dem Grunde meines Herzens bedauern und bemitleiden, in ſolche Irrſale, in ſolche Verblendung gerathen zu ſein. Gewiß, o gewiß würden Sie dieſen gewaltigen Schritt unterlaſſen haben, hätten Sie, ſtatt proteſtantiſche und katholiſche Schriften zu ſtudiren, fleißig und aufmerkſam in der Bibel, und insbeſondere im neuen Teſtamente, geleſen. So habe ich es gemacht; denn auch ich habe mich in den Zeiten der Kontroverſe, und zwar ſchon ſeit mehrern Jahren, mit den Eigenthümlichkeiten beider Religionsparteien ſehr genau bekannt zu machen getrachtet, und dabei recht ämſig die Bibel und die Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel zu Rathe gezogen. Dieſes Forſchen hat aber in mir gerade das Gegentheil hervorgebracht. Denn ſeitdem bin ich beruhigter und mehr als jemals von der Wahrheit durchdrungen, daß der alte evangeliſche Glaube, ſo wie er durch die Reformation und Luther, und durch gleichzeitig oder wenigſtens kurze Zeit nachher erſchienene ſymboliſche Schriften, die nächſt der heiligen Schrift die Grundlage des evangeliſchen Glaubens ausmachen, insbeſondere die Augsburgiſche Konfeſſion gegründet worden, am genaueſten mit der urſprünglichen Religion Jeſu Chriſti übereinſtimmt, ſo wie ſie uns von den Apoſteln ſelbſt und von den Kirchenvätern in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums gelehrt worden iſt, ehe noch ein Papſtthum beſtand; denn Luther war weit davon entfernt, eine neue Religion ſtiften zu wollen, nur von den neu hinzugekommenen Schlacken wollte er den alten Glauben reinigen, die ſich während des Papſtthums ſo ungeheuer angeſammelt hatten, daß man zuletzt einen größern Werth auf dieſe, als auf die gediegene Lehre ſelbſt, die ſie faſt erſtickten, legte. Ich habe mich nicht geſcheut, katholiſche Miſſalien, katholiſche Katechismen nicht allein zu leſen, ſondern auch zu ſtudieren. Ich habe die alten evangeliſchen Liturgien und Agenden aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts (d. h. aus der Zeit der Reformation) dagegen gehalten, beide mit einander verglichen, und dabei wieder auf's Neue erkennen müſſen, daß dieſe, nämlich die evangeliſchen, mit der Lehre Chriſti im vollſten Einklange waren, jene dagegen in vielen, unendlich vielen Hauptgegenſtänden himmelweit davon abwichen. Viel Gutes iſt allerdings in jenen katholiſchen Miſſalien enthalten, aber auch von Luther oder den in ſeinem Namen arbeitenden Verfaſſern der alten evangeliſchen Agende wurde dies anerkannt und beibehalten. Seitdem aber haben ſich allerdings die heilloſen modernen Theoriemänner an alles dieſes gewagt, und es mit Geringſchätzung behandelt. Allein darum bleibt immer noch die reine evangeliſche Lehre unangetaſtet, und iſt leicht von denen wieder herauszufinden, die ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, ſie aufzuſuchen, wie dies denn endlich jetzt auch wieder ge-

ſchehen, und hieraus die erneuerte alte evangeliſche Agende entſtanden iſt, die Sie in ihren Details wahrſcheinlich eben ſo wenig kennen, als Sie die ältern aus den Zeiten der Reformation, als Sie die Augsburgiſche Konfeſſion, und andere der Art Schriften mehr, kennen. Dieſe Sprache kann Ihnen leicht rauh und unzart erſcheinen, auch mögen Sie ſie nicht erwartet haben, da Ihnen, wie Sie in Ihrem Briefe verſichern, zu Muthe wäre, als könne mein Herz keinen Tadel finden, ſobald ich wiſſen würde, daß Ihre That die Frucht völliger Ueberzeugung wäre. Allein dem ſei wie ihm wolle, ich konnte nun einal nicht anders, ich mußte ſprechen, wie es mir um's Herz war, gefalle es wohl oder übel, heraus mußte es. Habe ich Unrecht, ſo helfe mir Gott! Auch mit Ihnen ſei der Herr, und er verzeihe Ihnen, wenn Ihre Ueberzeugung Sie irre führte. Denn was iſt Ueberzeugung, wenn ſie nicht mit Gottes Wort übereinſtimmt? (Und haben wir ein Größeres als die heilige Schrift?) Nichts als Trug und Wahn. Wohin man hört, macht die Sache viel Aufſehen und wird ſtreng beurtheilt, und dennoch hatte man bis jezt noch keine eigentliche Gewißheit darüber. Laſſen Sie ſich daher nur gar nicht durch den freundlichen Empfang täuſchen, der Ihnen, wie Sie ſagen, bei Ihrer Zurückkunft in ... zu Theil geworden iſt, und der, wie wir ſpäter erfuhren, durch eine der unglücklichſten Begebenheiten bezeichnet wurde. Denn die guten redlichen ... können den Schritt, den ihre Landesherrſchaft thut, nicht anders als mit vollem Rechte mißbilligen, und was noch mehr iſt, ſie werden ihn auch recht ſchmerzlich empfinden, wenn ſie gleich als treue Unterthanen ihren Kummer hierüber nicht verlautbar genug auslaſſen mögen, um ihn bis zu Ihnen dringen zu laſſen. Ich kann unmöglich meinen Brief ſchlieſſen, ohne Ihnen mein herzliches Bedauern auszudrücken, daß ich durch Sie in die höchſt peinliche Lage verſetzt werden bin, Ihnen ſo viel Unangenehmes ſchreiben zu müſſen. Zugleich füge ich die Bitte hinzu, dieſes ganze Schreiben an den ....., und an ..... und ..... mitzutheilen, damit auch ſie mein Urtheil über dieſe Sache kennen lernen."

Aus der Schweiz.

Von Dr. E. Münch, Profeſſor zu Freiburg, iſt eine Ueberſetzung von Pirkheimers Schweizerkrieg, nebſt Biographie und kritiſchem Verzeichniß der Werke des großen Mannes, und zugleich eine Reihe von bisher ungedruckten, ſehr ſeltenen Prozeßſchriften, einen Ehrenhandel Pirkheimers mit ſeinen Feinden zu Nürnberg betreffend (Baſel, in der Schweighauſer'ſchen Buchhandlung), ſo eben erſchienen. Dieſes Werklein dürfte für alle Freunde der Schweizergeſchichte und der Reformationsliteratur von hohem Intereſſe werden. Bilibald oder Wilibald Pirkheimer gehörte zu den einflußreichſten Gelehrten und Staatsmännern des ſechszehnten Jahrhunderts. In jüngern Jahren machte er als Feldobriſter der Nürnberger den Krieg des Kaiſers Maximilian und des ſchwäbiſchen Bundes gegen die Eidsgenoſſen mit, der ſo unglücklich für Jene anfing, als ſchmählich endigte. Nur Pirkheimers Betragen war von Anfang bis zu Ende muſterhaft geblieben, und er hatte, obgleich er redlich für die Sache des Kaiſers focht, eine ſo auſſerordentliche Hochachtung vor der Tapferkeit der Schweizer mit nach Hauſe genommen, daß ſeine Feinde nachmals ihn ſogar eines Einverſtändniſſes mit den Eidsgenoſſen bezüchtigten. Uebrigens finden ſich in ſeiner klaſſiſchen Schrift über jenen Feldzug auch ſehr beherzigungswerthe Winke über manche Blößen der Schweiz, an denen ſchon unſere Väter gelitten. Beſonders aber ſind über die fremden Kriegsdienſte und über das Abnehmen der alten reinen Begeiſterung ſchweizeriſcher Freiheit und über den zunehmenden Einfluß der franzöſiſchen Thaler und Würden ſo grelle als wahre Bemerkungen eingeſtreut. B. Pirkheimer ſoll eine Bibliothek von auserleſenen Schriften berühmter Männer des ſechszehnten Jahrhunderts eröffnen, die auf Staat, Kirche und Literatur bedeutend eingewirkt. Auch unſere Landsleute, Vadian, Tſchudi u. A., werden darin eine Stelle erhalten. Dies Unternehmen iſt für das geſchichtliebende Publikum im Allgemeinen mehr, als für das ſtrenggelehrte, berechnet.

Theater.

Das Theater der Variétés zu Paris hat vor Kurzem den „Egoiſten aus Gewohnheit (l'Egoïste par régime)" gegeben. Es iſt nur zu wahr, daß es Menſchen gibt, die aus ſich ſelber eine Art Idol machen, und die, Alles ihrem eigenen Wohlſein opfernd, keinen Kummer und keine Sorge um das haben, was auſſer ihnen noch exiſtirt. Aber gibt es Egoiſten, die es frei und offen, ohne die geringſte Verheimlichung, ohne Vorwand und Entſchuldigung, ſind, und die ſich ihrer Fühlloſigkeit und ihrer grenzenloſen Eigenliebe wegen ſelbſt rühmen? Daran darf man wohl zweifeln. Es iſt möglich, daß man Menſchen finden könne, die aus Vorliebe zum Paradoxen, oder aber aus Begier, ſich einigermaßen originell zu zeigen, bei jeder Gelegenheit ſagen: „Ich bin ein Egoiſt!" Aber das ſind gewöhnlich nur ſolche Fanfaronaden und Eigenheiten, über die ſich nichts weiter ſagen läßt. Der Egoiſt verräth ſich, aber er zeigt ſich nicht freiwillig. Das würde überhaupt ein ganz falſcher Kalkul ſein; denn ſeine Geſtändniſſe könnten, wenn man ſie als wahr erkennen mußte, ihm nur Verachtung oder Haß zuziehen. Es iſt alſo nicht möglich, daß man einer Phantaſierolle einen beſtimmten Karakter beilegen könne. Der Held des gegenwärtigen Stücks, von Soiſeul, will mit aller Gewalt kein Egoiſt ſein, er iſt es aber dennoch aus langer Gewohnheit, er iſt es mit einer Offenheit und Herzensgüte, die ihm Ehre machen würde, wenn ſo etwas Ehre machen könnte. Die Verfaſſer, Longchamps und Ferdinand Laloue, haben da einen Menſchen geſchaffen, wie noch nie einer exiſtirt hat, und wie wahrſcheinlich nie einer exiſtiren wird. Indeſſen haben ſie alles Mögliche angewendet, dieſen Karakter ſo wahrſcheinlich als möglich zu machen, was, bei ſeiner abſoluten Unmöglichkeit, als eine Art von Verdienſt betrachtet werden kann. Das Beſtreben, neue Karaktere und Situationen zu erfinden, veranlaßt Schriftſteller oft zu ungereimtern Schritten, als der gegenwärtige iſt.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 21. Dritter Jahrgang 1826. 21. Mai.

Versuche über die ursprünglichen Beziehungen, welche die Moral und die Philosophie mit einander verbinden.

Von Bozzelli.

Man kann die Augen nicht auf all' die Bücher richten, die seit dem Alterthum über die Moral geschrieben worden sind, ohne sich der Bedauerung zu überlassen, darin nur unfruchtbaren Reichthum zu besitzen. Wie viele Maximen, Betrachtungen, Kernsprüche, selbst Karaktere, die mit Feinheit und Tiefe gezeichnet und schattirt wurden, und die ohne gemeinschaftliches Prinzip entworfen worden sind, wodurch ihnen allein eine gewisse Abhängigkeit und Verflechtung hätte verliehen werden können, sind deshalb verloren gegangen! Das Bedürfniß, eine Regel seines Betragens, in den gewöhnlichen Lebensumständen, zu haben, veranlaßt ihre Annahme: aber der Gedanke, ihre Aufbewahrung nur unserm schwachen Gedächtnisse anvertrauen zu können, entmuthigt uns wieder. Die Besorgniß, sie bei Gelegenheit nicht schnell wieder zu finden, erschreckt. Die Furcht, uns in der schwierigen Kunst der Anwendung zu betrügen, macht uns unentschlossen. Mitten in diesem Labyrinthe, in welchem wir die Tugend ersähen, sind wir beständig der Gefahr ausgesetzt, keinen andern Leiter, als den Zufall zu haben.

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts begründete ein heller Geist die Moral auf eine einzige unerschütterliche Basis. Shaftsbury stellte den Satz auf, daß, um die Handlungen des Menschen angemessen würdigen zu können, man sie mit den Handlungen vergleichen müsse, die sie bestimmt haben. Diese Ansicht war ein Strahl, der nur blos deshalb geglänzt zu haben schien, um uns wieder um so tiefer in die Finsterniß zu versenken. Niemand beschäftigte sich damit, ihn zu entwickeln und ihn fruchtbar zu machen. Selbst der Urheber desselben wußte ihn nicht zu benutzen und mehr auszubilden. Indessen hätte man nur zum Ursprunge unserer Neigungen hinansteigen, den Grundsatz, der sie erzeugt, erforschen und das geheimnißvolle Band entdecken dürfen, das sie mit unsern freiwilligen Bewegungen verbindet. Man hätte ihren Beziehungen folgen, und die Ursachen ihrer Abweichung bemerken sollen. Es war, mit einem Worte, genügend zu den Andeutungen zurückzukehren, welche die Philosophie über die Phänomene der Empfindlichkeit uns gewährt, sie im Einzelnen zu beobachten, nicht etwa von ihrer intellektuellen, sondern von ihrer moralischen Seite, und sich daraus einen Führer zu machen, um der Wissenschaft des Glücks unveränderliche Grundsätze zu geben, und um mit einer sichern Methode in alle die anleitenden Wahrheiten einzugehen, die sie enthält.

Wie verschiedenartig uns zuerst auch das Spiel der Phänomene scheinen mag, die aus dem Menschen ein so erstaunliches Wesen machen, so deutet die Ueberlegung, die, indem sie die Abweichungen unterdrückt, die Wahrheit von ihren unzähligen Vermummungen befreit, uns nur zwei alleinige Grundmächte an, an welche sich diese anscheinende Unendlichkeit

knüpft. Das ist der Gedanke und die That. Aber selbst diese beiden Mächte sind nur einem andern allgemeinern und absolutern Prinzip entsprungen, aus dem unser ganzes Dasein besteht. Es ist das Ich, das denkt, das Ich, das handelt; diese unbezweifliche Einheit, von der Alles ausgeht, in der sich Alles verliert, durch die Alles in der Natur sich erhebt. Unmächtig, mit einem Blicke die Tiefe dieses Prinzips zu ergründen, suchen wir es in verschiedenen Beziehungen zu betrachten, und unser schwacher Verstand verweilt natürlich zwischen dem Gedanken, der entdeckt, und der That, die unterwirft. So ist die Wissenschaft überhaupt in zwei ursprüngliche Zweige getheilt, welche sich auf die doppelte Verwendung unsers Wesens beziehen. Daher stammt der Ursprung der Philosophie und der Moral, beide in ihrer ausgedehntesten Bedeutung genommen. Aber man muß nie vergessen, daß nur durch unsere Art zu sehen das Ich sich verdoppelt oder zertheilt, und daß die Wissenschaft weit sich verzweigt. Das Ich, das Eins ist, läßt den Gedanken nur vorausgehen, um sich um so sicherer in der That zu bestimmen. Es läßt sie nur dann erst folgen, wenn es durch den Gedanken sich vollkommen erleuchtet hat. Die Wissenschaft auch, die Eins ist, würde unfruchtbar sein, wenn, indem sie die Philosophie verbessert, sie etwas anderes beachtete, als damit die Moral zu befruchten. Sie würde falsch sein, wenn, indem sie die Moral pflegt, sie ihre Elemente anderswo, als in den Andeutungen der Philosophie schöpfen wollte.

Das Ich als durch sich und in sich selbst existirend zu betrachten, heißt, sich einer eben so irrigen als unbegreiflichen Abstraktion überlassen. Das Ich ist nicht in der Leere. Es denkt nur an das Weltall, es wirkt nur darauf. Unabhängig von dem Ich gibt es also eine andere Macht, die aus der Gesammtheit der uns umgebenden Gegenstände besteht. Deshalb kann die Wissenschaft sich auch nur in so fern mit dem Gedanken und der That beschäftigen, als der eine und die andere sich auf das Weltall beziehen, durch das sie allein sich offenbaren und ihren immer wachsenden Einfluß geltend machen. Aber dieser Einfluß darf nicht in den Abgrund der Abstraktionen sich verlieren. Ist man erst einmal übereingekommen, daß das Ich und das Weltall, so verschieden sie auch in ihrer Natur sein mögen, mit einander durch unbestreitbare Beziehungen in Verbindung stehen, so muß man sich fragen, wo es uns vergönnt sei, den Punkt ihrer Vereinigung und die Gewährleistung ihrer Realität zu finden? Der Einwurf ist richtig, und die Antwort darauf ist einfach: dieser Punkt ist in der Prärogative der Empfindung. Erstaunliches Phänomen, das, einer plötzlich mitten in der dichten Finsterniß in Flammen gerathenen Phosphormasse ähnlich, alle Gegenstände erleuchtet, welche die Nacht mit ihrem undurchdringlichen Schleier bedeckte, und ihnen den Lebenshauch einzuflößen scheint.

Daß die Idee, welche wir von den Ursachen haben, die in uns die Empfindung erzeugen, nicht einen Zweifel auf die Ausdehnung ihrer Macht übertrage! Es ist das Ich und das Weltall, die durch den Zufall ihrer Bewegung die Empfindung entwickeln; aber es ist die Empfindung, die sogleich das Uebergewicht erlangt, und ihnen ihrerseits eine würdigere und nützlichere Existenz verleiht, weil sie es ist, die ihnen einen festen Punkt anweiset, sie bestimmt, sie vorstellt, die sie sich gegenüber setzt, und indem sie dieselben nach aussen in das Gebiet der Zeit und des Raums wirft, ihnen zugleich andeutet, daß sie immer in ihr den wahren Vereinigungspunkt und die Garantie ihrer Realität finden können. Vor der Empfindung existirt Alles in der Natur, nichts für den Menschen. Mit ihr beginnt Alles für uns. Das Chaos des Daseins entwickelt sich vor unsern Augen. Sie handelt, wie jene unendliche Stimme, die gebot: es werde Licht, und es ward Licht. Sie auch bildet die wahre ursprüngliche Einheit, aus der die ganze Arithmetik der Vernunft zusammengesetzt ist.

Aber nicht allein, weil die Empfindung eine einfache Thatsache ist, die keine andere voraussetzt, und die sich an der Spitze aller zu bestimmenden Naturthatsachen befindet, dient sie unsern Kenntnissen zum Prinzip, sondern mehr noch, weil sie die einzige Thatsache ist, deren Gewißheit man als vollkommen unerschütterlich betrachten kann, und weil sie selbst gegen jeden Angriff gesichert ist. Hätte der Zweifel das Sicherste, in der ewigen Ordnung der Dinge, über den Haufen gestürzt, so würde die Empfindung dennoch bestehend bleiben, um alle Skeptiker zur Verzweiflung zu bringen. Das rührt daher, weil sie nicht eine unserm Individuum fremdartige Thatsache ist. Sie ist wir selbst, sie lebt und zerschmilzt mit uns, und wir haben sie eben so fest in unserer Gewalt, als unsere eigene Existenz. Dadurch wird sie zu dem Rang eines Prinzips aller menschlichen Kenntnisse erhoben.

Die Gewohnheit, das Ich in der doppelten Beziehung seiner anschauenden Fakultäten zu betrachten, begründet sich auf die beiden konstitutirten Karaktere der Empfindung, und die davon abhängende Wissenschaft begründet sich selbst nur auf die doppelte Beziehung des Ursprungs und der Kombination unserer Ideen, und auf den Zweck und die Entwickelung unserer freiwilligen Bewegungen.

Wenn die alleinige und einfache Kenntniß der Ursachen des Vergnügens genügend wäre, uns unwandelbar den Genuß zuzusichern, so hätte die Moral

hier ihren Unterricht beendet und es würde nur von uns abhängen, sie auf alle mögliche Weise anwendbar zu machen. Aber die Erfahrung belehrt uns, daß, ungeachtet eines so glänzenden Lichts, das Glück uns entrinnt; daß, ungeachtet des bestimmten Fingerzeigs, den wir über die Ursachen des Schmerzes und des Vergnügens erhalten haben, es dennoch uns nicht möglich ist, das eine immer in unserer Gewalt zu behalten und den andern zu vermeiden. Die Moral setzt also hier ihren Wohlthaten die Krone auf, indem sie uns die Mittel angibt, der Nothwendigkeit zu entsprechen. Ihre Lehren in diesem Betrachte sind um so einfacher, als sie der Natur unserer Empfindsamkeit selbst entsprossen sind.

Von der einen Seite den Schmerz der Gewohnheit zu unterwerfen, sich gegen ihn zu stählen, um seine Heftigkeit zu vermindern, durch die härtesten Prüfungen des Lebens seiner Meister zu werden, seine Anfälle zur Störung unseres innern Glücks unmächtig zu machen; auf der andern, das Vergnügen dem Einflusse der Gewohnheit zu entziehen, Alles, was sich unserer heitern Zukunft störend in den Weg stellt, zu entfernen, seine Trunkenheit zu vermeiden, um seine Frische zu bewahren, es immer frei betrachten, um auch schon aus der Ferne seiner zu geniessen: das sind die beiden ausfüllenden Regeln, welche die Moral uns ertheilt, damit die Verfolgung der Glückseligkeit nicht eine ermüdende Illusion für uns werde. Sie taucht uns auf solche Weise in die Genüsse des Styx, sie bekleidet uns mit einem bezauberten Harnisch, um uns unverwundbar zu machen, sie hilft uns unserer Leidenschaften Meister zu werden und eben so wohl die Ausschweifungen des Vergnügens als des Schmerzes zu vermeiden; denn der Schmerz ist eine Hyder, deren unzählige Köpfe man mit Muth und Ausdauer zerschmettern muß, und das Vergnügen ist eine zarte Rose, die der leiseste Anhauch verwelken machen kann und deren himmlischen Duft man nur aus einer gewissen Entfernung einathmen darf.

So lehrt uns die Moral zuerst, daß das Glück aus allen angenehmen Regungen besteht, die, in der Perspektive der Entfernung geschöpft, eine Stütze unserer thierischen und gesellschaftlichen Existenz werden. Sie lehrt uns hernach, daß, um sich ihren Genuß zu verschaffen und die Zukunft zu beherrschen, die der Gegenstand unsers Wünschens und unsers Handelns ist, wir stark im Schmerz, mäßig im Vergnügen sein müssen. Das ist die ganze Wissenschaft, in zwei einfache und klare Phrasen zusammengedrängt. Der Zweck, den sie sich vorsetzt, ist das Glück, das Mittel, das sie zu seiner Erlangung in Anwendung bringt, ist die Tugend. Der Stoiker, der eine große Strenge der Grundsätze zu äussern glaubt, wenn er die Tugend als den Zweck, und das Vergnügen als den Feind der Moral betrachtet, weiß wahrscheinlich nicht, was er sagen will, oder er täuscht sich über den Sinn der Worte. Die Tugend ist nichts weiter, als das Vervollkommnungsmittel, und das Vergnügen, weit entfernt der Moral fremd zu sein, ist ihr Zweck, ja selbst ihr einzig natürlicher und legitimer Zweck.

Man muß nur beachten, daß die Tugend, die, in der ganzen Stärke des Worts, das einzige Mittel ist, um zum Glücke zu gelangen, sich in der That mit den ursprünglichen Bedingungen vereinigt, auf welcher das Glück beruht; deshalb auch macht man, in der gewöhnlichen Sprache des Lebens, aus beiden Andeutungen nur gleichbedeutende Worte. Aber die Wissenschaft darf keinen Fehlgriff thun. Die Ideen, welche sie enthalten, sind nicht weniger von einander unterschieden und getrennt, man kann selbst hinzufügen, daß die Tugend endlich den höchsten Bestandtheil des Glücks ausmacht und es bestimmt. Obgleich die ganze Leiter des Vergnügens, vom materiellsten bis zum intellektuellsten, vom Willen abhängt, so diktirt uns dennoch die Moral im eigenen Interesse unsers Glücks, daß, um im Vollmaase die Vergnügungen des gesellschaftlichen Lebens zu geniessen, man vermeiden müsse, daß sie nicht in Stolz, in Eitelkeit, in Heuchelei sich verwandele, daß, um derjenigen des thierischen Lebens zu geniessen, man Mäßigung, Nüchternheit und Geistesüberlegenheit darauf anwendbar machen müsse.

So erhebt uns die Moral zum Range eben so vieler Mächte im Weltall. Als Beherrscher der Natur, gebrauchen wir, in ihrer Hinsicht, das Recht des Stärkern, damit sie die häßlichen Seiten ihrer Bedingung verberge, und vor unsern Augen ohne Zögerung das entzückende Schauspiel ihrer alleinigen Schönheit entfalte. Ja, wir gebrauchen das Recht des Stärkern, denn nur in der Tugend liegt die Stärke, nur im Laster ist Schwäche verborgen.

Sitten und Gebräuche der Bewohner des südlichen Theils von Tavai-Poenammu.

Die Eingebornen, welche die Küsten der Landenge von Foveaux bewohnen, sind von mittlerer Größe, wohlgebaut, stark und robust. Ihre Farbe ist dunkler als die der Mulatten; aber der eigentliche Grund derselben wird durch tief in die Haut eingegrabene Figuren und Zeichnungen verändert. Die Weiber sind größtentheils klein, und ihre Züge haben nichts Merkwürdiges. Die Tatowirung wird als ein Vorrecht des Adels betrachtet. Die Männer sind in ihrem wilden Zustande heimtückisch, versteckt, rachsüchtig, und sie

treiben dieſe Laſter bis zur Ausſchweifung. Die größten Wohlthaten und die längſte Freundſchaft vermögen ſie nicht, die kleinſte und unwillkührlichſte Beleidigung zu vergeſſen. Sie ſind Kannibalen in der vollſten Ausdehnung des Worts, und weit entfernt, es zu verbergen, thun ſie vielmehr groß damit und erzählen mit Behagen von ihren entſetzlichen Mahlzeiten. Sie ſind eben ſo ſehr dem Diebſtahl, als der Lüge ergeben, weshalb ſie auch unter ſich in einem beſtändigen und qualvollen Mißtrauen leben. Jeder von ihnen hat im Gehölz eine beſondere Höhle, wo er ſein ganzes Eigenthum verbirgt. Ihre Verworfenheit geht ſo weit, daß ſie ſich nicht einmal einen Begriff vom Verbrechen machen können, und daß die Schuldigen niemals beſtraft werden. Wenn ein Oberhaupt einem andern Oberhaupte etwas ſtiehlt, ſo bricht ſogleich ein Krieg zwiſchen den beiden Stämmen aus; aber wenn nur einem gewöhnlichen Manne etwas entwendet worden iſt, ſo kann er auf keine andere Weiſe ſich entſchädigen, als wenn er wieder einem Andern etwas ſtiehlt.

Der Krieg iſt die allbeherrſchende Leidenſchaft dieſer raubſüchtigen Völkerſtämme, und ihrem Vernichtungsſyſtem allein iſt die geringe Bevölkerung des Landes zuzuſchreiben. Ihre Angriffe ſind meiſtentheils verſteckt und hinterliſtig, und ſie wagen ſich nur offen in's Feld, wenn ſie ſich überlegen glauben und einer reichen Beute gewiß ſind. In ſolchem Falle kommt es ihnen nicht darauf an, ob einige Krieger von der untern Klaſſe mehr oder weniger fallen. Aber wenn ein Oberhaupt geblieben iſt, ſo verſammeln ſich alle ſeine Verwandten und Freunde, der Feind wird mit unbeſchreiblicher Wuth angegriffen, und der Kampf endet nicht früher, als bis der eine oder der andere Theil gänzlich aufgerieben iſt. Glaubt ſich die Bande nicht ſtark genug, ſo nimmt ſie ihre Zuflucht zur Liſt. Gelingt es ihr nun, einiger Feinde ſich zu bemächtigen, ſo werden ſie langſam zu Tode gemartert, und ſodann mit wahrem Heißhunger verſchlungen. Die Köpfe der Erſchlagenen werden durch ein beſonderes Verfahren vollkommen wohl erhalten. Derjenige, dem dieſe Kopfzubereitung obliegt, darf in vierundzwanzig Stunden nichts eſſen und muß ſich, am zweiten Tage nachher, von einer eigends dazu angeſtellten Perſon füttern laſſen.

Die Waffen dieſer Wilden beſtehen in einer zwanzig bis dreißig Fuß langen Lanze, einer andern zehn bis vierzehn Fuß langen und dem Pattu-Pattu, der für die Eingebornen von Neu-Seeland das genannt werden kann, was Stilet und Meſſer den Italienern und Spaniern ſind. Sie werfen niemals die lange Picke, und ſelten nur die kurze. Sie ſtürzen auf einander los und ſtreiten mit dem Pattu-Pattu, der aus einem Wallfiſchknochen oder einem Stück von dem grünen Stein verfertigt iſt, den ſie Poenammu nennen.

Die Kinder ſind luſtig und ſich gegenſeitig ſehr zugeneigt. Sie entwickeln in ihren Leibesübungen eine auſſerordentliche Geſchmeidigkeit. Sie machen ſich fliegende Drachen, Peitſchen, kleine Schiffe und andere Spielzeuge. Sie tanzen mit einander und üben ſich mit der Schleuder. Die Jünglinge werden nur mit vollendetem zwanzigſten Jahre unter die Männer aufgenommen. Sie werden ſodann am ganzen Leibe tatowirt und als Krieger ausgerufen. Oft verurſacht ihnen die Tatowirung um die Augen auſſerordentlich heftige Schmerzen, in Folge derſelben ſie manchmal ſelbſt das Geſicht verlieren.

Männer und Weiber ſind ſehr ſittſam. Sie beobachten in dieſer Hinſicht ſtrenge Geſetze und zeigen ſich nie anders, als vollkommen mit ihrer Kleidung bedeckt, die in einer roben, aus Phormium geflochtenen und mit rother Erde beſchmierten Matte beſteht. Bei kalter und regnichter Witterung hängen ſie noch eine zweite darüber, die aus der Rinde eines Baums, Ohe genannt, verfertigt wird. Die erſte wird von den Weibern, die andere von den Männern gemacht. Ihre Haare ſind in einen Knoten auf dem Scheitel zuſammengeſchlungen. Bei auſſerordentlichen Gelegenheiten ſchmücken ſich die Männer mit großen weißen Federn, die ſie in dieſen Knoten ſtecken. Andere befeſtigen ſie an den Ohren. Die Weiber behängen ſich mit Kränzen weißer und rother Blumen und mit Laub, das ſie mit einem ganz beſondern Geſchmack zu ordnen wiſſen. Roth iſt ihre Lieblingsfarbe, und es wird von ihnen, nebſt den grünen Zweigen, als ein Zeichen des Friedens betrachtet. Uebrigens verbindet ſich keine religiöſe Idee damit. Dagegen können ſie die weiße und ſchwarze Farbe nicht ausſtehen. Sie bemalen ſich und ſchmücken ſich mit Blumen, um einen Fremden zu empfangen, den ſie mit den Worten: Miti arowi! anreden. Zugleich ergreifen ſie ihn und wehen ihre Naſe gegen die ſeinige, was von ihnen als das höchſte Zeichen der Freundſchaft und Sicherheit betrachtet wird. Die Vielweiberei iſt bei ihnen erlaubt, und während der Abweſenheit ihrer Männer können die Frauen ihre Gunſtbezeugungen Andern angedeihen laſſen, und jene finden ſich eben ſo ſehr dadurch geſchmeichelt, als wenn man in Europa über die Aehnlichkeit der Kinder mit ihren Vätern erſtaunt.

Das Alter wird von ihnen ganz beſonders geehrt, und ſelbſt ein Oberhaupt gibt einem Manne aus der unterſten Klaſſe ſeine Nahrung, wenn dieſer durch ſein hohes Alter verhindert wird, ſie ſich ſelber zu verſchaffen. Die Geſetze der Freundſchaft und die Bande der Verwandtſchaft werden über Alles geachtet. Das Alter der Männer ſteigt ſelten über achtzig und das der

Weiber nie über neunzig Jahre. Bei dem Tode eines Oberhaupts versammelt sich der ganze Stamm und überläßt sich einer ungemeinen Freude. Man speiset eine große Menge Vögel, Aale und Kartoffeln; aber keine Eingeweide und kein rohes Fleisch, was sonst die Lieblingsspeisen sind. Eine halbe Stunde nach dem Tode wird ihm der Kopf abgeschnitten und zubereitet. Der Körper wird sodann in einen Kasten gesteckt und aufrecht in einem besonders dazu erbauten Hause aufgestellt, wo er zwei Jahre lang bleibt, nach welcher Zeit das Gerippe verbrennt wird. Leute aus den untern Klassen und Sklaven werden nach dem Tode in ihre eigenen Matten eingewickelt und in ein Loch geworfen, das man hinter ihren Hütten gegraben hat. Manchmal, aber äusserst selten nur, weinen die Freunde des Verstorbenen eine halbe Stunde lang auf seinem Grabe, nachher denkt man nicht mehr an ihn. Es geschieht zuweilen, daß Diebe einen solchen Körper wieder ausgraben und verzehren, aber dies wird als ein Verbrechen betrachtet und mit dem Tode bestraft. Nach einiger Zeit wird der Tode ausgescharrt und seine Gebeine werden verbrannt. Dagegen wird denen der erschlagenen Feinde diese Ehre nie erzeigt, man macht vielmehr Angelhaken, Flöten und andere Instrumente daraus, die als Siegeszeichen getragen werden.

Die vorzüglichsten Krankheiten dieser Insulaner sind die Elephantiasis (bösartige Krähe) und der Pian, oder Epian (eine venerische Krankheit), die sehr verbreitet in den Antillen sind. Die Ursache derselben scheint ihre ausserordentliche Trägheit und die Gewohnheit, in ihren Hütten beständig in der Asche zu sitzen, zu sein. Man sieht mehrere Eingeborne, die auf solche Weise ihre Hände und Füße verloren haben. Ihr ganzer Körper ist schrecklich mager und die Extremitäten faulen ihnen ab. Zahnschmerzen und Taubheit sind ihnen unbekannt. Die Blindheit ist nur eine Folge der Tatowirung. Wer diese übersteht, verliert selten im Alter das Gesicht. Die gebrochenen oder verrenkten Glieder verstehen sie geschickt wieder zu heilen.

Alle ihre Dörfer sind am Abhange von Hügeln erbaut, die sich gegen das Meer senken. Sie beseitigen Alles, was ihnen irgend ein Hinderniß sein könnte, die Wasserfläche zu überschauen und die Ankunft der Schiffe zu bemerken. Ihre Häuser sind dauerhaft und reinlich, sechszehn Fuß hoch, zehn Fuß breit und dreißig Fuß lang. Der Fußboden ist ungefähr einen Fuß über der Erde und mit Bast überdeckt. Sie lassen mehrere Oeffnungen darin, um Feuer anzuzünden. Wird Jemand krank, oder ist eine Frau ihrer Niederkunft nahe, so wird eine kleine Hütte in der Nähe der großen erbaut. Braucht man sie nicht mehr, so wird sie verbrennt. Die Gärten sind in geringer Entfernung von den Häusern. Man baut Kartoffeln, Kohl und andere Gemüse, welche von den Europäern eingeführt worden sind.

Die Männer jagen, fischen, bauen die Häuser und Barken und arbeiten in den Gärten; aber sie halten es für einen Schimpf, Lasten zu tragen. Das ist also das Geschäft der Frauen. Während der schönen Jahreszeit tödten sie eine Menge Albatros, wilde Hühner, Pholen, Ratten u. s. w. Sie räuchern sie und bewahren sie mehrere Monate lang in Säcken auf. Sie verschaffen sich Feuer dadurch, daß sie einen spitzen Stock schnell in einem andern Stück Holz herumdrehen. Ihre Barken sind hübsch, dauerhaft und mit Schnitzwerk verziert; doch dürfen sie sich damit nicht auf die See wagen, sobald sie nur irgend stürmisch ist. Sie verstehen mit ausserordentlicher Schnelligkeit zu rudern. Die Kriegsbarken sind einfach und siebenzig bis hundert Fuß lang. Auf jeden Fuß rechnet man einen Krieger oder Ruderer. Ihre großen Netze sind oft eine bis zwei englische Meilen lang und zehn bis zwölf Fuß hoch. Sie werden aus Bast vom Phormium, ohne alle andere Zubereitung, gemacht. Das Meer um ihre Insel ist sehr fischreich.

Man findet fast überall süßes Wasser, das jedoch nicht überall von gleich gutem Geschmack ist. Das Land wimmelt von Ratten; aber man findet kein giftiges, kriechendes Gewürm. Die Fledermäuse und Eidechsen, so wie die Muskito's, die großen Fliegen, die Bienen und die Heuschrecken sind sehr häufig vorhanden. Seit den letzten Jahren sind auch die Schweine einheimisch geworden.

Die Bewohner von Tavai-Poenammu glauben, daß ein unsichtbares, erhabenes Wesen Alles geschaffen hat, ausgenommen das, was das Werk ihrer Hände ist. Sie nennen dies Wesen Maauba, und glauben, daß es ihnen *nie* Uebles zufügt. Nocku-nui-etua ist der gute Geist, den sie Tag und Nacht anrufen, sie vor allem Bösen zu bewahren. Kowkula ist der Geist, oder Etua, der die Welt am Tage, von Sonnenauf- bis Untergang, regiert. Dieser und Nocku werden mit lauter Stimme angerufen. Nockiola ist der Geist der Nacht, die Ursache des Todes, der Krankheiten und aller Zufälle, die sich während der Zeit seiner Regierung ereignen können.

Wegen den schönen und merkwürdigen Sachen, die sie in den Händen der Europäer erblicken, betrachten sie diese als Teufel oder Geister (Heetuas). Sie beobachten die Weißen mit der größten Aufmerksamkeit und bewachen alle ihre Schritte. Man kann sie sehr leicht beleidigen und nur mit der größten Mühe wieder besänftigen. Wenn ein Oberhaupt ein geringeres Geschenk, als ein anderes, erhält, oder wenn man einem Menschen aus den untern Klassen etwas gibt, so kennt

der Zorn des Erstern, der sich hintangesetzt glaubt, keine Grenzen mehr. Unter den zahlreichen Ermordungen von Europäern auf dieser Insel zeichnen sich vorzüglich die des Kapitäns Tuaker und der Bemannung seines Boots, Molineaux und vieler andern aus.

Bildergallerie des neunzehnten Jahrhunderts.

Nulla est gloria præterire asellos.

Mart. Sent.

Die Neu-Jesuiten.

Ich kenne seit einiger Zeit einen gewissen Herrn ..... Bonifoux, wenn Sie wollen — der Name thut ja nichts zur Sache, und der eben erwähnte scheint einige Verwandtschaft mit dem des Beichtvaters der Agnes Sorel zu haben. Besagter Herr Bonifoux also war, nach zwanzigjähriger Plackerei und Bittstellerei, endlich zu der Würde eines Unter-Bureauchefs erhoben worden. Er hatte zwar nur einen Schreiber unter sich; aber er verlangte von ihm so viel Nachgiebigkeit und Ehrfurcht, als von zehn andern, und gab ihm mit Wucher alle die Anschnauzungen zurück, die er, Bonifoux, während seiner langen untergeordneten Dienstzeit hatte ertragen müssen. Demungeachtet war der neue Unter-Bureauchef nichts weniger als ruhig, weil er sich nicht für unerschütterlich auf seiner Stelle hielt. In dieser Hinsicht machte ihm ein gewisser Schreiber am meisten zu schaffen, weil er sich vor Kurzem mit einem sehr hübschen Frauenzimmer verheirathet hatte.

In solchem trüben Nachsinnen verloren, wurde er von einem ganz schwarz gekleideten Manne mit einer wahrhaften Grabesstimme folgendermaßen angeredet: „Es kann geschehen, mein Herr, daß Sie auf dem entscheidenden Punkte sich befinden, und ....." — „Ich habe es wohl vorausgesehen!" unterbrach ihn Bonifoux, immer nur mit seiner möglichen Absetzung beschäftigt. — „Weil Sie es vorausgesehen haben, so handeln Sie auch dem zufolge, und versichern Sie sich, für die geringe Summe von fünf Franken, Ihre Stelle." — „Meine Stelle .... versichern .... für fünf Franken? Was Sie nicht sagen? Ich würde ohne alle Weigerung hundert geben, wenn ....." — „Ja, mein Herr! Ihre Stelle auf dem Gottesacker des Valerianberges; von dieser Höhe, wie der erlauchte Abbé Lamennais in seinem Mémorial catholique versichert, werden Sie einen kürzern Weg zurückzulegen haben, um in den Himmel zu gelangen, wenn die Trompete des jüngsten Gerichts erschallen wird, und Sie werden noch ausserdem die gute Wirkung der Gebete verspüren, die denjenigen nicht zu Theil werden, welche sich auf dem Atheistenfelde des Pater Lachaise beerdigen lassen."

Bonifoux glotzte den Sprecher ganz verblüfft an. So etwas war ihm in seinem fünfundvierzigjährigen Leben noch nicht vorgekommen, und er glaubte die Ehre zu haben, einen Verrückten vor sich zu sehen. Aber der Sprecher war nichts weniger als verrückt, sondern vielmehr sehr wohl bei Sinnen. Alles erklärte sich endlich, und er erfuhr zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß wirklich eine Gesellschaft, unter dem Schutze des erlauchten Abbé Lamennais und Konsorten, bestehe, durch deren Eifer fromme Personen aufgetrieben würden, um ihnen Gräber auf dem Valeriansberge zu dem fixen Preise von fünf Franken zuzusichern. Nach dieser nothwendigen Erklärung entgegnete Bonifoux: „Weil ich, wie Sie behaupten, eine devote Physiognomie habe, so sind hier meine fünf Franken für eine Stelle auf dem Valeriansberge; aber wenn ich Ihnen offenherzig reden darf, so bin ich vielmehr um meine Unter-Bureauchef-Stelle, als um jene besorgt, und wenn ich diese mir versichern könnte ...." — „Das können Sie!" entgegnete der Andere und heftete ein durchdringendes Aug' auf ihn: „Eine gute That bleibt nie ohne Belohnung. Ich will Ihnen dafür wenigstens einen guten Rath geben. Verfügen Sie sich schnurstracks an die Höllen-Barriere, steigen Sie dort in einen Pot-de-Chambre, und schlagen Sie die Straße von Bicetre ein. Diesem Narrenhause gegenüber werden Sie ein Haus erblicken, das von Weisen bewohnt wird, und das man gemeiniglich nur unter dem Namen Montrouge bezeichnet. Treten Sie in dieses Haus mit vollem Vertrauen ein. Sagen Sie, daß Sie der Bruder Doucet schicke, daß Sie den Pater Candide sprechen wollen. Schütten Sie vor diesem Ihr Herz aus und sagen Sie ihm frank und frei, daß Sie Ihre Stelle als Unter-Bureauchef sich für immer versichern wollen. Sie werden einige kleine Instruktionen erhalten, und es wird geschehen, was Sie begehren."

Der schwarze Mann hatte eine so sibyllinische Stimme angenommen, daß die Ueberredung bei dem Unterchefs siegte, der sich auf der Stelle nach Montrouge auf den Weg machte. Dort angekommen, stellte er sich dem Pater Candide, einem kleinen, breitschulterigen Manne mit hochrothen, hängenden Wangen, vor. Nachdem er den Zweck seiner Reise erklärt hatte, maß ihn der Pater mit den Augen vom Scheitel bis zur großen Zehe, öffnete sodann ein dickes Buch, betrachtete ihn abermals von hinten und von vorn, und murmelte dazu zwischen den Zähnen: „auf ein Haar!" als wenn er sein Signalement mit seiner Persönlichkeit verglichen hätte. Sodann redete er ihn

folgendermaßen an: „Mein Freund, man hat mich versichert, daß Sie gut denken.“

— Herr Pater, ich denke wenig, und ich darf nicht wagen, das Wenige gut zu nennen; aber ich bemühe mich ....

„Sie richten Ihre Absichten so gut ein, als es Ihnen möglich ist. Verrichten Sie Ihre Andachtsübungen genau?“

— Ich hätte gewollt .... ich wollte .... ich habe immer gewünscht ....

„Reden Sie offen mit mir; gehen Sie alle Sonntage zur Messe?“

— Leider, nein!

„Was treiben Sie denn den ganzen heiligen Tag hindurch?“

— Ich spiele Schach.

„Das muß wohl ein sehr anziehendes Spiel sein.“

— O, ich versichere Sie, es ist sehr anziehend. Man sieht verschiedene Figuren in Bewegung, die sich gegenseitig angreifen und schlagen. Aber der Hauptspaß vom Ganzen besteht darin, den König so dicht mit Läufern (fous) und Thürmen zu ummauern, daß der arme Monarch wie paralysirt in allen seinen Bewegungen wird.

„Ja, ja, ich begreife nun sehr wohl, daß dies Spiel anziehend sein mag. Demungeachtet sollten Sie sich künftighin bestreben, den ersten Sonntag jeden Monats zur Messe zu gehen. — Was thun Sie, wenn Sie von der Gesellschaft Jesu übel reden hören?“

— Ich schweige.

„Daran thun Sie nicht Recht. Sie müssen künftighin in dieser Hinsicht Ihr offenes Glaubensbekenntniß ablegen, und ohne sich in lange Diskussionen zu verlieren, für die Atheisten zerschmetternde Thatsachen anführen; denn alle unsere Feinde sind Atheisten, und man muß keine Schonung und kein Mitleiden gegen sie haben. Sagen Sie also frei heraus: daß alle diejenigen, welche die Jesuiten verfolgten, auf eine jämmerliche Weise ihr Leben beendigt haben. Sagen Sie, daß Pascal, in Bestrafung seiner gegen uns gerichteten Verleumdungen, sein ganzes Leben hindurch von der fürchterlichen Vision eines überall vor seinen Schritten sich eröffnenden Abgrundes geplagt worden, und daß er mit vom Brand entzündeten Eingeweiden gestorben ist. Sagen Sie, daß die Parlamente, die uns zu unterdrücken geglaubt haben, selber nicht mehr existiren, und daß wir noch immer frisch und munter, wie die jungen Ferkel, auf dem Tapet sind. Sagen Sie, daß alle unsere Freunde mit Glück und Segen, sowohl in der Zeitlichkeit, als im ewigen Leben, überschüttet worden sind. Wenn man in Ihrer Gegenwart von den sogenannten Freiheiten der französischen Kirche spricht, so sagen Sie, daß die Entscheidungen des heiligen Vaters Ihre einzige und alleinige Glaubensregel sein. Ueberschreiten Sie diesen Kreis nicht, und hüten Sie sich vor Allem, irgend einen Einwurf zu beantworten. Nehmen Sie diese verschiedenen Verpflichtungen über sich?“

— Ich übernehme sie.

„So empfangen Sie dies Skapulier, das von den eigenen Händen des Pater Longi-Fortin, unsers Generals, gesegnet worden ist. Es ist das fühlbare Zeichen Ihres Vertrags mit der Gesellschaft Jesu. Tragen Sie es immer auf sich, und besorgen Sie nicht den Verlust Ihrer Stelle; die Gesellschaft Jesu garantirt sie Ihnen, so lange Sie ihr treu bleiben; denn Sie dürfen sich nicht schmeicheln, daß ihr die geringste Ihrer Handlungen verschwiegen bleiben könne. Wo Sie auch sein mögen, so bedenken Sie, daß Sie einen Jesuiten neben sich haben. Sie scheinen daran zu zweifeln? Blicken Sie in dies Buch. Hier ist Ihre Seite. Lesen Sie die letzte Zeile: „Hat auf seinem Bureau die Etoile und den Konstitutionnel, aber lieset nur den letzten. Spielt jeden Sonntag Schach.“ Gehen Sie in Frieden, mein Sohn!“ Mit diesen Worten entließ er ihn.

Bonifour konnte sich von seinem Erstaunen nicht mehr erholen. Dies Buch, in welchen seine geringsten Handlungen aufgezeichnet waren, schien ihm das Buch des Geschicks. Er schaute sich von Zeit zu Zeit um, ob ihm nicht ein Jesuit am Absatz hange. „Endlich bin ich meiner Stelle gewiß, wie Seine Exzellenz der Herr Finanzminister!“ sagte er, und mehr die Stimme erhebend, fügte er hinzu: „Meiner Treu, es ist eine ganz vortreffliche Anstalt, die der Jesuiten, und man muß ohne Glauben sein, wenn man Uebels von ihr sagen kann.“ — „Ich bin Ihrer Meinung ebennicht!“ antwortete ihm ein Individuum, das sich plötzlich ihm zur Seite befand. — „Um so schlimmer für Sie!“ entgegnete der Unterchef mit der Betonung eines warmen Proselyten. Und damit warf er dem Andern alles an den Hals, was er in seiner Instruktion so eben über Pascal, die Parlamente u. s. f. vernommen hatte. Der Andere, unwissend wie ein Buchhändler, der er war, wurde von der Beredsamkeit unsers Bonifour ganz darniedergedrückt, und erzählte ihm sodann, daß er so eben auch von Montrouge komme, um sich sein Patent, über welches er nicht ganz beruhigt sei, zu versichern. Aber der Pater Candide hatte ihn sehr übel aufgenommen und ihm vorgeworfen, den Monsieur Voltaire gedruckt zu haben. Er habe sich darauf die Bemerkung erlaubt, daß er Buchhändler vor Allem sei. Und ich bin Jesuit vor Allem, habe ihm der Pater Candide geantwortet und ihm den Rücken gekehrt. — „Mein Freund,“ sagte

Bonifoux, „Sie haben da einen sehr dummen Streich gemacht.“

— Leider ja.

„Ihr Patent ist gewaltig auf der Kippe.“

— Verwünscht sei, wer mir gerathen hat, den verwünschten Voltaire zu drucken, der, im Vertrauen sei es gesagt, doch reissend abgegangen ist.“

„Ich habe Ihnen keinen bessern Rath zu geben, als den, so schleunig als möglich eine Ausgabe von den Missionsgesängen zu veranstalten, das ist das einzige Mittel, sich Ihres Patents zu versichern.“

— Ich will mich noch heute damit beschäftigen.

Indem er das sagte, fuhr ein Kukuk vorüber. Sie stiegen Beide hinein und fanden darin einen Ochsenhändler und einen Schlosser, die von Montrouge mit den größten Lobeserhebungen sprachen. „Sie sehen, daß alle Welt meiner Meinung ist!“ sagte der Unterchef zum Buchhändler. Im Fortgange der Unterhaltung erfuhr Bonifoux, daß der Schlosser Altmeister seiner Zunft sei, und er bemerkte unter der Weste des Ochsenhändlers ein Skapulier. Man trennte sich mit den äussern Zeichen des größten gegenseitigen Wohlwollens. „Wie viel Harmonie“, sagte der Unterchef, „stiftet diese schöne, diese heilige Anstalt der Jesuiten unter den Menschen!“ — Und er begab sich an sein Bureau, befriedigter noch, als jener Kaiser, der sich beklagte, einen Tag verloren zu haben.

George Cannings dichterische Werke.

Daß Canning ein großer Minister sei, hat man nun wohl endlich in Europa begriffen; denn, wie das alte schwäbische Sprichwort sagt: „Schaden macht klug.“ — Ohne behaupten zu wollen, ob es bereits seine volle Anwendung erlangt habe, liegt uns hier nur allein daran, darzuthun, daß man Minister sein, und zugleich scharfen Verstand, feinen Witz und angenehme Laune in einem hohen Grade haben könne; denn das ist wirklich bei dem in Rede Stehenden der Fall. Die Zahl seiner poetischen Erzeugnisse ist zwar nicht beträchtlich; aber man erkennt in ihnen jene einfachen, wahren und edeln Gedanken, die der Verfasser auch als Staatsmann beurkundet hat, eine Erscheinung, die man in dem moralischen Zustande der heutigen Politik beinahe als ein Phänomen betrachten darf. Der Philosoph bemüht sich also in seinen Gedanken den Mann zu erforschen, der das Schicksal der Erde in seinen Händen hält. Niemand wird abläugnen wollen, daß die Zukunft Griechenlands jetzt nicht von England abhängt. Man betrachtet die Bewegungen seine Kabinets. Wird es dies tapfere Volk untergehen lassen? Werden diejenigen, denen ein Byron beigestanden hat, nicht gerettet werden? — Mit frohem Erstaunen und inniger Bewegung lieset man daher in den Dichtungen Cannings die Anklänge seiner Leier, die so innig mit eben demselben Lande sympathisirte, dessen Ruhm er jetzt wiederherzustellen im Stande ist. Theilen wir, ohne alle weitere Vorrede, einige Strophen davon mit.

„Griechenlands Sklaverei.

„O Griechenland! o Nation! die du deines Gleichen nicht hattest! Auf immer mit Ehrfurcht genannter Name! Du Säugamme der Helden! du wirst nie aufhören dem Ruhm geheiligt zu bleiben. Deine prunkende Ehre ist begraben, dein heller Glanz leuchtet nicht mehr, du bist von der Zinne der Macht herabgesunken und deine Tugend ist dahin! — Aber immer wird das Andenken, seine Blicke gegen deine frühern Verdienste gewendet, einen Seufzer dem weihen, was einst war.

„Die Freiheit liebte dich und ihre ernährende Hand befruchtete deinen glücklichen Boden, jenen Boden, den der strenge Lazädemonier, das Kind der Armuth betrat, der die Mühseligkeiten seiner harten Unabhängigkeit nicht fürchtete.

„Geliebte der Pallas und der neun Musen, glänzte Athen in tausendfachem Ruhm. Seine Kinder, die des ganzen Griechenlandes, wußten sie nicht geschickt das Schwert zu führen, den Bogen zu spannen, den Wurfspieß zu schleudern? Fürchteten sie die Schlacht?.....

„Antworte, Marathon! du mit aufgehäuften Persern bedeckte Ebene! — Antwortet, Termopyläen! Leonidas hemmte in euern engen Schluchten den Vordrang der Nationen. Und diese Tage haben nicht ihres Gleichen, ausser die von Leuktra und Mantinaea, wo Epaminondas stritt.

„Aber, edles Griechenland! es war nicht allein die Kunst des Krieges, die dich berühmt gemacht hat. Die erhabene Philosophie hat uns deinen Namen lieb und heilig gemacht. Auf deinem Boden hat Plato gedacht, ist Sokrates gestorben.

„Schöne Künste, edle Wissenschaften! ihr habt abwechselnd Griechenland mit euerm Glanze überstrahlt. Hier ist stolz die Bildsäule aus dem Marmor hervorgegangen, der Maler hat die Leinwand mit einem göttlichen Pinsel belebt und der Enthusiasmus des Dichters hat die Natur mit Reizen geschmückt, die sie nicht hatte. Homer hat an deinen Gestaden gesungen, Sapho hat dort ihre liebende Leier ertönen lassen, Tyrtheus ließ seine kraftvollen Lieder erschallen und begeisterte die entnervten Krieger, Pindar machte seine Oden zu Bewohnern des Olymp und der tapfere Alcens verachtete das Reich eines Tirannen. Die prachtvolle Tragödie berührte mit ihrem edlen Zepter alle Leidenschaften der Seele, während ihre Schwe-

ſier, nach den Klängen der Muſik, eben ſo viel Eleganz als Majeſtät entwickelte.

„O Griechenland! das war ehemals dein Ruhm! Wie biſt du ſeitdem ſo anders geworden!.... Wie, du das Vaterland der Freiheit, du ſollteſt immer von deinen abſcheulichen Beherrſchern unterdrückt bleiben..... du, das einſt Millionen Aſiaten beſiegte? Ach, wer kann, ohne zu ſeufzen, deine abgebrochenen Mauern ſehen, deine Städte im Staub? Was ſind, auf dieſer verwüſteten Ebene, jene mit Moos bedeckten Trümmer?.... Es ſind die Ueberreſte der Tempel, die der Muſelmann geſtürzt hat; der Epheu umſchlingt mit ſeinen trägen Armen die Säulen, deren Stolz nunmehr geſunken iſt.

„Deine Söhne (o beweinenswerthes Geſchick!) ſind die Beute entſetzlicher Sklaverei. Man beklagt ihre Mühſeligkeiten nicht, ſie ſterben auf den Rudern der Galeeren, ohne daß ihr Tod das geringſte Mitleiden einzuflößen vermag.....

„Trauriges Schickſal! Ach, immer werden Thränen meine Augen verdunkeln, meine Bruſt wird immer von Seufzern gehoben, wenn ich an deinen vergangenen Ruhm und an deine gegenwärtige Sklaverei gedenke."

Man merkt dieſen Verſen ohne Zweifel noch eine gewiſſe Jugend an, ja, man könnte ſelbſt ſagen, daß ſie voller Deklamation und ohne beſondere Originalität ſind; aber bei ihrer Ueberleſung denkt man weniger an ihren innern Gehalt, als an den, der ſie ſchrieb. Man iſt geneigt, ihn zu bitten, wie Schiller ſagt, „Ehrfurcht für ſeine Jugendträume zu haben," und ſeine Verſe mit derſelben Feder zu verbeſſern, welche die Unabhängigkeit Griechenlands unterzeichnen wird.

Wir führen noch eins ſeiner ſatyriſchen Gedichte an, das ſich in England eine große Berühmtheit erworben hat. Es iſt vorzüglich merkwürdig durch die Originalität der Verſe und durch die Wendung des Schlußreims, den wir natürlich in der Ueberſetzung nicht ganz ſo wiederzugeben vermögen.

Der Menſchenfreund und der Scheerenſchleifer.

Der Menſchenfreund.

„Armer Scheerenſchleifer! wo gehſt du hin? Der Weg iſt beſchwerlich und dein Rad dreht ſich nicht. Der Wind iſt ſchneidend und kalt. Ich ſehe ein Loch in deinem Hute, ich ſehe eins in deinen Hoſen.

„Armer Scheerenſchleifer! Jene aufgeblaſenen Menſchen, die in ihren prächtigen Karoſſen rollen, wiſſen nicht, wie ſauer es iſt, zu rufen: Meſſer, Federmeſſer ſchleif! O, ſag' mir, armer Scheerenſchleifer, wie du dazu gekommen biſt, Meſſer zu ſchleifen? Hat dich irgend ein Reicher geplündert? Etwa der Dorfherr, oder der Pfaff deiner Gemeinde, oder der Prokurator?

„Iſt's der Dorfherr, weil du ſein Wild geſchoſſen haſt, der Pfaff, weil du den Zehnten nicht haſt zahlen wollen, oder der Prokurator, weil dir ein Prozeß gefallen hat?

„Haſt du nicht die Rechte des Menſchen von Thomas Paine geleſen? .... Thränen zittern auf meinen Augenwimpern und fallen, ſobald du deine rührende Geſchichte erzählen wirſt.

Der Scheerenſchleifer.

„Eine Geſchichte! Gott helf uns! Ich hab' keine Geſchichte zu erzählen. Ich hab' in der letzten Nacht im Wirthshauſe zu viel getrunken und weil ich mich geprügelt habe, darum iſt mein Hut, darum ſind meine Hoſen zerriſſen.

„Die Konſtabler haben mich am Kragen gepackt. Sie haben mich vor den Richter geſchleppt und der Richter Odmixon hat mir die Beine einſperren laſſen, weil, wie er ſagt, ich ſie zum Landſtreichen gebrauche.

„Wenn Ihr Ehr'n mir ſechs Pence geben wollen, ſo will ich einen Krug Bier auf Ihre Geſundheit trinken; aber was die Politik anbelangt, darein miſche ich mich nicht, mein Herr!

Der Menſchenfreund.

„Dir ſechs Pence geben!? — Da ſoll dich viel lieber der Teufel holen. Wie, das Gefühl deiner Rechte begeiſtert dich nicht zur Rache? Du Lump, du Galgenſchwengel, du Schuft unwürdig der heiligen Freiheit!"

(Der Menſchenfreund verſetzt dem Scheerenſchleifer mehrere Fußtritte in den Hintern, zerbricht ihm ſeine Schleifſteine und verläßt den Jammernden endlich im ſchönſten Enthuſiasmus ſeines Republikanismus und ſeiner Univerſal-Philantropie.)

Canning hatte einen Sohn, der 1820 in ſeinem neunzehnten Jahre ſtarb. Er ſetzte ihm ſelbſt ſeine Grabſchrift, die wir noch ſchließlich mittheilen:

„Ach, von Kindheit an warſt du dem Himmel beſtimmt. Die Weisheit deines Jugendalters war größer, als die, welche der Unterricht zu ertheilen vermag. Du litteſt wie ein Märtyrer. Du bewahrteſt immer die Reinheit deiner Kindheit, und kein Flecken beſchmutzte dein Leben, auſſer dem, den Jeſus Chriſtus mit ſeinem Leben abgewaſchen hat. Jetzt, da deine tödtlichen Leiden dich nicht mehr drücken, fleig empor zu der Ruhe, die dir beſtimmt war, glückſeliger Geiſt! und ich, für den die Natur ihre Verordnungen verwechſelt hat, ich, dein Vater, ich vergieße geheiligte Thränen auf deinem Grabe."

Bemerkungen über die menschliche Gesichtsbildung.

L'homme est un être ondoyant et divers.
Montaigne.

Kein Wesen, kein Thier bietet so vielerlei Gesichter, so verschiedenartige Zusammensetzungen der Gestalten dar, als der Mensch. Die Thierracen, die durch eine lange Häuslichkeit auf alle mögliche Weise sich vermischt haben, wie die Hunde und andere, haben zwar eine große Verschiedenheit der Gattungen; aber nicht der Physionomie und des Ausdrucks derselben bei den Individuen, erzeugt.

Mehrere Ursachen tragen zu diesen unendlichen Modifikationen bei, ohne der vielfachen Bekleidungen zu gedenken, mit denen sich die Männer und mehr noch die Weiber auf der ganzen Erde, auf eine so sonderbare Weise bedecken. Es ist unbezweifelt die Zivilisation, mit so mancherlei Anregungen unserer Empfindsamkeit, die durch alle gesellschaftlichen Interessen, durch die verschiedenen Umstände des Glücks, des Ranges, der Künste und Handwerke in Bewegung gesetzt wird; es sind unzählige Gebräuche, die, ein jedes Individuum verschiedenartigen Lagen unterwerfend, eine eigene Art der Leidenschaft mit diesem oder jenem unserer Organe entwickeln, und dies oder jenes beständige Bestreben in den Verrichtungen aller Stände nothwendig machen. Auf solche Weise beherrscht Alles den Menschen. Er ist ein vielseitigeres Thier als das gewöhnliche, das auf den engen Raum seines Instinkts und seiner täglichen Bedürfnisse beschränkt ist.

Der Mensch ist in seiner Erziehung tausend Studien, tausend verschiedenen Nahrungsmitteln unterworfen. Er wird nach tausend verschiedenen Formen, im Gange seiner langen Kindheit, gebildet. Er stammt von Aeltern ab, die selbst schon durch eine Menge von Umständen, politischen Lagen, und der Abhängigkeit von vielerlei Dingen, selbst bei den Reichen und Großen, die häufig mehr noch die Sklaven der Opulenz und der öffentlichen Ehrfurcht, als die übrigen beschränkt worden sind. In jedem Augenblicke erzeugen sich in den Gedanken des Menschen Hoffnung oder Furcht, Freude oder Traurigkeit, Liebe oder Haß, die seine Physionomie bestürmen, und daraus einen beweglichen Spiegel seiner Seele machen, die, so zu sagen, aus allen seinen Poren hervordringt. Bald lernt er sich selbst beherrschen, seine Leidenschaften dem forschenden Auge des öffentlichen Uebelwollens zu entziehen. Er wird ein Universal-Höfling, der sich alle den ihn umgebenden Willensmeinungen anschmiegt, wenn er auf der Bahn der Macht und des Reichthums vorwärts schreiten will. Endlich auch vervielfältigt sein Geist, der so mannigfach in seinen Ideen ist, auch die Gestalten seines Körpers. Er wird der wunderbarste Prodeus der Natur, und bleibt sich selber oft eben so unerklärbar, als den Andern.

Diese große Verschiedenheit ist nicht ohne Zweck, es liegt vielmehr in ihr eine der größten Wirkungen von der Harmonie der Natur. Nehmen wir einmal den Fall an, daß alle Männer und Frauen, die Verschiedenheit des Alters und des Körperbaus ausgenommen, eine durchaus gleiche oder ausserordentlich ähnliche Gesichtsbildung hätten, wie die Thiere einer und derselben Gattung, oder wie die Wilden, die nicht in größern Gesellschaften zusammen leben. Welche Unordnung, welche nachtheilige Folgen würden daraus entstehen? Wie würde man sich wieder erkennen, wenn Alles wie eine Heerde Schafe wäre? Wo würden die Väter, die Mütter, Brüder, Schwestern, Kinder, Männer, Frauen, Freunde, Feinde, Verwandten, Obrigkeiten sein? Alle häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse wären aufgelöset. Das ganze menschliche Geschlecht würde nur einen verworrenen Haufen, wie die Ameisen oder Fliegen, bilden. Weil Alles vollkommen sich ähnlich ist, würde wohl das augenblickliche Bedürfniß ein Geschlecht dem andern nähern; aber zwei Wesen würden nicht auf längere Zeit sich verbinden. So würde sich Alles vermischen, wie bei den Thieren, und der Mensch würde ganz in den viehischen Zustand versinken. Niemand würde sich mehr erkennen, weder die Väter ihre Kinder, noch diese ihre Erzeuger. Keine besondere Anneigung würde stattfinden, kein edles Gefühl könnte im Herzen des Menschen erwachen, und sie würden noch viel schlechter und verworfener werden, als sie jetzt unter so vielen Formen sind. Die Wilden, die eine so große Aehnlichkeit untereinander haben, tatowiren und bemalen sich verschiedenartig die Haut, um sich wenigstens daran sogleich erkennen zu können.

Die Verschiedenartigkeit der Physionomien im menschlichen Geschlechte wird also ein Vereinigungsprinzip, weil sie jedes Individuum besonders auszeichnet und karakterisirt. Sie ist um so unentbehrlicher in unserm gesellschaftlichen Zustande, weil alle zivilisirte Menschen durch ihre Gebräuche, ihre Manieren, ihre Kleidung und andere gesellschaftliche Umstände, aus einer und derselben Form hervorgegangen zu sein scheinen.

So braucht das Thier nur die Gattung oder das Geschlecht der andern Individuen seiner Race zu erkennen, weil es keine Gesellschaft bildet. Der Mensch hingegen muß diese Person von jener andern unterscheiden, und sie selbst studieren können. Das Thier

hat, im Allgemeinen genommen, keine Phyſionomie, der Menſch allein hat eine ſolche, mehr oder weniger karakteriſtiſche. Die Figur des Affen macht Grimaſſen, die des Menſchen erklärt ſich und redet, ſelbſt wenn er ſchweigt.

Je mehr Geſelligkeit es gibt, je größer iſt die Nothwendigkeit, ſeine Gedanken durch allerlei Mittel, Geſten, Bekleidungen, Zeremonien und andere Handlungen der Höflichkeit auszudrücken. Es giebt Länder *), wo, weil Zunge und Geſicht ſchweigen müſſen, man mit den Fingern ſpricht, wie bei den Perſern und den Armeniern, die dadurch einen Handel abſchlieſſen, daß ſie ſich die Hand auf verſchiedene Weiſe drücken; oder man erklärt ſich durch Blumen, wie die Liebenden im Morgenlande; oder ſelbſt nur durch Blicke, eine Sprache, die oft ſehr beredt ſein kann.

Der Menſch hat eine eigene Form, oder Phyſionomie, weil er eine Seele, einen Gedanken hat, der ihm ausſchließlich gehört. Das Thier, das in ſeinem Individuum nur eine Fraktion ſeiner Gattung iſt, hat ſo zu ſagen keine beſondere Seele, ſondern allein einen Inſtinkt, der mit ihm ſeiner ganzen Race angehört. Es offenbaret alſo die Form der Gattung und nicht eine Phyſionomie. Dieſe iſt einem jeden Menſchen eigenthümlich, wie ſein Name, und indem beides ihm eine perſönliche Eigenſchaft gibt, wird er erſt ein wirklich moraliſches und geſellſchaftliches Weſen. Jedes Geſchöpf ohne Phyſionomie, wie ohne Karakter, verſchwindet in der geſellſchaftlichen Ordnung, weil es ohne Bedeutung bleibt.

Der Apoſtel St. Jakob hat zuerſt die Beobachtung gemacht, daß diejenigen, die ſich in einem Spiegel betrachten, ſelbſt wenn dies ſehr häufig geſchieht, doch bald nachher ihr Geſicht wieder vergeſſen. Derſelbe Fall findet nicht mit den Perſonen ſtatt, die man ſieht, und deren Züge man ſich ſehr wohl erinnert. Man kann dies Phänomen, oder dieſe Thatſache auf mehrfache Weiſe erklären. Zuerſt erblicken wir die Andern in der Realität, und dieſer durchaus körperliche Eindruck wirkt lebhafter auf uns, als das bewegliche Bild unſers eigenen Geſichts, deſſen Widerſchein wir im Spiegel erblicken. Sodann haben wir das Bedürfniß, die andern Perſonen mehr wieder zu erkennen, als uns ſelbſt, weshalb wir mit größerm Fleiß und mit mehr Aufmerkſamkeit ihre Züge ſtudieren, als die unſrigen. Wir blicken in den Spiegel, nicht um uns zu erkennen, ſondern aus einer Art von Eitelkeit. Es ſind weniger unſere phyſiſchen Züge, die wir im Spiegel betrachten (denn die häßlichen Geſichter ſelbſt beantlitzen ſich gern), als eine gewiſſe Anordnung unſerer Perſon, von der wir uns oft überzeugen wollen.

*) Die Muſelmänner, ſo wie alle unter dem Joche des Deſpotismus befindliche Völker, haben eine düſtere Phyſionomie, deren Ausdruck erloſchen zu ſein ſcheint. Selbſt wenn ſich ihre Religion nicht der Ausbildung menſchlicher Geſtalten entgegenſetzte, würden ſie in den ſchönen Künſten doch nie etwas Beſonderes zu leiſten im Stande ſein.

Ode von Lockhart. *)

Kein Hauch bewegte das unendliche, von der Flamme des Untergangs gerötbete Meer, und der Schatten des alten Palmbaums, deſſen einſames Laubdach unſere Hütte beſchützt, ſchlief unbeweglich an ihrer Pforte.

Ein Mann, ein Greis ließ ſich unter ſeinen Zweigen nieder. Ich konnte ſeine ſtummen Gedanken nicht erkennen; aber ich ſah ſeine Thränen.

Eine zitternde Hand hatte zum Theil das gebräunte Geſicht des Veteranen bedeckt, und dennoch glänzte etwas durch ſeine Thränen, das vom Kriege und von Frankreich ſprach.

Etwas, das an den Ruhm der alten Tage erinnerte, als die Trompeten in der flammenden Luft erſchallten, als das glühende Auge des Kriegers das blutige und ſtaubige Gewölk der Schlachten durchdrang.

Vielleicht, dacht' ich, als die Hoffnung, der lügneriſche Zauber ſeiner erſten Jahre, ſein junges Herz ſchlagen machten, ſahen vielleicht die Fluthen von Lodi und die Sandwüſten Syriens dieſe verwelkte Hand die Blitze des Todes ſchleudern.

Das Kriegsgeſchrei Bonaparte's, der damals auch noch jung war, belebte vielleicht dieſe gefurchte Wange mit heroiſcher Röthe. Jung, und als die Jahre ſeinen ſchwarzen Schnurbart verſilbert hatten, folgte er ihm überall hin.

Seine Seele, wie ſein Schwert, waren immer bereit, dem Willen ſeines Generals zu gehorchen. Ich bewundere die Thränen des alten Kriegers; ſein General iſt nicht mehr.

Napoleon! unſere Hände werden deiner Aſche keine ehrgeizige Säule erheben. Der Bach wird dieſen beſcheidenen Stein beſpülen, den die Stechpalme mit ihren ſpitzigen Blättern überdeckt.

Aber ſeine ungeheuern Flügel zuſammenſchlagend, wird der Adler auf dieſe Begräbnißſtätte niederſchieſſen, und von der Höhe des Grabmals werden ſeine ſprühenden Augen die Sonne herausfordern.

Selbſtkenntniß.

Der Menſch will ſich ſehen, weil er eitel iſt. Er vermeidet ſich zu ſehen, weil er, eben weil er eitel iſt,

*) Schwiegerſohn Walter Scotts.

den Anblick seiner Mängel und seines Elends nicht ertragen kann. Um dies entgegengesetzte Verlangen übereinstimmend zu machen, nimmt er seine Zuflucht zu einem Kunststücke, das seiner Eitelkeit vollkommen würdig ist, und durch welches er das Mittel findet, die beiden Seiten derselben zu befriedigen. Dies Kunststück besteht darin, seine Mängel mit einem Schleier zu bedecken, sie gewissermaßen von dem Bilde zu verwischen, das er sich von sich selber macht, und nur seine guten Eigenschaften sichtbar zu lassen, die ihn vor sich selber erheben. Hat er sie in der Wirklichkeit nicht, so gibt er sie sich durch seine Einbildungskraft, und wenn er sie in sich selbst nicht aufzufinden vermag, so entnimmt er sie den Meinungen Anderer oder äussern Gegenständen, die er mit seiner Idee verknüpft, als wenn sie einen Theil derselben bildeten. Vermittelst dieser Illusion ist er immer von sich selber abwesend und sich selber bekannt. Er betrachtet sich beständig, und sieht sich nie, wie er ist, weil er statt seiner nur ein eitles Phantom erblickt, das er sich gebildet hat.

Wenn ein Karaibe sich selbst vorstellt, so sieht er nur ein gewisses Gesvenst, das dem Bilde ähnlich ist, welches er selbst im Wasser gesehen hat. Indem er sich als geschickt im Bogenschiessen und im Fischfang, als Herr einer gewissen Hütte, als Mann eines gewissen Weibes betrachtet und als ein Mensch, der so und so viele Feinde getödtet hat, beschäftigt er sich gänzlich mit seinen Ideen und mit den äussern Gegenständen, die sie erneuern, und er verbringt auf solche Weise sein ganzes Leben, ohne die geringste Betrachtung über das Wesen in sich anzustellen, das denkt und räsonnirt, ohne darüber zu denken, was es eigentlich ist, woher es kommt und was aus ihm werden soll. Und man muß sich nicht einbilden, daß der Stolz der übrigen Menschen auf eine andere Weise sich äussere, als bei diesen wilden Völkern. Sie bestimmen allein ein wenig besser jenes Bild, das der Gegenstand ihrer Liebe ist.

Ein Feldherr erblickt in seiner Selbstbetrachtung ein Phantom zu Roß, das Soldaten befehligt. Ein Fürst erblickt einen reichgekleideten Mann, den man mit Ehrfurcht betrachtet und dem die Menge gehorcht. Eine Magistratsperson erblickt einen Menschen mit den Zeichen seiner Würde geschmückt, von den Andern verehrt, weil er sie verpflichten oder ihnen schaden kann. Ein Frauenzimmer erblickt ein Götzenbild, das durch seine Schönheit einen allgemeinen Zauber verbreitet. Ein Geiziger erblickt sich in unermeßlichen Schätzen wühlend. Ein Ehrgeiziger erblickt sich von Menschen umgeben, die vor seiner Größe sich beugen. So ist der Zweck eines Jeden in allen seinen Handlungen nur der, dessen Prinzip die Eigenliebe ist, nämlich die Idee auf sein äusseres Wesen überzutragen, nicht aber das innere zu erforschen und kennen zu lernen.

Entdeckung einer neuen Insel.

Die holländische Fregatte Maria van Reygersberg, befehligt vom Schiffskapitän Coertson, und die Korvette Pollux, hatten das Kap Horn umschifft, um sich nach den Molukken zu begeben. Am 14. Juni 1825 erblickte man auf dem Pollux eine Insel in der Richtung nach W¼SW. Sie war mit Gehölz überdeckt und schien bewohnt zu sein. Man befand sich unter 7° 8′ 54″ südlicher Breite. Die neuesten Karten von 1824 deuteten kein Land unter dieser Breite an, und man überzeugte sich daher, daß man eine neue Insel entdeckt habe, der man den Namen Nederlandsche Eiland beilegte. Ihre nördliche Spitze befindet sich unter 7° 10′ der Australseite und ihr Mittelpunkt unter 177° 33′ 16″ östlicher Länge von Greenwich, oder 175° 13′ 11″ von Paris. Die Abweichung der Magnetnadel ist daselbst 7° gegen Osten.

Diese Insel hat, wie viele andere im stillen Ozean von den Polypen erbaute, die Gestalt eines Halbmonds, oder eines Hufeisens. Ein niedriges Haff oder ein Korallendamm verbindet westlich die beiden Spitzen des Halbmonds, und bildet solchergestalt einen Binnensee. Das Eiland ist stark bevölkert und eine große Menge Eingeborner, von denen einige mit langen Stöcken bewaffnet waren, zeigten sich am Ufer. Man sandte zwei Boote gegen sie ab. Der Anblick der Insel ist lachend und malerisch. Sie scheint auch fruchtbar zu sein. Man konnte ungefähr 300 Wilde am Ufer zählen. Sie waren groß, wohlgebaut und von dunkler Kupferfarbe. Die Weiber sind ebenfalls stark und robust. Einige von den Einwohner waren tatowirt, jedoch weniger, als die von Nukahiwa. Sie haben keine andere Bekleidung, als eine Schürze von Baumblättern. Andere hatten auch ein Stück Stoff, aus Kokosfasern gewebt, um die Hüften. Mehrere hatten ihre Haare mit schönen Federn geschmückt. Alle waren noch sehr roh und wild und zum Diebstahl geneigt. Sie nahmen ohne alle Umstände Alles, was ihnen unter die Hände kam, und sie gingen so weit, unsern Matrosen selbst die Ruder entreissen zu wollen, die sie aber damit derb auf die Finger schlugen, was sie einigermaßen, obgleich nicht besonders viel, zu bessern schien. Anfänglich hatten sie einige Scheu vor uns; aber bald tauschten sie ihre Kokusnüsse und Geräthe gegen alte Schnupftücher und Flaschen aus. Ein ehrwürdiger Greis mit einem langen weißen Bart, einem grünen Zweig in der Hand, nahete sich uns zuerst und sang dazu in einem melancholischen Tone ein langes, einförmiges Lied. Als

wir von dieſen Inſulanern Abſchied nahmen, ſchoſſen wir einige Flinten ab; aber ſie ſchienen dadurch nicht im Geringſten erſchreckt worden zu ſein, und den Gebrauch des Feuergewehrs nicht zu kennen. Sie haben keine Piroguen, wenigſtens ſahen wir keine ſolche.

Zollfreie Gedanken.

In dem alltäglichen Leben iſt man oft genug genöthigt, ſeinen Freunden ſelbſt — Schmeicheleien zu ſagen. Es gibt Wahrheiten, die uns in ihren Herzen Schaden würden, ohne ihnen vom geringſten Nutzen zu ſein.

Ein Fürſt, der ſein Ohr den Zwiſchenträgern von Profeſſion, dieſen moraliſchen Beutelſchneidern und Gewiſſensſpekulanten, leiht, iſt nicht werth, weder die Wahrheit noch die Tugend zu kennen.

Man verliert mehr Freunde durch Erzeigung von Wohlthaten, als man durch die Erkenntlichkeit zu gewinnen im Stande iſt.

Wenn der theokratiſche Körper ſich um zeitliche Gunſtbezeugungen und irdiſche Güter bewirbt, ſo wird er nicht nur im höchſten Grade geſchmeidig, ſondern ſogar recht gemein nachgiebig. Aber man hüte ſich, dieſe Nachgiebigkeit als einen vollen Gewinn, in welcher Hinſicht es auch immerhin ſein mag, zu betrachten. Es iſt vielmehr eine Falle, die der menſchlichen Eitelkeit gelegt worden iſt, und die ſie, durch ſchwere Demüthigungen, bald genug wieder abbüßen muß.

Es gibt Menſchen die wir blos deßhalb haſſen, oder wenigſtens nicht achten, weil es ihnen nicht beigekommen iſt, uns zu achten und zu lieben.

Das ganze Glück oder Unglück im Leben des Weibes hängt von dem erſten Mann ab, deſſen nähere Bekanntſchaft ſie gemacht, und den ſie geliebt hat.

Man muß ſich nicht das Anſehen geben, als verachte man den Reichthum; denn wenn man ihn zu ſeinem eigenen Glücke für entbehrlich oder überflüſſig betrachtet, ſo kann er doch zur Beförderung des Glücks Anderer beitragen. Die rechte Weisheit beſteht darin, ihn wohl zu benutzen. Unſere heutigen Philoſophen hauſen nicht mehr in Tonnen und begnügen ſich nicht mehr mit trockenem Brod. Sie ſpeiſen lieber Gansleberpaſteten.

Man muß ſich in ſeiner Jugend ſo viel Glück als möglich einzuſammeln ſuchen, weil man ſpäter ein großes Bedürfniß deſſelben fühlen wird. Mit dem zunehmenden Alter wird Alles ſchwieriger, und man wird es ſelbſt. Das was uns in der Jugend aufs höchſte ergötzte, nöthigt uns im Alter kein leichtes Lächeln mehr ab. Jung ſein, heißt an und für ſich ſelbſt ſchon „glücklich ſein.“

Das Glück, welches zu ſchnell erſcheint, iſt wie die Frucht, welche abfällt, bevor ſie reif geworden iſt.

Oft verbirgt ſich das Glück bei den Menſchen unter dem Schleier der Ruhe und des Stillſchweigens. Oft grinſet das Unglück hinter der Schminke des Lächelns und der Opulenz hervor.

Das Unglück macht nur denjenigen demüthig und unterwürfig, den das Glück hochmüthig und herrſchſüchtig gemacht haben würde.

Es gibt Veranlaſſungen und Umſtände im Leben, in denen mehr Muth dazu gehört, eine Beleidigung zu ertragen, als ſich deshalb zu rächen.

Die Erfahrung iſt ein Arzt, der ſich immer erſt nach überſtandener Krankheit einzufinden pflegt.

Wenn wir ohne allen Rückhalt einem Feinde vergeben ſollen, ſo muß er ſehr unglücklich ſein, denn nur allein das innigſte Mitleiden vermag in einem ſolchen Grade den Haß zu überwinden.

Wenn wir von einem Verbrechen unterrichtet werden, ſo ſpähen wir ſchnell nach dem Schuldigen umher, und die Einbildungskraft glaubt ihn bald entdeckt zu haben. Leider ſind wir weniger ſchnell bei der Hand, um auch den Unſchuldigen zu erkennen.

Die ſchwache Güte läßt den Böſen mehr Unheil anrichten, als ſie vielleicht ſelbſt vollbringen möchten.

Die größten Menſchen ſind diejenigen, die ſich ſelber großgezogen haben.

Deutſche Literatur.

Ueber Natur, Beſtimmung, Tugend und Bildung der Frauen. Von Karoline v. Woltmann. Wien, 1826. Bei Wallishauſſer. Ein Band in 8. von X u. 419 S.

„Hätte ein Mann dieſe Blätter geſchrieben,“ ſagt die geiſtreiche Verfaſſerin der Volksſagen der Böhmen in ihrer Vorrede, „ſie würden vorzüglicher ſein.“ Nein, ſie würden es nicht ſein. Es iſt möglich, daß ſie gelehrter, tiefforſchender, ſcharfſichtiger ſein könnten; aber zarter, mannichfaltiger, ſinniger gewiß nicht. Die eigentliche Tendenz des Werkes beſteht darin, zu beweiſen, wie die göttliche Kraft im Menſchen, im Weibe im Beſondern, ſich immer mehr entwickeln, immer vollkommener werden könne. Verſchiedene Paragraphen, in mehrere Kapitel geſchieden, deuten die Abſtufungen dieſer Tendenz an. Sie handeln: „von der Naturart des weiblichen Geſchlechts (Körper, Geiſt, Gemüth, Seele, Zuſammenhang der Kräfte); Entwickelung der Verhältniſſe der Frauen die Zeitalter hindurch (Verhältniß der Frauen bei den wilden Völkern, unter der deſpotiſchen Verfaſſung, im orientaliſchen Alterthum, bei den Griechen, Römern, Germaniern, im neuern Italien, in Frankreich — ihr Einfluß

auf Europa, insonderheit auf Deutschland — bei den Slaven); die vorzugsweise Stärke des Sinnes der Seele in der weiblichen Natur ist von jeher wahrgenommen; über die weibliche Bestimmung (Nichttheilnahme an Staatsgeschäften, an Vertheidigung des Staats, Frauen als Herrscher, Antheil an Handel, Gewerbe, Wissenschaft und Kunst, Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft in unsern Tagen); das Haus; die häuslichen Geschäfte und Verhältnisse; die weiblichen Tugenden; über weibliche Bildung; von der Bildung der einzelnen menschlichen Anlagen im Weibe." Man bemerkt aus dieser allgemeinen Uebersicht schon, wie mannichfach der Inhalt des Ganzen sei. Was die Behandlung dieses reichen Stoffes anbelangt, so entspricht er dem Interesse und der Wichtigkeit des Gegenstandes vollkommen.

Französische Literatur.

Mémoire à consulter sur un système religieux et politique, tendant à renverser la religion, la société et le trône. — Berathungs-Denkschrift über ein religiöses und politisches System, das dahin strebt, die Religion, die Gesellschaft und den Thron umzustürzen. Vom Grafen v. Montlosier. Paris, 1826. Bei Dupont und Rorel. Ein Band in 8.

Man fragt sich manchmal, wie zu gewissen Epochen eine ganze Nation einen falschen Weg hat verfolgen können? Wie diese unvorhergesehenen Verirrungen, die selbst denen unbemerkt bleiben, die dem einmal gegebenen Impuls folgen, durch traurige Katastrophen beendigt worden sind? Wie das, was ursprünglich in löblicher Absicht sich bildet, nach und nach einen grellen Karakter des Fanatismus annehmen könne? Der Parteigeist beantwortet diese Frage. Er ernährt sich durch sich selbst, befestigt sich durch seine Thätigkeit in jedem Augenblicke und an allen Orten. Nichts kann sich mit seiner Anmaßlichkeit und seiner Kühnheit vergleichen, wenn seine Erfolge einige Wichtigkeit erlangen, wenn seine Stützpunkte eine Autorität gewinnen, wenn er sich in allen Klassen der Gesellschaft verstärkt, wenn er Einfluß erlangt, wenn er seine Kreaturen oder seine Gönner in der Hierarchie der öffentlichen Verwaltung hat. — Das Werk des Grafen von Montlosier deutet einen solchen Zustand der Dinge in dem heutigen Frankreich an. Statt aller Vorrede sagt er gleich auf der ersten Seite seines Werks: „Ein großes System, oder benennen wir die Sache lieber mit ihrem eigentlichen und wahren Namen, eine große Verschwörung gegen die Religion, gegen den König und gegen die Gesellschaft hat sich erhoben. Ich habe sie in ihrem Ursprunge bemerkt, ich bin ihr in ihren Fortschritten gefolgt, ich sehe sie in dem Augenblicke, wo sie uns unter Trümmern begraben wird. Da nun diese Lage mir wie mein Gewissen bekannt ist, so muß ich sie bekämpfen; nach unsern Gesetzen muß ich sie entschleiern." Bis auf den heutigen Tag hatte man in Frankreich immer drei Kassen verwechselt, die ihre besondern Karaktere haben, und die deshalb vom Verfasser auch besonders bezeichnet werden: die Congregation, die Jesuiten, die Ultramontaner. Diese drei Parteien handeln zwar gemeinschaftlich; aber durch oft ganz von einander abweichende Mittel, welche einen und denselben Zweck haben: die Wiederherstellung des Veralteten auf dem Throne der Vernunft, die verbannt oder doch höchst beschränkt werden soll; die Prädomination der theokratischen Macht in allen geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, und die Begründung eines neuen Bildungssystems des Gesellschaft, das diese Prädomination erleichtern könne und sie nach und nach ausschließlich machen soll.

Précis de l'histoire générale des Jésuites. — Auszug aus der allgemeinen Geschichte der Jesuiten seit der Stiftung ihres Ordens am 7. Sept. 1549 bis 1826. Mit dem Motto: Jesuitæ sunt pestis religionis et terrarum. Paris, 1826. Bei Payen. Zwei Bände in 18. von XXVIII und 338 S.

Der vorliegende Geschichtsauszug zerfällt in vier Theile. Die Gründung der Gesellschaft durch Ignatz Loyola; die Politik dieses ersten Generals und sein Fundamentalgesetz; die ersten Niederlassungen und die verschiedenen Erfolge der Jesuiten in Europa; ihre Unternehmungen in Indien, in China und Japan, die Einführung der Jesuiten in Goa — das ist der Inhalt des ersten Buchs. Im zweiten wird die Einführung der Gesellschaft in Frankreich verhandelt. Im dritten wird Rechnung von ihren Einmischungen in die öffentlichen Angelegenheiten abgestattet, so wie von den gegen sie erhobenen Anklagen, von der That Chatels, der Hinrichtung Guignards und der Vertreibung der Gesellschaft. Im vierten werden alle die Thatsachen namhaft gemacht, die den Fall der Gesellschaft veranlaßten u. s. w. Es ist unmöglich, davon irgend einen Auszug mitzutheilen, weil uns das weiter führen würde, als uns der zu unsern Beurtheilungen angewiesene Raum gestattet. Das Werk entspricht vollkommen seinem Zweck: die Wahrheit auf den Punkt zu stellen, auf welchem sie ohne Leidenschaftlichkeit und ohne alles Vorurtheil von Jedermann betrachtet werden kann.

Mémoires de Robert Guillemard. — Denkschriften Robert Guillemards, verabschiedeten Unteroffiziers. Nebst mehrern größtentheils unbekannten historischen Aktenstücken von 1805 bis 1823. Paris 1826. Bei Delaforest. Zwei Bände in 8.

Wenige Soldaten haben ein so thätiges Leben geführt, als der Unteroffizier Guillemard. Er wurde bei Trafalgar gefangen, und wurde nachher Sekretär des Admirals Villeneuve, über dessen Ermordung er nähere Andeutungen gibt. Er hatte, dieser Thatsache wegen, eine Unterredung mit Napoleon. Er wurde sodann nach Italien geschickt, von dort nach Straſsund. Er theilt einige Nachrichten über die Gesellschaft der Philadelphen mit, geht nach Spanien, wo er von den Guerillas gefangen und nach Cabrera, einer der balearischen Inseln, gebracht wird, wo er ein Gemälde von dem dortigen Leben der französischen Kriegsgefangenen entwirft. Es gelingt ihm, zu entkommen, er geht nach Tortosa, und endlich mit nach Rußland, wo er abermals gefangen und nach Sibirien transportirt wird. Der Friede von 1814 führt ihn wieder nach Frankreich zurück. 1815 hilft er den König Joachim von Neapel retten, und landet mit ihm in Kalabrien. Endlich mit der französischen Armee macht er 1823 den Feldzug in Katalonien.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Toulouse, April.

Unsere Hauptstadt des Süden, wie wir Toulouse zu nennen pflegen, hat eine große Menge Zeitschriften, die, obgleich sie größtentheils auf eine ziemlich beschränkte Weise redigirt werden, doch einigermaßen dazu beitragen, uns nach und nach auf die Zivilisationsstufe zu erheben, auf welcher sich das mittlere und das nördliche Frankreich befindet. Ich theile Ihnen einige Bemerkungen darüber mit. Das „politische und literarische Journal der obern Garonne“ (in Folio) erscheint wöchentlich dreimal, und ist eine Art von Mosaik, aus abgebrochenen, den Journalen von Paris entnommenen Fragmenten, von verschiedenen Farben, zusammengesetzt. Es ist so ziemlich in fünf oder sechs Departemente verbreitet. — Das „Echo des Süden“ (in Folio) erscheint ebenfalls dreimal in jeder Woche. Es gehört zur ultramontanischen Partei. Man nennt es gewöhnlich nur den gaskonischen Moniteur. — Die „südliche Revue“ (in 4.) wird nur einmal wöchentlich von August Daldéguier, einem sehr geistreichen und unparteiischen Schriftsteller, herausgegeben. Er ist letzthin, wie der Konstitutionel und der Kourier zu Paris, angeklagt und freigesprochen worden. — Die „Toulousanische Biene, eine Zeitschrift der Sitten, der Künste und der Literatur,“ (in 4.) wird alle Sonntage ausgetheilt. Sie ist gut und unterhaltend geschrieben, und erstreckt sich über die auf dem Titel angegebenen Gegenstände. — Das „Journal der Rechtssprüche des königlichen Gerichtshofes zu Toulouse“ (in 4.) wird mit vieler Wissenschaft und geläutertem Geschmacke von den Advokaten Génie und Martin redigirt. Es erscheint davon monatlich ein Heft. Ausserdem gibt es noch eine andere Zeitschrift über Jurisprudenz. — Das „Journal der Landwirthe im südlichen Frankreich“ (in 8.) wird monatlich heftweise von der landwirthschaftlichen Gesellschaft zu Toulouse herausgegeben. — Endlich haben wir an jedem Samstage eine Art von geistlicher Zeitung zu lesen, oder nicht zu lesen, deren Redaktion Menschen ohne allen Unterricht, ohne alle Erziehung, ohne allen Geschmack, ohne alle Scham, zur alleinigen Prostitution des Heiligsten und Erhabensten auf der Erde, unter die Hände gerathen zu sein scheint.

Theater.

„Die Belagerung von Paris“, vom Vicomte von Arlincourt, ist auf dem ersten französischen Theater zu Paris gegeben worden, wird aber, der Vernunft und Wahrscheinlichkeit nach, nicht lange das Publikum langweilen. Man denke sich alle Ungereimtheiten des Renegaten und des Solitairs in Handlung gestellt, und man hat eine ziemlich genaue Idee von der Belagerung von Paris. Es handelt sich hier weder um Normänner, noch um Franken, noch um historische Personen. Es ist eine ganz gemeine, alltägliche Fabel, durch schnell aufeinandergedrängte Zufalle, die ohne irgend einen Grund und Veranlassung entstehen, und durch einige sehr alberne heroische oder lächerlich mystische Karaktere unterstützt. Man kann nicht errathen, warum der Dichter (das ist das angenommene Wort) gerade Paris zu dem Schauplatze seines traurigen Trauerspiels ausersehen hat. Er hätte ihn eben so gut auch nach Trebisund, oder anderswohin, verlegen können. Ein Mehreres über dies Machwerk zu sagen, halten wir uns nicht berechtigt, sintemalen wir unsere Zeit besser anzuwenden wissen.

Drei Nachahmungen des Drama's „Kabale und Liebe“ von Schiller sind bereits auf drei verschiedenen Theatern zu Paris erschienen. Wenn ich nicht irre, so habe ich Sie schon von zweien derselben, der „Tochter des Musikus“, auf dem Theater der Port St. Martin, und dem Schauspiel von Wailly, auf dem Odeontheater, unterhalten. Jetzt ist nun noch ein drittes Drama in fünf Akten und in Versen, unter dem Titel: l'intrigue et l'amour, von Delaville, auf dem ersten französischen Theater erschienen. Von der Zensur gezwungen, war Wailly genöthigt gewesen, einige der schönsten und kühnsten Züge seines Stücks zu unterdrücken. Er hat dem Major und Louisen jene leidenschaftliche Exaltation genommen, die bereits in der ersten Szene des Originals die Katastrophe ahnen läßt und sie rechtfertigt. Er hat dem Präsident Walter jene hohe Verworfenheit geraubt, der alle Verbrechen — wie wir leider noch in unsern Tagen bemerken können, nur ein Spiel sind, und der abscheuliche Wurm, ein Ungeheuer, das sich in den letzten Zeiten so treu und mannigfach wieder erzeugt, hat unter seiner Feder jene fata-

nische Physionomie verloren, die ihn eben so erkenntlich und so fürchterlich macht. — Delaville hat sich wo möglich noch mehr von seinem Modell entfernt, und man hat Mühe, in seinem Drama noch irgend eine Spur von Schillers Energie und Genialität zu entdecken. Der Styl selbst hat eine, man möchte fast sagen, unleidliche Eleganz, und steht mit dem Gegenstande selbst im grellsten Widerspruche. Es ist eben so, als wenn Campistron sich bemüht hätte, den Aeschyl nachzuahmen. Alles hat in dieser unglücklichen Nachahmung seinen eigenthümlichen Karakter und mithin auch seine Stärke verloren. Miller ist in einen père noble, in der ganzen Ausdehnung des Worts, verwandelt worden. Er deklamirt, pererirt und rezitirt eine Menge schöner, sinnleerer Phrasen, die wahre Geistes-Lückenbüßer genannt werden können. Die Gräfin Dolstein (Lady Milford) ist nicht mehr die Mätresse des Fürsten, sondern ein sehr tugendhaftes und frommes Frauenzimmer. Der Marschall Kalb, dieser erbärmliche Hofschranz, die getreue Kopie so manches gleichtitulirten Gecken, fehlt ganz. Die Mutter ist in eine Tante verwandelt worden. Die beiden Liebenden endlich (von Armand und Demoiselle Mars gespielt) haben alle die Reinheit und Leidenschaftlichkeit verloren, die im deutschen Stücke den Zuschauer zur innigsten Theilnahme hinreissen. In der französischen Nachahmung stirbt Louise allein, und der Major verheirathet sich ganz ruhig mit der Gräfin. — — Was soll ich noch mehr hinzufügen? Von den drei Nachahmungen ist eben die, welche dem Original am getreuesten geblieben ist, mit großem Beifall, und die, welche sich am meisten davon entfernt hat (die von Delaville), mit vieler Kalte aufgenommen worden. Ein Fingerzeig für Nachahmer.

Kunst.

Während der Anwesenheit des österreichischen Kaisers in der Lombardei wurde in der ersten Hälfte des Septembers 1825 eine Ausstellung von Gemälden und andern Erzeugnissen jetzt lebender Künstler zu Brera bewerkstelligt. Unter denselben zeichneten sich vorzüglich folgende aus: „Eine Madonna, sitzend, in Naturgröße, das Kind an der Hand haltend", von Palagio Palagi. Man betrachtet dies Gemälde als das Meisterstück eines geschickten Pinsels, sowohl hinsichtlich der Reinheit der Zeichnung, als auch des Ausdrucks und der vollkommenen Natur. Ein Arm der Jungfrau, ein Bein des Kindes, die Bewegung des Faltenwurfs beweisen das schöne Talent des Malers, der den beiden Gesichtern wirklich göttliche Züge gegeben hat. Sein Kolorit ist wahr, aber seine Schatten sind ein wenig zu gräulich. — „Hylas, von den Nymphen entführt", von Hayez, ist sehr schön. Dieser Künstler hat in seinen Gemälden eine Freiheit und eine Lebhaftigkeit, die ihm nur selten vergönnt, auf seine ersten Ideen wieder zurückzukehren. Wenn Palagi Bewunderung gebietet, so ist Hayez wirklich bezaubernd. Wahrheit und Natur sind die ersten Grundzüge aller seiner Erzeugnisse. Sein glühendes Kolorit scheint manchmal nicht ganz natürlich zu sein, seine Zeichnung ist hin und wieder ein wenig vernachlässigt und zieht ihm die Rüge der Kenner zu; aber wenn man vor seinen Gemälden steht, ist man genöthigt, zu bekennen, daß er ein wirkliches Genie in seiner Art ist. Er hat den oben erwähnten Gegenstand auf eine hinreissende Weise behandelt. Die Unschlüssigkeit und die natürliche Scham des jungen Freundes des Herkules, als er sich von den von seinen Reizen entzückten Waldgöttinnen umringt sieht, malt sich in seinem Gesichte, wie in allen seinen Bewegungen. Er möchte sich gern vor einer so liebenswürdigen Verfolgung flüchten; aber es ist schon zu spät. Die Handlung der verschiedenen Personen ist reine Natur, ihre Formen sind bezaubernd, die Vertheilung der Gruppen ist meisterhaft und der Hintergrund sehr malerisch. — Das Talent, welches der Künstler in dieser Komposition entwickelt hat, beurkundet sich eben so herrlich und reich in seiner „büßenden Magdalena", die von natürlicher Größe ist. Hier sind Ruhe, Einsamkeit, Reue vorherrschend, und wenn die schönen Formen der Neubekehrten, welche der Maler ganz entschleiert zeigt, einige weltliche Gedanken einzuflößen im Stande sein möchten, so gebietet dagegen die Urne zu ihren Füßen, das Kreuz, das sie mit Inbrunst an sich drückt, so wie das Traurige ihres Aufenthaltorts, die Ehrfurcht gegen ihren heiligen Entschluß. Die Kunst, mit der das Haar behandelt ist, macht ihr Haupt, in dessen Zügen sich die Hoffnung, die erflehte Vergebung ihrer Sünden zu erhalten, auf's Reizendste zeichnet, unbeschreiblich schön. — Eine „Enthauptung Johannis des Täufers", von Diotti von Bergamo, verdient ebenfalls eine nähere Erwähnung. Der Heilige, ein Henker, die Herodias, ein Page, der Kerkermeister mit einer Fackel in der Hand, deren trauriger Schein das Entsetzen des Gefängnisses noch vermehrt, zeigen sich im Vordergrunde. Zwei hebräische Priester oben auf der Stiege, die heimliche Anhänger der neuen Lehre sind, verhüllen sich weinend das Gesicht. Die Harmonie, die über das Ganze ausgegossen ist, die Vertheilung der Figuren, die Wirkung des Fackellichts, das leise und allmälig in Dunkelheit übergeht, und von dem der Maler einen so großen Vortheil zu ziehen gewußt hat, könnten hinlänglich sein, ihm den Ruf eines guten Künstlers zuzusichern, wenn nicht schon frühere Gemälde diesen wohlverdienten Ruf längst begründet hätten.

Hinsichtlich der Bildhauerei waren drei Grabsteine von Marchesi ausgestellt. Zwei davon tragen Basreliefs. Durch eine „Terpsichore" hat sich Monti dem Ersten zur Seite gestellt.

— Eine Gesellschaft in England hat den Entschluß gefaßt, über das ganze Königreich Telegraphenlinien anzulegen, deren Mittelpunkt London sein soll. Die Regierung kann sich derselben bedienen, aber sie werden ihr nicht allein überlassen werden.

— Die Zahl der öffentlichen Unterrichtsanstalten in Polen belief sich im J. 1821 auf 1206 und die der Studierenden auf 43,871, folglich von diesen letztern 1 auf 7273 Individuen, dahingegen man in Deutschland 1 auf 3532 rechnet.

— Die Bevölkerung der Hauptstadt von Böhmen, Prag, belief sich 1823 auf 107,325 Seelen, wovon 86,494 Christen, 7308 Juden, 1085 Bewohner der alten Zitadelle und 12,350 Soldaten. Die Universitätsbibliothek war 13,000 Bände stark.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 22. Dritter Jahrgang 1826. 31. Mai.

Schweizerische Miszellen.

5.
Der Kanton Tessin.

Die malerische Reise durch den Kanton Graubünden, worin die Ansichten der merkwürdigsten und bezeichnendsten Landschaften und Abtheilungen der neuen Gebirgsstraßen Bündens, nach den sorgfältigen Zeichnungen von J. J. Meyer, durch mehrere für diese Arbeit vereinbarte Künstler geätzt und ausgemalt, in einer Reihe der lieblichsten Bilder dargeboten sind, — hat ihr Ziel iedoch nicht auf der Grenze des Kantons gesteckt, dessen große Straßenunternehmung darzustellen ihr oblag, sondern sie führt ziemend und schicklich den Reisenden bis an das erfreuliche Gestade des Langensee's, wodurch ihren Landschaftsgemälden selbst hinwieder die zierlichen Bilder und die reichen Fernsichten von Bellenz und Locarno zu Theil geworden sind.

Der Verfasser des werthvollen Textes, Herr Doktor Ebel, nahm davon Anlaß zu einem Umriß der Geschichten und Verhältnisse des Kantons Tessin, welcher viele irrige Meinungen und Urtheile von dieser schweizerischen Landschaft, die über Vergangenheit und Gegenwart derselben in der deutschen Schweiz herrschend sind, zu berichtigen vorzüglich wohl geeignet ist, und welcher vollends auch denjenigen Karakter von Gründlichkeit und Billigkeit an sich trägt, der überall in den Arbeiten dieses treuen Beobachters und scharfsinnigen Forschers angetroffen wird. Man will hier einige Züge dem Gemälde entheben, dessen Eindruck auch in so fern erwünscht sein muß, als die Theilnahme der Eidsgenossen an der schönen Tessinischen Landschaft und die Hoffnung auf eine künftige befriedigendere intellektuelle und sittliche Entwickelung ihrer allzulange vernachlässigten geistvollen Bewohner darin eine mehrfache Anregung und Nahrung finden mag.

Kaum waren die unbekannten Hirten von Uri, Schwyz und Unterwalden aus der ersten Schlacht am Morgarten 1315 als Sieger vor die Augen der Welt getreten, so machten die jungen Eidsgenossen schon 1331 ihren ersten Zug über den Gotthard in's Livinenthal gegen den Herzog von Mailand. Der Italiener erkannte bald die Kraft dieser Hirtenvölker und lockte viele Tausende in seinen Sold. Die Grafen von Sax richteten ihre Blicke ebenfalls auf sie und liessen durch Schweizer ihre Burg zu Bellenz bewachen. Dies verdroß die Herzoge, und die Urner, welche den Viehmarkt zu Varese besuchten, wurden auf alle Art ungerecht behandelt. Dafür suchten sie Rache, und nahmen 1402 Besitz von Livinen. Bald darauf bedroht der Herzog von Mailand die Grafen Albrecht, Johann, Caspar und Donat von Sax, und um dieser Gefahr zu begegnen, suchen sie bei Uri und Obwalden um das Landrecht an und errichten 1407 einen Vertrag, vermittelst welchem die Feste von Bellenz den zwei Waldstätten offene Burg bleibt, der Kastellan ihnen Treue schwört und die Grafen selbige weder zu verkaufen, noch sonst zu veräussern sich verpflichten. Dies wurde das Losungszeichen eines fast hundertjährigen Kampfes der Herzoge Visconti und Sforza gegen die Schweizer, welche bis 1478 zwölf Feldzüge über den Gotthard

gegen die Italiener, theils nach Bellenz, theils nach Domo d'Ossola machten, wobei das Glück sehr abwechselnd war, bald Alles gewonnen wurde, bald Alles verloren ging, und zwei sehr blutige, merkwürdige Schlachten geliefert wurden. Die Grafen von Sax hatten 1419 Bellenz und die Landschaft Riviera für Geld an Uri und Unterwalden förmlich abgetreten, und der Vertrag war von Kaiser Sigmund bestätigt worden. Nichts ahnend, wurden die Schweizer im Jahr 1422 von Herzog Philipp Maria überrumpelt und Bellenz eingenommen. Die Eidsgenossen eilten über den Gotthard und lagerten, 3000 Mann stark, eine halbe Stunde vor Bellenz bei Arbedo, den 30. Juni, wo sie plötzlich von dem hinter dem Engpaß verborgenen Heer, 18,000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern, unter Pergola's und Carmagnesola's Befehl, angegriffen wurden. Die Schlacht dauerte von neun Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends; die Schweizer verrichteten Wunder der Tapferkeit, konnten den Sieg nicht erringen, behaupteten aber nach ungeheuerm Verlust das Schlachtfeld, und der Feind zog sich hinter die Mauern zurück. Erst 1439 wird Bellenz von Uri wieder erobert und pfandweise behalten fünfzehn Jahre lang. Im Jahr 1461 gelangten die Urner in festen Besitz des ganzen Livinenthals, aber die Neckereien und Feindseligkeiten von Seiten der Herrscher Mailands hörten nicht auf, und in dem 1478 ausgebrochenen Kriege fiel im Dezember die Schlacht bei Giornico im Livinenthal (sechs Stunden oberhalb Bellenz, auf dem Wege nach dem Gotthard) vor, wo 15,000 Italiener unter dem Befehl des Grafen Borelli geschlagen wurden. Die Sforziaden zu Mailand, wie sie die wachsende Macht und den hohen Kriegsruhm der Eidsgenossen erkannten nach den siegreichen Schlachten gegen den Herzog von Burgund, dem sie thätige Hilfe gesandt hatten, suchten den wichtigen Paß zu Bellenz unangreifbar zu machen und Italien zu sichern. Demgemäß ließ Herzog Ludewig Moro gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf den Stufen des Sasso Corberio noch zwei feste Schlösser erbauen, und vom Felsenhügel der alten Festung bis zur Tessin-Brücke eine Doppelmauer mit einem Blockhause und Thürmen auf beiden Seiten der Brücke errichten, wodurch das Thal gänzlich geschlossen wurde. Zu jener Zeit floß ein Arm des Tessin längs der langen Mauer, was sich seitdem verändert hat. Auf diese Art war der Paß so befestigt, daß, ohne ausserordentliche Ereignisse in Italien selbst, die Schweizer schwerlich hier vorgedrungen wären. Der französische König Karl VIII rückte 1494 mit einem Heere in Italien ein, und Herzog Ludewig Moro von Mailand, obgleich anfänglich in bestem Vernehmen, stand sehr bald als Feind der Franzosen gegenüber. Die Schweizer fochten unter den Fahnen Frankreichs, erschienen als furchtbares Fußvolk zum erstenmal in den Ebenen der Lombardei, einmal 10,000 Mann, ein zweites Mal 34,000 Mann, ein drittes Mal 24,000 Mann stark, und halfen ganz Ober-Italien erobern. Als die Franzosen im Jahr 1500, nach der Gefangennehmung des Herzogs Moro, als Sieger und Herren überall auftraten, warf sich Bellenz in die Arme von Uri und Unterwalden, schwört ihnen Gehorsam und übergibt ihnen die drei Schlösser. König Ludwig XII forderte mit der ganzen Lebhaftigkeit eines Eroberers diese Landschaft, als zum Gebiet der Lombardei gehörend, zurück, versuchte während drei Jahren alle ersinnlichen Mittel, Ueberredungs- und Bestechungskünste, Drohungen und feindliche Anstalten, um zum Zweck zu gelangen. Er fand in den politischen Ansichten der Staatsmänner der bedeutendsten Kantone, welche die Besitzungen gegen Italien höchst unheilbringend für die Schweiz erachteten, die thätigste Unterstützung für seine Ansichten. Tagsatzungen über Tagsatzungen wurden abgehalten, Gesandtschaften nach Uri, Unterwalden und Schwyz abgeordnet, die dringendsten Vorstellungen eingereicht, um sie zur Abtretung von Bellenz zu bewegen. Diese drei Urkantone aber blieben unerschütterlich, und obgleich nicht durch Klarheit eines die Zukunft durchdringenden Ueberblicks, aber doch durch einen richtigen politisch-militärischen Instinkt geleitet, antworteten sie ihren Mit-Eidsgenossen nicht bloß auf merkwürdige Weise, sondern entschlossen, ihren Besitz zu behaupten und das Aeusserste zu wagen, rüsteten sie, riefen ihre Verbündeten auf und zogen 1502 mit 6000 Mann und 1503, mitten im Winter, mit 14,000 Mann gegen die Franzosen, und eroberten die Landschaften von Lugano, Locarno und des Langensee's bis Arona. Diesem mannhaften Karakter der Urkantone allein verdankt die Schweiz die Erhaltung dieser Vormauer gegen Süden, denn der König Ludwig XII, dem die Erhaltung der Lombardei zu wichtig war und keinen neuen Feind bedurfte, suchte Frieden und trat im April desselben Jahres das ganze Gebiet von Bellenz bis an den Monte Cenere ab. Der Gang der Begebenheiten begünstigte die Eidsgenossen nach wenigen Jahren, die Bezirke von Locarno und Lugano ebenfalls zu gewinnen und die natürlichen Grenzen der Schweiz an dieser Seite festzusetzen.

Von diesem Zeitpunkt an verändert sich das Schicksal dieser italienischen Landschaften. Obgleich das Volk derselben nicht zu politischer Freiheit gelangte, sondern der Eidsgenossenschaft unterthänig blieb, so ward es doch auf einmal dadurch, daß es an die Schweiz geknüpft wurde, aus den Stürmen, welche gleich nach dieser Epoche über die Lombardei einbrachen, gerettet. Wie oft war Ober-Italien in den letzten drei Jahr-

hunderten der Tummelplatz fremder Völker, ihrer Kriege und verwüstender Heereszüge? Wie oft wechselte die Herrschaft? Welche Strudel von Begebenheiten brauſ'ten in dem langen Zeitraum über dieſe reichen Länder dahin? Von allem dem blieb der Boden des der Schweiz einverleibten Landesgebiets unberührt, und der tiefe Frieden ſeiner Einwohner wurde ſelbſt nicht durch die innern Zerwürfniſſe und Bürgerkriege der Eidsgenoſſenſchaft getrübt. Die Teſſiner wurden freilich als Unterthanen im Namen der zwölf ſouveränen Kantone durch acht Landvögte regiert, und es fanden allerdings bei der aus der herzoglichen Zeit üblichen und fortgeſetzten Verwaltungsweiſe viele Mißbräuche ſtatt, ohne die Vortheile einer Landesregierung, welche es ſich zur Pflicht macht, das geiſtig-moraliſche und zeitliche Wohl ihrer Untergebenen durch alle möglichen Bildungsmittel zu befördern, und eigentlich Erzieher des Volks im edeln Sinn zu ſein; allein dagegen erfuhren ſie auch nichts von dem ſtetigen Wandel der Geſetze und der Verwaltungsverſuche, nichts von der Sucht des Regierens und Befehlens bis zur Dorfhütte hinab, nichts vom Druck der wechſelnden Finanz-, Zoll- und Mauthſyſteme, der unerſchwinglichen Abgaben und aller fiskaliſchen Plackereien, nichts von den Schmerzen, ſeine Kinder entriſſen und auf fernen Schlachtfeldern verbluten zu ſehen. Alle dieſe und ähnliche ſchwere Plagen, welche mehr als die Naturübel ſelbſt, den Bewohner anderer Länder unglücklich machen, blieben dem Volke der ſchweizeriſchen ennetbirgiſchen (oder italieniſchen) Vogteien, wie man ſie nannte, gänzlich unbekannt. Alle Geſetze und Einrichtungen, alle Rechte und Freiheiten der Landſchaften und Städte blieben unverändert, wie ſie bis zum Uebertritt unter ſchweizeriſche Herrſchaft beſtanden hatten, und die Abgaben an den Landesherrn waren ſo unbedeutend, wie wohl in keinem andern beherrſchten Lande von Europa. Die Städtebewohner bezahlten gar nichts, und nur Grund und Boden entrichtete eine Steuer (welche der Landſchaftsrath vertheilte, erhob und zu den öffentlichen Ausgaben zur Verwaltung des Landes verwandte) und den Zehnten der Früchte und des Weins an die Geiſtlichen und Pfarrer, welche letztere von den Gemeinden ſelbſt gewählt wurden. Bei einem ſolchen feſten Zuſtande der bürgerlichen Lage, wo der Landesfürſt (die zwölf regierenden Kantone) ſich nicht erlaubte, eine einzige Auflage zu erheben, gab es alſo auch keine Geldmittel, zum Vortheil dieſer Landſchaften neue Anſtalten zu errichten und Unternehmungen zum Beſten derſelben zu begründen. Doch wurde Manches in dem heilloſen Zuſtand, den man gefunden hatte, verbeſſert. Die ſchweizeriſchen Regierungen thaten dem entſetzlichen Wucher mit Lebensmitteln und Geld Einhalt, ſtellten Sanitätanſtalten her, das Erbrecht wurde erläutert, Wittwen- und Waiſenordnungen erloſſen, die Anmaßungen der Geiſtlichen wurden gezügelt und in Eheſachen Dispenſen ertheilt, ohne ſich um die Einwilligung der Prieſter zu bekümmern; es trat bei der Menge von Hexenprozeſſen, welche der finſtere Aberglaube des Volks erregte, eine mildere Behandlung ein, es wurde eine ſtrengere Polizei gegen die zahlloſen Banditen, welche aus Italien in dieſe Landſchaften flüchteten und bis in's ſiebenzehnte Jahrhundert eine fürchterliche Plage der Einwohner waren, gehandhabt. Der Verbeſſerungseifer fand aber oft genug Widerſtand. Als die ſchweizeriſchen Regierungen die Ehrbarkeit der Geiſtlichen herzuſtellen ſuchten und ihnen das ärgerliche Tragen der weiten zerhauenen Hoſen, der langen Mäntel, der aufgeſchnittenen Schuhe, der Rappiere an der Seite, der Dolche in den Aermeln oder Taſchen, der Bärte verbot (im J. 1518 bis 1521), ſo lärmte die Geiſtlichkeit gewaltig und widerſetzte ſich, während das Volk lachte und ſchrie: O die gebenedeiten Schuhe! o die heiligen Hoſen! Alle Vergehungen und Verbrechen hatten ihre Taxen, die Mörder fanden Freiſtätten in den Kirchen, wo eigene Zimmer für ſie beſtimmt waren, und der Italiener war unter den herzoglichen Richtern gewohnt geweſen, bei Prozeſſen ſeine Rechtſätze mit goldenen Gründen zu belegen. Von dieſer Verwaltung der Juſtiz ging nur zu Vieles in die Herrſchaft der ſchweizeriſchen Landvögte über, deren Jahrgehalte gar zu gering waren (die Haupteinnahme mußte aus den Straf-Confiscations-Audienz-Abzuggeldern und allen andern Gebühren gefunden werden), und von denen alle Diejenigen, welche in den demokratiſchen Kantonen von den Landsgemeinden ernannt wurden, noch bedeutende Summen für Erlangung des Amtes, welches nicht länger als zwei Jahre dauerte, bezahlen mußten. Das über die Vögte geſetzte Kollegium der Boten aus den Kantonen, Syndicat genannt, eigentlich ein Appellationsgericht und Schutztribunal für die Unterthanen, welches jährlich auf einige Wochen in den Vogteien auftrat, verfiel aus gleichen Urſachen in ähnliche Mängel. Die hieraus hervorgehenden Mißbräuche erhielten durch die Prozeßſucht des Volks die vollſte Nahrung, und hatten auf die Sittlichkeit desſelben eine eben ſo verderbliche Wirkung, wie die Appellationen der Streitſachen an die Regierungen der zwölf Kantone durch die Koſtſpieligkeit der Reiſen und des Aufenthaltes der Advokaten an ſo vielen Orten auf den Beutel der Parteien. Dieſe Gebrechen abgerechnet, fühlte ſich der Teſſiner unter ſchweizeriſcher Hoheit durch die Regierungsmaſchine auf keine Weiſe bedrückt, gequält, ausgeſogen, in der Bewegung der bürgerlichen Thätigkeit und des Berufslebens niemals gehemmt, und wenn von dem Straßenbau an bis zu

den Unterrichts- und Bildungsanſtalten beinahe alles mangelte, ſo lagen die Urſachen davon in der moraliſchen und religiöſen Bildung des Volks, in der Richtung ſeines Geiſtes und in der Abweſenheit alles Gemeingeiſtes, ſo wie eines gefühlten ſittlichen Bedürfniſſes nach Vervollkommnung der menſchlichen Einrichtungen zu Folge der Ordnung Gottes und den Geſetzen der Vernunft. Die Anerkennung der beglückten Lage unter ſchweizeriſcher Obhut zeigte ſich auch unter dem Volke dieſer italieniſchen Vogteien bei vielen Anläſſen bis auf die neueſten Zeiten durch ſolche feſte Anhänglichkeit an die Schweiz, daß ſelbſt alle Verführungskünſte, welche 1798 von Mailand aus mit einigen jakobiniſchen Sprudelköpfen im Innern angewandt, und wobei ſogar Beſetzung von Mendriſio und Lugano durch italieniſche Truppen verſucht wurde, um dieſe Landſchaften zur Vereinigung mit Cisalpinien zu bewegen, nichts vermochten, und das bewaffnete Volk aus eigener Bewegung die fremden und einheimiſchen Störer der Ruhe über die Grenzen jagte, in einem Zeitpunkt, wo es noch nicht wußte, ob die bisherige Unterthänigkeit für daſſelbe aufhören würde.

Dieſe wichtige Veränderung in dem bisherigen Zuſtande der ennetbirgiſchen Vogteien trat mit dem Eindringen der Franzoſen in die Schweiz und mit dem Umſturz der Verhältniſſe im Jahr 1798 ein. Bei der neuen politiſchen Geſtaltung bildete man aus den acht italieniſchen unterthänigen Landſchaften zuerſt zwei Kantone, welche dann durch die Vermittelungsakte des erſten franzöſiſchen Konſuls Bonaparte im Jahr 1803 in einen einzigen Kanton umgewandelt wurden, den man nach ſeinem Hauptſtrom Teſſin benannte. Seit dieſer Zeit genießt das Volk alle politiſchen Rechte, Freiheit und Unabhängigkeit, gleich allen übrigen ſouveränen Kantonen der neuen Eidsgenoſſenſchaft.

Die Einwohner dieſes Kantons, die einzige Gemeinde Boſco im Maggia-Thal ausgenommen, gehören dem Volksſtamm Italiens an, und ſprechen die Mundart der Lombardei. Körperbau, Hautfarbe, Geſichtsausdruck, Temperament zeigen auf den erſten Blick ein ganz anderes Geſchlecht, als an der Nordſeite des Gotthards und Bernhardinos. Sitten, Lebensart, Kleidung, Wohnung, Erwerbsart, Spiele, Alles iſt verſchieden. Der Teſſiner wohnt nicht wie der deutſche Schweizer in der Mitte ſeines Eigenthums, ſondern ſtets in Dörfern vereinigt, meiſt in ſteinernen Häuſern, die Fenſter mit eiſernen Gittern verwahrt. Laufende Brunnen, große Düngerſtöcke, die Geräthſchaften und Holzvorräthe, die Reinlichkeit und Ordnung des deutſchen Schweizer-Landmannes und ſein ſchönes Vieh ſieht man nirgends, dagegen häufig hübſche Kapellen und geſchmackvolle Kirchen auf maleriſchen Punkten. Die katholiſche Religion iſt allgemein herrſchend; 150 Nonnen und neunzig Mönche in 19 Klöſtern, 6 Chorherrenſtifte und 500 Weltgeiſtliche machen den Klerus aus, der unter den Biſchöfen von Como und Mailand ſteht. Das Volk hat ſeit den älteſten Zeiten die Gewohnheit, Erwerb auſſer ſeiner Heimath zu ſuchen; daher wandert der Teſſiner, theils für den Sommer, theils für den Winter, nach allen Gegenden Italiens und Europa's, und übt die mannigfaltigſten Berufsarten. Obgleich dem Kriegsdienſte nicht geneigt, ſo haben ſich doch manche Teſſiner als tapfere Feldhauptleute hervorgethan. Stanza, der Held in der Schlacht von Giornico 1478, und Mottino, der Held in der Schlacht von Novarra 1513, welche beide die Schweizer zum Siege führten und ihr Leben verbluteten, waren Teſſiner. Ein Gorino, drei Moroſini, ſechs Neuroni fielen im Dienſte Venedigs gegen die Türken; im gleichen Dienſt fochten Pocobelli, Ramelli, Sala, zwei Somazzi (alle im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert), Luigi Moroſini und General Mainoni (unter Napoleon) zeichneten ſich im Dienſte Frankreichs aus, Quadrio wurde als öſterreichiſcher Rittmeiſter von Prinz Eugen und General Laudon ſehr geſchätzt, Brilli war General und Trizzini berühmter Ingenieur in Rußland u. ſ. w. In der geiſtlichen Laufbahn ſind manche Teſſiner zu Aebten und Biſchöfen emporgeſtiegen, einige wurden Profeſſoren, Schriftſteller und Staatsmänner in Italien. Merkwürdig iſt ihr Talent für die Kunſt, denn mehr als hundert bedeutende und berühmte Baumeiſter, Maler und Kupferſtecher haben bloß die Landſchaften Lugano, Locarno und Mendriſio in den letzten Jahrhunderten aufzuweiſen. Ueberhaupt fehlt es dieſem Volke an herrlichen Anlagen nicht. Seitdem es nun ein wahres Vaterland und eine aus ſeiner Mitte gewählte Landesregierung beſitzt, und jede edle Wirkſamkeit zur Wohlfahrt des Ganzen offene Bahn findet, wird es ſich nun zeigen müſſen, ob nach und nach die mangelnden Einrichtungen aller Art in's Leben treten werden. Materielle Verbeſſerungen, wie beſonders der Straßen- und Brückenbau, ſind wirklich ſchon in einem ausgezeichneten Grade ausgeführt worden, und es läßt ſich erwarten, daß ein edler Eifer der Regierung des Kantons, der Stadt- und Gemeinderäthe, der Geiſtlichkeit und der gebildeten Klaſſen die Mittel zu finden wiſſen wird, die geiſtige Wohlfahrt ihrer Mitbürger zu befördern und alle zweckmäßigen Anſtalten und Vereine zu gründen, welche, nach dem Muſter der andern Kantone der Eidsgenoſſenſchaft, Unterricht und Wiſſenſchaft verbreiten, Geiſtes- und Herzensbildung, ächten Gemeinſinn und alle Bürgertugenden entwickeln und erhalten können.

(Der Beſchluß folgt.)

Sitten und Volkslieder der Liefländer.

Eine getrennte und scharf abgeschnittene Existenz kleiner Völkerschaften mitten unter ausgedehnten und mächtigen Nationen, von denen sie durch Sitten, Religion und Sprache verschieden sind, ist jederzeit ein interessantes Phänomen für den Philosophen und Geschichtschreiber. So war noch vor einigen Jahren, vor den grausamen Verfolgungen der Türken, das Dorf Arwanitochoria, kaum einige Stunden von der Donau entfernt, ganz von ausgewanderten thessalischen Griechen bevölkert, die, mitten unter den Slaven, die Erinnerungen, die Gewohnheiten und die Sprache ihres Vaterlandes rein bewahrt hatten. In Deutschland und in Frankreich findet man mehrere ähnliche Beispiele; aber am auffallendsten erscheinen sie in Liefland, wo die kleinen Völkerschaften sich einen ganz abgesonderten Kreis mitten unter den mächtigen Nationen bildeten, und nachdem sie sich einen Weg durch das große slavische Volk gebrochen, haben sie sich gegen die Gothen behauptet, die Schweden, Norwegen und Dänemark bewohnen.

Zu der Zeit, wo die Deutschen die Eroberung von Liefland unternahmen (im J. 1148), zertheilte sich die Bevölkerung des Landes in mehrere feindlich gegen einander gesinnte Stämme, die entweder den Großfürsten von Polozk und Nowogorod, oder den Königen von Schweden und Dänemark Tribut zahlen mußten. Ihre Religion war eine Art Druidismus, noch unförmlicher, als der des alten Galliens, in welchem, bis zum Ende des zwölften und dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, die Menschenopfer gebräuchlich waren. Der Krima oder Großpriester stürzte sich, sobald er ein gewisses Alter erreicht hatte, freiwillig in die Flammen. Man hatte keine Tempel, sondern geheiligte Orte mitten in den Wäldern. Die Stämme wohnten nicht in Städten und Dörfern, jede Familie hatte vielmehr ihre besondere Wohnung, die immer in ziemlicher Entfernung von den andern sich befand. Man kann sich einen Begriff von diesen Wohnungen machen, wenn man sich erinnert, daß das erste steinerne Schloß, das von Uexkül, 1186 erbaut wurde. Die Semigallen bildeten sich ein, es eben so, wie die übrigen Festungen, mit darum geschlungenen Stricken in die Düna ziehen zu können, was ihnen jedoch diesmal, zu ihrer großen Verwunderung, nicht gelingen wollte, und worauf sie von der Besatzung mit Steinwürfen in die Flucht geschlagen wurden.

Was ihre Sitten anbelangt, so berichtet Duisburg, daß man nie mehr als eine Tochter in jeder Familie duldete, und daß die übrigen ermordet wurden. Man bratete die Gefangenen und speisete sie auf. Man tauchte die Spitze des Schwerts in das Blut der Schlachtopfer, weil man überzeugt war, daß dies Glück bringe. Die Regierung war ausserordentlich einfach. Jeder Stamm gehorchte seinen Alten. Es gibt in der Sprache der Liefländer kein Wort, durch welches Freiheit bezeichnet werden könnte; aber auch keines, das den wahren Sinn von König, Fürst, Oberhaupt genau anzudeuten vermöchte. Eben so wenig vermag man in ihr die allgemeinen abstrakten Ideen zu beschreiben, denn die Worte Dauer, Raum, Wesen u. s. w. fehlen ganz in ihr. Das älteste noch vorhandene Denkmal derselben ist ein Volksgesang in esthnischer Sprache, der uns von ihren Sitten einen nicht unangenehmen Begriff macht. Er ist in einigem Betracht den Hirtenliedchen der Appenzeller und der Bergschotten ähnlich.

Die Hirtin.

Georg! Georg! Soll ich kommen?

Der Hirt.

Nein, meine Vielgeliebte, komme nicht.
O warum bist du gestern nicht gekommen?
Ich war ja gestern Abend ganz allein.
Jetzt sind wir unser fünf beisammen.
Komm morgen in der frischen Morgenstunde,
Komm, meine Theure, da bin ich allein.
Der Thau! .... Setz' drüber hin in leichten Sprüngen.
O komm, du Schöne, in des Abends Kühle,
Wenn Schlangen und Insekten noch nicht schlafen.

Die Hirtin.

Ach, ich muß bereit sein, meine Heerde
Zahlreich auf das Feld zu führen. Ligo!

Das Wort Ligo, das alle ihre Volksgesänge beendet, war der Name einer Gottheit, die manchmal auch Lado oder Lido genannt wird. Sie war die Beschützerin der Liebe und Freude, und ihr Fest wurde im Sommer aufs Feierlichste begangen. Nach einem alten Glossarium der Stadt Riga beging man dies Fest noch im fünfzehnten Jahrhundert. Die Litthauer, Letten und Kurländer riefen Lido bei den Brunnen an, die mit Blättern, Blumen und wohlriechenden Pflanzen umkränzt wurden.

Bei der Bekehrung dieser heidnischen Völker zum Christenthum hat man ihnen nur allein dadurch den neuen Kultus angenehm gemacht, daß man ihnen einige der Formen ihres alten Aberglaubens ließ, an welchen sie mit der größten Inbrunst hingen. Ein merkwürdiges Aktenstück, das sich in den Archiven zu Riga befindet, beweiset, welche auffallende Spuren der alte Kultus noch im Lande zurückgelassen hat. Es hat folgenden Titel: „Visitatio Livonicarum ecclesiarum facta anno 1618, a die Transfigurationis domini usque ad 11. Octob., per reverendiss. dominum archidiac. Wen-

dens.*), et reverendiss. domini episcopi Vicar.“ Folgende Stelle in demſelben iſt uns beſonders aufgefallen: „Sie verehren die heiligen Bäume, um welche ſie ſich an gewiſſen Tagen verſammeln. Sie opfern alsdann einen ſchwarzen Stier und einen ſchwarzen Hahn und machen ihre Libationen mit Bier. Sobald das Opfer beendet iſt, eſſen, trinken und tanzen ſie zu Ehren ihrer Götzenbilder. Sie haben verſchiedene Götter, einen des Himmels und einen der Erde, ſo wie mehrere untergeordnete Gottheiten, eine für den Fiſchfang, eine für die Felder, eine für die Gärten, die Heerden, die Pferde und Kühe, endlich für alle ihre Bedürfniſſe. Der Pferdegott heißt Uſching und der Kuhgott Moſchel. Sie opfern ihnen Brod, das in verſchiedene Figuren geknetet iſt, wie z. B. in die eines Hundes, oder einer Schlange mit hocherhobenem Schwanz und offenem Rachen. Ihre Todten werden mit einem Brode auf dem Kopfe beerdigt, damit ſie nicht Hunger leiden. Sie geben ihnen ein anderes in die Hand, damit ſie es dem an Ketten liegenden Hunde an der Thür des Paradieſes zuwerfen können, und ſie geben ihnen auch zwei Schillinge, um den Schiffer zu bezahlen, der ſie überfahren ſoll. Im Winter zünden ſie ein großes Feuer auf dem Grabe des Verſtorbenen an, damit ſich ſeine Seele daran erwärmen könne.“

Man wird nicht mit Unrecht erſtaunen, daß ſolcher Aberglaube noch in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts beſtand, zu einer Zeit, wo Italien ſich eines Raphael, Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Macchiavell, Guichardino, Galilea, Taſſo und Arioſto rühmen durfte, wo Frankreich auf Montaigne, Marot, Budée und Rabelais, Deutſchland auf Erasmus, Holbein und Andere, England auf Bacon ſtolz war. Aber man wird ihn natürlicher finden, wenn man weiß, daß heute noch in einigen Provinzen im Herzen Frankreichs dem Todten ein Sous in den Mund gegeben wird, um Karon zu bezahlen, und daß, ſobald Jemand geſtorben iſt, man alles Waſſer, das ſich im ganzen Hauſe befindet, ſchleunigſt ausſchüttet, damit die aus dem Körper aufs Ungefähr ausfahrende Seele nicht in Gefahr komme, zu ertrinken. Man verbrennt zugleich alle Beſen, damit der Satan, der nach Beute umherſpäht, ſie nicht damit zurückzuhalten und ſich zuzueignen im Stande ſei.

Das Studium der Volksſitten iſt eben ſo unterrichtend als intereſſant. Folgender Geſang wird in Eſthland im Chor geſungen, ſobald ein junges Mädchen die Mütze aufſetzt, durch welche angedeutet werden ſoll, daß ſie nun zum Stande der Frauen gehört:

„Schmücke dich, ſchmücke dich, Mädchen! ſchmücke dich, wie auch deine Mutter ehemals ſich geſchmückt hat. Stecke Bänder an, wie deine Mutter angeſteckt hat. Stecke das Band des Kummers auf dein Haupt, auf deine Stirn das der Sorgen, auf deiner Schulter entwickle den Schleier der Trauer. Spute dich, es iſt draußen ſchon Tag; mache alles bereit, ſchon glühet das Morgenroth, ſchon nahen ſich die Schlitten.“

Dieſer Hochzeitgeſang hat etwas Melancholiſches; aber es iſt bemerkenswerth, daß faſt alle Volksgeſänge Klagen ausdrücken und traurige Bilder darſtellen. Die Melancholie ſcheint überhaupt im Karakter des wenigziviliſirten Menſchen zu liegen. Die Geſänge der Eſthländer ſind faſt alle aus dem Stegreife gedichtet. Der Geſang ſcheint ausſchließlich nur den Frauen vorbehalten zu ſein, denn ſie dichten denſelben und erfinden dazu die Muſik, die bei ihnen mit der Poeſie aufs innigſte verſchmolzen iſt. Gewöhnlich ſingt ein Mädchen eine Strophe allein vor, und die Uebrigen machen Chorus.

Die beiden vereinigten Herzogthümer von Liefland und Eſthland hatten im J. 1814 eine Bevölkerung von 810 000 Seelen. Es befinden ſich darin fünf vorzügliche Städte, Riga, Wenden, Pernau, Reval und Dorpat, eilf Städte vom zweiten Range und vier Flecken. Die Zahl der Kirchen beläuft ſich auf dreihundert, davon ſind zweiundzwanzig ruſſiſch-griechiſch, eine reformirt, eine katholiſch zu Riga und alle übrigen lutheriſch. Rußland bezieht von den beiden Herzogthümern ein jährliches Einkommen von 5,660,000 Rubeln, wovon die Mauthen allein 3 Millionen abwerfen. 1816 zählte man 343 adeliche Familien in beiden Ländern.

*) Das Bisthum Wenden wurde 1583 von den Polen geſtiftet, 21 Jahre darauf als ſie Liefland erobert hatten.

Die Griechen im Kampf mit den Barbaren.

(Nach dem Falle Miſſelunghi's.)

Wir ſchau'n nach Oſten hin — da ſtehen
Beruf'ne Rettungskräft', und ſehen
In argliſtvoller, kalter Ruh
Dem Mordgräu'l der Barbaren zu!
Sie ſeh'n, wie das, was Chriſtus ſä'te,
Die Hordenwuth darnieder tritt;
Sie tragen ſelbſt die Mordgeräthe
Den Mördern zu, ſie morden mit,
Und wagen Chriſten ſich zu nennen;
So ſpotten ſie der Chriſtenpflicht!
Nein, Jeſus Chriſtus, dich erkennen
Die chriſtlichen Barbaren nicht!

Gefallen iſt die heil'ge Sache,
Die Todesärnt' iſt abgemäht!
Einſt ärntet ihr, was ihr geſä't.
O zittert, zittert! Gottes Rache

Sie trifft die Schuld früh oder ſpät.
Ach, edles Blut iſt ſo verronnen!
Ihr Blicke Gottes, all' ihr Sonnen
Des Himmels, bargt ihr euer Licht
Vor ſolchem ſchwarzen Frevel nicht?

Da ſieh, wonach du längſt geſchmachtet,
P....., du Orkusbrut,
Da ſieh, dein Opfer iſt geſchlachtet,
Dein Höllenaltar ſteht in Blut!
Berauſche dich zu neuen Thaten,
Berauſche dich zu neuem Muth,
Gott und die Menſchheit zu verrathen!
Und haſt du je von Gott geträumt,
Wie ſeine Schrecken zu dir traten?
Vergiß und geh, der Becher ſchäumt!
Geh hin, von Völkerhaß begleitet,
Geh hin zu deinem Siegesmahl!
Aus Leichen iſt es dir bereitet.
Das Feſtlied zu dem Bacchanal,
Horch, von den Bergen ſtrömt es nieder,
Aus allen Klüften hallt es wieder
Das Angſt- und Fluchgeſchrei der Qual.
Da ſchweige dich denn immer dreiſter;
Mag doch vor dir die Nacht daſteh'n,
Durch welche Todesſeufzer weh'n,
Und der Erſchlagnen irre Geiſter,
Die finſtern Nachegeiſter geh'n!
Sie zeigen Hellas große Trümmer,
Sie weiſen auf das Blutfeld hin:
Das Alles, Alles irrt dich nimmer,
Verworfne Gottverhöhnerin!

Heil, tapfre Griechen, euern Manen!
Dort rufen euch, mit Glanz umſtrahlt,
Entgegen eure großen Ahnen:
„Ihr habt uns eure Schuld bezahlt!“
Dort oben glänzen eure Kronen,
Dort leuchtet euer Chriſtenmuth!
Hier aber ſpritzet an die . . .onen
Fluch ſchreiend euer edles Blut!

Dr. T.

Ausflug nach den baleariſchen Inſeln.

Nach einer äuſſerſt glücklichen Schiffahrt landeten wir im Hafen von Soller, einer kleinen Stadt auf der nördlichen Küſte von Majorka. Der Archipel der Balearen beſteht, wie man weiß, aus fünf Inſeln und einigen unbewohnten Eilanden. Man kann ihn vielleicht als eine Fortſetzung der Gebirgsketten Spaniens betrachten, von denen ein Zweig, nachdem er das Königreich Valenzia durchſchnitten, plötzlich beim Kap S. Antonio, nahe bei Denia, ſich in's Meer ſenkt.

Majorka, die größte dieſer Inſeln, iſt von unregelmäßiger Quadratform. Ihre größte Länge, vom Kap Formenton im Norden bis zum Kap Salines im Süden, beträgt vierzehn Stunden. Ihre Breite, vom Ende der Dragonera im Weſten bis zum Kap Pera im Oſten, wird auf zwanzig Stunden berechnet. Wenige Länder ſind von der Natur mehr begünſtigt worden. Eine Gebirgskette, die ſich in der Dragonera erhebt, zieht ſich ohne Unterbrechung bis zum Kap Formenton und ſchützt die Inſel gegen die heftigen Nord- und Nordweſtwinde. Von dieſen natürlichen Wällen gedeckt, gedeiht der Apfelſinenbaum im üppigſten Wuchſe und bietet den Einwohnern das ganze Jahr hindurch ſeine goldenen Früchte und ſeine ſüßen Blüthen und Düfte dar. Die höchſten Gipfel dieſer Gebirgskette ſind die Puigs de Torrella, Major und Galazzo. Der erſte iſt im Norden der Inſel, ungefähr drei Stunden vom Städtchen Soller entfernt. Seine Höhe beträgt nach barometriſchen Meſſungen 1463 Meter 9 Dezimeter (4507 Fuß). Der zweite, eine Stunde ſüdöſtlich vom erſten entfernt, wird auf 1115 Meter 4 Dezimeter (3434 Fuß) berechnet. Der dritte erhebt ſich am ſüdweſtlichen Ende der Kette und iſt 989 Meter 3 Dezimeter (3045 Fuß) überm Meer erhoben. Von dieſem letzten Punkte geben die Gebirge der Dragonera, von Andraix und Calvia aus, die ſich auf der einen Seite bis zum Kap la Figuera und auf der andern bis Palma ausdehnen. Dieſe drei Gipfel können als die Knoten der Hauptgebirgskette betrachtet werden. Die übrigen Höhen ſteigen ſelten oder nie über 600 Meter (1847 Fuß). Die Berge von Arta, auf der öſtlichen Seite der Inſel, bilden eigentlich nur aufeinandergethürmte Hügelreihen, deren höchſter Punkt der Puig Ferrutx, 538 Meter 8 Dezimeter (1659 Fuß) mißt.

Alle dieſe Berge, ſo wie die von Minorka und Iviza, ſcheinen vorzüglich aus Alp-Kalkſtein zu beſtehen, und auf ihren Gipfeln zeigt ſich ein feſter, weißlicher Kalkfels, der zur juraſſiſchen Formation zu gehören ſcheint. Sie ſind größtentheils unfruchtbar und ohne Grün; aber die Vegetation wird prachtvoll, ſobald die geringſte Feuchtigkeit ſich mit der natürlich fruchtbaren Erde vermiſcht. Die Thalſchluchten ſind mit Oel- und Johannisbrodbäumen überdeckt, und dieſe Bäume werden gewöhnlich ſehr ſtark. Mehrere der erſten in der Nähe von Valldemoſa haben, drei Fuß über der Erde, achtundzwanzig Zoll im Umfang. Der Johannisbrodbaum gedeiht nur am Fuße des Gebirgs, aber der Oelbaum ſteigt bis auf 500 Meter (1540 Fuß) ü. M., die grüne Eiche über 700 Meter (2155 Fuß) ü. M.

Der Ackerbau iſt auf Majorka noch in ſeiner Kindheit und die Ackergeräthe ſind noch ſehr unvollkommen, deshalb gewinnen die Einwohner dem Boden auch lange das nicht ab, was er zu erzeugen im Stande iſt.

Der Weinstock gibt ein vortreffliches Gewächs. Der Wein von Banabufar wird für den köstlichsten gehalten. Eben dort wird auch der Malvasier gewonnen. Man zieht diese Rebe an Geländern, oder Bogen, an denen sich ihre Zweige verschlingen und ein dichtes Laubdach bilden, unter dem man vor den Strahlen der Sonne vollkommen geschützt ist. Die Umgebungen von Pollensa, dessen Einwohner die thätigsten der ganzen Insel sind, sind ganz mit Orangen- und Zitronenbäumen überdeckt. Die jährliche Ausfuhr dieser Früchte wird auf 20,000 Maulthierlasten berechnet. Die Felder werden nirgend gedüngt, sondern nur leicht geackert. Es gibt nur wenig Maulbeerbäume auf der Insel, und der Seidenbau wird nicht besonders gepflegt.

Majorka ist lange nicht mehr so stark bevölkert, als es zur Zeit der Mauren war. Hermilly berichtet in seiner Geschichte dieses Königreichs, daß im Jahr 1229, als Don Jaymes I, zubenannt der Eroberer, auf der Insel landete, um sie sich zu unterwerfen, der König derselben ihm eine 42,000 Mann starke Armee, wovon 5000 Mann beritten waren, entgegenstellte. Die gegenwärtige Bevölkerung mag sich höchstens auf 136,000 Seelen belaufen.

Palma, die Hauptstadt der Insel, ist mit Wällen umgeben, und dadurch gegen den ersten Ueberfall gesichert, obgleich sie keine regelmäßige Belagerung auszuhalten im Stande ist. Sie wird vom Schlosse Belver, das auf dem Hügel gleiches Namens erbauet ist, beherrscht. In dieser Stadt wohnt der gesammte Adel der Insel. Die zahlreichen Landhäuser und Höfe auf dem übrigen Theil der Insel werden nur sehr selten von ihren trägen Eigenthümern besucht. Indessen gibt es eben keine besondere Vergnügungen zu Palma, und ein Schauspielhaus, wo italienische Opern vorgetragen werden, ist beinahe die einzige Unterhaltung, auf die man Anspruch machen kann. Der Adel ist reich, und der größte Theil des Landes gehört ihm. Einige Familien stammen von Jakob dem Eroberer ab, und sie bilden sich darauf so viel ein, daß sie keinen Umgang mit den Uebrigen pflegen, die nicht aus einer so erlauchten Quelle entsprossen sind, als sie.

Die Promenaden werden am Sonntage von beiden Geschlechtern besucht. Die Frauen haben durchaus die spanische Tracht beibehalten, und alle haben einen Fächer in den Händen, dessen sie sich mit vieler Grazie zu bedienen wissen. Die ältern unter ihnen haben ausserdem noch einen langen Rosenkranz am Arm hängen. Die Männer haben die französische Tracht angenommen, und Mehrere tragen, ungeachtet der großen Hitze, noch einen weiten Mantel, den sie gravitätisch um sich schlagen.

Priester und Mönche sind zu Palma sehr zahlreich, und vorzüglich die letzten üben sehr großen Einfluß aus. Man zählt dreißig Mönchs- und Nonnenklöster im Innern der Stadt, von denen einige sehr reich dotirt sind. Das der Dominikaner, unter andern, hat ein reines jährliches Einkommen von 50,000 Pfund. Die Franziskaner und Kapuziner nähren sich von den reichlichen Almosen, die sie unaufhörlich zu erpressen wissen. Folgender Zug wird unsern Lesern vielleicht besonders karakteristisch erscheinen. Der Marquis von A..... hatte ein sehr schönes Gemälde von Raphael, eine halbnackte Venus darstellend, für welches ein englischer Kunstkenner ihm schon mehrmals 10,000 Duros angeboten, die er aber beständig ausgeschlagen hatte. Eines Tages kam ein Mönch zu ihm, um ein Almosen für sein Kloster zu heischen. Er sah von ungefähr das Gemälde und gerieth darüber in einen so heiligen Eifer, daß er dem Marquis eine lange und salbungsreiche Strafpredigt hielt. Dieser, dadurch gerührt, ergriff stracks einen Pinsel und bedeckte mit schwarzer Farbe die Nacktheiten, die die Keuschheit des heiligen Mannes empört hatten.

Der Handel ist auf Majorka höchst unbedeutend und besteht nur in den allernothwendigsten Bedürfnissen. Ehemals war diese Insel die vorzüglichste Niederlage des Handels zwischen Europa und dem Morgenlande. Die Gewürze und alle übrigen Waaren, die aus Ostindien kamen, gingen auf dem rothen Meere bis Suez, von da zu Lande nach Kairo, sodann auf dem Nil nach Damiette und Alexandria, endlich nach Majorka, wo sie verkauft und in die verschiedenen Königreiche Europa's vertheilt wurden. Aber seit der Umschiffung des Vorgebirgs der guten Hoffnung hat die Insel alle diese Vortheile verloren, die ihre Lage ihr zusicherten. Das einzige Denkmal, wodurch ihr vergangener Glanz noch angedeutet wird, ist die Börse, ein großes und schönes Gebäude nahe am Hafen.

Die Handwerker und das Volk von Palma unterscheiden sich durch nichts von den übrigen Spaniern. Von Natur träge, können sie allein nur durch feste und religiöse Zeremonien aus ihrer Schläfrigkeit einigermaßen erweckt werden. Wir befanden uns gerade während der Osterwoche in dieser Stadt, und wohnten den zahlreichen Prozessionen bei, die in dieser Zeit veranstaltet und mit Vorstellungen der verschiedenen Szenen aus der Leidensgeschichte Jesu untermischt werden. Man kann sich keinen Begriff von dem Tumulte machen, der alsdann in den Kirchen stattfindet, und kaum vermag man die Stimmen der zahlreichen Priester zu vernehmen, die im Chor singen. Holz- oder Strohmänner, die den Apostel Judas vorstellen sollen, waren überall aufgehängt und mit langen papiernen Listen geschmückt, auf denen alle die Verbrechen aufgezeichnet waren, deren sie sich schuldig gemacht haben sollten. Unter andern Vergehungen wurde der arme

Judas auch beſchuldigt, der Obergeneral und Meiſter aller Freimaurer, Liberalen und Negros zu ſein. Am Samſtage bemächtigte ſich das Volk dieſer Puppe, ſchleppte ſie durch die Straßen bis auf einen Platz, erſchoß ſie dort, verbrannte ſie ſodann und ſtreute die Aſche in's Meer. Kurz vor dieſer Szene hatte ein Mönch eine lange Predigt gehalten, in der er die Wuth ſeiner Zuhörer durch die Aufzählung und Darſtellung aller der entſetzlichen Verbrechen des Verräthers Judas zu reizen ſuchte

Die Pages oder Landbewohner ſind eben ſo dumm und abergläubig, als der Pöbel von Palma; aber auſſerdem ſind Güte und Sanftmuth die Grundzüge ihres Karakters. Es gibt keine Wirthshäuſer im Innern der Inſel, aber ſobald der Reiſende ihnen nur von irgend einem Bekannten eine Empfehlung bringt, ſo nehmen ſie ihn mit der größten Zuvorkommenheit und Gaſtfreundſchaft auf. — Die Tracht der Männer iſt der griechiſchen ſehr ähnlich. Breitgefaltete Hoſen, die nur bis zum Knie reichen, eine kleine runde Jacke, ohne Kragen, ein großer Hut und Sandalen, das iſt die Kleidung der Reichen. Die Aermern und die Hirten tragen nur Hoſen von Leinwand und eine Ziegenhaut, der ſie nicht einmal die Form eines Mantels geben. Sie ſtecken ihre Arme durch zwei Löcher, während die Beine des Thiers ihnen auf der Bruſt hängen und der Schwanz desſelben ſich an ihrem Hintertheile zeigt.

Um das, was man über die Sitten von Majorka zu ſagen hat, zu vollenden, muß man auch noch der alten Juden gedenken, die auf dieſer Inſel wohnen. Dieſe Unglücklichen, deren Vorfahren 1435 mit Gewalt zum Chriſtenthum bekehrt wurden, haben ſich ſeitdem von dem Vorurtheil, das gegen ihre Abſtammung vorherrſchend iſt, noch nicht befreien können. Sie bewohnen einen durchaus abgeſonderten Raum, und dürfen ſich nie unter die übrigen Einwohner miſchen, die ſie kaum für etwas über die Thiere erhaben betrachten*), und die ſie nur unter dem Namen der Nachteulen bezeichnen, obſchon man nicht errathen kann, woher dieſer Schimpfname kommen mag, und in wie fern ſie dazu Veranlaſſung gegeben haben.

Ungeachtet der tiefen Verachtung, mit der dieſe Menſchen belaſtet werden, und obgleich man ſie beinahe ganz ungeſtraft beſchimpfen und plündern darf, leben ſie dennoch in einem ziemlichen Wohlſtande. Das kommt daher, daß ſie, von Natur thätig und gewerbfleißig, die einzigen Goldſchmiede und Handelsleute der Inſel ſind, und folglich beinahe alle Geſchäfte beſorgen. (Der Beſchluß folgt.)

*) Man behauptet im Lande, daß die Judenweiber einen Schweif am Hinterleibe haben.

Die Rebellion der Arbeiter in England.

Im Anfang dieſes Jahres iſt Großbritannien die Beute einer Handelskriſis von ſolcher Dauer und einer ſo furchtbaren Ausdehnung geweſen, daß ihr nachtheiliger Einfluß in allen Ländern des Kontinents fühlbar geworden iſt. Den Bankerotten folgen nun die Empörungen der Arbeiter. Zu Blackburn, zu Mancheſter, in der ganzen Grafſchaft Lancaſter, dem reichſten und dem bevölkertſten Manufakturdiſtrikte Englands, vereinigen ſich die Arbeiter, die keine Beſchäftigung, und folglich auch keinen Unterhalt, mehr haben, zu zahlreichen Banden von 30,000 bis 40,000 Menſchen, die bewaffnet und wüthend das Land durchziehen, die Manufakturen überfallen, alle Webſtühle zertrümmern und ſelbſt die Städte in Brand ſtecken wollen. Die Militärgewalt, die man gegen ſie zur Erhaltung der Ordnung in Bewegung geſetzt hat, iſt beinahe ganz ohnmächtig geblieben. Die Gefechte, welche ſtattgefunden haben, ſind keineswegs im Stande geweſen, die Unruhen zu unterdrücken, ſie haben ſie im Gegentheil nur mehr herbeigeführt. Um die gänzliche Zerſtörung aller Fabriken zu verhindern, war man genöthigt, mehrere Regimenter zu verſammeln und ſie auf den Kriegsfuß zu ſetzen. Während dem herrſcht unbeſchreibliche Niedergeſchlagenheit und Beſtürzung im ganzen Lande, und die nur zu friedlichen Arbeiten beſtimmten Orte bieten das Bild gräßlicher Unordnung und Verwüſtung dar.

Und dieſe Raſerei iſt nicht ohne Beweggrund. Es iſt kein politiſcher Wahnſinn, der die unglücklichen Arbeiter zu ſolchen Exzeſſen antreibt. Die Regierung ſelbſt, obgleich ſie ihre Empörungen verdammt, iſt dennoch genöthigt, ihre Leiden zu beklagen. Sie läßt ihrer langen Geduld Gerechtigkeit widerfahren, und bewundert die Ruhe jenes Theils der mehr reſignirten Bevölkerung, die keinen Theil an der Revolte genommen hat. Mehrere Maasregeln ſind in Vorſchlag gebracht worden, um das Elend zu mildern, dem man größtentheils alle dieſe Uebel zuzuſchreiben hat. Es ſind Subſcriptionen eröffnet worden, an deren Spitze man den König ſelbſt erblickt, die bereits ſehr bedeutend ausgefallen ſind. Das Elend iſt in der That ſehr groß, und man darf dieſe Gährung lediglich ihm allein und dem Hunger zuſchreiben. Mehrere tauſend Menſchen haben keine andern Hilfsquellen, als ihre Arbeit, und es gibt nirgends Arbeit mehr. In ihrer Verzweiflung nehmen ſie zur Gewalt ihre Zuflucht. Sie ſchreiben ihre Noth ihren nächſten Umgebungen zu, oder den Geſetzen über den Kornhandel, die das Getreide ſo ſehr vertheuern, oder den Maſchinen, durch welche die Menſchen entbehrlich gemacht werden, endlich der geſellſchaftlichen Ordnung, die für ihren Unterhalt Sorge tragen ſollte, ſie aber ohne Brod läßt.

Es iſt nicht abzuläugnen, daß die Geſetze über den Kornhandel das Uebel verſchlimmern, oder vielmehr, daß ſie die Milderung desſelben verhindern; aber man muß ſich nicht einbilden, daß ſie die erſte und einzige Urſache desſelben ſind. Wenn die Leiden der Arbeiter allein davon abhängen, ſo hätten ſie ſchon ſeit Langem ſich dagegen erheben müſſen. Im verfloſſenen Jahre war das Getreide theurer als jetzt, und die engliſche Induſtrie befand ſich in einem glänzenden Zuſtande des Gedeihens. Die politiſche Oekonomie gibt von dieſer Thatſache eine ganz einfache Erklärung. Der Lohn der Arbeiter war, wie dies gewöhnlich zu geſchehen pflegt, nach dem mittlern Preiſe der Lebensmittel beſtimmt worden. Darüber hatten nur die Fabrikherren ſich zu beſchweren, denn ſie bezahlten die Arbeit zu theuer, und ihr Vortheil wurde dadurch bedeutend vermindert.

Der Fehler liegt eben ſo wenig an den Maſchinen. Ohne Zweifel ſchadet die Einführung derſelben in der erſten Zeit der arbeitenden Klaſſe, und ein Theil des Kapitals, ſtatt zur Ernährung der Menſchen beizutragen, wird auf die Einrichtung und Erhaltung der Maſchinen verwendet. Aber dieſer Einfluß iſt nur vorübergehend und im Allgemeinen wenig fühlbar, weil die Vervollkommnungen nicht alle auf einmal und plötzlich ſtattfinden, und weil die Zeiten, in welchen neue Maſchinen erfunden werden, die Epochen des induſtriellen Lebens ſind, in denen die Kapitalien ſehr ſchnell ſich vermehren. Eben ſo wenig darf man den Webſtühlen das Uebel zuſchreiben, an welchem England gegenwärtig leidet. Im vorigen Jahre war die Grafſchaft Lancaſter wie heute mit Maſchinen überdeckt, und dennoch fanden die Arbeiter überall Beſchäftigung. Der Handel war in voller Kraft und Thätigkeit, und es fehlte nirgends an hinlänglicher Arbeit. Deshalb hörte man auch weder Klagen, noch Drohungen, und die Schrecken der Empörung waren dem Lande fremd.

Die Urſache des gegenwärtigen Elends iſt allgemeiner und tiefer, als man zu glauben pflegt. Sie hängt weder vom Zuſtande der Geſellſchaft, noch von dem induſtriellen Organiſationsſyſtem Großbritanniens ab.

Die Induſtrie iſt in England zu einem ſehr hohen Punkte der Vollkommenheit gelangt. Die engliſche Geſellſchaft iſt durchaus zu einem einzigen Zwecke, der Leichtigkeit der Produktion, organiſirt. Keine alte Gewohnheit, kein feſtgewurzeltes Vorurtheil hemmt den Schwung der Induſtrie. Im Ackerbau, wie im Manufakturweſen und im Handel, wird das ganze Land nur von einem einzigen Geſetze, der Erlangung des möglichgrößten Reichthums, der Anwendung der zur Produktion geeignetſten und wohlfeilſten Mittel, beherrſcht. Das iſt der Karakter der Ziviliſation Großbritanniens, das iſt der Titel, der ihm den erſten Rang unter den induſtriellen Staaten anweiſet.

Um mit größerer Leichtigkeit hervorbringen zu können, iſt eine große Vertheilung der Arbeiten nothwendig, die ſich faſt in's Unendliche ausdehnt, ſo wie die Verwendung großer Kapitalien, die die Kräfte der Natur dem Dienſte der Menſchen unterwerfen. Die Vertheilung der Arbeiten und der Ueberfluß der Kapitalien ſetzen große Manufakturen voraus. Deshalb iſt es auch eine nothwendige Wirkung der induſtriellen Vervollkommnung, die kleinen Fabriken zu unterdrücken, die die Konkurrenz mit den großen nicht aushalten können, und ſie durch ſehr große Werkſtätten zu erſetzen, in denen mehrere tauſend Arbeiter einem Herrn gehorchen. Unterdrückung der kleinen unabhängigen Fabrikanten und Theilung der Manufakturbevölkerung in zwei Klaſſen, auf der einen Seite eine kleine Zahl Unternehmer mit großen Kapitalien, und auf der andern eine unzählbare Menge beſoldeter Arbeiter — dahin führen die Fortſchritte des Manufakturweſens.

Derſelbe Fall findet mit der Landwirthſchaft ſtatt. Je mehr der Ackerbau ſich entwickelt, um ſo mehr verdrängt die große Kultur die kleinere, und die Ausbeutung konzentrirt ſich. Es gibt immer mehr Taglöhner, immer weniger Pächter. Zu gleicher Zeit vermindert ſich auch die ackerbautreibende Bevölkerung, und die vervollkommnete Kultur bedarf nicht mehr ſo vieler Arme. Daraus ergibt ſich, daß ein ſehr großer Theil der Bevölkerung allein nur von den Manufakturen leben kann. — Die Geſetze in England haben die natürliche Bewegung der Dinge beſchleunigt, und das Reſultat der Subſtitutionen hat darin beſtanden, der Vervollkommnung des Ackerbaues ebenfalls eine ſchnellere Bewegung zu geben; aber zugleich auch die Zahl der Glieder der Geſellſchaft zu vermehren, die nur von ihrer Arbeit leben können, und deren Geſchick von allen Launen des Handels abhängt.

Ein ſolcher Zuſtand kann nicht anders als höchſt betrübend und ſelbſt erſchrecklich ſein. Er iſt betrübend, weil es ſchmerzlich iſt, mehrere tauſend Menſchen in einer ſo höchſt ungewiſſen Lage zu ſehen, er iſt erſchrecklich, weil er die ganze Geſellſchaft durch beſtändige Gährungen bedroht, die nothwendigerweiſe aus ihm entſtehen müſſen; denn Noth erkennt kein Geſetz, und der Hungertod iſt über alle Beſchreibung fürchterlich.

Man kann alle die Unordnungen, welche in den Handelsverhältniſſen und in dem plötzlichen Stocken der Manufaktur-Induſtrie in England ſtattgefunden haben, mit Zuverläſſigkeit allein den übertriebenen

Spekulationen in den letzten Jahren zuschreiben. Das Elend der Arbeiter iſt eine nothwendige Folge jener Kriſis. Dergleichen Begebenheiten ſind indeſſen in Großbritannien nichts Seltenes, und wenn man das Uebel in ſeiner Wurzel ausrotten wollte, würde ſelbſt die Abſchaffung der Geſetze über den Getreidehandel noch kein hinlängliches Mittel ſein. Das eigentliche Uebel liegt tiefer verborgen, es liegt in der ganzen Tendenz der engliſchen Politik, und damit dieſer eine zeit- und vernunftgemäße Richtung gegeben werde, bedarf es reiflicher Ueberlegung, günſtiger Umſtände und einer großen Selbſtverläugnung, die bis jetzt eben nicht den Hauptkarakter der britiſchen Diplomatik gebildet hat.

Sonne und Erde.

Beleuchtet von Görres.

1. Der Udligenſchwyler-Handel, ein Bruchſtück aus der Geſchichte des Kantons Luzern 1825. (Von einem Ungenannten.)
2. Der Kampf der Kirchenfreiheit mit der Staatsgewalt in der katholiſchen Schweiz am Udligenſchwyler-Handel dargeſtellt von Görres. Aus dem Katholiken beſonders abgedruckt. 1826.

Der in dieſen zwei Schriftchen in ganz entgegengeſetztem Sinne behandelte Gegenſtand iſt der Jurisdiktionsſtreit, der im Jahr 1725 zwiſchen der Regierung von Luzern und den geiſtlichen Gewalten von Luzern an bis Konſtanz und Rom ſich erhoben hatte. Die Veranlaſſung dazu war, daß der Landvogt an einer Kirchweihe und den darauf folgenden Tagen, welche nach uralter Uebung als Volksfeſte aller Art Beluſtigungen gewidmet waren, nach vollendetem Gottesdienſt des Nachmittags das Tanzen erlaubt, der Pfarrer des Orts hingegen verboten hatte. Da nun dieſer Pfarrer, ſeiner unbefugten Einmiſchung wegen in weltliche Angelegenheiten vor den täglichen Rath zur Verantwortung gerufen, nicht erſchien, und der Kommiſſär, der Biſchof, der Nuntius und der Papſt ſelbſt die Immunität oder die Befreiung der Geiſtlichen von weltlichen Gerichtshöfen geltend machen wollten, inzwiſchen die auf ihren Hoheitsrechten und althergebrachten Uebungen feſtbeharrende Regierung den widerſpenſtigen Pfarrer verbannt, und ſeine Stelle mit einem andern hatte beſetzen laſſen, ſo erhob ſich ein mächtiger Kampf, der endlich durch Vermittelung Frankreichs alſo beigelegt wurde, daß die Regierung zugab, daß in die Zitation des Pfarrers ſich einige unſchickliche Ausdrücke durch Unachtſamkeit der Kanzleibeamten eingeſchlichen; dagegen der ungehorſame Pfarrer verbannt blieb, und der in Folge der Anordnung von der Regierung durch die Gemeinde neugewählte Pfarrer auch von geiſtlicher Seite ſeine Beſtätigung erhielt. Die Regierung, welche in der ganzen Sache mit eben ſo viel Würde als Kraft gehandelt hatte, ließ noch am Ende, um ſich für das Nichterſcheinen des Pfarrers Genugthuung zu verſchaffen und ihr Recht durch Ausübung in unzweifelhaftes Licht zu ſetzen, den Kommiſſär ſelbſt, der dem Pfarrer die Immunität zu behaupten aufgetragen hatte, vor ſich zitiren, der denn auch gehorſam erſchien und die ihm vorgeworfene ungebührliche Aufführung ſo gut als möglich entſchuldigte.

Dies iſt das Weſentliche der Geſchichte, welche in dem erſten der oben angeführten Schriftchen ausführlich erzählt und mit all den betreffenden Aktenſtücken belegt iſt.

Eine merkwürdige Sonderbarkeit war es nun zunächſt, gegen dies Schriftchen den Verfaſſer von Europa und der Revolution, mit dem zweiten obenangeführten Aufſatze im Katholiken von Strasburg gewappnet und gerüſtet, mit Feuereifer auftreten zu ſehen; noch ſonderbarer aber der von ihm gemachte Verſuch, den Udligenſchwyler Handel als einen Kampf der Kirchenfreiheit mit der Staatsgewalt darzuſtellen, und die ganze Sache ſo zu drehen, daß auch hier aus der ecclesia pressa eine ecclesia triumphans hervorgehen ſollte. Die Kirche hat, wie Hr. Görres ſagt, und ſich das bequeme Anſehen gibt, es bewieſen zu haben, mit ihrer Freiheit über die Gewalt des Staats geſiegt!

Seit einem Jahrhundert war in der geſammten Eidsgenoſſenſchaft über den Udligenſchwyler-Handel nur eine Meinung, nämlich dieſe, es habe die Republik Luzern geziemender Weiſe ihre landesherrlichen Rechte gegen die Anmaßung (nicht der Kirche, deren Immunität nicht kann äuſſerlich verletzt werden, ſondern) der Geiſtlichkeit (welche in weltliche Angelegenheiten ſich einmiſchen, und doch weltlichen Gerichtshöfen ſich entziehen wollte) geltend gemacht, ſei daher auch glor- und ſiegreich aus dem Kampfe gegangen.

Hr. Görres gebehrdet ſich nun aber in ſeiner Rolle eines Schirm- und Kaſſenvogts der Kirche im Katholiken ganz, als ob nur das heutige ſünd- und lügenhafte Geſchlecht eine ſo alberne und verkehrte Anſicht ausgeheckt hätte, und hat den Muth, uns Schweizern die Entſtehung erwähnter Schrift und der darin enthaltenen Anſicht folgendermaßen zu erzählen:

„Einen Regierungs- und Staatsrath, dazu den erſten Polizeibeamten der Stadt und Republik Luzern an der Spitze, verſammelte ſich am feſtgeſetzten Tage im Pfarrdörfchen Udligenſchwyl Gerichtsſtatthalter

und Richter, Gemeindevorſteher und Schullehrer, und beſonders Advokaten, nicht um ſelbſt wahrhaftig und aufrichtig des Wegs der Wahrheit ſich zu freuen, ſondern um in beſchränkter Selbſtbethörung einen vorausgeſetzten vermeintlichen Sieg der Staatsgewalt über die Kirche zu erneuern, und ſich zu gleichem Widerſtand gegen die kirchlichen Rechte bei vorkommender Gelegenheit anzufeuern und zu ermuthigen. Nach der Weiſe dieſer Zeit, die, ungleich der Vergangenheit, ihre Freude nicht im Höchſten, was der Menſch vornehmen kann, im Gottesdienſte, vor Allem auszulaſſen liebt, ſondern lieber im Tiefſten, was ihn dem Thiergeſchlechte befreundet, im Eſſen und Trinken ihrem Erguſſe freien Lauf geſtattet, wurde beim fröhlichen Gelag das Jubiläum in dieſem Sinne abgehalten und mit lauten Tönen der Sieg des Lichts und des Rechts gegen pfaffiſche Liſt und Herrſchſucht celebrirt, und weil nun alle Fröhlichkeit mittheilſam iſt, ſo hat die Geſellſchaft, um auch der übrigen Welt an dieſer Freude Antheil zu vergönnen, den Beſchluß gefaßt, oben angeführte kleine Schrift, die den Theilnehmenden dieſe alberne Umkehr der Geſchichte aufgebunden, dem Drucke hinzugeben."

Wir wollen dem Hrn. Görres ſeine Anſicht von der Geſchichte im Großen, welche er auch wirklich für die einzig rechtgläubige und alleinſeligmachende zu erklären ſich nicht entblödet, und deren Geheimlehre darin beſteht, daß nach der Weiſe der alten einfältigen Zeit herzhaft an das Daſein einer unverwüſtlichen Objektivität geglaubt, und das Leben, die Gegenwart und Zukunft eben ſo herzhaft von der großen Vergangenheit, als ihrem unverrückbaren Grundſtein, ganz abhängig gemacht werde, das wollen wir Hrn. Görres, ſo viel übrigens auch dagegen noch zu erinnern wäre, zugeben, nur ſoll er, wenn er, wie Herkules im goldnen Sonnenbecher auf dem Strome der Zeiten daherſchwimmend, auch einmal am Pfarrdörfchen Uoligenſchwyl vorüberfährt, nicht wähnen, ſein Kopf und die darin feſtgewurzelte Idee ſei die Achſe, um welche ſich Land und Leute, und auch unſere Alpen und Republiken bewegen und drehen ſollen. Er mag wohl unter viel Anderm, das ſchön und erbaulich ſein mag, wenn es ſeine geneigten Leſer trifft, uns aus dem Katholiken zurufen: „Grundfalſch alſo iſt, was ihr der Geſchichte und dem kanoniſchen Rechte zum Trotz behauptet, daß der Geiſtliche auch nach erhaltener Weihe noch Staatsbürger bleibe, dem bürgerlichen Geſetz untergeben. Wenn der Menſch beim Eintritt in den Staat ſich im Bürger verloren, und die dürftige, natürliche, in Wechſelwirkung beſchränkte Freiheit zur bürgerlichen in wechſelſeitiger Aushilfe ſich geſteigert, und die allgemeinen Menſchenrechte wie die Pflichten in bürgerliche aufgegangen, ſo verliert der Bürger beim Eintritt in die Hierarchie ſich im Geiſtlichen, indem die beſchränkte bürgerliche Freiheit ſich zu jener der Heiligen erweitert, die bürgerliche Rechtlichkeit nach den Anſprüchen der Religion ſich in Heiligung verklärt, und wie die Würde des Bürgers die des Menſchen fortan ununterſcheidbar in ſich aufgenommen, ſo hat die Würde der Weihe den Bürger ſammt dem Menſchen abſorbirt. Ihr könnet hiemit ſeine Perſon, ſein Individuum nicht antaſten, ohne jene Würde zu verletzen und zu entweihen, eine Würde, die nicht in eurer Gewalt ſteht, die hoch über euch von Gott herabkömmt, und vor der ihr, ob ihr Könige oder Kaiſer wäret, falls ihr anders Chriſten und Kirchenglieder ſein wollet, euch in Ehrfurcht beugen müſſet u. ſ. w.

Wir beugen uns ſammt und ſonders vor dieſer Würde; — aber wie kommts, daß, als dieſe Würde am würdigſten war, und die Menſchheit ſich am tiefſten vor ihr beugte, die Immunität, d. h. die Freiheit, welche die geweihten Menſchen gegen Recht und Geſetz ſchützen ſoll, auch nicht einmal dem Gedanken nach vorhanden war? Erſt in jener traurigen Zeit, in welcher das göttliche Wort „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt" umgekehrt wurde, als man die Kirche nur für einen Staat der Geiſtlichen anzuſehen und auszubilden anfing, und man im Staate ſelbſt jedem Stande, alſo dem geiſtlichen auch, wie dem adelichen, eigenes Recht, eigenes Geſetz und eigene Gerichtsbarkeit zugeben zu müſſen glaubte, erſt da iſt die Immunität entſprungen. Wenn daher die Weihe als göttliche Satzung und überirdiſcher Einfluß betrachtet werden ſoll, ſo darf ſie mit der Immunität und ihrem Urſprung keineswegs confondirt werden, oder es liegt nahe, daß die verwirrte böſe arge Zeit, die Hr. Görres immer nur auſſer ſich beſpricht, Sophiſtik mit Sophiſtik erwiedernd, die Lehre aufſtellt, der Geweihte müſſe vom Bürger, und der Bürger vom Menſchen abſorbirt werden! — Doch wir halten wenig auf Abſorbtionen dieſer Art, und haben längſt, ohne uns ausſchließlicher Erkenntniß der Geſchichte zu rühmen, die einſeitigen Beſtrebungen des phyſiokratiſchen wie des hierarchiſchen Syſtems erkannt, und lieben das cujus regio ejus religio ſo wenig, als das cujus religio ejus regio, weil beides unchriſtliche Vermengung von Himmel und Erde iſt.

Sollen die alten verſchollenen Kämpfe auf dem Papier und im Leben nicht wieder aufglimmen, und neues Aergerniß und Unheil daraus hervorgehen, ſo laſſe man die noch nicht verharrſchten wunden Stellen von der einen und andern Seite unberührt, und erkenne, daß es von jeher auch Unheiliges in den Kirchen gab, und hinwieder kein Staat ohne heilige Grundlage iſt, daß der Staat und die Kirche eines

christlichen Volks nicht auf widerstreitenden Grundlagen beruhen können, wahrhaft heilig aber nur das sich uns hienieden in beiden offenbarende Reich Gottes sei.

Es sei uns daher erlaubt, hier öffentlich zu bekennen, daß wir glauben, ungeachtet des ohne Zweifel wohlgemeinten, aber eben so gewiß auch mißverstandenen oder mißleiteten Eifers von Hrn. Görres, in der ersten Schrift, so wie einen patriotischern Geist, auch mehr religiösen Sinn angetroffen zu haben. Dies noch zu belegen und die obwaltende Disharmonie zu lösen, schliessen wir demnach mit einer Stelle aus derselben, welche zugleich ihre beste Rechtfertigung ist.

„Möge der Friede zwischen Kirche und Staat nie mehr gestört werden, und sich beide wechselseitig zur Veredlung und Beglückung der Menschheit endlich die Hände bieten. Möge keiner unsrer Geistlichen je vergessen, daß er auch dann noch, wenn er Priester geworden ist, ein Schweizer bleibe und dem Staat angehöre, und möge der in unsern Tagen aufgefrischte, abgeschmackte Satz, daß die Kirche die Sonne, der Staat die Erde sei, dieselben nie bethören! Möge vielmehr der wahre Geist des Christenthums, dessen Grundlage die Liebe ist, stets mehr und mehr unsere Geistlichkeit beleben, und sie in Verbreitung dieses Geistes, fern von jeder Anmaßung und Stolz, ihre hohe, schöne Bestimmung finden, auf daß ächte Religiosität, im Sinne des göttlichen Stifters unserer Religion, uns beseele, unser sittlicher Werth sich erhöhe, und dadurch auch jene bürgerlichen Tugenden sich fester begründen, wodurch wir ein wahrhaft christliches, frommes und dabei auch freies Volk sein und bleiben werden."

Eine neue Erklärung der Zeichen des Wendekreises.

In einem Schreiben Eduard Rüppells (datirt Kairo, den 18. Nov. 1825) an den Freiherrn v. Zach, in welchem dieser thätige Reisende ankündigt, daß er das rothe Meer besuchen wolle, gibt er folgende neue Erklärung der Zeichen des Wendekreises, die ihm von einem seiner Bekannten mitgetheilt worden ist, indem er selbst hinzufügt: se non è vero è ben trovato. „In Nubien versteht man jetzt noch unter dem Wort Jahr denselben Zeitraum, wie bei den alten Aegyptiern, d. h. vom Ende einer Nilüberschwemmung bis zur andern. Im ganzen Distrikt, südlich von Wadi Halfa, beginnt das Jahr bei den Bewohnern dieses Landes in der Mitte des Monats September. Setzen wir nun voraus, daß zu der Zeit, als die Zeichen des Wendekreises erdacht wurden, die Sonne im Herbstäquinoxium sich im Zeichen des Widders befunden habe, was ungefähr 4500 Jahre vor Christi Geburt stattgefunden haben kann, so erklären sich alle Zeichen des Wendekreises sehr natürlich, weil sie in Verbindung mit den Feldarbeiten und allen andern Beschäftigungen der Einwohner stehen. Nachfolgende Uebersicht wird das beweisen:

1. Widder. September und Oktober. Man trieb in beiden Monaten die Heerden auf die Weiden, die zu grünen begannen.

2. Stier. Oktober und November. In diesen Monaten setzte das Hornvieh die hydraulischen Maschinen zur Schöpfung des Wassers in Bewegung.

3. Zwillinge. November und Dezember. Die stärksten Geburten fanden in diesen Monaten statt.

4. Krebs. Dezember und Januar. Sonnenwende. Die Sonne geht rückwärts, wie die Krebse. Der Nil ist mit Decapodi brachicon angefüllt.

5. Löwe. Januar und Februar. In diesen Monaten werfen die Löwinnen ihre Jungen. Sie sind alsdann ausserordentlich wild und kühn.

6. Jungfrau. Februar und März. Bei den heidnischen Negern von Kordufan besteht noch jetzt der Gebrauch, daß nach der Aernte eine Jungfrau, von einer Prozession begleitet, eine schöne Durragarbe dem großen Fakki darbringt. In dem vom Nil bewässerten Lande findet die erste Aernte gewöhnlich im Februar statt.

7. Waage. März und April. Tag- und Nachtgleiche. Gleichgewicht.

8. Skorpion. April und Mai. In diesen Monaten zeigen sich die Skorpione in großer Menge. Es ist ihre Begattungszeit.

9. Schütze. Mai und Juni. Die Araber gehen in diesen Monaten auf die Antilopenjagd in der Wüste. Diese Jagd kann nur während der größten Hitze statt finden, weil alsdann Wassermangel eintritt und die Luft sehr ruhig ist. In jeder andern Jahrszeit ist es äusserst schwer, wo nicht gar unmöglich, diesen Thieren beizukommen.

10. Steinbock. Juni und Juli. Die Jäger kehren in diesem Monate in ihre Wohnungen zurück. Es finden Opferfeste statt, und der Himmel wird um eine günstige Ueberschwemmung angefleht.

11. Wassermann. Juli und August. Der Nil schwillt in diesen Monaten an, alle Ströme treten über, es regnet beinahe unaufhörlich in der Provinz Dongola.

12. Fische. August und September. Die Ströme wimmeln von Fischen, wenn zu Ende Augusts die Gewässer wieder fallen.

Alle diese Hypothesen sind vielleicht nur Träumereien, die das alleinige Verdienst haben, mit einiger umständlichen Wahrscheinlichkeit dargestellt zu sein.

Wechselströmung des Flusses Motala.

Der Motalafluß in Schweden bietet ein ganz eigenes Phänomen dar, das beinahe an das Wunderbare grenzt. Man nennt es im Lande selbst Standsning oder Stillstand. Dieser Strom, der gewöhnlich eine bedeutende Wassermasse durch die Stadt Norköping dem Meere zuführt, trocknet manchmal, vorzüglich im Winter, so vollkommen aus, daß man sein Bett trocknen Fußes durchwandeln kann. Man findet in den Kroniken sehr häufig Erwähnungen dieses Phänomens, und zwar von 1291 bis zum 30. November 1786, wo dieser Fall sich zum letzten Male ereignet hat. Die Dauer desselben ist sehr verschieden. Manchmal bleibt der Strom nur einige Stunden lang trocken, manchmal mehrere Tage hindurch. Ein solcher Fall ereignete sich am 12. und 13. Dezember 1604. Während dieser beiden Tage konnte man sein ganzes Bett trocknen Fußes besuchen, und man fing nicht nur eine große Menge Fische, sondern man fand auch mehrere kostbare Gegenstände von Gold und Silber. Am 6. Nov. 1779 erneuerte sich dieses Phänomen und dauerte den ganzen Tag. Man fing mit den Händen viele Fische aller Gattungen, und fuhr selbst mit Wagen in das Bett, um eine Menge Steine daraus zu holen.

Man schreibt dies plötzliche Ausbleiben oder Stillestehen der Gewässer der Aufhäufung des Eises an den Stellen zu, wo sein Lauf zwischen den Felsen sehr beengt wird, wie z. B. zu Fiskeby, ¼ Meile von Norköping, wo das Wasser so lange anschwillt, bis es Stärke genug erlangt hat, um den Eisdamm zu zerbrechen, der sich seinem Laufe entgegenstellt. Daher geschieht es auch, daß diese Zufälle manchmal bedeutende Ueberschwemmungen veranlassen. So wurden im April 1788 drei Brücken und mehrere Häuser der Stadt, viele Mühlen, Dämme und andere Werke in der Nähe seiner Ufer von dem wüthenden Strome mit fortgerissen.

Mannigfaltigkeiten.

Einfluß der Nahrung auf die Konstitution.

Es ist erwiesen, daß die Nahrung der thierischen Substanzen dem Menschen weder Stärke noch Muth gibt. Das wird durch das Beispiel der Bewohner des nördlichen Europa und Asien, der Lappländer, Samojeden, der Ostiacken, der Tungusen, der Buraten, der Eskimo's und der Bewohner von Kamschatka, so wie derer des Feuerlandes, an der südlichen Spitze Amerika's, bewiesen, die ohne Zweifel die kleinsten, schwächsten und feigsten Völker der Erde sind, obgleich sie ausschließlich nur von rohem Fleisch sich nähren.

Eben so wenig verursacht die Nahrung der vegetalen Substanzen Schwäche oder Feigheit. Die Erfahrung hat durch tausend Beispiele beurkundet, daß diese letztere Nahrung unter allen Himmelsstrichen der körperlichen Stärke des Menschen und seiner geistigen Entwickelung keineswegs hinderlich ist. In den schönsten Zeiten ihrer Tapferkeit und ihres Ruhms lebten die Griechen und Römer fast allein nur von Gegenständen des Pflanzenreichs. Die vorzüglichste Nahrung der heutigen Italiener und der meisten europäischen Nationen besteht in Brod verschiedener Art, in Früchten und andern Erzeugnissen der Erde. Das auffallendste Beispiel ist wohl das, welches die Irländer und Schottländer darstellen, die gewiß nicht schwächer als ihre Nachbarn, die Engländer, sind, obgleich sie sich fast allein nur von Gemüsen ernähren. Die Neger, deren Körperstärke bekannt genug ist, leben beinahe ausschließlich nur von vegetalen Substanzen, eben so wie die Bewohner der Inseln des Südmeers, deren Gelenkigkeit und Stärke so groß ist, daß die geschicktesten und kräftigsten englischen Matrosen von ihnen immer besiegt worden sind, wenn sie mit ihnen haben ringen oder sich boxen wollen.

Mitleidsgefühl.

Nichts ist so launisch und wechselnd, als das Gefühl des Mitleids bei den Menschen. Die Römer waren gewiß eben so gebildet wie wir. Sie liebten ihre Freunde, vergossen heiße Thränen bei ihren Trauerspielen, und reichten den Dürftigen reichliche Almosen. Demungeachtet ist ihre große Vorliebe für die Kämpfe der Gladiatoren bekannt genug. Als Pompejus im Amphitheater Elephanten auf die Folter spannen ließ, wurden die Zuschauer beim Anblick der Martern und Konvulsionen, welche diese armen Thiere in ihrem langen Todeskampfe erdulden mußten, von einem so gewaltigen Unwillen gegen den sonst so sehr beliebten Feldherrn hingerissen, daß er sich ihrem Zorn und ihren Beschimpfungen nur durch die Bezeugung seiner Reue entziehen konnte. Und an derselben Stelle, wo dies Volk auf eine so energische Weise seine Mißbilligung unnützer und schändender Grausamkeiten geäussert, hatte es oft durch seinen rauschenden Beifall den Tod der Gladiatoren beklatscht! Man bilde sich nicht ein, daß wir, in dieser Hinsicht, auf einer höhern Zivilisationsstufe stehen. Wie viele Menschen gibt es nicht unter uns, die zu ihrem bloßen Vergnügen Jäger, d. h. Tödter lebendiger Geschöpfe, die am Leben denselben Genuß und dieselbe Freude finden, wie wir, sind? Warum gibt es nicht auch Menschen, die zu ihrem Vergnügen Metzger sind? — Man stelle den Satz nicht auf, daß es ein größeres Vergnügen sei, im Freien herum zu streifen, irgend ein Wild zu erspähen, sich

hinter einen Baum zu verbergen und es entweder in ſeinem Lager oder in ſeiner Flucht zu erlegen. Dies Verfahren iſt noch zehnmal grauſamer und unmenſchlicher, als den Ochſen zu erſchlagen, oder den Hammel abzuſtechen, der, bereits zum Tode beſtimmt, zur Schlachtbank geführt wird. Es liegt etwas Heimtükkiſches in jenem Verfahren, etwas raffinirt Barbariſches, das den Menſchen von reinem Gefühl davon abhalten ſollte. Es iſt nothwendig, daß es Jäger gebe; aber nur Jäger von Profeſſion, wie Metzger von Profeſſion. Wie hat das menſchliche Gefühl ſich ſo weit verirren können, aus der Tödtung wehrloſer, unſchuldiger Geſchöpfe ein Vergnügen zu machen? Welchen Genuß hat man davon, ein Dutzend kleiner Vögel zu erſchieſſen, die man nicht einmal genieſſen kann, und die man nicht einmal aufzuraffen ſich die Mühe gibt, wenn ſie mit zerſchmetterten Flügeln oder Gliedmaſſen blutend auf der Erde herumflattern? Welch ein Genuß in der Todesqual dieſer armen Gottesgeſchöpfe? Und der Vater, der vielleicht ein eifriger Jäger iſt, beſtraft ſeine Kinder und lieſ't ihnen langweilig die Moral, weil ſie den Fliegen die Flügel oder Beine ausgerupft haben und bei dem Schmerzensgeſumm dieſer kleinen Thiere in ein ſchallendes Gelächter ausbrachen!!!

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Kunſt.

Die Ausſtellungen der Geſellſchaften der Kunſtfreunde, welche gegenwärtig zu Paris, zu Bordeaux, zu Lyon und in andern Städten Frankreichs ſtattfinden, legen ein ſchönes Zeugniß von dem immer wachſenden Eifer der Künſtler und den regen und reichen Unterſtützungen der Kunſtkenner ab. In der zu Paris zeichnen ſich vorzüglich vier hiſtoriſche Gemälde von den ſiebenundachtzig aus, welche ausgeſtellt worden ſind, als: 1. Moſes als Kind aus dem Waſſer gerettet; 2. Ein Zug der Güte, von Beaume, König Karl X darſtellend, wie er als Prinz das Kind eines Bauern aus der Taufe hebt; 3. Eine Familie von Salins, und 4. Gefecht in der Nähe von Moskau. Unter den mythologiſchen Gegenſtänden bemerkte man: einen Meleager, den kalydoniſchen Eber tödtend, von Gibert von Martinique; Moſes, eine Quelle aus einem Felſen ſchlagend, von Taunay; eine Höllenſzene des Dante, von Hiſſe. Zu den romantiſchen Erzeugniſſen gehören: Corinna, deklamirend, von Bazin, nach Gerard; Evelina's Tod und Don Quichotte, leſend, von Fragonard. Schon vor langer Zeit hat Horaz geſagt: Amphoram rotas cur urceus urget (du beginnſt eine Urne und machſt einen Waſſertopf). Den Spruch könnte ſo mancher Künſtler ſich merken. Von den übrigen Gemälden ſind die vorzüglichern: die Verführung, von Beaume; eine junge kranke Frau, von Franklin; der Hundetanz, von Demarne; die italieniſche Schulmeiſterin, von Frau Haudebourt-Lescot; der Unterricht, von Röhn; die wilde Entenjagd, von Beaume, und die Ausrufung in einem Dorfe, von Xaver Le Prince. Sodann noch ein Papagei und ein anderer Vogel, von Becoeur; eine Landſchaft in der Dauphiné bei Sonnenaufgang, von Ricois; ein Effekt bei Sonnenuntergang in den Umgebungen Neapels, von Delaurencel; eine Anſicht der Kirche von Coucy-la-Ville, von Leſaint, und eine Anſicht der Kirche von Lichtenthal, von Renour.

Alterthümer.

— In der Nähe von Frankfurt am Main, bei Hedernheim (einem naſſauiſchen Dorfe), hat der Maurer Werkmann auf ſeinem Acker, dem ſogenannten „Heidenfelde", einen 10 Fuß unter der Erde verſenkten, 4 Fuß 8 ¼ Zoll hohen und 3 Fuß 9 ½ Zoll breiten Sandſtein ausgegraben, in welchem ein Mithras-Stieropfer, mit helielatriſchen Emblemen, ſehr ſchön ausgehauen iſt. Auſſerdem fanden ſich auf derſelben Stelle mehrere kleine Altäre, gleichfalls von Sandſtein, von denen einer folgende Inſchrift trug: D. I. M. M. TR. SENECIO. P. S. P., welche ſich folgendermaßen erklären läßt: Deo invicto Mithræ Marcus Tertius Senecio pro salute patriæ, oder wenn man lieber will: pecunia sua posuit.

— Im Gouvernement Mohilew, in Rußland, hat man eine große Menge kuphiſcher Münzen entdeckt, unter denen ſich mehrere ſehr ſeltene und koſtbare befinden. Sie ſind von 639 bis 815, folglich älter als die Regierung Ruricks. Die meiſten davon ſind in Spanien und in Afrika geprägt, und man vermuthet, daß ſie durch die Wariagen und Normannen, gegen die Mitte des neunten Jahrhundert, an die Orte gebracht worden ſind, wo man ſie gefunden hat. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg hat dieſe reiche Sammlung an ſich gekauft.

— Ein Landmann zu Charli, im Kanton Genf, hat vor Kurzem auf ſeinem Felde zwei alte Graber entdeckt, die man allgemein für die von Allobrogen hält. In einem jeden derſelben befand ſich ein Gerippe, beide von verſchiedenen Geſchlechtern. In dem des männlichen Skeletts lag noch ein Dolch mit einem Stiel von Bronze. Die Klinge war mit Roſt bedeckt, aber noch ganz. Daneben bemerkte man einen kleinen ſilbernen Becher, hübſch gearbeitet, mit drei elfenbeinernen Würfeln, die denen vollkommen ähnlich waren, deren wir uns jetzt noch bedienen. Das Grab des weiblichen Skeletts enthielt eine Grablampe von ſeltſamer und ſelbſt unſittlicher Form, eine lange goldene Nadel mit einigen Haarüberreſten und einem goldenen Ringe, auf dem ſehr deutlich die Inſchrift zu leſen war: DI: VEN: FAUST: Beide hatten zwiſchen den Zähnen eine wohl erhaltene Kupfermünze, ohne Zweifel eine von jenen Obolen, welche die Alten ihren Todten mitgaben, um Charon für die Ueberfahrt zu bezahlen.

— Die Bibel erwähnt einer Münze, die ſie Kefitha nennt. Dies Wort wird von den Kommentatoren in Lamm überſetzt. Der Rabbiner Akiba verſichert, daß zur Zeit, wo er Judäa bereiſete, eine Obole ſich noch Kefitha nannte. Münter vermuthet, daß die alte phöniziſche Medaille, die der engliſche Reiſende Clarke in den Ruinen von Citium ge-

funden hat, und die in seiner Reisebeschreibung abgebildet ist, eine solche Kesitha sei, über die man bis jetzt keine andern Nachrichten hat. Es ist ein roh geschnittenes Stück, beinahe dreieckig, mit dem Bilde eines Lamms, eines Widders und eines Muflen auf der einen Seite.

— Die Gemüse, welche man in London verbraucht, werden größtentheils in der Nähe der Hauptstadt, auf einem Umkreis von 4 Stunden, gewonnen. Mehr als 6000 Morgen Land werden dazu benutzt, und im Winter von 30,000 Menschen, im Sommer aber von einer dreimal größern Zahl Arbeiter bebaut. In der großen Messe zu Smithfield wurden 1822, nach den vorhandenen Tabellen, nicht weniger als 149,885 Ochsen, 24,609 Kälber, 1,507,696 Hämmel und 20,020 Schweine verkauft. Aber das ist nur ein Theil des Gesammtverbrauchs von London. Der Werth des zu Smithfield verkauften Viehes wird auf die Summe von 8,500,000 Pf. St. (212,500,000 Franken) geschätzt, und die des in einem Jahre verkauften Gemüses auf eine Million Pf. St.

— Man hat die Entdeckung gemacht, daß das warme Wasser einen großen Einfluß auf Blumen und Pflanzen hat, und daß, wenn sie auch schon halb verwelkt sind und man sie damit begießt, oder hineinstellt, sie bald wieder ihre ganze frühere Frische annehmen.

— Die Expedition, welche jetzt das Innere Afrika's bereiset, wird andere Wege als die bisher bezeichneten verfolgen. Die Reisenden werden sich nur dann erst trennen, wenn sie Tombuktu erreicht haben. Sodann werden Pearce und Morisson, wenn es irgend möglich ist, nach Osten gegen Abyssinien vordringen, Clapperton und Dixon aber gegen Norden.

— Einige neuere, von dem englischen Physiker Thomas Dick gemachte Experienzien haben bewiesen, daß man die menschliche Stimme auf eine Entfernung von acht bis zehn Stunden vernehmen könne. Schon Biot hatte bemerkt, daß der durch Rohre sich fortbewegende Laut der Stimme zehnmal schneller geht, als der in freier Luft ausgestoßene. Mit halblauter Stimme sprechend, kann man sich auf eine Entfernung von 476 Toisen (2856 Fuß) noch genau verstehen. Ein Geistlicher, Namens Gautier, hat zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Instrument erdacht, mit dessen Hilfe man die Pendelbewegung einer Uhr auf eine halbe englische Meile weit besser hören konnte, als wenn man das Ohr dicht daran hielt. Er hatte berechnet, daß, wenn man mehrerer solcher Röhren sich bediene, man einen Befehl, oder eine Botschaft auf eine Strecke von 300 Stunden in weniger als einer Stunde Zeit werde befördern können.

— Die englisch-ostindische Kompagnie hat dem König von Schweden das Geschenk übersendet, welches der Rajah von Uda Sr. Maj. bestimmt hat. Es ist ein persisches Wörterbuch in zwei Bänden in Folio, zu Lucknu, der Hauptstadt des Rajahs, gedruckt. Es enthalt 22,712 Wörter nebst ihrer Erklarung, eine persische Grammatik, eine Abhandlung über die Aussprache und das Maas dieser Sprache u. s. w.

— Zu Rabamun, uber den Trümmern von Antinoe, in Aegypten, hat ein Engländer, Namens Brine, für die Rechnung des Vizekönigs, eine Zuckersiederei angelegt. Die Fabrikation wird dort im Großen betrieben, und 1820 hat sie bereits 11,000 Zentner Zucker geliefert. Sie sollte in den nächstfolgenden Jahren über 20,000 Zentner geben. Die nahe Siederei zu Rauda gab 12,000 Zentner, und ganz Aegypten, mit Einschluß des rohen Zuckers, 80,000 Zentner. Es würde ein Leichtes werden, die Produktion zehnmal stärker zu machen; aber der Verbrauch ist im Lande selbst nicht bedeutend, weil man den Kaffee ohne Zucker genießt, und weil der Thee noch nicht bekannt ist. Der Zucker von Radamun ist vortrefflich und sehr niedrig im Preise.

— Die beiden Seefahrer Bering und Spangenberg, die so viele wichtige Entdeckungen in den östlichen Meeren Asiens gemacht haben, waren beide aus der Provinz Nord-Jütland gebürtig. Vitus Bering erblickte das Licht der Erde zu Horsens, einer kleinen Stadt. Sein Vater war ein Krämer. Martin Spangenberg, der Freund und Lieutenant Berings, wurde in einem Dorfe, unfern der Vaterstadt desselben, geboren.

— Die Insel St. Helena mißt 138 englische Quadratmeilen. Es befinden sich 6000 Acre bebautes Land auf ihr. Sie ernährt 1811 Hammel und 2887 Ziegen. Die Zählung von 1811 gab eine Bevölkerung von 1522 Europäern und 3000 Sklaven. Das Einkommen belief sich in demselben Jahre auf 300,500 Franken und die Ausgabe auf 2,117,175 Fr. Ihr höchster Punkt, die Dianenspitze, ist 2700 Fuß ü. M.

— Ein zweites Dampfschiff, die Juliana, von 600 Tonnen Last, ist auf dem Punkte, von London nach Ostindien abzugehen. Es hat ausser der Dampfmaschine noch Segel. Man berechnet, daß es die Reise in achtzig Tagen wird machen können. Viele Reisende haben sich schon einschreiben lassen, um diese günstige Gelegenheit zu benutzen.

— Auf Befehl der russischen Regierung sind Arbeiten unternommen worden, durch schiffbare Kanäle die Wolga mit der Moskau, den Schekšma mit der nördlichen Dwina und den Niemen mit der Weichsel zu verbinden. Durch den Kanal zwischen dem Schekšma und der Dwina würde eine direkte Verbindung zwischen dem Hafen von Petersburg und Archangel zu Stande gebracht werden.

— Zu Odessa und zu Kertch sind im verflossenen Jahre zwei Museen begründet worden, in welche die Alterthümer aufgestellt werden sollen, die man bereits im südlichen Rußland entdeckt hat, und die künftighin noch aufgefunden werden dürften. Der Staatsrath v. Blumenberg ist zum Direktor derselben ernannt worden. Er hat dem zu Odessa, das am 21. August v. J. eröffnet worden ist, eine reiche Sammlung römischer, griechischer und ägyptischer Alterthümer geschenkt, so wie mehrere historische und geographische Werke.

— Ein neuer Kanal soll von London nach Portsmouth gegraben werden und schiffbar für Linienschiffe sein, so daß man die Strecke, wenn er vollendet sein wird, in zehn Stunden Zeit wird zurücklegen können.

— Den offiziellen Bekanntmachungen zufolge wurden in Frankreich von 1817 bis 1823 geboren: 3,458,965 Knaben und 3,246,813 Mädchen. Zu Paris zählte man 1824: Geburten 28,812; Todesfalle 22,612 und Heirathen 7620.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 23. Dritter Jahrgang 1826. 7. Juni.

Zur Naturgeschichte des Katzengeschlechts.

(Monographies de Mammalogie, par C. J. Temminck. Livraison 4me. Paris, 1826. 4.)

Mit den Vortheilen großer Muskularkraft verbinden die Katzenarten (Felis) den Vortheil der List: ihr Angriff ist allzeit unvorgesehen; häufig geschieht er in der Dämmerung, oder auch bei der Stille der Nacht. Wären sie nicht zu gleicher Zeit furchtsam, so könnte das zahlreiche Katzengeschlecht den Menschen leicht verderblich werden; allein glücklicherweise findet sich die übermächtige Stärke, welche ihrer natürlichen Wildheit zu Gebote steht, durch eine furchtsame Scheue, die auch wohl in Feigheit übergeht, gelähmt. Nichts ist grundloser, als jene gepriesene Großmuth, der Edelsinn und die Kühnheit des Löwen; auch des königlichen Tigers unzähmbares, grausames und blutgieriges Naturell ist übertrieben geschildert worden: der eine wie der andere, und eben so alle übrigen, sogar auch die kleinsten Arten des Katzengeschlechts, machen ihre Angriffe unversehens, sei es, daß sie sich in einem Hinterhalte verstecken, dem Schatten nachschleichen, oder bei hellem Tag längs irgend einer schützenden Bedeckung kriechen, um über die lang erspähete Beute herzufallen, die mittels der schnellen und behenden, durch große Muskelkraft unterstützten Bewegung auf den ersten Sprung meist auch ihr Opfer wird; wenn sie sich hingegen diesem ersten Angriffe entziehen mag, so ist alsdann durch die Flucht ihre Rettung gesichert, denn es macht die ausnehmende Biegsamkeit ihres Rückenwirbels die Katzen zu andauerndem Laufe ungeschickt, während sie zum Klettern und zur Erhaltung des Gleichgewichts auf den schmalsten Flächen sehr tüchtig sind. Ihre Muskelstärke stellt sich am augenfälligsten dar, wenn sie, von Hunger getrieben, aber ausser Stand, die erhaschte Beute da zu verzehren, wo sie ihnen zu Theil ward, augenblicklich Körper vom doppelten Gewicht ihres eigenen aufheben und damit verschwinden, selbst wenn Flüsse ihnen unübersteigliches Hinderniß in den Weg zu legen scheinen: sie springen über Schluchten, Mauern und Schranken, ohne ihre erhaschte Beute je fahren zu lassen.

Wenn diese unzähmbare Wildheit der Fleischfresser aus dem Gesichtspunkt des sie zum Mord anregenden Instinktes betrachtet wird, so frägt man sich, wie die Zähmung einer solchen natürlichen Wildheit und Blutdurst möglich ward? Dadurch allein nur, daß er ihren Bedürfnissen zuvorkam, ist dem Menschen gelungen, sie zur Schau führen, sie sich gehorsam machen zu können und damit einen neuen Beweis der ihm eingeräumten Herrschaft zu geben. Der Tizer und der Jaguar, welche von jeher für die zwei wildesten Arten der Fleischfresser galten, sind ihm unterthänig geworden, und es haben diese furchtbaren Thiere ihr Naturell abgelegt, um dem Willen ihres Gebieters zu gehorchen. Zahlreiche Versuche können dies gewährleisten. Der Löwe ist oftmals ihr Vorwurf gewesen, am merkwürdigsten in dem Schicksale jenes türkischen Admirals, welcher, grausamer und blutgieriger als sein treuer Wächter, nachdem er nirgends mehr unter den Men-

ſchen ſicher zu ſein glauben konnte, ſich zutrauensvoll, wenn er ſchlafen wollte, der Hut ſeines Löwen überließ *). Aus den zahlreichen und den Bewohnern Indiens furchtbaren Fleiſchfreſſern haben dieſe friedſamen und zaghaften Menſchen ſich eine Katzenart gewählt, die ſie zur Jagd abrichten. Zwar zeigt dieſe Katze, der Guépard, oder die Felis jubata der Naturforſcher, ein eigenthümliches Verhältniß ihrer Klauen, die weder retractil, noch zum Zerreiſſen tauglich ſind. Mit Ausnahme dieſer Waffe, die freilich gefährlicher noch als diejenige der Zähne iſt, beſitzt der Guépard indeß alle übrigen Eigenſchaften der Katzen, und der abergläubiſche Hindus mußte ohne Zweifel lange Anſtand nehmen, bevor er ſich für ſeine Bedürfniſſe mit einem Thier vergeſellſchaftete, deſſen Ausſehen und Inſtinkt jenen übrigen Fleiſchfreſſern ſo nahe verwandt waren, welche den zahlreichen Menſchenſtämmen jener Gegenden vielfaches Verderben bringen. Den Inſtinkt von kleinern Katzenarten hat der Menſch zu benutzen gewußt, um ſolche Thiere zu vertilgen, welche, durch die Vorräthe ſeines Hausbedarfs angelockt, dieſem verderblich werden.

Weil hier von der Hauskatze die Rede iſt, welche auf dem ganzen Erdball überall angetroffen wird, wo mehr oder minder ziviliſirte Menſchen geſellig leben und ſich Wohnungen erbaut haben, ſo ſtellt ſich natürlich die gedoppelte Frage von Herkunft der zahmen Hauskatze und über Ausmittelung der wilden Katzenart dar, von welcher jene abſtammt. Mehrere ſcharfſinnige Naturforſcher haben gegen die hierüber ziemlich allgemein angenommene Meinung Zweifel aufgeworfen. Dieſe herrſchende Meinung geht dahin, es ſei die in den europäiſchen und aſiatiſchen Wäldern lebende wilde Katze die urſprüngliche Race, von der alle Abarten der zahmen Hauskatze abſtammen. Achtſames Nachdenken läßt hierüber Zweifel ſchöpfen, die durch genaue Vergleichung unſerer Hauskatze mit der wilden Katze verſtärkt werden.

Will man in die Zeiten zurückgehen, wo die Katze zum Hausthier geworden iſt, ſo müſſen wir in Gedanken uns nach den Gegenden verſetzen, in denen Geſittung, Kenntniſſe und Künſte ihren Urſprung genommen haben. In den Räumen der Iſistempel und unter der Herrſchaft der Pharaone haben die erſten Keime der Wiſſenſchaften ſich entwickelt, welche nachmals in Griechenland würdiger verehrt wurden, und von dort aus allmälig den von uns bewohnten Ländern zugebracht worden ſind. Aegypten, der Schauplatz dieſer früheſten Kultur, hat vermuthlich auch ſeinen geſellig lebenden Einwohnern das nützliche Thier dargeboten, und vor andern Landwirthſchaft treibenden Völkern aus mußten die alten Aegypter die nutzbaren Eigenſchaften der Katze zu würdigen im Stande ſein. Wofern ſie, wie kaum zu zweifeln iſt, die Katze kannten, ſo muß von einer in jenen Gegenden vorkommenden wilden Art die Abſtammung der Hauskatze herrühren.

Nun findet ſich, daß eine bisher nicht beſchriebene, von dem berühmten deutſchen Reiſenden Hrn. Rüppel in Nubien gefundene und unter dem Namen der Handſchuhkatze (Felis manicalata; Chat ganté) nach Europa geſandte ägyptiſche Katzenart unſern Hauskatzen in der That gar viel ähnlicher iſt, als dieſe den wilden Katzen der Wälder ſind: jene beiden haben gleiche Größe und Geſtalt und eine gleiche Länge des Schwanzes, der an ſeinem Ende dünner als beim Urſprung iſt. Unſere größten Hauskatzen ſind allzeit kleiner als die wilden Katzen, und ihr Schwanz iſt immer bedeutſam verſchieden.

Wir wiſſen aus Erfahrung, daß eine andauernde Domeſticität auf die Größe und die ganze phyſiſche Bildung der Thiere Einfluß hat; eine reichliche Nahrung und ſorgfältige Pflege befördern die Entwickelung aller ihrer Organe, ſo daß ſie größer und ſtärker werden. Dafür liefert die Vergleichung aller unſerer Hausthiere mit den wilden, von denen ſie abſtammen, den Beweis. Die Hauskatze hingegen, wenn dieſelbe von unſerer Waldkatze abſtammen ſollte, würde eine Abnahme und Verſchlechterung der Race darthun, die ein Vorzeichen ihres Untergangs wäre.

Vergleicht man die äuſſere Geſtaltung der Hauskatze mit derjenigen der wilden Katze, ſo findet ſich's, daß jene allzeit kleiner iſt; der Schwanz hingegen iſt länger und in eine Spitze auslaufend, wogegen die wilde Katze einen im Verhältniß zu ihrer Größe viel kürzern, an beiden Enden gleich dicken und nicht in eine Spitze auslaufenden, ſondern gleichſam abgeſtutzten Schwanz hat.

Die Größe der ägyptiſchen Katze (Felis ganté) hingegen iſt geringer als die der Hauskatze; ihr Schwanz iſt, verhältnißmäßig zum Körper, gleich lang und eben ſo geſtaltet, wie bei unſern Katzen. Ueberhaupt gleicht die ägyptiſche Katze unſern Katzen eben ſo ſehr, wie hingegen dieſe von der in den europäiſchen und aſiatiſchen Wäldern lebenden Art ſtandhaft verſchieden ſind.

Nicht unwahrſcheinlich iſt inzwiſchen, daß durch Kreuzung der ägyptiſchen mit der wilden Race unſerer Wälder eine Zwiſchenrace entſtehen konnte; hier aber, wie überall, wo der Menſch die Natur ſeinen Zwecken

*) Plinius erzählt, es ſei Hannon, ein berühmter Karthaginenſer, der Erſte geweſen, der einen gezähmten und ihm gehorchenden Löwen ausſtellen ließ. Um deswillen ward Verbannung gegen ihn ausgeſprochen. Wer ſo gewandt ſei, dachte man, dem könne nichts widerſtehen, und wer das wildeſte Thier zu bändigen vermögend ſei, dem dürfe die Hut der Freiheit nicht anvertraut werden.

dienſtbar oder fügſam zu machen vermocht hat, wird es unmöglich, den Faden aller zufälligen und örtlichen Umſtände zu verfolgen, welche auf die Ausbildung der Hausthiere Einfluß haben konnten. Wir bleiben hier eben darum auch bei der Angabe ſtehen: daß wahrſcheinlich iſt, der Urſtamm der verſchiedenartigen Racen unſerer Hauskatzen finde ſich in der ägyptiſchen wilden Katze. Hinwieder dann aber halte ich auch dafür, es ſeien die Urracen des aſiatiſchen Rußlands, unter dem Namen der Angora-Katzen bekannt, Abſtämmlinge einer andern, noch unbekannten Race, die wahrſcheinlich in den Landſchaften des nördlichen Aſiens wild lebt.

Der Vertheilung ihrer Arten zufolge, können die Katzen ein weltbürgerliches Geſchlecht (genre cosmopolite) heißen: mit Ausnahme von Ozeanien ſind alle Länder der Erde von ihnen bewohnt. Es haben der Hund und die Katze, dieſe beinahe untrennbaren Gefährten der ziviliſirten Menſchen, und deren Nutzbarkeit auch der halbwilde oder vom wohlthätig erhellenden Licht der Kultur entfernt lebende Menſch erkannt hat, ihren Urtypus in allen Klimaten und unter allen korreſpondirenden Breiten beibehalten. Die dieſen zwei Thiergeſchlechtern enthobenen Beiſpiele wären hinreichend (wenn auch die Mehrzahl der bekannten Geſchlechter nicht ähnliche darböte), um Buffon's gewagte Hypotheſe über das Vertheilungsſyſtem der Thiere in beiden Feſtlanden zu widerlegen. Zahlreiche, von ſorgfältigen Beobachtern herrührende Wahrnehmungen ſcheinen vielmehr eine neue Meinung hierüber zu begründen, die weſentlich darin beſteht, daß die über den Erdball verbreiteten Thiergeſchlechter (mit Ausnahme weniger in den Polarländern anzutreffender) unmittelbar unter der Linie, oder wenigſtens zwiſchen beiden Wendekreiſen, ihren Wohnſitz haben, und daß die Abtheilungen dieſer Geſchlechter ſich mittelſt analoger, durch generiſche Karaktere völlig übereinſtimmender Arten, unter parallelen Breiten ausgedehnt haben, ohne Rückſicht auf noch ſo weite Entfernung der Orte, oder auf Schranken, die ein weiter Ozean den Verhältniſſen ihrer Geſammtbildung zu ſetzen geeignet ſchien.

Beiſpiele, die allen Klaſſen des Thierreichs enthoben und aus der Mehrzahl der bekannten Geſchlechter gewählt werden können, liefern den Beweis dieſes fortſchreitenden Ganges in der belebten Schöpfung, die mit der Vegetation des Pflanzenreichs und mit dem örtlichen Vorkommen der Mineralkörper nicht auſſer Verhältniß ſtehen. Die Erdbeſchreibung und die Naturgeſchichte werden durch eben dieſe Verhältniſſe enger unter einander verknüpft, und beide Wiſſenſchaften ſind fürohin berufen, ſich als Schweſtern gegenſeitig zu unterſtützen, um unſern Anſichten über die Schöpfung ſolche richtige Grundlagen zu verſchaffen, mittelſt deren man der trügeriſchen Nachweiſungen geiſtvoller Männer entbehren möge, die bald ſchimmernde Hypotheſen, bald die Ueberlieferungen und Zeittafeln der Völker zu Hilfe riefen, um die großen Phänomene der Schöpfung und die periodiſchen Zerſtörungen zu erklären, welche unſere Erdrinde vielfach betroffen zu haben ſcheinen.

Die unter einander in allen weſentlichen Verhältniſſen ſo völlig übereinſtimmend geformten Katzenarten bilden, nebſt dem Menſchen und dem Hund, diejenigen drei Geſchlechter, welche beim Durchgang der Stufenleiter der Temperatur aller Landſchaften den Urtypus ihrer Arten am beſten erhalten haben; auch treffen die Reiſenden überall, wo Menſchen auf dem Erdball ſich angeſiedelt haben, unſern Hunden und Katzen völlig ähnliche Arten. Die erſtern von dieſen ſcheinen allenthalben hin die Begleiter desjenigen geweſen zu ſein, der die im Hundegeſchlecht vorhandene Treue und Anhänglichkeit erkannt und desſelben Nutzbarkeit gleichmäßig gefühlt hat, mochte er auf der unterſten Stufe der Leiter menſchlicher Geſittung ſtehen, oder ein ſtolzer Abkömmling der kaukaſiſchen Race ſein. So wie wir aber den Hund überall als untrennbaren Geſellſchafter des Menſchen antreffen, ſo zeigt ſich auch die Katze als Hausgenoſſin allenthalben, wo der Menſch ſich Wohnungen erbaut hat.

Erinnerungen aus Griechenland während dem Feldzug von 1825.

Von Lauvergne.

Wir verlieſſen Smyrna im Januar 1825. Den zweiten Tag nach unſerer Abreiſe erblickten wir die hohen Gebirge von Creta, und gegen Abend betraten wir den Hafen von Suda. Am nächſten Morgen begab ich mich ans Land, und unſere Schaluppe landete an einer Stelle des Meerbuſens, wo ſich eine Truppe Araber befand, die von ihrer Neugier angezogen worden waren, und die uns mit Beſchimpfungen, hinſichtlich der Verſchiedenheit unſerer Religion von der ihrigen, empfingen. Ich wendete mich ohne Aufenthalt gegen die Wohnung des Befehlshabers, deſſen großes Zelt, auf morgenländiſche Art ausgeſchmückt, in der Mitte aller übrigen ſich befand. Ein Araber, der uns zum Führer diente, machte uns ein Zeichen mit der Hand, unter ein benachbartes Zelt zu treten. Wir wurden am Eingange desſelben von einem Menſchen empfangen, der ganz türkiſch gekleidet war, aber das Franzöſiſche mit der korſikaniſchen Betonung ſprach. Er nahm uns ſehr freundſchaftlich auf, lud uns zum Eintritt ein, ließ Pfeifen anzünden und Kaffee bereiten, der beinahe an und für ſich allein alle Höflichkeitsbezeugungen des Landes ausmacht. Unſer Wirth hieß Mari. Er iſt von mittlerer Größe, ſeine Geſichts-

farbe iſt ſchwärzlich, ſeine Phyſiognomie trägt den Ausdruck heftiger Leidenſchaften auf ſich, die er jedoch leicht zu bändigen ſcheint. Seine blauen, durchdringenden Augen ſcheinen zu ſtechen, ſobald er ſtarr betrachtet, und bewegen ſich wie der Pendel in einer Uhr. Er verſicherte uns, daß er zuerſt den Griechen mit großem Eifer gedient habe; aber ihre Undankbarkeit hatte ihn ſo ſehr empört, daß er ſie wieder verlaſſen hatte. Um nicht Hungers zu ſterben, hatte er ſodann den Entſchluß gefaßt, ſich nach Alexandria zu begeben. Unter Napoleon hatte er als Hauptmann in der Infanterie gedient. Er zeigte mir mehrere Hefte, in denen er die Erinnerungen aus ſeinen Feldzügen aufgezeichnet hatte, und auch jetzt noch ſetzte er ſein Tagebuch über die Expedition des Paſcha von Aegypten fort.

Eine Bemerkung, die ich im Voraus über alles Nachfolgende machen muß, beſteht darin, daß die Europäer, die unter Ibrahim dienen, ſich vor ihren Landsleuten ihrer Lage ſchämen. Um ihre Apoſtaſie zu beſchönigen, ſagen ſie immer, daß zuerſt Griechenland ihren Enthuſiasmus für die geheiligte Sache der Religion entflammt habe; aber daß die Griechen, mehr in der Nähe betrachtet, noch viel weniger werth ſeien, als die Araber. Mari war Exerziermeiſter in der Armee, und als ſolcher mußten ſeine Dienſte den Hellenen doppelt nachtheilig werden. Er hat die „Soldaten-Schule“ ins Türkiſche überſetzt. Größtentheils durch ſeinen Eifer hatte man es ſo weit gebracht, den militäriſchen Bewegungen der Araber die notdwendige Präziſion und das erforderliche Zuſammenhalten zu geben. Er gab uns über ſich ſelbſt wörtlich folgende Auskunft:

„Mehemet Ali bewilligt mir zehntauſend Franken, oder mit andern Worten, beinahe zwanzigtauſend Piaſter Sold. Dieſer Gehalt legt mir keine andere Verpflichtung auf, als die, einen Theil der Armee auf europäiſche Weiſe zu disziplíniren. Ich würde mir gewiß immer einen Vorwurf daraus machen, eine einzige Kugel gegen die orientaliſchen Chriſten abzuſchieſſen. Der Paſcha weiß das ſehr wohl. Er kennt auch in anderer Hinſicht meine Halsſtarrigkeit; denn wenn ich die Religion meiner Väter hätte abſchwören wollen, würde er mich zum Bey gemacht haben. Sève, jetzt nur unter dem Namen Soliman Bey bekannt, war ehemals bei Mehemet viel weniger beliebt, als ich, und er hat ſich viel weniger aus Ehrgeiz als aus Geldgeiz zum Glaubensverwandten des Paſcha gemacht. Ich habe es ihm ſehr ernſtlich vorgeworfen, als ich ihn mit einem andern Auge ſah. Jetzt ſchone ich ihn noch viel weniger, und als er ſich erſt ganz neuerdings unterſtand, in meiner Gegenwart ſich geweſener franzöſiſcher Oberſt zu nennen, rief ich ihm zu: Sie ſind es niemals geweſen; denn die Gefühle eines Renegaten können nie aus der Seele eines franzöſiſchen Oberſten entſproſſen ſein. Dieſe Zurechtweiſung verdroß ihn gewaltig, und er beſchwerte ſich daher bei Ibrahim, der mir durch meinen Bey ſagen ließ, dergleichen Szenen mit Soliman künftighin zu vermeiden. Sie würden über meinen Haß gegen Sève ſich nicht mehr verwundern, wenn Sie Alles wüßten, was er mir gethan hat, und — daß ich ein Korſikaner bin!

„Während wir die Araber zu Alexandria dreſſirten, wollte der Paſcha eines Tages ſich ſelbſt von ihren Fortſchritten überzeugen. Ich ließ ſie vor ihm manövriren, und als die Uebungen beendigt waren, fragte er Sève, was er davon halte. „Es geht nicht, wie es gehen ſollte,“ entgegnete dieſer, „aber es kann auch nicht anders ſein, weil Mari in unſerer Armee nie mehr als Trommelſchläger geweſen iſt.“ Glücklicherweiſe konnte ich das Gegentheil beweiſen; überdem ſprachen die Thatſachen ſo laut, daß der Paſcha mir ſein Vertrauen nicht einen Augenblick entzog. Das war Solimans Betragen gegen mich. Sie werden dieſen Menſchen bald ſehen, und ich verſichere Sie, daß er nichts mehr und nichts weniger als ein wahrer Soldaten-Marktſchreier iſt. Alle Offiziere haſſen ihn, und er erhält ſich nur allein dadurch bei Ibrahim in Gunſt, daß er ihm beſtändige Triumphe verſpricht und ihm allerlei Geſchichten über ſeine angebliche Wichtigkeit während der letzten Revolution in Frankreich erzählt.“

Mari machte uns, nach dieſem Ausfall gegen ſeinen Spießgenoſſen, den Vorſchlag, eine Beſichtigung des Feldlagers vorzunehmen, das von der Armee Kurſchid Beys gebildet wurde, deren Inſtrukteur er war. Ich ſah ſechs Araber wie Wilde um einen Herd hockend, der ſich im Mittelpunkte eines engen Zeltes befand. Zu meinem Gefährten gewendet, ſagte ich: Sollte man glauben können, daß dergleichen rohe Geſchöpfe vielleicht die Urheber der neuen Sklaverei der Griechen ſein werden? — Der Anblick ſchlechtgekleideter Menſchen mit olivenfarbenen Geſichtern, auf denen Elend und Leiden tief eingegraben waren, ſtellte ſich uns immer wieder auf unſerm ganzen Spaziergange dar, der länger als anderthalb Stunden dauerte.

Kurſchid Bey, einer der Befehlshaber der Armee, hatte ſich wieder in ſeinem Zelte eingefunden. Man ſagte ihm, daß einige Franzoſen ihn zu ſprechen wünſchten, und er ließ uns ohne alle weitere Umſtände vor ſich kommen. Mari, der ſich in Gegenwart der Türken nur Bekir Aga nannte, und der bei ihnen unter keinem andern Namen bekannt war, ſtellte uns dem Bey vor. Er iſt der Sohn einer Zirkaſſierin, und er verdankt der Schönheit ſeiner Geſichtszüge größtentheils ſeine Erhebung. — — Späterhin hat er

dem Pascha einige Dienste geleistet, als er seine Waffen gegen Mekka wendete. Er verlor zwei Finger in einem Gefechte, und wurde nun schnell befördert. Er hat keinen Begriff von der militärischen Taktik; aber demungeachtet lernt er mit dem Gewehr exerziren, und Bekir Aga muß ihn darin unterrichten. Er versteht nicht zu kommandiren, und begnügt sich damit, die Bewegungen seiner Armee zu bewundern, ohne sie begreifen zu können. Mari ist für ihn, was Soliman für Ibrahim ist. Ihr beständiges Gespräch betrifft die hundert Triumphe der französischen Armee, und die Illusion, zu den ersten Feldherren unserer Zeit gezählt zu werden. Auf diese Weise allein vermögen die Europäer ihren Kredit bei den Barbaren zu erhalten.

Kaum hatten wir die Grenzen des Feldlagers überschritten, so bemerkten wir ungefähr dreißig Araber, die eben so viele ihrer Kameraden auf dem Rücken fortschleppten. Ich fragte um die Bedeutung dieses sonderbaren Manövers, und Mari benachrichtigte mich, daß die Getragenen krank seien, und daß man sie auf diese Art in ein abgesondertes Zelt transportire, wo man sie recht warm zudecke, ihnen Linsenbrühe zu trinken gebe, und sie alsdann ihrem Schicksal überlasse. Das ist die einzige Gesundheitspflege in der ganzen Armee Ibrahims. Dieser Umstand kann den Hellenen nicht anders als günstig sein, denn die feuchtkalte Witterung, die im Winter in Morea fast beständig ist und der schnelle Temperaturwechsel im Sommer, müssen tödtliche Dyssenterien und unaufhörliche Fieber veranlassen. In Ibrahims persönlichem Dienste befinden sich zwar zwei italienische Aerzte; aber sie haben alle ihre Sorgfalt nur auf ihn allein zu beschränken. Der Eine, Namens Lardoni, hatte sich früher im Dienste Ali Pascha's von Janina befunden.

Sechs Monate nach der Landung Ibrahims auf Morea war die Sterblichkeit in der Armee wirklich erschrecklich. Ich fragte Mari: ob und wie die Soldaten Ibrahims bezahlt würden? Er erwiederte mir darauf: „Ein jeder Araber ist der Sklave des Pascha, und als solcher gehört sein Leben nicht ihm selbst, sondern seinem Gebieter. Er ist also dem, der es ihm lassen will, indem er ihn in die Armee aufnimmt, noch großen Dank schuldig. Der Soldat wird nicht besoldet, und Alles, was er von seinem Stande gewinnt, besteht darin, daß man ihm ein Maas Mehl gibt, woraus er sich sein Brot backt, nebst einem halben Maas Gemüse für jede Mahlzeit. Damit hält er sich für den glücklichsten Menschen auf der Erde, weil seine gegenwärtige Lage mit seiner frühern in Aegypten durchaus nicht mehr verglichen werden kann. Er wird alle zwei Jahre neu bekleidet. Seine Tracht besteht aus einer Hose und einem kurzen Rock von schlechtgefärbtem, rothem, sehr grobem Tuch, einem Mantel mit einer Kapuze, und alle sechs Monat ein Paar Schuhen. Wir erhalten alle diese Sachen aus Europa; aber sie sind immer sehr schlecht, und man muß sich daher nicht verwundern, wenn unsere Soldaten beinahe nackt einhergehen. Wir erwarten von Marseille zwanzigtausend vollkommene Bekleidungen, die für den nächsten Winter bestimmt sind, und die hoffentlich besser sein werden, als die, welche wir bereits erhalten haben."

Ist es nicht zu besorgen, fragte ich Mari, daß die Soldaten sich empören, oder daß sie wenigstens nicht mit dem Eifer dienen, der zum Siege erforderlich ist? „Dafür hat man Mittel!" entgegnete er: „Die Imans oder Oberpriester werden unter den mohamedanischen Arabern ausgewählt. Zeichnet von diesen letztern sich Einer durch seine Kenntnisse oder durch die Ueberlegenheit seines Karakters aus, so wird er zum Kompagniechef ernannt. Es gibt in der Armee mehrere Araber, die es bis zum Oberstlieutenant gebracht haben. Aber welches auch der Grad sei, in welchem sie sich befinden, so sind sie doch nichtsdestoweniger der entehrenden Disziplin Mehemets unterworfen, wodurch er sie beständig an ihren ursprünglichen Zustand erinnert. Der Stock ist das Hauptargument, mit dessen Hilfe der Pascha Ordnung und Ruhe zu erhalten weiß. Wenn ein Hauptmann das Geringste versteht, so erhält er vierzig Stockschläge im Namen des Pascha. Der einzige Unterschied in der Bestrafung des Soldaten und des Offiziers besteht darin, daß dieser letztere die Hiebe von seinem Bey aufgezählt erhält. Die moralische Entartung ist bei den Arabern aber so groß, daß sie es nicht für eine Schande, sondern für eine hohe Ehre betrachten, von ihrem Befehlshaber durchgeprügelt zu werden."

Ibrahims Armee kampirte zu Suda, drei Stunden von Canea. Sie wartete nur auf günstigen Wind, um nach Modon hinüberzuschiffen. Bei viertausend Türken besetzten die Ebenen und hielten die Sphakioten oder Gebirgsbewohner in ihren Bergen gefangen. Wir bewarben uns um eine Zusammenkunft mit Soliman Bey, und er gestand sie uns zu. Er ist von schlanker Gestalt und mehr als mittelgroß. Sein Kopf ist dick, sein Gesicht breit, seine Augen blau und durchdringend. Er trägt einen sehr starken Schnurrbart, den er unaufhörlich in die Höhe streicht. Sein Gesicht ist von den Blattern zerrissen und der Gesammtausdruck desselben ist gebieterisch. Er spricht sehr gut französisch, und es gebricht ihm an jener oberflächlichen Unterrichtung nicht, die man in der Welt für nothwendig erachtet. Bei alledem ist es ihm unmöglich, den Ton und die Manieren eines Grenadiers abzulegen. Er hat eine ihm ganz eigene Sprache. Das Erhabene und Heilige, das Unsittliche und Abscheuliche stehen

in ſeiner Rede beſtändig neben einander, und er würde dieſes Benehmen ſelbſt in der höflichſten Geſellſchaft nicht abzulegen im Stande ſein.

Er erzählte uns, daß er der Sohn eines Müllers zu Lyon ſei, daß er noch ſehr jung in der Artillerie der Marine Dienſte nahm, bald darauf aber deſertirte und ſich nach Italien wendete, wo er ſich in der Linie aufnehmen ließ. 1814 war er Schwadronschef und mit mehrern Orden geſchmückt. Er befand ſich auf Bonaparte's Wege, als dieſer von Elba zurückkehrte, erhielt einen Auftrag für Toulon, wurde zum Oberſtlieutenant ernannt, und befand ſich bei der Schlacht von Waterloo. Während dem Prozeſſe des Marſchall Ney wurde er mit einer wichtigen Kommiſſion beauftragt; aber ſein Projekt ſchlug fehl. Er war nun genöthigt, Frankreich zu verlaſſen, und begab ſich nach Aegypten, wo er dem Paſcha ſeine Dienſte anbot, der ſie zuerſt ablehnte, ſo daß er zu Alexandrien in der größten Dürftigkeit lebte. Endlich wurde er auf die Erſpähung von Steinkohlen ausgeſchickt, und zuletzt in der Armee angeſtellt.

Einige Tage nach unſerer Landung auf Kreta langte auch Ibrahim mit ſeiner Flotte im Hafen von Suda an. Ich hatte nicht die Gelegenheit, ihn zu ſehen, und befand mich erſt während der Belagerung von Navarino in ſeiner Nähe. Er iſt mehr als mittelgroß, und ſeine Dickleibigkeit droht wirklich monſtruös zu werden. Seine Bewegungen ſind ein wenig grotesk, und ſein ganzer Anſtand hat durchaus nichts Ernſtes und Ausgezeichnetes. Beim erſten Anblick ſcheint ſein Geſicht einen vorherrſchenden Karakter der Sanftmuth und des Frohſinns zu haben, durch den man nicht wenig überraſcht wird. Man ſtelle ſich ein kleines Antlitz mit grauen, ſehr beweglichen und ſelbſt liebkoſenden Augen und einem ſtets lachenden Munde vor. Seine Züge ſcheinen immerwährend aufzublühen und ſein Geſicht iſt mit rothen Flecken überdeckt. Ungeachtet der frühzeitigen Runzeln an den Schläfen und den äuſſern Ecken der Augen, kontraſtirt ſeine ganze Figur mit ſeinem Alter ſonderbar genug. Er iſt noch ſo friſch und blühend, wie ein Jüngling, obgleich er ſiebenunddreißig Jahre alt iſt. Nichts deutet in ihm einen überwiegenden Karakter oder beſonders merkwürdige Eigenſchaften an. Man ſagt, daß er von ſeiner früheſten Jugend an wild und grauſam geweſen ſei, und ſein ganzes Leben gibt den Beweis davon; aber ich würde umſonſt einen Lavater einladen, auf ſeinem Facies das Zeichen aufzufinden, das er andeutet. Ich habe ihn in einem Augenblicke der Ungeduld geſehen, und ich kann verſichern, daß er gewiß nicht das Anſehen eines Mörders hatte. Dürfte man deshalb von ihm vielleicht ſagen, daß die Gewohnheit das Gefühl abſtumpfe? Sein Anzug iſt ſehr einfach, und man erkennt ihn allein an dem großen Gefolge der Offiziere ſeiner Armee, das ihn überall hin begleitet. Er führt im Lager ein ſehr einfaches und regelmäßiges Leben. Er hat beſtändig die Pfeife im Munde und trinkt auſſerordentlich viel Kaffee. Sein Zelt iſt höchſt ſchlicht und unterſcheidet ſich durch nichts von denen der andern Befehlshaber.

Bevor man ſeinen Karakter beurtheilen kann, iſt es nothwendig, zu wiſſen, daß er an einer zeitweiſen Hirnkrankheit leidet, deren Wirkungen ſich äuſſerlich durch heftige Verzuckungen und tobende, aber abgebrochene Laute ſeiner Stimme äuſſern. Man verſichert, daß, nach dem erſten Anfalle dieſer Art, ihn nichts mehr zu zerſtreuen vermag. Er wird ſtumm und in ſich gekehrt, und man erkennt in ihm nicht mehr denſelben Menſchen, der er kurz vorher noch war. Die Verirrungen ſeines Karakters ſind die Erzeugniſſe einer Einbildungskraft, die nichts mehr zu bemeiſtern im Stande iſt.

Ibrahim iſt eben ſo ununterrichtet, als ſein Vater. Seine heftige Neigung zum weiblichen Geſchlechte, der man größtentheils ſeine Krankheit zuſchreibt, hat ihn von jedem ernſten Studium abgehalten. Es fehlt ihm eben nicht an Einſicht und ſelbſt an Forſchungskraft, und er wird ſich immer über ſeine Umgebung erhaben fühlen, weil er ſie verachtet, und Jeden, der ſich ihm nahet, mit auſſerordentlichem Mißtrauen bewacht. Er iſt ehrgeizig auf türkiſche Manier, und er hält ſich für mehr als geeignet, allen den großen Aemtern vorzuſtehen, die der Sultan ihm anvertrauen dürfte. Er iſt brav, gleichfalls auf ſeine eigene Weiſe, und er erſchrickt nie vor den Gefahren, die ſich ihm nahen, oder die ihn umgeben. Man hat ihn mit unerſchütterlichem Gleichmuthe ganz nahe an einem Schlachtfelde ſeine Pfeife rauchen ſehen, wo jeden Augenblick ihn hätte eine Kugel treffen können. Dieſer Fall fand bei Molini, unſern Argos, ſtatt. Er iſt erkenntlich, aber nur zeitweiſe. Seine Wildheit endlich erwacht mit ſeiner Krankheit, und es verdient bemerkt zu werden, daß oft die kleinſten Hinderniſſe ſie auf's Höchſte zu ſteigern im Stande ſind. Wie viele Beweggründe, um vorauszuſagen, daß Morea ein wahres Blutfeld der Verwüſtung werden dürfte!

Man hatte Ibrahim ſo oft geſagt, daß Griechenland nur durch eine regelmäßig organiſirte Armee beſiegt werden könne, daß er, von dieſer Hoffnung ganz durchdrungen, landete. Das Beiſpiel der franzöſiſchen Armeen, deren Elemente er in ſeinen Offizieren zu haben glaubte, befeſtigte ſeinen Glauben immer mehr, ſo daß er einem nahen und vollſtändigen Triumphe mit Gewißheit entgegenſah. Aber ſchon einen Monat nachher ſah er ſich gezwungen, ſowohl ſeine Rede, als ſeine Anſichten zu ändern.

Die Zahl der Araber bei der ersten Landung belief sich auf 16,000 Mann. Ibrahim führte den Oberbefehl über sie. Kurschid, Soliman und Hussein kommandirten unter ihm. Der Letztere befand sich an der Spitze der Reiterei.

Schweizerische Miszellen.

5.

Der Kanton Tessin. (Beschluß.)

Die religiöse Bewegung der Geister, welche in Deutschland von Luther und in der deutschen Schweiz zu Zürich von Huldreich Zwingli (seit dem Jahr 1519) den Anstoß erhalten hatte und die Reformation herbeiführte, wurde die Ursache eines herben Schicksals für viele Einwohner von der Stadt Locarno. Jene große Begebenheit errettete zwar durch die moralische Wiedergeburt, die sie bewirkte, und durch deren unmittelbaren Einfluß auf die Politik, die Schweiz aus den Verderbnissen, welche am Ende durch Auflösung aller Bürgertugenden selbige zu Grunde gerichtet hätten. Allein die feindselige Spannung zwischen den reformirten und katholischen Kantonen, und die daraus erwachsene Verfolgung der Neugläubigen zogen das Unglück Locarno's herbei. Die Einwohner dieser Stadt waren seit 1534 durch den zurückgekehrten Beccaria, Zögling und Freund von Cameschi (Sekretär des Papstes Clemens VII und später unter Pius V wegen Anhänglichkeit an die lutherische Kirche in Rom enthauptet), und durch Dunus, Doktor der Rechte, der zu Genf einen Aufenthalt gemacht hatte, mit der neuen Lehre bekannt geworden. Man las das alte und neue Testament und protestantische Schriften; man erläuterte sich das Gelesene in einer Privatgesellschaft, und suchte Belehrung durch Briefwechsel mit den bedeutendsten und berühmtesten Männern von Zürich, als Bullinger, Lavater, Rahn, Schönauer und Haab. Beccaria, nach seiner Rückkehr von einer Reise mit Carneschi, aus Frankreich, begann im Jahr 1540 der Jugend Unterricht zu ertheilen und unter den Freunden zu predigen. So verbreitete sich unbemerkt die neue Lehre immer mehr bis zum Jahr 1548, wo sich dann die vornehmsten Familien Locarno's öffentlich zur reformirten Kirche bekannten, und schon im folgenden Jahre zwei Gemeinden mit zwei Predigern bildeten. Der katholische Klerus blies nun Feuer und Flamme und setzte den weltlichen Arm in Bewegung. Die Angelegenheit der reformirten Locarner wurde vom Jahr 1551 an Gegenstand der Tagsatzungen in der Eidsgenossenschaft. Zürich, Bern, Schafhausen und Basel, die lebhaftesten Vertheidiger der Locarner, unterlagen der Mehrheit der sieben katholischen Kantone und die Verfolgungen begannen. Im Jahr 1554 stieg die Entzweiung über diese Sache unter den Kantonen so sehr, daß man sich zum Krieg rüstete. Die Reformirten Locarno's schrieben rührende Briefe an die sie beschützenden Kantone und baten: „daß sie sich um ihrentwillen nicht Streit und Krieg aussehen sollen, sie wollen gemeinen Frieden und Einigkeit in der Eidsgenossenschaft nicht stören.“ Der päpstliche Nuntius Riperta belagerte die Tagsatzung im Dezember, und zerstörte das Billigkeitsgefühl, welches in den Herzen bedeutender Abgesandten der katholischen Kantone lebendig war. So geschah es, daß, trotz alles edlen Kampfes von Seiten Zürichs, die Vertreibung aller Reformirten aus der Vogtei Locarno beschlossen wurde. Schon im Jänner 1555 reiten die Gesandten der sieben katholischen Kantone über den Gotthard und lesen den Protestanten das Verbannungsurtheil vor. Eine gewisse Anzahl von ihnen tritt zur katholischen Kirche zurück, der Mehrtheil aber blieb unerschütterlich bei den neuen Ueberzeugungen. Der Nuntius Riperta, von zwei Mönchen begleitet, drängt sich unberufen auch hieher, sucht die Frauen zu bekehren, und da es nicht gelingt, verlangt er, daß man sie in Fesseln lege. Er fordert die Konfiskation des Vermögens der entflohenen Frauen, sogar der Güter aller Ketzer, das Wegnehmen ihrer Kinder und bestürmt die schweizerischen Gesandten, einen armen Schuster, der wegen ungebührlichen, aber gar nicht erwiesenen und von ihm auf der Folter abgeläugneten Reden über die Madonna del Sasso in Verhaft war, am 21. Jänner zum Tode zu verurtheilen. Die katholischen Einwohner selbst bitten um Gnade für den unglücklichen Familienvater, die Gesandten sind erschüttert, aber der Nuntius und seine zwei Adjutanten verhinderten den Gnadenspruch. Und diese Menschen nannten sich Diener des allbarmherzigen Gottes der Christen! Als der 3. Merz, Termin der Auswanderung der geächteten Protestanten, nahete, lagen Frauen ihren Männern, Männer ihren Frauen, Aeltern ihren Kindern an, sie nicht zu verlassen. Kein zeitlicher Vortheil, keine innige Verbindung machte ihren Entschluß wankend. Der 3. Merz brach an und es fiel tiefer Schnee. Eine Frau war in der Nacht entbunden worden; man bat, sie zurückzulassen, bis die Kälte nachgelassen habe, und der Landvogt bewilligt es. Aber ein Priester an der Spitze von fanatisirten Bauern dringt in die Häuser und schleppt die Unglückliche hinaus. Diese Grausamkeit brach das Herz, und weinend zog der große Haufe von der Heimath in fremdes unbekanntes Land, begleitet von vielen katholischen Locarnern, trauernd mit ihren vertriebenen Mitbürgern und sie schützend gegen die Mißhandlungen einer verirrten

Menge. Die Wöchnerin mit ihrem neugebornen Kinde und der Kranke hauchten auf einem Schlitten mitten im Schnee ihren Geiſt aus, und der ganze Zug langte erſtarrt des Abends in Roveredo im Miſoxer-Thal auf dem Boden Graubündens an. Hier fanden die Unglücklichen inniges Mitleiden, Hilfe in der großen Noth und bereitwilliges Erbieten, alle Locarner bei ſich zu behalten, bis Kälte und Schnee vorüber wären.

Bei dem empörten Gefühl über die frechſte aller Anmaßungen — den Vorſtellungen ſeiner Mitmenſchen über Gott und über ihr Verhältniß zu dem höchſten Weſen, zu gebieten, alle daraus hervorgehenden Ueberzeugungen und Wahrheiten zu verdammen, dagegen die eigene Meinung und Anſicht, obgleich ſelbſt allen Gebrechen, allen Irrthümern und jedem Wahn unterworfen, als das Unfehlbare andern Geiſtern aufzudringen, und gegen ſie, ohne alle Rückſicht auf das tugendhafteſte Leben derſelben, jede Härte, jede Verfolgung, jede Grauſamkeit auszuüben — und bei dem erſchütternden Schauſpiel des Jammers der Vertriebenen, die Alles, was an Familie, Freunde, heimathlichen Boden und dadurch an's Leben knüpfte, zerriſſen ſahen, wird die Seele doch auch erquickt durch den Anblick des Adels der menſchlichen Natur, welche, wenn gleich auf allen Seiten von irdiſchen Banden allgewaltig umſtrickt, doch die Fähigkeit und Kraft beſitzt, erkannte Wahrheit nicht bloß als das höchſte Gut zu betrachten, ſondern auch jedes Opfer dafür darzubringen, und damit die himmliſche Abſtammung der moraliſch-geiſtigen Natur des Menſchen und ſeine Beſtimmung für ein jenſeitiges höheres Leben zu beurkunden. Zu den aus ihrem Vaterland verbannten Locarnern gehörten die älteſten, vornehmſten und reichſten adelichen Geſchlechter, wie die Muralto, Orelli, Dunus u. ſ. w., deren Vorältern ſeit 600 — 700 Jahren aufs ruhmwürdigſte gelebt, ſeit Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts die vielfachſten Beweiſe von Anhänglichkeit an die Schweiz gegeben hatten, und große Grundbeſitzungen in dieſem herrlichen Lande verlaſſend, nun dem rauhern Norden und der Barmherzigkeit unbekannter Menſchen entgegenziehen mußten, ohne zu wiſſen, wo ſie eine Bleibeſtätte finden würden. An der Spitze ſtand der herrliche Aloys von Orelli mit ſeiner Gemahlin Apollonia, welche, durch Entſchloſſenheit, Muth und Sorgfalt die allgemeine Noth zu erleichtern, Allen vorleuchteten. Das ganze Leben dieſes Mannes und ſeine merkwürdigen Schickſale bieten Stoff zu den anziehendſten Darſtellungen dar.

Die verbannten Locarner benutzten ihren Aufenthalt in Roveredo, um ſich irgendwo einen Zufluchtsort auszumitteln. Alle Bemühungen, in Valtelin, in dem Gebiet von Chiavenna oder ſonſtwo auf Bündnerboden eine Anſiedlung zu finden, ſchlugen fehl, und nun öffnete den Unglücklichen ihre Arme die Stadt Zürich, welche ihnen ſchon ſo viele Beweiſe des Antheils und des kräftigen Schutzes gegeben hatte. Mehrere der reformirten Locarner fanden im Miſoxer-Thal Arbeit, alle übrigen, 116 erwachſene Perſonen, wanderten am 1. Mai weiter und trafen am 12. in Zürich ein, wo bei ihrer Ankunft ein allgemeiner Wetteifer entſtand, dieſe duldenden Pilger in die Familien aufzunehmen. Sobald ſie in eigener Miethe wohnen konnten, war die Wohlthätigkeit für die Einrichtung der neuen Haushaltungen der Locarner unermüdlich, und niemals wußten ſie, wem ſie die Gabe zu danken hatten. Man pochte an der Thür und rief den Namen deſſen, dem die in der Hausflur hingeſtellten Geſchenke beſtimmt waren, und der Geber verſchwand. Der edle Aloys von Orelli ſchrieb an ſeinen Bruder Francesco: „Die um der Religion Verfolgten finden in Zürich ſo viele Unterſtützung, daß vielleicht nur die erſte chriſtliche Kirche ähnliche Beiſpiele darbietet. Was der Freigebigkeit der Zürcher einen hohen Werth vor Gott und Menſchen gibt, iſt, daß ſie ſo zu ſagen im Finſtern geſchieht, wie wir aus eigener Erfahrung ſo wohl wiſſen. Sind nun aber Großmuth, Arbeitſamkeit, Treue, einfache Sitten, Anhänglichkeit an Religion herrſchender Karakter des größern Theils der Einwohner des zürcheriſchen Freiſtaats, der uns von der ganzen Welt Verlaſſene liebreich aufnahm, zu unſerm Fortkommen redlich Hand bot, und unſer ſteigendes Glück von Herzen uns gönnt, ſo haben wir wahrlich nicht Urſache, mit Reue an das, was wir in Italien verlaſſen haben, zu denken.“ — Wirklich ſorgte auch die Regierung mit Weisheit und väterlicher Huld für die Locarner, nahm ſie als eingeſeſſene Einwohner auf, gewährte ihnen Handwerk und Handel zu treiben, und beſtellte einen italieniſchen Geiſtlichen, der eigenen Gottesdienſt für ſie hielt. Alles, was Regierung und Bürgerſchaft für die vertriebenen Locarner thaten, trug ſo ſegensreiche Früchte, daß ſie der Großmuth ihrer Wohlthäter nicht lange zur Laſt fielen, ſondern durch Arbeit, Geſchick und Thätigkeit ſich ſelbſt durchbringen konnten. Die Seide, welche auf den Gütern der Muralto, Orelli, Dunus bei Locarno gezogen wurde, wollte dort und in der Lombardei Niemand kaufen, weil es ketzeriſche Seide war. Nachdem ſich das Erzeugniß von mehrern Jahren gehäuft hatte, und der Bruder des Aloys von Orelli dieſem kein Geld ſchicken konnte, ſo ſandte er ihm die rohe Seide ſelbſt. In der großen Verlegenheit, was damit anfangen, wurden Verſuche gemacht, Mühlen zum Zwirnen und Webſtühle zu bauen, die Seide zu färben und zu weben. Die Verſuche gelan-

gen, und dies war der Anfang eines Fabrikzweigs für die Stadt und den Kanton Zürich, welcher seit jener Zeit eine große Ausdehnung erhalten hat und stets im Zunehmen ist, vielen Tausenden von Einwohnern Beschäftigung und Verdienst, Mehrern Reichthümer verschaffte, und bei dem Landvolk eine Fertigkeit entwickelt hat, welche es zu vielen Arten von Fabrikationen und mechanischer Anstelligkeit fähig macht.

Aloys von Orelli, glücklich in Kindern und Enkeln und gesegnet in allen seinen Geschäften, starb im Oktober 1575, und zehn Tage nach ihm auch seine Lebensgefährtin Apollonia. Die Söhne, getreu den Lehren der Aeltern, wurden die Stammväter der noch blühenden Geschlechter der Orelli in Zürich, welche, eben so wie die von Muralto, der Himmel mit talentvollen Männern und diese mit hohen Würden und Ehren und mit Wohlstand von jeher gesegnet hat. Der ehrwürdige sechsundachtzigjährige Greis, Altgerichtsherr Salomon von Orelli, hat seinen Vorfahren, dem herrlichen Zwillingsbrüder-Paar Aloys und Francesco, ein würdiges Denkmal gesetzt. Seine Schrift: Aloysius von Orelli, ein biographischer Versuch (Zürich, 1797), welche in einer Reihe der von Aloys an dessen Bruder geschriebenen Briefen ein treues Sittengemälde Zürichs um die zweite Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts liefert, ist höchst verdankenswerth, denn sie ist zugleich ein herrliches Ehrendenkmal der segensreichen Wirkungen der Reformation auf die ganze sittliche Umwandlung der Gemüther — welche auch in Zürich bis zum Jahr 1519 in den allgemeinen Strudel der moralischen und politischen Verderbnisse jener wilden und zügellosen Zeit fortgerissen waren — und ein merkwürdiger Beleg jenes heiligen Ernstes, mit welchem die Lehren der Reformation von dem damaligen Geschlecht aufgenommen und das Innere desselben in Geist und Wahrheit so durchdrungen hatten, wie es die ächte, von unbiblischen Zusätzen und äusserlichem Machwerk gereinigte Christusreligion will und verlangt. Wohl leuchten die Tugenden der Väter über den fortwallenden Strom untergehender Geschlechter als strahlende und erwärmende Gestirne, und befruchten die Herzen der Sterblichen durch alle Zeiten; aber Pflicht ist es, die Würdigen, deren Namen aufbewahrt sind, in dem Andenken der Lebenden zu erneuern. An der Spitze der Regierung von Zürich leuchten in jener Zeit der Verfolgung der Locarner die Bürgermeister Lavater und Haab, Seckelmeister Edlibach, Stadtschreiber Johann Escher, die Rathsherren Felix Rahn, Thurneisen, Bachofen, Georg Müller, Felix Brunner, von Cham (nachmaliger Bürgermeister), Zunftmeister Jakob Bürkli und Heinrich Wunderlich, und unter der Geistlichkeit Bullinger und Lavater hervor. Alle diese frommen, für das Ewige begeisterten Männer standen als Lichter der neuen Erkenntniß und als Führer ihrer Mitbürger, von Hochachtung und Ehrfurcht umgeben, und wirkten durch moralisch-religiöse Mittel mit siegender Kraft auf ihre Zeitgenossen. Einen unverwelklichen Kranz von Ehre, Ruhm und Dank windet die Geschichte um das Haupt dieser Kämpfer für Wahrheit und reine Religiosität.

Ausflug nach den balearischen Inseln.

(Beschluß.)

Minorka gilt mit Recht für die zweite Insel der Balearen. Ihre Länge beträgt ungefähr 33 englische Meilen (13 Stunden) und ihre Breite zwischen 8 und 12. Ihre Oberfläche wird auf 236 Quadratmeilen berechnet. Ihr höchster Punkt ist der Monte Toro, nordwestlich von Mahon. Er schließt sich an den Monte Agatha, der sich nordöstlich von Ciudadela befindet. Die Berge sind fast durchaus nackter Fels, in dessen Spalten viele wilde Oelbäume, Myrthen und Pistaschen wachsen. Die Bäume werden nicht dick, weil die Nord- und Nordwestwinde Alles, was sich ihnen entgegenstellt, über den Haufen werfen.

Die Insel wird in fünf Kantone, oder Terminos, geschieden, die ihre Namen von ihren Hauptorten ableiten. Folgendes ist ihre Bevölkerung*): Termino von Ciudadela 7000 Einwohner, Mahon 13,000, Alaior 5000, Mercadal 1700, Fererias 1100; im Ganzen 27,800 Einwohner. Das Land erzeugt nicht genug Getreide zur Nahrung der Einwohner, dagegen sind Wein und Oel im Ueberfluß vorhanden.

Mahon ist seit dem Aufenthalt der Engländer die Hauptstadt von Minorka. Sie verdankt diesen Vorzug der Schönheit ihres Hafens, einer der wichtigsten des mittelländischen Meeres. Große, schnurgerade Straßen, hübsche, obgleich kleine Häuser und eine große Reinlichkeit zeichnen den Ort vor allen spanischen Städten aus. Deshalb halten seine Bewohner sich auch für besser, als alle übrigen Spanier.

Während dem Kriege von 1808 bis 1814 haben sich diese Insulaner bereichert, und ihre große Gewohnheit des Meers machte sie zu sehr gefährlichen Korsaren. Seit dem Frieden hat Alles eine andere Gestalt angenommen, und das Elend ist auf den Wohlstand gefolgt. Die meisten Bewohner müssen Alles verkaufen, was sie besitzen, um nur kärglich leben zu können. Die Zahl der lüderlichen Dirnen ist wirklich erschrecklich. Mahon besteht jetzt fast allein nur von der holländischen Eskadre, die beständig hier stationirt ist, und von

*) Man sehe: Armstrong, Geschichte von Minorka.

einigen französischen, englischen und amerikanischen Schiffen, die von Zeit zu Zeit im Hafen ausruhen. Dieser Hafen ist eine Stunde lang und mißt 500 bis 600 Toisen in seiner mittlern Breite. Die Natur hat Alles aufgeboten, um ihn sicher und bequem zu machen. Ueberall, selbst am Fuße der Felsen, können die Schiffe noch anlegen, ohne Klippen befürchten zu müssen. Die mittlere Tiefe ist zwischen 70 und 80 Fuß. Der Eingang ist 150 Toisen breit. In seiner Länge bemerkt man fünf Eilande. Das erste, eine Viertelstunde vom Eingange, dient zur großen Quarantaine. Das zweite wird zur mittlern gebraucht, die weniger als zehn Tage dauert. Auf dem dritten ist ein schönes, von den Engländern erbautes Spital. Das vierte ist unbewohnt und auf dem fünften ist das Arsenal zur Erbauung der Schiffe.

Das alte Fort S. Philipp, von dem nur noch die Trümmer vorhanden sind, lag links vom Eingange des Hafens. Auf derselben Seite sieht man auch, eine halbe Stunde von Mahon, die kleine Stadt Charles-Town, die von den Briten gegründet, und seitdem Villa-Carlos genannt wurde. Ciudadela, die alte Hauptstadt der Insel, ist noch immer der Aufenthaltsort des Adels. Sie hat einige Handelsverbindungen mit Mahon, Alcudia und Pollensa.

Im Ganzen sind die Bewohner von Minorka bei weitem weniger abergläubig, als die übrigen Spanier, und man merkt es ihren Sitten an, daß die Engländer lange unter ihnen gelebt haben. Es gibt nur drei Mönchsklöster auf der ganzen Insel. Im Uebrigen unterscheiden sich die Bewohner durch nichts von denen von Majorka, und ihre Tracht ist durchaus dieselbe.

Iviza besteht aus niedrigen Hügelreihen. Vom Meere aus gesehen, erscheint die ganze Insel nur wie ein Wald. Ihr rauher Anblick deutet die niedrige Zivilisationsstufe an, auf welcher ihre Bewohner stehen. Ihre größte Länge von Nordost nach Südwest beträgt sieben, und ihre Breite drei bis vier Stunden. Die Hügel sind mit den Pinus alepensis und Pinea, mit den Juniperus phoenicae, dessen Stamm oft einen Fuß im Durchmesser hat, bedeckt. Hin und wieder öffnen sich einige kleine Ebenen, wo Getreide und Wein gebaut wird. An einigen Stellen sieht man auch Oel- und Johannisbrodbäume, deren Vegetation so kräftig als zu Majorka ist.

Die Sitten der Bewohner dieser Insel sind roh, nicht allein des Elends wegen, das überall vorherrschend ist, sondern auch wegen der wenigen Verbindung mit zivilisirten Ländern. Die Männer sind fast beständig mit einer Flinte bewaffnet, und ihr größtes Vergnügen besteht im Scheibenschiessen. Eben so beliebt ist auch der Tanz. Ihre musikalischen Instrumente bestehen in einem Flageolet mit drei Löchern und einer kleinen Trommel. Beide Instrumente werden von einem und demselben Menschen zu gleicher Zeit gespielt. Ein Jüngling, mit Kastagnetten in den Händen, tanzt mit zwei Mädchen. Diese schreiten mit gesenktem Haupte abgemessen einher, während jener mit großer Geschmeidigkeit allerlei seltsame Sprünge macht. Wenn der Tanz beendigt ist, so singt der Jüngling ein langes Lied mit sehr einförmiger und zitternder Stimme ab, wozu er sich auf einer Trommel begleitet. Der Inhalt des Gesanges erstreckt sich über seine verliebten Abentheuer und seine Erfolge bei den Töchtern des Landes. Man kennt auf Iviza nur eine Melodie, die allen Liedern angepaßt wird. Wer recht zierlich singen will, muß so viel als nur immer möglich durch die Nase zu schnarren versuchen, und beim Ende jeder Strophe die Stimme zittern lassen.

Ihre Hochzeitsgebräuche sind eben so sonderbar. Wenn ein Jüngling sich bei dem Vater des Mädchens um seine Hand beworben, und eine Zusage erhalten hat, so wird er von dem Augenblicke an als ein Glied der Familie betrachtet; aber er kann sich mit seiner Verlobten erst nach zwei oder drei Jahren verheirathen. Während dieser langen Zeit können alle unverheiratheten Männer der Umgegend die Braut, in der Gegenwart ihres Vaters, besuchen. Der, welcher am Abend zuerst erscheint, hat das Recht, die ganze Nacht hindurch mit ihr zu plaudern. Er versucht nun, durch alle möglichen Mittel die Verbindung wieder rückgängig zu machen. Er zählt die Fehler des Bräutigams an den Fingern her, und das Mädchen ist genöthigt, ihn geduldig bis Sonnenaufgang anzuhören, ohne sich darüber beklagen zu dürfen. Oft kehrt er am nächsten Abend wie er zurück und fängt seine Litaney von vornen an. Der Bräutigam und der Vater müssen diese Scherereien dulden, ohne darüber zu murren.

Die Tracht der Bewohner von Iviza ist von jener der Bevölkerung Majorkas und Minorkas ganz verschieden. Statt der weiten griechischen Beinkleider tragen sie enge Hosen, die ihnen bis auf die Waden reichen, statt des großen Huts eine rothe, wollene Mütze. Ihre Sandalen sind von Rohr, vorn zugespitzt und krummgebogen.

Iviza, die Hauptstadt der Insel, liegt am Abhange eines steilen Hügels, auf dessen Gipfel das Schloß, das vom Statthalter, ein Pallast, der vom Bischof bewohnt wird, und die Hauptkirche befindlich sind. Sie wird von Mauern umschlossen, um sie gegen die häufigen Aufstände der Landleute zu vertheidigen. Diese Unglücklichen werden von schweren Abgaben fast erdrückt, und im Fall sie dieselben nicht bezahlen können, auf sehr legitime Weise ausgeplündert, was man in der Kunstsprache: mit Exekution belegen, nennt. Ihr letzter Aufstand im Jahr 1824 war sehr ernsthaft,

und konnte nur mit großer Mühe wieder beſänftigt werden. Die Garniſon auf der Inſel iſt nie über 100 Mann ſtark.

Die die Stadt umgebende Ebene iſt moraſtig. Man baut auf derſelben jene Art Baumwolle, die den Botaniſten unter dem Namen Gossypium herbaceum bekannt iſt, und die hier ganz vorzüglich gedeiht. Es gibt einige beträchtliche Salzwerke auf Iviza. Sie ſind eine Stunde ſüdweſtlich von der Hauptſtadt entfernt und erſtrecken ſich drei Stunden weit. Sie werden allein für Spanien ausgebeutet. Die Bevölkerung des ganzen Eilandes wird auf 15,000 Seelen angeſchlagen, wovon 4000 in der Hauptſtadt wohnen. Die Pueblas und Dörfer ſind ſehr klein, aber die Inſel iſt mit zerſtreuten Wohnungen überdeckt.

Formentera iſt von Iviza nur durch einen engen Kanal getrennt, der von unbewohnten Inſelchen überſäet iſt. Sie hat 1500 Einwohner und erzeugt viel Getreide. Man hat viele alberne Geſchichten über die große Menge Schlangen erzählt, von denen dieſe Inſel wimmeln ſoll, aber es iſt nichts Wahres daran, denn es gibt auf dem ganzen Archipel kein einziges ſchädliches Thier, und man kennt weder Füchſe noch Wölfe. Zahlreiche Heerden von Ziegen und Schafen, die faſt ganz wild geworden ſind, weiden in den Wäldern und entfliehen beim Anblick eines Menſchen.

Cabrera iſt eigentlich nur ein nackter Fels, der vom ſüdlichen Ende Majorkas durch einen Meerarm getrennt wird. Er wird nur von Hirten bewohnt, die auf ihm ihre Ziegen weiden laſſen. In dieſe Wüſte wurden gegen Ende des vorletzten Krieges zwiſchen Frankreich und Spanien eine große Menge franzöſiſcher Kriegsgefangener verwieſen. Man brachte ihnen alle drei Tage Lebensmittel von Majorka; aber die Rationen, die ſie erhielten, waren ſo klein, daß die meiſten vor Hunger umkamen. Man ſieht noch jetzt ihre Gebeine auf den Felſen liegen.

Häckerling.

Als die Kaiſerin Maria Thereſia mit der nachbenannten Königin von Frankreich und Gemahlin Ludwigs XVI, Maria Antoinette, ſchwanger ging, wendete ſie ſich eines Tags an einen ihrer Höflinge und fragte ihn: „Werde ich einen Knaben oder ein Mädchen gebären?“ — Einen Knaben! entgegnete der geſchmeidige Hofmann. — „Hören Sie,“ ſagte die Kaiſerin, „ich wette zwei Dukaten, daß es ein Mädchen ſein wird.“ — Der Herausgeforderte war genöthigt, die Wette anzunehmen. Indeſſen kam die Kaiſerin wirklich mit einer Prinzeſſin nieder, und der Andere befand ſich in großer Verlegenheit, wie er eine ſo geringe Schuld gegen ſeine Monarchin abtragen ſollte. Der berühmte Metaſtaſio ſah ihn tief nachſinnend, und fragte ihn um die Urſache ſeines Trübſinns. „Denken Sie ſich meine Verlegenheit,“ ſagte er, „ich habe mit der Kaiſerin gewettet, daß ſie uns einen Prinzen geben würde, und nun iſt es eine Prinzeſſin.“ — So müſſen Sie ohne allen Anſtand bezahlen. — „Aber wie darf ich es wagen, Ihrer kaiſerlichen Majeſtät zwei Dukaten anzubieten? denn ſo viel beträgt die Wette.“ — Setzt Sie nur das in Verlegenheit? Geben Sie die zwei Dukaten her, ich will Sie gleich daraus erlöſen. — Er ſchlug die beiden Goldſtücke in ein Papier und ſchrieb folgende Verſe dazu:

Ho perdato, l'augusta figlia
A pagar m'ha condannato,
Ma s'e vero ch'a voi simiglia
Tutto il mondo ha guadagnato.*)

Jetzt ſchreiben Sie die Adreſſe drauf, fügte er hinzu, und ſenden Sie das Blatt ab. Die Kaiſerin nahm es lächelnd an, der Höfling wurde befördert und der geiſtreiche Dichter — überſehen.

Man ſpricht oft viel, und weiß nicht recht was. So legen ſich manche große und kleine Menſchen Titel bei, die ihnen gerade ſo unpaſſend ſind, als die Fauſt dem Auge, oder der Handſchuh der Wade.

Zenſur-Lücke.

Fürſt kommt von „Firſt“, der erſte im Volke, oder überhaupt, der Ausgezeichnetſte, her. In dieſer letztern Beziehung macht man dies Wort in der Schweiz auch auf ſehr hohe einzelnſtehende Berge anwendbar, wie z. B. die Kuhfirſten, die von einigen Sprachverderbern zu Kurfürſten gemacht worden ſind, obgleich eine Kuh mit einer Kur eben nicht viel Uebereinſtimmung hat, ſich wohl auch ſchwerlich je ein Kurfürſt, dem zu Ehren man jene Berghäupter alſo benannt haben ſollte, hinter

*) Ich habe verloren. Die erlauchte Tochter verurtheilt mich, zu zahlen. Aber wenn es wahr iſt, daß ſie Ihnen gleicht, ſo hat die ganze Welt gewonnen.

dem Leitskamm hinweg auf die Triften verirrt haben dürfte, wo im Sommer ein paar Hundert Kühe Nahrung und schöne Aussicht finden.

Die lange schwebende Streitfrage über die berühmte „eiserne Maske“ in Frankreich ist endlich entschieden, und zwar nach Aktenstücken, die nicht den geringsten Zweifel mehr übrig lassen können. Jene geheimnißvolle Person war weder Ludwig von Bourbon, Graf von Vermandois, noch der Herzog von Beaufort, noch der Herzog von Montmouth, noch so viele Andere, die dafür gehalten worden sind. Es war niemand anders, als der Graf von Matthiole, ein italienischer Diplomat, der Ludwig den XIV. in einer zwischen diesem Fürsten und dem Herzog von Mantua, Gonzago, stattfindenden Unterhandlung betrog, oder vielmehr, der sich nicht wollte betrügen lassen. Unter den Beweisstücken befinden sich mehrere Briefe des Gouverneurs der Margaretheninseln, dem die eiserne Maske anvertraut worden war, sowohl über diese, als auch über andere Gegenstände. Wir theilen unsern Lesern zwei derselben mit, die vielleicht die kürzesten genannt werden können, aber die reich an Inhalt sind. Sie sind an den Minister gerichtet.

Von den St. Margaretheninseln, am 3. Mai 1687.

Gnädigster Herr!

Ich bin am 30. v. M. angekommen. Ich bin nur zwölf Tage unterwegs gewesen, weil mein Gefangener krank war, seiner Aussage nach, weil er nicht so viel Luft hatte, als er hätte wünschen mögen. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, gnädigster Herr! daß ihn niemand auf der Welt gesehen hat, und daß die Art und Weise, auf welche ich ihn auf der ganzen Reise bewacht und geführt habe, macht, daß jetzt Jedermann zu errathen sucht, wer mein Gefangener sein könne, u. s. f.

De St. Mars.

Von den St. Margaretheninseln, am 4. Juni 1692.

. . . . . Der erste dieser protestantischen Priester, den man hieher gebracht hat, singt Tag und Nacht mit lauter Stimme seine Psalmen, und zwar ausdrücklich, um sich als den erkenntlich zu machen, der er ist. Nachdem ich ihm mehrmals sehr ernstlich verboten gehabt, auf solche Weise fortzufahren, und zwar unter Androhung harter Strafe, er endlich selbige erhalten hat, nicht mehr und nicht minder als sein Kamerad, Namens Salves, der die ganze Schrift im Kopfe hat, und der auf zinnerne Teller und auf seine Wäsche schreibt, und zwar allerlei Armseligkeiten, um anzudeuten, daß man ihn ungerechter Weise, der Reinheit seines Glaubens wegen, gefangen hält.

De St. Mars.

Dergleichen Briefe, wie man sie auch immerhin beurtheilen mag, sind reich an Betrachtungen jeder Art.

Uebersicht der englischen Zeitschriften.

(Fortsetzung.)

The catholic miscellany. — Katholische Miszellen. No. 50. Februar 1826. London, bei Cuddon. In 8.

The baptist magazine. — Magazin der Wiedertäufer. No. 206. Febr. 1826. London, bei Holdsworth. In 8.

The new baptist magazine. — Neues Magazin der Wiedertäufer. No. 14. Februar 1826. London, bei Jones. In 8.

The Christian Repertory. — Christliches Repertorium. No. 9. Februar 1826. London, bei Westley. In 8.

Die erste Zeitschrift streitet für die Sache der Katholiken in Großbritannien. Sie ist durchaus theologisch, obgleich auch hin und wieder einige Gedichte aufgenommen werden. Die drei letzten sind zu Gunsten der Wiedertäufer geschrieben. Sie sind etwas schleppend und rein dogmatisch. Das Magazin zerfällt in sechs Abtheilungen, das neue Magazin in drei, und das Repertorium in fünf. Die Kritik dieses letztern ist die gesundeste von allen, so wie seine Orthodoxie auch die am wenigsten scrupulöse ist.

The eclectic Review. — Die eklektische Revüe. London. Dezember 1825. Bei Holdsworth. In 8.

The evangelical Magazine. — Evangelisches Magazin. No. 36. Dezember 1825. London, bei Westley. In 8.

The new evangelical Magazine. — Neues evangelisches Magazin. Dezember 1825. London, bei Jones. In 8.

The Gospel Magazine. — Magazin des Evangeliums. No. 12. Dezember 1825. London, bei Day. In 8.

Die Verfasser dieser vier Zeitschriften gehören zur kalvinistischen Kommunion und ihre Aufsätze sind sehr orthodox in den Grundsätzen; aber nur die erste allein dehnt sich über die verschiedenen protestantischen Sekten in England aus, die übrigen sind die Organe verschiedener Parteien.

The Christian Instructor. — Der christliche Unterweiser. 1825. London, bei Hamilton. In 8.

The Spiritual Magazine. — Das geistliche Magazin. No. 20. Dezember 1825. London, bei Palmers. In 8.

Intellectual Repertory. — Intellektuelles Repertorium. Dezember 1825. London, bei Sherwood. In 8.

The methodist Magazine. — Magazin der Methodisten. No. 1 des 5. Bandes der dritten Reihefolge. Januar 1826. London, bei Kershaw. In 8.

Alle diese Journale werden im Interesse der getrennten Abtheilungen der englischen Kirche geschrieben. Das erste gehört ausschließlich den Independenten. In jedem Hefte findet man Predigten, biographische Notizen, Prosa, Poesie, Beurtheilung religiöser Werke u. s. f. Das zweite hat den Nebentitel: „Schatz der Heiligen," und das dritte hat mit Ende des vorigen Jahres zu erscheinen aufgehört. Das vierte wurde 1778 gestiftet und überaus günstig aufgenommen. Es hat jetzt noch 22000 Abonnenten, und nimmt ausserdem monatlich für die eingerückten Anzeigen noch über zweitausend Franken ein.

The Christian observer. — Der christliche Beobachter. Dezember 1825. London, bei Hatchard. In 8.

The Christian remembrancer. — Erinnerungsbuch des Christen. No. 84. Dezember 1825. London, bei Mawman. In 8.

The Christian Guardian. — Der christliche Wächter. Dezember 1825. London, bei Seeley. In 8.

Die Titel dieser Zeitschriften deuten zur Genüge an, daß ihr Zweck darin besteht, den Eifer in der englischen Kirche zu nähren und zu erwecken. Die letzten Diskussionen hinsichtlich der Emanzipation der Katholiken haben ihrer Sprache, die sonst immer ausserordentlich gemäßigt war, einige Bitterkeit gegeben.

The Tract Magazine. — Magazin der religiösen Traktaten. No. 24. Dezember 1825. London, bei Davis. In 8.

The Monthly Repertory. — Das monatliche Repertorium. No. 239. November 1825. London, bei Sherwood. In 8.

The Christian Reformer. — Der christliche Reformator. No. 131. November 1825. London, bei Sherwood. In 8.

Das erste Journal wird vom Ausschusse der religiösen Traktaten herausgegeben und in den Grundsätzen der englischen Kirche verfaßt. Die beiden letzten sind von den vorhergehenden, die sich darin vereinigen, die Göttlichkeit Jesu Christi zu predigen, darin verschieden, daß sie dieselbe bezweifeln, und den Weltheiland für einen Menschen, wie alle übrigen, aber mit großen Geisteseigenschaften von Gott begabt, betrachten. Daraus besteht ihre Doktrine, in welcher sie sich auf das Zeugniß des Evangeliums stützen, das Jesum Christum weder Anbetung noch göttliche Ehrenbezeugungen zugesteht. Man sieht aus diesem leichten Ueberblick, aus welchen Elementen ihr Glaube eigentlich bestehe. Er nimmt mehr die Vernunft als das Gefühl in Anspruch, und kann also auf sehr verschiedene Art beurtheilt werden.

The Jewish expositor and Friend of Israel. — Der Dollmetscher der Juden und der Freund Israels. No. 122. Dezember 1825. London, bei Duncan. In 8.

Missionary Register. — Missions-Register. Novemb. 1825. London, bei Seeley. In 8.

The Home Missionary Magazine. — Magazin der Missionen in den britischen Inseln. No. 71. Dezember 1825. London, bei Baynes. In 8.

Statt die Juden mit aller Gewalt zu Christen machen zu wollen, und deshalb ungeheure Summen zu verwenden, würde es nicht zehnmal gescheuter sein, sie zuerst von der Knechtschaft zu befreien, in der sie bei den meisten Völkern noch leben, und sie durch den Unterricht der Tugend und Vernunft zuzuführen? Die Zahl der auf der ganzen Erde verbreiteten Juden beläuft sich weit über drei Millionen. Sie werden in Spanien und Portugal verfolgt, in Rußland und Polen von strengen Gesetzen bedrückt, und geniessen nur in England, Preussen und Frankreich dieselben bürgerlichen Rechte wie die Christen. Die Gesellschaft zur Bekehrung der Juden gibt jährlich mehr als 350,000 Franken aus, und unterhält Missionäre in allen Theilen Europa's, deren Arbeiten im Dollmetscher der Juden bekannt gemacht werden. — In keinem Lande gibt es eine so große Menge religiöser Gesellschaften, als in England, wo sie alle unter dem gleichen Schutze der Regierung leben. Die wichtigste derselben ist unstreitig die englische und fremde Bibelgesellschaft (the british and foreign Bible Society). 2968 andere Gesellschaften sind von ihr abhängig, und ihr Einkommen, aus freiwilligen Subscriptionen bestehend, beläuft sich auf 93,285 Pf. St. (2,332,125 Franken). Sie hat im Laufe des Jahres 1825 36,962 Pf. St. und 280,655 Bibeln oder neue Testamente ausgegeben. Die von ihr abhängigen Gesellschaften haben ebenfalls 2,782,804 Exemplare der heiligen Schrift vertheilt.

Deutsche Literatur.

Pantheon der Geschichte des deutschen Volks, durch Ernst Münch, Professor in Freiburg, und eine Gesellschaft von Künstlern. Bei Friedrich Wagner in Freiburg und in der Herzbergischen Kunsthandlung in Augsburg. 1826. gr. Fol. Mit Kupfertafeln.

Ein Werk, seinem Inhalte und der ganzen äussern Form nach bestimmt und geeignet zur Feier und Verherrlichung der Geschichte des deutschen Volks, an welches der geschickte und fleißige Verfasser offenbar mit Liebe und Begeisterung die erste Hand gelegt hat.

Bereits ſind vom erſten Band drei Hefte erſchienen, in ſchönem, großem Druck auf gutem Papier, mit geſchmackvoller Anordnung. Die Schrift, aufſammelnd aus den beſten, älteſten Quellen und neueſten Bearbeitungen die Kunde von den Thaten der Väter und von der Kraft der Tage, die vorüber ſind, iſt allen Deutſchen gewidmet.

Das erſte Heft enthält nach einer lichtvollen Ueberſicht des Ganzen der Geſchichte in großem Umriſſe als erſte Abtheilung die alte Zeit.

1. Des alten Deutſchlands Lage, Grenzen, Stämme, Völker und ſeiner Bewohner Name, Abſtammung und phyſiſche Beſchaffenheit.

2. Der alten Deutſchen Gemüths- und Denkart, Thun und Treiben, Sitten und Bildungsſtufe.

3. Der alten Deutſchen Verfaſſung, bürgerliche Einrichtung, Hausweſen und Kriegsart.

4. Der alten Deutſchen Lehre von den Göttern und der Art ihrer Verehrung, ihre Anſichten von dem Zuſtand nach dem Tode, u. ſ. f.

Das zweite Heft enthält Hermann der Cheruſker und ſeine ausführliche Zeit- und Volksgeſchichte, nach Velleius Paterculus, Strabo, Florus, Tacitus, Suetonius, Dio Caſſius und einigen Notizen bei Seneca und Plinius, ohne in moderner Art zu romantiſiren, oder mit gelehrter Schwerfälligkeit zu langweilen.

Das dritte Heft iſt Civilis dem Bataver geweiht nach Tacitus, eine getreue, umſtändliche und lebendige Erzählung.

Unter den ſchönen Bildern, womit dies Werk die hiſtoriſchen Hauptmomente zu verſinnlichen unternommen hat, zeichnet ſich das im dritten Hefte, Civilis Verſchwörung im Haine, gezeichnet von Dietrich und geätzt von Neiſon, vorzüglich aus.

Die Darſtellung und Sprache iſt durchaus des Gegenſtandes und Unternehmens würdig. Auf den erſten Eindruck iſt man zum Urtheil geneigt, die Schreibart ſei als hiſtoriſche nicht genug einfach und habe zu wenig Ruhe; allein die Erinnerung, daß der beſondere Zweck hier der Geſchichtſchreibung einen eigenen Ton geben müſſe, wird bei jedem Unbefangenen des Verfaſſers Weiſe gänzlich rechtfertigen.

Wir wünſchen dieſem Werke, das in jeder Hinſicht die gerechteſten Anſprüche auf öffentliche Aufmerkſamkeit und Unterſtützung machen darf, ungehinderten und erfreulichen Fortgang, und ſind zur Hoffnung berechtigt, daß Beifall und Ermunterung den bereits rühmlich bekannten Schriftſteller und die mit ihm verbundenen wackern Künſtler bewegen werde, das unternommene Werk ſo ungeſäumt, wie möglich, auszuführen.

Däniſche Literatur.

Det Danske Asiatiske Compagnies Historie. — Geſchichte der aſiatiſch-däniſchen Geſellſchaft von ihrer Stiftung bis auf die gegenwärtige Zeit. Von Thaarup. Koppenhagen, 1824. 80 S. in 8.

Det Danske Africanske Compagnies Historie. — Geſchichte der afrikaniſch-däniſchen Geſellſchaft. Von Rasmuſſen. Koppenhagen, 1818. Ein Band von XX und 252 Seiten in 8.

Die Materialien zu dem erſten Werke ſind mit vieler Mühe und Geduld von dem Verfaſſer desſelben aus einer großen Menge Bücher und aus den in den Archiven des Königreichs vorhandenen Aktenſtücken zuſammengetragen worden. Die aſiatiſch-däniſche Geſellſchaft wurde 1616 unter Chriſtina IV geſtiftet. Die Geſchichte derſelben wird im vorliegenden Werke in ſechs Zeiträume abgetheilt. Der aſiatiſche Handel iſt für Dänemark immer ſehr vortheilhaft geweſen. — Die afrikaniſche Geſellſchaft, über deren Verrichtungen das zweite Werk handelt, war nicht ſo glücklich. Sie hat nur achtzehn Jahre, von 1750 bis 1768, beſtanden. Der Verfaſſer des letztern Werkes hat viele andere Bücher verglichen und mehrere arabiſche Handſchriften überſetzt, die ſich in den königlichen Archiven befinden, um zu beweiſen, daß der Erfolg und der Wohlſtand eines ſolchen Unternehmens mit den von Seiten des Kaiſers von Marokko ausgegangenen Scherereien und Bedrückungen unverträglich ſein und bleiben mußte.

Italieniſche Literatur.

Giornale arcadico di scienze, lettere ed arti. — Arkadiſche Zeitſchrift der Wiſſenſchaften, der Literatur und der Künſte. Rom, 1825.

In dem Auguſtheſte des Jahrgangs 1825 dieſer Zeitſchrift befinden ſich die Verhandlungen der gioeniſchen Akademie, die 1824 zu Catanea geſtiftet wurde. Der Name, den dieſe Naturaliſtengeſellſchaft ſich beigelegt hat, rührt von dem gelehrten Sizilianer Gioeni, dem Verfaſſer einer Lithologie des Veſuv, her. Die neue Akademie theilt ſich in zwei Klaſſen, von denen die eine ſich mit der Naturgeſchichte, die andere mit der Phyſik beſchäftigt. Die Mitglieder beider Klaſſen beſchäftigen ſich jetzt mit einer Topographie des Aetna.

Neulateiniſche Literatur.

Commentatio de aquæ vaporibus atmosphæra contentis. — Abhandlung über die in der Atmoſphäre enthaltenen Waſſerdünſte. Von Simons. Utrecht, 1823. In 8.

Dies Werk iſt von der Fakultät der Wiſſenſchaften zu Utrecht gekrönt worden. Der Verfaſſer hat ſeine Arbeit in drei Theile geſchieden. Er ſtellt zuerſt die verſchiedenen Theorien dar, durch welche die Bildung der in der Atmoſphäre enthaltenen Waſſerdünſte erklärt wird; ſodann unterwirft er ſie einer nähern Unterſuchung. Er endet mit der Beſchreibung der Formen, unter welchen dieſe Dünſte niedergedrückt werden. Die Theorie Daltons erhält von ihm den Vorzug, doch glaubt er, daß ſie leicht noch modifizirt werden könne. Sein Werk iſt mit Methode und Klarheit geſchrieben.

Amerikaniſche Literatur.

American Ornithologie. — Amerikaniſche Ornithologie, oder Naturgeſchichte der Vögel der vereinigten Staaten, deren Beſchreibung von Wilſon nicht gegeben worden iſt. Von Karl Luzian Bonaparte. Philadelphia, 1825. In 4.

Dies Werk iſt eins der merkwürdigſten, welches je die amerikaniſchen Preſſen verlaſſen hat. Der unermüdliche Wilſon hatte die vereinigten Staaten auf eine Ausdehnung von mehr als 10,000 Meilen bereiſet, um die Vögel einzuſammeln, aus denen ſeine ſchöne Sammlung beſtand. Er ſtarb im J. 1813, ohne ſein Werk ganz beendigt zu haben. Er hatte im Ganzen 278 Gattungen Vögel beſchrieben, von denen 56 den Naturaliſten gänzlich unbekannt waren. Das Werk Bonaparte's ſoll zur nothwendigen Ergänzung des obigen dienen.

The Atlantic Magazine. — Das atlantiſche Magazin. New-York, 1825. Bei Bliß und White.

Die Zahl der Magazine vermehrt ſich von Jahr zu Jahr. Wenn das vorliegende fortfährt, wie es begonnen hat, ſo wird es ſich bald auch in Europa eine größere Zahl von Leſern verſchaffen, wo man mit ſo vieler Theilnahme die Fortſchritte Amerika's, vorzüglich in Hinſicht der Literatur, beachtet. Darin iſt das Magazin reich; aber da in einem republikaniſchen Staate die Politik das Bedürfniß und die Beſchäftigung aller Bürger iſt, ſo enthält es auch darüber mehrere Aufſätze, die uns eben ſo kräftig als gedankenreich erſchienen ſind.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Alterthümer.

Folgendes iſt, nach der Ueberſetzung von Letronne, der Text der griechiſchen Inſchrift, welche der nubiſche König Silco im Tempel zu Talmis in Nubien aufgeſtellt hatte:

„Ich Silco, mächtiger König der Nobaden und aller Aethiopier, bin zweimal bis nach Talmis und Taphis gekommen. Ich habe gegen die Blemyen geſtritten und Gott hat mir den Sieg einmal mit drei andern gegeben. Ich habe von neuem (die Blemyen) beſiegt und habe mich ihrer Städte bemeiſtert. Ich habe mich das erſte Mal darin mit meinen Truppen vollkommen niedergelaſſen. Ich habe ſie überwunden, und ſie haben mich angefleht. Ich habe Frieden mit ihnen geſchloſſen und ſie haben mir bei ihren Götzen geſchworen (ihn zu beobachten), und ich habe an ihren Schwur geglaubt, weil ſie Menſchen von Treue und Glauben ſind. Ich bin in den obern Theil meiner Staaten zurückgekehrt. Seitdem ich ein mächtiger König bin, gehe ich nicht nur nicht im Gefolge der andern Könige, ich ſchreite vielmehr vor ihnen, und die, welche mit mir ringen wollen, denen erlaube ich nicht ruhig bei ſich zu bleiben, im Fall ſie mich nicht um Verzeihung bitten; denn ich bin ein Löwe für das Land der Ebene und eine Ziege für das Gebirgsland.

„Ich habe ein zweites Mal gegen die Blemyen Krieg geführt, von Primis bis Talmis. Ich habe das Land aller der Völker verwüſtet, die über Nubien hinauswohnen, weil ſie Streit mit mir begonnen haben.

„Den Oberhauptern der andern Nationen, die mit mir Krieg beginnen, erlaube ich nicht, ſich im Schatten auszuruhen, und ſie können ſich nicht im Innern ihrer Häuſer erquicken, wenn ſie ſich mir nicht unterwerfen; den Diejenigen, die ſich gegen mich empören, denen nehme ich ihre Weiber und ihre Kinder, und . . . . . .“

Wir werden noch einige Bemerkungen über dieſe intereſſante Inſchrift mittheilen.

— Die Zahl der Studirenden auf der Akademie zu Genf vermehrt ſich von Jahr zu Jahr. Sie beläuft ſich gegenwärtig auf 191, wovon 53 Auswärtige; nämlich: im theologiſchen Fache 36, im Rechtsfache 26, im philoſophiſchen 82 und in den ſchönen Wiſſenſchaften 50. Mehrere wichtige Verbeſſerungen in der Organiſation der Studien ſollen noch in dieſem Jahre ſtattfinden.

— Das Genfer Kollegium enthält gegenwärtig 457 Schüler, wovon 180 in der ſiebenten Klaſſe. Die beiden Primarſchulen werden von 66, und die Schule in Saint-Germain von 50 Schülern beſucht. Die Lankaſterſchulen des Kollegiums, der Grenette und von St. Gervais, faßten zu Ende Juni v. J. 522 Zöglinge in ſich, wovon 138 Mädchen.

— Durch die Rede, welche der Lord-Schatzmeiſter von England am 13. März d. J. in dem Hauſe der Gemeinen gehalten hat, und durch ſeine Rechnungsablegung über den finanziellen Zuſtand dieſes Reichs, kann man ſich erſt einen rechten Begriff von deſſen unermeßlichem Reichthum machen. Er hatte 1823 die Einnahme muthmaßlich auf 155,440,000 Pf. St. (3,886,000,000 Fr.) für die Jahre 1823, 1824 und 1825 geſchätzt; aber ſie hat ſich auf 156,838,000 Pf. St. belaufen, folglich hat ſie die Schätzung um 1,398,000 Pf. St (34,950,000 Fr.) überſtiegen, ungeachtet bedeutende Reduktionen in den Abgaben ſtattgefunden haben.

— In zehn Jahren, von 1816 bis 1826 hat das Parla-

ment für 27,522,000 Pf. St. Abgaben abgeschafft. Dem ungeachtet hat sich das Einkommen doch jährlich um 18,000,000 Pf. St. (450,000,000 Fr.) vermehrt.

— Die öffentliche Schuld von England betrug am 5. Januar 1823 796,529,000 Pf. St. (19,913,225,000 Fr.). Am 5. Januar 1826 hatte sie sich bis 778,128,000 Pf. St. (19,453,200,000 Fr.) folglich um 18,401,000 Pf. St. (460,025,000 Fr.) vermindert.

— Die nichtfundirte Schuld Englands belief sich am 5. Januar 1823 auf 36,281,000 Pf. St. (907,025,000 Fr.), am 5. Januar 1826 aber nur auf 31,703,000 Pf. St. (792,575,000 Fr.), folglich Verminderung 4,578,000 Pf. St. (114,450,000 Franken).

— Nach Linnées Naturſyſtem ſcheidet ſich das Menſchengeſchlecht in folgende Racen: 1) die amerikaniſche braune; 2) die europäiſche weiße; 3) die aſiatiſche gelbe; 4) die afrikaniſche ſchwarze und 5) die monſtruöſe. Dumeril theilt es in folgende Hauptracen oder Gattungen: 1) die kaukaſiſche oder arabiſch-europäiſche; 2) die hyperboräiſche; 3) die mogoliſche; 4) die amerikaniſche; 5) die malayiſche und 6) die äthiopiſche. Cuvier nimmt nur deren drei an: 1) die kaukaſiſche oder weiße; 2) die mogoliſche oder gelbe und 3) die äthiopiſche oder ſchwarze. Neuerdings nimmt Desmoulins deren eilf an, als: 1) die Kelten-Scythen-Araber; 2) Mogolen; 3) Aethiopier; 4) Europäer-Afrikaner; 5) Auſtralier-Afrikaner; 6) Malayen oder Ozeansbewohner; 7) Papuen; 8) ozeaniſche Neger; 9) Auſtralier; 10) Kolumbier und 11) Amerikaner. Bory geht noch weiter und ſtellt ſogar fünfzehn verſchiedene Gattungen dar, als: 1) die japhetiſche; 2) die arabiſche; 3) die hinduiſche; 4) die ſcythiſche; 5) die ſiniſche; 6) hiperboräiſche; 7) die neptuniſche; 8) die auſtraliſche; 9) die kolumbiſche; 10) die amerikaniſche; 11) die patagoniſche; 12) die äthiopiſche; 13) die kaffriſche; 14) die melaniſche; 15) die hottentottiſche.

— Die Bevölkerung des Königreichs Polen war, nach der Zählung von 1823, folgende: Woiwodſchaft Krakau, Oberfläche 211,48 Q. M., Seelenzahl 397,344. W. Sendomirz 282,30 Q. M., 355,793 Seelen. W. Kaliſch 321,24 Q. M., 532,671 Seelen. W. Lublin 317,26 Q. M., 453,430 Seel. W. Plock 290 Q. M., 432,278 Seelen. W. Maſeurien, 321,10 Q. M., 616,074 Seelen; W. Podlachien, 2289 Q. M., 331,671 S.; W. Auguſtowa 322 Q. M., 465,761 Seelen. Im Ganzen 2293,38 Q. M. und 3,702,306 Seelen, wobei jedoch der Militärſtand nicht mitgerechnet iſt.

— In Baiern rechnet man auf eine Quadratmeile 2763 Einwohner; in Würtemberg 3686; in Sachſen 3636; in Baden 3679; in den Niederlanden 4519, in England 3164, in Frankreich 2890; in Oeſterreich 2322, in Preußen 2101; in Hannover 1915.

— Der bairiſche Adel beſteht aus 1384 Familien, wovon 13 fürſtliche, 149 gräfliche, 1 markiſche, 481 freiherrliche und 740 adeliche und ritterliche. Nur zwei Drittheil dieſer Familien haben Grundeigenthum. Der Adel macht den 900. Theil der Bevölkerung und den achten in der Ständeverſammlung aus.

— Es gibt in Baiern 10,663 iſraelitiſche Familien, oder 53,402 Seelen. 252 dieſer Familien beſchäftigen ſich mit der Landwirthſchaft, 169 mit verſchiedenen Handwerken und 10,242 mit dem Handel.

— Kunſt, Handel und Induſtrie entwickeln ſich in den vereinigten Staaten von Nordamerika immer mehr. Schon erhalten ſich die Erzeugniſſe einiger amerikaniſchen Baumwollen-Manufakturen vor den engliſchen, ſchon wird ſehr viel Schreibpapier nach Aſien ausgeführt, und noch keine europäiſche Werft kann mit der amerikaniſchen wetteifern. Seit drei Jahren hat ſich die Einfuhr in dem einzigen Hafen von Boſton um 20,768 Dollar vermehrt; die Ausfuhr dagegen in der gleichen Zeit um 1,741,919 Dollar. Die Einkünfte des Staats haben um zwei Millionen zugenommen.

— Folgende Kanäle werden gegenwärtig in den vereinigten Staaten von Nordamerika erbaut: 1) der Delaware oder Hudſonkanal, 117 engliſche Meilen lang, 616 Fuß in Schleuſen, von Lackawaren, im Staate von Penſylvanien, bis Kingſton, 100 Meilen von New-York; 2) der Morriskanal, im Staate New-Yerſey, 80 Meilen lang, 1644 Fuß in Schleuſen, von Caſton, am Delawareſtrom, bis zum Paſſapkfluß, 27 Meilen von New-York; 3) der Delaware- und Raritonkanal, 70 Meilen lang und 68 Fuß in Schleuſen, von Bordentown am Delaware, bis Neu-Braunſchweig am Raritan (dieſer Kanal wird mit dem von Delaware und der Cheſapeak in Verbindung ſtehen, folglich zu den wichtigſten im ganzen Lande gehören, weil er einen Ring der großen Kanalkette bildet, die ſich längs den Küſten vom Maineſtaat bis nach Florida erſtreckt); 4) der Schuylkillkanal, 110 Meilen und 588 Fuß in Schleuſen, von Philadelphia bis zum Kohlenberge (Mount-Carbon); er iſt jetzt bereits beendigt; 5) der Lehighkanal, im Thale gleiches Namens, 84 Meilen lang und 1200 Fuß in Schleuſen, von Caſten, beim Zuſammenfluſſe des Lehighs mit dem Delaware, bis nach Stockhartsville; 6) der Unionskanal, 81 Meilen lang und 700 Fuß in Schleuſen, vom Schuylkillkanal bis zum Susquehanna in Penſylvanien. Alle dieſe Kanäle werden auf Koſten von Privatleuten gegraben. Auf gleiche Weiſe wird der große Ohiokanal erbaut, der 320 Meilen lang wird, und ein kleinerer, in demſelben Staate, von 60 Meilen Länge. Im Staate New-York ſind ſo eben zwei Kanäle beendigt worden, von denen der eine 352 und der andere 62 Meilen lang iſt.

— Fünf Männer von Weſterwood in Nordholland haben am 30 Januar dieſes Jahrs einen Weg von 25 Stunden auf Schlittſchuhen in 8 Stunden 46 Minuten durchlaufen. Sie berührten auf dieſer Reiſe acht Städte.

— Zu London iſt eine Stecknadelfabrik, in welcher nicht weniger als zehntauſend in einer Minute, durch einen einzigen Maſchinendruck, der vom Dampf bewirkt wird, fertig gemacht werden.

— Nach offiziellen Bekanntmachungen war die Bevölkerung von Schweden am Ende des Jahres 1823 auf 2,687,457 Seelen angeſchlagen. Sie hat ſeit 1820 um 102,767 Seelen zugenommen. 1823 wurden 98,259 Kinder geboren, wovon 7210 uneheliche. In demſelben Jahre ſtarben 42,192 Menſchen. In Stockholm zählte man 1823 73,210 Menſchen, folglich 2359 weniger, als 1820.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 24. Dritter Jahrgang 1826. 14 Juni.

Cromwell.

Bruchstück aus „Woodstock", dem neuesten Roman Walter Scott's.

(Ein Ritter oder Königlichgesinnter, Namens Wildrake, mit einem Schreiben an Cromwell versehen, bemüht sich, bis zu ihm zu gelangen.)

Obgleich er durch die übertriebene Lizenz sich hinreissen ließ, die den Rittern eigen war, gleich als sollte ihr Betragen dadurch in jeder Beziehung sich von der strengen Sittlichkeit ihrer Feinde unterscheiden, so war Wildrake doch wohl erzogen und mit natürlichen Talenten begabt, die weder die Ausschweifung, noch das durchaus unordentliche Leben des Ritterstandes ganz hatten verwischen können. Sein Herz war noch nicht völlig verdorben, und er empfand auf dem Wege zur Vollstreckung seiner Sendung ein Gefühl, dessen er nicht gewohnt war.

Seine Meinungen als Königlichgesinnter liessen ihn Cromwell verwünschen, und unter allen andern Umständen würde er es vermieden haben, ihn anders als auf dem Schlachtfelde zu sehen, wo er das Vergnügen hätte haben können, einige Kugeln mit ihm zu wechseln; aber diesem Hasse mischte sich zugleich eine gewisse Furcht bei. Immer siegreich im Kampfe, hatte der merkwürdige Mann, dem er sich nahete, selbst über den Geist seiner Feinde jenen Einfluß erworben, den ein beständiger Erfolg sich gewöhnlich zu verschaffen pflegt. Er fürchtete und haßte ihn, und es mischte sich in diese beiden Empfindungen eine gewisse Ungeduld der Neugier, die ein besonderer Zug im Karakter Wildrake's war. Seit langer Zeit nur durch sehr wenige persönliche Angelegenheiten beschäftigt, und selbst um diese sich nur wenig bekümmernd, überließ er, als Markhams Abgesandter, sich dem Wunsche, das zu sehen, was ihm interessant genug erschien.

„Wie dem auch sein mag," sagte er zu sich selbst, „so kann es mich nicht gereuen, den alten Schurken zu sehen, und wenn es selbst nur darum wäre, sagen zu können, daß ich ihn gesehen habe."

Er langte Nachmittags in Windsor an, und empfand eine ganz besondere Neigung, einen jener Orte der Freude und des Vergnügens zu besuchen, die er ehemals, in einer weniger trüben Zeit, oft genug besucht hatte, wenn er zufällig sich in dieser Stadt befand. Aber er widerstand muthvoll, und begab sich nach dem großen Gasthofe, dessen altes Schild „zum Strumpfband", längst verschwunden war. Der Gastwirth selbst, den Wildrake, der in der Kenntniß der Tavernen und Wirthshäuser sehr bewandert war, ehemals als ein glänzendes Muster des „Wirths der Schule der Königin Elisabeth" gekannt hatte, war jetzt nach dem Geiste der Zeit zugestutzt. Er neigte das Haupt, wenn er vom Parlamente sprach. Er hielt seinen Bratspieß mit demselben Ernste, wie ein Priester, der sich zum Opfer vorbereitet. Er wünschte England ein glückliches Ende aller seiner Betrübniß, und legte Seiner Exzellenz, dem Lord-General, die größten Lobeserhebungen bei. Wildrake bemerkte ausserdem, daß sein Wein besser als gewöhnlich war, indem

die Puritaner eine ganz besondere Gabe des Himmels haben, jeden damit stattfindenden Betrug zu entdecken, und daß seine Maaße in demselben Grade sich vermindert hatten, als seine Preise größer geworden waren, ein Umstand, den er um so schärfer bemerken mußte, je mehr der Wirth von seiner Gewissenhaftigkeit sprach.

Diese wichtige Person sagte ihm, daß der Lord-General für Jedermann zugänglich sei, und daß er schon am nächsten Morgen um acht Uhr zu ihm sich begeben könne, ohne eine andere Vorkehrung zu treffen, als sich an der Thür des Schlosses zu zeigen, und als Ueberbringer von Depeschen an Seine Exzellenz sich zu melden.

Der verkleidete Ritter begab sich zur bestimmten Stunde nach dem Schlosse. Ein Soldat in rother Uniform, mit der puritanischen Strenge auf der Stirn und der Flinte auf der Schulter, stand am äussern Thore des edeln Gebäudes Schildwacht, und ließ ihn ohne alle Schwierigkeit eintreten. Wildrake durchschritt den Hof und warf einen Blick auf die schöne Kapelle, die vor nicht gar langer Zeit in tiefem Schweigen während der Dunkelheit, und ohne die geringste ehrenvolle Auszeichnung, den Leichnam des ermordeten Königs von England aufgenommen hatte. Mit welcher Festigkeit er sich auch bewaffnet hatte, so machte dennoch die Erinnerung dieses Umstandes einen tiefen Eindruck auf ihn. Er war sogar auf dem Punkte, wieder umzukehren, einen so großen Abscheu empfand er, dem düstern und kühnen Manne gegenüber sich zu befinden, der von allen handelnden Personen dieses blutigen Trauerspiels der war, dem man am meisten das fürchterliche Ende desselben zuzuschreiben hatte. Demungeachtet sah er die Nothwendigkeit ein, seinen Widerwillen zu beherrschen, und er gewann es endlich über sich selbst, den Auftrag zu vollstrecken, der ihm von einem Manne, dem Oberst Everard, gegeben worden, dem er so vielseitig verpflichtet war.

Bei der Stiege am runden Thurm wendete er den Blick gegen die Stelle, wo sonst die Fahne Englands wehete. Sie war verschwunden mit allen ihren glänzenden Attributen, ihrem königlichen Wappen und ihrer reichen Stickerei. Statt ihrer flatterte die Fahne der Republik, das S. Georgenkreuz in Blau und Roth, an dem das schottische Diagonalkreuz noch fehlte, das kurz nachher, zum Zeichen des Sieges, den England über seinen alten Feind errungen hatte, hinzugefügt wurde. Diese Veränderung war eben nicht geeignet, dem traurigen Schwunge seiner Gedanken eine andere Richtung zu geben, und er überließ sich ihnen, seiner Gewohnheit geradezu entgegen, so ganz, daß das Erste, wodurch er wieder an sich selbst erinnert wurde, ein Gewehrkolben war, der krachend das Steinpflaster berührte. Diesem Geräusch gesellte sich die rauhe Stimme einer Schildwacht bei, die ihn mit einem Tone fragte, vor dem er plötzlich erzitterte:

— Wohin wollt Ihr? Wer seid Ihr?

„Ich bin der Ueberbringer eines Schreibens an den Lord-General."

— Wartet, ich will den wachthabenden Offizier rufen.

Der Korporal erschien. Er unterschied sich von den Soldaten, die er befehligte, durch einen Vorstoß von doppelter Länge, durch einen größern Hut von doppelter Höhe und durch eine dreifache Provision strengen Ernstes. Man konnte auf seinem Gesichte lesen, daß er zu der Zahl jener wilden Enthusiasten gehörte, denen Olivier seine Siege verdankte, und die ein religiöser Eifer selbst den Rittern gefährlich machte, die sich eben sowohl durch ihre Geburt, als durch ihre Tapferkeit auszeichneten, und die doch umsonst alle ihre Kräfte anwendeten, um die Krone und die Person ihres Souveräns zu vertheidigen. Er betrachtete Wildrake mit einem ernsten und feierlichen Blicke, wie wenn er im Geiste das Inventarium seiner Züge und seiner Bekleidung hätte machen wollen. Nachdem er ihn genugsam examinirt hatte, fragte er ihn, welche Angelegenheit ihn hieherführe?

„Eine Angelegenheit," entgegnete der Ritter, so fest und besonnen als er nur immer vermochte, denn die neugierigen und forschenden Blicke des Korporals hatten ihm eine wenig angenehme Nervenzuckung zugezogen, „eine Angelegenheit, die Euern General angeht."

— Seine Exzellenz den Lord-General, wollt Ihr sagen! verbesserte der Andere. Eure Rede, mein Freund, hat nicht ganz die Ehrfurcht, die man Seiner Exzellenz schuldig ist.

„Hol der Teufel deine Exzellenz!" dachte Wildrake; aber die Klugheit wachte auf seinen Lippen und ließ diese gefährlichen Worte nicht entschlüpfen. Er bewegte ein wenig den Kopf und schwieg.

— Folgt mir! sagte der schwerfällige Unteroffizier. Und Wildrake trat ihm nach in das Wachthaus, dessen Inneres eine ganz verschiedene Szene von derjenigen darstellte, die man heutzutage auf unsern Militärposten sieht.

Nahe am Feuer saßen drei oder vier Füseliere, auf die Rede eines Soldaten horchend, der ihnen einige religiöse Mysterien erklärte. Der Redner hatte fast mit halblauter Stimme, obgleich mit vieler Wortverschwendung, begonnen; aber sein Ton erhob sich in demselben Maaße, als er dem Schlusse sich näherte, wo er polternd und ungestüm wurde, gleich als verlange er eine schnelle Antwort, oder das absolute Schweigen der Ueberzeugung. Seine Zuhörer schienen mit unerschütterlichem Ernste zu lauschen, und ant-

worteten ihm nur durch lange Ausflöße von Tabaksrauch, die in kleinen Säulen sich längs ihrer dicken Schnurrbärte dahinzogen. Auf einer Bank lag ein Soldat der Länge nach ausgestreckt, mit dem Gesichte gegen dieselbe gewendet, entweder in tiefe Betrachtungen, oder in einen ruhigen Schlummer versenkt, was nicht leicht zu entscheiden war. In der Mitte des Gemachs war ein Offizier, wenigstens seinem gestickten Wehrgehänge und seiner Schärpe nach zu schliessen; denn in allem Uebrigen war er äusserst einfach gekleidet. Er beschäftigte sich damit, einen kräftigen, kurz vorher eingekleideten Burschen zu exerzieren. Er hatte wenigstens zwanzigerlei Bewegungen zu machen, und eben so viele technische Worte, um sie zu kommandiren. Bis das Alles nicht auf's Regelmäßigste beendigt war, erlaubte der Korporal dem Ritter, weder sich zu setzen, noch über die Stubenschwelle zu schreiten. Er mußte also ganz geduldig anhören, wie der Offizier kommandirte: Gewehr ab! Gewehr auf! Geladen! Hand auf's Zündloch! und eine Menge anderer ähnlicher Phrasen, bis endlich: Gewehr in Arm! der Lektion für diesmal ein Ziel setzte.

„Dein Name, Freund?" sagte der Offizier zum Rekruten.

— Ephraim! antwortete dieser mit schnarrender Stimme.

„Und welcher andere Name folgt auf Ephraim?"

— Ephraim Cobb, aus der heiligen Stadt Glocester, wo ich sieben Jahre lang als Lehrjunge bei einem alten Schuster gewesen bin.

„Das ist ein ehrliches Handwerk!" sagte der Offizier. „Aber zweifle keinen Augenblick, daß du, indem du mit uns dienst, dich bald über Pfriemen und Leisten erheben wirst."

Ein Lächeln, das eben nichts Verführerisches hatte, begleitete diesen Versuch, Witz machen zu wollen. Der Offizier wendete sich sodann gegen den Korporal, der einige Schritte von ihm mit dem Angesichte eines Menschen dastand, der zu sprechen wünscht, und sagte zu ihm:

„Nun, was gibts Neues, Korporal?"

„Dieser Mensch ist der Ueberbringer eines Briefes an Eure Exzellenz," antwortete der Gefragte; „aber mein Herz erfreut sich nicht an ihm, denn ich halte ihn für einen mit einer Schafshaut bekleideten Wolf."

Auf solche Weise erfuhr Wildrake, daß er sich in Gegenwart des merkwürdigen Mannes befand, zu dem er gesandt worden war, und er bedachte sich eiligst auf die Art und Weise, auf welche er mit ihm sprechen sollte. Die Gesichtsbildung Olivier Cromwells sprach, wie man allgemein weiß, eben nicht sehr zu seinen Gunsten.

Er war von mittlerer Größe, sehr stark, und seine Züge waren ernst und hart; aber sie trugen zugleich das Gepräge eines natürlichen Scharfsinns und einer großen Tiefe der Gedanken. Seine Augen waren grau und durchdringend, und seine Nase war, im Vergleich mit seinen andern Zügen, viel zu groß. Seine Rede, wenn er sich vollkommen verständlich machen wollte, war ausserordentlich energisch, aber ohne Grazie, und selbst ohne Beredsamkeit. Niemand vermochte seine Ideen in wenigern Worten und auf eine entscheidendere Weise auszudrücken. Aber wenn er, wie das oft geschah, die Rolle eines Redners spielen wollte, in der einzigen Absicht, die Ohren seiner Zuhörer anzufüllen, ohne ihren Geist zu erleuchten, so hatte er die Gewohnheit, seine Ideen, oder das, was seine Ideen zu sein schienen, mit einem solchen Nebel von Worten zu umschleiern, so viele Reserven und Ausnahmen auf einander zu häufen, und sich in ein solches Labyrinth von Parenthesen zu verirren, daß, obgleich er einer der gewandtesten und gescheutesten Männer in England war, er vielleicht der unverständlichste aller Redner wurde, die jemals ihre Zuhörer intriguirt haben. Ein Geschichtschreiber hat schon vor langer Zeit gesagt, daß die Sammlung der von dem Protektor gesprochenen Reden, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, das Werk sein dürfte, in welchem man am wenigsten gesunden Menschenverstand findet. Er hätte noch hinzufügen sollen, daß es auch unmöglich sei, mehr Kraft, mehr Gedrängtheit und Klarheit hineinzulegen, wenn er in der That begriffen sein *wollte*.

Man hat ausserdem bemerkt, daß Cromwell, obgleich er väterlicher- und mütterlicherseits von einer guten Familie abstammte, und obgleich er eine gute Erziehung genossen, doch nie jene eigenthümliche Höflichkeit sich hatte angewöhnen können, welche die ersten Klassen der Gesellschaft in ihrem Umgange haben, oder daß er sie nicht in Ausübung zu bringen würdigte. Seine Manieren waren so ungestüm, daß man sie oft hätte für bäurisch halten können. Demungeachtet lag in ihnen, so wie in seiner Sprache, eine Kraft und Energie, die wenigstens Furcht einflößten, wenn sie nicht Ehrfurcht geboten. Es gab selbst Augenblicke, wo sein düsterer, aber feiner Geist sich auf eine Weise entwickelte, die ihm fast eine gewisse Zuneigung gewinnen konnte. Er zeigte manchmal eine Vorliebe für den Scherz, aber seine Späße waren niedrig und unedel. Sein Karakter war nicht ganz ohne Uebereinstimmung mit dem seiner Mitbürger. Er verachtete die Leichtfertigkeit, verabscheute die Ziererei und konnte die Zeremonien nicht ausstehen; was mit seinen unbestreitbaren Eigenschaften der gesunden Vernunft und eines unbeugsamen Muths, in mehreren Beziehungen, ihn zum wahren und eigentlichen Vertreter der Demokratie in England machte.

Seine Religion wird immer ein großer Gegenstand des Zweifels bleiben, und es ist wahrscheinlich, daß er selbst diesen Zweifel nicht zu beseitigen im Stande gewesen sein dürfte. Es gab unabläugbar einen Zeitraum in seinem Leben, wo er ein aufrichtiger Enthusiast war, und wo sein natürlicher Karakter, einigen leichten hypochondrischen Anfällen unterworfen, von demselben Fanatismus geschwängert war, der eben damals auf das Betragen Aller einen so großen Einfluß ausübte. Auf einer andern Seite bietet seine politische Laufbahn gewisse Perioden dar, während denen man ihn bestimmt, ohne ungerecht zu sein, der Heuchelei beschuldigen kann. Man wird ihn wahrscheinlich unparteiisch beurtheilen, ihn so wie viele Andere desselben Jahrhunderts, wenn man voraussetzt, daß ihr religiöser Eifer theilweis aus ihrer innern Ueberzeugung und theilweis aus persönlichem Interesse entstand. Das menschliche Herz ist aufgelegt, eben so sehr sich selbst, als Andere, zu betrügen, daß man es als glaublich betrachten kann, weder Cromwell, noch Diejenigen, die, wie er, dieselbe fromme Aussenseite annahmen, hätten genau das Ziel bestimmen können, wo ihr Enthusiasmus aufhören, und wo ihre Heuchelei beginnen werde; oder, um noch verständlicher zu sein, die Frömmigkeit war nichts Bestimmtes in ihm, sondern sie ging vor- oder rückwärts, nach der guten oder schlechten Gesundheit, nach dem guten oder übeln Gelingen, nach der guten oder bösen Stimmung eines jeden Individuums.

Das war der berühmte Mann, der, indem er sich gegen Wildrake wendete und ihn mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete, so wenig über das, was er sah, befriedigt zu sein schien, daß eine instinktartige Bewegung ihn sein Wehrgehäng so erheben ließ, daß er seine Hand an das lange Schwert legen konnte. Indessen kreuzte er die Arme über seine Kleider, wie wenn ein zweiter Gedanke ihn seinen Argwohn verwerfen, oder ihn glauben liesse, daß eine solche Voraussetzung seiner nicht würdig sei. Er fragte ihn: wer er sei und woher er komme?

„Ein armer Edelmann, mein Herr! das heißt: Mylord!“ entgegnete Wildrake, „der von Woodstock kommt.“

— Und welche Neuigkeiten bringt Ihr mir von dorther, Herr Edelmann? sagte Cromwell, indem er dies letzte Wort stark betonte. Wahrlich, ich sage Euch, ich habe mancherlei Menschen diesen Titel sich geben sehen, die ungeachtet ihres Edelthums weder weise, noch brav, noch tugendhaft waren. Demungeachtet war der Titel eines Edelmanns im alten England ein Ehrentitel, wenn man sich mehr an die eigentliche Bedeutung dieses Worts erinnerte.

„Sie sprachen wahr, mein Herr!“ antwortete Wildrake, der nur mit vieler Mühe einige der energischen Worte unterdrückte, mit denen er gewöhnlich seine Rede auszuschmücken pflegte: „Ehemals fand man die Edelleute an den Orten, die sie bewohnen sollten; aber jetzt ist Alles so umgestaltet, daß man den vergoldeten Gürtel dem Schurzfell den Platz räumen sieht.“

— Ist's zu mir, daß du also sprichst? sagte der General: du mußt ein ziemlich kühner Spaßvogel sein, um es wagen zu können, dich auf solche Weise auszudrücken. Du stimmst, wie es mir scheint, den Ton ein wenig zu hoch, um von gutem Metall zu sein. Und noch einmal, welche Neuigkeiten bringst du mir?

„Diesen Brief, den der Oberst Markham Everard mich beauftragt hat, in Ihre Hände zu übergeben,“ entgegnete Wildrake.

— Ha, so habe ich dich also falsch beurtheilt! sagte Cromwell, dessen Stimme sich milderte, sobald er den Namen eines Mannes hörte, den er sehr gern seiner Partei zugewendet hätte. — Vergib uns, Freund! denn wir zweifeln nicht, daß du uns ein solcher seiest. Setze dich und überlasse dich frommen Betrachtungen, während wir den Inhalt dieses Briefes lesen wollen. Man trage Sorge für ihn und gebe ihm Alles, was er bedarf.

Nach diesen Worten verließ der General die Wachtstube und Wildrake setzte sich in einen Winkel, um geduldig das Resultat seiner Mission zu erwarten.

Die Soldaten glaubten sich nun verpflichtet, ihn mit größerer Achtung zu behandeln. Sie boten ihm eine mit Tabak von der Dreieinigkeitsinsel angefüllte Pfeife und einen großen Krug mit Oktoberbier an. Aber ungeachtet Cromwells Aufmerksamkeit, ließ die gefahrvolle Lage, in der er sich befinden konnte, wenn er als das entdeckt würde, was er wirklich war, ihn alle diese gastfreundschaftlichen Anerbietungen ablehnen, und auf die Stuhllehne sich stützend, stellte er sich, als schliefe er, und vermied auf solche Weise, die Aufmerksamkeit zu erregen und Theil an der Unterhaltung zu nehmen.

Endlich erschien eine Art Adjutant, oder Offizier aus Cromwells Generalstab, um ihn zu diesem zu führen. Er ließ den Ritter durch eine Hinterthür in's Schloß eintreten, und nachdem sie mehrere Gänge durchschritten und einige Treppen hinangestiegen waren, befanden sie sich endlich in einem kleinen Kabinete, das mit prachtvollen Möbeln ausgeschmückt war, wovon einige noch den Namenszug des verstorbenen Königs trugen; aber in dem Alles nicht an seiner Stelle und in der größten Verwirrung zu sein schien. Man hatte einige Gemälde, die mit massiven Verzierungen auf den Rahmen geschmückt waren, herabgenommen, und

sie waren gegen die Mauern gewendet, wie wenn man sie fortschaffen wollte.

Mitten in dieser Szene der Unordnung saß der so oft siegreiche General der Republik in einem Großvaterstuhl, der mit Damast überzogen und reich gestickt war, und dessen Glanz einen auffallenden Kontrast mit seiner einfachen und selbst nachläßigen Kleidung bildete, obgleich seine Miene und seine Haltung einen Menschen ankündigten, der fühlte, daß der Sessel, den ehemals ein Monarch eingenommen hatte, nichts zu Edles für sein Glück und seinen Ehrgeiz haben könne.

Wildrake stand vor ihm, und Cromwell hieß ihn nicht sitzen.

„Pearson," sagte er zu dem Offizier, „bleiben Sie in der Gallerie, und gehen Sie nicht weiter, als meine Stimme Sie zu erreichen im Stande sein kann."

Der Offizier verneigte sich und wollte sich zurückziehen, als der General ihn fragte: „Wer ist sonst noch in der Gallerie?"

— Der würdige Herr Gordon, Ihr Kapellan, hielt so eben vor dem Oberst Overton und vier Hauptleuten des Regiments Eurer Exzellenz eine Exhortation.

„Das wünschen wir auch. Wir möchten, daß es nicht einen einzigen Winkel in unserer Wohnung gebe, wo die Seele derjenigen, die Hunger nach dem göttlichen Worte haben, nicht den geistigen Manna einsammeln könne. Hatte der würdige Mann einen begeisterten Ton bei seiner Rede?"

— Mächtig begeistert, Mylord! Er sprach von den legitimen Rechten, welche die Armee, und besonders Eure Exzellenz erlangt haben, indem sie die Instrumente des großen Werks geworden. Er sagte, daß man die Instrumente nicht zerbrechen und wegwerfen dürfe, wenn der Tag ihres Dienstes vorübergegangen sei, sondern daß man sie aufbewahren, sie hochschätzen, sie ehren, sie als kostbar betrachten müsse, ihrer langen und treuen Dienste wegen, streitend, marschirend, fastend, betend, Kälte und Verdruß leidend, während so viele Andere, die sie verabschiedet, fortgeschickt sehen möchten, sich mit dem Marke des Landes mästen, und nur daran denken, zu saufen und sich zu ergötzen.

„Der würdige Mann! Und sprach er mit vieler Salbung? Ich könnte bei dieser Veranlassung etwas sagen, das.....; doch nicht jetzt. Gehen Sie in die Gallerie, Pearson! Unsere Freunde sollen beständig mit ihren Waffen gerüstet sein, wachen und beten."

Pearson zog sich zurück, und der General, Everards Brief in der Hand haltend, hielt noch einige Zeit lang die Augen fest auf Wildrake geheftet, gleich als hätte er über den Ton nachgesonnen, den er in seiner Unterhaltung mit ihm wählen sollte. Als er endlich den Mund öffnete, war es nur, um eine jener verworrenen Reden zu halten, die es sehr schwer werden ließen, zu verstehen, was er sagen wollte, wenn er im Grunde es wohl selbst wußte.

„Ihr habt mir", sagte er, „von Seite Eures Herrn oder Eures Patrons, Markham Everard, diesen Brief gebracht. Es ist ein wirklich so braver und ehrenwerther Mann, als je nur einer das Schwert getragen. Und er hat sich nicht wenig in dem großen Werke der Befreiung der drei armen und unglücklichen Nationen ausgezeichnet. — Antworte mir nicht. Ich weiß, was du mir sagen willst. — Und er hat dich erwählt, um mir diesen Brief zu überbringen, dich, seinen Schreiber, seinen Sekretär, in dem er Vertrauen hat, und dem er das meinige zu gewähren mich ersucht, damit es einen getreuen und sorgfältigen Boten zwischen uns gebe. — Antworte mir nicht. Ich weiß, was du mir sagen willst. — Und er hat dich endlich zu mir gesendet, zu mir, der ich mich als von so weniger Bedeutung betrachte, daß ich mich schon zu hochgeehrt betrachten würde, nur eine Hellebarde in dieser großen und siegreichen englischen Armee zu tragen, und der ich mich demungeachtet zu dem Range seines Befehlshabers erhoben und mit dem Kommandostab belastet sehe. — Noch einmal, Freund, antworte mir nicht. Ich weiß, was du mir sagen willst. — Während wir nun also mit einander sprechen, betrifft unsere Rede, in Bezug auf das, was ich eben gesagt habe, dreierlei Gegenstände, oder es zerfällt in drei besondere Abtheilungen. Zuerst das, was deinen Herrn anbelangt. Sodann das, was uns betrifft und die Stelle, die wir einnehmen. Und endlich dich selbst. Hinsichtlich dessen, was den braven und würdigen Mann, den Oberst Markham Everard anbelangt, so ist es sehr wahr, daß er sich seit dem Beginn der unglücklichen Unruhen als Mann betragen, und weder rechts noch links sich gewendet, sondern immer das Ziel im Auge behalten hat, dem er zustrebte. Ja, er ist wirklich ein Mann von Ehre und Treue, der mich wohl seinen Freund nennen kann, und es freut mich, zu bemerken, daß er mir diese Gerechtigkeit widerfahren läßt. Demungeachtet sollen wir in diesem Jammerthale weniger durch unsere Privatberührungen und unsere vertraulichen Neigungen, als durch jene großen Grundsätze und jene Pflichtpunkte beherrscht werden, denen der gute Oberst Everard sein Betragen immer angemessen gehalten hat, wie auch in Wahrheit ich mich bestrebt habe, die meinigen dem entsprechend zu halten, damit wir Alle handeln können, wie alle wahren Engländer und alle würdigen Patrioten handeln sollen. Was Woodstock anbelangt, so ist es etwas Großes, was der Oberst von mir begehrt, dieses Besitzthum von der großen Beutemasse zu scheiden, die Israel angehört,

und die Bewachung desſelben den Moabiten, und vorzüglich dem übelwollenden Heinrich Lee anzuvertrauen, deſſen Hand immer gegen uns geweſen iſt, ſo oft er die Gelegenheit gefunden hat, ſie erheben zu können. Ich ſage alſo, daß der Oberſt etwas Großes verlangt, ſowohl in ſeiner als in meiner Hinſicht. Denn wir, die wir dieſe arme aber heilige engliſche Armee bilden, wir werden vom Parlament als Menſchen betrachtet, die ſeiner Verfügung die Beute, welche wir gewonnen haben, überlaſſen müſſen, ohne das Recht zu haben, ſie zu theilen, gleich wie die Hunde, die den Hirſch zu Tode gehetzt haben, und die ſein Fleiſch nicht genieſſen dürfen, ſondern die mit gewaltigen Peitſchenhieben vorgejagt werden, um ſie für ihre Kühnheit zu beſtrafen, ſtatt ihnen einige Belohnung für ihre Dienſte angedeihen zu laſſen. Wenn ich indeſſen alſo ſpreche, ſo iſt das nicht geradezu im Betrachte jener Abtretung von Woodſtock, weil vielleicht Ihre Herrlichkeiten des Raths und des Parlamentsausſchuſſes gnädigſt erlauben können, mir einen Theil davon zugeſtanden zu haben, indem mein Verwandter Desborough daſelbſt einige Rechte erhalten. Und da er dieſe Rechte durch ſeine aufrichtigen und treuen Dienſte, welche er dieſem unglücklichen Lande geleiſtet, wohl gewonnen, ſo würde es mir nicht zuſtehen, ſie ihm ſchmälern zu wollen, im Fall es nicht großer Urſachen und des öffentlichen Intereſſes wegen wäre. Alſo, mein ehrlicher Freund, ſiehſt du, in welcher Lage ich mich, in Bezug auf das Verlangen deines Herrn, befinde, und welche meine Meinung in dieſer Hinſicht iſt. Ich zweifle keineswegs, daß du mich ſehr wohl begriffen habeſt."

Roger Wildrake hatte die Rede des Lord-Generals mit aller der Aufmerkſamkeit, deren er fähig war, angehört; aber ſein Verſtand wurde dermaßen in dem Labyrinthe der langen Phraſen dieſer Zurechtweiſung verwickelt, daß er nicht das Mindeſte davon begriff.

Die Philoſophie der Geſchichte.

Ein Bruchſtück von Victor Couſin.

Das Leben der Menſchheit iſt aus einer gewiſſen Anzahl Begebenheiten zuſammengeſetzt, die zwar auf einander folgen, aber von denen eine jede, in ſich ſelber betrachtet, ein abgeſondertes Ganze bildet, das ſeine verſchiedenen Theile hat. Jede iſt ein mehr oder weniger langes Drama, mit ſeinem Anfang, ſeinen Fortſchritten und ſeinem Ende. Dieſe verſchiedenen Dramen ſind die eigentlichen Epochen der Menſchheit. Eine jede derſelben ſo darzuſtellen, wie ſie war, das iſt die Aufgabe der Geſchichte. Die Ideen des Geſchichtſchreibers, das heißt, die Urſachen, die er den von ihm beſchriebenen Begebenheiten gibt, ſind alſo nothwendigerweiſe eigenthümlich, weil ſie in Bezug auf die eigenthümlichen Begebenheiten ſtehen, welche ſie darſtellen. Der Geſchichtſchreiber ſoll ſich deshalb vorzüglich mit der Unterſuchung der Urſachen beſchäftigen, wenn er ſeinen Gegenſtand und allein nur ihn behandeln will. Ueberſchreitet er dieſen Kreis, läßt er ſich nur einmal verleiten, nicht recht eigenthümlich zu ſein, ſo wird er allgemein und ſchwankend. Seine Betrachtungen, um Allen anpaſſend zu ſein, ſind für nichts mehr beſonders geeignet und ſein Werk hat keinen Karakter.

Von einer andern Seite müſſen die Farben des Geſchichtſchreibers, das heißt, die Art und Weiſe, auf welche er die Begebenheiten beſchreibt, wie ſeine Ideen, oder die Manier, auf welche er ſich ausſpricht, eigenthümlich und örtlich ſein, weil ſie in genauer Verbindung mit irgend etwas Eigenthümlichem ſtehen. Eben weil ſie das Leben der Vergangenheit erneuern und die Wirklichkeit wieder erzeugen ſollen, müſſen ſie einen ſtarken Auftrag deſſen haben, wodurch die Wirklichkeit und das Leben beurkundet wird. Sie müſſen überhaupt individuell und beſtimmt ſein. Auf dieſe Weiſe allein können die Farben des Geſchichtſchreibers kräftig und glänzend und zugleich natürlich ſein. Auf dieſe Weiſe kann der Geſchichtſchreiber Maler und Dichter werden, ohne ſeinen Gegenſtand zu verlaſſen, ohne den Ernſt ſeiner Funktionen zu verletzen; oder vielmehr eben deshalb wird er weder ſeine Funktionen noch ſeinen Gegenſtand aus dem Geſichte verlieren. Das iſt, nach meiner Beurtheilung, die Theorie der Geſchichte. Sie entſpringt aus dem Grundſatze, daß die Geſchichte ſpeziell und eigenthümlich iſt.

So durchſchreitet die Muſe der Geſchichte die Zeit, und geht von Generation zu Generation, von Epoche zu Epoche über, ſie nach einander getreu erzeugend und die wahrhaften Urſachen darſtellend, die in dieſer Epoche dieſe Begebenheiten vorbereiteten und ihnen dieſen Karakter gaben. Die Geſchichte erklärt und malt. Aber wenn ſie alle Epochen der Menſchheit, die einen nach den andern, erklärt und gemalt haben wird, nebſt den Begebenheiten, die ſie erfüllten, ſo wie die Urſachen derſelben, ſo werden dieſe Gemälde nur eine Reihefolge beſonderer Begebenheiten darſtellen. Dieſe Reihefolge endlich bildet ein Ganzes, das man gewöhnlich Univerſalgeſchichte zu nennen pflegt. Aber iſt das auch die wirkliche Univerſalgeſchichte? — Wo iſt die Idee der Allgemeinheit in einer mehr oder weniger beträchtlichen einfachen Sammlung? Wo iſt die Einheit in dieſer unendlichen Vielfältigkeit?

Ich habe alle Geſchichten geleſen; ich weiß Alles, was ſich mit den Menſchen zugetragen hat. Ich weiß, was Rom, Griechenland, Judäa, Aegypten, Indien

waren, was sie erhoben, was sie gestürzt hat. Ich kenne das Mittelalter und die neuere Zeit. Kein Volk ist mir unbekannt, keine Begebenheit, keine Ursache, kein Geschichtschreiber sind mir entgangen. Aber was habe ich von dem Allen endlich unterschieden? Daß die Menschheit jetzt ein gewisses Alter erlangt, daß sie verschiedene mehr oder minder merkwürdige Zufälle, hier durch die eine, dort durch eine andere Ursache, erlitten hat. Die Geschichte hat mir das Alles gelehrt, und damit hat sie ihre Aufgabe gelöset. Aber ist mein Bedürfniß damit befriedigt und bleibt mir nichts mehr über die Menschheit und über die Welt zu wissen übrig? — Ihr habt den Strom der Vergangenheit vor meinen Augen vorüberfliessen lassen; ihr habt mir das Land kennen gelernt, das er durchschnitten, die Gestade, die er verheert hat, die Stürme, welche seine Fluthen aufgethürmt haben. Ich kenne die ganze Geschichte seines Laufes, und ich werde von ihm verschlungen werden, wie diejenigen, die mir vorangeschritten sind. Aber welches ist die Natur dieser Bewegung, die ihn so unaufhaltsam fortreißt, und welches ist das Ziel, zu welchem er hinstrebt? Warum ist sein Lauf bald ruhig, bald verheerend? Können diese Unregelmäßigkeiten nicht unter eine gewisse allgemeine Regel gestellt werden? Haben seine Bewegungen keine Gesetze? Ist seine Existenz ohne Vernunft? — Das will ich wissen, und das muß ich wissen; denn ohnedem weiß ich nichts, weil ich nur von allen Seiten unbedeutende Begebenheiten und zufällige Spiele eines launischen Geschicks bemerke. Welches ist nun die Wissenschaft des Zufälligen? Eine Gedächtniß- und nicht eine Vernunft-Wissenschaft, die das betrachtet, was war, und nicht das, was sein sollte, und die, weil sie sich auf keinen Grundsatz stützt, auch keine Schlußfolgen begründen kann.

Aber dieses Zufällige, sagt man, ist gerade das Reelle. Das ist wahr; aber dies Reelle, ist es auch das Wahre? Wissenschaft und Vernunft beschäftigen sich nicht mit dem Vorübergehenden; denn das Vorübergehende ist willkührlich, und was willkührlich ist, kann nicht in einem bestimmten Grundgesetze vereinigt und wahrhaft begriffen werden. Das Zufällige trifft nur die Sinne, die es eben so, als sie es empfangen haben, auf das Gedächtniß übertragen, und das Zufällige und Willkührliche mit einander verglichen, zusammengestellt, auf alle mögliche Weise gewendet, vermögen dennoch nie etwas Bestimmtes zu geben, und können folglich nie Gegenstände der Wissenschaft werden. Das Reelle fällt nur der Kenntniß durch seine Beziehung mit der Wahrheit, mit der es übereinstimmend ist, anheim. In dieser Uebereinstimmung liegt auch die Wahrheit des Reellen. In dieser ewigen Beziehung der Wahrheit und der Realität bleibt diese ewig wahr. In dieser ewigen Beziehung des Zufälligen mit dem Nothwendigen wird das Zufällige selbst nothwendig. Endlich in der Beziehung dessen, was bereits geschehen ist, mit dem, was geschehen soll, geschieht das, was geschieht, weil es also vorausbestimmt war. Diese vergängliche Welt enthält eine andere, die nicht vergeht, und die den Kern, die Wahrheit und die höchste Realität der andern ausmacht, wodurch ihm sein Preis und seine Würde ertheilt wird.

Das Wahre allein zu kennen, ist unmöglich, weil man nur durch das Reelle zum Wahren gelangen kann. Das Reelle allein zu kennen, ist von keiner besondern Bedeutung, weil das Reelle nur eine Offenbarung des Wahren ist. Die Offenbarung aber, das Bild, das Simbol, das Zeichen für die angedeutete Sache, für die Wahrheit selbst zu nehmen, das ist ein schwerer und wenig gemeiner Irrthum, in den man verfällt, sobald man den sichtbaren und fühlbaren Theil der menschlichen Gegenstände studirt oder beschreibt, ohne bis zur Vernunft und ihrem wirklichen Zwecke emporzusteigen.

Ausgezeichnete Geschichtschreiber, die ihr durch euer Genie die Abentheuer und die Gesetze einiger Völkerstämme Griechenlands unsterblich gemacht habt, eure Gemälde sind glänzend, eure Ideen sind oft tief, ihr versetzet mich in der That auf die öffentlichen Plätze Athens oder Corcyras, auf die Schlachtfelder von Attika und Lakonien, ihr zeiget mir sehr wohl, was Athen gestürzt, was Lazedämon erhoben hat, und eure Lehren möchten wohl der Mühe werth sein, von den Völkern besser beachtet zu werden; aber bei alledem, was ist eine Nation mehr oder weniger in der Menschheit? — Was war jenes Athen, jenes Lazedämon im Schoose der allgemeinen Zivilisation? Sind es vorübergehende Phänomene, vom Zufall erzeugt und vom Zufall wieder über den Haufen geworfen, oder hatten sie ihre Rolle zu spielen, ihren Platz auszufüllen? Stellen sie irgend eine Idee in der Oekonomie des Universallebens vor? Es würde diese Idee sein, die man bestimmen müßte, und diese verschiedenen Ideen, von den verschiedenen Völkern dargestellt, müßte man sodann zu erreichen und zu beschreiben sich bemühen. Das würde eine wahrhafte Geschichte der Menschheit, ihre innere Geschichte werden, die im Vergleich mit der andern Geschichte das sein dürfte, was die Mineralogie und die Chemie der einfachen Bemerkung der Sinne sind.

Die Geschichtschreiber haben die Realität beschrieben, und sie haben daran sehr wohl gethan. Sie haben das Aeussere des Lebens geschildert, und das war nothwendig. Diese Beschreibung ist die eigentliche Geschichte, die ihr eigenes Genie und ihre besondern Regeln hat, die man um so besser nennen kann, als

ſie beſtimmt und gedrängt ſind. Die Geſchichte muß nur das ſein, was ſie ſein ſoll. Sie muß ſich auf ihre Grenzen beſchränken. Dieſe Grenzen ſind dieſelben, welche die Begebenheiten und Thatſachen der unſichtbaren Welt von den Ideen ſcheiden. Dieſe Welt ſchweift über der erſten, bezieht ſich und realiſirt ſich darauf. Sie folgt der andern in allen ihren Entwickelungen und Revolutionen. Ihr Gang iſt relativ und parallel. Sie berühren ſich und durchdringen ſich auf allen Punkten. Aber wenn die eine ihre Beobachter und ihre eigenen Geſchichtſchreiber hat, warum ſollte die andere nicht auch die ihrigen haben? Warum, wie man ohne nothwendige Verbindung die Begebenheiten erzählt, aus denen das äuſſere Leben des menſchlichen Geſchlechts beſteht, könnte man nicht zwiſchen dieſen willkührlichen Begebenheiten die wirkliche Ordnung wiederherſtellen, die ſie nähert und ſie erklärt, wenn man ſie auf die höhere Welt überträgt, mit der ſie in Berührung ſtehen?

Das würde die eigentliche hiſtoriſche Wiſſenſchaft ſein, die ihren Anfang und ihre fortſchreitende und langſame Vervollkommnung hätte, wie alle übrigen rationellen Wiſſenſchaften, aus denen die Philoſophie beſteht. Sie würde ohne Zweifel nicht zu den leichten gehören; aber iſt ſie deshalb weniger wichtig und nothwendig? Iſt es eine genügende Urſache, um ſie der menſchlichen Vernunft zu unterſagen und ihren Beginn nicht zu wagen?

Die hiſtoriſche Wiſſenſchaft, die Philoſophie der Geſchichte war den Alten unbekannt, und mußte ihnen unbekannt ſein. Sie hatten noch nicht genug geſehen, um von der ermüdenden Beweglichkeit des Schauſpiels und von der unfruchtbaren Abwechſelung ihrer häufigen Kataſtrophen, die kein anderes Reſultat als eine unnütze Umgeſtaltung des Anſcheins der menſchlichen Dinge zu haben ſcheinen, behelligt zu werden. Jünger, thätiger, beſchäftigter gegen Alles anzukämpfen, zufriedener, als die Neuern, mit dem geſellſchaftlichen Zuſtande, wie ſie ihn gemacht hatten, überhaupt ruhiger, beſchwerten ſie ſich nur wenig über das Geſchick, weil dies Geſchick ſie nicht ſo hart getroffen und verſtümmelt hatte.

Wir, die wir dies edle Alterthum haben vorübergehen ſehen, und die der beſtändige Sturm der Revolutionen in ſo ſehr verſchiedene Lagen geſtürzt hat; wir, die wir den Fall ſo vieler Reiche, ſo vieler Sekten, ſo vieler Meinungen geſehen, wir haben uns nur von Ruinen zu Ruinen, bis zu der fortgeſchleppt, die wir jetzt bewohnen, ohne darauf ausruhen zu können; wir Neuern, wir ſind dieſer Geſtalt der Welt, die unaufhörlich wechſelt, müde, und es war ganz natürlich, daß wir uns am Ende fragten: was alle dieſe Spiele bedeuten, die ſo viel Unheil anrichten? — Wenn das menſchliche Geſchick dasſelbe bleibt, gewinnt oder verliert, vorwärts oder rückwärts ſchreitet, mitten unter den Revolutionen, die es beſtändig beſtürmen und erſchüttern, warum gibt es Revolutionen, die das wieder nehmen, was ſie gegeben haben? Und welches iſt ihr Zweck? — —

Alle dieſe Fragen, die im Alterthum beinahe unbekannt waren, fangen jetzt an die Seelen zu beunruhigen und alle denkenden Köpfe zu beſchäftigen. Nicht Jedermann legt ſich von dieſer innern Bewegung Rechnung ab; aber es gibt wenig ausgezeichnete Menſchen, die ſie nicht empfinden. Es gibt wenige, die nicht oft, ſelbſt ohne es zu wiſſen, dieſe düſtern Probleme wie drohende Phantome vor ſich erſcheinen ſehen, und die nicht, auf die eine oder auf die andere Weiſe, ſie zu löſen ſich bemühen

Eine Doktrine hat ſich in der Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts erhoben. Sie iſt ausgedehnt, wie der Gedanke des Menſchen, glänzend wie die Hoffnung. Sie wurde zuerſt mit Enthuſiasmus aufgenommen und nur zu bald wieder hintangeſetzt. Doch wird ſie immer das Aſyl aller auserwählten Seelen bleiben. Turgot, der die Doktrine der menſchlichen Vervollkommlichkeit (Vervollkommungsfähigkeit) aufſtellte, vernachläſſigte es, ſie feſter zu begründen.

Ouvrards Denkwürdigkeiten.

The fox was viceroi nam'd. The crowd
To the new regent humbly bow'd.
Wolwes, bears, and mighty tygers bend
And strive who most shall condescend.*)

Gay's Fabeln.

„Ich bin am 11 Oktober 1770 in den Marken von Poitou und Bretagne, nahe bei Cliſſon, geboren worden. Mein Vater, Olivier Ouvrard, war Eigenthümer einer Papiermühle, und hatte aus ſeiner Verbindung mit einer Demoiſelle Chardonneau acht Kinder, die er gut erzog. Mich ſchickte man auf das Kollegium zu Cliſſon und Beaupré.

„Ich hatte ſchon frühzeitig einen großen Hang zum Spekuliren. Als ich 1788 das Kollegium verließ, trat ich in das Haus Guertin, Lauret und Komp. zu Nantes, das mit Kolonialwaaren handelte, und einige Zeit darauf bildete ich ſelbſt ein Haus, unter der Firma Guertin und Ouvrard. Es war in der Zeit der erſten politiſchen Gährungen, durch welche ſich die große Bewegung vorherverkündigte. Am

*) Der Fuchs wurde zum Vizekönig ernennt. Die ganze Heerde kroch demüthig vor dem neuen Regenten. Wölfe, Bären und mächtige Tiger beugten ſich vor ihm, und ſtritten ſich darum, wer ſich am meiſten vor ihm erniedrigen würde.

14 Juli 1789 begann eine neue Aera für das ganze Land.

„Meine erſten Spekulationen richteten ſich auf den Induſtriezweig meines Vaters, und ich ſah ein, wie günſtig ihm die Umſtände werden konnten. Die Formen der Regierung hatten ſich verändert, die größten Intereſſen der Nation wurden öffentlich verhandelt, die Preſſe war frei, die Partheien vertheidigten ihre Angelegenheiten vor der öffentlichen Meinung. Bücher und Schriften jeder Art vermehrten ſich auf eine unglaubliche Weiſe. Der Papierhandel und die Fabrikation deſſelben mußten alſo eine große Ausdehnung gewinnen. Von frühern Verbindungen und dem Kredit meines Vaters geholfen, kaufte ich in den Manufakturen von Poitou und Angoumois alles Papier auf, das ſie während zwei Jahren zu bereiten im Stande waren. Der Erfolg bewies die Richtigkeit meines Kalkuls, und ich trat bald darauf meinen Ankauf an die Gebrüder Dupart, Buchhändler zu Tours, und an mehrere andere Buchhändler zu Nantes, mit einem reinen Gewinn von 300,000 Franken, ab.“

Der Verfaſſer erzählt nun, wie er während der Schreckenszeit eine Zuflucht unter den Fahnen ſuchen mußte, und wie er im Gefechte von Torfou ein Detaſchement befehligte. Er verſuchte die 132 Bewohner von Nantes zu retten, die nach Paris gebracht worden waren, um dort hingerichtet zu werden. Er hatte deshalb, durch Vermittlung zweier Tiſchlerstöchter, die bei Robespierre in großem Anſehen ſtanden, eine Unterredung mit demſelben, ohne daraus jedoch ein Reſultat zu erzielen, indem er von ihm zu Fouquier-Tinville verwieſen wurde, der ſich endlich, durch die Bitten eines ſchönen Mädchens, des Fräulein M., bewegen ließ, für dieſe Unglücklichen ſich zu verwenden. Unter den gefangenen und durch Ouvrards raſtloſe Bemühung endlich wieder in Freiheit geſetzten Bürgern von Nantes, befand ſich auch Herr Tebaud, einer der geſchickteſten und reichſten Kaufleute jener Stadt. Er verheirathete ſich bald darauf mit der älteſten Tochter deſſelben. Die Geburt ihres erſten Kindes (der jetzigen Gräfin von Rochechouart) eröffnete für ſeine Gattin eine Laufbahn ſchöner Pflichten, die ſie bis zu ihrem Tode mit einem bewunderungswürdigen Eifer erfüllte.

Nach einiger Zeit faßte er zuerſt den Gedanken eines Anleihens für die Regierung auf, brachte ihn in Vorſchlag und wurde mit der Ausführung deſſelben beauftragt. Auf dieſe Weiſe wurde er der erſte Veranlaſſer aller der Anleihen, welche ſeitdem ſtattgefunden und einen ganz neuen, bis dahin unbekannten Handelszweig, den mit den Staatspapieren, geſchaffen haben. Er theilt bei der Gelegenheit, wo er auf die Frauen jenes Zeitpunkts zu ſprechen kommt, die durch ihre Schönheit oder ihren Geiſt ſich ausgezeichnet haben, zwei Briefe mit, die faſt gänzlich unbekannt geblieben ſind. Der erſte iſt von der Frau von Fontenay an Taillien, und aus der Force vom 7. Thermidor datirt. Er lautet alſo:

„Der Polizeiverwalter verläßt mein Gefängniß. Er iſt nur gekommen, um mir anzuzeigen, daß ich morgen mich vor den Gerichtshof, d. h. aufs Schaffot, begeben müſſe. Das iſt wohl dem Traume ähnlich, den ich in dieſer Nacht gehabt habe: Robespierre exiſtirt nicht mehr, und die Gefängniſſe werden geöffnet.... Aber Dank Ihrer unbeſchreiblichen Feigheit, es wird ſich bald niemand mehr in ganz Frankreich finden, der im Stand ſein dürfte, ihn in Erfüllung zu bringen.“

Tailliens Antwort von demſelben Tage, dem 7. Thermidor:

„Sein Sie eben ſo klug, als ich Muth habe, und beruhigen Sie Ihren Kopf.“

Drei Tage nachher exiſtirte Robespierre nicht mehr, und Frau von Fontenay verheirathete ſich mit Taillien. — Man ſieht aus dem Mitgetheilten, daß Ouvrards Denkwürdigkeiten in mehr als einer Hinſicht merkwürdig ſind.

Ueber Zeit und öffentliche Meinung.

Die Zeit iſt für uns nicht mehr ein Greis mit langem Bart, in der einen Hand eine Senſe und in der andern eine Sanduhr haltend. Doch, gehen wir nicht zu weit; der Meinung einiger Perſonen zufolge, exiſtirt dieſer Greis noch, er ſchreitet immer fort, er handelt, er zerſtört, er ſchafft, er verändert die Sitten der Völker, er verbeſſert ihre Geſetze. „Laßt nur der Zeit ihren Lauf,“ ſagt man, „ſie wird die Vervollkommnungen herbeiführen, die Ihr wünſcht, wenn anders dieſe Veränderungen ſtatt finden ſollten.“ — Dieſer Fatalismus, wenn man ſo ſagen darf, dem der Türken eben nicht unähnlich, iſt ſeltſam genug. Wir würden ihn kaum der Beachtung werth halten, wenn ſeine metaphoriſchen Formen ſich auf das Gebiet der Poeſie beſchränkten; aber ſobald man ſich ihrer in den Wiſſenſchaften bedient, ſobald man ſie als ungewiß betrachtet, vorzüglich der fehlerhaften Methode wegen, welcher man ſie auch unterwirft, müſſen wir zu entdecken ſuchen, was eigentlich hinter jenen dunkeln Abſtraktionen, dem Nachlaſſe der Mythologie, verborgen iſt.

Wenn man mit uns erkennen wollte, daß die geſellſchaftliche Organiſation immer weniger gewaltſam behandelt worden iſt, und daß das Vereinigungsprinzip beſtändige Fortſchritte gemacht hat, und wenn man

hinzufügte: Die Zukunft wird das Werk der Vergangenheit fortsetzen, d. h. die Zeit wird auch künftighin das leisten, was sie bereits geleistet hat; so könnten wir entgegnen: Daß wenn die Gelehrten, die Künstler und Handwerker, wenn überhaupt alle erzeugende Menschen sich begnügen wollten, diese Wahrheit ganz einfach anzunehmen, und nicht selbst die Gewalt zu zerstören und die gesellschaftlichen Bande fester zu ziehen, so würde die Zeit, dieser große Agent der Zivilisation, gar nicht mehr wirken. Daraus ergibt sich, daß nur das Bestreben der Menschen nach und nach ihren gesellschaftlichen Zustand verbessert hat, daß nur sie ihn immer mehr vervollkommnen können, und nicht die Zeit.

Wenn man also sagt: die Zeit werde glückliche Veränderungen im Reichthum des Volks herbeiführen, so will man damit sagen: daß die erzeugende Klasse noch mehr hervorbringen werde. Wenn man hinzufügt: daß die uns umgebende Natur mit der Zeit uns genauer bekannt werden könne, so heißt das soviel, als daß die Gelehrten noch neue Entdeckungen machen werden. Endlich behaupten, daß die Zeit unsere Sitten milden werde, will sagen: daß der Einfluß, den die Literatoren, die Künstler und alle diejenigen, die den Beruf haben, die Empfindungen zu vervollkommnen, auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ausüben, noch größer und wirksamer werden dürfte.

Dem zufolge müßte es seltsam genug sein, wenn man sich einzig auf die Zeit verlassen wollte, um alle, zum allgemeinen Besten der Gesellschaft nützlichen Veränderungen von ihr zu erhalten, und sie nicht vielmehr geradezu von den Menschen zu erwarten, die, hinter dem Namen der Zeit verborgen, allein im Stande sind, sie zu bewerkstelligen. Wenn ein General-Philosoph, Zeit genannt, existirte, so könnte man seiner erhabenen Weisheit die Sorge, die Völker zu unterrichten, anvertrauen. Aber da er leider nicht existirt, so erzieht sich ein Jeder selbst, so gut er kann. Daraus entsteht der nothwendige Umstand, daß ein jeder Mensch seine besondere Meinung hat und auf eine entscheidende Weise alle die Fragen beantwortet, welche, aus der Natur der Dinge, sich uns von selbst entgegenstellen.

Um dieser Anarchie Schranken zu setzen, müßte jene intellektuelle Macht, die wir Zeit nennen, die Vernunft erleuchten, die Gelehrten und Künstler, überhaupt alle aufgeklärten Menschen, zu Hilfe rufen, und sie beauftragen, ihre Erziehungspläne in Ausführung zu bringen. Wenn wir gesagt haben, daß die Zeit sich auf die aufgeklärtesten Menschen stützen müßte, so verstehen wir darunter, daß sie sich bald der Priester von Theben und Memphis bedienen würde, um die menschliche Vernunft zu vervollkommnen, bald der Jesuiten, wenn sie gelehrt wären, oder nicht der Jesuiten, wenn sie von den Laien übersehen würden; aber auf jeden Fall würde sie suchen allen Geistern, allen Gefühlen eine gemeinschaftliche Richtung zu geben, oder wenigstens sie einem und demselben Ziele zustreben zu lassen.

Wenn wir jenes abstrakte Wesen, das man die Zeit nennt, genauer untersuchen, so sehen wir, daß in Hinsicht der von ihm auf die Vervollkommnung der Gefühle und der Vernunft des Menschen ausgeübten Wirkung, es den unausgesetzten Einfluß der Arbeiten der Künstler und Gelehrten, durch eine gemeinschaftliche Ansicht geleitet, darbietet. Es ist nicht durch die Zeit, durch deren Einwirkung die Sklaverei zerstört worden ist, sondern durch die platonischen Grundsätze und durch die Moral des Evangeliums, welche Philosophen und Priester gepredigt haben. Die Feodalität ist eben so wenig von der Zeit unterdrückt worden, sondern von der kritischen Veränderung, die alle durch die Eroberungen erzeugten Vorrechte vernichtet hat. Jedesmal also, daß die allgemeine Thätigkeit der Gesellschaft mit einer einzigen Doktrine nicht übereinstimmend ist, kann man gewiß sein, daß die Zeit auf der einen Seite zerstört, wenn sie auf der andern erbaut, d. h. daß die Philosophen sich in das geistige Reich theilen, um die Mängel der Verwaltung zu verbessern und jene direkte Verbindung der gesellschaftlichen Vernunft auf eine feste Basis zu erbauen.

Hat man nun unsere Kritik der Abstraktion, personifizirt unter dem Namen der Zeit, begriffen, so wird es auch ein Leichtes werden, die Idee zu verstehen, die in den Worten: öffentliche Meinung, enthalten ist, weil sie von demselben metaphysischen Laster beherrscht wird. Die öffentliche Meinung ist die Königin der Welt, sagt man, sie rügt die Handlungen der Könige, sie bestraft das Verbrechen, sie belohnt die Tugend, u. s. w. Aber was ist eigentlich die öffentliche Meinung? Ist es die der Gelehrten, der Künstler, der Handwerker, oder die der Soldaten, der Kapitalisten, der Staatsdiener, der Eigenthümer und aller der Individuen, die von den Arbeiten der erzeugenden Klasse leben? Auf der einen Seite sehen wir alle arbeitenden Klassen, auf der andern alle Elemente der feodalen Aristokratie. Wo ist nun die öffentliche Meinung? Ist es die Meinung der größern Menge? Zugestanden; aber es kann geschehen, daß die Arbeitenden sich durch die Doktrinen der müßigen Klasse beherrschen lassen, und daß sie ihre Meinung theilen. In diesem Falle würde die öffentliche Meinung den Müßiggängern günstig sein, was leider oft genug schon stattgefunden hat.

Die öffentliche Meinung iſt alſo jetzt noch nicht der Ausdruck deſſen, was den Arbeitern am günſtigſten ſein kann. Warum? Weil die Doktrinen, die bis auf den heutigen Tag die Geſellſchaft beherrſcht, den Vortheil derſelben noch nicht in die erſte Reihe aller Intereſſen geſtellt haben. Die Feodalität betrachtete ſie als Inſtrumente und benutzte ſie als ſolche, indem ſie ihnen knechtiſche Unterwerfung gebot. Wie oft hat man nicht geſagt, daß es keinen öffentlichen Geiſt, folglich keine öffentliche Meinung mehr gebe, ſondern daß ein Jeder ſeine eigenen Meinungen, Doktrinen und Theorien habe. Es iſt wahrſcheinlich, daß mitten in dieſem verworrenen Ideengemiſch eine Meinung durchbrechen werde, wie die Meinungen durchbrechen können, und daß ſie die Mehrheit der individuellen Anſichten in ſich vereinigen werde. Wir haben geſehen, daß es der Zeit allein zuſtehen kann, eine öffentliche Meinung zu ſchaffen, und falls man den Gelehrten nicht die Macht, zu beweiſen, und den Künſtlern die Macht, fühlbar zu machen, abſtreiten will, muß man von ihnen allein auch die Erſchaffung und die Verbreitung einer gemeinſchaftlichen Doktrine erwarten, die, nach ihnen, einſt die Geſellſchaft zu beherrſchen berufen ſein dürfte.

Die alten Philoſophen haben gewiſſermaßen den Chriſtianismus prophezeiht, weil ihre, den Polytheismus zerſtörenden Doktrinen die Verbreitung des Evangeliums erleichtert haben. Die Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts haben ebenfalls eine neue, auf die Verbindung der Ideen ſich ſtützende Doktrine vorausgeſagt; denn ſie haben alle die Doktrinen bekämpft, welche die Beherrſchung des Menſchen vom Menſchen zum Vortheile Einiger begründeten. Bei allem dem muß die kritiſche Philoſophie ſelbſt, da ihre Abſicht nur in der Zerſtörung beſteht, ein Ziel haben, wenigſtens als unbedingt Einfluß ausübende Gewalt. Ohne Zweifel läßt die Unvollkommenheit alles Menſchlichen immer noch viel zu zerſtören übrig; aber die wichtigſte Beſchäftigung für die Philoſophen kann nicht darin beſtehen, Alles zu zerſtören. Es iſt auch nothwendig, das neue geiſtige Gebäude der Geſellſchaft, deſſen Materialien weit zerſtreut ſind, wieder zu erbauen und die Arbeiter zu vereinigen, damit ſie ſich Alle mit dieſer großen Unternehmung beſchäftigen.

Ueber die Entdeckung von Neuholland.

Die Holländer entdeckten im J. 1605 auf dem Schiffe Duyfhen (die Taube) eine Küſte von 200 Stunden Länge, die ſie Neuholland nannten, und die, ihrer Meinung nach, mit Neu-Guinea zuſammenhing. Die ſüdliche Landſpitze, die ſie erblickten, wurde von ihnen mit dem Namen Keer-Weer belegt. Der Kapitän Flinders hat dieſen Namen einem Vorgebirge der öſtlichen Küſte des Meerbuſens von Carpentaria beigelegt. Ein anderes wurde von demſelben Kap Duyfhen genannt.

Dieſem Schiffe verdankt man alſo die erſten Nachrichten von Neuholland, denn man kann die Andeutung einer langen Küſte, auf einer alten franzöſiſchen Karte von 1542, die ſich zu London im britiſchen Muſeum befindet, nicht geltend machen. Auf dieſer von dem Hydrographen des Königs von England, Namens Roty, gezeichneten Karte iſt ſüdlich von Neu-Guinea ein großer Kontinent bezeichnet, deſſen weſtliche Küſte ſich bis zum 26. Grad der ſüdlichen Breite ausdehnt, von wo ſie ſich nach Südweſt wendet. Dieſer Kontinent wird auf der erwähnten Karte Groß-Java genannt, und kann kein anderer als das heutige Neuholland ſein; aber man weiß durchaus nicht, durch wen und wie er entdeckt worden iſt. Was ſonderbar genug ſcheinen mag, ſo heißt die öſtliche Seite jenes Kontinents auf der alten Karte „Kräuterküſte“, und ſie befindet ſich an eben derſelben Stelle, wo man jetzt Botanibai (Pflanzenbucht) bemerkt ſieht.

Nachdem ſich Torres i. J. 1606 von ſeinem Admiral Quiros getrennt hatte, ſchlug er die Richtung gegen Neuholland und Neu-Guinea ein, um ſich nach den Philippiniſchen Inſeln zu begeben. Man würde noch lange die Abſonderung dieſer beiden Inſeln nicht gekannt, und man würde die erſte Entdeckung der Meerenge, die ſie von einander ſcheidet, dem Kapitän Cook zugeſchrieben haben, wenn die Engländer bei der Einnahme von Manilla, i. J. 1762, in den Archiven dieſer Inſel nicht eine Abſchrift von dem Bericht Torres über dieſe Entdeckung aufgefunden hätten, die ſpäter von Dalrymple herausgegeben wurde, der dadurch bewies, daß Torres zuerſt zwiſchen Neuholland und Neu-Guinea durchgeſchifft ſei. Aber lange vorher ſchon, ehe er dieſe Notiz bekannt machte, hatte der berühmte Cook auch dieſen Durchgang aufgefunden und durchſchifft. Die Ueberſetzung des Originalberichts von Torres, der von Manilla, vom 12. Juli 1607 datirt iſt, befindet ſich im zweiten Theile des Werks des Admirals Burney, „Chronological Histori of discoveries in the South Sea, 4 Bände. Vielleicht ſagt Navarrete, in ſeiner Sammlung alter Reiſen, noch mehr über dieſen intereſſanten Gegenſtand.

Die Schiffe, der Pera und der Arnheim, entdeckten i. J. 1623, und der kleine Amſterdam und der Wetzel i. J. 1636 einen großen Theil der nördlichen Küſte von Neuholland, der von ihnen Nord-Vandiemensland und Arnheimland genannt wurde. Sie legten dem nordweſtlichen Theile der Torres-Meerenge, die

wir jetzt unter dem Namen der Endeavour-Meerenge kennen, den Namen Spultland bei.

Tasmann unternahm 1644 seine zweite Reise, von der niemals eine Beschreibung herausgekommen ist. Man glaubt jedoch, daß er den Meerbusen von Carpentaria durchschifft und die ganze nördliche Küste von Neuholland erkannt habe. Er hatte ebenfalls den Befehl, zu untersuchen, ob nicht eine Verbindung zwischen den beiden Meeren stattfinde, denn man hatte diese Vermuthung lange schon, obgleich die Entdekkung des Torres den Holländern und Engländern vor 1770 nicht bekannt war.

Häckerling.

Im Jahr 1809, als Napoleon von Wien nach Paris zurückgekehrt war, befand er sich einst mit mehrern Gliedern seiner Familie zu St. Cloud. Nach dem Abendessen begab man sich an's große Bassin, um das Gefrorne zu nehmen. Es war heller Mondschein, man setzte sich auf den Rasen, der Königmacher streckte sich der Länge nach aus und sagte: „Glücklich, wer sein ganzes Leben hindurch seine Heerde hüten kann, und dessen Ehrgeiz seine Trift nicht überschreitet. Man bildet sich in der Welt nicht ein, daß ich Hang zum Landleben habe, aber ich versichere Euch, daß ich Alles auf der Welt für einen Hirtenstab hingeben würde.“ — Dies erregte allgemeines Lachen, doch der Königskönig sagte in vollem Ernst: „Ich spasse wahrhaftig nicht. Wenn ich unter allen Ständen freiwillig einen zu erwählen hätte, so würde ich mich für den des Hirten bestimmen.“ — „Und ich“, sagte der Großadmiral von Frankreich und König von Neapel, „ich möchte Gondolier zu Venedig sein, ich würde alle Tage meine Barke auf das Meer der Liebe hinausstoßen und dazu Tasso's unsterbliche Lieder singen.“ — „Und ich“, sagte der König von Holland, „ich möchte ein ganz einfacher Wachtmann zu Amsterdam sein. Ich würde doch wenigstens dem Interesse des Landes dienen, während ich jetzt meine Pflicht nur im Interesse eines Andern erfülle.“ — Bei dieser Aeusserung zuckte sein erlauchter Bruder fast unmerklich mit der linken Achsel und blickte starr in den Mond. „Und ich“, sagte der König von Spanien, „warum bin ich nicht Bürger von Senlis mit 50,000 Franken jährlichen Einkommens und einem schönen Jagdzuge! Ich würde eine lustige Kuppel Jagdhunde, statt eines langweiligen Hofes, in meinem Futter haben.“ — „Und ich“, sagte die Prinzessin Borghese, „warum bin ich nicht ein Blumenmädchen von Vincennes! Ich würde die jungen Verlobten schmücken und Kronen den Jungfrauen flechten, die es bald nicht mehr sein werden.“ — „Meiner Treu!“ sagte der Mann des Geschicks und erhob sich, „Ihr habt Alle recht. Man muß gestehen, daß es ein schweres Handwerk ist, zu herrschen, und daß eine fast wunderbare Verirrung des menschlichen Geistes dazu gehört, das Glück in einer so großen Entfernung zu sehen, während es uns doch so nahe liegt.“ — —

Daß die Frau von Genlis in ihren Memoiren merkwürdige Dinge erzählt, weiß man vielleicht schon; aber daß diese Merkwürdigkeiten manchmal selbst merkwürdig werden, weiß man wahrscheinlich noch nicht. Man öffne den fünften Band, wo man auf der 195. Seite folgende Stelle finden wird: „Diese Mode im Anzuge der Frauen bestand darin, sich hinten unter der Taille und über der Croupe ein Paket anzubinden, das man den Cul nannte. Die Frau von Montignon wußte in der ersten Zeit nicht das Geringste von dieser geschmackvollen Mode. Man denke sich also ihr Erstaunen, als eines Morgens sie bei der Frau von Nully die Prinzessin von Hénin, die sie genau an ihrer Stimme erkannte, zu jener, statt allen andern Höflichkeitsbezeugungen, sagen hörte: «Bon jour, mon coeur, montrez-moi votre cul.»

„Eines Tages“, erzählt Elisabeth Berkeley, Wittwe des letzten Markgrafen von Anspach, in ihren Denkwürdigkeiten, „fragte mich die Prinzessin Czartoriska, ob ich nie in Berlin gewesen sei? Auf meine verneinende Antwort wünschte sie mir Glück dazu, dann fügte sie hinzu, was hätte Er nicht mit Ihnen begonnen, Er, der mich in so große Verlegenheit gesetzt hat? — Wer ist dieser Er? fragte ich. — Ei wer anders, als der große Friedrich. Denken Sie sich, daß er mich einmal durch die Königin zu Tische laden ließ. Die Gesellschaft war schon lange beisammen, als er erschien. Im Eintreten grüßte er mich mit einer leichten Kopfbewegung, ging sodann gerade auf mich zu, ergriff meine Hand, führte mich in eine Fenstervertiefung und starrte mich lange Zeit stumm an, und zwar mit so durchdringenden Augen, daß ich nicht nur verlegen, sondern selbst furchtsam wurde. Endlich öffnete er den Mund und sagte: Ich hatte ein großes Verlangen, Sie zu sehen; denn ich habe viel von Ihnen reden gehört. Er theilte mir sodann sehr ausführlich alles mit, was er über mich gehört haben wollte; aber mit einem so feinen Scherz, daß man ihn beinahe für Spott nehmen konnte, so daß ich in der That nicht wußte, ob ich dadurch gedemüthigt oder stolz werden sollte, und nicht zu ahnen im Stande war, ob ich einen angenehmen oder unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht habe.“

Der berühmte französische Calembourmacher, Marquis von Bièvre, starb zu Friesdorf an den Kinds-

blattern, von denen er zu London angesteckt worden war. Kurz vor seinem Tode legte er von seinem seltenen Talente, das ihn selbst auf dem Sterbelager nicht verließ, noch eine besondere Probe ab. Man sprach in Gegenwart des Markgrafen von Anspach und mehrern andern Personen vom französischen Hofe. Jemand fragte: Wenn die Unruhen in Frankreich ausbrechen, was wird Ludwig XVI. anfangen? Er deutete zugleich an, daß der König eine große Geschicklichkeit im Schlosserhandwerk habe. „Er mag so geschickt sein, wie er will," entgegnete Bièvre, „den Schlüssel zu diesem Räthsel findet er sicherlich nicht."

Zollfreie Gedanken.

Die Ewigkeit zerbricht jedes Maas, sie zerstört jede Vergleichung. Was ist ein Königreich, das man dreißig Jahre lang beherrscht hat, und wenn es selbst den ganzen Erdkreis umfaßte? Was ist gegen ein solches Reich irgend ein Fürstenthum? Was gegen ein Fürstenthum gegen ein Landgut, ein Haus, eine Erdscholle? — Und doch ist eben das der Gegenstand der Eitelkeit aller Menschen!

Die Menschen lieben die Größe. Sie hassen, sie bewundern, sie verachten sie. Sie lieben sie, weil sie in ihr Alles erblicken, was sie wünschen: Vergnügen, Ehre, Macht. Sie hassen sie, weil sie sich dadurch gedemüthigt und erniedrigt fühlen, und weil die Entbehrung jener Güter ihnen um so bemerkbarer wird. Sie bewundern sie, weil sie davon geblendet werden. Sie verachten, oder thun wenigstens als verachten sie dieselbe, um sich in ihrer Einbildungskraft über die Großen zu erheben, und sich durch die Erniedrigung Derjenigen groß zu machen, die sie einen Augenblick vorher bewundert haben.

Es ist eine Illusion, die ihren Ursprung in der menschlichen Eitelkeit hat. Alles nur nach dem Stande der Personen zu beurtheilen, die an irgend einer Unternehmung Antheil genommen haben, oder nach der Wichtigkeit der Gegenstände, die behandelt worden sind.

Die äussern Zeichen der Macht sind betrügerisch. Oft ist die Schaale schön und glänzend; aber der Kern ist faul oder von Würmern zernagt.

Der große Haufe ist von Kindheit daran gewöhnt, Alles zu bewundern, was von oben ausgeht. Er weiß nicht, wie viel dessen, was er mit lautem Beifall anstaunt, zu seinem Verderben führt. Man hat ihn ja nie in der ersten Maxime der Regierenden unterrichtet, und sie ihm niemals kommentirt: „Si violandum est jus, regnandi causa violandum est."

Wenn man in der Ebene reiset, wird der Gesichtskreis durch einen gewissen Zirkel begrenzt. Man mag nun so weit reisen, als man will, man sieht immer einen fast gleichen Raum vor sich. Ein Kind mag sich einbilden, endlich doch den Rand des Kreises zu erreichen; der unterrichtete Mann muß des Kindes Einfalt belächeln. So denkt der Ehrgeizige auch: wenn ich diesen oder jenen Punkt erreicht haben werde, will ich stehen bleiben; aber er hat den angedeuteten Punkt niemals erreicht. Der Kreis erweitert sich im Vorwärtsschreiten, er erblickt immer neue Größe vor sich, und er rastet nie, er strebt unaufhaltsam weiter.

Fast alle mittelmäßigen Laster werden gemeiniglich gutgeheißen. Man verdammt nur ihre Uebertreibung.

Es ist ein alter und sehr wahrer Spruch: „Hochmuth und Elend gehen Hand in Hand." Nichts beweiset mehr eine ausserordentliche Schwäche, als eine große Anmaßlichkeit.

Man nennt gewöhnlich Starrköpfe alle Diejenigen, die nicht unbedingt unserer Meinung sein wollen. Man nennt Diejenigen Schwachköpfe, die gar keine eigene Meinung haben.

Was ist Hartnäckigkeit? Eine feste Anhänglichkeit an sein Gefühl, sei es nun wahr oder falsch; der Glaube, nicht Unrecht zu haben, in seiner einmal gefaßten Meinung zu beharren; das Vorurtheil gegen andere Meinungen und Gefühle und die willkürliche Beharrung im Irrthum, selbst wenn man ihn als solchen anerkannt hat.

Jede Ahndung einer persönlich erduldeten Beleidigung ist ungerecht, weil sie ein Werkzeug der Eigenliebe ist.

Es gibt Menschen, die andere Menschen um ihres Vortheils willen betrügen, ohne sich dabei selber zu hintergehen. Aber es gibt auch eine große Menge anderer, die ihnen nur die Irrthümer mittheilen, von denen ihr Geist angefüllt ist. Zu der ersten Klasse kann man einige Philosophen unserer Zeit, einige Staatsmänner und die Jesuiten nebst ihrem Anhang rechnen. Zu der letzten gehören alle Ausleger metaphysischer und theologischer Träumereien, die ihr Thema hersagen, wie sie es auswendig gelernt haben.

Der persische Meerbusen.

Dieser Seearm, der eine Art von mittelländischem Meer bildet, scheint eine der ersten größern Wasserflächen gewesen zu sein, die von den Menschen beschifft worden. Seit mehr als einem Jahrhundert war er beinahe ganz wieder verlassen worden, und die Seeverbindungen, die er zwischen Persien und Mesopotamien darbot, waren durch die Seeräuber unterbrochen, von denen die Küsten wimmelten, und die sich mehrere befestigte Städte erbaut hatten. Als England den

Handel von Bombay wieder beleben wollte, den die Konkurrenz von Kalkutta bedeutend geschwächt hatte, beschloß es vor Allem, um den Verkehr mit dem persischen Meerbusen zu sichern, denselben von den Piraten zu reinigen, die ihn unumschränkt beherrschten. Aber die Ausführung dieses Entwurfs war viel schwieriger, als man vermuthet hatte. Ihr Widerstand war ausserordentlich hartnäckig, und konnte nur durch die vollkommene Zerstörung ihrer Wohnungen und durch die Vertilgung der bedeutendsten Banden gebrochen werden.

Kaum war die Schiffahrt frei, so faßte die Admiralität den Entschluß, den Meerbusen in seiner ganzen Ausdehnung wissenschaftlich durchforschen zu lassen, um seine tiefen Buchten und gefährlichen Klippen, so wie seine Inseln und alle übrigen bemerkenswerthen Gegenstände genau kennen zu lernen. Zwei Schiffe, unter dem Befehle des Kapitäns Maude, führten im verflossenen Jahre 1825 diese geographischen Operationen aus. Sie nahmen eine Landesstrecke von 350 Stunden in der Länge und längs der Küste von Ras Musendrem, beim Anfang der Meerenge von Ormus, bis zu den Bahrein-Inseln auf. Im Anfange dieses Jahres (1826) sind sie bis zu dem hintersten Theile des Meerbusens gelangt, wo sie die Mündung des Euphrat besucht haben.

Hinter dem hohen Vorgebirge, das von den Alten unter dem Namen des schwarzen Gebirgs gekannt war, haben sie zwei tiefe Hafen entdeckt, die den vom Sturm verfolgten Schiffen einen sichern Zufluchtsort darbieten können. Der eine ist Elphinstons- und der andere Colvilles-Hafen genannt worden. Die genaue Untersuchung der Felsen, welche die Inseln und Klippen dieses Meerbusens bilden, haben mehrere vulkanische Bildungen da entdecken lassen, wo man sie früher nicht vermuthet hätte. Man hat selbst neue Inseln entdeckt, von denen die Lage der nachfolgenden, die sich bis jetzt noch auf keiner Karte befinden, bestimmt angegeben worden ist:

Dauß, Breite 25° 10′ N., Länge 52° 45′ O. Sie ist von mittlerer Höhe, leicht mit Erde bedeckt. Der Boden hat ein metallartiges Ansehen. Sie ist baumlos und hat sechs bis sieben Meilen im Umfange.

Barnain, Breite 25° 8′ N., Länge 52° 55′ O. Auf der nördlichen Seite sind zwei Hügel und einer auf der südlichen. Sie scheinen von vulkanischem Ursprunge zu sein.

Arzenie, Breite 24° 56′, Länge 52° 33′. Sie ist hoch und uneben. Ein Korallenriff erstreckt sich bis auf eine Meile von der Küste. Sie ist baumlos, aber mit einigen Pflanzen geschmückt. Hin und wieder zeigen sich tiefe vom Regen gefurchte Schlünde. Die mittägliche Seite ist sehr zerrissen und die Felsen sind basaltartig. Beim Nachgraben dürfte man süßes Wasser finden. Sie ist sieben Meilen lang und drei Meilen breit.

Dalmy, Breite 24° 56′, Länge 52° 24′. Sie ist noch höher, als die vorgenannte, und ihre Farbe ist dunkler. Im südlichen Theile ist ein runder Hügel, und südöstlich dehnen sich deren drei auf eine Strecke von drei bis sechs Meilen aus. Der Kanal zwischen ihr und dem Kontinent ist wegen der Untiefen und kleinen Eilande sehr gefährlich, aber der zwischen ihr und Arzenie ist vollkommen frei.

Seerbeni Baß, Breite 24° 34′, Länge 52° 40′. Diese Insel ist sehr hoch im Mittelpunkte und gegen Norden zerrissen. Der Kanal zwischen ihr und dem Kontinent ist nur für die Barken der Perlenfischer zugänglich.

Danie, Breite 25° 1′, Länge 52° 20′. Eine Art Sandbank, zwei Meilen lang, sehr schmal und äusserst gefährlich.

Sherarn, Breite 25° 13′, Länge 32° 18′. Sie ist vier Meilen lang, und mit zwei Hügeln versehen, deren Ansehen metallartig ist.

Hawlool, Breite 25° 41′, Länge 52° 23′. Man bemerkt keine Spuren der Vegetation auf ihr. Das Meer ist an ihr sehr tief.

Diese Inseln haben dieselbe mineralogische Konstitution, wie die von Polior, die Gräber u. a. auf der persischen Seite des Meerbusens. Es scheint nicht zu bezweifeln, daß sie vor noch nicht langer Zeit durch unterirdische Vulkane erzeugt worden sind. Sie können nur mit großer Mühe bebaut werden; aber sie können wichtig werden, weil sie im Mittelpunkte einer ausgedehnten Perlenfischerei sich befinden, die vom April bis zum September betrieben wird. Die Bank, an welcher die Fischer anlegen, ist von Osten nach Westen zweihundert, und von Norden nach Süden siebenzig Meilen lang.

Die dichten Nebel, die in dem Theile des Meerbusens häufig sich zeigen, wo diese Inseln sich befinden, macht ihre Kenntniß den Seefahrern wichtig. Kurz nach ihrer Entdeckung sind sie von den englischen Schiffen, der Entdeckung und der Psyche, besucht worden. Man hat viele unbezweifelnde Spuren vulkanischen Ursprungs auf ihnen bemerkt, und der Schwefel ist im Ueberfluß vorhanden.

Gedichte Michel Angelo Buonarottis.

„Michel Angelo war der Dante der Künste.“ Das ist fast in allen Punkten wahr. Eine auffallende Uebereinstimmung besteht zwischen diesen beiden Männern. Die Beschreibung der Hölle und des Fegfeuers gab ohne Zweifel den ersten Gedanken zum jüngsten

Gericht. Der Maler bekleidete mit Formen die Ideen des Poeten, und während Professoren seit Langem öffentlich auf mehrern italienischen Universitäten die Divina Commedia zu erläutern sich bestrebten, verbreitete der Pinsel Michel Angelo's den Geschmack an Dante's Dichtungen immer mehr. Es könnte genügend scheinen, die Kompositionen des Erstern zu sehen, um die Quelle seiner Inspiration zu erkennen; aber man findet auch noch in zwei vortrefflichen Sonneten die Zeugnisse seiner Bewunderung für seinen Lehrer in der Einbildungskraft.

Dal mondo scese ai ciechi abissi, e poi
Ciel l'uno e altro inferno vide, e a Dio,
Scorso del gran pensier, vivo salio,
E ne diè in terra vero lume a noi;

Stella d'alto valor coi raggi suoi
Gli occulti eterni a noi ciechi scoppio,
Et n'ebbe il premio al fin che'l mondo
Dona sovente ai più pregiati eroi.

Di Daute mai fur l'opre conosciute,
E'l bel desio, da quel popolo ingrato
Che solo ai giusti manca di salute,

Pur foss' io tal! ch'a simil sorte nato,
Per l'aspro esilio suo con sua virtute
Darei del mondo il più felice stato.

„Von der Welt hinabgestiegen in die Abgründe der Finsterniß, durcheilt er die eine und die andere Hölle, und sodann, dem erhabenen Aufschwung des Gedankens sich überlassend, steigt er lebendig bis zur Gottheit empor, von der er den Sterblichen die lauterste Kunde brachte.

„Ein glänzendes Gestirn enthüllte seine Strahlen vor unsern vorher erblindeten Augen die Geheimnisse der Ewigkeit. Der Preis, den er dafür erhielt, war der, welchen eine ungerechte und bösartige Welt nur zu oft den großen Menschen zugesteht.

„Man wußte Dante nicht zu würdigen, eben so wenig als seine aufrichtige Liebe gegen dies undankbare Volk, das ein beständiger Feind der Gerechten ist.

„Aber wie dem auch sei, warum bin nicht auch ich für ein solches Geschick geboren? Dem glücklichsten Zustande auf der Welt hätte ich seine Tugenden und sein grausames Exil vorgezogen."

Die zweite Strophe des andern Sonnets ist ebenfalls sehr schön:

Questi discese ai regni del fallire
Per noi insegnare, e poscia a Dio n'ascese,
E l'alte porte il cielo non contese,
Cui la patria le sue negò d'aprire.

„Er versenkte sich, zu unserer Unterrichtung, in das Reich der Sünde, und von da, bis zu Gott sich erhebend, waren die hohen Thore des Himmels vor dem nicht verschlossen, dem das Vaterland die seinigen nicht öffnen wollte."

In einem andern Sonnet ruft er begeistert aus:

„Die Liebe erweckt uns, sie rüttelt uns auf, sie gibt uns Flügel (empenna l'ale) zum erhabenen Fluge, und oft ist ihre glühende Flamme der erste Grad, in welchem die Seele, die hier unten nicht befriedigt werden kann, sich zu ihrem Schöpfer emporschwingt."

Ich kann mich nicht enthalten, noch ein Sonnet auszuheben, das Dante'n selbst vollkommen würdig sein würde:

Si un casto amor, s'una pieta *superna*,
S'una fortuna iufra duo amanti equale,
Cui sia commune ognor la gioia e' l' male
Quando uno spirito sel due cor governa:

S'una anima in due, *corpi fatta eterna*,
Ambo levando al cielo et con pari ale,
S'un simil foco, ed un conforme strale
Ch'altamente in due sen vive e s'interna;

S'amar l'un l'altro, e nessun mai stesso,
Sol desiando amor d'amor mercede,
E se quel che vuol l'un l'altro precorre,

A scambievole imperio sottomesso
Son segni pur di indissolubil fede,
Or petra sdegno tanto nodo sciorre.

Ich muß gestehen, noch nie eine so reine, so wahre, so poetische, so zarte, so erhabene Beschreibung der Liebe gefunden zu haben, der die Beimischung der Religion einen himmlischen Karakter gibt. Bei diesen Anklängen fühlt man es erst recht, welche Verschiedenheit zwischen unsern Sitten und denen des Alterthums besteht. Bei den Alten gehörte die Liebe der Erde an, und bei uns kommt sie von oben, sie kehrt dorthin zurück und gibt den Seelen Flügel, die sich in ihre Heimath aufschwingen wollen.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Das Kabinet des verstorbenen Denon, des General-Inspektors des Museums, galt mit Recht für eines der reichsten in Europa. Alle die Reichthümer, die mit so großer Mühe in allen Theilen der Welt während sechszigjährigen Reisen eingesammelt worden waren, und die, durch ihre Vereinigung, einen unschätzbaren Werth erlangt hatten, sollen nun von Neuem wieder zerstreut werden. Die eine Hälfte derselben soll nach England und die andere jenseits des Rheines auswandern. Die Versteigerung hat am 1. Mai begonnen, und wird wahrscheinlich länger als zwei Monate

dauern. Die der Gemälde und Zeichnungen allein wird nicht vor dem 19. beendigt sein. Die Oelgemälde sind bereits sämmtlich verkauft. Von sechszig Gemälden gehörten ungefähr dreißig zu den ersten und schönsten fast aller Schulen. Die Liebhaber haben jedoch lange nicht denselben Eifer, wie bei der Versteigerung der Sammlung Davids, gezeigt. Bei alledem ist doch ein herrlicher Ruysdael bis auf 18,700 Fr. getrieben worden. Dagegen ist ein großes Familiengemälde von Velasquez, das man für das Hauptstück der ganzen Sammlung hielt, für — 570 Fr. losgeschlagen worden. Wahrscheinlich hielten es die Liebhaber für zu groß; wäre es um einige Fuß kleiner gewesen, es würde vielleicht mit 20,000 Franken bezahlt worden sein.

Rio Janeiro, Februar.

Sie wissen bereits, daß unser Kaiserreich Brasilien in 19 Provinzen abgetheilt wird, und 16 Bisthümer und 1 Erzbisthum zu Bahia hat, daß die Bevölkerung des ganzen Landes sich auf fünf Millionen Seelen beläuft, wovon 1½ Million Weiße sind; aber Sie wissen wahrscheinlich noch nicht, daß in den Provinzial-Hauptstädten und in allen bedeutenden Orten Primärschulen und Klassen der lateinischen und griechischen Sprache, der Philosophie, der Rhetorik, der Geometrie, der Zeichenkunst und der Musik eingeführt worden sind, die von der Regierung unterhalten werden. Fast in allen Städten haben die Primärschulen die Methode des gegenseitigen Unterrichts angenommen. Bahia und Rio-Janeiro haben ausserdem noch Wundarznei- und Arznei-, Genie-, Artillerie- und Marineschulen. In den beiden ebengenannten Städten befinden sich auch Rechts- und Handlungsschulen. Die Hauptstädte der Provinzen haben Waisenkollegien und Seminarien für die Geistlichkeit, in denen jedermann aufgenommen wird. In den Klöstern wird Moral und Theologie gelehrt. Die Hauptstädte haben botanische Gärten, und Rio-Janeiro, so wie Bahia, hat ein chemisches Laboratorium. In ersterer Stadt gibt es auch eine Militär- und Marineakademie und eine Sternwarte. An beiden Orten findet man eine Akademie der schönen Künste, ein sehr schönes Museum und eine öffentliche Bibliothek. In der Hauptstadt ist auch noch ein Konservatorium der Künste. Zu Minas, auf dem Carasberge, ist ein Kollegium, in welchem der öffentliche Unterricht bereits zu einer hohen Vollkommenheit gediehen ist. — Der größte Theil der landwirthschaftlichen Instrumente, deren man sich in Europa bedient, wird auch in Brasilien gebraucht. Derselbe Fall findet mit den Dampfmaschinen statt. Die ausserordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, und die Sklaverei sind die größten Hindernisse, die sich den Fortschritten der Industrie in unserm Lande entgegenstellen. — Unsere bedeutendsten Fabriken sind einige Zuckersiedereien, einige Zucker-Branntwein-Brennereien, einige Gerbereien, Tabaks- und Strick- oder Schiffstau-Manufakturen. Die Tuch- und Leinwandfabriken zu Minas sind noch im Entstehen, eben so die dortigen Hutfabriken. Zu Bahia ist eine bedeutende Glashütte. Die Ausbeutung des Goldes, des Silbers, des Zinns, des Eisens, des Diamants und der übrigen Edelsteine wird mit großem Eifer betrieben. Die Bearbeitung der Schwefel-, Salpeter- und Quecksilberminen ist noch nicht zu besonderer Thätigkeit gediehen.

(Der Beschluß folgt.)

— Die Bevölkerung von Venedig, die 1798 noch auf 118,000 Seelen angeschlagen wurde, ist jetzt unter 100,000 herabgesunken, wovon mehr als ein Drittel im höchsten Elende sich befindet.

— Im Freistaat Merike befinden sich ungefähr 3000 Minen, deren jährlicher Ertrag über neun Millionen Pfund Sterling beträgt. Sie bilden acht Gruppen westlich am Abhange der Kordillera von Anahuac, und nehmen einen Flächenraum von 12,000 Quadratstunden, folglich den zehnten Theil des ganzen merikanischen Gebiets, ein. Es sind meistentheils Silberminen; das Gold ist selten darin. Die vier Hauptminen befinden sich im Distrikt Guanaxuato, und heißen: Valenziana, Serena, Santa Rosa und Guadelupe. Zwei andere Hauptminen, die Conzeption und Guadelupe, sind im Distrikt Catorce. Die Valenziana ist die reichste von allen. Sie wird erst seit sechszig Jahren bearbeitet, und gab von 1792 bis 1802 einen reinen jährlichen Gewinn von 150,000 Pfund Sterling. Nach ihr ist die Conzeption am ergiebigsten.

— Der jährliche Netto-Ertrag der Minen in Columbia wird auf 620,000 Pf. St. angeschlagen; der von Brasilien auf 1 Million Pf. St.; der von Buenos-Ayres auf 700,000 Pf. St.; der von Peru auf 1,200,000 Pf. St.; der von Chili auf 250,000 Pf. St.

— Nach der Zählung von 1821 war die Bevölkerung von Irland folgende: Personen männlichen Geschlechts 3,341,926, weiblichen 3,459,901, zusammen 6,801,827, was, die Oberfläche des Landes auf 18,700 irländische Quadratmeilen, oder 9350 Q. Stunden angenommen, auf jede Quadratmeile 363 Seelen gibt. Nach englischen Quadratmeilen berechnet, würde das Verhältniß folgendes sein: In Irland auf jede Q. M. 223 Individuen, in England 207, in Frankreich 144, in Deutschland 111, im Lande Wales 98, in Schottland 70. Folglich ist Irland, im Verhältniß seiner Ausdehnung, dreimal stärker bevölkert als Schottland, und zweimal stärker als Deutschland.

— Die englische Flotte bestand am 20. September 1825 aus 24,776 Schiffen, die 2,559,587 Tonnen laden und mit 168,637 Menschen bemannt sind.

— Ein Mechanikus zu Ferrara hat „Taschenkanonen" erfunden, deren Gewicht, mit der Lavette, nicht über neun Pfund beträgt. Verschiedene damit angestellte Versuche haben bewiesen, daß sie sehr brauchbar sind, um Thore, Palisaden und andere Gegenstände damit einzuschiessen.

— Von den 10,509 Schiffen, die 1824 durch den Sund passirt sind, waren 3542 englische, 2080 preussische, 1304 schwedische, 756 dänische, 556 meklenburgische, 400 niederländische, 371 russische, 358 hanövrische, 167 amerikanische, 115 lübekische, 33 bremische, 31 französische, 30 oldenburgische, 29 hamburgische, 11 norwegische und 6 portugiesische.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 25. Dritter Jahrgang 1826. 21. Juni.

Historische Erinnerungen.

Die letzten Begebenheiten vor dem Tode Joachims, ehemaligen Königs von Neapel.

„Ich war", erzählt der General Franceschetti in seinen Memoiren über die Begebenheiten, welche vor dem Tode Joachim I sich ereignet haben, „ich war am Ludwigstage (15. August) 1825 ganz ruhig bei meiner Familie im Vescovato, auf Korsika, als man gegen Mittag mich benachrichtigte, daß ein Fremder sich an der Thür befinde und mich zu sprechen begehre. Ich ließ ihn eintreten. Ein Mensch, in einen Mantel gehüllt, eine schwarze seidene Mütze dicht auf's Auge geschoben, mit einem zollangen Bart, weiten Beinkleidern, Kamaschen und Soldatenschuhen, stellte sich mir dar. Er schien sehr ermüdet zu sein.

„Wie groß war mein Erstaunen, als ich unter dieser bäurischen Vermummung den König Joachim, diesen einst so prachtliebenden Fürsten, erkannte. Ich stieß einen Schrei aus und stürzte ihm zu Füßen. Unglücklich und verfolgt, blieb er in meinen Augen immer derselbe Monarch, dem ich Treue und Anhänglichkeit geschworen hatte, und an dem Tage, wo er, von seinem glänzenden Hofstaate umringt, seinen Einzug in der Hauptstadt seines ehemaligen Reichs hielt, hatte er mir keine tiefere Ehrfurcht eingeflößt. Er hob mich auf und umarmte mich. „Wollen Sie mir Gastfreundschaft gewähren? mich retten?" fragte er mich. „Werde ich noch einen treuen Unterthanen finden? ... Ich überlasse mich Ihnen ganz." — Sire! entgegnete ich, bis zu Thränen gerührt: wie wäre es mir möglich, Ihr Vertrauen zu hintergehen? Alles, was ich habe, gehört Ihnen. Verfügen Sie darüber. Ihre Rechte über mich bleiben immer dieselben.

„Nach der so nothwendigen Ruhe und Stärkung erzählte mir der König die Geschichte seiner Flucht von Toulon und seiner Ueberfahrt nach Bastia. „Ich hatte ein Handelsschiff gemiethet," sagte er, „auf welchem sich bereits alle meine Sachen und meine Adjutanten, denen ich eine Summe von 200,000 Franken anvertraut hatte, befanden. Ich schiffte mich auf einem kleinen Boote ein, um mich an Bord zu begeben. Nur noch in geringer Entfernung vom Schiffe, sah ich es plötzlich davoneilen. So verlassen, war ich gezwungen, wieder an's Land zurückzukehren. Ich verfolgte den ersten Fußweg, der sich mir darbot. Er führte mich zur Wohnung eines Landmanns, bei dem ich schon drei Tage vorher in einem Loch in der Erde, das mit Holz und dürrem Laub überdeckt war, zugebracht hatte. Er verbarg mich jetzt hinter einem großen Hühnerkoben, den er so eingerichtet hatte, daß ein Raum zwischen ihm und der Mauer blieb, in welchem ich mich während der Haussuchung befand, die bei ihm vorgenommen wurde. Es war unmöglich, lange Zeit in einem so peinlichen Zustande zu verharren, und ich beschloß, auf einer kleinen Barke das Postschiff von Toulon zu erwarten, das jeden Donnerstag nach Korsika geht. Dieser Vorsatz wurde, mit Hilfe der Marine-Offiziere Blancard, Langlade und Donnadieu, ausgeführt. Wir waren ungefähr zehn bis zwölf Stunden von der Küste Frankreichs entfernt, als eine Bombar-

dierschaluppe sich uns näherte. Ich bat, uns aufzunehmen; aber der Kapitän blieb taub, und das Schiff streifte so nahe an uns vorbei, daß es uns beinahe übersegelt hätte. Mit der Dämmerung ging die See so hoch, daß wir allaugenblicklich von ihr verschlungen zu werden befürchten mußten. In diesem kritischen Moment bemerkten wir das korsikanische Postschiff, unter dem Befehl des Kapitäns Michaello Bonelli von Bastia, der mich aufnahm, ohne sich nach meinem Namen und Stand zu erkundigen.

„„Ich fand den Fregatte-Kapitän Oletta, den Senator Casabianca, den Neffen des Fürsten Baciocchi, Rossi, den Ordonnateur Boerio und mehrere andere Passagiere an Bord. Wir landeten zu Bastia. Ich ließ Sie sogleich aufsuchen, und erfuhr, daß Sie sich im Vescovato befänden. Die Reisenden zerstreuten sich, und ich blieb mit meinen drei Gefährten allein am Ufer. Indessen hatte mich der früher in meinen Diensten gestandene Kriegskommissär Galvani erkannt und bot mir seine Dienste an. Ich verlangte, daß er mich zu Ihnen führe und mir sodann behilflich sei, mich wieder aus einem Lande zu entfernen, in welchem sich die Nachricht meiner Ankunft bereits verbreitet hatte, wodurch ich Unannehmlichkeiten ausgesetzt werden konnte, die ich zu vermeiden wünschte. So bin ich hiebergekommen.“

„Der König sprach mir darauf von seiner Gemahlin und sagte: „Ich weiß, daß sie in Oesterreich, von meinen Ministern und den Offizieren meines Hauses begleitet, angekommen ist. Mehrere dieser Beamten haben mir früher eine unwandelbare Treue und Ergebenheit geschworen. Jetzt nun, da man wußte, in welchen traurigen Umständen ich mich im südlichen Frankreich befand, wie oft ich dem Dolche der Meuchelmörder ausgesetzt war, hat nicht ein Einziger von ihnen das geringste Zeichen der Theilnahme geäussert. Ich weiß nicht, welches Mißgeschick daran Schuld sein mag, daß mich gerade die Personen am ersten vergessen .... die ich doch mit meinen Wohlthaten überhäuft habe!“ — —

„Ich ließ meinen Schwiegervater Colonna Ceccaldi an den Oberst Verrière, damaligem Kommandanten von Korsika, schreiben, um ihn von der Anwesenheit des Königs in meiner Wohnung zu unterrichten. Der Bote brachte keine Antwort, wohl aber die Nachricht, daß in der Nacht ein Detaschement eintreffen werde, um sich meines Gastes zu bemächtigen. Am andern Morgen, mit Tagesanbruch, fanden sich wirklich dreißig Gendarmen ein, um den König zu arretiren. Ich ließ ihnen sogleich Wohnung und Lebensmittel anweisen und machte dem Lieutenant Serra, der diese Expedition befehligte, die absolute Unmöglichkeit anschaulich, die erhaltenen Befehle in Ausführung zu bringen, ohne großes Unglück anzurichten. Er sah das sehr wohl ein, begehrte aber meinen Gast zu sprechen, und erhielt von diesem die Versicherung, daß er keineswegs nach Korsika gekommen sei, um Unruhe zu stiften, sondern daß er es vielmehr als eine Pflicht betrachte, der Regierung Ludwig XVIII seine Ehrfurcht zu zollen.

„Der Offizier stattete dem Oberst Verrière von dieser Unterhaltung einen umständlichen Bericht ab, worauf er den Befehl erhielt, sich mit seinen Gendarmen wieder nach Bastia zu begeben. Zugleich wurde der Maire von Vescovato angewiesen, den König zur schnellen Einschiffung zu bewegen. Dieser wurde davon benachrichtigt und zeigte sich geneigt, dem Wunsche des Kommandanten zu entsprechen. Sogleich wurden die nothwendigen Vorbereitungen zur Abreise getroffen, und Bastia wurde zum Orte der Einschiffung bestimmt. Nach zehn Tagen war man so weit gekommen, unter Segel gehen zu können.

„Die Sachen waren so weit gediehen, als eine Partei, die sich königlichgesinnt nannte, und die bereits am 11. April 1814 gegen Frankreich sich empört hatte, indem sie die englischen Truppen in Korsika einführte und sich weigerte, eben als der General Miller-Mureau als Kommissär Ludwigs XVIII zu Bastia angekommen war, um Ruhe und Ordnung wiederherzustellen und dem englischen General Montresor den Oberbefehl über die Insel abzunehmen, die englische Kokarde abzulegen und die weiße französische mit Füßen trat, wieder ihre Gährungen erneuerte. Sie vernachlässigte keine Veranlassung, die Engländer zu bewegen, die Insel auf's Neue zu besetzen, und sie glaubte eben durch die Anwesenheit Joachims und durch das überall verbreitete Gerücht: er selbst wolle des Landes sich bemächtigen, dazu die beste Gelegenheit gefunden zu haben. Es war ein Leichtes, sich zu überzeugen, wie lächerlich und ungereimt ein solches Vorgeben war; denn wozu würde dem Exkönige die an und für sich leichte Eroberung eines Erdwinkels genutzt haben, den er nicht behaupten zu können sich schmeicheln durfte?

„Aber dieser triftige Einwurf hielt die Unruhstifter nicht ab, zu versuchen, ihren verbrecherischen Plan in Ausführung zu bringen. Einige von ihnen begaben sich nach Genua, wo sich damals noch eine englische Besatzung befand. Sie stellten dem dortigen Gouverneur ihr Begehren äusserst dringend vor, und verlangten seinen Beistand. Dieser lehnte jedoch den Antrag ab und begnügte sich damit, ihnen zur Antwort zu geben: daß, da der König von Frankreich der Bundesgenosse des Königs von England sei, er sich nicht unterstehen dürfe, englische Truppen auf französisches Gebiet zu senden. Indessen wolle er einen seiner Offiziere an Joachim abschicken, um sich von dessen Absichten zu

unterrichten. Dieser langte bald darauf auch im Vescovato an, und erhielt eine durchaus befriedigende Antwort, nach welcher er sich unverweilt wieder nach Genua begab.

„Demungeachtet verbreitete sich das Gerücht von Joachims Absichten auf Korsika immer mehr. Man sagte zugleich auch, daß ein Preis von 150,000 Franken auf seinen Kopf gesetzt sei. Ob dadurch irregeleitet oder nicht, glaubte der Oberst Verrière sich dennoch befugt, Beschlag auf die sämmtlichen Fahrzeuge zu legen, die für Rechnung des Königs im Hafen von Bastia ausgerüstet wurden. Auf solche Weise war es ganz unmöglich, abzureisen. Zu gleicher Zeit erschien eine Proklamation des Kommandanten, in welcher er äusserte, daß die Vereinigung im Vescovato eine verdächtige Wendung nehme, und daß folglich alle wahrhaft Königlichgesinnten sich bereit halten müßten, beim ersten Zeichen gegen sie zu Felde zu ziehen, um sie mit Gewalt zu unterdrücken, wenn sie nicht in Güte sich zerstreuen wolle.

„Kaum hatte Joachim diese Proklamation gelesen, so beschloß er, schon am nächsten Tage Vescovato zu verlassen. Er reisete wirklich am 17 September ab, und brachte die Nacht zu Cotona beim Pfarrer Galvani zu, wo er auch am 18. blieb. Am 19. überstiegen wir das Gebirg von Serra und Vozio, und schliefen im Wirthshause zu San Pietro de Venaco. Am 20. durchwanderten wir die Schluchten des Waldes von Vizzanova und verweilten zu Vogognano, beim Kommandanten Bonnelli, der dem Könige mit einer Deputation entgegen kam, über Nacht. Bis dahin hatten wir eine Eskorte bei uns gehabt. — Ich erhielt an demselben Abend den Befehl, mich nach Ajaccio zu begeben und Schiffe zu miethen. Bei meiner Ankunft ließ mich der Herzog von Padua (Arrighi) zu sich rufen. Ich fand ungefähr zwanzig Personen bei ihm, unter denen sich mehrere Verwandte von der Familie der Königin Karoline, Gemahlin Joachims, befanden.

„Man befragte mich über des Königs Absichten. Ich entgegnete, daß er sich einschiffen und Korsika verlassen wolle, wozu er 20,000 Franken nöthig habe, die er in Ajaccio zu erhalten hoffe. Statt aller Antwort machte man ihm heftige Vorwürfe und sagte, daß er an dem Untergange des Kaisers Schuld sei. Ich führte dagegen an, was sich zu seiner Rechtfertigung sagen ließ, und stattete nachher dem König getreulichen Bericht von Allem ab.

„Joachim hielt am 23. September seinen Einzug in Ajaccio. Die ganze Bevölkerung strömte ihm entgegen. Er wurde im Triumph bis in seine Wohnung getragen, die in einem sehr mittelmäßigen Wirthshause war. Die Obrigkeit verhielt sich ganz ruhig, und beugte dadurch größern Unordnungen vor. Die Soldaten auf den Wällen waren ohne Waffen, aber sie begrüßten uns mit wiederholtem Freudengeschrei. Ueberall herrschte lauter Jubel, wie an einem hohen Festtage. — Der König ließ sogleich die Obrigkeit benachrichtigen, daß er nur nach Ajaccio gekommen sei, um sich einzuschiffen, und daß er für die Regierung des Königs von Frankreich die höchste Achtung hege. Der Tag ging ruhig vorüber, und nirgends fand die geringste Unordnung statt. Am Abend, als wir allein waren, sagte Joachim mit ausserordentlicher Lebhaftigkeit zu mir, daß er den festen, unwiderruflichen Entschluß gefaßt habe, nach Neapel zurückzukehren, und es dort auf's Aeusserste ankommen zu lassen. Ich suchte ihn von diesem Vorsatz abzuwenden, aber umsonst, er blieb unerschütterlich. Unsere Abreise wurde auf den 28. bestimmt.

„An demselben Tage kam ein englischer Ordonnanzoffizier, Namens Maceroni, der schon von Calvi, wo er gelandet, an den König geschrieben und ihn um eine Unterredung gebeten hatte, in Ajaccio an. Er überbrachte einen von Sir Ch. Stuart, dem Fürsten Schwarzenberg und Metternich unterschriebenen Paß, nebst folgenden Bedingungen:

„1. Der König wird einen Partikularnamen annehmen, und da die Königin sich den einer Gräfin von Lipano beigelegt, so wird derselbe für ihn gleichfalls in Vorschlag gebracht.

„2. Es ist dem König freigestellt, eine Stadt in Böhmen oder Ober-Oesterreich zu seinem Aufenthalt zu erwählen. Wollte er sich auf dem Lande niederlassen, so würde das in den benannten Provinzen nicht die geringsten Schwierigkeiten finden.

„3. Der König gibt Sr. k. k. Majestät das Versprechen, die österreichischen Staaten nicht ohne die ausdrückliche Zustimmung Sr. Majestät zu verlassen, in denselben im Stande eines ausgezeichneten Privatmannes zu leben, und als solcher sich den in den österreichischen Staaten bestehenden Gesetzen zu unterwerfen.

Gegeben zu Paris, am 1. September 1815.

Unterzeichnet: der Fürst von Metternich.

„Ich glaubte, dem Könige Glück wünschen zu müssen; aber er sah mich mit Stolz an und entgegnete: „Nein, ich kann, ich will nicht der freiwillige Gegenstand eines solchen Triumphs des Hauses Oesterreich sein. Ich lehne das unter solchen Bedingungen mir angebotene Asyl ab. Die Königin wird mich nur auf dem Thron von Neapel wiedersehen.“ Er schrieb darauf an Maceroni, daß er den Paß annehme und sich desselben zu bedienen gedenke. Hinsichtlich der ihm gemachten Bedingungen könne er nur darauf antworten, wenn er mit seiner Familie vereinigt sein werde. Er lehnte zugleich das Anerbieten des engli-

ſchen Fregattekapitäns Baſſard ab, der ihn nach Trieſt führen wollte. Die ſechs Barken, die für Rechnung des Königs ausgerüſtet worden, waren bereit, unter Segel zu gehen. Dieſe kleine Flotte ſtand unter dem Oberbefehl des Fregattekapitäns Baron Barbara, und war mit 250 Mann bewaffnet. Am 28. September, zwiſchen eilf und zwölf Uhr Nachts, ſchifften wir uns im Hafen von Ajaccio nach Neapel ein."

(Der Beſchluß folgt.)

Ein Beſuch bei Byron zu Genua.

Von Coulmann.

Von dem lebhafteſten Wunſche durchdrungen, den erſten Dichter Britanniens und unſerer Zeit zu ſehen, unternahm ich im Anfang 1823 eine Reiſe nach Italien, wo ich einige Zerſtreuung von einem grauſamen Verluſte ſuchte, den ich eben gemacht hatte, mich der Strophen dieſes Sängers des Schmerzes und der Verlaſſenheit erinnernd:

Oh Rome! my country! city of the soul!
The orphans of the heart must turn to thee,
Lone mother of dead empires! . . . . . .
. . . . . come and see
The cypress, hear the owl and plod your way
O'er steps of broken thrones and temples, etc. *)

So ſehr ich wünſchte, mich Lord Byron zu nähern, ſo ſehr befürchtete ich auch, nicht vorgelaſſen zu werden. Ich wußte, daß er ſich geweigert hatte, Fremde zu empfangen, die ihm ſelbſt von ſeinen vertrauteſten Freunden empfohlen worden waren. Ich hatte mich mit Briefen für die Perſonen verſehen, die er gewöhnlich zu Venedig beſuchte, in der Hoffnung, ihn vielleicht dort zu ſehen; aber zu Turin erfuhr ich, daß er ſeit einigen Monaten Genua bewohne. Ich beſchloß alſo, mich dorthin zu begeben, denn ich war begieriger, den auſſerordentlichen Mann zu ſehen, der dort ſich aufhielt, als alle Wunder der Künſte, die das Unglück dieſer zweiten entthronten Königin des mittelländiſchen Meeres ſchmücken.

Die öden Marmorpaläſte, die verſchwundene Größe, das leere, ſtumme Theater ſo vieler wechſelnden und glänzenden Szenen, die Lethargie und das Elend des Despotismus, nach dem Leben und dem republikaniſchen Wohlſtande, alle dieſe Kontraſte ſchienen mir wie beſonders ausgewählt, um dem großen Maler der Natur, dem Geſchichtforſcher des menſchlichen Herzens einen reichen Stoff zu ſeinen Betrachtungen darzubieten.

Ich ſchrieb ein ganz einfaches Billet an Byron: „daß ein Neufranke, der keine andern Anſprüche habe, ſich ihm vorzuſtellen, als die Bewunderung für ſein Genie, ſich glücklich ſchätzen würde, wenn er ihm die Erlaubniß ertheilen wollte, vor ihm zu erſcheinen." Ich erwartete mit einer Art von Angſt die Rückkehr meines Boten. Leider hatte ich wenig Hoffnung, meinen Wunſch erfüllt zu ſehen. Ich bedachte, von wie vielen Neugierigen, die wohl gegründetere Rechte haben mochten, vor ihn zu gelangen, als ich, der Verfaſſer des Childe Harold beläſtigt werden möge. Ich dachte auf ein neues, ſonderbares, dramatiſches Mittel, das ſeiner launiſchen Wildheit oder der ſeiner Helden, am meiſten zuſagen dürfte, um meinen Zweck zu erreichen. Indeſſen bedurfte ich deſſen nicht; denn ich erhielt bald darauf einen Brief in italieniſcher Sprache, mit ſeinem größern Wappen geſiegelt und der Deviſe: Crede Biron, der folgendermaßen abgefaßt war:

Mein Herr! Es wird mir ſehr angenehm ſein, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Aber es thut mir unendlich leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß, da ich nicht gewöhnt bin, franzöſiſch zu ſprechen oder zu ſchreiben, ich weder alle Vortheile Ihrer Unterhaltung werde genieſſen, noch anders als in meiner Sprache werde antworten können. Wenn demungeachtet meine Erklärung Sie nicht abſchreckt, ſo wird es mir erfreulich ſein, Sie morgen um 2 Uhr zu empfangen. Genehmigen Sie die Gefühle der Achtung, welche Sie mir einflößen und mit denen ich die Ehre habe zu ſein

Ihr gehorſamer Diener
Noel Byron, Pair von England.

Ich fand mich zur beſtimmten Stunde ein. Mit bewegtem Herzen ſchritt ich zur Höhe von Albaro hinan, die Genua beherrſcht, und wo, unter den prachtvollen Luſthäuſern der Guiſtiniani, der Brignola, und unfern dem mit ſo großem Recht il Paradiso genannten Luſthauſe, das ein wahres Meiſterſtück der Baukunſt und mit Freskogemälden von Schülern Raphaels geſchmückt iſt, auſſerdem auch noch die herrlichſte Ausſicht hat, ſich die Casa Saluzzo befindet, wo Byron wohnte. Der Hof war von Zypreſſen umgeben, die künſtlich in Körbe, Vaſen u. ſ. w. ausgeſchnitten waren. Ein dicker Raſen bedeckte den Boden und wilde Pflanzen wucherten überall aus den Mauerſpalten hervor.

Ein Lakei in gleich reicher als ſchmutziger Livrey ging, um mich anzukündigen. Der Lord ſpielte mit dem Grafen Guiliano, einem ſeiner Freunde, Billard. Er begab ſich ſogleich in einen großen Saal nebenbei

*) O Rom! mein Land, Stadt meiner Seele! daß diejenigen, deren Herzen verwaiſet ſind, dich zu betrachten kommen, du verlaſſene Mutter zerſtörter Reiche! . . . . . Kommet und ſehet die Zypreſſen, hört die Eulen, und berühret mit euern Tritten die Trümmer der Throne und der Tempel.

der als Bibliothek diente und wo Bücher im Kreise auf einem großen, runden Tische aufgestellt waren. Ich wurde durch einen jungen Mann in morgenländischer Tracht eingeführt. Das Gesicht dieses Albanesen war eben so schön als edel. Ein langer Bart erhöhte den Reiz desselben noch mehr. Er mochte ungefähr 25 Jahr alt sein.

Sein erlauchter Gebieter trat mir mit einer Miene voll Wohlwollen entgegen. Die Grazie seines ganzen Benehmens, jene elegante Einfachheit, die der großen Welt allein nur eigen ist, verscheuchten bald den leichten Anflug von Verlegenheit, den ich im ersten Augenblicke verspürt hatte. Ich verwunderte mich zuerst über die Kleinheit seiner Taille; denn wir sind immer geneigt, denen, die einen großen Raum in unserer Einbildungskraft einnehmen, heroische Formen zu leihen. Er war schwarz gekleidet, weite Hosen fielen von seinen Hüften, und machten es mir unmöglich, zu unterscheiden, ob er ein schiefes Bein habe oder nicht.

Er war in der vollen Kraft des Lebens; aber man bemerkte leicht die Furchen der Leidenschaften auf seinem blaßbraunen Gesichte. Ein Theil seines kastanienbraunen Haares war vor der Zeit gebleicht. Dicke, natürliche Locken fielen auf seine breite und erhabene Stirn. Sein etwas großer Mund, mit weißen, wohlgeordneten Zähnen geschmückt, hatte etwas Affektirtes. Aber ein wirklich erhabener Ausdruck lag in seinen Augen. Sein ganzes Genie sprühte aus ihnen. Ich werde sie immer sehen, wie sie sich bald und natürlich gegen den Himmel wendeten, wo er eine Inspiration zu erspähen schien, bald mit dem Glanze des Erfolgs und des Wohlwollens auf uns sich herabneigten.

Es ist mir unmöglich, zu beschreiben, wie viele Grazie, Koketterie und Vertraulichkeit er zu gleicher Zeit in seine Unterhaltung mit mir verflocht. Er schien in meiner Person alle meine Landsleute gewinnen zu wollen. Ich glaubte zuerst die Unschicklichkeit meines Schrittes entschuldigen zu müssen. Byron entgegnete darauf, daß er im Gegentheil mir sehr verpflichtet dafür sei, und wiederholte mir in sehr gutem Französisch sein Bedauern, sich dieser Sprache nicht besser bedienen zu können. Auf meine Bemerkung, daß ich das Gegentheil geglaubt habe, und daß man zu Paris von ihm mehrere ächtfranzösische Bonmots erzähle. Wir gedachten der Lady Morgan, und er sagte, daß der Graf Cicognara zu Venedig ihn gefragt: warum jene Lady ein so ungerechtes Urtheil über eines seiner Werke gefällt habe? worauf er entgegnete: „Weil ich ihr nicht genug Gehör gegeben."

Habe ich nöthig zu sagen, daß die flüchtigen Züge einer Unterhaltung verwehen und ihre ganze Stärke verlieren, wenn man sie nachher wieder mitzutheilen sich bemüht? Nicht allein das Apropos, sondern auch der Ausdruck und die Betonung des Sprechers können nicht wiedergegeben werden.

Wir sprachen von Venedig. Ich glaubte, daß er, nach seinem Abentheuer zu Pisa, dorthin zurückgekehrt sein würde. „Nein," entgegnete er, „ich bin hierher gegangen, weil ich hier vollkommen frei bin, weil ich hier schreiben kann, was ich will. Ich habe in Venedig fünf Jahre lang gewohnt, ich weiß selbst nicht warum? Wie man einer alten Geliebten getreu bleibt, mehr aus Gewohnheit, als aus wahrem Gefühl. — Sie kommen von Paris; haben Sie dort Thomas Moore gesehen?"

Auf meine bejahende Antwort entgegnete er: „Ein kleiner Mann." Er machte ein Zeichen mit der Hand, daß er bucklig sei. „Welchen Eindruck hat er gemacht?"

— Keinen so großen, als er hätte machen sollen. Man hörte ihn mit Vergnügen seine irländischen Melodien singen und sich dazu auf der Guitarre begleiten; aber das war auch Alles.

„Doch sind seine Gedichte bewundernswürdig. Welches sind Ihre gegenwärtigen Schriftsteller?"

— Als Publizist Benjamin Constant.

„Benjamin Constant, unvergleichlich! Wie steht es mit seinen Prozessen, seinem Bein? Ich habe ihn zu Coppet bei der Frau von Stael gesehen, die mir, bei Gelegenheit seines Romans Adolph, viel von ihm gesprochen hat. Ihre Freundschaft ist stürmisch gewesen. Sie war sehr liebenswürdig zu Coppet, die Frau von Stael; aber zu London hat sie mich einmal zwei Stunden lang in einem Salon blokirt, um mir Moral zu lesen. Sie hatte überhaupt die Manie, sich ausschließlich der Unterhaltung zu bemächtigen."

Ueber seine Zwistigkeiten mit Napoleon unterhielt er mich ziemlich lange, sagte sodann, daß er O'meara, aber nur in der französischen Uebersetzung, gelesen habe, die sehr unvollkommen sein sollte. „Haben Sie eine Bücherzensur zu Paris, und bin nur ich frei bei dem König von Sardinien?"

— Sie kennen einen unserer jungen Poeten, Lamartine, der eine Epistel an Sie gerichtet hat?

„Ich habe sie in der italienischen Uebersetzung gelesen. Er behandelt mich auch als eine Art von Ungeheuer; aber doch mit Höflichkeit."

— Man erzählt viel von Ihnen. Sie und Walter Scott sind sehr beliebt in Frankreich.

„Was hält man von Scott?"

— Man lieset vorzüglich seine Romane.

„Sie sind vortrefflich. Ich bin in Schottland gewesen und kann also die Genauigkeit seiner Karaktere und seiner Schilderungen würdigen. Er schreibt mir, daß er nach Italien kommen wolle."

Auf solche Weise dauerte das Gespräch noch lange

fort. Er ſprach von dem edeln Ausdrucke im Geſichte Walter Scotts, ſobald er rede, von ſeinem Bilde, das der Amerikaner Weſt gemalt, und von ſeiner Büſte, die Thorwaldſen gemacht habe und die ſich zu Rom befinde. Schlegel, in deſſen Gegenwart man Canova verdientermaßen lobte, ſagte: „Und meine Büſte von Tieck, haben Sie die nicht geſehen?“ Haben Sie in Ihrem Leben von Tieck gehört? — Ich erzählte ihm, was Chateaubriand begegnet war, als er ſich der Königin von Sardinien vorſtellen ließ, die ihn folgendermaßen anredete: Wären Sie nicht von ungefähr ein Verwandter von einem gewiſſen Chateaubriand, der irgend etwas geſchrieben hat? — —

Wir ſprachen noch viel über die neuern franzöſiſchen Schriftſteller, und über ſeinen Kain, den er in der Betrunkenheit geſchrieben zu haben mir verſicherte, weshalb er ſeitdem auch nur Waſſer trinke. Er fragte mich, ob ich nach Neapel und Griechenland gehen werde? Bei dem Worte Griechenland fuhr es wie ein elektriſcher Strahl durch ſeine Seele, und er ſprach mit einer Begeiſterung, einem Enthuſiasmus davon, daß ſelbſt ſeine Zuhörer mit fortgeriſſen wurden und ſchwärmten wie er. Endlich kamen wir auch auf Göthe zu ſprechen. „Göthe“, ſagte er, „iſt einer von den Männern, die ich am meiſten zuſehen wünſchte. Er iſt ein exzentriſches Genie.“ Er bezeugte eine ſehr lebhafte Bewunderung für ſeine verſchiedenen Werke, die er genau ſtudirt zu haben ſchien. „Wir ſind“, fügte er hinzu, „in Verbindung, ohne uns je geſehen zu haben; aber ich habe es mir beſtimmt vorgenommen, ihn einſt in Weimar zu beſuchen.“

Schließlich theile ich noch einen Brief mit, den ich ſpäter von Byron erhielt.

Genua, 12. Juli 1823.

Mein werther Herr!

Ihr Brief und das denſelben Begleitende haben mir viel Vergnügen gemacht. Der Ruhm und die Werke der Schriftſteller, die mir dieſe Bücher zuſenden, welche ihre Namen tragen, waren mir nicht unbekannt; aber es iſt um ſo ſchmeichelhafter für mich, ſie von den Verfaſſern ſelbſt zu erhalten. Ich erſuche Sie, meinen Dank einem jeden insbeſondere zu bezeugen, und hinzuzufügen, wie ſtolz ich auf ihre gute Meinung bin, und wie ſehr ich mich geſchmeichelt fühlen würde, ihre nähere Bekanntſchaft zu machen, wenn die Gelegenheit je dazu ſich darbieten ſollte. Mit den Erzeugniſſen Jouy's bin ich ſchon ſeit Langem vertraut. Wer hätte nicht den Eremiten und Sylla geleſen und beklatſcht?

Aber ich kann das nicht annehmen, was Ihren Freunden gefallen hat, ihre Huldigung zu nennen, weil es keinen Fürſten in der Republik der Literatur geben kann, und weil, ſelbſt wenn es einen ſolchen geben könnte, ich nie die Anmaßlichkeit oder die Macht eines Uſurpators haben würde. Ich bin Ihnen auch ſehr dankbar, mich mit Ihren eigenen Dichtungen beehrt zu haben. Ich hielt Sie für zu jung, und vielleicht ſelbſt für zu liebenswürdig, um Schriftſteller zu ſein.

Was den Verſuch u. ſ. w. anbelangt, ſo bin ich Ihnen für dies Geſchenk ſehr verbunden, obgleich ich ihn ſchon bei der letzten Ausgabe der Ueberſetzung bemerkt habe. Ich habe mich über nichts zu beklagen, was mich perſönlich berührt, wenn auch natürlicherweiſe einige Thatſachen darin verändert ſind und Irrthümer darin vorkommen, in welche der Verfaſſer durch die Mittheilungen Anderer verfallen iſt. Ich rede hier von Thatſachen und nicht von Kritiken. Aber derſelbe Verfaſſer hat auf eine unwürdige Weiſe meinen Vater und meinen Großvater, vorzüglich aber den Erſtern, verleumdet. Weit entfernt, brutal zu ſein, war er nach dem Zeugniß aller derjenigen, die ihn gekannt haben, ſehr liebenswürdig und von heiterm Karakter; nebenbei unbedachtſam und ſehr verſchwenderiſch. Er hatte den Ruf eines guten Offiziers, und als ſolcher ſich in den Garden in Amerika gezeigt. Alles widerlegt jene irrige Angabe. Es iſt beſtimmt nicht durch ſeine Brutalität, daß ein junger Offizier eine Marquiſe gewinnt und entführt; daß er nacheinander zwei reiche Erbinnen heirathet. Es iſt wahr, daß er ein ſchöner Mann war, und das macht viel. Seine erſte Frau, Lady Conyers, Marquiſe von Camarthen, ſtarb nicht vor Gram, ſondern an einer Krankheit, die ſie ſich zugezogen hatte, weil ſie meinen Vater durchaus auf der Jagd begleiten wollte, bevor ſie ſich ganz von ihrer Niederkunft mit meiner Schweſter Auguſta erholt hatte. Seine zweite Gattin, meine ehrwürdige Mutter, hatte, das kann ich Ihnen verſichern, einen zu ſtolzen Geiſt, um irgend eine üble Behandlung ertragen zu können, von wem es auch hätte ſein mögen, und ſie würde das bald bewieſen haben. Ich muß noch hinzufügen, daß er ſich lange zu Paris aufhielt, wo er ſehr oft den alten Marſchall Biron ſah, der aus der Aehnlichkeit der Namen und aus dem normänniſchen Urſprunge unſerer Familie, die Vermuthung zog, daß eine entfernte Verwandtſchaft zwiſchen uns ſtatt finden könne. Er ſtarb in den Vierzigen, und welches auch ſeine Fehler geweſen ſein mögen, ſo waren ſie ſicherlich nicht die der Härte und Rohheit.

Wenn die Notiz nach England käme, ſo bin ich gewiß, daß das, was darin meinen Vater betrifft, meine Schweſter (die Frau des Oberſt Leigh, der ſich im Hofſtaate der verſtorbenen Königin, nicht Karoline, ſondern Charlotte, Gemahlin Georgs III, befand) noch

mehr als mich betrüben wird, und sie verdient es nicht, denn es gibt kein engliſcheres Weſen auf der Erde. Auguſta und ich, wir haben immer das Gedächtniß unſers Vaters ſo ſehr geehrt, als wir ſelbſt uns lieben, und das iſt kein Vorurtheil, daß wenigſtens keine Härte es befleckte. Wenn er ſein Vermögen durchgebracht hat, ſo iſt das unſere Sache, weil wir ſeine Erben ſind; aber ſo lange wir ihm darüber keinen Vorwurf machen, hat auch kein Anderer dies Recht.

Hinſichtlich Lord Byrons, der Herrn Chatsworth im Zweikampf erſtach, ſo war er weit entfernt, ſich nachher vor der Welt zu verbergen. Er durchreiſete vielmehr ganz Europa, und erhielt ſodann die Stelle eines königlichen Hirſch-Jagdhund-Meiſters (beinahe ſo viel als Groß-Jägermeiſter). Er zog ſich erſt dann zurück, als ſein Sohn ihn dadurch beleidigte, daß er ſich auf eine pflichtwidrige Weiſe verheirathete. Weit entfernt, je zu bereuen, Herrn Chatsworth getödtet zu haben, der ein Klopffechter und Zänker war, bewahrte er vielmehr immer den Degen auf, deſſen er ſich bei dieſer Gelegenheit bedient hatte, und er hing bis zu ſeinem Tode in ſeinem Schlafgemach.

Sonderbar genug machte ich mir in meiner Jugend viel mit der Nichte und Erbin Chatsworths zu ſchaffen. Sie war zwei Jahre älter, als ich, und wir waren in unſerer Kindheit viel beiſammen. Sie verheirathete ſich mit einem Manne von ſehr alter und achtungswerther Familie; aber ihre Ehe war nicht glücklicher, als die meinige. Ihr Betragen war ohne Vorwurf, aber die Karaktere der beiden Gatten ſympathiſirten nicht mit einander, und endlich trennten ſie ſich. Ich hatte ſie ſeit mehrern Jahren nicht geſehen, und als einmal die Gelegenheit dazu ſich darbot, war ich mit ihrer Bewilligung auf dem Punkte, ihr einen Beſuch zu machen, als meine Schweſter, die immer einen großen Einfluß auf mich ausgeübt hat, mich überredete, es nicht zu thun. „Denn“, ſagte ſie, „wenn du zu ihr gehſt, wirſt du dich aufs Neue in ſie verlieben, und dann gibt es eine Szene. Ein Schritt wird den andern veranlaſſen, und das wird gewiß großes Aufſehen machen.“ Ich unterwarf mich ihren Vernunftgründen, und bald darauf verheirathete ich mich, mit welchem Glücke, brauche ich nicht erſt zu ſagen. Einige Zeit nach ihrer Scheidung wurde Frau C. wahnſinnig; aber ſeitdem iſt ſie wieder geneſen, und hat ſich, wie ich glaube, wieder mit ihrem Manne ausgeſöhnt.

Das iſt ein langer Brief, und vorzüglich über meine Familie; aber die Schuld liegt an P., meinem großgünſtigen Biographen. Er kann von mir ſagen, was er will, Gutes oder Böſes, was ihm gefalle; aber ich wünſche, daß er von meinen Verwandten nicht anders ſpreche, als ſie es verdienen. Wenn Sie eine Gelegenheit finden können, ſowohl ihn als Herrn Nodier zur Berichtigung deſſen zu bewegen, was meinen Vater betrifft, ſo würden Sie mir einen großen Dienſt erweiſen, denn ich kann es nicht dulden, daß man ihn verleumde.

Ich muß ſchnell endigen, denn ich habe Sie faſt zu lange beſchäftigt. Glauben Sie mich ſehr von Ihrem Wohlwollen geehrt, und immer Ihren erkenntlichen und gehorſamen Diener

Noel Byron.

Nachſchrift. Am 10. oder 12. dieſes Monats ſchiffe ich mich nach Griechenland ein. Komme ich von da wieder zurück, ſo gehe ich nach Paris, wo ich ſehr geſchmeichelt ſein werde, Sie und Ihre Freunde zu ſehen. Komme ich nicht zurück, ſo bewahren Sie mir ein ſo geneigtes Andenken, als Ihnen nur immer möglich ſein wird.

Bildergallerie des neunzehnten Jahrhunderts.

Zurechtweiſung eines Ehrgeizigen.

Dialog.

Perſonen: Michel, Bettler zu Paris, und Jakob, Bettler aus der Provinz. Schauplatz: die eliſäiſchen Felder.

Jakob (naht ſich dem Michel, der auf einer Orgel ſpielt und die Muſik verſtummen läßt, ſobald er den Andern erblickt, mit Ehrfurcht). Um Verzeihung, mein Herr! wenn ich Sie unterbreche. Ich möchte nur wiſſen, ob Sie es ſind, der der Herr Michel iſt?

Michel. Ja, mein Freund, ich bin der Herr Michel. Was will Er von mir?

Jakob. Ich habe die Ehre, Jakob zu heißen. Sie haben das Vergnügen gehabt, von mir reden zu hören.

Michel (Mit verächtlicher Miene). Aha! ja, ja, es iſt mir ſo; ich entſinne mich. Iſt Er nicht der Bettler aus der Provinz, der in die Innung der Bürger treten will, welche die Bettelei in Paris ausüben?

Jakob. Ja, mein Herr!

Michel. So, ſo. Nun, wir wollen ſehen, ob Er dazu geſchickt genug iſt. Er muß ſich einem gründlichen Examen unterwerfen, mein Freund. Sein Beſchützer, der Ihn uns empfohlen hat, iſt ein Schurke. Er hat uns ſchon einmal mit einem Lumpen, wie Er, angeſchmiert, der nichts werth war, und der uns nur zur Laſt gefallen iſt. Sage Er mir, was hat Er für einen Begriff von unſerer Kunſt? Was verlangt Er von derſelben?

Jakob. Ach Herr Jemine! hochgeachteter Herr! nichts als Salz und Brod. Wenn ich nicht ſo verkrüppelt wäre und arbeiten könnte, ſo .....

Michel. Er iſt ein Eſel! Er will Salz und Brod? Darum braucht Er nicht zu betteln. Unſere

Kunſt wirft mehr ab, als das. Sage Er mir, welcher Mittel bedient Er ſich, um ein Almoſen zu erhalten?

Jakob. Ich ſage Gebete her.

Michel. Ha, ha, ha!

Jakob. Mein Pater noster.

Michel. Ho, ho, ho!

Jakob. Mein Ave Maria.

Michel. Ei zum Henker! ſo halt das Maul. Und damit denkſt du Eſel hier zu Lande das Mitleiden zu erregen? Biſt du von geſtern? Dergleichen mag wohl für deine Provinz gut ſein, aber hier muß man andere Mittel in Anwendung bringen, um zum Ziele zu gelangen. Damit könnteſt du hier zehnmal vor Hunger krepiren. Ich frage dich, du Schafskopf! welche Mittel du in Anwendung bringſt, um auf die große Maſſe der Kontribuirenden zu wirken? Denn man muß auf große Maſſen wirken, wenn man große Reſultate hervorbringen will. Merke dir das. Alſo....

Jakob (verblüfft). Aeh — das verſteh' ich nicht.

Michel. Rindskopf! Wie denkſt du das Publikum für dich zu intereſſiren, es zum Mitleiden zu bewegen?

Jakob. Ja ſo. Ich zeige meine verſtümmelte Hand, die mich am Arbeiten verhindert.

Michel (mit Unwillen). Das verlohnt ſich nicht der Mühe; das iſt nicht hinreichend.

Jakob. Und mein Bein, hochgeachteter Herr! Sehen Sie, es iſt an zwei Stellen gebrochen.

Michel (mit einem Kennerblicke). Das iſt ſchon beſſer, mein Freund. Alle Teufel, das iſt ein ganz herrlich gebrochenes Bein. Sage Er mir, wie Er ſich ſo vortrefflich zugerichtet hat? Aber um die Wirkung vollkommen zu machen, muß Er ſich noch zwei oder drei hübſche, offene Wunden an Seinem Bein unterhalten.

Jakob (erſchrocken). Wa — was, hochgeach'ter Herr?

Michel. Zwei oder drei offene Wunden, ſage ich Ihm. Iſt Er taub? Wart' Er nur, ich will Ihm Sein Bein ſchon arrangiren. Ich verſtehe das. Es iſt Sein Glück, daß Er einem Pfuſcher von Wundarzt unter die Hände gerathen iſt, der Ihn ſo meiſterhaft verſtümmelt hat.

Jakob (ärgerlich). Bedank' mich zum ſchönſten.

Michel (ſtolz). Er iſt ein Undankbarer. Gehe Er, dieſer Zug hat mir Seine Seele entſchleiert. — Hat Er auſſerdem auch die zu Seinem Etabliſſement nothwendigen Mittel?

Jakob. Mittel? Was für Mittel?

Michel. Schafskopf! Die Mittel, das nothwendige Geld, um ſich hier niederlaſſen zu können?

Jakob. Ich habe kein Geld.

Michel. Er hat kein Geld, kein Kapital! Er Lump! Er... Er...

Jakob. Wozu denn ein Kapital, hochgeach'ter Herr?

Michel (ungeduldig). Ei zum Henker! um die Kunſt der Bettelei in Paris ausüben zu können.

Jakob (ganz verblüfft). Ein Kapital, um die Kunſt der... Ei Herr Jemine! wenn ich nur Geld genug hätte, um mir Salz und Brod zu kaufen, ſo wollt' ich in Gottesnamen nicht betteln. Und wenn ich nur im Stande wäre, zu arbeiten, ſo wollt' ich mir ſchon mein täglich Brod erwerben.

Michel (zornig). Da haben wir's. Der Eſel fängt an, zu moraliſiren. Halt' dein Maul, du Rindskopf! Meinſt du, daß wir einen Prediger in unſerer Innung brauchen? Du wärſt auch der Rechte, du! Aber, ſpitz dich nur nicht darauf, du wirſt nun und nimmermehr unter uns aufgenommen. Mit ſolchen Grundſätzen! Welche Abſcheulichkeit! Pack dich fort, du Lump! pack dich fort in deine Provinz, und treibe dein Bettlerhandwerk auf ächte Philiſterart nach wie vor. Hier zu Lande ſind wir kultivirter darin. Wir haben eine Kunſt daraus gemacht, ein Studium. Aber das verſtehſt du nicht, du Flegel! Pack dich fort von hier. Seh' doch Einer einmal den Ehrgeizigen an. In unſere reſpektable Innung treten zu wollen ohne Kapital!....

Jakob. Wozu wird denn aber das Kapital gebraucht, hochgeach'ter Herr?

Michel. Zu tauſenderlei Dingen. Zuerſt muß man auf der Polizei-Präfektur zahlen, um das Patent zur Ausübung der Bettelerkunſt in Paris zu erhalten. Sodann muß man das Viſa dieſes Patents bezahlen. Darauf den Stempel auf dem viſirten Patent. Hernach dem Herrn Polizei-Kommiſſär, in deſſen Quartier man ſtationirt iſt, damit das viſirte und geſtempelte Patent einregiſtrirt werde. Alsdann für die Erkennung und Inſtallirung im Quartier. Nachher...

Jakob. O Herr Jemine! das muß koſten!

Michel. Siehſt du, Schafskopf! daß man ein Kapital beſitzen muß, um Bettler in Paris werden zu können. Aber das iſt kein verlorenes Geld. Au contraire, im Gegentheil, es iſt ſehr gut angelegt und trägt uns ſchwere Zinſen. Man muß nur geſchickt ſein und pfiffig; denn das iſt die Tendenz unſers Jahrhunderts. Was verſtehſt du davon, du Flachkopf! was predige ich dir. Verlorene Zeit, verlorene Mühe! Du wirſt in deinem Leben keinen Rapport abſtatten können, mit wem Dieſer oder Jener ausgegangen, welche Geſten er beim Sprechen gemacht, ob er in die Höhe, oder unter, oder ſtarr vor ſich hin geblickt hat. Du wirſt ſo bald nicht wiſſen, wer des Morgens oder Abends in den entlegenſten Alleen der eliſäiſchen Felder wandelt, wer verſtohlen in jenen Pallaſt ſchleicht u. ſ. w.

Jakob. Hä, hä! muß man auf all' das merken?

Michel. Freilich. Aber das iſt noch lange nicht

Alles. Wiſſe alſo ... doch wozu dich in die Geheimniſſe unſerer Kunſt einweihen; einen Profanen, einen Moraliſten! — Und überdem, denkſt du Eſel mit deinen Pater und Ave und deiner verſtümmelten Hand, und ſelbſt deinem übrigens ganz vortrefflichen Bein, hier in Paris das Mitleiden lange Zeit erregen zu können? Mit allem dem würdeſt du bald zu Ende ſein. Hier bedarf man anderer Mittel, die Mildthätigkeit zu ſtimuliren. Man muß dieſen Geiſt zu unterhalten, zu erhöhen wiſſen, damit er ſich öffentlich und mit einer gewiſſen Eleganz zeigen könne. Der Künſtler, der die Bettelei recht aus dem Grunde ſtudirt hat, muß durch den ſüßen Zauber der Muſik ein zahlreiches Publikum um ſich zu verſammeln wiſſen. Siehſt du da meine Orgel! Rathe einmal, was ſie mich koſtet? Hm, du ſchüttelſt den Kopf; du würdeſt es auch nimmermehr errathen. Fünfzehn Louisd'or koſtet ſie mich, nicht mehr und nicht weniger. Und horch einmal, was da für eine Muſik d'rin iſt (er ſpielt); göttlich, ſage ich dir, himmliſch! So ruft immer mein Publikum aus. Weißt du, was das für ein Stück war? Es war die Ouverture aus der Ypbigenie. Du glotzeſt mich an, du weißt nicht, was das iſt, du ....

Jakob. Hä, hä. Das iſt gar ein hübſches Stück. Und die prächtige Orgel gehört Ihnen, hochgeach'ter Herr?

Michel. Wem ſoll ſie ſonſt gehören, du Schafskopf! Und weil mir da die Schulter immer ſo weh thut, und ich meine Orgel überhaupt nicht, wie die gemeinen Leiermänner, tragen mag, ſo habe ich mir eine kleine Kaleſche angeſchafft, die mich vierhundert Franken koſtet.

Jakob (ſich an den Kopf greifend). Vierhundert Franken! Ach Herr Jemine! Herr Jemine! Wenn ich nur den zehnten Theil davon hätte! Und die ſchöne Kaleſche gehört Ihnen auch?

Michel. Und weil ich meine Kaleſche nicht allein fortziehen kann, ſo habe ich mir auch ein ſchmuckes Pferdchen kaufen müſſen, das mich mit dem hübſchen Geſchirr zwölfhundert Franken koſtet.

Jakob (ſperrt das Maul auf und vermag kein Wort hervorzubringen).

Michel. Was ſtehſt du da und ſperrſt das Maul auf, du Tölpel? Was hältſt du nun von unſerer Kunſt?

Jakob. O Herr Jemine! Herr Jemine!

Michel. Merkſt du nun, was es heißen will, ein Bettler von Paris?

Jakob (ſtreichelt das Pferd). Ach, du hübſches Rößlein! Du gutes Thierchen! (Es beißt ihn.) O weh, o weh! Ach Herr Jemine! Hochgeacht'er Herr Michel, Ihr Pferd hat mich gebiſſen!

Michel. Und das wundert dich? Sieh dich einmal an, du Lump! wie du gekleidet biſt. Mein Pferd iſt nicht gewöhnt, ſo ſchlechtgekleidete Menſchen zu ſehen. Es wird ſcheu. Warum kleideſt du dich nicht anſtändig, wie unſereins?

Jakob. Womit, hochgeacht'er Herr? Ich habe...

Michel. Ich verſtehe, du elender Dorfbettler! du haſt nicht den mindeſten Anſtand, nicht den mindeſten Begriff von der Würde der Künſtler unſers Standes in Paris. Du bildeſt dir ein, daß man bedürftig und verkrüppelt ſein müſſe, um Almoſen zu heiſchen? Man ſieht es dir gleich an, daß du noch von einem ſehr bürgerlichen Wahn befangen biſt. Damit kommt man hier zu Lande nicht weit. Glaubſt du, Schafskopf! daß ein wirklich Bedürftiger hier betteln könne? Du glaubſt noch immer, in dem Lande zu ſein, wo man die Hand ausſtrecken müſſe, um ein Almoſen zu erhalten. Höre zu, wie ich es anfange; höre und verwundere dich. Ich warte in meiner Kaleſche, bis Jemand mir Etwas geben will, und ich habe weiter keine Mühe, als die, mich zu bedanken. Hier macht man Parade mit ſeiner Mildthätigkeit und gibt nur dann, wenn man geſehen wird. Ich bin wohlgekleidet, und Jeder macht ſich eine Ehre daraus, mir Etwas zu geben. Dadurch wird der Geiſt der chriſtlichen Liebe gewiſſer Scheinheiligen unterhalten, die ſagen ....

Jakob. O Herr Jemine! ich weiß gar nicht, wie mir iſt.

Michel. Laß mich ausreden, du Lump! Siehſt du nicht, daß, weil ich nur eine Hand habe, ich nicht zugleich auf der Orgel ſpielen und mein Pferd lenken kann, um die Kaleſche vorwärts zu bringen. Ich habe alſo nothgedrungen auch einen Bedienten, dem ich monatlich ſechszig Franken zahle ....

Jakob (erſtaunt). Sechszig Franken! O mein hochgeachteter Herr Michel! wenn ich es wagen dürfte....

Michel. Pack dich fort, du Lump! Was willſt du wagen? Unterſteh' dich, dergleichen dummdreiſte Aeuſſerungen noch einmal gegen mich auszuſtoßen! Unterſteh' dich's, und ich denunzire dich dem Herrn Polizei-Präfekten als Einſchleicher, als Uſurpator. Weißt du, wohin du als ſolcher gehörſt, du Schuft? Ich will es dir ſagen: man thut dich in ein warmes, ſchönes Logis, wo es dir an Brod nicht mangeln wird, und das iſt es ja, was du verlangſt.

Jakob. Ach, wie glücklich würde ich ſein!

Michel (mit dem Ausdruck der höchſten Verachtung). Ja, und Waſſer, ſo viel du verlangſt, und manchmal ſelbſt Halbbier, und ....

Jakob. Ach, wie glücklich würde ich ſein!

Michel (in demſelben Ton). Ja, und auch Suppe wirſt du bekommen, die zwar nicht gut ſchmeckt, aber ſehr geſund und nahrhaft ſein ſoll, wie Herr Alexander von Laborde ſagt.

Jakob (ganz entzückt). Ach, mein Gott! wie sehr dankbar würde ich Ihnen dafür sein, hochgeacht'er Herr Michel!

Michel. Ja, ja; aber du darfst nicht betteln, du Esel!

Jakob. Das wäre mir sehr lieb. Es ist mir immer sehr drückend gewesen ....

Michel. Das sieht dir ganz ähnlich. Aber höre zu, und höre recht. Du wirst auch gekleidet werden.

Jakob (ausser sich). Gekleidet? O Herr Jemine! ich sterbe vor Freude.

Michel. Du wirst in ein Loch gesteckt werden, wo du weder Sonne noch Mond erblicken kannst.

Jakob (erschrocken). In ein Loch? und warum?

Michel. Weil das so gebräuchlich ist, und weil ...

Jakob (zitternd). Aber, hochgeacht'er Herr! sagten Sie nicht so eben ....?

Michel. Halt's Maul! das muß so sein, das ist so in der Ordnung. Ein Lump, wie du, der bettelt, weil er betteln muß, verdient keine bessere Behandlung. Bist du schon vakzinirt worden, Elender?

Jakob. Mein Gott, nein! was ist das, watschelirt?

Michel. Aha, du bist noch nicht vakzinirt, und du willst Bettler in Paris werden? Sehe mir Einer den Unverschämten an! Weißt du, Esel! daß es in den Gefängnissen Philanthropen gibt, die alle Welt vakziniren. Jeder muß dran, ohne Unterschied, ohne Widerstand. Mache dich also auch bereit, an allen vier Adern vakzinirt zu werden.

Jakob. O Herr Jemine! An allen vier Adern watschelirt.

Michel. Sage mir, du Lümmel! hast du auch schon dein Jubiläum gemacht?

Jakob. Meinen Jubel? Ach, hochgeacht'er Herr? der ist mir armen verkrüppelten Menschen längst ausgegangen.

Michel. Sag' ich's doch. Und so ein Lump will in die respektable Zunft der Bettler zu Paris aufgenommen werden! Er hat nicht einmal sein Jubiläum gemacht! Er weiß nicht einmal, was das ist! Wart', du sollst es kennen lernen, was das für ein Jubel ist; man wird dir die Operation machen, und dir täglich zwanzig Stationen zutheilen.

Jakob. Ach Herr Jemine! das überlebe ich nicht.

Michel. Bei so bewandten Umständen kann ich mich auf Alles gefaßt machen, und ich wette darauf, daß du nicht einmal zu der Kongregation in deinem Departemente gehörst.

Jakob. Nein, wahrlich nicht. Ich weiß kein Wort davon.

Michel. Da haben wir's. Er weiß kein Wort davon. Was weißt du denn, du Erzesel, wenn du solche hochwichtige Dinge nicht einmal weißt? Wage nur, das einmal laut zu sagen, und du wirst von oben bis unten kongregationisirt werden.

Jakob. Ich beschwöre Sie, um Gotteswillen, Herr Michel! lassen Sie mich wieder in meine Provinz zurückkehren. Ich sehe wohl, daß ich für Paris nicht geeignet bin. Ich bin vielleicht ein Esel, wie Sie sagen, ein Schafskopf; aber ich bin kein Schurke, kein Heuchler. Ich bettle, wie Sie eben bemerkt haben, weil ich betteln muß, aber nicht zu meinem Vergnügen. Ich will fort, fort von hier, und Sie sollen in Ihrem ganzen Leben nicht mehr von mir reden hören.

Michel (sich in die Brust werfend). Nun, nun, mein Sohn! sei nur ruhig, fasse dich nur. Ich sehe in der That, daß du nichts weiter als ein armer Schlucker bist, und daß du dich allein von einem übelverstandenen Ehrgeize hast irreleiten lassen. Ich sehe mit Vergnügen, daß du deinen Irrthum einsiehst, und bemerkst, daß man bescheiden sein müsse, und daß mehr dazu gehört, ein Bettler in Paris zu sein, als du geglaubt hast. Dein Betragen verdient Lob, und ich will dir beweisen, daß ich es zu erkennen weiß. Geh' her und führe meine Kalesche; denn ich habe eben meinen Bedienten fortgeschickt, mir meine Chokolate zu holen. Siehst du dort unten, wo die schöne Welt sich versammelt, da wollen wir hin. Ich will die Spaziergänger durch meine Musik vergnügen, und die erste Einnahme soll für dich sein; damit wirst du gemächlich deine Rückreise machen können. Vorwärts marsch! Zeige deine verstümmelte Hand und dein verkrüppeltes Bein, murmle deine Gebete her, mache ein recht miserables Gesicht, marschire hinkend und schleppe dich so mühselig als möglich fort.

Jakob. O hochgeachteter Herr! ich will mir schon Alles merken. Die Lektion, die Sie mir gegeben haben, ist zu gut, als daß ich sie je vergessen sollte. Pater noster u. s. w.

Philosophische Betrachtungen über die Wissenschaften und über die Gelehrten.

*It is in vain to take notice of things if we take none of men.**)
Bacon.

Wenn man in seinem Zusammenhange das Phänomen der Entwickelung der menschlichen Vernunft studirt, sei es nun durch die rationelle oder empirische Methode, so entdeckt man durch die anscheinenden

*) Umsonst beachtet man die Sachen, wenn man nicht zugleich auch die Menschen beachtet.

Unregelmäßigkeiten ein großes Grundgesetz, dem ihr Gang nothwendigerweise und unabweichbar unterworfen ist. Dies Gesetz besteht darin, daß das intellektuelle System des Menschen, in allen seinen Theilen betrachtet, nach und nach drei ganz verschiedene Karaktere hat annehmen müssen: den theologischen, den metaphysischen und endlich den positiven oder physischen. Der Mensch hat damit begonnen, die Phänomene in jeder Hinsicht dem direkten und fortdauernden Einflusse übernatürlicher Agenten unterworfen zu glauben. Sodann hat er dafür gehalten, daß sie durch verschiedene, den Körpern anhängende, aber unterschiedene und heterogene, abstrakte Kräfte hervorgebracht würden. Endlich hat er sich damit begnügt, sie einer gewissen Zahl natürlicher, unveränderlicher Gesetze unterworfen zu glauben, die nichts anders als der allgemeine Ausdruck der in ihrer Entwickelung bemerkten Verbindungen sind.

Wer genugsam den Zustand der menschlichen Vernunft in den verschiedenen Epochen der Zivilisation kennt, wird die Zuverlässigkeit dieser allgemeinen Thatsache zugestehen. Eine ganz einfache Beobachtung kann sie uns jetzt, da diese Revolution für den größten Theil unserer Ideen vollendet ist, noch mehr bestätigen. Die Erziehung des Individuums, in so fern sie nämlich freiwillig ist, bietet nothwendigerweise dieselben Hauptkrisen dar, als die des Geschlechts, und also umgekehrt. Jeder Mensch, der mit seinem Jahrhundert auf der gleichen Stufe steht, wird sich sehr leicht zugestehen, daß er in seiner Kindheit der theologischen, in seinem Jünglingsalter der metaphysischen, und in seinen männlichen Jahren der physischen Doktrine angehangen hat. Die Geschichte der Wissenschaften beurkundet geradezu, daß derselbe Fall auch mit der Gesammtheit des menschlichen Geschlechts statt gefunden habe. Aber es ist ausserdem noch leicht möglich zu erklären, warum die Bildung der menschlichen Ideen nothwendigerweise eine solche Richtung hat nehmen müssen.

Ein natürlicher und unwiderstehlicher Hang zieht die Menschen zur Theologie hin. Seine persönliche Wirkung auf die andern Wesen ist die einzige, deren Art und Weise er durch das Gefühl, welche er davon hat, begreift. Er wird also darauf hingeleitet, auf eine gleichmäßige Weise die Gegenwirkung sich zu denken, welche die äussern Körper auf ihn ausüben, so wie die Wirkung, welche sie unter sich hervorbringen, und von welcher er unmittelbar nur die Resultate zu sehen vermag. Wenn er späterhin seine Ansichten über diesen Gegenstand verändert, so ist es nur allein deshalb, weil er durch die Erfahrung und die Ueberlegung von seinen ersten Illusionen enttäuscht wird, und nun gänzlich darauf Verzicht leistet, das Geheimniß der Art und Weise der Erzeugung der Phänomene zu durchdringen, worüber seine Natur ihm alle Kenntniß verweigert, um ihn auf die Beobachtung der wirklichen Gesetze zu beschränken.

Der Mensch beginnt also nothwendigerweise damit, alle Körper, die seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, als eben so viele lebendige Geschöpfe zu betrachten, die mit einem dem seinigen ähnlichen Leben begabt sind. Die Entwickelung seiner Beobachtungen läßt ihn sodann diese erste Hypothese in die dauerhaftere einer todten Natur verwandeln, die durch eine unbestimmte Zahl übermenschlicher, unsichtbarer und von einander vollkommen unabhängiger und unterschiedener Agenten geleitet wird, deren Karakter und Macht mit der Gattung und Ausdehnung der Phänomene in Verbindung stehen, die ihrem Einflusse zugeschrieben werden. Diese Theorie, die anfänglich nur auf die Phänomene der äussern Körper anwendbar gemacht wird, dehnt sich späterhin selbst auf den Menschen und die Gesellschaft aus, sobald die menschliche Betrachtung auch auf sie sich richtet. Erst jetzt beginnt die theologische Philosophie wahrhaft Bestand zu nehmen und einen mächtigen Einfluß auf die Fortschritte des menschlichen Geistes auszuüben. Aber die unvermeidliche und fortdauernde Vervollkommnung der natürlichen Kenntnisse verändert bald auch dieses System und zerstört es endlich.

Die positive Philosophie hat gegenwärtig einen so großen Einfluß auf die Gemüther gewonnen, daß man die theologische und metaphysische Philosophie beinahe nur als Gegenstände der Nachforschung betrachtet. Ja, man geht selbst noch weiter, und hält sie, vorzüglich die erstere, für Verirrungen der Vernunft. Aber dieser Vorwurf scheint uns zu hart, zu unbesonnen. Wie kann man es wagen, beweisen zu wollen, daß der menschliche Geist bis jetzt in einer Art von Wahnsinn sich befunden habe? — Wir bestreiten es keineswegs, daß die positive Methode die sicherste und zuverlässigste in ihrem Gange sei; aber sie ist zugleich auch die langsamste, und eben deshalb der Kindheit der menschlichen Vernunft keineswegs angemessen Der absolute Empirismus ist durchaus unmöglich, was man immerhin gegen diesen Satz auch einwenden möge. Der Mensch ist durch seine Natur nicht allein unvermögend, Thatsachen zu verbinden und Schlußfolgen daraus zu entnehmen, sondern selbst ganz einfach sie mit Aufmerksamkeit zu beobachten und mit Sicherheit sie zu behalten, wenn er sie nicht unmittelbar mit irgend einer Erklärung verbindet. Es ist also augenscheinlich, daß die menschlichen Fakultäten nothwendigerweise in einer unendlichen Erstarrung geblieben sein würden, wenn man, um über die Phänomene zu

räſonniren, hätte abwarten müſſen, daß ihre Verbindung und die Art und Weiſe ihrer Anwendung aus der Beobachtung ſelbſt hervorgehen ſollten. Desbalb auch haben die erſten Entwickelungen der menſchlichen Vernunft nur durch die theologiſche Methode hervorgebracht werden können, weil ihre Entwickelung allein freiwillig iſt. Sie allein konnte uns vom Urſprung an eine zwar proviſoriſche, ſchwankende und willkührliche Theorie darbieten; aber eine ſolche war allein auch nur für unſer Faſſungsvermögen geeignet, eben um uns für die Zeit einer durchaus poſitiven Philoſophie vorzubereiten.

Um in dieſer Hinſicht nur eine Thatſache anzuführen, iſt es genügend, zu bemerken, daß ohne den Uebergang des Politheismus zum Theismus die natürlichen Theorien nie eine wahrhafte Ausdehnung hätten gewinnen können. Dieſe bewunderungswürdige Vereinfachung der theologiſchen Philoſophie beſchränkte in jedem beſondern Falle die Wirkung der großen, übernatürlichen Macht auf eine gewiſſe allgemeine Richtung, deren Karakter nothwendigerweiſe ſchwankend iſt. — Allein durch eine auf die Uebung ſeiner Fakultäten begründete Erfahrung hat es der Menſch ſo weit gebracht, ihre wirkliche Ausdehnung kennen zu lernen. Man iſt zuerſt über eine ſo große Kühnheit, mit ſo großer Unwiſſenheit vereinigt, verwundert. Aber wenn man darüber nachdenkt, erkennt man bald, daß es unmöglich ſei, irgend einen zur Genüge energiſchen Beweggrund zu entdecken, um die menſchliche Vernunft in ihrer erſten Epoche, in den reintheoretiſchen Nachforſchungen, ohne den gewaltigen Antrieb zu erhalten, den ſie ihr einflößen, vorzüglich ſobald alle die unendlichen Fragen ſich ihr darſtellen, in denen für ſie alle übrigen begriffen ſind, ſelbſt ohne die chimäriſchen Hoffnungen der unerklärlichen Macht, die damit verbunden ſind. Kepler hat lebhaft dieſe Nothwendigkeit für die Aſtrologie hinſichtlich der Aſtronomie gefühlt, und Berthollet hat dieſelbe Bemerkung für die Alchimie hinſichtlich der Chimie gemacht.

Die theologiſchen und die poſitiven Begriffe haben einen zu ſehr von einander verſchiedenen, ſelbſt entgegengeſetzten Karakter, als daß unſere Vernunft, die nur ſehr langſam und ſtufenweiſe ſich entwickelt, ohne Zwiſchenpunkte von den einen zu den andern übergehen könnte. Dieſe unvermeidlichen Zwiſchenpunkte nun ſind die metaphyſiſchen Begriffe geweſen, die zugleich mit der Theologie und der Phyſik verwandt ſind, oder vielmehr die, da ſie nur die erſte, von der zweiten modifizirt ſind, auch um ſo geeigneter zu dieſer Operation ſich zeigen, in der ihr ganzer Nutzen beſteht.

Die theologiſche Philoſophie, die geradezu an die erſte Quelle aller Phänomene ſich ſtellt, beſchäftigt ſich auch damit, die erzeugenden Urſachen zu entſchleiern, während die poſitive Philoſophie, indem ſie jede Nachforſchung der Urſache beſeitigt, die ſie für den menſchlichen Geiſt unerreichbar betrachtet, allein damit ſich beſchäftigt, das Geſetz, d. h. die beſtändigen Beziehungen der Aehnlichkeit und der Aufeinanderfolgung, welche dieſe Thatſachen unter ſich haben, zu entdecken. Zwiſchen dieſe beiden Geſichtspunkte ſtellt ſich nun natürlicherweiſe der metaphyſiſche, der jedes Phänomen wie durch eine abſtrakte Macht, die ihm eigen iſt, hervorgebracht betrachtet. Auf ſolche Weiſe hat die Umgeſtaltung in allen Richtungen der Vernunft ſtatt gefunden. Wenn der menſchliche Geiſt einmal wirklich eine Theorie hat fallen laſſen, ſo kommt er nicht mehr zu ihr zurück. Die Kraft und der Einfluß einer Methode richten ſich nach der Menge und Wichtigkeit ihrer Anwendungen, und die, welche nichts mehr zu erzeugen im Stande ſind, werden bald verworfen. Da nun ſeit wenigſtens zwei Jahrhunderten die theologiſchen und metaphyſiſchen Methoden, die die erſten Verſuche unſerer Vernunft geleitet hatten, durchaus unfruchtbar geworden ſind, da die größten und wichtigſten Entdeckungen, die dem menſchlichen Geiſte Ehre machen, ſeit dieſem Zeitraum allein der Anwendung der poſitiven Methode zu verdanken ſind, ſo iſt es augenſcheinlich, daß ihr allein künftighin auch ausſchließlich nur die Richtung des Gedankens angehört. *)

Da aber die theologiſchen und metaphyſiſchen Doktrinen noch einige Thätigkeit bewahren, oder da ſie wenigſtens noch einen ziemlich großen Einfluß ausüben, ſo iſt es klar, daß die wichtige Revolution noch nicht ganz vollendet iſt. Wie weit iſt ſie gediehen? — Was bleibt ihr noch übrig zu ihrer Vollendung? — Das wollen wir darzuſtellen uns bemühen.

(Beſchluß folgt.)

Die Illuſionen.

Junge, friſche, muntere, lebensluſtige Hexenkinder, wer dürfte es wagen, mit ſchwachem Griffel eure beweglichen Züge, eure wellenförmigen, flüchtigen Geſtalten aufzufaſſen? Töchter der Eigenliebe und der Hoffnung, ihr umbrauſet die Jugend mit euern tanzenden Chören, ihr entzückt die Sinne mit euern optiſchen Bildern, ihr berauſcht die Herzen mit euerm ſüßen Geflüſter. Aber, jenem Rundtanze der griechi-

*) Schon zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts verglich Bacon die theologiſchen Ideen mit Jungfrauen, die ſich dem Herrn geweiht haben und unfruchtbar geworden ſind. In unſern Tagen würde er ſeine Vergleichung auch auf die metaphyſiſchen Ideen ausgedehnt haben, deren Unfruchtbarkeit eben ſo zuverläſſig iſt.

ſchen Jungfrauen gleich, die allmälig in den Abgrund verſchwinden, verlaßt ihr, eine nach der andern, das reifere Alter und laßt ihm nur eure häßliche Verfolgerin, die Erfahrung, als Göttin übrig. Umſonſt ſucht es euch, die Geliebten ſeines Daſeins ferner feſtzuhalten, umſonſt ſtreckt es die Arme flehend nach euch aus: ihr entfliehet auf immer, mitleidslos, grauſam den Unglücklichen verlaſſend, der ſo überſelig in euern Armen geſchwelgt hat.

Für den gefühlvollen Menſchen, deſſen Neigung ihn für den Genuß der freien Künſte empfänglich macht, iſt ein Gemälde Raphaels, eine Oper Mozarts, oder eine Kraftſeite Jean Pauls, eine wahre Wohlthat. Ein Sonnen-Auf- und Untergang, ein breiter Strom, ein ſchöner See, das Meer, ein hübſcher Wald, eine murmelnde Quelle, bieten dem Denker tauſend neue Empfindungen und Bilder dar. Was aber vermehrt die Zauberei der Künſte noch? Was leiht den großen Naturſzenen, den mannigfaltigen Begegnungen, einen noch größern Reiz? Der Gedanke an das, was man liebt, jenes treue, geliebte Bild, das ſich mit Allem verſchmelzt, das Alles verſchönert, das die Einſamkeit belebt, das dem tiefen Schweigen eine unausſprechliche Melodie verleiht, das das Unbewegliche ſelbſt beſeelt. Und hat man dieſes Lebensfieber verloren, ſo erſcheinen die Träume des fortwährenden Wahns: die Illuſionen der Liebe.

Warum lächelt Blaſius, indem er einen zufriedenen Blick auf den Spiegel wirft? Warum erröthet Aurora, indem man von Minna's Talenten ſpricht? Warum wird Phanor bleich, und beißt ſich auf die Lippen, indem Roſalba ſeinen Nachbar lächelnd begrüßt? Warum macht ſich Anſelm Harpagon ſo breit, indem man ſich von ſeiner neuen Acquiſition unterhält? Warum? Bedarf es der Frage noch? Aus Illuſion der Eigenliebe.

Flauflau ſitzt an ſeinem Schreibtiſch und ſchlägt mit Händen und Füßen den Takt. Er ſingt, ſpringt auf, reibt ſich die Hände, deklamirt, bewegt ſich, rennt im Zimmer wie ein Raſender umher, endlich tanzt er ſogar. Er geberdet ſich wie ein choregraphiſcher Künſtler beim Anfang eines Ballets. Hat ihn vielleicht die Tarantel geſtochen? Jetzt bleibt er plötzlich zwei ganze lange Minuten unbeweglich, dann ſchlägt er ſich mit der Fauſt vor die Stirn, wird düſter und traurig; auf einmal ſpringt er wieder ſeitwärts auf, wie ein junges Böcklein, dreht ſich zwei- oder dreimal auf dem linken Abſatze herum, reibt ſich die Hände, wie ein halb erfrorner Apothekergehilfe, wirft den Kopf in die Höhe und trottirt wie ein Paradepferd im Zimmer herum. Was fehlt dem guten Flauflau? iſt er wahnſinnig, oder behext, oder betrunken? — Nichts von allem dem; aber beinahe doch alles das zuſammengenommen. Flauflau iſt einer jener Dichter, die zuerſt die Reime ſuchen und ſodann die Gedanken darauf paſſen. Nun hat er ſo eben ſeine letzte Kompoſition beendet. Er iſt beſeſſen; aber nur von der Illuſion der Metromanie.

Roland glaubt ſeinen Nächſten zu beſchützen und ihm beförderlich zu ſein, ſelbſt wenn er nur guten Tag zu ihm ſagt. Er weiß Niemands rechten Namen, und nennt alle Welt: mein Lieber! Er ſagt, wenn er von Andern ſpricht: die guten Leutchen; von ſeinen Bekannten: Herr oder Frau Dings da; von ſich ſelbſt: wir! Er hört auf nichts und ruft nur von Zeit zu Zeit: was gibts? Heda! was murmelt man? Kenne ich ſo etwas? u. ſ. w. Er macht Schulden und rühmt ſich derſelben, tritt in's Zimmer, mit dem Hut auf dem Kopfe, wirft ſich auf's Sopha, ohne Jemand zu begrüßen, trillert ein Liedchen, oder pfeift wohl gar, ſpringt auf, trommelt an den Fenſtern oder auf dem Tiſche, verlangt ein Glas Waſſer und nimmt's nachher nicht an, erzählt ein albernes Geſchichtchen und lacht dabei aus vollem Halſe, wirft Bücher oder andere Gegenſtände vom Tiſch, zwickt dem Hund die Ohren, um ihn zum Schreien zu bewegen, kurz, er führt ſich auf, wie der allerungeſittetſte Menſch; und warum? um ſich das Anſehen zu geben, ein homme comme il faut zu ſein. Er leidet an den Illuſionen des Vornehmthuns.

Dumme, eitle Illuſionen! wenn ihr nicht manchmal recht komiſch wäret, möchte man euch ſchwerlich zu der großen Familie zählen dürfen, die der Phantaſie des Menſchen die angenehmſte Beſchäftigung gewährt. Wie liebe ich euch, ihr ſüßen, ſchwärmeriſchen, ſchelmiſchen, betrügeriſchen Illuſionen der Liebe, der Hoffnung, des Vertrauens, der Kunſt. O entweichet niemals von dieſer Erde, und wiegt mich großes, von euch verzogenes Kind noch lange in euern ſammtnen Schwanenarmen!

Noch Einiges über Aegypten.

Seit der franzöſiſchen Expedition in Aegypten hat dies fruchtbare Land eine wichtige Revolution erlitten. Die Induſtrie, die Wiſſenſchaften und Künſte haben in ihm eine lebendige Spur ihres Vorüberganges zurückgelaſſen. Frankreich hatte dort die Saat der Civiliſation ausgeſtreut, deren Früchte nun die Barbarei genießt. Ein neues Reich hat eine ephemere Beherrſchung erſetzt, und die wohlthätigen Künſte, die den Boden des Seſoſtris umgeſtalten ſollten ſind die Beute eines Paſcha von drei Roßſchweifen geworden. Reich durch das Eigenthum ſeiner Unterthanen, über welches er ſich gewaltſamerweiſe das ausſchließliche Monopol zugeeignet hat, verkauft er jetzt an Europa alle Erzeugniſſe Aegyptens. Sein

Geiz und sein Egoismus arbeiten beinahe eben so muthig, als ein freies Volk, und dies Phänomen, an und für sich selbst genommen, ist der reifern Beachtung unsers Zeitraumes würdig.

Jedermann kennt die Lage, die Geschichte und Wichtigkeit Aegyptens. Man weiß, daß diese Provinz als ein 200 Stunden langes und 5 Stunden breites Thal betrachtet werden kann, das seine ausserordentliche Fruchtbarkeit den regelmäßigen, jährlichen Ueberschwemmungen des Nils verdankt, der von Süden nach Norden parallel mit dem rothen Meere bis nach Kairo strömt, wo er sich in zwei Arme theilt. Diese beiden Arme bilden mit dem mittelländischen Meere ein Dreieck von 60 Stunden Breite und 50 Stunden Länge, aus vom Flusse angeschwemmtem und folglich sehr fruchtbarem Erdreich bestehend. Die drei Ecken des Delta werden von drei Städten beschützt, Kairo, Rosette und Damiette. Die Oberfläche des Nilthals macht ein Sechstheil derer von ganz Frankreich aus, und wird jetzt nur von 2½ Millionen Menschen bevölkert, da sie hingegen im Alterthum mehr als 15 Millionen ernährte.

Aegypten wird in die obere, die mittlere und die untere Region getheilt. Dazu werden noch die Oasis, oder fruchtbaren Triften im Innern der Wüste gerechnet. Das Land bringt weder Holz, noch Kohlen, noch sonst brennbare Stoffe irgend einer Art hervor. Sein ganzer Reichthum liegt in seinem Boden, der selbst sehr wenig bearbeitet zu werden braucht, um die reichsten Aernten abzuwerfen. Vielleicht eben dieses günstigen Umstandes wegen ist der Ackerbau dort nicht fortgeschritten. Der Landmann hat dort beinahe keine andere Arbeit zu verrichten, als seinen Boden zu bewässern, wenn er nicht vom Nil überschwemmt worden ist, oder wenn er mehrere Aernten in einem und demselben Jahre hervorbringen soll.

Zwei wichtige Städte, Alexandria und Kairo, verdienen die besondere Aufmerksamkeit der kommerziellen Welt dadurch, daß sie die Niederlage der Reichthümer des Landes geworden sind. Der Hafen von Alexandrien, ehemals so hochberühmt, ist der einzige Landungsplatz auf der 500 Stunden langen Küste von Tunis bis Alexandretta in Syrien. Er befindet sich an einer der Mündungen des Nils. Mehrere Flotten können in ihm verweilen, und im alten Hafen sind sie nicht allein gegen die Stürme, sondern auch gegen jeden Angriff gesichert. Die Stadt selbst, die noch im siebenten Jahrhundert 4000 Paläste, 4000 Bäder, 400 Theater und 12,000 Kaufläden enthielt*), besteht fast nur aus Ruinen.

*) Napoleons Denkwürdigkeiten, 11r Band, Note über Alexandria.

„Wenn man die wenig beträchtliche Neustadt verläßt," sagt Volney, „wird man von dem Anblick eines ungeheuern Raumes betroffen, der ganz mit Trümmern überdeckt ist. Zwei Stunden lang folgt man einer Thurm- und Mauerreihe, die ehemals die Stadt umgeben. Die Erde ist mit Bruchstücken überdeckt. Die Wände sind eingestürzt, die Gewölbe zerbrochen, die Kanäle zugeschüttet und die Steine vom Salpeter zernagt."

Kairo ist schon oft genug und mit ziemlicher Genauigkeit beschrieben worden. Diese Stadt enthält eine Bevölkerung von 263,700 Seelen, die in 25,000 Häusern wohnen, welche 240 Straßen, 46 Plätze und 38 Durchgänge bilden. Man zählt in ihr 1100 Kaffeehäuser, 300 öffentliche Brunnen, 400 Moscheen, 140 Elementarschulen und 65 öffentliche Bäder. Die Stadt wird von hohen Mauern umschlossen, die mit ungeheuern Thürmen besetzt sind. Hier residirt der sonderbare Mensch, der sich selbst mit der Beherrschung des Landes belehnt hat. Sein lebhafter Geist hat auf der Stelle errathen, welchen Vortheil der Despotismus von einem gewissen Anfang der Zivilisation zu ziehen im Stande sei. Er hat sich deshalb den alleinigen Handel des ganzen Landes vorbehalten. Er hat mehrere Baumwollenspinnereien etablirt, in deren jeder bei 800 Arbeiter beschäftigt sind. Er hat ganz Aegypten in eine Kolonie verwandelt, die er nach demselben System ausbeutet, wie Spanien früherhin seine amerikanischen Besitzungen.

Seitdem hat dies Land eine ganz andere Gestalt angenommen, und das reine, jährliche Einkommen des Pascha steigt bereits über 50 Millionen Piaster. Es ist traurig, daß so große Hilfsquellen, die im Stande sein könnten, eine der schönsten Provinzen der Erde zu beleben, in die Hände eines Menschen fliessen, der sie nur allein dazu verwendet, eine Armee Barbaren zu besolden, die eben jetzt in den rauchenden Ruinen Griechenlands wühlt. Dieser entsetzliche Wohlstand, auf Kosten eines ganzen Volks, zur Zerstörung eines andern erlangt, erfüllt das Gemüth mit Schauder und Abscheu.

Erst seit drei oder vier Jahren hat die ägyptische Industrie eine größere Entwickelung genommen, und sie ist jetzt zu einem Punkte gediehen, der der ganzen Aufmerksamkeit Europa's würdig ist, vorzüglich da sie noch eine Ausdehnung gewinnen kann, durch welche jenes Land einen ausserordentlichen Einfluß auf unsern Erdtheil gewinnen müßte. Der Ingenieur Gallowai, der die Reinigung der Nilkanäle leitet, hat im Juli vorigen Jahrs geschrieben, daß man sich mit großem Eifer mit dem Entwurfe beschäftige, das mittelländische mit dem rothen Meere, vermittelst eines Kanals,

zu verbinden. Der Handel von Calcutta nach London würde alsdann diesen Weg nehmen, wodurch Aegypten unzuberechnende Vortheile gewinnen müßte. Man weiß, daß bereits während der französischen Expedition dieser Entwurf aufgenommen und für leicht ausführbar gehalten wurde.

Ein durch seine wahrscheinlichen Resultate wichtiger Umstand besteht in der Entdeckung von Eisen- und Kupferminen, in der Nähe von Kairo und in Taida. Ein englischer Mineur, Namens Brown, soll die Arbeiten in denselben leiten. — Welchen Abscheu nun auch das Monopolsystem einflößen mag, welches der Pascha zu seinem persönlichen Nutzen erfunden hat, und von dem er wahrscheinlich nie ablassen wird, so kann man doch nicht abläugnen, daß das Land früh oder spät sehr große Vortheile von dieser neuen Gestaltung der Dinge ziehen werde *). Die Freunde der Zivilisation sehen mit Vergnügen ihre Fackeln in einem Lande erglühen, das die Wiege derselben war; und wenn es ihnen schmerzlich ist, zu bemerken, daß die ersten Strahlen ihres heiligen Feuers dazu mißbraucht werden, die Erde des Perikles mit Asche zu überdecken, so müssen sie zugleich auch ihres Jahrhunderts sich schämen, wenn sie bedenken, daß christliche Schiffe die türkischen Flotten begleitet haben. Aber die Zivilisation hat ihre Abtrünnigen, wie die Barbarei, und die Nachwelt wird ihre Thaten richten.

Häckerling.

Daß die Mutter Napoleon's sehr geizig war, ist bekannt genug. Folgender Zug legt davon ein neues Beispiel ab. Während der kaiserlichen Regierung, als sie noch einen prachtvollen Palast zu Paris bewohnte, wurde sie von ihrer Enkelin, der Tochter Luzians, besucht. Diese junge Person, die in den Grundsätzen einer strengen Frömmigkeit erzogen war, sehnte sich, bei Annäherung eines großen Festes, nach einem Beichtvater. Madame Mère (zu Paris gewöhnlich nur la Mère la Joie genannt), obgleich selbst sehr fromm, hatte jedoch, aus Sparsamkeit, weder Kapelle noch Beichtstuhl in ihrem Hause. Die Schicklichkeit wollte es indessen nicht zulassen, daß eine Nichte des Kaisers öffentlich in einer Kirche beichte. Guter Rath war also theuer, denn Frau Lätitia wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, einen Beichtstuhl zu kaufen. Endlich fand der Pfarrer des Bezirks sich erbötig, den seinigen für diese Handlung zu borgen. Jemand, der schon ein Wort sprechen durfte, ohne eine ernste Rüge befürchten zu müssen, sagte bei dieser Gelegenheit, daß Madame, wenn sie kein anderes Mittel gefunden hätte, sich viel lieber des Schilderhauses vor ihrer Thüre als Beichtstuhl bedient, als einen solchen gekauft haben würde.

Es gibt Bittsteller, die eine große Aehnlichkeit mit den Straßenbettlern haben, vorzüglich hinsichtlich ihrer Unverschämtheit. Ich habe zu Paris einen gewissen Z. gekannt, der jeden Abend den Palast des Siegelbewahrers belagerte. Seiner Berechnung nach konnte seine Bewerbung ungefähr sechs Monate dauern, bevor man ihm, seiner Zudringlichkeit überdrüssig, das begehrte Amt zugestehen würde. Um sich die Reise in's Minjsterium zu erleichtern, schafft er sich ein Pferd und ein Kabriolet an. Bestimmt um 9 Uhr spannt sein Bedienter, ohne erst dazu den Befehl zu erwarten, an, und Z. lenkt seine Cocotte ohne Abweichung gegen den Vendomeplatz. Nach einigen Monaten hatte dieses Pferd sich so sehr an diesen Weg gewöhnt, daß es ihn von selbst fand, und ohne Leitung am Ziele stehen blieb. Diese Gelehrigkeit war so groß, daß Z. sein Thier, als das gescheuteste von allen, lobte, und sich äusserte, er würde es nicht für tausend Thaler weggeben. Cocotte und Z. wirkten auch so viel mit Händen und Füßen, daß der Mensch endlich das unverschämt erbettelte Amt erhielt. Er versuchte es nun, seinen Bettelreien eine andere Richtung zu geben, weshalb er sich nach einer andern Gegend, als nach dem Vendomeplatz, wenden mußte; aber er bemühte sich umsonst, seine Cocotte gegen den Quai Voltaire zu lenken. Sie hatte sich nun einmal an das Justizministerium gewöhnt, und wollte nun auch nirgends anders mehr hin. Er zog rechts, er zog links, er schnalzte mit der Zunge, pfiff und fluchte sogar, doch half das alles nicht: er mußte sich's gefallen lassen, bis an die große Stiege des Siegelbewahrers zu gelangen, wo Cocotte stehen blieb. Z. glaubte, daß mit der Zeit sein Pferd sich wohl anders gewöhnen werde, und versuchte es, mehrere kleine Spaziergänge zu machen; aber sobald es aus dem Stalle war, und die Kabrioletscheere an seinen beiden Seiten fühlte, eilte es im scharfen, thörrischen Trabe dem Justizministerium zu. Er mußte sich endlich überzeugen, daß seine Cocotte zu keinem andern Dienste, als dem des Vendomeplatzes, brauchbar sei. Kurz darauf hatte er jedoch das Glück, sie an einen andern Bittsteller zu verkaufen, der den gleichen Weg zu nehmen hatte, und der wohl auch einen sechsmonatlichen Termin bis zum Gelingen seiner Entwürfe sich ansetzen konnte.

*) Man berechnet in mittlerer Schätzung, daß Aegypten 500,000 Kameele, 200,000 Pferde, 400,000 Esel oder Maulthiere, 4 Millionen Ochsen oder Büffel, 10 Millionen Hammel und Ziegen ernähren kann. 800 Brütofen würden jährlich 25 Millionen Geflügel geben, das genügsames Futter finden würde.

Während den Kriegen Heinrichs IV von Frankreich, focht in einer Schlacht Aubigné mit dem Hauptmann Dubourg Bruſt gegen Bruſt. Eben als der Kampf zwiſchen beiden am heftigſten war, bemerkte der Erſtere, daß eine Haarkette von ſeiner Geliebten, die ihm am linken Arm befeſtigt war, Feuer gefaßt hatte. Ohne an den Vortheil zu denken, der ſeinem Gegner dadurch erwachſen könne, dachte er nur daran, dies koſtbare Band zu retten, das ihm theurer als Leben und Freiheit war. Aber Dubourg wurde von dieſem Gefühle gerührt, und während ſein Feind nur damit beſchäftigt war, das Feuer auszulöſchen, ſenkte er ſein Schwert, und zeichnete mit der Spitze deſſelben eine Erdkugel, mit einem Kreuze darüber, in den Sand.

Das engliſche Volk iſt in mancher Hinſicht dem römiſchen ähnlich. Es hat denſelben Nationalſtolz, denſelben Egoismus, dieſelbe Vaterlandsliebe, dieſelbe Verachtung gegen alles Fremde, dieſelbe Freiheitsliebe, dieſelbe Ungebundenheit und Unterwürfigkeit gegen die Geſeze des Landes, dieſelbe Vorliebe zur Induſtrie und dieſelbe Gleichgültigkeit gegen die ſchönen Künſte. Man könnte dieſe Vergleichung noch weiter ausdehnen, und ſie auch auf die Wiſſenſchaften anwendbar machen; denn Newton, Bayle, Herrſchel, Shakespeare, Milton, Addiſſon, Pope, Savage, Fielding, Richardſon, Goldſmith, Sterne, Farquahar, Sheridan und Andere, dürfen ſchon den alten Römern zur Seite geſtellt werden, ohne dieſe Näherung fürchten zu müſſen.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rio Janeiro, Februar.

(Beſchluß.) Man baut hauptſächlich Zucker, Tabak, Kaffee, Baumwolle und Indigo. Zu den Gegenſtänden der landwirthſchaftlichen Induſtrie muß man auch noch Farbhölzer, Häute, Hörner, Kochenille, Ruku, Kakao, Vanille, Sarſaparille, Balſam, Harz, Wallfiſchthran und Wunderbaumöl hinzufügen. Die Färberkunſt und die Apothekerei finden bei uns ein großes Beutefeld, denn wir haben einen großen Ueberfluß an allerlei Gewürzen, wie Zimmet, Pfeffer u. ſ. w., die einen bedeutenden Handelszweig ausmachen. Die Käſe von Minas und Rio-Grande können in jeder Hinſicht mit Ihrem Greyerzer- und Emmenthaler-, geſchweige mit dem fetten Urſerkäſe wetteifern. — Unſere ganze Kriegsflotte, ſo wie die portugieſiſche (die erſtere gegenwärtig aus 98 Schiffen beſtehend) iſt, nebſt unſerer ganzen Handelsflotte, auf den Werften von Rio, Bahia, Vera-Cruz u. a. erbaut worden. Die bei uns verfertigte Stickerei, ſo wie unſere Spitzen, dürfen ſich mit denen jedes andern Landes vergleichen. Indeſſen ſind dergleichen Gegenſtände bei uns nicht Erzeugniſſe der Manufakturen, ſondern das Werk unſerer Frauen und Mädchen, die darin auſſerordentlich geſchickt ſind. Doch reicht das von ihnen Verfertigte kaum zu ihrem eigenen Gebrauch, viel weniger alſo zu dem des Landes hin, und es würde eine ſehr gute Spekulation ſein, Spitzen und Stickereien (doch müßten ſie von vorzüglicher Güte und Eleganz ſein, weil man ſie ſonſt nicht kaufen würde) bei uns einzubringen. Unſere künſtlichen Blumen, vorzüglich die aus Federn verfertigten, ſind wirklich bewundernswürdig. Die Geräthe und Zierrathen aus Muſcheln ſind gleichfalls ſehr ſchön. Die eingelegten Arbeiten, die Kunſttiſchlerei, die Goldſchneiderei haben bei uns große Fortſchritte gemacht. — Alle großen Städte haben ihre Spitäler und Armenhäuſer, ſo wie Anſtalten für die Findelkinder. Mehrere andere milde Stiftungen werden von beſondern Innungen unterhalten. — Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Unterſtützung, welche die Regierung den fremden Koloniſten angedeihen läßt, indem ſie ihnen große Ländereien ſchenkt, und ihnen auſſerdem noch Hilfsmittel an Geld zufliessen läßt, ſind mächtige Beweggründe, ſie hierher zu ziehen. Die Armee und die Marine bieten ihnen gleichfalls eine ehrenvolle Laufbahn dar. Der Kapitaliſt und derjenige der irgend eine Induſtrie ausübt, kann bei uns in vollkommener Unabhängigkeit leben. — In den Hauptſtädten erſcheinen mehrere Zeitungen im Sinne der verſchiedenen Meinungen, wie in England und Frankreich; denn in den übrigen Ländern Europens gibt es, meines Wiſſens, nur eine abſolute Meinung, die der Regierenden. Die konſtitutionelle und liberale Meinung iſt bei uns unmaßgeblich die vorherrſchende. Sie ſpricht den Wunſch der großen Maſſe unſerer Nation aus, eben weil ihr Gegenſtand der Vortheil der Mehrzahl und nicht der der Minorität iſt. Ueberall offenbart ſich das Verlangen, ſich in den Künſten und Wiſſenſchaften zu unterrichten, wie das auch durch die große Zahl der jungen Braſilianer bewieſen wird, die ſich jezt auf den vorzüglichſten Lehranſtalten in Europa befinden. Ich weiß von ſehr guter Hand, daß allein in Frankreich deren mehr als dreihundert ſind, die auf ihre Koſten ſtudieren. Einundzwanzig Militär-Penſionäre werden in demſelben Lande von unſerer Regierung unterhalten. Unter unſerm heitern, herrlichen Himmel kennt man keine unſerm Lande eigenthümliche Krankheiten. Das Klima iſt mild und geſund, und der Braſilianer ſelbſt iſt wohlwollend und gaſtfreundſchaftlich. Nächſtens mehr.

— Ein ehemaliger Soldat, der zu Vaugirard, nahe bei Paris, lebte, war vollkommen taub, und alle Mittel, ſein Gehör wieder zu erlangen, waren fruchtlos geweſen. Da gerieth er auf den Einfall, beim Tabakrauchen den Dampf zurückzuhalten und ihn zu den Ohren hinausdringen zu laſſen. Dieſe Maasregel hatte denn auch ſo gute Folgen, daß er von ſeiner Taubheit gänzlich befreit wurde.

— Am 31. Dezember 1825 hatte Turin eine Bevölkerung von 109,515 Seelen, folglich 2217 mehr als am 31. Dez. 1824.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 26. Dritter Jahrgang 1826. 28. Juni.

Von den Wirkungen der Zivilisation auf den moralischen Karakter der Völker.

Barbarous times joined with calamities and disasters *) *Sterne.*

Es ist seltsam genug, daß man genöthigt sein muß, zu beweisen, wie die Fortschritte der Zivilisation keine Ursache der Entartung des Menschengeschlechts sind. Es ist nicht minder wahr, daß — nicht einmal jener Kaste zu gedenken, die in der Zivilisationsreife das erste und oft selbst das einzige Thema ihrer Deklamationen findet, die uns, wenn das von ihr allein abhinge, gern wieder in den Abgrund der Barbarei versenken würde, um desto besser im Trüben fischen zu können — daß, sagen wir, der eben aufgestellte Satz Manchem paradox erscheinen wird. Man untersuche nur etwas genauer die Idee, welche die meisten Menschen sich von ihrer eigenen Ausbildung machen. Man nimmt an, daß die Vereinigung vieler Menschen, die Gesellschaften und die Nationen, wie die Individuen, auch ihre Kindheit, ihr Mannes- und ihr hohes Alter haben; aber zu gleicher Zeit glaubt man, daß die Fortschritte des Alters auf sie eine ganz entgegengesetzte Wirkung, als auf die Individuen, ausüben. Man meint, daß nur die Individuen mit den Jahren weiser werden. Hinsichtlich der Nationen behauptet man, daß sie, je älter, um so schlechter und verdorbener werden, und es sei gerade im Greisenalter, versichert man, wo sie sich den größten Unordnungen und Ausschweifungen überlassen, wo sie unruhiger und verdorbener werden, als zu den Zeiten ihrer vollen, jugendlichen Kraft. Aber woraus bestehen denn die Nationen, wenn nicht aus Menschen? Und hat man je gesehen, daß der Greis ungestümer und unvernünftiger als der Jüngling ist? Man gibt zu, daß die Nationen je älter, je zivilisirter werden; aber man fügt schnell hinzu, je mehr sie sich zivilisiren, um so entnervter, ausgearteter und verworfener werden sie auch.

Dieser Prozeß, den die Unvernunft aller Zeitalter der Zivilisation angehängt hat, kann leider nichts Befremdendes mehr haben; denn die Idee, daß unser Geschlecht ausartet, je mehr es im Alter vorwärts schreitet, ist fast so alt als unsere Erde, oder vielmehr, als die Tradition von derselben. Um ihren Ursprung zu entdecken, müßte man bis zur Sündfluth hinaufsteigen, denn die Sündfluth war ja nichts mehr und nichts weniger, als eine Bestrafung der entarteten Menschen. Homer, in seinen Gesängen, macht seinen Landsleuten oft den Vorwurf, den Wuchs und die Stärke der trojanischen Helden verloren zu haben. Plinius versichert sehr ernsthaft, daß die menschliche Gestalt von Tag zu Tag immer kleiner werde: Cuncto mortalium genere minorem in dies fieri. Wenn wir von den Alten zu den Neuern übergehen, so sehen wir Schriftsteller von den allerentgegengesetztesten Meinungen die Zivilisation beschuldigen, daß sie die Menschen verderbe.

*) Sie haben das Elend und die Verheerungen der Barbarei wieder über uns verhängen wollen.

„Das tägliche Steigen und Fallen der Gewässer des Ozeans“, sagt Rousseau, „ist nicht regelmäßiger dem Gange des Gestirns unterworfen, das uns zur Nachtzeit sein Licht gewährt, als das Geschick der Sitten und der Redlichkeit den Fortschritten der Wissenschaften und Künste unterworfen ist. Man hat die Tugend in dem Maase entfliehen sehen, als die Aufklärung sich über unsern Horizont erhob, und dasselbe Phänomen ist zu allen Zeiten und an allen Orten beobachtet worden.“

„Schon einmal“, sagt Benjamin Constant, „schien das menschliche Geschlecht im Abgrunde versunken zu sein. Damals auch hatte es eine lange Zivilisation entnervt.... Jedes Mal,“ fügt er hinzu, „daß die Menschen bis auf den Gipfel einer ausserordentlichen Zivilisation gelangen, scheinen sie, mehrere Generationen hindurch, vollkommen entartet zu sein.“

„Wir gehören nicht“, bemerkt Chateaubriand, „zu jenen chimärischen Geistern, die unaufhörlich verbessern wollen, aus der einzigen Absicht, weil, ihrer Meinung nach, die menschliche Natur einer Vervollkommnung ohne Ziel entgegenschreitet. Die Vorsicht hat dieser Vervollkommnung Schranken gestellt. Um sie aufzuhalten, ist es Demjenigen, der uns geschaffen hat, genügend gewesen, die Sitten des Menschen in Kontrast mit seiner Aufklärung zu bringen, und sein Herz seinem Verstande gegenüberzustellen.“

Wir haben eine dicke Flugschrift über den Zustand Englands vor Augen, dessen Herausgabe allgemein dem britischen Ministerium zugeschrieben wird. Eine der Hauptbemerkungen in derselben ist die, daß die russische Nation noch nicht bis zu derselben Zivilisationsreife, als die übrigen europäischen Völker, gelangt ist, weil — ihre Sitten noch nicht so sehr verdorben sind.

Ein warmer Freund und Vertheidiger aller veralteten Lehren behauptete geradezu, „daß die Gesellschaften allein in Folge einer zu hoch gesteigerten Zivilisation untergehen, wie die Menschen wegen zu großer Dickleibigkeit umkommen, und daß man eben dadurch die unbegreiflichen Gährungen unserer Epoche erklären müsse.“ Ein Anderer meinte, „daß das Erste, was eine weise Regierung zu thun habe, wenn sie sich Ruhe und Sicherheit verschaffen wolle, darin bestehe, mit achtundvierzigpfündigen Kanonen (insofern dies möglich sei) gegen Alles zu Felde zu ziehen, was zur Vermehrung der Aufklärung und zu den Fortschritten der Zivilisation beitragen könne.“

Man könnte mit leichter Mühe einen dicken Band aus allem dem bilden, was gegen die Zivilisation geschrieben worden ist. Und diese Sprache ist, wie man bemerkt hat, nicht allein die verschrobener und mürrischer Geister, sie ist vielmehr der Ausdruck eines Volksvorurtheils, das selbst mehrern Schöngeistern eigen ist, und das, in mehr als einem Lande, von der herrschenden Gewalt getheilt wird.

Niemand vermag es abzuläugnen, daß die Zivilisation uns scharfsinniger, gelehrter, reicher und höflicher macht; aber man will zugleich, daß sie uns auch verderbe. Die Einen klagen sie an, uns unruhig und aufrührerisch zu machen. Andere behaupten, daß wir dadurch schwächlich und kleinmüthig werden. Noch Andere sagen, daß wir ihr den Egoismus und die Sinnlichkeit verdanken. Aber alle eben angedeuteten Mängel und Fehler, mit welchen uns die Zivilisation begaben soll, sind nicht geeignet, uns Freiheit zu gewähren, und wenn das doch ihre Hauptaufgabe sein soll, so würde die unserige auf jeden Fall übel bestellt sein. Wir würden dann Unrecht haben, behaupten zu wollen, daß die freiesten Völker auch immer die zivilisirtesten gewesen sind. Doch, untersuchen wir diesen Tendenzprozeß, den man der Zivilisation von allen Seiten macht, ein wenig mehr in der Nähe.

Was ist Zivilisation? Dies Wort muß, unsers Erachtens nach, von Civitas, oder Stadt, abgeleitet werden. Die Vereinigung der Menschen in einer Stadt bildet die Gesellschaft. Zivilisiren heißt also soviel als, die Menschen zur Stadt, zur Gesellschaft geeignet machen, folglich, ihnen gesellschaftliche Ideen und Gewohnheiten beibringen. Eine Zivilisation, die anti-civile, oder anti-gesellschaftliche Wirkungen hervorbrächte, würde diesen Namen nicht verdienen und ihn nicht in Anspruch nehmen können, weil sie gerade das Gegentheil von dem sein müßte, was man gewöhnlich darunter versteht. Wenn man also behauptet, daß die Zivilisation auf die Zerstörung des Staats hinzielt, so behauptet man einen Unsinn, eine sich selbst widersprechende Sache, wie das die alleinige Kenntniß des Worts beweiset.

Aber, entgegnet man, das Wort Zivilisation wird besonders und ausschließlich gebraucht, um die Industrie, die Künste, die Wissenschaften, den Reichthum zu bezeichnen, und es ist das Eigene des Reichthums und alles dessen, was dadurch erzeugt wird, die Entartung der Sitten zu veranlassen. Auf diesen Einwurf bieten sich von selbst zwei sehr einfache Antworten dar. Zuerst: Diejenigen, die das Wort Zivilisation auf solche Weise in Anwendung bringen, machen davon einen übeln Gebrauch. Sie geben ihm einen zu beschränkten Sinn; denn es bedeutet Alles, was uns zur Stadt, zur Gesellschaft geeignet, und nicht allein, was uns theilweis gesellig macht. Es umfaßt eben sowohl die Sitten, als die Wissenschaft, und es ist abgeschmackt, zu sagen, daß die Zivilisation uns für die Gesellschaft zustutze, ohne uns irgend eine gute gesellschaftliche Gewohnheit zu geben, sondern uns vielmehr

zu entarten. Obgleich eine solche Erklärung die einzig mögliche ist, so wird sie von den Menschen, die bestimmte und vollkommene Ideen darüber zu haben vorgeben, doch nicht also genommen, und wenn sie eine Nation zivilisirt nennen, so wollen sie nicht allein dadurch sagen, daß sie reich, höflich, aufgeklärt, industrios sei, sondern vorzüglich auch, daß sie gute Gewohnheiten habe, daß sie die Gerechtigkeitsverwaltung und die Moral besser begreife und ausübe, als jede nichtzivilisirte, und daß sie besser wisse, unter welchen Bedingungen es den Menschen nöthig sei, gut in der Gesellschaft zu leben. — Sodann: selbst in dem Fall, daß man mit dem Worte Zivilisation nicht unmittelbar die Idee der Moral verbinden, sondern allein annehmen wollte, daß es nur Kunst und Reichthum der Völker bedeute, selbst dann noch würde es ein Unsinn sein, zu behaupten, daß sie zur Verschlechterung der Sitten hinziele.

Es ist wahr, daß die Künste die Sitten sanfter machen: aber es ist nicht wahr, daß sie sie verderben. Man wirft ihnen vor, den Muth zu schwächen und alle kriegerischen Tugenden zu zerstören; aber sie thun noch mehr, sie unterdrücken den Krieg selbst. Ihr Bestreben geht dahin, die wilden Tugenden der erobernden Völker unnöthig zu machen. Sie lehren den Menschen das Geheimniß, im Wohlstande neben einander zu leben, ohne sich gegenseitig zu schaden. Sie versetzen sie in eine Lage, wo sie bequem ohne jenes übernatürliche Bestreben bestehen können, welches sich sonst die kriegerischen Volker oft auferlegen mußten, und das der Menschheit nicht lange möglich ist. Selbst jene Tugend, die durch besondere Hindernisse, die ihr aufstoßen, abgenutzt, durch Unfälle gefährdet, durch Erfolge und Vortheile selbst bedrohet wird, weil die Verschlechterung immer eine Folge des durch Raub und Mord erworbenen Reichthums ist, vermag nur ein Räubervolk zu schaffen, dem sie zuerst ein falsches Ansehen von Größe und Adel gegeben hatte, und das endlich in einen Zustand der Entartung und Verworfenheit verfällt, mit dem sich nichts vergleichen läßt.

Die Künste sind dem Kriege, aber nicht den kriegerischen Tugenden nachtheilig. Sie sind mit dem Muth nicht unvereinbar; sie verändern allein seine Natur, und statt ihn zur Räuberei zu entflammen, reizen sie ihn dagegen. Die ganze Streitfrage besteht darin, zu wissen, ob der Mensch nicht ebensowohl geeignet ist, sich für seine eigene Vertheidigung, als für den Ruin Anderer zu enthusiasmiren? ob es nur einen Eifer zur Unterdrückung, und nicht auch einen gegen die Ungerechtigkeit gibt? Aber wer zweifelt daran noch? Die Geschichte zeigt uns Beispiele genug von arbeitsamen und friedlichen Völkern, von solchen, die größtentheils aus Handwerkern, Landbebauern, Kaufleuten bestanden, die durch den Drang der Selbstvertheidigung zum Kriege gezwungen wurden, und die ihren Feinden nicht nur mit ausserordentlicher Energie widerstanden (obgleich sie nicht wie diese die Erfahrung der Waffen und die Gewohnheit der Disziplin hatten), sondern sie oft selbst besiegt haben. Weit entfernt, daß die Künste den Muth schwächen, machen sie ihn vielmehr nur um so edler und lebendiger. Die Griechen sind industrioser als die Türken, und auf welcher Seite zeigt sich die meiste Tapferkeit? — Wenn die Künste nachtheilig auf den Muth wirkten, so müßten die Engländer das feigste Volk auf der Erde sein, und doch braucht man das Gegentheil nicht erst zu versichern. —

Die Künste verhindern also nicht den militärischen Muth, und eben so wenig auch den bürgerlichen. In dem Maaße, als die Völker sich zivilisiren, scheinen sie weniger zum Widerstande geneigt; aber nicht etwa, weil sie auf die Unterdrückung vorbereitet sind, sondern weil diese selbst erträglicher wird, weil die Personen und ihr Vermögen mehr geachtet werden. Die Zivilisation vermindert keineswegs den bürgerlichen Muth, sie verstärkt ihn vielmehr, indem sie uns unterrichtet und uns eine gewisse Würde gibt, die uns jede Beschimpfung fühlbarer, jede Unterdrückung unerträglicher macht. Unsere Vorfahren duldeten Manches, das wir gewiß nicht mehr dulden würden, und wir haben so Manches gelitten, das unsere Nachkommen nicht mehr leiden werden. Wenn man selbst gegenwärtig noch eine Menge Albernheiten und Ungerechtigkeiten begeht, ohne daß sich ein allgemeiner Schrei des Unwillens und der Verachtung dagegen erhebt, so ist das eben kein Anzeichen, daß wir bereits zu zivilisirt sind, sondern gerade im Gegentheil, daß wir noch nicht genug Kultur hatten, und der Beweis davon liegt nicht allein in der Gleichgültigkeit, mit welcher der große Haufe diese Exzesse angesehen hat, sondern vielmehr in der Unzufriedenheit, welche eine kleine Zahl aufgeklärter und rechtschaffener Menschen darüber geäussert haben, woraus man die Schlußfolge ziehen kann, daß, wenn die Aufklärung und Rechtschaffenheit allgemeiner gewesen wären, jene Ausschweifungen der Unvernunft nicht würden haben stattfinden können. — Und um nun auch noch ein Wort über die Wirkung der Zivilisation auf den bürgerlichen Muth zu sagen, dem man den Vorwurf machen will, sich nicht mehr so leicht regieren zu lassen, so geht man darin zu leicht von einem Extreme zum andern über; denn nichts ist sicherlich dem Empörungsgeiste unähnlicher, als der Haß politischer Schurkereien, und man ist deswegen noch kein Revolutionär, weil man kein Freund der Verworfenheit ist. Man kann im Gegentheil behaupten daß die Gesellschaft sich nie anhängiger an ihre Gesetze

treuer gegen ihre Verfassung zeigt, als wenn die Fortschritte der Zivilisation sie gelehrt haben, ihre Regierung gegen alle Ehrgeizigen und gegen alle Heuchler zu vertheidigen, die sie unaufhörlich zum Bösen verleiten.

„Aber", sagt man, „die Künste haben uns bereichert, und auf diese Weise verderbt." Dieser Mißgriff ist eben so auffallend, als alle vorher geäusserten. Es würde begreiflich sein, wenn man das von der Raub- und Bedrückungskunst sagen wollte. Es ist glaublich, daß die verschiedenen Künste, mit deren Hilfe der Eroberer, der Dieb, der Intrigant, der Agioteur sich das Vermögen Anderer zu verschaffen wissen, zu ihrer Verschlechterung beitragen können, selbst wenn sie dadurch sich bereichern. Aber wie kann man so beschränkt, oder so frech sein, dieselbe Wirkung den nützlichen, wirklich erzeugenden Künsten zuzuschreiben? Darf man so die arbeitende mit der vernichtenden, die rechtschaffene mit der verächtlichen Klasse verwechseln? Was haben die industriösen Menschen mit den Chevaliers d'industrie gemein? Wenn, um zu bestehen, diese mehr als eines Lasters bedürfen, so haben jene an einer Tugend genug. Während der Höfling (wie Montesquieu sagt) „die Hauptmittel seines Erfolgs in der Niederträchtigkeit, der Schmeichelei, dem Verrath, der Treulosigkeit, dem Wortbruche, der Verachtung und Verletzung aller bürgerlichen Pflichten findet", bieten sich dem wahrhaft thätigen, nützlich-thätigen Menschen die Aussichten des Gelingens nur in der Arbeit, Thätigkeit, Sparsamkeit, Redlichkeit, mit einem Worte, in der Ausübung aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Tugenden dar. Nein! die Künste verderben den Menschen nicht, und wenn sie ihn bereichern, so machen sie ihn zugleich auch besser; wenigstens sind sie das beste Mittel der moralischen Veredlung.

Selbst unabhängig von allen Nebenbetrachtungen genommen, sind die Reichthümer keine Ursache der Verschlechterung. Wenn man an den Höfen gewöhnlich eine große Entartung findet, so ist das weniger den großen Reichthümern zuzuschreiben, die dort zusammengedrängt werden, als der eigenen Industrie, durch welche sie erlangt werden. Der Höfling wird nicht nur durch den Reichthum nicht verdorben, er verdankt ihm vielmehr das wenige Gute, dessen er sich noch rühmen darf. Er verdankt dem Zustande, in welchen sie ihn setzen, jene Höflichkeit, jene Geistesgewandtheit, jenen Anstand, die, wenn sie auch nicht gerade zu den Tugenden gezählt werden dürfen, doch eben so viele Laster zu verschleiern im Stande sind. Von allen Mitteln, mit deren Hilfe die Sitten verbessert werden können, ist vielleicht der Reichthum eins der wirksamsten. Er kann uns die Wohlthat einer bessern Erziehung gewähren; er flößt uns die Vorliebe und die Gewohnheit besserer Neigungen ein; er versetzt uns in eine Lage, in welcher unser eigener Vortheil ein gutes Betragen von uns heischt; er zwingt uns zur Beobachtung des äussern Anstandes, zur Erhaltung unsers guten Rufs; er verschafft uns Muße und gibt uns die Mittel zur Hand, uns immer mehr zu unterrichten, und folglich immer besser zu werden. Freilich ist es nicht genügend, das Gute und Schlechte zu erkennen, um das letztere zu vermeiden und das erstere auszuüben: man muß auch noch gute Gewohnheiten mit dem gesunden Unterrichte verbinden; aber nur auf diesen allein können jene sich begründen, und der Anfang aller Weisheit ist in der Wissenschaft enthalten.

Wenn man also unter dem Worte „Zivilisation" nur die Ideen der Kunst, der Wissenschaft, des Reichthums verstehen wollte, so würde es dennoch unmöglich sein, es mit dem Worte „Sittenverschlechterung" gleichbedeutend zu machen. Was die Menschen verdirbt, das ist nicht der Reichthum, sondern die Art und Weise, auf welche man ihn erlangt, nicht die Kunst, die ihn erzeugt, sondern die Kunst, welche auf illegitime Weise sich ihn zuzueignen weiß. Aber diese letztere gehört nicht zur Zivilisation, sie ist nur ein Auswuchs, ein Gebrechen derselben, das leider, zur Schande der Menschheit, immer noch fortbesteht; dahingegen die erzeugende Kunst, die einzige, welche wirklich einen Theil der Zivilisation ausmacht, eben dadurch, daß sie die Masse des Reichthums vermehrt, eine der thätigsten Ursachen der Verbreitung eines bessern Unterrichts und der Vervollkommnung der Sitten ist.

Aber wenn die Zivilisation, ihrer Natur nach, nicht die Verderbung der Sitten und der Gesellschaft nach sich zieht, wie soll man alsdann die Geschichte erklären? Man erblickt in ihr keine wirklich starken Nationen, als die wenig kultivirten. Wenn die Reiche bis auf den Gipfel der Zivilisation gestiegen sind, stürzen sie wieder zusammen. Man betrachte nur die Staaten des Alterthums.

Ist das wirklich in der Geschichte, was man in solcher Hinsicht darin zu sehen glaubt? Nein! Man wird nicht eine Nation in ihr entdecken, die aus Uebermaß der Kultur untergegangen ist. Wir nehmen an, daß die Völker, wie die Individuen, ihr Scheidungsjahr haben, nach welchem sie abzunehmen beginnen. Aber welches ist dies Jahr? welches ist dies Alter der Zivilisation, das die menschlichen Gesellschaften nicht erreichen können, ohne sogleich wieder hinabzusinken? Unsere Ideen über diesen Punkt sind so wenig bestimmt, so schwankend, daß wir selbst nicht einmal wissen, in welcher Ordnung man die zivilisirten Völker zu klassifiziren hat. Wir nennen Erstgeborne der Zivilisation

die Völker der ersten Zeiten, die Völker des Alterthums oder die alten Völker, und die der Gegenwart, welche die Erfahrung und Erleuchtung von vierzig Jahrhunderten geerbt haben, die nennen wir die neuern. Wir nennen die europäischen Nationen alt, und die amerikanischen, die der vereinigten Staaten z. B., jung. Aber das ist der Wahrheit geradezu entgegengesetzt. In der Ordnung der Zivilisation sind die Amerikaner viel älter als wir, und wir sind viel älter als die Völker, welche wir vorzugsweise die alten nennen. Wenn die menschlichen Gesellschaften nicht, ohne unterzugeben, einen gewissen Grad der Zivilisation überschreiten könnten, so würden wir schon längst verschwunden sein; denn wir sind seit Langem schon viel zivilisirter, als die Völker des Alterthums es je waren. Indessen scheint es noch nicht, daß unser Ende so gar nahe sei. — —

Es ist nicht leicht möglich, genau zu bestimmen, was den Untergang der ersten zivilisirten Völker verursacht hat. Aber wenn man über eine so große, so verwickelte und so weit von uns entfernte Thatsache eine nähere Meinung wagen wollte, so könnte man behaupten, daß sie vielmehr aus Mangel, denn aus Reichthum an Kultur umgekommen sind, weil sie durch üble Mittel leben wollten, weil sie ihre Existenz auf zerstörende Grundsätze jeder reellen Stärke gefußt hatten, die jeder wirklichen Entwickelung zuwider sind, nämlich dem Kriege und der Sklaverei. Man könnte sagen, daß sie vorzüglich deshalb umgekommen sind, weil zu ihrer Zeit viele Völker existirten, die durchaus nicht zivilisirt waren. Nicht die Zivilisation der Griechen veranlaßte ihren Untergang, sondern die Barbarei der Römer. Die Römer ihrerseits wurden nicht durch die Zivilisation, sondern durch die Rohheit der Gothen, der Hunnen und der Vandalen vernichtet, die mehrere Jahrhunderte lang sie unaufhörlich bedrängten. Zu der Zeit, als ihr Reich zusammenstürzte, war die Barbarei auf der Erde noch viel robuster und viel lebendiger als die Zivilisation. Diese mußte also unter jener erliegen. Jetzt ist es umgekehrt! — — Wie oft, seit ihrer Geburt, hat die Zivilisation diese Katastrophen nicht erlebt? Man hat nach und nach Aegypten, Griechenland, Rom, Konstantinopel untergehen sehen. Auf dem einen Punkte erstickt, erhob sie sich auf einem andern wieder, wo sie sich mit um so größerer Energie entwickelte, von wo sie sich wieder unaufhaltsam verbreitete. Es gibt jetzt in Europa nicht eine Nation, die sie nicht an den Boden festgewurzelt, die sie nicht mehr oder weniger aufgeklärt und gemildert hätte, und wir sehen rings um uns her keine Barbaren mehr, die stark genug wären, sie zu zerstören.

Diejenigen, die uns zu sehr zivilisirt nennen, machen uns einen Vorwurf, den wir in Wahrheit nicht verdienen. Wir kommen aus Uebermaß der Zivilisation um, sagen sie, und diese Zivilisation, so groß, so alt sie auch immerhin sein mag, ist in mehrfacher Hinsicht doch in ihrer wirklichen Kindheit noch. Die meisten unserer Fortschritte sind von gestern, die vorzüglichsten sollen noch gemacht werden. Wenn unsere Künste vorgeschritten sind, so sind es dagegen unsere Privatsitten nur wenig, und unsere öffentlichen Sitten gar nicht.

Und das ist die wirkliche Ursache unserer Unruhen und unserer Uneinigkeiten. Wenn die Gesellschaft in einer beständigen Gährung sich befindet, wenn es manchmal scheint, als wolle, als müsse sie sich zertrümmern, so ist das gewiß nicht deswegen, weil die Zivilisation unserer Künste, unsers Geschmacks, unserer Gebräuche, unserer Privatverhältnisse sich zu sehr bemeistert hat, sondern vielmehr weil sie unsere öffentlichen Verhältnisse noch nicht genugsam zu beherrschen im Stande ist.

Man beobachte nur im gewöhnlichen Leben jene Menschen, die man ausgezeichnet und gut erzogen nennt. Bemerkt man, daß sie sich beschimpfen, sich gegenseitig anklagen und angreifen, wie dies unaufhörlich die Regierenden gegen die Regierten thun? — Und woher entsteht bei ihnen dieser gewöhnliche Zustand des guten Vernehmens? Weil sie wissen, welcher Nachsicht, welchen Regeln der Gerechtigkeit und des Anstandes sie sich gegenseitig unterwerfen müssen, um ihren Umgang sicherer und leichter zu machen. Und woher rühren bei uns zwischen den Regierenden und den Regierten jene beklagenswerthen Uneinigkeiten? Weil wir in den Berührungen, in denen wir gegenseitig stehen, uns nicht denselben Regeln der Schicklichkeit und der Billigkeit unterwerfen wollen. Als Regierende sind wir gebieterisch und ungerecht, als Regierte unruhig und aufwieglerisch. Kann man sich nun noch verwundern, daß wir uns gegenseitig nicht verstehen, und daß unsere Zänkereien den ganzen Erdkreis mit Konfusion überdecken? — Aber es wird eine Zeit kommen, wo wir gelernt haben werden, auch in unsern öffentlichen Berührungen uns denselben moralischen Regeln zu unterziehen, welche vernünftige und wohlerzogene Menschen in ihren häuslichen Verhältnissen beobachten. Es wird eine Zeit kommen, wo die Zivilisation auch die Regierung in demselben Maße, wie das Privatleben, beherrschen wird, und wir werden dann keine Unruhen mehr haben. Die Gährung, von der die Gesellschaft noch bewegt wird, ist also nicht ein Zeichen des Uebermaßes, sondern des Mangels an Zivilisation.

Ja, die Zivilisation, diese höchste Wohlthat der Vorsehung, schreitet unaufhörlich vorwärts, bildet sich

unaufhörlich aus. Wir erkennen das an der Masse unserer Ideen, unserer Entdeckungen, unserer Reichthümer, unserer Handlungsmittel. Nein, sie verdirbt uns nicht; denn durch sie allein wird der Mensch von der Thierheit abgesondert und zur göttlichen Vervollkommnung erhoben. Sie mildert und läutert unsere Sitten, sie ist die Stütze der Gerechtigkeit, der Würde, des wahren Muthes. Sie verbindet eben so wohl die Ideen der Ordnung und der Moral, als die des Reichthums und der Industrie in sich. Sie enthält also in sich selbst alle Elemente der Freiheit, und wir hatten doch wohl nicht Unrecht, zu behaupten, „daß die kultivirtesten Völker noch immer die freiesten seien."

Schweizerische Miszellen.

6.

Naturkunde des Kantons Basel.

In wenigen Wochen wird die allgemeine Gesellschaft schweizerischer Naturforscher ihre Jahresversammlung halten, und einer ihrer angekündigten Rathschläge wird die Herausgabe einer Sammlung ihrer Denkschriften oder eines periodischen Werkes für die Bekanntmachung der von ihr eingeleiteten oder durch ihre Mitglieder eingereichten Arbeiten betreffen. Wenn in den ersten Jahren dieses ehrenwerthen Vereins, von dem bereits manche zweckmäßige, aufmunternde und mit Erfolg begleitete Anregung zur Beförderung des Studiums der Natur und zu Erweiterung vaterländischer Naturkenntniß hervorgegangen ist, die von dem verewigten Prof. Meisner in Bern herausgegebene Zeitschrift: der naturwissenschaftliche Anzeiger (1817—1823), und die Annalen für die Naturwissenschaften (1823—1825) Ersatz gewähren konnten für den Mangel einer durch die Gesellschaft selbst veranstalteten Sammlung, so hat theils seit Meisners Tod auch diese den Gesellschaftszwecken zudienende Privatunternehmung aufgehört, theils scheint es dem Ansehen und dem Umfang, welche die Gesellschaft seit einem vollen Jahrzehend gewonnen hat, angemessen, daß sie die Sorge für die Bekanntmachung ihrer Arbeiten nicht mehr zufälligen und mancherlei Störungen nur allzuleicht ausgesetzten Bemühungen Einzelner überlasse, sondern selbst dafür Bedacht nehme, eingedenk, daß eben damit sie sowohl ihrer eigenen Thätigkeit und der wetteifernden Nachstrebung ihrer Glieder einen kräftigen Reiz verleihen, als hinwieder auch das nutzbarste und rühmlichste Denkmal ihres Daseins gründen und ihr Andenken dadurch den Nachkommen am sichersten empfehlen kann. Auch das eidsgenössische Band, welches, gleich den übrigen vaterländischen Gesellschaften, der naturwissenschaftliche Verein zwischen Schweizern aller Kantone durch sein Dasein und seine jährlichen Versammlungen bereits schon geknüpft hat, wird eine noch innigere Verbindung erzielen, und den edeln Sinn für Nutzen und Ehre des gemeinsamen Vaterlandes rühmlich bewähren, wenn, verzichtend auf die Ausgabe eigenthümlicher Sammlungen, die Gesellschaften der einzelnen Kantone ihre Arbeiten zum Behuf der gemein-schweizerischen Denkschriften darbringen, und dadurch Werth und Bestand dieser letztern sichern. Mancherlei Schwierigkeiten mögen freilich einer solchen Einrichtung sich in den Weg stellen, aber mit Zuversicht läßt sich die Beseitigung und Ueberwindung derselben hoffen von dem reinen Willen und Eifer der achtbarsten Männer, wie von den Mitteln, die einer so zahlreichen Gesellschaft zu Gebote stehen.

Kaum dürfte alsdann für die Eröffnung dieser Denkschriften schweizerischer Naturforscher eine passendere Einleitung gefunden werden, als die gründliche, umfassende und richtige Nachweisung des wirklichen Zustandes der Naturkenntniß des Schweizerlandes, die in neuern Zeiten mit hinreichender Sachkenntniß nirgends versucht, und noch weniger auf eine befriedigende Weise geliefert worden ist. Es müßte diese Nachweisung aus den Darstellungen hervorgehen, welche zunächst für die einzelnen Kantone zu bearbeiten wären, und wozu die Gesellschaft die dafür tüchtigsten ihrer Mitglieder in jedem Kanton in der Meinung beauftragen könnte, daß alsdann das mit Besorgung der Ausgabe der Denkschriften zu beauftragende Comité die Eingaben ordnen und mittelst der einzelnen Schilderungen die aus geregelt übereinstimmenden Theilen bestehende Gesammt-Darstellung zu bearbeiten Pflichs hätte.

Ein erwünschtes und gelungenes Musterbild einer solchen, für den Kanton Basel berechneten Darstellung hat vor ein paar Wochen erst der verdienstvolle baselsche Naturforscher, Herr Prof. Peter Merian, in der Einladungsschrift für die Promotionsfeier des Pädagogiums (1. Mai 1826) dargereicht, deren wesentlichen Inhalt, da das Schulprogramm ausser Basels Mauern nur wenig bekannt werden möchte, wir hier in der Absicht mittheilen, um den obgedachten Antrag damit zu erläutern und in theilweise schon geleisteter Ausführung seine Güte zu erweisen.

Ueber das von Hrn. Merian in seiner Uebersicht Gegebene hinaus dürfte annoch zu wünschen sein, daß die in jedem Kanton und an jedem Ort vorhandenen Hilfsmittel der Naturkenntniß, die Anstalten nämlich, welche als solche zu betrachten sind, und die öffentlichen sowohl als Privatsammlungen, welche dahin gehören, ihrem wirklichen Zustande nach aufgezählt und gewürdigt würden; Pflanzengarten, naturwissen-

ſchaftliche Muſeen und Bibliotheken müßten dabei vorzügliche Beachtung erhalten.

Es darf nicht erſt bemerkt werden: wie aus einer treuen Darſtellung des Vorhandenen die Wahrnehmung des noch Mangelnden hervorgeht, und wie die wahrgenommenen Lücken zu derſelben Ausfüllung einladen; wie der ehrwürdigen Geſellſchaft leicht ſein wird, von den gewünſchten Schilderungen alles dasjenige fern zu halten, was Tadelſucht oder unziemende Rüge beißen könnte, und wie da, wo die Erſpähung der Wunder und Geheimniſſe der Natur und die Erforſchung ihrer Geſetze der Beobachtung und dem Nachdenken des Menſchen, wie ſeit Jahrtauſenden, ſo auf alle Zukunft eben ſo unerſchöpfliche, als ſeiner Beſtimmung und Würde angemeſſene Beſchäftigung darbietet, die Erkenntniß begangener Irrthümer oder die Einſicht des Mangelnden in unſern Kenntniſſen nicht kränkend, ſondern erfreulich, keineswegs niederſchlagend und beſchämend, ſondern vielmehr nur anregend und aufmunternd ſein muß.

Die Richtung, welche die Naturkunde in neuern Zeiten angenommen hat (ſagt Hr. Merian), gibt genauen Lokalbeſchreibungen einen erhöhten Werth, auch in allgemein-wiſſenſchaftlicher Hinſicht. Es genügt nicht mehr, die Mannigfaltigkeit der Naturerſcheinungen geſondert aufzufaſſen, man ſucht die Verhältniſſe zu erforſchen, in welchen die Einzelnheiten zu einander und zum großen Ganzen ſtehen. Um dieſes Ziel zu erreichen, wird es aber nothwendig, die Natur in der Geſammtheit kennen zu lernen, wie ſie ſich in einzelnen Gegenden darſtellt. Hierzu ſind lange Zeit hindurch fortgeſetzte Forſchungen und die Mitwirkung vereinigter Kräfte erforderlich, wenn die wünſchenswerthe Vollſtändigkeit erzielt werden ſoll. Nur einheimiſche Naturforſcher werden mit andauernder Beharrlichkeit dieſes Ziel verfolgen können; ſie werden aber eben damit Weſentliches für die Förderung der Wiſſenſchaft im Allgemeinen leiſten.

Das erſte Erforderniß zur genauen Lokalkenntniß einer Gegend iſt ihre befriedigende topographiſche Darſtellung. Schon ſeit dem Jahr 1766, früher als die meiſten Kantone der Schweiz, beſaß der Kanton Baſel eine gute Spezialkarte. Er verdankt ſie dem verdienſtvollen Bruckner [1]), welcher die ältern Arbeiten Meyers dabei hauptſächlich benutzte. So vorzüglich dieſe Karte für die Zeit ihrer Erſcheinung genannt werden darf, ſo ſind doch ſeit ſechszig Jahren die Forderungen der Wiſſenſchaft ſtrenger geworden. Die von Herrn Prof. Huber beſorgte Karte des Bezirks Birseck [1]), derjenige Theil des Kantons, welcher auf der Buchwalderſchen Karte des Bisthums Baſel [2]) und auf der vom Pariſer Kriegsdepot herausgegebenen Karte von Schwaben [3]) begriffen iſt, übertreffen die von Bruckner gegebene Darſtellung derſelben Gegend. Die Thätigkeit, womit die Regierung des Kantons gegenwärtig die Kadaſtrirung der Landſchaft unter geſchickter Leitung vornehmen läßt, und die Grundlage, welche die durch Hrn. Prof. Huber in den letzten Jahren angeführte Triangulirung darbietet, laſſen in kurzer Zeit eine Karte hoffen, welche den vorzüglichſten Leiſtungen dieſer Art wird an die Seite geſtellt werden können.

Die geographiſche Lage von Baſel iſt mit ziemlicher Genauigkeit ausgemittelt. Hr. v. Zach hat im Jahr 1805 die Breite mittelſt des Sextanten beſtimmt, und die frühern Beobachtungen von Ludwig Wenz und Jakob Schäfer ſtimmen mit ſeiner Angabe zuſammen. Eben ſo hat Hr. Wurm die ſchon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von J. J. Huber angeſtellten Beobachtungen von Verfinſterungen der Jupiters-Trabanten und von Sternbedeckungen berechnet, und eine ſehr gute Längenangabe daraus abgeleitet. Die geographiſche Länge und Breite von Baſel, welche die Verbindung mit den Caſſiniſchen Meſſungen ergab, zeigen mit jenen, ausſchließlich auf aſtronomiſche Beobachtungen ſich ſtützenden Angaben volle Uebereinſtimmung, ſo daß in dieſer Hinſicht die Unbeſtimmtheit in ſehr enge Grenzen eingeſchloſſen iſt. [4])

Zur Beſtimmung der Lage eines Ortes und der topographiſchen Verhältniſſe einer Gegend gehört auch die Ausmittelung der abſoluten Höhe über der Meeresfläche. Die Höhe von Baſel, des niedrigſten Punktes des auf der Nordſeite der Alpen liegenden Theiles der Schweiz, iſt namentlich in den letzten Jahren auf verſchiedene Weiſe beſtimmt worden, ſo daß die Grenze der Unzuverläſſigkeit, die in dieſem wichtigen Elemente noch obwaltet, ſich wenig über 20 Pariſer

---

1) Kanton Baſel. Daniel Bruckner Auctor. Em. Büchel del. 1766.

1) Skizze des nordweſtlichen Theils des Kantons Baſel, welcher den neuen Bezirk Birseck in ſich begreift, entworfen im Maimonat 1816 von D. H. P. M.

2) Carte de l'ancien évêché de Bâle, réuni aux cantons de Berne, Bâle et Neuchatel, levée en 1815 à 1819, par A. J. Buchwalder.

3) Carte topographique de l'ancienne Souabe et d'une portion des pays limitrophes, commencée en 1801 par les soins du général Moreau, exécutée au dépôt de la guerre. Paris 1818. Die Blätter S. 26. S. 27. T. 26. T. 27.

4) Siehe darüber einen Brief von Hrn. Profeſſor Daniel Huber in von Zachs monatlicher Correſpondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde. B. 12. S. 177, und ebendaſelbſt S. 465.

Fuß erſtrecken werden [1]). Durch die Reihe barometriſcher Beobachtungen, welche auf Veranſtaltung der ſchweizeriſchen naturforſchenden Geſellſchaft mit ſorgfältig verglichenen Inſtrumenten begonnen haben, darf man hoffen, die Höhenbeſtimmung von Baſel auf denjenigen Grad von Zuverläſſigkeit zu bringen, den der gegenwärtige Stand der Wiſſenſchaft zuläßt.

Der Feſtſetzung der Höhe von Baſel reiht ſich die der verſchiedenen Orte des Kantons an. Auch in dieſer Beziehung iſt ſchon Mehreres geleiſtet worden. Die trigonometriſche Vermeſſung von Hrn. Profeſſor Huber hat Höhenangaben einiger der wichtigſten Punkte geliefert. Von verſchiedenen Beobachtern, hauptſächlich aber von dem ſo thätigen, leider zu früh verſtorbenen Karl Strange ſind barometriſche Meſſungen ausgeführt worden, ſo daß durch dieſes Mittel die Höhen von mehr als hundert Punkten im Kanton Baſel beſtimmt ſind [2]), für eine Gegend von geringer Ausdehnung eine nicht unerhebliche Anzahl. Ungleich mehr noch darf man aber von den zur Kadaſtrirung des Kantons vorgenommenen ſecondären Vermeſſungen erwarten. Dieſelben bieten bereits die nöthigen Angaben dar zur trigonometriſchen Ausmittelung der Erhebung von mehr als fünfhundert der wichtigſten Punkte, ſo daß die Höhenverhältniſſe der Gegend ſo genau beſtimmt ſein werden, als die irgend einer andern.

Die Kenntniß der phyſikaliſchen Verhältniſſe von Baſel iſt in einem noch ſehr unbefriedigenden Zuſtande. Alle Unterſuchungen aufzuzählen, deren Anſtellung wünſchenswerth wäre, würde freilich etwas weit führen; man will ſie daher hauptſächlich auf Beobachtungen beſchränken, die an andern Orten ſchon ausgeführt ſind. Dahin gehören vor Allem: die Grundlage zur Beſtimmung des Zuſtandes der Atmoſphäre, eine zuſammenhängende Reihe gut angeſtellter Beobachtungen des Barometers und des Thermometers. Schon ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts beſitzt man die vom Prof. J. J. d'Annone angeſtellten meteorologiſchen Beobachtungen [3]). Die Inſtrumente jener Zeit hatten aber noch nicht den Grad der Vollkommenheit, der nothwendig iſt, um die von ihnen angeſtellten Beobachtungen jetzt noch benutzen zu können. Beſſer ausgeführt ſind die Barometer-Beobachtungen, welche vom Doktor Abel Socin mit wenigen Unterbrechungen von 1784 bis 1800 angeſtellt wurden. Es geht ihnen aber ein Element ab, welches ungern vermißt wird, nämlich die Beſtimmung der barometriſchen Temperatur. Die Beobachtungen der Lufttemperatur von demſelben Beobachter können zur Ableitung zuverläſſiger Reſultate nicht benutzt werden. Seit jener Zeit hat Hr. Prof. Huber Barometer- und Thermometerſtand während einer langen Reihe von Jahren beobachtet, dennoch aber fehlt noch eine auf unmittelbare Beobachtungen ſich ſtützende zuverläſſige Angabe der mittlern Luftwärme und eine Ueberſicht der Vertheilung der Wärme in den verſchiedenen Jahreszeiten. Die Ausführung der oben erwähnten, durch die allgemeine ſchweizeriſche naturforſchende Geſellſchaft angeordneten Reihe meteorologiſcher Beobachtungen verſpricht auch für Baſel in dieſer Hinſicht nach einigen Jahren mehr Beſtimmtheit.

Zuſammenhängende Beobachtungen über den Feuchtigkeitszuſtand der Luft, über Regenmenge und über andere klimatiſche Verhältniſſe fehlen noch gänzlich. Wahrnehmungen über den Zug der Gewitter, welche nicht unintereſſante Eigenthümlichkeiten in der Gegend von Baſel aufweiſen, hat noch Niemand geſammelt. Die Bemerkungen über die dort herrſchenden Winde, welche vor 120 Jahren Emanuel König der ältere zuſammengeſtellt hat [1]), erfordern manche Berichtigung und Erweiterung. Eine Vergleichung der Meteorologie anderer Theile des Kantons mit Baſel ſelbſt iſt auch noch nicht ausgeführt worden. Der Raum iſt zwar zu manchen Vergleichungen etwas zu beſchränkt, zu manchen andern aber, z. B. zu vergleichenden Zuſammenſtellungen über Feuchtigkeitsmenge und Regenmenge, lieſſen ſich wohl Reſultate gewinnen, die bei dem unvollkommenen Zuſtande der Meteorologie von Wichtigkeit werden könnten.

Ein weites Feld zu Forſchungen mancherlei Art bieten die zahlreichen Quellen des Kantons dar. Eine chemiſche Unterſuchung aller derjenigen, denen Heilkräfte zugeſchrieben werden, wäre eine verdienſtliche, obwohl etwas mühſame Arbeit. Sollte auch der Gewinn, welcher der Heilkunde daraus erwachſen würde, nicht immer erheblich ſein, ſo ſind für die phyſiſche Erdkunde vergleichbare Unterſuchungen dieſer Art nicht ohne Wichtigkeit. Die chemiſche Prüfung der Quellen des Kantons Baſel, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Friedrich Zwinger, und noch früher deſſen Vater, Theodor Zwinger, vorgenommen [2]), ſind höchſt unbefriedigend, wie ſchon der Zuſtand der analytiſchen Chemie jener Zeit erwarten

1) Siehe die Reſultate in P. Merians Ueberſicht der Gebirgsbildungen von Baſel, S. 6, und bei C. v. Oeynhauſen u. ſ. f. in der Hertha, B. 1. S. 7, und deſſen geognoſtiſche Umriſſe der Rheinländer. Eſſen 1825. B. 1. S. 79.

2) Ein Theil dieſer Angaben findet ſich geſammelt in C. v. Oeynhauſen u. ſ. f. geogn. Umriſſen, B. 1. S. 79.

3) Siehe die Acta helvetica.

1) Siehe deſſen eidsgenöſſ. ſchweizeriſches Hausbuch, Baſel 1705. S. 1019.

2) Siehe die Bruckneriſchen Merkwürdigkeiten.

läßt. Seither iſt keine einzige dieſer Mineralquellen einer eigentlichen chemiſchen Analyſe unterworfen worden. Die Wärme der Quellen, in Verbindung mit der Wärme der unterirdiſchen Höhlungen, deren der Kanton ebenfalls viele aufweiſet, iſt in den neuern Zeiten beſonders ein Gegenſtand der thätigen Forſchungen der Naturkundigen geworden, weil derſelbe in unmittelbarer Verbindung ſteht mit Erfahrungen über die innere Wärme der Erdkörper, welche folgereiche Aufſchlüſſe über die wichtigſten Erſcheinungen der phyſiſchen Erdkunde verſprechen. Was über Beſtimmungen dieſer Art aus der Umgegend vorhanden [1]), iſt wenig zuſammenhängend, und die Vervielfältigung ſolcher Beobachtungen wäre wünſchenswerth.

Einzelne merkwürdige Erſcheinungen, wie die der Eislöcher bei Zeglingen [2]), verdienen fortgeſetzte Unterſuchungen, indem ihre vollſtändige Erklärung über einzelne Theile der Naturkunde, wo noch viel Dunkel herrſcht, Aufſchlüſſe verſpricht.

Die genaue Ausmittelung der Waſſermenge der Flüſſe und ihrer periodiſchen Veränderungen iſt nicht nur in theoretiſcher, ſondern auch in praktiſcher Hinſicht als eine der Grundlagen der Waſſerbaukunſt von Wichtigkeit. Der Rhein führt die Gewäſſer des größten Theils der Schweiz ab. Es iſt daher eine dankenswerthe Veranſtaltung der Behörde, daß ſeit dem Jahr 1809 der Stand des Rheines zu Baſel regelmäßig aufgezeichnet wird. Die Reſultate, welche Eſcher von der Linth [3]) aus dieſen Beobachtungen gezogen hat, ſind ein ſchätzbarer Beitrag zur Kenntniß der phyſiſchen Verhältniſſe der Schweizer Gewäſſer.

Genaue Beobachtungen der Magnetnadel fehlen auch noch größtentheils. Die Abweichung iſt zwar zu verſchiedenen Zeiten, im Jahr 1691 durch Theodor Zwinger [4]), und ſeither durch Ludwig Wenz, Kandidat Eucharius Müller, Hrn. Prof. Huber und andere Beobachter beſtimmt worden, doch nicht immer mit ſehr vollkommenen Inſtrumenten. Eine Angabe der magnetiſchen Neigung, die zuverläſſig ſcheint, wurde im Jahr 1758 von Dan. Bernoulli gegeben [5]). Demſelben Beobachter verdanken wir eine intereſſante Beobachtung einer bei der Beſchaffenheit unſers Erdreichs merkwürdigen örtlichen Störungen der gewöhnlichen Lage der Magnetnadel [1]).

Die Hilfsmittel zur Beſtimmung der Richtung, der Stärke und der Veränderungen der magnetiſchen Kraft, welche der jetzige Stand der Wiſſenſchaft an die Hand gibt, ſind aber noch nicht in Anwendung gebracht worden.

Die Zoologie der Umgegend von Baſel bedarf noch lange fortgeſetzter Forſchungen, um auf eine befriedigende Weiſe gekannt zu ſein. Die Arten der Säugethiere und Vögel der Schweiz ſind ſchon mit ziemlicher Vollſtändigkeit aufgezählt, und von dem, was die Umgegend von Baſel darbieten kann, laſſen ſich keine großen Eigenthümlichkeiten erwarten. Wenn aber der ſyſtematiſche Theil der Naturgeſchichte dieſer Thierklaſſen ſchon einen hohen Grad von Ausbildung erreicht hat, ſo bleibt noch Manches zur Erforſchung der Sitten und der Lebensart dieſer Thiere zu thun übrig, und auch Baſels Landſchaft würde ſich zu Unterſuchungen dieſer Art eignen.

Von einem beſondern Intereſſe würde eine genaue Kenntniß der daſelbſt vorkommenden Fiſche ſein. Die Naturgeſchichte der Fiſche überhaupt, die der ſchweizeriſchen insbeſondere, läßt noch ſehr viel zu wünſchen übrig. Es iſt aber vielleicht kein Punkt in der Schweiz, wo die Mannigfaltigkeit der Geſchöpfe dieſer Thierklaſſe größer wäre, als gerade in Baſel, und dennoch hat dieſer Umſtand noch keinen einheimiſchen Naturforſcher bewogen, dieſem Zweige der Naturgeſchichte ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Schon eine genaue ſyſtematiſche Beſtimmung aller im Rheine vorkommenden Arten der Fiſche, welche ohne große Schwierigkeiten ſich ausführen lieſſe, wäre an ſich ein ſchätzbarer Beitrag zur Naturkunde der Schweiz, und würde auch in allgemein naturhiſtoriſcher Hinſicht nicht ohne Wichtigkeit ſein. Es finden ſich dazu einige Beiträge von Sander [2]), die aber höchſt unvollſtändig und ungenügend ſind. Eben ſo könnten aus einer Einſammlung und Zuſammenſtellung der Erfahrungen von Fiſchern nicht ganz unerhebliche Aufſchlüſſe für die Naturgeſchichte der Fiſche im Allgemeinen hervorgehen.

Der großen Mannigfaltigkeit der Beſchaffenheit des Erdbodens, die auf einen kleinen Raum ſich zuſammengedrängt findet, verbunden mit einem verhältnißmäßig milden Klima, verdankt die Gegend von Baſel einen großen Reichthum an Inſekten. Es wäre zu wünſchen, daß, was dortige Sammlungen aus den Ordnungen der Coleopteren und Lepidopteren enthal-

1) Siehe P. Merians Abhandlung über die Wärme der Erde in Baſel. 1823.

2) Siehe Bruckners Merkwürdigkeiten, St. XXI, S. 2509.

3) Naturwiſſenſchaftlicher Anzeiger der ſchweizeriſchen Geſellſchaft vom Jahr 1821.

4) Scrutinium magnetis. Basileæ 1697. 8.

5) Mémoire sur les nouvelles aiguilles d'inclinaison faites à Basle par M. Dietric. *Acta helvet.* T. 3. p. 240. 1826.

1) Bruckners Merkwürdigkeiten, St. XIII. S. 1552.

2) Beiträge zur Naturgeſchichte der Fiſche im Rhein, im Naturforſcher, B. 15, S. 163. und in Sanders kleinen Schriften, B. 1, S. 233.

ten, auf eine dem jetzigen Zustande der Wissenschaft entsprechende Weise zusammengeordnet, zur öffentlichen Kunde käme. Die schweizerische Insektenfauna würde durch eine Arbeit dieser Art wesentliche Bereichungen erhalten. Die übrigen Ordnungen der Insekten haben in Basel, wie anderwärts, weniger Bearbeiter und Sammler gefunden, desto größer sind die Bereicherungen, die sich hier noch erwarten lassen, und sehr zu bedauern ist, daß ein frühzeitiger Tod dem regen Eifer des trefflichen J. J. Hagenbach, der durch gediegene Arbeiten in dem Fache der Naturgeschichte, dem er sich mit so entschiedener Vorliebe gewidmet, seine Tüchtigkeit bereits erwiesen [1]), so früh ein Ziel gesetzt hat.

Das Studium der einheimischen Conchylien und der übrigen Geschöpfe aus den niedrigsten Thierklassen ist bis jetzt in Basel noch sehr vernachlässigt geblieben. Noch kein Sammler hat die verschiedenen Arten dieser Thiere vollständig zu vereinigen gesucht, obgleich auch in dieser Beziehung die Gegend der Beachtung werth ist, und dieser so sehr zurückgesetzte Zweig der Naturgeschichte in neuerer Zeit in der Schweiz Bearbeiter gefunden hat. Auch hier würde J. J. Hagenbach Wesentliches geleistet haben. [2])

Einen höchst erfreulichen Gegensatz mit der in allen Zweigen so lückenhaften Kenntniß der einheimischen Thierwelt bilden die Bearbeiter der Pflanzenschöpfung. Die Baselsche Landschaft erfreut sich des seltenen Vorzugs, bereits vor zwei Jahrhunderten durch einen Meister in der Kunst eine mit musterhaftem Fleiß bearbeitete Flora erhalten zu haben. [3]) Der Umstand, daß die Werke ihres Verfassers, Caspar Bauhins, lange Zeit hindurch als das Archiv der botanischen Kenntnisse angesehen wurden, daß die Herbarien Bauhins und seines Freundes und Zeitgenossen, Jak. Hagenbach, annoch in Basel aufbewahrt werden, geben dieser Flora einen vielleicht einzigen Werth. Bauhins Beispiel fand viele Nachfolger und als Haller, dessen Vorliebe für Botanik zuerst in Basel rege geworden, seine in der Geschichte der Pflanzenkunde Epoche machende Beschreibung der Schweizerpflanzen herausgab, fand er für die Gegend von Basel in den Vorarbeiten eines Emanuel Königs, N. J. Hubers, J. J. Stähelins, vorzüglich aber durch die Beiträge seines Freundes Benedict Stähelin, eine sehr wesentliche Beihilfe. Späterhin bereicherten noch Achilles Mieg, vorzüglich aber Werner De Lachenal, dessen Sammlungen eine Zierde der in Basel anzutreffenden naturhistorischen Hilfsmittel ausmachen, die Baselsche Flora. In den neuesten Zeiten erschien dann endlich eine neue Bearbeitung der phänerogamischen Gewächse dieser Flora [1]), welche den sorgfältigsten Werken dieser Art an der Seite steht, und die hoffentlich auch bald ihre Vollendung erhalten wird.

Die cryptogamischen Pflanzen der Gegend sind weniger bekannt, als die phänerogamischen, und hier bleibt noch viel zu leisten übrig. Benedikt Stähelin's Untersuchungen, die im Hallerschen Werk enthalten, sind das Einzige, was zur öffentlichen Kunde gekommen ist. Die cryptogamische Pflanzenkunde hat aber seit Stähelin's Zeit so erhebliche Fortschritte gemacht, daß einem emsigen Forscher gewiß noch eine reiche Nachlese werden könnte.

Eine kleine Gegend, wie der Kanton Basel, ist zu beschränkt, um durch Untersuchungen über Pflanzengeographie viele Aufschlüsse zu versprechen; doch würde bei einer nähern Betrachtung gewiß manche lehrreiche Zusammenstellung sich ergeben. Ueber den Einfluß der Kultur auf die Flora jener Gegend liefert die Vergleichung der jetzigen Flora von Basel mit den Beobachtungen von Bauhin und De Lachenal schon manchen schätzenswerthen Beitrag.

Die Gebirge der Landschaft Basel haben eine ziemlich einfache Zusammensetzung; sie bieten aber eben deshalb keinen Reichthum mannigfaltiger Mineralien dar. Einzelne Seltenheiten sind indeß auch anzutreffen. [2]) Hingegen finden sich in den Geröllablagerungen Gebirgsarten aus verschiedenen, in ihrer Beschaffenheit von denen sehr abweichender Gegenden zusammengehäuft, und hier kann sich der Mineraloge in Aufsuchung und Unterscheidung einer großen Verschiedenartigkeit mineralischer Stoffe üben.

Für die Lokalkenntniß einer gegebenen Gegend besonders wichtig sind ihre geognostischen Verhältnisse, oder die Art und Weise, wie die mineralischen Substanzen im Großen sich gestalten. Die Kenntniß eines jeden auch noch so begrenzten Erdstrichs macht hier auf eine unmittelbarere Weise, als in der Zoologie und Botanik, einen Theil des ganzen Gebäudes der

---

[1]) Symbolæ faunæ Insectorum Helvetiæ, auct. *J. Jac. Hagenbach*. Basileæ, 1822. 8. Fasc. I.

[2]) Siehe seine Beschreibung des Lumbricus Cryptozonius, in Meitzner's Annalen, V. S. 84.

[3]) *Casp. Bauhini* catalogus plantarum circa Basileam sponte nascentium, in usum scholæ mediciæ quæ Basileæ est. Basileæ, 1622. 8.

[1]) Tentumen flora Basileensis exhibens plantas phaenerogamas sponte nascentes, auct. C. Fr. *Hagenbach* Basileæ, 1821. Vol. 1, die zwölf ersten Linnéischen Klassen enthaltend. Ferner verdienen Erwähnung die Abbildungen schweizerischer Pflanzen von Hrn. Labram.

[2]) Siehe zum Beispiel Karl Stange, über ein neues Vorkommen des Bernsteins unweit Basel, in Gilberts Annalen der Physik, B. 74. S. 107.

Wiſſenſchaft aus. Der verhältnißmäßig unvollkommene Zuſtand der Geognoſie gibt überdies der genauen Beſchreibung irgend einer Gegend einen erhöhten Werth in allgemein wiſſenſchaftlicher Hinſicht. Man iſt mit den allgemeinen geognoſtiſchen Erſcheinungen der Landſchaft Baſel inſoweit bekannt, daß ſich die ziemlich mannigfaltigen Bildungen mit Zuverläſſigkeit in das allgemeine Lehrgebäude der Geologen einordnen laſſen.[1]) Zur genauen Beſchreibung mancher lehrreicher Verhältniſſe bleibt aber noch viel zu thun übrig, und mit den ſchnellen Fortſchritten der Wiſſenſchaft müſſen in wenig Jahren die vielen Lücken fühlbarer werden. Im gegenwärtigen Zeitpunkte dürfte beſonders eine recht genaue Unterſuchung der im höhern Theile des Kantons ſo auffallenden Erſcheinungen der Schichtung, und des Nebeneinanderſeins der Bildungen verſchiedenen Alters, zu werthvollen Ergebniſſen für die Wiſſenſchaft führen.

Ein beſonders lehrreicher und wichtiger Zweig der Geologie iſt die Beſtimmung der in den verſchiedenen Gebirgsbildungen enthaltenen Ueberreſte organiſirter Weſen. Die Gegend von Baſel iſt durch einen Reichthum mannigfaltiger Verſteinerungen ausgezeichnet, und ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren haben mehrere ihrer Naturforſcher eine beſondere Sorgfalt dem Sammeln dieſer Naturgegenſtände gewidmet. Die Früchte ihres Fleißes ſind nicht verloren gegangen. Die Bernoulliſche Sammlung iſt ſehr reich an einheimiſchen Verſteinerungen, und die nicht unanſehnlichen Sammlungen eines Bruckner, Pfarrer d'Annone, Profeſſor d'Annone und Frey, finden ſich auf der öffentlichen Sammlung vereinigt und zum großen Theil geordnet. Es iſt das Mitwirken vieler Sammler hier beſonders wünſchenswerth, indem der unvollkommene Zuſtand, in welchem die organiſchen Ueberreſte meiſtens angetroffen werden, einen fortgeſetzten Fleiß und eine andauernde Benutzung günſtiger Umſtände wünſchenswerth macht, wenn einige Vollſtändigkeit in dieſem Fache erzielt werden ſoll. Die Vereinigung einer nicht unbeträchtlichen Anzahl ausländiſcher Petrifacten mit den einheimiſchen der öffentlichen Sammlung, und die in dieſem Fache bemerkenswerthen literariſchen Hilfsmittel, welche die naturhiſtoriſche Bibliothek darbietet, erleichtern die Ueberſicht und die Beſtimmung deſſen, was dem Kanton angehört, und machen die Sammlung höchſt beachtenswerth. Es läßt ſich für ihre Vervollſtändigung noch viel thun; denn abgerechnet, daß jedes Jahr bei eifrigem Nachſuchen neue Entdeckungen bringt, haben die ältern Sammler manche weniger in die Augen fallende, aber deswegen nicht minder merkwürdige Verſteinerungen einer geringern Aufmerkſamkeit gewürdigt, und auf die genauen Verhältniſſe ihres Vorkommens nicht die Sorgfalt verwendet, die jetzt gefordert wird.

Von den Baſeler Petrifacten iſt ſchon Einiges zur öffentlichen Kunde gekommen, ungleich mehr iſt aber noch unbeſchrieben und unabgebildet geblieben. Die Abbildungen der Verſteinerungen, welche der fleißige Bruckner ſeinen Merkwürdigkeiten beifügte, ſind jetzt noch von Werth. Mehrere Abhandlungen über Erzeugniſſe der Landſchaft Baſel haben Friedrich Zwinger und Profeſſor J. J. d'Annone geliefert.[1]) Vorzüglich verdienen aber die vielen Beiträge des Letztern zum Knorrſchen Petrifaktenwerke Erwähnung[2]), die unſtreitig den werthvollſten Theil dieſes Werkes ausmachen, und deren Originale, nebſt den Bruckneriſchen, noch ſämmtlich in der öffentlichen Sammlung vorhanden ſind.

[1]) Siehe Peter Merians Ueberſicht der Gebirgsbildungen in den Umgebungen von Baſel. Baſel 1821, mit einer Karte, und einzelne Abhandlungen in Leonhards mineralog. Taſchenbuche und Meisners naturwiſſenſchaftlichen Annalen.

[1]) Siehe die Acta helvetica.

[2]) Die Naturgeſchichte der Verſteinerungen zur Erläuterung der Knorriſchen Sammlung der Merkwürdigkeiten der Natur, herausgegeben von J. E. J. Walch. Nürnberg, 1773. 4 Theile. Fol.

Hiſtoriſche Erinnerungen.

Die letzten Begebenheiten vor dem Tode Joachims, ehemaligen Königs von Neapel.

(Beſchluß.)

„Bei ſeiner Abreiſe von Ajaccio hinterließ Joachim ein Schreiben an Maceroni, in welchem er ihm ankündigte, daß er die Freiheit über Alles ſchätze, daß Gefangenſchaft und Tod für ihn gleichbedeutende Worte ſeien, und daß er daher die Bedingungen der verbündeten Mächte nicht annehmen könne. Er wolle nach Neapel, er wolle ſich an die Spitze ſeiner Armee ſtellen, er wolle der Krone ſich wieder verſichern, auf die Niemand ihm ſeine heiligen, von ganz Europa anerkannten Rechte abſtreiten könne.

„In der zweiten Nacht der Ueberfahrt zerſtreute ein heftiger Windſtoß unſere kleine Flotte, und warf uns auf die Küſte von Sardinien, wo wir beinahe geſcheitert wären. Wir vereinigten uns auf dem wüſten Eiland Tavolara wieder. Von da ſetzten wir unſere Reiſe am 30. weiter fort. Am 6. Oktober Abends waren wir noch zwei oder drei Stunden von Paola, auf der Küſte Kalabriens, entfernt. Barbara befahl, die Feuer auszulöſchen, um dem Feinde allen Argwohn über die Beſtimmung unſerer Fahrzeuge zu neh-

men, die man leicht für Korallenfischerbarken halten konnte. Er verordnete, sich nur der Feuersteine zu bedienen. Ein anderer Windstoß schleuderte uns, während der Nacht, wieder in die offene See hinaus, und trennte uns von einander.

„Am 7. mit Tagesanbruch sahen wir nur noch die Barke No. 6 und lavirten sodann auf der Rhede von San Luzido, um unsere übrigen Fahrzeuge zu erwarten. Der König befahl dem Bataillonschef Ottaviani, sich mit einem Matrosen an's Land zu begeben und Erkundigungen einzuziehen. Kaum hatten sie den Boden betreten, so wurden sie arretirt. Kurz darauf erhielt der Patron Cecconi einen gleichen Auftrag, und kehrte ebenfalls nicht zurück. Darauf hielten wir es für rathsamer, die Spitze von Paola zu umschiffen, wo wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, die übrigen Barken angetroffen haben würden. Aber der Kapitän Barbara behauptete, daß der Wind uns gerade entge- ı sei, und daß wir uns der Gefahr aussetzen würden, von den sizilianischen Scorridors *) gefangen zu werden, die durch den Telegraphen bereits auf uns aufmerksam gemacht worden seien.

„Der Kapitän Pernice und der Lieutenant Moltedo, die sich auf der von Courrand befehligten Barke befanden, verlangten sich mit dem Könige zu unterreden, und benachrichtigten ihn, daß Courrand die Absicht habe, sich von der Küste zu entfernen, um die projektirte Landung zu vermeiden. Der König ließ ihn zu sich kommen und redete ihm in's Gewissen. Er schwur hoch und theuer, daß er seine Pflicht auf's strengste erfüllen werde. Als wir aber gegen Mitternacht bei Amantea uns befanden, und nun die Richtung gegen die Küste einschlugen, hieb er die Taue durch, mit denen er an unsere Barke befestigt war, und entfernte sich in größter Eile. Seitdem sahen wir ihn nicht wieder. Er hatte 50 alte Soldaten an Bord, und kehrte mit ihnen nach Korsika zurück.

„Diese Verrätherei trieb Joachim fast zur Verzweiflung. Ich hielt diese Gemüthsstimmung für günstig, ihm die Unmöglichkeit des Gelingens seines Entwurfs, unter so bewandten Umständen, bemerkbar zu machen, und ihn zu beschwören, seinen Paß zu benutzen. Er zeigte zwar einen großen Widerwillen dagegen; endlich aber erklärte er sich dennoch bereit, nach Triest sich zu begeben, und das von Oesterreich ihm angebotene Asyl anzunehmen. — So lange als er entschlossen schien, in Kalabrien zu landen, hatte Barbara den besten Willen gezeigt; aber als der König ihm seinen Entschluß verkündete, gegen Triest sich zu wenden, äusserte er die Unmöglichkeit, die Reise weiter fortzusetzen. Er behauptete, daß wir weder genug Wasser noch Lebensmittel hätten, daß die Schiffahrt gar lang sein würde, und daß wir durchaus im ersten Hafen anlegen müßten, um uns die nöthigen Provisionen zu verschaffen. Endlich, als der König noch mehr in ihn drang, sagte er geradezu, daß es äusserst gefährlich sei, mit einem so kleinen Fahrzeuge, in dieser Jahrszeit, sich auf's adriatische Meer zu begeben, und daß er ein solches Wagstück nicht unternehmen könne.

„Allen diesen Vorstellungen zufolge, sah sich der König gezwungen, ihm seine Bewilligung zur Landung bei Pizzo zu ertheilen. Er ließ ihm durch seinen Kammerdiener Armand zugleich ein Verzeichniß der Gegenstände zustellen, deren Einkauf er begehrte. Sodann wurde ein Sack mit 500 Proklamationen an die Bewohner des Königreichs Neapel in's Meer geworfen. Bevor Barbara, mit der Barke No. 6, sich gegen Pizza wandte, verlangte er von Joachim seinen Paß, um sich damit legitimiren zu können. Auf die Weigerung, dies wichtige Aktenstück aus den Händen zu geben, entgegnete er ganz gleichmüthig, daß er in diesem Falle nicht landen könne. Der König blickte ihn mit Verachtung an, und rief mir sodann mit starker Stimme zu: Man weigert sich, mir zu gehorchen, und ich sehe mich gezwungen, mich selbst an's Land zu begeben. Bleiben Sie mir zur Seite. Ich fürchte nicht, daß mein Andenken in diesem Lande ganz vergessen sein werde.

„Es wurde den Offizieren der Befehl ertheilt, ihre Staatsuniformen anzulegen. Der Wind trieb uns gegen Pizzo, wo wir in Kurzem landeten. Die Offiziere wollten ans Ufer springen; aber Joachim hielt sie zurück und sagte: Laßt mich der Erste sein! Es war am 8. Oktober gegen Mittag. Wir waren im Ganzen 28 Militärpersonen und drei Bedienten. Eine große Menge neugieriger Menschen strömte sogleich herbei und umringte den König mit dem Geschrei: Es lebe König Joachim! Dieser stellte sich an die Spitze seiner kleinen Truppe und schritt rasch gegen den großen Platz, an dem sich das Schloß befindet. Dies Gerücht von unserer Landung hatte sich mit Blitesschnelle verbreitet, und eine große Volksmenge umwogte uns. Mehrere Kanoniere von der Küstenwache wurden von Joachim angeredet und schlossen sich uns an. Indessen waren einige Bewohner von Pizzo mit unglückweissagenden Gesichtern verschwunden. Andere betrachteten uns mit offenen Mäulern, und sagten kein Wort. Zwei junge Männer aus der Nähe von Monteleone sagten heftig zum König: „Sire! eilen Sie, verlassen Sie Pizzo. Sie sind umringt von Feinden und verrathen; verlieren Sie keine Zeit. Eilen Sie nach Monteleone. Wir wollen Sie dorthin

*) Leichte bewaffnete Schiffe.

führen. Sie sind gerettet, wenn Sie diesen Ort verlassen können."

„ Wir gaben ihren Bitten nach, und erstiegen den Berg gegen Monteleone. Wir eilten so schnell, daß der König, der seit zwölf Tagen auf der Barke beinahe immer in sitzender Stellung sich befunden hatte, sich unwohl befand, und mehrmals stehen bleiben mußte, um wieder Athem schöpfen zu können. Während dem sah man mehrere bewaffnete Bauern, von einigen Kanonieren angeführt, herbeieilen, und es war eben nicht schwer, ihre Absicht zu ergründen. Man rieth zur schleunigsten Flucht, und die Führer drohten, uns zu verlassen, wenn man noch länger zögere. Da stellte Joachim allein sich den Bauern entgegen und sagte zu ihnen, daß er keineswegs in Kalabrien gelandet sei, um ihnen Uebels zuzufügen, sondern er wolle nur die Obrigkeit von Monteleone um Unterstützung, zur Fortsetzung seiner Reise nach Triest ersuchen, und daß er Pässe besitze, die der König Ferdinand selbst achten werde.

„ Indem trat ihm Trenta Capilli (ehemaliger Anführer eines kalabresischen Freikorps), als Gendarmerie-Oberst in der Joachimschen Uniform gekleidet, entgegen, und erbot sich, ihn nach Monteleone zu begleiten. Der König hielt ihn für einen seiner alten Anhänger, trat ihm, unserer Bitten ungeachtet, vertrauungsvoll entgegen, und wurde von ihm als sein Gefangener erklärt. Wir Uebrigen wurden ebenfalls umringt, und er ertheilte uns allen den Befehl, ihm nach Pizza zu folgen. Joachim erkannte nun, doch leider zu spät, das Unbesonnene seines Unternehmens. Er blickte ernst und wehmüthig zu mir hin. Ich war meiner nicht mehr Meister, sondern griff nach meinem Pistol und drohte dem Trenta Capilli, ihm die Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er nicht den König freilasse. Darauf stürzten sich die Bauern auf mich zu, ich wurde entwaffnet, aber Joachim hatte diesen Umstand benutzt, um wieder mit seiner kleinen Truppe sich zu vereinigen. Auch ich war so glücklich, mich ihr wieder anzuschliessen. Man hielt Kriegsrath. Ich machte den Vorschlag, die Bauern anzugreifen, sie zu zerstreuen, das Gebirg zu gewinnen, oder mit den Waffen in der Faust zu sterben. Dieser Gedanke konnte nicht ausgeführt werden, weil Joachim uns ausdrücklich verbot, einen Schuß zu thun. „ Ich will nicht," sagte er, „ daß meine Landung einem meiner Unterthanen das Leben koste."

„ Indessen wurde von allen Seiten auf uns geschossen. Wir waren dicht umschlossen, und der König war aufs neue in Gefahr, in die Hände des Feindes zu fallen. Als wir das sahen, drängten wir uns dicht um ihn, und schlugen uns wie Verzweifelte durch. So erreichten wir, ungeachtet des heftigen Widerstandes, das Ufer, wo wir uns einer Barke bemächtigten, in welcher wir die von Barbara befehligte zu erreichen hofften. Aber dieser hatte sich, dem ausdrücklichen Befehle Joachims zuwider, entfernt, und somit blieb uns nichts anderes übrig, als zu sterben, oder uns zu ergeben. Wir zogen das Erstere vor, und schlugen uns wie die Rasenden, als der König uns innezuhalten gebot. „ Es ist umsonst, uns länger gegen die Uebermacht zu vertheidigen," sagte er, und reichte seinen Degen dem Feinde dar. „ Nehmet diesen Degen, ihr Leute von Pizzo!" rief er. „ Er hat sich mit Ruhm in den Armeen gezeigt, er hat für Euer Vaterland gestritten. Ich übergebe ihn Euch; aber schonet das Leben der Tapfern, die mich begleiten."

„ Das feige Gesindel hörte nicht auf ihn, und verdoppelte sein Feuer nur um so mehr, je weniger Widerstand es fand. Pernice und Giovanni starben zu des Königs Füßen. Lanfranchi, Bieiani, Pasqualini, Armand, Franceschi und ich, wir sanken mehr oder weniger verwundet. Man fiel endlich über uns her, wie wenn man uns zerreissen wollte, und schleifte uns in die Gefängnisse von Pizza. Der König wurde beschimpft und mißhandelt. Er hatte kaum noch die Kraft, sich fortzubewegen. Ich war eben so gekleidet, wie er; da stürzte ein Mensch mit einer Axt auf uns zu, um Joachim den Kopf zu spalten. Kaum hatte ich seine Absicht bemerkt, so rief ich ihm zu, daß ich der König sei, und machte mich auf den Todesstreich gefaßt. Aber er wurde abgewendet, und wir wurden endlich in ein finsteres Gefängniß gestürzt. Joachim wurde entkleidet, und man nahm ihm mit Gewalt seinen Paß, seine Diamanten, sein Gold und seine bedeutenden Kreditbriefe ab. In einer seiner Taschen fand man auch ein Exemplar der Proklamation an die Neapolitaner, das aus Versehen darin geblieben war, und das sogleich an den König Ferdinand IV gesandt wurde.

„ Wir brachten den Tag und die Nacht sehr übel zu. Unsere Wächter drohten, uns bei der geringsten Bewegung zu erstechen. Ausserhalb vernahm man ein dumpfes Geräusch. Späterhin erfuhren wir, daß die Bauern von Monteleone sich eingefunden hätten, um den König zu befreien, und daß man nur durch die ernstlichsten Maasregeln sie habe zur Rückkehr bewegen können. In derselben Nacht kam der General Nunziante, der sich im Dienste Ferdinands befand, an, stellte sich Joachim als Kommandant beider Kalabrien vor, und begrüßte ihn sehr ehrfurchtsvoll. Demungeachtet fügte er hinzu, daß es ihm unmöglich sei, unsere Lage sogleich zu verbessern.

„ Am Morgen des 9. wurden unsere Wunden verbunden. Nunziante erschien von Neuem, doch mit

einiger Verlegenheit. Die Soldaten wurden in ein anderes Gefängniß abgeführt, und wir blieben in dem unserigen. Am 10. erhielt der König ein anderes Zimmer, wohin Natali und ich ihn begleiten durften. Mehrere sizilianische Offiziere frühstückten im tiefsten Schweigen mit uns. Als Joachim sich in sein Gemach zurückzog, präsentirten die Schildwachten aus eigener Bewegung das Gewehr vor ihm. Er schrieb sodann an die Königin, seine Gemahlin, an den Obergeneral der österreichischen Armee zu Neapel, und an den englischen Gesandten, um sie von seiner Gefangennehmung zu Pizzo zu benachrichtigen. Diese Briefe wurden an den König Ferdinand eingesendet, welcher befahl, sie erst nach der Vollstreckung seiner Befehle abzugeben.

„Am 11. schien Nunziante sehr unruhig zu sein. Er sagte, daß ihm eine telegraphische Depesche mit den Worten: „Sie werden ihn bezeichnen ....“ zugekommen sei, und daß er nicht wisse, was er davon denken solle. Joachim schien nichts zu argwohnen. Er äusserte, wie er hoffe, daß Ferdinand, glücklich genug, wieder den Thron von Neapel bestiegen zu haben, die günstige Wendung des Geschicks auf keine Weise mißbrauchen werde.

„Am 12. stellte Nunziante dem Könige den Befehlshaber der englisch-sizilianischen Flotte, den Oberst Robwisson, vor. Joachim verlangte, seine Wohnung nach Tropea, drei Stunden von Pizzo, verlegt zu sehen, was ihm jedoch verweigert wurde. Gegen Mitternacht erhielt Nunziante eine Staferte vom Hofe, mit dem bestimmten Befehl, eine Militärkomission zu bilden, den König zum Tode zu verurtheilen und ihn eine halbe Stunde nachher hinrichten zu lassen. Diese Ordre war folgendermaßen abgefaßt:

Neapel, am 9. Oktober 1815.

Ferdinand von Gottes Gnaden u. s. w. Wir haben dekretirt und dekretiren wie folgt:

Art 1. Der General Murat soll vor eine Militärkommission gestellt werden, dessen Mitglieder unser Kriegsministerium zu ernennen hat.

Art 2. Es soll dem Verurtheilten nur eine halbe Stunde Zeit vergönnt werden, um den Beistand der Religion zu empfangen.

Ferdinand.

„Am 13. Morgens, nachdem der König angekleidet war, trat der Kapitän Stratti in sein Zimmer, und ersuchte mich, hinaus zu gehen. Da ich mich weigerte, so wurde ich mit Gewalt hinausgestoßen und in einen finstern Kerker geworfen, wo bald darauf auch Natali mir nachfolgte. Während dem hatten sich fünf sizilianische Offiziere um Joachim gestellt, und Stratti kündigte ihm an, daß er vor einer Militärkommission erscheinen müsse, die sich im nächsten Zimmer versammelt habe. „Ich werde vor keiner Kommission erscheinen!“ entgegnete er. „Menschen, wie ich, haben nur vor Gott Rechenschaft von ihren Handlungen abzulegen.“ — Der Kapitän Starage war zu seinem Advokaten ernannt worden, und kündigte ihm das mit Thränen an. Ich soll Eure Majestät vertheidigen, sagte er; und vor welchen Richtern?....

„Sie sind meine Richter nicht, erwiederte Joachim lebhaft; sie sind meine Unterthanen. Es ist ihnen nicht erlaubt, über ihren Souverain ein Urtheil auszusprechen; eben so wenig, als sich das ein anderer Fürst unterfangen darf, weil Niemand ein Recht über Seinesgleichen ausüben kann. Die Könige haben keinen andern Richter, als Gott und ihre Völker.“

„Er ließ sich auf keine Weise beruhigen, und wollte durchaus nichts zu seiner Vertheidigung sagen. „Die Glieder der Kommission sind nicht meine Richter; es sind meine Henker. Ich verbiete Ihnen, irgend etwas zu sagen, das den Anschein haben möchte, als wolle ich mich vertheidigen.“

„Kurz darauf erschien der Berichterstatter der Kommission, um ihn zu befragen. Er begann damit, von ihm seinen Namen, sein Alter, sein Vaterland wissen zu wollen. Joachim unterbrach ihn: „Sie wissen, wie Jedermann, daß ich Joachim Napoleon, König beider Sizilien, bin. Wozu die Frage? Packen sie sich fort.“ Er blieb unter der Bewachung der vier Offiziere und sagte zu ihnen: „Ich habe den König Ferdinand für größer und menschlicher gehalten. Ich wenigstens würde, unter ähnlichen Verhältnissen, mich großmüthiger gegen ihn betragen haben, wenn das Geschick der Waffen ihn in meine Gewalt gegeben hätte. Ich habe meine Hauptstadt nur, der Uebermacht nachgebend, verlassen; aber ich habe nie auf meine Titel und Rechte auf das Königreich Neapel verzichtet. Ich habe zwölf Millionen mit nach Neapel gebracht; und nach einer zehnjährigen Beherrschung, die ich so väterlich als möglich zu machen gesucht, bestand mein ganzes Vermögen nur aus 250,000 Franken. Mein Unglück gibt dem Könige Ferdinand ein Königreich, das durch eine von der seinigen im J. 1806 bestehende, sehr verschiedene Gesetzgebung regiert wird. Er findet die Hauptstadt verschönert, die Paläste mit vielem Prachtaufwand ausgeschmückt, und Alles, was den Glanz seines Hofes zu erheben im Stande ist. Von mir hat er nichts mehr zu befürchten, denn ich bin ohne Kräfte, ohne Hilfsmittel. Mein Tod ist zur Sicherung seiner Regierung nicht nothwendig, und würde nur ein unnützes Verbrechen sein. Die vereinten Mächte haben ihm das Beispiel gegeben; er darf es nur nachahmen wollen. Seine Großmuth gegen einen wehrlosen ohnmächtigen Feind

würde den Beifall des Jahrhunderts und der Nachwelt erhalten haben."

„Er sprach noch viel über seine Feldzüge, vorzüglich über seine Niederlage am Po, die er zu entschuldigen versuchte. Plötzlich wurde die Thür geöffnet, und der Berichterstatter kündigte ihm an, daß er zum Tode verurtheilt worden sei, und daß die Sentenz in einer halben Stunde vollzogen werden solle. Joachim hörte ihn an, ohne eine Miene zu verziehen. Man bot ihm einen Beichtvater an, und er wies ihn nicht ab. Sodann schrieb er mit fester Hand folgende Worte: „Ich erkläre, daß ich all' das Gute gethan habe, das in meinen Kräften lag. Nur den Bösen habe ich Uebles erzeigt. Ich will im Schooße der katholischen Kirche sterben." Er reichte dem Geistlichen das Blatt dar und fügte hinzu: „Das ist meine aufrichtige Beichte. Setzen Sie sich." — Er schrieb sodann einen Brief an die Königin Karoline, seine Gemahlin, in welchem er ihr und seinen Kindern, Achilles, Lätitia, Luzian und Louise, ein ewiges Lebewohl sagte, und ihnen seinen väterlichen Segen ertheilte. — Er schnitt sich einige Locken ab und legte sie in den Brief, den er offen dem Kapitän Starage übergab, mit der Bitte, ihn seiner Familie zukommen zu lassen, so wie ein Petschaft, das man nach seinem Tode an seiner rechten Hand finden werde. *)

„Er verlangte, Natali zu sehen; da ihm jedoch dieser Wunsch verweigert wurde, so sagte er: „Zögert nicht länger; ich bin zum Tode bereit!" — Vor der Thür erwarteten ihn zwölf Soldaten. Er trat mit festem Schritte auf sie zu, und sagte lächelnd: „Kameraden! ich sage Euch nicht: Muth gefaßt! Dies enge Gemach selbst nöthigt Euch, mir Eure Flintenläufe auf die Brust zu halten." Darauf entblößte er seine Brust, heftete seine Augen auf das Petschaft an der rechten Hand, und fiel, von zwölf Kugeln zu gleicher Zeit durchbohrt, um 4 Uhr Abends am 13. Oktober, im Fort zu Pizzo.

„Sein vom Blei zerrissener Körper wurde sogleich in einen Sarg verschlossen, und in der Hauptkirche von Pizzo beigesetzt."

Splitter vertrauter Mittheilungen Jean Paul Fr. Richters.

Ihre Konzilienakten der Illuminaten hab' ich fast durch, aber mit dem alten Schmerze, daß nur das Laster in Kompagnie, und die Tugend bloß auf eigne Rechnung handelt. Der empörendsten Gräuel, z. B. der Seeräuberei, des Krieges — erdreisteten sich nie Individuen, nur Völker. Aber die Tugend hatte nie mehr — wenn ich den pythagoräischen Bund ausnehme, — als zwei Hände. Wenn ich an den Enthusiasmus denke, in den mich das royalistische Vivat eines betrunkenen Volks, oder das klatschende Applaudiren eines Parterre, zuweilen setzte: so fühl' ich, wie leicht alle Aufopferungen — eines Leonidas, eines Kato, eines Generals, unter und vor der Menge, sind, kurz wie leicht das Gute ist unter Guten, und wie — verdienstloser eben deswegen. Es ist zehnmal schwerer, blos in einem Hause, das man beherrschen kann, gut zu handeln, als vor einer ganzen Republik, die uns beherrscht. Das Illuminatensystem zerfiel durch zuviel Kleinliches, Eigensüchtiges, Jugendliches. Sie hatten nur einen guten Mann an der Spitze; aber ein großer hätte sie gerettet."

„Was macht Ihr kleiner Telemach, der mit dem Französischen nur im Lehrer-Aehnlichkeit hat? Sie beklagten einmal seine Apathie gegen Ehre. Das entgegengesetzte Geschenk der Natur kann, glaub' ich, der Lehrer nur mit unverhältnißmäßigen Surrogaten ersetzen — und zwar, dünkt mich, schärft bloß das Lob am ersten das Ehrgefühl, und entzündet die Ehrbegierde. Sie sollten es durch andere zu veranstalten vermögen, daß der Kleine immer Handlungen beginge, für die Sie ihn auf den Triumphwagen setzen könnten. Aber dem Ehrgefühl wird sein Stand nachhelfen; nicht aber den sanfteren Regungen des Mitgefühls, mit denen ausgerüstet Sie ihn auf den Fürstenstuhl schicken müssen. Für Schwächlinge, wie er ist, wird ewig die Tugend der Empfindung die Tugend der Grundsätze vertreten müssen. Einen Fürstensohn, der die Standhaftigkeit zu weiter nichts nöthig hat, als oft eine fremde zu erschüttern, würd' ich in einem Grade erweichen und zerlassen, der's für einen Unterthanen zu sehr wäre. So könnte man seinen körperlichen Anstand versäumen, weil ihn die Jahre und der Stand ohnehin verleihen, und man sollte die Verbote bloß dem Herzen aufheben. Im Ganzen sollte man einem Menschen nicht die Tugenden seines künftigen Standes oder Alters einerziehen — denn diese werden ohnehin von den Verhältnissen aufgedrungen — sondern ihn gerade mit denen rüsten, denen seine künftige Lage entgegen arbeitet. Man sollte den Kopf für, das Herz gegen die künftige Lage bilden. — — Nach dieser Regel, die freilich das bürgerliche Glück dem moralischen nachsetzt, müßte ein künftiger Gelehrter für die Sparsamkeit, und ein künftiger Kaufmann für die Freigebigkeit erzogen werden."

„Da der Fürst höchstens die exekutive, und die Themis, oder das Volk, die legislatorische Gewalt haben ..... sollte: so könnte man die Themis vor-

*) Es war ein Karniol, auf welchem der Kopf der Königin ausgeschnitten war.

ſtellen, wie ſie ihr Schwert dem König gibt, und dieſen, wie er ihr die Wage giebt (die ſie leider jetzt von den Königen erſt bekommt, die doch auf ihr gewogen werden ſollten). Ich glaube nicht, daß Sie hinter dem Rücken der Themis die Kammer poſtiren, die ihr die Binde von den Augen nimmt, und ſie um den Hals anknüpft .... zum Stranguliren. — Oder Sie könnten den Konſul Brutus vorſtellen laſſen, der ſeine Söhne dem Geſetze opfert, oder jenen Sparter, deſſen Kopf erſt gekränzet wurde — für ſeinen Sieg —, dann abgehauen für ſeinen Ungehorſam. Oder auf der einen Seite den anarchiſchen Wilden, auf der andern uns ſämmtlich. — Oder einen Fürſten, der knieende Verbrecher und Supplikanten mit dem Zepter auf die Tafeln des Geſetzes hinweiſet, die höher ſtehen als ſein Thron. — Oder einen Thron, auf dem nichts ſteht, als die Themis oder Geſetztafeln. —

Zollfreie Gedanken.

Es gibt Menſchen, die vollkommen geeignet ſind, die Wahrheit zu finden; andere, die geeignet ſind, Bilder und Vergleichungen der Wahrheit zu entdecken; noch andere, die Wahrheiten zu den Bildern zu finden im Stande ſind. Das ſind drei verſchiedene Geiſteskaraktere. Der erſte entſteht aus der Erleuchtung und Feinheit des Geiſtes. Der zweite erzeugt ſich in einem gewiſſen Feuer des Geiſtes, das die Gegenſtände lebhaft begreift und durch dieſe Lebhaftigkeit ſelbſt Vergleichungen findet. „Womit", ſagt Jeremias, „womit ſoll ich euch vergleichen, o Töchter Jeruſalems? Wem ſeid ihr ähnlich? Das Uebermaß eures Elends iſt wie das Meer offen!" Der dritte rührt weder vom Feuer noch von der Feinheit des Geiſtes her, ſondern von einer gewiſſen Geſchmeidigkeit, die daſſelbe Bild verſchiedenen Ideen der Wahrheit anpaßt, die im Geiſte ſind.

Die wirklich geiſtreichen Menſchen haben nur einen Geiſt; aber er iſt richtig, er begreift leicht und ſchnell alle Gegenſtände, um ſie auf der Stelle auf eine angenehme Weiſe wiederzugeben.

Wir ſind, in Beziehung des Einen auf die Andern, alle wie der Menſch, der den Malern oder Bildhauern zum Muſter dient. Die, welche uns umgeben, machen ſich ein Bild von uns, das ſie nach ihren Anſichten beurtheilen, und wir thun daſſelbe mit ihnen.

Es wimmelt auf Erden von Menſchen, die ſehr genau die Fehler Anderer bemerken, ohne auf die ihrigen im Geringſten Acht zu geben. Sie vergeben ſich Alles, ihrem Nächſten nichts.

Der Menſch iſt ſo eitel und ſo ſchwach, daß er eben ſo ſehr durch den Anblick der Tugenden, die er zu haben glaubt, und die er an Andern bemerkt, als durch die Mängel und Gebrechen ſeiner Nebenmenſchen, denen er nicht unterworfen zu ſein vermeint, ſeinen Stolz und ſeine Eigenliebe zu verſtärken ſich bemüht.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

Zu den vorzüglichern hieſigen Vereinen und Inſtitutionen gehört unſtreitig die der Leſegeſellſchaft, deren Lokal ſich im Gebäude der ehemaligen Präfektur, dem gegenwärtigen Muſeum, befindet. Die Lage des Gebäudes, auf dem mittlern Rücken des Hügels, an den die Stadt ſich hinanlehnt, macht, daß es, vorzüglich aus dem zweiten Stockwerke, wo die Leſe- und Unterhaltungsſäle ſich befinden, eine prachtvolle Ausſicht über den Theil des Sees, den man gewöhnlich den kleinen nennt, und deſſen reizende Umgebungen, hat. Die innere Einrichtung der Geſellſchaft kann zum wirklichen Muſter gereichen, und läßt nichts zu wünſchen übrig. Ein Ausſchuß, deſſen Präſident gegenwärtig der ausgezeichnete Profeſſor Rigaud, Bruder des edeln erſten Syndikus, iſt, leitet die allgemeine Verwaltung mit einem Eifer und einer Umſicht, die ſeinen Mitgliedern zur größten Ehre gereichen. Ein beſoldeter Bibliothekar und deſſen Gehilfe tragen das Ihrige zur Erhaltung der Ordnung und Annehmlichkeit bei, deren ſich jedes der Mitglieder und der vielen Fremden, die mit der größten Zuvorkommenheit Freikarten auf drei Monate, auf ein Jahr, ja ſelbſt auf längere Zeit, erhalten, in einem ſo hohen Grade erfreut. Es ſind täglich zum Leſen über 100 Zeitungen, Zeitſchriften u. ſ. w. ausgelegt, wovon 60 franzöſiſche, 25 deutſche, 20 engliſche, 3 italieniſche. Die Bibliothek, erſt ſeit wenigen Jahren gebildet, enthält bereits 11,960 Bände. Die Zahl der wirklichen Mitglieder der Geſellſchaft beſteht gegenwärtig aus 360, von denen ein jedes jährlich zwei Louisd'or bezahlt, eine ſehr unbedeutende Summe für einen ſo ſeltenen Genuß.

— Die Univerſität zu Moskau wurde zu Ende 1825 von 700 Studenten beſucht. Die davon abhängigen Klaſſen enthielten bei 2000 Schüler.

— Die menſchliche Haut, mit dem Mikroskop betrachtet, bietet einen ganz eigenen Anblick dar. Man bemerkt eine große Menge von Poren auf derſelben, die vom bloßen Auge durchaus nicht bemerkt werden, und die man noch beſſer auf der zweiten Haut ſieht. Man zählt deren tauſend auf die Länge eines Zolls, folglich eine Million auf einen Quadratzoll. Da nun die äuſſere Ausdehnung eines menſchlichen Körpers von mittlerer Größe auf 14 Quadratfuß berechnet wird, jeder Quadratfuß aber 144 Zoll hat, ſo würde die Zahl der Poren ſein 1,000,000 + 144 + 14 = 2,016,000,000.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 27. Dritter Jahrgang 1826. 5. Juli.

Der Sklavenhandel in Frankreich.

Es gibt Menschen, deren Rede Religion und Tugend ist, aber ihre Handlungen sind Mord und Elend. N. N.

Als die Aktenstücke des englischen Parlaments öffentlich bekannt gemacht wurden, in denen man das sogenannte zivilisirteste Land der Erde, Frankreich, geradezu beschuldigte, nicht nur nichts zur Unterdrückung des Sklavenhandels zu thun, obgleich es dazu sich feierlich verpflichtet hatte, sondern sogar ihn auf seinem eigenen Boden zu dulden und dazu beinahe zu ermuntern, empörte sich mein Gefühl, diese umständlichen Angaben zu glauben, wenn gleich mein Verstand ihre Aechtheit und Wahrheit nicht zu bezweifeln im Stande war. Ich sagte mir, daß sie vielleicht durch nationelles Vorurtheil übertrieben seien, und in der Ueberzeugung, daß ein schändlicher Traffk, der von den Gesetzen selbst verdammt und von jedem Menschen, der nicht ein Ungeheuer oder ein Schurke ist, verabscheut werde, in Frankreich nicht eine Frei- und Werkstatt gefunden haben könne, weigerte ich mich aufs Hartnäckigste, allen den entehrenden Einzelnheiten, die in jenen Aktenstücken angegeben und mit Beweisen belegt waren, unbedingten Glauben beizumessen.

Dieses Bestrebens, die Möglichkeit des Schlechten immer noch bezweifeln zu wollen, ungeachtet, blieb ein gewisses schmerzliches Nachweh jenes höchst peinlichen Eindrucks in meiner Seele, das mich meine vorige Ruhe und Heiterkeit nicht wieder gewinnen ließ. Ich schrieb nach Nantes, wo, der Angabe nach, der abscheuliche Handel betrieben werden sollte, an einige dortige Bekannte und andere sehr angesehene Personen, deren Namen ich mir nennen ließ, und die ebensowohl ihrer gesellschaftlichen Stellung, als des Edelmuths ihres Karakters und ihrer wahrhaft christlichen Lebensweise wegen, die höchste Achtung und Glaubwürdigkeit verdienen. Ihre durchaus übereinstimmenden Antworten bestätigten leider die traurige Wahrheit, „daß es zu Nantes einige habgierige und grausame Kaufleute gebe, die sich fast ausschließlich dem Sklavenhandel überliessen.“

Demungeachtet vermuthete ich, daß dieser Traffk nur heimlich und mit der größten Vorsicht betrieben werde, eben weil er verboten und mit Infamie belegt sei, und daß alle die Mittel, welche von diesem Auswurfe der Menschheit angewendet würden, um sein verfluchtes Vegeben zu verbergen, es der öffentlichen Verwaltungsbehörde schwer, wo nicht unmöglich machten, ihm irgend eine Thatsache zu beweisen und sein Verbrechen zu bestrafen. — Um nun die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu erforschen, habe ich mich selbst nach Nantes begeben, und ich bin so eben mit einem in Schmerz und Unwillen vergehenden Herzen von dort wieder zurückgekehrt. Ich habe Alles, was ich darüber mitzutheilen für Pflicht halte, an der Quelle selbst geschöpft, und man wird mich nicht beschuldigen können, den geringsten Gegenstand zu übertreiben. Ich habe selbst gesehen, selbst gehört: so hat mich kein Vorurtheil, kein Parteiwahn hintergehen können. Wenn die Thatsachen

die ich garantire, in denen ich jede Einzelnheit zu verantworten im Stande bin, immerhin auch von der herrschenden Gewalt verachtet werden, so habe ich doch meinem Gewissen entsprochen und meine Pflicht als Mensch, als Bürger erfüllt, wäre es auch nur, um Mit- und Nachwelt zu überzeugen, daß Frankreich keinen Theil an der blutigen Habgier einiger Elenden nimmt.

Es ist nur zu wahr, daß der Sklavenhandel, statt unterdrückt zu sein, oder sich vermindert zu haben, eben jetzt zu Nantes mit mehr Eifer, in größerer Ausdehnung, mit mehr Leichtigkeit und weniger Geheimhaltung betrieben wird, als je vorher. Die Versicherungstaxe stellt darüber den positiven Beweis auf. Sie betrug ehemals 33 bis 36 vom Hundert, und jetzt nur 25, und diese Art von Risiko wird von einer gewissen Klasse Versicherer, die ihre Unternehmungen mit beispielloser Unverschämtheit „Ehrenversicherung" nennen, ganz besonders gesucht. Auf der Börse, in den Zirkeln hört man öffentlich vom Sklavenhandel wie von jeder andern Handelsspekulation sprechen, und Diejenigen, welche ihre Hände mit diesem Blutverkehr beschäftigen, geben sich nicht einmal mehr die Mühe, ihre Opfer unter den in ihrer Verbrechersprache gebräuchlichen Benennungen von Maulthieren, Ballen und Ebenholzstöcken zu bezeichnen. „Herr E., sagt man, hat eine glückliche Reise gemacht. Er hat auf der Küste von Guinea eine Ladung Neger aufgenommen. Er hat auf der Ueberfahrt ungefähr zwanzig Stück davon verloren. Aber er hat auf diesem oder jenem Punkte gelandet und auf seine Rückfracht noch ein bedeutendes Benefiz gewonnen." Es ist in der That eine glückliche Reise, die mit Raub und Brand beginnt, auf der ausgesuchte Grausamkeit und Mord die Wegweiser sind, und die sich mit dem Verkauf der armen, unschuldigen Menschenopfer endet!

Die Namen der Ausrüster, die den Sklavenhandel betreiben, sind Jedermann bekannt. Einige davon sind schon in den Berichten der afrikanischen Gesellschaft bezeichnet worden, Andere sind nicht minder bekannt. Ich könnte, ohne besorgen zu müssen, von irgend einem Bewohner von Nantes widerlegt zu werden, einige Sklavenhändler namhaft machen, die sich mit dem Titel der „Freiheitsfreunde" brüsten, und die nicht im Geringsten dagegen anzustoßen vermeinen, wenn sie auf die Sklaverei von Ihresgleichen die Hoffnung einer schmachvollen Bereicherung begründen. Ich könnte Andere bezeichnen, die eine äussere Frömmigkeit affektiren, und die sich nicht scheuen, mit der ausgefeimtesten Heuchelei zu behaupten, daß sie nur bloß den Sklavenhandel betreiben, um die armen Neger ihrem blinden Heidenthum zu entreissen und sie der alleinseligmachenden Kirche zuzuführen. Einer unter diesen aussähigen Pharisäern wird von der ganzen saubern Sippschaft für sehr glücklich ausgeschrien, weil ihm bis jetzt alle seine verruchten Expeditionen auf's Vollkommenste gelungen sind. Sein Ruf hat sich so weit verbreitet und ihm einen so großen Kredit erworben, daß selbst ein öffentlicher Beamter ihm 8000 Franken, als Antheil zu seinen Spekulationen, anvertraut hat, die denn auch in kurzer Zeit sich verdoppelt und, indem ich dies schreibe, sich vervierfacht haben. Man sagt, daß jener — Ehrenmann ein Septleva von Menschenblut und Thränen abwarten wolle, bevor er sein rundes Sümmchen wieder zurückziehe.

Das Journal der christlichen Moral hat einige der Winkelzüge und Kunstgriffe angezeigt, mit deren Hilfe man die sogenannte Wachsamkeit der Obrigkeit täuscht und das augenscheinlich illusorische Gesetz hintergeht, das den Sklavenhandel verbietet. Gewöhnlich ist es ein unbedeutender Mensch, der gegen eine geringe Gratifikation seinen Namen als Kapitän des Fahrzeugs hergibt, und der als solcher im Register eingetragen wird, während der wirkliche Kapitän nur als eine untergeordnete Person angegeben ist. Die Matrosen, gleichfalls bestochen, verpflichten sich durch ein feierliches Versprechen, das Ziel und die Bestimmung ihrer Reise bei dem Marine-Kommmissär zu verbergen, und man versichert sich auf solche Weise ihrer Verschwiegenheit und ihrer Treue durch einen doppelten Meineid. Indessen muß man doch zur Rechtfertigung Einiger von ihnen sagen, daß sie nach ihrer Rückkehr von einer Reise von den Abscheulichkeiten, die sie auf derselben haben ansehen und befördern helfen müssen, so empört gewesen sind, daß sie, weniger verworfen und unmenschlich als ihre Patrone, laut erklärt haben, wie sie um keinen Preis eine ähnliche Reise unternehmen wollten. Glaubwürdige Männer haben mir versichert, daß die Kapitäne sich für Geld unausgefüllte Equipagen-Register zu verschaffen wissen, die jedoch mit dem Stempel der öffentlichen Verwaltung versehen sind, so daß sie nur die ihnen gefälligen Namen hineinzuschreiben und die Unterschrift des Klassen-Kommissärs nachzuahmen haben, und folglich auch noch das Verbrechen der Verfälschung den andern Verbrechen zugesellen, welche die nothwendigen Attribute des Sklavenhandels sind. Muß man besorgen, daß bei seiner Rückkehr nach Nantes ein Negertransportschiff einigermaßen streng untersucht werde, so sind die Ausrüster von sicherer Hand davon unterichtet, und es werden sogleich, durch die Vermittelung der Küstenpiloten, Briefe an den Kapitän abgesendet, um ihm die Weisung zu ertheilen, seine Richtung zu verändern, und sich entweder nach Lissabon, oder, gewöhnlicher noch, nach Antwerpen zu begeben.

Je mehr der Sklavenhandel an Ausdehnung zugenommen, um so mehr haben die Ausrüster sich auch bemüht, die Zahl ihrer Mitschuldigen zu vergrößern. Gegenwärtig sind die meisten Arbeiter, die von ihnen gebraucht werden, wie z. B. Segelmacher, Seiler und Schmiede, gewissermaßen genöthigt, theilweis, statt der Zahlung, eine Aktie für den Sklavenhandel zu nehmen. Diese Aktien steigen gewöhnlich nicht über tausend Franken, um sie auch für mäßige Vermögensumstände geeignet zu machen. Die Schiffsbauer, diejenigen wenigstens, die mir genannt worden sind, scheinen nicht geradezu in den Expeditionen des Sklavenhandels interessirt zu sein; aber der Bau und die innere Einrichtung der Fahrzeuge, die man bei ihnen bestellt, oder die sie auf Spekulation erbauen, können ihnen nicht den leisesten Zweifel über ihre Bestimmung lassen.

Den mäßigsten Schätzungen zufolge beläuft sich die Zahl der gegenwärtig im Hafen von Nantes zum Sklavenhandel gebrauchten Schiffe auf nicht weniger als achtzig. Die meisten derselben sind ganz vorzüglich erbaut, sehr feine Segler und Briggs, Goeletten oder Kutter von mittlerer Größe. Wenige vermögen über 200 Tonnen Last zu tragen, mehrere selbst nicht einmal 100. In diesen beschränkten Raum schichtet man die unglücklichen Neger wie Kälber, die auf einem schmalen Wagen zum Markt und zur Schlachtbank geschleift werden, neben einander. Die grausame Erfindungskunst der Sklavenhändler hat es so weit gebracht, 300 menschliche Wesen in einen so engen Raum zusammenzudrängen, wo kaum zehn würden gemächlich sich bewegen und Athem schöpfen können. Aber was thut es ihnen, daß die gezwungene Stellung, in der man sie fesselt, die allerentsetzlichste Marter einer so langen Reise und des brennenden Klima's der Wendekreise für sie werde? Was thut es ihnen, daß mehrere dieser Unglücklichen auf der Ueberfahrt sterben? — Ungeachtet dieser kleinen Verluste, die in der Bruttomasse verrechnet werden, wird der Nettorest der Ladung gewiß immer mit einem erklecklichen Vortheil abgesetzt.

Ich stelle hier nichts auf, was nicht allgemein und öffentlich bekannt ist. Aber es ist Zeit, daß ich auch Rechnung von dem ablege, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen. In der Begleitung eines Seemanns von meiner nähern Bekanntschaft habe ich den Hafen von Nantes besucht, und einige Schiffe in nähern Augenschein genommen, die entweder schon zum Sklaventransport gedient hatten, oder unbezweifelt dazu bestimmt waren. Der Moment war meiner Inspektion eben nicht besonders günstig, denn einige Tage vorher waren ungefähr fünfzehn solcher Fahrzeuge unter Segel gegangen. Man hätte demnach voraussetzen dürfen, daß sich keine solche mehr auf der Rhede befänden; aber da würde man schlecht die Thätigkeit dieses abscheulichen Verkehrs beurtheilt haben.

Schon beim ersten Schritte sah ich auf dem Quai eine große Menge angefüllter Wassertonnen, die eben eingeschifft werden sollten, und deren Bestimmung jedes nur einigermaßen geübte Auge sicher nicht verkennen konnte. Man weiß, daß die Wassertonnen, deren man sich an Bord der Negertransportschiffe bedient, größer und von dünnerm Holz erbaut sind, als die der andern Schiffe, weil sie nur für eine einzige Reise gebraucht und auf dem Rückwege mit Zucker oder Kaffee angefüllt werden.

Ich begab mich auf die Schiffswerfte. Unter den in Erbauung befindlichen Schiffen erkannte ich vier, die ihre Form schon von Weitem als Sklavenfahrzeuge erkennen ließ. Das eine war fast vollendet und sollte eben verkauft werden. Ich stieg auf's Verdeck, und ein flüchtiger Ueberblick war genügend, den Argwohn, den bereits der äussere Anblick des Gefäßes in mir erregt hatte, in Gewißheit zu verwandeln. Der Umfang der Luftlöcher, die eisernen Gitter, die sie verschlossen, und die Plattform, die sich 2½ Fuß über's Verdeck erhob, konnten mir nicht den geringsten Zweifel übrig lassen. In diese Platteform, in diesen zwei oder drei Fuß hohen Raum werden die unglücklichen Schwarzen hundertweis, wie Ballen, eingezwängt, ohne daß man sich dabei ein anderes Problem aufzustellen scheint, als die möglichst größte Zahl hineinzuthun. Erhebt sich ein Sturm, so wird das Luftloch mit einer dick mit Pech überdeckten Leinwand zugestopft, um das Wasser zu verhindern, in's Schiff zu dringen, wodurch aber zugleich auch die Erneuerung der Luft vertrieben wird. Ist das Gewitter endlich vorüber und man nimmt die Leinwand wieder weg, so werden die Henker der elenden Schlachtopfer, denen man nun wieder etwas freier zu athmen vergönnt, durch einen entsetzlichen Geruch benachrichtigt, daß einige menschliche Kreaturen erstickt sind, und die Andern neben den Kadavern und den aufgehäuften Exkrementen kaum noch zu athmen im Stande sind.

Aber nicht allein auf der Werft sah ich mehrere zum Sklaventransport bestimmte Schiffe, ich bemerkte auch noch sieben andere, zu gleichem Zwecke erbaute, auf der Rhede. Eins davon hatte noch keinen Namen. Auf drei andern hatte man sie ausgelöscht; denn die Sklavenhändler verändern gewöhnlich die Namen ihrer Fahrzeuge nach jeder Reise. Derselbe Gebrauch findet auch, hinsichtlich der Persönlichkeit, bei den Dieben und Betrügern statt. Nur drei trugen einen Namen. Das letzte, die Bretonne, ein Brigg von 106 Tonnen habe ich genau untersucht. Es hatte bereits eine Reise

gemacht und war jetzt zu verkaufen. Eine eiserne Küche, die sich auf dem Verdeck befand, und deren Umfang für ein Kriegsschiff hinreichend gewesen wäre, schien so recht absichtlich angelegt zu sein, um auch den Unwissendsten zu belehren, zu welchem Handel die Bretonne bestimmt war. Die Plattform war aufgedeckt worden, um die Rückfracht aufzunehmen; aber der Leichengeruch, der den ganzen innern Raum erfüllte und verpestete, erinnerte an die Qualen der unglücklichen Neger, die darin auf einander gehäuft gewesen waren. „Wie viel Sklaven kann das Gefäß aufnehmen?“ fragte ich den wachthaltenden Matrosen. Er hatte wahrscheinlich in unsern Blicken das Gefühl des Abscheues gelesen, von dem unsere Seelen durchdrungen waren, deshalb scheute er sich, uns geradezu zu antworten, und suchte uns auszuweichen. „Wieviel?“ wiederholte mein Begleiter, indem er ihm ein Trinkgeld gab; „ungefähr 250, nicht so?“ — Eher mehr als weniger! entgegnete er nun, durch die Macht der Gewohnheit hingerissen. — Mehr als zweihundert und fünfzig Sklaven auf einem Fahrzeuge von 106 Tonnen!!! — —

Das ist noch nicht Alles. Man braucht Ketten, um sich zum Meister so vieler Leidenden, fast zur Verzweiflung gebrachter Menschen zu machen, und man bedient sich dazu gewisser Fesseln, neben denen die der Galeerensklaven Rosenguirlanden sind. Man befestigt ihnen eiserne Stangen zwischen den Beinen. Man bedient sich der Springspangen, um sie aneinander zu befestigen und eine ganze Sklavenreihe unbeweglich zu halten. Man legt ihnen Handeisen an, um die Fäuste zu umschliessen, und man bedient sich der Daumschrauben bei Denjenigen, die ihren Abscheu gegen die Grausamkeit ihrer Henker laut werden zu lassen wagen. Ich hatte die Zeichnungen dieser Torturinstrumente gesehen, und ich durfte vermuthen, daß sie in Nantes verfertigt wurden. Aber ich wollte auch den unzubezweifelndsten Beweis davon haben, und das wurde mir nicht schwer. Mein Begleiter führte mich in die erste Schmiedewerkstatt, die wir auf unserm Wege, nach la Fosse, antrafen. Nach einer oberflächlichen Anfrage wurden wir in ein besonderes Magazin geführt, wo die Eisen, denen ich nachforschte, zu Hunderten vorräthig waren. Ich suchte in diesem Arsenal des Verbrechens alle die verschiedenen Gegenstände, als Fußstangen, Handeisen, Daumschrauben, Springspangen u. s. w. aus, die ich im Bureau der Gesellschaft der christlichen Moral zu Paris, wo sie Jedermann in nähern Augenschein nehmen kann, als einen Beweis unter tausend von der unerhörten Schamlosigkeit, mit welcher der Sklavenhandel zu Nantes betrieben wird, niedergelegt habe.

Alle diese Thatsachen sind öffentlich und allgemein bekannt. Jeder Reisende kann sich eben so gut von ihrer unumstößlichen Wahrheit überzeugen, als ich dies gethan habe. Ist es unglaublich, daß die Agenten der Regierung die einzigen seien, welche nicht näher davon unterrichtet sind? — — Das kann ich hier nicht näher untersuchen wollen. Aber, entweder ist das Gesetz, das den Sklavenhandel verbietet und mit Infamie belegt, unzureichend, oder Diejenigen, denen die Ausübung desselben anvertraut ist, erfüllen ihre Pflichten schlecht; diese Voraussetzungen, die nur natürliche Schlußfolgen der mitgetheilten Thatsachen sind, wird jetzt Niemand mehr in Zweifel ziehen können.

Wie traurig aber auch meine nothgedrungene Darstellung sein mag, so mildert dennoch ein tröstender Gedanke meinen Schmerz. Wenn es immerhin gewiß ist, daß habgierige Menschen gegenwärtig den Sklavenhandel mit zügelloser Frechheit und Grausamkeit betreiben, so ist es auch nicht minder gewiß, daß, von dem Augenblicke an, wo die Regierung kräftigere Maasregeln zu seiner Unterdrückung annehmen wollte, er ohne die geringste Schwierigkeit aufhören würde. Ja, es muß gesagt sein, daß wenn dieser schändliche Traffik noch nicht mit allem dem Abscheu und der Verachtung belastet ist, die seinen einzigen, reellen Ertrag ausmachen, so hat er, selbst zu Nantes, noch nicht überall feste Wurzeln geschlagen. Die öffentliche Meinung ist dagegen; sie verdammt ihn. Er wird von Jedem zurückgestoßen, der noch einiges Gefühl der Tugend und Religion, der nur einige natürliche Scham hat. Zwei Häuser zu Nantes, die ihn mit auffallender Thätigkeit betreiben, sind fremden Ursprungs, und alle Kaufleute, die ihre Firma achten und sie nicht mit Fluch und Schande besudeln wollen, nehmen daran nicht den geringsten Antheil.

Erster Brief über Deutschland. *)

Probe englischer Beobachtungskunst.

Von Cuxhaven bis Hamburg ist man, um die Elbe aufwärts zu gelangen, genöthigt, seine Zuflucht zur interessirten Gefälligkeit irgend eines Fischers zu neh-

*) Die in diesen Briefen enthaltenen Bemerkungen zeichnen sich zwar nicht durch ihre Wahrheit und Tiefe, wohl aber durch ihre seltsamen Mißgriffe und durch ihre absichtliche Verkennung der Sitten, Gebräuche und überhaupt des ganzen Wesens der Einwohner der von dem red- und schreibseligen Briten (der uns schon durch seine Briefe aus Konstantinopel und vom schwarzen Meere einen Begriff von seiner Geistestendenz gegeben) besuchten Länder aus. Seine Darstellung ist das, was die Engländer Chit-chat zu nennen pflegen. Wir entnehmen sie dem London Magazine zur Belustigung unserer Leser.

men. Auf dieser 70 (englische) Meilen langen Strecke erblickt man durchaus nichts Bemerkenswerthes. Nur in der Nähe von Altona können die Augen des Reisenden mit Wohlbehagen sich gegen des rechte Ufer wenden, wo chinesische Pagoden mit gothischen Eingängen, Landhäuser von rothen Mauersteinen mit griechischen Säulenhallen, niedrige Hütten in der Gestalt befestigter Schlösser, und Pavillons von blaßrother Farbe den Geschmack und die Opulenz der Kaufleute verkündigen, die sie haben erbauen lassen. Sie kennen Hamburg durch die Beschreibungen unserer Reisenden. Das, was mir zuerst in dieser Stadt auffiel, war die durchaus englische Gesichtsbildung der Einwohner. Ich glaube, Hamburg ist die einzige Stadt des Festlandes, wo die Anglomanie immer ihre Rechte behauptet hat. Die Kochkunst selbst ist eine Nachahmung der unsrigen, und unglücklicherweise hat sie der gastronomischen Wissenschaft unserer Nebenbuhler nichts entlehnt. In den Straßen hielt man mich für einen Franzosen, und dieser Irrthum zog mir die Beschimpfung des Pöbels zu; denn der Nationalgrundsatz, oder vielmehr der Erbhaß gegen die Neufranken hat hier noch nicht in demselben Grade abgenommen, wie in den übrigen deutschen Staaten.

Auf der Börse verhandeln die Kaufleute ihre Angelegenheiten mit der Tabakspfeife im Munde. Diese braven Bürger, die ihre Haare mit Fett beschmiert und glatt angekämmt tragen, haben eine entschiedene Vorliebe für die Genüsse der Tafel; eine Schwäche, deren man auch ihre Väter von Bristol beschuldigt. Aus Besorgniß, daß die Gegenwart irgend eines feindseligen Gesichts dem Appetit eines achtungswerthen Gastronomen Abbruch thue, bringt es der allgemeine Gebrauch mit sich, daß man mit der Einladungskarte zugleich auch die Liste der eingeladenen Personen übersende.

Zwischen Hamburg und Berlin sieht man nicht einen interessanten Gegenstand. Aber der Anblick dieser letztern Stadt täuschte mich ziemlich angenehm, und übertraf die Idee, die ich mir im Voraus davon gemacht hatte. Das ist wenigstens der erste Eindruck, welchen der Theil der Stadt hervorbringt, wohin die Reisenden gewöhnlich geführt werden. Die Linden [1]), mit dem Schlosse, das der König nicht bewohnt, das Zeughaus, die Universität und einige andere Gebäude erregen zuerst durch ihr imposantes Aeussere das Erstaunen; aber ein reiferes Examen verscheucht den Zauber des ersten Anblicks, und ohne die Geheimnisse der Kunst zu kennen, ist es doch ein Leichtes, unzählige architektonische Fehler, und sowohl im Bezug auf das Gebäude, als unter sich selbst ganz unverhältnißmäßige Verzierungen daran zu entdecken. Bei jedem Schritte erkennt man nur um so auffallender die Richtigkeit der Aeusserung der Frau von Stael: „Die Deutschen haben weder natürlichen Geschmack, noch erlangen sie ihn durch Nachahmung.“

Die Armuth des Landes verräth sich zu Berlin nur zu bald. Man bemerkt leicht, daß sein Glanz nur betrügerischer Schein ist, und daß sein elender Luxus allein nur auf der Aussenseite der Häuser und auf der Kleidung der Bewohner glänzt. Hinsichtlich der Frauen kann man sich leicht überzeugen, daß diese Art der Verschwendung ihnen fremd ist; denn diese guten Patriotinnen sind noch bei den englischen Moden von Anno 1814 sieben geblieben, die ihnen wahrscheinlich ganz frisch durch irgend einen Ueberseher Ackermanns [1]) zugekommen sind. Sie ahmen auch die französische Toilette des Zeitpunkts nach, wo sie der chinesischen Mode sich näherte, und ihre aufgeblähten Gesichter, ihre robusten Beine, ihre aufgekämmten Haare und Füße, deren Umfang nichts weniger als chinesisch ist, fallen ziemlich unangenehm in die Augen. Das sind die Mängel der preussischen Schönheiten in den höhern Klassen. Ich sage nichts von ihren ungesunden Zähnen, wodurch der schönste Mund verunstaltet wird, noch von der nothwendigen Begleitung eines so übeln Umstandes, noch von einer Haltung, deren Affektation die Kunst eines Vestris herauszufordern scheint. Der General Pillet sagte von unsern Engländerinnen, denen ich alle Gunsterzeugungen des Himmels, und vorzüglich mehr Kunst und Geschmack in der Wahl ihres Anzuges anwünsche, daß sie zwei linke Hände zu haben scheinen. Dieser treffende Ausspruch findet seine volle Anwendung auf alle Gliedmaßen der deutschen Frauen, jedoch mit Ausnahme ihrer Hände, mit denen sie sehr geschickt zu stricken verstehen, und die wahrscheinlich nie zu irgend etwas Anderm gebraucht werden. Sie geniessen auch im Allgemeinen das Vorrecht, das ein russischer Fürst der letzten Geliebten seines Monarchen zur Zeit des Kontinentalsystems zuschrieb: „Sie ist“, sagte er, „die einzige freie Macht auf dem Kontinent, weil sie allein ihre Ports (Poren) immer offen hat.“ [2])

In jedem Hause findet man zwei oder drei mit Wasserfarben reich ausgemalte Paradezimmer, mit einigen Möbeln geschmückt. Es ist gebräuchlich, Spuckkasten neben die Tische oder in die Fenstervertiefungen zu stellen. Die übrigen Gemächer gleichen wahren

1) Im Original steht altern Linden, was wahrscheinlich heißen soll unter den Linden.

1) Herausgeber einer Modezeitung zu London.

2) Man muß gestehen, daß dieser feinsollende Witz eben so abgeschmackt als gemein und albern ist. Auf keinen Fall vermag er uns einen vortheilhaften Begriff von dem beizubringen, der daran Wohlgefallen finden kann.

Einöden, deren Nacktheit hin und wieder durch einige Betten vermindert wird.

Der Kontraſt zwiſchen der perſönlichen Bekleidung der Großen und ihrer Equipagen iſt nicht minder auffallend. Man erblickt eine ganz mit Stickereien überdeckte Exzellenz in einer Kutſche, die unſere Kabrioletvermiether längſt zur Retraite beſtimmt haben würden, und die von vier Pferden fortgezogen wird, die, wenn ſie das Glück hätten, unter den engliſchen Geſetzen zu leben, den Schutz des Martiniſchen Bills anrufen dürften [1]).

Wenn Frankreich das Toilettenzimmer von Europa iſt, ſo muß Preuſſen ohne allen Widerſpruch ſeine Wachtſtube genannt werden. Der Soldatenſtand iſt hier der allein geachtete. Der ganze Ueberreſt der Nation kann nur wie vom Dienſte einer ungeheuern Armee abhängig betrachtet werden. Die Armee an und für ſich ſelbſt iſt die wirkliche Ehre des Landes, und man bezahlt in der That das Vergnügen, eine einzige Parade zu ſehen, durch alle die Unannehmlichkeiten der Ueberfahrt auf dem Paketboot Seiner britiſchen Majeſtät und einer Reiſe durch die traurigen Ländereien Meklenburgs nicht zu theuer. Die ſchöne Haltung, die kriegeriſche Phyſiognomie der Soldaten, der ritterliche Anſtand ihrer Offiziere und die Genauigkeit der Manöver laſſen alle Armeen Europa's weit hinter der preuſſiſchen.

Die Art und Weiſe der Rekrutirung iſt zur beſtändigen Erhaltung eines ſo impoſanten Militärſtandes ſehr wohl ausgedacht. Jeder preuſſiſche Unterthan iſt, ſobald er ein Alter von zwanzig Jahren erreicht, gehalten, drei Jahre lang in einem Linienregimente zu dienen, wonach er auf eine gleiche Zeit in die bewegliche Landwehr, und endlich in die unbewegliche übergeht, die dreißigmal im Jahr exerzirt. Ehemals traten die Adelichen als Offiziere in den Militärdienſt; aber in der letzten Zeit haben ſie auch dieſen Ueberreſt ihrer alten Privilegien verloren, und ſie ſehen ſich jetzt genöthigt, ihre Laufbahn als Kadetten zu beginnen. Wollen ſie befördert werden, ſo müſſen ſie ſich einem genauen und umſtändlichen Examen unterwerfen, in dem ſie jedoch nicht ſtrenger, als die Bürgerlichen, die in demſelben Falle ſich befinden, behandelt werden.

Unſere engliſchen Reiſenden haben nicht ermangelt, über dieſe vorgeblichen Privilegien ſich zu erluſtigen. Ich habe letzthin in einer ihrer Beſchreibungen gefunden, daß, wenn man zu Wien für einen höflichen Mann gehalten ſein will, man vor den Namen des geringſten Bürgers das Wörtchen von ſetzen müſſe, das ſich vor dem der Adelichen befindet. Dieſe Angabe iſt ſo weit entfernt von der Wahrheit, daß es in ganz Deutſchland nicht einen einzigen Kaufmann gibt, der ſich durch eine Höflichkeitsbezeugungen dieſer Art nicht höchſt beleidigt finden und ſie als einen dummen Spaß betrachten würde [1]). — Ehemals unterſchied man nur zwei Klaſſen in der privilegirten Kaſte, die Grafen und die Barone, und die untitulirten Herren Von. Jetzt hat dieſe letzte Klaſſe ſich nivellirt, und iſt mit mit unſern Gentry gleichbedeutend, mit dem alleinigen Unterſchiede, daß die Glieder derſelben keine Mißheirathen abſchlieſſen dürfen und durch eine lange Reihefolge von Ahnen ſich auszeichnen müſſen, die durch den Handel ſich nicht entehrt haben.

Die Engländer ſetzen gemeiniglich voraus, daß Deutſchland nur von Grafen und Baronen bevölkert iſt. Aber dieſe Titel ſind im Gegentheil ziemlich ſelten; denn die neuen Ernennungen ſind nicht zahlreich, und da die Adelichen nur unter einander ſich verheirathen, wenn ſie durch Armuth daran nicht ganz verhindert werden, ſo müſſen aus dieſem Grunde die alten Familien nach und nach erlöſchen. Es iſt wahr, daß der Kaiſer von Oeſterreich manchmal die Verzweiflung über das Herz der deutſchen Ariſtokratie verhängt, die keinen andern Reichthum als den ihrer Geburt hat, und zwar dadurch, daß er den Freiherrntitel Juden ertheilt, und den Feinden des Kreuzes das Recht zugeſteht, dies Zeichen des Chriſtenthums auf ihren Magen anzuheften. Aber dergleichen Abweichungen geben den Vorurtheilen der Adelichen eine neue Energie, ohne die Lücke auszufüllen, welche der Tod in ihre Reihen macht.

Wenn man ein verheirathetes adeliches Frauenzimmer anredet, ſo nennt man es gnädige Frau. Eine bürgerliche Frau heißt Madam. Ein Mädchen von hohem Range wird Fräulein titulirt, und ein ſolches von plebejiſchem Urſprunge Mamſell. Der geringſte Mißgriff in dieſem wichtigen Punkte wird als ein Hauptverbrechen betrachtet, das man nie verzeiht, und ich rathe Jedermann, der bei obenbemeldeten Schönheiten ſich einzuſchmeicheln gedenkt, dieſe koſtbaren Redeformen ja nicht zu vergeſſen.

Die Vorſtellungen finden ohne viele Zeremonien ſtatt. Es iſt genügend, daß der Geſandte dem Könige hinterbringe, wie man den Wunſch habe, Seiner Majeſtät ſeine Ehrfurchtsbezeugung darzubringen, wonach gewöhnlich ein ſehr naher Aufführungstag

1) Man weiß, daß Herr Martin im engliſchen Parlament ein Bill zur Beſtrafung derjenigen, welche Hausthiere mißhandeln oder zu ſehr anſtrengen, in Vorſchlag gebracht hat.

1) Dieſe Berichtigung beweiſet, wie oberflächlich der Briefſchreiber ſich von Allem unterrichtet hat. Er verwechſelt Deutſchland im Ganzen mit Oeſterreich im Beſondern, und ſtraft die Wahrheit Lügen.

bestimmt wird. Der König unterhält sich vertraulich mit den Militärpersonen. Er hat mit einer wirklich verdienstlichen Geduld meine sehr ausführlichen Antworten über den Krieg auf der Halbinsel angehört. Seit Langem war es mir nicht zu Theil geworden, einen so gefälligen Zuhörer zu finden, und mir ging das Herz auf bei dem Anblicke eines Monarchen, der sich so ausnehmend geneigt zeigte, meiner Erzählung ein aufmerksames Ohr zu leihen.

Dieser Fürst hat die Gewohnheit, diejenigen Offiziere, die mehr als Hauptmannsrang haben, zu seiner Tafel zu ziehen und sie mit vieler Grazie zu behandeln. Die Zivilbeamten erfreuen sich nicht derselben Gunstbezeugung, und können sich nur den Ministern nähern. Die Prinzen vom Geblüte, weniger ausschließlich in ihren Neigungen, zeichnen sich durch die Eleganz ihrer Manieren aus. Unter andern Eigenschaften spricht der Kronprinz das Englische mit Leichtigkeit. Er steht mit talentvollen Männern, deren Meinungen liberal sind, auf einem sehr vertrauten Fuße. Dies Wohlwollen erklärt uns zur Genüge die Verleumdungen der von Oesterreich besoldeten Blätter gegen diesen vortrefflichen Prinzen [1]).

Ich langte eben zu Berlin an, um Zeuge von dem Mißvergnügen zu sein, welches die Heirath verursachte, die der König an der linken Hand abgeschlossen hatte. Sie hatte eine sehr unangenehme Sensation hervorgebracht [2]). Niemand vermag indessen der Frau von Liegnitz sehr viel Liebenswürdigkeit und Sanftmuth abzusprechen. Man erkennt, daß sie nicht die geringste Neigung zeigt, sich in politische Intriguen zu mischen; aber man verzeiht ihr nicht, den Zauber des Familiengefühls gestört zu haben, das in den Augen der deutschen Nation einen so hohen Preis hat.

Ich verlasse morgen Berlin, um mich nach Danzig zu begeben, von wo ich mich nach Königsberg, der alten Hauptstadt von Preussen, verfügen werde. Nach einem zwei- oder dreimonatlichen Aufenthalt zu Warschau werde ich über Breslau nach Berlin zurückkehren. Ich vermuthe, daß wenig Reisende meinem Wegweiser nachfolgen dürften.

Jetzt muß ich noch mein Elend erzählen. Genöthigt, meine Kutsche zu verkaufen, die ich nicht mehr gebrauchen konnte, entschloß ich mich, mit der königlichen Post zu reisen. Aber da man auf jeder Poststation den Wagen wechseln muß, so wurden wir manchmal auf ganz erbärmlichen Wagen, ohne Federn und Hängeriemen, in denen nichts reinlich war, als das Stroh, fortgeschafft. Ich habe nie die italienischen Albergos und die spanischen Posados verwünscht, denn es ist in ihrem Elend doch noch etwas Romantisches und Malerisches; aber die Unhöflichkeit der Wirthe, die Unsauberkeit und der Tabaksqualm, der von unermüdlichen Rauchern genährt und beständig erneuert wird, alle diese Annehmlichkeiten, die den Reisenden in jedem preussischen Wirthshause erwarten, verdienen eine ganz besondere Meldung. Hierzu füge man noch das fette Schweinfleisch, das schwarze, zähe Brod, das dicke Bier, den schlammigten Zichorienkaffee (den die Barbaren noch überdem auskochen), und man hat einen ziemlich genauen Maßstab von den Ergötzlichkeiten eines Gasthauses.

Zudem hoffe man nicht, im Schlaf wenigstens eine Vergütung all dieses Elends zu finden. Die Betten sind sechs Fuß lang und zwei Fuß breit. Die einzige Decke, deren man sich bedient, ist eine Art mit Baumwolle abgenähter Matratze, die fast eben so dick als ein gewöhnliches Federbett, und unglücklicherweise so schmal ist, daß es kein Leichtes ist, sie die Nacht hindurch auf sich zu behalten. Die sonderbare Form dieser Decken macht mir die naive Bitte des Raths O'Moran zu Frankfurt erklärlich. Nachdem er sich in ein solches Bett niedergelegt, oder vielmehr, nachdem er es auf sich gelegt hatte, verlangte er aufs Angelegentlichste, daß die Männer oder Frauen, die noch oben darauf schlafen sollten, doch ja alle zusammen kämen, aus Rücksicht auf seine Müdigkeit und Schlafluft, und in gefälliger Beachtung seines Wunsches, später nicht gestört zu werden. Der ehrliche Irländer hatte aus der Form der Decke die natürliche Schlußfolge gezogen, daß es der Gebrauch des Landes mit sich bringe, stockweis über einander zu schlafen. — Nichts liebenswürdigeres, wie man bemerkt, als die Gefälligkeit des Raths, mit der er sich dem, was er für eine deutsche Sitte hielt, geduldig unterwarf. Ich möchte in der That einige Gläser Cla-art mit ihm leeren; denn es muß ein gar guter Knabe sein [1]).

Der Postdienst ist übrigens vollkommen wohl organisirt, und geht schneller, als man es nach dem Zustande der Landstraßen vermuthen sollte. Für die Briefpost bestehen einige besondere Verordnungen, die man auch in andern Staaten annehmen könnte. Eine davon hat mir besonders nützlich geschienen. Man trägt auf jedem Postbureau die Adressen aller Briefe

1) Hier überschreitet der Brite die von der Vernunft und der Politik vorgezeichneten Grenzen der Schicklichkeit, und dürfte eine ernste Rüge verdienen.

2) Jedermann weiß das Gegentheil.

1) Cla-art für Claret, Bordeaurwein. Dieser Spaß soll sich auf die fehlerhafte Aussprache der Irrländer beziehen, die oft solche Sprachverstöße machen, welche die Engländer Bulls oder Tölpeleien nennen.

ein, wovon ein Duplikat an das Zentralbureau gesendet wird. Zu gleicher Zeit wird auch an den Bestimmungsort der Briefe eine Abschrift davon gesendet, so daß man durch die Vergleichung dieser Tabellen die Spur jedes Briefes bis an die Grenzen der preussischen Staaten verfolgen kann.

Der nächste Brief, den ich Ihnen schreiben werde, wird von Marienburg, der Wiege des deutschen Ritterordens, datirt sein. Das Schloß, sagt man, habe nur sehr wenig vom Zahn der Zeit gelitten.

Englische Sittentafel.

Volksleben, nach Baretti.

In Italien, Frankreich und der Schweiz hat man häufig die Gelegenheit, Engländer zu sehen, die Guineen ausgeben und wegwerfen, wie man es nicht mit Hellern (bajocchi) thun würde; man nennt sie Mylords und bildet sich ein, in einem Lande, woher so viele Reiche kommen, gebe es gar kein Elend. Aber nichts ist unrichtiger als das. Wisset, daß es in London allein mehr Bettelvolk gibt, als in ganz Mailand Einwohner. Und was das Schlimmste ist, es gibt wahrscheinlich in der ganzen Christenheit kein unglücklicheres Bettelvolk, als das von London. Da in der großen Hauptstadt alle Lebensmittel sehr theuer sind, muß der ehrliche und dürftige Pöbel, wenn er anders leben will, ohne zu stehlen, den ganzen Tag wie ein Galeerensklav arbeiten, um sich von Montag Morgen bis Samstag Abend zu erhalten. Es kommt nun der Tag des Herrn, welcher ein Tag der Ruhe und, wie in Italien und andern christlichen Ländern, ein Tag gemäßigter Freude, wenigstens am Nachmittag, sein sollte. Aber eben dieser Tag ist für den Bürger von London von allen sieben der traurigste; denn jeder Zeitvertreib einer etwas geräuschvollen Freude ist ihm an demselben mit der größten Strenge von kirchlichen und weltlichen Behörden untersagt. Wehe dem, welcher am Sonntag sich beikommen ließe, zu tanzen, zu singen, zu spielen, oder wer laufen, springen oder ringen wollte, oder wer überhaupt nur Miene machen würde, den Körper üben und das Herz mit dem unschuldigsten Vergnügen erfreuen zu wollen. Eine Schaar von Gerichtsdienern, gierig, ihm das Wenige, was ihm vom Wochenlohn übrig geblieben, zu rauben, vom Zufall oder von einem Spion geleitet, würde ihn überfallen und mit tausend Goddam ins Gefängniß schleppen, daß ihm die Lust verginge, sich je wieder belustigen zu wollen.

Das Gesetz verbietet bei Geldstrafe, am Sonntag zu arbeiten. Aber dies Gesetz wird von den Reichen nicht streng beobachtet, die, ohne etwas von der Justiz besorgen zu müssen, in ihren Häusern Spiel, Musik und andern Zeitvertreib haben. Von der besagten Geldbuße, wenn sie einen Armen trifft, kömmt ein Theil dem Angeber zu und der andere den Armen der Gemeinde, zu welcher der Uebertreter des Gesetzes gehört. Der Theil, welcher den Armen zukommt, wird ihnen nie oder höchst selten ausgetheilt; denn wenn die Gemeindevorsteher zusammenkommen, so verschmausen und vertrinken sie ihn mit dem größten Theile der Armentaxe, d. h. dem Gelde, welches jeder Hauseigenthümer alle Vierteljahre für die Unterstützung der Armen seiner Gemeinde bezahlen muß. Diese Taxe beläuft sich im ganzen Königreiche auf mehr als eine Million Pfund Sterling; eine Summe, womit man zweimal soviel Arme ernähren könnte, wenn nicht Alles von den Vorstehern vergeudet würde. Der Theil von der Buße, welcher dem Angeber zukömmt, ermuthigt jeden Müssiggänger und treibt jeden fanatischen Methodisten an, sich an eine Straßenecke zu setzen und zuzusehen, wer da auf und nieder geht, um ihn anklagen zu können, im Fall er, wie sie sagen, den Tag des Herrn entheiligen sollte.

Daher kommt es, daß das Volk, weil es zu wenig Mittel hat, sich zu zerstreuen und zu vergnügen, schwermüthig und mürrisch wird, und daß Viele, die nicht wissen, wie sie sich die Zeit vertreiben sollen, in die Schenke gehen, und dort trinken, und trinken, und wieder trinken, bis der Kopf voll und die Tasche leer ist, worauf sie nach Hause zurückkehren, um ihre Weiber zu prügeln und ihre Kinder zu verwünschen. Und wer weder Weib noch Kinder, oft aber auch Beides hat, der geräth unter die Dirnen, denen in London kein Tag günstiger als der Sonntag ist, weil an diesem heiligen Tage die Mehrzahl von ihnen so viel gewinnt, um die Woche hindurch das Leben zu fristen oder um sich einige Tage berauschen zu können. Die Folge davon ist, daß am Montag wenige Arbeiter und Handwerker im Stande sind, an ihre Arbeit zu gehen, weil sie den größten Theil dieses Tages im Bette zubringen müssen, um das viele Bier und den vielen Punsch zu verdauen, den sie verschlungen, oder um die Kräfte wieder zu gewinnen, die sie in den Bordellen verloren haben.

Diese schlechte Lebensart ist denn wahrscheinlich auch die erste Ursache der vielen Selbstmorde, welche die Armen begehen. Daher kommen und vervielfältigen sich die vielen Krankheiten und das ekelhafte Elend, wodurch immer und überall Augen und Nasen der Vorübergehenden beleidigt werden. Daher kommt es, daß die Gefängnisse sich täglich bevölkern, ungeachtet der großen Zahl von Unglücklichen, welche man als Sklaven nach Botany-Bai schickt, und ungeachtet der vielen Karren voll armer Sünder, die man so oft im Jahr zur Richtstätte schleift.

Was die Dirnen in London betrifft, die unter den Elenden die Elendesten sind, so habe ich Hunderte von ihnen mit eigenen Augen gesehen, welche noch nicht eilf oder zwölf Jahre alt waren; und es läßt sich nicht sagen, wie viele von diesen unglücklichen Kreaturen das ganze Jahr auf der Straße zubringen, ohne ein Obdach zu haben, ohne Beschäftigung, wie Thiere lebend, ohne sich einmal im Monat satt essen zu können, und bis über die Ohren mit scheußlichen Uebeln bedeckt. Es ist etwas Beschwerliches, des Abends über die Straßen zu gehen, wo Hunderte von ihnen bald schamlos, bald demüthig ersuchen, ihnen ein Glas Rhum zu zahlen, d. h. sie in eine Taverne oder in ein Bordell zu führen, deren Thüren darum so schön beleuchtet sind, daß die Unglücklichen sie desto besser erkennen. An vielen dieser Dirnen habe ich nicht geringe Reize bemerkt, aber verborgen unter Lumpen und Unrath. Aus ihrem Munde hört man nur zu oft die schändlichsten Worte und die ekelhaftesten Ausdrücke. Ströme von Flüchen und Verwünschungen und schreckliche Lästerungen brechen aus ihnen hervor, vorzüglich wenn, wie es oft geschieht, eine Schaar ausgelassener Taugenichtse halbbetrunken die Straßen durchschwärmt, in der einzigen Absicht, sie zu beschimpfen und zu mißhandeln; Alles mit der größten Unanständigkeit, der unerträglichsten Frechheit und ohne die geringste Rücksicht und Furcht vor Gott und Menschen. Wer durch diese Straßen geht, muß wohl auf seine Taschen sehen, denn die Dirnen und Taugenichtse sind äusserst geschickt, selbst das am besten Verwahrte zu entwenden.

Man kann sich die Menge von männlichen und weiblichen Beutelschneidern nicht denken, welche wie eine Pest diese große Hauptstadt belästigt. Nichts Leichtes wäre es auch, die mannigfaltigen Verbrechen aufzuzählen, welche man in London begeht; denn da stiehlt man sogar Kinder in den Windeln, zieht sie ganz nackt aus, und läßt sie an entlegenen Orten liegen unter dem Schutze Gottes oder derer, die sich ihrer erbarmen und die Mühe übernehmen, ihre Aeltern aufzusuchen. Ausserdem werden viele Kinder beiderlei Geschlechts von gewissen Schurken geraubt und an andere Schurken verkauft, die sie nach Amerika bringen und dort als Sklaven an eine dritte Race von Schurken verhandeln, welche letztere sie unter Schlägen und Stößen, und oft auch mit Tortur und Verwundung, arbeiten lassen.

Dieses und tausend andere Dinge sind die Wirkungen der gepriesenen Gesetze und der unermeßlichen Reichthümer Englands, welche Gesetze und Reichthümer den Neid aller derjenigen erregen, die sie von französischen Schriftstellern empfehlen hören; denn diese verschaffen, durch ihre Uebersetzungen englischer Bücher, denselben weit mehr Zutrauen, als sie verdienen, indem sie beständig sich mit ihrer politischen und kirchlichen Verfassung brüsten und alles Andere geringschätzen. Wir sind dann so dumm, zu glauben, daß die Freiheit, worauf sich das englische Volk so viel einbildet, es zum wohlhabendsten, fröhlichsten und glücklichsten der ganzen Erde mache. Glaubt mir, daß die Armen in London die ärmsten, schlechtesten und häßlichsten Armen in ganz Europa sind, und danket Gott, daß wenn ihr nicht in einem Lande geboren seid, wohin alles Geld der Welt geht, wenigstens keine eurer Hauptstädte so ekelhaft und so verdorben ist, wie die hochberühmte Hauptstadt von England.

Historische Erinnerungen.

Tod Kaiser Pauls I von Rußland.

Es ist überflüssig, hier der unsinnigen Tirannei Pauls, so wie der Grausamkeiten seiner Regierung und der Scherereien und Verfolgungen jeder Art, zu gedenken, die im gleichen Maase alle seine Unterthanen, von welchem Stande sie auch immerhin sein mochten, betrafen. Nichts vermag bei allem dem die abscheuliche That zu entschuldigen, die sein Leben beendigte, obgleich die Bedrückung so unerträglich geworden war, daß die Sicherheit der kaiserlichen Familie selbst es dringend nothwendig machte, eine zügellose Gewaltthätigkeit den Händen zu entreissen, welche die erhobensten Häupter zu bedrohen schien. Erst nach reiflicher Erwägung und langer Zögerung entwarf man den nothgedrungenen Plan, sich der Person des Kaisers zu versichern und ihn auf irgend einer Festung in den Ruhestand zu versetzen. Der Großfürst Alexander sollte den Thron besteigen. Der Antheil, den dieser erlauchte Fürst an dem Projekte nahm, so wie sein ganzes späteres Betragen, beweisen zur Genüge, daß derselbe darauf sich beschränken sollte; aber die Rache überschritt die ihr vorgezeichneten Grenzen.

Man könnte eine große Menge Verordnungen Pauls anführen, die an Seltsamkeit und Bedrückungstendenz sich übertrafen. Eine solche Ukase unter andern gebot, mit Androhung der härtesten Strafen im Nichtbeobachtungsfalle, allen russischen Unterthanen in der Hauptstadt, dreieckigte Hüte zu tragen; eine andere, die neumodisch zugeschnittenen Westen, die für revolutionär erklärt wurden, auf der Stelle abzulegen und dagegen der altmodischen sich zu bedienen. Die Vollstreckung dieser Gesetze gestattete nicht die geringste Verzögerung, so daß es auf einmal nicht genug Schneider und Hutmacher in Petersburg gab, den erzwungenen Bedürfnissen der Einwohner zu ent-

ſprechen, die ſich alſo genöthigt ſahen, in aller Eile zwei Ecken an ihre runden Hüte zu nähen und ihre Weſten zu verändern. Dergleichen despotiſche Einfälle würden vielleicht nur lächerlich geweſen ſein, wenn nicht Knute und Kerker da geweſen wären, um die von dem Autokrator verordneten Moden angenehm zu machen.

Es konnte dem Kaiſer nicht verborgen bleiben, daß ſeine Unterthanen eben nicht zum günſtigſten gegen ihn geſtimmt waren, und er hatte eine verworrene Ahnung von der ihm drohenden Gefahr. Eines Abends, als er ſich bei der Frau von Gagarin, ſeiner Mätreſſe, befand, rief er mehrmals mit dem unverkennbarſten Unwillen: „Ich ſehe, daß die Zeit endlich gekommen iſt, meinen großen Streich auszuführen.“ Er ſprach in demſelben Sinne zu ſeinem Oberſtallmeiſter, und fügte hinzu: „Nachbar wollen wir Beide wie Brüder leben.“ — Dieſer große Streich ſollte darin beſtehen, die Kaiſerin zu Kolmagon, einer entſetzlichen Einöde, acht Werſte von Archangel, wo die unglückliche Familie Ulrichs von Braunſchweig viele Jahre lang gefangen gehalten wurde, einzuſperren. Schlüſſelburg ſollte dem Großfürſten Alexander und das Fort zu St. Petersburg dem Großfürſten Konſtantin zum Gefängniſſe dienen. Pahlen und einige Andere ſollten hingerichtet werden. — Frau von Gagarin, durch den verhängnißvollen Ton des Kaiſers erſchreckt, theilte ſeine Aeuſſerung ihren Vertrauten mit, und fügte hinzu: „Ich weiß nicht, was ſein großer Streich ſein mag.“ Auf dieſe Weiſe erhielt der Graf Pahlen von der drohenden Gefahr den erſten Wink, und unterließ nicht, den Großfürſten Alexander ſogleich davon zu unterrichten.

Indeſſen zog ſich das Ungewitter immer fürchterlicher zuſammen, und man durfte den zu faſſenden Entſchluß nicht einen Augenblick länger verzögern. Pahlen erhielt freie Hand, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, ſich nicht an der geheiligten Perſon des Kaiſers zu vergreifen. Er legte deshalb ein feierliches Verſprechen ab, obgleich es beinahe unmöglich war, die Folgen einer ſolchen Begebenheit vorauszuſehen. Der 22. März 1801 war für die Ausführung des Komplotts beſtimmt; aber der Großfürſt beſtand darauf, daß man ſie bis auf den folgenden Tag verſchiebe, unter dem Vorwand, daß an dieſem Tage die Pallaſtwache dem Bataillon Semonowsky anvertraut ſei, das der Großfürſt Konſtantin in eigener Perſon befehligte, und das ihm ſehr ergeben war. Pahlen mußte nachgeben.

Der von Paul auf der Stelle des alten Sommerſchloſſes erbaute Michaelowspallaſt iſt ein maſſives, unförmliches Gebäude. Der Kaiſer hatte es mit Baſteien umgeben, und immer fügte er neue Vertheidigungswerke hinzu, hoffend, auf ſolche Weiſe einer plötzlichen Empörung Trotz bieten zu können. Eitle Vorſicht! Pahlen und ſeine Mitverſchworenen kannten eben ſo gut, als er, das ganze Innere. Kurze Zeit vor der zur Ausführung beſtimmten Stunde wurde die Zahl der Verſchworenen noch durch mehrere junge Männer aus den erſten Familien vermehrt, die an demſelben Tage degradirt und auf die grauſamſte Weiſe für Fehler beſtraft worden waren, die kaum eine leichte Rüge verdient hätten. Der Graf entließ ſie ihrer Haft und geleitete ſie zum General Talizin, Commandeur des Preobaſchewskoyſchen Garde-Regiments, wo die Haupttheilnehmer des Komplotts verſammelt waren. Talizin und der General Depreradowitſch, Commandeur des Regiments Semonowsky, hatten alle ihre Offiziere mit ihrem Plane bekannt gemacht, und ihre vollkommene Zuſtimmung erhalten. Die Soldaten, auf deren blinden Gehorſam gegen ihre Vorgeſetzten man zählen durfte, waren noch von nichts unterrichtet.

Platow-Subow, der letzte Günſtling der großen Katharina, war mit dem General Benningſen ebenfalls bei dem Abendeſſen, welches Talizin gab, gegenwärtig. Die Verſchwornen, ungefähr ſechszig an der Zahl, größtentheils vom Wein erhitzt, den man in großer Menge genoſſen hatte, theilten ſich in zwei Banden, deren eine Pahlen, die andere Subow und Benningſen anführte. Dieſe letztere, einen gewiſſen Arkamakow, Adjutanten des Kaiſers, an der Spitze, begab ſich ohne Geräuſch auf einer verborgenen Stiege in ein Vorzimmer der kaiſerlichen Wohnung, in welchem ſich zwei Garde-Huſaren und zwei Kammerdiener, im Schlafe verſenkt, befanden. Bevor ſie dahin gelangten, mußten ſie durch eine Gallerie, in der eine Schildwacht ihnen ihr: Wer da! zurief. — Schweig! ſagte Benningſen leiſe. Siehſt du nicht, wohin wir gehen? — Der Soldat, wahrſcheinlich unterrichtet, rief darauf mit ſtarker Stimme: Patrouille vorbei! um glauben zu machen, als ſei das Geräuſch von der Patrouille verurſacht worden. Arkamakow pochte nun leiſe an die Thür. Der Kammerdiener fragte von innen: wer da ſei? Jener nannte ſich und fügte hinzu, daß er komme, um ſeinen Rapport abzuſtatten. Die Antwort war, daß das um Mitternacht nicht geſchehen könne. — „Was ſchwatzt Ihr von Mitternacht?“ rief der Andere. „Es iſt ſechs Uhr Morgens. Laßt mich hinein zum Kaiſer, oder fürchtet ſeinen Zorn.“ Der Kammerdiener verlor den Kopf bei dieſer Drohung und öffnete. Schnell drängten ſich acht Perſonen mit bloßem Degen in den Händen herein. Er ſchlug ein Kreuz, blieb ſtumm vor Schreck und verkroch ſich in einen Winkel. Einer der Huſaren wollte ſich entgegenſtellen, aber er wurde rücklings niedergehauen. Alles das war in einem Augenblick geſchehen.

Benningſen und Subow traten nun in das Schlaf-

zimmer des Kaisers. Der Letzte eilte an das Bett, in welchem sich Niemand befand, worauf er rief: „Gott! er ist uns entgangen.“ Aber Benningsen, der kaltblütiger geblieben war, durchspähete das ganze Gemach, und entdeckte ihn endlich ganz zusammengekauert hinter einem Bettschirm. Er näherte sich ihm, salutirte mit seinem Degen und sagte mit lauter Stimme: „Sire! im Namen des Kaisers Alexander! Sie sind mein Gefangener.“ Er fügte hinzu, daß ihm nichts Leides geschehen solle, wenn er sich nicht widersetze. Paul antwortete darauf nichts. Der schwache Schein einer Nachtlampe, die das Zimmer erleuchtete, ließ Schrecken und Verwirrung in seinen Zügen lesen. Benningsen, ohne einen Augenblick zu verlieren, untersuchte alle Ausgänge. Eine Thür führte in die Zimmer der Kaiserin, eine andere in die Garderobe, zwei andere in zwei Kabinete, in denen die Fahnen der zu Petersburg in Garnison stehenden Regimenter und viele, den in Arrest geschickten Offizieren gehörige, Degen befindlich waren. Während Benningsen alle diese Thüren verschloß und die Schlüssel in seine Tasche steckte, wiederholte Subow dem Kaiser auf Russisch: „Sire! auf Befehl des Kaisers Alexander! Sie sind unser Gefangener!“ — Was, Gefangener? entgegnete Paul. Einen Augenblick nachher rief er: Was habe ich Euch gethan? — „Sie haben uns seit vier Jahren tiranniſirt!“ sagte einer der Verschwornen, „das muß enden.“

Der Kaiser hatte seine Nachtmütze auf und einen Schlafrock um die Schultern geworfen. Er stand ohne Schuhe und Strümpfe vor den Verschwornen, die ihn, mit den bloßen Degen in den Händen und den Hüten auf den Köpfen, umringten. — Wenn Paul noch einige Geistesgegenwart gehabt hätte, so würde es ihm ein Leichtes gewesen sein, durch die Fallthür, die sich unter seinem Bette befand, oder in die Gemächer der Kaiserin, zu entkommen. Aber die Furcht hatte ihn so sehr verwirrt, daß er bei dem ersten Geräusch nur daran dachte, aus seinem Bette zu springen und sich zu verkriechen. Vielleicht hatte er es auch nicht gewagt, seine Zuflucht zur Kaiserin zu nehmen, weil er vermuthete, daß eine gegen ihn gerichtete Verschwörung nicht ohne ihr Vorwissen stattgefunden haben könne. Dieser Glaube entstand aus der Ueberzeugung, daß seine erhabene Gemahlin eben so sehr beim Volke beliebt sei, als er ihm verhaßt war.

Während nun die Verschwornen bemüht waren, sich der Person des Kaisers zu bemächtigen, hörte man ausserhalb ein Geräusch. Subow eilte so schnell als möglich in die Zimmer Alexanders, die sich unter denen seines kaiserlichen Vaters befanden. Die beiden Großfürsten Alexander und Konstantin, Letzterer erst jetzt in das Geheimniß eingeweiht, waren nebst ihren Gemahlinnen in der peinlichsten Lage. Die Nachrichten, welche Subow diesen erlauchten Personen brachte, vermehrten ihre Unruhe, statt sie zu vermindern. Der Großfürst Alexander schien am meisten davon ergriffen zu sein.

Indessen war Benningsen mit einigen Verschwornen im Zimmer des Kaisers geblieben. Er war in augenscheinlicher Verlegenheit, die sich gewiß noch vermehrt haben würde, wenn Paul seinen neben ihm hängenden Degen erfaßt und versucht hätte, sich zu vertheidigen. Aber so blieb der unglückliche Monarch ohne alle Bewegung, ausser daß es ihn von Zeit zu Zeit wie ein Fieberschauer überflog. Plötzlich stürzten mehrere der Verschwornen, völlig berauscht, in's Zimmer, in welchem diese Szene sich ihnen darstellte.

Der Fürst Tatschwil, Generalmajor der Artillerie, der kurz vorher aus dem Dienst gestoßen worden war, eilte schäumend vor Wuth auf den Kaiser zu, stieß ihn mit einem fürchterlichen Faustschlage über den Haufen und warf zugleich die Lampe und den Bettschirm um. Die Fortsetzung dieses gräßlichen Auftritts trug sich in der dichten Finsterniß zu. Benningsen, glaubend, daß Paul zu entfliehen, oder sich zu vertheidigen suche, schrie ihm zu: „Um Gottes Willen, Sire! denken Sie nicht daran, uns zu entkommen. Ihr Leben ist in unserer Gewalt. Sie kommen um, wenn Sie den geringsten Widerstand leisten.“ Während dem hörte man den Fürsten Tatschwil, den Adjutanten der Reitergarde Gardanow, den Artillerie-Oberst Sartarinow, den Fürsten Wereinskoy und Seriatin, die letzten Drei ausser Dienst, mit dem Kaiser heftig ringen. Es gelang dem Monarchen, sich zu erheben, aber bald wurde er wieder mit Gewalt zu Boden geworfen, und in seinem Sturze stieß er gegen einen Marmortisch, wodurch er eine große und wahrscheinlich sehr schmerzliche Wunde auf der Wange und in der Seite erhielt. General Benningsen allein nahm keinen Antheil an dieser hochverrätherischen und meuchelmörderischen Balgerei. Er begnügte sich damit, dem Kaiser, der nicht mehr hören konnte, beständig zuzurufen: sich doch ja nicht zu vertheidigen. Er holte sodann ein Licht, und als er wieder mit demselben hereintrat, war der erste Gegenstand, auf den sein Blick fallen mußte, der entseelte Körper seines Souverains, der Länge nach auf dem Boden ausgestreckt. Man hatte ihn mit der Schärpe eines Offiziers erwürgt. Paul, dem Zurufe Benningsens gehorchend, hatte sich damit begnügt, seine beiden Hände zwischen seinen Hals und die Schärpe zu legen. Kurz vorher, ehe er den letzten Seufzer aushauchte, hatte er seinen Henkern auf Französisch zugerufen: „Um des Himmels Willen, meine Herren! verschonen Sie mich. Lassen Sie mir wenig-

ſtens Zeit, zu beten!" — Das waren ſeine letzten Worte.

(Der Beſchluß folgt.)

Philoſophiſche Betrachtungen über die Wiſſenſchaften und über die Gelehrten.

(Beſchluß.)

Es iſt als erwieſen zu betrachten, daß die menſchliche Vernunft, ihrer Natur nach, in allen den Richtungen, in welchen ſie ſich übt, nach und nach in drei verſchiedenen theoretiſchen Zuſtänden, dem theologiſchen, dem metaphyſiſchen und dem poſitiven, ſich befindet. Der erſte davon iſt proviſoriſch, der zweite vorübergehend und der dritte entſcheidend. Dies Fundamentalgeſetz muß jetzt der Ausgangspunkt aller philoſophiſchen Nachforſchungen über den Menſchen und die Geſellſchaft ſein. Da die theologiſchen und metaphyſiſchen Doktrinen noch einige Thätigkeit, oder wenigſtens einen gewiſſen Einfluß ausüben, ſo iſt es augenſcheinlich, daß dieſe wichtige Revolution noch nicht beendet iſt. Auf welchem Punkte ſtehen wir jetzt? Was bleibt noch zu vollenden übrig?

Es iſt hier nicht an ſeiner Stelle, erklären zu wollen, durch welche Verkettung von Arbeiten dieſe große Veränderung erzeugt worden iſt. Es iſt genügend, um die Ideen zu beſtimmen, darzuthun, daß der direkte Urſprung einer wahrhaft poſitiven Philoſophie den Bewegungen des Geiſtes zugeſchrieben werden müſſe, welche die Lehren Bacons, die Mittheilungen Descartes und die Entdeckungen Galileis, im Menſchen hervorgebracht haben. Unſere verſchiedenen Begriffe ſind nach und nach in derſelben Ordnung poſitiv geworden, als ſie zuerſt theologiſch und nachher metaphyſiſch geworden waren. Die aſtronomiſchen Phänomene ſind zugleich die einfachſten, die allgemeinſten, die vom Menſchen am meiſten entfernten. Sie üben ihren Einfluß auf alle übrigen aus, ohne von ihnen irgend einen, wenigſtens uns fühlbaren Einfluß zu erleiden. Sie gehorchen nur einem Geſetze, dem allgemeinſten der Natur, dem der Schwerkraft. Nach ihnen kommen die Phänomene der eigentlichen irdiſchen Phyſik, die aus den vorhergehenden entſtehen und die auſſerdem noch beſondern, in ihren Reſultaten beſchränktern Geſetzen, unterworfen ſind. Darauf folgen die chemiſchen Phänomene, die von der einen und der andern abhängig ſind, und in denen man eine neue Reihefolge von Geſetzen, die der Verwandtſchaften, bemerkt, in denen man alle Geſetze der Phyſik, ſowohl der himmliſchen, als der irdiſchen, und der Chemie entdeckt, die jedoch durch andere Geſetze modifizirt werden, die ihnen eigen ſind, und deren Einfluß noch mehr beſchränkt iſt.

Betrachtet man nun, unter dieſem Geſichtspunkte, die Fortſchritte der menſchlichen Vernunft während zwei Jahrhunderten, ſo findet man in der That, daß die Aſtronomie zuerſt eine poſitive Wiſſenſchaft geworden iſt; nach ihr die Phyſik, ſodann die Chemie und endlich in unſern Tagen auch die Philoſophie. Das iſt der gegenwärtige Zuſtand der intellektuellen Entwickelung.

Erſt nach allen andern ſind die moraliſchen Phänomene aus dem Bereiche der Theologie und der Metaphyſik ausgetreten, um in das der Phyſik überzugehen. Die menſchliche Vernunft ſtrebt beſtändig zur Einheit der Methode und der Doktrine hin. Es iſt unmöglich, daß wir beſtändig eine gewiſſe Methode in den meiſten unſerer Unternehmungen in Anwendung bringen, ohne ſie auf alle andere überzutragen, oder ſie ganz zu verlaſſen. Es muß alſo der nothwendige Fall Statt finden, entweder daß die Aſtronomie, die Phyſik, die Chemie und die Phyſiologie wieder metaphyſiſch oder ſelbſt theologiſch werden, eine Vermuthung, die an und für ſich ſelbſt ſchon höchſt abſurd ſein würde, oder daß die Politik poſitiv werde, was folglich nicht mehr zu bezweifeln iſt.

Die oberflächliche Philoſophie des 18. Jahrhunderts hat gemeiniglich die theologiſche Geſellſchafts-Doktrine als das Werk ungläubiger Geſetzgeber dargeſtellt, die darin nur ein Inſtrument der Beherrſchung geſehen hätten. Indeſſen beweiſet die Erfahrung zur Genüge, daß die theologiſche Philoſophie ſich auf die geſellſchaftlichen Phänomene ausgedehnt hat, und in der Folge im Stande geweſen iſt, ein Organiſationsmittel bloß deshalb zu werden, weil ſie alle Phänomene der äuſſern Körper und des Menſchen ſelbſt erklärte. Das totale Uebergewicht, welches, im letzten Jahrhundert, die Metaphyſik in Bezug auf die geſellſchaftlichen Ideen gewonnen hatte, iſt ein unwiderlegbares Zeichen des vollkommenen Verfalls der Theologie. Von einer andern Seite iſt der tiefe Abſcheu, der ſich ſeit den traurigen Erfahrungen der franzöſiſchen Revolution gegen die metaphyſiſche Politik äuſſert, ohne bei allem dem die Geiſter wieder zu den theologiſchen Doktrinen zurückgeführt zu haben, ein nicht minder ſicheres Zeichen von der nahen Bildung der poſitiven Politik, die allein im Stande iſt, eine allgemeine Beiſtimmung von Seiten der Vernunft zu gewinnen, die ſich eben ſo ſehr gegen die Gewalt der Abſtraktionen, als gegen die Autorität der Orakel auflehnt, und die nur der Stärke der Thatſachen nachgeben kann.

Die Zeit iſt endlich gekommen, wo, als letztes

Resultat aller vorhergegangenen Arbeiten, die menschliche Vernunft die Gesammtmasse der natürlichen Philosophie vervollkommnen kann, indem sie die gesellschaftlichen Phänomene, nach allen andern, positiven Theorien zuführt. Dies ist die große philosophische Aufgabe, deren Lösung dem 19. Jahrhundert, durch den natürlichen Gang unserer intellektuellen Entwicklung, vorbehalten ist. Wenn diese Arbeit beendigt, oder vielmehr, wenn sie so weit vorwärts geschritten sein wird, daß der Verstand unwiderruflich diese neue Richtung zu verfolgen sich genöthigt sehen dürfte, erst dann dürfen wir daran denken, ein allgemeines System der menschlichen Kenntnisse zu erbauen, deren Elemente sich alsdann entwickeln würden.

Die Gesellschaft ist augenscheinlich jetzt, in moralischer Hinsicht, in einer wirklichen und vollkommenen Anarchie, die von allen Beobachtern anerkannt wird, welches immerhin auch ihre spekulativen Meinungen sein mögen. Diese Anarchie entsteht, in letzter Analyse, aus dem Mangel jedes vorherrschenden Systems, das im Stande sein dürfte, alle Geister in eine und dieselbe Ideengemeinschaft zu vereinigen. Um diese Unordnung zu beendigen, die, wenn sie sich verlängern könnte, keinen andern Ausgang, als die gänzliche Auflösung der gesellschaftlichen Verhältnisse finden würde, gibt es nur ein einziges Mittel, das im Einigungssystem enthalten ist. Dies kann nur auf zweierlei Weise anwendbar gemacht werden, entweder dadurch, daß man der theologischen Philosophie den ganzen Einfluß wieder gibt, den sie verloren hat; oder dadurch, daß man die positive Philosophie vervollkommnet, um sie so zu gestalten, daß sie die Theologie ganz zu ersetzen im Stande sei. Darauf beschränkt sich jetzt die große gesellschaftliche Streitfrage.

Die politische Geschichte der Gelehrten, im Ganzen betrachtet, stellt drei große Epochen dar, die genau mit dem zuerst theologischen, sodann metaphysischen und endlich positiven Zustande der menschlichen Philosophie übereinstimmen. Das erste gesellschaftliche System, in welchem die Vernunft ihre wirklichen und dauerhaften Fortschritte beginnen konnte, hatte die Verwirrung der weltlichen mit der geistlichen Macht zum Grundkarakter, oder mit klarern Worten, es bestand in der allgemeinen und absoluten Ueberlegenheit einer gelehrten Kaste, die sich unter dem Einflusse der theologischen Philosophie organisirt hatte. Die Gleichartigkeit der menschlichen Begriffe, die damals gleichförmig theologisch waren, ist ohne Zweifel die erste Ursache dieser absoluten Systematisirung.

Die Allgemeinheit der Kenntnisse, die jetzt sehr richtig als eine ehrgeizige Chimäre betrachtet wird, war damals im Gegentheil der herrschende Karakter der Mitglieder der geistlichen Innung. Im höhern Range der Hierarchie war jeder Diener des Kultus zugleich Astronom (oder vielmehr Astrolog), Physiker, Arzt, Ingenieur, Gesetzgeber und Staatsmann. Mit einem Worte, die Namen Priester, Philosoph, und Gelehrter, die späterhin so verschiedenartige Bedeutungen genommen haben, waren durchaus gleichbedeutend. Die Vereinigung dieser drei Karaktere finden wir im Moses, den man als das Muster von dem ersten Zustande des menschlichen Geistes betrachten kann.

Zugestanden, daß die theokratische Regierung zugleich die nothwendige Folge und die unvermeidliche Bedingung der ersten Fortschritte des menschlichen Geistes war, kann man sich dennoch nicht verbergen, daß sie durch ihre Natur ganz geeignet war, ein beständiges und fast unüberwindliches Hinderniß der ausgedehntern Fortschritte zu werden. Die einzig mögliche Vervollkommnung des menschlichen Geistes ist nur in der Vertheilung der Arbeiten. Wären sie also in der theokratischen Kaste vereinigt geblieben, so würde seine Entwickelung nur sehr langsam von statten gegangen sein, im Fall selbst Entwickelung hätte stattfinden können. Glücklicherweise fand für die menschliche Zivilisation eine neue wissenschaftliche Organisation, und zwar in Griechenland, statt. In ihrem Ursprunge hatte sie keine andere reellen Fortschritte, als daß sie die Existenz der geistlichen Innung durchaus spekulativ machte, und sie von der Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ausschloß. Aber bald begründete sich die Theilung der menschlichen Kenntnisse, und mit ihr die Entwickelung der Vernunft.

Diese geistige Organisation wurde zwölf Jahrhunderte später die erste Grundlage des gesellschaftlichen Systems, dessen Hauptkarakter die bewunderungswürdige Scheidung der geistlichen und der weltlichen Macht war, und wodurch sie dem theokratischen System so überlegen blieb. — Künftighin können die Wissenschaften allein nur durch ihre philosophische Wichtigkeit beurtheilt werden. Deshalb auch dürfen die Gelehrten ihr tiefes Gefühl der theoretischen Würde nicht nur nicht beschränken, sie müssen vielmehr hartnäckig allen Versuchen sich entgegen stellen, die gemacht werden könnten, um sie auf die einfachen Funktionen der Ingenieure zu beschränken. Durch schickliche Doktrinen vorzüglich können sie jene Anmaßungen beseitigen, die nothwendigerweise so lange eine gewisse Legitimität bewahren, als die Beziehungen zwischen der Theorie und der Praktik nicht regelmäßig durch ein Begriffssystem organisirt sein werden, das ausschließlich auf diese Bestimmung anwendbar gemacht wird. Dies System aber kann allein nur von den Gelehrten erbaut werden, weil es aus ihren pos-

tiven Kenntniſſen über die ſtattfindende Verbindung zwiſchen der äuſſern Welt und dem Menſchen entſprieſſen kann. Dieſe große Operation iſt unumgänglich nothwendig, um die Klaſſe der Ingenieurs als unterſchiedene Innung zu konſtituiren, damit ſie ein beſtändiger und regelmäßiger Zwiſchenkörper der Gelehrten und der induſtriellen Klaſſe für alle beſondern Arbeiten ſei.

Gerichtsverhandlungen in England.

Auf den Aſſiſen zu Cambridge iſt ein ganz eigener Diebſtahl verhandelt worden. Ein Pächter, Namens Triſp, hatte mehrere Hammel durch Krankheit verloren, und ihr Fleiſch aufgehängt, um die Hunde damit zu füttern. Ein Zigeuner, Namens Elijah Poppy, glaubend, es ſei friſches Fleiſch, ſtahl einige Stücke davon. Der Hunger allein hatte ihn zu der Extremität gebracht, das halb verweſete Fleiſch zu verzehren, und er hatte nicht einmal die Häute genommen, die daneben hingen. Die Deliberationen der Geſchwornen über dies Hauptverbrechen, nach den engliſchen Geſetzen, haben ziemlich lange gedauert. Endlich iſt folgendes Urtheil gefällt worden: „Der Angeklagte iſt nicht ſchuldig befunden worden, weil der geſtohlene Gegenſtand kein Hammelfleiſch, ſondern Aas ohne irgend einen Werth war.“ Poppy iſt ſogleich in Freiheit geſetzt worden, und iſt über dieſen Ausſpruch um ſo mehr erfreut geweſen, da es ſich bei dieſer Angelegenheit um nichts weniger, als ſein Leben, handelte.

Lord Norbury, Präſident des Gerichtshofes zu Carlow in Irland, hat während der letzten Sitzung eine Sprache angenommen, die man wenigſtens ſonderbar finden dürfte, wenn man ſie nicht ſtrenger beurtheilen wollte. In einem Prozeß über einen Diebſtahl, in welchem ein Tagelöhner und ſeine Frau als Zeugen erſchienen waren, fragte der Präſident den Mann: auf welche Weiſe er ſich nähre? — „Ich arbeite,“ antwortete dieſer, „auf den Gütern des Oberſt Buttler, und habe mich mit einem Bauermädchen verheirathet, die dort ebenfalls beſchäftigt wird.“ — Ich wünſche Euch Glück, mein Freund! ſagte darauf der Richter. Ihr habt da ein ſchönes und braves Weib, deren Erziehung und Ideen höher als ihr Stand zu ſein ſcheinen. (Allgemeines Gelächter.) — „Ich danke Ihnen zum ſchönſten,“ entgegnete der Zeuge, „aber ich habe nicht allein eine Frau, ſondern auch Kinder, die ich nur mit Mühe großziehen kann. Möchte Eure Herrlichkeit mir nicht Etwas für die Kleinen ſchenken?“ (Erneutes Gelächter.) — Der Richter, ohne im Geringſten auſſer Faſſung zu kommen, zog gravitätiſch ſeine Börſe, öffnete ſie und gab dem Mann ein Goldſtück. In der gleich darauf verhandelten Angelegenheit zahlte er dem Kläger 35 Schelling, als Entſchädigung eines erlittenen Diebſtahls.

Derſelbe Richter fragte einen andern Zeugen, der von Hackestown gebürtig war, ob er ſich während der Inſurrektion von 1797 in dieſem Dorfe befunden habe? — Ich weiß meiner Treu davon nichts, entgegnete der Gefragte; denn ich mochte damals nicht größer ſein, als mein Stock. — Was, ihr wart zu der Zeit nicht dort, als Harton gehängt wurde? — Ich höre heute ſeinen Namen zum erſten Male. — So packt Euch fort, ehrlicher Kerl! und macht, daß Ihr wieder auf Euere Meierei gelangt. Fürchtet Euch vor den Rebellen nicht, und wenn je einer zu Euch kommt, ſo nehmt flugs Eure Jagdflinte, und jagt ihn zum Henker. (Allgemeines Gelächter.)

Der Baron O'Grady, Aſſeſſor an demſelben Gerichtshofe, zeichnet ſich nicht minder durch ſeine Sonderbarkeiten aus. Ein Frauenzimmer hatte einem Manne 14 Pfund Sterling in Banknoten entwendet. „Es ſcheint,“ ſagte der Aſſeſſor, „daß das Weib Euch 14 Pf. St. geſtohlen hat. Aber ihr waret ihr 20 Pf. St. ſchuldig. So zahlt ihr nun noch die übrigen 6 Pf. St., und damit iſt die Sache abgethan. — Ein andermal handelte es ſich über einen alten Eſelsſattel, der geſtohlen worden war. Einer der Geſchwornen verlangte ſich entfernen zu dürfen, weil er nicht bei einem Prozeſſe mitwirken wollte, wo es ſich, einer Kleinigkeit wegen, um das Leben eines armen Teufels handelte. „So nehmen Sie“, ſchrie ihm O'Grady nach, „den Sattel ſelbſt und ſchnallen Sie ihn auf Ihren Eſel, damit Sie aufſitzen und um ſo ſchneller nach Hauſe kommen können.“ Dieſer Witz beendigte zugleich die ganze Sache, und der Angeklagte wurde freigeſprochen.

Häckerling.

Jedermann weiß, daß 1813 die Konferenzen zu Prag eröffnet wurden, um einen von beiden Seiten erwünſchten Friedensabſchluß herbeizuführen; aber nur Wenige wiſſen, daß dieſe Unterhandlungen zu gleicher Zeit in Dresden noch bei Weitem inniger betrieben wurden. Man befand ſich auf dem Punkte einer glücklichen Entſcheidung, als ein an und für ſich ganz unbedeutender Umſtand alle bis dahin mit Mühe und Aufopferung errungenen Reſultate plötzlich über den Haufen warf, und das vorherige Chaos wieder herſtellte. Man war über die Friedensbedingungen vollkommen einig, und Napoleon war bereit, ſie zu unterzeichnen. Baſſano reichte ihm dazu die Feder dar, die Europa, nach ſo langen Jahren der Zerſtörung und des Entſetzens, endlich beruhigen ſollte, wobei er ſagte: „Diesmal Sire! wird man wenigſtens

nicht ſagen dürfen, daß Sie den Frieden geben, ſondern daß Sie ihn annehmen.“ Dieſe Worte machten den Kaiſer ſtutzen, er ſtarrte den Herzog eine Minute lang an, warf ihm ſodann zornig die Feder zurück, und erklärte, daß er nicht unterzeichnen werde. — Einige Tage nachher verlor er die Schlacht bei Leipzig.

Murat wurde nur erſt dann zum König von Neapel ernannt, als Luzian Bonaparte dieſe ihm von ſeinem Bruder angebotene Krone abgelehnt hatte. „Wenn ich König ſein ſoll,“ ſagte er mit ächtkorſikaniſchem Stolz, „ſo muß ich allein Herr und Meiſter meines Königreichs ſein, und es nicht als Präfekt, ſondern als unabhängiger Fürſt beherrſchen können.“

Als Joſeph Bonaparte den Thron von Neapel mit dem von Spanien verwechſelte, beſchwerte ſich Napoleons Schweſter Karoline bei ihm, daß ſie nur Großherzogin von Berg und kaiſerliche Hoheit ſei, da man doch ihre Schwägerin mit dem Titel Majeſtät begrüßen müſſe. Sie verlangte mit einigem Ungeſtüm von ihrem Bruder, daß er ihr ſo bald als möglich eine königliche Krone zuwenden möge. „Gemach, Frau Schweſter!“ ſagte der Behelligte: „Faſſen Sie ſich ein wenig in Geduld. Ihrer Sprache nach zu urtheilen, ſollte man vermuthen, daß ich himmelſchreiendes Unrecht gegen Sie habe, und Ihnen die Krone Ihres verſtorbenen Vaters unrechtmäßigerweiſe vorenthalte.“

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Kunſt.

Die heil. Familie von Michel Angelo, in der Gallerie zu Florenz. *)

Kurze Einleitung.

Wohl bewundern Alle den großen Meiſter Michael Angelo, Alle ſtaunen die kühnen und großartigen Bildungen ſeiner Phantaſie, ihre Wahrheit in der Darſtellung an, aber während ihm die Einen die Palme darreichen möchten, halten ſich Andere ſcheu zurück und meinen: Michel Angelo hätte wohl klüger gethan, wenn er ſich in den Olymp gewagt und dort ſich Stoff zu ſeinen kühnen Schöpfungen genommen hätte. Denn ſeine Kraft ſei zu ungeheuer, ſeine Einbildungskraft oft zu ausſchweifend, als daß er das Göttliche und Heilige, gleich einem Raphael, in derſelben Anmuth und derſelben Würde, hätte geben können. Als wenn ein Geiſt, dem mittelſt der Ideen Großes und Seltſames aufgegangen, und der es während einer geheimnißvollen Begeiſterung gibt, frei wäre, um zu berückſichtigen, was Andere Klügeres zu rathen wähnen. Wenn ein Künſtler das innere Leben einer Idee ſchaut und dieſem Wirklichkeit gibt, was dieſem Meiſter oft gelungen, ſo darf weder wirklicher Geſchmack noch obwaltende Neigung, die ohnehin ſo gerne um Vorurtheile herumſtreifen, Einfluß auf ſelbes haben; denn das Werk verlöre ſein Eigenthümliches, und die Kunſt wohl am meiſten, die nicht dieſes oder das, ſondern ein Unendliches und Unerſchöpfliches iſt, und die ſich uns recht weiſe durch mehr als Ein begünſtigtes Organ offenbart. Einem Künſtler wie einem großen Dichter Berückſichtigungen ihrer kühnen Bildungen wegen anempfehlen, heißt ihre ſchöpferiſche Kraft lähmen, beſchränken, Freies unter vorgeſchriebene Schranken bringen und lieber die Natur in ihren großen und wahren Zügen bergen wollen. Und ſollte eine bei ihrer Fülle leicht bewegliche Einbildungskraft, wenn ſie auch etwas ausſchweift, aber bleibende Denkmale des Schönen hinterläßt, berückſichtigen, was ihr ein gewiſſes Zartgefühl, das ſich zu leicht beim Anblick der nackten Wahrheit verletzt fühlt, ängſtlich einflüſtert?

Freilich ſchien ſelbſt Winkelmann ſich nicht immer mit der etwas freien Darſtellungsweiſe dieſes großen Künſtlers ausſöhnen zu können, und er daher dieſe unter den verneinenden Begriff der Schönheit in der Kunſt aufnahm; was uns aber nicht abhalten kann, wenigſtens in einem ſeiner Werke, in ſeiner hl. Familie in Florenz, die wahre Schönheit in ihren hohen und göttlichen Zügen nachzuweiſen, und mit ſo wenigerm Bedenken, weil Winkelmann nothwendig in Bezug auf dieſelbe ſagt: „Michel Angelo hat ſich mit der Betrachtung der hohen Schönheit beſchäftigt, wie man aus ſeinen theils gedruckten, theils ungedruckten Gedichten ſieht, wo er in würdigen und erhabenen Ausdrücken über dieſelbe denkt, und er iſt wunderbar in ſtarken Leibern; aber aus angeführtem Grunde hat derſelbe aus ſeinen weiblichen Figuren Geſchöpfe einer andern Welt, im Gebäude, in der Handlung und in der Geberde gemacht!“ Und er würdigt deſſen künſtleriſches Talent deutlich genug, indem er beifügt: daß Michel Angelo gegen Raphael dasſelbe ſei, was Thucydides gegen Xenophon. Denn durch dieſen, wenn auch für Raphael nicht ganz gerechten Vergleich, erkennt er das Seltene in ihm; ſein tiefes, ſo richtiges Erfaſſen des menſchlichen Weſens, ſeinen unbeſtechbaren Sinn für Wahrheit, wie ſeine wunderbare Kraft in allem, was er gab. Aber ſein Eigenthümliches und ſchon dieſe hl. Familie berechtigt uns zu einem wohl noch kühnern Vergleiche. Denn wie Shakeſpeare ſeine Karaktere, gab Michel Angelo ſeine Gebilde: kühn, aber wahr, frei, aber treu, wie die Natur es Jedem aus ihrer verborgenen Tiefe offenbarte; und von dem was verſchweigen, oder verhüllen wollen, was ſie Schönes und Groſſes mit den innern Zügen der Wahrheit ihrem forſchenden und auflauſchenden Geiſte anvertraute, wäre Untreue, Undankbarkeit. Beide gaben bei ihrer vollen Reife Schönheiten, die ſich mehr in einer geiſtigen Sphäre zu bewegen ſcheinen: es ſind Geſtalten, wie ſich dieſe eine ſchöne, ſinnvolle, von allen Bedürfniſſen der Zeit befreite Seele ſchaffen würde, wenn ſie ſich ſelber ihre Hülle bilden könnte. Führt man ſie in ihrem himmliſch-klaren Weſen vor unſere Seele, ſo ſchweben ſie ihr gleich überirdiſchen Erſcheinungen vor, und

*) Aus einer kleinen, bald erſcheinenden Schrift über das Schöne in der Kunſt. Von J. Probſt.

doch sind sie so ganz Natur, so sinnig, so schön! und man daher sie zu schauen gar nie müde werden kann.

Die Madonna ruht im lichten Vordergrunde auf ihren Knien und lehnt sich etwas rückwärts an den hl. Joseph, der eine solche sitzende Stellung eingenommen, daß sie bequem ihren rechten Arm auf seine Füße stützen kann. Auf diesem steht das göttliche Kind und legt seine beiden Hände auf das Haupt der Mutter; und wie sie zu ihm empor schaut, blickt es unendlich lieblich auf diese herab. Die ganze Seele des Greisen ist auf dieses liebevolle Lächeln des Kindes gerichtet, und sein mitlächelndes Auge kann sich an ihm nicht satt sehen. — Zur Linken ist der hl. Johannes mit dem Kreuze und sieht aufwärts. Es ist ein bräunlicher guter Junge, aber sein Auge verräth schon etwas von seiner hohen Bestimmung. — Auf beiden Seiten im Hintergrunde bemerkt man Personen, die zu scherzen, aber in keiner Verbindung mit dem Ganzen zu stehen scheinen. — Der dunkelblaue Himmel, an dem nur einige Streifwolken vorüberziehen, erhebt die leichte Darstellung des Ganzen sehr vortheilhaft.

Der erste Anblick ist Ueberraschung und Staunen; denn was Schöneres sah das Auge noch nie; Größeres hat die Seele wohl nie empfunden. Ohnehin führt uns nichts Zufälliges zu diesem Meisterstück; überall versucht Nachahmung an den Werken eines Raphael, Correggio, Titian u. s. w. ihre Kräfte, und wohl auch deswegen stehen diese in einer vortheilhaften Beleuchtung, aber von diesem Wunder der Kunst hält sie sich scheu zurück; denn wer diese hohe Schönheit in ihrem tiefern idealen Leben zu erfassen fähig ist, fühlt ganz gut, daß, sie *wieder* geben zu wollen, eitles Wagen wäre. — Aber erst lauschte der Künstler auf die Offenbarung der göttlichen Schönheit; und achtsam und treu ging er jeder Spur nach, die ihn näher zu ihr zu führen vermochte. Und fiel ein Strahl von ihr in seine Seele, da suchte ihn diese festzuhalten, um immer klarer zu werden über das, was der günstige Himmel ihm zu offenbaren bereit war. Denn was immer Schönes sein irdisches Auge erblickte: jedes Gebilde von noch so viel Anmuth und züchtigem Reize genügte seinem Kühneres wagenden Geiste nicht; sein hohes Streben, seine immer rege Sehnsucht wünschte im Geiste ein Bild aufgehen zu sehen, das in irdischer Hülle darstellbar, aber von göttlicher Hoheit durchstrahlt wäre. Und wie der Augenblick da war, in welchem dieses in vollerer Klarheit aus der göttlichen Tiefe seiner Seele empor stieg, gab er es der Wirklichkeit auf dieselbe Weise, wie noch jedes Wunder geworden. — So muß man sich die Schöpfung der göttlichen Mutter denken, um sie sich auch schön und würdig genug denken zu können. Sie ist wirklich eine wundervolle Erscheinung, „ein Geschöpf von einer andern Welt im Gebäude, in der Handlung und in der Geberde"; diejenige welche den geboren, der den Plan erdacht, wie eine ganze künftige Welt in ihrem Sinnen und Streben umzuschaffen sei, und welcher Weisheit und Liebe genug hatte, um diesen auch bei den schwierigsten Hindernissen glorreich auszuführen. Denn seine göttliche Größe und Macht, sein weltenumfassender Sinn offenbaret sich auch in der Mutter; auch sie erscheint uns wie ein höheres mächtiges Wesen, das man gern mit ehrfurchtsvoller Anbetung beehrte, wenn der im Forschen dieses schönen Wunders nie satte Geist dieser Huldigung Raum gönnte. — Eine hohe göttliche Milde füllet das zum Sohne empor gerichtete Auge, und ihre Lippen sind bereit zu verkünden, was sich Großes in ihrer Seele über das wichtigste Welt-Ereigniß beweget; sie ist von derselben heiligen Begeisterung erfüllet, in der sie früher im Geiste der Weissagung Worte*) sprach voll Sinn und Kraft. — Was ihr aber damals noch zum Theil Geheimniß war, das sieht nun ihr Auge offenbar; *göttliche Weisheit* ist die Ihre geworden und darob frohlockt ihr Geist, und giebt ihrem Wesen eine himmlische Erhabenheit, leiht ihr Züge einer Himmelskönigin, die eingeweiht ist in die Rathschlüsse des Allerhöchsten. Aber dies Erhabene an ihr hindert die Offenbarung solcher Gefühle nicht, die eine mütterliche Seele beglücken; sie strahlen durch gleich dem milden und sanften Lichte des Himmels, wenn es uns das Große der Natur in seiner hehren Schönheit beleuchtet. Sie ist dem Himmelsgestirn gleich, das stille, aber in geheimnißvoller Macht überall Licht ausströmt, alles schön macht, weil es selber das Schönste, und daher andere Himmelsleuchter erblassen, wenn es in seiner Pracht aufgeht.

In den Zügen des Kindes liegen deutsam, was uns Liebenswürdiges im Heilande anzieht, was uns in seinem Charakter in ehrfurchtsvolle Bewunderung setzet. Der rundliche Kopf, von goldenen, zart-flüssigen Locken wie bekrönt, zieht unendlich an; und so hold ist sein sinniges Lächeln auf die Mutter herab! Dieses verräth ganz den innern Frieden in ihm, aber auch die kindlich-süßen Gefühle über die Vorzüge seiner Mutter. — Der hl. Joseph ist in seinen Silber-Haaren in jenem Alter dargestellt, wo es sich wieder gern zu dem hinneigt, was kindliche Einfalt erfindet und thut. All sein Sinnen und Denken ist im seeligen Frieden aufgelöset; seine Seele genießt inniges Entzücken, während sein Auge sich so angenehm am holden und unschuldigen Wesen des Kindes erfreut. — Wie man in der göttlichen Mutter mehr wahrnimmt, was sie Großes über den Sohn und über eine verhängnißvolle Zukunft denkt, so erblickt man in der frohen Miene des Greisen nur *die* Freude, die eine überselige Gegenwart einem Beglückten spendet. u. s. w.

— Während es in ganz Frankreich kaum 20 Dampfschiffe gibt, hat eine einzige Stadt in Nordamerika, New-York, deren 43, wovon 16 zwischen New-York und Albany, 2 zwischen New-York und Poughkepsie, 18 auf der Ostküste und 7 als Fahren gebraucht werden.

— Pinkerton berechnet die Zahl der protestantischen Christen in Frankreich auf 722,329 Seelen, wovon 509,348 Reformirte und 212,981 Lutheraner. Nach den neuesten Nachforschungen ergibt sich jedoch, daß diese Zahl sich auf 1½ Millien beläuft, wovon 1 Million zu den 85 Konsistorialkirchen gehört, und eine halbe Million ohne Kirchen und Seelsorger ist.

*) Luk. 1, 48—53.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 28. Dritter Jahrgang 1826. 12. Juli.

Von den Anhängern des Veralteten und den Freunden der Gewissensfreiheit.

— Quid non mortalia pectora cogis
Auri sacra fames!
Virg. Aeneid. lib. 3.

Erst ganz neuerdings haben einige Schriftsteller, im gegenwärtigen Zeitraume, einen bloß vorübergehenden Zustand der Dinge und dessen nahes Ende angedeutet. Eine Art allgemeiner Sensation bestätigt jetzt diese philosophische Ansicht. Die Gegenwart ist endlich offenbart. Man beginnt, ihre Ungewißheit und Leere zu verspüren, das Bedürfniß einer andern Existenz zu begreifen, die Möglichkeit derselben aufzufassen und ihre Näherung zu ahnen. In dem Allem ist freilich noch nichts recht Bestimmtes. Man weiß noch nicht genau, worin das Uebel bestehe, wo das Heilmittel zu finden sei; aber man fühlt das Eine, man glaubt das Andere, und man harrt der Dinge, die da kommen sollen. Diese Stimmung der Geister kann als das sichere Zeichen betrachtet werden, daß wir bereits über den Abgrund des Zweifels und der Anarchie hinweg sind, der, nach dem Gesetze der gesellschaftlichen Revolutionen, zwei durchaus von einander verschiedene Epochen der Zivilisation, zwei besondere Doktrinen beständig von einander zu trennen scheint; daß die Gesellschaft, inmitten der Trümmer, die sie rings um sich aufgethürmt hat, endlich sich selbst zu erkennen, sich auszudrücken, ihren Zweck zu würdigen und den instinktartigen, unordentlichen Bewegungen, durch welche sie bis jetzt sich fortbewegt hat, einen sichern und aufgeklärten Fortgang zu geben sich bemühen werde.

Es ist an und für sich schon viel, bis zu diesem Punkte gelangt zu sein. Indessen befinden wir uns doch nur erst am Anfange unserer Laufbahn. Unermüdliches Bestreben, schwere Arbeiten sind uns noch vorbehalten, bevor wir ein Ziel erreichen können. Aber um mit Erfolg die neue Bahn zu betreten, müssen wir zuerst die Nothwendigkeit einsehen, die alte, bisher verfolgte, zu verlassen. In dieser Hinsicht finden zwei Meinungen statt, die zwei durchaus entgegengesetzte Schulen konstituiren. Das Bestreben der Einen ist, das Veraltete und Vergangene wieder empor zu heben und geltend zu machen, das der Andern besteht darin, die Grundsätze zu befestigen, die eben jenes Veraltete und Vergangene zerstört haben, und vorzüglich die Gewissensfreiheit, als erste Regel, als erstes Gesetz des endlichen Uebereinkommens, aufzustellen.

Man möchte ohne Weiteres glauben, daß jedes System, das sich auf die Rückkehr des Vergangenen begründet, schon zur Genüge beurtheilt sei, und es nicht mehr der Mühe werth sei, dabei zu verweilen. Diese Nichtachtung rührt daher, daß man im Allgemeinen von der Partei, die das Veraltete vertheidigt, nur das Lächerliche und Alberne kennt, und über das, was sie Ernstes und Interessantes aufzustellen vermag, nicht genugsam unterrichtet ist. In dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft, nach den unfruchtbaren Versuchen, die schon gewagt worden waren, konnte die Doktrine des Vergangenen, durch ihren innern Werth und unabhängig von aller persönlichen

Betrachtung, sich noch wiedererzeugen und selbst unter den aufgeklärten Menschen Anhänger finden. Und dieser Fall hat wirklich stattgefunden.

Dennoch ist diese spekulative Rückwendung Einiger gegen das Veraltete nicht bei Allen durch dieselben Bedürfnisse bestimmt worden. Bei Diesen zeigt sie sich als ein Produkt der Einbildungskraft und des Gefühls, bei Jenen als ein Begriff des Verstandes, als eine Frucht der Beobachtung und Ueberlegung. Die Anhänger des Veralteten scheiden sich also in zwei Klassen, die sich auf die eben angezeigte Weise von einander unterscheiden.

Die Ersten scheinen begriffen zu haben, daß es keine andere gesellschaftliche Ordnung gebe, die diesen Namen verdiene, als in einem Zustande, wo die Zusammentretung der Individuen einen bestimmten Zweck habe, wo die Existenz eines jeden in diesen Zweck übergehe und ihn befördere, wo die Handlungen, die Ideen, die Gefühle in vollkommener Uebereinstimmung sind, wo die Erziehung, in Allem, was sie umgreift, darauf hinzielt, diese Harmonie zu erhalten, wo das Dasein des Menschen nicht allein aus materiellen, sondern auch aus moralischen und geistigen Interessen bestehe, die ihm alle gleich werth sein müssen, weil sie unzertrennlich sind, und weil die einen nicht ohne die andern verletzt werden können. Von dieser richtigen Idee ausgehend, die sie sich von einer wirklichen gesellschaftlichen Organisation machen, betrachten sie die Gegenwart, und erblicken in ihr nur eine Zusammenkoppelung vereinzelter Thatsachen, fremdartiger Elemente, worin der Mensch sich ohne Zukunft, ohne Glauben, ohne Anneigung zeigt. Sie begreifen nicht, was dieser Zustand mehr Anscheinendes als Reelles in sich faßt. Sie sind überzeugt, daß er nur in gänzlicher Auflösung ein Ziel finden könne. Sie wenden sich deshalb der Vergangenheit zu, wo die Ordnung, die sie verlangen, herrschend gewesen ist, wo die Existenz des Menschen vollkommen war. Sie bemühen sich, sie aus ihren Ruinen emporzuheben.

Man bemerkt leicht aus dem eben Gesagten, wie die Anhänger des Veralteten, ihrem Raisonnement zufolge, in ein abstraktes Extrem verfallen müssen. Nichts ist ihrem Verstande befremdend, und das Abgeschmackte und Unsinnige wird ebensowohl der Gegenstand ihres Zurückwünschens, als das Beachtungswerthe und Vernunftgemäße. Sie bedauern den Mangel unsers Glaubens an die Feenmährchen der Metaphysik, an die Träumereien der Theologie, mit einem Worte, an jeden schroffen oder feinern Aberglauben, der sonst die Gemüther bethärte, in alle Handlungen des gesellschaftlichen Lebens, in alle Phänomene der Natur sich mischte. — Die Anhänglichkeit an eine *solche* Meinung setzt eine große Unbekanntschaft mit den Gesetzen der Zivilisation voraus, und die Resultate, zu denen sie gelangt sind, beweisen dies auf's Augenscheinlichste. In den Unternehmungen dieser Freunde des Veralteten sucht man vergebens einige nützliche Ansichten. Sie beurkunden in Wahrheit eine wichtige Thatsache: „die Mangelhaftigkeit und Unzulässigkeit des gegenwärtigen Zustandes der Dinge"; aber falls man ihnen einigen Einfluß zugestehen wollte, so ist es erwiesen, daß sie mehr geeignet sind, das Uebel zu verschlimmern, als ein Heilmittel dafür zu erfinden.

Nach diesen Anhängern des Veralteten, deren Meinung vorzüglich vielleicht als die Protestation des Gefühls gegen die Trockenheit und den Mangel an moralischer Thätigkeit des gegenwärtigen Zeitraums betrachtet werden kann, kommen die eigentlichen Bewahrer der alten Lehre. Von der Unordnung erschreckt, der sie die Elemente der Gesellschaft preisgegeben sehen, von der Unmacht der philosophischen Spekulationen, derselben ein Ziel zu stellen, überzeugt, suchen sie die Gesetze und den Grundkarakter der gesellschaftlichen Wissenschaft dadurch zu entdecken, daß sie die Jahrhunderte in der Aera der christlichen Zivilisation, die sie, richtig genug, als die am meisten fortgeschrittene betrachten, hinaufsteigen. Sie sind betroffen, zu sehen, daß durch jene Verschiedenartigkeit der Zeiten und der Orte, mitten unter den Kriegen und Umwälzungen, ein und derselbe allgemeine Zustand sich beständig wieder erzeugt und das Ganze beherrscht. Für die geistige Leitung der Völker war es immer die römische Kirche und ihre Lehre, für ihre innere Konstitution das Regiment der Vormundschaft und der Beschützung, auf die Hierarchie der Klassen begründet. So lange diese beiden Grundsätze geachtet werden, bewegt sich die Gesellschaft regelmäßig, und die Uebereinstimmung scheint sich in allen Theilen zu erhalten. Daraus ziehen sie nun die Schlußfolge, daß eben *diese* Grundsätze die nothwendigen Grundfesten jeder gesellschaftlichen Ordnung seien. Aber was entsteht daraus? — Die Krisis verlängert sich, die Zerstörung wird *vollendet*, und *nichts* vermag aus den Ruinen hervorzugehen.

Die zerstörenden Doktrinen der alten Ordnung der Dinge suchen umsonst eine neue zu erzeugen. Sie bringen nichts hervor als Schattenbilder. So ist die Fortsetzung ihrer Regierung nur eine wahre Anarchie. — Die wahre gesellschaftliche Wissenschaft muß also darin bestehen, die Veränderungen zu würdigen, die in der *veränderlichen* Ordnung stattfinden, und folglich die Art des Seins der *unveränderlichen* Ordnung zu modifiziren, oder anderweitig zu gewissen Epochen „*das Vergangene mit dem Gegenwärtigen*

in Harmonie zu stellen.“ Etwas Anderes bleibt jetzt zu thun nicht mehr übrig.

Der Irrthum dieser Schule ist offenbar das Resultat einer unvollkommenen Beobachtung. Indessen verdient sie demungeachtet einige Aufmerksamkeit. Sie verlangt nicht, daß man die Gesellschaft nach einer systematischen Ansicht bilde. Sie glaubt an die Existenz einer Thatsache, sie bezeichnet sie näher und begehrt allein, daß man sie anerkenne. Wenn sie die entgegengesetzten Theorien zurückstößt, so ist es nicht aus blindem Vorurtheil, sondern weil sie glaubt, daß man die Gesellschaft nicht willkührlichen Gesetzen unterwirft. Sie verkündigt sich also beim ersten Anblick unter einer rein-wissenschaftlichen Aussenseite, wie ein in ihrem Ursprunge von allen vorübergehenden Eindrücken, von jeder zufälligen Ursache ganz unabhängiges Produkt. Aber wenn man die Umstände erwägt, unter welchen sie erzeugt worden ist, und die Formen, deren sie sich gewöhnlich in ihren Diskussionen bedient, so verliert sie bald diesen Karakter, und stellt sich uns alsdann nur als die Gegenwirkung des positiven Geistes gegen die Ungewißheit der metaphysischen Theorien dar.

Die verschiedenen Systeme, sowohl in der Religion, als in der Moral und Politik, die im Laufe der letztverflossenen drei Jahrhunderte entstanden sind, und denen der menschliche Verstand nach und nach sich angeneigt hat, um die Gesellschaft von ihren Fesseln zu befreien, sind jetzt gänzlich hintangesetzt worden, weil die Zerstörung, die sie bewirken sollten, endlich vollendet ist, und weil die Erfahrung bewiesen hat, daß sie darüber hinaus ganz unmächtig waren. Bemerkenswerth ist es jedoch, daß das Prinzip, das diese Systeme erzeugt, daß der Lehrsatz der Gewissensfreiheit sie alle überlebt hat, und daß er sich jetzt der Gesellschaft geradezu als das Ziel aller seiner Arbeiten in der Konstitution der moralischen Ordnung darstellt.

Nicht allein bei den Menschen, die sich mit Theorien beschäftigen, hat dies Prinzip sich bewährt, sondern auch in der Masse des Publikums. Die Ursache davon ist ganz einfach. In der Lage, in welcher wir uns bis jetzt befunden haben, unwiderruflich von der Vergangenheit geschieden, ohne irgend eine Vorahnung der Zukunft, unfähig, uns den Verordnungen der Einen zu unterwerfen und die Natur der Andern zu begreifen, ist die Gewissensfreiheit in der That das einzige Prinzip, das wir anzunehmen im Stande gewesen sind, die einzige Uebereinkunft (wenn eine solche Benennung einer negativen Sache gegeben werden kann), die wir treffen durften. Die gegenwärtige Generation hat also von ihrer Erziehung ein diesem Prinzip durchaus günstiges Vorurtheil erhalten, und daraus selbst ergibt sich, daß man eben dadurch, daß man es angreift, befürchten müsse, das allgemeine Gefühl aller Derjenigen gegen sich zu empören, von denen man gerade zuerst gehört werden möchte, weshalb man diesen Gegenstand nur mit der größten Vorsicht berühren kann

Die Gewissensfreiheit stellt sich gegenwärtig als eine von Zeit und Begebenheit unabhängige Thatsache dar, selbst gewissermaßen als ein ewiges Attribut, als das unumgänglich nothwendige Wesen der menschlichen Natur. Diese Freiheit bezieht sich [illegible], sowohl in ihrer Erzeugung, als in ihren Wirkungen, wie alle die Grundsatze, die nach und nach sich geltend gemacht haben, auf einen besondern Zustand der Dinge. Wenn man sich davon also eine genaue Idee machen will, so muß man sie der abstrakten Form, unter welcher sie sich erzeugt, entheben, und sie unter den Umständen betrachten, unter denen man sie entstehen gesehen hat, so wie in den Thatsachen, die ihre Fortschritte begleitet haben, oder die ihnen nachgefolgt sind.

Im sechszehnten Jahrhundert sieht man die Gewissensfreiheit zuerst offen und klar als Grundsatz aufgestellt. Aber es ist nicht die unbeschränkte Freiheit, die man seitdem verlangt hat, sondern allein die Faculität, eine gewisse Zahl bestimmter Punkte anders, als die römische Kirche, glauben zu dürfen. In demselben Maaße, als die Sekten auf einander folgten, die sich aus dem Schooße dieser Kirche erhoben und sich immer mehr von ihrer Doktrine entfernten, erweiterten sie auch theoretisch die Grenzen dieser Faculität. Die heilige Schrift war zuerst das Feld, auf welches man die Gewissensfreiheit zu beschränken übereingekommen zu sein schien; aber bald wurde dieser Raum überschritten. Die Religion wurde durch einige andere Menschen in ihrem Lehrsatze zu einem einfachen Begriffe der Vernunft und des Gefühls gemacht, und in ihrem Kultus zu einer rein metaphysischen Verbindung des Menschen mit seinem Schöpfer. Endlich wurden die Grundideen aller religiösen Institutionen oder Glaubensmeinungen selbst angegriffen, und beschützt von dem Prinzip der Gewissensfreiheit, das sich immer mehr ausdehnte, erzeugten sich die verschiedenen Grade des Unglaubens und suchten sich geltend zu machen.

Die Gewissensfreiheit wurde anfänglich nur in Betreff der religiösen Gegenstände angerufen. Aber als der Katholizismus, das heißt: das, was in der Gesellschaft am allgemeinsten war, was bei allen Ereignissen die Scheidung gab, ging die Prüfung auch auf die politische und bürgerliche Ordnung über, und auf alle die Phänomene, aus denen die gesellschaftliche Bewegung, oder das individuelle Leben, bestand. Nichts wurde in dieser Ueberschwemmung

erspart. Sitten, Gesetze, Glaubensmeinungen, Alles wurde zugleich angegriffen, und der Lehrsatz der unbeschränkten Gewissensfreiheit wurde aufgestellt. Es stellen sich uns jetzt drei besondere Bemerkungen über die Erzeugung und Entwickelung dieses Grundsatzes dar. Die erste besteht darin, daß man ihn immer in der Zeit einer zerstörenden Institution oder Ideenordnung anruft. Die zweite, daß er nur in dem Maaße an Ausdehnung zunimmt, als der Kreis der Zerstörung sich selbst vergrößert. Die dritte endlich — und sie ist von der höchsten Wichtigkeit — zeigt, daß man ihn nur erst alsdann proklamirt und allgemein angenommen sieht, wenn die Zivilisation in ihrem fortschreitenden Gange unter den Menschen neue Verbindungen, neue Bedürfnisse geschaffen, und auf solche Weise die Harmonie zerstört hat, die bis dahin zwischen dem reellen Zustande der Gesellschaft und ihren Doktrinen und Institutionen statt fand. Geschichtlich also kann die Gewissensfreiheit in ihrem Ursprunge und in ihren Fortschritten in moralischer Beziehung nur als das Zerstörungswerk einer Ordnung der Dinge betrachtet werden, die ihr Ziel erreicht haben.

Aber es geschieht in Hinsicht dieses Phänomens, was man täglich wieder sieht. Die Art und Weise einer Erscheinung ist für eine eigene, unabhängige Sache selbst genommen worden, die in sich die Ursache ihrer Existenz und ihren Zweck umfasse. Unter dieser Metamorphose stellt sich jetzt die Gewissensfreiheit dar, und unter ihm muß man sie zu betrachten sich bemühen. Wenn man sie also unter diesem abstrakten Gesichtspunkte würdigt, so findet man, daß es für jedes Individuum ein Recht, oder vielmehr eine Pflicht ist, nach seiner persönlichen Ueberlegungskraft zu urtheilen, ohne durch die Arbeiten, die Urtheile, die Autorität anderer Individuen über die Natur der Dinge, ihre Beziehungen mit der Menschheit, die Beziehungen der Menschen unter einander, endlich über alle Wissenschaft und über alle Elemente derselben, sich leiten zu lassen. — Aber unter welchen Umständen wird dies Prinzip noch allgemein angenommen? Alsdann, wenn eine der Theorien, nach denen man bis dahin versucht hat, die Gesellschaft wieder zu konstituiren, nicht mehr mit dem wirklichen Zustande der Zivilisation in Uebereinstimmung steht, und wenn folglich alle bis zu einem Grade des Unwohlseins gelangt sind, der den Verfall des alten Systems veranlaßt. In einer solchen Lage kann es alsdann scheinen, daß die Gewissensfreiheit nichts anderes, als die Rückwirkung der Gesellschaft gegen die falschen oder unvollkommenen Doktrinen sei, oder, wenn man lieber will, die Uebertragung einer allgemeinern Thatsache, der Mangel einer wirklichen gesellschaftlichen Wissenschaft.

In allgemeiner Uebersicht des Ganzen vermag die Doktrine des Vergangenen und Veralteten, in welchem Augenblicke man sie auch ergreife, und welchen Modifikationen man sie auch unterwerfen möge, der Gesellschaft die Basis der Reorganisation nicht zu gewähren, deren sie so sehr bedarf. Die Wiedererzeugung dieser Doktrine hängt von vorübergehenden Ursachen ab. Sie begründet sich allein auf die Mängel und Gebrechen des gegenwärtigen Zustandes der Dinge, deren Kritik sie eigentlich nur ist.

Die Gewissensfreiheit, auf die Weise wenigstens, wie man sie bis jetzt verstanden hat, ist kein Zweck. Erzeugt, um zu zerstören, erhält sie sich jetzt nur noch durch die Opposition der falschen Systeme. In dieser Hinsicht beurkundet sie nur eine Thatsache, den Mangel einer Doktrine, die in Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen der Gesellschaft sei. Die Verlängerung dieses Grundsatzes würde also nur die der Anarchie sein, über welche wir uns beschweren.

Endlich der Streit, der jetzt noch zwischen den Anhängern des Veralteten und Vergangenen und denen der Gewissensfreiheit statt findet, erhält nur die Elemente des Kampfs, dem wir uns gern entziehen möchten. Es ist also klar, daß das Erste, was wir zu thun haben, darin bestehe, diesen Streit zu beseitigen, um unsere ganze Aufmerksamkeit und alle unsere Kräfte auf das große Werk der Reorganisation zu verwenden, für das die Stunde endlich geschlagen hat.

Mittheilungen über Korsika.

Von Hubert Lauvergne.

Ich habe Korsika gesehen, ich habe die ersten Städte der Insel, die tausend Dörfer besucht, die man an den Abhängen des Gebirgs erblickt, und wo ich mit Gastfreundschaft aufgenommen worden bin. Ich habe oft mein Haupt unter dem Strohdache der Hirten hingelegt, und überall haben ernste Betrachtungen meinen Geist beschäftigt. Greise, Gelehrte haben zu mir gesagt: für den, der die korsischen Schriftsteller ohne geographische Kenntniß der Insel studirt, erscheint sie wie eines jener Eilande des Südmeeres, deren Völkerschaften jeder Reisende nach den Eingebungen seiner Einbildungskraft schildert.

Korsika ist nicht allein durch die Eigenthümlichkeit der alten und rohen Sitten seiner Bewohner, sondern auch durch seine mineralogische Bildung merkwürdig. Es bietet einen bewegten, zerrissenen Boden dar, der überall die auffallendsten Spuren der Konvulsionen und Umstürzungen an sich trägt, welche diesen Erdwinkel bewegt haben. Sein Kern ist durchaus gebirgig und zeigt eine Menge Abgründe, enger Thalschluchten

und Engpässe. Es ist, nach dem Ausdrucke eines Naturalisten, das Elisium der schönen Geologie.

Das Gerüpp von Korsika gehört zur primitiven Formation. Der bekannte Pic Nicolo, dessen Gipfel aus reinem Granit besteht, ist überall zerrissen und sehr scharfkantig. Unter den Gebirgsmassen, die sich an den Nicolo lehnen, findet man einige, die Basalt, andere, die Lava, noch andere, die Jaspis, und endlich solche, die Porphyrlagen von der größten Schönheit enthalten. Aber nirgends bemerkt man, wo der eigentliche Vulkan vorhanden gewesen sei, der alle diese Feuermassen erzeugt hat. Tausend geognostischen Beobachtungen nach zu schliessen, hat Korsika ehemals zum europäischen Festlande gehört, und ist nur durch Revolutionen, die den ganzen Eroball veränderten, davon getrennt worden.

Die Insel ist 35 Stunden lang. Ihre Oberfläche wird auf 930,510 Hektaren berechnet. Sie wird in ihrer ganzen Länge von einer hohen Granitgebirgskette durchschnitten, von welcher wieder eine andere im Rechtwinkel ausgeht. Dadurch wurde ehemals die natürliche Theilung der Insel in zwei Departemente bezeichnet. Die Bevölkerung steht mit ihrer Ausdehnung in keinem Vergleich; sie wird, der wahrscheinlichen Schätzung zufolge, auf 171,000 Seelen angeschlagen. Der Korsikaner ist von allen zivilisirten Menschen derjenige, dem das Glück des Lebens am meisten fremd bleibt. Ein geborner Feind der Revolutionen, welche die gesellschaftliche Welt erlitten hat, gibt er alle dem, was er von seinen Vorfahren ererbt, einen unbedingten Vorzug. Diese Beständigkeit, mitten in der heutigen Unbeständigkeit, hat etwas wirklich Uebernatürliches. Die Sitten, die Gebräuche, die Bekleidung selbst, sind noch vollkommen so, wie sie vor drei Jahrhunderten waren.

Es gibt auf Korsika herrliche Wälder; aber sie werden ziemlich schlecht verwaltet. Der Boden der ganzen Insel ist fruchtbar; aber er wird nicht so benutzt, wie er benutzt werden könnte. Der Oelbaum und der Weinstock gedeihen sehr gut, und ihre Erzeugnisse würden zu den vorzüglichsten gehören, wenn etwas mehr Sorgfalt darauf verwendet würde. Der beste Wein ist der des Capo Corso. Seine Farbe ist hell und sein Duft angenehm, nur etwas zu sehr mit Alkohol geschwängert. Der übrige Wein ist von der Art, daß er dem Gaumen eines neuern Apicius eben nicht angenehm sein würde. Der Korsikaner ist nüchtern, und trinkt nicht mehr, als er nothgedrungen trinken muß, um seinen Durst zu stillen.

Zur Zeit der Blüthe Roms zählte Korsika siebenunddreißig bedeutende Städte, die meistens am Meeresgestade gebaut waren und bedeutenden Handel trieben. Die alten Städte Mariana und Valeria sind von den Alterthumsforschern oft besucht und beschrieben worden. Die Trümmer aller übrigen römischen Ansiedelungen sind sehr unbedeutend. — Es gibt sehr viele Mineralquellen auf der Insel. Man kann sie in drei Klassen scheiden: die warmen, die gaz- und die eisenhaltigen. Zu den Zeiten der alten Römer waren bereits die heißen Quellen sehr berühmt. Mehrere derselben sind jetzt ganz verschwunden, und man hat sich umsonst bemüht, sie wieder aufzusuchen. Die Bäder von Guagna, Pietrapola und Orezza sind jetzt die besuchtesten.

Der Korsikaner hat eine ausserordentlich lebhafte Einbildungskraft, neben einer Energie des Karakters, die an das Uebernatürliche grenzt. Seine Kaltblütigkeit ist wirklich bewundernswürdig, und man begreift nicht, wie ein Mensch, dessen Konstitution einen sehr reizbaren Karakter anzudeuten scheint, seine Bewegung Jahre lang verbergen könne, bevor sie zum Ausbruch kommt. Er hängt eben so sehr an seinen Vorurtheilen, als an seinem Leben. Sie sind so alt, als sein Name, und er bewahrt sie in ihrer ganzen Reinheit. Unbeweglich in seiner Meinung, gibt er dem Nachlasse seiner Vorfahren vor allen glänzenden Erfindungen der Mitwelt den Vorzug. Sein Hauptstudium ist die Kenntniß des Herzens. Dadurch erlangt er einen so sichern und durchdringenden Blick in den Angelegenheiten des gesellschaftlichen Lebens, daß man ihn nur sehr selten zu hintergehen im Stande ist. Sein grenzenloser Stolz macht es ihm zur ersten Pflicht, denjenigen zu bestrafen, der ihn in seiner Würde als Mensch verletzt. Deshalb ist auch jeder Hirte bewaffnet, als wenn er in jedem Augenblick zum Kampfe auf Leben und Tod ausgehen wollte. Er hat immer eine Flinte und einen Dolch, selten eine andere Waffe.

Die Kleidung des Reichen und des Armen ist beinahe dieselbe. Sie besteht nur aus einem groben Kittel von wollenem Zeuge, das im Lande selbst bereitet wird, und aus einer Mütze von demselben Stoffe. Es ist unmöglich, die Menschen nach ihrer Tracht zu beurtheilen, und mancher Mann, der wie der gemeinste Hirt aussieht, hat die wichtigsten Aemter ausgeschlagen, weil er sich nicht entschliessen konnte, Gunstbezeugungen von einem Monarchen anzunehmen, der sein Landsmann war. Mit Abscheu denkt der Korsikaner noch an die alten Ansprüche der Genuesen auf sein Vaterland, und der Name Genuese ist ein Schimpfwort geworden. Der Egoismus und die Eitelkeit dieser Insulaner geht so weit, daß sie selbst einen Schimpf für sich darin finden, wenn ein Fremder sich den Titel eines Korsikaners anmaßen wollte, und sie sind im Stande, einen solchen Affront auf die blutigste Art zu rächen.

Sein Haus, sein kleines Feld, eine Heerde, eine

Jagdflinte sind das ganze Eigenthum des Korsikaners; aber damit hält er sich für reicher und imposanter, als der größte Monarch der Erde mit allen seinen unermeßlichen Schätzen. Naht sich ihm ein Fremder, um ihn um etwas zu befragen, und wäre er strotzend von Gold, oder nahte er sich ihm in der glänzendsten Equipage, er läßt sich dadurch nicht im Geringsten aus seiner gewohnten Fassung bringen. Diese anscheinende Gleichgültigkeit ist das Meisterstück seines Hochmuthes. Steht der Fremde endlich dicht vor ihm, so durchbohrt er ihn mit wahren Inquisitor-Augen, und hält er ihn seiner Antworten würdig, so spricht er zu ihm mit der größten Vertraulichkeit und Zuneigung. Man erstaunt, wenn man ihn die abstraktesten politischen und religiösen Gegenstände behandeln hört, und zwar mit einer Tiefe und Umsicht, die ein gereiftes Studium voraussetzen lassen. Aber er ist aufrichtig genug, zu gestehen, daß dieser Fall keineswegs statt findet, sondern daß es allein das Gefühl des Rechts und Unrechts in ihm ist, das ihn so und nicht anders urtheilen läßt, ohne daß er darüber viel nachzudenken gebraucht habe. Die große Zahl ausgezeichneter Diplomaten, Krieger und Gelehrten, welche in diesen Gebirgen geboren ist und sich auf dem großen Welttheater ausgezeichnet hat, beweiset die Richtigkeit dieser Aeusserung. Diese Feinheit des Urtheils, dieser durchdringende Scharfsinn ist der eigentliche Keim der Eitelkeit des Korsikaners. Sollte man glauben, daß ein ganz gewöhnlicher Bauer zu mir gesagt hat: „Europa bewundert euern Egmonarchen; aber ich kenne dreißig Männer auf unserer Insel, die an seiner Stelle mehr geleistet und euch mehr in Erstaunen gesetzt haben würden, als er.“

Die Weiber befinden sich in Korsika noch in einem Zustande, der beinahe an Sklaverei grenzt. Die Frauen, die Töchter, die Schwestern leben mit ihren Männern, Vätern, Brüdern nie in einer zärtern Vertraulichkeit. Sie ernähren sich von den Ueberresten der Mahlzeiten, sie besorgen beinahe alle Arbeiten, und ihre Lage ist eine wirkliche Hölle auf Erden. Dagegen ist der Sohn vom Hause der zweite Tirann, weil der Vater sich das Recht vorbehält, der erste zu sein. Er erfindet allerlei Scherereien, um sich dadurch nur um so gefürchteter zu machen. Mutter und Schwestern zittern, ihm zu mißfallen, und Alles muß sich dem Joche seines absoluten Willens beugen.

Der Hazardspieler.

Eine wahre Anekdote.

Die Leidenschaft des Spiels ist von allen Geistesverirrungen die allertraurigste. Sie verdirbt den Menschen in den Grund, sie verschlingt alle seine guten Eigenschaften, sie verursacht den gänzlichen Ruin vieler sonst achtbarer Familien, sie vertrocknet das Herz, und bis zur Uebertreibung gesteigert, reißt sie den Verblendeten mit sich zum Laster dahin, dessen entehrende Bestrafung eine unvermeidliche Folge davon ist. Sie ist zu alledem noch die Ursache vieler Selbstmorde.

Zu allen Zeiten hat sich die öffentliche Meinung laut gegen die Hazardspiele erhoben. Die Moralisten haben dagegen geschrieben, von der Kanzel haben die lebhaftesten Vorstellungen gegen diese abscheuliche Sucht sich vernehmen lassen, und die Schaubühne hat die fürchterlichsten Gemälde vom Schicksal elender Spieler dargestellt. Die Gesellschaft in Masse hat sie mit dem Stempel der Schande gebrandmarkt; aber meistentheils ist das Alles vergeblich geblieben. Man hat immer fortgespielt, und es ist anzunehmen, daß man auch künftighin spielen werde, welche abschreckende Beispiele immerhin zur Belehrung und zur Warnung aufgestellt werden mögen. — Woher kömmt nun dieser unwiderstehliche Hang, der die Menschen mit so gewaltiger Macht zu ihrem unvermeidlichen Untergange mit sich dahinreißt?

Es liegt doch gewiß nichts so sehr Anziehendes darin, um einem mit grünem Tuche beschlagenen Tische stundenlang zu sitzen oder zu stehen, und den albernen, unaufhörlich wiederholten Monolog des Kartenumwenders mit anzuhören, der während zwölf Stunden keine andern Worte ausspricht, als: Messieurs, faites votre jeu; le jeu est fait ..... Rien ne va plus! — Das, was die Spieler also allein anzuziehen vermag, ist die Gewinnsucht, die erbärmliche Hoffnung, ohne Mühe einen Theil des Goldes zu gewinnen, das die Bank wie einen Köder ausstellt, an welchem die blinde Leidenschaftlichkeit den tückischen Angel nicht bemerkt. — Zu diesem Verlangen gesellt sich noch die Illusion, die über die augenscheinliche Gewißheit, zu verlieren, dennoch immer die Oberhand behält, so daß der Spieler, obgleich er seinen Verlust beinahe voraus berechnen kann, dennoch immer der Ungewißheit eines möglichen Gewinns sich überläßt, den die Ueberlegenheit und der Vortheil, welchen die Bank unvermeidlich haben muß, nur zu bald in reellen Verlust verwandeln.

Die Noth, oder vielmehr das Bedürfniß kann manchmal Menschen, die sonst durchaus nicht die Gewohnheit des Spiels hatten, verleiten, in demselben eine leichte und schnelle Hilfsquelle zu suchen. So viel ist gewiß, daß man bei jedem Spieler einen gewissen Mangel an Beurtheilungsfähigkeit voraussetzen muß, wenn er durch seine Arbeit so viel, als er zu einem gemächlichen Leben gebraucht, zu gewinnen im Stande ist, oder wenn der Zufall ohne seinen Fleiß ihm soviel zugewendet hat, und er mit dem Risiko,

Alles zu verlieren, um durch das Spiel mehr noch zu gewinnen, sich demselben überläßt. Jeder Mensch, der sich selbst achtet, und jeder, der seinen guten Ruf oder seinen Kredit bewahren will, wird sich vor dem Hazardspiel wie vor Feuer hüten.

Indessen muß die Zahl der Opfer der Spielwuth sich doch immer wieder rekrutiren, um diejenigen, welche bereits gefallen sind, zu ersetzen, und diese Conscription wird leider nur zu leicht ausgefüllt. Die Kasse der Hazardspieler besteht meistentheils aus wohlhabenden, jungen, unbeschäftigten, unerfahrenen Menschen, die zuerst eine Zerstreuung, ein Vergnügen im Spiel suchen, und nach und nach eine Tagesbeschäftigung, ein wirkliches Gewerbe daraus machen. Die Novizen, von bloßer Neugierde angezogen, werden bald unverbesserliche Spieler, wenn sie nur irgend einigermaßen die dazu hinreichenden Mittel haben. Gewinnen sie im Anfang, so hoffen sie immer mehr zu gewinnen, und verlieren sie, so wollen sie ihren Verlust wieder erhaschen. Auf beiderlei Art enden sie gewöhnlich erst alsdann, wenn sie sich gänzlich zu Grunde gerichtet haben. Man sieht also, wie gefährlich es ist, auf diesem verhängnißvollen Wege den ersten Schritt zu thun, der so traurige Folgen nach sich ziehen muß.

Wenn es nun auch begreiflich scheinen mag, wie neugierige, leichtgläubige und unbeschäftigte Personen zu dergleichen Versuchen verleitet werden können, in denen sie für sich nichts Gefahrdrohendes bemerken, so kann man sich doch die beharrliche Verblendung der ältern Spieler nicht erklären, die einen Theil ihres Lebens vergeblich darauf verwendet haben, des Glückes Meister zu werden. Man sieht sie alle Tage aufs Neue einen ungleichen Kampf beginnen, in welchem sie alltäglich unterliegen. Schon im Voraus halbbesiegt, wagen sie zitternd ihren Satz, und wenn sie, wie alle Tage, wieder verloren haben, so geht doch ihr einziges Sinnen und Trachten nur dahin, die Mittel zu entdecken, immer wieder spielen zu können. Darf man das nicht einen vollkommenen Wahnsinn nennen?

Die Thiere empfinden, vermittelst ihres Instinkts, eine gewisse natürliche Abneigung gegen den Gegenstand, der ihnen einmal geschadet oder wehe gethan hat; und der Mensch, in dem Alter und im vollen Genusse seiner Vernunft, bemerkt die Lehren einer so oft sich ihm erneuernden Erfahrung nicht. Er erduldet tausend Qualen des Körpers und der Seele, er bringt die gräßlichsten Stunden zu, wenn er seine letzten Hilfsquellen vor sich versiegen sieht, wenn das Schauspiel einer darbenden, verzweifelnden Familie sein Herz zerreißt, wenn er sein Gewissen mit Vorwürfen beschweren, den Glauben an sich selbst verlieren muß, wenn er schaudernd vor und hinter sich den gähnenden Abgrund erblickt, in den er ohne Rettung stürzen muß — und dies Alles vermag nicht, ihm einen festen Entschluß abzugewinnen, für immer diese gefährlichste aller Chimären zu verabscheuen.

Die nachfolgende Geschichte, die ich dem Nachdenken der Leser überlassen will, ist leider nur zu wahr. Keine der darin angegebenen Thatsachen ist erfunden, und die handelnden Personen leben, meines Wissens, alle noch. Ich stelle sie als ein treffendes Beispiel der Spielsucht auf, deren Entstehen, Fortschreiten und Ende ich so eben angeführt habe.

Jedesmal, wenn ich mich nach Paris begab, besuchte ich einen meiner ältesten Bekannten in dieser großen Stadt, den Herrn C., einen der reichsten Kleidermacher, der zugleich Tuchhändler war. Er wohnte in einem der prächtigsten Theile der Hauptstadt, und trieb sein Gewerbe sehr im Großen. Dazu war er äusserst angenehm im Umgange, und hatte durchaus nichts von der Bocksbeutelei an sich, die sonst den Leuten seines Gewerbes eigen ist, und die ihnen einen spöttischen Beinamen verschafft hat. Unter seinen Miethern befand sich auch ein gewisser D., ein vollkommener Weltmann, der sowohl durch seine eleganten Manieren, als durch seine sehr gewählte Kleidung sich auszeichnete, welche letztere ihm von seinem Wirth geliefert wurde. Ich fragte diesen einmal, ob er ihn kenne? — Nicht gar genau, entgegnete er. Doch weiß ich soviel, daß er von Saumur gebürtig ist, wo seine Familie reich und angesehen sein soll. Er hat erst ganz vor Kurzem eine Summe von 95,000 Franken, die einen Theil seines Erbes ausmacht, eingezogen.

Bei alledem schien D. sich mit nichts besonders Nützlichem zu beschäftigen. Er kam immer sehr spät nach Hause, und stand nie früher als Mittags auf. Die Zeit vor dem Mittagessen (um 5 oder 6 Uhr Abends) wird im Allgemeinen zu Paris ausschließlich zu allen Beschäftigungen verwendet, die nach demselben nur selten sind. Mein Nachbar brachte sie größtentheils im Bette zu, oder er vergeudete sie mit leichten Unterhaltungen, in denen das sich beständig erneuernde Hauptthema die beinahe wunderbaren, oder doch übertriebenen Begebenheiten einzelner Personen betraf, die auf eine zufällige und leichte Weise ihr Glück gemacht hatten. Meistentheils war das Spiel der große Hebel gewesen, der sie zu einer Höhe erhoben hatte, auf welcher er sie billigerweise zu beneiden schien.

Ich unterrichtete meinen Wirth von meiner Vermuthung, daß D. ein Spieler sei, und lud ihn ein, auf seiner Hut zu sein. Meine Vorstellung machte nur geringen Eindruck, denn D. verließ sein Zimmer bei dem Schneider und miethete ein vollkommenes Appartement in einem Hôtel garni. Er kaufte sich ein prächtiges Kabriolet und ein Pferd, dessen scharfer

Trab bald das Schrecken der Fußgänger wurde. Ich verlor ihn nun auf einige Zeit aus dem Geſichte. Ungefähr drei Monate nachher erfuhr ich von Herrn C., daß er über Hals und Kopf nach Griechenland abgereiſet ſei und eine große Menge Schulden hinterlaſſen habe, an denen auch ſein alter Wirth einigen Antheil hatte. Nach einiger Zeit und als bereits Niemand mehr an ihn dachte, erhielt C. einen Brief von ihm, mit der dringenden Einladung, ſich zu ihm zu begeben. Er fand ihn ſehr eingeſchränkt, ſowohl in Wohnung als Kleidung, und fragte ihn, was er verlange? Jener erklärte, daß er am 2. Februar (es war im Anfang Januar 1823) eine ziemlich bedeutende Summe bei einem Notar zu erhalten habe, den er genau bezeichnete und der darüber beſtimmte Auskunft ertheilen könne. Er verlangte eine neue Bekleidung vom Kopf zu Fuß, und ſchwor, an dem Tage, wo er das Geld empfangen würde, ſowohl ſeine alte als neue Schuld gewiſſenhaft abzutragen. C. fragte nach und gewann die Ueberzeugung, daß die Angabe keine Lüge ſei. Demnach lieferte er ihm nicht nur ſeine Kleider, ſondern auch Alles, was er brauchte.

Der 2. Februar war erſchienen, und C., um nicht gar zu zudringlich zu ſcheinen, verfügte ſich erſt am folgenden Tage zu dem Notar, bei welchem D. bereits die Summe von 8700 Franken erhoben hatte, ohne ſeine gegen C. eingegangene Schuld zurückzulaſſen. Dieſer eilte ſogleich nach der alten Wohnung ſeines geweſenen Miethers; aber derſelbe war ſchon ausgezogen, und man wußte nicht, wohin er ſich gewendet habe. Endlich, nach vierzehntägigen Nachforſchungen, fand er ihn im Palais-Royal in einem Spielhauſe. Er ſtellte ſich hinter ihn, ſchlug ihm auf die Achſel und ſagte: Finde ich Sie hier, Herr D.? — Wie Sie ſehen! entgegnete der Erſchrockene; aber bleiben Sie ganz ruhig, ich beſchäftige mich ſo eben mit dem Beſtreben, Ihnen meine Schuld zu entrichten. — Durch dieſe ſonderbare, nur eines Spielers fähige Antwort eben nicht beſonders beruhigt, zwang ihn C., den grünen Teppich zu verlaſſen und ihm zu folgen. Er warf ihm ſein ſchlechtes Betragen und ſeine Wortbrüchigkeit vor.

„Sie haben vollkommen Recht,“ entgegnete Jener, „ich bin ein elender, verächtlicher Menſch; aber die hölliſche Leidenſchaft, unter deren Joch ich ſchmachte, reißt mich unaufhaltſam in den drohenden Abgrund hinab. An demſelben Tage, wo ich mein Geld bei dem Notar erhielt, lief ich damit ſpornſtreichs an den Spieltiſch, und am Abend blieb mir nicht mehr ſoviel übrig, um noch ein vernünftiges Abendbrod genieſſen zu können. Ich habe jetzt gar keine eigene Wohnung, und finde mein Nachtlager bei einem großmüthigen Freunde, der jeden Morgen fünf Franken auf meinen Tiſch legt, bevor er an ſeine mühſeligen Geſchäfte geht, von denen er erſt Abends um neun Uhr wieder zurückkehrt. Sie errathen ſchwerlich, welches, unter ſolchen Umſtänden, meine Lebensweiſe iſt? Ich bleibe bis drei Uhr Nachmittags im Bette, um das Frühſtück zu erſparen. Sodann gehe ich in irgend eine ſchlechte Winkelküche, um für den möglich geringſten Preis das elendeſte und ungeſundeſte Eſſen zu genieſſen. Mit dem, was mir übrig bleibt, eile ich auf eine Spielbank, mein Glück zu verſuchen, das mir in der letzten Zeit nicht günſtig geweſen iſt. Ich habe hier noch zweihundert Franken, den Ueberreſt von dreitauſend, die ich zehn Minuten vorher, ehe Sie bereintraten, noch vor mir hatte. Sie haben mich zurückgehalten, auch dieſe noch zu verlieren, folglich gehören ſie Ihnen. Nehmen Sie ſie hin, nehmen Sie auch Ihre Kleider zurück, denn wozu ſoll ich ſie länger noch gebrauchen, da ich jetzt mehr als je feſt entſchloſſen bin, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Das Glück will mir nun einmal nicht mehr günſtig ſein, Alles iſt mir zuwider ..... es gibt keinen Gott!!!“ — — Und er weinte wie ein Kind.

C. las ihm wacker den Text über ſeine unſinnige Lebensweiſe, ſprach ihm dann aber wieder Muth ein, und ſagte, daß er ihn nicht ohne Geld laſſen, alſo nur hundert Franken auf Abſchlag annehmen wolle. Kaum hatte er ihn jedoch verlaſſen, ſo eilte er in voller Haſt wieder aufs Spielhaus zurück, und in wenigen Augenblicken war auch dieſer letzte Reſt verloren. — Ein leichter Funken Ehrgefühl, der noch in ſeinem Herzen übriggeblieben war, machte ihn nun auf ſeinen Mißbrauch der Gaſtfreundſchaft aufmerkſam, und er faßte den Entſchluß, ſeinem Freunde nicht länger beſchwerlich zu fallen. Aber was ſollte er beginnen, wenn er nicht Hand an ſich ſelber legen wollte? Es blieb noch ein Ausweg übrig. Er wurde Stellvertreter eines Rekruten, und erhielt dafür eine Summe von vierhundert Franken, die er an demſelben Abend noch verſpielte. Sodann begab er ſich zu ſeinem Regiment, wo er eine künſtlich erfundene Geſchichte ſeiner unverſchuldeten Unglücksfälle erzählte, durch welche er ſich intereſſant zu machen wußte. Dadurch ſowohl, als durch einige perſönliche Talente, die er beim Spiel doch nicht ganz vergeſſen hatte, verſchaffte er ſich in kurzer Zeit eine raſche Beförderung, deren ihn ſein früherer Lebenswandel durchaus unwürdig machte.

Bald darauf kam er nach Saumur. Sein ganzes Vermögen war noch nicht verſchwendet, und er hatte noch ein Haus, das zwiſchen 30,000 und 40,000 Franken werth ſein mochte. Aber auch ſeine Schulden waren beträchtlich. Er beauftragte einen Notar mit der Anordnung ſeiner Angelegenheiten, und erhielt von dieſem die Zuſicherung, daß, wenn er ſich ganz

ruhig verhalten und Geduld haben wollte, er ihm eine jährliche Rente von vier- bis fünftausend Franken verschaffen könne. Er gab seine Zustimmung zu Allem und bat nur um einen Vorschuß von fünfhundert Franken, den er auch erhielt. Aber in Saumur ist keine Spielbank; denn die öffentliche Betrügerei hat keinen Tempel in dieser kleinen Stadt. — D. hatte keine Ruhe, und, wie man zu sagen pflegt, das Geld brannte ihm in der Tasche. Er eilte mit der Post nach Paris, wo er Alles, bis auf den letzten Sous, verlor. Ein Fuhrmann aus seiner Geburtsstadt, der ihn kannte, nahm ihn ohne Vorausbezahlung dahin mit, und bezahlte unterwegs auch seine Nahrung. Nach der Ankunft in Saumur sollte der Notar zahlen, aber er weigerte sich und machte seinem Klienten Vorstellungen über sein Betragen, die dieser sehr übel aufnahm. Er beschloß nun, seine Angelegenheiten selbst in Ordnung zu bringen, weshalb er sein Haus für 20,000 Franken baar verkaufte, und zum andern Male sich nach Paris begab, wo er auch diesen letzten Splitter seines bedeutenden Vermögens verlor, und kaum so viel übrig behielt, um, ohne die Mildthätigkeit Anderer in Anspruch zu nehmen, sein Regiment zu erreichen. — —

Wie viele traurige Bemerkungen dringen sich in dieser einfachen Geschichte dem Verstande und dem Herzen auf! Wie diese Leidenschaft des Spiels den Menschen zu entwürdigen im Stande ist! Das Spiel hat zwei unausbleibliche Folgen: Schande und Verworfenheit. D. hat bereits die erste erreicht. Aber seine Geschichte ist noch nicht zu Ende, denn er lebt noch, und für welche entsetzliche Begebenheiten ist ein solches Leben reif! Es ist fast keinem Zweifel unterworfen, daß irgend eine fürchterliche Katastrophe seine schmähliche Laufbahn beendigen werde. Möchte das getreue Bild von dem traurigen Dasein dieses durch seine eigene Schuld so unglücklichen Menschen Jünglinge zurückhalten können, die die Neigung zu einer ähnlichen Leidenschaft in sich verspüren, und die, anfänglich vielleicht unbewußt, denselben Weg verfolgen.

Es ist nur zu wahr, daß die hartnäckigen Spieler nicht mehr durch die auffallendsten und traurigsten Beispiele, geschweige denn durch bloße Deklamationen und philosophische Vorstellungen, von dem Unsinn ihres Begehens überzeugt werden können. Man muß die Moral hintangesetzt sein lassen, weil sie bei solchen Menschen ihre Wirkung gänzlich verfehlt. Sie verhindert die Spieler nicht einen Augenblick, immer dieselbe Hoffnung, glücklicher als ihre Vorgänger zu sein, zu nähren. Man muß also nicht zu ihrem Herzen und zu ihrem Gemüth, sondern zu ihrem Verstande (wenn sie nämlich noch welchen haben) und im Namen ihres eigenen Gewinnstes, des einzigen Beweggrundes, der ihre Handlungen bestimmt, mit ihnen sprechen. Man muß ihnen auf's klarste beweisen, wie es ganz unmöglich sei, das Geld wieder zu gewinnen, das sie bereits verloren haben, und wie das Resultat jedes neuen Versuchs nur darin bestehen würde, sie unvermeidlicherweise nur immer unglücklicher zu machen.

Historische Erinnerungen.

Tod Kaiser Pauls I von Rußland. (Beschluß.)

Nachdem sich Benningsen vollkommen überzeugt, daß Paul wirklich todt sei, ließ er ihn auf sein Bett legen, und bedeckte ihm das Gesicht. In demselben Augengenblick trat der Gardehauptmann Malkon mit 30 Soldaten herein. Er erhielt im Namen des neuen Beherrschers den Befehl, alle Ausgänge, die zu dem Zimmer des verstorbenen Kaisers führten, zu besetzen, und Jedermann, ohne Ausnahme der Person, den Zutritt zu verweigern. Nach diesen Vorkehrungen begab sich Benningsen in die untern Gemächer, um die Großfürsten von dem zu benachrichtigen, was sich über ihren Häuptern zugetragen. Alexander mußte nun erst erfahren, um welchen Preis er die Krone erhielt. Er überließ sich eben dem lebhaftesten Schmerze, als Pahlen, der die Bewachung der großen Stiege übernommen hatte, um Paul jede Flucht unmöglich zu machen, nachdem er jetzt erfahren hatte, daß Alles beendigt sei, erschien, um dem neuen Kaiser seine Huldigung darzubringen. Kaum erblickte ihn Alexander, so rief er beinahe auſſer sich: O Pahlen! welche Nacht! Wird man nicht sagen, ich sei der Mörder meines Vaters? Und Sie hatten mir doch versprochen, über sein Leben zu wachen? Nein, Niemand ist mehr zu beklagen, als ich!!! —

Pahlen, mehr darauf bedacht, dem lebenden Kaiser den Thron zuzusichern, als den Todten zu beweinen, entgegnete: Sire! bedenken Sie zuerst, daß ein Monarch nicht, ohne die Theilnahme des Volks, in den Genuß der höchsten Gewalt treten kann. Ein einziger Augenblick der Schwäche kann die verderblichsten Folgen nach sich ziehen. Zeigen Sie sich der Armee, um von ihr ausgerufen zu werden.

„Und was wird aus meiner Mutter werden?“ —

Ich will mich auf der Stelle zu Ihro Majestät begeben! sagte Pahlen, und verfügte sich sogleich in die Gemächer der Kaiserin. Er ersuchte die Gräfin von Liewen, eine der ersten Palastdamen, Ihre kaiserliche Majestät von dem Ableben ihres erlauchten Gemahls zu unterrichten. Es verdient bemerkt zu werden, daß alle jene vorhergegangenen Schanderszenen sich ganz in der Nähe der Kaiserin zugetragen hatten, ohne im Geringsten ihren Schlaf gestört zu haben.

Jetzt, von der Gräfin geweckt, glaubte sie, daß diese ihr die Nachricht vom Tode ihrer Tochter, der Gemahlin des Palatins von Ungarn, bringen wolle. „Ihro Majestät haben noch ein fürchterlicheres Unglück zu beweinen!“ sagte die Palastdame: „Der Kaiser ist vom Schlag gerührt worden.“ — Nein, nein! rief die Kaiserin; man hat ihn ermordet! — Sie sprang sogleich vom Bette auf, ließ sich in größter Hast ankleiden, und wollte nach Pauls Zimmer eilen. Im Saal zwischen ihrer Wohnung und der des Kaisers fand sie den Lieutenant Pettarozkoy, mit 30 Mann von der Semonowsky-Garde. Dieser trat ihr mit gesenktem Degen entgegen und erklärte ihr mit Ehrfurcht: daß er sie nicht weiter gehen lassen dürfe.

Die Kaiserin schien einen Augenblick bestürzt zu sein; aber sie sammelte sich bald wieder, und fragte mit majestätischem Anstand: ob man sie nicht erkenne, und von wem er den Befehl erhalten habe, *sie* zu verhindern, in das Gemach ihres Gemahls sich zu begeben? — Der Offizier entgegnete: daß er die Ehre habe, Ihre Majestät sehr wohl zu kennen, und daß ihm jener Befehl von seinem Oberst ertheilt worden sei Demungeachtet wollte die Kaiserin weiter vordringen; aber kaum hatten die Soldaten diese Bewegung bemerkt, so fällten sie die Bayonette, um sie daran zu verhindern. Sie erkannte nun wohl, daß es unmöglich sei, ihren Entschluß auszuführen, wendete sich deshalb gegen Pettarozkoy, der in ehrfurchtsvoller Stellung stehen geblieben war, ohne den Soldaten irgend ein Zeichen gegeben zu haben, schlug ihm mit der flachen Hand auf die Backe und fiel ohnmächtig auf einen Lehnstuhl.

Die beiden Großfürstinnen Maria und Katharina waren ihrer kaiserlichen Mutter gefolgt, und bemühten sich umsonst, sie zu beruhigen. Die Kaiserin verlangte ein Glas Wasser, und als man ihr es darreichen wollte, ergriff es ein Soldat, führte es zu seinen Lippen, trank einen Schluck davon, und gab es ihr sodann, indem er sagte: Eure Majestät kann ohne Besorgniß trinken, es ist nicht vergiftet.

Endlich kehrte die Kaiserin wieder in ihr Zimmer zurück. Pahlen wollte sie zu ihrem Sohn, dem Kaiser Alexander, führen; aber obgleich sie kaum aus ihrer Ohnmacht erwacht war, so erklärte sie doch auf eine sehr energische Weise: daß sie ihre Rechte zu erhalten wissen werde, daß sie, kraft ihrer Krönung, *regierende* Kaiserin sei, und als solche von ihrem Sohn den Eid der Treue verlange. Der Kaiser hatte mit immer steigender Unruhe die Antwort seiner erhabenen Mutter erwartet, als Pahlen ihn von ihrem Entschlusse unterrichtete. Das ist ein Hinderniß, sagte Alexander, worauf ich keineswegs gefaßt war. Der Graf stellte ihm vor, daß man keinen Augenblick verlieren, und sogleich zum Werke schreiten müsse, wenn alles Vorhergegangene nicht umsonst geschehen sein solle.

Der Kaiser gab endlich nach, und stieg in dieselbe Kutsche, in welcher Paul auf die Festung gebracht werden sollte. Man begab sich mit größter Schnelligkeit aus dem Michaelowsschlosse nach dem Winterpalaste, um dort den Schwur der Großwürdeträger des Reichs zu empfangen. Pahlen und Subow stiegen hinten auf die Kutsche, der unmittelbar zwei Bataillone von der Garde nachfolgten. Benningsen blieb bei der Kaiserin Mutter, um ihr die Unausführbarkeit der Ideen anschaulich zu machen, die sie sich in den Kopf gesetzt hatte. Er hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe er es so weit bringen konnte, daß Maria Feodorowna sich geneigt zeigte, ihren Anforderungen zu entsagen. Diesem nach kann man schliessen, welchen mächtigen Zauber die oberste Gewalt über das menschliche Herz auszuüben im Stande sei, weil sie, in dieser Schreckensnacht, einem mit den höchsten Tugenden und dem schärfsten Geiste so reich begabten Weibe, die Gefahr der Macht, zu welcher es mit allen Kräften hinstrebte, eben so schnell als den fürchterlichen Tod ihres noch nicht ganz erkalteten Gemahls, alle mütterlichen Gefühle, und den Rath der Vorsicht und der Vernunft, vergessen machen konnte.

Nur nach langem Schwanken und Zaudern faßte die Kaiserin den nothgedrungenen Entschluß, ihrem Sohn den Eid der Treue abzulegen. Von diesem Augenlicke trug sich Alles so ruhig zu, als wenn Paul auf die natürlichste Weise von der Welt seine Laufbahn vollendet hätte. Wette und Stoff, beide Hofärzte, wurden mit der Oeffnung des Körpers des verstorbenen Kaisers beauftragt. Sie beschrieben in ihrer technischen Sprache die verschiedenen Ursachen seines *natürlichen* Todes so umständlich und genau, daß man billigerweise an ihren medizinischen Kenntnissen und an ihrer Wahrheitsliebe nicht zweifeln konnte. Der Körper wurde sodann einbalsamirt, vierzehn Tage lang ausgestellt, und sodann im kaiserlichen Begräbnißgewölbe mit allem, bei solchen Gelegenheiten üblichen Pomp, beigesetzt. — Jedesmal, wenn das Zeremoniel den Kaiser Alexander nöthigte, sich den Resten seines Vaters zu nähern, bemerkte man auf seinem Gesichte den Ausdruck des tiefsten und aufrichtigsten Schmerzes.

Die Mörder Pauls wurden nach und nach vom Hofe entfernt. Mehrere von ihnen wurden zu den in den entlegensten Theilen Siberiens stationirten Regimentern geschickt. Selbst Pahlen erhielt den Befehl, Petersburg zu verlassen, und die nachfolgende Begebenheit gab den Vorwand, sich seiner gänzlich zu ent-

ledigen. Kurze Zeit nach dem Tode Pauls wollte ein Priester, auf eine wunderbare Weise, ein Bild erhalten haben, unter welchem die Worte ſtanden: „Gott wird die Mörder Pauls I beſtrafen.“ Der Graf Pahlen, von dem übeln Eindrucke benachrichtigt, den dies Bild und die Unterſchrift desſelben auf das Volk herbeibrächten, beklagte ſich deshalb bei dem Kaiſer, der die Sache beizulegen verſprach. Der Prieſter wurde verhaftet und ausgepeitſcht. Er geſtand, daß er das Bild von der Kaiſerin Mutter erhalten, mit dem ausdrücklichen Befehl, es aufzuſtellen. Er fügte hinzu, daß ſich auch ein ähnliches Gemälde in ihrer eigenen Kapelle befinde. Pahlen ſuchte ſich darüber Gewißheit zu verſchaffen, und nachdem er ſie erlangt hatte, ließ er das Bild mit Gewalt fortnehmen. Darüber im höchſten Grade aufgebracht, beſchwerte ſich die Kaiſerin mit Bitterkeit bei ihrem erhabenen Sohn, und bewirkte von ihm den Befehl, daß Pahlen ſogleich die Hauptſtadt zu verlaſſen habe. Dieſer wollte es nicht allein dabei bewenden laſſen, er entſagte auch noch allen Aemtern und Würden. Als der Kaiſer davon benachrichtigt wurde, begnügte er ſich, mit majeſtätiſcher Ruhe zu ſagen: „Das heißt weiſe gehandelt; aber damit das Opfer vollkommen ſei, entferne er ſich ſo bald und ſo weit als möglich.“ Zwei Stunden nachher befand der Verungnadete ſich ſchon auf dem Wege nach Riga.

Napoleons Leben im Feldlager.

Wir wollen mit dem Namen der Beharrlichkeit das Gefühl, das den Kaiſer der Franzoſen zuerſt zum Ruhm, ſodann zur Größe, endlich zum Despotismus, und, als Reſultat vom Ganzen, zum Fall geführt hat, beehren. Bei einem ſchlichten Privatmanne und bei minder wichtigen Beweggründen würde man es Starrſinn nennen dürfen. Dieſer Starrſinn oder dieſe Beharrlichkeit beſtimmte denn auch die meiſten Handlungen Napoleons. Sein Ehrgeiz, wovon in den erſten Jahren ſchon der Keim ſich zeigte, verwandelte ſich nach und nach in eine beſtimmte Tendenz zur Tirannei, und dieſer Drang, deſſen Intenſität durch die Entwickelung zunimmt, verſtärkte ſich immer mehr durch Englands unbeugſamen Widerſtand. Seine Fehler rühren meiſtentheils von ſeinem Haſſe gegen die Regierung dieſes Landes und von der übertriebenen Idee her, daß es Frankreich nie Geſetze vorſchreiben ſolle.

Die erſten Unternehmungen Napoleons als General, mathematiſch nach Carnots Grundſätzen berechnet, wurden ſehr glücklich ausgeführt. Er erlaubte ſich jedoch einige Abweichungen von den Regeln, welche die Baſis der Operationslinien bildeten; aber ungeachtet ſeiner Fehler blieb er dennoch ſiegreich, ſei es durch die Ueberlegenheit ſeiner Kräfte, oder durch das Zuſammentreffen der Umſtände. Seine Erfolge machten ihn immer kühner. Sein Angriffsſyſtem wurde immer weniger regelmäßig, bis der Feldzug in Rußland ganz entſchleierte, wie er oft mehr auf ſein glückliches Geſtirn, als auf die wirklichen Grundſätze der Kriegskunſt rechnete. Ganz in die mathematiſchen Berechnungen vertieft, mit denen er ſich ein ganzes Jahr vor dem Anfange des ruſſiſchen Krieges beſchäftigte, vernachläſſigte er es, ſeine Aufmerkſamkeit auch auf die phyſiſchen Bedürfniſſe ſeiner Armee zu verwenden, und dieſe Nachläſſigkeit wurde die Quelle aller der Unglücksfälle, die ſie, bis zu ihrer gänzlichen Vertreibung aus Deutſchland, beſtändig betroffen haben.

Napoleon überließ ſich unaufhörlich geographiſchen Berechnungen. Mit einem Blick und einer erſtaunlichen Leichtigkeit ermaß er die Entfernung der Zeit und der Orte, wovon die Kombination der Märſche ſeiner Armeen, in ſtrategiſcher und taktiſcher Hinſicht, abhing. Aber die Beſtimmtheit und Schnelligkeit der von ſeinen Generalen ausgeführten Märſche gewöhnte ihn an eine unbedingte Vollſtreckung ſeiner Befehle, und ließ ihn glauben, daß auch auf gleiche Weiſe die Bedürfniſſe der Armee befriedigt werden könnten. Sein Diktatorton ſchien ihm genügend, um Brod und Fleiſch eben ſo ſchnell herbeizuſchaffen, als ſeine Truppen auf einem beſtimmten Punkte zu verſammeln.

Seine Marſchälle und Generale waren ſeit Langem daran gewohnt, ſich plötzlich von einem Orte zum andern verſetzt zu ſehen und unbedingt ſeinem eiſernen Willen ſich zu unterwerfen. Man kann ſich keinen Begriff von den Mühſeligkeiten machen, die ſeine Adjutanten, Sekretäre, Ordonnanzoffiziere und überhaupt alle diejenigen auszuſtehen hatten, die ſich in ſeiner Nähe befanden, von ſeinem Oberſtallmeiſter an bis zu dem letzten ſeiner Bedienten. Caulincourt durfte wohl der Unermüdliche genannt werden. Wie er, mußten alle Uebrigen, und zwar in ſehr eleganter Kleidung, zu jeder Stunde und in jedem Augenblicke für den Dienſt des Kaiſers bereit ſtehen.

In den von ihm im Felde bewohnten Paläſten war Alles immer in der größten Unordnung und wie ein Chaos über- und durcheinander geworfen. Auſſer ſeinen Gemächern, ſeinem Kabinet, ſeinem Dienſtſaal, dem Speiſezimmer für ſeine Umgebung, mußte ſich noch ein Zimmer und ein Arbeitskabinet für Berthier vorfinden, der ſich, wenigſtens da, nicht ſehr breit machen konnte. Ein Mann von hoher Geburt, wie der General Narbonne, der als Geſandter zu Wien ein ſehr glänzendes Haus machte, war während dem ſächſiſchen Feldzuge genöthigt, entweder auf einem Bund Stroh oder auf zwei Stühlen im Vorzimmer

Napoleons zu ſchlafen, deſſen Adjutant er war. In dieſer Eigenſchaft mußte er ihn oft ſieben- oder achtmal in jeder Nacht aufwecken, um ihm einige Depeſchen oder wichtige Berichte mitzutheilen, von denen er ohne Verzögerung unterrichtet werden mußte. In demſelben Vorzimmer ſchliefen alle diejenigen, welche für ſeinen perſönlichen Dienſt beſtimmt waren, auf Stroh oder auf der nackten Diele. Man bemerkte unter ihnen zwei Adjutanten, von denen ein jeder wieder ſeinen eigenen hatte, die mit beſondern Kommiſſionen beauftragt wurden und abwechſelnd den Dienſt verrichteten; auſſerdem noch ein Stallmeiſter, zwei Ordonnanzoffiziere, zwei Pagen, und oft, wenn man einen Schnellmarſch oder eine Schlacht erwarten durfte, wimmelte es in dieſem Vorzimmer von allen denjenigen, welche die Befehle des Kaiſers erwarteten, ſo daß dieſes gewiſſermaßen dem Bauche des trojaniſchen Pferdes nicht unähnlich war.

Der Mameluk Ruſtan, den Bonaparte mit aus Aegypten gebracht hatte, legte ſich gewöhnlich der Länge nach quer vor die Thür ſeines Herrn. Er war eigentlich nur ſein Stallknecht, und folgte ihm überall nach, wie Sancho Panſa dem glorreichen Ritter Don Quichotte, aber mit dem Unterſchiede, daß Ruſtan nicht ſein Pferd ſtriegelte, und eben ſo viele Relais hatte, als der Kaiſer. Sobald dieſer zu Pferde ſtieg, war ſein Mameluk hinter ihm mit ſeinem Ueberrock, dem Mantel und dem Mantelſack Sr. Majeſtät. Auſſerdem hatte er noch einen Mantel von Wachstaffet zu ſeinem eigenen Gebrauch. Er kleidete Napoleon an und aus, und bediente manchmal bei Tiſche. Man würde ihm zu viel Ehre erzeigen, wenn man glauben wollte, daß er einiges Vertrauen genoß oder einen gewiſſen Rang gehabt hätte. Caulincourt und die älteſten Kriegsgefährten ſeines Gebieters duzten ihn, und er lebte mit den angeſehenſten Dienern des kaiſerlichen Hauſes auf dem gleichen Fuß. Er hat ſich ſeitdem mit einer Pariſerin verheirathet, und ſich wahrſcheinlich eben deshalb geweigert, ſeinen Herrn nach Elba zu begleiten.

Auſſerdem befand ſich im Hauptquartier noch ein anderer ſogenannter Mameluk, der indeſſen nur von Verſailles gebürtig und zum Dienſt des Kaiſers beſtimmt war. Er war wie Ruſtan gekleidet; aber das Kleid macht nicht immer den Mann, und dieſer hatte durchaus keine der originellen Eigenſchaften des Andern. Er war nur eine Reſerve zum Dienſte Napoleons, da hingegen Ruſtan immer in deſſen Nähe ſich befand.

Unſtreitig war Napoleons Kabinet während eines Feldzuges das wichtigſte und intereſſanteſte von all den Gemächern, die ihm zur Wohnung dienten. Er ſelbſt hielt es dafür. Wenn er mit ſeinen Truppen bivouakirte, ſo befand ſich neben ſeinem eigenen Zelte ein anderes für ſein Kabinet, in welchem Alles mit der eigenſinnigſten Genauigkeit eingerichtet war. Mitten im Zelt, oder im Zimmer, ſtand ein großer Tiſch, auf welchem die beſte Karte vom Kriegstheater aufgeſchlagen lag. Für die von Sachſen z. B. war es die von Petri, weil Napoleon ſeit 1806 daran gewöhnt war und ſie ſehr ſchätzte. Er bediente ſich auch manchmal der von Blankenberg. Von der erſten hatte man das Exemplar nie verändert. Man orientirte ſie, ſobald man das Kabinet betreten hatte. Man durchſtach ſie mit Nadeln, deren Köpfe mancherlei Farben hatten, um dadurch die Stellungen der verſchiedenen Armeekorps und der des Feindes anzudeuten. Dies Geſchäft hatte der Direktor des topographiſchen Bureau zu beſorgen, der beſtändig mit dem Kaiſer arbeitete und eine genaue Kenntniß der Poſitionen hatte. Wenn dieſe Karte noch nicht aufgeſchlagen und bezeichnet war, ſo mußte dies unmittelbar nach ſeiner Ankunft geſchehen, denn darauf hielt er mehr, als auf die allernothwendigſten Lebensbedürfniſſe. Während der Nacht war dieſe Karte mit zwanzig oder dreißig Lichtern umgeben, zwiſchen denen ſich ein Zirkel befand. Sobald der Kaiſer zu Pferde ſtieg, trug der Oberſtallmeiſter Caulincourt immer die Karte auf der Bruſt, wo ſie an einem Knopfe hing, damit wenn Napoleon ihm zurief: die Karte! er ſie ihm ſogleich darreichen konnte.

In den vier Ecken des Kabinets ſtanden kleine Tiſchchen (wenn man ſie nämlich aufzutreiben vermochte), an denen die Sekretäre Napoleons, und manchmal er ſelbſt, ſo wie der Direktor des topographiſchen Bureau, arbeiteten. Gewöhnlich diktirte er ihnen vollkommen angekleidet, in einer grünen Uniform, ſehr oft mit dem Hut auf dem Kopfe und im Zimmer auf- und abgehend. Daran gewöhnt, Alles, was er durchdacht hatte, mit einer unglaublichen Schnelligkeit mitzutheilen und in Ausführung gebracht zu ſehen, fand er Niemand, der ihm ſchnell genug ſchrieb, und was er diktirte, mußte noch dazu in Chiffern geſchrieben werden. Aber er diktirte mit einer ſolchen ungewöhnlichen Schnelligkeit, daß nur wenige ſeiner Sekretäre ihm mit der Feder zu folgen im Stande waren. Einer derſelben, ein ſehr junger Menſch, übertraf ſie alle an Schnelligkeit, und zog ſich dadurch die Feindſchaft der Andern zu, die nicht umſonſt befürchteten, Napoleon könne gleiche Forderungen, als er hier erfüllt ſah, auch an ſie richten.

Die erwähnten Chiffern waren recht eigentliche Hieroglyphen. Ein Drachenſchwanz bedeutete oft die ganze franzöſiſche Armee, eine Peitſche Davouſts Korps, ein Dorn die britiſche Macht, ein Schwamm die Handelsſtädte u. ſ. w. Napoleon hatte ein ganz eigenes

Talent, dieſe Karaktere zu entziffern, was ihm um ſo leichter wurde, da ihr Sinn durch ihn allein beſtimmt worden war. Aber dies war nur das Viertel der Arbeit. Die Sekretäre mußten ſodann dies Brouillamini Wort für Wort entziffern und es nach dem Sinne ordnen, den die Phraſen andeuteten. Das war nichts weniger als leicht, ſobald es ſich um ein wenig ausgedehnte Befehle handelte, um ſo mehr, da er nie mehr als vier Sekretäre hatte, die alle militäriſchen, diplomatiſchen und politiſchen Expeditionen zu beſorgen hatten, die geradezu von ihm, als dem Mittelpunkte der großen Beſtimmungsmaſchine, ausgingen. Sie mußten alſo an alle die verſchiedenen, bald die Politik, bald die Taktik betreffenden Arbeiten gewöhnt ſein: Zwei davon waren meiſtentheils beſtändig beſchäftigt, um immerwährend in ſeinem Kabinete zu arbeiten und die Expeditionen zu beſorgen. Sie wurden von Zeit zu Zeit durch die beiden andern abgelöſet.

Es war z. B. ſo eben ein Rapport von einem in Deutſchland kommandirenden Marſchall eingegangen, und in demſelben Augenblicke fiel es ihm ein, eine aus Spanien angekommene Depeſche zu beantworten, oder einen Traktat über die Politik zu redigiern, oder eine diplomatiſche Note zu diktiren, oder Befehle über das Gerichtsverfahren oder über irgend einen andern Gegenſtand zu ertheilen. Jetzt mußte ſich ein Sekretär fügen, ein ABC für den König von Rom zu ſchreiben, oder die Stellungen von zwanzig Brigaden der verſchiedenen Armeekorps kopiren, die ihm alle vollkommen bekannt waren. Das war eine ſehr mühſelige Arbeit für den, der nicht den Zuſammenhang, den Urſprung und die Einzelnheiten eben ſo genau kennen konnte, als der, in deſſen Gehirn ſich das Alles erzeugte. Aber die Sekretäre lebten immer in der Sphäre des auſſerordentlichen Mannes, deſſen vulkaniſcher Geiſt tauſend Ideen auf einmal von ſich ſchleuderte. Sie waren die Fäden, die ſich an die Departemente, der Adminiſtration des Kriegs, des Herzogs von Baſſano und des Fürſten von Neuchatel, ſo wie an alle übrigen Behörden Frankreichs knüpften, an welche unmittelbar die Befehle des Beherrſchers gelangten. Es iſt wirklich erſtaunlich, daß mit ſo wenigen Menſchen ſo viel geleiſtet worden, ohne deshalb im geringſten den gewöhnlichen Gang der Geſchäfte zu verändern. Bei Napoleon waren wenige Worte, ein Zeichen, ein Federſtrich hinreichend, um Stoff zu ſehr ausgedehnten Arbeiten zu geben, mit denen man die andern beauftragte, und im Kabinete wurde nur ausſchließlich das bearbeitet, was vom höchſten Intereſſe war oder ſogleich abgefertigt werden mußte. Zu dieſen Gegenſtänden gehörte vorzüglich die Politik und die Befeſtigung. Napoleon kannte ſehr genau die Stellung der Armeen, die Kompoſition der verſchiedenen Maſſen, ihre Kombinationen und ihre Verwendung; aber die vereinzelten Ordern gingen von Berthier aus, der ſie durch ſeinen zahlreichen Generalſtab in Ausübung bringen ließ.

Ein gedrängter Styl in der Redaktion und eine ſehr ernſte Aufmerkſamkeit auf die verſchiedenen Gegenſtände trugen natürlich viel zu ihrer ſchnellen Expedition bei. Wenigſtens waren die Sekretäre des Kaiſers an einen raſchen Gang, der ſich ſelbſt bis auf die unbedeutendſten Sachen erſtreckte, die zu ſeiner Kenntniß gelangten, gewöhnt. Sobald er einen Bericht angehört oder irgend etwas beſtimmt hatte, ſo konnte man gewiß ſein, daß die Expedition in einigen Tagen ſchon geſchehen war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zollfreie Gedanken.

Man verfälſcht die Wahrheit durch die Lüge der Schmeichelei, man verbirgt ſie durch Schweigen. Aber es hängt ſehr oft nur von uns ab, ſie auf die eine oder die andere Weiſe dennoch zu entdecken; denn es liegt doch immer etwas Wahres, ſelbſt in der Schmeichelei, und das Schweigen hat auch ſeine Sprache. Der heilige Hieronimus hat irgendwo einmal geſagt: Silentium loquens — —

Glücklich, wer den Tag ſehen kann, ſagt ein Blinder; aber Mancher, der mit hellen Augen das Sonnenlicht erblickt, erkennt ſeine Wohlthaten nicht, und ſucht Finſterniß um ſich her zu verbreiten.

Man muß vernünftigerweiſe Schritt vor Schritt in unſerm Jahrhunderte gehen, ſagen heut zu Tage gewiſſe Philoſophen; aber ſie fügen nicht hinzu, ob vorwärts oder zurück. Wir kennen eine ganze, löbliche Innung, die gallopirt — rückwärts.

Was in der großen Stadt Paris, die doch ſonſt alles Mögliche in ſich enthält, bis jetzt noch fehlte, das war eine „Verleumdungsſchule.“ Sie iſt vor Kurzem in der Chriſtinaſtraße feierlich eröffnet worden.

Mancher Böſewicht wird reich und angeſehen, mancher Tugendhafte verſchmachtet im Elend. Möchte ich, was ich noch an Tugend mein Eigenthum nennen kann, für die Schätze des Böſen hingeben? Nein! Denn ich kann ungetheilt die Ruhe und Reinheit meines Herzens bewahren; aber die Reichthümer gehen von Hand zu Hand.

Laſſen wir unſere Wohlthaten nur Denen angedeihen, die ihrer am meiſten bedürfen. Nur zu oft verſtößt man gegen dieſe Regel. Man beeilt ſich, Diejenigen zu verpflichten, von denen man das meiſte erwarten zu dürfen glaubt, und die doch nichts bedürfen.

Es gibt Schriftſteller, die mit dem Publikum eine Art von Waſſerprobe anſtellen, ohne dadurch blos verſuchen zu wollen, ob dieſes etwa ſich über die Menge und Länge (o herrliche Karfunkel-Aſſonanz!) ihrer Epiſtel beſchweren dürfte.

Mancher Schriftſteller glaubt, indem er die Feder ergreift, viel ſagen zu können; denn daß er gerne viel ſchreiben möchte, daran wird ſo leicht Niemand zweifeln. Aber es geht ihm, wie jenen irrenden Helden, die ohne den Faden der Ariadne das Labyrinth betraten, und ſich darin verirrten. Er vermag das Chaos ſeiner eigenen Ideen nicht zu ordnen, weil das Genie in ihm nicht ruft: es werde Licht!

Es gibt Menſchen, die ſo empfindlich ſind, als das Noli me tangere. Man muß jede leiſe Berührung vermeiden, und Gott danken, wenn ſie ſich nicht ſelbſt kizeln.

Deutſche Literatur.

Britannia, oder neue engliſche Miszellen, herausgegeben von einer Geſellſchaft deutſcher Literaturfreunde in London. Fünfter Band, oder Jahrgang 1826. Januar-, Februar- und Märzheft. Stuttgart bei Mehler. London, bei Treuttel und Würz, Treuttel Sohn und Richter. 410 S. in 8.

Die Zeitſchrift, welche ſich ausſchließlich mit britiſchen Gegenſtänden beſchäftigt, aber nicht allein die Literatur und die Wiſſenſchaften, ſondern auch Handel, Induſtrie, Staatswirthſchaft, Künſte, Volksfeſte und ſehr viele andere Gegenſtände umfaßt, verdient die beſondere Aufmerkſamkeit des deutſchen Publikums. Um genau die Nationalität und die Eigenheiten eines Volks kennen zu lernen, das eben jetzt einen ſo großen Einfluß auf faſt alle Verhältniſſe Europens und beinahe der ganzen Erde ausübt, kann man weder auf die oberflächlichen Beobachtungen flüchtiger Reiſenden, noch auf die Abhandlungen vergleichender Gelehrten, ſich verlaſſen, wovon die Einen oft den Gegenſtand zu nahe, die Andern zu entfernt betrachten, um ihn mit voller Richtigkeit beurtheilen zu können. Um dieſem letzten Zwecke zu entſprechen, muß man unparteiiſch und doch nicht untheilnehmend, vorurtheilsfrei und doch nicht fremd, vielſeitig und doch nicht verworren ſein. Dies iſt die Aufgabe und die Tendenz der Britannia (redigirt von Dr. Hermes), der ſie bis jetzt vollkommen entſprochen hat. Den beſten Beweis darüber ſtellt der intereſſante Inhalt des erſten Bandes dieſes Jahrgangs ſelbſt auf.

Das Januarheft enthält, nach einem kurzen Vorwort, einen guten Aufſatz über die Geſchichte von Großbritannien, der ſich auch über die nächſtfolgenden Hefte ausdehnt, in verſchiedenen Abſchnitten, von den Briten und Römern, und den Angelſachſen handelt und im zweiten Bande fortgeſetzt werden ſoll. Sodann eine ſtatiſtiſche Abhandlung, unter dem Titel: „Liefern hohe oder niedere Steuern dem Staate einen höhern Ertrag?“ der nicht mindere Beachtung verdient. — Unter der Rubrik „Volksleben“ finden wir ein eben ſo lebendiges als anziehendes Gemälde von dem Nationalkarakter der Engländer, dem als Beigabe die Skizze von einem Hexenmeiſter hinzugefügt iſt. Darauf folgt eine Andeutung über Handwerksſchulen. Die nun ſich anreihenden kleinern, aber nicht unwichtigen Aufſätze betreffen: die engliſche Kanzel und Hr. Irwing; das Jeſuitenkollegium in Stonyhurſt (wodurch man erfährt, daß die ehrw. Väter auch in Altengland ſehr eifrige Proſelytenmacher ſind, und ſich dabei mancherlei Kunſtgriffe bedienen); Heirathskandidaten (eine ſehr poſſierliche Anekdote); Miß M. Tree und Hr. Bradshaw (eine Vergiftungs- und Heirathsgeſchichte); engliſche Kolonie in Van Diemensland (Kannibalismus eines Verbrechers). — Die polizeilichen Verhandlungen und Rechtsfälle bilden einen beſondern Abſchnitt. Der Aufſatz über das engliſche Gerichtsweſen iſt gut. Die übrigen Debatten in Manſionhouſe, Marlboroughſtreet, Union-Hall und zu Lancaſter ſind unbedeutend, obgleich manchmal komiſch genug. Die Literatur-Ueberſicht erwähnt der „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sheridans, von Th. Moore; der Erinnerungen Kellys und eine Rezenſion der (erbärmlichen) Ueberſetzung Shakſpeares in's Deutſche, von Benda.“ Dieſe letztere iſt ſo ſehr unter aller Kritik, daß wir unſern Leſern nur ein Pröbchen daraus mittheilen dürfen, um auch ihres Urtheils darüber gewiß zu ſein. Im Original heißt es: The dozen white louses do become an old coat well; it agrees well, passant: it is a familiar beast to man, and signifies love. In wörtlicher Ueberſetzung: Das Dutzend weiße Läuſe ſteht einem alten Reitermantel wohl; es paßt wohl dazu, aufmarſchirend: es iſt ein vertrauliches Thier zum Menſchen, und bedeutet Liebe. Benda ſagt: Szo ein Tuzend veiſſe Knaze (?) ſtehen einem alten Rittermantel kahr kuht! Szi vertrachen ſich recht kuht mit einanter (?). Szi ſaien recht vertrauliche Pieſſer (?) kächen den Menſchen und peteuten Liepe. — — Die vermiſchten Nachrichten erſtrecken ſich über ſtatiſtiſche, finanzielle und andere Gegenſtände. Die Tagesneuigkeiten und Anekdoten könnten etwas reichhaltiger ſein. Die Korreſpondenznachrichten aus London betreffen Mode, Theater, Literatur, Karrikaturen u. ſ. w.

Im Februarheft finden wir die Fortſetzung der „Geſchichte von Großbritannien“ und einen Aufſatz „über die Kolonien und das Kolonialſyſtem von Großbritannien“, nach dem Edinburgh Review, der etwas gedehnt, aber nicht unintereſſant iſt. Die Rubrik „Volksleben“ bietet die belebte Skizze „Merry Eng-

land“ dar, die viel Karakteriſtiſches enthält. Die „Rechtsvorurtheile“ deuten die Seltſamkeit der engliſchen Gerechtigkeitspflege an. Darauf folgt ein Bruchſtück, betitelt: „Irländiſche Arme in England.“ Der Aufſatz: „Irländiſche Gerichte,“ ſtellt manches höchſt Originelle auf, wie z. B.: Ein irländiſcher Bauer, der gefragt wurde, warum er zugäbe, daß ſeine Schweine die Wohnung mit ſeiner Familie theilten, gab eine Antwort voll ſatyriſcher Naivetät: „Warum nicht? hat der Platz nicht alle Bequemlichkeiten, die ein Schwein verlangen kann?“ — Ein Prieſter fragte einen zum Tode gehenden Miſſethäter: ob er ſich denn nicht einer einzigen guten Handlung in ſeinem ganzen Leben bewußt ſei? „Nein, ehrwürdiger Vater!“ antwortete er, „Gott verzeih' mir! keiner, nicht einer einzigen. Aber doch — nun erinnere ich mich — einmal habe ich einen Acciſer (Steuereinnehmer) erſchoſſen!“ — Der Prozeß Larry Cronans ſtellt den auffallendſten Beweis von der Gelſtesgewandtheit und Karakterſtärke der Irländer, ſo wie von den groben Mängeln des Rechtsweſens in Hybernien, auf. — Die polizeilichen Verhandlungen in Manſionhouſe, Unionſtreet, Bowſtreet und Court of Common Pleas ſind ebenſowohl karakteriſtiſche, als juriſtiſche Beiträge. Die literariſchen Beurtheilungen betreffen das „Mährchen von Paraguay, von Southey; die Novelle Granby; Pandurang Hari, oder Denkwürdigkeiten eines Hindu, und die deutſchen Ueberſetzungen des Walter Scott.“ Vermiſchte Nachrichten, Tagesneuigkeiten, Anekdoten und Korreſpondenznachrichten beſchlieſſen auch dieſes Heft.

Das Märzheft enthält die Fortſetzung der „Geſchichte von Großbritannien“; „Parlaments-Verhandlungen“; „die engliſchen Niederlaſſungen in Auſtralien“, nach dem Quarterly Review; „Volksleben (Traktätchen-Geſellſchaften)“, worin ſich folgender Zug befindet: „In Nottingham trat ein armer Mann in der öffentlichen Traktätchen-Verſammlung auf und ſagte: Herr Präſident! mein Weib Margaretha und ich ſaßen die vorige Nacht Auge gegen Auge bei dem Feuer. Sie ſchalt auf mich und ich fluchte auf ſie. Nun ſehen Euer Hochwürden, da kam etwas wie ein Gentleman herein und ſetzte ſich zwiſchen uns. Gute Leute! ſagte er, ihr führt ein elendes Leben; leſet dies Traktätchen. Und ſogleich, nachdem er fort war, griffen wir zu und laſen. Und ich ſagte zur Margreth — Margreth, ſagte ich, es iſt eine traurige Sache, daß wir ſo lange ohne öffentlichen Gottesdienſt leben, laß uns morgen in die Kirche gehen. Und ſo machten wir's auch, Euer Hochwürden, und nun leben Margreth und Johann ſo glücklich zuſammen, als die Tage lang ſind. Und dies Alles, ſeh'n Euer Hochwürden, that ein Traktätchen.“ — Die Anekdote „Verführung“ gibt einen Begriff von der Verderbtheit der männlichen Jugend in England. Die „hiſtoriſchen Nachrichten über James Watt“ ſind intereſſant. Die polizeilichen Verhandlungen und Rechtsfälle erheben ſich nicht über das Gewöhnliche. Ein Aufſatz über „die periodiſche Literatur von London“ iſt gut. Die Literatur-Ueberſicht behandelt die „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anſpach, die Cradocks, ein Appendix zu Shakſpeares dramatiſchen Werken und Oſſian.“ Zum Schluß folgen vermiſchte Nachrichten, Tagesneuigkeiten und Anekdoten, Korreſpondenznachrichten und eine Anzeige der neueſten engliſchen Bücher. — Wir werden auch fernerhin unſern Leſern eine Ueberſicht von der Britannia mittheilen.

Nordamerikaniſche Literatur.

The American Journal of Science and Arts. — Amerikaniſche Zeitſchrift der Wiſſenſchaften und Künſte. Herausgegeben von Benjamin Silliman. New-Haven, 1825. Bei Hezekiah Howe.

Dieſe Zeitſchrift iſt eine der intereſſanteſten in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Geologen finden darin immer einen reichen Schatz wichtiger Beobachtungen und Thatſachen auf dem amerikaniſchen Feſtlande. Atwater beſchreibt einen Theil des Ohioſtaats, deſſen mineraliſche Reichthümer noch nicht ausgebeutet werden, mit Ausnahme des Kochſalzes und Steinöls. Dies letzte eignet ſich vorzüglich gut zum Brennen. Das Eiſen iſt in großem Ueberfluß vorhanden, und Zink und Bismuth zeigen ſich hin und wieder. Aber der eigentliche Reichthum des Landes iſt ein ſehr fruchtbarer Boden, der wohl bewäſſert und größtentheils noch mit herrlichen Bäumen bedeckt iſt, deren Ausrottung jedoch die Bewohner geſchworen zu haben ſcheinen. — Es gibt viele bewegliche Felſen in den vereinigten Staaten. So befindet ſich ein Granitblock von ungefähr 180.000 Pfund Schwere, in der Nähe der Stadt Providence, den man ſehr leicht ſchaukeln kann.

The North American Review. — Nordamerikaniſche Revüe. Neue Reihefolge, No. 25. Januar 1826. Boſton.

Dies Journal hält theilweis mehr, als ſein Titel verſpricht, es beſchäftigt ſich auch mit auſſer-amerikaniſchen Gegenſtänden, aber man beſchwert ſich darüber nicht. Es enthält manchmal ſehr intereſſante Artikel über jene Horden amerikaniſcher Eingebornen, die man noch immer Indianer nennt, und in denen die wichtigſten Bemerkungen über ihre Sitten, Gebräuche, Lebensweiſe und Sprache mitgetheilt werden. Die

Aufsätze über Alles, was irgend Bezug auf den Kongreß von Panama und die Konföderation der südamerikanischen Republiken hat, ist ebenfalls vom höchsten Interesse. Man kann sich sehr leicht denken, daß darin nur republikanische und vernunftgemäße Ideen ausgesprochen werden, und man wird es auf's Wort glauben, daß wir manche davon sehr ansprechend finden, und sie gerne mittheilen möchten, wenn wir nur dürften. In Amerika fürchtet man sich vor demagogischen Umtrieben nicht so sehr, wie bei uns. Der Grund davon braucht nicht erst angedeutet zu werden, er springt von selbst in die Augen.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Theater.

Fräulein Sonntag, von der königlichen Oper zu Berlin, hat sich zu Paris auf dem italienischen Theater in der Rolle der Rosine hören lassen. Wenn auch noch nicht die Bewunderung für ein großes Talent den Beifall des Publikums gewonnen, so hat es ihn doch einem interessanten Vortrage und gerechten Hoffnungen nicht versagen können. Fräulein Sonntag vereinigt mit einem preziösen Gesicht und Wuchs eine heut zu Tage ziemlich seltene Eigenschaft, eine leichte, ausgedehnte vollklingende Sopranstimme, die nur den einzigen Fehler hat, nicht sanft und durchgreifend genug zu sein. Sie ist kaum zwanzig Jahre alt, und kann eben deshalb noch nicht eine ganz vollkommene Sängerin sein, und man dürfte von ihr fast sagen, daß sie mehr Anlage als Methode hat. Aber sie befindet sich auf dem besten Wege. Sie hat ihre ersten Versuche im italienischen Gesange zu Wien gemacht, und zwar während den zwei oder drei letzten Jahren, die die wahre Epoche der Triumphe der Frau Fodor waren. Sie hatte sich so leicht kein besseres Muster erwählen können. Man bemerkt das an der Art und Weise, auf welche sie die Rosine gespielt und gesungen. Es sind durchaus dieselben Intentionen, dieselben Uebergänge a mezza voce, dieselben Glanznoten, dieselbe Cavatina und Musiklektion, die Cavatina von Sigismund. Die Fehler, welche man dem Fräulein Sonntag zum Vorwurf machen darf, müssen alle ihrer geringen Routine zugeschrieben werden. Man findet in ihrem Gesang jene Naturfehler nicht, die nur sehr schwer sich verbessern lassen, und die die Zukunft jedes jungen Talents äusserst ungewiß machen. Dagegen hat sie auch noch nicht die hervorstechenden Eigenschaften, welche lange Uebung und Geduld allein zu geben im Stande sind. Man sagt, daß sie nur in zwölf verschiedenen Rollen sich werde hören lassen, und schon versichert man, daß sie auch in der der Helene in der Donna del lago erscheinen werde, in welcher die Rolle des Rodrigo dem seit zwei Monaten stummen Donzelli übertragen worden ist.

Sie kennen Duhautcours. Diese Komposition Picards wurde 1801 mit dem größten Beifall aufgenommen. Eben damals hatten äusserst gewagte Unternehmungen vielen Kaufleuten die Köpfe verdreht. Ein übertriebener Luxus war das Mittel, seinen Kredit zu erhalten. Daher rührten viele Banquerotte, und die Entehrung wurde bald so groß, daß man, statt sie zu fürchten, vielmehr ein Gewinnmittel darin erblickte. Picard beobachtete diese Krankheit der Gesellschaft und malte sie mit bewunderungswürdiger Wahrheit und Energie. Aber seitdem ist der Banquerottgeschmack ein wenig vorübergegangen, Dank sei es dem Handlungs-Gesetzbuche! und man bereichert sich dadurch nicht mehr, sondern man entehrt sich im Gegentheil. Es kann deshalb eine unglückliche Idee genannt werden, uns solche Gemälde wieder erneuern und sie unserer Zeit anpassen zu wollen, vorzüglich wenn diese Kopie keine neuen, im Original übersehenen Züge enthält. Aber so sind die Karaktere eben so unwahr, als der ganze Gegenstand. Man wird es uns deshalb nicht übel anrechnen, wenn wir diese Travestie von Duhautcours, „fünfundzwanzig vom Hundert (vingt-cinq pour cent)" betitelt, und Vaudeville genannt, mit Stillschweigen übergehen, was uns um so zweckmäßiger zu sein scheint, da auch der Verfasser sich nicht genannt hat.

Die schöne und lebendige Einbildungskraft Rousseau's wurde von dem betroffen, was wirklich Poetisches in der Trunkenheit Pygmaliens vor seiner Statue war. Er kleidete das Gemälde dieses Wahnsinns eines schöpferischen Genies in einen bewunderungswürdigen Monolog, und versuchte zugleich, durch einige Worte und Seufzer das Erstaunen der Existenz in der sich belebenden Bildsäule zu erheben, wie Condillac plötzlich in der seinigen die Abstufungen der Gefühle analysirt hatte. Eine Engländerin, Mistriß Shelly, den Gedanken der beiden Philosophen noch weiter ausdehnend, hat die Gesichte eines Ungeheuers, das Erzeugniß der Alchimie, geschrieben, das man nicht gesäumt hat, auf's Theater zu bringen. Obgleich seltsam genug, ist dies Produkt einer ausschweifenden Einbildungskraft doch nicht ganz unpoetisch. Von Göthe oder Schiller bearbeitet, würde es nicht gehaltleer geblieben sein. Die menschliche Phantasie weidet sich gern an solchen befremdenden Träumereien. So viel als Vorwort zu der ersten Vorstellung des „Ungeheuers der Alchimie", welche in Kurzem auf dem Theater der porte Saint-Martin in Paris statt finden soll, und wozu man eigends einen Mimiker (den Schauspieler Cooke) von London kommen lassen will.

— Nach der Zählung von 1825 belief sich die Bevölkerung von Lyon, die Vorstädte la Guillotière, la Croix-Rousse und Vaize nicht mit inbegriffen, auf 145,657 Seelen, folglich 3209 mehr, als 1824. Sie besteht aus 36,627 Familien, die in 5108 Häusern wohnen. Es gibt 8526 Werkstatten zur Fabrikation der Seidenzeuge und 20,101 Webstühle in der Stadt.

— In London sind im Jahr 1825 4608 Geburten mehr gewesen, als Todesfälle.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 29. Dritter Jahrgang 1826. 19. Juli.

Ueber den gegenwärtigen Zustand Ostindiens.

Eine allgemeine Bewegung scheint das menschliche Geschlecht einer glücklichern Zeit zuzuführen. Sie hat zum vollen Genusse der Freiheit das ganze amerikanische Festland erhoben, sie macht die schwarze Race, sowohl auf Haiti, als zu Sierra Leona, aller Wohlthaten der Zivilisation theilhaftig, sie begründet ein neues Europa in Australien, wo man schnell volkreiche, handeltreibende Städte erstehen sieht, die sich aller Vortheile des alten Englands erfreuen. Aber diese Bewegung, die den Philosophen mit Freude erfüllt, die ihn für das Elend tröstet, dessen Zeitgenosse er gewesen, die ihm die Hoffnung gewährt, daß die nach ihm kommenden Generationen besser und glücklicher sein werden, ist bis jetzt im großen englisch-ostindischen Reiche nur wenig fühlbar geworden. Aller Orten, wo die Zivilisation fortschreitend ist, sieht man, daß die Lehrer des Menschengeschlechts immer die zivilisirtesten Völker Europa's gewesen, die mit der ihnen so ganz eigenthümlichen Thätigkeit sich über den ganzen Erdball verbreiten, den entferntesten Nationen ihren Handel, ihre Industrie, und gleich auch ihre Ideen mittheilen, und auf solche Weise durch die Erziehung, die sie vernünftigen Geschöpfen geben, der Menschheit im Allgemeinen und ihrem Vaterlande insbesondere nützlich sind. Nur allein Ostindien ist diesen Wohlthätern des menschlichen Geschlechts bis jetzt immer verschlossen geblieben. Die Handlungsgesellschaft, welche dies ungeheure Reich beherrscht, stößt sie gewaltsam zurück.

Die britische Regierung hat Verträge mit fast allen südamerikanischen Republiken, so wie mit Mexiko, abgeschlossen. Sie hat ihren Unterthanen das Recht zugesichert, Ländereien zu kaufen, die Minen auszubeuten, alle Industriezweige in diesen entfernten Gegenden zu benutzen, und selbst im Fall eines Krieges unter der Beschützung derselben Gesetze, wie die Bürger von Amerika, im Lande bleiben zu dürfen, oder wenn sie es verlassen wollen, ist ihnen ein volles Jahr, vom Ausbruche der Feindseligkeiten an, zugestanden, um mit ihrem Eigenthum schalten und walten zu können, wie es ihnen beliebt. Die Abschliessung dieser Verträge hat das Ministerium ausserordentlich populär gemacht. Indessen geniessen die Engländer gleicher Rechte in Ostindien nicht, obgleich dies Land zum britischen Reiche gehört. Keiner von ihnen kann dort Ländereien kaufen oder eine Industrie begründen, die eines festen Bodens bedarf. Keiner darf es unternehmen, die Bewohner dieses Reichs zu sich zu erheben und sie in seiner Art zu fühlen und zu denken zu unterrichten. Der Brite kann aus Mexiko und Rio de la Plata nicht ohne ein vorhergegangenes Urtheil entfernt werden; aber von Bombay oder Calcutta kann er ohne angegebene Gründe, ohne alle Formalität ausgestoßen und deportirt werden. Sein Eigenthum, das bei den spanischen Kreolen und den kupferfarbenen Eingebornen Amerika's geheiligt ist, kann, unter den

Augen selbst der englischen Gerichtshöfe, durch irgend eine Laune der englisch-ostindischen Kompagnie vernichtet werden.

Der Kontinent beider Amerika's ist viel größer, als der von Indien; aber er ist lange nicht so stark bevölkert, und selbst in mehrfacher Hinsicht auch nicht so weit fortgeschritten. In Indien zählt man wenigstens hundert Millionen Menschen, folglich eben so viel, als im wahrhaft zivilisirten Europa, mit Beiseitestellung der Länder, welche dem österreichischen und russischen Zepter unterworfen sind. Die Indianer sind keine Barbaren; sie sind vielmehr seit längerer Zeit zivilisirt, als wir. Sie sind uns um einige tausend Jahre in der Vervollkommnung des Ackerbaues, der industriellen Künste, in der Kenntniß der Literatur und der Schrift, die wir ihnen verdanken, in der Dichtkunst, im Studium der Metaphysik, und selbst in dem, was von Einigen als die größte Regierungswissenschaft betrachtet wird, nämlich in der Regelmäßigkeit und Schnelle des Gehorsams, vorangegangen. Aber eben diese Indianer haben seit einigen tausend Jahren den Einfluß einer heiligen Allianz verspürt, die eine große Aehnlichkeit mit derjenigen hat, welche sich in neuern Zeiten in Europa gebildet. Sie besteht in einer engen Verbindung aller bürgerlichen, militärischen und priesterlichen Gewalten, um die Menschen zu verhindern, je das Ziel der Zivilisation zu überschreiten, das sie bereits erreicht hatten, und sie auf dieser Grenze Jahrhunderte lang festzubannen, um sie endlich wieder zur Barbarei zurückzuführen.

Die eingebornen Fürsten Indiens sind längst ihres rechtmäßigen Erbes beraubt; aber die muselmännischen, mogolischen und tatarischen Eroberer haben die Stelle dieser ersten heiligen Allianz eingenommen. Obgleich in Hinsicht des Glaubens von der indischen Priesterkaste verschieden, haben sie doch dem ganzen politischen System derselben sich angeneigt, um die Menschen unter dem Joche zu behalten, und sie wie ein industrielles, aber nicht wie ein freies Thier zu pflegen. Die englisch-ostindische Kompagnie endlich, nachdem sie des Zepters des Mogols sich bemächtigt, ist in denselben heiligen Bund gegen die Fortschritte des menschlichen Geschlechts eingetreten. Sie hat sich bemüht, Alles in demselben Zustande zu erhalten, wie sie es gefunden. Sie hat erklärt, daß sie sich jeder Kolonisation widersetzen werde. Sie hat alle möglichen Hindernisse aufgestellt, um die Einführung des Christenthums in Ostindien zu verhindern. Sie hat mit derselben Hartnäckigkeit die Stiftung der Schulen verhindert, und nur nachdem sie sich gezwungen gesehen, dem allgemeinen Verlangen nachzugeben, hat sie endlich eine Summe für den öffentlichen Unterricht ausgesetzt, die — man erstaune! — jährlich einen Farthing (⅔ Kreuzer) für jedes Kind beträgt, das sich in dem Alter befindet, des Unterrichts genießen zu können. Aber als wenn auch das noch zu viel wäre, hat sie die weise Bestimmung getroffen, daß der bei weitem größte Theil dieser Summe zur Ausstattung und Unterstützung der Sanskritkollegien verwendet werde, in denen man keinen andern Unterricht, als in den Fabeln und Albernheiten der Braminen ertheilt [1]).

Aber die Gewalt der Dinge, die Gährung des Jahrhunderts und die europäische Thätigkeit beginnen endlich über die Politik der Kompagnie zu triumphiren. Wenn die große Masse des Hinduvolks, das keinen Beweggrund der Nacheiferung mehr kennt, dem jede Hoffnung des Vorwärtsschreitens so lange geraubt worden ist, vielleicht jetzt noch entarteter genannt werden kann, als es unter dem muselmännischen Joche war, so befinden sich dennoch anderseits in dieser Nation eine bedeutende Zahl Menschen, die zu denken anfangen, die sich allmälig über ihre Manufakturen und Reispflanzungen erheben, die das Englische erlernt haben, die die Philosophie und die europäischen Wissenschaften studiren, und die endlich einem Kulturzustande zuschreiten, für welchen der Mensch von der Vorsehung bestimmt worden ist. Der Ausgezeichnetste unter ihnen ist der Bramine Ram Mohun Roy, der, nachdem er seine prüfenden Blicke gegen das Christenthum gewendet, die Grundideen dieser Religion in den ältesten Vedas gefunden, und sich deshalb zum Christen gemacht hat, ohne aufzuhören, Bramine zu sein. Er hat seinen Landsleuten bewiesen, wie die Religion ihrer Väter gereinigt werden könne, wie man sie von allen den niedrigen und entehrenden Zeremonien befreien müsse, welche die Priester damit verbunden haben, und wie man auf diese Weise sie mit dem Glauben der in der Aufklärung weiter fortgeschrittenen Völker in Uebereinstimmung bringen könne. Der Methodisten-Missionär William Adam war zu Ram Mohun Roy gesendet worden, um ihn zu bekehren. Aber da fand der sonderbare Fall statt, daß der Missionär selbst zu dem Glauben dessen, an den man ihn abgesandt hatte, bekehrt wurde. Beide sind jetzt aufs Eifrigste beschäftigt, ihre Religion in Indien weiter zu verbreiten [2]).

Diese neue Thätigkeit und dies Bestreben nach größerm Unterrichte ist sehr von einer Menschenklasse unterstützt worden, die sich immer mehr in Ostindien vermehrt, und die bestimmt ist, dort einst eine große

1) General Progress of education and obstacles to its introduction in British India. (Oriental Herald, 7. B. No. 21. Dez. 1825. S. 482—496.)

2) On the inefficacy of the means now in use for the propagation of Christianity in India. (Or. Herald, 5. B. Juni 1825. No. 18. S. 586—603.)

Rolle zu spielen. Es ist dies die sogenannte Halbkaste, die aus Söhnen von Engländern und Indianerinnen besteht. Es gibt nur sehr wenige Europäer, die unter diesem glühenden Himmelsstriche nicht irgend eine flüchtige Verbindung schliessen, die zwar von den Sitten verworfen, aber durch den allgemeinen Gebrauch wieder legitimirt wird. Man kann also die Zunahme der Halbkaste nicht nach den gewöhnlichen Verhältnissen der unehelichen Geburten anschlagen, sondern nach den Tausenden unverheiratheter Männer, die alljährlich nach Indien kommen, und die, wenn sie das Land wieder verlassen, dort Familie zurücklassen. Ihre Söhne erhalten größtentheils eine durchaus englische Erziehung. Sie vereinigen mit der Kenntniß der Sprache, der Gesetze, der Freiheiten ihrer Väter, die der Sprache, der Sitten und der Meinungen des Orients. Die Kompagnie, die sie mit dem größten Mißtrauen und einer wahren politischen Eifersucht bewacht, schließt sie beständig von allen Zivil- und Militärämtern aus. Sie haben sich also meistentheils dem Handelsstande gewidmet, und mehrere von ihnen haben, sowohl in den britischen Besitzungen, als in den Staaten der tributzahlenden Fürsten, sehr großes Vermögen erworben.

Eine der ersten Wirkungen von der Erneuerung der Bewegung des menschlichen Geistes unter der großen Masse der Bewohner Ostindiens bestand in der Herausgabe von Zeitschriften in den Sprachen des Orients durch Indianer von der Halbkaste. Dadurch werden bei einem scharfsinnigen, zivilisirten, aber zum Stillstand gezwungenen Volke eine ungeheure Menge neuer Ideen verbreitet, die alle der neuern Zivilisation angehören, und die ihm dieselbe Bewegung beibringen, wodurch die Fortschritte der intellektuellen Welt veranlaßt und befördert worden sind.

Die englisch-ostindische Kompagnie hat diese geistige Emanzipation nicht ohne Schmerz und Schrecken bemerkt, und sie hat alles Mögliche angewendet, um diesen Lichtstrahl zu ersticken, der in die Tiefe des Abgrundes drang, in welchem sie das Volk zu erhalten sich bemühte, das ihr eiserner Zepter beherrscht. Sie hat endlich eingesehen, daß die Menschen, die sie so lange Zeit wie Thiere behandelt, selbst zu beweisen im Stande wären, daß sie Menschen durch den Gedanken und den Unterricht seien. Sie hat also die Last der Zensur auf alle Zeitschriften gelegt, die in den Sprachen Indiens und Großbritanniens herausgegeben werden, obgleich die Gesetze sie in dieser Usurpation einer übertriebenen Gewalt keineswegs zu rechtfertigen im Stande sind. Es ist unmöglich, ohne Bewegung die Denkschrift zu lesen, welche der weise Ram Mohun Roy, in Uebereinstimmung mit vielen andern ausgezeichneten Eingebornen und Bewohnern Calcuttas, an den König von England gerichtet hat, um die Erhaltung der Preßfreiheit in den orientalischen Sprachen zu erflehen [1]). Bei ihrer Durchlesung fühlt man, daß der, welcher sie geschrieben, alle Erfahrung Indiens mit aller Kenntniß Europa's vereinigte, man fühlt jene Einsicht aller Zeiten, die schon damals alt war, als Alexander der Große den Orient besuchte, und die sich nun mit der fortgeschrittenen Weisheit unserer Tage verbunden hat. Er ist von Freiheitsliebe, von Hoffnung der Verbesserung seiner Nation beseelt. Er würdigt sehr richtig die Ursachen ihrer Entartung. Er zeigt, daß die Preßfreiheit die Regierungen gegen ihre eigenen Fehler und Gebrechen schützt; daß sie die Völker unterrichtet und veredelt.

Wir haben nicht Raum für lange Auszüge; aber unsere Leser werden ohne Zweifel gern einen Bramin hören wollen, der im Namen seiner Landsleute „eine volle Prüfungsfreiheit über religiöse Gegenstände“ verlangt. Die englisch-ostindische Kompagnie hatte, zu ihrer Rechtfertigung bei Einführung der Zensur, unter andern auch den Beweggrund angegeben, „daß unvorsichtige Berührungen die Indianer über die Sicherheit ihrer Religion beunruhigen würden.“ Darauf antworten die Bittsteller nun folgendergestalt:

„Selbst nachdem eine ganze Bande englischer Missionäre seit fünfundzwanzig Jahren darauf hingearbeitet hat, die in Ostindien herrschende Religion herabzuwürdigen, weshalb sie weder öffentliche Predigten, noch die Bekanntmachung einer großen Menge von Schriften in den Landessprachen gespart, bemerkt man dennoch nicht, daß dadurch der geringste Zwiespalt oder Irrthum veranlaßt worden wäre. Das kommt daher, weil die getreuen Unterthanen Eurer Majestät alle Macht haben, ihre Religion mit denselben Waffen zu vertheidigen, mit welchen sie angegriffen wird. Mehrere haben in der That die Preßfreiheit benutzt, um die Schriften der englischen Missionäre zu bekämpfen, und sie glauben keines andern Schutzes zur Vertheidigung ihres Glaubens zu bedürfen. So lange die Doktoren des Christianismus nur der Vernunft und der Ueberredung sich bedienen, um ihre Religion zu verbreiten, werden sich die getreuen Unterthanen Eurer Majestät begnügen, zu prüfen, zu wählen, und überhaupt auf eine gleiche Weise sich ihnen entgegen zu stellen, weil sie die feste Ueberzeugung haben, daß die wahre Religion weder des Schwerts, noch der von den Gesetzen verhängten Strafen zu ihrem Schutze bedarf. Wir sind nie im Stande gewesen, die Besorgnisse zu begreifen, welche der § 5 des Reglements über

1) Memorial of Ram Mohun Roy, and other distinguished natives of India, addressed to the King of England. (Or. Her. No. 17. Mai 1825. 5. B. S. 503–515.)

die Beschränkung der Presse andeutet, weil wir immer bemerkt haben, daß die Regierung uns kein Mißfallen über das zu erkennen gab, was zur Vertheidigung der Religion der großen Masse der Einwohner geschrieben war, und weil sie sich keine willkührliche Gewalt anmaßte, das zu verhindern [1]).“

Die Bittschrift endigt mit folgenden Worten: „Wir, die getreuen Unterthanen Eurer Majestät, von Derselben durch die ganze Weite des Erdballs getrennt, wir flehen zu dem Herzen Eurer Majestät kraft der Sympathie, welche ein väterliches Band zwischen dem Könige und den geringsten seiner Unterthanen bildet. Wir beschwören Sie, unsere Lage nicht mit Gleichgültigkeit zu betrachten. Wir rufen Eure Majestät an, der Ehre einer großen Nation wegen, die unter Ihrem königlichen Schutze den Titel der Befreierin Europa's erhalten, daß Sie nicht erlauben mögen, daß Millionen Ihrer Unterthanen unterdrückt oder willkührlich mit Füßen getreten werden. Wir appelliren endlich an Sie selbst des Ruhmes Ihrer Krone wegen, auf welche die Augen der Welt gerichtet sind, daß Sie die Eingebornen Ostindiens nicht zur Unterdrückung und allmäligen Entartung verdammen [2]).“

Bis jetzt scheint diese Bitte noch kein geneigtes Gehör gefunden zu haben. Aber weder die Bewohner Indiens, noch die Freunde der Menschheit dürfen deshalb alle Hoffnung, allen Muth verlieren. Die Presse, ungeachtet der Fesseln, die man ihr anlegt, bleibt dennoch immer eine große Macht, durch welche die Fortschritte des menschlichen Geistes befördert werden. Es ist dadurch schon etwas Großes geschehen, daß man den Indianern das Bedürfniß der täglichen Bekanntmachungen fühlbar gemacht, daß sie eben deshalb einen neugierigen Blick auf das ganze Weltall werfen, daß sie von den Regierenden eine Erklärung verlangen über das, was sie mit ihnen oder für sie gemacht haben und machen wollen. Es gibt Länder, in denen eben so wenig, und vielleicht noch weniger Preßfreiheit zu finden ist, als in Ostindien, und dennoch kann selbst eine mit der Beschränktheit ihres Sklavenhüters belastete Presse thätig, treffend, verständlich sein. Sie kann den Gesellschaftskörper beseelen, sie kann die Aufklärung über alle Klassen verbreiten, sie kann den täglich sich mehrenden Bedürfnissen des Geistes entsprechen, und die Regierungen, obschon sie keine Würdigung ihres Verfahrens zugestehen, obschon sie mit all' ihrer momentanen Gewalt die Offenbarung der öffentlichen Meinung verhindern, müssen dennoch ihre Macht anerkennen und dulden, weil sie höher und stärker ist, als sie selbst.

1) Ibid. S. 509. 2) Ibid. S. 515.

Reise unter den arabischen Horden, welche die östlichen Gegenden von Syrien und Palästina bewohnen.

Von Buckingham.

Es gibt Werke, die in ihrem ganzen Inhalte eine beinahe ununterbrochene Reihenfolge von Gemälden enthalten, deren Auswahl ihres gleichen Interesses wegen schwer wird, andere, denen man nur hin und wieder einzelne Züge entnehmen kann, um sie, abgesondert vom Ganzen, mittheilen zu können. Zu diesen letztern gehört die Reisebeschreibung Buckinghams, der wir, um unsern Lesern wenigstens einen Begriff davon zu geben, nur sehr wenig entnehmen können. Wir haben über die Zerstörung von Sodom und Gomorra folgende Schlußfolgen bemerkt: „Es ist ausser allem Zweifel, daß die Regionen, welche sich zwischen dem See von Tiberias und dem asphaltischen Meere befinden, im hohen Alterthum häufigen vulkanischen Erschütterungen ausgesetzt gewesen sind. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die heißen Quellen, welche noch jetzt vorhanden sind, das Pech des todten Meeres und der Schwefelstaub auf den umliegenden Ebenen ihr Dasein einer und derselben Ursache schuldig sind. Die Versinkung und Verheerung von Sodom und Gomorra, die der göttlichen Rache zugeschrieben wird, kann eben so gut auch eine historische Thatsache und das Resultat einer großen vulkanischen Erschütterung sein, von der alle Umgebungen des asphaltischen Meeres noch die deutlichsten Spuren tragen.“

Die Beschreibung von Damas oder Damaskus ist interessant. Es ist der beste Theil des ganzen Werks.

„Die Länge dieser Stadt scheint drei (englische) Meilen zu betragen, und ihre Breite deren zwei. Sie dehnt sich auf der östlichen Seite einer schönen Ebene aus und hat nordöstlich eine Reihe kleiner Hügel, westlich vermag man die Ebene nicht zu übersehen, so groß ist sie. Die Häuser zu Damas sind unten von Felsstein und oben von Backsteinen erbaut, deren Farbe gewöhnlich ein schmutziges Gelb ist. Die öffentlichen Gebäude sind mit den lachendsten Farben übertüncht. Der Anblick des Ganzen ist herrlich. Im Mittelpunkte befindet sich das mit Mauern umgebene Schloß und die Moschee, beides prachtvolle Gebäude. Die zahlreichen Minarets, die sich in allen Stadvierteln erheben, geben ihnen ein ganz besonderes elegantes Ansehen. Die Gärten, die sie auf der nördlichen Seite umschliessen, die Oelbaumpflanzungen und die langen Schattengänge auf der südlichen, die vielen Dörfer im Osten, die große Vorstadt Salheyah im Westen, das Alles, mit dem Gemisch hoher Zypressen und Pappelbäume, den Kornfeldern und Flüssen und Bächen, die den Boden befruchten, stellt eine wirklich

bezaubernde Landschaft dar, die der beschreibenden Einbildungskraft eines arabischen Erzählers vollkommen würdig ist.“ Ausserhalb der Stadt bringt ein Todtenacker eine gewisse Melancholie über die Szene. Jedes Grab hat an seinem Vordertheil einen Myrthenzweig, der regelmäßig alle Tage von den Freunden des Verstorbenen begossen wird. Die Frauen verrichten gewöhnlich diese fromme Pflicht, als wenn sie dadurch beweisen wollten, daß ihre Herzen gefühlvoller, als die der Männer sind.

In den großen Städten des Morgenlandes muß man nie unterlassen, die Bazare zu besuchen. Dort werden alle möglichen Luxusartikel und anders Gegenstände feilgeboten. Sie sind meistentheils gewölbt und haben oben Oeffnungen, durch welche Licht und Luft hereindringen. Sie sind von Morgens zehn bis Nachmittags zwei Uhr geöffnet. Die Kaufleute sind sehr zuvorkommend, aber auch eben so theuer und betrügerisch. Eben so muß man zu Damas die Kaffeehäuser besuchen, die sehr schön und auf's Bequemste eingerichtet sind. Es ist immer sehr belebt in denselben. Man raucht, trinkt Kaffee und Sorbetto u. s. f. Der Kaffee wird natürlich, das heißt, ohne Zucker und Milch, getrunken.

Damas mag ungefähr 3000 Jahre vor London erbaut worden sein. In der Nähe dieser Stadt hält sich die exzentrische Lady Esther Stanhope bei einer Horde Araber, deren Fürstin sie ist, auf. Sie wohnt am Fuße des Libanon, in einem lachenden Thale, mit starkem Gefolge, einem Arzt, einem Geheimschreiber, Kammerfrauen und vielen Bedienten, die alle türkisch gekleidet sind. Sie führt lebhaften Briefwechsel mit ihren Freunden in Europa, Asien und Afrika, und ist fest entschlossen, ihr Leben in dieser Wüste zu beschliessen.

Historische Erinnerungen.

Napoleons Leben im Feldlager (Fortsetzung).

Der Gang der Angelegenheiten ging so rasch von statten, daß selbst für diejenigen, welche durch mehrere Bureaux gehen mußten, man genau den Tag bestimmen konnte, wo sie beendigt sein würden. Das ist ohne Zweifel sehr viel für ein Hauptquartier, sobald es sich nur über sekundäre, der strategischen Ordnung fremde Gegenstände handelt. Diese Schnelligkeit war dem sprühenden und heftigen Karakter Napoleons zuzuschreiben. Es gab Augenblicke, wo Jedermann in schweigender und trauriger Erwartung harrte, und dies dumpfe Schweigen ging gewöhnlich einem heftigen Zornsturme von Seiten des Kaisers voraus, der immer irgend eine Verungnadung nach sich zog. Jeder erwartete nur ängstlich den Augenblick, wo der Schlag ihn treffen werde, und manchmal dauerte diese peinliche Ungewißheit einen halben Tag lang. War endlich das Gewitter losgebrochen, und hatte es vollkommen ausgetobt, so trat auch bald wieder die vorherige Heiterkeit und Geschäftigkeit ein.

Man bemerkte im Kabinete des Kaisers weder Archivare noch Registratoren, noch Staatsschreiber; aber wohl einen Portefeuille-Bewahrer. Diese Stelle bekleidete der ruhigste Mann in ganz Frankreich. Mitten im Getöse des Kriegs blieb seine Lebensweise immer dieselbe, einfach, ungestört, aber zugleich auch höchst langweilig. Eine durch eine lange Reihe von Jahren erprobte Treue sicherte ihm sein Amt zu. Uebrigens trug er, wie die Diener untergeordneten Ranges, Livree, und hatte den Rang eines Kammerdieners. Er hatte die Inspektion des großen Portefeuille des Kabinets, so wie aller Kisten und Kasten des Archivs, zu dem das topographische Bureau gehörte. Er wich nie von der Thür des Kabinets, ausgenommen, wenn er Krankheits wegen durch einen Stellvertreter ersetzt werden mußte. Um einen solchen Posten zu bekleiden, war ein starker Körperbau erforderlich, denn er mußte Tag und Nacht vor der Thüre bleiben, weil Napoleon oft mitten in der Nacht aufstand und arbeitete. Ausserdem war es eben kein schwieriges Amt. Auf der Reise war der Portefeuille-Bewahrer auf einem der Kabinetswagen, oder auf den zum topographischen Bureau gehörigen.

Zwei Jäger von der Reitergarde waren bestimmt, die geographischen Arbeiten von untergeordnetem Interesse zu transportiren. Man nannte sie die Portefeuille-Jäger. Sie wurden jedesmal von dem diensthuenden Offizier des Korps zu diesem Ehrenposten in Vorschlag gebracht, und der diensthuende Adjutant übergab ihnen das Portefeuille. Sie folgten unmittelbar dem Adjutanten, oder den andern Personen, die dem Kaiser am nächsten waren. Sie durften nie ihre Funktionen aus den Augen verlieren, und ritten alles über den Haufen, was sie nur einen Schritt von der Stelle entfernte, die ihnen angewiesen war.

Ueberhaupt waren alle, die sich in Napoleons Gefolge befanden, an eine hartnäckige Behauptung ihres Postens gewöhnt, was von der Strenge herrührte, mit welcher Caulincourt diesen ihnen ertheilten Befehl bewachte, nicht einmal des Wunsches zu gedenken, sich so nahe als möglich bei dem großen Manne zu befinden, und seinen ihm angewiesenen Platz um keinen Preis einem Andern einzuräumen. Die Inspektion des Oberstallmeißers erstreckte sich über alle Zweige des kaiserlichen Hauses. Nach dem Tode des Großmarschalls Duroc gingen alle den Marsch, den Aufenthalt, die Stallungen, den Vorspann, die Küche, die Bedienten und vorzüglich die Kurriere und Sta-

ſetten betreffenden Befehle, von Caulincourt aus. Er hatte die Schlüſſel zu den Taſchen, welche von den Kurrieren überbracht wurden. Er öffnete ſie und legte dem Kaiſer alles ihn Betreffende, ſowohl auf dem Marſche als im Hauptquartier, vor. Kam ein Kurrier auf dem Marſche an, ſo ſtieg der Oberſtallmeiſter haſtig vom Pferde, führte ihn beiſeite, öffnete ſeine Taſche, eilte wieder zu Napoleon und überreichte ihm die Depeſchen, wonach man alsbald eine Menge Briefumſchläge zu beiden Seiten aus dem Wagen fliegen ſah. Dieſe Papiere flogen manchmal auf die Pferde, die zu beiden Seiten des Wagens ſich befanden; denn wenn der Kaiſer in einer Kutſche reiſete, ſo ſteckte man alle Papiere hinein, die er in ſeinem Kabinete zu leſen nicht die Zeit gehabt hatte. Er überflog ſie nun im Freien, wenn das Land, das er bereiſete, ihm hinlänglich bekannt, oder gleichgültig war. Alle Berichte, die nicht aufgehoben werden ſollten, wurden zerſchnitten und zum Schlag hinaus geworfen. Berthier war faſt immer damit beſchäftigt, und er zerſchnitt ſie auf eine Art, daß man ſchwerlich die Stücke hätte wieder zuſammenſetzen können. Aber wenn Napoleon nichts mehr zu leſen hatte, ſo übernahm er ſelbſt dies Geſchäft, weil es ihm unmöglich war, ganz unthätig zu bleiben.

Berthier befand ſich immer in der Nähe des Kaiſers. War er aber abweſend, was jedoch nur ſehr ſelten geſchah, ſo nahm Murat oder Caulincourt ſeine Stelle ein. Wenn Napoleon ſeinem Begleiter nichts mehr zu ſagen hatte, oder mit ihm nicht ſprechen mochte, ſo ſpielte er mit den Kutſchquaſten, oder er ſchlief. Wenn nicht genug wichtige Depeſchen eingegangen waren, und er doch keine Langeweile haben mochte, wurde der Wagen mit Zeitungen und Flugſchriften angefüllt, die man von Paris erhalten hatte. Kaum hatte er ſie flüchtig überleſen, ſo warf er ſie durch den Schlag. Manchmal waren es die neueſten Romane, und da er ſie eben nicht beſonders liebte, ſo flogen ſie zu allererſt hinaus, und wurden begierig von ſeinem Gefolge aufgefangen, das ſie, weniger verwöhnt, oder weniger geiſtreich als der Gebieter, mit großem Vergnügen las.

Der Oberſtallmeiſter Caulincourt war mit dem größten Eifer für die Bedürfniſſe des Kaiſers beſorgt. Er ſtand ſeinem beſchwerlichen Amte mit einer Genauigkeit und einer Aufmerkſamkeit vor, mit der nichts zu vergleichen war. Ungeachtet der großen Menge politiſcher Aufträge und anderer Geſchäfte, mit denen er beſtändig beläſtigt wurde, fand er doch noch immer die nothwendige Zeit, die allergeringſten Einzelnheiten hinſichtlich des kaiſerlichen Hauſes zu beſorgen. Er hatte das eigene Talent, viel in wenig Worten zu ſagen. Er hatte nur einen einzigen Sekretair, und wenn er die ganze Nacht mit Napoleon zugebracht hatte, ſo war er doch immer der Erſte auf dem Platze, und nöthigte alle Welt, ihn nachzuahmen. Ordnung und Genauigkeit herrſchten alſo in einem ſehr verworrenen Dienſte.

Der Oberſt Bacler d'Albe war lange Zeit Direktor des topographiſchen Bureau. Seine ausgedehnten geographiſchen Kenntniſſe, ſeine Arbeitsliebe und ſeine langen und wichtigen Dienſte ſicherten ihm das Vertrauen des Kaiſers zu. Aber dieſes Vertrauen hatte ihn zum Sklaven des Willens ſeines Souverains gemacht. Napoleon ließ ihn unaufhörlich, ſowohl am Tage, als während der Nacht, zu ſich rufen, und er hatte nicht eine Viertelſtunde für ſich. Glücklicherweiſe ſtand ſeine Art, zu leben, in vollkommener Uebereinſtimmung mit ſeiner beſtändigen Geſchäftigkeit. Ihm lag vorzüglich die Berichtigung der Karten ob, ſo wie die Kombination und die Vorbereitung der Materialien, die Beſtimmung der Märſche und der ausgedehnteſten Operationslinien. Napoleon deutete das alles nur mit wenigen Worten an, Bacler d'Albe begriff ihn vollkommen, und brachte Alles immer zur Zufriedenheit des Monarchen in Ausführung. Die Gewohnheit, ſich immer in der Nähe des Kaiſers zu befinden, und mit ihm zu arbeiten, hatte ihm das Recht gegeben, einen Ton anzunehmen, der bei jedem Andern ſtreng gerügt worden wäre, den Napoleon aber an ihm duldete. Ungeachtet ſeiner langen und wichtigen Dienſte, wurde er doch nicht befördert, was man nicht anders zu erklären vermochte, als daß der Kaiſer, der ihn immer in ſeiner Nähe behalten wollte, ſchon dadurch ihn genugſam zu ehren und zu erhöhen glaubte. Der Oberſt hatte zwei Genieoffiziere unter ſich, die mit ihm, den vier Sekretairen und dem erſten Ordonnanzoffizier, einen geheimen Rath bildeten, der von den übrigen Zweigen des kaiſerlichen Hauſes gänzlich getrennt war.

Gewöhnlich ſpeiſete der Fürſt von Wagram allein mit Napoleon. Waren Murat oder der Vizekönig von Italien im Hauptquartier, ſo wurden auch ſie noch zur Tafel gezogen. War Berthier krank, ſo wurde er durch den Oberſtallmeiſter erſetzt. Es wurden immer zwölf bis ſechszehn Schüſſeln aufgetragen, aber der Kaiſer aß und trank mit großer Mäßigkeit. Berthier war ſein Mundſchenk. Er ſprach ſehr wenig bei Tiſche. Ruſtan bediente und hielt ſich hinter dem Stuhl des Gebieters.

Man konnte im Hauptquartier durchaus auf nichts Gewiſſes rechnen, und Jedermann mußte in jedem Augenblicke gefaßt ſein, ſich in Anſpruch nehmen zu ſehen. Unerwartete Ruhe, plötzliche Aufbrüche, Veränderung der beſtimmten Stunden, und oft auch der zu verfolgenden Wege, waren an der

Tagesordnung. – Napoleon bestimmte Alles augenblicklich nach den eben eingegangenen Berichten oder Stafetten, deren Ankunft man nie vorauszuberechnen im Stande war, und eben in den Augenblicken, wo man mit Sicherheit ruhen zu können vermeinte, erschallten die Worte: der Wagen! oder zu Pferde! und setzten das ganze Hoflager in Bewegung. In zehn Minuten spätestens mußte Alles bereit sein. Der Marsch war immer schnell, und Jedermann mußte, ohne Abweichung, auf seinem Posten sein.

Wenn Napoleon unterwegs aussteigen wollte, so stiegen die vier vordern Jäger der Eskorte vom Pferde, steckten ihre Bayonette auf ihre Karabiner, präsentirten diese, und bildeten ein Carré um ihn. Dasselbe geschah, wenn ein physisches Bedürfniß ihn nöthigte, ein wenig auf die Seite zu treten, oder wenn er zu Fuß dem Feinde sich nähern wollte, um ihn genauer beobachten zu können. In diesem letztern Falle war das Carré größer, und bewegte sich, ohne ihn zu geniren, mit ihm sich vorwärts, damit er in allen Richtungen umherblicken konnte. Wenn die Gegenstände zu entfernt waren, um sie genau mit dem bloßen Auge unterscheiden zu können, so brachte der diensthuende Page ein großen Teleskop, den der Kaiser auf seine oder auf Caulincourts Schulter legte, um alles mit Sicherheit zu prüfen.

Wenn man genöthigt war, am Morgen oder Abend lange im Freien zu verweilen, so wurde ein großes Feuer angezündet, wozu immer sehr viel Holz verbraucht wurde. Man warf oft ganze Bäume hinein. Berthier war hier, wie bei Tische, Napoleons einziger Gesellschafter. Sprechend ging er auf und ab, mit den Händen auf dem Rücken, oder die Arme über die Brust zusammengeschlagen. Fing die Zeit an ihm lang zu werden, so schnupfte er einmal über das andere Tabak, oder stieß Steine mit den Füßen fort, oder Holz in's Feuer.

Wenn die Truppen eine Unternehmung ausgeführt hatten, oder dazu abgesandt werden sollten, so bewilligte der Kaiser eine gewisse Anzahl Kreuze der Ehrenlegion für diejenigen, die sich vorher ausgezeichnet hatten. Die dazu vorgeschlagenen wurden namentlich aufgerufen, und traten vor jedes Bataillon unter den Waffen. Der Oberst stellte sie ihm vor, und der diensthuende Adjutant schrieb die Namen und den Rang der Dekorirten in sein Taschenbuch, um sie sodann auf der Kanzlei in die großen Register tragen zu lassen. Hatten die Soldaten irgend etwas zu begehren, so konnten sie hervortreten, und ohne Scheu mit dem Kaiser sprechen, der ihnen auf der Stelle die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren ließ. Diese Belohnungsvertheilungen waren nicht das alleinige Anzeichen eines nahen Gefechts. Man konnte auch dieselbe Schlußfolge ziehen, wenn ein neues Bataillon seinen Adler erhielt, oder wenn Napoleon die Truppen ermunterte, indem er sie vor sich defiliren ließ.

Wenn ein Adler ertheilt werden sollte, so begab er sich, mit seinem Generalstabe, zu dem Regiment, dem er bestimmt war. Es wurden drei geschlossene Kolonnen gebildet, deren Front gegen das Zentrum gerichtet war. Die vierte Front bestand aus dem Gefolge des Kaisers. Alle Offiziere waren vor ihm versammelt, und er stand ganz abgesondert von seiner Suite. In den letzten Feldzügen trug er, bei solchen Gelegenheiten, immer einen ganz einfachen grünen Ueberrock, und wenn er zu Pferde war, ritt er auf einer gemsenfarbenen Stute, seinem Lieblingspferde. Man konnte ihn um so leichter an der Einfachheit seiner Kleidung erkennen, da alle Diejenigen, die ihn umgaben, mit ihm durch ihre reich mit Gold gestickten, glänzenden Uniformen auffallend kontrastirten.

Der Fürst von Wagram, oder in seiner Abwesenheit der Herzog von Vicenza, stieg sodann vom Pferde und ließ die Fahne entwickeln, die vor die versammelten Offiziere getragen wurde. Alle Trommelschläger des Regiments schlugen den Parademarsch, bis Berthier den Adler vor die Offiziere brachte, wonach Napoleon eine kurze Rede hielt.

Während dem Feldzuge in Sachsen hatte er bemerkt, daß der Feind immer sein Feuer dahin richtete, wo er ein zahlreiches Gefolge bemerkte. Er befahl deshalb, daß ausser 13 Personen, die immer um ihn bleiben mußten, sein übriger Generalstab sich ausser der Schußweite, oder doch wenigstens 300 Toisen von ihm entfernt halte. Wo die Gefahr drohend war, ging er, von Berthier und Caulincourt begleitet, weit voraus, stieg vom Pferde, schickte es zurück, und stellte seine Beobachtungen an. Kaum hatte er sich wieder entfernt, so begann gewöhnlich eine Kanonade, wozu er in demselben Augenblicke Befehl ertheilte.

Der beschwerlichste Dienst im Hauptquartier war der der Ordonnanzoffiziere. Demungeachtet war er sehr gesucht, vorzüglich durch junge Leute aus den ersten Familien Frankreichs, die sich mehr noch durch ihre glänzende Erziehung, als durch ihre hohe Geburt auszeichneten. Zwei davon waren immer im Dienst beim Kaiser, aber bei einer Schlacht gebrauchte er sie alle ohne Unterschied. Sobald er sagte: ein Ordonnanzoffizier! trat der nächste hervor, erhielt den Befehl mit lauter Stimme und eilte, mitten in Gefahr und Hinderniß, um sie den Marschällen zu überbringen. Oft wurden sie als Kurriere an die ein Armeekorps kommandirenden Generale abgeschickt, und sie mußten bei denselben so lange verweilen, bis ein entscheidendes Gefecht stattgefunden hatte, wonach sie

wieder zum Kaiser zurückkehrten. Manchmal sendete man sie auf Rekognoszirung aus, oder um, mit dem bloßen Ueberblick, den Plan irgend einer Gegend in geringer Entfernung von dem Punkte, auf welchem man sich befand, aufzunehmen, und wo man entweder einen Fluß passiren, oder Verschanzungen anzulegen und eine feste Stellung einnehmen wollte. Die meisten dieser jungen Leute mußten vorher schon in der Artillerie oder im Genie gedient haben; manchmal nahm man sie jedoch auch aus der Kavallerie. Es waren ihrer gewöhnlich zwölf an der Zahl, und sie wurden, nach einiger Zeit, als Schwadronchefs bei einem Regimente angestellt.

Ausserdem waren noch vier Pagen im Hauptquartier. Jeder hatte seinen Dienstag, an welchem seine Verrichtungen darin bestanden, dem Kaiser das Pferd vorzuführen, den Teleskop zu tragen und den Vorspann zu besorgen. — Rustan trug immer eine mit Wein und Likör angefüllte doppelte Feldflasche. Nur wenn Napoleon nicht Zeit zum Frühstücken gehabt hatte, nahm er unterwegs einen kleinen Schluck von dem Einen oder dem Andern. Gewöhnlich nahm er nichts vom Frühstück bis zum Mittagessen, d. h. von neun oder zehn Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends.

(Der Beschluß folgt.)

Zollfreie Gedanken.

Das gewöhnliche Sprüchlein der Straßenräuber ist: Geld oder Leben! — Es gibt Menschen, die kein solches Sprüchlein haben, die aber auch keine Straßenräuber sind, und die — Geld und Leben nehmen.

Es liegt kein wirklicher Muth darin, eine ungerechte Sache zu verfechten.

Die Häßlichkeit wird nur um so häßlicher, wenn sie Andere demüthigen will.

Ein Narr kann manchmal ein Schleifstein des Geistes sein.

Wenn ein Narr zu wählen hat, so zaudert er so lange, und betrachtet den Gegenstand unter so vielen Gesichtspunkten, daß er richtig immer die schlechteste Parthie ergreift.

Der Stein, den man auf einen Unglücklichen werfen will, ist leicht gefunden.

Wenn eine alte Eiche abstirbt, so sagt man, sie krönt sich; und wenn eine Rose erbleicht, so sagt man, sie welkt.

Wie erhaben ist die Vereinigung der drei theologischen Tugenden „Glaube, Liebe, Hoffnung!“ Der Glaube erkennt die hohe, beschützende Macht, die Liebe läßt uns sie anbeten und im Herzen tragen, die Hoffnung erwartet von ihr die Linderung alles Ungemachs, das Erwachen ewiger Freuden.

Wer bedarf im Leben der Hoffnung nicht? Und wäre er der glücklichste unter den Sterblichen, ohne diesen Götterboten wäre sein Dasein nur ein öder, unförmlicher Traum.

Die reinmenschliche Hoffnung ist eitel und betrügerisch, wie die Leidenschaften des Herzens, von denen sie erzeugt wird. Sie ist nichts als Illusion und Wahnsinn. Aber die religiöse Hoffnung beruht auf der ewigen Wahrheit. Weit entfernt, die Einbildungskraft zu verirren und Ungethüme zu erzeugen, erhebt und läutert sie die Seele, und verbreitet eine kostbare Ruhe über dieselbe. Je mehr man sich ihr überläßt, je mehr fühlt man sich begeistert.

Je mehr die Zivilisation sich entwickelt, um so weniger ausschließlich beschäftigt sich die Geschichte nur mit den Regierenden. Man fängt an, einzusehen, daß die Nationen eine Kraft haben, die sich nicht allein auf Administration beschränkt.

Das Genie bedient sich der Systeme, wie der Baukünstler der Gerüste, um ein Gebäude aufzuführen. Beide werfen das endlich bei Seite, was ihnen doch lange Zeit nothwendig gewesen ist.

Die Freiheit ist den wirklich vernünftigen Menschen aller Zeiten eben so nützlich als heilbringend für die Fürsten, als für die Völker erschienen. Im gegenwärtigen Zustande der Zivilisation besteht diese hohe Freiheit nur aus fünf Hauptrechten: der individuellen Freiheit, der Preßfreiheit, der Glaubens- und Meinungsfreiheit, der Gleichheit der Lasten und der Gleichheit vor dem Richterstuhl. Alles Uebrige kann als das Erzeugniß wechselnder Systeme, gesellschaftlicher Auswüchse, politischer Alchimie und metaphysischer Taschenspielerei betrachtet werden, mit denen ein heller Geist kaum mehr als oberflächlich sich zu beschäftigen würdigt.

Tagebuch eines englischen Kriegsgefangenen, Augenzeugen der in den vier ersten Monaten des Jahrs 1814 zu Paris stattgefundenen Begebenheiten.

Januar.

Im Laufe des Monats Januar begann das Vertrauen, welches die Franzosen in die Allmächtigkeit ihrer Waffen setzten, in der Nähe unaufhörlich wachsender Gefahren, schwächer zu werden. Man verbarg sich die Besorgniß nicht mehr, daß die verbündete Armee bis nach Paris vordringen könne, und viele Personen packten ihre besten Sachen ein, um sie in die entferntesten Departemente zu senden. Zugleich suchte eine große Menge Bewohner der Dörfer, Meiereien und Landhäuser, mit einem mehr oder minder bedeutenden Theil ihres Hausgeräths, einen Zufluchts-

ort in der Hauptſtadt. Die Boulevards, die Vorſtädte und die großen Straßen waren mit Fuhrwerken überdeckt. Der Herzog von Rovigo ſelbſt ſendete ſeine Töchter und die prachtvollen Möbeln ſeines eigenen Hotels in der Ceruttiſtraße in die Nähe von Toulouſe. Die Pariſer aus allen Klaſſen verſorgten ſich, verhältnißmäßig nach ihren Mitteln, mit Mehl, Reis, Erbſen, Bohnen, Kartoffeln, geſalzenem Schweinefleiſch, Häring u. ſ. w. Es wurden in einem Tage ſo viel Kartoffeln gekauft, daß der Decalitre von ſechs Sous, ſeinem gewöhnlichen Preiſe, auf vierzig Sous ſtieg. Die Bäcker erhielten vom Polizei-Präfekten den Befehl, ſich mit Mehl zu verſehen. Ungeachtet aller dieſer Vorſichtsmaßregeln, glaubten mehrere Perſonen dennoch nicht, daß es dem Feinde beikommen könne, die Hauptſtadt anzugreifen, ſondern daß er ſich damit begnügen werde, ſie zu umringen, um ihr die Zufuhr abzuſchneiden.

So viele Mühe auch die Regierung ſich geben mochte, den Krieg nationell zu machen, ſo bezeigten doch die mittlern und untern Klaſſen, deren Eitelkeit nicht mehr durch Eroberungen erregt wurde, eine vollkommene Gleichgültigkeit dafür. Alle möglichen Mittel wurden in Anwendung gebracht, um ſie aus ihrer Stumpfſinnigkeit zu reiſſen. Man ſuchte ſelbſt die revolutionaire Energie des Pöbels, die Napoleon während ſeiner Regierung mit ſo vieler Sorgfalt zu unterdrücken ſich bemüht hatte, wieder zu beleben. Die lange verbotene Marſeillaiſe wurde wieder auf allen Leierkaſten geſpielt, und man ſang Lieder zu Ehren des Kaiſers dazu. Dieſe Allianz zwiſchen der kaiſerlichen Würde und der revolutionairen Zügelloſigkeit hatte etwas wirklich Komiſches. Während einem zwölfjährigen Aufenthalt in Frankreich habe ich nie dieſe Melodie gehört, und nur ein einziges Mal vernahm ich das ça-ira im Vorbeigehen bei einem düſtern Weinkeller in der Nähe des Grèveplatzes.

In den erſten Tagen des Januar bemerkte Jemand im Geſpräch mit Talleyrand, auf die Verwirrung ſich beziehend, die in allen Zweigen der Regierung vorherrſchend wurde, daß man nicht mehr wiſſe, wohin das führen werde, worauf er die treffende Antwort gab: Es iſt der Anfang vom Ende. Auf der Siegesſäule auf dem Vendômeplatz, auf deren Gipfel eine Bildſäule des Kaiſers ſtand, war ein Blatt angeheftet, mit den Worten: Geht ſchnell vorüber: er fällt!

Der Auditeur im Staatsrath, Paulze, erhielt den Befehl, die Schlöſſer von Angers und Saumur einrichten zu laſſen, um die Staatsgefangenen, die ſich zu Vincennes und in der Force befanden, dorthin verſetzen zu können. Unter denſelben befanden ſich Palafox, mehrere ſpaniſche und italieniſche Geiſtliche, Laturnerie, Charette und Andere. Die Gefangenen gingen in mehrern Kutſchen, mit einer ſtarken Eskorte von Gendarmen, ab.

Am 6. Januar verkündigte ein Brief des Präfekten von der Roer, Ladoucette, der im Journal des Débats abgedruckt war, daß die Verbündeten am 1. über den Rhein gegangen, gleich darauf geſchlagen ſeien und dreihundert Mann verloren hätten. Nach ſpätern Nachrichten waren ſie am 3. aufs neue bei Mülheim in elf kleinen Schiffen über den Rhein gekommen und von der Garniſon von Koblenz geſchlagen worden. Man fügte hinzu, daß ihre Truppen größtentheils aus Landwehr, und ſelbſt aus Kindern, beſtanden, daß ſie überhaupt nur wenig alte Soldaten hätten. Ein Brief von Köln vom 5., in demſelben Journal abgedruckt, ſagte, daß die Alliirten abermals verſucht hätten, über den Rhein zu gehen, daß man ſie aber zurückgeſchlagen und 20 Gefangene gemacht hätte, die durch ihr erbärmliches Aeuſſere das Lachen und Mitleiden aller derjenigen, die ſie geſehen, erregten. Am 14. hieß es, daß ungefähr 60,000 Mann zwiſchen Schlettſtett und Mühlhauſen ſtänden. Erſt am 22. geſtand der Moniteur den Uebergang der Verbündeten über den Rhein offiziell zu. Ihre Geſammtmaſſe mochte, nach ihm, bei 50,000 Mann betragen.

Am 9. wurde das Organiſationsdekret der Nationalgarde, vom 8. datirt, in den Moniteur eingerückt. Am Sonntag den 23. erhielten die Offiziere der Nationalgarde von Paris den Befehl, ſich nach dem Palaſte der Tuilerien in den Marſchallſaal zu begeben. Es iſt ein großes viereckiges Gemach im erſten Stockwerke des mittlern Pavillons. Die Offiziere wußten nicht, warum ſie zuſammenberufen wurden. Es waren ihrer ungefähr 900, alle in neuen Uniformen. Sie ſtellten ſich ringsum an den Wänden auf. Der Kaiſer ging, wie gewöhnlich, durch dieſen Saal, um ſich nach der Kapelle zu begeben. Er wurde mit dem Rufe: es lebe der Kaiſer! begrüßt. Auf dem Rückwege durchſchritt er mehrmals den Saal und ſtellte ſich ſodann in den Mittelpunkt desſelben. In demſelben Augenblicke erſchien die Kaiſerin, begleitet von Frau von Montesquiou, die den König von Rom in ihren Armen hielt. Als ſie ihm ganz nahe waren, ſagte er mit ſtarker Stimme: daß ein Theil von Frankreich vom Feinde überſchwemmt ſei, daß er ſich an die Spitze ſeiner Armee ſtellen, und ihn, mit Gottes Hilfe, über die Grenzen zurückzuſchlagen hoffe. Sodann ergriff er die Kaiſerin mit der einen und den König von Rom mit der andern Hand, und fügte hinzu: „Sollte der Feind ſich der Hauptſtadt nähern, ſo vertraue ich dem Muth der Nationalgarde die Kaiſerin und den König von Rom, meine Frau und meinen Sohn!“ wiederholte er mit bewegter Stimme. Dieſe kurze Rede brachte die erwartete Wirkung hervor. Mehrere Offiziere traten

hervor und näherten ſich dem Kaiſer. Andere vergoſſen Thränen, und unter dieſen letztern befanden ſich mehrere, die keineswegs Anhänger der kaiſerlichen Regierung waren, aber dieſe Szene hatte ſie angegriffen und gerührt. Am andern Morgen war der Effekt nicht mehr derſelbe, und man betrachtete das Ganze nur noch als eine theatraliſche Vorſtellung.

Am 24. ſah ich, wie der Kaiſer, im Hofe der Tuilerien, die Revue paſſiren ließ. Am 25., um 7 Uhr Morgens, reiſete er ab, um ſich zur Armee zu begeben. Er kam an demſelben Tage um 11 Uhr Nachts zu Chalons-ſur-Marne an. Am 27 ſchlug er den Feind zu St. Dizier.

Am 10. kam ein Befehl des Kriegsminiſters zu Verdun an, nach welchem alle Kriegsgefangenen vor dem 13. dieſe Stadt verlaſſen und ſich nach Blois begeben ſollten, von wo ſie ſpäter noch weiter, nach Guéret, geſchickt wurden. — Am 20. verbreitete ſich das Gerücht unter den engliſchen Gefangenen, die ſich zu Paris befanden, daß ſie am 25. würden abreiſen müſſen. Sie erhielten durch ein Zirkularſchreiben den Befehl, ſich auf die Polizeipräfektur zu begeben, wo ihnen Päſſe nach Blois und Tours zugeſtellt wurden. Die Beamten waren bei dieſer Gelegenheit höflicher als je zuvor; aber ſie ſagten, daß man keine Ausnahme machen könne. Indeſſen wurde der Abreiſetag nicht beſtimmt, wie dies ſonſt gewöhnlich zu begegnen pflegte. Man lud uns jedoch ein, ſo bald als möglich abzureiſen. Mehrere erhielten nachher vom Herzog von Rovigo die Erlaubniß, zu bleiben. Ich gehörte zu dieſer Zahl und verdankte dieſe Begünſtigung der perſönlichen Vermittelung der Kaiſerin Joſephine.

Die Hottentotten.

Die Hottentotten ſind ein Nomadenvolk, das ſich in mehrere Stämme theilt, die, ſobald ſie nicht mehr genügenden Unterhalt auf einem Punkte finden, ihn verlaſſen, und erſt dann wieder dahin zurückkehren, wenn ſie berechnen können, wieder genügende Nahrung für ihre Heerden zu finden. Die verſchiedenen Stämme haben faſt keine Gemeinſchaft mit einander, auſſer wenn ſie ſich bekriegen, oder ſich gegen einen allgemeinen Feind vereinigen. Wenn ein Kind geboren wird, ſo waſchen ſie es mit Feigenſaft und ſetzen es dann den Wirkungen der Sonne aus. Nachher reiben ſie die Haut mit Butter oder Fett. Die Aeltern geben ihm den Namen irgend eines Thiers, wofür ſie überhaupt eine große Verehrung hegen. Sobald das Kind nicht mehr ſäugt, muß es rauchen lernen. Ein ausgewachſener Mann mißt zwiſchen fünf und ſechs Fuß. Die Weiber ſind etwas kleiner. Beide Geſchlechter haben eine olivenſchwarze Farbe, einen dicken Kopf, lebhafte Augen, eine platte Naſe, blaſſe Lippen, ſehr weiße Zähne und ſchwarze Wolle, wie die Neger. Die Füße der Männer ſind ſehr groß, die der Weiber hingegen klein und zierlich.

Es gibt faſt kein trägeres Geſchöpf auf der Erde, als einen Hottentotten. Selbſt zu denken wird von ihm ſchon für Arbeit gehalten, und Arbeit iſt ihm die Geiſſel des Lebens. Indeſſen gibt es doch einige Veranlaſſungen, wo er ſich thätig zeigt. Er lauft z. B. eben ſo ſchnell als ein Pferd, er iſt ſehr geſchickt im Bogenſchieſſen und im Stein- und Stockſchleudern. Die Hottentotten zeichnen ſich durch ihre gegenſeitige Anhänglichkeit, durch ihr Mitleiden gegen Unglückliche und durch ihre Gaſtfreundſchaft gegen Fremde, vortheilhaft aus; aber einem barbariſchen Vorurtheil zufolge, verſtoßen ſie ihre Greiſe. Hat ein Menſch ein hohes Alter erreicht, ſo verſammelt ſich der Stamm; der Sohn, oder der nächſte Verwandte ſchildert den kläglichen Zuſtand des Greiſen und verlangt ſeine Verbannung. Dieſe wird ſodann einſtimmig ausgeſprochen, der Unglückliche wird auf einen Ochſen geſetzt, ſeine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis an den Ort in der Wüſte, wo er bleiben ſoll, dort geben ſie ihm noch einige wenige Lebensmittel und überlaſſen ihn dem Hungertode oder den reiſſenden Thieren zur ſichern Beute.

Wenn Zwillinge geboren werden, ſo wird eins der Kinder getödtet. Ein anderer ſeltſamer Gebrauch beſteht darin, daß ein Knabe, ſobald er mannbar geworden iſt, ſeine Mutter prügeln muß, um zu beweiſen, daß er kein Kind mehr iſt. Ihre Kleidung, eine Art Mantel, den ſie Kroos nennen, wird aus einer Thierhaut gemacht und mit dem Urin von Kühen, mit Butter oder ſtinkendem Fett eingerieben. Bei allen ihren Feierlichkeiten und Feſten beſchmieren ſie ſich dick mit Fett, oder machen breite Streifen davon über den ganzen Körper, die ſie mit Ruß, Kalk und rother Erde überſtreuen und Buhu, oder Sonntagsſtaat, nennen. Die Männer gehen mit bloßem Haupte einher, die Frauen hingegen haben eine Art kleiner Häubchen. Auſſerdem ſchmücken ſie ſich noch dadurch, daß ſie mit Luft angefüllte Blaſen in ihre Haare befeſtigen und nach allen Seiten herabhängen laſſen. Die Männer binden ſich die Eingeweide friſchgeſchlachteter Thiere um die Beine und machen ſich eine Art von Halbſtiefeln davon.

Wenn ein Hottentott ſich auf irgend eine Weiſe ausgezeichnet hat, vorzüglich dadurch, daß er ein wildes Thier getödtet, ſo verſammelt ſich der ganze Stamm, und man ſchlingt ihm die Eingeweide des getödteten Thieres um den Hals, die er ſo lange tragen muß, bis ſie zu faulen beginnen und man ſie in einiger Entfernung riechen kann. Sie haben beſtändig

einen Fuchs- oder wilden Katzenschwanz in der Hand, dessen sie sich als Schnupftuch und Fächer bedienen. Fische ohne Schuppen und Schweinefleisch sind ihnen zu essen verboten. Nur die Frauen dürfen Hasen- und Kaninchenfleisch genieſſen.

Beide Geschlechter verzehren mit groſsem Appetit alte Häute, von denen sie das Haar abzupfen, und die sie im Wasser erweichen. Sie braten sie wohl auch, aber das ist nur ein Leckerbissen an hohen Festtagen. Sie speisen auch mit vieler Behaglichkeit ihr eigenes Ungeziefer. Salz und Gewürze gebrauchen sie nie. Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser, oder Kuhmilch für die Männer und Schafmilch für die Weiber. Ein Mann kann nie mit seiner Frau, als an seinem Hochzeitstage, essen. Beide Geschlechter lieben den Branntwein und Tabak mit Leidenschaft. Man kann sich schwerlich einen rechten Begriff von der Seltsamkeit ihrer Zeremonien machen. Bei ihren Vermählungen z. B. bilden die Verwandten und Freunde einen Kreis, der Bräutigam setzt sich in die Mitte desselben und die Braut kauert in einiger Entfernung von ihm. Sodann geht der Siver oder Priester dreimal um sie herum, wobei er sie mit sehr ernsthaftem Gesichte bepiſst, und dazu spricht: Lebet lange Zeit und seid glücklich mit einander! Möget ihr vor Ende des Jahres einen Sohn haben, der einst brav sei, ein guter Jäger und eure Freude werde! — Dieselbe Zeremonie findet bei Beerdigungen statt, mit dem Unterschiede, daſs nicht der Priester, sondern zwei der Aeltesten, der eine die Männer, der andere die Weiber besprengt. Bevor ein Jüngling unter die Männer aufgenommen wird, muſs er sich einer besondern Prüfung unterwerfen, wobei auf dem kleinen und groſsen Gungum (Blasinstrumenten) gespielt wird, wonach ihn ein Greis mit seinem Urin befeuchtet, und dazu spricht: Alle deine Handlungen, alle deine Reden seien künftighin des reifen Mannes würdig. Möge dein Glück deinen Wünschen entsprechen. Möge bald der Bart dein Kinn schmücken. Verunreinige dich nicht mit deiner Mutter, weil du sonst aus der Gesellschaft der Menschen verbannt werden müſstest.

Vor dieser Zeremonie darf der Jüngling nur mit den Weibern Umgang haben. Von ihnen wird er in den Gesetzen, den Gebräuchen, den Zeremonien und Traditionen der Nation unterrichtet. Um die Jünglinge hin und wieder zu ermuntern, werden sie von einem mit dem Heldenmantel geschmückten Krieger benäſst. Bei allen Gelegenheiten wird diese Befeuchtung mit einer heiligen Ehrfurcht empfangen, und sie machen sich mit ihren langen Nägeln Ritze in die Haut, um den Urin desto besser zu empfangen. Sie reiben sich sodann mit vieler Andacht damit und tragen die gröſste Sorgfalt, nicht einen Tropfen davon zu verlieren.

Sie glauben an ein höheres Wesen, und nennen es den Gott der Götter. Sie bringen ihm weder Geschenke noch Opfer dar, aber sie opfern dem Monde, den sie als eine untergeordnete Gottheit, als das sichtbare Bild des höchsten Wesens betrachten. Sie beten auſserdem noch eine Art von Schnecke an, deren Bauch und Rücken grün sind, mit rothen und weiſsen Flecken überdeckt. Sie hat Flügel und am Kopfe zwei Hörner. Sobald sie sie ersehen, setzen sie sich in Bewegung, sie tanzen, singen und treiben allerlei Possen. Glücklich der Sterbliche, auf den das Thier hinankriecht! Er wird nun selbst ein Gegenstand der Anbetung. Die Hottentotten glauben an die Unsterblichkeit der Seele, und sie sind überzeugt, daſs die Todten um ihre ehemaligen Wohnungen irren. Daher lassen sie in der Hütte des Verstorbenen alle Geräthe und Waffen, die ihm gehörten; aber sobald jemand im Stamme stirbt, verlassen sie den Ort ihres Aufenthalts und ziehen weiter.

Sie bieten einer Gottheit, die sie Tunquan nennen, die aus bloſser Laune ihnen verderblich wird, und die sie zu besänftigen suchen, Opfer dar. Was sie auch unternehmen mögen, so überlegen sie es zuvor lange Zeit, und fassen erst nach reiflicher Erwägung ihren Entschluſs. Sie tanzen und singen bei allen ihren Feierlichkeiten, ausgenommen bei den Hochzeiten. Die Vielweiberei, obgleich sie erlaubt wird, ist doch selten bei ihnen. Dagegen kann sich ein Mann von seinem Weibe trennen, und ein anderes nehmen. Der Ehebruch wird hart bestraft. Sie haben einige Traditionen, die sie mit vieler Sorgfalt aufbewahren. Nach denselben haben ihre ersten Aeltern das höchste Wesen beleidigt und sind von ihm verflucht worden, aber nicht allein sie, sondern auch ihre ganze Nachkommenschaft. Der Name des ersten Mannes war Noh, und der des ersten Weibes Hingnoh.

Häckerling.

Nachdem Bonaparte zum ersten Konsul ernannt worden war, behielt er noch ziemlich lange den vertrauten Umgang mit allen Denen bei, die früher mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatten. Späterhin bestimmte ihn jedoch die zu groſse Freiheit, welche mehrere von ihnen sich gegen ihn herausnahmen, die zu vergessen schienen, daſs er das Oberhaupt des Staates war, das Verhältniſs immer mehr zu beschränken. Der Schauspieler Dugazon gehörte zu dieser Zahl. Eines Tags, als die Gesellschaft zu St. Cloud versammelt war, glaubte der Konsul, daſs Jener seit einiger Zeit viel fetter geworden sei. Scherzend legte

er ihm die Hand auf den Bauch und sagte: Wie rund Sie werden, lieber Dugazon! — Noch lange nicht so rund als Sie, liebes Väterchen! erwiederte der Schauspieler und klopfte Bonaparte ebenfalls auf den Bauch. — Das liebe Väterchen antwortete nichts; aber Dugazon wurde von nun an nicht mehr zur Gesellschaft zugelassen.

Man weiß, wie Peter der Große manchmal seine Minister und Generale mit höchst eigener Hand durchzuprügeln pflegte. Auch Napoleon ahmte ihm darin nach, und mancher Marschall, Großoffizier und Staatsmann hat Rippenstöße, Ohrfeigen, und dergleichen Vertraulichkeiten von seiner kaiserlichen Hand erhalten, wodurch diese hohen Beamten zweifelsohne sich sehr gerührt fühlen mußten. Der Großrichter, Herzog von Mantua, hatte eines Tages die hohe Ehre, vom Kaiser sich den Rock ausklopfen zu lassen. Es hatte damit folgende Bewandtniß: Während dem Prozesse gegen Moreau hatte er den Befehl erhalten, zweimal täglich einen Bericht über alle Begebenheiten beim Gerichtshofe abzustatten. Um besser unterrichtet zu sein, hatte er mehrere Agenten im Saal angestellt, die ihn von Stunde zu Stunde von dem Fortgange der Debatten unterrichten mußten. Diese Agenten betrogen den Minister, der sodann seinen Gebieter betrog. Als Moreau seine Vertheidigungsrede hielt, erachtete sie der Minister für sehr zweckmäßig, dem Angeklagten mehr schaden als nützen zu können. Er befahl daher, sie sogleich zu drucken, und in Kurzem waren mehrere tausend Exemplare davon durch ganz Paris verstreut. Diese Maßregel wurde natürlich nicht als so zweckmäßig befunden, wie der Großrichter sie erachtet hatte, und Napoleon gerieth darüber in einen so großen Zorn, daß er den Minister zu sich kommen ließ, ihn mit Vorwürfen überhäufte, und als er sich entschuldigen wollte, ein Lineal ergriff, womit er ihn auf's nachdrücklichste züchtigte.

Am Fuße der Pyramide von Cheops redete Bonaparte folgende Sprache: Ewiger Ruhm sei Allah gebracht. Es gibt nur ein Gott und Mahomet ist sein Prophet. Das Brod, das der Böse raubt, wird in seinem Munde zu Staub. — Du hast, entgegnete ein Muphti, wie der gelehrteste aller Mullahs gesprochen. — Ich kann vom Himmel einen feurigen Wagen herabkommen lassen; und ihn über die Erde schleudern. — Du bist der größte Feldherr, dessen Arm die Gewalt Mahomeds bewaffnet. — Mit dieser Stärke der Geschicklichkeit beherrschte er die Menschen, und es war ihm vollkommen gleich, welcher Mittel er sich bedienen mußte, um zu diesem Zwecke zu gelangen.

Curiosa.

Eine Stimme aus der Wüste.

Der Papst Urban II. erließ während der Kreuzzüge eine Bulle, in welcher folgende Stelle vorkam: „Welches Menschen Stimme vermag es, je die Verfolgungen und die Martern zu erzählen, welche die Christen erdulden müssen. Die gottlose Wuth der Muselmänner schont weder Jungfrauen noch Greise. Die ersten sind...., die andern sind mit Ketten belastet worden. Die Kinder, aus ihrer Mütter Arme gerissen, vergessen jetzt bei den Barbaren den Namen des wahren Gottes. — Wehe, wehe über uns, meine Kinder und Brüder, die wir in diesen Tagen des Entsetzens gelebt, und unsern unglücklichen Brüdern im Orient nicht beigestanden haben. Leben wir denn in einem Jahrhundert der Entartung, um die Unterdrückung des Christenthums zu sehen, und ruhig zu bleiben, während es auf eine so furchtbare Weise befeindet wird! — O ihr Krieger, die ihr mich höret, und die ihr unaufhörlich nichtswürdige Vorwände aufzutreiben wisset, um Kriege zu führen; die Zeit ist jetzt da, jetzt endlich zeigt sich ein legitimer Krieg. Auf, ihr Fürsten! Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ — —

Luxus in China.

Wir finden in einem chinesischen Werke einige Andeutungen über den Luxus in jenem großen Lande, die vielleicht nicht ganz uninteressant sein dürften. Wir übersetzen sie wörtlich: „Nach der genauesten Berechnung hat man gefunden, daß die schöne Li-Kino, während der letzten zehn Jahre, die sie in der Hauptstadt zugebracht, eine Ausgabe von 44,800 Arbeitstagen gemacht hat, das heißt, daß sie die Summe für so viele Tagarbeiten ausgegeben, um nach ihrem Verlangen wohnen, sich kleiden, sich bedienen, sich vergnügen, und ihren Launen entsprechen zu können. Wie kann man abläugnen, daß das Betragen dieser Frau, zehn Jahre lang, eine offenbare Verletzung der Gesetze der Gerechtigkeit und ein Verbrechen gegen die Gesellschaft war? Wenn man, wie ich es gethan, die Zahl der Tagewerke, die auf solche Weise im ganzen Reiche verwendet werden, berechnet, so wird man darüber erschrecken. Ist es in der That den unveränderlichen Gesetzen der Gerechtigkeit und dem gesellschaftlichen Interessen nicht geradezu entgegengesetzt, welches übrigens auch die Gesetze des Staats sein mögen, daß derjenige, der sich durchaus mit keinerlei Arbeit beschäftigt, wodurch er der Gesellschaft nützlich sein könnte, im Vollmaße den Ueberfluß genieße, und Alles, was er besitzt, von denen erhalte, die sich unaufhörlich einer mühseligen und aller Welt nützlichen Arbeit überlassen müssen? Jede Erfindung, jedes System, das den Verbrauch der nothwendigen Gegenstände vermehrt,

um Ueberfluß zu schaffen, gereicht zum öffentlichen Verderben."

Der Lauf des Bluts.

Jeder Herzschlag dauert eine Sekunde, folglich schlägt das Herz 3600 Mal in einer Stunde und 86,400 Mal in einem Tage. Bei jedem Herzschlage springen aus der linken Höhlung zwei Unzen Blut, um in die große Pulsader zu fliessen. Weil also das Herz 3600 Mal in einer Stunde schlägt, gehen in derselben Zeit 7200 Unzen Blut aus ihm hervor. Da nun nach den Experienzien die ganze Blutmasse, welche in dem Körper eines ausgewachsenen Mannes befindlich ist, gewöhnlich nicht 80 Pfund übersteigt, so geht diese Blutmasse in einer Stunde 25 Mal durch das Herz. Um eine einzige Bewegung der Zusammenziehung zu bewerkstelligen, bedarf das Herz, das die wichtigste unserer Muskeln ist, einer Kraft von mehreren tausend Pfunden. Um z. B. das Blut in die Pulsader zu treiben, braucht das Herz eine Stärke von 100,000 Pfund, und um mit ausgestrecktem Arm ein Gewicht von 55 zu halten, hat man eine Kraft von 60,000 Pfund vonnöthen.

Der Klavierspieler auf dem Tische.

Ein sehr guter Fortepianospieler wurde, bedeutender Schulden wegen, in gefängliche Haft gebracht. Er begehrte und erhielt die Erlaubniß, seinen siebenjährigen Sohn zu sich zu nehmen. Um sich zu zerstreuen, gerieth er auf den Gedanken, den Knaben im Klavierspielen zu unterrichten. Da man ihm jedoch nicht zugestand, ein Instrument im Gefängnisse zu haben, zeichnete er die Tasten mit Kreide auf den Tisch und schrieb die Noten dazu. Das Kind, das früher noch nie eine Taste berührt, und auch sonst keinen Begriff von der Musik hatte, lernte auf diese Weise ziemlich leicht sowohl die Griffe, als auch die gesammte Theorie der Musik. Die Gefangenschaft des Vaters dauerte beinahe ein Jahr, und nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, ließ er seinen Sohn auf einem wirklichen Klavier spielen, was auch so gut gelang, daß nach einiger Uebung das Kind in einem Konzerte sich hören lassen konnte, wo es eine schwere und äusserst melodische Sonate, zur Verwunderung aller Anwesenden, mit der größten Fertigkeit und Sicherheit vortrug.

Litterarische und bibliographische Skizzen.

Voltaire bei Frau von Ségur.

„Meine Mutter war krank," erzählt der Graf von Ségur in seinen Erinnerungen, „Voltaire besuchte sie kurz nach seiner Ankunft zu Paris. Ich war ganz Aug, ganz Ohr, indem ich mich ihm näherte, wie wenn ich jeden Augenblick erwartete, daß ein Orakel aus seinem Munde sprechen werde. Aber es war weder die Zeit, noch der Ort, ein solches vernehmen zu lassen, und wenn er Apollo selbst gewesen wäre; denn er befand sich am Schmerzenlager einer Sterbenden, deren Anblick ihm nur traurige Gedanken einflößen konnte. Sie war nicht mehr im Stande, weder ihre Bewunderung zu äussern, noch fremde Tröstung anzunehmen. Demungeachtet schien sie die Natur überwinden zu wollen; ihre Augen gewannen einiges Feuer und ihre Stimme einige Stärke wieder.

„Voltaire suchte auf die zarteste Weise sie zu zerstreuen, und die Gegenwart durch die Erinnerungen der Vergangenheit ihr zu ersetzen. Er befragte sie nur leichthin über ihren Zustand, und sagte ihr, in wenig Worten, daß er mehrere Male auch so leidend, so erschöpft gewesen, wie sie, und durch denselben Muth, den sie beweise, über seine Uebel triumphirt und seine Gesundheit wiedergewonnen habe. Die Aerzte, sagte er, sind arm an Mirakel, aber die Natur ist reich an Wundern, vorzüglich für Diejenigen, denen sie das Lebensprinzip gegeben, das in Ihren Augen glänzt. — Er führte ihr sodann eine Menge Anekdoten von der Gesellschaft ins Gedächtniß, in der sie ehemals zusammengelebt hatten, und er that dies mit einer Geisteslebendigkeit, einer Frische des Gedächtnisses, einem Wechsel der Wendungen und einer Fülle von Scherzen, die sein Alter vergessen liessen, wenn seine Züge und Stimme uns nicht erinnert hätten, daß er achtzigjährig sei. Er konnte die Kranke nicht wiederherstellen; aber er belebte sie auf's neue. Sie schien einige Augenblicke weder ihre Schwäche noch ihre Schmerzen zu verspüren, und setzte die Unterhaltung mit großer Lebhaftigkeit fort.

„Einige Tage nachher besuchte sie Voltaire abermals. Sie fühlte sich etwas stärker, als gewöhnlich, und nahm einen thätigen Theil am Gespräche, während dem sie dem alten Philosophen mit Sanftmuth, aber nicht ohne Energie, die Beharrlichkeit vorwarf, mit der er, in seinen zahlreichen Werken, sich bestrebt hatte, die Kirche und ihre Mitglieder, ja selbst die Religion lächerlich zu machen, unter dem Vorwande, die alten Irrthümer, den abgeschmackten Aberglauben und den gefährlichen Fanatismus zu bekämpfen. — Sein Sie doch endlich großmüthig und gemäßigt nach dem Siege, sagte sie zu ihm. Was können Sie jetzt noch von solchen Gegnern fürchten? Sie haben die Fanatiker zu Boden geworfen. Sie können nicht mehr schaden, ihre Regierung ist vorüber. — „Sie irren sich," entgegnete er. „Es ist ein bedecktes, aber nicht erloschenes Feuer. Diese Fanatiker, diese Scheinheiligen sind wüthende Hunde. Man hat ihnen zwar

einen Maulkorb angehängt, aber sie bewahren nichts desto weniger ihre Zähne. Sie beißen jetzt freilich nicht mehr, aber bei der ersten Gelegenheit, und falls man ihnen die Zähne nicht ausbricht, werden sie sich ihrer zum größten Schaden der Menschheit wohl wieder zu bedienen wissen." Diese Aeusserung hatte etwas so Prophetisches und Erhabenes, daß wir Alle stumm blieben.

Südamerikanische Literatur.

El Indicador. — Der Andeuter. Ein Wochenblatt. Guatemala, 1825.

Zuerst ein Wort über den Namen der Stadt, wo diese Zeitschrift erscheint. Wir haben ihn bisher immer Guatimala geschrieben und ausgesprochen. Aber es kann wahrlich kein Druckfehler sein, daß in dem Blatte selbst dieser Name mehr als zwanzigtausendmal Guatemala (mit einem e, und nicht mit einem i) geschrieben ist. Die Einwohner müssen besser wissen, wie ihre Hauptstadt eigentlich heißt, als wir. — Jemand hat irgendwo einmal gesagt, daß die Albernheiten der Väter auf ihre Kinder forterben. Eine traurige Erfahrung hat oft diese Aeusserung bestätigt. Aber wenn man die Journale betrachtet, die jetzt in Amerika erscheinen, so bemerkt man mit Vergnügen, daß die Irrthümer der europäischen Regierung in der neuen Welt nach ihrem wahren Werthe gewürdigt werden. Ausser den Tagesneuigkeiten theilt der Indicador von Guademala auch wohldurchdachte und gutgeschriebene Aufsätze über verschiedene Zweige der gesellschaftlichen Oekonomie mit.

Englische Literatur.

A history of the protestant reformation in England. — Geschichte der protestantischen Reformation in England und in Irland. Von William Cobbet. London, 1825. 12.

Dies Werk ist eine strenge Zensur der protestantischen Reformation und eine Apologie des Katholizismus von einem protestantischen Schriftsteller. Er bekämpft die Angaben der „Seinigen", und widerlegt das, was sie gegen die römische Kirche ausgesagt haben. Zur Zeit der Reformation gab es in England und Irland 645 Klöster, 90 Kollegien, 110 geistliche Spitäler und 2374 freie Kapellen. Der König nahm das alles in Beschlag. Dergleichen Thatsachen sind freilich sehr betrübend für gewisse Menschen, die dadurch gewisse Vortheile einbüßen.

Italienische Literatur.

Giornale della nuova dottrina medica italiana. — Zeitschrift der neuen italienischen Medizinaldoktrine. Bologna, 1825. In 8.

Opuscoli della societa medico-chirurgica di Bologna. — Kleine Werke der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft zu Bologna. Bologne, 1824 und 1825. In 8.

Um die ganze Wichtigkeit der ersten Zeitschrift zu begreifen, muß man sich erinnern, daß der Professor Rasori zu Mailand seit dem Anfange dieses Jahrhunderts mehrere physiologische und therapeutische Propositionen bekannt gemacht hat, die im Widerspruche mit den bis dahin gültigen Ideen der damaligen Aerzte und Wundärzte waren, woraus eine medizinische Doktrine entstanden ist, die man zuerst unter dem Namen der Rasorischen oder der des Contrastimulus, und späterhin unter dem der „neuen italienischen Medizinaldoktrine" bezeichnete. Viele Aerzte haben ihre Grundsätze angenommen, und die obige Zeitschrift ist ihr Organ. Rasori hat bis jetzt nur wenig über seine Doktrine bekannt gemacht; aber der Professor Tommasini zu Bologna hat sie in einer großen Menge Schriften aufs wärmste vertheidigt. — Derselbe Professor ist auch einer der thätigsten und talentvollsten Mitarbeiter an den „kleinen Werken der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft zu Bologna." Die übrigen Mitarbeiter daran sind die ausgezeichneten Professoren Medici, Mondini, Orioli und Andere. Die vorliegenden Hefte enthalten eine Auswahl der in den Sitzungen der Gesellschaft gehaltenen Vorlesungen.

Französische Literatur.

Des garanties offertes aux capitaux et aux autres genres de propriétés. — Von den den Kapitalien und andern Arten des Eigenthums dargebotenen Garantien, durch das Verfahren der gesetzgebenden Kammern in den industriellen Unternehmungen und vorzüglich in der Bildung der Kanäle, und von dem Einflusse, den ein Kanal von Havre nach Paris auf den Wohlstand der handeltreibenden Städte Frankreichs haben kann. Von Carl Comte, Advokat. Paris, bei Delaforest. 1826. 116 S. in 8.

Der Verfasser, der sich als der Haupt-Redakteur des „europäischen Zensors" bekannt gemacht hat, ist einer der besten Publizisten in Frankreich. Der erste Zweck bei der Bekanntmachung des kleinen Werks, das aus seiner Feder hervorgegangen ist, bestand darin, zu Gunsten jener Gegenvorstellungen zu reklamiren, die im britischen Parlament so häufig sind. Er unter-

ſucht ſodann das Projekt, aus Paris einen Seehafen zu machen und durch einen Kanal die Schiffahrt, ſelbſt für die größten Schiffe, zu eröffnen. Er beweiſet durch die ſorgfältigſte Berechnung, daß Frankreich jetzt für den Transport zwiſchen Havre und Paris 4,400,000 Fr. ausgibt. Dieſe Ausgabe würde ſich aber nach der Ausführung des entworfenen Kanals auf 12,037,500 Fr. belaufen. Folglich würden die Unternehmer jährlich über 7 Millionen Franken einbüßen.

Le tems présent, ou Essai sur l'histoire de la civilisation au dix-neuvième siècle. — Die gegenwärtige Zeit, oder Verſuche über die Geſchichte der Zivilisation im neunzehnten Jahrhundert. Von Desmarais. Paris, bei Ponthieu. 1826. Ein Band in 8. von XXXII u. 238 S.

Eine getreue und vollſtändige Geſchichte der Zivilisation dieſes Jahrhunderts würde ein literariſches Werk ſein, wie noch keines exiſtirte. Der Verfaſſer würde die Früchte ſeiner eigenen Beobachtungen geben. Der geſellſchaftliche Zuſtand iſt zu allen Zeiten das Reſultat vorhergegangener Urſachen, an denen der Schreiber ſelber thätigen Antheil genommen haben muß, wenn er ſie recht begreifen und darſtellen will. Das vorliegende Werk enthält nur Verſuche von allem dem. Man bemerkt eine ſcharfe Beobachtung in ihnen, aber die Tiefe, die Reife, die Umſicht fehlen darin.

Gedankenſtriche.

Eben ſo wohl, als alte Irrthümer durch — neue Irrthümer verdrängt worden ſind, können ſie auch durch — Wahrheiten erſetzt werden; ein Fall, der — glücklicherweiſe ſchon mehrmals ſtattgefunden hat. Man hielt ehemals allgemein die Erde für — flach, was wenigſtens in einiger Betrachtung — wahr ſein mochte. Aber man bildete ſich zugleich auch ein, daß — die Sonne und das ganze Firmament ſich um die Erde drehe. Das war ziemlich anmaßlich und — dumm. Heutzutage vermeint noch mancher — kleine Große, daß Alles — ſeinetwegen da ſei, und daß er nur zu — winken habe, damit der ganze, oder halbe, oder viertel, oder achtel, oder ſechszehntel, oder zweiunddreißigſtel, oder vierundſechszigſtel — Erdball ihm geborchen müſſe. Solcher Glaube iſt — nicht in Iſrael. Die Alten glaubten, was wir — nicht mehr glauben, wie z. B. daß der Lorbeer den — Gewitterſtrahl abwende, und daß der — Nießwurz eine Menge kleiner Inſektchen ausdünſte, welche dem Riecher — Naſe und Gehirn zerſtechen. So ſind tauſend Irrthümer — entthront worden; aber nie eine einzige Wahrheit.

Ein Indianer begegnete einem — Braminen und fragte ihn: Wer trägt die Welt? — Unwiſſender Menſch! woraus biſt du — entſprungen? Aus einem — Elephanten. Wohlan, ein Elephant trägt die — Welt. Die ſtolze Philoſophie hat dich in — Unwiſſenheit gelaſſen, darum vernimm die — Wahrheit von mir, mit dem — erſten Worte. — Und der Andere bedankte ſich und glaubte, er — wiſſe nun was rechts.

In den politiſchen und — Handlungsangelegenheiten, ſo wie im — bürgerlichen Leben vermehrt ein — mäßiger Kredit die Kraft, dahingegen ein unmäßiger Gebrauch desſelben — ſchwächt. Er iſt wie der — Magnet, er iſt — wie die meiſten unſerer phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften. Sie nehmen zu, wenn man ſie — übt; aber ſie nutzen ſich ab, wenn — man ſie mißbraucht.

Man findet in der argen Welt oft gewiſſe — Leutchen, die mit vieler — Gutmüthigkeit eingeſtehen, daß ſie eine — Unwürdigkeit begangen haben, um ein Amt zu erhalten, und daß ſie nachher mancherlei — Ungerechtigkeiten ſich haben zu Schulden kommen laſſen, um — Vortheil davon zu ziehen. Das iſt eine Art — politiſcher Zynismus, der indeſſen einigermaßen — verächtlicher und verabſcheuungswürdiger iſt, als — der des armen, weiſen Narren Diogenes.

Unter der großen Menge gibt es eine — kleine Zahl von Menſchen, die für — Weiſe gehalten ſein wollen, die man aber kurzweg als — Narren betrachtet, und denen man Steine und Unrath auf den Pelz wirft. Sie werden verfolgt, weil — ſie nicht der Verworfenheit und dem Haſſe der Uebrigen ſich anneigen, oder ihren blinden — Enthuſiasmus nicht theilen wollen. Man hat ſelbſt mehrere von ihnen auf dem — Scheiterhaufen ſterben ſehen, weil man ſie zur — Bewunderung zwingen wollte, und ſie nur — würdigen konnten.

In allen Angelegenheiten, ſie mögen nun — ſo groß oder ſo klein ſein, als ſie wollen, iſt es durchaus nothwendig, daß man — irgend eine Parthie ergreift. Es iſt unbezweifelt am beſten, der — guten ſich anzuneigen, aber das iſt nur — eine ſekundäre Betrachtung. Das Eigene der — erbärmlichen Mittelmäßigkeit iſt, immer und überall, ſich — nicht entſcheiden zu können. So paradox nun auch der Satz ſcheinen mag, ſo iſt er nichts deſto weniger doch — ſehr wahr, daß man ſchon ein — guter Verwalter aus der alleinigen Urſache ſein könne, wenn man — nichts im Hinterhalte läßt, und man kann ein großer — Fürſt dadurch allein werden, wenn man ſagt: ich will — daß es alſo ſei! Aber das nec plus ultra der — Vortrefflichkeit beſteht nicht nur darin, ſich — ſchnell zu entſchlieſſen, ſondern auch — die beſte Parthie zu ergreifen und — ſie emporzuhalten.

Warum haben die Grundſätze einen ſo — geringen

Einfluß auf unser Betragen? — Weil eine ausserordentliche — Karakterstärke dazu gehört, immer und überall nach seinen Grundsätzen zu verfahren. Aber die Karakterstärke, oder vielmehr die — Festigkeit ist eine seltene Eigenschaft. Der große Haufe handelt nach seinem — Instinkt, oder nach dem des — Augenblicks, oder nach der — Gewohnheit, die der Instinkt aller Augenblicke ist. — —

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Alterthümer.

Die Nachgrabungen in der Casa delle pitture zu Pompeji haben seit dem 25. Februar 1825 viel Merkwürdiges entdecken lassen, unter welchem die Mosaikgegenstände und Malereien nicht die unbedeutendsten sind. Ausserdem hat man noch mehrere kleine Marmorstatuen gefunden. Folgende Mosaiken sind am besten erhalten: 1. Ein Mann mit einem blonden Bart, sitzend, eine Lanze in der linken Hand, halb bekleidet mit einem rothen Mantel und einem Rosaschleier. Der Mann reicht die rechte Hand einem vor ihm stehenden Frauenzimmer, das ihm ehrfurchtsvoll seine Linke reicht. Links im Vordergrunde ruhen drei Najaden oder Genien. In jedem der vier Winkel ist ein sitzender Löwe angebracht. Höhe des Ganzen 60 Zoll. 2. Ein Jüngling, leichtgekleidet, die Rechte ausstreckend, eine Lanze in der Linken, mit zornigem Gesicht. Ein Frauenzimmer steht in bittender Stellung vor ihm. Ein Greis sitzt zwischen Beiden. An seiner Seite zeigt sich ein Krieger. Weiterhin erblickt man einen Merkur und einen vollkommen bewaffneten Mann. Vier Soldaten stehen ganz im Hintergrunde. Höhe 60 Zoll. 3. Ein sitzender Mann, lesend. Ihm gegenüber sind zwei Frauen. Im Hintergrunde ein Apoll und zwei weibliche Gestalten. Höhe 48 Zoll und 40 Zoll Breite. 4. Ariadne auf dem Felsen von Naxos. Höhe 18 Zoll, Breite 16 Zoll. 5 und 6. Zwei geflügelte Amorin. 7. Venus und Amor, fischend. Höhe 18, Breite 16 Zoll. 8. Narziß und Amor, neben einer Quelle sitzend. 9. Ein Mann raubt ein Frauenzimmer. 10. Die Flucht der Helena. 11. Die Entführung der Europa. — Auch in der Casa del poeta tragico zu Pompeji wurden im April einige Freskogemälde entdeckt, von denen eins von 35 Zoll Höhe und 28 Zoll Breite wirklich bewunderungswürdig war. Es stellt das Opfer der Iphigenia vor. Späterhin hat man in demselben Hause noch drei andere Freskogemälde von großer Schönheit entdeckt. Auf dem ersten, bei'm Eintritt rechts, sieht man Leda, Jupiter, Helena und Pollux, Tyndar und Kastor. Auf dem zweiten, der Thür gegenüber, ist Ariadne fast nackt, schlafend auf einem rothen Mantel, am Ufer des Meers. Seitwärts erblickt man Theseus Schiff. Er selbst schreitet ihm zu, von der Pallas beschützt. Auf dem dritten, vom Eingange links, zeigen sich Venus und Adonis, beide fast nackt. Dies Gemälde ist das schönste von allen.

— Nach einer in No. 1 des Jahrgangs 1826 der „astronomischen Korrespondenz“ des Freiherrn von Zach eingerückten Note von Don Navarrete, über die Dampfschiffe, scheint es, daß bereits im J. 1543 ein gewisser Blasco de Garay Kaiser Karl V den Vorschlag machte, eine Maschine zu erbauen, um die Schiffe ohne Segel und Ruder fortzubewegen. Ein Versuch fand am 17. Juni 1543 im Hafen von Barcellona statt und gelang vollkommen. Garay wollte seine Erfindung nicht ganz mittheilen; indessen bemerkte man doch, daß sie aus einem Kessel, mit kochendem Wasser angefüllt, und zwei Rädern bestand, die an beiden Seiten des Schiffes befestigt waren. Der Schatzmeister Ravago, der dieser Erfindung abhold war, that alles Mögliche, sie in ein ungünstiges Licht zu stellen, was ihm auch so wohl gelang, daß sie wieder aufgegeben und seitdem vollkommen vergessen wurde.

— Die Gesammtmasse aller auf der ganzen Erde zerstreuten Juden beläuft sich auf 3,166,603 Seelen. Davon sind in Baiern 53,402; in Sachsen 1300; in Hannover 6100; in Würtemberg 9068; in Baden 16,930; in Kurhessen 5170; in Rheinhessen 14,982; in den kleinen deutschen Staaten 18,248; in Frankfurt a. M. 5200; in Lübeck 400; in Hamburg 8000; in den österreichischen Staaten 453,545; in Preußen 134,980; in Polen 232,000; in Rußland 426,908; in Großbritannien 12,000; in den Niederlanden 80,000; in Frankreich 60,000; in Schweden 450; in Dänemark 6000; in der Schweiz 1970; in Italien 36,900; auf den jonischen Inseln 7000; in Krakau 7300; in der europäischen Türkei 321,000; in Asien 138,000; in Afrika 504,000 (wovon 300,000 in Marokko); in Amerika 5700; in Australien 50. Es gibt in Portugall und Spanien keine Juden mehr, und in Norwegen fand man sie nie.

— Sichern Mittheilungen zufolge belief sich die Bevölkerung der 27 Eparchien des Peloponnes im Frühling 1825 auf 700,000 Seelen. Ein Zwölftheil des ganzen Grundeigenthums gehörte dem Staat und bestand in Wäldern, Oelpflanzungen, Salzwerken, Fischereien, öffentlichen Bädern, Gärten und Landhäusern. Die Einnahme der Regierung belief sich 1824 von Morea auf fünf Millionen Franken, ohne dabei die Nationalgüter zu berühren. Das nördliche Griechenland wird in 26 Eparchien getheilt und enthält 800,000 Einwohner. Der Krieg hat in diesem Theile unaufhörlich gewüthet, und die Regierung hat deshalb nur 2½ Million Franken daraus beziehen können. Der Archipel und die übrigen Theile Griechenlands bieten eine Bevölkerungsmasse von 300,000 Seelen dar, die eine Million an die Regierung bezahlt und mehr als 800 bewaffnete Schiffe unterhalten hat. Folglich belief sich das Einkommen Griechenlands von den befreiten Theilen im Jahr 1824 auf 8½ Million Franken. Die öffentliche Schuld betrug zu Ende desselben Jahres fünf Millionen spanische Piaster, oder 25 Millionen Franken, die durch einige Friedensjahre getilgt werden kann. Blaquière versichert, daß nur der Verkauf der Oelbaumpflanzungen mehr als 250 Millionen Franken abwerfen würde.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No 30. Dritter Jahrgang 1826. 26. Juli.

Die neuen Entdeckungen in Afrika, in den Jahren 1823 und 1824.

Von dem Major Denham, dem Kapitän Clapperton, von der königlichen Marine, und dem verstorbenen Doktor Oudney, auf einer Reise durch die große Wüste, bis zum zehnten Grade nördlicher Breite, nach Kuka, in das Land Bornu, bis nach Sakatu, der Hauptstadt des Sudanreichs. London, 1826.

Dies Werk ist ohne Widerrede das wichtigste von allen in den neuesten Zeiten über Afrika erschienenen. Wir stehen selbst nicht an, es über die Erzählung der glänzenden Entdeckungen Mungo Parks zu stellen, die einen so großen und verdienten Enthusiasmus erregten. Unsere unerschrockenen Reisenden haben sich nicht allein mit geographischen Nachforschungen begnügt, obgleich sie ungeheure Leeren auszufüllen, zahlreiche Karteniirthümer zu berichtigen, und die eigentlichen Plätze einer Menge Namen und Orte zu bestimmen hatten. Andere nicht minder wichtige Gegenstände haben gleichfalls ihre Aufmerksamkeit angezogen. Sie haben den moralischen Zustand und die Zivilisationsstufe der afrikanischen Nationen an den Orten beobachtet, wo der Einfluß des Handels und die Nähe Europa's noch nicht fühlbar geworden, wo furchtbare Wüsteneien auf der einen, und hohe, von unwirthlichen Horden bewohnte Gebirge auf der andern Seite sie von der übrigen Welt gänzlich abscheiden. Der Tod hat der Expedition eins ihrer nützlichsten Mitglieder geraubt. Die Naturgeschichte wird daher nicht die kostbaren Eroberungen machen, welche man erhofft hatte; aber was dieser Zweig der Wissenschaften verloren hat, findet sich für die große Masse der Leser durch anziehendere und allgemein interessantere Gegenstände ersetzt.

Wir finden zuerst eine Beschreibung der Reise von Murzuck nach Graat oder Ghaat, einer Stadt der Tuariken, von dem Doktor Oudney. Sodann eine Reise nach Bornu, durch die Wüste; die Darstellung verschiedener Expeditionen nach Süden und Osten, von dem Major Denham, und eine Exkursion durch den Süden, bis zur Hauptstadt der Fellaten, von dem Kapitän Clapperton. Eine Beilage enthält die Briefe des Scheik von Bornu und des Sultan Bello; eine sehr merkwürdige Denkschrift dieses letztern über die Geographie des von seinem Vater eroberten Landes, nebst einer von dem Sultan selbst gezeichneten Karte; Notizen über die Naturgeschichte dieser Gegenden; Thermometerbeobachtungen; Wörterbücher u. s. w.; und endlich, um über alle diese Gegenstände ein noch größeres Licht zu verbreiten, eine große Menge Zeichnungen, deren Gegenstände geschickt ausgewählt und die sehr gut ausgeführt worden sind.

Nach dem Tode Ritchies zu Murzuck und nach der Rückkehr des Kapitän Lyon faßte Graf Bathurst, nach der ihm von dem englischen Konsul zu Tripoli gegebenen Versicherung, daß der Weg von dieser Stadt bis zum Lande Bornu so frei und sicher sei, als die Straße von London nach Edinburg, den Entschluß, sogleich eine zweite Mission abzusenden, um diese unglücklichen Gegenden auszubeuten, die den Ketten der

Sklaverei jährlich Tausende von Menschen überliefern, deren Schicksal noch bei weitem trauriger ist, als das der christlichen Sklaven in Afrika, weil es hoffnungslos ist.

Der Doktor Oudney, Wundarzt von der königl. Marine, sollte nach Bornu gehen, um dort als britischer Konsul zu bleiben. Er wurde bevollmächtigt, den Lieutenant Clapperton, der seitdem zum Kapitän ernannt worden ist, mit sich zu nehmen. Der Lieutenant (jetzt Major) Denham erbot sich, als Freiwilliger die Reise von Tripoli nach Tombuktu auf einem nur wenig von dem Wege, welchen gegenwärtig der Major Laing verfolgt, abweichenden zu machen. Dieser Entwurf entsprach ganz den Ansichten des Grafen Bathurst, und da Denham seine Nachforschungen auch östlich und westlich von Bornu ausdehnen sollte, so wurde er der Expedition beigegeben.

Der ziemlich lange Aufenthalt, den die Reisenden nicht vermeiden konnten zu Tripoli zu machen, war ihnen im höchsten Grade zuwider. Der alte Pascha, der sich immer sehr geneigt erwiesen hatte, den Wünschen der britischen Regierung zu entsprechen, und über den der englische Konsul Warrington einen großen Einfluß ausübte, vermochte dennoch nicht die Langsamkeit der Araber zu besiegen, die sich nie besonders beeilen, wenn sie sich auf eine lange Reise vorbereiten sollen. Der Pascha und seine Unterthanen haben eine so große Ehrfurcht und Nachgiebigkeit für die britische Flagge, daß die Wohnung des Konsuls als ein Heiligthum betrachtet wird, in welches oft Verbrecher, und selbst Mörder, sich flüchten. Es vergeht selten ein Tag, wo nicht ein Jude oder ein unglücklicher Sklav sich in den Hof des Konsulats stürzt, um der Bastonnade zu entgehen. Die Reisenden sahen einst einen Verurtheilten, den man an den Ort schleifte, wo er hingerichtet werden sollte. Da ging der kleine Sohn des Doktor Dickson mit einem Bedienten vorüber. Es gelang dem Verbrecher sich loszureissen. Er ergriff das Kind, hob es auf seine Schulter und begab sich mit demselben wie im Triumph nach dem Konsulat, wo er den Schutz der britischen Flagge anrief.

Man mußte gleichfalls einige Zeit zu Murzuck verweilen, und Oudney und Clapperton benutzten diese Zeit, um einen Ausflug gegen Westen bis nach Ghaat, einer Grenzstadt der Tuariken, jener Nation, die Hornemann so besonders gerühmt hat, und die er als die interessanteste in ganz Afrika betrachtet, zu machen. Er spricht auch von ihrer Macht; aber ihre Volksmenge kann eben nicht sehr beträchtlich sein, obgleich sie sich sehr weit gegen Nordafrika erstrecken und mit den Tibbuen die ungeheuern Ebenen von Sahara theilet. Die Tibbuen, ein armes, friedliches Nomadenvolk von gemischter äthiopischer Race, bewohnt östlich einen Landstrich, in welchem man Brunnen und einiges feuchtes Erdreich findet. Die Tuariken leben westlich, mitten in jener ausgetrockneten und so fürchterlich unfruchtbaren Zone, die sich in ihrer Länge vom Nilthal bis zum atlantischen Ozean, auf eine Breite von mehr als 1200 englischen Meilen, zwischen Tripoli und der Grenze des Sudan erstreckt. Dies kriegerische Volk ist für die es umringenden Stämme ein höchst unangenehmer Nachbar. Es dehnt manchmal seine Streifereien bis an die Grenzen von Bornu und des Sudan aus, und schont die Tibbuen nicht, die kein Mittel kennen, ihren beständigen Angriffen zu entgehen.

Die Hautfarbe ist unter den Tuariken sehr verschieden. Einige sind fast ganz schwarz, Andere beinahe ganz weiß. Sie scheinen einen großen Werth auf ihre Hautfarbe zu legen, von welcher Schattirung sie auch immerhin sein mag; denn sie bewahren sie mit der äussersten Sorgfalt gegen die Einwirkungen des Klima. Ihre Kleider bedecken sie vom Kopf bis zu den Füßen, und sie verhüllen sich das Gesicht bis unter die Augen mit einem schwarzen oder bunten Tuche. Sie haben den Islamismus nicht angenommen, obgleich sie einige Zeremonien desselben beobachten. Ihre Sprache ist nicht arabisch, und scheint sich vielmehr derjenigen der Breberen oder Berberen zu nähern, deren Spuren Marsden und einige andere gelehrte Reisende von der Oasis von Siuah bis an den Fuß des Atlasgebirgs, d. h. im ganzen nördlichen Afrika, verfolgt haben. Marsden hält dafür, daß diese Sprache die aller zwischen Aegypten und dem Ozean wohnenden Nationen vor den Nationen der Muselmänner gewesen sein kann, und er fügt hinzu, daß die zahlreichen und merkwürdigen Gleichförmigkeiten mit den morgenländischen Sprachen sie als einen der Dialekte der alten punischen Sprache zu bezeichnen scheinen. Langlès ist derselben Meinung.

Dieser Gegenstand wichtiger Nachforschungen und Zusammenstellungen der europäischen Gelehrten ist einem gelehrten Afrikaner, dem umsichtigen Bello, Sultan der Fellaten, nicht entgangen. Wir theilen mit, was er in seiner „geographischen Denkschrift“, von der Clapperton während seines Aufenthalts zu Sackatu einen Auszug sich verschafft hat, darüber sagt:

„Während Afrikus in Yemen herrschte und die Berberen Gebieter von Syrien waren, riefen die Völker dieser letzten Gegend, unter dem gottlosen und tirannischen Joche ihrer Unterdrücker fast erliegend, den König von Yemen zu Hilfe, und erkannten ihn als ihren rechtmäßigen Fürsten an. Demzufolge zog Afrikus gegen die Berberen aus, bezwang und schlug sie,

und vertilgte sie fast sämmtlich von der Erde, mit Ausnahme der Kinder, die er nach Yemen führen ließ, um sie dort als Sklaven oder in seinen Armeen zu gebrauchen. Lange nach dem Tode dieses Monarchen standen die Nachkommen der barbarischen Gefangenen gegen Hemira auf, der damals Yemen beherrschte, und der sie aus seinen Staaten vertrieb. Sie begaben sich in einen Theil Abyssiniens, und von dort nach Kanum, wo sie sich als Fremdlinge unter der Regierung der Teuariken, eines Stammes von demselben Ursprunge niederliessen, und wo sie Amakitanen genannt wurden."

An einer andern Stelle sagt der Sultan: „Die Teuariken sind ein Ueberrest der Berberen, die sich ehemals im Norden Afrika's verbreiteten und ihn eroberten. Einige lassen sie von Abraham abstammen, Andere halten dafür, daß sie vom Stamme Gog und Magog seien."

Der Doktor Oudney hat ein Alphabet der Tuarikensprache zusammengebracht. Einige der darin befindlichen Buchstaben haben eine große Aehnlichkeit mit den alten Formen der griechischen Buchstaben. Sie können ihren Ursprung in Syrien genommen haben. Da aber Oudney nicht ein Wort dieser Sprache anführt, und da Lyon das Wörterbuch, das er früher versprochen hatte, noch nicht hat erscheinen lassen, so sind wir darüber noch in einer vollkommenen Unwissenheit. Wir wollen hoffen, daß Laing wenigstens seinen langen Aufenthalt im Lande der Teuariken benuht haben wird, diese Lücke auszufüllen. Es ist keine eitle Neugier, die Sprache dieses Volks kennen zu lernen, weil man entweder aus ihr, oder aus den Schriften, die sie aufbewahrt haben kann, ergründen dürfte, „ob es nicht vielleicht von denen von Tyr abstammt, welche von der Begründerin Karthago's nach Afrika geführt wurden."

Nach unerträglichen Zögerungen verließ die Karawane endlich Murzuck am 9. November 1823. Unsere Reisenden hatten eine Wüste von achthundert englischen Meilen in der Breite vor sich, die vor ihnen noch kein Europäer, wo nicht Hornemann, betreten hatte. Sie brauchten sechsundsechszig Tage, um diese Einöde zu durchreisen, so daß jede Tagreise ungefähr zwölf Meilen, mit Inbegriff der häufigen Ruhetage, betragen mochte. Gegen die Langeweile dieser traurigen und beschwerlichen Reise hatte man keine andere Zerstreuung, als die lärmenden Zänkereien der Araber der Eskorte, ihre Anfälle von Lustigkeit, ihre Gesänge und ihre Erzählungen. „Die Gesänge der Araber", sagt Denham, „sprechen das Herz an und bewegen es. Ich habe mehrere Araber im Kreise um einen Sänger gesehen. Sie betrachteten ihn unverwandt mit der größten Aufmerksamkeit, und bald brachen sie in ein schallendes Gelächter aus, bald zerflossen sie in Thränen, bald klatschten sie mit den Händen und bezeugten ihm den lebhaftesten Enthusiasmus."

Die Erde bedeckte sich endlich nach und nach und fast unmerklich mit einem Anschein von Vegetation. Als die Karawane zu Lari angekommen war, bemerkte sie den großen Tsadsee. „Mein Herz schlug hoch auf bei diesem Anblick," sagt der Major: „der See, den ich vor den Augen hatte, schien mir ein offenes und günstiges Feld für unsere Nachforschungen zu eröffnen." Das Volk von Kanem oder Kanembu bewohnt Lari. Die Weiber sind zuvorkommende und fröhliche Negerinnen und durchaus nackt. Man konnte nicht umhin, das Gestade des Tsadsees zu besuchen.

„Mit Sonnenaufgang", erzählt Denham, „war ich am Ufer des Sees, bewaffnet, um Tod und Schrekken unter die zahlreichen Vögelheerden zu verbreiten, die, meinen Vorsatz nicht ahnend, sich in ungeheurer Menge vereinigt zu haben schienen, um unsere Ankunft zu feiern. Auf einen halben Pistolenschuß Entfernung sah ich Hunderte von Gänsen und Enten, mit dem schönsten Gefieder bedeckt, die ganz ruhig ihre Nahrung suchten. Ich bin eben kein Jäger von Profession, und folglich nicht ohne Mitleiden (denn ich vermuthe, daß das Eine mit dem Andern unumgänglich verbunden ist), und mein Entschluß, diesen friedlichen Heerden den Krieg zu erklären, wurde nicht wenig erschüttert. Schritt ich vorwärts mitten unter die dicht zusammengedrängten Haufen, so wichen sie nur rechts und links auf einige Schritte aus, ohne irgend eine feindselige Absicht zu vermuthen. Dies Schauspiel war so neu für mich, daß ich mich hinsetzte, um es mit Muße betrachten zu können. Ich machte mir ein Gewissen daraus, das Vertrauen zu hintergehen, das diese friedlichen Thiere mir bewiesen. Pelikane, Kraniche, vier bis fünf Fuß hoch, grau, weiß und von untermischten Farben, kamen mir bis auf einige Klafter nahe. Vögel, die wie Schnepfen aussahen, aber die etwas größer waren, als diese, Spateln von hohem Wuchs, Regenvögel mit gelben Beinen, und andere Gattungen, die mir durchaus unbekannt waren, und die vielleicht noch in allen Sammlungen fehlen, spielten dicht vor mir auf den Fluthen. Ich mußte mir Gewalt anthun, durch einen Flintenschuß die glückliche Ruhe dieser Bewohner des Sees zu stören."

Seitwärts vom See ist das Land mit Waldung überdeckt. Die Reisenden kamen endlich zu Kucka, der Residenz des Scheik von Bornu, an. Denham theilt uns darüber Folgendes mit:

„Ich befand mich in geringer Entfernung von Buh-Kalum (dem Anführer der Eskorte). Die Araber waren sämmtlich zu Pferde und in ihren Staatskleidern. Der Wald war so dicht, daß ich sie bald aus

image
not
available

image
not
available

bringen, wie dienlich ist dies für ihn selbst sowohl, als auch für den Besteller!

Daß dem Handwerker das Zeichnen, mit wenigen Ausnahmen, unentbehrlich sei, ergibt sich schon aus dem immer mehr anerkannten Bedürfniß guter Zeichnungslehrer bei den öffentlichen Anstalten; auch für diese scheint mir die Beihilfe vorzüglicher Künstler wesentlich wichtig zu sein. So wie der Geschmack durch guten Zeichnungsunterricht gebildet wird, und die Fertigkeit im Zeichnen der Arbeit des Handwerkers erst den wahren Werth gibt und dieselbe ihm erleichtert; eben so verderblich kann der Zeichnungsunterricht durch zweckwidrige Methode, durch geschmacklose Vorlegeblätter u. s. w. dem Handwerker werden. Unser schätzbares Mitglied, Herr Leopold von Hofwyl, hat durch seine bekannt gemachte Anleitung zum Zeichnungsunterricht für öffentliche Anstalten sich wahrhaft verdient gemacht. Möge er, vereint mit einigen dafür eben so geeigneten Mitgliedern unserer Gesellschaft, diesem wichtigen Gegenstand sich ferner widmen! Was er die naturgemäße Art des Zeichnungsunterrichts nennt, indem er Winke dafür ertheilt, ist einer fernern Prüfung und Bearbeitung höchst würdig.

Bei der Menge von gestochenen und lithographirten Vorlegeblättern ist eine sorgfältige Auswahl für den Handwerker dringendes Bedürfniß; eine große Anzahl derselben ist zweckwidrig, Vieles fehlerhaft in der Zeichnung und noch öfter geschmacklos. Ob Naturgegenstände zweckmäßiger zum Zeichnungsunterrichte dienen, als gute Vorlegeblätter, wage ich nicht unbedingt zu behaupten; immerhin scheint mir, wenn durch letztere einmal Aug' und Hand auch nur etwas geübt sind, mag es, zumal für Handwerker, höchst dienlich sein, bald Naturkörper nachfolgen zu lassen; denn der Zweck ist ja eben, daß er lerne, solche, sei es nur aus der Phantasie, oder nach dem Leben, in bestimmten und richtigen Linien darzustellen und mit einfacher Schattengebung zu runden. Er kann nicht früh genug gewöhnt werden, auf die Gesammtform des Ganzen sein Augenmerk zu richten und den Umriß nicht als bloßen Strich nachzumalen, sondern in ihm jederzeit die Umgrenzung einer bestimmten Form zu fühlen. Das zu viele Tuschen und Schraffiren aber ist für den künftigen Handwerker vollends unnützer Zeitverlust, so wie zu seinem Bedürfniß landschaftliche Vorlagen gewiß zweckwidrig sind, weil bei den Formen der Berge, der Bäume, der Blumen, zu viel Willkührliches sich findet, und die Fehler nicht so schnell ins Auge fallen, wie bei den scharf bedingten Formen, besonders der menschlichen Figur. Da aber diese mehr als Uebungsmittel für Aug' und Hand, und nicht als Studium, beim Handwerker nothwendig ist, so scheinen mir dann einfach schöne Formen von Gefäßen, architektonische Verzierungen und geschmackvolle großartige Ornamente von kernhaftem Laubwerk ganz besonders geeignet, um beim Handwerker Gefühl für Ebenmaaß, für Schwung und Schönheit der Form zu wecken, vielleicht selbst das Erfindungsvermögen zu entwickeln, und überhaupt seinen Geschmack zu bilden. Wo die Anzahl der Schüler nicht groß wäre, müßte es für dieselben höchst fördernd sein, den Lehrer einzelne obengenannte Gegenstände groß mit Kreide auf der schwarzen Tafel entwerfen zu sehen, und das Gezeichnete in demselben Format durch die Schüler dann nachahmen zu lassen. Auf solche allgemeine Vorübungen hin möchten dann erst endlich jedem Lehrling Abbildungen wohlgewählter Musterstücke seines eigenen Handwerks zum Nachzeichnen mit Erfolg geteicht werden. Ich beschränke mich dermalen in diesen fragmentarischen Bemerkungen bloß auf die freie Handzeichnung. Mag auch bei den meisten Handwerken die geometrische und architektonische Zeichnung eben so sehr, ja vorzüglich Bedürfniß sein, so ist die Vorübung in jenen auch für solche von großem Nutzen; nur ist zu wünschen, daß die Art des Unterrichts so sei, daß alles Geschmacklose, Kleinliche streng vermieden, und ohne zwecklose Zeitvergeudung auf den eigentlichen Zweck hin gearbeitet werde.

Aber der allgemeiner gewordene Unterricht im Zeichnen hat indessen in neuester Zeit öfter, dem guten Endzweck zuwider, eine nachtheilige Folge, deren, wenn auch nur in Kürze, zu erwähnen mir zeitgemäß scheint. Sobald nämlich ein Knabe durch Neigung und Fleiß im Zeichnen so weit fortschreitet, daß er sein Vorlageblatt reinlich und gefällig, aber am Ende doch sklavisch kopirt; so entsteht bei ihm selbst, und öfter noch bei Aeltern oder wohlmeinenden Gönnern, ja selbst bei Lehrern, die unzeitige Ueberschätzung seiner Anlagen, und er wird zum Künstler bestimmt, ehe eine ächte Spur eigenthümlichen Kunsttalents sich bei ihm entwickelte. Jene Spuren sind beim Knaben oft weit eher auf seinen Sudelblättern und den ihn umgebenden Wänden, oder Tischen, und in Schulbüchern, als in seinen eigentlichen Lektions-Zeichnungen zu finden; wenn er nämlich unaufgefordert versucht, allerlei ihn umgebende Gegenstände der Natur, wenn auch noch so kindisch, doch mit einigem Karakter und mit Lebendigkeit, nachzuahmen, oder Geschichten, die er gelesen, Szenen, die er auf der Gasse, oder wo es sei, gesehen, wenn auch noch so komisch, doch einige Anzeige von Phantasie verrathend, aus eigenem Antrieb zu entwerfen versucht. Das Talent fleißiger, reinlicher und richtiger Nachahmung kann ihm bei so manchem Gewerb oder Handwerk zu großem Vortheil gereichen; aber zum Künstler ist er dadurch noch lange nicht geeignet: denn nicht nur der

eigentlich poetiſche Erfinder, auch der nachahmende Künſtler, der vorzügliche Kupferſtecher, der treffliche Portrait- oder Proſpektmaler bedürfen höhern Künſtlerſinn, und mehr als bloßes Kopiſtentalent. Durch jene unzeitige Ueberſchätzung aber wird der nämliche Jüngling, der ein trefflicher Handwerker geworden wäre, zu einem unglücklichen Halbkünſtler verdorben.

Die wenige Aufmunterung für ernſtere höhere Kunſt, die immer ſeltener werdende Gelegenheit, zumal für öffentliche Kunſtwerke, in unſerm Vaterland, und die dadurch entſtandene, beſonders auf reiſende Ausländer berechnete, faſt etwas allzumerkantiliſche Richtung ſchweizeriſcher Kunſt führt ja ohnedies leider ſchon genug dahin, daß eine Menge Knaben ohne alle Vorkenntniß und Kunſtbildung des Broterwerbs wegen aus Noth allzufrüh ſchon an das Koloriren, Lithographiren, Aquatinta-Arbeiten u. dergl. gebunden bleiben; und wenn nicht, was zwar bei Mehreren auf rühmliche Weiſe der Fall war, ein inwohnender Genius ſich ſelbſt durchkämpft, ſelten nur als gute Kopiſten, aber meiſtens eben als ſolche unglückliche und entbehrliche Halbkünſtler hervorgehen. Sollte nicht dieſe Kopiſtenarbeit, beſonders das Koloriren, füglicher, wie es auch an einigen Orten wirklich geſchieht, von weiblichen Händen verfertigt werden können, ſtatt daß ſo oft taugliche Jünglinge dadurch dem Handwerksſtand und andern Gewerbſchaften entzogen werden?

Mag es daher nicht ein Wort zu ſeiner Zeit ſein, wenn ich den Wunſch äuſſere, daß bei der Auswahl oder der Beſtimmung einer Berufsart denjenigen Jünglingen, welche in vorzüglichem Grad die Fertigkeit im Zeichnen beſitzen, dennoch nur höchſt ſelten der Rath ertheilt werde, ſich ausſchlieſſend der Kunſt zu widmen, wenn nicht eigentliches Talent für höhere Kunſt entſchieden in ſeinen Verſuchen und Arbeiten ſich bereits ausſpricht; ſondern daß für denſelben eine der ſo vielerlei Berufs- und Erwerbsarten ausgewählt werden möge, bei denen das Zeichnen ein weſentlicher Bedürfniß und Hilfsmittel iſt? Das wirkliche Talent wird darum nie zurückgedrängt werden. Beiſpiele älterer und neuerer Zeit leiſten hinlängliche Bürgſchaft, daß gerade durch Schwierigkeiten das wahre Talent eher entwickelt, als zurückgeſchreckt wird.

Möchten dieſe Bemerkungen die Folge haben, daß von ſachkundigen Männern dieſe Gegenſtände näher geprüft und wohlthätig angewandt werden! Möchte in unſerm Vaterlande der Handwerker ſich immer mehr in ſeinem Fache zum Künſtler erheben, und dadurch unſere Induſtrie an Werth und Ausdehnung weſentlich gewinnen! Möchte hingegen unſere ſchweizeriſche Kunſt nie zum bloßen Handwerk herabſinken, ſondern, ſo viel immer die Lokal- und Zeitumſtände geſtatten dieſelbe ſowohl als unſer ſchweizeriſche Kunſthandel, einer edeln Richtung entgegenſtreben, und ſo durch eigenes Bemühen ſich immer mehr Aufmunterung verdienen und gewiß auch erlangen! Denn wahr bleibt, und die Kunſtgeſchichte beweiſt es, — das Kunſtintereſſe und der Kunſtgeſchmack, beide hängen vom Künſtler weſentlich ſelbſt ab; er kann für kurze Zeit jenes erkalten machen, dieſen verderben; aber auch gerade er kann und muß durch Wiederbetretung der beſſern Bahn, durch wahrhaft ſchöne, gemüth- und gehaltvolle Produktionen, den Sinn für das Kleinlichte, Fade und Manierirte verdrängen, und das Gefühl für das Ernſtere, wahrhaft Treffliche und Schöne wiederbeleben, welches am Ende doch tief im menſchlichen Gemüthe wohnt, und ſo gern in das Leben wiederkehrt.

Tagebuch eines engliſchen Kriegsgefangenen, Augenzeugen der in den erſten vier Monaten des Jahres 1814 zu Paris ſtattgefundenen Begebenheiten.

(Fortſetzung.)

Februar.

Im Anfang des Monats wurden die gewöhnlichen Zeitungszenſoren in den gegenwärtigen Umſtänden nicht mehr für ſicher und ergeben genug gehalten, und man ernannte eine Kommiſſion von fünf Perſonen, unter denen ſich Desrenaudes, Tiſot und Pellene befanden. Jedes Mitglied erhielt einen monatlichen Gehalt von 1000 Franken, wofür ſie die Artikel redigiren mußten, die ganz geeignet erachtet wurden, den Geiſt des Publikums in der gegenwärtigen Kriſis aufzuregen. Die Heuchelei des Patriotismus war auch früher einer der karakteriſtiſchen Züge der franzöſiſchen Revolution geweſen.

Der General Hullin, Oberbefehlshaber von Paris und der erſten Militärdiviſion, die ſeit dem Eindringen der Verbündeten in Frankreich eine ſo große Entmuthigung gezeigt hatte, wollte, da er überzeugt war, daß die kaiſerliche Regierung ſich ihrem Ende nähere, die Bewaffnung der Nationalgarde nicht zugeben, und er hatte deshalb mit vieler Sorgfalt alle Gewehre einſammeln laſſen, die man in den Wohnungen der Bürger ſich verſchaffen konnte. In anderweitiger Hinſicht war dieſe Maasregel lobenswerth, denn die Armee bedurfte derſelben, weil die Verluſte der beiden letzten Feldzüge ungeheuer geweſen waren. Der Marſchall Moncey, Generalmajor der Nationalgarde, ließ den General Hullin zu ſich kommen, und befahl ihm, die zuſammengebrachten Gewehre unter die Nationalgarde

zu vertheilen; aber dieſe Weiſung blieb ohne Erfolg, ſo daß bis in den letzten Zeiten dieſe nur mit Jagdflinten bewaffnet war.

Der Fürſt Talleyrand hatte die Gewohnheit, jeden Abend Geſellſchaft bei ſich zu haben. Mehrere Perſonen fanden ſich bei ihm ein, um Whiſt zu ſpielen. Aus Beſorgniß, daß man dieſen Zuſammenkünften einen politiſchen Beweggrund unterſchiebe, ſtellte er ſie von nun an ein.

Die öffentliche Meinung erhielt nach dem 4. Februar, als die Reſultate der Schlacht von Brienne nach und nach bekannt wurden, einen gewaltigen Stoß. Die Näherung der alliirten Armeen war bekannt, und man erwartete ſie in Kurzem in Paris zu ſehen. Hätte noch Jemand daran gezweifelt, ſo würde man ihn für einen Agenten der Polizei gehalten haben. Das Muſeum im Louvre wurde nun häufiger, als je zuvor, beſucht, weil man den dort befindlichen Meiſterwerken ein Lebewohl ſagen wollte, in der Ueberzeugung, daß die Verbündeten das Beiſpiel der Franzoſen befolgen, und ſie mit ſich fortnehmen würden. In ſehr vielen Häuſern wurden verborgene Schränke und unterirdiſche Behälter angelegt, um Gold und Kleinodien darin zu verbergen. Aber kaum war die Nachricht vom Siege bei Champ-Aubert bekannt geworden, ſo fand eine neue Veränderung in der Meinung ſtatt. Von der größten Niedergeſchlagenheit ging man zum unbeſchränkteſten Vertrauen über, und man ſchwur, daß nicht ein feindlicher Soldat über den Rhein zurückkehren werde.

Denon, der auſſer der Direktion des Muſeums auch noch die der Medaillen hatte, harrte mit einer wahren Angſt auf eine Begebenheit, der zu Ehren er eine Denkmünze ſchlagen laſſen könne, was er nun, nach der gewonnenen Schlacht von Champ-Aubert, auch ſogleich in Ausführung brachte. Auf der einen Seite war ein Kopf Napoleons, und auf der andern ein Adler, der ein ziemlich lächerliches, prahleriſches Anſehen hatte. Ueber ihm war ein Stern, welcher den Blitz mit ſeinen Krallen hielt. Ihm zur Rechten war das Zeichen der Fiſche, und an ſeinem Schnabel eine ganz kleine Geſtalt, durch welche die Siegesgöttin vorgeſtellt werden ſollte, die mit einer Krone in der Hand davon zu fliegen ſchien. Die Legende war: „Februar MDCCCXIV.“ Dies iſt die einzige Medaille, welche an die Begebenheiten dieſes ſo höchſt merkwürdigen Feldzugs erinnert.

Am 1. Februar begann man Palliſſaden vor den 52 Barrieren von Paris aufzuſtellen, weshalb man die ſchönſten Bäume im Gehölz von Boulogne umhieb. An demſelben Abend gab man in der Oper ein Gelegenheitsſtück, betitelt die Oriflamme. — Am 5. war das Paßbureau auf der Polizei-Präfektur von Damen belagert, die aus Furcht vor den feindlichen Soldaten ſich beeilten, Paris mit ihren Kindern zu verlaſſen, und ſich nach der Normandie, der Touraine, oder in die weſtlichen Departemente zu begeben. Es wurden an dieſem Tag mehr als 1300 Päſſe ausgefertigt. Viele Perſonen verpfändeten ihre Koſtbarkeiten im Mont de Piété (Leihhauſe), weil ſie vermutheten, daß ſie dort ſich in größerer Sicherheit befinden, wenn die Hauptſtadt geplündert werden ſollte. Um die allzugroße Aufhäufung der Sachen zu vermindern, wurde eine Verordnung bekannt gemacht, daß künftighin nicht mehr als zwanzig Franken auf jeden Artikel geborgt werden würden, von welchem Werthe er auch immerhin ſein möge.

Am 10. ließ der Präfekt des Seine-Departements, von Chabrol, eine Einladung an alle Bewohner von Paris anſchlagen, die Spitäler mit 8000 Strohſäcken, 7000 Matratzen, 6000 Kopfkiſſen, 9000 Paar Leintüchern, 8000 Bettdecken, 24,000 Hemden, 12,000 Nachtmützen, Charpie, Wundbändern und Geld zu verſorgen, um für letzteres die nothwendigen Küchengeräthe kaufen zu können. Dieſe Lieferungen wurden allein nur für die zuletzt eingerichteten Spitäler verlangt, und der Anſchlag ſchloß ſich mit einer Art von Drohung; denn der Präfekt ſagte: daß wenn die begehrten Artikel nicht geliefert würden, man genöthigt ſein würde, die Kranken bei den Bürgern einzuquartieren. Schon vor dieſer Bekanntmachung hatten die Frauen und Mädchen der höhern und mittlern Klaſſen alle ihre Zeit verwendet, um Charpie zu zupfen. Damals verſtand man es in Frankreich wahrſcheinlich noch nicht, die Charpie mit Maſchinen zu verfertigen. Es war dies die ausſchließliche Abendbeſchäftigung aller Familien, die ich beſuchte, und ich ſah zu Malmaiſon die Kaiſerin Joſephine in ihrem Salon, und von ihrem Hofſtaat umringt, dazu das Beiſpiel geben.

Der Seine-Präfekt ertheilte den Befehl, einſtweilige Spitäler in den neuerbauten Schlachthäuſern, in den Straßen Rochechouart und der Pépinière, die noch nicht ganz vollendet waren, einzurichten. Demzufolge wurden ſehr viele Betten in den Ställen und in den Schlachthallen aufgeſchlagen. Mit größter Eile wurden überall Fenſter eingehängt. Die Bureaux der Beamten wurden in Schlafzimmer für die Offiziere umgeſtaltet. Alle dieſe Arbeiten begannen am 10., und am 18. befanden ſich bereits über zweihundert verwundete Franzoſen darin.

Das traurige und abſchreckende Schauſpiel, das unausbleiblich mit dem Krieg verbunden iſt, begann nun nach und nach auch im Innern der Hauptſtadt ſich zu zeigen. Da die Militärſpitäler allein nicht mehr hinreichend waren, um die ſehr große Zahl der Kranken und Verwundeten unterzubringen, die beſtändig von der Armee und aus den Spitälern auf der Grenze

ankamen, so leerte man, um ihnen den nothwendigen Raum zuzusichern, die bürgerlichen Spitäler aus, und die, welche sich darin befanden, wurden in ihre elenden Wohnungen in den Vorstädten zurückgeschickt, wo sie ihre Krankheiten weiter verbreiteten.

Die Salpétrière ist dazu bestimmt, arme, alte, kranke und wahnsinnige Frauen aufzunehmen. Diese Unglücklichen waren in einer Abtheilung dieses großen Gebäudes recht eigentlich über einander gehäuft worden, und man hatte ihre bisherigen Wohnungen zur Disposition der Militärbehörden gestellt. Von Mitte Februar bis zu Ende März wurden 6900 Kranke oder Verwundete darin aufgenommen. Die Meisten litten am Typhus oder an der Diarrhöe, dem nothwendigen Resultate zu großer Ermüdung und schlechter Lebensmittel. Die Verwirrung in den Spitälern war so groß, daß man weder Holz fand, um die Säle zu heizen, noch Kohlen, um die Getränke zu kochen. Die zerbrochenen Fenster waren nicht ausgebessert worden, und obgleich dieser Umstand den am Typhus Leidenden günstig war, so tödtete er dagegen die Lungensüchtigen. Viele junge Conscribirte starben nach einem einmonatlichen Marsch an der Auszehrung, ohne irgend eine ärztliche Hilfe zu erhalten. Die Ansteckung richtete so große Verheerungen in der Salpétrière an, daß von sechs Aerzten oder Wundärzten, die dabei angestellt waren, in kurzer Zeit drei starben; und der Doktor Esparon, der mir diese Thatsachen mittheilte, schrieb seine eigene Erhaltung nur einer doppelten Dosis sehr starken Kaffees zu, den er täglich trank. Alle diejenigen, welche beauftragt waren, die Kleidungsstücke der Verstorbenen aufzubewahren, kamen sämmtlich um. Derselbe Fall fand mit denen statt, welche die Räucherungen in den Zimmern zu verrichten hatten. Man übersah es, die Wolle in den Matratzen zu waschen, und diese Vergessenheit trug nicht wenig zur Verbreitung der Krankheit bei. Der Typhus hatte bald ein so großes und allgemeines Schrecken verbreitet, daß die Kutscher der Fiaker und der Kabriolette um keinen Preis sich mehr den Spitälern nähern wollten. Man rechnete zwischen 18,000 und 20,000 kranke Soldaten zu Paris.

Am 11. begann die Nationalgarde ihren Dienst am Stadthaus und bei den verschiedenen Barrieren. Um 5 Uhr Abends verkündete der Kanonendonner den Sieg von Champ-Aubert, von dem man das Bulletin in den Theatern las. — Am 12. ließ der König Joseph Bonaparte zum ersten Mal die Grenadiere der Nationalgarde im Hofe der Tuilerien die Revue passiren. Der kleine König von Rom, der dieser Revue beiwohnte, war in der Uniform der Nationalgarde. Am Abend war ich im Theater Feydau, um ein auf Befehl des Herzogs von Rovigo zur Anregung des Volksgeistes geschriebenes Stück, „Bayard zu Mezière", zu sehen. Es sollte schon früher gespielt werden; aber da die Alliirten gegen Paris marschirten, so begab sich Gavaudon zum Polizeiminister, um ihn zu fragen: ob man es aufführen solle? worauf dieser entgegnete: „Es ist jetzt der Augenblick nicht." Als es endlich gegeben wurde, nahm es das Publikum mit großen Beifallbezeugungen auf.

Am 16. wurde in den Zeitungen angekündigt, daß der General Alsufiew, der bei Champ-Aubert gefangen worden war, an demselben Tage zu Paris ankommen würde. Er kam wirklich von der Seite der Vorstadt Saint-Martin. Um halb ein Uhr sah ich ihn auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle. Er war von dem Fürsten Pottarosky und dem Obersten Reiden begleitet. Sie waren zu Pferde, aber ohne Uniform. Der Eine von ihnen hatte einen Orden am Halse. Sechs Gendarmen mit bloßen Säbeln führten sie so langsam, daß sie eine Stunde brauchten, um von der Barriere von Pantin bis zum Generalstab auf dem Vendomeplatz zu gelangen. Die Zuschauer betrachteten sie im tiefsten Schweigen, und schienen sich selbst des Bestrebens zu schämen, Offiziere von höherm Rang auf solche Weise demüthigen zu wollen. Ich hörte selbst Mehrere ihre Besorgniß äussern, daß der Kaiser Alexander bald diese Beschimpfung rächen könne. In der Napoleonsstraße und auf dem Vendomeplatz wurden sie von einigen Individuen ausgepfiffen, die bei ihrem Vorüberzuge das Geschrei ausstießen: „Es lebe die Säule!" wahrscheinlich in Bezug auf das Gerücht, welches man verbreitet hatte, daß die Alliirten alle Siegesdenkmäler der Franzosen zerstören wollten.

Am 17. war die Nationalgarde an der Barriere von Pantin unter den Waffen, um die bei Champ-Aubert gemachten Kriegsgefangenen in Empfang zu nehmen. Um 2 Uhr waren die Boulevards von der Menge überdeckt. Um 4 Uhr begann sich eine Kolonne von ungefähr 5000 Russen und Deutschen auf dem Boulevard Saint-Denis zu entwickeln. Voran gingen Trommelschläger und Gendarmen, und auf beiden Seiten Nationalgarden. Die Zeitungen hatten angekündigt, daß man 15,000 Gefangene gemacht habe; aber das Publikum wurde dadurch nicht betrogen. Diese Szene, so wie die am Tage zuvor, brachte die Wirkung nicht hervor, welche das Publikum davon erwartete. Die Volksmenge hatte vielmehr Mitleiden mit ihnen, und Geld, so wie Lebensmittel, die man sich schnell zu verschaffen im Stande war, wurden unter sie vertheilt, selbst von nur wenig bemittelten Personen. Die am 18. angekommenen Gefangenen wurden noch besser behandelt, weil man Zeit gehabt hatte, sich mit Lebensmitteln zu versorgen. Man warf ihnen aus den Fenstern der Napoleonsstraße viel Brod zu.

Eine schöne Schauspielerin vom Theater François, Mlle. Bourgoin, hatte sich, um sich für die in Rußland erhaltene sehr günstige Aufnahme dankbar zu beweisen, in ihrer Kutsche auf die Boulevards begeben, wo sie mit eigenen Händen ihre Gaben vertheilte. Mlle. Regnault, von der komischen Oper, folgte ihrem Beispiele, weil ihr Freund Boyeldieu am Hofe zu St. Petersburg sehr ausgezeichnet behandelt worden war.

Die Offiziere, deren melancholische Würde eine allgemeine Bewunderung erregte, befanden sich an der Spitze der Kolonne. Fast alle Soldaten waren mit großen braunen Ueberröcken bekleidet. Die Nummer ihres Regimentes war auf ihren Schultern zu lesen. Sie hatten Stiefeln von russischem Leder, deren starken Geruch mehrere Pariser Maulaffen den Soldaten selbst zuschrieben. Die meisten waren in bloßen Köpfen. Einige hatten noch ihre Tornister und Feldkessel behalten. Es waren zwei Weiber bei der ganzen Truppe. Die Kolonne brauchte 27 Minuten, um vorbei zu defiliren. Sie war am Morgen von Clave, Villevariss, Livry und mehrern kleinen benachbarten Dörfern aufgebrochen. Man hatte sie zu Pantin alle zusammengebracht, und sie gingen denselben Tag noch bis Versailles, wo sie zwischen 10 und 11 Uhr Nachts ankamen. Man sperrte sie in die königlichen Ställe ein. Dies große und weitläufige Gebäude befindet sich am Eingange des Waffenplatzes. Man gab ihnen an diesem ganzen Tage keine Lebensmittel. Nachdem sie am andern Morgen gegessen hatten, setzten sie ihren Marsch gegen die westlichen Departemente fort, und um 9 Uhr kamen sie durch Saint-Cyr.

Das Gerücht verbreitete sich, daß viele dieser Gefangenen bereits vor der Schlacht von Champ-Aubert eingebracht worden seien. So viel ist gewiß, daß die Pariser keine Erbitterung gegen sie bezeugten, alles Bestrebens der Regierung ungeachtet, solche zu erregen. Wahr ist es auch, daß die Menschlichkeit, welche die aristokratische Klasse ihnen bezeugte, rein systematisch war, weil sie dadurch ihre Neigung für die Sache der Alliirten beweisen wollte.

Die Zeitungen sagten, daß siebentausend von denen, welche am 18. durch Paris gekommen waren, Oesterreicher seien, und am 16. bei Nangis gefangen worden wären. Sie seien daher durch die Barriere von Charenton hereingekommen. Einige Gefangene waren in der That durch diese Barriere gekommen; aber es scheint nicht, daß es Oesterreicher waren. Wie dem auch sei, so bezeichneten die Pariser sie sammt und sonders unter dem Namen der Kosaken. Die deutschen Soldaten, welche diese Benennung von allen Seiten vernahmen, protestirten dagegen, und riefen: Nein, nein!

Am 20. verkündete ein Artikel des Journal de l'Empire, daß eine Pension junger Mädchen, auf der Mairie des dritten Arrondissements, zwei Schlafmützen abgegeben. So lau war der Patriotismus der Pariser, daß man diese an und für sich höchst unbedeutende Thatsache als etwas Großes auszeichnen zu müssen glaubte.

Ungeheure Ballen Stempelpapier kamen seit einigen Tagen aus den holländischen und deutschen Departementen, die von den Alliirten wieder erobert waren, an. Man hatte sie in größter Eile und ohne die geringste Sorgfalt eingepackt. Eine unbeschreibliche Unordnung herrschte in allen Verwaltungszweigen, und Alles verkündigte die nahe Auflösung der Regierung.

Eine ausserordentliche Versammlung der Munizipalität von Paris fand am 26. auf dem Stadthaus, um die aus den verschiedenen, von den Alliirten besetzten, Städten abgesendeten Deputationen zu empfangen, statt. Im Moniteur und in den übrigen Zeitungen erschienen in den folgenden Tagen eine Menge Artikel, durch welche man von dem Elend und der Beschimpfung der überschwemmten Provinzen unterrichtet wurde. Die Alliirten, so sagte man am Ende dieser Artikel, hätten sich vorgenommen, ihren blutigen Marsch bis Paris fortzusetzen, alle Weiber zu entführen, um ihre entsetzlichen Wüsteneien zu bevölkern, und alle Denkmäler der Kunst zu rauben, um ihre Hauptstädte damit zu schmücken. Der Zweck dieser Aufschneidereien bestand darin, die Pariser zu vermögen, einen kräftigen Entschluß zu Gunsten des Kaisers zu fassen.

Man fragte sich mit Neugier in der Vorstadt Saint-Germain und überhaupt in allen Gesellschaften, welches die politische Stimmung des Kronprinzen von Schweden (Bernadotte) sei? Es schien keinem Zweifel mehr unterworfen, daß er über den Rhein gegangen sei, und sich nun mit Napoleon herumschlage. Am 12. Februar sollte er den Rhein passirt und sein Hauptquartier zu Kölln aufgeschlagen haben. Aus dieser Stadt richtete er seine erste Proklamation an das französische Volk, worin er sagte, daß die Souveraine sich nicht vereinigt hätten, um Frankreich anzugreifen, sondern allein um seine Regierung zu zwingen, die Unabhängigkeit der übrigen Staaten anzuerkennen. Im Uebrigen machte er nicht die geringste Anspielung auf das Haus Bourbon. Diese Proklamation ist nie bis Paris gekommen. Die Hoffnungen der Royalisten begründeten sichdarauf, daß Bernadotte den Neffen des Fürsten von Foix und der Herzogin von Duras, Alexis von Noailles, der mit dem ältesten französischen Adel verwandt war, und der sich nach Schweden geflüchtet, zu seinem Adjutanten gemacht hatte. Er war von Napoleon, bei Gelegenheit seiner Zwistigkeiten mit dem Pabst, in das Gefängniß der Force eingesperrt worden.

Eine dem Kronprinzen zugeschriebene Proklamation

ging heimlich von Hand zu Hand. Diese Proklamation lud die Franzosen ein, unter die Herrschaft ihrer alten Fürsten zurückzukehren. Die Royalisten wurden dergestalt dadurch getäuscht, daß sie zwei aus ihrer Mitte absendeten, um sich mit ihm zu besprechen. Diese Beiden, Gain von Montaignac und Vinchon von Quément, verliessen Paris in der Nacht vom 9. März. Am 12. Abends kamen sie zu La Fère an, wo sie eine Unterredung mit dem General Bülow hatten, und wo sie zu ihrem größten Erstaunen erfuhren, daß Bernadotte, weit entfernt, zu Laon zu sein, wie man es zu Paris vermuthete, noch nicht über Lüttich vorgerückt sei, und auch nicht geneigt scheine, sich mehr zu nähern. Am folgenden Tage hatten sie eine Unterredung mit dem General Gneisenau, der ihnen den Rath ertheilte, sich geradezu an den russischen Kaiser zu wenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Erinnerungen.

Napoleons Leben im Feldlager (Beschluß).

Napoleon hatte eine unglaubliche Leichtigkeit und Durchdringlichkeit beim Arbeiten. Die Ideen drängten sich in seinem Gehirn und zeigten sich in so großer Fülle, Kraft und Klarheit, daß Niemand unter allen denen, die ihn umgaben, ihm darin zu folgen vermochte. Gegenstände, die mehrere Seiten anfüllten, waren mit einer bewunderungswürdigen Methode behandelt. Alle, denen er diktirte, vorzüglich seine Sekretaire, mußten beständig darauf gefaßt sein, allerlei Fragen zu beantworten, oder in Erörterungen über militärische und politische Angelegenheiten einzutreten. Wenn er Depeschen erhielt, befragte er die Offiziere, die sich in seiner Nähe befanden, über die Lage der bemerkten Orte, bevor sie wissen konnten, ob von Deutschland oder Spanien die Rede sei. Nur erst wenn man einen Blick auf die Unterschrift der Depesche geworfen hatte, konnte man rathen, wovon er spreche, und ihm auf der Karte das andeuten, wonach er sich erkundigte. Selten verschob er eine Arbeit; aber wenn ihm etwas nicht behagte, so gab er einem Sekretair den Auftrag, ihm die Sache am folgenden Tage vorzulegen. Begegnete er unterwegs einem Kurier, so hielt er ihn an, und Berthier und Caulincourt setzten sich auf die Erde, um schnell eine Antwort auf die eben eingehende Depesche zu schreiben.

Erwartete er Nachrichten von seinen Generalen, oder vermuthete er, daß ein Gefecht statt finden könne, so befand er sich in der größten Unruhe, stand mehrmals in einer Nacht auf, und brachte Alle in Thätigkeit, die in seinem Kabinete arbeiteten. Es geschah selten, daß er nicht schon um zwei Uhr Morgens munter war und aufstand, und sobald nichts Ausserordentliches vorgefallen war, ging er um neun Uhr schlafen. Sein Feldbett durfte nie zurückbleiben, und wurde von Maulthieren getragen. Wenn er eine Nacht bivouakirt hatte, oder viel gereiset war, ließ er es unter einem Baume aufstellen und schlief ungefähr eine Stunde darauf. Sobald ein Waffenstillstand ihm einige Ruhe vergönnte, begab er sich in die nächste Stadt, und nahm wieder ein regelmäßiges Leben an, obgleich er nicht im Geringsten von seiner Gewohnheit abwich, von 2 bis 4 Uhr Morgens zu arbeiten, er mochte nun im Feldlager oder in einer Stadt sein. Nachher ruhete er noch ungefähr eine Stunde, wonach er abermals sich an die Arbeit verfügte, und die Befehle an seine Marschälle und Generale ertheilte. Sie fanden ihn gewöhnlich in einem Nachtrocke, ein buntes seidenes Schnupftuch um den Kopf, in Form eines Turbans, gebunden. Rustan brachte ihm mit Tagesanbruch eine Tasse Kaffee. Manchmal nahm er auch ein Bad.

Die Reisekutsche war so eingerichtet, daß der Kaiser darin schlafen und auf einer Matratze sich ausstrekken konnte. Berthier konnte das nicht, und war genöthigt, in sitzender Stellung zu bleiben. Im Innern der Kutsche waren eine Menge Schiebkasten, die verschlossen werden konnten, und in der sich alle nothwendigen Papiere befanden. Napoleon gegenüber befand sich eine Liste der Orte, an denen der Vorspann bereit war. Hinten befand sich eine große Laterne, die das Innere der Kutsche erhellte, während vier andere ihr Licht auf den Weg warfen. Die Matratzen, deren Zubereitung Rustan zu besorgen hatte, waren im Wagen selbst eingeschlossen. Auch hatte man mehrere Kerzen vorräthig. Der Mameluck allein saß auf dem vordern Sitz. Die Kutsche war sehr einfach, grün lakirt, auf starken, aber sehr elastischen Springfedern hängend, und nur zweisitzig.

Napoleons Kleid war eben so einfach und reinlich und von grüner Farbe. Im Sommer, oder wenn es nicht sehr kalt war, trug er immer seine gewöhnliche Uniform, mit dem Stern der Ehrenlegion. Aber sobald es kalt oder feucht war, zog er den allgemein bekannten grauen Rock darüber. Manchmal zog er einen blauen Mantel an, dessen Kragen mit Gold gestickt war, und man behauptete, daß es derselbe sei, den er als General getragen.

Er war immer ziemlich schlecht beritten, und seine Offiziere würden sich geschämt haben, solcher Gäule sich zu bedienen. Er war eben kein eleganter Reiter, aber er saß fest im Sattel. Gewöhnlich ließ er sein Pferd im Schritt oder im kleinen Trotte gehen, und wenn er sich in seinen Berechnungen verlor, ließ er die Zügel fallen. Alle seine Pferde waren daran

gewöhnt, denen der beiden Jäger oder Ordonnanzoffiziere zu folgen, die sich vor ihnen befanden. Erwachte er wieder aus seinen Träumereien, und bemerkte er irgend eine Position, die ihm interessant genug erschien, so setzte er sich sogleich in Gallop, und eilte querfeldein darauf zu. Dergleichen Diversionen waren ihm überaus angenehm. Die Gardejäger, die sich in seiner Eskorte befanden, waren so sehr an dergleichen Exkursionen gewöhnt, daß sie bei der ersten Richtung, die der Kaiser nahm, genau den Punkt errieten, gegen den er sich wenden wollte. Er folgte sehr gerne Seiten- und Fußwegen, und die Nothwendigkeit, abzusteigen, und zu Fuß einen steilen Abhang hinanzuklettern, oder über schwierige Stellen zu wandern, hatte einen besondern Reiz für ihn. Es war ihm immer höchst widerlich, zu vernehmen, daß irgend etwas sehr schwierig oder unmöglich sei. „Es geht nicht!" wiederholte er mit spöttischem Lächeln, und alsbald eilte er auf und davon. Erst wenn er sich durch eigene Anschauung und Erfahrung überzeugt hatte, daß die Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung seines Willens entgegensetzten, unübersteiglich seien, kehrte er wieder auf die gebahnte Straße zurück.

Wenn die Wege sumpfig oder unbequem waren, befand sich der Oberstallmeister immer einige Schritte vor dem Kaiser, um sie zu untersuchen und ihn vor jedem Unfall zu bewahren. Kam man an eine Stelle, die ihm durch irgend einen Verlust verhaßt geworden war, so ging's im scharfen Trott darüber hin. Diese Eigenheit zeigte sich in den letzten Feldzügen am auffallendsten. Auf dem Wege zwischen Bautzen und Bischofswerda mußte er durch einen Hohlweg, wo einige Zeit vorher 83 Munitionswagen, deren Ladung die Armee sehnlichst erwartete, von den Kosacken überfallen und in die Luft gesprengt worden waren. Kaum erblickte er die ersten Trümmer, so gab er seinem Pferde die Sporen und setzte sich in Gallopp. Ein kleiner Hund eilte ihm bellend nach. Er gerieth darüber in eine solche Wuth, daß er ein Pistol ergriff und nach ihm schoß, da es aber nicht losging, so warf er es nach ihm. Russian eilte herbei, hob es auf und eilte mit Schnelligkeit von dannen.

Wenn der Kaiser manchmal bei guter Laune war, so sang er und sprach einige italienische Worte als Rezitatif aus. Oft unterbrach er sich plötzlich und rief Jemand aus seinem Gefolge zu sich, um sich mit ihm zu belustigen. Bei solchen Veranlassungen redete er seine Gefährten nur kurzweg mit Berthier! Groß-Mortier! u. s. w an; aber wenn er ernst war, oder wenn er über Geschäftssachen sprach, so nannte er sie nie anders, als Fürst von Neuchâtel! Herzog von Treviso! u. s. w.

Seine lakonische Art, zu sprechen, machte ihn manchmal unverständlich, weil er oft ganze Worte unterdrückte. Wenn ihm ein Soldat eine Bittschrift überreichte, oder ihm empfohlen worden war, so fragte er gewöhnlich: Wie lange Dienst? Wenn er sich auf einer Ebene orientiren, oder die Größe und Wichtigkeit eines Orts kennen wollte, so fragte er: Wie weit bis N....? welche Bevölkerung? Er heftete die Augen beständig fest auf die Person, mit der er sprach, wie wenn er bis auf den Grund ihrer Gedanken hätte dringen wollen. Man konnte ihm nie schnell genug antworten, und er wurde ungeduldig, wenn er, vorzüglich in Deutschland und Polen, sich in der Nothwendigkeit befand, die Antwort sich verdollmetschen zu lassen, weil er von den Sprachen dieser beiden Länder nie mehr als höchstens einige Worte hatte behalten können. Selbst die Namen der Orte, die ihm durch ihre Lage, oder andere Umstände höchst wichtig sein mußten, wurden von ihm komisch falsch ausgesprochen. So sagte er z. B. Sis für Zeit, und Ogirs für Hochkirch.

Wenn Napoleon in einer Stadt über Nacht blieb, so wohnte Berthier immer in demselben Hause, und der Oberstallmeister durfte nie weit davon entfernt sein. Der Pallastpräfekt, oder ein Hoffourier mußten im Voraus die nöthigen Einrichtungen getroffen haben. Vor der Ankunft des Kaisers wurde im Dienstzimmer eine Liste angeschlagen, auf welcher die Wohnungen aller beim Hofe befindlichen Personen angegeben waren. Ein Kommissair hatte fast immer einen Vorsprung genommen, um die nothwendigen Lebensmittel einzukaufen. Die Versorgung des Tisches wurde verpachtet, und überall, wo man verweilte, wurde alles baar bezahlt, worin der Kaiser jedoch von seinen Marschällen nicht nachgeahmt wurde. Vierzehn Wagen transportirten die Provisionen und Bagage. Man suchte immer so viel als möglich dieselbe Anzahl von Schüsseln zu haben; aber manchmal trat eine wirkliche Hungersnoth selbst im Hauptquartier ein, und es fehlte nicht selten am Allernothwendigsten, selbst an Brod.

Wurde bivouaquirt, so schlug man fünf Zelte an einem vom Kaiser selbst bestimmten Platze auf. Diese Zelte waren von Leinwand, oder von einer Art von Zwillich, und weiß und blau gestreift. Zwei waren zusammenhängend, und bildeten das Zimmer und Arbeitskabinet Napoleons. Die Großoffiziere speiseten und schliefen im dritten. Das vierte war für die Ordonnanzoffiziere, Sekretaire u. s. w bestimmt. Gewöhnlich fanden nicht alle Platz darin, und die meisten schliefen am Feuer ausserhalb. Im fünften befand sich der Prinz von Wagram. Die Zelte standen gewöhnlich auf einem erhabenen Punkte. Ringsum kampirte die alte Garde. Doch wurde Niemandem der Zutritt verweigert. Dieser Umstand widerlegt von

selbst die Fabel, als habe Napoleon sich immer aufs strengste bewachen lassen, weil er fürchtete, einmal ermordet zu werden. Mehrmals, im Gegentheil, hätte er als Opfer seiner zu großen Unachtsamkeit in dieser Hinsicht fallen können. Der gegen ihn am 12. Oktober 1809 zu Wien gerichtete Mordanfall stellt einen Beweis davon auf.

Der Kaiser befand sich um Mittag auf der Parade, mitten unter seinen Generalen. Auf einmal stürzte sich ein junger Mensch, 17½ Jahr alt, mit einem sehr sanften und anziehenden Gesichte, auf ihn zu, um ihn zu erstechen.

Als Berthier diese Bewegung bemerkte, warf er sich zwischen ihn und Napoleon, und Rapp packte den Knaben im Genick, schleifte ihn fort, und übergab ihn der Wache. Der Kaiser bewegte sich nicht von der Stelle. Er warf einen Blick auf den Mörder, wandte sodann die Augen von ihm ab, und ohne irgend eine Regung vermuthen zu lassen, kommandirte er mit derselben Festigkeit, wie vor diesem Auftritte. Er schien sich nicht viel mehr um die Sache zu bekümmern, als wenn man ein Insekt von ihm abgewandt hätte.

Man brachte den jungen Menschen auf die Gendarmenwache, durchsuchte ihn, und fand ein langes ganz neues und sehr scharfes Küchenmesser, vier Friedrichsd'or und das Portrait eines sehr hübschen Frauenzimmers. Der Herzog von Rovigo befragte ihn, erhielt aber keine andere Antwort, als die: Ich will mit dem Kaiser sprechen. Es war nichts anderes aus ihm herauszubringen. Napoleon, von seiner Beharrlichkeit unterrichtet, ließ ihn vor sich erscheinen, und befragte ihn:

„Woher sind Sie, und seit wann sind Sie zu Wien?"

— Ich bin von Erfurt, Sohn eines lutherischen Pfarrers und seit zwei Monaten in Wien.

„Was wollten Sie von mir?"

— Frieden von Ihnen verlangen, und Ihnen beweisen, daß er unumgänglich nothwendig ist.

„Glauben Sie, daß ich einen Menschen ohne Beruf, ohne Auftrag angehört haben würde?"

— Hätten Sie mich nicht angehört, so hätte ich Sie getödtet.

„Was habe ich Ihnen zu Leid gethan?"

— Sie unterdrücken mein Vaterland und die ganze Erde. Wenn Sie nicht Frieden machen, so ist Ihr Tod zum Heil der Menschheit nothwendig. Hätte ich Sie getödtet, so würde ich die schönste Handlung vollbracht haben, die man sich nur denken kann.... Aber ich bewunderte Ihre Größe, ich rechnete auf Ihren erhabenen Geist, und ich wollte Sie überzeugen, bevor ich zu einer solchen Extremität geschritten wäre.

„Sie sind der Sohn eines lutherischen Geistlichen, und es ist wahrscheinlich aus Religions.....

— Nein, Sire! mein Vater hat meine Absicht nie gekannt. Ich habe sie Niemandem mitgetheilt. Ich habe durchaus keinen Rath, keine Anweisung erhalten. Seit zwei Jahren habe ich ganz allein Ihre Sinnesänderung, oder Ihren Tod berechnet.

„Waren Sie zu Erfurt, als ich mich dort befand?"

— Ich habe Sie dreimal dort gesehen.

„Warum haben Sie mich damals nicht getödtet?"

— Sie liessen mein Land wieder freier athmen, ich glaubte, daß der Friede dauernd sein würde, und ich sah nur einen großen Mann in Ihnen.

„Kennen Sie Schneider und Schill?"

— Nein, Sire!

„Sind Sie Freimaurer oder Illuminat?"

— Nein, Sire!

„Kennen Sie Brutus?"

— Es gab deren zwei, der letzte starb für die Freiheit.

„Haben Sie Kenntniß von der Verschwörung Moreau's und Pichegru's gehabt?"

— Die Zeitungen haben mich davon unterrichtet.

„Man hat ein Portrait bei Ihnen gefunden. Wer ist dieses Frauenzimmer?„

— Meine beste Freundin, die Adoptivtochter meines verehrten Vaters.

„Wie, Ihr Herz ist für so sanfte Gefühle empfänglich, und Sie haben sich nicht gescheut, Wesen zu betrüben, an denen Sie mit Liebe hängen, und die in Ihnen den Mörder hätten verabscheuen müssen?"

— Ich habe einer stärkern Stimme, als meiner Liebe gehorcht.

„Aber haben Sie geglaubt, daß, wenn Sie mich mitten in meiner Armee ermordeten, Sie wieder entkommen könnten?"

— Ich erstaune, jetzt noch zu leben.

„Wenn ich Sie begnadigte, welchen Gebrauch würden Sie von Ihrer Freiheit machen?"

— Mein Plan ist mißlungen, Sie sind auf Ihrer Hutb.... Ich würde wieder ruhig zu meiner Familie zurückkehren.

Der Kaiser ließ seinen Arzt Corvisart hereinrufen, und fragte ihn mit Bedeutung, ob er an dem jungen Menschen nicht einige Spuren von Wahnsinn bemerke? — Auf seine sorgfältige Untersuchung und Aeusserung, daß er nichts davon bemerke, selbst nicht einmal das Zeichen einer heftigen Gemüthsbewegung, zuckte Napoleon die Achseln, und wandte sich ab. Er wurde in den Gendarmensaal zurückgeführt, und ging ruhig auf und ab in demselben. Von Zeit zu Zeit kniete er nieder, um zu beten. Man brachte ihm mit seinem Mittagessen ein Messer. Er nahm es und betrachtete es. Ein Gendarme wollte es ihm entreissen. „Ich

werde mir gewiß nicht mehr schaden, als Sie mir.“ Am andern Morgen vernahm er Kanonendonner, und fragte, was das zu bedeuten habe? — Es ist Friede, antwortete man ihm. — Täuschen Sie mich nicht? — Nein, gewiß nicht. — Er überließ sich nun einer ausschweifenden Freude. Sein Gesicht war von Thränen naß, er warf sich auf die Knie nieder, betete mit Inbrunst, und sagte, sich wieder aufrichtend: Nun kann ich ruhig sterben. — Als man ihn am andern Tage abholte, um ihn zu erschiessen, sagte er zum Oberst, der ihn davon benachrichtigte: Ich begehre nur eine Gnade: sie besteht darin, nicht gebunden zu werden. Man gewährte ihm seine Bitte, und er ging mit festen Schritten und mit Heiterkeit seinem nahen Tode entgegen. — —

Unter den vorzüglichsten Personen in Napoleons Hauptquartier zeichnete sich am meisten der Fürst von Wagram aus. Er genoß, nach dem Kaiser, der größten Vorrechte und Ehrenbezeugungen, und wußte sich die allgemeine Achtung zu erwerben. Ungeachtet er bereits etwas bejahrt genannt werden konnte, war er doch sehr thätig und außerordentlich lebhaft. Er war einfach gekleidet, und trug einen kleinen Hut, wie Napoleon, weshalb er oft auch mit ihm verwechselt wurde, vorzüglich im Wagen. Er ritt sehr schnell und hatte vortreffliche Pferde. Dabei war er ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber, und wenn eine Krähe über ihn hinwegflog, so ließ er selbst im gestreckten Galopp die Zügel fallen, um darnach zu schiessen. Ungeachtet seines Diensteifers und des großen Ernstes, mit welchem er mit seinen Untergebenen sprach, war er doch nie unhöflich, oder gebieterisch gegen sie. Mit dem Kaiser war sein Ton nach den Umständen verschieden. Vertraulich in der gewöhnlichen Unterhaltung, ehrfurchtsvoll, wenn er Befehle zu empfangen, oder über ihre Ausführung Bericht zu erstatten hatte. Im letzten Falle behielt er immer den Hut in der Hand.

Man kann aus der Art und Weise, wie Napoleons nächste Verwandte gegen ihn sich benahmen, schliessen, wie sehr er seiner Umgebung imponirte. Er hatte Jene groß und mächtig gemacht, aber sie fürchteten ihn nicht minder deshalb, seinen Bruder Luzian ausgenommen, der ihm seine Festigkeit und Unabhängigkeit entgegenstellte. Dagegen verachtete er den König von Westphalen, Hieronimus, so sehr, daß er ihn in die Masse seiner Höflinge begriff. Der König von Neapel war ihm angenehmer, weil er sich genöthigt sah, seine Tapferkeit zu bewundern. Dieser war, durch seine theatralische Kleidung, die aus allen Jahrhunderten entlehnt, und mit der Würde eines Souverains eben nicht übereinstimmend war, wirklich auffallend. Als Kavalleriegeneral durfte man ihn dagegen wohl den ersten der französischen Armee nennen. Sein scharfer Blick, seine Geschicklichkeit, die Stellung und die Streitkraft des Feindes zu beurtheilen, seine ruhige Unerschrockenheit in der größten Gefahr, so wie seine kriegerische Haltung, sein kräftiger regelmäßiger Wuchs, sein edler Anstand auf schönen und starken Pferden, Alles gab ihm das Aeussere eines Helden. An der Spitze seiner Reiterei fürchtete er keine Gefahr, warf sich mit Ungestüm mitten in den Feind; Napoleon pflegte sich seiner und des Fürsten von Moskau in den kritischsten Umständen zu bedienen. Er schien ein großes Gewicht auf seine Meinung zu legen, wenn er eine Gegend besichtigte, die der König von Neapel vorher schon in Augenschein genommen hatte.

Die Offenheit und der entschlossene Ton Murats, seine immer heitere Stimmung, artete manchmal in Unüberlegtheit aus. Der Eifer und die Genauigkeit, mit der er alle Aufträge ausführte, gefielen dem Kaiser, dem selbst seine Unterhaltung zu behagen schien. Joachim war nie mißlaunig oder trüb gesinnt, und er hatte immer etwas zum Lachen vorräthig. Napoleon schätzte ihn nur in militärischer Hinsicht, und sobald von Politik die Rede war, kehrte er ihm den Rücken, um sich gegen Maret, Berthier, Caulincourt und Andere zu wenden, worauf er sich, ohne ein Wort zu sagen, zurückzog. Im Gefecht und auf dem Marsche hatte der Kaiser immer den König von Neapel zur Linken. Dadurch entstand ein äusserst auffallender Kontrast. Napoleon mit seinem kleinen dreieckigten Hut, seinem grauen Ueberrock, seinem kurzen gedrängten Wuchs, seinem dicken Bauch, seinem schlichten Haar und seiner übeln Haltung zu Pferde, neben seinem Schwager, der durch seinen hohen Wuchs, seine glänzende Kleidung und das prachtvolle Geschirr seines Rosses, alle Blicke an sich zog. Sein Gesicht, seine schönen blauen Augen, sein großer Schnurrbart, seine langen schwarzen, in zierliche Locken geschlungenen Haare, die auf eine Kurtka (ein polnisches Kleid) herabfielen, dessen enge Aermel unter der Schulter eine Oeffnung hatten, mußten die Aufmerksamkeit erregen. Der Kragen seines Kleides war reich mit Gold gestickt. Um seine Hüfte schlang sich ein breiter goldener Gürtel, an dem ein leichtes, gerades Schwert mit schmaler Klinge, nach Art der altrömischen, hing. Die Scheide war von sehr schöner Arbeit, mit Brillanten, und den Bildern der Glieder seiner Familie besetzt. Er trug gewöhnlich weite purpurrothe Hosen, deren Nähte mit Gold besetzt waren, nebst kleinen gelben oder Nankinstiefeln. Der Glanz dieses Schmucks wurde noch durch einen großen dreieckigten Hut erhöht, der, von weißen Straußfedern umflattert, von einem Federbusch, ebenfalls aus vier Straußfedern bestehend,

aus deren Mitte sich eine prächtige Reiherfeder erhob, wie überstrahlt wurde. Sein Pferd war auf ungarische oder türkische Art gezäumt, mit einer himmelblauen oder purpurnen, mit Gold gestickten Decke, vergoldeten Steigbügeln, und einem sehr reichen Zaum. War es kalt, so warf er über diese auffallende Kleidung einen Sammetpelz von dunkelgrüner Farbe, mit Zibellinfellen gefüttert. Die Livree seiner Bedienten, Stallmeister und Pagen war dunkelroth und himmelblau.

Ungeachtet seiner persönlichen Einfachheit hatte es Napoleon doch gerne, daß sein Generalstab glänzend erschien. Seine Adjutanten bezogen einen bedeutenden Sold, und die Ordonnanzoffiziere erhielten, am Ende jedes Feldzugs, oder jeder Reise, sehr starke Gratifikationen. Deshalb waren mehrere unter ihnen auch wirkliche Zierbengel, und im höchsten Grade läppisch, vorzüglich die, welche sich im Gefolge des Fürsten von Wagram befanden, das immer größer, als das des Kaisers, war. Mehrere derselben waren brav und unterrichtet, und verdienten die Auszeichnung, die sie genossen; aber Andere dagegen waren als wahre Windschläuche zu betrachten, die Gunstbezeugungen erhielten, worauf sie billiger Weise keinen Anspruch zu machen hatten, und die Ehrenzeichen der Majorate allein dadurch gewannen, daß sie Briefe hin und her trugen, ohne je den Feind gesehen zu haben. Ihr übertriebener Luxus war eine wirkliche Verspottung der geringen Vermögensumstände der tapfersten Offiziere, die sie verachteten und beneideten. Mehrere derselben hatten in einer rosenfarbenen Patrontasche ein vollkommenes Necessaire, worin sich, statt der Kartuschen, mehrere Fläschchen mit wohlriechenden Wassern, Bürsten, Spiegel, Zungenschaber, Kämme u. s. w. befanden. Es fehlte nichts darin, als ein Schminktöpfchen.

Zollfreie Gedanken.

Gewiß, es ist die traurigste Leidenschaft im menschlichen Herzen, die darin besteht, daß sie dem Genie seine Empfindungen, dem Talente seine Arbeiten, der Tugend ihre Wohlthaten abstreitet.

Man spricht sich nur aus gegen Menschen, die fühlen und uns verstehen, und die unsere menschlichen Schwachheiten mit Nachsicht betrachten. Den Larven in menschlicher Gestalt gegenüber, bleibt man stumm und verschlossen, oder wirft mit Sarkasmen um sich, wie auf Redouten und Maskenbällen.

Wer viel Gefühl in seinem Busen trägt, dem fällt es lästig und schwer, es in sich zu verschliessen, und Automaten gleich, nur die Neuigkeiten des Tages und des Schauspiels abzuhandeln.

Ein altes Sprichwort sagt: wer unter den Wölfen ist, muß mit ihnen heulen. Mich dünkt, das wolle so viel sagen als: wer das Unglück hat, unter den Abderiten zu leben, muß sich in ihre Kleinlichkeit fügen, ihrer Erbärmlichkeit sich anneigen, ihrem Eigendünkel sich unterwerfen, ihre Beschränktheit loben und ihre Unternehmungen bewundern, wenn er nicht von ihnen verleumdet, beschimpft, verachtet, befeindet und quasi zerrissen sein will.

Lobe den Thoren, das heißt: gieb ihm Gift. Der ehrliche Asmus dagegen sagt: gieb den Thoren kein Gift, denn es ist aus den Apotheken verboten.

Lessing sagte in Bezug auf die Töchter Jephtas und die Söhne Jakobs: Gott habe das allerungezogenste und schlechteste Volk sich besonders auserwählt, um an demselben seine Erziehungsmethode zu erproben. So könnte man jetzt auch von gewissen Bastarden Machiavells sagen: der Satan habe sie sich ganz eigends erlesen, um an ihnen die Gewalt seiner höllischen Grundsätze zu bewahrheiten.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Ich habe unsern neuesten Wahlen, vorzüglich denen der City und von Southwark beigewohnt. Nichts kann sich mit diesen letztern vergleichen. Bei der ersten sieht man selten einen Kopf ohne Hut, und die Hände sind noch ziemlich sauber; aber bei den letztern tritt der entgegengesetzte Fall ein. Sprechen wir zuerst von jener. In einem ungeheuern gothischen Saale von der imposantesten Architektur (zu Guildhall) sind ungefähr 4000 Wähler versammelt. An dem einen Ende desselben erhebt sich eine Art Estrade, auf welcher sich der Lordmajor, die Aldermen und einige Privilegirte befinden. Da auch zeigten sich die Kandidaten. Es waren ihrer sechs: Wood, Waithmann, Thompson, Ward, Garratt und Venables. Sie hatten alle ihre eifrigen Anhänger und gewaltigen Widersacher. Ausser Waithmann, der mit vieler Energie sprach, schienen die andern eben nicht bewandert in der Kunst der Rede zu sein, die in England doch sonst so allgemein ist. Bald beklatscht, bald ausgepfiffen, haben sie, nach dem alten Gebrauche, ein offenes Glaubensbekenntniß ihrer Grundsätze abgelegt. Darauf hat man abgestimmt. Aus Höflichkeit für die Aldermen, werden sie sämmtlich zuerst den Wählern in Vorschlag gebracht. Ihre Namen sind auf hölzerne Kreuze geschrieben, die hoch emporgehoben wurden. Ich weiß nicht, ob es ihnen angenehm sein kann, auf solche Weise vor den Augen des Publikums sich erhöht zu sehen. Wie dem auch sein mag, so sind von vierundzwanzig diesmal nur achtzehn einstimmig ausgepfiffen worden, was man als einen Triumph der Innung betrachten kann. — Vier der Kandidaten haben die Mehrheit der

Stimmen in sich vereinigt. Aber einer der Verworfenen hat den Poll verlangt. Um in der City seine Stimmen abgeben zu können, muß man ein Livery man sein. Diese Livreymen werden unter den Freemen, d. h. unter denen die Mitglieder einer der Innungen der Stadt sind, gewählt. Sie bemerken, daß daraus eine Art von Wahl in zwei Abtheilungen entsteht. — Die Wahl von Southwark ist noch nicht beendet, und seit drei Tagen findet der Poll mit unglaublicher Thätigkeit statt. Wenn ein Fremder plötzlich mitten in die Menge versetzt würde, möchte er schwerlich sagen können, ob er bei einem Feste, Volksaufstande, oder einer Theatervorstellung sich befindet. Die ganze Bevölkerung verweilt geduldig um die Hustings vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und von Stunde zu Stunde kommen neue Ladungen, oder neue Prozessionen von Wahlmännern an, von Musik, fliegenden Fahnen und Zeichen aller Art begleitet. Manchmal finden zwischen den Kandidaten und den Wählern, oder zwischen diesen letztern selbst, ziemlich belustigende Unterredungen statt. Ein Mann aus der untern Volksklasse steigt auf einen Wagen und hält eine Rede, die immer mit der größten Aufmerksamkeit angehört wird. Denn das englische Volk liebt eben so sehr die Reden, als die Spanier die Prozessionen, die Franzosen die Revüen und die Deutschen die Gastereien. Sobald Jemand spricht, heften sich sogleich alle Augen starr auf ihn. Sie folgen seinen Bewegungen, und wenn das Ohr nicht hören kann, so errathen sie, was er sagt. Das lebhafteste Interesse ist beim Poll vorherrschend. Man hat uns mit Robert Wilson gesehen, und das ist genügend, uns mit Southwark bekannt zu machen. Man betrachtet uns als Freunde, weil wir die seinigen sind, man theilt uns alle ihn betreffenden Neuigkeiten mit, und man verlangt andere von uns zu wissen. Wehe dem, der sich unterstände, uns auf irgend eine Weise zu beleidigen. Der bloße Name dieses Mannes ist unser Schutz, denn noch nie hat die öffentliche Meinung sich mehr zu seinen Gunsten erklärt, und das Geschrei: No popery! no popery! hat nirgends in London ein Echo gefunden. Es ist beinahe, als wenn man auf der andern Seite des Kanals schreien wollte: „Keine Demokratie!“

(Der Beschluß folgt.)

— In den vereinigten Staaten von Nordamerika beschäftigt man sich gegenwärtig mit dem Entwurfe eines Kanals, der Florida durchschneiden und den mexikanischen Meerbusen mit dem atlantischen Ozean verbinden soll. Bis jetzt waren die Schiffe genöthigt, 1200 Meilen längs den Küsten zurückzulegen. Wenn nun die Halbinsel von der Bucht von Bacassar, bei der Mündung des Swaneeflusses, bis zur Mündung des S. Johnstroms durchschnitten würde, so würde die ganze Strecke nur 100 Meilen betragen, wovon 20 bis 30 kanalisirt werden müßten.

— Die Bevölkerung des Herzogthums Nassau beläuft sich auf 77,177 Familien, oder 320,470 Individuen, wovon 61,521 Männer, 67,835 Weiber, 168,951 Kinder (85,855 männlichen, 83,096 weiblichen Geschlechts) und 22,163 Bedienten. Hinsichtlich der Religion sind 171,048 Reformirte, 143,836 Katholiken, 191 Mennoniten und 5395 Israeliten. Sie wohnen in 30 Städten, 37 Flecken, 810 Dörfern und 1186 Meierhöfen und Mühlen. Die Hauptstadt Wiesbaden hat eine Bevölkerung von 6213 Seelen.

— Die Einnahmen der vereinigten Staaten von Nordamerika beliefen sich von 1824 — 1825 auf 144 Millionen Franken und die Ausgaben nicht ganz auf 118 Millionen. Folglich wurden über 26 Millionen erspart. Armee, Festungen, Milizbewaffnung, Pensionen u. s. w. kosteten nur 25 Millionen, die Marine 11 Millionen und der Zivildienst 10 Mill.

— Die beiden Reisegefährten Clappertons im Innern Afrika's, der Doktor Morrison und der Kapitain Pearce, sind am bösartigen Fieber gestorben. Der robuste und unermüdliche Clapperton selbst ist davon befallen worden, aber er hat sich wieder erholt und seine Reise fortgesetzt. Nach dem Uebergange der Gebirgskette von Kong, die 2500 Fuß ü. M. ist, betrat man ein gesundes und angenehmes Land.

— Vor einiger Zeit wurde in dem allgemeinen Grabgewölbe in Weimar nach Schillers Sarg gesucht, da man ihn wahrscheinlich in einer neuen Gruft beisetzen wollte, aber — man fand ihn nicht. Kein Unterscheidungszeichen, keine Inschrift am Sarge, machte die Ueberreste des ersten Dichter Deutschlands von den vielen andern ihn umgebenden erkenntlich. — — —

— Eine Frau, nicht weniger als drei und siebenzig Jahr alt, ist zu Peelfort (in der Grafschaft Sommerset in England) mit zwei Knaben niedergekommen, die sich vollkommen wohl befinden. Diese Naturmerkwürdigkeit ist in England nichts Seltenes. Man weiß, daß Newton's Mutter auch bereits über sechszig Jahr alt war, als sie den großen Astronomen gebar.

— Zu Paris wird jetzt eine ganz neue Art von Masken verfertigt. Sie haben nämlich eine eiserne Stirn, einen Backsbart, und sind um Augen, Ohren und Lippen ausserordentlich biegsam und geschmeidig. Es sind bereits so viele Bestellungen dafür eingegangen, daß man in einem einzigen Tage die Zahl der Arbeiter hat verdoppeln müssen.

— Die Herzogin von L. erzählte in einer zahlreichen und glänzenden Gesellschaft die Begebenheiten einer großen Feuersbrunst. „Glücklicherweise,“ so beschloß sie ihre interessante Darstellung, „ist sonst weiter Niemand umgekommen, als nur zwei Menschen und — ein Schuster.“

— In den ersten acht Monaten des verflossenen Jahres sind in den mexikanischen Münzen folgende Geldsorten geschlagen worden: Zu Mexiko in Gold für 2,031,023 Pf. Sterl., in Silber für 2,112,703, im Ganzen für 4,143,726 Pf. St.; zu Guanaxuato, Silber für 401,673. 6; zu Zacatecas, Silber für 2,234,179; zu Guadalaxara, Silber für 515,799. 4. 6.; zu Durango, Silber für 593,666; im Ganzen für 7,889,044 Pfund Sterling 6 Schelling 6 Pence.

— Nach einem dem mexikanischen Kongreß erstatteten Berichte betrug das Einkommen des Staats im Jahr 1825 12,277,371 Dollar, und die Ausgaben 10,292,687 Dollar, wovon allein 6,990,880 für das Kriegsdepartement, 1,310,785 für das der Marine und 1,083,143 für das der Finanzen.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 31. Dritter Jahrgang 1826. 2. August.

Briefe über den Orient.

Erster Brief.

Nach einer glücklichen Ueberfahrt von achtzehn Tagen, auf der wir keine andere Verspätung, als eine viertägige Windstille in der Nähe der Insel Sardinien hatten, kamen wir von Marseille zu Pera, in der Nähe von Konstantinopel, an. Am Ende der Vorgebirge von Kolonna und Negreponte dringt der Blick in die weite Ferne hinaus, über angenehme, mit Waldung geschmückte Hügel, bis zu den mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen. Wir sahen die Inseln Mitylena, Ipsara, Tenedos. Endlich entdeckten wir das Land von Troja, dem wir uns so sehr näherten, daß wir beinahe alle Gegenstände auf demselben erkennen konnten. Jetzt öffnete sich vor uns der Eingang der Dardanellen. Ein Kanonenschuß vom Fort entriß uns unserer Bewunderung und verkündete uns, daß nicht Alles um uns her in Frieden sei. Eine türkische Fregatte nöthigte uns zur Näherung. Der Kapitän verbarg schnell sein Geld; zwei Boote, mit einer ziemlichen Anzahl Soldaten und mehrern Offizieren bemannt, kamen zu uns, um sich zu versichern, daß wir den Griechen keine Lebensmittel oder Munitionen zuführten. Nachdem sie Alles durchsucht hatten, entfernten sie sich, und wir durften weiter schiffen.

Nach diesem gezwungenen Aufenthalt, der mehrere Stunden gedauert hatte, drangen wir weiter zwischen den Dardanellen vor, Europa zur Linken und Asien zur Rechten. Die Türkei entwickelte ihr prachtvolles Gemälde vor unsern Blicken, und ich muß besorgen, davon keinen bestimmten Begriff geben zu können. Was ihr vorzüglich einen Karakter besonderer Schönheit gibt, ist das köstliche Grün, das jede Stadt, jedes Dorf, jedes Haus umgibt. Diese letztern sind meistentheils niedrig, und roth, weiß oder grau angestrichen. Fast alle sind von Holz, mit niedrigen Dächern, und die Fenster mit durchbrochenen Laden oder Gitterwerk verschlossen. Von allen Seiten bedeckten reiche Aernten die Erde. Aus der Mitte eines jeden Dorfs ragt das zierliche Minaret einer Moschee empor, und hier und da reizende Kiosken, die durch die dichten Laubdächer der Bäume gegen die Sonnengluth beschützt werden. — Dies Schauspiel, so entzückend es immerhin sein mochte, machte mich nur um so begieriger, das berühmte Stambul zu sehen. Die Nacht zwang uns zum Verweilen. In den letzten Tagen unserer Reise war das Wetter immer heiterer geworden. Azurne Tinten färbten den Himmel, und eine Schicht weißer Wolken dehnte sich am Horizont aus, ohne ihn ganz zu umhüllen. Am andern Morgen brachte uns ein leichter Windstoß der Hauptstadt des Orients gegenüber.

Beim ersten Anblick spürt man eine Art von Enttäuschung. Die Uferumgebungen haben nichts Erstaunliches, und man ist geneigt, sich zu fragen: wo ist denn das prächtige Konstantinopel? Aber sobald man den Kanal betritt, sobald man über die Spitze des Serails hinaus ist, und die Stadt, auf dem Abhang eines großen Hügels erbaut, sich mit ihrem Amphitheater von Häusern, von denen die einen über

die andern gebaut sind, ausbreitet, wenn der Blick zugleich die Vorstädte von Pera und Galata und den Begräbnißplatz entdeckt, den ein dunkler Zypressenwald überschattet: dann fühlt man sich vom Gefühl tiefer Bewunderung ergriffen. Die meisten dieser Häuser sind freilich nur von Holz, mit vielen Fenstern, und eben nicht besonders imposant; aber die reizende Form der sie umgebenden Bäume, die unzähligen Minarets mit ihren vergoldeten Domen, von denen die Sonnenstrahlen zurückprallen, die vorzüglichsten Moscheen, deren majestätische Größe über die ganze Stadt emporragt, alle diese Gegenstände einer in Europa unbekannten Größe ergreifen die Einbildungskraft und reissen sie dahin.

Unser Schiff, das nach Odessa bestimmt war, ging dem Fluß noch einige Meilen weiter entgegen, bis nach Bugukdereh. Das war für uns eine vortreffliche Gelegenheit, dies durch seine Schönheit berühmte Dorf zu besuchen, dessen sich alle diejenigen, welche es einmal gesehen, immer erinnern. Die beiden Ufer des Flusses, dessen Breite eine englische Meile, und an den meisten Orten nur eine halbe Meile beträgt, sind mit Wohnhäusern überdeckt. Auf der einen Seite zeigt sich, mitten in einem dichten Gebüsch schwarzer Zypressen, eine Moschee vom schönsten weißen Marmor und glänzend von Vergoldung. Links erblickt man das Sommerserail des Sultans, mit seinen herrlichen Terrassen längs dem Ufer. Das Ganze dieser Landschaft vergegenwärtigt dem Geist die Gegenden von China, wenigstens so, wie die Einbildung sie sich malt.

Nachdem wir bei Bugukdereh angelegt hatten, verschaffte uns der Kapitän eine Barke, um uns nach Konstantinopel zurückzuführen. Der Tag sank, als wir das Becken betraten. Man denke sich, wenn man kann, das entzückende Gemälde, das sich vor unsern Augen enthüllte. Vor einer Reihe blendendweißer Häuser erhebt sich das Serail, dessen Grundvesten das Meer bespült. Keine architektonische Verzierung schmückt seine äussern Mauern; aber durch die bewegliche Masse der Zypressen, die es umgeben, entdeckt man seine glänzenden Dome, die manchmal über die Gipfel der Bäume emporragen. Zur Linken zeigt sich Skutari, eine der Vorstädte auf der asiatischen Seite, mit seinen weißen Moscheen. Je mehr wir uns dem Landungsplatze näherten, um so größer wurde die Zahl der Barken, die, mit reichgekleideten Türken angefüllt, neben uns vorbeieilten.

Nach den Tumult- und Mordszenen, die erst vor Kurzem in dieser Stadt sich ereignet hatten, war es einem Europäer nicht anzurathen, ohne Begleitung eines Janitscharen sich in Pera und Galata blikken zu lassen. In der letztern Vorstadt wollten wir ein Kaffeehaus betreten; aber die Türken, die sich in demselben befanden, bezeugten uns durch sehr verständliche Grimassen, wie wenig angenehm ihnen unsere Gegenwart sei. Jedermann ist hier bewaffnet, von dem Soldaten bis zum niedrigsten Pöbel; selbst die Kinder haben bereits Pistolen und ein Atagon oder Schlachtmesser, und man unterrichtet sie schon frühe in dem abscheulichen Begehen, ihre Hände in Menschenblut zu tauchen. Es ging kaum ein Tag vorüber, an dem man nicht der gezwungene Zeuge irgend einer entsetzlichen That hätte sein müssen. Keine Gnade für die armen Griechen, wo sie auch immerhin entdeckt werden mochten; die Paläste der Gesandten allein vermochten ihnen einen augenblicklichen Zufluchsort darzubieten. Die Fenster unserer Wohnung gingen auf einen mit Zypressen überdeckten Begräbnißplatz. Mit Anbruch der Nacht hörten wir rings um uns schiessen, so daß es gefährlich gewesen wäre, um diese Zeit noch auszugehen. Kaum ist noch ein einziger griechischer Bojar zu Konstantinopel geblieben. Die, welche den Mordszenen entgangen sind, haben ihr Eigenthum und ihre unglücklichen Familien in der Gewalt der Türken gelassen und sind entflohen. Das Dorf Therapia, am Bosphorus gelegen, war einst der Schönheit seiner Frauen wegen berühmt. Nichts angenehmeres für den Fremden, als an diesem Orte die Frische eines schönen Sommerabends einzuathmen. Er konnte dort nach Gefallen die griechischen Weiber der höchsten Klasse betrachten, deren lange schwarze Haare übriger Kopfschmuck kaum zu halten vermochte, deren majestätischer Anstand und deren nach den Antiken modellirt scheinende Züge in einer so vollkommenen Harmonie mit der bewundernswürdigen Natur waren. Ach, die Paläste sind jetzt verödet, und auf jene Szenen des Vergnügens ist das Schweigen der Einsamkeit gefolgt.

Ich saß eines Tages unter der Säulenhalle der Janitscharenkaserne, als zwei ausgezeichnete Griechen herbeigeschlepot wurden. Es ist unmöglich, von einem solchen Anblick nicht ergriffen zu werden. Schon ziemlich bejahrt, schritten beide mit festem Tritte vorwärts. Man las in ihren Blicken eine fast überirdische Ruhe und Resignation. Ihr Schicksal war unvermeidlich. Man hatte sie in ihrem Zufluchtsorte entdeckt und den Armen ihrer Familien entrissen, um sie zum Tode zu führen. Die Resignation, man möchte fast sagen, die Gefühllosigkeit der Griechen ist wirklich bemerkenswerth. Einer dieser Unglücklichen war entkommen; er befand sich in vollkommener Sicherheit; aber die Sehnsucht, seine Familie wieder zu sehen, hieß ihn nach einigen Wochen in seine Wohnung zurückkehren. Er wurde noch an demselben Abend zu Galata erkannt, man bemächtigte sich seiner und führte ihn ohne weiters zum Richtplatz. Ohne die geringste Ge-

müthsbewegung zu verrathen, kniete er nieder, kreuzte ruhig seine Arme über die Brust und empfing den Todesstreich. Kurz nachher ging ich über denselben Platz. Die Türken hatten, nach ihrem Gebrauch, den Kopf zwischen den Knien befestigt, so daß dieser schauderhafte Anblick allen Vorübergehenden sogleich auffallen mußte. Ich glaube nicht, daß es ein Volk gebe, welches eine größere Geschicklichkeit im Kopfabhauen hat, als die Türken. Sie thun nie mehr als einen Streich, und hauen nie fehl. Das Leben der griechischen Unterthanen wird geradezu für nichts gerechnet. Die Lage der Weiber ist in dieser Hinsicht vielleicht der der Männer vorzuziehen, ausgenommen wenn sie schön sind. In diesem Fall sind sie bestimmt, die Harems zu bevölkern, und sie werden zu Sklavinnen dieser Barbaren erniedrigt, während diejenigen, denen es an körperlichen Reizen gebricht, gänzlich unbeachtet bleiben. Eine junge Griechin von entzückender Schönheit wurde im Bazar zu Konstantinopel von einem armenischen Kaufmann um 20,000 Piaster feilgeboten. Sie war die Gefangene eines Pascha, der diese Summe dem Armenier schuldig war, und der sie ihm zur Tilgung seiner Schuld überließ. Während der Plünderung von Hiraly, einer griechischen Stadt auf der Küste von Kleinasien, ermordeten die Türken alle Männer, und sparten nur die schönsten Weiber für ihre Harems auf, alle übrigen wurden stück- oder dutzendweis um 50 Piaster verkauft. Zu Smyrna habe ich mehrere Magazine der englischen Kaufleute mit griechischen Weibern jeden Ranges und Alters angefüllt gesehen, die sich höchst glücklich schätzten, augenblicklich den Händen ihrer Ehrenschänder und Mörder entgangen zu sein.

Zu Stambul selbst hat der Anzug der Frauen durchaus nichts Angenehmes. Sie sind mit weiten Kleidern bedeckt, die ihnen bis auf die Fußspitzen reichen, und der ganze untere Theil des Gesichts ist mit einem dichten weißen Schleier verhüllt. Die Blässe ihrer Züge, ihre schwarzen, durchdringenden Augen, die man ganz nahe über dem Schleier erblickt, geben ihnen das Ansehen von Fantomen.

Derselbe Fall findet nicht mit der Kleidung der Männer statt. Ihr Reichthum und ihre Mannichfaltigkeit gefallen dem Auge und erhöhen noch den edeln Anstand dieses Volks, eines der schönsten Europa's. Vorzüglich während des Bairamfestes zeigen sie einen großen Luxus. Vom Fürsten bis zum gemeinsten Bauer legt Jeder seine prachtvollsten Kleider an. Sie haben größtentheils ein offenes Gesicht, eine gerade Nase, ein rundes Kinn und einen sehr wohlgebildeten Mund. Zwei dicke Augenbraunen bedecken die schwarzen, runden, flach auf dem Kopfe liegenden Augen. Ihr Gang ist langsam und hat etwas Majestätisches. Ihr flatterndes Kleid, das sehr kräftige Glieder umgibt, vermehrt noch den Adel ihres Anstandes. Die Türken bringen oft den größten Theil des Tages damit zu, unter freiem Himmel auf Sopha's zu ruhen. Wer sie so unbeweglich und mit gebeugtem Haupte, einen langen weißen Bart über die Brust herabreichend, sitzen sieht, dürfte sich in die Zeit des alten Roms zurückversetzt glauben, als die Gothen, in das Forum eindringend, erstaunt vor den Senatoren stehen blieben, die sie für Bildsäulen hielten.

(Beschluß folgt.)

Taganrog, Kertch und die umliegende Gegend.

Die Stadt Taganrog, die in der Geschichte Rußlands durch den Tod Kaiser Alexander des Ersten eine große Bedeutsamkeit gewonnen hat, liegt auf einer hohen Erdzunge, die weit in das azowsche Meer hinausragt, unter 47° 12′ 3″ der Breite und 56° 19′ 30″ der Länge. Ihr Hafen am azowschen Meere, das durch die Meerenge von Tamen oder Yenikale mit dem schwarzen Meere in Verbindung steht, ist sehr bequem und die Schiffe finden in ihm in jeder Jahreszeit einen sichern Zufluchtsort gegen die Stürme. Außer den guten, erst ganz neuerdings erbauten beträchtlichen Festungswerken, welche die Stadt vertheidigen, hat sie auch noch eine Zitadelle, in welcher sich die Hauptkirche befindet. Sie hat außerdem noch zwei andere Kirchen, ein Spital für die Marine, einen großen, von Kaufladen umschlossenen Bazar und eine Bevölkerung von ungefähr zehntausend Seelen.

Früher war Taganrog nur ein elendes tatarisches Fischerdorf. Peter der Große, von der Schönheit des Klima's, und vielleicht mehr noch von der günstigen Handelslage angezogen, beschloß 1696 an seiner Stelle eine Stadt zu gründen. Die Unfälle des Feldzugs von 1711, durch einen Frieden beendigt, den er sich genöthigt sah, zu seinem Nachtheil mit den Türken am Pruth abzuschliessen, verzögerte die Ausführung der großen Entwürfe des Zaar. Sie wurden erst unter der Regierung der Katharina II wieder aufgenommen, aber erst unter Alexander beschäftigte man sich thätig damit. Bei seiner Thronbesteigung war Taganrog fast wieder in seinen alten Zustand zurückgesunken. Aber von diesem Zeitpunkte an gewann Alles eine andere Gestalt. Es wurde eine Bank, eine Gesundheitskommission und eine Quarantaine gestiftet, und ein besonderer Gouverneur ernannt. Industrie und Handel nahmen bald einen großen Schwung. Die Bevölkerung nahm sehr schnell zu, und viele fremde Kaufleute liessen sich in der neuen Kolonie nieder. Die Seemächte schickten ihre Konsuln hierher, um die In-

teressen des Handels und der Schiffahrt ihrer Nationen zu bewachen. Die Ringmauer mußte sehr erweitert werden, und man erbaute an der Börse eine große Menge Magazine, die über zehn Millionen Rubel kosteten. Man verdankt diese schnelle Zunahme unstreitig der glücklichen Lage des Hafens, der sich an der Mündung des Don und in geringer Entfernung von der Wolga befindet. Kein anderer Hafen des schwarzen Meeres kann sich gleicher Vortheile rühmen. Diese beiden Ströme führen ihm zu gleicher Zeit die reichen Erzeugnisse aus dem Innern Rußlands zu, und verbreiten im Austausche in den umliegenden Gegenden alle europäischen Kaufmannswaaren, deren sie bedürfen. Deshalb besuchen die fremden Schiffer auch lieber den Hafen von Taganrog, als alle übrigen des schwarzen Meeres. In den letzten zehn Jahren wurde die Einfuhr auf sechszig, und die Ausfuhr auf mehr als achtzig Millionen Rubel angeschlagen.

Wenn Rußland es so weit gebracht haben wird, seine Handelsverbindungen mit Iran, Turkestan und andern benachbarten Ländern Asiens dauerhaft zu machen, wie es dazu gegründete Hoffnung zu haben scheint, weil es alljährlich Gesandte oder diplomatische Handelsagenten in das Innere dieser ausgedehnten Gegenden schickt, so dürfte Taganrog, als Zentralpunkt eines unermeßlichen Handels, leicht eine der wichtigsten Städte im südlichen Theile des großen Reichs und die Niederlage aller Handelsartikel des Orients und des Norden werden. Was noch mehr ihren unmittelbaren Wohlstand befördern dürfte, das wäre die Ausführung des alten Plans, einen breiten Verbindungskanal zwischen dem Don und der Wolga zu erbauen [1]).

Die mit den nach Taganrog bestimmten Kaufmannswaaren beladenen Barken gehen jetzt auf der Wolga bis nach Dubowna, wo sie ausgeladen werden, und von wo man die Fracht auf kleinen Wagen nach Kascholinskaja, am Ufer des Don, transportirt. Die Entfernung von einem Ort bis zum andern beträgt 60 Werst (15 Stunden). Von dem letztern, wo sie wieder eingeschifft werden, gehen sie den Don abwärts bis Rostow, wo sie aufs neue auf größere Schiffe umgeladen und durch diese bis in die Magazine von Taganrog geschafft werden. Einige Barken von Rostow gehen auch ganz bis Taganrog, wo sie sodann verkauft und als Brennholz gebraucht werden; ein Artikel, der in diesem Hafen sehr theuer ist, weil es in der Umgebung der Stadt weder Waldungen, noch beinahe selbst einzelne Bäume gibt. Diese ganze Gegend bildete ehemals nur eine ungeheure Steppe, auf welcher das Auge keinen Ruhepunkt fand und wo herumirrende Hirten ihre unzähligen Schaf-, Pferde-, Büffel- und andere Hornviehheerden weiden liessen. Jetzt ist diese Steppe größtentheils bebaut. Statt der beweglichen Felder der Nomaden erblickt man von Mauern umgebene Meierhöfe und Dörfer. Aber ausser einigen Fruchtbäumen, welche die Regierung längs den Landstraßen pflanzen hat lassen, ist Alles noch baumleer. Hin und wieder findet man, in ziemlich großer Entfernung von einander, einige von Sand oder aufgehäuften Kieselsteinen gebildete Hügel, die wahrscheinlich von Menschenhand geschaffen wurden, und auf denen, nach der Tradition des Landes, ehemals tatarische Tempel sich befanden. Die Nachgrabungen, welche man angestellt hat, haben zu keiner andern Entdeckung, als zu der einiger unförmlich ausgehauenen steinernen Götzenbilder geführt, die man als die geringen Ueberbleibsel eines hohen, unzivilisirten Alterthums betrachten kann. Ausserdem hat man noch einige alte, unregelmäßige Festungswerke bemerkt; aber bis jetzt hat sich noch keine Spur gezeigt, daß dieser Boden jemals bewaldet gewesen.

Das azowsche Meer, dessen Ufer größtentheils aus Felsen bestehen und das sehr gefährliche Untiefen hat, ist auch noch heftigen Unwettern ausgesetzt. Wenige Jahre gehen vorüber, in denen nicht zehn oder zwölf Schiffe darauf umkommen. Indessen hat die russische Regierung in der letzten Zeit der Schiffahrt den wichtigen Dienst geleistet, an den gefährlichsten Stellen Leuchtthürme zu erbauen, und man darf nun erwarten, daß die Unglücksfälle minder häufig sein werden. Der wichtigste Fanal ist der von Biedoraskana, 150 Werst von Taganrog entfernt.

Kertch, oder nach den russischen Geographen Kiertsch, ist eine erst neuerdings gegründete Stadt mit einem vortrefflichen Hafen, in der Halbinsel dieses Namens, nahe bei den Ruinen des alten, opulenten Pantikapaions oder Pantikapees, und auf der Straße von Yenikale. Die Halbinsel von Kiertsch, ehemals

[1]) Um diese Verbindung zu Stande zu bringen, brauchte man nur durch einen nicht gar langen Kanal die beiden Flüsse, die Kamischenka und Ilawla, welche erstere sich in die Wolga und die andere in den Don ergießt, zu vereinigen. Bedeutende Arbeiten sind in dieser Hinsicht bereits unternommen, aber größtentheils unausgeführt gelassen worden, wie das sehr häufig in Rußland geschieht. Nachdem man mit bewunderenswürdigem Eifer begonnen und bereits große Summen auf irgend eine nützliche Unternehmung verwendet hat, darf nur ein Provinzgouverneur oder sonst ein angesehener öffentlicher Beamter etwas dagegen auszusetzen finden, um sogleich die Arbeiten zu unterbrechen und den dazu bestimmten Summen eine andere Richtung zu geben. Dieser Fall tritt vorzüglich häufig ein, wenn so etwas in einer großen Entfernung von der Hauptstadt, und nicht mehr unter der obersten Bewachung des Monarchen unternommen wird.

Cybermika genannt, iſt bedeutend über die Oberfläche des ſchwarzen und azowſchen Meeres erhaben, und dringt ſehr weit in dies letztere vor. Nahe bei Azow, zwiſchen den Städten Kaffa und Kiertſch, findet man die Ueberreſte alter Wälle und Graben, die als Grenzlinie zwiſchen dem Königreich des Bosphorus und dem Lande der Cherſoniten dienten.

Die Stadt Kiertſch enthält ungefähr 4000 Einwohner, von denen ſich ſchon die meiſten unter der Regierung Katharina II hier niedergelaſſen haben. Der Kaiſer Alexander hat hier wichtige Arbeiten unternehmen laſſen und ihr die Rechte eines Freihafens verliehen. Die Stadt iſt am Fuße einer niedrigen Hügelkette erbaut, in welcher der höchſte Punkt der Stuhl Mithridats genannt wird Dieſer unermüdliche Feind der Römer ſtarb in dem nahen Pantikapaion.

Der Hafen von Kiertſch befindet ſich im Hintergrunde einer Bucht, die eine Stunde im Umfang meſſen mag, und die zum Theil durch eine Erdzunge gebildet wird, welche von der Halbinſel weit in das Meer hinausreicht. Am Fuße der von den Ruſſen erbauten Zitadelle befinden ſich die Pfeiler einer alten Brücke, die den Hafen in zwei Theile ſcheidet. Die Schiffe finden darin einen ſichern Ankerplatz, der in allen Jahreszeiten gleich bequem und gegen heftige Stürme geſchützt iſt. Eine Sandbank, die weit in den Meerbuſen von Azow hinausreicht, dient noch dazu, die Wuth der Wellen zu beſchränken, und die Schiffe, die aus dem ſchwarzen Meere kommen, können ohne Unterbrechung ſich hier ihrer Ladungen entledigen und andere im Hafen von Kiertſch einnehmen.

Die Umgebungen bieten dem Reiſenden zahlreiche Ueberreſte alter Denkmäler, mächtiger Ruinen von den Zeiten der Hellenen, die ſich im tauriſchen Cherſones niederlieſſen, und andere Trümmer dar, welche an die Beherrſchung der blühenden Republiken Venedig und Genua erinnern, die nach und nach die Krimm ſich unterworfen hatten. Dieſe ehrwürdigen Ueberreſte, die größtentheils aus dem hohen Alterthum herrühren, ſind nur wenig von neuern Beobachtern beſucht worden, und man hat noch keine genügende Beſchreibung derſelben. Die Tataren, welche dieſe Gegend bewohnen, vegetiren in einer vollkommenen Unwiſſenheit und Apathie. Der Landbau ſelbſt iſt ſehr vernachläſſigt, obgleich kein Theil der Krimm mehr hervorzubringen im Stande ſein dürfte, als eben dieſer. Der Boden iſt eben ſo fruchtbar als reich. Aber die Trägheit der Tataren macht, daß ſie viel lieber dem Hirtenleben als dem Ackerbau ſich widmen. Deshalb ſind auch die fetten Wieſengründe und Triften rings um Kiertſch von Pferden, Ochſen, Kühen, Büffeln, und vorzüglich von unzählbaren ſchwarzen Schafheerden überdeckt, die man unter dem Namen der aſtrakaniſchen Hämmel kennt[1]). Man ſieht auch Kameele, und einige tatariſche Mirza's haben deren eine große Menge. Die ſchönen Ziegen von Aſtrakan und Angora gedeihen ebenfalls gut. Alle dieſe Thiere bleiben ein Jahr lang in der Ebene, haben durchaus kein Obdach und bedürfen überhaupt weniger Pflege.

Das Wildpret iſt nicht beſonders häufig; aber der Fiſchfang iſt beträchtlich, vorzüglich im azowſchen Meere, wo man ſehr viele Störe von verſchiedenen Gattungen fängt, von denen die mit rothen und transparenten Rücken die beliebteſten ſind. Man trocknet ſie, ſo wie ihre geſalzenen Eier, an der Sonne, und macht aus letztern den Kaviar, deſſen Verbrauch im Innern Rußlands, in Griechenland und Italien auſſerordentlich groß iſt. Das Salz iſt noch eins der wichtigſten Erzeugniſſe dieſes Landes. Es gibt mehrere Salzſeen in der Krimm. Der nahe bei Kirtſch wird auf folgende Art ausgebeutet. Das Salz bildet ſich vom Juni bis zum Auguſt. Durch die große Hitze verdünſtet das Waſſer des Sees nach und nach, und eine dicke Salzkruſte bleibt zurück. Die geringe Tiefe des Sees und die Feſtigkeit des Bodens läßt es zu, daß man in ſein Bett ſelbſt mit großen, mit Ochſen beſpannten Fuhrwerken ſich begeben und das Salz mit hölzernen Spaten aufſchütten und einladen kann. Aber man kann nie alles fortſchaffen, weil die Regenzeit wieder ſchnell hereinbricht und das Becken anfüllt. Lange Reihen von Salzwagen gehen ſodann in das Innere Rußlands, in die Ukraine und in die benachbarten Provinzen ab. Ein großer Theil dieſes Produkts wird auch nach Kleinaſien und Konſtantinopel ausgeführt.

Die ruſſiſche Regierung hat dem Hafen von Kiertſch dieſelben Freiheiten, wie denen von Odeſſa, Taganrog und Kaffa zugeſtanden, und man kann mit Gewißheit annehmen, daß er in wenigen Jahren eine große Wichtigkeit erlangt haben wird. Er hat den eigenthümlichen Vortheil, dem Lande der Scherkeſſen, der Awſchaſſen, und anderer unabhängigen Völker des Kaukaſus nahe zu ſein, mit denen er beinahe ausſchließlich Handel treibt. Im Austauſche der Landeserzeugniſſe, vor-

1) Die Race der grauen Schafe wird vorzüglich geſchätzt, und die Felle der jungen Lämmer ſind der Gegenſtand eines ſehr beträchtlichen Handels. Dieſe Race gedeihet gut in den Steppen der Krimm, wo mehrere Salzpflanzen ſich befinden. Die Verſuche, die man gemacht hat, ſie an andere Orte zu verſetzen, ſind bis jetzt nicht durch den Erfolg gekrönt worden, und die Gattung iſt bald ausgerottet. Der gewöhnliche Preis eines Felles iſt 3 Rubel und manchmal auch mehr. Es werden jährlich mehr als 300,000 aus der Krimm ausgeführt, ſo wie 60,000 bis 80,000 ſchwarze Lämmerfelle; jedoch ſind dieſe letztern bei weitem nicht ſo ſehr geſchätzt.

züglich des Salzes, wofür sie, nach den vom Kaiser Alexander im J. 1821 ihnen zugestandenen Privilegium, zehn Jahre lang keinen Ausgangszoll zu bezahlen haben, bringen die Kaufleute von Kiertsch Pferde von der aus dem Innern Persiens gezogenen Race, Pelzwerk, Zinn, Wachs, Honig, Holz, getrocknete Früchte u. s. w. zurück.

Man besucht mit vielem Interesse die Ruinen der beiden alten Städte Pantikap und Nymphaion, die man in geringer Entfernung von Kiertsch erblickt, so wie die von Kimmeria und Schangoria, auf der Insel Taman, welches ehemals durch ihren Handel und ihre Industrie blühende Städte waren. Man findet auch noch altes, unter der Benennung Cyclopäum bekanntes Gemäuer, dessen Dauerhaftigkeit bis jetzt der Zerstörungswuth der Muselmänner widerstanden hat. Nachgrabungen im Innern würden ohne Zweifel zu Entdeckungen von hohem Interesse führen. Einige Nachforschungen, jedoch nur von Privatleuten und mit geringen Mitteln unternommen, haben bereits den Erfolg gehabt, aus den Trümmern dieser Städte eine große Menge von Säulen, Basreliefs, Medaillen, Münzen und andern Ueberbleibseln des Alterthums hervorzuziehen. Es möchte wünschenswerth sein, daß die russische Regierung unterrichteten Archäologen die Sorge der Nachgrabung übertrüge, und in einem dem Publikum geöffneten Museum die verschiedenen Gegenstände ausstellte, welche dieses Land noch in seinem Schooße verbirgt. Was bis jetzt geleistet und entdeckt worden, ist nur von geringem Nutzen für diejenigen, welche Künste und Wissenschaften kultiviren.

Die Turnübungen von Clias in England.

Nachdem ich eine Reihe von Jahren hindurch Lehrer gewesen war, und besonders in einigen höhern Schulen Deutschlands und in den berühmtesten Erziehungsanstalten der Schweiz die gymnastischen Uebungen nach der Methode der Hrn. Jahn und Guthsmuths eingeführt hatte, kam ich vor etwa zwei Monaten nach England. Hier suchte ich die Bekanntschaft des Hrn. Kapitän Clias zu machen, und nachdem mir dies gelungen war, besuchte ich öfter diejenigen königlichen Anstalten, in denen Hr. Clias nach eigener Methode die gymnastischen Uebungen eingerichtet hat. Der Eindruck, den alle seine Anordnungen auf mich machten, war von der Art, daß ich mich gedrungen fühle, mein Urtheil darüber öffentlich auszusprechen.

Daß auch Hr. Clias, wie alle andern Männer, die diese Uebungen angeordnet und empfohlen haben von dem Grundsatz der Erziehung ausgeht: der Mensch besteht aus Leib und Seele, und beide müssen gleichmäßig und so vielseitig als möglich ausgebildet werden, damit, nach dem Ausspruch eines alten Weisen, mens sana sit in corpore sano — das versteht sich von selbst, und eben so, daß die Hauptübungen im Wesentlichen mit denen der Hrn. Jahn und Gutsmuths übereinstimmen. Aber seine Anordnungen des Einzelnen, die strenge naturgemäße Reihenfolge der Uebungen, und dabei die Berücksichtigung der Bestimmung der Schüler in den verschiedenen Anstalten, verdient besondere Aufmerksamkeit. Vor allem sind diejenigen Uebungen, die keiner besondern Geräthschaften bedürfen, und die man in der Gymnastik Vorübungen nennt, von Hrn. Clias so angelegt, daß eine große Anzahl Schüler in einem kleinen Raum von einem einzigen Lehrer zweckmäßig beschäftigt werden können. Diese Vorübungen dienen hauptsächlich dazu, Arme und Beine zu stärken, Gelenksamkeit und Schnellkraft in ihnen zu erzeugen, den Körper an Ausdauer zu gewöhnen, und ihn hiemit zu den übrigen Uebungen vorzubereiten; und sie sind von Hrn. Clias so vervollständigt und wohlgeordnet, daß es dann nur wenig bedarf, um die zusammengesetzten Uebungen beim Voltigiren u. s. w. zu erlernen. Hr. Clias legt ein besonderes Gewicht auf diese Uebungen, und nach meiner Ansicht auch mit Recht, denn sie können am leichtesten allgemein gemacht, und auch in Schulen, wo kein Fond da ist zur Anschaffung der nöthigen Gerätschaften, eingeführt werden. — Dann sind aber auch die übrigen Uebungen in einer sehr zweckmäßigen Reihenfolge angelegt, und alles zu sehr in die Augen fallende, was den Schüler etwa zur Eitelkeit verleiten, oder Veranlassung geben könnte, die Gymnastik mit der Seiltänzerei zu vermischen, gänzlich von den Uebungen entfernt. Was die Rücksicht betrifft, die Hr. Clias auf die spezielle Bestimmung seiner Schüler nimmt, so wird z. B. ohne Vernachlässigung der übrigen Uebungen in der Anstalt zu Woolwich, worin reitende Artillerie gebildet wird, ein besonderes Gewicht auf das Voltigiren gelegt; in der Schule zu Chelsea aber, die auf den Liniendienst vorbereitet, vorzüglich darauf gesehen, daß Ausdauer im Gehen und Laufen, Geschicklichkeit im Springen über Graben und Höhen, Gleichförmigkeit, Genauigkeit und Kraft in den Bewegungen erlangt werde; in der Matrosenschule zu Greenwich dagegen ist das Hauptaugenmerk auf das Schwimmen, auf das Klettern an Tauen und Masten und das schnelle Schwingen von einem Tau und einem Mast zum andern gerichtet. Auch Hrn. Clias Behandlung der Knaben verdient Erwähnung. Obgleich die Uebungen anstrengend und ermüdend sind, so verlieren doch selbst die von Natur trägen Knaben die Lust dazu nicht, und freudig kommen alle gesprungen, wenn die Uebungszeit beginnt.

Möchten doch diese Uebungen, die von den größ-

ten Erziehern als ein so wichtiges Bildungsmittel, und von den Aerzten als eine so vortreffliche Arznei zur Erhaltung und Stärkung der Gesundheit anempfohlen sind, in allen Erziehungsanstalten eingeführt werden. Aber freilich müßte es geschehen von Männern, die nicht bloß die Uebungen in ihrem Zusammenhang kennen und können, sondern die auch nie den hohen Zweck derselben aus den Augen lassen, und die Erziehungskunst wahrhaft studirt haben; die in den Schülern Lust und Liebe zur Sache zu erwecken, und bei Bewahrung der Bescheidenheit Kraft, Vertrauen, Muth und festen Willen in den Jünglingen zu begründen wissen. Dann erst wird der große Zweck dieser Uebungen vollständig erreicht, und die Erfahrung hat es mehrfach bewiesen, daß nicht nur die Knaben, welche die Eifrigsten bei den gymnastischen Uebungen sind, auch als die fleißigsten Schüler in ihren übrigen Unterrichtszweigen befunden werden, sondern daß auch mit vorher nachlässigen, leichtsinnigen und moralisch schon etwas verderbten Knaben, wenn der geschickte Lehrer der Gymnastik sie einmal für diese Uebungen zu gewinnen wußte, auch in ihrem ganzen übrigen Leben eine auffallende vortheilhafte Veränderung vorgeht. Und da ich den Versicherungen des Hrn. Elias vollen Glauben beimessen kann, so hat sich dieses auch in den Anstalten, wo er die gymnastischen Uebungen einführte, hinlänglich bewährt.

Die neuen Entdeckungen in Afrika, in den Jahren 1823 und 1824.

(Fortsetzung.)

Die Garde des Scheik ist eine unter den Tapfersten seiner Armee ausgewählte Truppe. Diese Krieger tragen eiserne Panzerhemden; Einige haben auch Helme oder Kappen von demselben Metall. Ihre Panzerhemden sind von hinten offen, und hangen von beiden Seiten über ihr Pferd herab. Man ist erstaunt, im Innern Afrika's fast alle Stücke der alten Bewaffnung von Reiter und Roß wiederzufinden, wie sie vor der, durch die Erfindung des Pulvers bewirkten Umgestaltung war. Der Gebrauch der Panzerhemden war im Orient, bei den Georgiern und Zirkassiern, die sie den Mamelucken in Aegypten mitgetheilt haben, fast allgemein. Der Doktor Meyrick hat beobachtet, daß die Basreliefs der trajanischen Säule Parthen darstellten, die, so wie ihre Pferde, mit aus eisernen Schuppen zusammengesetzten Rüstungen bedeckt waren, die eine große Aehnlichkeit mit denen der Garde des Scheik von Bornu hatten, und daß auch die Helme dieser letztern mit denen der Parthen übereinstimmend waren. Da die Römer ebenfalls eine auf solche Weise bewaffnete Reiterei hatten, so begreift man sehr leicht, daß sie in allen den Ländern nachgeahmt werden konnten, die ihrer Herrschaft unterworfen waren, und selbst auch von den benachbarten Völkern, die sie nicht unterjochen konnten. Nach Burckhardts Aussagen sind dergleichen Rüstungen überall an den Ufern des Nil und des Bahr el Abiad im Gebrauch.

Die Vorstellung der Reisenden bei El Kanemy, Scheik des Korans, oder Scheik der Lanzen (er gibt sich diese beiden Titel), hatte nichts Merkwürdiges; aber seine zuvorkommende Gastfreundschaft war der Truppe nach ihrer langen, ermüdenden Reise höchst angenehm. Man schickte ihr junge Ochsen, mehrere Kameellasten Reis und Weizen, Schläuche voll Butter, Krüge mit Honig u. s. w. Nachdem sie eine Woche lang ausgeruht hatten, begaben sie sich nach Birnie, um den Sultan zu besuchen. Diese Residenz des Titularbeherrschers von Bornu ist 16 oder 18 englische Meilen (6 bis 7 Stunden) von Kucka. Der Scheik, dem das Land seine Unabhängigkeit verdankt, weil er die Fellaten aus demselben vertrieben, hat den Thron demjenigen gelassen, den die Rechte seiner Geburt darauf beriefen; aber er hat sich alle Gewalt vorbehalten. Bevor sie zur Audienz des Sultans zugelassen wurden, gab man ihnen ein Mahl von 70 Schüsseln, womit man bequem 400 Personen hätte sättigen können. Die Gerichte bestanden aus Geflügel, gekochtem und gebratenem, bereits zerschnittenem Hammelfleisch. Vormittags führte man sie vor diesen Schatten-Souverain. Sein Hof war versammelt. Ungefähr dreihundert Personen hockten vor ihm, und kehrten ihm den Rücken zu.

„Er war in einer Art Vogelbauer, nahe am Eingang seines Gartens. In einer gewissen Entfernung war die Erde rings um ihn her mit seidenen Stoffen bedeckt. Die Höflinge bildeten einen Halbzirkel, der sich bis zu der Stelle ausdehnte, wo wir erwarteten, daß der Zeremonienmeister uns vor Seine schwarze Majestät führe. Nichts Lächerlicheres, als einige der Gesichter, die wir vor den Augen hatten. Der Sultan regiert nur mit Erlaubniß des Scheik, der nicht allein die ganze wirkliche Gewalt, sondern auch eine große Popularität hat. Man vergnügt den sogenannten Monarchen dadurch, daß man seine Narrheiten und seine Vorliebe für den veralteten Aberglauben duldet. Er will keine andern Höflinge haben, als solche, die mit einem dicken Kopf und dicken Bauche ausgestattet sind. Die, welche diese Eigenschaften nicht von der Natur erhalten haben, suchen sie sich, falls sie um eine Stelle sich bewerben, durch Kunstmittel zu verschaffen. Auf den Spazierritten sieht man die dicken Wänste mit Grazie auf dem Sattelknopf ruhen. Ein Dutzend Hemden von verschiedenen Farben vermehrt noch diesen Anschein der Wohlbeleibtheit. Der

Kopf ist mit einer ungeheuern Menge meistentheils weißer Leinwand umwickelt, und auf diese Art gibt man ihm einen sehr großen Umfang. Der Turban ist mit Amuletten geschmückt, die sich in einem kleinen, rothen, ledernen Beutel befinden. Das Pferd ist damit noch besser versehen, denn es hat dergleichen am Hals, am Kopf, und rings um den Sattel."

Auf der Rückreise besuchten die Engländer Angornu, die größte Stadt von Bornu. Sie hat eine Bevölkerung von ungefähr 30,000 Seelen, und ist der vorzüglichste Markt des Königreichs.

„Der öffentliche Markt wird jeden Freitag gehalten, und auf ihm finden sich manchmal bei achthundert Kaufleute ein, wenn ringsum Friede ist. Aber täglich ist noch ein anderer Markt, auf einem offenem Platz, im Mittelpunkte der Stadt, wo Fische, Fleisch und Geflügel im Ueberfluß, aber kein anderes Gemüse, als Tomaten und Zwiebeln, feilgeboten werden. Die Weiße meiner Haut war ein Gegenstand des Erstaunens, des Mitleidens und des Entsetzens. Eine Menge Neugieriger folgte mir, wenn ich den Markt besuchte, Andere ergriffen die Flucht, sobald sie mich bemerkten. Die Weiber waren so ausser sich, daß sie ihre Plätze und ihre Waaren verliessen, und Alles über den Haufen rannten, was ihnen in den Weg kam. Andere, die etwas muthiger sein mochten, blieben starr und unbeweglich stehen, und betrachteten mich mit einer unbeschreiblichen Angst; aber sobald ich mich ihnen nähern wollte, eilten auch sie mit Blitesschnelle davon."

Ein Aufenthalt von einigen Wochen zu Kucka ließ endlich die wahren Beweggründe entdecken, die den alten Pascha von Tripoli bewogen hatten, den englischen Reisenden eine so zahlreiche Begleitung mitzugeben. Buh-Kalum, der Befehlshaber derselben, war beauftragt, mit dem Scheik einen Vertrag abzuschliessen, um auf gemeinschaftliche Kosten eine „Grazie" zu unternehmen, d. h. einen Streifzug zu machen, und mit bewaffneter Faust eine Negeraushebung oder Jagd zu veranstalten, von welcher sich der Pascha für seinen Theil 2000 oder 3000 Sklaven versprach. Obgleich der Scheik sich nicht gern zu einer so abscheulichen Expedition verstand, so gab er doch endlich, vielleicht aus irgend einer politischen Rücksicht, nach, und verpflichtete sich, ein Korps von 3000 Plünderern zu stellen, über welche er seinem Lieblingsgeneral, Barka-Gana, den Oberbefehl übertrug. Dieser war ursprünglich ein in Sudan geborener Sklave, ein Mensch von ausserordentlicher Tapferkeit. Seine Manieren waren angenehm, wie die seines Gebieters. Der Maior Denham wollte ihn auf seiner Expedition begleiten, um zu beobachten, was sich auf derselben ereignen würde. Er beschreibt den Marsch durch ein mit Wäldern bedecktes Land folgendermaßen:

„In diesem Theil Afrika's lassen die Anführer sich immer von einer ziemlich großen Menge Diener zu Pferd und zu Fuß begleiten. Einige derselben waren in unserer Nähe, und machten den Marsch leichter und regelmäßiger. Barka-Gana hatte hinter sich fünf Reiter, von denen drei Trommeln hatten, die um ihren Hals befestigt waren, und auf welche sie von Zeit zu Zeit schlugen, um ihre Gesänge aus dem Stegreife damit zu begleiten. Ein Vierter hatte eine kleine Rohrflöte, und der Fünfte ein Büffelhorn, mit dem er einen ernsten und schallenden Ton ausstieß, wenn wir durch ein Gehölz kamen. Vor uns her schritten zwölf Jäger zu Fuß, die zugleich unsere Führer, unsere Schanzgräber und Sappirer waren. Sie hatten lange Gabeln, mit denen sie mit vieler Geschicklichkeit die Zweige abwendeten, die uns hätten im Wege sein können Ohne ihren Beistand würden wir nicht im Stand gewesen sein, durch diese Wälder zu dringen. Ihr Zuruf war uns nicht weniger nützlich, als ihre Arbeiten. Einige ihrer gewöhnlichsten Sprüche waren bei solchen Gelegenheiten folgende: Hütet euch vor den Löchern. — Wendet die Zweige ab. — Kommt hieher. Entfernt Euch vom Tulloh. Seine Zweige sind wie Lanzen; schlimmer als Lanzen. — Achtung. — Barka-Gana ist wie ein Wetterstrahl im Streit. Barka-Gana führt uns nach Mandara, und von dort zu den Kardien. — Bald werden wir mit den Lanzen streiten. — Wer ist unser Feldherr? Barka-Gana. — Hier ist eine Pfütze; aber es ist kein Wasser darin. — Ehre sei Gott. — Im Streit verbreitet Barka-Gana den Schrekken um sich her, wie ein wüthender Büffel u. s. w.

Die vom Scheik gegebenen 3000 Mann waren Reiter, mit Ausnahme von ungefähr 80 arabischen Infanteristen. Als sich diese Truppe der Hauptstadt von Mandara, Mora genannt, näherte, kam ihr der schwarze Sultan dieses Landes entgegen.

„Wir mochten ungefähr noch eine Meile von dieser Stadt entfernt sein, als wir den Sultan, von einer Abtheilung seiner Kavallerie, die aus 500 Mann bestehen mochte, umringt, erblickten. Er befand sich auf der Spitze eines runden Hügels. Einige Abtheilungen der Unserigen machten Miene, die Truppe des Sultans von vorne anzugreifen, und durch eine rasche Wendung ihr zugleich in den Rücken zu kommen. Die Soldaten von Mandara waren sehr wohl gekleidet. Ihre dunkelblauen, roth und gelb besetzten Kleider machten einen sehr hübschen Effekt. Ihre Köpfe waren mit großen weißen oder dunkelfarbigen Turbans bedeckt. Ihre Pferde waren sehr schön, und sowohl in Hinsicht der Größe, als der Stärke, denen von Bornu bei weitem überlegen. Die Reiter waren sehr geschickt, und sie manövrirten mit großer Genauigkeit. Die Garde des Sultans bestand aus seinen dreißig Söhnen, in

seidenen Kleidern, und sehr wohl beritten. Die Schabracken ihrer Pferde waren von Panther- und Leopardenhäuten, die auf beiden Seiten herabhingen. Als unsere Detaschemente wieder zur Ordnung gebracht waren, näherten wir uns dem Sultan im Galopp. Man besprach sich, und nachdem Bub-Kalum die Ursache unsers Besuchs erklärt hatte, nahmen wir wieder unsere frühere Stellung ein. Indessen zog sich der Sultan in die Stadt zurück; vor ihm her zog eine kriegerische Musik, welche aus Instrumenten bestand, die mit Muscheln geschmückt, und unsern Klarinetten nicht unähnlich waren. Andere waren wirkliche Riesentrompeten, und bestanden aus einer großen Menge ausgehöhlter Hölzer, die an einander befestigt, und mit einem kupfernen Mundstück versehen waren. Ihre gewöhnliche Länge betrug nicht weniger als 14 Fuß. Ihr Schall war nicht unangenehm.

Rings um Mora waren alle Höhen mit kirdischen oder kaffirischen Dörfern besetzt, auf welche Bub-Kalum und seine Araber gierige Blicke warfen, indem sie sich zuriefen: Das stände uns an! Aber der Sultan schien nicht geneigt zu sein, eine Jagd in seinem Gebiete, und zwar in dem besten Theil desselben, zu erlauben. Demungeachtet verbreitete unser Heer, das im Grund des Thals bivouakirte, in jenen unglücklichen Dörfern ein nicht geringes Schrecken. Viele Einwohner derselben ergriffen die Flucht, Andere kamen nach Mora, brachten Geschenke, und baten, daß man ihrer schonen möge.

Die Bewohner von Mosgu übersandten dem Sultan ein Geschenk von zweihundert der Ihrigen, nebst fünfzig Pferden. Ungefähr dreißig Reiter begleiteten diese Huldigungsgabe. Ihre Pferde waren klein, aber sehr wohl gebaut. Die Gesichter und die Kleidung der Menschen waren höchst auffallend. Ich sah sie aus dem Palast des Sultans treten, und sie wiederholten dieselbe Zeremonie, welche sie bei ihrem Eintreten beobachtet hatten. Sie legten sich flach auf die Erde, streuten Sand auf ihr Haupt, und stießen das kläglichste Geschrei aus. Die Reiter, sämmtlich Oberhäupter der Stämme oder Vorsteher der Dörfer, hatten eine Ziegen- oder Leopardenhaut, die über ihre linke Schulter geworfen war, und deren Kopf sich auf ihrer Brust befand, als einzige Bekleidung. Mit dem übrigen Theil war der Körper bis auf die Lenden umgeben. Die Haut des Schweifs und der Tatzen hing als Zierath ganz frei. Ihre dicke, wollige, emporsträubende Haarwulst, welche die Stirn umgab, war mit einer Mütze von Ziegenfell oder von einem Thier des Fuchsgeschlechtes bedeckt. Ihre Arme und ihre Ohren waren mit Ringen geschmückt, die entweder von Elfenbein oder von Knochen sein mochten. Zähne, und mehrere Bruchstücke von Knochen, hingen an ihren Mützen und an den Zotteln ihres Haares. Zu allem diesem Schmuck kamen noch große, rothe Flecken, die über die schwarze Haut zerstreut waren, nebst ihren hochrothgefärbten Zähnen. Dies wirklich erschreckliche Ganze schien mir das vollkommenste Muster des Menschen auf der untersten Stufe der Barbarei zu sein, die wir den Zustand der „Wildheit“ nennen.

„Ein Umstand verdoppelte noch die Aufmerksamkeit, mit der ich diese sonderbaren Geschöpfe betrachtete. Bub-Kalum versicherte mir auf das Bestimmteste, daß sie Christen seien. Ich konnte darauf für den Augenblick nichts entgegnen, ausser daß ich weder an ihrem Aeussern, noch an ihren Sitten etwas bemerke, das mich von der Wahrheit seiner Angabe überzeugen könne. Bei Allem, was ich ihm sagte, wiederholte er beständig: Walla insara! sie sind Christen. Unterdessen näherten sich Einige von ihnen, und baten um die Erlaubniß, den Kadaver eines in der vorigen Nacht in unserm Lager gefallenen Pferdes nehmen zu dürfen. Ich glaubte, einen Beweisgrund ohne Widerspruch entdeckt zu haben, indem ich zu Bub-Kalum sagte: Es sind gewiß keine Christen, weil sie todte Pferde essen. — Das thut nichts zur Sache, entgegnete der Muselmann. Essen die Christen nicht Schweinefleisch? Und das ist sicherlich doch noch viel abscheulicher, als Pferdefleisch zu geniessen.

„Ich suchte mit Hilfe eines Bewohners von Mandara, dessen ich mich als Dollmetschers bediente, einige Fragen an diese vorgeblichen Christen zu richten; aber es war umsonst. Sie antworteten auf Nichts, und sobald sie die Erlaubniß erhalten hatten, das Pferd fortschleppen zu dürfen, beeilten sie sich, auf ihre Berge zurückzukehren. Die Feuer, die wir in der Nacht bemerkten, und die Freude, deren Laut bis zu uns drang, verkündeten ihr wildes Fest.“

Die Armee verließ bald darauf Mandara, und wendete sich gegen Süden. Sie erreichte eine Gebirgskette, die ohne allen Zweifel vom Gibel Kumra, oder den Mondbergen, sich herabsenkt. Da erreichte die Expedition ihr Ende. Bei dem Angriff einiger Fellatendörfer fanden die Soldaten von Bornu Widerstand. Ein Gefecht fand statt, in welchem sie geschlagen wurden. Bah-Kalum, durch einen vergifteten Pfeil verwundet, blieb auf dem Schlachtfelde. Der Major Denham wurde ebenfalls verwundet, gefangen genommen und vollkommen ausgeplündert. — Nach dieser unglücklichen Expedition machten die Reisenden einen Ausflug nach Alt-Birnie, Gambaru und einigen andern verlassenen Städten, die in Trümmer fallen. Sie sind südlich von Kucka, und vorzüglich auf den Anhöhen von Gebu. Diesmal reiseten sie unter dem unmittelbaren Schutz des Scheik, der selbst den Befehl seiner

aus 3000 Lanzenreitern von Kanembu und 500 Arabern von Stuch und Bornu bestehenden Armee übernahm. Der Zweck dieser Expedition bestand darin, die Provinz Munga zu unterjochen, die sich der Obergewalt des Scheik nie vollkommen unterworfen hatte. Noch neuerdings hatte sie es versucht, sich ganz unabhängig zu machen, weshalb 120 Araber von Schuan ermordet worden waren.

Die Reisenden sagen sehr wenig über diesen Krieg, und wir wollen ihren Mittheilungen nur Einiges über die Art und Weise entnehmen, mit welcher der Scheik diesen Feldzug begann.

Er ritt auf einem herrlichen lichtbraunen Pferde. Die Kanembus bildeten sich in einer geschlossenen Kolonne. Gleich darauf wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Alle setzten sich zu gleicher Zeit in Bewegung, und ließen ein Geschrei, oder vielmehr ein Gebeul, aus, wie ich nie etwas Aehnliches gehört habe. Sie waren in Haufen zu 800 bis 1000 Mann abgetheilt. Sie hatten keine andere Kleidung, als einen Gürtel von Ziegen- oder Hammelfell nach aussen, und einige Gubka's (Leinwandbande, die im Lande als Mütze gebraucht werden), die sie um den Kopf geschlungen, und über der Nase in einem Knoten festgebunden hatten. Ihre Waffen bestanden aus einer Lanze, einem Schild, und einem an der linken Hand mit einem Ring befestigten Dolch, dessen Spitze gegen die Schulter gerichtet war.

„Wenn sie sich dem Ort näherten, an welchem sich der Scheik befand, so setzten sie ihre Pferde in Galopp, schlugen mit ihren Lanzen auf ihre Schilder, was ein bedeutendes Getöse machte, und ritten im Trott an ihm vorüber, wonach sie sich in einiger Entfernung aufstellten, um sich wieder zu sammeln. Man konnte hier am besten sehen, mit welcher Liebe diese Truppe an ihrem Befehlshaber hing. Er durchritt alle Glieder, sprach mit den Offizieren und den Soldaten, die sich um ihn drängten, um ihn zu hören, und die seine Füße und seine Steigbügel küßten. Dies Schauspiel war sehr interessant, und der Scheik selbst schien davon gerührt zu sein. Das Vertrauen, das man in ihn setzte, die Zeichen von Neigung und Ergebenheit, mit denen er überhäuft wurde, gaben ihm das Recht, zu glauben, daß der hohe Rang, zu dem er sich emporgeschwungen, nur die Belohnung seiner Verdienste sei."

Die Regenzeit vergönnte den Reisenden nicht, sich von Kucka zu entfernen, und diese Residenz hatte eben nichts besonders Anziehendes für sie. Aber die Langeweile war noch lange nicht das fürchterlichste der Uebel, von denen sie befallen wurden. Denham war der Einzige, dessen Gesundheit unzerrüttet blieb. Das Fieber brachte Oudney, Clapperton, und einen ihrer Gefährten, Hillmann, an die Pforten des Todes, und raubte ihnen die letzte Hilfe, die sie in ihren gewöhnlichen Beschäftigungen würden gefunden haben.

Als Hillmann noch gesund war, hatte er das Arsenal des Scheik mit einigen neuen Kanonen versehen, und zwei alte wieder auf ihre Laffetten gebracht. Solche Dienste verdienten einige Erkenntlichkeit; auch erhielt er eines Tages ein Geschenk von Gubbucks, der gewöhnlichen Landesmünze. Der englische Offizier schickte sie mit der Antwort zurück: „Der König von England gibt mir, was ich brauche; weiter habe ich Nichts nöthig. Nichtsdestoweniger bin ich für die Freigebigkeit des Scheik sehr dankbar."

Denham ließ die Bewohner von Kucka die Wirkungen der Congreveschen Raketen sehen, was bei ihnen eben so viel Schrecken als Neugierde erregte. Die Zuschauer stießen einen heftigen, mehrere Sekunden lang dauernden Schrei aus; aber bei allem dem war der Eindruck lange nicht so stark, als zu Murzuck, wo er, vorzüglich bei mehrern Frauen, die unangenehmsten Folgen nach sich zog.

Zu Ende 1824, nachdem die Regenzeit vorüber war, glaubten die Reisenden ihre Arbeiten und Exkursionen wieder fortsetzen zu können. Denham wendete sich nach Süden, um Loggun und die Mündung des Schary zu besuchen. Clapperton und Oudney schlugen, mit Genehmigung des Scheik, die Straße nach dem Sudan ein. Der Doktor Oudney war sehr leidend, und befand sich auf dem höchsten Punkt der Auszehrung, die bald sein Leiden beendigen sollte. Der Scheik gab ihnen einen sehr geachteten Kaufmann, Namens El Wordi, zum Führer.

Man weiß bereits, daß diese Reise der Expedition sehr theuer zu stehen gekommen ist. Doktor Oudney und ein anderer Engländer, der sich bei derselben befand, und Lieutenant Toole, sind Opfer derselben geworden. Dieser Letztere, obgleich von der raschen Reise durch die Wüste ermüdet, wollte durchaus nicht ruhen, und reiste mit Denham ab. Oudney's Tod wurde durch den ausserordentlichen Frost beschleunigt, der in dieser Jahrszeit in dem Lande herrschend war, wo er sich damals befand, und den man schwerlich unter einer solchen Breite erwarten dürfte. Indessen ergibt sich aus den auf dieser Reise angestellten Thermometerbeobachtungen, daß die Temperatur nie unter 42° Fahrenheit (ungefähr 5° Reaumur) gesunken ist; aber wie dem auch sei, so ist die Existenz dieser Kälte nicht minder gewiß, so sehr gewisse französische Gelehrte auch dagegen protestirt haben mögen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagebuch eines englischen Kriegsgefangenen, Augenzeugen der in den ersten vier Monaten des Jahres 1814 zu Paris stattgefundenen Begebenheiten.

(Fortsetzung.)

Rückzug der französischen Armee, und Abreise der Kaiserinnen Maria Louise und Josephine.

März. — Illuminirte Kupferstiche, unter denen man geschrieben hatte „Kosaken", und die recht eigentliche, häßliche Ungeheuer, auf die allerseltsamste Weise bekleidet, darstellten, wurden öffentlich zum Verkauf ausgeboten. Man täuschte sich nicht, wenn man diese Zeichnungen nur für bloße Produkte der Einbildungskraft hielt.

Als ich am 8. von einem Spaziergange, zwischen 7 und 8 Uhr Abends, zur Barriere der Bons-Hommes hereinkam, hielt mich die Schildwache an, und führte mich in die Wache, um dort meine Papiere vorzuweisen. Ich beeilte mich, in die linke Tasche zu greifen, und diesem auffergewöhnlichen Befehl zu willfahren, als der Offizier von der Nationalgarde, der den Posten kommandirte, zu mir sagte: Es ist gut! Da ich bei dieser ganzen Szene nicht ein Wort gesprochen, so konnte Niemand ahnen, daß ich ein Brite sei. Zwischen der Barriere und der Brücke war eine zweite Pallisadenreihe, zwei Kanonen und eine Schildwache.

Am 15. Abends sah ich ungefähr dreißig kranke oder verwundete Soldaten ausgestreckt in der Rochechouartstraße liegen. Sie waren von Brie auf zweirädrigen Karren angekommen, und man hatte sie im Spital nicht aufnehmen können, weil kein Platz mehr war. Die Bauern, die sie hergefahren, hatten sie hier abgeladen, und sich davongemacht. Die in der Straße wohnenden Bürger, vorzüglich die ärmsten, bewiesen diesen Unglücklichen viel Mitleiden, brachten ihnen allerlei stärkende Mittel, und nahmen sie endlich mit in ihre Wohnungen. Am andern Morgen wurden sie in Spitäler gebracht.

Entfernter Kanonendonner der beiden kämpfenden Heere war mehrmals in der Hauptstadt gehört worden, und hatte immer große Unruhe erregt. Um diese Furcht zu mindern, wurde öffentlich bekannt gemacht: — daß die Artillerie der Nationalgarde alltäglich im Park von Vincennes sich im Feuer übe.

Eine große Zahl Arbeiter, die ohne Beschäftigung waren, versammelten sich alle Tage vor dem St. Martinsthore, weil durch dasselbe sowohl die Gefangenen, als auch die Verwundeten von der großen Armee ankamen. Die Truppenabtheilungen, die zu der Armee gingen, die Kurriere, die von ihr kamen, oder zu ihr eilten, erregten und befriedigten die Neugier dieses Publikums. Wie gleichgültig auch immerhin diese Versammlungen scheinen mochten, so bewiesen sie doch, daß die Regierung die untern Volksklassen zu gewinnen suchte; denn ich hatte früher nie so'che Zusammenrottirungen gesehen, weil man sie auf der Stelle, wie inoffensiv sie auch immerhin sein mochten, auseinandergetrieben haben würde. Sie begannen mit Anfang März, und man duldete sie bis zum 26., an welchem Tag die Nationalgarde den Befehl erhielt, diese Gruppen zu zerstreuen. Da das Volk keinen andern Zweck hatte, als sich doch mit etwas in seinem Müßiggange zu beschäftigen, so gehorchte es ohne Murren.

In Frankreich werden die direkten Abgaben monatlich bezahlt. Im Februar erlitten die in Paris erhobenen Abgaben nur eine geringe Verminderung, und ihr gewöhnliches Verhältniß betrug 70,000 Franken täglich oder 25 Millionen Franken jährlich; aber im März konnte man kaum noch 200 bis 300 Franken täglich erhalten. Alle Klassen ohne Unterschied bezeugten die größte Abneigung, Geld zu geben. Die Handwerker hatten wenig Arbeit, und konnten selbst für diese keine Zahlung erhalten. Die Stockung des Handels war so groß, daß die Krämer um jeden Preis verkauften. Das Geld war so selten, daß viele Personen ihr Silbergeräth zur Münze schickten. Man gab 40 Franken Agio für 400 Fr. in Gold. Ein Jeder suchte so viel Baarschaft zusammenzubringen, als nur immer möglich war.

Am Sonntag den 27. wohnte ich einer großen Revue bei, welche der König Joseph im Tuilerienhof passiren ließ. Sie mochte ungefähr aus 12,000 Mann, vollkommen gut bewaffnet und bekleidet, bestehen. Mehrere trugen Piken mit dreifarbigen Fähnchen. Ausserdem zeigten sich noch 250 Mann zu Pferd und ein beträchtlicher Artillerietrain, von dem mehrere Kanonen von den Zöglingen der polytechnischen Schule gegossen worden waren. Die Truppen waren um 9 Uhr Morgens unter den Waffen, und die Revue dauerte bis 3 Uhr Nachmittags. Der Tuilerienhof, der Carousselplatz, der Quai des Louvre, der Vendomeplatz, und die Castiglione- und Rivolistraßen, waren ganz von den Legionen besetzt, die nach und nach vorbeidefilirten. Das Wetter war sehr schön, und alle Zugänge des Palastes waren mit Zuschauern angefüllt, die der Anblick so vieler neuen Uniformen berauschte, und die laut den Wunsch aussprachen, daß der Feind sie sehen könne, wie sie, weil sein Schrecken dann wohl ihrer Bewunderung gleich kommen dürfte. Sie wußten durchaus nichts von der Position der Alliirten, und waren weit entfernt, zu vermuthen, daß sie in demselben Augenblicke, kaum zehn Stunden von Paris, über die Marne gingen. Mit Anbruch der Nacht verkündeten die sich zurückziehenden französischen Truppen den Be-

wohnern von Claye, Villeparisis, Bondis u. s. w., daß sie vom Feind auf dem Fuße verfolgt würden. Das Hauptquartier der Verbündeten war zu Coulommiers, und das Blüchers zu la Ferté-sous-Jouarre. Um zwei Uhr Nachmittags hatten die Armeekorps Yorks und Kleists begonnen, bei Triport, eine Stunde oberhalb Meaux auf einer vom General Müffling erbauten Brücke, so wie nahe dabei, zu Germigny-l'Eveque, über die Marne zu gehen. Die Nationalgarde zu Germigny leistete einigen Widerstand, und der General Müffling erzählte mir, daß auch zu Triport ein kleines Scharmützel vorgefallen sei. Um neun Uhr Abends kamen einige französische Reiter im gestreckten Galopp durch Meaux, ohne jedoch die Einwohner von dem Nahen der Alliirten zu verständigen.

Während der Nacht hörte man zu Meaux Kanonendonner, und mit Tagesanbruch rückten die Verbündeten in dieser Stadt ein. Um drei Uhr Morgens waren die Einwohner durch die plötzliche Explosion eines Pulvermagazins aufgeschreckt worden, das sich am Eingange der Stadt, auf der Straße nach Paris, befand. Man hatte Feuer hineingeworfen, ohne sie davon zu unterrichten. Die benachbarten Häuser wurden mehr oder weniger beschädigt, und die meisten Fenster in der Stadt zersprangen; aber Niemand kam dabei um. Das Magazin befand sich in einem großen Haus, welches ehemals ein Wirthshaus gewesen war. Man hatte den Tag vorher begonnen, das Pulver auszuräumen und einzuschiffen; aber die Schnelligkeit, mit welcher der Feind vordrang, vergönnte nicht, damit ganz zu Stande zu kommen. Um nun zu verhindern, daß der Ueberrest nicht den Verbündeten in die Hände falle, hatte man ihn in die Luft gesprengt. — Um neun Uhr Abends kam die Vorhut der französischen Armee, von allen Seiten von den Kosaken geneckt, zu Livry, am neunten Stein, oder 9000 Toisen von Paris, an.

Am 28 las ich im Journal de Paris folgenden Artikel: „Gestern hat der König Joseph 15,000 Mann kaiserlicher Garden und Linientruppen und 20,000 Nationalgarden von Paris mit ihrer Artillerie die Revue passiren lassen. Die Truppen werden nächster Tage zur Armee sich begeben.“ — Im Moniteur las ich an demselben Tage folgendes:

„Neuigkeiten von der Armee.

„Bullevent, 25 März 1814.

„Das Hauptquartier des Kaisers ist hier. Die französische Armee befindet sich zu Chaumont und Brienne. Sie steht in Verbindung mit Troyes, und ihre Patrouillen gehen bis Langres. Von allen Seiten bringt man Gefangene ein. Se. Majestät befindet sich sehr wohl.“

Gegen Abend desselben Tages kamen die Bauern der zwischen Meaux und Paris befindlichen Dörfer, mit ihren Kindern, ihrem Hausgeräthe aller Art, ihrem Getreide und Vieh, nach letzterer Stadt. Die Boulevards waren mit Wagen überdeckt, an welche man das Vieh gebunden hatte. Die Weiber gingen zu Fuß nebenher. Das Elend dieser armen Menschen war um so größer, weil man sie gezwungen hatte, den Eingangszoll von Allem an den Thoren der Hauptstadt zu zahlen. Da es ihnen aber an baarem Gelde gebrach, so hatten sie an den Barrièren, um jeden Preis, einen Theil ihres Eigenthums verkaufen müssen, um den Ueberrest sich erhalten zu können. Das Schauspiel des Kriegs begann nun den Parisern näher zu rücken, und sie schienen dadurch eben nicht sehr erfreut zu werden, so schaulustig sie auch immerhin sein mögen. Das Gerücht verbreitete sich, daß die Kosaken (ein Name, unter welchem man im Allgemeinen die Alliirten bezeichnete), Meaux in Brand gesteckt hatten, und rasch gegen Paris vordrängen; aber selbst dies Gerücht vermochte die Pariser der Erschlaffung nicht zu entreissen, in welche sie versunken zu sein schienen. Die Landbewohner beklagten sich laut über ihren geringen Patriotismus.

Ich war um drei Uhr Nachmittags in der Straße der Vorstadt St. Martin. Die Bauern, die noch in großer Menge ankamen, sagten mir, daß ein hitziges Gefecht zu Claye, einem 15,000 Toisen von Paris entfernten Dorfe, vorgefallen sei. Bei der St. Lorenzkirche begegnete ich 50 in diesem Scharmützel gemachten Gefangenen. Mehrere davon waren verwundet, und da man sie noch nicht hatte verbinden können, so hatten sie viel Blut verloren, und fielen vor Schwäche fast auf jedem Schritte. Man lud sie auf zweirädrige Karren, um sie fortzubringen. Die Bauern konnten mich nicht von dem Resultate dieses Gefechts unterrichten. Einige behaupteten, daß der Feind bis Villaparisis vorgedrungen, Andere daß er 40,000 Mann stark sei, noch Andere, daß er kaum 20,000, ja selbst nur 4000 Mann zu Gebote habe. Ich verließ Paris durch die Barrière von Pantin, was ein Jeder thun konnte, ohne einen Paß oder eine Sicherheitskarte vorzeigen zu müssen. Aber nur Wenige benutzten diese Freiheit, und die meisten, selbst von diesen, entfernten sich nicht über eine Viertelstunde von der Stadt. Alle Soldaten, die versuchten, das Innere der Stadt zu erreichen, wurden an den Barrièren angehalten. Ich sah mehrere auf der Erde ausgestreckt, in Erwartung, daß man sie zum Staab, auf dem Vendomeplatz, führe. Im Innern der Palisaden standen zwei kleine Feldstücke, und bei ihnen einige Zöglinge der polytechnischen Schule. Auf beiden Seiten war die große Straße nach Pantin mit Linientruppen, Kavallerie und Artillerie besetzt. Mehrere Soldaten hatten Feuer angezündet und bereiteten sich ihre Mahlzeiten. Man

hatte ihnen, nach dem Gefechte des Morgens, den Befehl ertheilt, sich hieher zu begeben. Einige behaupteten, daß jenes Scharmützel bis zwei Uhr Nachmittags gedauert, Andere, daß es bereits Mittags aufgehört habe. So viel schien gewiß zu sein, daß sie zurückgedrängt worden waren. Ich erkannte einen Theil der Kavallerie, die am Tag vorher die Revüe passirt hatte.

Am Abend war ich in Leeuws Kaffeehaus, wo ich den Geschichtsmaler Gautherot und Henard fand. Sie waren am Morgen nach Villaparisis gegangen, und hatten die Franzosen sich zurückziehen und die Alliirten sich der Höhen bemächtigen sehen, welche dies Dorf beherrschen. Der General Müffling sagte mir nachher, daß ein Scharmützel in den Straßen von Villaparisis vorgefallen sei, wo man sich mit dem Bajonette angegriffen habe. Den ganzen Tag hatten die verschiedenen Korps der schlesischen Armee, mit vollständiger Musik, die Marne bei Tripori und bei Meaux passirt. Das Gefecht bei Claye hatte um 10 Uhr Morgens begonnen. Die Alliirten hatten zuerst die Franzosen angegriffen und zurückgedrängt. Diese hatten sich bald wieder vereinigt, und wehrten sich so lange, bis sie der Uebermacht nicht länger zu widerstehen im Stande waren. Viele von ihnen wurden in den Straßen von Claye getödtet. Um 2 Uhr war Alles vorüber.

Am 25 war die Nationalgarde in allen Quartieren von Paris unter den Waffen. Die Landbewohner flüchteten sich immer fort in die Stadt. Man wußte nichts Bestimmtes über die Stellung und über die Stärke des Feindes, und seine Näherung schien eben keine besondere Unruhe zu verursachen. Wenn die Bauern einen Ort gefunden hatten, wo sie ihre Sachen unterbringen konnten, vermehrten sie die beiden langen Reihen der Neugierigen, welche sich über die Boulevarts dahinzogen. Um 10 Uhr Morgens fuhren einige Kanonen und Pulverwagen durch dies Gewühl der Vorstadt St. Antoine zu. Der dumpfe Schall der auf dem Pflaster rollenden Wagen, war in vollkommener Harmonie mit dem Karakter dieser Szene.

Am Morgen war ich auf dem Museum im Louvre, wo ich beinahe dieselbe Anzahl von Künstlern, wie gewöhnlich, fand. Einige waren rahig beschäftigt, Gemälde zu kopiren, während Andere durch die Fenster die in dem Tuilerienhofe stattfindenden Vorbereitungen zur Abreise der Kaiserin Maria Louise betrachteten. Napoleon hatte befohlen, daß wenn die Alliirten sich Paris näherten, die Kaiserin Regentin, der König von Rom, der Regierungsrath und die Minister sich an die Ufer der Loire begeben sollten. Die Bestürzung und Unordnung, welche die ganze Nacht in den Tuilerien geherscht hatte, wurde am Morgen den Augen des Publikums preisgegeben. Man sah eine große Menge noch brennender Lichter, welche Niemand auszulöschen sich die Mühe gab. Hofdamen und Bediente liefen bunt durcheinander, aus einem Zimmer in das andere. Einige weinten, Alle waren im höchsten Grade bestürzt. Um halb 7 Uhr fuhren 15 Wagen unter Kavalleriebedeckung aus dem Schlosse. Man erfuhr nachher, daß sie die von Napoleon zusammengerafften Schätze enthalten hatten. Die Schildwachen im Hofe verhinderten die Neugierigen, sich den Gebäuden zu nähern. Um 8 Uhr Morgens fuhren die Reisewagen vor dem großen Eingange, nahe beim Flora-Pavillon, vor. Ein wenig vor 9 Uhr ertheilte ein Offizier den Befehl, die Kutschen wieder in ihre Remisen zurückzubringen.

Cambaceres kam ¼ Stunde nachher an, und sogleich eilte ein Bedienter fort, um auf's neue die Wagen zu holen. Sobald sie angekommen waren, wurden die Reiserüstungen beendigt, und um halb 11 Uhr stieg die Kaiserin, in einem braunen Amazonenkleide, mit ihrem Sohn in eine Kutsche, die eine Abtheilung von der kaiserlichen Garde umringte. Diese Kutsche und alle ihr nachfolgenden fuhren durch eine lange Reihe von Zuschauern, die ein dumpfes Schweigen beobachteten. Sie folgten dem Quai, längs der Gartenmauer. Die Bedientenwagen, so wie die mit Leinwand bedeckte Krönungskutsche, eilten ihnen nach. Diese Szene dauerte bis am andern Morgen um 7 Uhr, und selbst nach dem Abschlusse der Kapitulation fuhren noch immer Bagagewagen aus den Tuilerien.

Die Kaiserin brachte die erste Nacht zu Rambouillet zu. Am 30 blieb sie zu Chartres, am 31 zu Chateaudun und am 1. April zu Vendome. Am 2., nach einer sehr ermüdenden Tagreise, der schlechten Straßen halber, kam sie um 5 Uhr Nachmittags zu Blois an.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Einfluß der Unwissenheit und der Aufklärung.

Die Zeiten der Unwissenheit sind auch immer die Zeiten der Barbarei und der Wildheit gewesen. Das Reich dessen, der unter solchen Umständen regiert, ist nur ein Gewaltreich. Es ist der beständige Kampf eines Einzigen gegen Alles, was ihn umgibt. Ungerechtigkeit und Blutvergiessung sind an der Tagesordnung, die Gesellschaft wird von unaufhörlichen Gährungen bewegt, die rivalisirenden Kräfte suchen sich gegenseitig zu vernichten. Es ist die Zeit der großen, der entsetzlichen Hintergehung, durch welche ganze Nationen, ganze Jahrhunderte betrogen werden. Das Gute unterscheidet sich nicht mehr von dem

Schlechten, das Mittel nicht mehr vom Mißbrauch. Das Volk, dumm, barbarisch, mehr noch als viehisch, ist in jedem Augenblicke bereit, den Staatsmann zu erwürgen, der sich bemüht, ihm nützlich zu sein, und der es wagt, ihm ein Gut darzubieten, dessen Werth es nicht zu begreifen im Stande ist. Das, ihr Verläumder der Aufklärung, ihr Feinde der Wahrheit und des Lichts, das ist die Frucht der Unwissenheit, die ihr zu gewinnen euch bemühet.

Bei einem aufgeklärten Volke dagegen ist die Stärke der Macht nicht in der öffentlichen Gewalt selbst. Sie ist in der Seele des Regierten. Je mehr man die Quelle der Autorität kennt, um so mehr achtet man sie. Man verehrt im Gesetz den allgemeinen Willen. Man unterwirft sich dem Uebereinkommen, dem, wie man weiß, das Glück Aller entspringen kann. Der Stolze weiß, daß eben dadurch, daß er einen Theil seiner Freiheit zum Opfer bringt, er den Andern um so gewisser sie zusichert. Der Geizige weiß, daß er durch die pünktliche Entrichtung der Abgabe eine Garantie seines Eigenthums gewinnt. Der Starke und der Böse wissen, daß sie nur schwach und elend sein würden, wenn sie nicht ihre Kräfte mit denen der großen Masse vereinigten. Die Unterrichtung lehrt, daß es im Staate nur ein Gesetz, nur eine Stärke, nur eine Macht gibt. Sie mildert die Sitten und nimmt den Seelen jene unruhige und wilde Thätigkeit, die Alles wagt, weil sie nichts vorauszusehen vermag.

Antipathie.

Ohne von jenen natürlichen Abneigungen, den Töchtern der Vernunft und des Gefühls, sprechen zu wollen, welche ganze Nationen wie einzelne Personen empfinden, und die sie veranlassen, mit Macht und festem Willen die gegen ihren innern Frieden und gegen ihren Ruhm feindlich anstrebenden Institutionen und Innungen zurückzustoßen, noch von jenem Widerwillen, den ein Volk wie ein Individuum gegen jene Menschen hat, die es mit aller Gewalt zu verderben und zu sich in den Schlamm der Verworfenheit hinabzuzerren sich bemühen — wollen wir hier nur jener blinden Antipathie gedenken, deren geheimnißvolle Ursache der Gegenstand der Nachforschungen aller rechtschaffenen Menschen sein kann, ohne daß diejenigen, welche nicht zu ihnen gehören, daran etwas rügen dürften. Jedes Thier hat seinen Feind, seinen Gegner, seine Antipathie, und in dieser Hinsicht sind die Völker manchmal den Thieren ähnlich. Die Einen haben einen natürlichen Widerwillen gegen die Krebse und alles, was rückwärts geht, die Andern gegen die Schweine u. s. w. Die Geistlichkeit selbst macht keine Ausnahme von dieser Regel, und es hat Könige gegeben, die, obgleich sie nicht gern von Konstitutionen reden hörten, doch ihrer eigenen sich unterwerfen mußten. Heinrich der Dritte konnte nicht in einem Zimmer bleiben, wenn sich eine Katze oder ein Kater darin befand. Uladislaus, König von Polen, konnte keine Aepfel sehen. Der Herzog von Epernon fiel in Ohnmacht, wenn er ein Häslein erblickte. Erasmus bekam vom Geruch eines Fisches das Fieber. Der Marschall Albert empfand Uebelkeiten beim Anblick eines Spanferkels. Skaliger konnte sich der Gänsehaut nicht erwehren, wenn er Brunnenkresse sah. Tycho de Brahe knickte zusammen, wenn er einen Fuchs ansichtig wurde. Levayer konnte kein Instrument hören; dagegen machte ihm das Rollen des Donners viel Vergnügen. Bacon glaubte bei jeder Mondfinsterniß sterben zu müssen.

Eines Tages speisete der Herzog von Lothringen seinen ganzen Hofstaat. Man saß am Tische in einem großen, alten Vorsaale, und die letzten Sonnenstrahlen waren bereits erloschen. Auf einmal stieß eine Dame einen furchterlichen Schrei aus, sprang vom Tische auf, eilte fort wie ein Pfeil, stürzte in den Garten hinab und wälzte sich dort auf dem Rasen. In demselben Augenblicke stürzte noch Jemand neben sie. Sie wendete sich um und erblickte den ersten Minister des Herzogs.

„Gott sei Dank, Herr Graf," seufzte sie, „daß Sie so gnädig sind, mir beizustehen. Ich glaubte etwas sehr Unschickliches begangen zu haben; aber es ist wider meine Natur."

— Sie war sehr groß, nicht so? fragte der Minister.

„O ganz abscheulich, ich versichere Ihnen."

— Flog sie in meiner Nähe?

„Nein, sie kroch mir gegenüber an der Wand."

— Sie kroch? Unmöglich. Wovon wollen Sie eigentlich reden?

„Von einer Spinne, Herr Graf."

— Sie sind ein Kind! fuhr der Minister zornig auf und kehrte ihr mit Verachtung den Rücken: Ueber eine Spinne so viel Lärm zu machen und davon zu laufen! Ich glaubte, es sei eine Fledermaus!! —

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Die Literatur scheint in der letzten Zeit ein wenig zu schlummern. Man erwähnt keines Werks, das sich besonders ausgezeichnet habe. Die Zeit des Enthusiasmus ist vorüber. Wir werden immer ernster, ungeachtet aller Mühe, die man sich geben mag, uns frivol zu machen, und das Publikum wird anmaßlich. Es verlangt Thatsachen, und

vernünftige Gründe, alles Uebrige wird nur mit zerſtreuten und flüchtigen Blicken von ihm betrachtet. Um jenem gerechten Verlangen zu entſprechen, ſagt man, ſei Daru beſchäftigt, eine Geſchichte von Bretagne in 3 Banden in 8. zu beendigen. Man ſpricht auch, daß Barante eine große Geſchichte des Parlaments von Paris begonnen habe. Thierry, der einen ſo belohnenden Erfolg durch ſeine „Geſchichte der Eroberung der Normänner", erhalten, ſammelt verſchiedene hiſtoriſche Bruchſtücke, die er früher vereinzelt bekannt gemacht hat. — Mehrere Zeitungen haben von dem ungeheuern Geſchenk von 1,800,000 Franken geſprochen, welches Herr Boyard von Reuen zu Gunſten des griechiſchen Volks gemacht habe. Die Sache verhält ſich folgendermaßen: Der Genannte war gefährlich krank, und vermachte in ſeinem Teſtamente den Griechen 1 Million, dem gegenſeitigen Unterricht ½ Millien, und eine Menge anderer Summen entweder philantropiſchen Stiftungen, oder ſeinen Freunden. — Es trägt ſich eben jetzt etwas ganz Neues und bisher Unerhörtes mit der franzöſiſchen Akademie zu. Ein Platz iſt erledigt, man ſoll zu den Wahlen ſchreiten, und — Niemand meldet ſich als Kandidat. Was iſt die Urſache davon? Man kann ſich nicht den ſchlechten Spaß erlauben, zu ſagen, daß die ungeheure Hitze den Eifer der Poſtulenten erkaltet habe. Sie brauchen ihre nothwendigen Beſuche nicht zu Fuß zu machen, wenn ſie nicht wollen. Nein, die wahre Urſache iſt, daß jetzt kein Menſch mehr um die Akademie ſich bekümmert. Auf dieſe Weiſe, wie man heut zu Tage in dies gelehrte Korps gelangen kann, will man lieber ein literariſcher Bürger bleiben, als der Lächerlichkeit einer unverdienten Zurückweiſung ſich preis geben, und Menſchen ſich vorgezogen ſehen, die in der Literatur gerade dieſelbe Geſchicklichkeit haben, als der Eſel im Lautenſchlagen. Die Sachen befinden ſich jetzt in ihrer natürlichen Ordnung. Wirklich verdienſtvolle Männer halten es nicht mehr der Mühe werth, um eine Ehrenſtelle ſich zu bewerben, die man nur mit Hilfe des Miniſteriums und der Kongregation erlangen kann. Das Publikum verläßt die Akademie, folglich iſt die Akademie gezwungen, das Publikum zu ſuchen. Was geſchieht nun? — Wahrſcheinlich wird der edle Areopag die Poeten oder Proſaiſten, die kühn genug ſind, nicht mehr um eine ſo oft und ſo ſchmählich verweigerte Gunſt ſich zu bewerben, aufſuchen, und im Nothfalle wird ſie vielleicht ſelbſt einen Akademiker ex officio ernennen. Das iſt das einzige Mittel, nicht 39, ſondern 40 belebte Großvaterſtühle zu haben, und das iſt ja alles, was man von der Akademie verlangt, und was ſie ſelbſt begehrt. Viennet, der ſchon einige Male um einen ſolchen Seſſel gebuhlt hat, iſt, glücklicherweiſe für ihn, zu Béziers, unter ſeinen lieben Brüdern, den ſchwarzen Büßenden; aber Lamartine iſt zu Paris, und es ſcheint, daß er ſich nicht im Geringſten um dieſen Gegenſtand bekümmert. Was Royer-Collard anbelangt, ſo müßte es ihm erſt beikommen, ſein hohes Verdienſt auch hier, wo er die Würdigung deſſelben ſchon ſeit ſo langer Zeit verdiente, anerkannt zu ſehen. Wahrlich, wahrlich ich ſage Euch, die Zeit der Korporationen, ſelbſt die der literariſchen, iſt vorüber, es bleibt uns nur noch die der Coterien.

London, Juni.

Beſchluß. — Pothill verliert täglich mehr Land, und das Reſultat des Polls iſt nicht mehr zweifelhaft. Sobald es 4 Uhr ſchlägt, reden die Kandidaten die Verſammlung an, die ſich dicht um ſie drängt. Wilſon trägt immer die Palme davon. Niemand beſitzt in einem höhern Grade die Kunſt der volksthümlichen Improviſationen. Geſtern zog er einen Stein aus der Taſche, der gegen ihn geſchleudert worden war, und zeigte ihn den Umſtehenden. Es iſt unmöglich, die Wuth und den Abſcheu zu beſchreiben, der ſich bei dieſem Anblick Aller bemächtigte. Lange Zeit vernahm man nur ein dumpfes Geſumm, über welches ſich endlich das Geſchrei: „Shame, Pothill forward!" erhob. Pothill mußte ſich alſo rechtfertigen. Er that es furchtſam und demüthig genug, aber ohne allen Erfolg. Darüber entrüſtet, erhob ſich einer ſeiner Anhänger, und nachdem er mit ſeinem orangefarbenen Bande im Knopfloche auf den Tiſch geſprungen war, machte er ſeinem Herzen in den heftigſten Ausfällen gegen Wilſon Luft, ungeachtet der Drohungen der Menge. Ich habe in meinem ganzen Leben kein ähnliches Geſchrei gehört. — Sie können daraus ſchlieſſen, welches die Art und Weiſe ſein mag, in welcher die Kandidaten ſprechen. Ein ſcherzender Ton, der indeſſen mehr bitter als fein, mehr komiſch als geſchmackvoll iſt, hat immer mehr Erfolg. Dieſer Scherz betrifft natürlicherweiſe Niemand anders, als die Gegenpartei. Old England ermangelt nebenbei niemals, einen wirklich wunderbaren Effekt zu machen. Unglücklicherweiſe fängt Altengland nach und nach an, ſich abzunutzen, und wird ſich bald auf demſelben Punkte befinden, wie Frankreich mit ſeinen Siegen, ſeinem Ruhm, ſeinen Lorbeern und ſeinen Helden. Vielleicht durfte man dann etwas anderes finden, wodurch dieſe politiſche Skarteke erſetzt werden könnte. — Jeder Eigenthümer eines auf 10 Pfund Sterling jährlichen Einkommens geſchätzten Hauſes, iſt Wahlmann zu Southwark. Zu Weſtminſter braucht man nur irgend ein Haus zu haben (to be householder), um daſſelbe Recht auszuüben. Es iſt die Wahl der Wahlen, und Sie erinnern ſich vielleicht noch des Empfanges, den der Kapitain Maxwell vor 6 Jahren erhielt. Dies Beiſpiel iſt nicht verloren gegangen, und diesmal hat es Niemand gewagt, gegen Sir Francis Burdett und Hobhouſe kämpfen zu wollen, und der große Marktplatz von Covent-garden, dieſer Schauplatz ſo vieler Wahlbataillen, hat ſie diesmal ohne alle Oppoſition und unter dem Beifallsgeſchrei einer zerlumpten aber enthuſiaſtiſchen Menge ernennen ſehen. Um jedoch nicht ganz die Gewohnheit zu verlieren, haben ſich die Freemen eines mit Kohlköpfen beladenen Wagens bemächtigt, und ſich dieſelben gegenſeitig zugeworfen. Man hätte faſt vermuthen mögen, daß dieſer Wagen nicht umſonſt erſchienen ſei. Vielleicht war es eine Aufmerkſamkeit der Kandidaten, die ſie ihren Wählern für ihre Bereitwilligkeit und für ihr Vertrauen ſchuldig zu ſein glaubten. — Das alles mag in den Ländern, wo man gewohnt iſt, die Regierung wie eine Maſchine ſich bewegen zu ſehen, ſonderbar genug ſcheinen. Jene Meetings, jener Canvass, die den Wahlen vorangehen, die Reden der Kandidaten, ihre politiſchen Glaubensbekenntniſſe, dieſer Kampf, den ſie bis zum letzten Augenblick

unterhalten müssen, glauben Sie, daß aus allem dem nichts Gutes entspringe? Ist es vielmehr nicht ein sicheres Mittel, ebensowohl die Repräsentirten als die Repräsentanten zu bilden? — Mehr als 20,000 Männer haben Wilson und seine Kollegen gehört. 4000 waren zu Guildhall versammelt, und 18,000 vielleicht zu Coventgarden. Das macht also für London allein 40,000 Bürger, die nun wissen, welche Bedeutung es mit der Emanzipation der Katholiken, mit dem Getreidegesetze, mit der Parlamentsreform hat. Durch sie werden es 100,000 andere erfahren. Es liegt zudem in dieser Volksmasse mehr gesunder Verstand, als man glaubt, und sie hat dies vorzüglich bei den diesjährigen Wahlen bewiesen. Die Zurückwünscher der Vergangenheit, oder wie sie es nennen, der guten, alten Zeit, bemerken ohne Zweifel mit einigem Bedauern, wie bei jeder Wahl die Bestechung, die Betrunkenheit und viele andere Hilfsmittel, deren man sich in aller Unschuld bediente, um zu seinem Zwecke zu gelangen, sich vermindern und immer unwirksamer werden. Es kostete ehemahls 30,000 Pf. St. (750,000 Franken) um in Southwark erwählt zu werden. Die Rechnung der Kandidaten beschränkt sich dagegen jetzt nur auf die Druckkosten der Anschlagzettel, den Ankauf der Bänder, die Miethe der Kutschen und die Bezahlung der Hustings. Wenn man jedoch recht großartig sich zeigen will, so kann man auch über die Gebühr verschwenden, und man versichert, daß der kleine Eigendünkel, neben Calvert und Wilson aufzutreten, dem ehrenwerthen Polhill nicht weniger als 4000 Pf. St. gekostet hat. Um sich ausspeisen zu lassen, scheint mir das ein wenig theuer zu sein.

— Zu Ende 1823 wurde die Bevölkerung des russischen Reichs, ohne Polen, folgendergestalt angenommen: griechische Kirche 40,351,000 Seelen, Katholiken und vereinigte Griechen 5,990,000, Lutheraner 2,400,000, Kalvinisten 82,800, Armenier 60,000, Herrnhuter 9200, Menneniten 6000, im Ganzen 48,902,000 Christen. Dazu muß man noch rechnen: 3,100,000 Mohamedaner, 500,000 Juden, 300,000 Lamamiten und 600,000 Heiden, so daß die Hauptsumme sich auf 53,402,000 Seelen beläuft.

— Man dissertirte einst in einer glänzenden Gesellschaft über die eiserne Gewalt des Todes. „Ach!“ rief ein hübsches spitznäsiges Frauenzimmerchen, „wer einmal gestorben ist, ist es leider für's ganze Leben.“

Wohlfeile Taschenausgabe.

Es sind nun vollständig erschienen, und noch im wohlfeilen Subscriptionspreis in allen Buchhandlungen vorräthig zu haben:

H. Zschokke's ausgewählte Schriften, 28 Theile in Taschenformat, auf schönem weißem Druckpapier. à 20 fl oder 13 thlr. 8 gr. sächs. oder 15 thlr. 28 sgr. preuss.

Die Ausgabe auf halbweißem Druckpapier ist bereits gänzlich vergriffen. Eine ausführliche Anzeig. nebst den ausserst günstigen Rezensionen über diese interessante Sammlung ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Es ist nun ferner auch ein besonderer Abdruck von dem neuesten Werk des beliebten Schriftstellers erschienen:

Addrich im Moos, von H. Zschokke. 2 Theile, geheftet à 2 fl. 15 kr. oder 1 thlr. 12 gr. sächs. oder 1 thlr. 21 sgr. preuss.

Auch führt es den Sammlungs-Titel: Bilder aus der Schweiz, 4r u. 5r Theil. — Wir überlassen dem gebildeten Leser die Entscheidung des Urtheils, das ein Rezensent aussprach: „daß die Hand, welche diese Bilder schuf, so glücklich gewesen, wie Walter Scott im Besten, was er schrieb.“

Auch ist in demselben Verlag des Endsunterzeichneten erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichtliche Darstellung und Prüfung der über die denunzirte Ermordung Herrn Schultheiß Keller sel. verführten Kriminalprozedur, von H. Escher. gr. 8. à 2 fl. oder 1 thlr. 8 gr. sächs. oder 1 thlr. 16 sgr. preuss.

Ferner sind in einer besondern Schrift, welche gewissermaßen als zweite Abtheilung der obigen zu betrachten ist, die merkwürdigsten Verhöre enthalten, betitelt:

Urkundliche Belege zu der geschichtlichen Darstellung und Prüfung dieser verführten Kriminalprozedur, gesammelt von H. Escher. gr. 8. à 1 fl. 15 kr. oder 20 gr. sächs. oder 25 sgr. preuss.

Bei der allgemeinen Aufmerksamkeit, welche nicht nur in der Eidsgenossenschaft, sondern auch im Ausland diese wichtige Untersuchungssache auf sich gezogen hat, wird man beide Schriften, durch welche nun die Ergebnisse ans helle Tageslicht treten, mit besonderm Interesse lesen, und sie werden hauptsachlich für jeden Rechtskundigen eine nicht unwichtige Erscheinung sein.

Zugleich verbinde ich hiermit die vorläufige Anzeige, daß die zwölfte Auflage in ganz großer Druckschrift, selbst für die schwächsten Augen lesbar, und wie noch keine Ausgabe erschienen ist, sich von folgendem allgemein geschätzten Werk unter der Presse befindet:

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung, acht Bände in durchgehenden und nicht gespaltenen Zeilen. gr. 8. Zwölfte vollständige Original-Ausgabe.

Auf ordinärem Papier à 8 fl. 15 kr. — 5 thlr. 12 gr. sächs. oder 6 thlr. 15 sgr. preuss. Auf weißem Papier à 11 fl. — 7 thlr. 8 gr. sächs. oder 8 thlr. 22 sgr. preuss. Auf Schreibpapier à 16 fl. 30 kr. — 11 thlr. sächs. oder 13 thlr. 6 sgr. preuss.

Die zwei ersten Bände erscheinen bis Ende Oktober, und es können vorläufig in allen Buchhandlungen darauf Bestellungen gemacht werden, wo auch die verschiedenen Probe-Abdrücke einzusehen sind.

Auch in Betreff der über dieses Werk von einigen katholischen Priestern erschienenen Verunglimpfungen ist folgende von einem ausgezeichneten Gottesgelehrten verfaßte Schrift als kräftige Widerlegung erschienen:

Die Anklagen der Stunden der Andacht, geprüft und gewürdigt von einem Freunde ihres Verfassers. gr. 8. à 15 kr. — 4 gr. sächs. — 5 sgr. preuss.

welche ebenfalls in allen Buchhandlungen vorräthig zu haben ist, so wie bei dem Verleger obiger Werke

H. R. Sauerländer in Aarau.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 32. Dritter Jahrgang 1826. 9. August.

Schweizerische Miszellen.

8.

Die schweizerische Ichthyologie.

Länger und mehr wie andere Theile der vaterländischen Naturgeschichte ist die der Fische vernachlässigt geblieben. Was seit Conrad Geßner ältere Naturforscher davon melden, verdient zwar alle Beachtung, theilt aber auch alle Gebrechen des damaligen Zustandes der Naturbeschreibung. Nachdem Linné und Artedi diesen Zweig derselben im achtzehnten Jahrhundert wissenschaftlicher erörtert und neu begründet hatten, wollten der Canonicus Johannes Geßner in Zürich und der Doktor Wartmann in St. Gallen helvetische Ichthyologien ausarbeiten, aber ihre Versuche gelangten nicht zur Vollendung. Seither sind werthvolle einzelne Beiträge, aber keine umfassende Arbeit geliefert worden. Der berühmte Genferische Arzt und Naturforscher Jurine nahm sich vor, die Naturgeschichte der Fische des Genfersees zu schreiben; er hat dafür vieljährige Forschungen mit der ihm eigenthümlichen Genauigkeit und mit großem Scharfsinne angestellt, und eine Reihe von Gemälden der Fische des Lemanischen Sees ward unter seiner unmittelbaren Leitung und Aufsicht von seiner kunstfertigen Tochter zierlich ausgeführt. Um das Werk noch weiterhin zu vervollständigen, und um seine Vorzüge zu mehren, ward von den Verwaltern des naturwissenschaftlichen Museums in Genf eine Sammlung der Fische aller Schweizer-Seen und Flüsse veranstaltet und die Theilnahme der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher, der Kantonalgesellschaften und einzelner Freunde der Naturwissenschaften für dies Unternehmen in Anspruch genommen, welches zu Erzielung einer umfassenden und vergleichenden helvetischen Ichthyologie in der That das befriedigendste Mittel darbieten konnte.

Jurine's allzufrüher Tod hatte einige Unterbrechung und Störung dieser Arbeiten veranlaßt, die jedoch von der naturforschenden Gesellschaft in Genf weder vernachlässigt, noch weniger aufgegeben wurden. Männer, die bei Jurine's Leben schon seine Gehülfen für die Sammlung der Materialien des Werks gewesen waren, die Herren Berger, Perrot, Mayor u. s. w., wurden in den Besitz der hinterlassenen Vorarbeiten gesetzt, und die Gesellschaft ließ durch eigens dafür beauftragte Mitglieder den obgedachten Nachlaß ordnen, sichten und ins Reine bringen; die Zeichnungen wurden durch einen trefflichen Künstler (P. Escuyer) in Kupfer gestochen, und das Werk ist dadurch eine Zierde der Denkschriften der Gesellschaft geworden, so wie es auch einzeln ausgegeben wird.*) Die übrigens vortrefflichen Abbildungen ermangeln nun freilich des Kolorits der zierlichen Original-Zeichnungen, und der Text ist lückenhaft geblieben: für die Ausfüllung dieser Lücken und für die künftige Bearbeitung der

*) Histoire abrégée des poissons du lac Leman, extraite des manuscrits de feu Mr. le professeur *Jurine* et accompagnée de planches dessinées et gravées sous sa direction, im dritten Band der Mémoires de la société de physique et d'hist. nat. de Genève. 1826. 4 Mit einem Atlas von 15 Fischtafeln in Bogenformat.

allgemeinen schweizerischen Ichthyologie macht uns der rühmwerthe Genferische Verein Hoffnung.

Inzwischen hat nun auch, mit zwar minder reichen Hilfsmitteln, aber mit Tüchtigkeit und Fleiß ausgestattet, ein ebenfalls vieljähriger Beobachter dieser Thierklasse, Hr. Georg Leonhard Hartmann in St. Gallen, durch manche frühere Arbeiten vortheilhaft bekannt, eine „helvetische Ichthyologie, oder ausführliche Naturgeschichte der schweizerischen Fische," vollendet; sie befindet sich unter der Presse, und wird nächstens (bei Orell, Füßli und Komp. in Zürich) erscheinen.

Wir lassen hier einige Ausbebungen folgen, die den Werth der Jurineschen Arbeit näher bezeichnen und ein allgemeines Interesse darbieten dürften.

Denkt man über die Bildung der Thäler nach, in welchen sich die verschiedenen Schweizerseen befinden, betrachtet man die hohen Kalkgebirge, von denen die meisten ihrer Becken eingefaßt sind, versetzt man sich in die Zeit zurück, wo das Meer die Erde bedeckt und die Kuppen der höchsten Urgebirge erreicht hat, so wird man auf die Frage geleitet, wie diese Seen mit Fischen besetzt worden seien, deren Arten im Meerwasser meist gegenwärtig nicht angetroffen werden, oder mit andern Worten, wie die Süßwasser-Fische entstanden seien?

Obgleich eine befriedigende Beantwortung dieser Frage schwierig ist, so will ich jedoch zweier Vermuthungen, die mir als die annehmlichsten vorkommen, kürzlich gedenken. Der ersten dieser Hypothesen zufolge hätte die Natur durch die Organisation, welche sie den verschiedenen Arten der Fische verlieh, eine Trennungslinie gezogen zwischen denen, die für beständigen Aufenthalt in salzigem Wasser, und denen, die für den Aufenthalt im Süßwasser bestimmt waren. Diese Vermuthung erscheint um so zulässiger, da alljährlich manche Fischarten aus dem Meere in die Flüsse aufsteigen und wieder in jenes zurückkehren, ohne davon Nachtheile zu erleiden, die Zahl der Süßwasser-Fische jedoch durch diese Wanderungen vom Meer her keineswegs verstärkt wird. Der zweiten Hypothese zufolge ließe sich annehmen, es hätten die beim Rückzug des Meeres mit Salzwasser erfüllten Seen allmälig ihren Salzgehalt durch den Zufluß des von den Bergen herabkommenden Regenwassers verloren, und dadurch hätten sich auch allmälig in den darin zurückgebliebenen Meerfischen solche Veränderungen entwickelt, wodurch diese in Flußfische verwandelt und in der Folge zu plötzlichem Uebergang aus dem Süßwasser ins Meerwasser unfähig geworden sind.*)

*) Hr. Beudant hat über die Möglichkeit, die Weichthiere der Flüsse im Salzwasser und die Weichthiere des Meeres im süßen Wasser lebendig zu erhalten, eine Abhandlung bekannt gemacht.

Der Ichthyologe, welcher die Gestaltung der Seen und die Krümmungen der Flüsse beachten soll, wird bemerkenswerth finden, daß in geringer Entfernung von Genf die vom Jura und vom Jorat herkommenden Gewässer sich in zwei Theile sondern, von denen einer dem Weltmeere, der andere dem Mittelmeere zufließt. Diese Wasserabflüsse in entgegengesetzter Richtung geschaben entweder durch Flüsse oder durch eine Reihe stufenweise übereinander gelegener Seen, die durch verschiedenartige Verbindungsmittel sich einer in den andern entleeren.

Einerseits findet sich am nordwestlichen Abhang der ersten Jurakette, vom Becken von Genf ausgehend, der Lac des Rousses, welcher durch die Orbe in den Jouxsee abfließt; die Wasser von diesem versenken sich in einen Abzugschlund, fliessen eine Weile unterirdisch, kommen aus den Felsen oberhalb Valorbe wieder zum Vorschein und setzen ihren Lauf in den Neuenburger-See fort, der durch die Thiele mit dem Bielersee zusammenhängt. Gleichmäßig wird aus den nordwärts vom Jorat abfliessenden Gewässern die Broye gebildet, welche durch den Murtensee in den Bielersee, aus diesem in die Aare und den Rhein fließt, bis ihr Wasser das Niveau vom Ozean erreicht hat.

Anderseits sammeln alle vom südlichen Abhang eben dieser Berge abfliessenden Wasser sich in kleine Flüsse, die in den Lemanischen See ausmünden, durch welchen die Rhone ihren Lauf nimmt, die unweit Genf aus den Seen von Annecy und von Bourget nochmalige Zuflüsse empfängt.

Der Höhepunkt für die Scheidungslinie der Gewässer des Jorat steht 1680 Fuß über dem Wasserspiegel des Lemanischen Sees.

Daß dieser See, obgleich viel größer als die übrigen Schweizerseen, doch manche Fische, welche in diesen vorkommen, nicht besitzt, kann keineswegs befremdlich erscheinen, sobald man weiß, daß derselbe nicht wie die übrigen durch den Rhein mit dem Ozean in Verbindung steht; er könnte nun freilich dafür reiche Entschädigung durch die ihm vom Mittelmeer zukommenden Fische erhalten, wenn der Rhonesturz (perte du Rhône) ihrer Wanderung nicht ein unübersteigliches Hinderniß entgegensetzte; ein Verhältniß, das durch die Vergleichung derjenigen Fische sich zu bewähren scheint, die in den Seen und Flüssen vorkommen, welche sich unter jener Schlucht in den Strom ergiessen.

Somit ist dann wirklich die Zahl der im Genfer- oder Lemanischen See lebenden Fische sehr beschränkt, und Hr. Jurine weiset solche in einundzwanzig Arten

nach, indem er einige andere Arten ausschließt, die er nicht selbst gesehen hat, und deren zweifelhaftes Vorkommen auf mehr und minder unzuverläßigen Angaben oder Ueberlieferungen beruht.

Die Unterscheidungszeichen der äussern Gestaltung (caractères extérieurs), welche für die systematische Anordnung oder Classification der Fische gebraucht werden, sind nach Alter, Geschlecht u. s. w. vielerlei Abweichungen und manchem Wechsel unterworfen, und die Fortschritte der Ichthyologie sind eben dadurch mannigfach verzögert worden. Als eines Hauptkarakters haben sich neuere Systematiker vorzüglich der Zahl der Strahlen bedient, aus denen die Flossen zusammengesetzt sind; manche grobe Irrthümer, die jedoch in dieser Hinsicht begangen wurden, führen auf die Vermuthung eines mangelhaften Verfahrens bei der Untersuchung der Flossen. Hr. Jurine breitete dieselben, nachdem sie von der Haut losgetrennt wurden, über einem Glas zum Trocknen aus, er übersah auch die kürzern Strahlen nicht, und er zählte sie von oben und von unten oder auf beiden Seitenflächen. Da er aber demungeachtet noch immer vielfache Anomalien in der Zahl der Strahlen wahrnahm, und hinwieder öfters bei Individuen verschiedener Arten die gleiche Strahlenzahl antraf, so hat er auf diesen Karakter verzichtet.

Immerhin müssen, sobald man eine bleibende Verschiedenheit der Arten unter den Fischen annimmt, alsdann auch eigenthümliche Formen derselben angenommen, und es müssen die bezeichnenden Unterschiede dieser Formen nachgewiesen werden können.

Wie von den Malern die Länge des menschlichen Körpers nach der Zahl der Köpfe bestimmt wird, so läßt sich bei den Fischen die Kopflänge jeder Art messen, um zu wissen, wie vielfach dieselbe in der Körperlänge angetroffen werde. Das Ergebniß dieser Vergleichung zeigte sich bedeutsam genug, um in die Reihe der unterscheidenden Karaktere aufgenommen zu werden. Die in dem vorgedachten Verhältniß durch Alter und Geschlecht verursachten Abweichungen sind geringfügig, und sie können, wenn zugleich ein zweiter Karakter, von dem alsbald die Rede sein soll, benutzt wird, keine Verwechslungen zur Folge haben.

Wofern die Schuppen allzeit in geregelten und konstanten Reihen bei der nämlichen Fischart wahrgenommen werden, die Individuen mögen groß oder klein, jung oder alt sein, so mußte die Zahl dieser Reihen ein zweites Unterscheidungszeichen darbieten, das bisher unbenutzt geblieben ist. Hr. Jurine hatte sich von dem Werth desselben überzeugt und es darum auch angewandt, unter solchen genauen Verhältnissen und Ausscheidungen nämlich, die er umständlich angibt.

Er verzichtete hingegen auf den Gebrauch derjenigen Arten-Unterschiede, die vom innern Organismus oder von der Zahl der die Wirbelsäule bildenden Knochen hergenommen sind, weil er bei der Mühsamkeit und Schwierigkeit der dafür erforderlichen Zergliederungen ihre Entbehrlichkeit mit Recht für wünschbar ansah, und sich vollends auch davon überzeugt hatte.

Die Abbildungen der Fische in ältern und selbst auch in vielen neuern Werken sind so mangelhaft und meist vollends schlecht, daß davon für die Nomenclatur nur mit großer Behutsamkeit darf Gebrauch gemacht werden. Der berühmte Berlinische Ichthyologe Bloch hat hierin eine bessere Bahn geöffnet, doch sind auch noch unter seinen Abbildungen viele so mangelhaft, daß sie für die Unterscheidung verwandter Arten manche Zweifel übrig lassen. Zu den vorzüglichsten Fischabbildungen der neuesten Zeit gehören unstreitig diejenigen des Freycinet'schen Reisewerks und die vorliegenden von Jurine: bei diesen wurden die Flossen ausgebreitet dargestellt, um ihre Strahlen zählen zu können.

Zur Topographie des Lemanischen Sees und für die Kenntniß seiner Fische bedeutsam ist die Erklärung folgender bei den Fischern des Sees gebräuchlicher Ausdrücke. Beine nennen sie den dem Ufer nächstgelegenen Theil des Sees; sein Grund ist eine fast ebene, untiefe Fläche von ungleicher Ausdehnung oder Breite, und die bis an den sogenannten Berg reicht. Sie ist mit zum Theil beträchtlich großen Felsblöcken von Urgestein besetzt, die am linken Ufer zahlreicher als am rechten angetroffen werden. Wo die Beine aufhört, da fängt der Berg (le Mont), oder richtiger gesprochen, da fangen die Berge an, weil vom Grund des Sees sich verschiedene Hügel von ungleicher Erhöhung erheben, deren Richtung, wie die der benachbarten Berge, von Nordost nach Nordwest zu gehen scheint. Steigt man den Berg hinunter, so kömmt man ins Schwarze (le Noir), dessen Name von der durch die große Tiefe begründeten dunkelblauen Farbe des Wassers herrührt. Conche wird der Fuß der Berge oder der niedrigste Theil des Seegrunds genannt. Seine Tiefe ist an verschiedenen Stellen sehr ungleich: die des kleinen Sees, das will sagen, des zwischen Nyon oder Yvoire und Genf gelegenen Seetheils, beträgt nicht über 200 bis 300 Fuß; der Dorfschaft Meillerie gegenüber beträgt sie eine Drittelsmeile vom Ufer bei 950 Fuß, in gleicher Entfernung von Evian bei 620 Fuß, und unfern vom Schlosse Chillon bei 312 Fuß. Das Querband (le travers) ist ein sandiger Streif oder eine Zone, die über den kleinen See quer vom einen zum andern Ufer, von Ruth bei Coligny nach Secheron sich hinüberzieht.

Unter den einundzwanzig Fischarten des Leman-

Sees*), deren Naturgeschichte Hr. Jurine, mit vielen eigenthümlichen Beobachtungen ausgestattet, liefert, ist in verschiedentlicher Hinsicht die Seeforelle**) (salmo trutta) eine der merkwürdigsten, dem Menschen nutzbarsten, und ihres Wohlgeschmacks wegen beliebt: wir wählen sie darum hier für Aushebung einiger, der systematischen Beschreibung des Fisches von Hr. Jurine beigefügten Betrachtungen.

Die Seeforelle zeigt, wie mehrere andere Fische, eine große Verschiedenheit in der Färbung (colorit) ihrer Hautdecke; man trifft solche an, die beinahe schwarz oder dunkelbraun gefärbt sind, während andere beinahe ungefärbt erscheinen; bei den meisten ist die violette Farbe vorherrschend, mit sehr angenehm beigemengten metallischen und meist kupferfarbenen Schattirungen; bei andern ist die Farbe grüngelb, und bei noch andern dehnt sich die, meist an allen, weiße Farbe des Bauchs bis an und über den Rücken aus. Diese Anomalien erscheinen minder befremdlich, wenn man weiß, daß die Farbe der Hautdecke dieser Fische, so wie diejenige ihrer Hautflecken, nicht in den Schuppen ihren Sitz hat, sondern daß der Färbestoff im Schleimgebild der Haut nachzuweisen ist, und daß derselbe hier manchen durch secondäre Ursachen aller Art begründeten Wechseln unterworfen ist. Saussure meldet, im Oberalpsee auf dem St. Gotthard werden Seeforellen angetroffen, von denen die einen weiß, die andern schwarz sind, alle aber rothes Fleisch haben. Die Fischer auf dem Genfersee behaupten, die kleinen blassen Forellen des Sees nehmen nach ihrem Uebergang in die Flüsse, welche sich in den See ergießen, verschiedentliche Färbung an; in der Versoix werden sie roth punktirt, was sie zuvor nicht waren; in der Promenthouse nehmen sie eine ganz schwarze Farbe an, während sie in der Aubonne weiß bleiben oder weiß werden; überhaupt färbt sich kein Fisch so leicht, wie die Seeforelle; sie verliert die erhaltene Färbung aber auch leicht wieder und kehrt zu der frühern zurück. Ich habe häufig der Ausbebung der Reusen in der Rhone, wobei eine Menge Forellen ungleicher Größe gefangen wurden, beigewohnt, und will hier einige der dabei gemachten Wahrnehmungen hersetzen. Sobald die Forellen in den Fischtrog des Schiffes gebracht wurden, ward ein Theil derselben mit braunen, unregelmäßigen Flecken von ungleicher Größe bedeckt, die sich vom Kopf bis zum Schwanz ausdehnten; bei den großen von zwei bis drei Pfund war dies am meisten der Fall. Ich sah, wie bei den größten Fischen die eine Hälfte des Körpers die dunkle Bisterfarbe annahm, während die andere unverändert blieb; bei gar vielen sah ich, wie von beiden Seiten drei oder vier schwärzliche Querbände sich bildeten, die vom Rücken zum Bauch sich erstreckten; wie dunkel das Kolorit dieser Flecken oder Bänder auch erschien, so war dasselbe doch nur flüchtig, und es verschwand auch wieder, sobald die Fische in einen weiten Behalter gebracht wurden, worin das Wasser sich stets erneuern konnte. Wahrscheinlich ist die Verminderung des Sauerstoffs in dem Wasser des Schifftrogs, das zwar öfters erneuert ward, an der Erscheinung jener Flecken Schuld. Bedenkt man aber, daß eine so schnelle Erzeugung von Flecken nur durch eine Veränderung des Säfteumlaufs in den Cellular-Gefäßen möglich ist, so läßt sich daraus die Stärke der Rückwirkung des Nervensystems auf dasjenige des Gefäßsystems beurtheilen, so daß, ihres kleinen Gehirns unerachtet, den von da ausgehenden Nerven ein sehr bedeutender Einfluß auf den allgemeinen Haushalt dieser Thierklasse eingeräumt werden muß.

(Der Beschluß folgt.)

*) Es sind die nachfolgenden: 1 Der gemeine Aal (muræna anguilla); 2. die Aucove (gadus lota); 3 die Groove (cottus gobio); 4. der Flußbarsch (perca fluviatilis); 5. die Bartgrundel (cobitis barbatula); 6. die Seeforelle (salmo trutta); 7. der Ritter (salmo umbla); 8. die Aesche (corregonus thymallus); 9. der Blänling (corregonus fera); 10. die Gravenche (corregonus hiemalis); 11. die gemeine Karpfe (cyprinus carpio); 12. die Schleihe (cyprinus tinca); 13. der Aland (cyprinus Jeses); 14. das Rothauge (cyprinus erythrophthalmus); 15. der Rothflosser (cyprinus rutilus); 16 der Gründling (cyprinus gobio); 17. der Ufelty (cyprinus alburnus); 18. die Vaudoise (cyprinus jaculus); 19. das Bambele (cyprinus bipunctatus); 20. das Bachbambele (cyprinus phoxinus); 21. der Flußhecht (esox lucius).

**) Von den nachfolgenden naturgeschichtlichen Wahrnehmungen und Erörterungen sind manche nicht auf eine, sondern auf mehrere der verwandten Forellenarten, insbesondere auch auf die Bachforelle, anwendbar, und Hr. Jurine hält solche in der That auch für Spielarten weit eher als für spezifisch verschiedene Arten.

Historische Erinnerungen.

Napoleon an Bord des Bellerophon.

„Bonaparte" erzählt Maitland, Kapitän des Bellerophon, „hatte das französische Kriegsbrigg, den Sperber, verlassen, um sich an Bord des Bellerophons zu begeben. So lange man noch die Schaluppe sehen konnte, auf der er angekommen war, schrie ihm die Equipage ihr Lebewohl nach. Alle Augen waren voll Thränen. Offiziere und Matrosen waren in die tiefste Traurigkeit versenkt.

„Der General Bertrand kam zuerst an Bord, und kündigte mir an, daß der Kaiser sich in der Schaluppe

befinde. Napoleon folgte ihm bald darauf. Nachdem er bis in die Mitte des obern Decks geschritten war, sagte er mit fester Stimme: „Ich bin gekommen, um mich unter den Schuz eures Fürsten und eurer Gesetze zu stellen.“ Ich führte ihn in seine Kajüte. Nachdem er sich umgeschaut, sagte er: „Ein hübsches Zimmer, Kapitän!“ — „Wie es ist, mein Herr,“ entgegnete ich, „steht es zu Ihrem Befehl, so lange Sie auf dem Schiffe verweilen.“ — „Wer ist dies junge Frauenzimmer?“ fragte er, indem er das Bild meiner Gattin betrachtete. — Ich nannte sie. — „Sehr hübsch!“ sagte er. Sodann erkundigte er sich nach ihrem Geburtsorte, nach dem meinigen. Er wollte wissen, ob ich Kinder habe, wie lange ich diene u. s. w. Das Alles beweiset, mit welcher Geschicklichkeit er sich bemühte, einen angenehmen Eindruck auf diejenigen zu machen, mit denen er sich unterhielt.

„Einige Minuten nach seiner Ankunft bezeigte er das Verlangen, die Offiziere zu sehen. Ich stellte sie ihm in der Ordnung ihrer Grade vor. Er befragte alle über ihre Geburtsorte, die Zeit ihrer Dienste, die Gefechte, denen sie beigewohnt. Darauf wollte er das Schiff besehen; aber da es noch nicht ganz gereinigt war, so bat ich ihn, bis nach dem Frühstück der Equipage zu warten, was er durch ein bewilligendes Zeichen der Hand zugestand. Er zeigte in Allem, was er that und sprach, die größte Ruhe, und selbst eine gewisse Heiterkeit. Er war voll Hoffnung, daß man ihm erlauben werde, als Privatmann in England wohnen zu können; er zweifelte daran so lange nicht, bis wir uns der englischen Küste näherten, und er durch die Zeitungen erfuhr, daß die Rede davon sei, ihn nach St. Helena zu schicken. Aber als diese traurige Entscheidung selbst ihm hinterbracht wurde, nahm er sie mit bewundernswürdiger Fassung auf.

„Ich war überzeugt, daß er zu niedergeschlagen sein würde, um an diesem Tage auf dem Verdeck zu erscheinen. Ich glaubte das so sicher und fest, daß ich einige meiner Freunde, die gekommen waren, ihn zu sehen, mit der Bedeutung zurückwies, daß Napoleon heute nicht erscheinen werde. Wie sehr erstaunte ich, als ich ihn plötzlich neben mir erblickte. Ich erschrack fast und konnte mich von meinem Erstaunen kaum erholen. Einige Minuten vorher hatte er die traurige Nachricht erhalten, daß er auf immer von Europa, auf immer von allem dem scheiden müsse, was seinem Herzen das Nächste, seinem Geiste das Befriedigendste war, und nun war er so ruhig, so groß. — Bei Tische war seine Unterhaltung wie gewöhnlich. Die grausame Prüfung, die über ihn verhängt worden war, hatte so wenig seine gewöhnliche Heiterkeit gestört, daß er uns durchaus eben so erschien, als an den vorhergehenden Tagen. Nie gab er mir die leiseste Veranlassung, zu denken, daß er den Gedanken hegen könne, auf das Leben zu verzichten. Ich habe nur ein einziges Mal eine Phrase aus seinem Munde gehört, die vielleicht, aber doch nur höchst unbestimmt, darauf hinzudeuten schien: eines Tages sagte er: „Ich werde nicht nach St. Helena gehen.“

„Ich habe nie recht begreifen können, zu welchem Zweck man den ehemaligen Kaiser der Franzosen wieder zum General Bonaparte gemacht hatte. „Statt mir diesen Titel zu geben,“ äusserte er einmal scherzhaft, „hätte man mir auch eben so gut den eines Erzbischofs verleihen können, weil ich eben sowohl das Oberhaupt der französischen Geistlichkeit, als der Armee gewesen bin.“

„So lange der Bellerophon in der Nähe der Küste sich befand, und bevor ein anderes Schiff den erlauchten Gefangenen aufgenommen hatte, durfte Niemand, mit Ausnahme des Admirals und einiger andern Beamten, an Bord kommen. Diese Maßregel der äussersten Strenge war deshalb getroffen worden, um die Näherung eines schrecklichen Ungeheuers zu verhindern, dessen alleinige Nennung hinreichend gewesen war, das größte Schrecken über die ganze Flotte zu verbreiten. Dies Ungeheuer war nichts mehr und nichts weniger als ein Lawyer (Gesetzmann oder Jurist). Da die Regierung nicht gesonnen schien, Napoleon erlauben zu wollen, den Boden Englands zu betreten, so hatte man, um ihm die Gelegenheit zu verschaffen, dennoch und trotz aller Opposition zu landen, das Mittel erdacht, ihn als Zeuge in einer Streitsache, die vor der königlichen Bank verhandelt wurde, zu zitiren. Diese Nachricht hatte unter uns ein allgemeines Schrecken verbreitet; denn wenn es dem Lawyer gelungen wäre, seine Vorladung abzugeben, so hätten wir uns gezwungen gesehen, den Gefangenen verabfolgen zu lassen. Der Admiral war bei dieser Gelegenheit thätiger, als in keiner andern Epoche seines Lebens.

„Zwischen sieben und acht Uhr erfuhr ich aus seinem eigenen Munde, daß man ein habeas corpus erhalten, um Bonaparte nach London zu bringen, und daß ein Lawyer, mit allen nöthigen Vollmachten versehen, sich auf der Stelle eingeschifft habe, um seinen Auftrag in Ausführung zu bringen. Ich erhielt demzufolge den Befehl, mich beständig bereit zu halten, um beim ersten Zeichen das offene Meer gewinnen zu können. Um halb zehn Uhr wurde dies Zeichen gegeben; aber der Wind, obgleich schwach, vorzüglich aber die Fluth, waren uns entgegen. Wir hielten unsere Boote bereit. Indem bemerkte ich eine Barke, die sich uns näherte, und in der ich genau ein Individuum „von äusserst verdächtigem Ansehen“ erblickte. Sogleich ließ ich ein Boot an den Hintertheil des Schiffes bringen, und

gab den Befehl, Alles, was sich uns, unter welchem Vorwande es auch sei, nähern wolle, zurückzuhalten, und im äusserſten Fall mit Gewalt zu entfernen. Die Barke langte in der That an, und wurde ohne weiters eskortirt. Wir erfuhren nachher, daß sich wirklich der furchtbare Lawyer mit dem habeas corpus, der Vorladung und allen nothwendigen Papieren, um uns zu zwingen, den Gefangenen vor Kings-bench erscheinen zu lassen, auf derselben befunden habe. Lord Keith war ihm nur mit Mühe entgangen, und hatte sich zuerſt am Bord des Prometheus, sodann auf den Rambead geflüchtet, wo er sich so lange verborgen hielt, bis er vom Tonnant aufgenommen wurde, während die Boote den Feind verhinderten, am Bellerophon zu entern und sein Mandat auf mich zu schleudern.

„Am 4. August Nachmittags begab ich mich an Bord des Prometheus und Rambead, wo die Admiralflagge wehte. Man stellte mir folgendes Schreiben ohne Datum zu: „Ich bin gestern den ganzen Tag durch einen Lawyer, mit einem habeas corpus bewaffnet, verfolgt worden. Er hat zu Cawsand gelandet; aber er kann während der Nacht mit einem Segelboot wieder in See stechen. Hüten Sie sich und lassen Sie keine Barke nahen. Ich werde die gleichen Vorsichtsmaßregeln treffen, auf welchem Schiffe ich mich auch befinden mag.

An den Kapitän Maitland. Keith.“

„Denselben Abend schrieb Napoleon zum zweitenmal an den Prinz-Regenten. Ich überbrachte selbſt seinen Brief dem Admiral, der mir erzählte, wie er immerwährend von dem hartnäckigen Lawyer verfolgt worden sei, wie er sich von einem Schiff auf das andere geflüchtet habe, und wie der Feind am Tonnant ihm so nahe auf den Leib gekommen, daß, als er auf der einen Seite hinaufgestiegen, er nur noch die Zeit gehabt, in größter Eil auf der andern zu entgehen. Er hatte ihn nun gegen Cawsand verfolgt; aber da die Schaluppe des Admirals zwölf gute Ruderer hatte, und die des Lawyers bereits ermüdet sein mochten, ſo war er ihm entgangen. Nach dieſer fruchtloſen Jagd versuchte er es, sich dem Bellerophon zu nahen, wo er jedoch mit Nachdruck zurückgewiesen wurde.

„Als Napoleon sah, wie das englische Ministerium feſt entschlossen sei, ihn nach St. Helena zu deportiren, schrieb er eine feierliche Proteſtation gegen die Art und Weise, mit der man über seine Person verfügte, und verlangte ein geschriebenes Zeugniß von meiner Hand, daß man gegen seinen Willen und aller seiner Reklamationen ungeachtet, ihn genöthigt habe, das von mir befehligte Schiff zu verlassen. Um halb zehn Uhr Abends benachrichtigte mich der General Bertrand, daß der Kaiser mich zu sprechen wünsche. Ich verfügte mich sogleich in sein Zimmer. Er wendete sich gegen mich und sagte mit ernſter aber ruhiger Stimme:

„Ich erfahre so eben durch Bertrand, daß Sie den Befehl erhalten haben, mich an Bord des Northumberland überzusetzen.“

— Es iſt wahr.

„Sollte es Ihnen nicht zuwider sein, einen Brief an Bertrand zu schreiben, um ihn davon zu benachrichtigen? Ich möchte etwas Schriftliches haben, wodurch bewiesen würde, daß ich gegen meinen Willen und ohne deshalb befragt worden zu sein, Ihr Schiff habe verlassen müssen.“ — Ich entgegnete, daß ich in diesem Verlangen nichts erblicke, was meiner Pflicht zuwider sei, und mich folglich verhindern könne, demſelben zu entsprechen. Ich fügte hinzu, daß ich den Brief noch an diesem Abend schreiben wolle. Als ich mich beurlaubte, hielt er mich zurück.

„Ihre Regierung behandelt mich sehr ſtrenge!“ sagte er: „Ich hoffte, ich erwartete ein ganz anderes Benehmen von ihr, nach der Meinung, die ich mir vom Karakter Ihrer Landsleute gemacht. Ich bin immer Englands Feind gewesen, ich weiß es; aber ich habe es nie anders als *offen* und *frei* bekriegt. Indem ich mich dem Edelmuthe Ihres Fürſten überließ, gab ich ihm, so scheint es mir, den ehrenvollſten Beweis der Achtung, den ein Mensch von einem andern erhalten könne. Uebrigens kann es mir nicht unbekannt sein, daß man eine Nation nicht nach dem Betragen ihrer Regierung beurtheilen darf. Man sagt, daß ich keine Bedingungen aufgeſtellt habe. Konnte, durfte ich das? Ein Individuum verhandelt nicht also mit einer Nation. Ich verlangte nur Gaſtfreundschaft, oder, wie die Alten gesagt hätten, den Gebrauch von Waſſer und Luft. Mein ganzes Verlangen beſchränkte sich darauf, ein kleines Eigenthum in England zu kaufen und in ihm ruhig meine Laufbahn zu beſchlieſſen. Hinſichts Ihrer, Kapitän, so habe ich mich über Sie nicht zu beklagen. Sie haben sich nie anders gegen mich benommen, als es einem Ehrenmann geziemt; aber es iſt mir unmöglich, das Unglück nicht tief zu empfinden, verdammt zu sein, mein Daſein auf einer wüſten Inſel zu beendigen.“

Einige Augenblicke nachher fügte er mit Stärke hinzu: „Wenn Ihre Regierung Savary und Lallemand dem König von Frankreich überlieferte, würde ſie mit einer Schande sich bedecken, welche die Zeit nicht zu verwiſchen im Stande wäre.“ — Ich verſicherte ihm, daß er sich im Irrthum befinde, und daß sehr beſtimmt die Miniſter Sr. Majeſtät die Abſicht nicht hätten, diejenigen auszuliefern, von denen er spreche. — „Ich hoffe es!“ sagte er; worauf er schwieg.

„Bevor man den Gefangenen auf das Schiff verſetzte, das ihn nach St. Helena bringen ſollte, fand

man noch für gut, seine Sachen durchsuchen zu lassen. Es dürfte schwer sein, sich zu erklären, wozu diese Formalität nützen sollte, oder weshalb sie für nothwendig erachtet wurde. Sir George Cockburn kam mit seinem Sekretär Byng an Bord, um die Koffer des Gefangenen zu visitiren. Seine Instruktionen lauteten, daß eine Person von Bonaparte's Gefolge bei dieser Operation gegenwärtig sein solle. Man machte deshalb dem Grafen Bertrand den Antrag; aber dieser wurde davon so empört, daß er von nichts reden hören, und selbst nicht einmal eine Person bezeichnen wollte, die sich diesem Geschäft unterziehen könne. Endlich entschlossen sich Savary und Marchand dazu. Die Koffer wurden geöffnet, Byng fuhr hier und da mit den Händen hinein; aber er machte kein Paket auf. Obgleich sich Napoleon in einem andern Zimmer befand, so sah er doch alles was vorging, und grüßte den Sekretär, um ihm für die Art und Weise zu danken, mit der er seinen unangenehmen Auftrag erfüllte. Marchand erhielt die Erlaubniß, aus den Geldkisten die nothwendigen Summen zu nehmen, um die Bedienten zu bezahlen, die dem Gefangenen nicht folgen wollten oder konnten. Eine Schatulle mit viertausend Napoleonsd'or wurde unter meine besondere Bewachung gestellt. Bei meiner Ankunft zu London übergab ich sie an Sir Hudson Lowe, der sie für die Bestimmung ihres Eigenthümers aufbewahrte.

„Die Seelenstärke und die Heiterkeit des erlauchten Gefangenen verliessen ihn auch in dem Augenblicke nicht, wo er auf das Schiff übergesetzt wurde, das ihn auf immer von alle dem trennen sollte, was seinem Herzen lieb und theuer war. Um 11 Uhr Morgens kam Lord Keith an Bord, um Bonaparte auf seinem Uebergange vom Bellerophon auf den Northumberland zu begleiten. Der Graf Bertrand begab sich ins Zimmer des Gefangenen, um ihm die Ankunft des Admirals zu melden. Fast zwei Stunden waren vorübergegangen, ehe er uns sagen ließ, er sei bereit. Auf dem Wege nach der Schaluppe fand er die Truppe unter den Waffen, die ihm dieselben Ehrenbezeugungen wie einem General erwies. Der Admiral hatte hiezu den Befehl gegeben.

„Beim Heraustritt aus seinem Zimmer näherte er sich mir mit festem Schritt und seinem gewöhnlichen offenen Gesichte: „Kapitän Maitland!" sagte er und grüßte mich: „ich will mich bei Ihnen zum letzten Mal für die Art und Weise bedanken, auf welche ich die Zeit über, die ich an Ihrem Bord mich befunden, behandelt worden bin. Ich bitte Sie, in meinem Namen auch den Offizieren und der Equipage unter Ihrem Befehl zu danken." Sodann wandte er sich gegen die ihn umgebenden Offiziere: „Meine Herren," sagte er, „ich habe Ihren Kapitän beauftragt, Ihnen meine Erkenntlichkeit für die Aufmerksamkeit auszudrücken, die Sie für mich und die Personen, die mein Schicksal theilen wollen, gehabt haben."

Er wendete sich gegen die Strickleiter, grüßte nochmals die Equipage und stieg schnell hinab. Die Damen folgten ihm, sodann die französischen Offiziere, zuletzt der Admiral. Als die Schaluppe ungefähr dreißig Klafter vom Schiffe entfernt war, stand Napoleon auf, nahm den Hut ab, grüßte die Offiziere und die Equipage, wonach er sich wieder setzte und seine Unterhaltung mit dem Admiral ganz ruhig fortsetzte, gerade als wenn sein Uebergang von einem Schiffe zum andern nur ein einfacher Besuch wäre.

Napoleon war robust, wohlgebaut, alle seine Glieder waren vollkommen proportionirt. Sein Fuß war sehr klein, und er schien einigen Werth darauf zu legen; denn so lange er auf dem Bellerophon war, erschien er immer in Schuhen und seidenen Strümpfen. Er hatte sehr weiche, fleischige Hände, und die feine Haut derselben verkündete mehr die Zartheit einer Frau, als die Stärke eines Mannes. Seine Augen waren hellgrau, seine Zähne schön. Lächelte er, so war der Ausdruck seiner Züge ausserordentlich angenehm; aber er wurde finster und streng, sobald sich ein unangenehmes Gefühl seiner bemächtigte. Seine fast schwarzen Haare waren ziemlich dünne oben auf der Stirn, aber nirgends mit grauen vermischt. Seine gelbliche Gesichtsfarbe war von der Art, daß man sie durchaus mit nichts vergleichen kann; ich erinnere mich wenigstens nicht, je etwas gesehen zu haben, das ihr ähnlich gewesen wäre. Bei zunehmender Körperstärke hatte er viel von seiner körperlichen Thätigkeit verloren, und man behauptete selbst, daß auch seine moralische Energie abgenommen habe. Seine Gewohnheiten schienen eine gewisse Unempfindlichkeit zu verrathen. Er ging zwischen acht und neun Uhr schlafen, und stand des Morgens um dieselbe Zeit auf. Dieser lange Schlaf verhinderte nicht, daß er mehrmals am Tage auf einem Sopha die Augen schloß und einschlief. Ueberhaupt schien er älter, als er wirklich war.

„Seine Manieren waren ausserordentlich zuvorkommend und angenehm. Er nahm Theil an allen Unterhaltungen, belebte sie durch eine Menge geistreicher Anekdoten, und vernachlässigte kein Mittel, Alles um sich her bei guter Laune zu erhalten. Er wies die Vertraulichkeit nicht zurück, und ließ sich, mit der besten Laune von der Welt, widersprechen, obgleich alle diejenigen, die mit ihm waren, ihm immer eine große Ehrfurcht bezeugten. Er verstand es im höchsten Grade, auf Jedermann einen günstigen Eindruck hervorzubringen, der durch nichts geschwächt wurde. Lord Keith hatte einen so hohen Begriff von

der Unterhaltung Bonaparte's, daß er, als wir eines Tages von dem Verlangen sprachen, welches er geäussert hatte, eine Zusammenkunft mit dem Prinzen-Regenten zu haben, mit dem Tone der Ueberzeugung ausrief: „Der Teufel ist mit dem Menschen! Ich bin gewiß, daß wenn Seine königliche Hoheit nur eine halbe Stunde sich mit ihm unterhielte, sie die besten Freunde in ganz England sein würden."

„Bei alle dem war Napoleon auf keinen Fall so gefühllos, als man gesagt hat. An einem Morgen sprach er mit mir von seiner Frau und seinem Sohne. Er ertheilte Marchand den Befehl, ihre Bildnisse zu bringen und sie mir zu zeigen. Alles, was er bei dieser Gelegenheit sagte, hatte den unverkennbarsten Karakter der innigsten, gefühlvollsten Anhänglichkeit. „In diesem Betrachte", sagte er, „ist das Verfahren der verbündeten Souveräne grausam gegen mich. Welches Recht haben sie, mir jeden häuslichen Trost und eben das zu rauben, was meinem Herzen das Theuerste und Heiligste ist ... meinen Sohn und seine Mutter?" — Während er so sprach, beobachtete ich sehr aufmerksam sein Gesicht. Seine Augen waren mit Thränen angefüllt, und seine ganze Haltung bewies eine heftige, innere Bewegung."

Briefe über den Orient.

Erster Brief. (Beschluß.)

Die Ruhe und Einförmigkeit der Existenz der Türken, der Mangel heftiger Leidenschaften, machen die Geistesverwirrung bei ihnen zur Seltenheit. Wir besuchten eines Tages das Irrenhaus, denn es gibt nur eins in Konstantinopel. Es besteht aus Zellen, die einen großen Hof umgeben, in dessen Mitte sich eine von Bäumen beschattete Fontaine befindet. Es befanden sich nur wenige Personen darin. Ihre Geistesverwirrung ist im Allgemeinen ruhig und betrachtend, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf.

Die wirkliche Liebe hat nur wenig Gewalt über die Menschen, deren Gebräuche den gesellschaftlichen Umgang und die freie Verbindung der beiden Geschlechte verbieten. Ruhm, Ehrgeiz und Familienstolz trüben selten ihren Geist. Hat nur ein Türk seine arabischen Pferde, seine glänzenden Waffen, seine Pfeifen, seinen Kaffee, und kann er im Schatten ruhen, so sind alle seine Wünsche erfüllt, und er ist zufrieden mit dem Geschick, das Allah ihm vorbehalten hat. Das Vergnügen der Tafel ist nur wenig anziehend für ihn, vielleicht gibt es selbst kein mäßigeres Volk. Seine vorherrschende Leidenschaft ist die der Schönheit. Um ein schönes Weib zu erhalten, gibt er Alles, was man von ihm begehren mag. Sobald der Gegenstand seines ersten Gelüstens die Frische der Reize verloren hat, sucht er sich sogleich einen andern verführerischern. Uebrigens gilt es ihm ganz gleich, aus welchem Lande der Erde dieser Gegenstand sein mag. Mahomet kannte die Menschen sehr genau, für welche er sein Paradies erfunden hat. Die Betten von Rosenblättern, auf denen der wahre Gläubige ruhen wird, die Palmen, die Orangenbäume, und alle übrigen balsamischen Gewächse, die ihn mit ihrem ewigen Schatten bedecken werden, die Springbrunnen, deren Murmeln wie die süßeste Musik tönen wird; das ist alles nichts, im Vergleiche mit den göttlichen und entzückenden Huris, die ihn dort erwarten.

Das Beiramfest hatte begonnen, und wir beschlossen, das berühmte Spiel des Djerrid zu sehen, das darin besteht, eine Art von Stock oder Wurfspieß zu schleudern. Um an den Ort zu gelangen, wo dies Spiel statt fand, folgten wir dem Fußwege, der den großen Begräbnißplatz, auf der Höhe des Hügels, durchschneidet. Unter den unzähligen Zypressen, die eine angenehme Frische verbreiten, sieht man eine Menge mit Inschriften bedeckter Gräber, von denen viele, so wie die Denkmäler, reich vergoldet sind. Körbe und Blumengewinde schmückten die zierlichen Mausoleen von weißem Marmor, auf dem sich die Sonnenstrahlen spiegelten. Fernerhin zeigen sich Begräbnisse in ernsterm Styl, unter dem dunklen Schatten und unter dem dichten Gestrüpp der Zypressen. Kein Geräusch stört die ewige Stille dieses geheimnißvollen Orts. Hier und da sieht man ein Weib auf dem Grabe ihres Gatten oder Sohnes liegen. Sie weint; aber ihr Schmerz ist nur schweigend.

Nachdem wir diese ungeheure Wohnung der Todten verlassen hatten, gingen wir den Hügel hinab, und betraten ein kleines Gehölz, in welchem mehrere Gruppen von Türken im Schatten auf dem Rasen saßen, und sich die Zeit damit vertrieben, zu schmauchen, sich zu unterhalten, ohne die Grimassen und Aufschneidereien eines Possenreissers anzuhören. Das zum Spiel des Djerrid eingerichtete Feld bot uns eine höchst interessante, durchaus orientalische Szene dar. Es war ein mit unzähligen Zuschauern bedecktes Amphitheater. Die vielfarbigen Turbane bildeten alle Farben des Regenbogens. Darüber erblickte man eine Menge Zelte, und mehrere offene, mit türkischen Damen angefüllte Kutschen. Alle Gesichte waren mit dicken Schleiern verhüllt.

Der Sultan war gegenwärtig. Er befand sich in einem prachtvollen Kiosk, der die Ebene beherrschte, und vor dem seine Garde, durchaus weiß gekleidet, und von sehr gutem Ansehen, aufgestellt

war. Eine große Menge der schönsten arabischen Pferde, reich angeschirrt, und von Sklaven am Zaum gehalten, vermehrten noch die Pracht dieses herrlichen Schauspiels. Die Streitenden, mit dem Dierrid bewaffnet, waren in einem, unter den Zuschauern befindlichen Thale versammelt. Sie erwarteten das Zeichen zum Kampf. Eine unangenehme wilde Musik ließ sich endlich vernehmen, und sogleich begann das Gefecht mit dem lebendigsten Eifer. Wir erstaunten über die Behändigkeit der Kämpfer, die nach allen Seiten mit hängendem Zügel galoppirten, den Dierrid mit einer ganz eigenen Geschicklichkeit schleuderten, dem ihres Gegners auswichen, oder ihn oft selbst im Fluge auffingen.

Man bedient sich der Kutschen nur sehr selten in diesem Lande. Sie werden durch Barken ersetzt, die nach allen Punkten, und mit der größten Schnelligkeit sich kreuzen; die meisten dieser Barken haben eine elegante und bequeme Form; mehrere sind vergoldet und reich verziert. Ich habe selten geschicktere Ruderer, als die Türken gesehen. Viele von ihnen haben das Recht, einen grünen Turban, das unverkennbare Zeichen ihrer Verwandschaft mit Mahomet, zu tragen.

Wir schifften uns eines Morgens, bei herrlichem Wetter, ein, um uns nach den Inseln Chalki und Prinkipo zu begeben, die sieben Meilen von Konstantinopel entfernt sind. Es ist schwer, sich eine entzükkendere Landschaft, als die dieser Inseln, vorzustellen. In beiden ist ein Kloster, und für Jemand, der die Welt verlassen wollte, würde es schwer sein, ein angenehmeres Asyl als hier zu finden. Bei unserer Ankunft saßen die Bewohner im Schatten großer Bäume, rauchend und Kaffee trinkend. Ich habe mich oft gefragt: bis zu welchem Punkte ein Türke Gefühl für Naturschönheit haben kann? Die Landschaften in der Türkei sind vielleicht die bezaubernsten auf der ganzen Erde. Unter einer Säulenhalle nachlässig ausgestreckt, läßt er seine Blicke mit der größten Gleichgültigkeit um sich her spazieren, trägt von Zeit zu Zeit seine Kaffee- oder Sorbettasse zum Munde, verschlingt sein Konfekt mit der Gier eines Kindes, und überläßt sich im ganzen Vollmaße den Süßigkeiten des far niente; was einen höchst sonderbaren Kontrast mit seinem imposanten und ernsten Aeussern, mit dem Stolz, der sich auf seinen Zügen malt und mit den furchtbaren Waffen an seinem Gürtel macht.

Bei unserer Landung zu Prinkipo wurden wir von einer großen Menge armer Griechen umringt, deren Anblick uns zum innigsten Mitleiden hinriß. Obgleich sie durchaus keinen Antheil an der Revolution genommen hatten, so waren sie dennoch in diese Insel verwiesen worden, um die Entscheidung ihres Schicksals zu erwarten. Sie überhäuften uns mit Fragen, aber wir waren leider nicht im Stande, ihnen den kleinsten Trost zu gewähren. Die Niedergeschlagenheit und Unruhe, die sich auf ihren Gesichtern malte, bewies uns zur Genüge die entsetzliche Ungewißheit, in welcher sie sich befanden.

Eines Tages beschlossen wir, unserer sechs, eine Wanderung um die Ringmauern von Konstantinopel zu machen. Wir machten uns bei guter Zeit auf den Weg. Die Hitze war erstikend, nicht ein Wölkchen am Himmel. Aber welche Mühseligkeiten vermöchte ein solcher Spaziergang nicht vergessen zu machen. Ich mag es nicht versuchen, hier eine Idee von den Umgebungen dieser großen Hauptstadt zu geben; ihre Schönheit ist über alle Beschreibung. Die alten Mauern haben noch ihren ehrwürdigen Anblick. An mehrern Orten sind sie bis vierzig Fuß hoch, und mit Thürmen besetzt, die ganz mit Epheu überdeckt sind. Ihr Umfang beträgt achtzehn englische Meilen. Wir suchten umsonst die Bresche, durch welche die Ottomanen eindrangen, als sie der Kaiserstadt sich bemächtigten.

Eine Meile ungefähr entfernt, erhob sich eine hohe Verschanzung in der Ebene, von welcher Mahomet II. zuerst diese prachtvolle Stadt erblickte. Vor Freude ausser sich, beim Anblick der sich vor ihm ausbreitenden Wunder, stieß er seine Fahne vor sich in den Boden und schwur beim Namen des Propheten, daß er sich ihrer bemächtigen, oder sein Leben verlieren wolle. Und er hielt Wort. Grade gegenüber ist das Tophanahthar, durch welches der unglückliche Konstantin den letzten Ausfall machte. Tödtlich verwundet trug man ihn unter einen Baum, wo er verschied. Jetzt befindet sich ein armenisches Kaffeehaus auf derselben Stelle. Von der Hitze erschöpft, betraten wir es, und fanden da nicht nur den ganzen Preis orientalischer Bequemlichkeit, sondern auch die anziehende Gewalt, welche sie über die Sinne auszuüben im Stande ist. Auf den Kissen, um einen Springbrunnen ausgestreckt, der eine angenehme Frische verbreitete, tranken wir den Sorbett und das aromatische Getränk der Bohne von Yemen, während der Rauch des Margbileh durch ein mit Wasser angefülltes Gefäß aufsteigend, durch eine große zirkelrunde Röhre erkaltet zu unsern Lippen gelangte.

Wir besuchten bald darauf die Trümmer einer kleinen griechischen Kirche, die erst ganz neuerdings zerstört worden war. Die Christen hatten sie ehemals in großen Ehren gehalten, gewisser heiliger Fische wegen, die mit großer Sorgfalt in einem kleinen Teiche gepflanzt wurden. Die Ursach davon war folgende: Während der Plünderung Konstantinopels durch Mahomet II. wurde die an der Kirche befindliche Mauer für unangreifbar gehalten. Einer der griechischen Priester, der sich deshalb in der größten Sicherheit glaubte,

war eben beſchäftigt, Fiſche zu braten. Plötzlich trat Jemand herein und benachrichtigte ihn, daß die Türken eine Breſche in die Mauer gebrochen hätten. Ich würde viel lieber glauben, ſagte der Prieſter, daß dieſe Fiſche ſpringen und auf dem Boden ſchwimmen, als daß das wahr ſei, was ihr verkündet. Und, o Wunder! die Fiſche ſprangen einer nach dem andern aus der Pfanne und ſchwammen auf dem Boden. Seitdem wurden ſie als heilig aufbewahrt, und würden wahrſcheinlich noch exiſtiren, wenn ſie nicht wie ihre Hüter von den Türken vertilgt worden wären. Während wir dieſe Stelle betrachteten, naheten ſich zwei arme Griechen mit Zeichen der tiefſten Ehrfurcht, um ihren Thränen freien Lauf laſſen zu können.

Wir nahmen eine Barke und landeten in der Nähe von Almeidan, einem der vorzüglichſten Stadttheile Konſtantinopels. Hier iſt die prachtvolle Moſchee des Sultan Mahmud. Aber da es jetzt allen Europäern auf's Strengſte verboten war, eine Moſchee zu betreten, ſo konnten wir nur einen flüchtigen Blick in S. Sophien werfen. Im Vorübergehen vor einem der Thore des Serails, das von ungefähr offen ſtand, ſahen wir die üppigen Gärten, welche dieſen verbotenen Ort ſchmücken. Dicht neben dem Thore befand ſich ein großer Haufe Griechenköpfe, welche die Kinder wie Kugeln rollen lieſſen. Unfern dieſer Stelle iſt eine große Fontaine von eleganter Form, auf allen vier Seiten ausgeſchnitzt und vergoldet, worüber das klarſte Waſſer, ziemlich ausgebreitet, herabſtrömte. Dergleichen laufende Brunnen ſieht man in großer Anzahl in dieſer Stadt, auf den Landſtraßen und in den Dörfern. Meiſtentheils werden ſie von Bäumen beſchattet. An jeder hängt ein Becher von Eiſenblech, mit dem der Wanderer ſchöpfen und ſeinen Durſt ſtillen kann.

Wir beſuchten auch den großen Bazar, Bezestin genannt. Dieſe öffentlichen Verkaufsplätze beſtehen aus einer Straße. Das zirkelrunde Dach, durch welches das Licht hereinfällt, ſchützt ſie vollkommen gegen die Hitze. Ich ſetzte mich oft zu einem der Kaufleute, und beobachtete die Verſchiedenheit der Kleidung der Vorübergehenden. Es waren bald Perſer, bald Armenier, bald Nubier, bald Tartaren, die mit ihren Karavanen aus den entfernteſten Gegenden Aſiens und Afrika's angekommen waren; bald Hadgis (Wallfahrer), die von Mekka anlangten, und deren grüner Turban und ſtolze Haltung genugſam die hohe Meinung andeuteten, die ſie von ſich ſelbſt nach dieſer heiligen Reiſe hatten. Hin und wieder zeigten ſich auch herumirrende Derwiſche, von denen einige halb nackt, andere auf eine höchſt ſeltſame Weiſe gekleidet waren. Der türkiſche Kaufmann begiebt ſich frühzeitig nach dem Bazar. Er öffnet ſeine Buden, hockt auf ſeine Kiſſen, hält beſtändig ſeine lange Pfeife am Munde, und ſchlürft von Zeit zu Zeit eine Taſſe Kaffee, die ihm der im Bazar wohnende Kaffeewirth zukommen läßt. Niemals ruft er einen Käufer an, ſondern wartet mit der größten Ruhe, bis man kommt, und ihm ſeine Waaren abnimmt. Mit Sonnenuntergang kehrt er in ſeine Behauſung zurück.

Die Moſchee, wo die Derwiſche tanzen, und ſich um ſich ſelber drehen, bot uns, während dem Beiramfeſte, ein ſonderbares Schauſpiel dar. Nachdem wir unſere Schuhe am Eingang gelaſſen, traten wir ein und miſchten uns unter einen Haufen Türken, die auf der Erde ſaßen. Das Innere des Saals war einfach und zierlich. In der Mitte befand ſich ein breiter runder Raum, der von einem Geländer umſchloſſen war, innerhalb deſſen ſich zwanzig Derwiſche bewegten. Am obern Theile zog ſich eine Gallerie, von vergoldetem Gitterwerk ringsum, auf welcher ſich die Muſikanten und Zuſchauer befanden. Die religiöſe Zeremonie (wenn man ihr anders dieſen Namen geben kann) begann mit einigen Verſen des Korans, die ein Derwiſch auf der Gallerie abſang. Nach und nach wurde ſeine Stimme ſtärker, und man ſah die übrigen Derwiſche, mit abgemeſſenen Schritten und mit kreuzweis über die Bruſt verſchränkten Armen, in die Runde herum gehen. Endlich wurde die Muſik ſehr lebhaft. Darauf trat einer von ihnen in den Zirkel und drehte ſich um ſich ſelbſt, wie ein Kreiſel. Alle Uebrigen warfen nun ihre Oberkleider von ſich, und im Hemde, mit ausgebreiteten Armen und verſchloſſenen Augen, folgten ſie ſeinem Beiſpiele nach. Es iſt wirklich erſtaunlich, ſie, mit einer immer größern Schnelle, über eine Stunde lang, ſich herumdrehen zu ſehen, ohne länger als fünf Minuten auszuruhen. Ungeachtet des engen Raums, in welchem ſie ſo gewaltſam ſich bewegen, und obgleich ihre Hemden, wie Fallſchirme, ausgebreitet ſind, berühren ſie ſich doch nicht ein einziges Mal.

Dampfgewehre.

Es war Perkins vorbehalten, nach ſo vielfachen glücklichen Benutzungen des Dampfes, die er ſelbſt noch vervollkommt hat, eine neue, bei weitem vielleicht erſtaunlichere, als alle vorhergegangenen, zu erfinden. Da die erſten Verſuche mit der Dampfkanone, oder dem Dampfgewehr, die öffentliche Aufmerkſamkeit im höchſten Grade in Anſpruch genommen, ſo haben wir uns bemüht, ſo viel Nachrichten, als nur immer möglich war, über dieſen Gegenſtand uns zu verſchaffen. Wir glauben deshalb, daß der Leſer der Genauigkeit alles deſſen verſichert ſein darf, was wir ihm mittheilen.

Perkins hat viel Arbeit und Zeit auf die Vervollkommnung der Dampfwaffen verwendet, die, wenn sie zum allgemeinen Gebrauch benutzt werden sollten, die neuere Taktik vollkommen umgestalten würden, und die unzweifelhaft einen großen Einfluß auf die Zukunft der verschiedenen Völker ausüben müßten. Die Versuche, welche damit vorgenommen worden sind, haben in Gegenwart des Herzogs Wellington, des Generalstabes und der Genie- und Artillerie-Offiziere, mit einem Worte, aller der Männer statt gefunden, die in genauer Sachkenntniß darüber zu urtheilen im Stande waren. Nach einigen vorbereitenden Versuchen begann Perkins seine Entladungen einzeln, aber in kurzen Zwischenräumen, indem er sie gegen eine eiserne Scheibe richtete, die in einer Entfernung von 33 Meter (etwas über 100 Fuß) aufgestellt war. Man würde sie entfernter aufgestellt haben, wenn der Hofraum der Manufaktur größer gewesen wäre. Gebrauchte man nur den Dampf in seinem schwächsten Drucke, so wurden die Kugeln vollkommen flach an der Scheibe; verstärkte man den Druck, so zersplitterten sie in tausend Stücke.

Nach diesem Versuche stellte man in derselben Entfernung vom Gewehre zwölf tannene Breter, ein jedes von einem Zoll dick, und das eine von dem andern einen Zoll entfernt, hintereinander auf. Die Kugel aus dem Dampfgewehr durchdrang eilf derselben. Man schoß auch gegen einen Holzklotz, gegen den man bereits mehrere Kugeln aus gewöhnlichen Feuergewehren abgeschossen hatte, und man fand, daß in diesem Falle die Kraft des Dampfes der des besten Pulvers gleichkomme. Man machte dieselbe Beobachtung, indem man gegen eine einen Viertelszoll dicke Eisenplatte schoß. Sie war nur von ungefähr neunhundert Pfund für jeden Quadratzoll, oder von fünfundsechszig Atmosphären, während man ohne alle Gefahr sie auf zweihundert Atmosphären hätte bringen können.

Bis dahin rang der Dampf ohne Nachtheil gegen das Schießpulver und mit hundertfach geringern Unkosten. Z. B. es sind 250 Musketenschüsse erforderlich, um dieselbe Menge Kugeln zu schleudern, d. h. wenigstens 250 in jeder Minute, oder 15,000 in einer Stunde, wozu also in einer Stunde 15,000 Ladungen Pulver nöthig sein würden. Der Dampf bringt dieselbe Wirkung mit fünf Maß Kohlen hervor. Die Verschiedenheit des Preises zwischen 15,000 Ladungen Pulver und 5 Maß Kohlen ist leicht zu berechnen.

Es bleibt nur noch übrig, zu bemerken, welchergestalt dies furchtbare Zerstörungsinstrument beiweitem Alles übertrifft, was man von den gewöhnlichen Feuergewehren erwarten darf. Um die Kugeln abzuschiessen, wird ein Mühltrichter damit angefüllt, und sie fallen sodann an die Schwanzschraube mit derselben Schnelligkeit, als man eine kleine Kurbe herumdrehen kann. Sodann wird diese Kurbe durch ein Ventil oder eine Klappe aufgeschraubt, und der Flintenlauf steht mit dem Dampf, durch eine ähnliche Zurüstung, vermittelst eines Rades in Verbindung, an welches er angeschraubt ist. Eine Röhre, nur aus einer Furche bestehend, ist ebenfalls dazu hingeleitet. (Es gibt mehrere solcher Furchen, die auf eine Weise eingerichtet sind, daß sie nur an einem Mittelpunkte befestigt zu sein scheinen, so daß bei der Herumdrehung eine nach der andern sich senkrecht über dem Gewehr befindet.) Jede Röhre hat ein Ventil, über welchem 52 Kugeln liegen, und eine Schraube, die das Mundloch der Röhre am obern Theile verschließt. Sobald die Röhre senkrecht wird, öffnen die Kugeln, durch ihre eigenthümliche Schwere, die Klappe, fallen in das Gewehr, und werden eine nach der andern mit einer so ausserordentlichen Schnelligkeit hinausgeschleudert, daß man kaum einen Zwischenraum bemerkt, indem tausend Schüsse in einer Minute gethan werden. Das Geräusch des Schusses ist dem Donner ähnlich, und vermehrt noch den Eindruck, den diese ganze erstaunliche Zurüstung auf den Zuschauer hervorbringt.

Nach zwei Entladungen dieser Art gegen eine Eisenplatte, wobei die Kugeln zersplitterten und die Erde mit ihren Ueberbleibseln bedeckten, stellte man wagerecht gegen eine Mauer von Backsteinen ein tannenes Bret von zwei Fuß Breite, und man richtete den Gewehrlauf dagegen, indem man damit zugleich eine leichte Bewegung seitwärts machte. Die Kugeln durchbohrten das Bret von einer Seite zur andern mit der größten Regelmäßigkeit und in sehr geringer Entfernung von einander.

Das Gewehr kann in allen Richtungen bewegt werden, wie die Röhre einer Feuerspritze. Eins derselben würde in einer oder zwei Sekunden eine ganze Kompagnie Infanterie, die man ihm in Reihe und Glied entgegenstellen wollte, vernichten, und würde wenigstens dreimal mehr Kugeln schleudern, als neunzig Menschen mit im Voraus geladenen Gewehren abzufeuern im Stande sein würden. Sein Gewehr vor einem solchen Vulkan wieder zu laden, würde eine absolute Unmöglichkeit sein. Man denke sich nun die Wirkung von fünfzig Dampfgewehren, die zu gleicher Zeit den unvermeidlichen Tod um sich verbreiten, und die nach Willkühr in jedem Augenblicke nach allen Seiten hingerichtet werden können, und in jedem Augenblick den Tod von sich schleudern! —

Man kann am ersten die erstaunliche Genauigkeit erkennen, mit welcher die Kugeln gehen, wenn man gegen eine achtzehn Zoll dicke Mauer von Backsteinen schießt. Eine einzige Entladung höhlte ein Loch von einem Fuß im Durchmesser und neun Zoll

Tiefe aus. Und diese Wirkung wurde nur durch Bleikugeln hervorgebracht. Hätte man sich eiserner Kugeln bedient, so würden sie gewiß die Mauer durchbohrt haben.

Die britische Regierung hat dieser furchtbaren Benuhung des Dampfes ihre ganze Aufmerksamkeit geschenkt, und ihre Sorgfalt in dieser Hinsicht wird nicht verloren gehen. Zehn Dampfkanonen auf einem Schlachtfelde würden dieselben Dienste verrichten, als deren zweihundert in dem gewöhnlichen System. Ein Schiff mit sechs solchen Kanonen könnte sich ohne Nachtheil gegen eins von vierundsiebenzig halten. Angenommen selbst, daß von den fünfhundert Kugeln, die eine solche Kanone in einer Minute abschießt, nur der zwanzigste Theil trifft, so würde man mit zehn derselben 150,000 Menschen in einem Tage vernichten können.

Es ist eine Wohlthat für die Menschheit, die am meisten zerstörenden Waffen anzunehmen, weil die Dauer der Kriege dadurch nothwendigerweise verkürzt wird. Die Dampfkanonen werden auch noch einen andern Vortheil haben, nämlich den, die Vertheidigung leichter als den Angriff zu machen. Eine Festung wird unüberwindlich werden, weil selbst dann, wenn man eine Bresche gemacht hätte, man doch nicht durch dieselbe eindringen könnte. Die Veränderungen, welche diese Entdeckung nothwendigerweise veranlassen muß, übersteigen alle möglichen Berechnungen.

Das Musikfest zu Genf.

. . . . . *Liberius si*
Dixero quid, si forte jocosius; hoc mihi juris
Cum venia dabis.

Hor. Sat. 4. lib. 1.

Die Harmonie der Töne ist ein Erzeugniß der Kunst, aber die Harmonie der Herzen ist ein Geschenk des Himmels. So lange der Schweizer seinen Mund spitzen darf, um zu pfeifen, wenn ihm etwas behagt oder mißfällt, kann er gewiß sein, wohl auch ausser seinen natürlichen oder unnatürlichen Grenzen hin und wieder ein Echo zu finden. Aber die Einigung des gemeinsamen Interesse, die Flamme des höhern patriotischen Muthes, durch den ehernen Ring der Eidsverbrüderung umschlossen, kann nur in sich selbst sich erhalten und bedarf fremder Nahrung nicht. Die Feste, welche bestimmt sind, den Schweizer dem Schweizer zu nähern, sollten daher den eigenthümlichen Karakter der Gastfreundschaft und Herzlichkeit haben. Sie sollten, fadem, fränkischem Prunke entfremdet, die biedere, treuherzige Einfachheit der Altvordern uns vergegenwärtigen, und wenn wir nicht mehr, mit der harten Brodkruste und der noch härtern Käserinde im Sack, kämpfen und sterben können, sondern im Strome süßer Melodien dahinschwimmen müssen zum Lethe der Zukunft, so sollten wir uns doch nicht so weit verlieren, unsere letzte Natürlichkeit in die Pantesyringa der konventionellen Form einzuzwängen.

Offen und frei war der Schweizer von jeher; er ist es selbst jetzt noch ein wenig. Der Hauch des Jahrhunderts hat einen Theil seines Wesens berührt, und es ist davon nicht erstarrt. Sein Herz schlägt nicht minder warm für Freiheit und Ehre und Recht, sein Geist forscht nicht minder hoch und tief nach dem Guten und Wahren, seine Seele neigt sich nicht minder dem Schönen und Erhabenen an. Die Doktrine der Vernunft hat bei ihm die Aufnahme gefunden, die sie verdient, wie sehr sie auch von einigen Skorpionen und Nachteulen, die im Verborgenen zischen und ungeschlacht sich geberden, befeindet worden sein mag. Die Gewissensfreiheit ist sein Hauptprinzip geworden; sie tritt allen seinen Unternehmungen mit klarer Stirn voran. Gesellschaften, aus Mitgliedern aller christlichen Glaubensgenossen bestehend, haben sich zu den mannigfaltigsten Zwecken gebildet und das Gedeihen des Bessern befördert. Die Gemeinschaft der Kräfte hat Vieles geleistet, was der Vereinzelung unmöglich geblieben wäre.

Zu diesen Gesellschaften gehört auch die, deren Bestreben in der Veredlung des musikalischen Talents und Geschmacks besteht. Sie vereinigt sich alljährlich einmal in einer der vorzüglichsten Städte, wo sie, zum Beweis ihrer Fortschritte in der Kunst der Töne, ein großes und ein kleines Konzert ausführt, die gewöhnlich durch einen Ball und andere Lustpartien beschlossen werden. In diesem Jahr war die Reihe an Genf, und es hat sich bemüht, in Allem dem Rufe zu entsprechen, der es seit langer Zeit in Hinsicht seiner Opulenz und seines Geschmacks sich erworben hat.

Mit dem 29. Juli langten die ersten auswärtigen Mitglieder der Gesellschaft, an Bord des neuen, schönen und großen Dampfbootes von Ouchy, des Leman, am Molard an. Es waren die von Lausanne Sie wurden mit einer Bewillkommungsrede von den besonders ernannten Festrittern, die ein roth und weißes, mit silbernen Franzen besetztes Armband trugen, und unter dem Schatten einer neuen, roth und gelben Fahne, mit einer goldenen Leier an der Spitze, empfangen. Am Abend desselben Tages brachte der Wilhelm Tell einige hundert neuer Musikfreunde, die auf dieselbe Weise aufgenommen wurden. Eine ungeheure Volksmenge drängte sich herbei, ihre Ankunft zu mustern. Man führte die Mitglieder auf den St. Petershof in das Bureau der Gesellschaft, wo man ihnen ihre Wohnungen anzeigte, und von wo sie in dieselben geleitet wurden. Man gab den Männern zugleich ein dunkel-

rothes Band, mit einer darauf gestickten Leier, und der Bitte, es im Knopfloche tragen zu wollen.

Die am 30. mit dem Léman vaudois, dem Léman remorquer und dem Winkelried angekommenen Gäste wurden mit denselben Zeremonien bewillkommt. Weil es eben Sonntag und herrliches Wetter war, so hatte sich ein großer Theil der Bevölkerung der Stadt am Seeufer versammelt. Die Fenster waren mit Zuschauern angefüllt, die ausserdem noch leichte Supplemente zur Befriedigung ihrer Neugier auf den Dächern, den Holzstößen und den Baraken im Bassin gefunden hatten. Abends sechs Uhr fanden sich die Mitglieder, die Kandidaten und die Bewerber zum Eintritt in die Gesellschaft im Pflanzengarten ein, entweder um alte Bekanntschaften mit den Angekommenen zu erneuern, oder neue anzuknüpfen. Der diesjährige Präsident von Constant redete die Versammlung ungefähr mit den Worten an:

„Verehrte Herren, liebe Freunde und Eidsgenossen! Genf, welches zum ersten Male die Vereinigung der helvetischen Gesellschaft in seinem Innern erblickt, wünscht sich Glück, sie heute die ihrige nennen zu dürfen. Empfangen Sie die Bezeugung seines Wunsches, daß sein Empfang Ihnen angenehm sei. Ihre Nachsicht möge das ergänzen, was wir vielleicht mit aller Sorgfalt und Mühe nicht recht gemacht haben dürften.

„Verehrte Herren, liebe Freunde und Eidsgenossen! unsere Herzen sind durch Ihre Anwesenheit entzückt. Möge diese Versammlung, die unter den Auspizien der Harmonie begonnen, täglich immer inniger, immer fester werden, und in Ihren Seelen eine angenehme Erinnerung lassen.“

Nach diesen Worten, mit der Wärme des lebendigen Gefühls der Wahrheit gesprochen, sang ein Mitglied (Prévost) einige Strophen zu Bewillkommung der Gäste. Ein ausgesuchtes Orchester spielte mehrere der süßesten und beliebtesten Melodien, es wurden Erfrischungen herumgereicht, und man spazierte in traulicher Unterhaltung im Garten auf und ab, um den das Publikum, dem seiner ungeheuern Menge wegen der Zutritt im Innern nicht gestattet werden konnte, ausserhalb unter den hohen Laubgängen der bürgerlichen Bastei umherfluthete und sich an die Geländer drängte, um dem auserwählten Verein so nahe als nur immer möglich zu sein.

Am 31. kamen noch immer sehr viele Gäste und eine so große Zahl von Fremden an, daß die bürgerlichen Wohnungen (die Gasthöfe waren schon seit Langem übervoll) mit zehn bis zwanzig Franken täglich bezahlt wurden. Demungeachtet herrschte überall die größte Ordnung, und die Maasregeln der Polizei waren mit solcher Vorsicht und Weisheit berechnet, daß diese ganze Festzeit über, ungeachtet der aller Orten sich drängenden, fast unzählbaren Menschenmenge, doch nicht der geringste Unfall stattgefunden hat. — Um sieben Uhr Morgens fand die Sitzung der Zentral-Kommission und der korrespondirenden Mitglieder im Bureau der Gesellschaft, auf dem St. Petershofe, beim Banquier Hentsch, statt. Um neun Uhr war Sitzung der allgemeinen Versammlung in demselben Lokal. Mittags wurde im Casino gespeiset. Um zwei Uhr begann die Probe des großen Konzerts in der Peterskirche, und dauerte bis nach sechs Uhr. Am Abend gab der Präsident den Thee auf der Terrasse von Saint-Jean, nahe bei der Stadt, in seinem Landhause hoch über dem rechten Rhoneufer, von wo man eine der herrlichsten Aussichten über das reiche Thalbecken hat, das vom Salève, dem Sion, Buache und Jura begrenzt, von Rhone und Arve durchschlängelt, vom See bespült und mit kleinen Städten und vielen Dörfern, auf eine Länge von vier und eine Breite von drei Stunden, übersäet ist. Mit anbrechender Nacht wurde am jenseitigen Ufer der Rhone Feuerwerk abgebrannt und während dem, wie durch einen Zauberschlag, der ganze Garten und die hohe Terrasse illuminirt, die wie in einem Flammenmeere zu schwimmen schien.

Am 1. August, um zwei Uhr Nachmittags, begann das große helvetische Konzert in der Kathedralkirche zu St. Peter, die mit großen Kosten dazu besonders eingerichtet worden war. Viertausend Personen (ausser den Sängern und Musikern) fanden auf den in sanft ansteigender Form erbauten Sitzen bequem Platz. Die Kirche war schon um eilf Uhr angefüllt. Man trat langsam hinein und fand seinen bestimmten Platz ohne Mühe und ohne die geringste Verwirrung. Die Damen befanden sich im Mittelpunkte, auf einem mit grünem Tuch beschlagenen Vorsprunge. Der Männerchor war unmittelbar hinter ihnen. Sodann erhob sich das Orchester in Amphitheaterform. Der Musik-Direktor stand auf einem erhabenen Punkte, in der Mitte, und konnte von Allen gesehen werden. Die Leitung und Mühe Blumenbachs war bei dieser Gelegenheit wirklich bewunderungswürdig. Das ganze Amphitheater bot einen eben so überraschenden, als reizenden Anblick dar, und erhob sich bis zu den obern Gängen oder Tribunen, bei den altgothischen Fenstern, deren bunte Scheiben einen magischen Schein verbreiteten. Ganz oben, wo man sie geöffnet hatte, wehten die ausserhalb stehenden alten Bäume eine angenehme Frische herein.

Das Konzert begann mit einer Symphonie von Beethoven, in welcher das Orchester eine seltene Präzision und Talent-Uebereinstimmung entwickelte.

Bald darauf folgte das Requiem von Mozart und das Oratorio von Debora und Sisara, von Guiglielmi. Von diesem letztern waren nur einige der vorzüglichsten Bruchstücke ausgewählt worden, in denen sich die Stimmen der Madame Saladin-Maurice und des Hr. Prévost besonders vortheilhaft erhoben. Die der Madame Bacon de Seigneux von Lausanne hatte leider nicht die gewöhnliche Reinheit und Eleganz, dennoch blieb sie immer sehr ausgezeichnet. — Der zweite Theil wurde ebenfalls mit einer Symphonie begonnen, auf welche das prachtvolle Stück von Beethoven „Christus am Oelberg" folgte. Diese herrliche Szene hat das Konzert auf eine vollkommen würdige Weise beendet. Während der Pause, zwischen beiden Theilen, haben die Trompeten eine Fanfare erschallen lassen, die an der hohen Wölbung wiederschallte, und eine ausserordentliche Wirkung hervorbrachte. — Am Abend wurde ein großes Mahl im Casino gegeben, bei welchem die Damen gegenwärtig waren.

Am 2. Morgens um acht Uhr war Probe des kleinen Konzerts im Saale des Theaters, dessen innere prächtige Ausschmückung leider nicht beendet werden konnte. Mittags war Tafel im Casino. Um zwei Uhr waren im Innern des Schauspielhauses alle Plätze mit reichgekleideten Frauen und Männern besetzt. Die Ausführung des Konzerts entsprach allem Erwarten und erwarb sich einen großen und ungetheilten Beifall. Die gleichen Stimmen liessen sich mit gleichem Erfolg, wie im großen Konzert vernehmen. Frau Blumenbach, die Gattin des Kapellmeisters, sang eine deutsche Romanze, die von sehr vielen Zuhörern, die eben keine deutschen Ohren hatten, für eine italienische Ariette gehalten, und als solche gelobt und beklatscht wurde. Ausserdem zeichnete sich noch ein Solo auf dem Hautbois und ein anderes auf der Violine vortheilhaft aus. — Abends um neun Uhr wurde der Ball im Schauspielhause eröffnet, auf dem dieselbe Menschenmenge, dieselbe Hitze, wie beim Konzerte war. Der Ueberblick des lauten Gewimmels, von den Logen des zweiten und dritten Ranges, die besonders vermiethet wurden, hatte etwas Malerisches und doch zugleich unmöglich zu Erfassendes, so daß man davon zugleich geblendet und bestürzt wurde. Ein Theil der bürgerlichen Bastei, die sich dicht neben dem Theater befindet, war durch auf der Erde und an den Bäumen angebrachte Lampen illuminirt, und gewährte dem Gewühl im Innern des Saals einen willkommenen Erfrischungsplatz. Auch hier waren die zweckmäßigsten Maaßregeln getroffen worden, um jedem zufälligen Unglück vorzubeugen Ausserhalb wogte, wie bei den beiden Konzerten, die große Masse des Publikums auf und ab, und theilte die Freuden eines Festes, das für alle gleichmäßig bestimmt zu sein schien.

Am 3. Morgens besuchten die Mitglieder der Musikgesellschaft die Kunstausstellung im neuen Museum (über welche wir einen besondern Artikel mittheilen werden), das naturhistorische Kabinet, die Medaillen-, Antiquen- und Kuriositätensammlung, und die der physischen Instrumente, so wie mehrere andere vorzügliche Merkwürdigkeiten der Stadt. Um zwei Uhr Nachmittags fanden sich die Männer auf dem Bureau der Gesellschaft ein, und begaben sich in Prozession zum Hafen des Molard, wo sich die Damen einzeln bereits eingefunden hatten. Man schiffte sich auf zwei großen, zierlich ausgeschmückten Barken ein, die vom Léman remorquer ausser dem Hafen fortgezogen wurden. Ihnen folgten die vier Dampfschiffe und mehr als hundert größere und kleinere Schiffe, Barken und Nachen, mit hochaufgespannten Segeln und bunten Flaggen. Von allen Seiten erschallte Musik, die der Donner des Geschützes und das Jauchzen der Menge unterbrach. Ein klarer Himmel beleuchtete die große, reizende Szene, und schien das Seinige zur Verherrlichung eines Festes beitragen zu wollen, das bei allem Prunk, bei aller Vorherrschung einer überall fast zu geltend sich machenden Opulenz doch nichts von seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit verlor.

Nach einer in manigfachen Richtungen bezeichneten Spazierfahrt, während welcher die verschiedenen Musikchöre fast nie verstummten, landete man beim Landhause Barthalonis, unter dessen Laubgängen die verschiedenartigsten Erfrischungen gereicht wurden. Am Abend kehrte die bunte Flotte wieder in größter Ordnung zum Hafen zurück. Kanonendonner von allen Seiten, Musik überall, so verdiente dies Fest vollkommen seinen Namen. Ein kleines Feuerwerk wurde auf dem See und von den Paquis abgebrannt. Der Hafen und die beiden Pavillons des Herrn Boissier, der am 4. die sämmtlichen Mitglieder der Gesellschaft in seinem Landhause am Ende der Eaux-vives vereinigte, war sehr schön illuminirt. Zum Beschluß des Festes gab der wackere und thätige Philhelene Eynard am 5. einen großen Ball. — Möchte sich in Allem der Wahlspruch bewähren, den die beiden Nachbarkantone Waat und Genf auf ihrer gemeinschaftlichen Fahne gewählt: „die Harmonie vereinigt sie."

Häckerling.

Bei Gelegenheit eines Besuchs des Advokaten Dupin, des beredten Vertheidigers des Konstitutionels, zu Saint-Acheul (in Amiens), und der ausserordentlichen Nachgiebigkeit, mit welcher er sich von den ehrwürdigen Patres Jesuiten zu ihrer Prozession des heiligen Herzens hat verleiten lassen, haben fast sämmtliche literarische Zeitschriften ein wahres Epi-

grammen-Lauffeuer gegen ihn gerichtet. Er hat seitdem die Sache unter ihrem wahren Gesichtspunkte darzustellen gesucht, und sich bemüht, zu beweisen: daß wenn er an der Prozession Antheil genommen, so sei das, als guter Katholik, ein geheiligter Karakter, den er nie verläugnen werde; wenn er die Quasten von dem Baldachin getragen, unter welchem sich das Hochheilige befunden, so sei das eben aus Ehrfurcht gegen dies Heilige, und nicht aus Gefälligkeit gegen die Jesuiten, die er immer bekämpft habe und beständig bekämpfen werde, geschehen. Suum cuique mos ..... Bei dieser Gelegenheit (die man, wenn man will, als ein hors-d'œuvre des Zufalls betrachten kann) fällt uns ein kleines, komisches Geschichtchen ein, das wir unsern Lesern mittheilen wollen.

„Ein Wagen zerbricht auf einem Wege, in der Nähe der kleinen Stadt Gondrecourt in Frankreich. Man muß ihn wieder zurecht machen lassen; aber es gibt viel zu thun und der Arbeiter sind nur wenige. Man wird also sein Kreuz in Geduld tragen müssen und prendre le tems comme il vient.

„Unser Reisender bemerkt endlich in recht hübscher Lage ein sehr modestes Haus, über das sich ein noch modesteres Thürmchen, roth und grün angestrichen, erhebt, das zugleich zum Taubenschlag dient. Es war ein Kapuzinerklösterli. Man hört läuten, man öffnet und erblickt ein mageres Männchen, ein wenig kränklich, indessen gut gekleidet und höflich, das sich um gastfreundschaftliche Aufnahme bewirbt. „Die Kapuziner haben nichts, aber sie geben Alles." Voilà qui est dit. Der Reisende wird ins Konvent geführt; man bietet ihm ein Glas Wein an. Nach den gebräuchlichen Höflichkeitsbezeugungen von beiden Seiten spricht man von diesem und jenem, de ceci et de cela. Unser Mann hört Alles mit an und redet selbst nur wenig. Jetzt kommen die Patres zu den Fragen, und ein Kapuziner hat deren immer eine gute Pacotille. Man findet, daß er auf Alles so ziemlich vernünftig antwortet.

„Indem wird das Angelus geläutet. — Sagen Sie Ihr Angelus, hochgeehrter Herr? fragen die guten Väter. „Ich wollte mir so eben die Freiheit nehmen, es Ihnen vorzuschlagen, ehrwürdige Patres." — Darauf geht man zu Tische. Die Speisen sind mittelmäßig, ohne Zweifel, doch ein wenig besser als gewöhnlich. Man hatte Sorge getragen, nur gesunde Nahrungsmittel zu geben, der Kränklichkeit des neuen Tischgenossen wegen. Während der Mahlzeit wird über Theologie gesprochen. Der Fremde versteht davon beinahe eben so viel, als die Patres, und zudem ist er in Allem ihrer Meinung. Man spricht von den verschiedenen Kapuzinerklöstern in Frankreich, Deutschland, Italien, der Schweiz u. s. w., welche für die braven Wirthe des Reisenden die eigentlichen Hauptstädte aller Länder der Erde zu sein schienen. Der Fremde ist auch über diesen so höchst interessanten Theil der Geographie mehr unterrichtet, als man hätte vermuthen sollen. Er macht das besondere Talent der Kinder des heiligen Franziskus bemerkbar, mit welchem sie immer hübsche Lagen auszuwählen wissen. Man zitirt einige Erniedrigungs- und Frömmigkeitszüge des heiligen Franziskus von Assisi. Der Reisende bewundert sie, und erzählt seinerseits einige (vielleicht von eigener Erfindung), die den Patres noch unbekannt waren.

„Ueber all' dieses wird man ganz leidenschaftlich für den honneten Fremden passionirt. Man wünscht sich Glück, so zuvorkommend, so höflich gegen einen Mann gewesen zu sein, der der höchsten Achtung in jeder Hinsicht so vollkommen würdig ist, der, ungeachtet seiner Modestie, doch einigermaßen das Ansehen hat, eine ziemlich gute Erziehung genossen zu haben, dem man, vorzüglich was das Kapuzinerwesen anbelangt, einen gründlichen Unterricht nicht abstreiten kann, der ausserdem auch noch von diesem und jenem zu sprechen im Stande ist, und der vielleicht gar studirt hat, weil er eine oder zwei schlechtausgesprochene lateinische Zitationen des Pater Lectors fast eben so gut begriffen zu haben scheint, als der Pater Guardian, der doch ein sehr gelehrter Mann ist; mit einem Worte, der im Stande wäre, über alle den Orden betreffenden und denselben interessirenden Gegenstände mit seinen Koryphäen einen ganzen Tag lang zu conversiren, ohne sie einen Augenblick zu ennuyiren.

„Darüber reifen die Dinge bis zu dem Punkte, daß man ihn für die Truppe engagiren möchte. Die Patres zeigen ihm in der Ferne die schönsten Dignitäten, wenn er sich entschliessen wolle, den Kapuzinerkittel anzulegen. Der Reisende bittet sich Bedenkzeit aus; er muß sich zuvor prüfen, ob er auch würdig sei, in diesen heiligen Orden einzutreten. Man dringt mehr und mehr in ihn, und Lector und Guardian sagen ihm einmal über das andere: dignus es intrare in nostro ..... corpore! Er ist darob sehr sensibel. Er fühlt, wie er soll und muß, das ganze Ehrenvolle dieses zudringlichen Erbietens; aber — er muß sich zuvor prüfen, prüfen, prüfen, und also, ohne auf eine positive Weise diese Vorstellungen als baare Münze anzunehmen, dankt er aufs Höflichste und Verbindlichste für die ihm zugedachte Ehre.

„Unterdessen ist der Wagen wieder zurecht gemacht worden, die Pferde sind angespannt, und ein Kammerdiener kommt, Herrn von — Voltaire zu benachrichtigen, daß Alles zur Abreise bereit sei. Das Wort

„Voltaire“ fährt wie ein Donnerschlag durch alle Kapuzinerherzen. Wie, er, der Gotteslängner, der Atheiſt, der Heide, der ... der ... impossible!!! — Si fait, es war Voltaire, und kein Anderer. Seitdem unterzeichnete er ſeine vertrauten Briefe oft mit den Worten: „unwürdiger Kapuziner (capucin indigne)“, und das war der Urſprung dieſer Unterſchrift, die Unbewanderte und vielleicht auch im Geiſte Unbehilfliche lange Zeit als ein mauvais plastron betrachtet haben.“

Es hängt jetzt vielleicht nur von Dupin ab, auch auf eine ſolche Art und Weiſe ſeinen Beſuch zu Saint-Acheul zu wenden. Nicht er wäre alsdann der Myſtifizirte. Nach Allem, was er bereits gegen die Jeſuiten gethan, möchte ihm der Titel „unwürdiger Jeſuit“ eben nicht unpaſſend ſtehen.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Juni.

Seit einiger Zeit beſteht bei uns ein neues Inſtitut, über das ich Ihnen ſchon einmal geſchrieben, und von dem ich Ihnen nähere Nachrichten mitzutheilen verſprochen habe. Ich rede von dem „orientaliſchen Inſtitut“, das mit dem Miniſterium des Innern verbunden iſt. Der Staatsrath Fronton gab unſerm verſtorbenen Kaiſer dazu die erſte Idee. Eine Ukaſe vom 29 Mai 1823 beſtimmte darauf die Stiftung einer Schule, in welcher junge Männer, nach Beendigung der erſten Studien, in den morgenländiſchen Sprachen unterrichtet werden ſollten. Geſchickte Profeſſoren wurden angeſtellt, und eine Bibliothek gegründet, die bald reich an perſiſchen, arabiſchen, türkiſchen und chineſiſchen Werken geworden iſt, und in der ſich vorzüglich die zu Calcutta gedruckten auszeichnen, die von der engliſch-oſtindiſchen Kompagnie geſchenkt worden ſind. Nachdem Fronton, ſeiner ſchwächlichen Geſundheit wegen, ſeine Entlaſſung von der oberſten Leitung dieſer Anſtal genommen, wurde der verdienſtvolle Staatsrath Adelung zum Direktor ernannt. Seitdem hat das Ganze ſich auſſerordentlich verbeſſert. Unter den gegenwärtig angeſtellten Profeſſoren zeichnen ſich vorzüglich folgende aus: Demange für das Arabiſche, Charmoy für das Perſiſche und Türkiſche, Mirza Djafar ebenfalls für das Perſiſche, Koſtaki Tſchorbatſchuglu für das Griechiſche und Türkiſche, Sinner von Aarberg (im Kanton Bern) für die Statiſtik, Geographie und Geſchichte des Orients, Riſſé für das Franzöſiſche (hinſichtlich der Redaktion diplomatiſcher Noten und Aktenſtücke). — Zwei Zöglinge haben bereits die Anſtalt verlaſſen, und dienen dem Staat, der Eine in Perſien, der Andere in Georgien. Sieben befinden ſich gegenwärtig dort. Ein Examen hat am $^{6}/_{18}$ Mai im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten mit ihnen ſtattgefunden, und die befriedigendſten Reſultate dargeboten.

Calcutta, April.

Der Krieg der Kompagnie gegen die Birmanen hat wenigſtens einen Beitrag zur Vermehrung der geographiſchen Kenntniſſe dargeboten. Die Operationen der britiſchen Armee haben den Lauf des Burramputer, einer der größten Flüſſe Aſiens, erkennen laſſen, was um ſo intereſſanter iſt, da man ihn bis jetzt nur dem Namen nach kannte. Der Lieutenant Burlton theilt über ihn Folgendes mit: Der Strom, der ſich unter 22° 40′ nördlicher Breite in den bengaliſchen Meerbuſen ergießt, iſt bis unter 27° 54′ der Breite ſchiffbar. Beinahe unter derſelben Parallele, wo der Ganges ſich nach Weſten wendet, wirft er ſich nach Oſten, und dringt zwiſchen den Bergen von Miri, Aber und Michmi vor, über die hinweg man hohe mit Schnee bedeckte Gebirge ſieht, deren Gipfel gegen Norden den ganzen Horizont ummauern. Er nimmt, 120 Stunden in gerader Richtung von ſeiner Mündung, einen großen Fluß in ſich auf, deſſen oberſter Lauf mit einem andern in Verbindung ſteht, der ſein Gewäſſer ebenfalls in den Burramputer ergießt, wodurch eine Inſel von 30 Stunden Länge und 16 Stunden Breite, entſteht. Man hat lange geglaubt, und der Major Rennel ſelbſt war dieſer Meinung, daß die chineſiſchen Karten mit Unrecht den Sanpo oder Alu-Tſang vom Burramputer unterſcheiden; aber die chineſiſchen Geographen ſcheinen doch Recht zu haben. — Die Quelle des Burramputers befindet ſich unter 27° 44′ der Breite und 96° öſtlicher Länge von Greenwich. Sein Gewäſſer tritt aus dem öſtlichen Gebirg durch eine Felsſpalte hervor, und iſt der Ausfluß eines Sees, Brama-Khund genannt. Die Armee war zuletzt noch 6 Tagmärſche, oder 40 bis 50 engliſche Meilen, von dieſer Quelle entfernt. An dem Orte, wo man ſich befand, maß die Breite noch 600 Meter (ungefähr 1850 Fuß) an den ſchmalſten Stellen. An ſeinen Ufern wohnen zahlreiche Volksſtämme von ſehr verſchiedenartigen Sitten, unter andern die Miris, halbbarbariſche Gebirgsbewohner, deren Sprache, Anblick und Gebräuche nicht im Geringſten denen der Bewohner von Aſſam ähnlich ſind. Sie bedienen ſich des Bogens mit großer Geſchicklichkeit, und ſchieſſen mit vergifteten Pfeilen. Man genießt ohne Nachtheil das Fleiſch der Thiere, die durch die Wirkungen dieſes Gifts geſtorben ſind. — Alle Hindu betrachten die Quelle des Burramputer als heilig. Sie wurde ſonſt von unzähligen Wallfahrern beſucht. Jetzt hat das ſehr abgenommen; denn die Menſchen werden aller Orten von Tag zu Tag klüger, und laſſen ſich nicht mehr von Albernheiten bethören, oder von dummen Pfaffen an der Naſe herumführen.

— Es gibt in der ganzen Ausdehnung der preuſſiſchen Monarchie 20,085 Elementarſchulen für das Volk, wovon 2462 in den Städten, und 17,623 auf dem Lande; 21,835 Schullehrer ſind dabei beſchäftigt. 15,795 derſelben ſind Proteſtanten und 6090 Katholiken. Die Regierung verwendet jährlich 2,352,752 Reichsthaler für den Unterricht in dieſen Schulen. Die mittlere Beſoldung der Schullehrer in den Städten beträgt 850 Franken, und in den Dörfern 350. In einigen Provinzen iſt ſie jedoch nur zwiſchen 120 bis 160 Franken, woneben jedoch noch freie Wohnung, Holz und Lieferungen von Lebensmitteln verabreicht werden.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 33. Dritter Jahrgang 1826. 16. August.

Die Deutschen, im Vergleich mit den Franzosen, in ihren Gebräuchen und in ihrem innern und gesellschaftlichen Leben. Von der Fürstin Konstanzia v. Salm.

(Bruchstück.)

Erstes Kapitel (drittes Buch). Von den Frauen. Deutschland sieht unaufhörlich die Masse und die Entwickelung seiner Aufklärung sich vermehren. Die grossen Begebenheiten, deren Schauplatz es war, scheinen den Geistern und den Seelen einen neuen Schwung gegeben zu haben. Glück, Ruhm, Menschenwürde, das sind die Gegenstände aller Schriften, aller Gedanken. Aber es gibt einen Punkt, den weder die Begebenheiten, noch die Aufklärung erreicht haben: das ist die Lage der Frauen sowohl in den öffentlichen Verhältnissen, als im Innern der Familien. Mit Ausnahme derjenigen, denen schon ihre Geburt oder ihre Vermögensumstände einen höhern Rang anweisen, sind sie jetzt noch, was sie zu allen Zeiten waren. Die Fortschritte des menschlichen Geistes haben ihre Stellung in nichts verändert. In dem Dunkel ihrer innern Beschäftigungen scheinen sie nur zu existiren, um ohne allen Vorbehalt sich diesen zu widmen, und wenn alles sie Umringende vorwärts schreitet und sich ausbildet, bleiben sie allein zurück, ohne darüber sich zu beklagen, ohne vielleicht es zu bemerken.

Nicht etwa sei es gesagt, daß diese Wahrheit in den verschiedenen Staaten Deutschlands nicht auch gleichmäßig die Beobachter betroffen habe. Aber die Verschiedenheit ihrer Gesetze, ihrer Sitten, die Schattirungen ihres Karakters, die sie unterscheiden, haben nothwendigerweise einen großen Einfluß auf die Lage der Frauen, und verändern mehr oder weniger die Aussenseite. Der Kern bleibt unveränderlich, und das ganze Leben eines deutschen Weibes ist von einem so engen Kreise umschlossen, daß es schwierig sein würde, etwas darüber zu sagen, einige moralische Gemeinplätze ausgenommen; wenn es, mit demjenigen einer Französin verglichen, nicht in beständigem Kontraste wäre, und eben deshalb für Beobachtungen und Beurtheilungen nicht ein weites Feld eröffnete.

Dieser Kontrast macht sich zugleich in der Gesammtheit ihrer Existenz und in allen Einzelnheiten derselben bemerkbar. Man entdeckt ihn in den innern und gesellschaftlichen Gewohnheiten, in ihren guten Eigenschaften, wie in ihren Mängeln, in ihren Handlungen, wie in ihren Ideen. Sorgen und Pflichten sind sich nie ähnlich, oder können unter demselben Gesichtspunkte betrachtet werden, und man kann nur mit Mühe begreifen, wie eine so große Verschiedenheit zwischen zwei Nachbarvölkern bestehe, die in anderer Hinsicht so große Aehnlichkeit unter sich haben, die sie wieder von den andern sie umgebenden Nationen unterscheidet.

Auf welcher Seite ist nun der Vortheil? Auf welcher Seite ist die Lage der Frauen wahrhaft dem Naturgesetz entsprechend und dem allgemeinen Glücke günstig? — Das wird mehr als ein Leser fragen. Die Antwort ist nicht schwer. Die Natur kann nicht wollen, daß die Gefährtin des Mannes, die, welche

den Reiz und den Troſt aller Augenblicke ſeines Lebens ausmacht, von ihm durch die Aufklärung des Geiſtes geſchieden ſei, und es iſt nicht mehr in unſerm Jahrhundert erlaubt, zu glauben, daß eine Stellung, in der die moraliſchen Eigenſchaften beſchränkt ſind, ein Glück für irgend Jemand ſei.

Aber das iſt dem, was ich über die Frauen zu ſagen habe, fremd. Wenn ich ihre Exiſtenz in Deutſchland mit der vergleiche, die ſie in Frankreich haben, indem ich gewiſſermaßen alle Geheimniſſe ihres Innern entſchleiere, will ich eben ſo wenig Meinungen erwecken, als ſie bekämpfen. Ich will nur die Thatſachen darſtellen, ihre Schlußfolgen andeuten, und dadurch die Aufmerkſamkeit der unterrichteten Männer erregen, die in ſo großer Menge in Deutſchland vorhanden ſind. Es iſt unbegreiflich, wie ein Gegenſtand, der ſie ſo nahe betrifft, noch nie ihre beſondere Aufmerkſamkeit angezogen hat, und von ihnen mit der Wichtigkeit behandelt worden iſt, die er in ſo mannigfacher Hinſicht verdient. Ich will deshalb ganz einfach ſagen, was ich geſehen habe, was mir aufgefallen iſt, was ich gerecht und nothwendig glaube, und zufrieden, wenn ich die Sache meines Geſchlechts im Allgemeinen vertheidigt und unpartheiiſch bewieſen habe, welches die Stelle ſei, die ihm zwei vollkommen gleich aufgeklärte Nationen in der geſellſchaftlichen Ordnung anweiſen, will ich nicht weiter gehen, und Jedem dieſe großen Fragen nach ſeinem Geſchmack, ſeiner Meinung und ſelbſt nach Vorurtheil entſcheiden laſſen.

Kap. II. Von dem Innern des Hausweſens in Frankreich und in Deutſchland.

Das erſte Geſetz, das man aufſtellen muß, um die wahre Stellung der Frauen in Deutſchland zu kennen, beſteht darin, nicht nach den Beobachtungen zu urtheilen, die man in den höhern Klaſſen der Geſellſchaft machen dürfte. In dieſem Lande, wo die Klaſſen ſich nicht vermiſchen, hat die, welche man die große Welt nennt, ein durchaus von allen übrigen geſchiedenes Daſein, und folglich ihre beſondern Sitten und ihren eigenthümlichen Karakter. Die großen Herren, aus denen dieſe Klaſſe faſt ausſchließlich beſteht, und die ſeit langer Zeit der franzöſiſchen Sprache und den Sitten Frankreichs huldigen, haben, was ſie zuerſt aus Liebhaberei angenommen, nach und nach auch auf die übrigen Theile ihrer Nation, und ſelbſt bis ins Innere der Familien übergetragen; und obgleich der eigentliche Nationalkarakter dadurch nicht verändert worden iſt, obgleich er im Gegentheil plötzlich und bei der geringſten Veranlaſſung ſich zeigt, ſo iſt es doch faſt unmöglich, ihn unter dieſen ſo verſchiedenen Formen recht zu erkennen, oder wenigſtens ein Urtheil darüber zu fällen, das man auf die allgemeinen Sitten Deutſchlands anwendbar machen könne.

Ich werde auf dieſen Theil meines Gegenſtandes wieder zurückkommen. Ich werde auch die kleine Zahl der Frauen darſtellen, die, auf den höchſten Stufen der Geſellſchaft, dort, wie in Frankreich, aller der Vortheile genieſſen, die mit ihrer Stellung verbunden ſind. Aber um eine genaue Idee von der wahren Deutſchen zu geben, ſo wie von der Verſchiedenheit ihres Geſchicks mit dem der Franzöſin, muß ich zuerſt in der Mittelklaſſe ſie aufſuchen, die eines gewiſſen Wohlſtandes genießt, und die überall den wirklichen Körper und Stempel der Nationen bildet. Ich muß ſie ſich einander gegenüberſtellen, nicht in der Welt, ſondern im häuslichen Leben und in der Ausübung ihrer innern Tugenden.

In Frankreich darf man wohl ſagen, daß es eine gleiche Vertheilung der Rechte und der Unterrichtung zwiſchen Männern und Frauen gebe. Wenn ſie in ihrem Geſchmack, in der Art und Weiſe ihrer Beſchäftigungen, die Schattirungen beibehalten, welche Natur und Umſtände zwiſchen ſie geſtellt haben, ſo vermiſchen ſie ſich dennoch in jedem Augenblick. Das Bedürfniß der Unterrichtung, der Ideenmittheilung, Alles deſſen, was den Geiſt erhellt und die Seele erhebt, kennt weder Geſchlecht, noch beinahe Rang, und dieſe Gleichheit, oder vielmehr dieſe moraliſche Aehnlichkeit, iſt die Hauptgrundlage der Meinung, welche die Frauen von ſich ſelber haben, und die ihnen vergönnt, in ihren eigenen Augen einer gewiſſen Würde ſich zu erfreuen, die ihnen zur Natur wird, und die noch Ton und Gebräuche der Geſellſchaft vermehren.

Dies Gefühl folgt ihnen in allen Lagen, in welchen ſie ſich auch befinden mögen. Die Frau des gewöhnlichen Privatmannes, wie die des großen Herrn, trägt es, ohne es zu bemerken, in das Innere ihres Hausweſens über. Welche Wichtigkeit ſie auch mit ihren Pflichten verbinde, und obſchon ſie dieſelben mit großer Hingebung erfülle, ſo weiß ſie ſie doch in ihre eigenthümlichen Grenzen zu beſchränken und ſie jenem geheimen Inſtinkt der Schicklichkeit zu unterwerfen, den ſie nie überſchreitet. Ihr wahres Talent, das jeder franzöſiſchen Frau, beſteht darin, bei ſich zu befehlen, die unſichtbare Hand zu ſein, die Alles leitet, Alles regiert, bei jeder ſchicklichen Veranlaſſung über alles ſie Umgebende eine unbemerkliche Beobachtung auszuüben, die ſie mit der Annehmlichkeit der Unterhaltung, mit einer ihr ganz eigenen Leichtigkeit verbindet, und in jedem Augenblicke ihre Ideen zu verlaſſen, um mit größern oder ihrem Geſchmack mehr entſprechenden Intereſſen ſich zu beſchäftigen,

eben so wohl, als mit den Pflichten und Vergnügungen der Gesellschaft, die eine Bedingung des Glücks ihres Lebens ist. Ihr Gatte, der sie mit ihr theilt, könnte selbst nicht wollen, daß sie eine andere Existenz hätte. Er bedarf mehr eines liebenswürdigen, als eines durchaus haushälterischen Weibes; mehr einer Gefährtin, die ihn verstehe, deren Gedanken mit den seinigen übereinstimmend seien, und die in schwierigen Fällen ihm eine Stütze, eine eben so sichere als vernünftige Rathgeberin sein könne. Endlich wenn Jugend, oder Leidenschaften, oder das Widerstreben der Karaktere nicht ihre Vereinigung stören, herrscht zwischen ihnen eine Uebereinstimmung des Willens und der Mittel, die sich auf Alles erstreckt, die ihnen selbst die Macht verschmelzen läßt, die sie sich gegenseitig zugestanden haben, und was auch einige kopfhängerische Moralisten sagen mögen, ein gutes Hauswesen in Frankreich ist nicht ein solches, wo die Gatten sich auf das beschränken, was man gewöhnlich die Pflichten der Frauen und die Rechte der Männer nennt; es ist vielmehr ein solches, wo Jeder zum gemeinschaftlichen Glücke, nach seinen Neigungen und Eigenschaften, die ihm die Natur verliehen hat, seine Schuld abträgt, und wo häusliche Tugenden nicht Unterrichtung und die Genüsse der Gesellschaft ausschliessen.

Wenn viele deutsche Frauen in diesem Gemälde das von dem Innern ihres Hauses erblicken, so glaube ich, ohne Besorgniß, widerlegt zu werden, versichern zu können, daß sie eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen, und daß sich in allem dem, was ich so eben gesagt, nicht ein einziger Zug findet, der wirklich auf das anwendbar gemacht werden könne, was man in Deutschland eine „gute Haushaltung“ nennt. In diesem Lande, wo Alles ernst und abgemessen ist, wo Handlungen und Ideen immer einen bestimmten Zweck haben, dulden die gegenseitigen Pflichten der Gatten diese Milderungen nicht. Sie sind eben so genau, als absolut, und scheinen nicht durch Linien, sondern durch Barrieren von einander geschieden zu sein. Sind sie indessen, durch eine jener Seltsamkeiten, die der Mensch sich nicht erklären kann, strenger, so scheinen sie auch weniger Gewalt über sich zu bedürfen. Sie widerstehen selbst jenen flammenden Leidenschaften, die der Jugend eines Franzosen eigenthümlich sind, die aber, wenn sie nicht alle Dämme übersteigen, in Deutschland, wo nicht erstickt, doch wenigstens durch die Vernunft gezügelt werden. Da stellt sich die Frau natürlicherweise an die Spitze ihres Hauses, wie der Mann an die Spitze seiner Geschäfte. Da sieht sie ihr Leben im Kreise ihrer innern Betriebsamkeit verschwinden. Jeder Augenblick des Tages erinnert sie an die Sorgen und die Gedanken des vergangenen. Aber sie ist damit zufrieden, sie ist stolz darauf, und wenn sie nicht, was man ein „leichtsinniges Weib“ zu nennen pflegt, ist, so kann sie nicht begreifen, was sie mehr thun oder wünschen sollte. — —

Die Annehmlichkeiten und die Vergnügungen der Gesellschaft sind in ihren Augen nichts mehr, als frivole und lächerliche Zerstreuungen, oder wenn die Natur, die nie ihre Rechte verliert, ihr manchmal das Bedürfniß derselben verspüren läßt, so gibt sie sich ihnen plötzlich mit einer solchen Lebhaftigkeit hin, daß man darüber erstaunen möchte; wonach sie wieder ganz ruhig zu ihrer alten Gewohnheit zurückkehrt, der ihr ganzes Dasein angehört, und als dessen wahres Zentrum sie ihr Haus betrachtet. Da ist sie glücklich, mehr zu sein, als alles sie Umgebende, da fühlt sie sich als Königin, freilich nur einiger Mägde, oder auch wohl Knechte, die aus Gewohnheit eben so gehorchen, wie sie aus Beschränktheit und Eigensinn manchmal widersprechen, die sie aber durch die Souveränetät ihrer Gewalt und Zunge zum Schweigen zwingt, und die sie auf ihre eigene Manier beherrscht. Sie hat keine Idee einer andern Art Ruhmes oder Glücks.

Der Mann seinerseits erfüllt eben so gewissenhaft seine Pflichten. Er macht sich eine durchaus abgeschiedene Existenz, und schafft sich in ihr ausschließliche Ergötzlichkeiten, die seine Frau begünstigt und respektirt. Von Kindheit an gewöhnt, Rechte und Pflichten zu klassifiziren, fällt es ihm eben so wenig ein, ihre Unabhängigkeit zu stören, als ihr, die seinige zu beschränken. Er hat im Gegentheil für sie, die er mit so vielem häuslichen Ungemach und Sorgen belastet sieht, eine gewisse Achtung, die sie ihm als Haupt der Familie zurückerstattet. Diese gegenseitige Achtung wird dann oft auch der Maßstab derjenigen, welche man ihnen Beiden in der Gesellschaft erweiset. Sie werden sich eben so wenig zur Last, als sie sich in ihren eigenthümlichen Verrichtungen behilflich sind. Jeder bewahrt eine gewisse innere und äussere Freiheit, von der man in Frankreich fast kein Beispiel hat, und ihre beiderseitigen Gewalten (wenn man so sagen darf) bewegen sich friedfertig neben einander, ohne auf einander einzuwirken oder je sich mit einander zu verschmelzen.

Wenn Zufall, Nothwendigkeit oder die Seltsamkeit einiger Karaktere diese in Deutschland beinahe eiserne Ordnung einigermaßen verändern, diese Veränderung aber allen Gewohnheiten zuwider ist, so sind die Resultate davon immer höchst unangenehm. Der Mann übt in seinem Hauswesen eine Vollmacht aus, die weder Abänderungen noch Schranken kennt. Die Frau erkennt deren eben so wenig, sobald sie dem

alleinigen Sorgen sich entzieht, die ihr Leben und ihre Gedanken erfüllen. Ihre Unwissenheit aller ernstern Gegenstände, der Detailgeist, der, so zu sagen, alle ihre Eigenschaften zertheilt hat, und der sich an alles knüpft, was sie thut, raubt ihr die Mittel, sich selbstständig zu benehmen. Das geringste Uebel, das eine nothwendige Folge davon ist, besteht darin, in der Gesellschaft jenes Gleichgewicht, jenen guten Ruf zu verlieren, die überall so nothwendig sind, aber die vorzüglich in Deutschland, wo man selten oder nie sein einmal ausgesprochenes Urtheil zurücknimmt, und wo das am meisten anerkannte Verdienst nicht die öffentliche Achtung sich zu erwerben vermag, wenn es nicht allein mit wirklich guten Eigenschaften, sondern auch mit häuslichen Tugenden verbunden, von höchster Wichtigkeit sind.

Man glaube nicht etwa, daß alles eben Gesagte nur auf den gewöhnlichen Bürgerstand anwendbar gemacht werden könne. Es ist dasselbe mit den Gebräuchen, wie mit den Moden: Jedermann unterwirft sich ihnen, selbst ohne es zu wollen. Ihr Einfluß erstreckt sich auch auf das, was mit ihnen am wenigsten übereinstimmend zu sein scheint, und nichts entgeht in der That den Neigungen und Gewohnheiten, wenn diese die der größern Menge sind. Die reichste Bürgerin Deutschlands, obgleich ihre Existenz oft so glänzend als ehrenvoll sein mag, würde glauben, eins ihrer schönsten Privilegien zu verlieren, wenn sie das Geringste von der Strenge ihrer Pflichten als Hausfrau nachlassen müßte. Die nicht besonders reichen adelichen Familien finden eben so wenig etwas Anstößiges darin, sich diesem Gebrauche zu unterziehen, und man kann behaupten, daß die Frauen vom höchsten Range, welche Liebenswürdigkeit und Grazie sie auch in der Gesellschaft geltend machen mögen, diesen Tugenden nicht ganz entfremdet sind, oder wenigstens, daß sie in ihren Augen eine ganz andere Wichtigkeit haben, als in denen der französischen Frauen.

(Beschluß folgt.)

Schweizerische Miszellen.

8.

Die schweizerische Ichthyologie (Beschluß).

Aus vielen und andauernden Beobachtungen glaube ich folgern zu dürfen, daß, wenn alle übrigen Umstände gleich sind, die Lebhaftigkeit der Hautfarbe bei den Forellen allzeit verhältnißmäßig ist mit der Lichtmenge, die das Wasser, worin sie leben, durchdringt; so daß ihr Kolorit um so kräftiger erscheint, je minder tief das Wasser ist.

Man hat irriger Weise geglaubt, die Farbe vom Fleisch der Forellen als ein spezifisches Unterscheidungszeichen gebrauchen zu können; bevor die Fische aufgeschnitten werden, ist es unmöglich, mit Sicherheit zu bestimmen, ob das Fleisch roth sei, oder nicht. Ein zuverlässiger Beobachter, Herr Courtivron, hatte bereits dem berühmten Duhamel geschrieben, er habe kein äusseres und beständiges Merkmal für Unterscheidung der Lachsforellen von den übrigen wahrgenommen, und redliche Fischer hätten ihm das Gleiche bezeugt. Solchen Fischern aber, die jene Farbe unterscheiden zu können behaupteten, habe er eine große Menge Forellen zur Ausscheidung vorgelegt, sie hätten sich aber dabei so vielfach geirrt, daß ihm klar ward, sie wüßten auch nicht mehr, als ihre redlichern Berufsgenossen.

In den nämlichen Seen und in den gleichen Flüssen werden Forellen gefangen, deren Fleisch ganz verschieden gefärbt ist. Durch den Garten, welchen Hr. Courtivron bewohnte, fließt ein an Forellen reicher Bach. Ich fand, sagt dieser Beobachter, in der nämlichen Schüssel Fische mit rothem, orangefarbenem, milchweißem und weißgrauem Fleisch. Die Vermuthungen der Schriftsteller über die Ursachen dieser ungleichen Färbung des Fleisches bei den Forellen ermangeln noch allzusehr genauer Begründung durch Beobachtungen und Versuche, um Erwähnung zu verdienen. Ich beschränke mich demnahen auf die nachstehende Angabe, die der Großherzog von Sachsen-Weimar mir mitzutheilen die Gewogenheit hatte.

„Das der Familie Stein zugehörige, fünf Meilen von Weimar entfernte und beträchtlich höher gelegene Schloß Kothberg ist mit einem Wassergraben umgeben, der nach Belieben trocken gelegt werden kann. Seit vielen Jahren wußte man, daß die in den Graben geworfenen weißen Forellen in wenigen Wochen zu Lachsforellen werden, das will sagen, daß ihr Fleisch eine rothe Färbung erhalte. Vor ungefähr zehn Jahren ward dieser Graben gereiniget; die Pflanzen, die sich darin angesiedelt hatten, wurden ausgerottet und das Wasser wieder eingelassen; von diesem Augenblick an färbten seine Forellen sich nicht mehr roth. Dies dauerte etliche Jahre; seit drei oder vier Jahren nun aber, da verschiedentliche Pflanzen nachgewachsen sind, wird die Färbung der Forellen auch wieder wahrgenommen." — Der Großherzog wollte die Ursache einer so auffallenden Erscheinung ausmitteln lassen, und beauftragte den Professor der Chemie in Jena, Herrn Döbereimer, eine vergleichende Analyse der Gewässer des Flusses, in dem die Forellen gefangen, und des Grabens, in den sie gebracht wurden, anzustellen. Der Bericht über die angestellte Prüfung enthält neben andern nachstehende Bemerkungen.

Die Ursache der rothen Farbe der Forellen ist gerade eben so merkwürdig und eben so unbekannt, wie

diejenige, welche die Krebse im siedenden Wasser roth färbt, obgleich beide Erscheinungen nicht die nämliche Begründung haben: denn die Krebse werden auch roth gefärbt, wenn man sie in Weingeist taucht; sie sehen alsdann aus wie gesottene Krebse, behalten aber die Kraft, Diejenigen zu kneipen, von denen sie angefaßt werden.

Das Wasser, welches die Forellen roth färbt, enthält beträchtlich viel Selenit und weniger Sauerstoff; das Verhältniß von diesem Gas zum Stickstoffgas ist wie 1 zu 4 bis 5, während dasselbe im Flußwasser sich wie 1 zu 2 darstellt. Wenn das letztere Verhältniß der luftartigen Stoffe das Fleisch der Forellen nicht röthet, während dies hingegen in einem an Sauerstoff armen Wasser geschieht, so könnte daraus gefolgert werden, es sei der relative Mangel des Sauerstoffs im Wasser, worin die Forellen leben, die Ursache der Farbänderung, die mit ihnen vorgeht. Die Folgerung mag vielleicht gewagt scheinen, doch ist sie nicht unlogisch; es läßt sich allerdings der Beweis führen, daß der Zustand der Entfärbung (décoloration) in lebenden Organismen das Resultat einer fürdauernden Oxidirung ist, während der gefärbte Zustand die Folge einer Desoxidirung ist, wobei der Grundstoff der organischen Substanzen, in Verbindung mit mehr oder weniger Wasserstoff, öfters gleichzeitig mit freiwerdendem und vorherrschendem Stickstoff, die Farbe erzeugt. Da nun das Wasser auf verschiedene Weise seinen Sauerstoff verlieren kann, so folgt daraus, daß mancherlei Versuche anzustellen möglich ist, um diese Theorie zu prüfen, oder um rothfärbende Fischteiche (piscinas auratorias) anzulegen.

Wenn die Forellen ein gewisses Wachsthum erreicht haben, so fühlen sie, wie der Lachs, das dringende Bedürfniß, ihre Geburtsstätten zu verlassen, um anderswo eine größere Menge Wasser, reichlichere und befriedigendere Nahrung zu finden. Dies natürliche Verhältniß wird so allgemein herrschend wahrgenommen, daß sich daraus auch annähernd der Punkt des Wachsthums bestimmen läßt, den die Forellen erreichen, welche habituell einen Fluß bewohnen, dessen Tiefe man kennt; der Ausdruck habituell soll nämlich diejenigen ausschliessen, die zur Zeit des Laichs nur momentanen Aufenthalt machen.

Da zuverlässig ist, daß die Fluß- und Bachforellen, und selbst auch die, welche in den Bergseen wohnen, dunkler gefärbt sind, als die des Genfersees, so wird man geneigt sein, zu vermuthen, daß jene, wenn sie in dies große Wasserbecken niedersteigen, durch allmäligen Einfluß ihrer veränderten Wohnung und Nahrung die frühere Farbe ihrer Hautdecke einbüßen. Diese Entfärbung geschieht dann auch wirklich, die Forellen verlieren auf diese Weise ihr schönes Jugend-Kolorit, und ich halte dafür, es sei dies eben auch der Gang, den die Natur befolgt in Ausbildung der Spielarten, die in der That wohl nur eine einzige Art ausmachen.

Es hält sehr schwer, über das jährliche Wachsthum der Forellen zuverlässige Angaben zu erhalten, und die Beobachtung derjenigen, die in großen Behältern wohl genährt werden, mag uns nur annähernde gewähren. Nachstehendes sind die Ergebnisse mehrjähriger hierüber gemachter Beobachtungen. Forellen vom Gewicht eines Pfundes vermehrten dieses um den vierten Theil während eines Jahres; die etwa dreipfündigen um einen sechsten Theil; größere erhielten wohl ein Pfund Zuwachs in gleicher Zeit; unbekannt ist die Zunahme derer, die über neun bis zehn Pfund an Gewicht haben.

Man behauptet, Forellen von fünfzig bis sechszig Pfund (zu achtzehn Unzen) im See gefangen zu haben; ich will diese Angaben nicht streitig machen, obgleich ich selbst über sechsunddreißig Pfund wiegende nicht sah, und die größte derer, welche seit fünfzehn Jahren in den Reusen der Rhone gefangen ward (im Jahr 1815) nur zweiunddreißig Pfund Gewicht hatte.

Die größte Länge, welche das natürliche Wachsthum der Forellen erreicht, scheint ungefähr vierzig Zoll zu betragen; die zwanzig Pfund schweren haben diese Länge beinahe erreicht, so daß die weitere Zunahme ihrer Körpermasse alsdann in die Dicke, und hauptsächlich in die Breite, geschieht.

Gefangene Forellen verweigern einige Tage lang, Nahrung einzunehmen; hernach, vom Hunger getrieben, verschlucken sie die ihnen dargereichten Fische, und sie erhalten sich im frischen Wasser eine lange Zeit. Die, welche ohne Nahrung in Fischbehältern aufbewahrt werden, magern schnell ab, und die kleinen zumal noch schneller als die größern.

Wie die Lachse, so suchen auch die Forellen frisches und laufendes Wasser; wie jene, steigen auch diese zur Zeit des Laichs, mit gleicher Gewandtheit und Stärke, Flüsse und Bergströme aufwärts, und sie kehren nach vollendeter Laichzeit dahin zurück, woher sie gekommen waren; wie jene erreichen sie das Gewicht von vierzig Pfund ungefähr, ohne diese Schranke weit zu überschreiten.

Die Schwimmkraft, welche die Forellen zu Tage legen, beruht auf der Größe ihrer Flossen und auf der Stärke der dazu gehörenden Bewegungsmuskeln. Bei einem 2 Fuß und 2 Zoll langen Fische betrug die Breite der Brustflossen 2 Zoll 1 Linie, die der Bauchflossen 2 Z. 5 L. und die der Schwanzflosse 2 Z. 8 L. Die im Schwanz dieser Fische vorhandene große Kraft erweis't sich durch bekannte Thatverhalte sattsam.

Der Uebergang der Forellen aus dem See in die Rhone und aus der Rhone in den See ist in Genf

unter den Namen des Niedersteigens und Aufsteigens (descente et remonte) bekannt. Aus mehrjährigen Beobachtungen darf gefolgert werden, daß die Zeitpunkte dieser Wanderungen, wie diejenigen der Vögel, atmosphärischen Einflüssen unterworfen sind; denn sobald die Oberfläche des Wassers anfängt, sich zu erwärmen, so zögern die Forellen auch nicht länger, den See zu verlassen, welcher ihre Winterherberge gewesen ist, und schon im April beginnt ihr Rhonezug: ihre Hautdecke ist alsdann blässer, ihr Fleisch fetter und schmackhafter. Bevor sie laichen, ist der Genuß desselben am vorzüglichsten. Daß die männlichen Fische schmackhafter sein sollten, als die Weibchen, ist ein herrschendes Vorurtheil; Feinzüngler werden die letztern unstreitig schmackhafter finden.

Die größern Forellen messen, so zu sagen, die Wassermasse eines Flusses, bevor sie weit darin aufsteigen. Weil die Arve ihnen nicht überall ein tiefes Bett gewährt, so wagen sie sich dahin nur bei großem Wasser, und manche werden hiedurch bestimmt, nahe am Ausfluß der Rhone bei Genf zu laichen. Spaziert man im Herbst über die Anhöhen, die den Fluß beherrschen, so sieht man auf dem Grund seiner hellen und durchsichtigen Gewässer große, weiße, fast kreisförmige Stellen; hier haben die Forellen gelaicht, und da sie sich diese Verrichtung durch Reiben des Bauchs gegen Kiesel oder den Bodengrund zu erleichtern suchen, so bleiben diese davon geweißt.

Nachdem die Forellen ihre Eier gelegt haben, kehren sie aus der Rhone und den benachbarten Flüssen in den See zurück, was meist mit dem 22. bis 24. Oktober anfängt: sie sind alsdann fast alle so mager, daß sie Schläuche (fourreaux) genannt werden, ihr zähes Fleisch ist unschmackhaft, und hierin zeigt sich eine neue Aehnlichkeit mit dem Lachs.

Die Zahl der Seeforellen, welche alljährlich in den Reusen zu Genf gefangen werden, ist sehr ungleich, wie sich aus vierzigjährigen über diesen Fang geführten Registern ergibt.*) Aus Vergleichung eben dieser Register scheint gefolgert werden zu können, daß die Jahre, wo die Weintrauben am vollkommensten reiften, also die wärmsten Jahrgänge, auch die günstigsten für den Forellenfang waren.

*) Die Register des Zeitraums von 1802 bis 1807 gewähren folgende Resultate:

Jahrgang.	Zahl der eingefangenen Forellen.	Ihr Gewicht in Pfunden zu 18 Unzen.	Durchschnitts-Gewicht.
1802	658	4055	6 Pf. 3 Unz.
1803	1264	7302	5 13
1804	1257	6182	4 16
1805	843	5674	6 8
1806	964	7200	7 9
1807.	871	5229.	6 —

Es könnte befremdlich erscheinen, daß die Forellen gleichzeitig und für Befriedigung der nämlichen Bedürfnisse den Rhonestrom in's Wallis aufsteigen und bei Genf die Rhone niedersteigen: erwägt man aber die Natur des obgedachten Instinkts, der sie in die Ströme und Bäche hinziebt, so erklärt sich der anscheinende Widerspruch unschwierig.

Die Forelle ist vielleicht von allen Fischen derjenige, welcher die kühlen Gewässer am begierigsten aufsucht; darum wird derselbe auch in den höchst gelegenen Seen angetroffen: derjenige von Oberalp, welcher 890 Toisen Erhöhung hat; der des Mont-Cenis von 982, und der des Luzendro, welcher noch höher liegt, als der beim Gotthard-Hospiz, der auch selbst schon 1062 Toisen Erhöhung über der Meeresfläche hat, liefern vortreffliche Forellen. Hingegen scheint alsdann auf dieser Höhe ungefähr, das will sagen, zu beiläufig 1100 Toisen, der höchste Punkt für die Ausdauer dieses Fisches in unsern Gegenden vorhanden zu sein, da in dem See auf dem großen St. Bernard, bei 1250 Toisen Erhöhung, keine andauernd erhalten werden mochten, obgleich öfters Forellen dahin verpflanzt wurden, was einzig nur auf örtlichen Verhältnissen beruhen kann.

Linné hat das Dasein der Forelle in hohen Bergseen, die ohne allen Zusammenhang mit Flüssen sind, durch die sie ihnen zukommen möchten, großen Ueberschwemmungen zugeschrieben, von denen dieselben zurückgeblieben wären.

Weiß man aber, daß da, wo die Bergseen mit benachbarten Flüssen in keiner sichtbaren Verbindung stehen, hingegen unterirdische vorhanden sind, so wird man sich über die Erscheinung der Forellen um so weniger wundern, wenn man zugleich der Ausharrung und Stärke eingedenk ist, womit diese Fische Hindernisse mancherlei Art zu überwinden vermögend sind: nur da, wo diese Hindernisse ganz unübersteiglich werden, könnten demnach auch keine Fische in jene Seen gelangen.

Der berühmte Upsal'sche Professor wundert sich, wie die Forellen in solchen hohen Bergseen leben können, die ihnen weder Pflanzen noch Insekten, noch irgend andere Fische zur Nahrung darbieten. Der Professor Schrank bemerkt das nämliche, wo er vom Ritter (l'ombre) des Königssees spricht. „Die Ernährungsweise dieses Fisches", sagt er, „ist ein vollkommenes Räthsel für mich, denn das Wasser ist so rein, daß nur wenige Insekten sich darin befinden können, und ich habe keine wahrgenommen."

Müßten die Forellen das ganze Jahr durch in diesen hohen Seen verweilen, so könnten sie allerdings wohl nicht darin ausdauern; nimmt man hingegen an, daß sie nur den Sommer da zubringen, so darf man alsdann um ihre Nahrung nicht verlegen sein: andere

Fische können sie freilich nicht verzehren, weil ausser ihnen weiter keine da sind; allein an horn-, haut- und netzflügeldeckigen Insekten (Coleopteren, Hymenopteren und Nevropteren) u. s. w. wird kein Mangel sein. Wer das häufige Eintreten und die Stärke der Winde auf hohen Bergen kennt, und wer im Sommer diese Hochlande besucht hat, wird oftmals die Oberfläche ihrer kleinen Gewässer mit vom Winde hergebrachten Insekten überdeckt gefunden haben, und die Schneefelder selbst bieten alsdann mitunter dem Liebhaber beachtenswerthe Insekten-Aernten dar.

Die Begierde, womit die kleinen Forellen nach Uferaas und Frühlingsfliegen (Ephemeren, Phryganen u. s. w.) haschen, die Gierigkeit, womit die größern auf Angeln mit geflügeltem Köder losschiessen, mögen wohl gleichfalls darthun, daß, zumal die jungen Fische, sich recht gut mit Insektennahrung sättigen können.

Tagebuch eines englischen Kriegsgefangenen, u. s. w.

(Fortsetzung.)

Abreise der Kaiserinnen Marie Luise und Josephine.

Gleich nach der Abreise der Kaiserin wies man die Personen zurück, die das Museum besuchen wollten, und verschloß die Thüren desselben. Ich begab mich nach der Vorstadt St Martin, wo ich einen großen Menschenhaufen vor einem Anschlagzettel versammelt fand, auf dem folgende Proklamation gedruckt war.

König Joseph, Generallieutenant des Kaisers, Oberbefehlshaber der Nationalgarde, an die Bürger von Paris.

Bürger von Paris! Eine feindliche Kolonne hat sich nach Meaux geworfen, sie nähert sich auf der Straße von Deutschland; aber der Kaiser verfolgt sie ziemlich nahe, an der Spitze einer siegreichen Armee. Der Regierungsrath hat für die Sicherheit der Kaiserin und des Königs von Rom gesorgt. Ich bleibe bei Euch.

Bewaffnen wir uns, um diese Stadt, ihre Denkmäler, ihre Reichthümer, unsere Weiber, unsere Kinder, Alles was uns theuer ist, zu vertheidigen. Diese große Stadt werde für einige Augenblicke ein Feldlager, und der Feind finde seine Schande unter diesen Mauern, die er im Triumph zu übersteigen hofft. Der Kaiser eilt uns zu Hilfe. Unterstützt ihn durch einen kurzen und lebhaften Widerstand, und laßt uns die französische Ehre bewahren.

Paris, den 29. März 1814.

Unterzeichnet: Joseph.

Die Vorstadt war mit Menschen angefüllt, aber um zwei Uhr zerstreute die Nationalgarde die Menge, welche sich zwischen der Barrière und der Kirche von St. Laurent befand. Später durfte Niemand mehr passiren. Ich begegnete einem meiner Landsleute, der wie ich, Kriegsgefangener war, und wir begaben uns zur Barrière von Poissonnière hinaus, auf die Höhe von Montmartre, aber wir sahen keine Truppen in der ganzen Ebene, die zu unsern Füßen sich ausdehnte, obgleich wir am Saum des Waldes von Bondi, auf den Höhen von Livry Pulverrauch bemerkten, und den dumpfen Donner des Geschützes deutlich zu unterscheiden im Stande waren. Während wir unsere Vermuthungen über die Stellung der Armee aufstellten, sahen wir, zu unserm großen Erstaunen, nach vier Uhr nach und nach drei Kanonen (einer zu Vilette an der Stelle, wo die Straße von dem Ourcqkanal durchschnitten wird) befindlichen Batterie abfeuern. Wir konnten nicht sehen, auf wen man geschossen, aber wir erfuhren später, daß es auf die ersten feindlichen Soldaten gewesen sei, die sich bei der Meierei von Nouvry, links an der Straße von Paris nach Pantin, hatten sehen lassen. Die Höhen, auf denen wir in der Entfernung den Kanonenrauch bemerkten, waren damals von den Allirten besetzt, die den rechten Flügel des Armeekorps beschossen, welches sich nach Paris zurückzog. Es waren ungefähr 20 Neugierige mit uns an dem Orte, wo wir uns befanden. Wir beeilten uns, nach der Stadt zurückzukehren, in der Besorgniß, daß man die Barrièren sperren könne.

Die Proklamation Josephs wurde auf den Boulevarts um einen Sol verkauft. Zahlreiche Gruppen bezeugten laut ihre Unzufriedenheit über die Abreise der Kaiserin, ohne daß die Nationalgarde das verhindert habe, weil sie dadurch die Rache der Allirten hätte abwenden können. Zum ersten Male hörte ich das Volk den Kaiser anklagen, daß er der einzige Urheber all' dieses Unglücks sei, aber ich bemerkte nicht die geringste Neigung, sich dem Feinde entgegenzustellen. Während der Dämmerung fuhr eine große Menge mit Munition beladener Wagen über den Boulevart der Italiener, und man konnte sich über die Stellung des rechten Flügels der Armee nicht mehr täuschen. Zwischen 7 und 8 Uhr Abends verbreitete sich das Gerücht, daß die Allirten sich zu St. Denis und Clichy befänden, was jedoch falsch war. Dagegen vernahm ich nicht, daß sie zu Romainville seien, obgleich sie schon um 2 Uhr sich daselbst eingefunden hatten. Uebrigens wußte man durchaus nichts bestimmtes über die Streitkräfte des Feindes. Einige behaupteten, daß er 30,000, Andere, daß er kaum 20,000 Mann stark sei. Gustav, gegenwärtig Herzog von

Coigny, der, als Adjutant des General Sebastiani, den spanischen und später den russischen Krieg mitgemacht hatte, in welchem er einen Arm verlor, war am Morgen zu den Vorposten gegangen, und schätzte die Stärke der alliirten Armee auf 30,000 Mann.

Lebreton, Sekretair der vierten Klasse des Instituts, sagte zu mir, daß er am Abend beim Polizeiminister gewesen, und ihn mit dem Grafen Réal beim Billardspiel und über die Begebenheiten sprechend, angetroffen habe. Der Herzog von Rovigo, der am Morgen zu Pferde sich nach Villaparisis begeben hatte, schätzte die feindliche, gegen Paris vordringende Kolonne auf 40,000 Mann; Réal dagegen behauptete, daß sie nur 30,000 Mann stark sei. Dieser Letztere drang mit vieler Heftigkeit in den Minister, einen Befehl bekannt zu machen, und den Parisern bei Todesstrafe zu gebieten, das Straßenpflaster aufzureissen, die Steine in die obern Stockwerke zu tragen, und sie von dort auf die Feinde zu werfen, während man zugleich von allen Seiten auf sie schiessen werde. Rovigo entgegnete, daß das ganz unmöglich sei.

Im Theater Feydau waren nur drei Personen im Parterre bei der Aufziehung des Vorhangs, und während der ganzen Vorstellung waren in allem nicht zwanzig Zuschauer gegenwärtig. — Um 9 Uhr Abends war ich in Lecuy's Kaffeehaus, wo ich den Lieutenant Prot fand, der so eben mit dem Armeekorps des Marschalls Marmont zu Paris angekommen war. Dies Korps, und das des Marschall Mortier, hatten sich am 25. zu Bussy-l'Estrée, zwischen Arcis-sur-Aube und Chalons, geschlagen, und nachdem sie ihre Artillerie und Bagage im Stiche gelassen, hatten sie sich genöthigt gesehen, auf Seitenwegen sich nach Paris zurückzuziehen. Die Ueberreste dieser beiden Korps, die der Feind hart bedrängte, begannen Paris durch die Barriere von Charenton zu betreten.

Der Marschall Moncey besuchte die verschiedenen Posten der Nationalgarde. Mit einbrechender Nacht kam er zu Pferde, von einem Adjutanten begleitet, zu dem der rue de Provence, nahe bei der Artoisstraße. Er sagte zu den Nationalgarden, die sich dort befanden, daß er ihnen nicht verbergen könne, wie der Feind sich nahe; aber daß die Truppen, die sich unter den Mauern der Hauptstadt befänden, ihm Schach bieten würden, daß der Kaiser nicht weit entfernt wäre, und daß sie nur ganz ruhig auf ihrem Posten bleiben sollten.

Der Marschall Marmont erzählte mir am 30. Mai 1814, daß, als er, nach der Schlacht von Craone, zu Rheims war, er vom Kaiser den Befehl erhielt, sich mit dem Marschall Mortier zu vereinigen, und schnell nach Paris zu marschiren, um diese Stadt zu vertheidigen. Bei ihrer Ankunft zu Fismes schrieb ihnen der Fürst von Neuchâtel, ihre Richtung zu verändern, und sich gegen Chalons zu wenden. Aber schon zu Vertus erfuhren sie, daß Chalons sich in den Händen des Feindes befinde, dessen Stellung und Bewegung die Absicht verkündete, rasch gegen die Hauptstadt vorzudringen. Dem zufolge wollte der Herzog von Ragusa unmittelbar nach Paris, aber der Herzog von Treviso widersetzte sich und versicherte, daß die Ankunft der beiden Armeekorps unter den dortigen Einwohnern eine große Bestürzung verursachen werde. „Die Ankunft des Feindes wird ihnen keine geringere verursachen!“ entgegnete Ragusa. Nach dem Gefecht von Bussi-l'Estrée, am 25., setzten die beiden Marschälle ihren Rückzug fort. Von Nosay wollte Marmont nach Meaux, um den Marneübergang zu vertheidigen; aber da Mortier darauf bestand, sich gegen Melun zu wenden, so war er genöthigt, ihm zu folgen, und kam am 29. um 4 Uhr Nachmittags zu Paris an. Er besuchte sogleich die Höhen von Belleville, die er nie als Militairposition studiert hatte. Das Erdreich war durch die Gartenmauern sehr getheilt, und er wollte, daß man Öffnungen darin mache, um die Bewegungen der Artillerie und Kavallerie zu erleichtern. Er begab sich deshalb zu dem Kriegsminister, aber da er ihn nicht selbst sprechen konnte, so schrieb er ihm. Alles war schon in einer so großen Verwirrung, daß nicht ein Stein abgebrochen wurde. Am Abend und während der Nacht kamen die Korps der Herzoge von Ragusa und Treviso, die ungefähr 10,000 Mann stark sein mochten, vollends nach Paris.

Die große alliirte Armee war am Morgen über die Marne gegangen, und ihr Hauptquartier war zu Claye. Blücher manövrirte auf der Rechten, und sein Hauptquartier war zu Aunay. — Am 29. gaben nur zwei Zeitungen Armeeneuigkeiten. Der Moniteur sagte: Am 26. d. hat S. M. der Kaiser den General Wittgenstein bei St. Dizier geschlagen, ihm Kanonen und Bagage abgenommen. Dies Korps ist weit verfolgt worden.“ — Im Journal de Paris war zu lesen: „Seit gestern um drei Uhr Morgens sind eine große Menge Truppen, Infanterie und Kavallerie, von Paris zur Armee abgegangen. Gestern, um 5 Uhr Abends, ist eine Abtheilung Kriegsgefangener durch die Barrière von Pantin hereingekommen. Eben als sie über die innern nördlichen Boulevards zog, ist ein beträchtlicher Artillerietrain nach Meaux abgegangen.“

Der Telegraphenwächter auf dem Thurm und der Kirche von Montmartre sagte mir am Mittag des 29., daß ein Aufseher der Telegraphenlinie in großer Eile angekommen sei, und ihm den Befehl ertheilt habe, sogleich den Telegraphen herabzunehmen, und die beiden Teleskope nach Paris zu bringen, weil es in der

Nacht etwas geben könne. Um 4 Uhr hatte er ungefähr fünfzehn Kanonenschüsse, gegen Pantin zu, vernommen. Mit Anbruch der Nacht hatte er die Bivouacfeuer der Alliirten auf allen Höhen von Dammartin, bis zum Walde von Bondi, gesehen. An demselben Abend waren keine andern Truppen, als einige Artilleristen, zu Montmartre.

Von der großen, vom Fürsten von Schwarzenberg befehligten Armee, waren nur die Korps von Sacken und Wrede zu Meaux geblieben, um den Uebergang zu bewachen; alle übrigen lagerten vor Paris. Der Fürst schickte einen Offizier an den General Compans, um ihm günstige Bedingungen anzubieten, wenn man die Hauptstadt räumen wolle; aber der König Joseph wollte von keinem solchen Anerbieten etwas hören. Ein wenig vor 3 Uhr Nachmittags wurden die drei letzten Vedetten der französischen Kavallerie, die zu Servans geblieben waren, eingezogen. Sie wurden bis Livry verfolgt. Die Bewohner dieses und der benachbarten Dörfer hatten sich mit ihrem Vieh, ihrem Getreide und allen ihren Effekten nach Paris geflüchtet, was mit der Kavallerie, der Artillerie, den Munitions- und Bagagewagen der französischen Armee, die im vollkommensten Rückzuge begriffen war, eine entsetzliche Verwirrung verursachte. Diese Konfusion wurde noch durch das Kanonenfeuer des Feindes vermehrt, vorzüglich zwischen dem achten und neunten Stein, wo die große Straße nicht durch den Wald geschützt wird.

Um 4 Uhr Nachmittags langte die Armee auf der Straße beim fünften Stein an, und nachdem sie sich im Dorfe Vaubigny getheilt hatte, wendete sich die rechte Flanke gegen St. Denis, und die linke erklomm die Höhen von Noisy-le-Sec. Um fünf Uhr erschien plötzlich eine Schwadron Kosacken, und überfiel die wenigen Einwohner, die noch zu Romainville geblieben waren, in der Ueberzeugung, daß die Truppen des General Compans dies Dorf besetzen, oder darüber hinaus gehen würden, so daß sie dadurch in Sicherheit wären. Einige Häuser wurden geplündert. Gleich darauf kam der Feind in großer Menge an, und besetzte nicht allein das Dorf, sondern auch das im Walde befindliche Haus des Generals Valence. Erst am andern Morgen rückten die französischen Truppen gegen Romainville vor.

Die Kaiserin Josephine verließ Malmaison, um sich auf ihr Gut Navarral, im Eure-Departement, zu begeben. Sie reisete um halb drei Uhr Nachmittags ab, nachdem sie länger als eine Stunde auf das Geld gewartet hatte, das man ihr von Paris aus zuschicken sollte, um die Reise machen zu können. Sie hatte drei Kutschen. Die sechs ersten Stunden machte sie mit ihren eigenen Pferden, und die vierzehn übrigen mit der Post. Sie ließ ihrem Gemäldebewahrer Constantin einen Brief für den Polizeiminister zurück. Die Königin von Holland, ihre Tochter, fand sich bald hernach bei ihr in Navarra ein. Im Publikum zeigte sie ihre gewöhnliche Ruhe und die unaussprechliche Grazie ihrer Manieren; den größten Theil der Nacht aber brachte sie an ihrem Fenster, oder auf ihrer Gartenterrasse zu, um die Ankunft des Kuriers zu erwarten, den sie, um die Begebenheiten zu Paris und ihr eigenes Loos kennen zu lernen, dorthin gesendet hatte.

Fräulein von Commonde, die Vorleserin der Kaiserin Josephine, sagte mir, daß sie auf dem Wege nach Navarra mit ihr in einer Kutsche sich befunden habe, und Josephine, die ihren Sohn Eugen über Alles liebte, sei aufs Aeusserste um ihn besorgt gewesen. Sie hatte immer noch eine große Anhänglichkeit an den Kaiser, den sie zum letzten Male gesehen, bevor er nach Rußland ging. Auch Napoleon fühlte sich unwiderstehlich zu ihr hingezogen, und die Ursache, warum er sie nach seiner Rückkehr so ganz vermied, wurde der heftigen Eifersucht der Kaiserin Maria Louise zugeschrieben. Josephine kam nur von Zeit zu Zeit, und nie vor Anbruch der Nacht, nach Paris, um die Königin Hortensia zu besuchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Soldat des Pabsts.

Glück und Unglück, unsterblicher Ruhm und vergängliches Elend, können manchmal einer und derselben Quelle entspringen. Rom, das Rom des Alterthums, glänzt als ein halber Stern in der Geschichte, das Rom des Mittelalters glühte wie eine Fakel zur Erleuchtung der Feierlichkeiten der Inquisition, ... Jedermann weiß, daß es zu Rom nach den Königen, Konsuln, Triumvirn, Diktatoren und Kaisern, auch Päbste gegeben, und daß diese Päbste Soldaten gehalten, wie alle selbstherrschenden Fürsten der militairisch zivilisirten Welt. Aber nicht Jedermann weiß, wie es dem Borgino ergangen, der 1818 Soldat in der Garde des Pabsts war.

Es war einmal ein Apotheker zu Pierre-la-Gaillarde, der es bis zum ersten Staatsminister, ein Pastetenbäckerjunge zu St. Petersburg, der es bis zum Fürsten und Reichsverweser, ein Sackträger von Adrianopel, der es bis zum Großvezier, ja sogar ein Saubirt, der es bis zum Pabst gebracht hat. Aber dies Alles geht unsern Borgino nichts an.

Borgino war der Sohn eines armen Ziegenhirten von Tibur. Er war unter die Armee des hl. Vaters

gerathen, ohne alle andere Empfehlung, als die seines schlanken Wuchses und seines hübschen Gesichts. Aus einem armen zerlumpten Knaben sah er sich plötzlich in einen glänzenden Grenadier des ersten Wachtbataillons des hl. Stuhls metamorphosirt. Er betastete sich von oben bis unten, und konnte sich lange Zeit nicht erklären, was die drei abgehauenen Mohrenköpfe bedeuten sollten, die mit verbundenen Augen unter dem Schutze der dreifachen Krone sich befanden, mit welcher das flimmernde Schild seiner Bärenmütze geschmückt war, bis ihn ein ehrwürdiger Pater Baarfüßer von dem mystischen Sinn derselben instruirte. Die Strumpfflickerinnen und alles übrige leichte weibliche Gesieder von Rom und Transtevere nannte ihn nur schlechtweg den schönen Grenadier, und erhob ihn noch höher als Apoll vom Belvedere, den es manchmal gesehen und bewundert hatte, bevor es, der Zucht und Sitte wegen, verboten war.

Borgino aber, der schöne Borgino blieb bei allen diesen Huldigungen kalt, und sein Herz, von Eisen oder Stahl, verspürte keine der süßen Regungen, die er in allen Weiberseelen entzündete, die ihm aus allen Weiberaugen entgegensprühten. Er ließ alle diese Bestialen sich um sein Herz streiten, ja sogar sich darum zerkratzen, ohne den parfait amour mit ihnen abspinnen zu wollen. Seine täglichen Geschäfte, wenn er nicht im Wachtdienst sich befand, bestanden darin, seine Waffen, die am ersten Schmutz annehmende Tiare seines Schilds und seinen Sonnenschirm zu putzen, mit dem versehen er auf der Parade erscheinen und schildern mußte. Hatte er ausserdem noch Zeit übrig, so borgte er sich für einen halben Bajocco ein Buch (denn er hatte lesen gelernt) und spazierte mit demselben unter den Trümmerhaufen des alten und neuen Roms. Vom Janiculus ging er zum Kloster der hl. Apostel, vom Vatikan zu den Katakomben, von der Engelsburg zu den alten Kloaken, und auf allen diesen Spaziergängen dachte er über die Vergänglichkeit der Dinge, über die Erbärmlichkeit des menschlichen Eigendünkels, über die unvergängliche Schande der Heuchelei und der Verworfenheit nach. Man sieht, Borgino war kein Tropf, er war Philosoph, ohne es zu wissen.

Der hl. Vater, nach dem altherkömmlichen Gebrauch, dem er selbst als Stellvertreter Christi auf Erden sich unterwerfen muß, sollte eines Tages seine Benediktion urbi et orbi (Rom und der Welt) ertheilen. Borgino war eben im Dienst, und schilderte an dem Haupteingange des Vatikans. Ein kleines Männlein, ein wenig bucklicht, säbelbeinig, mager und häßlich, näherte sich ihm. Es war ein Engländer. „Mein Freund!“ sagte er etwas stotternd und mit dem komischsten Akzent von der Welt, „mein Freund! ich möchte gern das heilige Kollegium unter den Bogen des Präneste defiliren sehen. Laßt mich hinein, ich bitt' Euch höflich darum.“ —

Herr! entgegnete Borgino, ohne eine Miene zu verziehen, das geht nicht an. Die Ordre ist streng, und ich werde bestraft, wenn ich Euch passiren lasse; folglich dürft Ihr nicht hinein. Aber bleibt hier, stellt Euch da auf die Bank am Schilderhause und nehmt meinen Parasol, um Euer Gehirn gegen die Mittagsgluth zu bewahren. Ich versichere Euch, Ihr dürftet schwerlich einen bessern Platz finden.

Das Männchen ließ sich das nicht zweimal sagen. Er benutzte Borgino's Gewehr wie einen Maßbaum von Cocagne, kletterte auf die Bank und sah aufs vollkommenste die ganze Pontifikal-Zeremonie.

Nachdem Alles vorüber war, rutschte der Engländer mit Borgino's Hilfe von seinem erhabenen Standpunkte wieder herab. „Braver Grenadier!“ sagte er, „sage mir deinen Namen und den deines Bataillons. Dein Gesicht gefällt mir, und dein Betragen gegen mich, als einen dir ganz unbekannten Menschen, hat mich gerührt. Wenn das Projekt, über das ich seit sechs Jahren nachdenke, und das ich in Rom in Ausführung bringen will, reif geworden ist, werde ich dich wiedersehen. Du sollst alsdann sehen, daß die Erkenntlichkeit eines Engländers es nicht bei bloßen Freundschaftsbezeugungen bewenden läßt.“ Nachdem er also geredet, ging er seines Wegs.

Achtzehn Monate waren seitdem vorübergegangen. Borgino dachte längst nicht mehr weder an den krumbeinigen Briten, noch an die allmächtige Benediktion urbi et orbi, die ihm doch auch gegolten hatte, als einer seiner Kameraden eines Tages zu ihm hereinstürzte, und ihm zurief, daß ein Mann, gestreift wie ein Zebra, ihn am äussern Kasernenthore zu sprechen verlange. Es war ein Bedienter, der ihm ein Billet, mit folgenden wenigen Worten, zustellte: „Mein lieber Borgino! Eine lange Reise, welche ich zu machen habe, macht Ihre Gegenwart in meiner Wohnung nothwendig. Folgen Sie meinem Bedienten, und kommen Sie so bald als möglich. Lord Burkhill.“

Borgino erkundigte sich nach der Wohnung des Lords, und sagte zu dem Lakaien, daß er bei seinem Hauptmann die Erlaubniß nachsuchen wolle, 24 Stunden abwesend zu bleiben. Hier ist sie schon, entgegnete Dieser, und Borgino folgte ihm schweigend nach.

Sie kamen an einen prachtvollen Pallast, dessen Zaubergärten von den trüben Fluthen der Tiber bespült wurden. Borgino wurde in einen großen Saal geführt, der mit Allem ausgeschmückt war, was die Künste je Reiches und Entzückendes erfunden haben. Lord Burkhill trat ihm entgegen. Es war derselbe Engländer, dem er vor 18 Monaten einen kleinen

Dienst am Vatikan geleistet hatte, nur daß er seitdem noch etwas magerer und schiefer geworden. „Mein Freund!“ sagte er, „sei mir willkommen, und sei versichert, daß ich dich mit Vergnügen wiedersehe. Das Projekt, von dem ich dir damals gesprochen habe, ist nun vollkommen reif und seiner Ausführung nahe. Ich verlasse heute Rom und die Welt, meine Erkenntlichkeit aber soll sich heute noch bewähren. Doch vor Allem, wie findest du dies Frauenzimmer?“ Er zeigte ihm zugleich ein mit Brillanten umfaßtes Miniaturgemälde.

Sehr schön! entgegnete Borgino äusserst lebhaft.

„Also zur Sache!“ Er schellte, ein Bedienter erschien. — „Sagt Milady, uns die Ehre zu schenken.“ — Milady trat herein. Es war das bezaubernde Original des Portraits; eine wahre Venus! eine Hebe! eine — eine — enfin ein herrliches Weib. Burkill ergriff ihre Hand und lud sie ein, sich neben Borgino zu setzen, was sie auch ohne weiters that. Er ließ sich einen Armstuhl bringen, und setzte sich ihnen gegenüber. Sodann schickte er seine Bedienten fort, und redete also zum päbstlichen Grenadier, der nicht wenig über alle diese ausserordentlichen Vorbereitungen erstaunt war:

„Ich bin der einzige und letzte Sprößling der erlauchten Familie Burkill, herstammend aus Schottland. Eine stürmische Jugend ließ mich einen Theil der bedeutenden Güter verschwenden, welche meine Vorfahren mir hinterlassen hatten; aber meine Verbindung mit der einzigen Erbin einer der ersten und reichsten Familien Altenglands ersetzte mir das Verschwendete zehnfach wieder. Ein einziges Kind war das Pfand meiner ersten Verbindung. Ich betrachtete es als den einzigen Stolz, als die einzige Hoffnung meines Lebens. — Ach, mein geliebter Brick, mein Sohn fiel, kaum 16 Jahr alt, im Zweikampf. Seine Mutter folgte ihm bald nach, und ich, den der Himmel bestimmt zu haben schien, sich selbst zu überleben, ich versenkte mich während drei Jahren in die unzugänglichste Einsamkeit, um ungestört weinen zu können.“ — —

Der Lord hielt einige Augenblicke inne, sodann fuhr er gesammelter fort:

„Indessen glaubte ich dennoch endlich der Vernunft und selbst der Pflicht gehorchen zu müssen, und meinem Namen und meinen Schätzen einen Erben zu geben. Ich vermählte mich mit Milady, reich an Schönheit und Tugend, aber wenig vom Geschick durch hohe Abkunft und Glücksgüter begünstigt. Seit fünf Jahren bin ich ihr Gemahl, aber weder ihre Tugend noch der herrliche Himmel Italiens, unter welchem ich mich häuslich niedergelassen habe, haben meine heißesten Wünsche krönen wollen. Ich bin kinderlos und werde es immer bleiben. Meine Rolle ist ausgespielt. Die Seelen meines Sohns und meiner Gattin erwarten mich an den Grenzen dieses Lebens. Aber bevor ich diese große Reise antrete, habe ich noch zwei Glückliche machen wollen. Ich habe das Entzücken in zwei Herzen säen wollen, in denen es keimen und schöne Früchte tragen kann. Borgino! dein Gesicht, das ich heimlich habe malen lassen, mißfällt Milady nicht. Borgino seinerseits hat Sie, Milady! gefunden, wie Sie in der That sind, schön, wie der erste Traum eines Liebenden. Ihr paßt also vollkommen Beide zu einander, und ich verlange, daß ihr Euch einst verbindet. Wenn du noch länger dienen willst, Borgino, so hast du hier ein Patent als neapolitanischer Oberst, das ich für dich erhalten habe. Hier ist ein gehörig legalisirtes Testament, in welchem ich Euch Beide zu meinen Universalerben einsetze. Jetzt umarmt mich Beide. So — so. Ich lasse Euch alle meine Schätze, vergeßt die Armen nicht, vergeßt Gott nicht, vergeßt mich nicht in dieser Stunde.“

Lord Burkill stürzte sich nach diesen Worten, wie der Blitz, in ein nahes Kabinet, dessen Thüre er hinter sich verschloß. Borgino und Julia ahneten sein Vorhaben; aber kaum hatten sie die Zeit gehabt, in der größten Bestürzung an die Thür zu eilen, als sie schon durch einen Doppelschuß wieder zurückgeschreckt und benachrichtigt wurden, daß ihr unglücklicher Wohlthäter die Pforten der Ewigkeit betreten habe.

Nachdem der Dankbarkeit und dem öffentlichen Anstande die erforderliche Schuld entrichtet worden war, vermählte sich Borgino mit Julien. Ihr Erstgeborner trug den Namen Burkill, und nach dem Adel seiner Züge und den Flammen seines Muths zu urtheilen, hätte man vermuthen dürfen, daß er von den alten Helden Heptaniens abstamme.

Pariser Sittentafel.

Die Gallerie.

Die öffentlichen Spielhäuser, die Schulen des Lasters und der Verworfenheit, die leider von der Regierung immer noch geduldet und beschützt werden, bieten ein eigenes Feld zu Beobachtungen dar. Wir wollen uns in dieser Skizze nur mit den Zuschauern des Spiels, und zwar mit demjenigen Theile derselben beschäftigen, den man die Gallerie nennt. In den Häusern Paphos, No. 113 und 9 im Palais Royal, bemerkt man leicht auf den ersten Ueberblick, nach dem elenden Zustand ihrer Kleider, ihrer Wäsche und Beschuhung, daß die meisten von Denen, welche die

Gallerie bilden, die traurigen Opfer der Spielwuth sind. Sie sind Alle mehr oder weniger wohlhabend gewesen. Alle haben auf dem grünen Tuche, woran sie noch mit gierigen Blicken hängen, Alles verloren, was sie früher besaßen, und mehrere von ihnen selbst das noch, was nicht ihr Eigenthum war.

Dies häßliche Bild müßte an und für sich schon genügend sein, das Gemüth des Beobachters mit Schauder und Abscheu zu erfüllen, wenn der alleinige Anblick der Noth, des Elends und der Verworfenheit nicht Mitleid und Verachtung einzuflössen im Stande wären. Diese Menschen sind der Gesellschaft durchaus nicht mehr vom geringsten Nutzen. Viele davon sind der scheußlichste Auswurf derselben. Alle Energie ist in ihnen erloschen. An Trägheit gewöhnt, sind sie zur Ausübung jeder ehrenvollen Industrie unfähig. Sie haben sich durchs Spiel zu Grunde gerichtet, und obgleich sie nicht mehr spielen können, so beschäftigt das Spiel doch noch ausschließlich ihr ganzes Wesen. Sie würden ihr ganzes Leben in den Spielhäusern zubringen, wenn sie ununterbrochen offen blieben. Sie beobachten mit brennender Neugier und Theilnahme, und sie empfinden das erbärmliche Vergnügen der Rache, wenn sie sehen, daß die Bank bedeutende Verluste macht.

Die zu Grunde gerichteten Spieler beschäftigen sich sehr viel und ausschließlich damit, die Sortien von roth und schwarz, pair und impair u. s. w. auf eigends dazu verfertigten Karten zu bemerken, die sie bei jedem entscheidenden Coup mit einer Nadel durchstechen, die ihnen, so wie die Karten, im Ueberflusse und gratis von der Administration der Spielbank geliefert werden. Sie haben den Wahnsinn, immer noch an die Möglichkeit zu glauben, das Spiel auf diese Weise vorausberechnen, und nach den vorhergegangenen Sortien die bevorstehenden berechnen zu können, obgleich sie diesen Irrthum mit dem Verlust ihres ganzen Vermögens theuer genug bezahlt haben. Man kann wohl annehmen, daß eine gestochene Karte nie einem Spieler von irgend einem Nutzen gewesen ist; denn der Zufall hat keine Regel und kann keine haben. Mögen nun auch die Farben natürlicherweise abwechseln, so kann man doch nie mit einiger Wahrscheinlichkeit berechnen, welche gerade beim nächsten Coup erscheinen werde, und man vermag auf keine Weise die Folgen zu bemerken, die sich in demselben Augenblicke bilden, wo man sie am allerwenigsten erwarten zu dürfen sich berechtigt glaubt.

Das was man „den Geist der Taille" zu nennen pflegt, ist ein Unding, das nicht existirt. Manchmal folgen die Schläge einige Zeit lang mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf einander; aber diese anscheinende Regelmäßigkeit ist nicht von langer Dauer, und plötzlich artet sie wieder in das Spiel des ungebundensten Zufalls aus. Beim Spiel, so wie im Lotto, ist jeder Coup durchaus unabhängig von dem unmittelbar vorhergegangenen, so wie von allen ältern. Man hat keine größere Gewißheit über eine Veränderung der Farbe, nach dreißig ununterbrochen aufeinandergefolgten Schlägen in derselben Farbe, als im Anfange des Spiels. Man sollte doch endlich diese unumstößliche Wahrheit, nach so vielen tausenden zerstochenen Karten, die nur dazu gedient haben, die Spieler in Irrthum zu führen, einsehen. Man sollte doch am Ende überzeugt werden, daß es kein Mittel gebe, sich den mindesten Vortheil durch diese Art der Beobachtung zuzuwenden. Die Spielverwaltung giebt so viel Karten und Nadeln, als man nur immer verlangt. Sie würde nicht damit so freigebig sein, wenn sie nur im Entferntesten bemerkt hätte, daß man durch dieses Mittel gewinnen, oder auch nur den Verlust vermeiden könnte. Aber sie weiß sehr wohl, daß die durchlochene Karte im Gegentheil oft den Spieler verleitet, seinen letzten Rest zu wagen, weil er einen gewissen Coup zu errathen glaubt. Auf solche Weise läßt sie sich ihre Karten und Nadeln sehr theuer bezahlen.

Unter den Personen, welche die Gallerie bilden, kann man zwei Hauptklassen unterscheiden. Die erste besteht aus ganz gewöhnlichen Liebhabern, die sich nur mit ihrer Chimäre beschäftigen. Sie sind eben nicht besonders gefährlich; aber die andern sind es um so mehr. Man nennt sie „Botanisten," oder „Simpelsucher." Sie wissen die Neuankommenden, die noch keine kostspielgen Erfahrungen gemacht haben, auf den ersten Blick zu unterscheiden. Sie reden sie mit zuvorkommender Höflichkeit an. Sie beklagen sie, sobald ihnen das Glück nicht günstig ist, und lassen ihnen merken, daß wenn man sie zu Rathe gezogen hätte, sie gerade auf die entgegengesetzte Weise zu spielen bestimmt, und folglich gewonnen haben würden. Der Verlierende hört dergleichen Reden beifällig und gläubig an, und verspricht, die Zurechtweisung des theilnehmenden Nachbars zu befolgen, der seiner Sache so gewiß zu sein scheint. Der geneigte Rathgeber hat immer irgend ein unfehlbares Mittel, das, wenn auch nicht zum Gewinn, doch gewiß zum Verlust behilflich ist. Begünstigt aber der Zufall seine Andeutungen, so bemächtigt er sich des unumschränkten Vertrauens seines Zöglings, er nimmt dessen Kasse in Verwahrung, und läßt einen guten Theil davon in seine Taschen übergehen.

Diese Art von Industrie ist wirklich abscheulich, und sollte billigerweise unterdrückt werden, weil eben durch ihre Anleitung sehr viele Spieler, die sonst nicht das Spiel sich zur Gewohnheit gemacht haben

würden, wenn sie nicht bei ihrem ersten Versuche mit den Netzen der Verführung umstrickt worden wären, in den Grund verdorben werden. Aber eine solche Maasregel ist der regierenden Gewalt noch nicht wichtig genug erschienen. Sie hat andere Dinge zu thun, als mit der Moralität der Individuen sich zu beschäftigen. Uebrigens würden dadurch auch die Alzidenzien, welche das Spiel ihr abwirft, vermindert werden, und dieser Grund ist hinreichend, ihre Toleranz zu entschuldigen.

Man muß nicht glauben, daß der Botanist einen wirklichen Nutzen von dem rechtmäßigen oder unrechtmäßigen Gewinn zieht, den er sich auf Kosten des gläubigen Anfängers verschaft. Das ihm zu Theil gewordene Geld kehrt nothwendigerweise wieder zur Bank zurück. Ein Jeder hat seine eigene Lieblingsmanier, zu spielen, mit deren Hilfe er beständig verloren hat, und mit der er immer noch zu gewinnen hofft. Er bleibt unverbesserlich, und nichts vermag ihn von dem Wahnsinn seines Verfahrens zu überzeugen. Er verfolgt immer dieselben Kombinationen, bis die Bank Alles wieder verschlungen hat.

Die, welche die Profession der Rathgeber betreiben, suchen jedoch nicht mit Absicht zu täuschen. Mehrere von ihnen, die beständig verloren haben, glauben nichtsdestoweniger doch immer noch an die Unfehlbarkeit ihrer Martingale. Keiner dieser Unglücklichen will begreifen, daß das unüberwindliche Hinderniß keineswegs von der Art gut oder schlecht zu spielen, zu früh oder zu spät angefangen, auf roth statt auf schwarz gesetzt zu haben, und umgekehrt, herrührt, sondern daß es allein in der Macht und in dem unermeßlichen Vortheile der Bank besteht. Gänzlich zu Grunde gerichtet, so daß sie nicht mehr im Stande sind selbst zu spielen, suchen sie ihr Spielverfahren Andern angenehm zu machen, wobei sie der Hoffnung leben, ein Geschenk im Fall eines günstigen Erfolgs zu erhalten. Die Bank duldet diese Klasse elender Schlucker sehr gern, weil sie die neuen Spieler verleiten, diese oder jene Progression zu adoptiren, von der sie allein einen sichern Gewinn sich voraus versprechen darf.

Die Spielhäuser wimmeln ausserdem von Taschendieben und Betrügern aller Art, denen alle Mittel, wie manchem unserer heutigen Diplomaten, sehr legitim scheinen. Es wäre nichts Besonderes, wenn man nur darauf bedacht sein müßte, Schnupftuch, Portefeuille, Uhr und Kleinodien wohl zu bewahren; sie dehnen ihre Industrie auch auf das Spiel selbst aus, zum größten Schaden der Spieler. Einer ihrer gewöhnlichsten Kniffe beim Trente-un besteht darin: sobald ein Refait kommt und die Bank alle Summen in den Zustand der Haft erklärt und näher zusammenzieht, eine derselben, die ihnen nicht gehört, wie einverstanden mit dem Spieler, aus Schwarz in Roth, oder umgekehrt, überzuschieben. Sobald nun diese aus einer Farbe in die andere versetzte Summe gewinnt, so zieht der Betrüger dieselbe ohne die geringste Schwierigkeit an sich. Gewinnt hingegen die andere Farbe, in welcher sich der Einsatz zuerst befand, so ist er natürlicherweise nicht mehr da. Alle Spieler ziehen ihren Gewinn zurück, und der, dessen Einsatz verändert worden ist, geht leer aus. Er begehrt umsonst sein Eigenthum; es ist nicht mehr vorhanden, und er weiß nicht, an wen er sich, dieses doppelt schmerzlichen Verlusts wegen, wenden soll. Während der allgemeinen Bewegung hat Niemand den Gaunerstreich bemerkt, wenigstens hat man keine überzeugenden Beweise dafür. Die Bank ersetzt nichts, weil sie nur verpflichtet ist, die in jeder Farbe vorhandenen Massen anzuerkennen und die gewinnenden zu bezahlen. Sie bekümmert sich also um die nur die Spieler betreffenden Zwistigkeiten nicht.

Die Betrüger richten alle ihre Aufmerksamkeit darauf, den günstigen Augenblick zu erspähen, um dergleichen Streiche mit Sicherheit und ohne Gefahr ausführen zu können. Sie wählen immer vorzugsweise die Einsätze derjenigen Spieler, die besonders zerstreut oder beschäftigt scheinen, und die nicht beständig die Augen auf ihre Einsätze geheftet haben.

Diebe von einer noch untergeordnetern Klasse geben ihrer Industrie im Hause der Roulette auf dem Boulevard des Tempels, und in No. 9 und 113 im Palais-Royal, nach, wo man Menschen von den untersten Volksklassen zuläßt. Diese Verbrecher wenden sich gemeiniglich nur an furchtsame und unerfahrene Spieler. Sie eignen sich mit unglaublicher Unverschämtheit einen gewinnenden Einsatz zu, der ihnen nicht gehört. Der rechtmäßige Eigenthümer verlangt ihn mit Geschrei. So entsteht ein mehr oder weniger lebhafter Streit, bis drei oder vier Helfershelfer des Spitzbuben, die sich in der Gallerie befinden, versichern, daß der Einsatz dem gehöre, der ihn zurückgezogen hat. Diese Zeugen bringen es durch ihr Schwören endlich so weit, daß der Beraubte, ungeachtet seines Rechts, schweigen und sein Eigenthum sich vor seinen Augen rauben lassen muß, ohne es verhindern zu können.

Es geht kein Tag vorüber, an welchem nicht dergleichen Streitigkeiten in den bezeichneten Spielhäusern statt finden. Die Bankhalter kennen ihr beständiges Publikum ziemlich genau, um zu wissen, was von ihm zu halten sei. So haben Schurken mit Schurken zu thun: sie wissen das, und befinden sich wohl dabei. Hin und wieder scheint es zwar, als wollten sie sich Mühe geben, dem Beraubten zu seinem Recht zu ver-

helfen; aber da sie nicht das Recht haben, eine besondere Polizei über die Spieler auszuüben, oder zu entscheiden, wem die Summen gehören, sondern allein nur die verlierenden einzuziehen und die gewinnenden unbedingt zu bezahlen, so müssen sie die offenbarste Betrügerei ungeahndet vor ihren Augen geschehen lassen.

So ist in den öffentlichen Spielhäusern der ruhige und ehrliche Spieler von allen Seiten von drohenden Gefahren umringt, in die er sich mit verschlossenen Augen und gebundenen Händen stürzt, wenn er es nicht beim ersten glücklichen Versuche (wenn er doch einmal spielen will) bewenden läßt, sondern das scheinheilige Glück sich zuzuwenden gedenkt.

Zollfreie Gedanken.

Es gibt heutzutage mancherlei Innungen, Sippschaften und dergleichen, die vollkommen dem Manne ähnlich sind, der von seinem Pferde abgeworfen und in den Koth geschleift worden war, und den man fragte: ob er Schaden gelitten habe? worauf er entgegnete: „im Gegentheil!“

Sie hatten eine Pension? — Ja. — Sie haben sie verloren? — Ja. — Sie haben irgend einen dummen Streich gemacht? — Ja. — Welchen? — Ich habe geschrieben. — Was? — Die Wahrheit.

Will man ein Paar Schuhe haben, die nun und nimmermehr zerreissen, so nehme man zum Oberleder die Gurgel eines Weinsäufers, denn sie nimmt kein Wasser an, zur Sohle die Zunge einer alten Verleumderin und Klatschschwester, denn sie nutzt sich niemals ab, zum Pechdrath den Haß eines Jesuiten, denn er ist unvergänglich, wie die Ewigkeit. Probatum est.

Große Städte haben den eigenen Vorzug, leben zu können, wie man will, umzugehen mit wem man mag, und an den Schmausereien, welche die Geldsäcke der Krösus bereiten, gegen Erlegung einer mäßigen Zeche, und ohne Entrichtung eines Danks für die genossenen Gaben, Theil zu nehmen.

Häckerling.

Der Graf von Lauragnais war in die Schauspielerin Arnoult verliebt, und bemerkte mit großem Mißvergnügen, wie der Fürst von D. ihr beständig den Hof machte. Er verfügte sich deshalb eines Tages zu einem Arzt und fragte ihn, ob es möglich sei, vor Langeweile zu sterben? Es müßten dabei besondere Umstände zusammentreffen, entgegnete der Doktor. — Also ist es doch möglich? — Der Arzt bejahte das, und fügte hinzu, daß die aufs äusserste getriebene Langeweile eine der Auszehrung ähnliche Krankheit erzeugen und den Tod des Kranken veranlassen könne. Der Graf verlangte und bezahlte diese unterzeichnete Konsultation. Von dort begab er sich zu einem Advokaten und fragte ihn, ob man einen Menschen verklagen könne, der die Absicht gefaßt habe, ihn durch irgend ein Mittel ums Leben zu bringen. Er erhielt zur Antwort, daß darüber kein Zweifel obwalte. Auf sein besonderes Verlangen wurde ihm das schriftlich bescheinigt. Mit diesen beiden Zeugnissen versehen, verklagte er nun den Fürst von D., der, wie er behauptete, ihn und die Demoiselle Arnoult durch Langeweile umbringen wolle. Man kann sich leicht denken, daß diese sonderbare Klage ein großes Aufsehen erregte, und viel zu lachen machte, obgleich sie sonst keine andern Folgen nach sich zog.

Ein gewisser Arnold war im nordamerikanischen Freiheitskriege von den Amerikanern zu den Briten übergegangen, und verheerte ganz Connecticut mit Feuer und Schwert. Er verbrannte New-London, durchbohrte den braven Oberst Lidger, der ihm seinen Degen darreichte, weil er die Unmöglichkeit einsah, sich länger zu vertheidigen, massakrirte die Besatzung eines Forts, dessen er sich bemächtigte, und legte alle im Hafen befindlichen Handelsschiffe in Asche. Dieser Verbrecher verdiente, seiner Abscheulichkeiten und seines Meineids wegen, den Haß und die Verachtung seiner Landsleute. Er fragte einen derselben, der als Gefangener ihm vorgeführt wurde, was man mit ihm anfangen würde, wenn er gefangen werden sollte. Man würde, entgegnete der Soldat, Euer Bein, das im Dienste des Vaterlandes verwundet worden ist, abschneiden, und den Ueberrest hängen.

Einige Zeit vor dem Anfange der französischen Revolution, wurde der berühmte Olavides, der die rauhe Sierra Morena kultivirt und zivilisirt hatte, in die Gefängnisse der Inquisition geschleppt, weil er die philosophische Geschichte des Abbé Raynal in's Spanische übersetzt hatte. Er mußte das Aergste befürchten, und benutzte also eine günstige Gelegenheit, die ihm von seinen Bewunderern und Freunden dargeboten wurde, aus seinem Kerker zu entkommen. Er flüchtete sich nach Frankreich, wo er oftmals äusserte, daß das, was ihm während seiner Gefangenschaft am unerträglichsten gewesen, darin bestanden habe, als Buße Morgens und Abends die Werke des Bruders Ludwig von Grenada, und die eines andern eben so dummen Mönchs, zu lesen. Darauf antwortete ihm einer seiner Bekannten: Man hat an Ihnen die Martern der Alten erneuern wollen, und sie wurden damnatus ad bestias.

Als Kaiser Joseph II. unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein zu Paris war, setzte er den

ganzen Hof durch die Einfachheit seiner Manieren eben so sehr in Erstaunen, als die Philosophen und Gelehrten durch seinen scharfen Verstand und seine Unterrichtung, als das Volk durch seine Herablassung. Aber er wurde um so verschlossener, je mehr man wahre Größe und Würde an ihm entdeckte. Seine Popularität stand mit der beinahe orientalischen Etikette des französischen Hofes in einem Kontrast, der der öffentlichen Meinung nicht entgehen konnte. Er zeigte sich den neuen Ideen eben so günstig, als dem alten Schlendrian und dem Aberglauben abgeneigt. Der Fürst verschwand bei ihm dergestalt unter dem Anschein eines Weisen, der allein nur reise, um sich zu belehren, daß die wärmsten Freunde der amerikanischen Revolution versucht wurden, ihn für einen Demokraten, wie sie, zu halten. Eine Dame, die mit ganzer Leidenschaft sich dafür interessiere, ging sogar so weit, ihn eines Tags um seine Meinung über den Krieg zwischen dem König von England und seinen im Zustande der Insurrektion begriffenen Provinzen zu befragen, worauf er ihr etwas trocken antwortete: „Meine Rolle, Madame, besteht darin, Aristokrat zu sein."

Französische Literatur.

Aperçu de la situation intérieure des Etats-Unis de l'Amérique et de leurs rapports politiques avec l'Europe. — Ueberblick des innern Zustandes der vereinigten Staaten von Amerika und ihrer politischen Beziehungen mit Europa. Von einem Russen. London, 1826. Bei G. Booth. Ein Band in 8. von 164 S.

Ein Unterthan einer autokratischen Regierung durchschifft den Ozean, um das freieste Volk der Erde zu beobachten. Seine Bemerkungen scheinen ihm Stoff zu einem Werke darzubieten. Er läßt es in England, und in französischer Sprache, erscheinen. Welches ist sein Karakter? — Es ist augenscheinlich, daß er nicht für sein Land geschrieben; denn in Rußland darf nicht ein jeder lesen, der lesen gelernt hat, sei es selbst französisch. In seiner Vorrede sagt er: „Während dem Zwischenraum von sieben Jahren, seit meinem ersten und zweiten Besuch in Amerika, haben die Veränderungen, oder vielmehr die Verbesserungen, die in allen Zweigen der innern Oekonomie stattgefunden, die höchsten Berechnungen aller politischen Horoskopsteller überstiegen. Elende Dörfer, die ich in der Mitte fast undurchdringlicher Wälder besucht hatte, sind jetzt blühende Städte geworden, und da, wo man sonst nur mit Mühe Ackergeräthe fortschaffen konnte, rollen jetzt schwere Postkutschen mit Schnelligkeit. Diese Umgestaltungen zeigen sich am meisten im westlichen Theil des Staates von New-York." Das Werk selbst enthält sehr viele und genaue statistische Mittheilungen, und überhaupt Alles, was die physischen Kräfte der vereinigten Staaten betrifft. Man findet nur Thatsachen darin, deren unterscheidender Karakter auf die Dauer wirkt, und die sich selbst den Blicken des mit Vorurtheil behafteten Beobachters, so wie des gleichgültigsten Menschen aufdringen. Privatanekdoten, in denen der Müßiggang der meisten Leser eine so willkommene Nahrung findet, sucht man hier umsonst. — Sei der Verfasser nun wirklich ein Russe, oder gehöre er zu welcher Nation er wolle, er ist ein Mann von Geist und Herz, mit einem Worte: ein Kosmopolit, und er verdient es zu sein.

Lettres de St. James. — Briefe von St James. Fünfter Theil. (Von Lullin de Chateauvieux). Paris und Genf, 1826. Bei J. J. Paschoud. Ein Band in 8. von 227 S.

Als die ersten Briefe von St. James erschienen, wurden sie mit großem Beifall aufgenommen. Man erkannte klare und bestimmte Ansichten und Ideen in ihnen, die durch das Gefühl der Unabhängigkeit und Mäßigung des Verfassers noch erhoben wurden. Diese Fortsetzung hat dasselbe Verdienst. Rußlands Einfluß auf den Sturz Napoleons und die Wiederherstellung der konstitutionellen Monarchie in Frankreich, das System der h. Allianz, ihre Einmischung in die innern Angelegenheiten Spaniens, die innere Politik Englands, das Benehmen Europas gegen Amerika, die Besetzung Spaniens, endlich die Verbindung des westlichen Europa, das sind die vorzüglichsten Gegenstände, welche der fünfte Theil verhandelt.

Bibliothèque du jurisconsulte et du publiciste. — Bibliothek des Rechtsgelehrten und des Publizisten. Herausgegeben von Ackersdyk, Birnbaum, de Coster, Destriveaux, Ernst, Holtius, Warnkönig und Winsinger. Erster Band, erstes Heft. Lüttich, 1826. Bei Lemarié. In 8.

Das ist kein Jesuitenjournal, in welchem man die der Menschheit am wichtigsten sein sollende, sie am nächsten betreffende Angelegenheiten mit der dicksten Finsterniß zu umgeben, und die Geister kleinlich, albern und schläfrig zu machen sucht. Dergleichen Samen geht in Belgien nicht auf. Könnte man noch den geringsten Zweifel darüber haben, so dürfte man nur die Rede eines der Herausgeber (Destriveaux) über die Beziehungen vaterländischer Geschichte, auf das Studium des Fundamentalgesetzes, lesen. Der Verfasser, von einer bestimmten Legitimität befriedigt, deren Aera gewiß ist, zeigt, wie sie begründet ist,

auf welche Institutionen sie sich stützt, und wie sehr es nothwendig ist, den Bedürfnissen der verschiedenen Epochen nachzugeben, ohne den Nationalkarakter zu entstellen. Diesem merkwürdigen Aufsatze folgt eine Zergliederung (durch Warnkönig) des „Handbuchs des Kirchenrechts", vom Professor Walter zu Bonn. Wir werden noch einmal auf dieses Journal zurückkommen, das in jeder Hinsicht der Beachtung des unterrichteten Publikums würdig ist.

Ein Nachklang von Schillers unsterblicher Leier.

Die folgenden Strophen sind, unsers Wissens, bisher noch nie gedruckt worden. Wir verdanken sie einer ausgezeichneten Frau, an die sie, vor längerer Zeit, von Schiller selbst gerichtet wurden. Man wird in ihnen leicht den Genieschwung des großen Dichters erkennen, und eben deshalb glauben wir, daß ihre Mittheilung unsern Lesern nicht unangenehm sein werde.

Brautlied.

Zieh, holde Braut, mit unserm Segen,
Zieh hin auf Hymens Blumenwegen!
Wir sehen mit entzücktem Blick
Der Seele Anmuth sich entfalten,
Die jungen Reize sich gestalten,
Und blühen für der Liebe Glück:

Dein schönes Loos, Du hast's gefunden,
Es weicht die Freundschaft ohne Schmerz
Dem süßen Gott, der Dich gebunden,
Er will, er hat Dein ganzes Herz.

Zu theuern Pflichten, zarten Sorgen,
Dem jungen Busen noch verborgen,
Ruft Dich des Kranzes holde Zier.
Der Kindheit tändelnde Gefühle,
Der freien Jugend flücht'ge Spiele,
Sie bleiben fliehend hinter Dir;
Und Hymens ernste Fessel bindet,
Wo Amor leicht und flatternd hüpft,
Doch für ein Herz, das schön empfindet,
Ist sie aus Blumen nur geknüpft.

Und willst Du das Geheimniß wissen,
Das immer grün und unzerrissen
Den hochzeitlichen Kranz bewahrt?
Es ist des Herzens reine Güte,
Der Anmuth unverwelkte Blüthe,
Die mit der holden Scham sich paart;
Die, gleich dem heitern Sonnenblicke,
In alle Herzen Wonne lacht....
Es ist der sanfte Blick der Milde,
Und Würde, die sich selbst bewacht.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Alterthümer.

— Die Inschrift des Königs Silco zu Talmis in Nubien, welche wir (in der Nummer 23, Seite 379 dieses Jahrgangs der Unterhaltungsblätter) mitgetheilt haben, ist um so interessanter, weil sie mit denen, welche man zu Adulis und zu Axum gefunden hat, ein gewisses Ganze bildet, und Salts Vermuthungen über dieselben vollkommen bestätigt. Letronne behauptet, daß Silco ein christlicher König war, da Niebuhr im Gegentheil ihn für einen Heiden gehalten hatte.

— Die alte Stadt Mandeura, an den Ufern des Doubs, zwei Stunden von Montbeillard, im franz. Jura-Departement, mußte, in einem malerischen Thal gelegen, einen herrlichen Anblick darbieten, sowohl ihrer Lage wegen, als in Hinsicht der vielen prachtvollen Gebäude. Von dem Ganzen sind jetzt nur noch die Ruinen übrig, die eine sehr große Strecke Landes bedecken und noch manches Merkwürdige darbieten. Ueberall findet man Dachziegel, Vasen, Marmorbruchstücke, Münzen und Bildhauereien von der größten Schönheit. Man findet auch noch ganze Gebäude, deren Plan gut erhalten ist. Man kann überall leicht die Vertheilung der Häuser, ihre Lage, die Straßen und öffentlichen Plätze entdecken, und das Alles, wenn man drei bis vier Fuß tief gräbt. Viel wird davon verschleppt, und es würde sich wirklich der Mühe verlohnen, hier regelmäßige und genaue Nachgrabungen anzustellen.

— Die Bevölkerung von Schweden war zu Anfang 1824 2,687,457 Seelen, folglich 102,767 mehr als 1820. 1823 waren 98,259 Kinder geboren. Es starben in demselben Jahre 56,067 Personen, so daß die Vermehrung in einem Jahre 42,192 Seelen betrug. Stockholm hatte 1823 73,210 Einwohner, oder 2356 weniger als 1820. In dieser Zahl sind jedoch alle Diejenigen nicht mitbegriffen, die zu einer andern als der lutherischen Kirche gehören, so wie alle Reisenden u. s. f.

— Den sichersten Mittheilungen zufolge wird die Bevölkerung von China folgendermaßen angeschlagen: auf dem Lande 143 Millionen, auf dem Wasser 2 Millionen, Zivilbeamte 9611, Offiziere 7552, Soldaten: Fußvolk 822,000, Reiterei 410,000, Seewesen 31,000, im Ganzen 146,280,163.

— Das Einkommen von Hessen-Kassel beläuft sich auf 4 Millionen Thaler, und die Schuld auf 1,297,150 Thaler (Hanau und Fulda nicht mitgerechnet). Das Einkommen von Hessen-Darmstadt beträgt 5,996,510, die Ausgaben eben so viel und die Schuld 12,574,282 Gulden.

— Das Einkommen von Sachsen-Weimar beträgt 640,987 und die Schuld 580,869 Thaler. Das Einkommen von Meklenburg-Schwerin beläuft sich auf 2,200,000 und die Schuld auf 3 Millionen Gulden. Braunschweigs Einkommen erhebt sich auf 606,890, die Ausgabe auf 715,800 und die Schuld auf 3,606,303 Thaler. Das Einkommen von Nassau beträgt 557,781 und die Ausgaben 553,110 Gulden.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 34. Dritter Jahrgang 1826. 23. August.

Schweizerische Miszellen.

9.

Ueber einige geognostische Erscheinungen in der Umgebung des Luganer Sees.

Die bewundernswürdigen Erscheinungen des Fassa-Thales in Tirol, welche mit kolossalen Zügen deutlich und überzeugend lehren, wie Augitporphyr die Gebirgsarten der Alpen in ihrer ganzen Länge durchbricht, wie dieses Durchbrechen die Ursache der Erhebung des ganzen Alpengebirgs selbst wird, wie mannigfaltige Stoffe hierbei die Gebirgsarten durchdringen und sie verändern, oft zu ganz neuen Substanzen umformen, wie endlich wahrscheinlich das ganze Alpengebirge als ein Gebirg betrachtet werden müsse, welches über einer ungeheuern, im Kalkstein des Flözgebirges aufgebrochenen Spalte hervorgestiegen ist, — alle diese, zu solchen Schlußfolgen unmittelbar und laut führenden Thatsachen befinden sich leider in solcher Lage, daß sie nur schwer und nur in einem sehr kleinen Theile des Jahres zu beobachten sind. Die Gipfel der Berge dieser Gegenden sind fast alle mit immerwährendem Schnee bedeckt, und die merkwürdigsten der tieferliegenden Punkte werden nur erst in der Mitte des Sommers vom Schnee befreit.

Es ist daher höchst erfreulich, ähnliche Erscheinungen, ähnliche Mannigfaltigkeit und Deutlichkeit der Verhältnisse, welche sich gegenseitig als Ursache und Wirkung verbinden, in einer Gegend zu finden, welche Jedem erreichbar ist, zu jeder Jahrszeit, selbst in Winter, und mit so weniger Anstrengung, daß man die meisten und die wichtigsten Beobachtungen anstellen mag, fast ohne seinen Reisewagen zu verlassen. Es ist an den immergrünen Ufern des Luganersees in der italienischen Schweiz, und besonders ausgezeichnet auf der neuen Straße, welche man unter fast senkrechten Felsen hin von Lugano nach Melide angelegt hat.

Zwar hatte man schon längst gewußt, daß ein Theil dieser Berge aus Porphyr oder aus ähnlichen Gesteinen bestehe, allein diese Kenntniß beruhte auf so unsichern Quellen, daß man sie keiner großen Aufmerksamkeit für würdig hielt, noch viel weniger, so wie sie war, Aufschlüsse von ihr für die Gebirgslehre erwarten konnte. Schon 1784 hatte der mit La Peyrouse umgekommene Naturforscher Lamanon erzählt, daß die benachbarten Berge des Luganersees aus Lava beständen, und dieses wird nach ihm in einem 1790 zu Lausanne herausgekommenen Kalender (Étrennes pour tous les âges) wiederholt. Allein Faujas sagt in seinem Essai sur les trapps, daß Lamanon selbst später erkannt habe, dies sei nicht Lava, sondern Trapp. Mehr als dreißig Jahre später bemerkt Breislack (Instit. géolog. 4, 527.), es sei auffallend, daß unter so vielen Blöcken auf den Hügeln von Brianza sich kein Porphyrstück finde, unerachtet Porphyr doch am See von Lugano anstehend sei. Mehr sagt er nicht. Und das ist Alles, was über diese Gegenden bekannt gemacht worden ist.

Dagegen bin ich schon seit mehrern Jahren im Besitz einer Note von Herrn Lardy in Lausanne, in

welcher dieser vorzügliche Geognost sowohl die rothen, als die Augitporphyre, welche den östlichen Fuß des Sees bilden, genau beschreibt, auf die Sonderbarkeit ihrer Lagerung aufmerksam macht, und sie als die ersten Porphyrberge hervorhebt, welche man bis jetzt innerhalb der Grenzen der Schweiz beobachtet hat.

Diese Entdeckung setzte sogleich die Porphyrberge, welche den Lago d'Orto in Piemont umgeben, mit den großen Erscheinungen der Porphyre in Tirol in unmittelbare Verbindung, und bewies die Ausdehnung dieser Gebirgsart an der ganzen Südseite der Alpen hin; denn durch Brocchi und Gualandis war es bekannt, wie diese Gesteine nicht bloß in den zwischenliegenden Thälern über Brescia und Bergamo an der Mella, am Oglio und am Serio, wieder erscheinen, sondern, wie auch am See von Iseo, Dolomitberge vorkommen, welche kaum weniger die Aufmerksamkeit erregen sollten, als die Tirolerberge selbst. — Durch diesen Zusammenhang der Augitporphyre am südlichen Rande der Alpenkette wird aber aufs Neue ein, wahrscheinlich allen Gebirgsreihen gemeinschaftliches Gesetz bestätigt, das nämlich, daß jederzeit Augitporphyre am Fuße der Kette da erscheinen, wo ihr Abfall nahe das flache Land berührt.

Aufgeregt durch diesen wichtigen Lardyschen Aufsatz, eilten wir (Herr Bernhard Studer, der berühmte Verfasser der Monographie der Molasse, Herr Albert Mousson von Bern, und ich) im September 1825 das Veltlin herunter nach Como, und von hier auf der großen Straße fort nach Lugano. Da sehen wir den Porphyr wenig Schritt vom Capo di Lago entfernt, unter dem fast senkrechten Kalkfelsen, welche sich von Mendrisio zum See herabziehen. Es ist rother Porphyr, welcher Quarz-Dodecaëder in Menge umschließt. Feldspath liegt häufig darinnen und tritt scharf aus der umgebenden Masse durch seine gelblichweiße Farbe und durch bestimmte Krystallisation. Selten zeigt sich ein graues, wenigglänzendes Glimmerblättchen, mit sehr unbestimmten Rändern, wie dies gewöhnlich in diesen Porphyren ist. Hornblende oder Augit sucht man vergebens. Gegen Melano hin setzen schwarze Massen, wie mächtige Gänge, durch dieses Gestein; sie wurden immer häufiger und mächtiger, und stets verloren sie sich in der Tiefe unter dem Boden. An dem Bach von Suveldia, der vom pflanzenreichen Monte generoso herabkommt, bildeten sie beide Seiten des Thales. Auch hier noch traten sie deutlich unter dem rothen Porphyr hervor, doch nicht mit regelmäßiger Scheidung, sondern die Grenze beider Gesteine war bald höher, bald weniger erhaben. Wir verfolgten das schwarze Gestein am Bach von Suveldia herauf. Nachdem wir etwa 400 Fuß gestiegen waren, erreichten wir am rechten Ufer eine Wand, welche frei hervorstand, und hier erschien die Scheidung dieser Gesteine wie auf einem Profil. Der rothe Porphyr lag darauf, der schwarze (Augit-) Porphyr darunter, allein in so scharfer, sonderbarer, unregelmäßiger Begrenzung, daß man an dem gewaltsamen Eindringen des letztern in den rothen kaum hätte zweifeln mögen. Höher hinauf bleibt nur auf der linken Seite des Baches der quarzführende (rothe) Porphyr herrschend, noch etwa 500 Fuß hoch, bis in die Nähe eines senkrechten Wasserfalles unter dem Dorfe Novio. Da liegt der Kalkstein darauf und bildet nun gegen Osten hin alle höher liegenden Berge.

Der rothe Porphyr erreicht das Dorf Novio nicht. Das schwarze Gestein steigt auf der rechten Seite des Baches ohne Unterbrechung hervor, und bildet fortgesetzt alle Berge, welche am See herauf drei Stunden lang bis nach Campione sich fortziehen. Novio steht darauf, und die ganze Hügelreihe, welche Novio von Campione und Bissone scheidet, besteht nur aus diesem Gestein.

Die Hauptmasse dieser ausgezeichneten Gebirgsart ist stets sehr dunkelgefärbt, schwärzlichgrün, sehr dickschieferig im Bruch und schwerer als die Hauptmasse des rothen Porphyrs. Nie ist ein Quarzkrystall darin, wohl aber in großer Menge kleine gelblichweiße Krystalle, ganz in der Form und mit dem Glanz des Feldspathes, welches Albit sind; Feldspath findet sich vielleicht gar nicht darin. Im rothen Porphyr dagegen liegen größtentheils nur Feldspathkrystalle, Albit nur als Seltenheit, nicht als wesentlicher Gemengtheil, vielleicht sogar nur als ein später eingedrungenes Fossil. Ein Unterschied beider Gebirgsarten, der höchst bemerkenswerth ist. Augit ist in dem Gestein der Felsen von Novio und Bissone gar nicht zu verkennen. Die Krystalle dieses Fossils sind langgezogen, schwärzlichgrün, in dünnen Scheiben, dunkel lauchgrün, und verrathen sich als Augit durch die etwas breiten, aber dicken Flächen des blättrigen Bruchs.

An der Westseite des Sees bei Melide und bei Carona auf der Höhe findet sich noch in der Masse Epidot, in ganz kleinen zusammengehäuften Nadeln, in solcher Menge, daß der ganze Augitporphyr mit grünen Punkten übersäet zu sein scheint. Auch häufige Trümmer von Braunspath durchsetzen die Felsen unter Novio so sehr, daß man nur noch Trümmer von Schwerspath und Flußspath, von Spatheisenstein und Braunstein erwartet. Wirklich hat auch Hr. Mousson in diesem Gestein einen mehrere Zoll mächtigen Gang von Schwerspath oberhalb Carona entdeckt. — Alles Verhältnisse, welche die Analogie dieses Augitporphyrs mit dem in andern Gegenden vorkommenden (bei Christiania in Norwegen, in Thüringen, bei Hlefeld, in den Vogesen u. s. w.) völlig darthun.

Noch merkwürdiger iſt die Abwechslung der Gebirgsarten auf der Oſtſeite des Sees. Alle Hügel, welche in der Nähe Lugano umgeben, beſtehen aus Glimmerſchiefer, ſo auch noch der Fuß des Salvadore, und bis viele hundert Fuß herauf. Kaum ſind die Felſen ſo nahe an den See getreten, daß die Straße faſt ſenkrecht über dem Waſſer hinläuft, ſo endigt ſich plötzlich der Glimmerſchiefer, und Conglomeratſchichten ſteigen auf, die völlig den Schichten von rothem Thon gleichen, wie man ſie bei Eiſenach ſieht. Die Stücke, faußgroß und größer, beſtehen größtentheils aus Glimmerſchiefer, aus Quarz, und nicht ſelten aus dunkelm Porphyr, ich denke, aus rothem, quarzhaltendem Porphyr; allein Kalkſteinſtücke liegen nicht darin. Die Schichten ſenken ſich ſchnell mit 70 Grad gegen Süden, und bilden ein ſteiles Vorgebirge in dem See, auf welchem die Kapelle von St. Martino ſteht. Dies Trümmergeſtein bleibt etwa zehn Minuten lang anſtehend; das Fallen der Schichten vermindert ſich allmälig bis 60 Grad. Dann folgt dichter, rauchgrauer Kalkſtein darauf, in dünnen, kaum mehr als einen Fuß mächtigen Schichten. Sie neigen ſich wie die Schichten, an denen ſie ſich anlegen, und mit dieſer Neigung ſteigen ſie am Berge herauf; allein in ihrer Fortſetzung gegen den See herunter vermindert ſich die Neigung ſtets mehr, ſo daß ſie ganz in der Tiefe kaum noch einige zwanzig Grad betragen mag. Die Schichten ſteigen daher von unten in einer Curve herauf, welche einer Parabel nicht unähnlich iſt. Je weiter auf der Straße hin, um ſo mehr ſind dieſe Schichten mit feinen Trümmern durchzogen, deren innere Fläche Dolomitrhomboeder bedecken. Auch in kleinen Höhlungen des Geſteins erſcheinen ſolche Kriſtalle. Noch weiter fort wird das Geſtein ganz zerklüftet, die Schichtung wird undeutlich. Endlich wo der Berg von der Höhe faſt ſenkrecht abfällt, ſind die Schichten gar nicht mehr zu erkennen, und die ganze Maſſe iſt nun nicht mehr Kalkſtein, ſondern durchaus Dolomit. Es gibt nirgends eine ſcharfe Trennung zwiſchen beiden Geſteinen. Durch Zunahme von Trümmern und Druſen wird der Kalkſtein nach und nach gänzlich verdrängt, und es bleibt nur der reine Dolomit übrig.

Da aber Klüfte, Trümmer und Druſen nothwendig ſpäter entſtanden ſein müſſen, als die Maſſe, welche ſie durchziehen, daher noch mehr die Foſſilien, welche ihre innern Wände bekleiden, ſo iſt es offenbar, wie auch hier der Dolomit aus Veränderung und Zerſetzung des Kalkſteins entſteht. Dieſe merkwürdige Umwandlung iſt hier ſo deutlich, in allen ihren Einzelnheiten, ſo leicht, ſo bequem, und in ſolchem Zuſammenhange zu verfolgen, daß meine Begleiter glaubten, bei dieſem Anblick müſſe jeder Zweifel verſchwinden; es rede hier die Natur ſelbſt zu laut und vernehmlich. Immer reiner wird der Dolomit im Fortlauf der Straße, immer weißer und körniger, und damit werden auch die Felſen kühner, wilder und ſchroffer. Da, wo auf dem Gipfel die Kapelle St. Salvador ſteht, 1980 Fuß über dem See, iſt dieſer Abſturz ſo ſchnell und erſchreckend, daß man ohne zu ſchwindeln gar nicht vom Rande herabſehen, und ohne Mühe Steine vom Gipfel bis weit in den See ſchleudern kann. Hier wird auch ſchwerlich noch Kalkſtein im Dolomit vorkommen; Alles iſt körnig und weiß.

Die Straße unten bleibt in dieſen Dolomitmaſſen nicht für eine halbe Stunde Länge; dann weichen die Felſen, der Berg des Salvador fällt ſchnell gegen Süden hin ab. Der ſcharfe Grat dehnt ſich zum breiten Rücken aus und Kaſtanienwälder bedecken jetzt den bisher faſt baumloſen, felſigen Abhang. Nun beſtehen dieſe Berge unausgeſetzt und bis über Melide hinaus aus dem dunkeln Augitporphyr mit Epidot, wie er gegenüber bei Campione, Biſſone und Novio erſchien. Alſo auch hier, wie in Tirol, entdeckt ſich die nähere Urſache der Veränderung des Kalkſteins zu Dolomit in dem Hervorſteigen des Augitporphyrs und in den ihn hervortreibenden gaſförmigen Stoffen.

Die Halbinſel zwiſchen den Seebuſen von Agno und Lugano wird durch ein weites Thal in zwei ungleiche Hälften getheilt. Die weſtliche beſteht größtentheils aus Schichten und Felſen von Glimmerſchiefer, und nur an der ſüdlichſten Spitze gegen Caſoro aus Kalkſtein; in der öſtlichen zieht ſich der Grat des Salvadore und der breite Rücken des Berges von Arboſoro fort. In dieſem Thale endigt ſich ſchon an der Mündung (bei Figino) der Augitporphyr, der bis dahin von Morcote aus anſtehend war. Es erſcheint rother Porphyr, aber nicht für lange. Bald verändert ſich das Geſtein ſo ſehr, daß es eine ganz neue Gebirgs-Art zu bilden anfängt. Es iſt der Granit von Baveno; ein ganz eigenthümlicher Granit, der mit keinem im Innern der Alpen vorkommenden Granit in Uebereinſtimmung gebracht werden kann. Das Geſtein ſcheint ein Gemenge von ziemlich bedeutenden, deutlich blättrigen, fleiſchrothen Feldſpathkriſtallen. Quarz liegt häufig dazwiſchen in einzelnen Kriſtallen, und auch Glimmerſechsecke mit faſt eben ſo unbeſtimmten Rändern, wie ſonſt wohl im Porphyr. Dieſes Geſtein wird von einer unglaublichen Menge eckiger Höhlungen durchzogen, ſo ſehr, daß auch das kleinſte Stück, welches man abſchlägt, immer noch einige enthält. Es ſind wahre Druſen, inwendig mit Kriſtallen beſetzt, zuerſt mit Quarzpyramiden, mit den Spitzen gegen die Mitte der Druſe, und am Ende mit dem Anfang eines Prisma, ſo wie Quarzkriſtalle in der Mitte einer Grundmaſſe ſich nie bilden, ſondern nur

in freien und offenen Räumen. Zwischen ihnen ziehen sich Kristalle durch von dem fleischrothen Feldspath der Grundmasse, größtentheils in der Form der rhombischen Säule mit gerade aufgesetzter Zuschärfung auf den Kanten der stumpfen Winkel, die Hauy'schen Flächen T und l mit der Fläche P des blättrigen Bruchs, und des gegenüberliegenden X. Nicht leicht findet sich aber einer von diesen Kristallen, welcher nicht an den Seiten von zwei großen, über den Feldspathkristall gewöhnlich weit hervorstehenden Kristallen von Albit wie von einem Rahmen eingefaßt wären. Es sind ganz dünne Tafeln, fast farbenlos und durchsichtig, wenig dicker als ein starkes Papier; und doch erkennt man ganz deutlich, auch schon bei dieser Dünnheit, Zwillinge, aus- und einspringende Winkel auf der Fläche des blättrigen Bruchs. Diese Albitkristalle stehen mit ihren Flächen völlig den analogen Flächen des Feldspaths gemäß, ungeachtet sie doch, wegen Verschiedenheit der Flächenwinkel, nicht ganz mit ihnen parallel sein können. Kleine schwarze Kugeln, auf den Feldspathflächen zerstreut, sind zylindrische Zusammenhäufungen von kleinen Chloritblättchen. Alle diese eckige Drußen sind deutlich durch offene Klüfte verbunden, welche von einer zur andern hinlaufen. Es sind daher spätere Erscheinungen, nach dem Hervortreten der Gebirgsmasse, und die Kristalle haben sich darin wahrscheinlich erst später erzeugt. Es sind deshalb in diesen Höhlungen auch wohl noch andere Fossilien zu erwarten, welche man sonst nicht in festen Gebirgsmassen, aber der Atmosphäre nahe zu sehen gewohnt ist, Apatit, Flußspath, Schwerspath oder Eisenglanz. Indessen gelang es nur Herrn Mousson, eine Druße von trefflich-schönen, glänzenden Turmalinkristallen zu finden. Dieser ausgezeichnete Granit findet sich auch noch bei Brußn Arßizo und Porto Morcote. Er bildet den vom Uebergang bei Bissone so sichtbaren Hügel von Besano, im Thale von Porto, dann alle Berge auf den Höhen des Val Gana; ganz in der Richtung, in welcher, zwischen dem langen See und dem See von Orta, die Granitberge von Baveno aufaufsteigen. Er verdient in seinen Verhältnissen zum rothen Porphyr genauer und vollständiger untersucht zu werden.

Ich wiederhole die Bemerkung, daß man am See von Lugano in jeder Jahrszeit mit wenig Unbequemlichkeit und von einer Natur umgeben, wie sie ihres Gleichen in den Alpen nicht findet, die mannigfaltigsten Verhältnisse der Lagerung, der Durchdringung und der gegenseitigen Veränderung der Gebirgsarten studieren kann; daß man hier lernt, nicht blos, daß Augitporphyr kein Basalt und kein rother, quarzführender Porphyr sei, sondern auch, wie vorzüglich von ihm und mit seinem Erscheinen die merkwürdigsten Veränderungen, Zerſprengungen und Erhebungen ausgehen; daß man hier die großen Erscheinungen, die man im Innern der Alpen unbefriedigt anstaunt, bis zu ihren innersten Ursachen verfolgt und erforscht.

Leopold von Buch.

Die neuen Entdeckungen in Afrika, in den Jahren 1823 und 1824.

(Fortsetzung.)

Der Kapitain Clapperton hat die Reise nach Sudan, einem bisher ganz unbekannten Lande, beschrieben. Man hoffte in dieser Beschreibung Vieles zu finden, wovon der Reisende nichts gesagt hat; aber ein einfacher und kräftiger Styl, und die Neuheit der Gegenstände, verbreiten einen großen Reiz über seine Darstellungen. Zu Meurmeur (nach der englischen Oktbographie: Murmur) unterlag endlich der Doktor Oudney. Diese Stadt befindet sich auf der östlichen Grenze des Reichs der Fellaten, dessen Beherrscher die Briten besuchen wollten. Sie befanden sich in der Provinz Katagom, dessen Hauptstadt denselben Namen trägt. Sie liegt unter 12° 17′ nördlicher Breite und 11° östlicher Länge. Der Kapitain Clapperton betrachtet sie als die am besten befestigte Stadt, die er, seit seiner Abreise von Tripoli, gesehen. Sie enthält 7000 bis 8000 Seelen. Die Provinz, eine Eroberung der Fellaten von Bornu, kann, sagt man, 4000 Reiter und 20,000 Lanzenträger, die zu Fuß streiten, stellen. Sie sind ausserdem noch mit Bogen, Pfeilen und Degen bewaffnet. Ihr Handel besteht in Getreide, Baumwolle, Vieh und Sklaven. Die Reisenden sahen hier zum ersten Male in Afrika die Kauris oder Muscheln, deren man sich als Münze bedient. Das ganze Land ist eine große Ebene, wie Bornu. Sie wird vom Yehu und seinen Zuströmungen bewässert, ist in einem Theile ihrer Ausdehnung sehr wohl bebaut, und sehr fruchtbar. Die Bewohner stammen größtentheils aus Bornu her, und wie die ihres Vaterlandes, empfangen sie die Fremden sehr gut. Die Regierung schickte ihnen eine Ehrenwache entgegen, und zeigte sich ihnen überhaupt sehr geneigt. Man befragte sie, ob sie Sklaven oder sonst irgend etwas verlangten, und gab ihnen die Versicherung, daß sie nach Gutdünken über Alles verfügen könnten.

Jemand, der noch keinen Begriff von den Wirkungen des Feuergewehrs hat, kann, sobald er sie zum ersten Male sieht, sich nicht eines gewissen Schreckens erwehren. Auf das Begehren des Gouverneurs schoß Clapperton zweimal seinen Karabiner ab, und traf beide Male ein 60 bis 70 Klafter entferntes Ziel. Jener hielt ihn zurück und schrie: „Gott behüte mich vor den bösen Geistern!“ Aber zugleich

warf er ihm, um ihm seine Zufriedenheit zu beweisen, eine hübsche Tobe, ein Kleidungsstück, dessen Gebrauch in einem großen Theile Zentral-Afrika's häufig ist, über die Schultern.

Jenseits Katagom verändert sich der Anblick des Landes. Bis zum Gipfel bewaldete Hügel erheben sich stufenweise im Osten und Westen. Ihre Abhänge sind eben so wohl wie der Thalgrund bebaut, und nähren zahlreiche Heerden. Die Landstraßen waren mit Kaufleuten bedeckt, die von Kano kamen. Einige derselben trugen ihre Waaren auf den Köpfen, Andere hatten Ochsen oder Esel damit belastet. Je weiter man in das Gebirg kömmt, je steiler wird es, doch stellt es überall sehr malerische Landschaften dar. Einzelne Felsen sind von hübschen Hütten umringt. Die Indigo-, Baumwollen- und Tabakpflanzungen sind durch Alleen von Dattelbäumen geschieden. Schöne, den Reisenden unbekannte Bäume, boten ihnen erquickenden Schatten dar.

Einige der befestigten Städte, die man auf diesem Wege findet, waren verödet, weil man bei der Eroberung des Landes durch die Fellaten die Einwohner weggeführt hatte. Ausserdem ist das Land sehr stark bevölkert und gut bebaut. Man erblickt überall eine große Menge von Städten und Dörfern. Die Fellatenweiber, auf beiden Seiten der Straße sitzend, zupften Baumwolle und verkauften den Vorübergehenden Speise und Trank. Von Zeit zu Zeit nahmen sie einen kleinen Taschenspiegel zur Hand, und lächelten ihr Bild in demselben an. Clapperton rühmt diese Frauen, die ihn, während seiner Krankheit, mit derselben Theilnahme und Zuneigung pflegten, als wär' er ein Mitglied ihrer Familie. Eines Tages brachte er im Fieberanfalle mehrere Stunden unter einem Baume zu.

„Ein hübsches Fellatenmädchen," erzählt er, „das Butter und Milch zu Markte trug, wohlgewachsen und reinlich in seiner Kleidung, wie ein Milchmädchen von Cheshire, redete mich mit einer wahrhaft lockenden Grazie an. Es sagte mir, daß ich einer der Übrigen sei, und andere angenehme Redensarten. Ich fragte es, ob es mich auf meinen Reisen begleiten wolle; aber es lehnte meine Bitte mit einer Lustigkeit ab, die nicht ohne Koketterie war, und sagte mir endlich, daß ich darum seine Aeltern befragen müsse. Ich weiß nicht wie's geschah; aber ich fühlte mich gestärkt, und es schien mir, als habe mich das Fieber während meiner Unterredung mit diesem Mädchen verlassen. Ich werde nie dies Gesicht, diesen Blick tändelnder Unschuld vergessen, den ich nur einen Augenblick gesehen habe, und den ich nie wiedersehen werde.

Die Fellaten bereiten die Butter mit gleicher Reinlichkeit, wie die englischen Pächter. Sie sind so sorgsam auf diesen Theil der Landökonomie, daß sie, sei es aus Aberglaube oder aus Vorurtheil, nie frische Milch verkaufen; aber als Geschenk bieten sie dieselbe gern und mit der größten Freundlichkeit an. In allen übrigen Theilen Afrika's ist die Butter dem Oel oder Honig ähnlich."

Ein anderer Zug der Unschuld und Einfachheit, würdig in jeder Hinsicht der Sitten, welche die Poesie den Schäfern des alten Arkadiens zuspricht, ist der folgende:

„Das Wetter war sehr schön. Unser Weg führte durch ein hübsches Thal, und, um der Landschaft einen noch größern Reiz zu geben, strömte frisches und klares Wasser aus dem Spalten eines Granitfelsen hervor, und zertheilte sich in eine Menge kleiner Bäche. Junge Frauen waren mit Schöpfen an einem Brunnen beschäftigt. Um das Gespräch mit ihnen zu beginnen, bat ich sie, mir meinen Schlauch zu füllen. In graziöser Stellung, die Augen vom schönsten Schwarz auf mich werfend, mit einem Lächeln, das ihre perlenweißen Zähne sehen ließ, boten sie mir mein angefülltes Gefäß wieder dar, und schienen über meine Höflichkeit ganz bezaubert zu sein. Seht, seht! riefen sie sich einander zu, wie der weiße Mann uns gedankt hat."

Am 20. Juni kam der Reisende in Kano, einer beträchtlichen Stadt, an, die der Hauptmarktplatz des Landes Hussa ist.

„Diese Stadt bildet ein unregelmäßiges Oval. Sie wird von einem 30 Fuß hohen Erdwall umgeben, und hat 15 Thore, von denen eins während meiner Anwesenheit erbaut wurde. Diese Thore sind von Holz und mit Eisen beschlagen. Man verschließt sie am Abend bald nach Sonnenuntergang, und öffnet sie mit Sonnenaufgang. Die Wohnungen nehmen höchstens nur den vierten Theil des innern Raumes ein, alles Uebrige ist zu Garten benutzt. Die Häuser sind meistens viereckig und auf maurische Art erbaut. Sie haben im Mittelpunkte einen Saal, dessen Wölbung durch Palmbaumstämme unterstützt wird. Man empfängt in ihm die Fremden. Die Wohnung des Statthalters gleicht einem befestigten Dorfe, und enthält eine Moschee, nebst mehrern Thürmen von 3 oder 4 Stockwerk Höhe, mit Fenstern, wie in den europäischen Häusern, aber ohne Rahmen und Glasscheiben. Man muß durch zwei dieser Thürme gehen, bevor man zur Wohnung des Gouverneurs gelangt."

Die Bevölkerung von Kano mag sich auf 30,000 bis 40,000 Seelen belaufen, worin jedoch die zahlreichen

Karavanen nicht mit begriffen sind, die sich von allen Seiten hieherbegeben, sowohl von den Ufern des mittelländischen Meeres, als vom Mondgebirg, aus Sennaar und dem Lande der Ashantis. Der Markt scheint wohl eingerichtet und mit vieler Ordnung gehalten zu werden.

Besondere Stellen sind den verschiedenen Kaufmannswaaren angewiesen. Die, welche den wenigsten Platz gebrauchen, werden in kleinen Laden, im Mittelpunkte des Marktes verkauft. Das Vieh, und alle beträchtlichern Gegenstände, sind ringsum vertheilt. Da kann man sich Holz, Heu und allerlei Futter fürs Vieh anschaffen. Bohnen, Sargho, Mais, Weizen u. s. w. sind auf der einen Seite ausgestellt. Ziegen, Hammel, Esel, Ochsen, Pferde und Kameele befinden sich auf einer andern. Hier findet man irdene Geschirre, Indigo und andere Farbestoffe, weiterhin Früchte und Gemüse des Landes; an einer andern Stelle werden aus Waizenmehl dreierlei Arten Brod oder Kuchen bereitet. Die eine derselben ist den irländischen Muffins ähnlich, eine andere den kleinen Broden, die man zum Thee gibt; und die dritte ist eine Art leichter und schwammiger Kuchen, mit Honig und zerlassener Butter.

Man kann alltäglich frisches Rind- und Hammelfleisch haben, und selbst von Zeit zu Zeit Kameelfleisch; aber dies letztere ist immer trocken und mager, denn, wie ein irländischer Pächter sagt, man schlachtet die Kameele nur, um sie zu verhindern, von selbst zu sterben. Die Araber sind ausserordentlich lecker auf ein Stück fettes Kameelfleisch. Die Metzger hier zu Lande sind nicht ungeschickter, als die englischen. Sie verstehen es auch ganz besonders, ihrer Waare den schönsten Anschein zu geben, und wissen sehr gut, eine Ziege in einen Hammel zu verwandeln, indem sie die Wolle an's Fleisch befestigen. Wenn ein fetter Ochs zu Markte getrieben wird, um nachher geschlachtet zu werden, so sind seine Hörner roth gefärbt. Er wird durch Trommelschläger begleitet. Die Menge läuft zusammen, man lobt das Thier, rühmt seinen Wuchs, sein stattliches Ansehen, seine Dicke. Die Käufer drängen sich zu ihm, und mehrere Küchen werden unter freiem Himmel errichtet. Diese Küchen sind nichts anderes, als Holzfeuer, um welche kleine mit winzigen Fleischstückchen besteckte Bratspieße aufgestellt werden. Alles ist sehr reinlich bei dieser Zurichtung. Eine Frau hält sitzend eine Decke auf ihren Knien, worauf die gebratenen Stücke, die sie sodann in die Runde vertheilt, gelegt werden. Die Gäste, die es an nichts fehlen lassen wollen, regaliren sich noch ausserdem mit Gussub. Das macht eine Ausgabe von zwanzig Kauris, oder ungefähr einen Baben. Wer ein Haus hat, speiset bei sich. Die Weiber essen nie mit den Männern.

Die Magazine im Innern des Markts sind aus Bambusrohr erbaut, nach der Schnur gezogen, und durch regelmäßig vertheilte Straßen getrennt. Hier verkauft man die kostbarern Waaren, die Schmuck- und Luxusgegenstände, die hier gearbeitet und verbessert werden. Banden von Musikanten und Schauspielern bemühen sich, die Aufmerksamkeit zu fesseln, und den Kaufleuten, die sie dafür bezahlen, Käufer zuzuführen. Unter den vorzüglichsten Gegenständen, die in großer Menge in diesem afrikanischen Bazar feilgeboten wurden, bemerkte ich folgende: dickes französisches Briefpapier, Messer und Scheeren, im Lande selbst verfertigt, rohes Spießglas und Zinn aus den Minen des Landes, rothe, rohe Seide, aus der Gürtel und Schärpen gemacht werden, und die man in das Baumwollengewebe der Toben anbringt, um Streifen zu machen, kupferne Armbänder, Glas, Bernstein oder Korallperlen zu Halsbändern, zinnerne Ringe, einige Kleinigkeiten von Silber, aber nichts von Gold, Toben, türkische Kleider, Shwals zu Turbans, dickes Tuch, von allen Farben, Kalikots, maurische und alte Mameluckenkleider, ägyptische, mit Gold durchwirkte Leinwand, Degenklingen von Malta u. s. f.

Vom Morgen bis zum Abend drängt sich das Volk auf dem Markte, der täglich, selbst ohne Ausnahme des Freitags, gehalten wird. Die Kaufleute von Kano kennen, so gut wie die anderer Länder, das Geheimniß des Monopols. Wenn der Preis irgend einer Waare, die in sehr großer Menge vorhanden ist, zu sehr fällt, so machen sie, daß sie während einigen Tagen ganz verschwindet. Die Polizei ist aufmerksam und unparteiisch. Ihre Verordnungen sind heilsam und gerecht. Eine Tobe, oder jedes andere auf dem Markte gekaufte Kleidungsstück, kann zurückgesendet werden, wenn es dem Käufer in einem verschlossenen Paket zugekommen ist. In diesem Falle schreibt er nur das Wort Dolala (altes Zeug) darauf, und der Verkäufer muß es zurücknehmen, und den Preis wiedererstatten.

Clapperton kaufte einen grünen englischen Sonnenschirm, für den er drei spanische Thaler (15 franz. Franken) bezahlte. Der Kaufmann machte ihm darauf einen Rabat von 2½ Prozent, obgleich er es nicht begehrt hatte. Dieser Gebrauch findet mit allen Käufern statt, und zwar deshalb, um sich des himmlischen Segens zu versichern. — Der Sklavenmarkt ist in einem andern Theile der Stadt. Die armen Neger sind dort in zwei große Behälter eingesperrt, die Männer in dem einen, und die Weiber im andern. Indessen ist ihr Zustand in Afrika lange nicht so be-

klagenswürdig, als in den europäiſchen Kolonien. Wollte man allein ihrer Luſtigkeit, und ihren Geſängen während der Arbeit nach ſchlieſſen, ſo könnte man ſie leicht für glücklicher, als ihre Gebieter halten. In dieſem Lande, wo die Sklaverei noch auf dem größten Theil der Bevölkerung laſtet, wird die Stimmung der Menſchen ſchon frühzeitig darnach ausgebildet. Zudem werden die Sklaven faſt wie zur Familie ihrer Herren gehörig betrachtet. Sie verheirathen ſich, und gelangen manchmal ſelbſt zu wichtigen Stellen. So hat ſich Barka-Gana, dieſer Negerſklave, deſſen wir oben ſchon gedacht haben, bis zum Obergeneral der Armee des Scheik von Bornu emporgeſchwungen. Die männlichen Sklaven ſind gröſtentheils Maurer, Schmiede, Weber u. ſ. f. Die Weiber werden zu den gewöhnlichen Arbeiten ihres Geſchlechtes gebraucht. Dieſe letztern bereiten auch das Brod, und verkaufen Waſſer in den Straßen.

Während ſeinem Aufenthalt zu Kano wurde der Reiſende von mancherlei Menſchen beſucht, unter anderm von zwei Maſſi dubus, oder Gauklern, die nicht minder geſchickt als die indianiſchen waren, und die ihm eine Vorſtellung mit abgerichteten Schlangen gaben, die ihn nicht wenig in Erſtaunen ſetzte.

Die Blindheit iſt in Afrika ein ziemlich ausgebreitetes Uebel. Zu Kano iſt ein beſonderes abgetheiltes Stadtviertel, oder ein Dorf, für die Blinden beſtimmt. Es beſteht aus ſehr reinlichen und hübſchgebauten Hütten. Selten, und nur durch Gunſt, werden auch Einäugige darin aufgenommen. Ein anderes Stadtviertel iſt den Lahmen vorbehalten. Auſſer der freien Wohnung, welche die darin befindlichen Perſonen erhalten, wird ihnen auch noch eine Unterſtützung von der Regierung bewilligt, und ſie erhalten die Erlaubniß, auf den Markt kommen zu dürfen.

Die zu Kano verfertigten, gefärbten Baumwollentücher ſind ſehr berühmt, vorzüglich die blauen, die mit Indigo gefärbt werden. Aus den Händen des Färbers geht der Stoff in die des Zubereiters über, der ihm einen dem polirten Jaspis ähnlichen Glanz gibt. Die Weiber färben ſich ihre Haare und Augenbrauen, die Füße, den untern Theil des Beins und die Hände ebenfalls mit Indigo, ſo daß man auf den erſten Blick glauben möchte, ſie tragen beſtändig blaue Stiefel und Handſchuhe. Zähne und Lippen dagegen werden blutroth gefärbt, und zwar von beiden Geſchlechtern, was ihnen ſehr zu gefallen ſcheint. Die Männer allein haben das Recht, zu rauchen: aber ſowohl ſie, als die Frauen, haben beſtändig gewiſſe Kräuter im Munde, die bei ihnen die Stelle des Betels der Indianer erſetzen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Deutſchen, im Vergleich mit den Franzoſen, in ihren Sitten, ihren Gebräuchen und in ihrem innern und geſellſchaftlichen Leben. Von der Fürſtin Konſtanzia v. Salm.

(Beſchluß.)

Kap. III. Der Franzos und die Franzöſin in Deutſchland. — Geſellſchaftliche Verhältniſſe. — Vergleichungen. — Allgemeine Ueberſicht.

Wie achtungswerth immerhin auch die angedeutete Lebensweiſe ſein mag, ſo iſt ſie doch die hauptſächliche Urſache jener Art Melancholie, von der jeder Franzos, der ſich in Deutſchland befindet, ſich gedrückt fühlt, wenn er nicht Umgang mit der erſten Klaſſe der Geſellſchaft hat. Im erſten Augenblicke bewundert er aufrichtig dieſe Strenge der Pflichten, und ſie wird für ihn Veranlaſſung zu Bemerkungen über die Frauen, die in Frankreich eine Art von Leichtſinn ſelbſt den Huldigungen beigeſellen läßt, die man ihnen erweiſet. Aber das Bedürfniß, ſich immer in ihrer Geſellſchaft, wenigſtens in der Welt, zu befinden, macht ſich bald fühlbar in ihm. Er kann nicht begreifen, daß die Hausfrau, die überall die Seele der Geſellſchaft iſt, ſo wenig Theil daran nimmt; daß ſie kaum die ihres Mannes kennt; daß ſie, mit gewiſſen Beobachtungen und Regeln beſchäftigt, die ihr nicht anders, als höchſt läßig ſein können, untheilnehmend für eine Menge Gegenſtände, Ideen und Begebenheiten bleibt, deren Intereſſe in Frankreich allgemein iſt, und daß Alles, was ihn vorher ſo vortheilhaft angeſprochen hatte, vor der Unmöglichkeit ſchwindet, ſeinen Geiſt in den langen Unterhaltungsſtunden, die er mit den Frauen zubringt, denen faſt kein Gegenſtand der Unterhaltung gänzlich fremd ſein darf, zu beſchäftigen und ſich zu erholen.

Die in Deutſchland in der untern Klaſſe des Bürgerſtandes verheirathete Franzöſin wird noch viel mehr von der Schwere ihrer Lage betroffen. Wie auch immer die Erziehung geweſen, die ſie erhalten haben mag, ſo findet ſie die ſtete Wiederholung kleinlicher Gedanken, die ihr ganzes Leben in Dunkelheit zu verbannen ſcheinen, der ſie ſich ſelbſt durch ihr Vermögen nicht, wenn es nicht mit einem Rang oder Titel verbunden iſt, vor den Augen des Publikums entziehen kann und darf, dennoch unerträglich. Ihre Erinnerung führt ſie mit Schmerz zu den Annehmlichkeiten zurück, in denen ſie in Frankreich von den ernſtern Beſchäftigungen ſich zu erholen vermag, und während die deutſchen Frauen, die in Frankreich verheirathet ſind, von ihrer gewonnenen Freiheit berauſcht, dieſelbe mit Entzücken und ſelbſt oft mit Uebertreibung genieſſen, muß ſie, um

ſich nicht aufs Bitterſte über ihr Schickſal zu beklagen, von der Achtung für ſich ſelbſt, die eine ihrer vorzüglichſten, obgleich am wenigſten anerkannten Eigenſchaften iſt, allein erhalten und erhoben werden.

Die Männer in Deutſchland ſelbſt verſpüren, ohne es zu wiſſen, die Leerheit, welche eine ſolche Lebensweiſe in ihnen laſſen muß. Das iſt denn auch, und man darf daran nicht zweifeln, eine der Urſachen der freiwilligen und faſt beſtändigen Trennung der beiden Geſchlechter. Ihre Intereſſen ſind gemeinſam, aber ihre Ideen ſind verſchieden. Wenn ſie der Verwirrung ihrer Verrichtungen nicht unterworfen ſind, ſo haben ſie eben ſo wenig dieſe unendlichen Näherungen der Gedanken und Handlungen, die das Leben in Frankreich beſeelen, und die allein zwiſchen zwei Gatten wahrhaft moraliſche Beziehungen zu begründen vermögen. Mit Ausnahme weniger Veranlaſſungen, in denen der Gebrauch will, daß ſie zuſammen in der Welt erſcheinen, widmet der Mann ſelten ſeiner Frau die Zeit, über die er verfügen kann. Sobald er von ſeinen Geſchäften frei iſt, ſucht er in Geſellſchaft von Männern ſeines Ranges, oder ſeines Standes, die Erholung, die er in ſeinem Hauſe nicht zu finden vermag.

Die Frauen ihrerſeits haben gleichfalls ihre Geſellſchaften, zu denen die Männer nicht zugelaſſen werden; oder vielmehr, an denen ſie weder die Gewohnheit, noch das Verlangen haben, Antheil zu nehmen. Das ſitzende Leben, das ſie größtentheils führen, läßt ſie die Gelegenheit, wenigſtens Worte und Gedanken auszuwechſeln, mit vielem Verlangen ergreifen, und die Gewohnheit, beiſammen zu ſein, gibt dieſen Vereinigungen einen ganz beſondern Reiz, den man in Frankreich vergeblich ſuchen dürfte. Der Gegenſtand ihrer Unterhaltung bei ſolchen Gelegenheiten betrifft das, was am nächſten mit ihnen, oder auch wohl mit andern Perſonen, in Berührung ſteht. Künſte, Unterrichtung und Studien jeglicher Art ſind daraus faſt ganz verbannt. Dagegen werden Schmuck, Kleidung, Manieren u. ſ. w., vorzüglich von mannbaren Mädchen und jungen Frauen, auf das Umſtändlichſte und Scharfſinnigſte verhandelt. Die Lebhaftigkeit, der Eifer, mit dem ſie bei ſolchen Veranlaſſungen ſich benehmen, übertrifft die der Franzöſinnen bei weitem, die kaum im Stande ſein dürften, ſich einen genauen Begriff davon zu machen. Dieſe Paroxismen der Zunge (denn anders kann man ſie nicht nennen, weil der Geiſt nur ſehr geringen oder keinen Antheil daran hat) ſtehen ſodann im auffallendſten Kontraſte mit ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit und dem unerſchütterlichen Phlegma der Männer. Sie ſcheinen in ſolchen Augenblicken einer andern Nation und faſt einer andern Natur anzugehören.

Es iſt augenſcheinlich, daß, wenn ihre Erziehung in demſelben Sinne geleitet würde, wie die der Franzöſinnen, ſie nicht nur der glänzendſten Erfolge verſichert, ſondern auch gewiß ſein dürften, in jeder Hinſicht die würdigen und wirklichen Gefährtinnen des Mannes zu werden. Aber eben das ſcheint in Deutſchland Niemand zu wünſchen, nicht einmal die Frauen ſelbſt. Ihre natürliche Thätigkeit nutzt ſich in einer Menge Sorgen und kleiner Vergnügungen ab, deren Tradition unverändert und ganz natürlich von der Mutter zur Tochter übergeht, und dieſe von Zeit und Gewohnheit beinahe geheiligte Exiſtenz würde ſcheinbar auf unerſchütterlichen Grundfeſten beruhen, wenn ſie nicht im Gegenſatze mit den Neigungen, der Aufklärung und dem geſellſchaftlichen Billigkeitsgeiſte wäre, die ſo ſehr unſer Jahrhundert auszeichnen, und wenn man dieſe Art moraliſcher Vereinzelung begreifen könnte, die ſich freiwillig zwei Weſen aufbürden, die geſchaffen ſind, um gegenſeitig ſich zu beglücken.

Obgleich dieſe Einzelnheiten mich weiter geführt haben, als ich anfänglich gewollt, ſo glaube ich doch noch einige Züge anderer Art hinzufügen und anführen zu müſſen, welches für die Frauen die Vortheile der deutſchen Lebensweiſe, im Vergleiche mit der franzöſiſchen, ſind.

Wenn die Frauen in Deutſchland nicht derſelben Annehmlichkeiten der Geſellſchaft ſich erfreuen, wie die in Frankreich, ſo ſind ſie dagegen unſtreitig ruhiger und unbeſchränkter in ihrem Hausweſen, was gewiß auch ein großer Erſatz iſt. Sie haben weder in der Welt jene Rivalitäten des Talents und des Erfolgs zu befürchten, welches die Quellen ſo vieler Eiferſüchteleien, ſo vieles bittern Haſſes ſind, noch in ihrem Innern jene Launen und Quälereien, die der Müßiggang oder die Anmaßlichkeit eines immer unzufriedenen Mannes, bei dem der Detailgeiſt zum wahrhaften Koloß angewachſen iſt, geltend zu machen ſucht. Die Galanterie, dieſe häusliche Pandora, die, wo ſie einmal erſchienen iſt, nicht mehr beſeitigt werden kann, ſcheint auch viel weniger ihr Glück zu ſtören. Sei es, daß ſie durch alle die zahlreichen Beſchäftigungen ſich nicht einzudringen und Raum zu gewinnen vermag, ſei es, daß die Strenge, mit welcher ſie von der öffentlichen Meinung beurtheilt wird, die drohende Gefahr fühlbarer macht, ſo iſt ſie, im Mittelſtande, für die Frauen, und ſelbſt für die Männer, nur ein ſeltener und vorübergehender Irrthum. Sie ſcheint in ihnen mehr das Reſultat einer plötzlichen Geiſtesſchwärmerei, als eines leiſen Herzendrangs zu ſein, und wenn ſie nicht eine wahnſinnige Leidenſchaft wird, ſo entzieht ſie ſie um ſo weniger ihren Pflichten, da durch den Theil derſelben, welcher auf ihnen

ruht, sie, ohne es zu bemerken, wirklich abhängig von einander sind.

Die Sorgen des Vermögens, die für die Frauen immer eine große Last sind, belasten sie in Deutschland viel weniger, als in Frankreich. Mit nur sehr wenigen Ausnahmen wird es ausschließlich vom Mann verwaltet. Er hat das Recht, darüber zu verfügen. Alles ist in diesem wichtigen Punkte, wie in den übrigen, festgesetzt, und kann daher selten unter den Eheleuten ein Gegenstand der Uneinigkeit werden. Der Deutsche widersetzt sich dem, was ihm recht und billig scheint, nie. Er trägt in seinem Herzen oder Kopfe (und mehr im ersten als im letzten) eine gewisse Menschenachtung, ein Gefühl der Rechte Anderer, das er auch auf sein Hauswesen anwendbar macht. Weit entfernt, das zu tadeln, was sein natürlicher Ernst ihn als kleinlich oder läppisch betrachten läßt, und was er, in Beziehung auf seine Gattin, als Caprize oder Gelüst behandeln dürfte, findet er vielmehr Vergnügen darin, ihr die häuslichen Genüsse zu verschaffen, zu denen seine Mittel hinreichend sind, und die er, als mit der Bedingung eines Weibes unumgänglich verbunden, annimmt. Er will, daß sie ihre Freundinnen bei sich empfangen und bewirthen, daß sie stolz über die in ihrem Hause herrschende Ordnung und Wohlhabenheit sein könne. Was am meisten seiner Eigenliebe zusagt, ist, sie immer wohl, d. h. reich gekleidet zu sehen, sobald er mit ihr ausgehen muß, und während die Männer in Frankreich sich über die Eleganz ihrer Frauen beklagen, erleichtert er der seinigen alle Mittel, durch Schmuck zu glänzen, und er betrachtet das als einen Theil seiner häuslichen Glückseligkeit.

Er hat auch, in jeder andern Beziehung, in seinem Betragen gegen seine Gattin gewisse Formen und Höflichkeitsbezeugungen, die durchaus nicht die der Männer in Frankreich sind, aber die eben deswegen vielleicht viel schmeichelhafter sein dürften. Der Fremde bemerkt und fühlt in Allem, was der Mann zu seiner Frau sagt, daß er sie nicht als sein absolutes Eigenthum betrachtet, daß er sie nicht zwingen will, etwas gegen ihre Neigung oder Ueberzeugung zu thun, und daß sie nicht für ihn eine Hälfte seines Selbst ist, die er nach Willkühr regieren kann, sondern wie ein denkendes, fühlendes Wesen, das sein Schicksal mit dem seinigen theilt, und das, wie er, das Recht hat, auf seine eigene Art und Weise glücklich zu sein.

Wenn also die Stellung der Frauen in Deutschland auf der einen Seite augenscheinlich untergeordnet und beschränkt genannt werden kann, so ist sie dagegen auf der andern auch lauter und bestimmt. Wenn dieselbe in ihren eigenen Augen sie nicht erhebt, so gibt sie ihnen dafür in der Meinung ihrer Umgebung, in der des Publikums selbst, eine bestimmte Ständigkeit, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese kleinen Vergütungen jedes Augenblicks die Hauptbeweggründe sind, die sie mit Muth ebensowohl die Zurückgezogenheit und Dunkelheit, als die vielen häuslichen Sorgen, ertragen läßt.

Aber ich wiederhole es, wie reell auch immerhin diese Vortheile sein mögen, und obgleich sie einer großen Zahl Frauen genügend scheinen mögen, weil sie keine andern kennen, auf welche sie auch Anspruch machen dürften, die Ordnung der Dinge, der Ueberrest der Einfachheit und Unwissenheit der ersten Zeitalter, ist nicht mehr das für sie, was er sein sollte. Bildung, die man so leicht mit den Pflichten verbinden kann, die Gefühle der persönlichen Würde, die jetzt überall Eingang finden, sollten sie nicht auch in Deutschland in alle Klassen der Gesellschaft dringen? Die Männer selbst und die Familienväter müssen es wünschen.

Wenn diese reiche, glühende Jugend (reich und glühend für Tugend, Wahrheit und Recht) aller Stände, aller Bestimmungen, die auf den zahlreichen, vortrefflichen Universitäten sich befindet, wieder in die Heimath zurückgekehrt ist: was soll sie denken von der moralischen Scheidewand, die sich zwischen ihren Geist und die heiligsten Gegenstände ihres Empfindens stellt? Was soll sie denken, wenn sie in der ersten Schwärmerei erwachender Manneskraft ein theilnehmendes Wesen sucht, das ihre Gedanken, ihre Gefühle zu verstehen, nachzuempfinden vermag, und — nur eine Multiplikationsmaschine findet? Und in der That sind den deutschen Mädchen alle Neigungen, alle höhern Gedanken des Mannes bis zu ihrer Verheirathung durchaus fremd. Ihr ganzer Unterricht beschränkt sich meistentheils auf das oberflächliche Studium der Elemente höchst gewöhnlicher Kenntnisse, die in der Aufhäufung der innern Sorgen und Mühen bald ganz wieder verloren gehen, während der der Jünglinge ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, und den aufgeklärtesten und berühmtesten Gelehrten anvertraut ist.

Es fragt sich nun, ob diese Allianz des geistigen Lichts und der geistigen Finsterniß von der Art ist, auch fernerhin noch fortbestehen zu können? Wird die Zeit darin eine Veränderung bewerkstelligen? und wenn dieser Fall stattfinden sollte: wäre es nicht besser, ihn durch eine der Aufklärung des Jahrhunderts angemessene Weise herbeizuführen, als ihn dem Zufall und günstigen Umständen allein zu überlassen? — —

Bonaparte und die Griechen.

Von Luise Swanton-Belloc.

„Bonaparte und die Griechen“, das sind ohne Zweifel zwei große europäische Begebenheiten, die gemeinschaftlich den ersten Rang in der Geschichte des ersten Viertels des neunzehnten Jahrhunderts einnehmen. Aber es scheint beim ersten Anblick, daß, diese chronologische Juxta-Position abgerechnet, jede andere Näherung zwischen jenem außerordentlichen Manne und diesem außerordentlichen Volke mehr erfindungsreich als reell, mehr akademisch als historisch ist. Die Erscheinung und das Glück Bonaparte's verbindet sich in der That mit allen neuern und allgemeinen Ursachen, wie die französische Revolution und die Tendenz Europa's; aber die Wiedergeburt Griechenlands ist eine von allen europäischen Begebenheiten durchaus geschiedene Thatsache, weil sie ihre eigene und bestimmte Veranlassung in dem Zustande der griechischen Nation seit der ottomanischen Eroberung hat.

Selbst angenommen, daß es weder Russen noch Oesterreicher gegeben, daß die französische Revolution nicht stattgefunden und Bonaparte nicht existirt hätte — Griechenland von den Türken unterjocht, würde nichtsdestoweniger sein ewiges Streben zur Erlangung seiner frühern Unabhängigkeit gehabt haben, und vielleicht würde es nur um so früher ausgebrochen sein. Die eigensüchtigen Reizungen Katharina's und ihrer Nachfolger, die Opulenz der Inseln des Archipels, die Bildung einiger Griechen auf den deutschen Universitäten: das Alles würde vielleicht die Insurrektion beschleunigt, aber nicht sie erzeugt, nicht sie unterstützt haben. Sie ist im Herzen Griechenlands selbst, auf jenen Bergen und Felsen, wo Klephten und Mainotten hausten, zuerst erwacht, zuerst reif geworden. Und wenn auf der andern Seite die Griechen durch ihre Besieger für immer unterjocht gewesen wären (wie man es vor 1821 allgemein in Europa glaubte), wenn nur Türken in der Türkei existirt hätten, so würde seit dem Beginn des Jahrhunderts deshalb nichts das Schicksal des Festlandes umgestaltet, nichts deshalb den Sturz Bonaparte's herbeigeführt haben.

Es gibt also, dem Anschein nach, keine historische Näherung zwischen dem vormaligen Kaiser der Franzosen und den Hellenen, und wenn die moralische oder poetische Seite fruchtbarer scheint, so muß man gestehen, daß ohne den Beistand einiger Ereignisse die glänzendsten, aber nothwendigerweise einigermaßen ungewissen Gedanken nicht hinreichend sein würden, Interesse abzugewinnen. Und diese Ereignisse fehlen nicht. Wir theilen nur eins derselben mit:

Bonaparte, als Obergeneral der Armee in Italien, als Besitzer von Venedig, verband durch den Vertrag von Campo-Formio die Inseln Korfu, Zante, Zephalonia, St. Maur, Cerigo und die Städte und Hafen von Albanien mit dem französischen Reiche. Die Griechen wurden auf diese Weise die Bundesgenossen und Nachbarn Frankreichs. Es scheint, daß Bonaparte damals die Möglichkeit einer glänzenden That berechnete, die ihn in demselben Maße höher in der Meinung des französischen Volks stellen sollte, als das Direktorium in derselben sank. Griechenland lag vor seinen Blicken, und er hätte nicht daran denken sollen? — „Griechenland erwartet einen Befreier!“ hat er seitdem im Memorial gesagt: „Das würde eine wirklich ruhmvolle Krone sein. Ich bin ihr vielleicht nicht fern gewesen.“

Zu Mailand unterhielt er sich mit einem alten Korsikaner, Namens Dimos Stephanopoli, einem Nachkommen jener Mainotten, die sich um 1676 nach Korsika geflüchtet hatten. Dimos ging nach Griechenland, mit einer „die Künste betreffenden Mission“ vom Direktorium beauftragt. Der General empfahl ihm dringend, auf seiner Reise über die Stärke, die Vertheidigungsmittel und die Stimmung der Griechen sich genau zu unterrichten. Er übergab ihm zugleich einen Brief an den Bey von Maina. Die nach Korfu gesandten Kommissäre erhielten den Befehl, keine große Menge Munition aller Art dort zusammenzubringen. Genie- und Artillerie-Offiziere, unter denen sich der nachherige General Foy befand, nahmen mit großem Eifer Karten von Mazedonien und Servien auf. Ali-Pascha bezeugte sich den Franzosen in Allem günstig, und schien schon damals nicht wenig geneigt, sich von der Pforte loszureissen.

Dimos bereisete alle Inseln des Archipels, so wie die Küsten Griechenlands. Er hatte Zusammenkünfte mit mehrern mainottischen Hauptleuten, und versprach ihnen die Hilfe des Befreiers von Italien. Aber bei seiner Rückkunft nach Mailand war Bonaparte nicht mehr dort, und erst zu Paris brachte es dieser Greis, der auf seiner Reise beinahe ganz blind geworden war, so weit, dem General verschiedene Denkschriften zu überreichen, die seine Fragen beantworteten. Diese Schriften werfen ein gehöriges Licht auf die Entwürfe Bonaparte's hinsichtlich Griechenlands. Aber schon hatte sich sein Gesichtskreis verändert. Aegypten war seinem Ehrgeiz als eine größere, herrlichere Arena erschienen. Deshalb wurde Dimos verabschiedet und vergessen, und — Griechenland wurde es auch. Jener ging nach England, wo er, um den kurzen Rest seiner Tage zu fristen, aus wirklicher Noth eine Beschreibung seiner Reise herausgab; dieses durfte sich nur Glück wünschen über ein solches Vergessen. Die Freiheit, deren es bedarf, kann ihm nur durch sich selbst ge-

geben werden; von fremder Hand, wäre es selbst die Hand des aufrichtigsten Freundes, würde sie immer nicht ganz das gewesen sein, was sie sein soll, gleich wie die Urkantone der Schweiz eine sonderbare Freiheit erlangt haben würden, wenn sie dieselbe mit Hilfe der Städte oder des Abts von St. Gallen, und nicht durch eigenen Willen und mit eigener Kraft hätten erringen wollen. Was die Freiheit anbelangt, die Bonaparte ihm zubereitet haben würde, so darf man nur die Augen auf Polen und Italien werfen, und man wird darüber zur Genüge unterrichtet sein.

Vertheidigung der Preßfreiheit gegen die Angriffe des Vicomte v. Bonald.

Von Sarron.

Der Verfasser dieser Vertheidigung gehört zu einer politischen Schule, deren erste Vorsteher lange Zeit geglaubt haben, daß die Preßfreiheit mit der öffentlichen Ruhe unvereinbar sei. Man möchte demnach vermuthen, daß er die Grundsätze seiner Freunde abschwört, oder mit ungeschicktem Anstande dem Jahrhundert gewisse Rechte einräumt, mit dem Vorbehalt, sich später widersprechen zu dürfen? Nichts von allem dem. Er bleibt immer seinen alten aristokratischen, und selbst etwas feodalen Meinungen getreu; aber in Uebereinstimmung mit den aufgeklärten Menschen aller Parteien, verwirft er geradezu die Zensur als eine alte, erbärmliche Lächerlichkeit, die nur noch den Mitgenossen der Kongregation zusagen könne.

Eine solche Revolution, die in den Geistern seit ungefähr zehn Jahren statt gefunden hat, ist ausserordentlich merkwürdig. Sie beweiset, daß Institutionen untergehen und erstehen im Schoose der Gesellschaft, wie sehr auch der Wille Einzelner, die sich für einen Augenblick allmächtig glauben, weil sie die Kraft haben, den fortschreitenden Gang der Ideen kurze Zeit aufzuhalten, sich dagegen stemmen mag. Die Dauer der Zensur, d. h. des Geisteszwangs, ist in unsern Tagen unmöglich, weil jene zu schwach und dieser zu stark, um sich gegenseitig dulden zu können. Da es nun die Natur aller Dinge so mit sich bringt, daß das Schwächere endlich unterliegen muß, so wird auch die Zensur jetzt nur noch als eine Ausnahme von den Regeln der gesunden Vernunft betrachtet, und als solche selbst von denen, welche sie zu verordnen sich berufen fühlen, oder die durch die Umstände dazu gezwungen sind, in Ausführung gebracht.

Dagegen gibt es nur eine Stimme für die Preßfreiheit. Selbst wenn sie manchmal in Frechheit ausarten sollte, so sind die Gesetze da, sie zu bestrafen, und das Recht der Entgegnung ist Niemandem versagt. Für die unterrichteten Klassen ist die Publizität ein natürliches Recht, eine politische und religiöse Gewährleistung, ein unumgängliches Institut. Für alle übrigen Klassen ist sie ein Mittheilungs- und Verbindungsmittel, ein dringendes Bedürfniß, dem die Regierungen früh oder spät entsprechen müssen. Das macht sie unzerstörbar. Es scheint uns, daß man dies Phänomen der Publizität nicht genugsam bemerkt. Es ist Unsinn, die guten oder schlechten Meinungen eines Volks geradezu der Preßfreiheit zuschreiben zu wollen. Die einen oder die andern sind bereits im Volke, und können höchstens nur ausgebildet werden. Die Gesellschaft hat vielleicht Unrecht, zu glauben, was sie glaubt. Es gibt im Hintergrunde einiger Seminarien in der That eine kleine Zahl Rechthaber, die sich einbilden, die Traditionen der Schöngeister des Mittelalters erhalten zu haben. Aber was gewinnen wir dadurch? Nichts. Es ist möglich, und selbst ein wenig wahrscheinlich, daß das neunzehnte Jahrhundert sich täusche, und daß das Mittelalter Recht habe; aber unbestreitbar bleibt es demungeachtet immer, daß die Preßfreiheit an diesem Unglück unschuldig ist. Das Jahrhundert *denkt*, die Presse verkündigt, *was* man denkt: das ist ihr ganzes Verbrechen.

Curiosa.

Gründlicher Unterricht.

In einem portugiesischen Lehrbuche, welches für die Schulen zu Lissabon als Vorübung zur Rhetorik bestimmt ist, das von den Schülern, zur heilsamen Verstandesübung, vom Anfang bis zum Ende, auswendig gelernt werden muß, und das folgenden Titel hat: „Instrucao de principiantes e novo metodo de se aprenderem as primeiras letras para o uso das escolas. Lisboa," befindet sich unter andern folgendes merkwürdige Examen:

Frage. Wessen Sohn ist Don Joseph?

Antwort. Des Königs Don Juan V und der Königin Donna Maria Anna de Austria.

Fr. In welchem Jahre ward er geboren?

A. Anno des Herrn 1714.

Fr. An welchem Tage?

A. Am sechsten des Juni.

Fr. Wann und von wem wurde er getauft?

A. Am 29. August des gleichen Jahres vom Kardinal di Cagna.

Fr. Mit wem wurde er verheirathet?

A. Da er noch Prinz von Brasilien war, verheirathete er sich mit der durchlauchtigsten Infantin von Spanien, Donna Maria Vittoria.

Fr. Wer unterhandelte diese Heirath?

A. Antonio Gueder de Pereira, welcher Gesandter am Hofe zu Madrid war.

Fr. Wer begab sich dahin, um die durchlauchtigste Donna Infantin mit allen gebräuchlichen Formalitäten abzuholen?

A. Der Marchese d'Abrantes Don Rodrigo Canes de Sa.

Fr. Wann kam diese durchlauchtigste Dame in Portugal an?

A. Am 19. Januar 1729.

Fr. Wann kam sie in Lissabon an?

A. Am 12. Februar des gleichen Jahres.

Fr. Wann begann der König Don Juan I zu regieren?

A. Den letzten Juli 1750.

Fr. Wann wurde er ausgerufen?

A. Am 7. September des gleichen Jahres.

Fr. Wie viel Kinder hatte er?

A. Er hatte vier Töchter, nämlich: die Frau Prinzessin von Brasilien, Donna Maria Franzesca Isabella, die Frau Infantin Donna Maria Franzesca, die Frau Infantin Donna Maria Anna Franziska Dorothea, und die Frau Infantin Donna Maria Franzesca Benedetta.

Der Bock im Thierkreise.

Der berühmte Doktor Abu-Rihan, der gegen das 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung existirte, war nach Bagdad gekommen, um mit den Gelehrten zu disputiren, die sich in großer Menge in dieser Hauptstadt befanden. Er ließ sich unter anderm auch mit einem Iman, der eine astronomische Karte, auf welcher die zwölf Zeichen des Thierkreises sich befanden, mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete, in ein Gespräch ein, und fragte ihn: unter welchem dieser Zeichen er geboren sei? — Unterm Bock, entgegnete der Iman. — Aber, sagte der Doktor mit Verwunderung, gibt es denn eine solche Konstellation im Himmel? — Allerdings, versicherte der andere; als ich geboren wurde, war es nur noch ein ganz junges Widderchen, aber jetzt, da ich selber über die siebenzig alt bin, muß es wohl auch ein alter Bock geworden sein.

Chinesische Weisheitsprüche.

Die Wissenschaft der Mandarinen ist nichts anders, als die Kunst, Völker und Fürsten zu betrügen. Diese Kunst begründet sich auf drei Hauptregeln: Heuchelei, List, Gewandtheit.

Ertheilt die rechte Hand ein Almosen, verbreitet sie Gaben der Mildthätigkeit, so nennt man den ganzen Menschen mildthätig. Begeht die linke Hand einen Diebstahl, so wird nicht allein die linke, oder auch wohl die rechte Hand damit belastet, sondern der ganze Körper, und der ganze Mensch wird Dieb genannt.

Das Herz eines Mandarins wird beständig von der Leidenschaft des Hasses, des Zorns, des Geizes, der Furcht und Herrschsucht tyrannisirt. Es ist einem Baume ähnlich, der sich auf dem Gipfel eines Berges befindet, und allen Winden preisgegeben ist.

Einen Egoisten zu bekehren, ist eben so schwer, als das härteste Eisen weich zu machen.

Der Böse haßt sich selbst. Er vermag sich nur dadurch zu trösten, daß er seinen Mitmenschen Böses zufügt, eben weil er fühlt, daß ihr, dem seinigen ganz entgegengesetztes Betragen, die Satyre seines Lebens ist.

(Schung-fingos Universalmoral, Handschrift in der k. k. Bibliothek zu Wien No. 2440.)

Persische Weisheitsprüche.

Die Könige bedürfen des Raths der Weisen. Die Weisen bedürfen der Gunst der Könige nicht.

Das Leben des Menschen ist wie ein weißes Blatt: man muß nur gute Handlungen darauf schreiben.

Man freute sich über deine Geburt, und du weintest. Lebe nun so, daß du dich des Augenblicks deines Todes freuen könnest, und daß die Andern dich beweinen.

Ein kluger Fürst beachtet zuerst die Bedürfnisse seines Volks. Er ist auf seinem Thron wie die Rose am Strauch, rings von Dornen umgeben.

Führe einen Esel nach Mekka, und wäre es selbst der Esel des Messias: du wirst nie etwas anderes, als einen Esel zurückbringen.

Die Geduld ist die Mutter des Genies, der Schlüssel zu allen Thüren, das Heilmittel aller Uebel.

Ungeduld in der Betrübniß ist das Vollmaas der Leiden.

Die Hunde bellen den Mond an; aber der Mond glänzt nichtsdestoweniger nach wie vor.

Anstalt zur Erziehung armer Kinder.

Im Elsaß, wie in verschiedenen andern Gegenden Europa's, fühlt man immer mehr die Nothwendigkeit, energische und allgemeine Maaßregeln zu ergreifen, um die Erziehung unbemittelter Jugend zu verbessern.

Unsere Primarschulen lassen wenig zu wünschen übrig. Unter den Auspizien geistlicher oder akademischer, aufgeklärter und eifriger Autoritäten, gedeihen sie immer mehr, und Dank der Unterstützung der Munizipalbehörden, der Konsistorien und der verschiedenen milden Stiftungen, das arme Kind, wie das reiche, findet gleichen Zutritt zu ihnen. Aber eine große Zahl von Kindern unbemittelter Eltern entbehrt bei uns noch einen kostbaren Vortheil, nämlich die

Erziehung, den Konkurs des öffentlichen und Privatunterrichts, der physischen Behandlung und des häuslichen Lebens, mit einem Worte, die Mittel, welche zu ihrer körperlichen, intellektuellen und moralischen Entwicklung beitragen, und sie zu einem wahren christlichen Leben, im ausgedehntesten Sinn des Worts, ausbilden können.

Die Erziehung der armen Kinder, selbst wenn sie zu sonst sehr achtungswerthen Familien gehören, kann, in so fern sie von diesen geleitet wird, doch immer sehr unvollkommen sein. Die Schulen, selbst die am besten eingerichteten, sind, schon durch ihre Natur, nicht ganz geeignet, sie vollkommen zu ertheilen. Ein Waisen- oder Findelhaus kann, sobald es gut eingerichtet ist, diesem Bedürfnisse entsprechen; aber die wenigsten armen Kinder befinden sich in der Lage, in eine solche Anstalt aufgenommen werden zu können. Eine ganz eigene Anstalt zur Erziehung armer Kinder, vermag also allein diese Lücke auszufüllen.

Dergleichen Institutionen existiren, bereits seit mehrern Jahren, in Deutschland, in der Schweiz und bei Montbéliard. Das Gute, das sie unter der Segnung des Allmächtigen schon gestiftet haben, kann nicht genug gewerthet werden. Diese ehrenvollen Beispiele veranlaßten mehrere Menschenfreunde zu Strasburg, über ein so dringendes Bedürfniß nachzudenken, und die Möglichkeit zu erwägen, auch in unserer Gegend eine Anstalt dieser Art zu stiften. Bald darauf schien das Zusammentreffen mehrerer Umstände ihnen zu sagen, daß der Augenblick, einen solchen Entwurf in Ausführung zu bringen, erschienen sei. Ein Bewohner unserer Stadt bot zur Anlegung des Instituts den unentgeldlichen Gebrauch seines ganzen Hauses, und eine Summe von 4000 Franken an. Ein achtungswerther Landmann erbot sich, unsern Plan nach Kräften zu unterstützen. Ein anderer Menschenfreund versprach uns eine Summe von 1000 Franken. So gingen uns noch mehre andere Geschenke zu, ohne daß wir im Geringsten dazu eine Aufforderung hatten ergehen lassen.

Nach solchen Ermuthigungen kam man über den zu verfolgenden Zweck, und über die Mittel, ihn zu erreichen, überein. Der Zweck besteht darin, eine protestantische Anstalt zur Erziehung armer Kinder beiderlei Geschlechts zu stiften. Diese Institution soll den Zöglingen darbieten:

1. Eine Primarschule, nach dem Muster der Pfarrschulen der protestantischen Kirchen zu Strasburg.
2. Eine Industrieschule.
3. Eine Landwirthschaftschule.
4. Tisch, Wohnung, Kleid u. s. w.

Die Urheber dieses Entwurfs haben nicht unterlassen, ihn sofort der Prüfung der betreffenden Behörden vorzulegen, die ihn mit lebhaftem und aufrichtigem Interesse aufgenommen und gutgeheißen haben. Die Zahl der Theilnehmer vermehrte sich bald so sehr, daß man eine öffentliche Gesellschaft bilden konnte, die in einer ersten Versammlung ihre Gesetze beschloß und einen Ausschuß zur ausschließlichen Leitung ihrer Angelegenheiten ernannte. Ausser dem unterschriebenen Präsidenten und Sekretair, wurden dazu erwählt, die Herrn Dolds, Lung, Eigenthümer, und Herrenschneider, Professor der königl. Akademie und des protestantischen Seminariums Ehrenmitglied. Zu korrespondirenden Mitgliedern wurden ernannt: die Herren Legrand Vater und Söhne zu Foudai im Ban-de-la-Roche.

Wenn es erforderlich wäre, mehr noch den Nutzen dieser Anstalt zu erörtern, so dürften wir allen wohlwollenden Menschenfreunden nur folgende Betrachtungen vorlegen:

1. Wird man eine besondere Sorgfalt haben, daß ein wirklicher Familiengeist und ein wahrhaft christliches Leben unter allen Bewohnern des Hauses vorherrschend seien.

2. Die weiblichen Zöglinge sollen hauptsächlich zum häuslichen Dienste gebildet werden. In Folge der Leitung, die sie in der Anstalt erhalten, werden sie durch ihren Fleiß und durch ihre christlichen Gefühle, als Dienstmägde, Kindermädchen, Haushälterinnen, Krankenwärterinnen, das vollkommene Vertrauen der Familienvorsteher sich erwerben. Man beklagt sich oft, und mit Recht, daß die Personen, auf welche man sein Vertrauen übertragen könne, immer seltener werden, vorzüglich der Kindermädchen, deren religiöse Grundsätze und moralischer Karakter einen so großen Einfluß auf die jungen Wesen ausüben, die man ihrer Bewachung anvertraut. Man wird um so mehr in den Zöglingen, die unser Institut verlassen, Arbeitsliebe und christlichen Lebenswandel zu würdigen im Stande sein.

3. Hinsichtlich der landwirthschaftlichen Oekonomie wird man, so viel als möglich, ein neues, von einem Bewohner Strasburgs ersonnenes Verfahren befolgen, demzufolge eine Familie, fast ohne Kostenaufwand und mit einem verhältnißmäßig kleinen Landstücke, alle ihre physischen Bedürfnisse wird befriedigen können.

Eben jetzt, und ohne daß die drei religiösen Gemeinden über diesen Gegenstand sich besprochen, haben unsere katholischen Mitbürger, und selbst das israelitische Konsistorium den Entschluß gefaßt, eine der unsrigen ähnlichen Anstalt zu begründen. Dieser glückliche Umstand bestätigte uns in der Ueberzeugung, daß es der göttliche Wille sei, die Verwirklichung unsers Entwurfs nicht länger aufzuschieben. Die Ausführung desselben ist denn auch durch einen entsprechenden Er-

folg gekrönt worden. Wir haben ein vortreffliches Lokal auf dem Lande gekauft, wo seit Anfang Oktober v. J. über zwanzig Kinder Tisch, Wohnung, Kleidung, Unterricht in der häuslichen und landwirthschaftlichen Oekonomie erhalten. So bald als möglich soll nun auch eine Industrieschule eingerichtet werden.

In demselben Maaße, als unsere Mittel zunehmen, soll auch die Zahl unserer Zöglinge vermehrt, und bis auf achtzig oder hundert gesteigert werden. Das ist ungefähr die mittlere Zahl des Bedürfnisses unsers Landes.

Um dahin zu gelangen, werden wir einen Weg verfolgen, der einem ängstlichen Berechner durchaus unzugänglich scheinen wird. Wir haben kein Kapital, und wir werden es nicht unternehmen ein solches zu bilden. Milde Gaben und die jährlichen Subskriptionen, das sind alle unsere Mittel. Unser ganzes Vertrauen dabei beruht auf der göttlichen Vorsehung und auf der christlichen Großmuth unserer Mitbürger. — Um zuerst einen guten Kern zu bilden, werden wir nur die Kinder anerkannt rechtschaffener Familien aufnehmen. Aber in der Folge werden wir vorzugsweise solche Kinder zulassen, die gänzlich entartet sind, oder in ihren Familien verdorben werden dürften. Mit Gottes Beistand werden wir auf solche Weise das unschätzbare Glück haben, einen guten Theil der Jugend dem Verbrechen und dem Arm der Gerechtigkeit zu entreissen. Sollten dergleichen Anstalten sich mehr verbreiten, so müßte die Generation der Verbrecher bald erlöschen, und nach zehn Jahren würden die Gefängniße überflüssig werden. Die Erfahrung beweiset, daß die Gefängnisse (wenigstens die von Strasburg), immer mit denselben Individuen bevölkert sind. Während den beiden Belagerungen unserer Stadt, 1814 und 1815, setzte man ungefähr 300 Verhaftete in Freiheit, um sie nicht unterhalten zu müssen. Sechs Monate nachher waren drei Viertel davon wieder eingezogen, und neuer Verbrechen wegen verurtheilt worden.

Diese traurige Erfahrung hat vorzüglich in uns den Wunsch erregt, das Uebel an der Quelle, durch die Gründung einer Erziehungsanstalt für die am meisten dem Laster ausgesetzten Kinder versiegen zu machen.

Unterzeichnet: C. G. Krafft, Präsident.
Jundt, Sekretair.

Zollfreie Gedanken.

Die Meinung, die Chimäre der Ehre sei ein so großes Gut, daß man sie selbst mit Hintansetzung seines Lebens bewahren müsse, kann vom vernünftigen Menschen nur als ein Ausdruck des Wahnsinns angesehen werden. Wenn man die Menschen, die sich im Zweikampf schlagen, als Verrückte, als Rasende behandelte, wenn man ihr Begehen mit dem Namen des Verbrechens belegte, so würde dies Schattenbild der Ehre bald auf seinen eigentlichen Werth reduzirt werden, und nicht mehr so viel Blut und Thränen kosten.

Die Vergangenheit ist eine unergründliche Tiefe, die alle vorübergegangenen Dinge verschlingt. Die Zukunft auch ist ein undurchdringlicher Abgrund. Dieser fließt beständig in jenen, und die Gegenwart ist der Strom, der Alles auf seinem breiten Rücken trägt.

Seneca sagte: „Du sollst nicht erwarten, daß man dir verbindlich für die Dienste sei, die du Andern erwiesen hast; denn du hast ihnen nicht aus dem alleinigen Wunsche, ihnen nützlich zu sein, gedient, sondern weil du nicht einsam und abgesondert bleiben kannst.“ Wie leicht könnte der Undank dieser Maxime sich bedienen, um sein Begehen dadurch zu rechtfertigen. Man muß die Erkenntlichkeit nicht mit Spitzfindigkeiten umgeben, weil sie sonst gar zu leicht in Undank ausarten kann.

Die Moral ist die Wissenschaft der Menschen; sie sollte vorzüglich die der Fürsten sein, weil sie nicht allein Menschen sind, sondern weil sie sogar über Menschen gebieten sollen, was sie nicht im Stande sind, wenn sie sich nicht selbst kennen, so wie die Neigungen, Leidenschaften und Fehler der andern Menschen, oder wenn ihnen die Rechte derselben unbekannt bleiben.

Die meisten menschlichen Wissenschaften sind so höchst unbedeutend, sie tragen so wenig zu unserm wirklichen Glücke bei, daß man eben so zufrieden sein kann, wenn man sie nicht kennt und verachtet, als wenn man sie kennt und verehrt. Die Eitelkeit und die Meinung der Menschen allein verleihen ihnen einigen Werth.

Die Jugend ist vielleicht die einzige Zeit im Leben der Fürsten, wo die Wahrheit bis zu ihnen gelangen kann. Alles, was sie umgibt, verschwört sich späterhin, diese Himmelstochter vor ihnen zu verbergen, weil man sehr wohl weiß, daß man in ihrer Gegenwart nicht mehr gefallen kann, und daß man seine Zwecke leichter erreicht, wenn man sich in den Mantel der Lüge hüllt.

Sein Urtheil auszubilden, heißt dem Geiste Geschmack und Unterscheidung des Wahren geben, ihn geeignet machen, die verschleierten falschen Urtheils zu erkennen, ihn lehren, sich nicht durch den eiteln Glanz sinnleerer Worte blenden zu lassen, sich nicht mit dunkeln Redensarten und Grundsätzen zu begnügen, und nicht zufrieden zu sein, bis man alle Dinge auf ihren eigentlichen Grund erforscht hat.

Wenn man im gewöhnlichen Leben um sich blickt, so gewahrt man wohl Menschengesichter, aber keine Menschen. Wollte man sie, wie Diogenes, mit der

Laterne suchen, so müßte man eine ewige Lampe brennen.

Der Geldstolz, der in den großen Handelsstädten an der Tagesordnung zu sein pflegt, ist vielleicht die allererbärmlichste und lächerlichste Froschaufgeblasenheit, die man sich nur immer denken kann. Aber es ist zugleich auch empörend für den denkenden und fühlenden Menschen, wie Gold, und immer Gold, das einzige Ziel des Bestrebens dieser schmutzigen Sumpfbewohner ist, auf deren Börsenzettel Verstand, Herzensgüte, Humanität und dergleichen Artikel ausser Kurs gestellt sind, und die etwas gar Großes gethan zu haben vermeinen, wenn sie einen verdienstvollen, aber wenig bemittelten Mann einmal zu ihren Orgien einladen, um ihm ein Räuschchen zuzutrinken, und ihn, wenn er sich mit dem ungewohnten Haarbeutel nicht zu benehmen weiß, zu versporten.

Ein sonderbares Phänomen ist es vielleicht, daß die Sprache einer einzigen Nation, und sonst keine, zwei Ausdrücke habe, welche theils die tiefste Erniedrigung der Menschheit, theils die wahre Würdigung ihrer bessern Eigenschaften bezeichnen. Der Brite sagt: he is worth, um den Werth, d. h. den Metallgehalt eines Mannes, zu bestimmen — und durch den Ausdruck: he is a Gentleman, bezeichnet er den Inbegriff von seinen Sitten, Anstand und Lebensart. Man kann ein Nobleman, ein Herzog, ein Prinz von Geblüte, und doch kein Gentleman, sein. Wie viele Nobleman findet man an Höfen, indessen die Gentleman sehr dünne gesäet sind.

Das, was man gewöhnlich die gute Gesellschaft nennt, verdient eigentlich nur die schlechte genannt zu werden. Der natürlich gebildete Mensch von gradem Verstande und gesundem Herzen, zieht im Nothfall eine Dorfschenke einem Zirkel von Ton vor. Dort kann man doch noch Menschennaturen beobachten, da man hingegen hier nichts als abgegriffene englische Schillinge, oder Genfer Einundzwanzigsousstücke findet, an denen kein eigenthümliches Gepräge mehr zu bemerken ist.

Weissers Vorschlag im Morgenblatt, eine eigene Gasse anzulegen, und darin alle Musikliebhaber einzuschliessen, wie vormals die Juden in Frankfurt, verdient die Beherzigung jeder guten Polizei. Ein Nichtmusiker, wenn er anders nicht taub ist, möchte es schwerlich darin aushalten, und vielleicht eine Wohnung in Botany-Bay vorziehen.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Theater.

Die „einfache Geschichte", ein Vaudeville von Scribe und de Courcy, hat auf dem Theater der Frau Herzogin von Berry zu Paris großen Beifall gewonnen. Es ist keine von jenen mühsam zusammengestickten Intriguen, in denen zahlreiche Nebenumstände, die schon an und für sich höchst unwahrscheinlich sind, sich auf eine noch unwahrscheinlichere Weise aneinanderreihen, oder fast über einander häufen. Der Inhalt des gegenwärtigen Stücks ist folgender: Lord Elmwood, ein Maltheserritter, ist der Vormund der Miß Milner, die er liebt, und die seine Gefühle theilt. Aber da eine Heirath zwischen ihnen unmöglich ist, so werden die gegenseitigen Empfindungen in petto behalten. Lord Friedrich, ein junger Wüstling, der alle französischen Lächerlichkeiten mit den englischen verbindet, macht der Miß sehr zudringlich den Hof. Elmwood, für den Ruf seiner Mündel besorgt, sagt ihr, daß sie entweder mit Friedrich sich verheirathen, oder ihn meiden müsse. Sie will weder das eine, noch das andere; aber der Vormund verabschiedet den Verführer selbst. Daraus ergibt sich eine Herausforderung und ein Zweikampf. Friedrich verfehlt Elmwood, und statt, daß dieser wieder schiessen sollte, bewilligt er ihm die Hand der Miß. Die Vermählung soll nun stattfinden; aber die Miß protestirt dagegen, und ein alter Professor enthüllt das ganze Geheimniß ihrer Liebe zu ihrem Vormund. Lord Elmwood wird seines Gelübdes entbunden, und — kann sich nun ganz seinem Entzücken überlassen. — Die ursprüngliche Erfindung dieser einfachen Geschichte gehört der Mistriß Inchbald, die einen kleinen Roman unter demselben Titel herausgegeben hat.

Der „Roman in Briefen" ist auf demselben Theater mit nicht geringerm Beifall aufgenommen worden, als die einfache Geschichte. Und dieser Beifall war verdient, denn das eben genannte Vaudeville, das auch den doppelten Titel „das achtzehnte Kapitel" hat, und dessen Verfasser de Courcy und Gustave sind, gehört zu den besten der französischen Bühne. Frau Dorval, eine junge Wittwe, hat geschworen, sich nie mehr zu verheirathen. Es finden sich demungeachtet zwei Bewerber ein, Dubreuil, der Vetter der Dame, ein Fünfziger, vernünftig, wie man es in seinem Alter ist, dabei komisch und dennoch liebenswürdig, und ein junger, geistreicher Mann, den seine Liebe so furchtsam und linkisch macht, daß er der Wittwe anfänglich nur Mitleiden einflößt. Glücklicherweise hat er eine Schwester, Frau von Sénauge und Freundin von Madame Dorval, die ein wirklicher weiblicher Villaume ist. Sie hat ihrer Freundin den Vorschlag gemacht, einen Roman in Briefen zu schreiben, und hat ihrerseits die Rolle des Helden übernommen. Auf solche Weise ist der Roman bereits bis zum dreizehnten Kapitel gediehen. Alle Perioden einer großen Leidenschaft sind berührt worden, Erklärung, Geständniß, Bruch, Versöhnung, nichts hat gefehlt. Jetzt soll man zur Entwickelung schreiten. Die beiden Briefschreiber sollen sich sehen, sprechen, vermählen. Madame Dorval ist von den Briefen ihres Helden ganz bezaubert; sie waren so zart, so tief gefühlt, so durchgreifend, sie hat sie nie ohne die innigste Rührung lesen können .... Wie erstaunt sie nun, als ihre Freundin ihr gesteht, daß nicht sie, sondern ihr Bruder diese Briefe geschrieben, derselbe junge Mensch, dem sie viel Ehre zu erzeigen glaubte,

wenn sie ihn nicht geradezu für albern hielt, und der nun so viel Geist und Feuer und Gefühl entwickelte. Sie verbessert ihr Versehen, indem sie ihm ihre Hand reicht. — Nebenbei trägt Dubreuil das Seinige dazu bei, die Entwickelung so lustig als möglich zu machen. Er glaubt sich geliebt, die schöne Wittwe nur von natürlicher Schüchternheit zurückgehalten, und wendet die possierlichsten Mittel an, sich ihr verständlich zu machen. Endlich, von der Auflösung überrascht, sucht er sich dadurch zu trösten, daß er sagt: „Ich habe es gleich Anfangs gedacht; meine ersten Ideen sind immer die besten.“

— Folgendes ist der authentische Zustand der Summen, welche der Buchhändler Murray zu London an Lord Byron für die Handschriften seiner Werke bezahlt hat. Childe Harold, erster und zweiter Gesang 14,400 Franken, dritter Gesang 37,800 Fr., vierter Gesang 50,400 Fr., also für das ganze Gedicht 102,600 Fr. Der Giaour 12,480. Die Braut von Abydos 12,480. Der Korsar 12,480. Lara 16,800. Die Belagerung von Korinth 12,480. Parisina 12,480. Tassos Klagen 7,560. Manfred 7,560. Beppo 12,480. Don Juan, erster und zweiter Gesang 36,600, dritter, vierter und fünfter Gesang 36,600, im Ganzen 73,200. Der Doge von Venedig 26,400. Sardanapalus, Kain und Foscari 26,400. Mazeppa 12,480. Chillon 12,480. Verschiedene Dichtungen 10,800. Hauptsumme: 371,160 Franken.

— Der Norfolk-Herald erzählt, daß ein Bewohner Virginiens, Namens David Minge, nahe bei Sandy-Point, an den Ufern des Jamesstroms, alle seine Sklaven, 87 an der Zahl, deren Werth sich, nach dem gewöhnlichen Preise, auf 26,000 Dollar belief, freigegeben hat. Er hat für 1200 Dollar Pflüge und andere Ackerinstrumente, so wie Kleidungsstücke und Lebensmittel, für sie gekauft, und für 1600 Dollar ein Schiff ausgerüstet, das sie nach Haiti bringen soll. Bei der Einschiffung hat er einem Jeden noch 7 Dollar gegeben. Er ist 25 Jahre alt, unverheirathet und ziemlich wohlhabend. Er hat auf der Universität zu Harvard studirt. Seiner Aeusserung nach thut es ihm zwar leid, so gute Diener zu verabschieden; aber er hofft, daß sie noch bessere Bürger werden dürfen.

— Der Sklavenhandel wird in Brasilien ganz offen und ohne alle Scheu betrieben, obgleich er dem allgemeinen Wunsche der Nation eben so sehr zuwider ist, als den von der Regierung öffentlich verkündigten Grundsätzen. Der Mario Iluminense, das offizielle Journal von Rio Janeiro, sagt, daß vom 4. bis 30. Januar 1826 eilf, mit 5672 Negersklaven besrachtete Schiffe im Hafen eingelaufen seien. Wann wird man endlich hoffen dürfen, daß dies abscheuliche Verbrechen, das ein Gegenstand der Spekulation für den Fiskus geworden ist, weil er von jedem Sklaven (nach einer wirklichen Viehtaxe) sich ungefähr 200 Franken Eingangsgebühr bezahlen läßt, aufhören, ein Volk zu entehren, das nicht länger den Fortschritten der Zivilisation sich entziehen kann, die bei den es umgebenden Nationen so rasch und erfreulich für den Menschenfreund sind.

Anzeigen.

Bei Orell, Füßli und Komp. in Zürich ist so eben erschienen und in allen schweizerischen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der Geschichte der schweizerischen Eidsgenossenschaft, von Ludwig Meyer von Knonau, Rathsherrn in Zürich. Erster Band. 34 Bogen in gr. 8.

Ausgabe auf halbweißem Druckpapier 1 fl. 12 kr.
„ „ weißem „ 1 fl. 36 kr.
„ „ feinem weißem Postpapier 1 fl. 48 kr.

Schulanstalten und Lehrer, welche das Werk in ihren Klassen, als ein Handbuch der Geschichte für die reifere Jugend, einführen wollen, erhalten auf sechs Exemplare das siebente gratis; sie müssen sich aber dafür ausschließlich an die Verleger wenden.

Das vorliegende Buch ist das Werk eines geachteten Staatsmannes; sein Hauptzweck bei Abfassung desselben ging dahin, „in gedrängter Kürze eine möglichst vollständige historisch-getreue Uebersicht der vaterländischen Geschichte zu liefern, und neben den größern Begebenheiten auch der mannigfaltig kleinern Ereignisse zu erwähnen, welche das größere Drama durchkreuzen, damit desto leichter eingesehen werden könne, wie die einen die andern hemmten, beförderten oder sich unabhängig entwickelten.“ Dieses ist mit strenger Wahrheitsliebe, sorgfältiger Benutzung der zahlreichen Quellen, in faßlichem, klarem und würdigem Vortrage geschehen, und dadurch ein Geschichtswerk von ausgezeichnetem Verdienste entstanden, das jeden denkenden Leser und Geschichtsfreund befriedigen wird. Voraus aber eignet es sich zu einem trefflichen Leitfaden für das vaterländische Geschichtsstudium der reifern Jünglinge, und wird daher auch in höhern Anstalten gewiß überall benutzt werden.

Diese Schweizergeschichte, welche bis auf die neuesten Zeiten geführt wird, enthält zwei Bände, davon der zweite gegen Ende dieses Jahrs erscheinen dürfte.

Bei Friedrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Crabb, G., neue praktische englische Grammatik. Vierte verbesserte Aufl. 8. 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Ewald, J. L., christliches Kommunionbuch. Nach dem Tode des Verfassers umgearbeitet und nun herausgegeben von Dr. G. Friedrich. Dritte verbesserte Auflage. Mit einem Kupfer. 8. 20 gr. — 1 fl. 30 kr.

— — Die Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden. Fünfte, von Fr. Jacobs herausgegebene Auflage. 3 Bände mit 9 Kupfern. 8. geh. Auf Velinpap. 3 Rthlr. — 5 fl. 24 kr.

Dasselbe auf Druckp. ohne Kupfer 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl.

Robinson the Younger by Mr. Campe, translated from the german, revised and corrected, to which is added a german explanation of the words; fourth edition. 8. 1 Rthlr. 8 gr. — 2 fl 24 kr.

Panorama des Rheins und seiner nächsten Umgebungen von Mainz bis Polen. Nach der Natur aufgenommen und in Kupfer gestochen von F. W. Delkeskamp; in Etui. 3 Rthlr. 8 gr. — 6 fl.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 35. Dritter Jahrgang 1826. 30. August.

Von dem Nutzen der Todten für die Lebendigen.

.... Ne forte animas acherunte reamur
Effugere, aut umbras inter vivos volitare....
Lucretii Sent.

Jedermann will so lang als nur immer möglich leben Es gibt wohl Niemand unter uns, der die Gesundheit nicht höher schätzt, als Geld und Gut. Die Verlängerung der irdischen Existenz und eine gesunde und robuste Konstitution, von jenen tausend Schmerzen befreit, denen der Körper beständig preisgegeben ist, sind in jeder Hinsicht wichtiger, als alle andern Güter, weil es unmöglich ist, sich ihrer ohne Gesundheit und Leben erfreuen zu können.

Die Fortschritte der Kunst, deren Zweck darin besteht, beides zu erhalten, müssen also die Allgemeinheit des menschlichen Geschlechts in einem hohen Grade interessiren. Ein guter Arzt und ein geschickter Chirurg erzeugen ihren Mitmenschen täglich größere Wohlthaten, als sonst irgend eine andere Klasse ihnen zu erweisen im Stande ist. Unwissende Aerzte und Wundärzte dagegen sind die allergefährlichsten Feinde der Gesellschaft. Die Pest selbst ist weniger fürchterlich. Ihre Verheerungen finden nur in entfernten Zwischenräumen statt, und drohende Zeichen verkünden ihre Nähe und ihre Gefahren. Aber das Unheil, das die schlechten Praktiker anstiften, ist immerwährend und unbemerklich, und gerade in demselben Augenblicke, wo man sie als Retter und mit der Sicherheit der Hoffnung betrachtet, befördern sie die Fortschritte der Krankheit, oder geben dem Leidenden, dem seine Konstitution noch ein langes Dasein versprach, den Todesstreich.

Es ist zu bedauern, daß wir im Allgemeinen so wenig sichere Andeutungen über die Heilkunde haben. Die Darstellung der Funktionen der thierischen Oekonomie, die schwersten und die gewöhnlichsten Einwirkungen, denen sie unterworfen ist, die Heilmittel, die geeignet sind, sie wieder zu ihrem natürlichen Zustande zurückzuführen, und die Art und Weise, auf welche diese Mittel wirken, sollte einen konstitutiven Theil jeder liberalen Erziehung ausmachen. — Die Unwissenheit, in welcher man in dieser Hinsicht sich befindet, ist ausserordentlich nachtheilig, eben weil fast Niemand hinreichende Kenntnisse hat, um die Eigenschaften würdigen zu können, die nothwendigerweise ein Eigenthum dessen sein müssen, dem man sein Dasein anvertrauen soll. Diese Unwissenheit ist so groß, daß gerade der Zweig der medizinischen Wissenschaft, dessen Nutzen am meisten verkannt wird, gerade der ist, auf dem alle übrigen beruhen. Dieser Zweig ist die Anatomie. Wir möchten es versuchen, so umständlich, als der Raum dieser Blätter uns gestattet, seine ganze Wichtigkeit zu zeigen, und zu gleicher Zeit die Hindernisse anzuführen, die seiner Ausbreitung sich entgegenstellen.

Ohne die Anatomie ist es unmöglich, wirkliche Fortschritte in der Arzneikunde und in der Chirurgie zu machen. Die Krankheiten, welche diese zwiefache Kunst zu verhindern oder zu heben sich bemüht, rui-

stehen aus den Alterationen der natürlichen Funktionen. Aber es ist unmöglich, diese Alterationen zu begreifen, ohne zu wissen, wie die natürlichen Funktionen im Zustande der Gesundheit sich machen sollen, und deshalb ist die vorläufige Kenntniß des Baues der Organe unumgänglich nothwendig.

Die Organe aller wichtigen Funktionen des menschlichen Körpers sind vor unsern Blicken verborgen. Es gibt kein Mittel, ihre Lage und ihre Verhältnisse anders zu kennen, viel weniger also ihre Natur und ihre Verrichtungen zu erforschen, als wenn man das Innere dieser wunderbar zusammengesetzten Maschine näher durchforscht. Die Resultate des Mechanismus sind sichtbar; aber der Mechanismus selbst ist verborgen. Die verschiedenen Vorrichtungen der thierischen Oekonomie sind mit einem so dichten Schleier umwunden, daß man sie nie ohne große Mühe zu erblicken im Stande gewesen wäre. Hätte man nicht einen Körper zergliedert, so wäre es z. B. unmöglich gewesen, den Umlauf des Blutes zu entdecken. Eine lange Reihefolge von Jahrhunderten ist verflossen, ohne daß man eine reelle Idee von den Funktionen der Blutgefäße, des Pulses und der übrigen Adern hatte. Erst im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, als die Anatomie mit Eifer studirt wurde, entdeckte man die Herzklappen und die Adern, und einige Zeit später bemerkte der große Harvey den Umlauf des Bluts.

Die schwierigsten und gefährlichsten Krankheiten haben ihren Sitz in den innern Organen des Körpers. Es ist also durchaus nothwendig, die genaue Lage derselben zu kennen, um zu bestimmen, wo sich das Uebel befinde, und das vermag man nur durch das Studium der Anatomie. Die Organe, die am meisten durch ihren Bau und ihre Funktionen verschieden sind, befinden sich neben einander, wie z. B. in der epigastrichen (Oberbauch-) Region, wo der Magen neben der Leber, der Galle, der Urinblase, der ersten Abtheilung, der dünnen Eingeweide (dem Duodenum) und einem Theile der dicken Eingeweide (dem Grimmdarm) sich befindet. Alle diese Organe, eben so sehr durch ihren Gebrauch, als durch ihren Bau verschieden, sind ihren ganz eigenthümlichen Krankheiten unterworfen. Daraus ergibt sich, daß oft die verschiedenartigsten Krankheiten, die folglich manchmal die entgegengesetzteste Behandlung erforderlich machen, sich in denselben Regionen des Körpers bemerkbar machen können. Durch die Anatomie allein kann man die Mittel sich verschaffen, sie zu unterscheiden.

Es geschieht oftmals auch, daß der Punkt, auf welchem der Schmerz sich äussert, in einer großen Entfernung von dem leidenden Organ ist. In den Leberkrankheiten z. B. macht sich der Schmerz gewöhnlich über der rechten Schulter fühlbar. Ein Zweig der rechten Zwerchfellnerve erstreckt sich bis zur Leber; die dritte Halsnerve, aus welcher die Zwerchfellnerve hervorgeht, theilt sich in mehrere Zweige in der Nähe der Schulter, und auf solche Weise besteht zwischen ihr und der Leber eine Verbindung. Die Anatomie allein konnte die Aerzte von dieser Thatsache unterrichten und die Erklärung eines so ausserordentlichen Systems geben. Unwissende Praktiker, die dies nothwendige Hilfsmittel nicht studirt haben, nehmen eben deshalb oft eine organische Krankheit der Leber für einen Gliederfluß der Schulter. Sie lassen ganz ruhig die erste sich so lange entwickeln, bis sie unheilbar wird, während ein unterrichteter Arzt sie in ihrem Ursprunge entdeckt und mit Leichtigkeit gehoben haben würde. Oft ist es geschehen, daß Personen, deren Leber man angegriffen glaubte, sie vollkommen gesund hatten, und erst nach ihrem Tode hat man bei der Autopsie bemerkt, daß das Gehirn krank gewesen war. Manchmal nimmt man auch die Leberkrankheiten für die der Lunge, und während man auf der andern Seite diese ganz gesund und die Leber angegriffen glaubte, war sie mit Geschwüren angefüllt.

Die Konvulsionen sind ein sehr gewöhnliches Uebel, vorzüglich bei Kindern. Sie sind ein Krampf; man sollte sie folglich mit krampfstillenden Mitteln behandeln. Das wenigstens vermuthen die in der Arzneikunde unbewanderten Personen, und das ist auch die Theorie alter und junger, wenig unterrichteter Aerzte. Aber in der Wirklichkeit sind diese Konvulsionen nichts anders, als die Symptome einer gefährlichen Krankheit des Gehirns. Man kann den Kranken nicht anders retten oder ihm Erleichterung verschaffen, als durch schnelle und durchgreifende Anwendung solcher Mittel, die im Stande sein können, das Gehirn zu heilen, und der Praktiker, dessen Geist sich über das Symptom täuscht und krampfstillende Mittel verschreibt, verliert nicht nur eine kostbare Zeit, er vermehrt ausserdem durch seine Mittel das Feuer noch, von welchem der Kranke verzehrt wird.

In diesen verschiedenen Fällen ist es unmöglich, ohne eine vorläufige Kenntniß der Anatomie sich nicht zu täuschen. Die beste Erfahrung selbst bleibt ohne sie fruchtlos; denn, wie das alte Sprichwort sagt: „Erfahrung ist nur den Weisen nützlich.“ Aber ein Mensch, der die ersten Grundsätze nicht kennt, und folglich darüber nie nachgedacht hat, kann die sprechendsten Thatsachen fünfzig Jahre lang unter den Augen haben, ohne daraus eine einzige vernünftige Schlußfolge zu ziehen. Es geschieht sehr oft, daß die ältesten Aerzte die meisten Mißgriffe begehen, vorzüglich dann, wenn sie nicht recht in der Anatomie bewandert sind. Demzufolge ist eine medizinische Erziehung, auf die Kenntniß der Anatomie begründet, nicht

allein unumgänglich nothwendig, um den ſchwerſten und traurigſten Irrthümern zuvorzukommen, ſondern auch um die zahlreichen Unterrichtsmittel, die eine lange Praxis gewährt, zweckmäßig benutzen zu können.

Bacon hat geſagt: in der Wiſſenſchaft liegt alle Gewalt. Dieſe Wahrheit findet vorzüglich auf die Anatomie ihre volle Anwendung; denn dieſe iſt für den Arzt die Gewalt, mit deren Hilfe er die Schmerzen des Leidenden zu vermindern, das Leben ſeiner Mitmenſchen zu erhalten und Krankheiten zu heben im Stande iſt, die ohnedem unheilbar geworden ſein würden. Man nehme nur z. B. eine Pulsadergeſchwulſt an, dieſe furchtbare Krankheit, von deren Daſein man vor Galianus keinen Begriff hatte, die durch den Bruch des Geſchwürs einen unvermeidlichen Tod nach ſich zieht, und die jetzt, nach John Hunters und Abernethy's Verfahren, mit Leichtigkeit operirt und geheilt werden kann.

Es gibt kaum einen Wundarzt, deſſen anatomiſche Wiſſenſchaft nicht im Laufe ſeiner Praxis auf ſehr ſtarke Proben geſtellt worden wäre. Die Folgen des kleinſten Irrthums ſind oft höchſt traurig und bleiben faſt nie aus. Richerand berichtet, wie Ferrand, der erſte Wundarzt im Hotel-Dieu zu Paris, einen Anevrismus in der Achſelhöhle für eine Eiterbeule hielt, ſein Einſchnittmeſſer in die Geſchwulſt ſtieß, und den Kranken unter ſeinen Händen verſcheiden ſah. Haen gedenkt einer ähnlichen Operation am Knie eines Individuums (der Meinung Boerhave's zuwider), das gleich darauf ſtarb. Veſalius wurde über eine Rückengeſchwulſt zu Rathe gezogen, und erklärte ſie für einen Anevrismus. Aber ein unwiſſender Praktiker, ſtatt die Unterbindung u. ſ. w. vorzunehmen, machte einen Schnitt, worauf der Kranke all' ſein Blut verlor und ohne Rettung ſterben mußte.

Nichts in der wundärztlichen Kunſt iſt ſo wichtig, als die Behandlung des Blutſturzes. Man muß eine Perſon geſehen haben, deren Blut ſtromweis hervorſtürzt, um ſich einen Begriff von dem Schrecken und der Verwirrung machen zu können, in welcher ſich die Zeugen einer ſolchen Szene befinden, weil ſie nicht wiſſen, welches Mittel ſie dagegen in Anwendung bringen ſollen, obgleich es ein ſolches gibt, deſſen Erfolg unfehlbar iſt. Man denke ſich nun die Lage eines Wundarztes, der nicht weiß, was er bei einer ſolchen Veranlaſſung unternehmen oder vermeiden ſoll! Er zögert, verwirrt ſich, und während er ſich über die zu ergreifenden Maßregeln abmartert, muß der Kranke vor ſeinen Augen verſcheiden.

Ohne die Leſer durch mediziniſche Einzelnheiten länger zu ermüden, ohne die überzeugendſten Beiſpiele zu vermehren, wie nothwendig bei den Amputationen, den Brüchen (vorzüglich den Darmbrüchen) u. ſ. w. die Kenntniß der Anatomie ſei, bemerken wir blos, daß, wenn die aufgeſtellten Bemerkungen noch nicht genügend wären, ihre Wichtigkeit zu beweiſen, man nur die verſchiedenen mediziniſchen Theorien, die von den ältern Zeiten bis zu unſern Tagen einen gewiſſen Kredit genoſſen haben, näher prüfen dürfte. Die Doktrinen des Vaters der Arzneikunde ſind durchaus ſchwankend und ſinnlos. Hippokrates erklärt Alles durch ein Prinzip, das er Natur nennt, dem er die Einſicht und die Liebe der Gerechtigkeit zuſchreibt, und das er alle Eigenſchaften beſitzend, deren ſie ſich zur Ausführung der verſchiedenen Operationen der thieriſchen Körper bedient, darſtellt, um ihnen Blut und Wärme, Leben und Gefühl zu ertheilen. Die Natur an und für ſich ſelbſt iſt, nach ihm, die Wärme, die in ſich das Prinzip der Unſterblichkeit enthält.

Aſklepiades war der größte Gegner des Hippokrates. Er behauptete, daß die Materie nicht geeignet ſei, den Wechſel zu verſpüren; daß alle ſichtbaren Körper aus andern kleinen Körperchen beſtünden; daß dieſe Körperchen durch eine unendliche Menge kleiner, durchaus leerer Zwiſchenräume von einander getrennt ſeien; daß die Seele ſelbſt aus lauter ſolchen Körperchen beſtehe; daß das, was man die Natur nenne, nichts anders, als die Materie und die Bewegung ſei u. ſ. w. Auf dergleichen befremdenden Grundſätzen beruhte damals die ganze mediziniſche Wiſſenſchaft. Seine Heilmittel beſtanden in der Bewegung, der Einreibung und dem Wein. Ein Fieber mußte, nach ihm, das andere heilen, und nur durch eine vollkommene Schwächung des Kranken konnte man hoffen, vortheilhaft auf ihn zu wirken. Die drei erſten Tage durfte der Kranke durchaus keine Nahrungsmittel zu ſich nehmen. Am vierten durfte man etwas Weniges genieſſen; aber ſodann und bis zum ſiebenten wurde eine abſolute Diät vorgeſchrieben. Dennoch behauptete er, alle Krankheiten müßten tuto, celeriter et jucunde behandelt werden. Er berauſchte faſt alle ſeine Kranken und hielt ſie in beſtändiger Bewegung; dagegen ſchrieb er den Geſunden vor, ſich ſo ruhig als möglich zu halten.

Eraſiſtrat war ein gewaltig ſpekulativer Kopf. Er verdammte den Aderlaß, ohne die geringſte Ausnahme, als höchſt ſchädlich und gefährlich. Demungeachtet war er in allen ſeinen Unternehmungen ſehr kühn, und ein ſchneller, entſcheidender Entſchluß koſtete ihm kaum mehr, als die Ueberlegung, oder vielmehr die Inſpiration einer Minute.

Galianus behauptete, daß der menſchliche Körper aus drei Prinzipien beſtehe: dem feſten Theile, den Säften und dem Geiſte. Dennoch beſtanden die

festen Theile aus den identischen Elementen; die Säfte aus dem Blut, dem Phlegma, der gelben und der schwarzen Galle; die Geister aus den Lebensgeistern, den thierischen und den natürlichen. Die thierischen Geister sind feine Dünste, die aus dem Blute aufsteigen, und die aus der Leber, dem Organe der Bluterzeugung, kommen. Diese Geister richten sich gegen das Herz, wo sie, vermischt mit der durch die Einathmung in die Lunge eingezogenen Luft, die zweite Gattung der Geister, nämlich der Lebensgeister, bilden. Diese werden sodann im Gehirn in thierische Geister verwandelt.

(Beschluß folgt.)

Tagebuch eines englischen Kriegsgefangenen, u. s. w.

(Fortsetzung.)

Schlacht und Kapitulation von Paris.

Am 30. März wurde ich, Morgens um halb sieben Uhr, in der Ceruttistraße, in welcher ich wohnte, durch einen Tambour der Nationalgarde aufgeweckt, der ganz allein den Generalmarsch schlug. In demselben Augenblick vernahm ich auch den Kanonendonner in der Richtung von Belleville. Ich öffnete mein Fenster. Der Himmel war grau. Die große Zahl von Menschen beiderlei Geschlechts, die sich in ihren Nachtmützen und fast halb nackt an ihren Fenstern befanden, machte eine sonderbare Wirkung. Das dritte Bataillon der zweiten Legion der Nationalgarde versammelte sich vor dem Hause seines Chefs, des Grafen Alexander von Laborde. Es wurden Kartuschen vertheilt. Regnault de Saint-Jean d'Angely, Befehlshaber der zweiten Legion, ritt auf einem schönen milchkaffeebraunen Pferde.

L. kam zu mir, und wir verfügten uns nach der Fontaine des Boulevard Bondy. Wir bemerkten keine Truppen auf dem Hügel von St. Chaumont, den man von hieraus sieht. Von dort begaben wir uns auf ein Feld hinter dem Spital von St. Louis; aber wir erblickten nur eine einzige Vedette auf St. Chaumont. Einige Personen hatten sich hier eingefunden, und ein Branntweinhändler rief uns sein „Prenez la goutte, cassez la croûte!“ eben so gelassen zu, als wenn er auf einem Jahrmarkt wäre. Wir vernahmen indessen die Kanonade sehr nahe zu unserer Rechten, und ihr Donner war so stark, daß es schien, als seien wir nur durch die vor uns befindliche Höhe von ihr getrennt.

Die Nationalgarde am nächsten Thore ließ Niemand hinaus. Wir begaben uns in den obern Theil der Vorstadt St. Martin, wo eine große Menge Flaker von den Polizeiagenten bewacht wurden, um die Verwundeten zu transportiren. Wir gingen wieder abwärts. Wer nicht in Uniform war, durfte weder hinauf, noch stehen bleiben. Die Bürger wurden gezwungen, ihre Magazine, Laden und Thorwege zu verschliessen. Auf den Boulevards waren zahlreiche Gruppen versammelt. Sie bewegten sich auf und ab; aber sie schienen nur von einem Gefühl ungewisser Neugier belebt zu sein, kein patriotischer Enthusiasmus, keine Bestürzung waren sichtbar. Die Grisetten drängten sich lachend und schäkernd durch die Menge. Kleine Soldatenabtheilungen unter den Waffen marschirten in verschiedenen Richtungen. Drei Nationalgardisten führten eben so viele Kriegsgefangene zum Generalstab auf dem Vendomeplatz. Ein ganz gemeiner Kerl machte den Vorschlag, sie zu tödten; aber sie erregten im Allgemeinen Mitleiden und Interesse.

Die Kanonade hörte um 9 Uhr fast gänzlich auf; aber gegen 10 Uhr begann sie wieder. Wir gingen zur Fürstin von C., deren Hof mit Kühen angefüllt war, welche, mit ihrer Erlaubniß, die Landleute hier in Sicherheit gebracht hatten. Der größte Theil der Nationalgarde befand sich an den Barrieren oder begab sich dahin. Einige Individuen aus derselben verfügten sich in die Ebene von Saint-Denis, um den Feind zu bekämpfen, wo sie einige Stunden nachher getödtet wurden. Wir wollten zur Barriere von Mousseaux hinaus; aber man wies uns zurück. Auch zu den Gärten von Mousseaux wurde uns der Eintritt verweigert. Wir kamen endlich auf ein Feld hinter Tivoli, wo man eine unterirdische, mit der Stadtmauer parallellaufende Wasserleitung erbaute. Die auf beiden Seiten aufgeworfene Erde bildete eine ziemlich beträchtliche Erhöhung, um uns zu vergönnen, über die Mauer hinwegzublicken und einen Theil der Ebene von St. Denis gegen Osten zu sehen. Wir blieben an dieser Stelle, weil wir berechneten, daß die Alliirten wahrscheinlich den Montmartre umgeben, und daß wir folglich hier Zeuge ihres Manövers sein würden.

Wir sahen nur drei oder vier Soldaten westlich auf den Höhen von Montmartre. Gegen Mittag verminderte sich die Kanonade, und das Gewehrfeuer ließ ebenfalls nach; aber um halb zwei Uhr wurde das Feuer auf der ganzen Linie, von Mont-Louis bis zum Hügel von Saint-Chaumont, allgemein. Zwischen Menilmontant und Belleville schien das Feuer zwischen den Bäumen besonders lebhaft zu sein. Ein Haus zu Belleville stand in Flammen. Der daraus hervordringende Rauch erhob sich hoch über den der Artillerie, von dem er sich durch seine dunkelbraune Farbe unterschied. Um drei Uhr hörte das Schiessen in dieser Richtung fast gänzlich auf.

Um ein Uhr gingen ungefähr hundert Nationalgardisten nebst einigen Sappeurs zur Barriere von

Clichy hinaus, um sich als Freiwillige zu schlagen. Sie wendeten sich gegen St. Denis, und wir verloren sie bald aus dem Gesichte. Eine halbe Stunde nachher bemerkten wir einige Plänkler der verbündeten Armee auf dem Wege der Revolte und den damit in Verbindung stehenden Nebenwegen, beim Park von Saint-Ouen. Sie wechselten einige Pistolenschüsse mit der französischen Kavallerie. Mehrere Kolonnen der Infanterie der Alliirten erschienen bald darauf zwischen Saint-Ouen und Clichy. Die Scharfschützen beider Armeen befanden sich in großer Menge an dieser Stelle. Die auf französischer Seite waren Nationalgarden.

Wir sahen eine große Menge Bauern und Bäuerinnen, die sich über die Felder flüchteten, und die von Clichy zu kommen schienen. Gleich darauf bemächtigten sich die Alliirten des Dorfes, wonach sie unverweilt auf der nach Montmartre führenden Straße vordrangen, in welcher Richtung sie mit einem Mörser und einer Kanone schossen, während die Franzosen von der Windmühle auf Montmartre und von der Stelle, wo jener Weg von dem von St. Denis nach der Barriere führenden durchschnitten wird, ebenfalls schossen.

Der weiße Kanonenrauch kontrastirte auf eine sehr malerische Weise mit den grauen Tinten des Himmels und dem ernsten Blau der Höhen von Montmorency, die wir in der Ferne sahen. Der Theil der Schlacht, den wir überblicken konnten, dehnte sich von Clichy bis zu dem Orte aus, wo die Höhe, welche vom Montmartre nach diesem Dorfe führt, unsern Gesichtskreis beschränkte. Obgleich das Schauspiel, das wir vor Augen hatten, nicht ganz der Idee entsprach, die ich von dem Tumult einer Schlacht hatte, so trug doch die Neuheit der Szene, diese Kanonade zur Rechten und Linken, die Bomben, welche die Luft durchsauseten, die sichtbaren Fortschritte der Alliirten, und dies Vertrauen der mich umgebenden Personen, die, von nationeller Eitelkeit bethört, von diesem Gefechte wie von einer Sache von geringer Wichtigkeit sprachen, das Alles, sage ich, trug dazu bei, diese Szene zu einer der sonderbarsten und interessantesten meines Lebens zu machen.

Ein einziger Mann, der ein dumpfes Schweigen beobachtete, schien aufs Tiefste das Unglück seines Landes zu empfinden. Die Meisten beobachteten alles um sie her sich Ereignende mit der größten Fühllosigkeit, manchmal selbst mit einer gewissen Zufriedenheit. Alle kannten die ungeheuern Streitkräfte des Feindes nicht. Im Allgemeinen hielt man sie für wenig beträchtlich, und ich hörte selbst um halb vier Uhr, als das Feuer sehr stark wurde, einen Mann, der sich ein gewisses Ansehen gab, sagen: daß die Alliirten nun ihren Rest erhielten, und daß sie bald sämmtlich gefangen sein würden. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so fiel eine Bombe auf die Stallung eines Hauses der Batignoles, ganz nahe bei der Barriere von Clichy, und zündete sie an; das Feuer wurde aber bald wieder gelöscht. Ein armes Pferd, dessen von einer Kugel zerrissenes Bein nur noch an einer Sehne hielt, wurde an den Ort gebracht, wo wir uns befanden. Um seine fürchterlichen Schmerzen zu beendigen, erschoß es ein Nationalgardist auf der Stelle.

Um drei Uhr waren wir an der Barriere von Clichy. Ungefähr fünfzig Kavalleristen und Artilleristen mit einer Kanone, einem Mörser und einigen Geschützwagen verlangten eingelassen zu werden; aber man wies sie zurück. Gleich darauf drängten sich viele Infanteristen herbei, die ebenfalls hereinzukommen suchten. Man war genöthigt, die Barriere zu verrammeln. Wir beschlossen auf unsern ersten Posten zurückzukehren. Unterwegs begegneten wir einer neuen Abtheilung der Nationalgarde, die sich gegen die Barriere wendete, um die bereits daselbst befindliche zu unterstützen. Die meisten Bürger hatten weder Uniformen, noch Gewehre, und waren nur mit Piken bewaffnet, an denen ein dreifarbiges Fähnchen flatterte.

Aber das Schicksal des Tages war schon entschieden. Die Nationalgarden, die sich ausser den Mauern befunden hatten, kehrten in großer Unordnung zurück. Die französische Armee hatte alle ihre Positionen verlassen, und die Wege waren mit Gewehren bedeckt, welche die Soldaten weggeworfen hatten. Die Kavallerie der Alliirten kam von Clichy querfeldein. Eine französische Schwadron stellte sich ihr entgegen; aber es kam nicht zum Handgemenge, denn die letztern zogen sich beizeiten, obgleich ziemlich langsam zurück. Die Alliirten folgten ihnen eben so langsam, und obgleich sie sich ziemlich nahe waren, so fiel doch von beiden Seiten nicht ein Pistolenschuß.

Um vier Uhr flüchteten plötzlich die Bewohner von Montmartre auf der alten Straße des Poirier sans pareil nach Paris. Einige Hundert französischer Kavalleristen folgten ihnen nach. Sie waren noch nicht halbwegs, als die feindlichen Scharfschützen auf der Höhe erschienen und auf die Fliehenden schossen. Die Neigung und die Ungleichheit des Bodens, so wie die vom Wege gebildeten Umschweifungen, und die belebten Gruppen, die schnell aufeinanderfolgten, machten diese Szene sehr malerisch. Diese ganze Seite des Berges bedeckte sich bald mit den Truppen der Verbündeten, die ein fürchterliches Gewehrfeuer gegen die französischen Soldaten richteten, welche sich in dicken Haufen zu den Barrieren hereindrängten. Um 4 Uhr 20 Minuten richteten die Alliirten die von den Franzosen im Stich gelassene Artillerie gegen die Stadt und beschossen

ſie. Eine Kugel flog dicht über uns hin und fiel einige Klafter hinter uns. Die Kinder liefen ihr nach und rollten ſie ſpielend weiter; aber alle andern Zuſchauer hielten es am gerathenſten, dieſe gefährliche Stelle zu verlaſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auszug aus dem mündlichen Bericht, im Namen des Ausſchuſſes zur Abſchaffung des Sklavenhandels, in der fünften General-Verſammlung der chriſtlichen Moral.

Abgeſtattet durch Auguſt v. Staël-Holſtein.

..... Seit langem haben wir die traurige Gewißheit, daß der Handel der Negerſklaven im Hafen von Nantes mit empörender Frechheit und Grauſamkeit betrieben werde. Um uns noch mehr davon zu überzeugen, und keine Ungewißheit irgend einer Art beſtehen zu laſſen, bin ich beauftragt worden, mich ſelbſt nach Nantes zu begeben. Ich habe dieſer Miſſion mich unterzogen, und ich muß es mit blutendem Herzen ſagen, ein Aufenthalt von zweimal vierundzwanzig Stunden in jenem Hafen iſt hinreichend geweſen, mir eine größere Menge materieller Beweiſe zu verſchaffen, als ich ſuchte, als ich, im äuſſerſten Falle, finden zu können glaubte.

Ich werde hier nicht wiederholen, was ich ſchon einmal geſagt (ſ. Unt. Bl. No. 27 S. 429 u. f.) und was ich bekannt genug erachte, um des dadurch erweckten Gefühls gewiß zu ſein. Ich verbürge alles, was ich geſagt; ich vermag es mit unabſtreitbaren Beweiſen zu belegen. Sehr erklärbar iſt mir der laute Unwille, den ein ſolches beiſpielloſes, nicht nur heimlich laborirtes, ſondern beinahe öffentlich unterſtütztes Verfahren erregt.

Seit meiner Rückkehr ſind mir noch mehrere Einzelnheiten über die ausgeſuchte Barbarei mitgetheilt worden, mit welcher man die unglücklichen Negerſklaven behandelt, daß mein Herz vor Abſcheu und Entſetzen erſtarrt iſt. Ich will nur einer der gebräuchlichſten Martern gedenken. Sobald durch alle bereits vorhergegangenen Mißhandlungen, Entbehrungen und Grauſamkeiten aufs Aeuſſerſte getrieben, die unglücklichen Sklaven zu murren beginnen, und ſich unter ihnen die Spur deſſen zeigt, was die Negerhändler eine „Rebellion“ nennen, werden die Schuldigſten d. h. eben diejenigen, welche am lebhafteſten die Ungerechtigkeit ihrer Henker fühlen, aufs Verdeck geſchleift. Dort wirft man ſie nieder und bindet ihre Füße an ein Stück Holz, das ſogleich durch eine Winde in die Höhe gezogen wird, ſo daß der Kopf des Unglücklichen nach unten gekehrt iſt. Man unterwirft ihn jedoch dieſer Marter nur ſo lange, als erforderlich iſt, nicht ganz zu erſticken, denn die Genüſſe dieſer ausgeſuchten Grauſamkeit dürfen dennoch in nichts die Vortheile des Geizes vermindern.

Und wer ſind die Erfinder dieſer hölliſchen Tortur-Inſtrumente? Sind es die Muſelmänner auf den Feldern Moreas? Sind es die Kanibalen in den Wäldern der neuen Welt? Sind es die Barbaren in den blutigen Kriegen des Mittelalters, oder die Diener der Inquiſition? — Nein, es ſind Franzoſen, unwürdige Franzoſen im Jahr 1826. Vielleicht ſollten wir ſie nennen, wir kennen ſie. Wir wiſſen, welches die Ausrüſter ſind, die mit kaltem Blute die menſchenmörderiſchen Expeditionen berechnen, und die, welche ſie durch ihre Unterſtützung dazu ermuntern, und die, welche ſelbſt zu Paris ihre mit Blut und Schande gewonnenen Vortheile theilen. Vielleicht ſollten wir auf ihre Stirne das Brandmal der Verworfenheit und des Fluchs drücken, das all ihr Gold nicht zu verwiſchen im Stande iſt.

(„Nennen Sie ſie! Nennen Sie ſie!“ ruft man von mehrern Seiten. „Nein, es iſt noch nicht Zeit!“ entgegnen andere Stimmen).

Nein, wir werden ſie noch nicht nennen; denn wir leben der Hoffnung, daß wenn auch ihr Gewiſſen nichts mehr über ſie vermag, ſie doch, um der öffentlichen Schande und Infamie zu entgehen, ihr ruchloſes Verfahren einſtellen werden. Aber ſollten wir uns dennoch getäuſcht haben, ſollten dennoch, auch im nächſten Jahre, dieſe Frankreich entehrenden Schauderſzenen noch fortbeſtehen, dann würden wir uns, mit Beſeitigung aller übrigen Rückſichten, gezwungen ſehen, eine der ſchwerſten Pflichten zu erfüllen, welche unſer Herz uns je auferlegen könnte.

Die gebräuchlichſten Marterinſtrumente, von denen ich einige beſchrieben habe, ſind unſerm erhabenen Dauphin vorgelegt worden. Der Ausſchuß hat ſich an ihn gewendet, weniger wie an einen Prinzen, der auf den Stufen des Throns ſteht, als wie an einen tugendhaften Menſchen, an einen Chriſten. Unſere Hoffnung iſt nicht betrogen worden, und ich fühle mich glücklich, den erhabenen Gefühlen der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit, welche dies Schauſpiel in ſeiner edlen Seele erweckt hat, eine öffentliche Huldigung darzubringen. S. k. H. hat gewürdigt, mir die Verſicherung zu geben, daß alle Maaßregeln, die zur Unterdrückung des abſcheulichen Sklavenhandels beitragen können, nicht nur ſeiner Genehmigung, ſondern auch ſeiner Unterſtützung verſichert ſein dürfen.

Dieſelben Eiſen haben ſich auch, einige Tage lang, in einem erlauchten Hauſe befunden, wo Alles, was Philanthropie und Seelengüte iſt, gewiß ſein kann,

einige Sympathie zu finden. Aber dieſe Gefühle, von denen wir durchdrungen ſind, beſchränken ſich nicht auf uns allein. Von mehr als einem Punkte Frankreichs haben ſich kräftige Stimmen erhoben, um die Abſchaffung des Sklavenhandels in unſerm Lande zu begehren Paris, Havre, Cette, Montpellier, Marſeille, haben deshalb Bittſchriften an die geſetzgebende Gewalt gerichtet, und wir hoffen — nicht umſonſt!!!

In einer dieſer Bittſchriften iſt folgende Thatſache aufgeſtellt: „Mehr als 3000 ſchwarze Sklaven werden jährlich ins Meer geworfen, die Hälfte davon lebendig, entweder um den verfolgenden Kreuzern zu entgehen, oder um die Lebensmittel bei ſolchen Geſchöpfen zu erſparen, deren nahes Ende man vorausberechnen kann, oder die, ihres Körperbaus und ihrer Geſundheit wegen, nicht mit Vortheil verkauft werden dürften.“

Ich begreife es, wie man zur Ehre Frankreichs und der Menſchheit wünſchen möchte, daß dieſe Angabe übertrieben wäre; aber wir ſind leider gezwungen, einzugeſtehn, daß ſie nicht nur die Wirklichkeit nicht überſteigt, ſondern daß ſie ſelbſt weit hinter ihr zurückbleibt.

Nach Berechnungen, die unſer volles Vertrauen verdienen, werden einzig in dem Hafen von Nantes 110 Schiffe zum Sklavenhandel gebraucht. St. Malo hat deren mehrere, obgleich in viel geringerer Zahl. Zu Bordeaux, wo dieſer Traffik ganz auſſer Gebrauch gekommen war, haben ihn einige ſpaniſche Häuſer aufs neue begonnen. Man kann demnach die Geſammtzahl der Negerſchiffe, in den verſchiedenen Häfen Frankreichs, auf nicht weniger als 150 anſchlagen. Jedes dieſer Schiffe macht jährlich mehr als eine Reiſe, und führt, in mittlerer Schätzung, jährlich 160 Sklaven aus Afrika aus, was für die 150 nicht weniger als 24,000 ausmacht.

Vor der Unterdrückung des Sklavenhandels durch die Geſetze wurde er, wo nicht auf eine rechtmäßige Weiſe (denn Religion und Moral haben ihn immer verdammt), doch öffentlich, und mit der größten Regelmäßigkeit betrieben. Demungeachtet berechnet man den Verluſt, den dieſe Menſchenfracht von ihrem Abgange von der afrikaniſchen Küſte, bis zu ihrer Ausladung in den Antillen, erlitt, auf ein Fünftheil, oder, im glücklichſten Falle, auf ein Sechstheil vom Ganzen. Jetzt nun geſteht Jedermann ein, daß das illuſoriſche Geſetz, welches den Sklavenhandel verbietet, nur dazu gedient hat, die Abſcheulichkeiten deſſelben zu verdoppeln. Man häuft in einem, mit peſtilenziſchen Dünſten angefüllten innern Raum eine dreimal größere Zahl von Sklaven auf, als die alten Verordnungen einzuſchiffen erlaubten. Man ſcheint ſich kein anderes Problem aufzuſtellen, als das, die möglichſt größte Menge menſchlicher Weſen, in möglichſt kleinſten Raum zuſammenzuſchichten. Wenn nun auf der einen Seite die Sklavenhändler, durch die obwaltenden Umſtände, gezwungen ſind, ſich grauſamer Zuchtmittel gegen ihre Opfer zu bedienen, ſo wird auf der andern die Sterblichkeit auch in demſelben Maaße, wie ihr Elend vermehrt. Es iſt daher gewiß nicht übertrieben, wenn man auf ein Fünftheil, oder ſelbſt auf ein Viertel, den Abgang derjenigen Negerſklaven anſchlägt, die Afrika entriſſen werden, bevor ſie ihre Beſtimmung erreichen. Alſo ſind es nicht dreitauſend, ſondern fünf- bis ſechstauſend Menſchen, welche nur allein unſere franzöſiſchen Sklavenhändler ihrem blutgierigen Geize zum Opfer darbringen.

Was werden wir einſt an dem Tage antworten können, wo die Erde ihre Todten, und der Ozean die, welche er verſchlungen hat, wiedergeben müſſen, was werden wir antworten können, wenn die unzählbaren Schlachtopfer unſer Land, unſer Jahrhundert anklagen werden, die ein ſo entſetzliches Begehen geduldet, beſchützt haben?

Mannigfaltigkeiten.

Gedankenſchlummer.

Es giebt unbezweifelt viele Menſchen, deren Gedanken nie vollkommen erwacht ſind, und die ſich deshalb doch nicht unglücklicher fühlen. Aber es giebt auch viele, die, je öfter und je thätiger ſie ihre Denkkraft geübt haben, ſich nur um ſo lieber geneigt fühlen, mehr oder minder ſich dem Gedankenſchlummer zu überlaſſen. Sie finden in dieſer Art von Bewußtloſigkeit einen ſo verführeriſchen Zauber, daß ſie, dieſer gefährlichen Gewohnheit nur einmal hingegeben, ſich ihrer, ohne die äuſſerſte Anſtrengung aller ihrer intellektuellen Kräfte, nicht mehr erwehren können. Dieſer Schlummer iſt keineswegs Trägheit. Es iſt ein gewiſſes Hingeben unſers Selbſtes, in welchem zwar einzelne Fähigkeiten unſerer Seele einen Theil ihrer Spannkraft behalten, aber durch die herrſchende Urkraft des Gedankens weder beſeelt noch verbunden werden. In dieſen Augenblicken, mit denen unſere Neigungen oder Schwächen das ganze Leben erfüllen, überlaſſen wir uns am leichteſten den Täuſchungen ſüßer Träumereien, die in uns die ſonderbarſten Verirrungen der Einbildungskraft unterhalten und beſchäftigen, über die wir wohl auch, wie über große Albernheiten lachen, und die als tändelnde Schauſpiele wir beluſtigen. Ueber ziemlich einförmige Spiele vergeſſen wir endlich den oft ſo trägen, oft ſo ſchnellen Lauf der Zeit, und die Geſellſchaft der erbärmlichſten und langweiligſten Spaßmacher iſt gerade die,

welche uns alsdann gewöhnlich am beſten behagt und zuſagt.

Zweikampf.

Was iſt der Zweikampf, wenn nicht ein blutiges Vorurtheil, ein tolerirter Mord! Wie viele Familien werden dadurch entvölkert, welche Trauer über die Geſellſchaft verbreitet! Die Thränen müſſen am Altar des Vaterlandes verſiegen, wenn der Gegenſtand, der ſie uns abnöthigt, für die Vertheidigung deſſelben gefallen iſt. Aber was vermag einen Vater, eine Mutter, eine Gattin zu tröſten, denen das Glück ihres Lebens durch einen abſcheulichen Zweikampf geraubt wird? Wer tröſtet das Vaterland ſelbſt? — Der Gott, der die Beleidigungen zu verzeihen gebot, hat den Zweikampf verdammt. Erhält ein Menſch dadurch Recht, wenn er ſeinen Widerſacher, von dem er ſich beleidigt glaubt, getödtet hat? Und wenn er ſelbſt getödtet wird, wer kann ihn rächen? Gott, zweifelsohne. Aber warum überläßt er nicht dieſe Sorge Gott ſchon vor dem Kampfe? Warum raubt er ſeinem Feinde die Zeit, ſein Begehen zu bereuen? Warum nimmt er ſeinem Lande einen Bürger, und denen, die ihn lieben, einen Freund? — —

Die traurigen Gegenſtände ſind in der Natur, oder vielmehr in der Geſellſchaft. Warum betreffen ſolche ſchändliche Mißbräuche, ſolche abſcheulichen Gewohnheiten faſt beſtändig die Blicke des Menſchenfreundes? — Es ſind anſteckende Krankheiten, die ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortpflanzen, ſo lange man die Mittel unterläßt, ſie im Keime zu erſticken. Die Untheilnahme richtet faſt eben ſo viel Unheil an, als der Irrthum. Wenn dieſer letztere die Menſchen betrügt, ſo hilft die erſtere ſie betrügen.

Phariſäer — Phariſäismus.

Gleichbedeutend mit Heuchler und Heuchelei. Man glaubt, daß die alten Phariſäer — denn von den neuern wollen wir hier nicht reden — ihren Namen von dem hebräiſchen Worte Pharos ableiten, das ſo viel als „abſondern“ ſagen will. Und in der That unterſcheiden ſie ſich von allen übrigen Menſchen, über die ſie ſich zugleich zu überheben ſuchten, durch die vorgebliche Strenge ihrer Moral. Sie blendeten und verführten zuerſt das Volk durch ihr angenommenes Aeuſſere einer prahleriſchen Frömmigkeit. Sie machten große Parade mit ihrer Enthaltſamkeit, ihren Faſten und ihren Kaſteiungen. Sie zogen ihre reichen Sandalen aus, und betraten die öffentlichen Plätze mit nackten Füßen, wodurch ſie ſich den Beifall des Pöbels erwarben. Aber als man endlich erkennen mußte, wie ſie unter dieſem äuſſern Anſtrich der Frömmigkeit das Fieber aller verbrecheriſchen Leidenſchaften bargen, als ſie durch das Leiden des Weltheilandes ſelbſt bewieſen hatten, wie wenig ihnen das unſchuldige Blut koſte, und wie die Nächſtenliebe aus ihren Herzen verbannt ſei, wurden ſie eben ſo ſehr verachtet und gehaßt, als vorher angebetet und verehrt. Noch heut zu Tage wird es für eine der ſtärkſten Beſchimpfungen gehalten, wenn man von Jemandem ſagt: er iſt ein Phariſäer, und der Vorwurf des Phariſäismus iſt die energiſche Beſchuldigung, mit der man ein anſcheinend chriſtliches, aber im Herzen heidniſches Betragen, ſo wie fromme Deklamationen, die von der Wirklichkeit geradezu widerlegt werden, brandmarken könne.

Die neuen Entdeckungen in Afrika, in den Jahren 1823 und 1824.

(Fortſetzung.)

Je mehr man weſtlich über Kano vordringt, um ſo bevölkerter und beſſer bebaut wird das Land. Die geſchloſſenen Städte vermehren ſich, die Landſchaft wird immer reizender, Dörfer erſcheinen zwiſchen den Granitfelſen und machen einen ſehr maleriſchen Effekt. Die Häuſer ſcheinen auf den Felsgipfeln zu ſchweben und von Vögeln bewohnt zu ſein. Dieſer ganze Theil von Huſſa iſt ein ſchöner engliſcher Park im größten Styl. — Hier kamen den Reiſenden die 150 Reiter entgegen, welche der Sultan Bello ihnen ſchickte, um ſie nach ſeiner Hauptſtadt zu begleiten. Clapperton wurde als Vertreter des Königs von England betrachtet, und eine kriegeriſche Muſik begleitete ihn auf ſeinem Zuge durch jedes Dorf. In der Nähe von Sakatu kam ihm ein Abgeſandter des Sultans entgegen, um ihn zu bewillkommen. Man verfügte ſich auf den Markt. Die aus den benachbarten Dörfern kommende, mit Lebensmitteln belaſtete Menge ſchloß ſich der Eskorte an, und der große Haufen wurde noch durch die aus der Stadt herbeigeſtrömten Neugierigen bedeutend vermehrt. Greiſe und Jünglinge boten dem Reiſenden ihre freundſchaftlichen Grüße. Man begleitete ihn zum Hauſe des Gadado (Veziers), wo eine Wohnung für ihn eingeräumt war. Der Gadado nahm ihn ſehr zuvorkommend und höflich auf, und verkündigte ihm, daß er am nächſten Morgen den Sultan ſehen und mit ſeinem Empfange bei demſelben zufrieden ſein werde.

Am andern Morgen wurde Clapperton zur Audienz des Sultans geführt. Kein Prunk umringte den Monarchen. Er ſaß auf einem kleinen Teppich zwiſchen zwei Säulen, die das Rohrdach eines Hauſes trugen, das man in England eine Hütte nennen würde. Die Wände dieſer Wohnung waren blau und weiß bemalt, nach mauriſcher Sitte. Die Möbeln beſtanden aus einem Feuerſchirm, auf dem eine Vaſe mit Blumen

gemalt war, einem Armſtuhl und einer eiſernen Lampe. Nachdem der Sultan den Briten ſehr freundſchaftlich begrüßt hatte, fragte er ihn: ob die Engländer Neſtorianer oder Sozinianer ſeien? Dieſer, wenig in theologiſchen Gegenſtänden bewandert, entgegnete kurzweg, daß ſeine Landsleute Proteſtanten ſeien. — Und was ſind das für Leute, die Proteſtanten? war die neue Frage. „Ich verſuchte," ſagt Clapperton, „ihm ſo gut, als ich im Stande war, auszulegen, wie wir vor zwei Jahrhunderten veranlaßt wurden, gegen die Mißbräuche, die ſich in die Ausübung der Religion eingeſchlichen hatten, zu proteſtiren und zu erklären, daß wir künftighin keine andern Wahrheiten und keine andern Lehrſätze anerkennen würden, als diejenigen, welche in dem von unſerm Heilande uns hinterlaſſenen Buche enthalten ſind. Seit jener Zeit, fügte ich hinzu, hat man uns den Namen Proteſtanten gegeben. Der Scheik des Koran hätte ſeine Fragen über denſelben Gegenſtand noch weiter ausgedehnt, aber die Unterhaltung nahm bald eine andere Wendung. Der Sultan hatte einige Bücher und zeigte ſie dem Reiſenden, der ſie ſogleich für die von Denham auf der unglücklichen Expedition nach Mandara eingebüßten erkannte. Bei dieſer Gelegenheit beklagte ſich der Sultan über jene Invaſion ſeiner Staaten und die Plünderungen der Truppen Bub-Kalums. Ich bin überzeugt, ſagte er, daß der Paſcha von Tripoli mich nicht mit der einen Hand hat ſchlagen wollen, während er mit der andern mir Geſchenke darbot. Aber warum war dein Freund bei dieſem Zuge? — Aus bloßer Wißbegierde, entgegnete ich. Er wünſchte ſo weit als möglich vorzudringen und das Land zu ſehen. Der Sultan ſchien von dieſer Antwort vollkommen befriedigt zu werden. Man merkte ihm nicht im Geringſten an, daß er über das unvorſichtige Verfahren Denhams entrüſtet war; er verſprach mir ſeinen Schutz und ſeine Freundſchaft, und ertheilte Befehl, alle meinem Landsmann gehörigen Sachen mir unverzüglich zuzuſtellen."

Die von Clapperton mitgebrachten Geſchenke wurden dem Sultan vorgelegt. „Was ich von allen dieſen erſtaunenswürdigen Sachen am meiſten bewundere," ſagte Bello, „das biſt du ſelbſt. Was kann ich thun, das dem König von England angenehm wäre?" Der Brite entgegnete, daß es ſeinem König gewiß am meiſten Vergnügen machen würde, wenn der Sultan der Fellaten ihm behilflich ſein wollte, den Sklavenhandel auf der Küſte gänzlich abzuſchaffen. — „Habt ihr denn keine Sklaven in England?" — Nein; der Sklave, der den Fuß auf engliſchen Boden ſetzt, iſt frei. — „Aber ihr habt doch Diener, und wie benehmt ihr euch gegen dieſe?" — Wir kommen mit ihnen für eine gewiſſe Dienſtzeit überein und bezahlen ſie dafür. — „Ihr ſeid ein wahrhaft bewunderungswürdiges Volk." — Er bedauerte den Tod des Doktor Oudney ſehr, denn er hätte über Alles gewünſcht, einen europäiſchen Arzt an ſeinem Hofe zu haben.

Dieſer erſten Zuſammenkunft folgten mehrere andere, bei denen der Reiſende dieſen auſſerordentlichen Mann immer beſſer kennen lernen konnte, den er gewiß nicht im Innern Afrika's zu finden hoffte. Der Sultan bezeigte das lebhafteſte Verlangen, mit dem König von England ein dauerhaftes Bündniß zu ſchlieſſen. Er ſprach ſehr oft von ſeinem Lieblingsgedanken, zu Sakatu einen engliſchen Konſul und Arzt zu haben. Er wünſchte ſehnlichſt einige Feldſtücke und Congreveſche Raketen zu haben. Er fragte viel über die engliſchen Zeitungen, von denen er reden gehört hatte, und da Clapperton ihn verſicherte, daß täglich mehrere Tauſende derſelben gedruckt und ausgegeben würden, rief er in höchſter Verwunderung: „Großer Gott! was ſeid ihr für ein erſtaunliches Volk!"

Er fragte um Neuigkeiten über Griechenland; er wußte, daß die Briten die Algierer gezüchtigt und faſt ganz Oſtindien erobert hatten. Da er Muſelmann iſt, ſo war Clapperton's Stellung ihm gegenüber oft peinlich genug; aber er betrug ſich mit großer Geſchicklichkeit und flößte ihm unbedingtes Vertrauen ein. Im Geſpräch über ſeine Handelsverbindungen mit England fragte er zu wiederholten Malen: ob man ihm Tuch, Gewehre und Pulver ſchicken werde? „Ich will", ſagte er, „an den König von England ſchreiben, und ihn um einen Konſul und einen Arzt erſuchen. Führe ſie ſelbſt zu mir. Laß mich beſtimmt den Zeitpunkt deiner Rückkehr wiſſen, beſtimme mir den Ort auf der Küſte, wohin ich dir meine Leute ſchicken könne, damit ſie dich zu mir geleiten. Ich will dir eine ſtarke Bedeckung entgegenſchicken."

Der Brief wurde geſchrieben, und demzufolge wurden der Kapitän Clapperton, ſein Freund, Doktor Dickſon, Kapitän Pierce und Doktor Morriſon, ein ſehr geſchickter Naturaliſt, nach der Bucht von Benin geſchickt.

„Eines Tages", erzählt Clapperton, „ließ mich der Sultan in einen Theil ſeiner Wohnung führen, den ich noch nicht geſehen hatte. Es war ein hübſcher Saal in einem viereckigen Hofe, deſſen Wölbung von acht geſchmackvoll verzierten Säulen getragen wurde. Ein ſchönes durchbrochenes Geländer umfaßte das Ganze und ſchloß ſich an eine große Gallerie, die zur Verbindung zwiſchen den vielen, in langer Reihe neben einander befindlichen Zimmern diente. Da ſprachen wir lange über Europa und Afrika. Der Sultan bedauerte ſehr, daß die Mauren nicht mehr Spanien beherrſchten, und war ſehr erfreut, als er erfuhr, daß Gibraltar den Engländern gehöre. Er wünſchte,

daß ich ihm eine Weltkarte und einige arabiſche Bücher mitbringe, und verſprach dagegen, ſeinen Schutz allen Briten angedeihen zu laſſen, die in ſeinen Staaten reiſen würden. Er ſagte mir, daß die Gebirge von Kakoba und Adamorra höchſt wahrſcheinlich Gold- und Silberminen enthielten; aber ich verſicherte ihn, daß es meiner Nation mehr darum zu thun ſei, die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und die Ausdehnung des Handels zu befördern. Zuletzt gab er mir ſogar eine Karte ſeines Landes. Im Augenblicke meiner Abreiſe ſagte er den Fatha her, bat Gott um meine glückliche Ankunft in England, ſo wie um meine ſchnelle Rückkehr nach Sackatu, und ſagte mir mit dem Ausdruck der aufrichtigſten Anhänglichkeit Lebewohl.“

Clapperton ſtellt uns den Sultan als einen großen und ſchönen Mann, ungefähr vierundvierzig Jahre alt, aber viel jünger ſcheinend, dar. Seine Phyſionomie iſt voller Adel. Er hat große, ſchwarze Augen, kleinen Mund, ſchöne Stirn, griechiſche Naſe, kurzen, ſchwarzen, leichtgekräuſelten Bart. Seine Kleidung beſteht aus einer baumwollenen, himmelblauen Tobe, einem Turban von weißem Muſſelin, deſſen Franzen theilweis auf Naſe und Mund fallen, nach der Mode der Tuariken.

Nach der Meinung des Reiſenden iſt Sackatu die bevölkertſte Stadt, die er in Afrika geſehen. Sie iſt erſt 1805 gegründet worden, und liegt unter 13° 4′ 52″ nördlicher Breite und 6° 12′ öſtlicher Länge in der Nähe eines Fluſſes, der zwiſchen Kaſehna und Kano entſpringt, und ſich, ſagt man, in den Quarroh oder Kauaroh, in der Entfernung von vier Tagreiſen gegen Weſten, ergießt. So viel iſt gewiß, daß die europäiſchen Waaren aus der Bucht von Benin bis nach Sackatu gebracht werden; denn täglich erhielt Clapperton von der Tafel des Sultans einige Gerichte, die in zinnernen Schüſſeln, mit dem Zeichen von London, befindlich waren. Einſt brachte man ihm ein Stück gebratenes Fleiſch in einem irdenen engliſchen Geſchirr. — Der Zibeth iſt für Sackatu ein Haupthandelsartikel, und das Thier, von dem man ihn gewinnt, wird mit Sorgfalt genährt, obgleich man es noch nicht ganz hat zähmen können. Der Reiſende ſah bei dem Bruder des Sultans zwei Zibethkater in langen hölzernen Käfichten. Sie ſchienen ſehr wild zu ſein. Ihre Geſtalt iſt der einer Hyäne ähnlich. Mit dem Schwanz ſind ſie ungefähr vier Fuß lang.

Der Tod Mungo-Parks iſt ein zu Kano und in dieſem ganzen Theile Afrika's allgemein bekanntes Ereigniß. Alle Erzählungen bezeichnen Buſſa, nahe bei Yuri, als den Ort, wo er umgekommen iſt. Der Kapitän Clapperton erfuhr darüber folgendes:

„Verkündet ſei es Jedermann, daß die Chriſten nach der Stadt Yuri, im Königreich Saur, gekommen ſind. Sie landeten und kauften einige Lebensmittel, wie Zwiebeln und andere Gemüſe, und ſendeten dem König ein Geſchenk, der ſie erſuchen ließ, zu warten, bis er ihnen einen Boten geſchickt. Aber ſie fürchteten ſich und ſchifften ſich ein. Als ſie nahe bei der Stadt Buſſa anlangten, zerbrach ihre Barke an einem Felſen, und ſie kamen Alle um's Leben. Dieſes iſt zu unſerer Kenntniß gekommen, und Friede ſei mit euch. Das iſt die getreuliche Erzählung Mohammed-ben-Dehmans.“

Gurſu, ein arabiſcher Anführer, theilte dem Reiſenden noch folgende Umſtände mit: „Mungo Park und ſeine Gefährten kamen zu Buſſa an, und nachdem ſie dem Sultan von Yuri eine Flinte und einige andere Gegenſtände als Geſchenk geſendet hatten, landeten ſie und kauften auf dem Marktplatze eine Menge Zwiebeln. Der Sultan ließ ihnen wiſſen, daß er die Abſicht habe, ſie zu beſuchen und ihnen Piloten zu geben, um ſie über die Felſen hinwegzubringen, mit denen der Fluß in einiger Entfernung unter der Stadt, an einem Orte, wo die Felſen nahe zuſammentreten, angefüllt war. Aber ſtatt den Sultan zu erwarten, ſchifften ſie während der Nacht ſich wieder ein. Mit Tagesanbruch verkündigte ein Bote zu Pferde dem Sultan, daß die Barke der Fremdlinge gegen die Felſen zerbrochen ſei. Das Volk hatte ſich auf beiden Ufern verſammelt und ſchoß mit Pfeilen nach ihnen. Zwei weiße Männer ſtürzten ſich feſt umſchlungen in die Fluthen. Es blieben nur zwei Sklaven mit einigen Büchern, Papieren und Gewehren in der Barke. Eins der Bücher war mit Wachsleinwand umwickelt, und befindet ſich noch in den Händen des Sultans von Yuri.“

Alles das war dem Sultan Bello eben ſo bekannt, und er hatte auf ſeiner Karte den Ort angezeigt, wo die Europäer Schiffbruch gelitten. Er verſicherte, daß, wenn die Reiſenden in der Regenzeit angekommen wären, ſie mit Leichtigkeit über die Felſen hinweggeſchifft ſein würden, an denen die Barke zertrümmerte; aber die Gewäſſer fallen dergeſtalt zur Zeit der Trockenheit, daß die Schiffahrt manchmal ganz unterbrochen wird. Er hatte eine der Doppelflinten, die ſich in der Barke befanden. Abder Achman, einer ſeiner Vettern, hatte ein kleines Buch, das man ebenfalls darin gefunden; aber er war eben mit einer Expedition abweſend, und man durfte ſeine Rückkehr ſobald nicht erwarten. Alle übrigen Papiere befanden ſich in den Händen des Sultans von Yuri, der ihm tributpflichtig war. Ich ſagte ihm, daß er dem König von England ein ſehr angenehmes Geſchenk machen würde, wenn er alle dieſe Sachen zuſammenbringen und ihm dieſelben zuſenden wollte. Er verſprach, in

dieſer Hinſicht Alles zu thun, was nur immer in ſeiner Macht ſei.

Im Fall man wirklich die Papiere des berühmten, unglücklichen Mungo Park wiederfände, würde man daraus gewiß ſehr intereſſante Nachrichten über den Kuarra und ſeine Schiffahrt, über Tombuktu und andere Orte, welche die neuern Reiſenden nicht erreicht haben, entnehmen können. Das Tagebuch Hornemanns kann man jedoch als verloren betrachten, wenn man nämlich den nachfolgenden Mittheilungen, die der Reiſende von einem ſeiner Führer erfuhr, Glauben beimeſſen will. „Die Neger bildeten ſich ein, daß der weiße Mann einen böſiſchen Verkehr mit böſen Geiſtern habe. Sie zündeten deshalb das Haus an, in welchem er wohnte. Es war das Juſſuf Felatahs, eines ſehr unterrichteten Mannes, der ihn bei ſich aufgenommen. Juſſuf kam in den Flammen um, und alle Papiere und Bücher des Fremden wurden verbrannt.“

Am 8 Juli war Clapperton nach Kuckn zurück. Major Denham kam ebenfalls an, nachdem er ſeine Reiſe gegen Süden beendigt hatte. Die Reiſenden machten ihre Vorbereitungen zur Rückkehr nach Europa. Ihre zweite Wanderung durch die große Wüſte war bei weitem beſchwerlicher, als die erſte.

Die übereinſtimmenden Berichte dieſer geſchickten Beobachter ſtellen die ſchwarze Bevölkerung von Bornu und das Sudan als eine friedliche, treuherzige, wohlwollende Menſchenrace dar, deren Sitten wenig oder nichts von dem Einfluſſe einer langen Reihefolge fremder Beherrſcher erlitten haben. Man weiß wenig über ihren frühern Zuſtand vor der Ankunft der Araber. Man kann folglich nicht wiſſen, ob die Sklaverei bei ihnen ſchon beſtand, oder ob ſie erſt durch das erobernde Volk eingeführt wurde. Dieſe letzte Meinung iſt jedoch die wahrſcheinlichere, weil die Knechtſchaft gewiſſermaßen ein konſtitutiver Theil der geſellſchaftlichen Organiſation der Araber war, weil man ſie zu allen Zeiten bei dieſem Volke bemerkt, das weder ſeine Sitten, noch ſeine Gewohnheiten, ſeit den Zeiten Abrahams bis auf unſere Tage verändert hat, und das von der Religion des Propheten nur in den Verhältniſſen mit den Ungläubigen, gegen welche ſie ihm eine fanatiſche Unduldſamkeit vorſchrieb, einen beſtimmten Impuls erhalten hat.

Man ſieht jetzt nur noch wenige Araber, höchſtens zweihundert, in den Städten von Bornu. Sie ſind faſt Alle Beamte des Scheik. Die Uebrigen leben auf dieſelbe Weiſe, wie ihre Vorfahren vor zwei- oder dreitauſend Jahren. Sie beobachten noch heut auf's Genaueſte die Vorſchriften, die ihnen in Aſien von Jonadab, dem Sohn Rechabs, gegeben wurden, der ihnen verbot, „Wein zu trinken, Häuſer zu bauen, zu ſäen, die Rebe zu pflanzen, oder einen Weinberg zu haben, und nirgends anders, als unter Zelten, zu wohnen.“ Der zahlreichſte und zugleich auch reichſte Stamm an Schafen, Kameelen, Pferden und Ochſen iſt der der Schuas, die ſüdlich und öſtlich, nahe am Tſadſee, kampiren. Ihre einfachen und patriarchaliſchen Sitten erinnern an die der älteſten Völker, deren die Geſchichte gedenkt.

Ein junges Mädchen, mit einem Stück blauen baumwollenen Zeuges bekleidet, das ſich um ſeine Taille drapirt, und deſſen Köpfchen mit einem Schleier von derſelben Farbe umhüllt iſt, während ſein Buſen entblößt iſt, ſtellt ſich neben euer Zelt, eine Schaale mit Milch in der Hand, und ſpricht zu euch: „Möge dieſer Tag glücklich für Dich ſein! Deine Freundin bringt Dir Milch; Du gabſt ihr geſtern ſo ſchöne Sachen. Sie hat es nicht vergeſſen. O, wie ſehr würden ihre Augen erfreut ſein, zu ſehen, was in dieſem hölzernen Hauſe (einem Koffer) enthalten iſt. Wir fürchten uns jetzt nicht mehr vor Dir, wir wiſſen, Du biſt gut, und unſere Augen ſuchen dich jetzt eben ſo oft, als ſie früher mit Schrecken von Dir ſich abwendeten. Du ſchienſt uns ſo böſe zu ſein, o ſo böſe! Aber jetzt kennen wir Dich beſſer. Schade — daß Du ſo weiß biſt!“

(Der Beſchluß folgt.)

Häckerling.

„Denkt euch“, ſagt der General Lamarque, „denkt euch zwei Banden junger Männer, aus dem Limouſin oder von den Extremitäten der Guyenne verreiſend. Die erſte kommt nach Paris, um einem Regimente einverleibt zu werden, die andere langt gleichfalls in der Hauptſtadt an, um ſich 60,000 oder 80,000 Maurern, Zimmerleuten, Dachdeckern u. ſ. w. anzureihen, die doch nicht ganz den Bedürfniſſen des Augenblicks entſprechen. Kaum iſt eine Woche vorübergegangen, ſo gewinnen die Individuen dieſer letztern 3, 4 bis 5 Franken täglich. Sie poliren und ſtriegeln ſich, und tauſchen ihre groben Kleider gegen einen faſt eleganten Anzug um. — Das Schickſal des armen Konſkribirten, den der Zufall nicht begünſtigt hat, iſt gewaltig davon verſchieden. Der Blutpreis iſt der einzige in Frankreich, der nicht vermehrt worden iſt. Er erhält als ganzen Sold täglich 45 Centimen. 10 werden für Wäſche und Beſchuhung zurückbehalten, 30 müſſen für die Bedürfniſſe des Tiſches hinreichen, und mit 5, ſein m Sou de poche, den faſt immer noch die Wirkungen der „kleinen Montur“ benagen, wirft er ſich mitten in den Pomp der Welt.... mit einem Tſchako geſchmückt, der ihn weder gegen Regen, noch Sonnenſchein ſchützt. Er ſieht die Wirths- und Trink-

und Kaffeehäuſer von den Gefährten ſeiner Kindheit belebt, und er kann nicht Theil daran nehmen. Er iſt ein Spartaner, den man verdammt, mitten in den Ergötzlichkeiten von Perſepolis zu leben."

Ich ſuche eben nicht die ſchlechte Geſellſchaft auf; aber wenn ich mich einmal in derſelben befinde, ſo bemühe ich mich, den möglichſt beſten Vortheil daraus zu ziehen. So ſprach ich letzthin auf einem Dampfſchiffe mit einem Winkelkoch, der die Matroſen ſpeiſt, und der ſich mit aller Gewalt mit mir unterhalten wollte. „Wie gehen die Geſchäfte?" fragte ich ihn. — Schlecht, ſchlecht! entgegnete er; wenig Schiffe im Hafen, und die Matroſen, die Matroſen .... — „Gute Seeleute, aber leider keine Trunkenbolde; nicht ſo? Geſteht es nur." — Im Gegentheil. Die Faullenzer und Gaſſenhengſte ſind ſchlechte Kunden. Haben immer Sodebrennen und kein Klingkling; ſind wie die Irrwiſche. — „Welches ſind denn die beſten unter den hiehertommenden Matroſen?" — Die von der Bethlehemflagge. Trinken ſo viel, als die Andern; aber zahlen, das muß ſein. Zanken ſich auch wohl, aber ihre Kapitäne ſtehen für ſie gut. — „Was iſt das für eine Flagge? ich habe nie davon reden gehört." — Glaub' ſchon, glaub' ſchon, hat auch nichts zu ſagen. Iſt die Flagge, welche die Methodiſten aufziehen; aber nur am Sonntag, verſteht ſich. Bin eben kein Betkater, ich; aber wenn ich könnt', wie ich wollt', verſteht ſich, hätten kein' andre im Hafen. Nach ihnen kommen die von Jerſey und Guerneſey. Sind beſſer erzogen, beſſer bezahlt, beſſer geſchniegelt. Gehören all' zu guten Familien. Können leſen, ſchreiben. Sprechen franzöſiſch, engliſch, hm! Haben gute Schiffe, beſſer als die engliſchen, verſteht ſich. Sind länger, ſchmaler, feine Segler, zahlreiche Equipage, arbeiten nicht die Hälfte ſo viel, als die andern Lumpenhunde. Engliſche Schiffe, ſchlechte Schiffe! Wenig Volk an Bord, Geſindel obendrein, hm! Nach ihnen kommen die von Clyde, White-Laven, Mareport und Wales. Sind gute Knochen, auch wohl ehrlich; aber nix im Sack. Schottländer ſind gut erzogen, verſteht ſich. Haben immer eine Bibel an Bord. Die ſchlechteſten ſind die von Yarmouth, Liverpool und London. Die Letzten vor allen Uebrigen: Schofel vom Schofel, Kausknacker, Krackeler u. ſ. w." — —

Der Major Denham erzählt in ſeiner „Reiſe im Innern Afrika's" eine Szene, die uns der Beachtung in mehr als einer Hinſicht würdig ſcheint. Der Scheik von Bornu hatte von ſeiner Doſe ſprechen gehört, in der ein Muſikwerk befindlich war. Er wünſchte ſie zu ſehen. Der Brite willfahrte ſeinem Verlangen gern. „Es waren nicht jene wilden Ausrufungen," ſagt er, „jenes Geſchrei des Erſtaunens und der Freude, das ich von allen denen vernahm, die dieſen Mechanismus bei mir geſehen hatten. Der Scheik ſchien zuerſt ſehr überraſcht zu ſein und nicht zu wiſſen, was er ſagen ſollte. Er richtete mit großer Haſt mehrere Fragen an mich und rief einmal über das andere: „Gieb! gieb (bewunderungswürdig)! Aber die ſchmelzende Melodie des ſchweizeriſchen Kuhreihen erregte plötzlich alle ſeine Gefühle. Er bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und lauſchte im tiefſten Schweigen. Ein Menſch in ſeiner Nähe ſtieß einen Schrei des Entzückens aus, und ſtörte ihn in ſeiner zauberiſchen Träumerei. Er gab ihm einen Schlag mit der Fauſt, daß der Unglückliche zu Boden ſtürzte und alle ſeine Diener bebten. — Er fragte mich, ob, wenn man einen zweimal größern Behälter habe, die Muſik nicht noch beſſer ſein könne? Ich bejahte das, fügte aber zugleich hinzu, daß ſie alsdann auch theurer ſein würde. — Gott! rief er aus, wenn ich ſie für tauſend Dollar haben könnte, ich würde mich glücklich ſchätzen, einen ſo vortheilhaften Kauf gemacht zu haben. — Ich bot ihm einſtweilen die meinige an, und er empfing ſie mit den größten Dankbezeugungen."

Die Antropophagen von Sumatra.

Die Battas ſind ein äuſſerſt wildes Volk, das beſtändig Krieg führt. Der Shabunder oder Hafenaufſeher von Pinang war mit einem ihrer Oberhäupter nahe verwandt. Während ich mit ihm ſprach, trat ein großer Mann von äuſſerſt wildem Anſehen in die Hütte des Shabunders, der ihn mir als einen der kühnſten Jäger und gierigſten Menſchenfreſſer bezeichnete. Ich richtete mehrere Fragen an ihn, die er alle eben ſo gedrängt, als klar und mit vielem Vergnügen zu beantworten ſchien. Er gab mir die Verſicherung, daß das Fleiſch junger Männer ſüß und ſaftig ſei, daß aber das eines Mannes, deſſen Haare grau zu werden beginnen, vor jedem andern den Vorzug verdiene.

Weiterhin ſagt derſelbe Mittheiler (Anderſon) über denſelben Gegenſtand: ich befand mich von neuem im Lande dieſer Menſchenfreſſer, und ich überzeugte mich ſehr bald, daß ich an der Wahrheit deſſen, was ich früher gehört, nicht mehr zweifeln könne. Einer der Oberhäupter gab mir einen Menſchenkopf, den man einige Tage vorher abgenagt hatte. Er zeigte mir auch ſechs Frauen und zwei Kinder, die noch aufbewahrt wurden, um beim nächſten Feſte geſpeiſet zu werden. Die Battas ſchienen nicht wenig darüber erſtaunt zu ſein, wie ich nur einen Augenblick daran gezweifelt habe, daß ſie Liebhaber vom Menſchenfleiſch ſeien. Sie fügten jedoch bald hinzu, daß dieſer Gebrauch auch bei ihnen anfange ſeltener zu werden.

Uebrigens verzehren ſie ihre Gefangenen nicht des Wohlgeſchmacks wegen, oder um ſich davon zu nähren, ſondern allein aus bitterm Haß gegen ihre Feinde. Der Rajah Tana-Jawa iſt jedoch ſo ſehr an dieſe Nahrung gewöhnt, daß, wenn er nicht alle Tage Menſchenfleiſch genießt, er die heftigſten Magenſchmerzen empfindet, die durch nichts anders geſtillt werden können. Wenn er keine Gefangenen mehr hat, um ſie ſchlachten zu können, ſo ſchickt er ſeine Sklaven auf die Menſchenjagd aus, um in einer etwas entfernten Gegend einen Mann zu fangen und zu tödten, deſſen Körper ſodann in Stücken zerhauen, auf Bambusrohre geſteckt, und in der Erde vergraben wird, wo er nach einigen Tagen einen beſſern und ſüßern Geſchmack erhält. — Wenn die Battas zu Felde ziehen, ſo nehmen ſie immer einen Sack voll Salz und Zitronen mit, um das Fleiſch ihrer Feinde ſogleich friſch zubereiten zu können. Der, welcher ſeine Hand zuerſt an einen Feind legt, hat das Recht, ihm mit ſeinen Zähnen ein Stück Fleiſch ausreiſſen zu dürfen, das er ſich ſogleich als einen Leckerbiſſen zurecht macht. Der Kopf wird ſogleich vom Rumpf geſondert, und dieſe Barbaren ſchlürfen gierig das rauchende Blut, indem ſie den Kopf an den Haaren über ihrem Munde emporhalten.

Meinungen und Gedanken Sheridans.

Ueber Lord Chesterfields Erziehungsſyſtem ſagte Sheridan: Es iſt durchaus in keinem ſeiner Theile geeignet, einen großen Menſchen zu bilden. Ein junger Edelmann ſollte gerade die Dinge *nicht* wiſſen, die Lord Chesterfield ſeinem Sohne einzuprägen ſich bemüht; das Kind würde zu bald Mann werden. Die Nacheiferung iſt, in einiger Betrachtung, eine für die Jugend gefährliche Leidenſchaft. Sie iſt ſo nahe mit dem Neid verwandt. Wenn man ſeinem Sohn den Vorwurf macht, ſeine Mitſchüler *nicht* zu übertreffen, ſo wird, da Nacheiferung und Freundſchaft nicht zugleich neben einander in einem und demſelben Herzen beſtehen können, ſo wird er eben das haſſen, worin er von den andern übertroffen wird, und wenn er eine gewiſſe Eigenſchaft in ſeinem Nebenſchüler haßt, ſo wird er bald auch ihn ſelbſt verabſcheuen. Ein Kind wird allein immer beſſer erzogen, als zwei zuſammen. Die Nacheiferung des Römers beſtand nicht darin, ſeine Mitbürger zu übertreffen, ſondern es ſo weit zu bringen, daß ſein Land weit über alle andern emporrage. Das iſt denn auch die wirkliche Nacheiferung; die andere iſt nur reiner Egoismus. Epaminondas, an der Freude ſich weidend, die ſeine Siege ſeinem Vater gewähren würden, erſcheint nicht minder ruhmwürdig. Die Nacheiferung, die einen *ſolchen* Zweck hat, iſt lobenswerth. — Die eigenſüchtige Eitelkeit des Vaters zeigt ſich in allen Briefen Chesterfields. Er iſt nur darauf bedacht, ſein eigenes Syſtem zu heben und zu loben. Wie viel edler iſt das Verlangen Mornis in Oſſian: O daß Mornis Name vom Volke vergeſſen werde, und daß die Helden allein ſagen, es iſt Gauls Vater! — Die beſtändigen Fingerzeige, die Chesterfield ſeinem Sohne gibt, immer beſchäftigt zu ſein, ſind ganz übel begründet. Der Menſch bildet ſich leichter durch die Uebung ſeiner eigenen Kräfte, als durch die immerwährende Beſchäftigung mit den Ideen Anderer. Geht vom Studium zum Vergnügen, vom Vergnügen zum Studium über, ſagt Chesterfield, und bleibt nie, ohne irgend etwas zu thun. — Darauf entgegnete ich: Seid oft beſchäftigt, und ruht von Euern Gedanken aus. Ueber *alle* Gegenſtände gibt es nur eine kleine Zahl beſtimmter und Hauptideen. Man kann ſie eben ſo gut durch ſein eigenes Genie, als durch Leſen entdecken. Der tiefdenkende Menſch, der gewöhnt iſt, Alles entweder zu vertheidigen, oder zu beſtreiten, wird nichts Neues mehr finden. Der Gedanke iſt eine Uebung und man darf den Geiſt nicht mehr als den Körper ermüden.

Uber eine gewiſſe Klaſſe von Weltmenſchen äuſſert er ſich folgendermaßen: Sie ſind ſo abgeſchliffen, ſo abgenutzt, ſo glatt, daß das Ebenbild Gottes und alle Zeichen deſſelben auf ihnen verwiſcht ſind, und wenn er ſeine Münze zurückzieht, wird er ſie nicht mehr als ſolche erkennen.

Eines Abends, auf einem Balle, ſprach man im Allgemeinen und über den erſt neu adoptirten Walzer im Beſondern. Ich bin überzeugt, ſagte Sheridan, daß der Teufel, als er unſere Aeltermutter Eva zum Böſen verführen wollte, mit ihr einen Walzer getanzt hat.

Bei einer andern Gelegenheit äuſſerte er ſich: Es gibt unbeugſame Geiſter, wie die geraden Linien in der Geometrie. So bald ſie auf einen Abweg gerathen, würde man ſich umſonſt bemühen, den Parallelismus wiederherzuſtellen.

Die großen Seelen, ſagte er, werden eben ſo ſehr durch die unwürdige Belohnung beleidigt, durch welche man ihre Verdienſte zu vergelten vermeint, als die Sonne durch den Nebel.

Sheridan hatte ſehr kleine und zarte Hände. Er ließ ſie modelliren, und man machte folgendes Diſtichon darauf:

Good at a fight, but better at a play!
Goodlike in giving, but the devil to pay!

Gut zum Fechten, noch beſſer zum Spiel, geben ſie viel aber — zahlen ſie wenig.

Curiosa.

Cooks Vergötterung.

Man findet zu Kaavarua noch mehrere Personen, die Zeugen des unglücklichen Streits gewesen sind, der dem großen Weltumsegler Cook das Leben kostete, und die alle Umstände desselben kennen. Ihre Erzählungen stimmen vollkommen mit dem Bericht überein, welchen sein Nachfolger, der Kapitän King, darüber erstattet hat. Die Eingebornen hatten eine Schaluppe von Cooks Schiff entwendet, um die Nägel herauszuziehen. Der Kapitän verlangte, daß man ihm, bis zur Wiedererstattung des Entwendeten, den König Taralopa als Geisel ausliefere. Sie suchten sich dieser Demüthigung zu entziehen; aber da er darauf beharrte, so entstand ein Gefecht, in welchem er getödtet wurde. „Bei seinem Tode", sagen die Eingebornen, „trauerten wir Alle. Wir zerschnitten seinen Körper und verbrannten das Fleisch, wie wir mit unsern verstorbenen Königen zu thun pflegen. Wir waren überzeugt, daß er der Gott Rono sei, deshalb beteten wir ihn an." — Der Gott Rono, den die Insulaner in Cook zu erblicken glaubten, war einer ihrer frühern Könige. Er hatte seine Frau getödtet, und wurde darüber wahnsinnig. Lange Zeit irrte er auf der Insel umher, und zwang alle Diejenigen, die ihm begegneten, mit ihm zu kämpfen. Später ging er in einem Schiffe von sonderbarer Bauart nach Tahiti, oder noch entferntern Ländern. Nach seinem Verschwinden wurde er von seinen Unterthanen vergöttert, und man feierte ihm zu Ehren alljährliche Gefechte. Als Cook auf der Insel landete, verbreitete sich sogleich das Gerücht, daß Rono wieder erschienen sei. Das Volk eilte in großer Menge herbei, und stürzte sich vor ihm nieder. Aber als man späterhin sein Blut strömen sah, schrien Mehrere: Nein, nein, es ist Rono nicht! Demungeachtet glauben noch sehr Viele, daß er es wirklich war, und sie sind überzeugt, daß er in Kurzem wieder erscheinen werde. Sie erweisen seinen Rippen- und Brustknochen, die in einem dem Gott Rono geweihten Tempel aufbewahrt werden, göttliche Ehrenbezeugungen. Oft werden sie mit vieler Feierlichkeit und in Prozession herumgetragen, um die dafür bestimmten Opfer und Gaben zu empfangen. Sie befinden sich in einem mit rothen Federn bedeckten Korbe.

Zollfreie Gedanken.

Der Zufall hat fast immer mehr Einfluß auf unser Geschick, als unsere Neigungen und unsere Berechnungen.

Im Labyrinthe des Lebens hängt der Weg, den man verfolgt, der Strom, der uns mit fortreißt, der Ausgang, den man entdeckt, und das Ziel, das man erreicht, von einer Menge kleiner Ursachen ab, in denen unsere Vorsicht und unser Wille von geringer Bedeutung sind.

Ein Mann von Geist und Herz, der Graf von Ségur, nennt in seinen „Erinnerungen" den Osten und den Westen die beiden entgegengesetzten Zonen der Freiheit und des Despotismus, die beiden rivalen Riesen, die einen Kampf auf Leben und Tod begonnen haben, dessen Schauplatz die ganze Erde ist, und dessen Opfer die Völker noch lange Zeit sein werden, welches auch immerdin sein Ausgang sein mag.

Die Völker verändern ihre Meinungen mit dem wechselnden Glück, und man darf sich eben nicht verwundern. Sie lieben, verachten oder hassen die herrschende Gewalt, nach dem Guten oder Bösen, das sie ihr zuschreiben müssen, und oft bringen sie ihre Bewunderung dem Erfolge, und ihre Verachtung dem Mißgeschick dar, ohne andere Ursache, als weil sie davon am meisten betroffen werden.

Man spricht sich nur aus gegen Menschen, die fühlen und uns verstehen, und die unsere menschlichen Schwachheiten mit Nachsicht betrachten. Den Larven in menschlicher Gestalt gegenüber bleibt man stumm und verschlossen, oder wirft mit Sarkasmen um sich, wie auf Redouten und Maskenbällen.

Die meisten Besuche sind nichts mehr und nichts weniger, als Einladungen, auf einen andern sich seiner eigenen Last zu entledigen, die man nicht mehr ertragen kann.

Der Geist bildet mehr sich durch Unterhaltung, als sonst durch irgend etwas aus. Man vergißt oft, was man gelesen, aber man vergißt nicht leicht, was man gesagt hat.

Es ist sehr natürlich, daß der Mensch den Wunsch hat, von Andern geliebt zu werden, weil nichts natürlicher ist, als, sich selbst zu lieben.

Die große Klippe der Sterblichen und vorzüglich der Jugend ist, Alles was man ihnen als gefährlich schildert, selbst versuchen zu wollen, und sich zu überzeugen, ob es wirklich gefährlich sei.

Man behauptet immer, und jetzt mehr als je, daß die französische Revolution durch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts verbreitet worden sei. Es mag in einer Hinsicht etwas Wahres daran sein. Alle Vorurtheile, die vor derselben bestanden, wurden durch den scharfen und glänzenden Verstand Voltaires, durch die beredte Logik Rousseaus, durch das encyklopedische Arsenal Alemberts und Diderots, durch die vehementen Deklamationen Raynals, zugleich angegriffen, und während auf solche Weise der Glanz der Aufklärung plötzlich den Zustand der Gesellschaft veränderte, verloren alle Klassen der alten gesellschaft-

lichen Ordnung, ohne es zu ahnen, den festen Grund unter sich, obwohl sie noch ihren ursprünglichen Stolz, ihre alte Auszeichnung, ihren anscheinenden Glanz und alle Zeichen der Macht sich erhielten. Sie waren den bunten Gemälden ähnlich, die aus tausend Farben zusammengesetzt sind, und die das Auge anziehen und blenden, aber die durchaus keinen innern Gehalt haben.

Sei Mutter Natur auch, wie die Mama bei Berlin, ein wenig alt, mit kahlem Kopfe und etwas verkrüppelt, es ruht sich doch noch besser an ihrem Busen, als in der Gesellschaft der leeren Menschenlarven, die in ihrer Nähe wohnen.

Die wahrhaft gebildeten Menschen gehören zu den Seltenheiten. Man sollte mit nicht ganz ungebildeten zufrieden sein, und vor den Verbildeten und Ueberbildeten ein frommes Kreuz schlagen.

Die Zuschauer, bei öffentlichen Schaubarkeiten, theilen sich gewöhnlich, wie die Jungfrauen im Evangelium, in die thörichten und weisen. Die Thörichten bestürmen mit schaalen, lästigen Fragen, die Weisen nehmen eine gelehrte Miene an, werfen mit halbverstandenen, unverdauten, wissenschaftlichen Brocken um sich, und lesen wohl gar ein Kollegium.

Seit der Erfindung der Luftschiffahrt, i. J. 1783, mithin seit 43 Jahren, hat man bereits sehr viele Luftreisen gemacht, ohne daß die Wissenschaft dadurch nur um einen Schritt vorgerückt wäre. Interessante Aufschlüsse über die Beschaffenheit der Atmosphäre in den höhern Regionen u. s. w. erwartet man noch immer; denn die wenigen, von ein paar Aeronauten darüber gelieferten Nachrichten sind, alle Zweifel gegen ihre Aechtheit beiseite gesetzt, doch nur unbedeutende Bruchstücke. Die Gelehrten wagen sich nicht in die Höhe, und die gewöhnlichen Luftschiffer sind meistens Menschen, denen es an den erforderlichen wissenschaftlichen Kenntnissen fehlt, und welche die ganze Sache als Broderwerb betreiben.

Nordamerikanische Literatur.

Sketches of Algiers, political, historical, and civical etc. — Politische, historische und bürgerliche Versuche über Algier, enthaltend eine Uebersicht der Geographie, der Bevölkerung, der Regierung, der Finanzen, des Handels, des Ackerbaues, der bürgerlichen Anstalten, der verschiedenen Horden, Sitten und der Sprache, und die Geschichte der letzten politischen Begebenheiten in diesem Lande. Von William Shaler, Generalkonsul der vereinigten Staaten zu Algier. Boston, 1826. Bei Cumming, Hilliard und Komp. Ein Band in 8. von 310 S.

Dies Werk ist unstreitig das lehrreichste, welches bis jetzt über diese sonderbare Regierung bekannt gemacht worden ist, die sich der Vernunft und der Civilisation zum Trotz, immer noch erhielt, die mehrern europäischen Staaten Tribute auferlegt,

Es ist wahr, daß früher ein Orden bestand dessen Einkommen eines Jahrs mehr als hinreichend gewesen wäre, in einem einzigen wohlverstandenen Feldzuge diese Schande Europas auf immer zu vertilgen, und der vorgab, die Polizei auf dem mittelländischen Meere zu verwalten, der aber nicht stark genug war, seine eigene Insel zu vertheidigen, und sie zum politischen Bordell für Franzosen und Engländer hergeben mußte. So bestehen die barbarischen Staaten nach wie vor, und zwar nach dem bon plaisir Seiner allerchristlichsten, Seiner katholischen und Seiner allergetreusten Majestät, und faß unter dem Schutze des Beschützers des Glaubens (England). Sie kapern Schiffe groß und klein, schleppen die armen Gefangenen in die grausamste Sklaverei, sperren die Weiber in ihre Harems ein, drohen sich sogar über den Ozean auszubreiten, um noch bessere Prisen nehmen zu können und sind bei dem Allem lustig und guter Dinge, während die pères de la merci für die Christensklaven an allen Thüren betteln, und man davon spricht, die Malteserritter wiederherzustellen.

Das Königreich Algier ist gut bewässert und sehr fruchtbar. Auf eine Oberfläche von 30,000 engl. Quadratmeilen hat es nicht mehr als eine Million Einwohner. Eine industriöse und mächtige europäische Bevölkerung könnte sich wenigstens auf 5 Millionen Seelen erheben, und würde mehr als genügend sein, die Barbaren in ihre Wüsteneien zurückzudrängen. Was die Regierung dieses Landes anbelangt, so kann man sie am allerbesten durch sich selbst, und vielleicht durch einen ihrer Hauptgrundsätze beurtheilen: Es ist klüger, einen Unschuldigen zu tödten, als einem Schuldigen das Leben zu schenken. Man erstaunt nicht wenig, zu vernehmen, daß die ganze, als so furchtbar verschriene Seemacht von Algier, nur aus 3 Fregatten, 2 Korvetten, 2 Brigs, 5 Schoonern und 2 kleinen Fahrzeugen besteht, die mit 340 schlechtbedienten Kanonen bewaffnet sind. Und vor einer solchen Macht wirft sich Europa in den Staub, zittern Neapel, Sardinien, Toskana, Spanien, Portugall,

— Alles in dem vorliegenden Werke erregt ein Erstaunen, in welchem jedoch nicht die Bewunderung, sondern vielmehr Erbarmen und oft Verachtung vorherrschend werden. Das befremdende Phänomen, das sich in ihm im rechten Lichte darstellt, kann indessen nicht durch Beobachtungen in Afrika, sondern vielmehr in Europa erläutert werden.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Das Journal des Débats macht Zusammenstellungen hinsichtlich des 3. Mai, wovon folgende die interessantesten sind:

3. Mai 1814 Einzug Ludwig XVIII. zu Paris.
3. Mai 1822 Rückkehr der Jesuiten.
3. Mai 1826 Versöhnungsfest Ludwig XVI.
3. Mai alljährlich Fest der Kreuzerfindung.

— Der Kapitän King, der unlängst von seiner Reise nach Neuholland zurückgekehrt ist, soll jetzt eine neue Expedition unternehmen, die fünf Jahre dauern wird. Ihr Zweck besteht darin, die Küste von Patagonien zu bereisen und Handelsverbindungen mit den bis jetzt noch wenig bekannten Einwohnern anzuknüpfen.

— Der Professor Rezzy, Vorsteher der barberinischen Bibliothek zu Pisa, hat eine Handschrift von Dantes Divina Comedia gefunden, die durch zahlreiche Noten von der Hand Tassos äusserst interessant wird.

— Die Nachforschungen Biondis über den Ort, wo das alte Tusculum gestanden, haben den besten Erfolg gehabt. Schon sind mehrere Straßen, Bäder und Fontainen ausgegraben worden. In Kurzem soll darüber eine umständliche Beschreibung bekannt gemacht werden.

— Die französische Akademie (die erste Klasse derselben) von der man so mancherlei reden hört, besteht jetzt aus folgenden Mitgliedern: Akademiker laut Ordonnanz: Graf Desèze; Herzog von Levis ; Abbé Herzog von Montesquiou (hat diese Ehre nie geltend gemacht); Lainé; Marquis von Lally-Tollendal; Vicomte von Bonald. Akademiker durch besondere Gnade: Roger; Frayssinous, Bischof von Hermopolis; Quelen, Erzbischof von Paris; Villemain; Lacretelle; Raynouard; Auger; Campenon; Michaud; Lapa; Marquis von Pastoret; Droz; Soumet; Brissaut; Guiraud; Abbé von Villars; Dacier; François de Neufchateau; Marquis Delaplace; Baron Cuvier. Unabhängige Akademiker: Andrieux; Daru; de Ségur; Baour-Lormian; Parceval-Grandmaison; Lemercier; Joup; Picard; Dural; Delavigne; de Chateaubriant; de Ceffac; de Tracy. Folglich laut Ordonnanz 6; durch Gnade 20; unabhängig 13; zusammen 39, durch Lemenleys Tod, der zu denen der Gnade gehörte.

— Die schwedische Armee bestand 1825 aus 26 Regimentern Infanterie und Artillerie und 7 Regimentern Kavallerie, oder 1727 Offizieren, 1890 Unteroffizieren und 33,635 Soldaten, im Ganzen 37,252 Mann. In Kriegszeiten wird sie auf 126, 779 Mann vermehrt durch die 89,527 Mann starke Reserve und Landwehr. — Die Flotte zählte in demselben Jahre 334 Offiziere, 658 Unteroffiziere und 10,846 Soldaten. In Kriegszeiten ist sie mit 16,093 Mann bewaffnet.

— Die Kosten zur Unterhaltung der Armee steigen jährlich auf 3,843,900 Thaler Banko für die Landarmee, 978,100 für die Marine, 1½ Million für die Materialien, 280,000 für Salpeter. — Die norwegische Armee ist hierin nicht mitbegriffen.

— Die Bevölkerung von Karlsruhe bestand 1815 aus 15,074 Seelen, 1820 aus 16,021 und 1825 aus 18,499 oder 3497 Familien. Davon sind luther. Religion 12,236, kathol. 5370, und israelitischer 893.

— Oesterreichs jährliches Einkommen beläuft sich auf 125 Millionen Gulden. Seine Schuld beträgt 387,960,290 Gulden. Das Einkommen der deutschen Staaten dieses Kaiserreichs wird auf 62½ Million Gulden angeschlagen. Zu Ende des XVII. Jahrhunderts stieg Oesterreichs Einkommen nicht über 20 Mill. Gulden. 1760 erhob es sich bis auf 90 Mill. und zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf. 100 Mill.

— Das Einkommen des preußischen Staats beträgt 50 Mill. Reichsthaler, und die Ausgaben eben so viel, oder auch ein Weniges mehr. Die Schuld belauft sich auf 180,091,720 Thlr. Das Einkommen der preußischen, zum deutschen Bunde gehörigen Länder wird auf 29,399,744 Thaler angegeben.

Im Verlage von H. R. Sauerländer in Aarau sind nun zum vollständigen Unterricht in der französischen Sprache folgende gute Schulbücher erschienen:

Hirzel, C., neues französisches Lese- und Uebersetzungsbuch. Eine Auswahl französischer und deutscher Aufgaben zur Uebung im Lesen und Sprechen; vervollständiget von C. von Orell. gr. 8. à 45 kr. 12 gr. 15 sgr.

Nouveau *Dictionnaire français-allemand*, première partie; **deutsch-französisches Schulwörterbuch, zweiter Theil, auch für Schüler, welchen Hirzels französische Grammatik zum Unterricht dient. Beide Theile in einem Band. gr. 8. à 1 fl. 36 kr. 22 gr. 1 thlr. 3 sgr.**

Hirzel, C., neue praktische französische Grammatik, oder vollständiger Unterricht in der französischen Sprache. Dritte vermehrte Ausgabe von C. von Orell. gr. 8. à 54 kr. 14 gr. 18 sgr.

Diese neue französische Grammatik ist allenthalben als ein zweckmäßiges gutes Schulbuch bekannt und geschätzt, und bereits in vielen Schulen eingeführt. Auch das neue Lese- und Uebersetzungsbuch wird sich eines allgemeinen Beifalls zu erfreuen haben. Das französische Schulwörterbuch ist ausführlicher und größer gedruckt, als die kleinen Dictionnaires de poche, die nicht zum Schulgebrauch sich eignen, und doch hat dieses neue Schulwörterbuch einen eben so niedrigen und wohlfeilen Preis. Diese drei Schulbücher kosten zusammen nur 3 fl. 15 kr. oder 2 thlr. — 2 thlr. 12 sgr., und neben ihren Vorzügen wird diese äusserste Wohlfeilheit sie besonders empfehlenswerth machen.

In demselben Verlag ist nun auch eine besondere Ausgabe von der zweiten Hälfte der ausgewählten Schriften von H. Zschokke erschienen, welche nur allein dessen schöngeistige Arbeiten enthält, unter dem Titel:

H. Zschokke's ausgewählte belletristische Schriften. 14 Theile in Taschenformat auf weißem Schweizer-Druckpapier. à 9 fl. 6 thlr. 7 thlr. 12 sgr.

Es wird dies für die heutige große Lesewelt, welche sich vorzugsweise der belletristischen Literatur widmet, eine angenehme Erscheinung sein, da sich in dieser ausgewählten Sammlung die gelungensten und trefflichsten Erzählungen dieses geistreichen Schriftstellers befinden.

Man findet sämmtliche oben angezeigte Schriften in allen Buchhandlungen von ganz Deutschland und der Schweiz vorräthig, so wie bei dem Verleger

H. R. Sauerländer in Aarau.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 36. Dritter Jahrgang 1826. 6. September.

Briefe über den Orient.

Zweiter Brief.

Die meisten Derwische zeichnen sich durch ihre Ausschweifungen und ihre Liederlichkeit aus. Ich erfuhr das aus dem Munde der Türken selbst. Sie theilen sich in zwei Klassen, wovon die eine sich in Klöstern befindet, während die andere im Lande herumschweift und von der Mildthätigkeit der Gläubigen lebt. Von dieser letzten Klasse sah ich einen ganz jungen Menschen auf der Insel Zypern. Seine Gesichtszüge waren angenehm, aber weibisch, und seine langen Haare fielen in Locken auf seinen Hals und seine Brust. Er hatte auf eine äusserst seltsame Weise viele Glasscherben daran befestigt. Seine ganze Person verkündete nichts weniger, als strenge Frömmigkeit.

Man sieht auch Andere halb nackt, mit wilden Blicken und fliegenden Haaren, die das Gelübde der Armuth und Selbstverläugnung wirklich beachten, und deshalb beim Volke in großem Ansehen stehen. Sie wallfahrten entweder nach heiligen Orten, oder leben als Einsiedler in Wüsteneien. Die Strengsten unter ihnen werden Santonen genannt. Ihre Gräber befinden sich immer unter hohen Bäumen und sind mit zierlichen Denkmälern geschmückt. Das Volk besucht solche Orte mit großer Ehrfurcht.

Die Fastenzeit des Ramadan hatte erst kurz vorher ihr Ende erreicht. Die Türken halten ihre Fasten mit derselben Strenge, wie die Juden, und während der ganzen Zeit essen sie von Sonnen-Auf- bis Untergang nicht das Geringste. Nur allein der Genuß des Tabaks und des Kaffees ist ihnen erlaubt. Nichts übersteigt daher ihre Freude zu Ende der Fastenzeit. In einem Kaffeehause, nahe beim englischen Pallaste, tanzten sie in die Runde nach einer Guitarre und einer kleinen Trommel, umarmten sich gegenseitig und sprechen mit Entzücken von der nächsten Nacht, wo der Neumond das Ende des Ramadans und den Anfang des Beiramfestes verkündete. Sie erschien endlich, diese Nacht, und unzählige Lampen erleuchteten die großen Moscheen, unter denen sich vorzüglich durch ihre prachtvollen Illuminationen die Achmets, von Suleimanieh und St. Sophia auszeichneten, die einen wirklich magischen Anblick gewährten.

Mitten in der Ruhe der Nacht erwartete die große, volkreiche Stadt im tiefsten Schweigen das Zeichen des Festes. Die Imans, auf der Spitze der Minarete, späheten nach den ersten Strahlen des Monds. Kaum hatten sie dieselben bemerkt, so erschallte ein Freudengeschrei durch ganz Konstantinopel. Die Stunde der Wonne war erschienen und alle frühere Enthaltsamkeit vergessen. Es war auffallend, am andern Morgen die wohlwollenden und fast brüderlichen Blicke zu bemerken, mit denen man sich gegenseitig betrachtete. Der Arme drückt die Hand des Reichen, er umarmt ihn, wie einen Bruder in Mahomet, wie Seinesgleichen, weil er mit ihm die Freuden desselben Paradieses zu theilen hofft. Glück und Freude spiegeln sich auf allen Gesichtern. Man sah nicht einen Muselmann, der sich nicht mit seinen schönsten Kleidern geschmückt hätte. Musik und Gesänge zum Ruhm und zur Ehre des Propheten ertönten von allen Seiten.

Wir Europäer sind im Allgemeinen zu sehr geneigt, den Türken alle häuslichen Tugenden abzusprechen; aber wir irren uns darin sehr. Es ist unmöglich, größere Zärtlichkeit für die Kinder zu haben, als sie. Nirgends habe ich aber auch schönere Kinder gesehen. Zu Damas bin ich oft in den Straßen stehen geblieben, um ihre Grazie und ihre kindliche Zierlichkeit zu bewundern.

Man hat die Volksmenge von Konstantinopel sehr übertrieben. Nach den Berechnungen des Generals Sebastiani, der als französischer Gesandter sich daselbst aufgehalten, beträgt sie nur 400,000 Seelen für die Stadt, und 800,000 mit Einschluß der Vorstädte Pera, Galata und Skutari und den Dörfern längs dem Bosphorus. Der größte Theil des Landes im Innern der Stadt besteht aus Gärten. Die meisten Moscheen sind mit Bäumen umgeben. Am Eingange sprudelt eine zierliche Fontaine, in deren Wasser sich die Türken die Füße waschen, bevor sie den Tempel betreten. Sodann schreiten sie weiter. Bei allen ihren religiösen Verrichtungen ist ihr ganzes Aeussere immer sehr feierlich. Sowohl in den Moscheen, als ausser denselben, scheinen sie unempfänglich für Alles um sie her Vorgehende. Sie beobachten ein tiefes Schweigen, das nur von Zeit zu Zeit durch das Wort Allah, welches sie mit dumpfer und demüthiger Stimme aussprechen, unterbrochen wird. Die Bauart der Moscheen ist sehr einfach. Es ist kein anderer Schmuck daran, als der Name Gottes und einige Stellen des Koran, die mit großen, goldenen Buchstaben an der Mauer sich befinden. Im Innern zieht ringsum eine ziemlich erhabene Gallerie, und in der Mitte ist ein runder Raum, der sein Licht von oben erhält. Da liest der Iman den Koran vor. Die Zuhörer liegen um ihn her in den Gallerien auf Decken oder Teppichen.

Einfach und einförmig in ihrer Lebensweise und in ihren Gewohnheiten, kennen die Morgenländer die öffentlichen Vergnügungen und Zerstreuungen der Bewohner des Westen nicht. Ein Tag ist bei ihnen dem andern auf ein Haar ähnlich. Der Türke von der höhern Klasse steht mit Sonnenaufgang von seinem Lager auf, und da er, um zu schlafen, nicht alle Kleidungsstücke ablegt, so ist er mit seinem Anzuge bald fertig. Nach dem Gebet hält er sein erstes Mahl, das aus einer Tasse Kaffee, etwas Eingemachtem und einigen Pfeifen Tabak besteht. Manchmal liest er auch Verse des Koran, oder die Dichtungen des Hafiz und Sadi; denn die Kenntniß der persischen Sprache wird bei ihnen als der Stempel guter Erziehung betrachtet. Er läßt sich sodann sein arabisches Pferd vorführen, und reitet zwei bis drei Stunden lang, oder er übt sich im Schleudern des Djerrid. Gegen Mittag verzehrt er einen stark gewürzten Pillau. Die Kaffeehäuser, in denen sich viele Mährchenerzähler einfinden, sind Nachmittags sein Lieblingsaufenthalt, oder er bringt ihn ruhend in einem sorgfältig gegen die Hitze geschützten Kiosk, am Ufer des Bosphorus, zu. Mit Sonnenuntergang endlich beginnen seine süßesten Augenblicke. Von seinen Freunden umgeben, hält er sein Hauptmahl, bei dem er von mehrern Gerichten ißt und Eissorbett trinkt. Sodann verfügt er sich in seinen Harem, wo man ihm seine Lieblingskinder bringt. Seine Frauen (wenn er deren mehrere hat), von ihren Sklavinnen unterstützt, bringen alle Mittel in Anwendung, ihm zu gefallen. Die Nubierin umduftet ihn mit den köstlichsten Wohlgerüchen, die Zirkassierin, ein Modell von Grazie und Schönheit, bietet ihm würzereichen Kaffee und kleine Leckerbissen dar, die sie mit eigenen Händen bereitet, während die Akkorde der Guitarre oder Leier mit dem Gemurmel der Fontaine sich verschmelzen, die in ein Marmorbecken sprudelt.

Die Lage der unglücklichen Griechen wird von Tag zu Tag immer beweinenswürdiger. Das große Stadtviertel des Fanar, das nur allein von ihnen bewohnt wurde, gleicht jetzt fast einer großen Wüste. Die mit einer schönen und lustigen Jugend angefüllten Barken überschiffen jetzt nicht mehr die Fluthen des Bosphorus, die sie sonst belebten. Am äussersten Ende des Ufers erheben sich zwei prachtvolle Paläste, die ehemals den beiden Brüdern, welche die Finanzen des Divans verwalteten, zur Wohnung dienten. Beim ersten Verdacht waren ihre Köpfe gefallen.

Die köstliche Landschaft, mit Bäumen, Weilern und Dörfern längs dem Ufer des Meers übersäet, wo dies einst so glückliche und zufriedene Volk liebte und nach dem Geräusch der Mandoline tanzte, und die Gesänge der heimathlichen Erde wiederholte, sind jetzt öde und stumm. Hin und wieder erblickt man zwar noch einige Griechen, die der Verfolgung ihrer Tyrannen zu entrinnen suchen; aber mehr noch sieht man sie als Leichen auf den Fluthen des Bosphorus schwimmen.

Ich verweilte eines Tages bei einer Gruppe Türken von der niedrigen Volksklasse. Sie umringten den Körper eines Griechen, und mißhandelten ihn mit wirklich kannibalischem Vergnügen. Einer von ihnen ergriff ihn mit einem Hacken, um ihn in's Meer zu schleudern, aber die Andern hielten ihn zurück, um dem Leichnam erst seine Bekleidung zu nehmen, wonach sie ihn mit Jubelgeschrei in die Fluthen stürzten. — Bei meinem Besuch in dem prachtvollen Khan, im Fanar, der sonst der Vereinigungspunkt der reichsten griechischen Kaufleute war, fand ich nur zwei persische Handelsmänner mit blassen, ruhigen Gesichtern, die noch zur Hälfte in einen kohlschwarz gefärbten Bart verborgen waren. Sie saßen unter freiem Himmel

und schmauchten ihre Narghillehs. Der größte Theil der den Gefangenen oder Ermordeten angehörigen Sachen befindet sich noch unberührt in ihren ehemaligen Wohnungen.

Dieser Vertilgungskrieg ist eine recht eigentliche Blutgeschichte. Kurz vor unserer Landung bei der Dardanellenstadt war ein sehr bevölkertes Dorf am entgegengesetzten Ufer während der Nacht von einer Bande blutdürstiger Türken überfallen, und alle Bewohner, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, massakrirt worden.

Zu Smyrna hatten sich die Griechen in ihren Häusern verschanzt. Mehrmals versuchten sie es, auf die Barken zu entfliehen, und da ihnen endlich der Augenblick günstig schien, so kamen sie in Masse mit ihren Weibern und Kindern aus ihren Häusern. Aber die Türken hatten sich versteckt, und als sie ihnen gegenüber waren, begrüßten sie die unglücklichen Hellenen mit einem mörderischen Musketenfeuer und vernichteten fast Alle.

Zu den angenehmsten Spaziergängen in den Umgebungen von Konstantinopel gehört auch die Straße, die zu Justinians Wasserleitung führt, so wie der Wald von Belgrad, ungefähr vierzehn englische Meilen weiter. Wir verliessen Pera zu guter Zeit zu Pferde, in Begleitung Mustaphas, eines treuen Janitscharen, der allen Reisenden vortheilhaft bekannt ist, und der mit ihnen Ausflüge in alle Theile des Reichs zu machen gewohnt ist. Nach einiger Zeit erreichten wir den Pallast der süßen Gewässer, der im Sommer der Lieblingsaufenthalt des Sultans ist. Wir setzten unsern Weg durch die entzückende Gegend fort, und kamen zu der großen Wasserleitung Justinians, bald hernach auch zu der des Burgas. Nichts ist malerischer an diesen Orten, als die kleinen Seen mitten im Walde, deren steile Ufer bis an den Wasserspiegel mit Bäumen bedeckt sind. Wir verweilten in einem Dorfe, das von wenigen Griechen bewohnt wird, und begaben uns in ein Kaffeehaus von eben nicht sehr empfehlendem Ansehen. Man bot uns eine Schüssel Hammelfleisch, Früchte und, was uns am liebsten war, ziemlich guten, weißen Wein dar. Kaum hatten wir zu essen begonnen, so sahen wir eine Bande türkischer Reiter im Galopp herbeieilen und den Dierred schleudern. Die erschrockenen Griechen verbargen schnell den Wein und setzten uns dagegen Wasser vor. Wir glaubten nichts anderes, als daß die Türken sich unsers Mittagsmahls bemächtigen würden. Sie traten auch wirklich herein; aber nachdem sie einige Fragen an uns gerichtet hatten, die Mustapha beantwortete, forderten sie nur einige Erfrischungen und entfernten sich sodann.

Als die Hitze etwas nachgelassen hatte, setzten wir unsere Reise gegen Bujukdereh fort. Die Aussicht der Hügel dieses Dorfs und des Thals, in dem sich noch ein türkisches Lager befindet, das schwarze Meer, das man in der Entfernung erblickt, der Bosphorus, der zu den Füßen zwischen den Küsten Asiens und Europas strömt: all' das zusammen bildet eine entzückende Landschaft vom imposantesten Karakter. Mit Anbruch der Nacht gingen wir nach Therapia zurück, wo L. uns einlud, ein oder zwei Tage bei ihm zuzubringen. Wir schickten deshalb unsere Pferde und unsern Janitscharen nach Konstantinopel zurück. Der folgende Tag war ein Sonntag. Wir besuchten den Pallast des französischen Gesandten, und unter den langen Baumgängen, welche die Höhen des Gartens krönen, genossen wir die Frische und die Reize eines einsamen Spazierganges.

Die Lage der Frauen in der Türkei ist auf keine Weise der Sklaverei ähnlich; und man darf behaupten, daß das Mitleiden, welches ihnen die Europäer schenken, seine Quelle mehr in der Einbildungskraft, als in der Wirklichkeit habe. Von Natur träg und ein zurückgezogenes Leben liebend, fühlen sie weniger, als die Weiber des Abendlandes, das Bedürfniß der Bewegung in freier Luft. Sie bringen den größten Theil der Zeit im Bade zu, wo sie mit einander Sorbet trinken, schwatzen und sich ihre reichen Kleider zeigen. Eben diesem Gebrauche und dem, sich nie der Sonne auszusetzen, ist es zuzuschreiben, daß sie durchgängig sehr zart und weiß sind. Oft begegnet man ihnen, wenn sie in zierlichen Barken den Bosphorus überschiffen, oder, von ihren Sklavinnen begleitet, in den herrlichen Spaziergängen der Begräbnißstätten und in den Gärten von Dolma Batche. Manchmal durchstreifen sie verkleidet die Straßen von Konstantinopel, ohne daß Jemand ihnen nachzuspähen sich unterstehen darf. Ihre Herrschaft im Innern des Hauses ist unumschränkt, und der Mann mischt sich nie, oder doch nur äusserst selten, in ihre innern Angelegenheiten. Findet eine Ehescheidung statt, so erhalten sie immer ihre ganze Mitgift zurück.

Der Gebrauch des Opiums scheint bei den Türken nicht so allgemein verbreitet zu sein, als man gewöhnlich glaubt. Aber es gibt zu Konstantinopel eine Menschenklasse, die unter der Benennung der Theriaquisten bekannt ist, und die wirklich unmäßig dies gefährliche Getränk genießt. Man erkennt sie leicht an ihrer gelben und faden Gesichtsfarbe, an ihren bald abgestorbenen, bald glühenden Augen. Sie werden nur selten dreißig Jahre alt, verlieren nach und nach allen Appetit, und in demselben Maaße, als ihre Kräfte sich verringern, nimmt ihre Leidenschaft zu. Alle Vorstellungen schlagen bei ihnen fehl. Sobald die Sonne aufgegangen ist, versammeln sie sich in einem großen Kaffeehause, unfern der Moschee von Suleimanieh, das allein nur von ihnen besucht wird. Sie verschlingen

ihr Getränk und strecken sich unter einem von hohen Bäumen beschatteten Säulengang aus. In dieser Lage bleiben sie unbeweglich, und geniessen ganz ihre Glückseligkeit, die, ihrer Behauptung nach, über alle Beschreibung ist. Die seltsamsten Träumereien und die entzückendsten Schwärmereien bemächtigen sich ihres Geistes. Ihre Blicke überfliegen den Strom, der von tausend Schiffen, mit den Flaggen aller Nationen geschmückt, bedeckt ist; sie verweilen auf den majestätischen Küsten Asiens, ihnen gegenüber, oder auf den vergoldeten Minarets von Suleimanieh, die zu den Wolken emporsteigen. Das Alles kann eine gewisse Entzückung veranlassen, wenn es nämlich wahr ist, daß die Schönheit der äussern Gegenstände die Illusionen vermehrt, welche das Opium erzeugt. Bis zu Sonnenuntergang bleibt der Theriaquist in seiner Verzückung und träumt von Liebe, Reichthum und Stolz. Er bewundert und schwelgt mit den Schönheiten Zirkassiens, er hat, als Kapitän-Pascha, den Oberbefehl der ottomannischen Flotte, oder er sitzt ruhig im Divan, und alle Häupter neigen sich vor ihm, und tausend Stimmen begrüßen ihn mit dem Namen eines Günstlings Allahs und des Sultans. Aber mit dem Abend verschwinden alle seine glücklichen Träume, und das Gefühl, das bei seinem Erwachen seiner sich bemeistert, ist das des Elends und der Verlassenheit. Er kehrt mit heftigen Schmerzen in seine Wohnung zurück und erwartet mit Ungeduld den nächsten Morgen, an welchem er sich aufs Neue seiner Verzückung überlassen kann.

Man kann nicht einen Schritt in Konstantinopel machen, ohne ein Kaffeehaus, oder einen Zuckerbäckerladen zu sehen. Die ersten sind immer von Sonnen-Auf- bis Untergang sehr belebt. Jeder Besucher derselben bringt seinen angefüllten Tabaksack mit sich, und er bietet ihn dem Fremden mit Zuvorkommenheit an. Wo dieser sich auch befinden mag, sei es bei einem Fürsten oder beim ärmsten Bauer, so bietet man ihm gleich nach seinem Empfange eine mit mildem, wohlriechendem Tabak angefüllte Pfeife und eine Tasse Kaffee, der jedoch immer ohne Zucker und Rahm genossen wird, dar.

Der Janitschar, der mich durch die Straßen von Konstantinopel begleitete, war ein Mann von hohem Wuchs und wildem Blick. Er unterhielt mich oft mit der größten Kaltblütigkeit von den Griechen, die er ermordet hatte. Von Zeit zu Zeit blieb er bei einer Zuckerbäckerbude stehen, um sich allerlei Naschwerk zu kaufen, das er mit demselben Vergnügen und derselben Gier aufspeisete, wie man es sonst nur bei sechs- oder siebenjährigen Kindern sieht.

Bevor ich Konstantinopel verlasse, muß ich jedoch noch einige Worte über die besondere Ehrlichkeit sagen, welche die Türken karakterisirt. Als ich zu Galata landete, übergab ich meine Sachen einem Träger; aber in den von einer ungeheuern Volksmenge wimmelnden Straßen verlor ich ihn bald aus den Augen, und besorgte, daß er mit Absicht entronnen sei. Unmuthig trat ich in ein Kaffeehaus, wo ich den schwedischen Kapitän fand, an dessen Bord ich angekommen war. Er war bereits mehrmals in Konstantinopel gewesen, und suchte mich dadurch zu beruhigen, daß er mir die Versicherung gab, man habe noch nie ein Beispiel von einem Diebstahl solcher Art erlebt. Und wirklich sahen wir kurz darauf den armen Menschen wieder zurückkehren und unruhig um sich blicken. — Es geschieht in den Bazars sehr oft, daß ein Kaufmann sich entfernt und seinen Laden offen, oder seine Waaren ausgebreitet läßt, ohne dafür im mindesten besorgt zu sein. In den Handelsverhältnissen hat man selten einen Betrug ihrerseits zu besorgen. Auf meiner ganzen Reise durch die verschiedenen Theile des ottomannischen Reichs, und obgleich ich oft in den ärmsten Hütten übernachtete, habe ich nie das Geringste von meinen Sachen vermißt.

Die Janitscharen, deren Zahl sich, sowohl im Innern von Konstantinopel, als in den nächsten Umgebungen, über 50,000 beläuft, sind durchaus Männer von merkwürdiger Schönheit. Wären sie auf europäische Manier disziplinirt, und könnte man sie bewegen, sich der Bayonnette zu bedienen, so würden sie gewiß im Stande sein, den Russen, die sie aufrichtig verabscheuen, kräftigen Widerstand zu leisten. Das Projekt, sie einer militärischen Disziplin zu unterwerfen, kostete dem unglücklichen Selim den Thron. Aber kaum hatte Mahmud zwei Jahre regiert, so bereuten sie es, ihren alten Beherrscher entthront zu haben; denn Selim war eben so sehr seiner guten Eigenschaften, als seiner persönlichen Liebenswürdigkeit wegen, geschätzt. Sie begaben sich in Masse nach dem Pallast und riefen ihn aufs Neue zum Kaiser aus. Selim vernahm ihr Geschrei in seiner engen Haft, und machte sich bereit, an ihrer Spitze zu erscheinen. Aber seine Illusion war von kurzer Dauer. Mahmud sendete ihm den Kislar-Aga, welchem zwei Stumme vorangingen. Der unglückliche Fürst begriff auf der Stelle, welches Loos man ihm bestimmt hatte. Er stürzte sich deshalb auf die beiden Stummen und warf sie nieder, sodann eilte er der Mauer zu, die er zu erklimmen und sich in die Arme der Janitscharen zu stürzen suchte. Aber noch ehe er dies Unternehmen ausführen konnte, schlug ihn der Kislar-Aga zu Boden, und er wurde auf der Stelle erdrosselt. Sodann warf man seinen Körper über die Mauer mitten unter die Soldaten, die ihn als ihren Herrscher ausriefen. Sie ließen ein ver-

zweiflungsvolles Geſchrei aus, knieten rings um den Leichnam nieder und weinten bitterlich.*)

Die neuen Entdeckungen in Afrika, in den Jahren 1823 und 1824.

(Beſchluß.)

Obgleich nach Endriſi und andern glaubwürdigen Schriftſtellern die Niederlaſſung der Araber in Zentralafrika wenigſtens in's eilfte Jahrhundert hinaufſteigt, ſo ſieht man doch in Bornu faſt keine Individuen von gemiſchtem Blut. Aber derſelbe Fall findet nicht bei den Fellaten ſtatt, wo ſie faſt eben ſo zahlreich, als die eingeborne Race, ſind. Ihre ſchwärzlich gelbe Geſichtsfarbe iſt wenig von der der Tuariken unterſchieden, und da ſie, nach der Tradition, in Maſſe aus Weſten nach dem Lande kamen, das ſie gegenwärtig bewohnen, ſo darf man vermuthen, daß ſie und die Tuariken einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben.

In allen dieſen Gegenden iſt die häusliche Knechtſchaft weder entehrend noch beſchwerlich, und die Reiſenden hörten nicht einen Sklaven über ſein Geſchick ſich beſchweren. Sklavenjagd und Handel werden nur von Mauren, im Norden Afrika's, und von den europäiſchen Agenten längs der weſtlichen und ſüdlichen Küſte betrieben. Kriege und Rebellionen ſind die Mittel, durch welche die Regierungen ſich Sklaven verſchaffen; aber die auf ſolche Weiſe gemachten werden nicht nach Auſſen verkauft.

Eine in den letzten Tagen ſich ereignete Begebenheit hat großen Eindruck auf die Hauptleute des Scheik von Bornu gemacht, und in dieſem eine ſeltene Einigung der abſoluten Gewalt mit ſeiner Mäßigung und Gnade bewieſen, ſo wie in ſeinen Unterthanen Eigenſchaften, die einer fein ziviliſirten Nation Ehre machen würden. Barka-Gana, der General der Armeen und der Günſtling ſeines Herrn, der ihn mit Ehrenbezeugungen überhäufte, und ihn zum Statthalter über ſechs Provinzen gemacht hatte, erhielt eine ſehr ſtarke Lektion. In einer Vertheilung von Geſchenken, welche der Scheik den Hauptleuten machte, erhielt Barka-Gana durch Irrthum ein Roß, das einem Andern beſtimmt war. Man begehrte es alſo von ihm zurück. Er wurde darüber ſo ſehr entrüſtet, daß er dem Scheik alle die Pferde zurückſendete, die er von ihm erhalten hatte, wozu er die Erklärung beifügte, daß er künftighin lieber zu Fuß gehen, oder nur ſolche Pferde beſteigen wollte, die ihm eigenthümlich gehörten. Ueber dieſe trotzige Antwort aufgebracht, ließ der Scheik den General vor ſich bringen, ihn auskleiden, und ihm, der, ſeiner Würde ungeachtet, nie aufgehört hatte, ein Sklave zu ſein, einen ledernen Gürtel anlegen, um an die Kaufleute von Tibbu verkauft zu werden. Der Unglückliche erkannte ſeinen Fehler, aber leider zu ſpät. Er fiel vor ſeinem Gebieter auf die Knie nieder, und verlangte nichts für ſich ſelbſt, aber er bat um Gnade für ſeine Weiber und Kinder. Am folgenden Tage war Alles für die Vollſtreckung der Sentenz vorbereitet. Die Kaganauahs (ſchwarzen Mamelucken) und die Anführer der Schuas-Araber, welche die Wache des Scheik bilden, fielen ihm zu Füßen, und baten, ihm zu verzeihen. Alle hatten ſich jedoch mehr oder minder über den ehrgeizigen Barka-Gana zu beklagen. In demſelben Augenblicke wurde der Verurtheilte herbeigeführt, um ſein Lebewohl zu ſagen. Der Scheik ſetzte ſich und weinte wie ein Kind. Barka-Gana nahete ſich ihm und umſchlang ſeine Knie. Ihr ſeid Alle meine Kinder! rief er endlich, und ließ dem reuigen Sklaven Gnade angedeihen. Der Tag wurde durch öffentliche Feſte beendet. Das Geräuſch der Trommeln, das Geſchrei der Kanembus, die die Stadt durchliefen und auf ihre Schilden ſchlugen, Barka-Gana, mit einer neuen Tobe bekleidet, das Lager an der Spitze aller Hauptleute durchziehend: das Alles verkündete die Wonne des Volks und der Armee.

Manchmal läßt ſich der Scheik, als ein eifriger Anhänger der Vorſchriften der Religion, eben deshalb zu einem ſtrengen Verfahren verleiten, das ſelbſt ungerecht erſcheinen möchte. „Eines Tages blieben die Stadtthore den ganzen Morgen über verſchloſſen. Die Agenten des Sultans durchſtreiften die verſchiedenen Theile der Stadt, und rafften 60 Frauen zuſammen, die einen übeln Ruf hatten, und die vor ihn gebracht wurden. Fünf davon wurden verdammt, auf dem Marktplatze gehängt, und vier, ausgepeitſcht zu werden. Die letztern wurden ſo wenig geſchont, daß zwei davon auf dem Platze ſtarben. Die andern wurden geſchoren, mit Stricken um den Hals rings um den Marktplatz geſchleift, ſodann erdroſſelt und in eine Grube geſtürzt. Alle Uebrigen wurden in den Harem des Sultans gebracht. — Im Uebrigen iſt die Gerechtigkeitspflege unparteiiſch, aufgeklärt und von ihren Pflichten genau unterrichtet. Die Reiſenden ſahen mehrere Beiſpiele davon.

Der Sultan Bello iſt noch mehr zu den Geſchäften geeignet, noch thätiger und begieriger ſich zu unterrichten, als der Scheik von Bornu. Wenn ein geſchickter und unterrichteter Brite ſich an ſeinem Hofe niederlieſſe, wenn er ſein Vertrauen gewänne und einigen Einfluß auf ſeinen Geiſt ausübte, dürfte er im Stande ſein, den Bewohnern des ſchönen und

*) Man kennt die neueſten Metzeleien, welche in Konſtantinopel und in den übrigen Theilen des türkiſchen Reichs mit den Janitſcharen ſtattgefunden haben, nach denen dies Korps jetzt als nicht mehr exiſtirend betrachtet werden kann.

fruchtbaren Thals von Sudan wichtige Dienſte zu leiſten. In ſeinem Schreiben an den König von England äuſſert Bello, daß er den Sklavenhandel in ſeinen Staaten verbieten wolle, was ihn auf der Küſte beträchtlich vermindern würde, indem die meiſten Neger, die in der Bucht von Benin verkauft werden, durch den Sudan paſſiren müſſen. Clapperton machte ihm den Vorſchlag, einen Agenten nach Nacka zu ſenden, um über dieſen Punkt mit einem englichen Beauftragten einen Vertrag abzuſchlieſſen.

Die Bewohner des Sudan ſind augenſcheinlich mehr ziviliſirt als die von Bornu, die mehrere Revolutionen erlitten haben, und die von den Fellaten bis an die weſtlichen Geſtade des großen Sees zurückgedrängt worden ſind, nachdem ſie das alte Birnie, Gambaru und einige andere Städte längs dem Yebu zerſtört hatten. Im dem gegenwärtig von ihnen bewohnten Lande ſind ſie beſtändig den Einfällen der Raubhorden der Bedumannen ausgeſetzt, die auf den zahlreichen Inſeln des Sees wohnen, und ihnen nicht nur ihre Heerden, ſondern auch ihre Sklaven und Kinder entführen. Südöſtlich wohnt noch eine andere furchtbare Nation, die der Bigarmis, welche ebenfalls öftere Streifzüge anſtellen. Die Fellaten dagegen haben nichts von der Kühnheit ihrer Nachbarn zu befürchten. Ihr Land iſt fruchtbarer und beſſer bebaut, und die Erzeugniſſe deſſelben ſind beſſer und in größerer Verſchiedenheit vorhanden.

Die wilden und Hausthiere ſind in beiden Ländern dieſelben, ſo wie im größten Theile Afrika's gegen Norden und Süden. In den Umgebungen des Tſadſees findet man den Giraffen, das Rhinozeros, den Löwen, mehrere Gazellengattungen. Das Nilpferd iſt im Schari und bei den Ueberſchwemmungen des Yebu häufig, obgleich es hier ſeine Vorliebe für die Muſik nicht befriedigen kann. Denham verſichert, Elephantentrupps von 400 beiſammen am Tſadſee geſehen zu haben, von denen einige bis 16 Fuß hoch waren.

Eine Thatſache, die noch bemerkt zu werden verdient, iſt die, daß, nach der Verſicherung des Sultan Bello, die Bewohner der Provinz Guber, an den Grenzen von Sackatu, von den alten Kopthen abſtammen. Als die Fellaten ſich in Sudan niederlieſſen, fanden ſie das Volk von Guber an denſelben Orten, wo es noch jetzt wohnt. Sie verſuchten es umſonſt, ſich daſſelbe zu unterwerfen. Seit jener Zeit, bis auf den heutigen Tag, ſind ſie faſt im beſtändigen Krieg geweſen, und ſelbſt während Clapperton an Bello's Hofe war, hatten die Feindſeligkeiten auf's neue begonnen. Die Bewohner reden eine ganz eigene Sprache und haben beſondere Bücher, die man aber auf keine Weiſe ſich verſchaffen kann.

Man glaubt ſchon ſeit Langem an die Exiſtenz einer chriſtlichen Nation im Innern Afrika's; aber man war weit entfernt zu vermuthen, daß dieſe Chriſten von Aegypten ausgewanderte Kopthen ſeien. Vielleicht haben ſie ſich auch mit den jakobitiſchen Chriſten Nubiens vermiſcht, die, von den Muſelmännern zurückgedrängt, gänzlich aus Nubien verſchwunden ſind. Man weiß, daß viele davon ſich den Siegern unterwarfen und den Islamismus annahmen, aber ein großer Theil davon blieb auch der chriſtlichen Religion getreu, verließ ſein Geburtsland, und zog ſich in die Wüſte zurück, von wo er weiter vorzudringen ſuchte. Hinderniſſe ſtellten ſich der Niederlaſſung dieſer zahlreichen Horde in Darfur und Bornu entgegen, und ſo gelangten ſie bis in den Sudan.

Die Arbeiten der engliſchen Reiſenden haben viel Licht über mehrere Punkte der Geographie Afrika's verbreitet, aber ſie gewähren noch nicht die Mittel, alle Fragen zu beantworten, und heben alle Ungewißheiten noch nicht. Es bleibt noch ein großer Raum, in dem die Einbildungskraft ſich beſchäftigen, und Hypotheſen ſchaffen kann, denen die Geographie oft ihre wichtigſten Entdeckungen verdankt. Ihr ungewiſſes Licht hat Chriſtoph Kolumbus, Vasco de Gama, Tasmann, Cook und Parry geleitet. Um die Quelle des Fluſſes zu entdecken, der

....., In extremum fugit perterritus orbem,
occuluitque caput quod adhuc latet.....

dehnten die Römer ihre geographiſchen Kenntniſſe bis nach Abyſſinien aus.

Was Clapperton uns über den Niger berichtet, verſchürzt den geheimnißvollen Knoten, über das Daſein und den Lauf dieſes Fluſſes, immer mehr. Man erfährt jetzt, daß es einen Fluß Yebu giebt, deſſen Quelle ſüdlich von Kano iſt, der gegen Oſten ſtrömt, und ſich in den Tſadſee ergießt, während man den Lauf des Niger bisher, nachdem er ſich gegen Tombuktu gewendet, in ſüdöſtlicher Richtung, bis zum zehnten Breitegrade, gegen Nyffé angenommen. Sein übriger Lauf iſt gänzlich unbekannt. Wenn Clapperton die Erklärung Bellos wohl verſtanden hat, ſo ſtrömt dieſer Fluß ſodann nach Süden, uud mündet in der Bucht von Benin aus.

„Der Sultan zeichnete auf dem Sand den Lauf des Kuarra-Stromes, und verſicherte, daß er ebenfalls ſeine Mündung im Meere, bei Fundah, habe. Nach dieſen Andeutungen würde er auf eine Länge von drei Tagreiſen gleichlaufend mit der Küſte ſtrömen, und ſich höchſtens auf eine Tagreiſe von ihr entfernen, und ihr an einigen Orten ſelbſt bis auf einige Stunden nahe kommen. Seine Mündung hat ſich ſeit zwei oder drei Jahren verändert, und iſt jetzt eine oder zwei Tagreiſen weiter gegen Süden. Während der

Regenzeit fließt jedoch ein Theil seiner Wassermasse durch den alten Kanal in's Meer. — Ein anderes Mal zeichnete er mir eben so den Lauf desselben Flusses im Sande, und deutete auch die Lage der an ihm befindlichen Länder an. Ich bat ihn, einem seiner Zeichner zu befehlen, diese Karte für mich zu entwerfen, und er versprach es mir. Er versicherte mir auf's neue, das der Kuarra sich zur Regenzeit bei Fundah in's Meer ergiesse, daß Tagra, eine auf derselben Küste gelegene Stadt, wo sehr viele Fellaten wohnen, einen seiner Unterthanen, Mahomet Mischni von Kaschna, zum Statthalter habe."

Diese Berichte stimmen aber keineswegs mit denen der Karte überein, die Clapperton später erhielt. Auf dieser Karte wendet sich nämlich der Fluß über Niffé hinweg, nach Osten, bis zum Meridian von Katagum, oder vielmehr, so weit das Papier ihn zu zeichnen vergönnt hat. Längs der ihn darstellenden Linie hat der Zeichner auf arabisch geschrieben: „Dies ist der Strom (Bahr), der nach Aegypten fließt, und den man Nil nennt." Die letzte Stadt am Kuarra in den Staaten des Sultan Bello heißt Racka. Dort werden die von Tombuctu kommenden Barken ausgeladen. Von Racka begeben sich die Kaffilen zu Lande nach Barba, dem großen Sklavenmarkt, wo die christlichen Kaufleute sich einfinden, und sodann ihre Reise zu Lande weiter fortsetzen, wonach sie nach Atagara, einer andern Stadt nahe an der Küste, gelangen. Die Seitenbemerkungen zur Karte dehnen sich weit über diesen letztern Ort aus: „Man findet daselbst den sprechenden Vogel. Dort finden sich die christlichen Kaufleute, und die von Barba ein. Man bringt dahin die Wadeas und Kauris, und verkauft daselbst die Sklaven."

Der Scheik von Gadamis sagte zum Major Laing, daß bei Yuri und Racka der Fluß von den Bergen sehr enge zusammengedrängt wird, und, während der Trockenheit, manchmal ganz wasserleer ist.

Denham vermuthet, daß der Schari und der Kuaru ein und derselbe Fluß sei. Nach dem Bericht der Bewohner von Schueyeh befinden sich die Quellen des Schari in einer Gebirgskette, südlich von Bussa. Bei diesem Orte theile sie sich in zwei Arme, von denen einer südlich von Darfur ströme, und sich in den Nil von Sennaar ergieße. Andern Berichten zufolge dürften sich zu Bussa im Gegentheil zwei Ströme vereinigen, von denen der eine südlich von Darfur herkommt. Der Lauf des Kuaru ist bis jetzt noch nicht bestimmt. Eben so wenig weiß man, ob der Tsadsee, der die Gewässer des Schari und des Yehu in sich aufnimmt, mit einem Meere in Verbindung stehe, oder nicht. Alles, was man von den Arabern erfahren hat, läßt jedoch auf das Letzte schliessen. Nach Burckhardt, floß der See ehemals in den Bahr-el-ghazal ab, der jetzt ein trockenes Thal ist. Der Meinung Jomards ungeachtet, kann doch eine Verbindung zwischen dem Tsadsee und dem Nil bestehen. Gewiß ist, daß wenn der Tsadsee, nach Oudneys Schätzungen, nur 1200 Fuß überm Meere ist, und man seinen Verbindungspunkt mit dem Nil auf nicht weniger als 1193 Fuß annehmen könnte, diese Verbindung schwerlich Statt finden dürfte. Aber weder die eine noch die andere dieser Berechnungen ist völlig sicher. Darüber können nur genaue Nachforschungen an Ort und Stelle uns Gewißheit verschaffen; alle andere Voraussetzungen und Berechnungen sind nichts mehr und nichts weniger, als gelehrte Hirngespinnste.

Schweizerische Miszellen.

10.

Die allgemeine schweizerische Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften.

Keineswegs soll hier eine Schilderung des mannigfachen Genusses versucht werden, der den bei der diesjährigen zwölften Jahresversammlung der Gesellschaft in Chur (am 26., 27., 28. Julius) anwesenden Mitgliedern in reichem Maße zu Theil geworden ist, durch Austausch wissenschaftlicher Mittheilungen, durch das Zusammentreffen und den Umgang so vieler ausgezeichneter und verdienstvoller Männer, durch die gastfreundliche Aufnahme in der Hauptstadt der graubündnerschen Eidsgenossen, und durch die fröhliche Stimmung einer aus allen Gegenden des Vaterlandes für nützliche Zwecke in freiem Verein versammelten großen Anzahl ehrenwerther Schweizer; eben so wenig soll ein Protokoll ihrer Verhandlungen in diesen Blättern gegeben werden. Was für diese hingegen passender und für ihre Leser befriedigender sein dürfte, sind einige Bruchstücke solcher an die Gesellschaft eingereichter oder in ihren Sitzungen vorgetragener Arbeiten, deren Inhalt nicht die Theilnahme der Naturforscher allein nur, sondern diejenige aller Freunde der Natur und aller gebildeten Menschen überhaupt in Anspruch nimmt.

I.

Die Arten und Spielarten der Pflanzen, ihre durch Standort und Fortpflanzungsart veränderten Physiognomien. Mit besonderer Anwendung auf die schweizerischen Weidenarten.

Mit dieser Aufschrift hat Herr Doktor Hegetschweiler in Stäfa bei Zürich eine Abhandlung geliefert, welche den Haushalt der Pflanzen und die Grundlagen ihrer systematischen Aufzählung zu beleuch-

ten geeignet iſt, und der wir die nachfolgenden Anſichten entheben.

Die vernachläſſigte Beachtung der Wirkungen, welche die verſchiedenen Arten der Fortpflanzung der Gewächſe, alsdann die Höhe ihres Standortes, Licht, Wärme, Waſſer und andere Einflüſſe mehr noch, auf die Pflanzen und ihre Phyſiognomien hervorbringen, hat eine Menge unnatürlicher Pflanzenarten (Species) oder wenigſtens kleinlichter Zerſplitterungen in den ſyſtematiſchen Pflanzenregiſtern hervorgerufen. Wenn hingegen die Stetigkeit der Wirkungen der gleichen Factoren bei verſchiedenen Familien nachgewieſen wird, ſo mögen daraus ungezwungene Geſetze hervorgehen, welche das ungeheuere Formenweſen mehr unter die Herrſchaft des Geiſtes als des Gedächtniſſes bringen, und die minutiöſen Vervielfältigungen der Gewächsarten in Abgang kommen laſſen.

Die Weidenfamilie (Salicés) eignet ſich um ihrer eigenthümlichen Schwierigkeiten für die ſyſtematiſche Botanik ſowohl, als um des Mißbrauchs willen, der in jüngſter Zeit hinſichtlich ihrer Statt gefunden hat, vorzugsweiſe für nähere Unterſuchungen. Herr Hegetſchweiler hat manche Arten derſelben mehrjährig kultivirt, nachdem ſie faſt unter ſeinen Augen von ihren Standörtern verpflanzt worden waren. Dadurch ward er mit ihrer Lebensart und ihren Eigenſchaften näher vertraut und gewiſſermaßen auch zu keckern Deutungen deſſen ermächtigt, was er vielfach an Berg und Thal an eben dieſen Gewächſen längſt ſchon beobachtet hatte. Um über die Benennungen anderer Pflanzenforſcher Gewißheit zu erhalten, vermehrte er ſein ſelbſt geſammeltes Herbarium durch die treffliche Sammlung getrockneter Weidenarten von Herrn Seringe, und durch alles, was Herr Schleicher davon feil bietet. Unter den Letztern finden ſich eine Anzahl Benennungen angeblicher Weidenarten, die ihr Urheber ganz eigentlich vom Zaune geriſſen hat, deren Aufzählung jedoch um der Vergeſſenheit willen entbehrlich wird, die glücklicher Weiſe einem bloß in Gewinn wurzelnden Kunſtgriff bereits ſchon zu Theil geworden iſt, und die ſchwerlich durch das Kokettiren mit abermals anders benannten, oder in verſchiedenen Sendungen abweichend bezeichneten Pflanzen, in ihrer Wirkung aufgehalten werden mag.

Es findet ſich in den Pflanzen die Reproduktionskraft bis zu ihrer Berührung mit der Irritabilität auseinandergelegt. Soll einmal eine gründliche Biologie der Organismen im geſunden und kranken Zuſtand aufgeführt werden, ſo kann dies nur geſchehen, wenn die Geſetze aller Kräfte, aus denen das Leben hervorgeht, ihren Anfängen und ihrem Verlauf nach aufs genaueſte unterſucht werden. Jeder noch ſo kleine Beitrag dazu hat ſeinen Werth.

Die Geſchichte der Bearbeitung der Weidenfamilie zeigt das Nämliche, was diejenige vieler andern Pflanzenfamilien. Die ältern Botaniker fanden nur die gemeinſten und gebräuchlichſten Formen, ihren wirklichen oder eingebildeten Merkmalen nach, auf. Linnée beſchrieb zuerſt die zahlreichen Weiden Lapplands ſyſtematiſch; er fand jedoch dieſe Familie ſo ſchwierig und traute der Beſchreibung für ſich allein ſo wenig, daß er die Blätter der verſchiedenen Arten abbilden ließ. Deſſenungeachtet ſtritten die Botaniker ſpäterhin meiſt darüber, was jener unter der einen oder andern Benennung für Pflanzen verſtanden habe, bei der Profeſſor Hofmann ausführlicher und kecker auftrat. Ohne genauere Unterſcheidungsmerkmale aufzuſtellen, oder tiefere Blicke in's Weſen dieſer Gewächſe zu thun, oft ohne allen feinen Naturſinn, riſſen ſpäter die Nomenclatoren die wiſſenſchaftlichen Dämme ein, ein Wörterſtrom verſandete jede fruchtbare Anſicht, bis endlich Seringe und Wahlenberg durch ein naturgemäßes Quos ego wieder aufräumten.

Die Weiden wohnen vorzüglich im Norden, häufig im gemäßigten Klima, doch mehr im nördlichen Theil deſſelben. Heiße Länder fliehen ſie. Wie ſie nicht weit vom Eiſe des Nordens wohnen, ſo liegen ſie auch in der Nähe des Eiſes der Gletſcher und ſchwanken an den Gewäſſern der Ebene, oder ſtehen in Hecken, oder bilden den Vortrab der größern Stämme am Saume der Waldungen. Die meiſten ſcheinen ſeit der jetzigen Geſtalt der Erde urſprüngliche Bewohner der Orte geweſen zu ſein, die ſie gegenwärtig noch inne haben, und nur wenige Arten (z. B. Salix vimualis, vitellina, babylonica) ſind aus andern, die Letztere aus wärmern Landern in kältere verpflanzt worden. Ihrem Wohnorte nach kann alſo auch von ihnen weder beſondere Kronen, noch beſonderer Glanz der Blumen, noch Größe und Schmackhaftigkeit der Früchte erwartet werden, wohl aber das Vorherrſchen des Bittern, als den Alpen- und den nordiſchen Gewächſen eigenthümlich.

Die Weiden ſind ausdauernde Gewächſe. Werden ſie abgebauen, ſo beſetzen ſie ſich ſogleich wieder durch eine größere Zahl von Sproſſen oder Treibern, und ſchlagen ebenfalls aus dem ſtehen gebliebenen Strunke wieder aus. Auch nicht abgebauen treiben ſie faſt alle Jahre Wurzelſchoſſe, wodurch ſie buſchiger werden.

Selten wachſen ſie zu Bäumen auf, und nur einige wohlgenährte Formen im gemäßigten Europa (z. B. Salix alba, fragilis) thun dies. Die Dicke und Vollkommenheit des einzelnen Stammes iſt durch die Zahl der einzelnen Stämmchen erſetzt. Dieſes alles gibt ihnen das Prädikat der Zähigkeit.

Die Kapſeln der Weiden haben in ihrem Grund einen Bündel langer Seidenhaare angewachſen, von

denen einige auch dicht an dem Insertionspunkt der Samen befestigt sind. Diese übertreffen die kleinen leichten Samen weit an Länge, so daß dieselben einige Zeit nach Oeffnung der Kapsel wie schwarze Punkte in weißer Wolle aussehen und leicht fortgeführt werden können. Wirklich gehen auch diese Samen nicht ungern auf. Die Beflügelung der Samen macht diese Gewächse tauglich, weit umher die ihnen angewiesenen Stellen in Besitz zu nehmen, während die Wurzelschosse der alten Pflanzen an Ort und Stelle neues Leben und größere Unzerstörbarkeit geben.

Die Weiden scheinen bestimmt, die dürren heidenartigen Landschaften der Alpen und des Nordens zu bewohnen, so wie die versandeten Ufer der Flüsse und die unterfressenen der Bäche. Zuweilen finden sie sich auch an trockenen Stellen am Saume der Waldungen, nie in Waldungen unter höhern Bäumen.

Durch die bezeichneten zwei Fortpflanzungsarten wird es nun möglich, daß sie an den genannten Orten einen Zweck erfüllen, den weder eigentliche Bäume noch Kräuter erreichen können, nämlich die Befestigung der Erde und des Sandes an Flüssen und Bächen, und die langdauernde Besitznahme von öden Stellen, ohne welches viele andere Gewächse nicht fortkämen.

Das ewige Verharren und Selbstverjüngen an einer und derselben Stelle prägt nun diesen Gewächsen öfters einen eignen (chinesischen) Teint auf, und dieses um so mehr, je weniger ursprünglich die Gewächsart für das von ihr bewohnte Erdreich geschaffen schien; wenn, zum Beispiel, eine Wasserweide an einem trokkenen Ort, und umgekehrt, wenn eine Landweide an einen nassen Standort geräth.

Die weite Verbreitung durch die geflügelten Samen setzt gerade die Weiden solchen Standpunkten aus, und bringt sie, sei nun auch ursprünglich das Bedürfniß der Art, welches es wolle, in die verschiedensten Beziehungen zu Erde, Wasser u. s. w. Dies muß der Familie ein vielförmiges Aussehen geben.

Die häufige Reproduktion durch Wurzelschosse und Ausschläge verhindert überdies die Herstellung der Urspecies (wenigstens für einen Busch) durch Samen, und dieses gibt ebenfalls wieder Veranlassung zu der großen Anzahl von (species-ähnlichen) ziemlich konstanten Physiognomien.

Betrachtet man die Lebensart und die Leistungen der Weiden genauer, so findet man dieselben vorzüglich von drei Faktoren bedingt, von Wasser, magerer Erde und Licht; im Ganzen also vorzüglich von Feuchtigkeit oder Trockne. Da sie nie in Wäldern wachsen, nie an Stellen, wo höhere Bäume stehen, und da sie selbst auch gewöhnlich keine große Krone bilden, so kann das Licht auf alle ihre Theile vollkommen einfließen.

Wenn nun der Genuß von mehr Wasser, als Regen und Thau zuführen, den Gewächsen überhaupt eine frischere grüne Farbe, Glattheit, Saftigkeit, Weichheit (Brüchigkeit) und mehr drüsigten Bau (in Blättern, Blattstielen u. s. w.) verleiht, so muß man bei den Trinkern unter den Weiden, und deren gibt es eine bedeutende Anzahl, eben dies Merkmal mit einigen Modifikationen antreffen.

Wirklich karakterisiren sich die Wasserweiden (Potatores, wie man sie nennen könnte) durch die Glattheit fast aller ihrer Theile, durch die Brüchigkeit und größere Saftigkeit ihrer Zweige, durch die meergrasgrüne Farbe ihrer Blätter und die Drüsen an den Zähnen und den Stielen derselben. Man könnte sie daher ebenfalls Glatt- oder Bruchweiden nennen. Ferner haben alle Wasserweiden eine Neigung, in die Länge zu wachsen, und dies erstreckt sich auch auf ihre Theile. Alle Wasserweiden sind schlank und haben lange Blätter, das heißt, solche, die ihre Breite vielfach übersteigt.

Betrachtet man die Wirkung von Trockenheit und Licht auf die Gewächse überhaupt, so ergibt sich zuerst eine gewisse Trockenheit und Zähigkeit (Faserigkeit) der Theile, eine weniger saftgrüne Farbe und vorzüglich die Veränderung der einsaugenden Fläche der Blätter, oftmals auch der Oberfläche überhaupt. Die Drüsen sind verschwunden, dafür aber sind ein erhöhtes Blattnetz auf der untern Seite des Blattes und verschieden gestaltete Haare zum Vorschein gekommen. Auch ist das Wurzelwerk nicht so ausgebildet, wie bei den Wasserpflanzen; hingegen scheinen sie, damit daß sie durch die feinen Röhrchen (die Haare) mehr in die Luft ausgedehnt sind, auch aus dieser sich mehr Stoffe anzueignen. Man könnte sie daher Athmer (Spiratores) nennen *).

Bei näherer Ansicht der Landweiden finden sich auch wirklich obige Karaktere bei ihnen ausgesprochen. Sie sind zähe (nicht brüchig), haben eine mehr gelbgrüne als lauchgrüne Farbe, Mangel an Drüsen, geringeres Wurzelwerk, ein deutlich hervorgetretenes Blattnetz, besonders auf der untern Seite der Blätter, und mehr oder minder Wolle an allen Theilen, nochmals vorzüglich an der Unterseite der Blätter. Man könnte daher diese Landweiden (Spiratores) be-

*) Mit den sogenannten Saftpflanzen (pl. succulentæ) trockner und heißer Länder hat es wieder eine besondere Bewandtniß, so fern dieselben durch eine eigene Einrichtung, besonders in ihren Blättern, zu eben so vielen Vorrathshäusern für die sonst mangelnde Feuchtigkeit geworden sind.

zeichnender Wollweiden, oder Bandweiden, auch Zähweiden heißen. Bei denſelben tritt nun aber beſonders der Unterſchied ein, daß die wohlgenährten Formen, welchen eine zwar trockene aber gute Erde angewieſen iſt, mehr rundliche Blätter haben, diejenigen hingegen, welche in magerer Erde (Sand) wachſen, in welchem ſie dann doch wieder mehr wäſſerige als palpable Nahrung genießen, mit den Waſſerweiden die Verlängerung ihrer Zweige und beſonders der Blätter gemein haben.

Die Bekleidung der Wollweiden, als vorzüglich nördlicher Gewächſe, bekömmt in letzterer Eigenſchaft noch eine eigene Bedeutung, als Schutzmittel gegen die Kälte. In den Sandgegenden mag die Bekleidung durch Haare ebenfalls den Staub wohlthätig von den Blättern abwehren.

Dem Vorgeſagten zufolge zerfiele alſo die große Familie der Weiden in zwei Hauptabtheilungen, welche die Ueberſicht und Kenntniß merklich erleichtern. Dieſe Hauptabtheilungen erleiden aber wieder mancherlei Modifikationen, je nachdem ſie auf der Ebene oder auf den Alpen, oder im Sumpfe u. ſ. w. ihren Standort haben, und ſie bilden alsdann wieder eigene Gruppen. Auch gibt es Gruppen, bei denen, wenn z. B. der Grundkarakter derjenige der Wollenweiden iſt, derſelbe durch den Einfluß des Waſſers mit mancherlei Kennzeichen und Eigenſchaften der Waſſer- oder Glattweiden durchſchnitten wird.

Werden nun zuerſt die Waſſer- oder Glattweiden näher in's Auge gefaßt, ſo finden ſich bei denen der Ebene alle ſchon angegebenen Merkmale; nur muß noch hinzugeſetzt werden, daß ſie gewöhnlich baumartig werden (arboreſcirend). Einige neigen ſich auch bereits zu den Sonnen- oder Lichtformen der Wollweiden, ſofern etliche aus ihnen mehr auf gute, nicht eben beſonders feuchte Erde beſchränkt, bereits zahlreiche Seidenhaare an den Blättern zeigen. Doch ſind dieſe noch ſchmal, drüſigt, ohne erhöhtes Blattnetz, und die Aeſte ſind brüchig, ſo wie die Kapſeln glatt, coniſch und mehr aufſitzend.

In den Alpen werden die Glattweiden, nachdem ſie den deprimirenden Einfluß derſelben erfahren und das reine Gletſcherwaſſer getrunken haben, zu ganz glatten, liegenden Pflanzen, mit ausgekerbten Blättern. Ich will dieſe Gruppe Korbweiden (retusas) nennen.

Betrachtet man die Wollweiden näher, ſo zerfallen dieſelben in der Ebene ſogleich in vier Gruppen, je nach den herrſchenden Faktoren: 1. In die mehr rundblättrigen, deutlich auf der untern Seite der Blätter wolligen, mit geſtielten, ſeidenhaarig beſetzten, kreiſelförmig glänzenden Kapſeln, deren Narben feſtſitzend ſind, mit ſtark wolligen Kätzchen. Dies die Capreæ oder Korbweiden. Dieſe Formen ſtehen in beſſerer und im Ganzen trockener Erde.

2. In die Schwarz- oder mißfarbenen Weiden (nigrescentes). Es ſind Wollweiden, die an dem Genuß von Bach- und nicht ſelten von etwas ſtagnirendem Waſſer gerathen ſind, und daher neben dem Grundkarakter der Wollweiden auch Eigenſchaften der Glattweiden an ſich tragen. Der Grundkarakter der Erſtern, die Tomentoſität, ſpricht ſich noch auf der untern Seite, beſonders durch die jüngern Blätter aus, ſo wie der Mangel von Drüſenzähnen, und in den ſeidenbehaarten Kapſeln, oder wenn dieſe faſt nackt, in ſehr wolliger Spindel und wolligen Kapſelſtielen. Dann nähern ſie ſich mehr den rundblättrigen Weiden, ſind mehr ausgeſchweift oder ausgebiſſen gezähnt, als ſägeförmig und drüſigt, und haben nicht ſelten wollige und zähe jüngere Zweige. Als den Waſſerweiden hinwieder durch ihre Nahrung und auch im Ausſehen genähert, zeigen ſie folgende Karaktere: ziemliche Nacktheit von Haaren aller Theile, ſelbſt zuweilen der Kapſel und der untern Seite des Blattes, doch iſt das erhöhte Blattnetz immer noch pubeſcirend; die Zweige ſind etwas brüchig geworden.

Beſtändig bei allen Wollweiden ſind die deutlich geſtielten pfriemförmigen Kapſeln, und bei Schwarzweiden auch noch die Verlängerung des Griffels. Die jüngern Zweige der Letztern, die überhaupt ſaftiger ſind als die Korbweiden, werden leicht ſchwarz, ſowohl wenn ſie am Stocke etwas abſterben, als wo ſie in's Herbarium eingelegt wurden.

Alle die zahlreichen Modifikationen, welche nun bei den Schwarzweiden das mindere oder mehrere Eingreifen der Karaktere der Waſſerweiden veranlaßt, haben Linné und Wahlenberg in einer Art, als Salix phylicifolia, aufgeführt; Hr. Seringe und andere haben zwei Arten daraus gemacht, wovon die eine die Sonnenform mit Wollkapſeln (S. nigricans), und die andere die Waſſerform mit glatten Kapſeln (S. stylaris) geheißen wurde. Beide ſind nach dem genetiſchen Begriff von Species nicht verſchieden; ſie verdienen aber doch wohl als Endglieder einer langen Kette von Modifikationen getrennt zu ſtehen. Dieſe Kette nun hat Hr. Schleicher in nicht weniger als etwa ſiebenzig Arten zerſplittert, wozu ihm ſelbſt Willdenow und Smith in Etwas behilflich waren. Hr. Seringe hat dieſelben zuerſt wieder in etliche Arten zuſammengezogen. Es dürften aber wohl ſich alle dieſe zahlloſen Formen am beſten unter die Geſichtspunkte von mehr oder minderm Vorherrſchen des Waſſerkarakters der Weiden bringen laſſen, der dann nochmals verſchieden iſt, je nachdem die gleiche

Pflanze in mehr oder minder nährendem Erdreich ſteht *).

3. In die Zwerg- oder Moorweiden (depressæ s. turfosæ). Die Bewohner der Sümpfe oder Torfmoore gehören zwar ihren Hauptkarakteren nach zu den Wollweiden, werden aber durch den Einfluß ihres Wohnortes zu einer abgeſonderten Gruppe modificirt. Die leichte Torferde gibt ihnen nur wenig Nahrung, läßt ohnehin das Waſſer ſchnell durchſickern und ſetzt dieſelben öfters großer Trockne aus, ſo daß ſie, um das Waſſer zu ſuchen, wie die höchſten Alpenweiden, unterirdiſch ihre Stämme durch die leichte Torferde oft weithin verlängern. Ohnehin ſind ſie in den baumloſen, durch ſchwärzliche Erde erhitzten Mooren der Sonne ganz ausgeſetzt. Darum findet ſich bei ihnen Kleinheit in allen Theilen, Niedrigkeit (in liegenden Aeſten), Tomentoſität und Seidenhaare, nebſt bedeutender Zähigkeit ihrer Stämmchen und Aeſte.

4. In die Lang- oder Bandweiden (Viminales), die aber richtiger eine Zwiſchengruppe von den Waſſer- zu den Wollweiden ausmachen. Sie bewohnen den Sand der Flüſſe, ſind aber Kinder der Trockne und des Waſſers, vereinigen auch wirklich die Karaktere von beiden. Sie ſind lang- und ſchmalblättrig, meiſt unten tomentos, ſie haben lange, zähe, wenig äſtige Ruthen und Schoſſe, ihre Kätzchen ſind früh und zahlreich zuſammengeſtellt, ziemlich wollig.

Um den mächtigen Einfluß der zwei öfters genannten Faktoren, Licht und Waſſer, auf die Geſtalt und das Anſehen von verwandten Arten der Weiden, auch in den Alpen, darzuſtellen, und zu zeigen, wie, ohne auf das Urſachliche Acht zu geben, viele Botaniker nur vervielfältigte Arten aufzuſtellen bemüht waren, mag hier noch kürzlich eine Weidenform, von Licht und Trockne durch ihre Mittelglieder bis zu einer verwandten Art am Waſſer geführt werden. Die Lichtform ſtellt ſich in der Sandweide (S. arenaria acutifolia) und die Waſſerform in der Buſchweide (S. arbuscula) dar.

An den ſteinigten, trockenen, ſonnigen Halden der Gletſcherthäler Roſeggio und Feet in Graubündten wächſt, ſich mit dem Regen und Thau und der Sonne genügend, die Sandweide (S. nivea Ser., helvetica vill.) in ſchlechtem Boden. Sie hat einen ſeidenartig glänzenden, verlängernden Wollüberzug auf der untern Seite der Blätter. Oft unweit der Büſche von unten ſilberglänzenden Blättern der Sandweide mit zugeſpitzten Blättern, finden ſich Büſche mit faſt gleichfarbigen (auf beiden Flächen) Blättern. Bei näherer Unterſuchung zeigt ſich, daß dieſe an Stellen gewachſen ſind, wo herabflieſſendes Waſſer zwiſchen den Felsſtücken ſtagnirt. Das erhöhte Blattnetz auf der untern Seite der Blätter iſt geblieben und hat eine ſchwach röthliche Pubescenz längs den Rippen beibehalten. Die obere Fläche der Blätter erſcheint gelbgrün, der Rand bereits etwas gezähnt und die Kapſeln zeigen eine kürzere Pubescenz. Dieſe Form haben nun Willdenow und Schleicher als S. sporia, andere als S. hybrida aufgeführt. Es muß bemerkt werden, daß die jüngſten Blätter immer noch mit langen ſeidenartig glänzenden Haaren belegt ſind. In Größe der Büſche und der Blätter hat die Pflanze noch wenig verloren. Werden die Blätter durch ſparſamere Nahrung verſchmälert, der Buſch überhaupt kleiner, genießt aber die Pflanze, wenigſtens zu Zeiten, vermehrte Feuchtigkeit, ſo bleiben die Blätter noch weiß wollicht. Das Ganze ſtellt aber doch wieder eine eigene Form dar und dieſe ſtempelte man unter dem Namen S. thymelæloides zur eigenen Art (species), aber offenbar iſt ſie nur eine Biegung der ſpitzblättrigen Sandweide unter ein unfruchtbares und etwas feuchtes Erdreich. Treten nun dieſe Individuen in den Schleimſand des Inn, ſo haben wir die Buſchweide (S. arbuscula) von Linné. Die Blätter ſind drüſigt geſägt, die erwachſenen auf der untern Seite meergrün, nur mit ſparſamen anliegenden Seidenhaaren bekleidet, ſo daß nur die jüngſten Blätter noch ſeidenhaarig glänzen.

Zum Schluſſe mag über das Hinaufſteigen der Weiden der Ebene in die Alpen, ſo wie zu Würdigung des Einfluſſes der Alpen ſelbſt auf urſprünglich alpine Weidenarten annoch Folgendes bemerkt werden.

Es finden ſich die fetten grasartigen ſaftigen Gegenden der Mittel- und Halbalpen (subalpinæ regiones),

*) Vielleicht kann die Nachweiſung einiges Intereſſe gewähren, wie Hr. Schleicher und andere, in Ermanglung von beſtimmten Unterſchieden, die ſie für Bezeichnung ihrer Arten (Species) hätten brauchen können, die Benennungen derſelben geſchaffen haben. Erſt benutzte man einige Geſchlechtsnamen und ſchuf eine S Halleriana, Ammaniana, Schleicheriana u. ſ. w.; dann wurden die Blätter von andern Bäumen und Sträuchern zu Hilfe genommen und da ſchuf man eine S. alnifolia, fagifolia, carpinifolia, cydoniifolia, ligustroides, mespilifolia, neriifolia, clethræfolia, populifolia, proteæfolia, pyrifolia, pyrolæfolia, spiræafolia, tiliæfolia, ulmifolia, vaccinoides u. ſ. w., oder der Liebhaber von beſondern Erdflecken mußte angeſprochen werden, und man findet da eine S. grioneensis, juratensis, lemana, vallesiana, die alle ſchwerlich nach dem ſchlecht latiniſirten Vaterlande Heimweh wecken, oder endlich, man wollte dem nach bleibenden Unterſchieden fragenden Botaniker mit folgender Garküche aushelfen: S. albescens, atrovirens, decumbens, denudata, dura, elliptica, glabrata, heterophylla, incana, livida, montana, nana, nigrescens, obtusa, pallida, patula, rostrata, serrulata, turgida, undulata, villosa etc.

besonders den nördlichen Abhängen des Gebirges nach, sehr arm an Weiden. Die Eigenschaft der Zähigkeit stellt sich nicht dar in üppigen Gegenden; einzig der Schwarzweiden an Wasser gewohnte Erdformen füllen, jedoch sehr unvollkommen, diese Lücken aus.

Auf den eigentlichen Alpen finden sich nicht angeflogene, sondern eigenthümliche Weidenarten, und diese, nach den oben angegebenen zwei Richtungen, Wasser und Trockenheit, sind verschieden nüancirt.

Die einzige Salix pentandra der Ebene hat sich den Flüssen nach, bis auf 5000 Fuß über der Meeresfläche, und auf den südlichsten Schweizeralpen bis zu 6000 Fuß über Meer hinaufgewagt. Bis auf 3500 Fuß steigt auch die Salix daphnoides oder præcox, und so weit hinauf reicht gleichfalls die S. nigricans.

Der Einfluß der Alpen, auf welcherlei Arten es sein mag, ist mehr auf Deprimirung des Pflanzenleibes gerichtet, während die Blüthen nicht im gleichen Verhältnisse abnehmen. Die netzförmige Weide (S. reticulata) hat gewöhnlich zwei Blätter und zwei Kätzchen, und S. retusa fast eben so viel Kätzchen als Blätter. Schon Linné bemerkte, daß die (sparsam genährten) Alpenweiden unterirdischen Stamm (truncum subterraneum) hätten, wie die Moorweiden.

Tagebuch eines englischen Kriegsgefangenen, u. s. w.

(Fortsetzung.)

Schlacht und Kapitulation von Paris.

Wir verfügten uns zur Fürstin von C., die uns benachrichtigte, wie Herbouville ihr so eben hinterbracht habe, daß man die Artikel einer Kapitulation verhandle. Einige Augenblicke nachher wurde mir das von Lafitte bestätigt, dem ich in der Cerutistraße begegnete. Die Bewohner der Clichystraße verrammelten den Eingang derselben, damit die Alliirten durch dieselbe nicht eindringen könnten, im Falle sie von dieser Seite kommen sollten.

Um 5 Uhr ließ das Feuer gänzlich nach, und man hörte nur noch einige Schüsse in der Ferne. Ich war auf den Boulevards, die mit einer großen Menge Menschen bedeckt waren, welche alle den Ausgang des Gefechts noch nicht zu wissen schienen. Eine Abtheilung der französischen Armee defilirte traurig vorüber und wendete sich gegen die elisäyschen Felder. Zwei Soldaten führten einen russischen Gefangenen nach dem Vendomeplatz. Nach Allem was ich erfahren konnte war vor 5 Uhr von einem kurzen Waffenstillstand die Rede gewesen, und man war über die Kapitulation noch nicht einig.

Als es finster geworden war, stiegen wir auf einen Speicher und sahen ganz Montmartre von den Wachtfeuern der schlesischen Armee überdeckt. Der Himmel war klar, kein Wagen rollte in den Straßen. Ich verfügte mich in meine Wohnung, und verweilte lange Zeit am Fenster, die Augen auf die Feuer von Montmartre gerichtet. Ich bemerkte deutlich die Soldaten, die sich darum bewegten. Das tiefe, rings um mich herrschende Schweigen in der großen Stadt, das nur durch das entfernte Geräusch der Musik der Verbündeten unterbrochen wurde, machte einen um so größern Eindruck auf mich, weil es im schroffsten Kontrast mit dem Tumult des Tages stand.

Am andern Morgen erfuhr ich über das Gefecht des vorigen Tages folgendes: Der Herzog von Ragusa war um drei Viertel auf vier Uhr Morgens auf den Höhen von Belleville angekommen; aber da ihn die Alliirten schon 20 Minuten nachher angriffen, so hatte er durchaus keine Vertheidigungsmaßregeln treffen können. Er hatte keine bestimmte Idee von den Streitkräften des Feindes. Die seinigen, mit Inbegriff der Korps des Marschall Mortier und des General Compans, bestanden aus 13.000 Mann Infanterie und 3000 Mann Kavallerie. Dazu kamen noch einige hundert freiwillige Nationalgardisten. Ungefähr 6000 Mann bivuakirten inner den Mauern, nahe bei der Barrière von St Martin. Sie marschirten um halb sieben Uhr ab. Die Dragoner der Kaiserin wendeten sich gegen Belleville, und die französischen Kosacken gegen Vertus. Mittags waren sie schon wieder zurück. Kanonade und Musketenfeuer waren beim Hügel von St. Chaumont und auf den Wiesen von St. Gervais ganz erschrecklich.

Der Artillerieoberst Paixhans kommandirte die Batterien von Belleville und St. Chaumont. Die ersten waren durch Konskribirte und nicht durch Zöglinge der polytechnischen Schule bedient. Er trieb die Preußen zweimal zurück, aber endlich wurde er umgangen, weil das Gehölz von Romainville nicht besetzt worden war, und mußte sich, mit Zurücklassung des Geschützes, in aller Eile nach Paris flüchten, wo er die Truppen, die ihn hätten unterstützen sollen, in Unthätigkeit auf den Boulevards lagernd fand. Das Dorf Pantin war fürchterlich zugerichtet. Eines der Häuser, hinter welchen die Alliirten sich versammelten, war von den Kanonenkugeln beinahe ganz über den Haufen geworfen worden, obgleich es ganz massiv, und drei Stockwerk hoch war. Vom dritten Stein bis zum Eingange des Dorfs waren alle Bäume entweder von den Kanonenkugeln zersplittert worden, oder mit Flintenkugeln wie übersäet.

Casimir von Mortemart, der damals Ordonnanzoffizier des Kaisers war, erzählte mir, daß er sich mit Hieronimus und Joseph Bonaparte während dem Gefecht beim rothen Hause am Fuß des Montmartre

befunden habe. Sie verließen die Stelle nicht vor halb zwei Uhr Nachmittags. Sodann verfügten sie sich mit ihrem Gefolge, das aus ungefähr 30 Personen bestand, längs der äussern Boulevards, in gestrecktem Galopp nach dem Gehölz von Boulogne. Mortemart folgte ihnen zuerst, weil er glaubte, daß sie nur ihren Standpunkt verlassen hätten, um die Schlacht in der Nähe zu sehen; aber als er sah, daß sie die Straße nach St. Cloud einschlagen, kehrte er nach Paris zurück. Der Kriegsminister, Herzog von Feltre, war bei den Prinzen am rothen Hause. Die ganze Kavalkade ging nach Blois, über Versailles und Rambouillet.

Der Marschall Marmont schickte um 2 Uhr einen Offizier an den General Compans, der das Vorderkorps zwischen Villette und Pantin befehligte, und befahl ihm, sogleich einen Parlementair abzusenden, und eine Kapitulation anzubieten. Vier derselben wurden nach und nach geschickt; aber nur der Adjutant des Generals von Quélen (Bruder des Erzbischofs von Paris) wurde im Hauptquartier der Alliirten zugelassen. Er wurde zuerst entwaffnet, sodann führte man ihn zum russischen Kaiser, der ihm sagte, daß es keineswegs seine Absicht sei, der Stadt Paris irgend ein Leid zuzufügen, daß er nicht die französische Nation, sondern nur allein den Kaiser Napoleon bekriege. „Selbst nicht einmal ihn," sagte der König von Preussen, „nur seinen Ehrgeiz." Der Kaiser sagte sodann, wie er mit dem größten Leidwesen bemerkt habe, daß mehrere Nationalgardisten Theil am Gefechte genommen, daß aber demungeachtet seine Soldaten Paris nicht als Feinde betreten sollten. Die alliirten Fürsten schickten zwei Offiziere mit Quélen, um über die Kapitulation sich zu verständigen, die um fünf Uhr Abends zu la Chapelle, im zweiten Hause linker Hand im Hinausgange von der Barriere von St. Denis, abgeschlossen wurde. Folgende sonderbare Inschrift wurde im folgenden Monate mit großen Buchstaben auf die Vorderseite dieses Hauses gemalt.: AU PETIT JARDINET l'an 1814. Ici le 30 Mars (jour à jamais prospère) pour le bonheur de notre nation, la plus sage capitulation aux Français rendit un père. THOURONT, marchand de vins, traiteur.

Der Herzog von Rovigo langte gegen Mittag zu Pferde bei der Barriere von Etoile an, forderte die Nationalgarde auf sich zu vertheidigen und sagte, daß der Kaiser Paris zu Hilfe eile. Er befahl zugleich, die Bäume auf beiden Seiten der Straße umzuhauen, um das Vordringen des Feindes zu erschweren. Um halb vier Uhr erschienen die Alliirten am Eingange des Gehölzes von Boulogne und zu Neuilly, wo nicht mehr als 40 Grenadiere von der kaiserlichen Garde sich ihnen so kräftig widersetzten, daß sie nicht über die Brücke vorzudringen vermochten.

Es befanden sich auf Montmartre nur sechs Kanonen und zwei Haubitzen, obgleich mehr als hundert Stück Geschütz auf dem Marsfelde vorräthig waren, die man gar nicht gebrauchte. Mehrere Batterien wurden von den Zöglingen der polytechnischen Schule bedient. Um drei Viertel auf drei Uhr kam ein beträchtliches Kavalleriekorps in Unordnung nach Paris. Bald darauf kam viel Artillerie zur Barriere Rochechouart herein. Um vier Uhr waren mehrere Straßen mit Reiterei angefüllt. Um dieselbe Stunde erschienen der Kaiser von Rußland, der König von Preussen und der Fürst von Schwarzenberg auf der Höhe von St. Chaumont. Mit anbrechender Nacht waren die Hügel von allen Seiten mit Wachtfeuern überdeckt.

Die Alliirten wurden zweimal bei Belleville zurückgeschlagen. Ihr Verlust, nach ihrem eigenen Geständnisse, belief sich auf 6000 Mann. Die Franzosen hatten 3000 Todte oder Verwundete, worunter 60 getödtete und 150 verwundete Nationalgardisten. Unter den Todten befand sich der berühmte Bauchredner Fitz-James, der ein Kaffeehaus im palais royal hatte. Die preussische Garde verlor sehr viel und 560 preussische Offiziere wurden getödtet oder verwundet.

Um halb zwei Uhr sagte man im Pallast des Luxenburg, daß der König von Preussen und sein Generalstab gefangen worden seien. Das war das zuvor verabredete Zeichen zur Abreise der Gemahlin des Königs Joseph. Sie eilte unverweilt nach Blois. — Das Gerücht verbreitete sich, daß der Kaiser zu Paris angekommen sei, und den Oberbefehl übernommen habe. Um fünf Uhr hieß es abermals, daß man den König von Preussen gefangen eingebracht. Aber um sieben Uhr begann die Räumung von Paris, und dauerte die ganze Nacht hindurch. Die Truppen schienen sehr niedergeschlagen zu sein, und sowohl Soldaten als Offiziere schrien über Verrätherei.

Alle Architekten der Polizei-Präfektur waren dort versammelt, um den Schaden zu verhindern, den die Zerspringung der Bomben verursachen könnte. Um zehn Uhr wurde eine Proklamation an das Volk gerichtet, und in der Druckerei der Präfektur gedruckt. Die Polizeiagenten wurden in die verschiedenen Stadtviertel geschickt, um sie zu verbreiten, aber kaum hatten sie begonnen, ihren Auftrag auszuführen, als sie schon den Befehl erhielten, ihn wieder einzustellen. Man nahm selbst die bereits schon vertheilten Exemplare wieder zurück, und verbrannte alle Exemplare. Ich habe nur eins davon gesehen. Es war in 12, auf beiden Seiten gedruckt und lautete also:

„Wollen wir uns plündern, wollen wir uns ver-

brennen lassen? Während der Kaiser dem Feinde im Rücken ist, wagt es ein kühner Parteigänger mit 25,000 bis 30,000 Mann, uns zu berennen. Sollte er 500,000 Bürger einzuschüchtern im Stande sein, die ihn vernichten können? Er weiß sehr wohl, daß seine Streitkräfte nicht hinreichend sind, sich in Paris zu behaupten; er will das auch nicht. Er überfällt uns nur, um uns zu plündern und mit Gold und Beute beladen wieder abzuziehen, und wenn eine siegreiche Armee ihn dazu zwänge, würde es nur beim Schein der von ihm verbreiteten Flammen geschehen.

„Nein, wir lassen uns nicht plündern, wir lassen uns nicht verbrennen! Vertheidigen wir unser Hab und Gut, unsere Weiber, unsere Kinder, und geben wir unserer braven Armee Zeit, sich zu nähern, um die Barbaren unter unsern Mauern zu vernichten, die sie umzustürzen drohten. Durchdringen wir uns von dem festen Entschlusse, zu siegen, und sie werden uns nicht angreifen. Unsere Hauptstadt würde das Grab einer Armee sein, die ihre Thore erstürmen wollte. Wir haben dem Feind gegenüber eine beträchtliche Armee. Sie ist von geschickten und unerschrockenen Anführern befehligt, wir brauchen sie nur zu unterstützen.

„Wir haben Kanonen, Bayonnette, Piken und Eisen. Unsere Vorstädte, unsere Straßen, unsere Häuser, Alles kann zu unserer Vertheidigung dienen. Verrammeln wir die Straßen, füllen wir sie mit Wagen und Allem, was das Vordringen erschweren kann, an. Machen wir Schießscharten in unsere Mauern und Gräben überall. Bringen wir das Straßenpflaster in die obern Stockwerke, und der Feind wird vor Entsetzen zurückweichen.

„Man denke sich eine Armee, die es wagen wollte, diesen Hindernissen zum Trotz, durch eine unserer Vorstädte vorzudringen, durch ein aus allen Häusern auf sie gerichtetes Musketenfeuer, unter einem Hagel von Steinen und Balken, die man von allen Seiten auf sie werfen würde. Diese Armee wäre vernichtet, ehe sie den Mittelpunkt von Paris erreicht hätte! Aber nein, schon der bloße Anblick solcher Vertheidigungsmittel würde sie zwingen, auf ihr eitles Vorhaben Verzicht zu leisten, und sie würde sich in größter Hast entfernen, um sich nicht zwischen Paris und der Armee des Kaisers zu befinden.“

So lange die Schlacht dauerte, waren die Boulevards der Italiener und Tortonis Kaffeehaus mit Müßiggängern beiderlei Geschlechts angefüllt, die, wie gewöhnlich, auf den dort befindlichen Stühlen saßen und mit der größten Gleichgültigkeit die ankommenden Verwundeten der französischen und alliirten Armee betrachteten. Die Offiziere wurden auf Matratzen getragen. Eine schwarze Fahne wehte auf jedem Spital, damit die Granaten und Bomben nicht in dieser Richtung geschleudert würden.

Um zwei Uhr erschallte das Geschrei: „Rette sich, wer sich retten kann!“ auf den Boulevards vom St. Martinsthor bis zu den Italienern. Alles lief, und der ungeheure Stoß der Menge dehnte sich bis jenseits dem Pont-Neuf aus. Aber dies panische Schrecken ließ bald nach, als man die Ursache des Geschreies erfuhr. Es rührte von einem betrunkenen polnischen Lanzenreiter her, der im gestreckten Galopp über die Boulevards jagte und jene Worte aus vollem Halse schrie, die gleich darauf von tausend andern Stimmen wiederholt wurden.

Den ganzen Tag hindurch sah man mehrere verwundete französische Soldaten auf den Straßen liegen, wo viele starben, ohne die geringste Hilfe zu erhalten. Um vier Uhr Abends reisete der Herzog von Rovigo nach Blois ab. Um drei Uhr war Girardin angekommen und hatte verkündigt, daß der Kaiser nahe sei, und daß das Volk sich in Masse erheben solle; aber er predigte tauben Ohren. Er suchte den König Joseph und den Kriegsminister, die er nicht fand, begab sich zum Fürsten Talleyrand, und kehrte um Mitternacht wieder zu Napoleon zurück.

Am Abend kletterten mehrere Nationalgardisten, unter Anführung Alexander de Labordes, über die Mauern, um von aussen in die Stadt zu gelangen. Die Kosacken standen ihnen gegenüber in Reihe und Glied, und liessen sie ganz ruhig. Erst um Mitternacht war man in den entfernten Stadtvierteln von der Kapitulation unterrichtet. — Der Moniteur vom 30. beobachtete ein tiefes Schweigen über den Krieg und die Armee. Vier und eine Viertel-Kolumne waren mit einem Artikel über dramatische Werke und drei andere mit einer Dissertation über die Existenz Troja's angefüllt. Die Theater waren wie gewöhnlich angekündigt.

Mehrere Kanonenkugeln wurden gegen Paris geschleudert und richteten einigen Schaden an. Die von den Franzosen in verschiedenen Feldzügen eroberten Fahnen, die sich in der Kirche der Invaliden befanden, wurden bei der Näherung der Verbündeten zusammengepackt, um sie in das Innere Frankreichs zu schaffen. Aber in der Nacht nach der Kapitulation wurden sie, auf Befehl des Herzogs von Feltre, verbrannt. Der Degen und die Schärpe des großen Friedrich hatten gleiches Schicksal.

Geheime Gesellschaften in China.

Die geheimen Gesellschaften haben sich in China bedeutend vermehrt, ungeachtet aller Maßregeln der Regierung, sie zu unterdrücken; denn die Vorsicht geht in diesem Lande so weit, daß selbst jede Vereini-

gung von fünf Personen verboten ist. Die Namen einiger dieser Gesellschaften sind komisch genug, wie z. B. die weißen Tuniken, die Rothbärte, die Kurzdegen; andere deuten die Absichten der Glieder derselben an, wie die Gesellschaften des Ruhms und des Glanzes, der Vereinigung der drei Grundsätze, der großen Himmelfahrt u. s. w. Die zweite war 1817 zu Kanton sehr zahlreich. Der Vicekönig hat sie lange verfolgt und 3000 Mitglieder verhaften lassen. Die Aufnahme geschieht während der Nacht. Man übergibt dem Kandidaten ein papiernes Bild des Kaisers, das er zerreissen muß. Auf diese Zermonie hat die Regierung am meisten die Ursache ihrer Verfolgung begründet. Einer der Verwandten des Kaisers, der zur Gesellschaft gehörte, wurde aller seiner Würden für verlustig erklärt und vor ein Kriminalgericht gestellt. Ein vertrauter Minister leitete den Prozeß.

Die Sekte der weißen Nenufar ist nicht weniger gefährlich. Sie ist sehr alt. Der Pater le Gobien gedenkt ihrer in seiner „Geschichte des Edikts des chinesischen Kaisers.“ Eine neue Sekte ist die der Thsing tscha-men-kiaa, oder die Theesekte, also genannt, weil sie ihren Gottheiten Theelibationen darbringt. Sie wird ebenfalls verfolgt. Die Prüfung ihrer Lehrsätze hat erwiesen, daß sie eine Verfälschung der Buddahs ist. Sie beten Himmel, Erde, Mond, Feuer, Wasser, ihre Vorfahren und die drei Buddahs, nämlich: Amita, deren Regierung vorbei ist; Schabin, der die gegenwärtige Welt geschaffen hat, und Mill, dessen Reich kommen soll, an. Am 1. und 15. jedes Monats brennen sie Weihrauch zu Ehren der Götter und Kangs, ihres Begründers, den sie für unsterblich halten. Ihre Gebrauche wurden für verbrecherisch gehalten. Wang-Yung-Fai, ihr Vorsteher, wurde verurtheilt, in Stücken zerrissen zu werden. Seine Verwandten wurden verbannt oder als Sklaven verkauft und aller ihrer Güter beraubt.

Man hat ehemals bemerkt, daß, im Verhältniß der Bevölkerung, die Hinrichtungen in China selten waren. Dieser Zustand der Dinge hat sich jetzt sehr verändert. Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts haben sie beständig zugenommen, und in Kanton allein sind, in Zeit von 4 Tagen, 42 Personen gekopft worden. In der Provinz dieses Namens werden jährlich über 1000 Menschen hingerichtet, und nach der Berechnung eines gelehrten Eingebornen kann man diese Zahl auf nicht weniger als hundert monatlich anschlagen.

China hat sich, gegen Ende der Regierung Kia-Kings, eben keiner sonderlichen Ruhe zu erfreuen gehabt. Eine Verschwörung gegen diesen Monarchen wurde 1813 entdeckt. Unter den Theilnehmern derselben befanden sich zwei seiner leiblichen Verwandten. Sie wurden 1817 zum Tode verdammt und hingerichtet. Ihre Weiber, Kinder und Enkel wurden der gelben Schärpe, dieses auffallenden Zeichens der Mitglieder der kaiserlichen Familie, beraubt. Sun-ta-Ogin, Mandarin von der ersten Klasse und erster Minister, der durch seine Unterhandlungen mit Lord Macartney auch in Europa bekannt geworden ist, wurde, ohne irgend eine Veranlassung, aller seiner Aemter und Würden entsetzt, und auf einen untergeordneten Posten in die Tatarei geschickt.

Eine Empörung brach zu Yun-nan aus. Der Statthalter von Kanton erhielt den Befehl, gegen die Rebellen zu marschiren, die man Li-sai (empörte Affen) nannte. Es fanden auch Unruhen im südlichen Theile von Fu-Kian statt, und der Schatzmeister dieser Provinz, der seine Rechnung ablegen sollte, erhing sich. — Nichts ist häufiger in China, als Selbstmord. Mehrere der ersten Offiziere der Armee haben sich vor Kurzem mit eigner Hand getödtet, ohne daß man weiß, warum. Eine entsetzliche Hungersnoth hat Schan-tung und Pe-tschi-li verheert. Eine Ueberschwemmung hat die ganze Umgegend von Kanton verwüstet. Im westlichen Theile von Sse-Tschuan, auf den Grenzen von Thibet, hat ein Erdbeben mehr als 700 Häuser über den Haufen geworfen, wobei mehr als 3000 Menschen und sehr viele Lamas umgekommen sind. Mit einem Worte, die natürlichen Begebenheiten, die von den Chinesen als Wahrzeichen der Begebenheiten in der politischen Welt betrachtet werden, und die eben deshalb einen großen Einfluß auf diese letzten ausüben, haben sich so häufig zugetragen, wie zur Zeit des Sturzes der Dynastie Ming, und haben deshalb Veranlassung gegeben, jetzt ein ähnliches Ereigniß, in Hinsicht der Mandschuhs, vorauszusagen.

Zollfreie Gedanken.

Die Liebe Anderer gegen uns ist nicht allein der Gegenstand unserer Eitelkeit und die Nahrung unserer Eigenliebe, sie ist auch das Bett unserer Schwäche.

Man wagt es selten oder nie, über seine Vermuthungen sich Aufklärung zu verschaffen, aus Furcht, Diejenigen zu beleidigen, gegen die man diese Vermuthungen hat. Ist das eine Wirkung der christlichen Liebe, oder — der Eigenliebe?

Man kann einen sehr richtigen, sehr vernünftigen sehr angenehmen und zugleich sehr schwachen Geist haben. Die ausserordentliche Zartheit des Geistes ist zugleich eine Art Schwäche. Man fühlt alles sehr lebhaft und man unterliegt dieser Lebhaftigkeit.

Es geschieht sehr oft, daß man sich von Menschen, Orten und Dingen, die unsere Einbildungskraft

nur aus der Ferne berühren, ganz andere Ideen macht, als sie in der wirklichen Anschauung in uns zu erzeugen im Stande sind.

Es gibt Geister, die nur eine Oberfläche und keinen Grund haben. Mit andern ist es umgekehrt. Noch andere haben beides zugleich. Die Ersten täuschen die Welt und sich selbst. Die Welt täuscht sich bei dem zweiten, ohne daß sie über sich selbst getäuscht werden können. Die dritten erscheinen aller Welt wie sie sind.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Kunst.

Die neueste Kunstausstellung zu Genf, in der Gallerie des Museums Rath (d. h. des Museums, welches durch ein Vermächtniß des verstorbenen Generals Rath erbaut worden), hat sich nur durch wenige verdienstliche Gegenstande ausgezeichnet. Das neue Gebäude selbst, in welchem diese Ausstellung (vom ersten bis zum letzten August) statt fand, ist im einfachen, edeln Style aufgeführt, und macht dem Architekten, der den Plan dazu entworfen und die Arbeiten geleitet hat, besondere Ehre. Er heißt Samuel Vaucher und ist von Genf gebürtig. Das beste Gemälde war unstreitig das von Lugarden, unter No. 90, „der Schweizerschwur auf dem Riedli (verderben Grütli)", in welchem der Adel der Gestalten die Korrektheit der Zeichnung noch übertrifft, an der man Manches aussetzen dürfte. Von demselben war, unter No. 91, auch „die unterirdischen Gefängnisse von Chillon." Töpffer gab, unter No. 155, „einen Winter", dem es weder an Wahrheit, noch an Mannigfaltigkeit gebrach. Von Hornung verdienten, ungeachtet des etwas grellen Kolorits und scharfen Lichtwurfs, nähere Bemerkung: „der Dorfschulmeister" (79), „die alten Eheleute" (80), „die kranke Frau" (76), „eine ländliche Szene" (77) und „die Rückkehr vom Markt" (75). Unter den Gemälden Chaix's zeichneten sich, neben einigen Porträten, „das Weib von Ivsara" (27) und „die Ausgrabung aus einer Schneelauine" (31) aus. Dupont gab ein Bild des Alt-Syndik Rigaud (38), so wie sein eigenes, beide vortrefflich. Nächstdem verdienten seine Arthemisa, nach Guido Reni, seine Leda im Bade, nach Vanderwerff, seine Venus, den Amor entwaffnend, nach Correggio, und seine Anbetung der Weisen, nach Jakob Stella, besondere Beachtung.

Die Kunstausstellung im Pallaste der schönen Künste zu Koppenhagen, die vor einiger Zeit stattgefunden hat, enthielt die Arbeiten der Professoren, der Ehrenmitglieder und der Zöglinge dieser Akademie, und war, in jedem Betracht, anziehend und erfreulich. Es waren 230 Artikel öffentlich ausgestellt, worunter 143 Gemälde von 53 Künstlern. 11 Architekten haben 16 Zeichnungen und Pläne gegeben, 3 Kupferstecher jeder eine Platte. Dazu kommen noch 4 geschnittene Steine und 4 Medaillen. Vor Allem aber zeichneten sich die Bildhauereien, 51 an der Zahl, von 8 Künstlern verfertigt, aus. Darunter befanden sich von Thorwaldsen allein 41, sowohl Statuen, als Büsten und Basreliefs, und 16 von Marmor, die übrigen von Gyps. Zwei andere Bildhauer, Freund und Bissen, Schüler Thorwaldsens und Pensionaire der Akademie zu Rom, haben 4 Büsten ausgestellt, wovon zwei von Marmor.

Eine sehr schöne Gemäldesammlung geht jetzt aus Toskana nach Montpellier über, wo damit ein Museum begründet werden soll. Sie ist die Frucht eines dreißigjahrigen Aufenthalts des Kunstkenners Fabre in Italien. Ausser den schönsten Gemälden (unter andern von Raphael und Poussin) wird diese Sammlung auch noch durch mehrere Meisterwerke Canovas und einer prächtigen Bibliothek bereichert.

Alterthümer.

— Bei Erweiterung des botanischen Gartens zu Wien hat man mehrere Kunstgegenstände entdeckt, die unbezweifelt von den Zeiten der Römer herrühren. Darunter befinden sich einige Münzen von den Kaisern, einige Vasenbruchstücke von rothem Thon, den die Alterthumsforscher Terra sigillata nennen, viele Ziegel, Lampen u. s. w. Professor Jacquin hat daraus eine Sammlung in einem Hause, welches sich im Garten selbst befindet, gebildet. Es scheint, daß der obere Theil des „Rennwegs", wo sich der Garten befindet, einen Theil des römischen Wien ausmachte. Die alten Ziegel werden daselbst in so großer Menge ausgegraben, daß man noch vor einigen Jahren eine ganze Straße damit bedeckt hat.

— Vor einiger Zeit hat man im Begräbnißgewölbe einer Kirche zu Mantua, fünfzig Fuß unter der Erdoberfläche, eine mahomedanische Säule, mit einer arabischen Inschrift in Neskhisschrift, gefunden. Der Marquis Tullo Guerrieri ließ sie, um die Inschrift kennen zu lernen und vielleicht zu wissen, wie sie aus dem Morgenlande nach Mantua gekommen, nach Mailand transportiren, wo diese vom Grafen Castiglioni übersetzt wurde. Es ergibt sich daraus, daß es ein arabischer Grabstein ist, der zum Gedächtnisse des Morabiten Zein-Eddin-Mohammed und seines Sohnes verfertigt wurde. Man vermuthet, daß sie als ein Siegeszeichen, oder als eine Seltenheit aus Kleinasien im 14. oder 15. Jahrhundert gebracht worden sei.

— Zu Braquemont, im Unter-Seine-Departement, hat man an einer Stelle, die vom Volke das Lager Cäsars genannt wird, Nachgrabungen angestellt, und bereits mehrere verschüttete Gebäude und andere Alterthümer entdeckt, wie Köpfe von Bildsäulen, Armbänder, Vasen, Urnen und über dreißig römische und keltische Medaillen. Am 15. April endlich hat man ein ganzes Skelett ausgegraben, dessen Kopf sich in der Mauer befand, und das vollkommen wohl erhalten war. Es hatte zwischen den Zähnen eine Münze von Konstantin und eine andere unterm Kopfe. Seit 1500 Jahren muß die Erde an dieser Stelle sehr fortgespült worden sein, und in zwei Jahren würde das ganze Denkmal von den Wellen verschlungen gewesen sein.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 37. Dritter Jahrgang 1826. 13. September.

Die Vortrefflichkeit der katholischen Glaubenslehre. Von Guizot.

Bene merenti bene profuerit, malo merenti par erit. *Plauti* Sent.

Wie nun auch die Herrschaft des schönen Grundsatzes der „Gewissensfreiheit" sein mag, und obgleich seine Erscheinung in der Philosophie nur wenig seiner Einführung in unsern Gesetzen vorangegangen ist, so möchte es doch ein großer Irrthum sein, ihn als eine plötzliche Erfindung des letzten Jahrhunderts, als eine Eroberung des menschlichen Geistes, bloß mit den Kräften der Wahrheit bewaffnet, über unsern alten, gesellschaftlichen Zustand, zu betrachten. Es ist dem menschlichen Geiste nicht gegeben, auf solche Weise die Welt zu reformiren, oder, bloß durch die Macht der Ueberredung, in Thatsachen ein Prinzip zu bringen, das darin nicht bereits enthalten gewesen wäre.

Vor den Völkern des neuern Europa hat mehr als eins eine lange und glänzende Laufbahn zurückgelegt. Zivilisation, Philosophie, Literatur, politische Freiheit, haben in mehr als einem Lande feste Wurzel gefaßt und in ihm geblüht. Woher soll es kommen, daß die neuere Zivilisation und Philosophie zum ersten Male das Prinzip der „Gewissensfreiheit" erzeugt haben? daß in unserer gesellschaftlichen Ordnung allein dies Prinzip Lehrsatz geworden und die Macht einer Institution erlangt hat? Woher kommt uns dies bewunderungswürdige Privilegium? Verdanken wir es einem Wunder eines Genies, oder einem plötzlichen, allgemeinen Fortschritte der Vernunft, oder der bloßen Schwächung alter Glaubenslehre?

Keine dieser Ursachen ist genügend, ein solches Phänomen zu erklären. Es stammt von ferne her. Es liegt in den Quellen unserer Zivilisation selbst, in den ursprünglichen Thatsachen, die sie begründen und von jeder andern unterscheiden, deren Ursprung man erforschen muß. Das Prinzip der Gewissensfreiheit ist erst ziemlich spät und fast in unsern Tagen an's Licht getreten; aber seit mehrern Jahrhunderten, und von ihrer Begründung an, trug die europäische, christliche und politische Gesellschaft den Keim dazu in ihrem Schooße.

Von welchem Volke des Alterthums man auch die Geschichte durchforschen mag, wird man, hinsichtlich der Beziehungen der Religion mit dem Staat, nur das eine oder das andere dieser beiden Systeme: bald die Geistlichkeit als Herrscher, die zeitliche Gewalt im Namen seiner geistlichen Ueberlegenheit ausübend, bald den zeitlichen Herrscher, Individuum oder Senat, ebensowohl mit der religiösen wie mit der bürgerlichen Macht bekleidet, Priester und Volk regierend, entdecken. Aegypten unter der Beherrschung des Priesterstandes, Rom unter der der Patrizier, die zugleich die Pontifen sind. Dort die Theokratie alleingeltend, hier die Religion untergeordnet. In allen Fällen aber sind die geistlichen und zeitlichen Gewalten vermischt und ruhen in denselben Händen. Ganz Asien war und ist noch jetzt, mit nur wenigen Ausnahmen, unter dem Joche dieser furchtbaren Einheit.

Die Bestimmung Europa's ist davon verschieden

gewesen. In dem Augenblicke, wo auf den Trümmern des römischen Reichs die neuern Völker sich zu bilden begannen, haben zwei Gesellschaften, die allein wirklich bestehend, allein lebendig waren, sich einander gegenüber gestellt gefunden: auf der einen Seite die barbarischen Eroberer, auf der andern die christliche Geistlichkeit. Verschieden an Ursprung, in der Natur der Grundsätze und der Sprache, waren demungeachtet diese beiden Gesellschaften gezwungen, zusammenzuleben; denn beide konnten durch sich selbst bestehen und sich vertheidigen. Sie näherten und verbanden sich; aber sie vermischten sich nicht. Die Barbaren wurden Christen, die christliche Geistlichkeit reihete sich in die barbarische Aristokratie; aber die beiden Kasten, oder die beiden Gesellschaften, wie man sie nennen mag, blieben im Ganzen von einander verschieden. Jede von ihnen hatte ihren besondern Kreis, ihre besondere Organisation, Gesetze, Gerichtsverfahren, Institute und Oberhaupt.

In Folge dieser Thatsache erschien ein vom Evangelium bereits verkündetes, mehr als einmal von den ersten Christen angerufenes Prinzip, das aber nur wenig Raum in den Angelegenheiten der Welt eingenommen, und das bei seinem Eintritte sogleich mächtig und populär wurde, die Unterscheidung der geistlichen und weltlichen Gewalten, ihrer Natur, ihrer Attribute, ihrer Rechte und ihrer Handlungsmittel. Eben so wenig als jedes andere ist dies Prinzip eine Entdeckung der bloßen menschlichen Vernunft gewesen. Es ist aus den Thatsachen in die Geister übergegangen, und da, wie überall, ist die Theorie erst nachher erschienen. Aber die Theorie konnte nicht länger zögern, zu erscheinen, denn die von ihr ausgedrückte Thatsache war eine der nothwendigsten und fruchtbarsten, die das Schicksal der Völker und den Karakter der Zivilisation bestimmen. In den Verhältnissen der beiden Gewalten war, vom sechsten bis zum sechszehnten Jahrhundert, die Geschichte Europa's enthalten. Als Thatsache hat ihre Trennung die ganze Entwickelung der politischen Ordnung beherrscht, als Prinzip hat sie die Entwickelung der moralischen Ordnung geleitet.

Dies Prinzip, was enthält es? woher kommt es? welches ist sein Ursprung, sein Sinn, seine Tendenz? — Es ist die positive Erkennung, die feierliche Erklärung dieser heiligen Wahrheit, „daß die Stärke kein Recht über die Vernunft hat, daß keine materielle Zwangsgewalt die Beherrschung der moralischen Ordnung in Anspruch nehmen kann, daß die äussere und vorübergehende Existenz des Menschen unter den Gesetzen des Herrn der Welt erliegt, daß aber das Recht, die innere und ewige Bestimmung zu beherrschen, nur Gott, dem alleinigen Herrn und Regierer der Seelen und der Ewigkeit, gehört. Was ist nun das Prinzip der Gewissensfreiheit anders? — oder war es auf eine andere Weise begründet? — —

Es war also in dem Prinzip selbst enthalten, welches die Wiege der europäischen Zivilisation umgiebt. Es ist eine unumgängliche Folge, eine bloße Uebertragung desselben, obgleich man gestehen muß, daß diese einfache Uebertragung dem menschlichen Geschlechte theuer genug zu stehen gekommen, und von ihm vielleicht nur zu lange schon erwartet worden ist. Bevor man dahin gelangt ist, hat das ursprüngliche Prinzip viele andere erleiden müssen. Es war zuerst auf die politische Ordnung beschränkt. Die Unterscheidung existirte nur unter den Regierungen: es war die Unterscheidung der Gewalten. Sie ist stufenweis in die Gesellschaft selbst übergegangen, und wie vorher die geistliche und die weltliche Macht, so unterschied man nun den religiösen und bürgerlichen Zustand der Menschen. Er hat sich endlich erleuchtet und entwikkelt, und das Prinzip der Gewissensfreiheit, die neue und lautere Gestaltung derselben Idee, das nicht minder nothwendige Resultat derselben Thatsache, ist erschienen.

Dies ursprüngliche Prinzip nun, welches alle übrigen in sich enthält, welches alle übrigen der Reihe nach erzeugt hat, die Unterscheidung der geistlichen und der weltlichen Gewalt, das ist die alte, beständige, offizielle Lehre der katholischen Kirche. Sie hat sie vom Evangelium erhalten. Nach Begründung der barbarischen Staaten hat sie sie mit lauter Stimme verkündet, und unaufhörlich durch die Mandate der Päbste, Konzilien und Bischöfe erneuert. Es war der Ausdruck ihrer allgemeinen Lage, ihr Schild gegen die rohe Gewalt der neuen Weltbeherrscher, der Titel selbst ihrer Autorität.

Später, wahr ist es, haben die menschlichen Leidenschaften diesem reinen Prinzip sich beigesellt. Lange Streitigkeiten haben zwischen den beiden Gewalten über die Frage der Oberherrlichkeit und der Grenzen ihres Reichs stattgefunden. Bald von Zeitendrang, bald von Menschenstolz angefeuert, haben sie gegenseitig sich bemüht, einander zu unterdrücken, um entweder der theokratischen Gewalt, oder dem bürgerlichen Despotismus jene unheilbringende Einheit der alten Welt zuzusichern, welcher Europa bei seiner Geburt zu seinem höchsten Glück entgangen war.

In Folge dieses Kampfs sind im Schooße der katholischen Kirche selbst, und bei Veranlassung der Unterscheidung beider Gewalten, heftige Bewegungen entstanden. Das Prinzip ist von Einigen bestritten worden, wie die Thatsache manchmal angegriffen worden war. Aber Thatsache und Prinzip haben gleichförmigen, natürlichen Widerstand geleistet; sie sind siegreich aus den stürmischen Zwistigkeiten hervorgetreten.

Europa hat viel gelitten, aber die Wahrheit iſt nicht untergegangen. Die Trennung der geiſtlichen und der weltlichen Gewalt iſt eben ſo der vorherrſchende Karakter der europäiſchen Geſellſchaft geblieben, wie die allgemeine Doktrine der katholiſchen Kirche, und die Menſchen ſelbſt, denen dieſe Doktrine mißfällt, haben nie gewagt, ja ſie ſind nie im Stande geweſen, ſie in ihrem eigenen Gewiſſen ganz abzuſchwören. Sobald die Wahrheit erſt einmal am hellen Lichte des Tages erſchienen iſt, übt ſie ihre Herrſchaft ſelbſt bis über die Geiſter aus, die ſie beſtreiten, und die Macht der Dinge zeichnet nicht nur den Leidenſchaften der Menſchen, ſondern auch ihren Irrthümern Grenzen vor.

In ſeiner Doktrine betrachtet, geſteht der Katholizismus alſo nicht nur das Prinzip zu, aus dem er in der That hervorgegangen, und aus dem, logiſch betrachtet, die Gewiſſensfreiheit entſprungen iſt; er lehrt ſie auch. Leidenſchaften, weltliches Intereſſe, Beherrſchungsſtolz haben oft und werden vielleicht oft noch dieſe innige und nothwendige Verbindung der beiden Prinzipe verkennen. Mehr als einmal hat man im Namen der geiſtlichen Macht, deren Name allein jede Idee des Zwanges beſeitigen ſollte, die Tirannei angerufen, gefordert, in Anwendung gebracht, und gewiſſen Merkmalen nach zu ſchlieſſen, ſcheint es Anmaßlichkeiten zu geben, die weder durch Erfahrung, noch durch Vernunft entmuthigt werden können. — Glücklicherweiſe ſind die Fortſchritte der letztern, vorzüglich die der öffentlichen, geſellſchaftlichen Organiſation, bereits bis zu einem Punkte gediehen, auf dem ſie ſich mit Nachdruck und Erfolg gegen ihre alten Feinde vertheidigen können. Man kann ſie jetzt bekämpfen, ohne ſie fürchten zu müſſen. Obgleich geſchwächt und unterdrückt ſeit vielen Jahrhunderten, hat die Gerechtigkeit dennoch obgeſiegt. Von Verfolgung zu Verfolgung ſind die Gewiſſen endlich frei geworden. Frei, wie ſie ſind, können ſie nicht mehr in Knechtſchaft gerathen, und der Katholizismus, hie und da auch verfolgt und unterdrückt, hat das Bedürfniß der Freiheit fühlen gelernt. Er hat ſie gefordert und die Ueberzeugung gewonnen, daß er ſie annehmen darf, ohne ſich zu widerſprechen.

Napoleon's erſte Verheirathung.

Nach ſeiner eigenen Darſtellung.

„Vor der Geſchichte von Toulon war ich nur ich. Barras mochte errathen haben, daß unter meinem ſchlichten Adjutantenrocke ein Artilleriegeneral ſteckte. Nach dem Tage des Vendemiaire fand man nicht mehr den Artilleriſten; man ſuchte und glaubte etwas wichtigeres zu entdecken. Die beiden Partheien, denn eigentlich gab es nie mehr, ſtellten ſich zur Rechten und zur Linken, und ich kam, wie von Ungefähr, mitten inne zu ſtehen. Sollte man glauben, daß die Royaliſten mehr Vertrauen auf mich hatten, als die Republikaner? Das rührte wahrſcheinlich daher, weil ſie eben ſo anmaßlich und eitel, als albern und leichtgläubig waren. Das Mißtrauen bewaffnete immer die Andern, die loyal und ſtreng, aber zugleich auch im höchſten Grade eiferſüchtig auf jede neu ſich erhebende Reputation waren. Die Scharfſichtigſten unter ihnen wollten behaupten, daß ich den Entſchluß gefaßt habe, die meinige zu machen, und meinen Weg zu verfolgen.

„Ich ſelbſt verbarg meine Begier, ihren Provbezeihungen zuvorzukommen, unter einer höchſt gleichgültigen Miene, die dem flüchtigen Beobachter, während dieſem Kampfe der Meinungen und Grundſätze höchſt befremdend erſcheinen konnte. Faſt alle die auf irgend eine neue Geſtaltung der Dinge ſpekulirten, fanden in meinem einfachen Benehmen und in meiner anſcheinenden Unthätigkeit die Kritik ihres Ehrgeizes. Sieyes allein ſagte mehrmals, daß er meiner aſchgrauen Geſichtsfarbe nicht traue, und daß ein Menſch, deſſen Wangen ſo eingefallen wie die meinigen ſeien, ſeine Nächte eben nicht in Morpheus Armen verträume.

„Unter den Schönheiten am Hofe des feinen Barras zeichnete ſich beſonders eine zarte ſiebenzehnjährige Jungfrau aus, die, mit einem Guido Reniſchen Madonnengeſichtchen, die lebendige Natürlichkeit und die eigenſinnigen Neigungen der Porzelane der drei Sultaninnen hatte. Man fand Behagen daran, dieſe fantaſtiſche Odaliske zu necken, in der Hoffnung, ſie werde ſich dafür an Soliman Barras rächen, was auch ſelten nicht geſchah, ohne jedoch eine beſondere Wirkung hervorzubringen, was ihr nicht zu behagen ſchien, denn ſie wollte nun einmal nicht ruhig bleiben. Demzufolge wendete ſie ſich zu mir, hoffend, bei mir einen kräftigern Widerſtand, als beim Gebieter, zu finden. Aber auch der meinige war nur negatif. Sie veränderte ihre Taktik und ſpielte die Empfindſame, die Theilnehmende, und bot in dieſer Hinſicht alle Künſte ihrer Koketterie auf. Endlich begab ſie ſich, als eine Verfolgte, unter meinen Schutz, und ich nahm die ſcheue Taube unter mein bereits ſtärker gewordenes Flügelpaar.

„Bei dieſem Zeitvertreib verlor ich jedoch meinen eigentlichen Strebepunkt nicht aus den Augen. Kurze Zeit darauf wurde ich durch Junot bei Frau von Beauharnais eingeführt, der ſie für mich zu intereſſiren, und auf ſolche Weiſe das Intereſſe wieder zu erwecken ſuchte, das der Direktor früher für mich zu haben ſchien. Die Umſtände waren günſtig. Beide Partheien der Republik waren in Gährung, und beide vereinigten, ohne es ſich träumen zu laſſen, ihre Kräfte um

Barras, oder vielmehr um Diejenigen, die seine Entschlüsse leiteten. Eines Tags warf er mir mit Nachlässigkeit die Frage auf: Was soll man von den Royalisten denken? — „Daß sie ins Tollhaus gehören.“ — Und von den Revolutionairen? — „In's Zuchthaus.“ — Was könnte man thun, wenn es sich darum fragte, diesem oder jenem zu dienen? — „Schlafen gehen!“

„Ein anderes Mal fragte er mich, was ich von Frau von Beauharnais denke? — „Daß sie eben so gut als schön ist,“ entgegnete ich mit Ueberzeugung. — Aber sie ist nicht mehr in der Blüthe der Jahre, fügte er hinzu, und hat große Kinder. — „Eben so liebenswürdige Kinder, als ihre Mutter,“ sagte ich. — Sehen Sie, setzte der Direktor mit geheimnißvoll sein sollender Miene hinzu, es scheint mir immer weniger unmöglich, daß diese Frau vielleicht bald die größte Rolle in der Republik spiele. Welche Aussichten, welche Carriere! — Er verließ mich mit diesen Worten.

„Einige Tage nachher erhielt ich einen langen Brief ohne Unterschrift, in welchem man mir zu beweisen suchte, daß das absolute Königthum Ludwigs XIV. das einzige Rettungsmittel Frankreichs sei. Zur Wiederherstellung desselben rief man meine Talente, meinen Einfluß, meinen Muth auf, und versprach mir goldene Berge. Man verlangte, daß ich an einem bezeichneten Orte meine Antwort niederlege. Ich durchlas das Schreiben mit der größten Aufmerksamkeit, und beantwortete es nicht. Um eilf Uhr Nachts, als ich nach Hause zurückkehrte, folgte mir Jemand im dunkeln Gange. Wer da? fragte ich, und legte die Hand an den Degen. — Eine dumpfe Stimme entgegnete: „Wollen Sie die Republik? — Was soll das heißen? Ich frage manchmal und antworte selten. — Aber das ist doch eine Antwort. Sie halten sich für fein, weil Sie falsch sind, und für unerforschlich, weil Sie sich ein geheimnißvolles Ansehen geben. Es giebt Menschen, die Sie errathen. Fürchten Sie diese wenigstens. Hundert Brutus für einen Cäsar.“ — Ich stürzte mit bloßem Degen auf den Sprecher zu — er war verschwunden.

„Ich besuchte öfters die schöne Wittwe Beauharnais. Sie beschäftigte sich viel mit mir, nicht etwa auf Art der Koketten, die nur zu gefallen und für flüchtige Augenblicke zu fesseln suchen, sondern wie eine aufrichtige Freundin, die mein wahres Beste wollte. „Wir frühstücken morgen bei Frau von Beauharnais,“ sagte Barras eines Abends zu mir. „Vergessen Sie den Heliotrop nicht, den Sie der Vicomtesse versprochen haben.“ Er lächelte und drohte mir mit dem Zeigefinger. Ich war der erste im Empfangzimmer. Es regnete draussen ziemlich stark. Mit großen Schritten maß ich den Saal. Auf einem Tische lagen einige Flugschriften, die mir schon größtentheils bekannt waren. Ein Kammerdiener brachte mir von Seiten seiner Herrin ein frischgedrucktes Blatt. Ich las mit Erstaunen: daß die für das Volk bewerkstelligte Revolution sich gegen das Volk wende, weil sie durch das Volk ausgeführt worden sei. Es sei noch Zeit, das Uebel zu verbessern, bevor es unverbesserlich werde, bevor es das Volk vernichte, wie es den Staat vernichtet habe. Das Mittel sei leicht: man müsse Alles wieder für das Volk beginnen und nichts mit ihm. Diese Idee war auf eine Weise entwickelt, die mir viel zu denken gab.

„Es waren nur wenige Personen eingeladen; aber sie gehörten zu den entgegengesetztesten Partheien. Barras setzte sie listig und geschickt gegen einander. Der gewesene Maire von Arras, Antonelle, zeigte sich als ein noch größerer Franciskaner, wie Danton, als ein noch ausschweifenderer Demokrat, wie Camille Desmoulins. Richer von Sérizy, der albernste Logiker, den man sich nur denken konnte, sprach mit vollen Backen über Wiederherstellung der willkührlichen Gewalt und des Despotismus mit Salbung und Lobeserhebung. Das war das Signal zu einem allgemeinen Meinungsscharmützel. Barras hörte alles an, und theilte rechts und links die sonderbarsten Complimente aus. Frau von Beauharnais setzte ihre Grazie und ihr höfliches Wohlwollen der immer wachsenden Heftigkeit des Wortkampfs entgegen. Dieser Kontrast hatte etwas um so eigenthümlicheres und auffallenderes, da sie die einzige Frau in dieser schreienden Männergesellschaft war. Vielleicht eben dadurch übte sie einen so großen Einfluß auf Alle aus, daß keiner die Grenzen der äussersten Schicklichkeit zu überschreiten wagte. Einer schlich endlich nach dem andern davon und Barras, sie und ich, wir blieben allein. — Sie sind sehr einfältig gewesen, sagte der Direktor zu mir. Vielmehr sehr klug, verbesserte die Vicomtesse. — Wie können Sie sich nur mit solchem Abschaum beflecken? fragte ich verstimmt. — Es sind die Vertreter der öffentlichen Meinung, entgegnete Barras. — „Und die Vernünftigsten vom großen Haufen,“ fügte Frau von Beauharnais hinzu.

„Vier Tage nachher wurde ich zum Thee bei der Tante der Vicomtesse eingeladen. Ich fürchtete, mich in einer Gesellschaft trockener Gelehrten zu finden; aber ich fand nur vier Provinzbewohner mit ihren Ehehälften. Einer davon war ein bedeutender Schiffsausrüster von Bordeaux, ein Zweiter Eigenthümer großer Ländereien in der Brie, ein Dritter Besitzer sehr bedeutender Weinberge zwischen Beaune und Macon, ein vierter Tuchfabrikant aus der Nähe von Rouen. Man sprach von nichts als Handel, Ackerbau

und Industrie. Die Klagen über die Gegenwart waren übereinstimmend, die Hoffnungen auf die Zukunft getheilt. Ich konnte tiefe Blicke in die wirkliche Lage Frankreichs thun. Nach den Präliminarien kam man zur Sache selbst. Eine Aenderung der bestehenden Regierungsform wurde für dringend nothwendig erachtet. Ich erfuhr mit Erstaunen, daß die geheime Seele dieser Aenderung Barras sei, so wie der Gegenstand derselben die Bourbone. Konferenzen darüber haben bereits zwischen dem Direktor und dem Prätendenten stattgefunden. Eine freisinnige Konstitution wurde versprochen, eine Garantie aller Meinungen und aller Interessen. Aber man bedurfte eines Haupts zu diesem neuen Unternehmungsplan. Man sagte mir unverhohlen, daß ich dies Haupt sein könne, wenn ich wolle. Man behauptete, in mir eine Masse von Talenten vereinigt zu finden, durch welche eben so wohl das Vertrauen der konstitutionellen Parthie in Anspruch genommen, als der Argwohn der Revolutionairen und der Republikaner beseitigt werden könne. Ob ich nun dies Haupt werden wolle? das war die große Frage, auf welche man, seit so langer Zeit, mich vorzubereiten gesucht hatte. Ich warf eine Menge von Fragen auf, und beantwortete selbst keine. Frau von Beauharnais antwortete immer mit Engelgüte und Geduld; aber sehr oft unklar. Ohne Rücksicht auf ihre eigene bedenkliche Stellung, dehnte ich meine Nachforschungen immer weiter aus, bis ich endlich begehrte, daß man mir umständlich erkläre, wozu man mich eigentlich gebrauchen wolle, welche Rolle ich zu spielen habe, und welches das Resultat derselben sein werde?.... Die liebenswürdige Wittwe brach plötzlich ab, wendete sich ein wenig um, legte sodann den Finger auf ihren Mund und sagte mit einer Stimme, die beinahe zärtlich war: Darauf wird Ihnen der liebe Direktor Antwort ertheilen.

„Barras drängte lakonisch Alles zusammen, was Frau von Beauharnais mit Behutsamkeit geäussert hatte. Es handelte sich um nichts weniger, als um die Wiederherstellung der bourbonischen Dynastie; aber nicht um die ihres alten Systems. Der König, eben so philosophisch als politisch, gab sein Wort, dem Jahrhundert zu gehorchen und nur den Thron zu besteigen, um der Freiheit und der Vernunft neben sich Ehrenplätze anzuweisen. Eine repräsentative Verfassung, durch Weisheit und Erfahrung bestimmt, sollte die sicherste Garantie des königlichen Versprechens werden und das Volk gegen die Willkühr und den Jesuitismus einer Ministerregierung sichern. Uebrigens sollte die Ausführung des angeführten Entwurfs nur langsam zur Reife gedeihen, und allein durch einen festen Karakter und einen imponirenden Ruf zur Wirklichkeit gebracht werden. Man schickte mich nach Italien, um das Eine zu erproben und das Andere zu erhalten. Damit aber der Oberbefehl einer Armee nicht abgelehnt werden könne, ließ man ihn durch Frau von Beauharnais anbieten, die damit zugleich das Geschenk ihrer Hand vereinigte.

„Welche Falle, und wie viele Leidenschaften wurden zugleich rege gemacht! Indessen ging die erste Verblendung schnell vorüber. Ich sammelte mich und nahm Alles an, ohne irgend etwas zu versprechen. Die Hand des liebenswürdigsten Weibes, und der Oberbefehl einer Armee, deren hohe Bestimmung ich ahnete, konnte für einige Zeit wohl meine Neigung, aber nicht die unsterbliche Leidenschaft meiner Seele befriedigen. Barras sah mich mit Entzücken abreisen, und ohne mich durch ein Versprechen zu binden, erwartete er Alles von meiner Dankbarkeit."

Von dem Nutzen der Todten für die Lebendigen.

(Beschluß.)

Nach Galianus und den arabischen Aerzten kommt Paracelsus, den man vielleicht als den Fürsten der Marktschreier betrachten kann, und der sich rühmte, den wahren Lebensbalsam entdeckt zu haben. Er hielt auf der Universität zu Basel Vorlesungen über die Theorie und die Praxis der Arzneikunde, die er mit der Verbrennung der Werke Galians und Avicennes begann. Er versicherte seinen Schülern sehr bescheiden, daß er der größte aller gegenwärtigen, gewesenen und zukünftigen Aerzte sei, und daß alle übrigen nicht würdig befunden werden dürften, ihm die Schuhriemen aufzulösen; daß sein Bart gelehrter sei und mehr Erfahrung habe, als alle Akademien der Erde u. s. w. Er nannte sich nie anders als: „Wir Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombast von Hohenheim." Er war Chemist, und machte eine nur zu häufige Anwendung dieser Wissenschaft in der Medizin. Er bildete sich ein, daß die Lebensprinzipien dieselben seien, wie die seines Laboratoriums, und daß Schwefel, Salz und Merkur die konstituirenden Theile der organisirten Körper seien. Er lehrte, daß die Grundsätze sich unter einander durch chemische Operationen verbänden, daß ihre Beziehungen durch einen Dämon, Archeus genannt, der die Funktionen eines Alchimisten im Magen verrichte, bestimmt würden; daß dieser spiritus vitæ die unmittelbare Ursache aller Krankheiten, wie die vorzügliche Veranlassung ihrer Heilung sei; daß jedes Glied des Körpers seinen besondern Magen habe; daß, sobald Archeus krank sei, die Fäulniß statt finde, entweder localiter oder emunctorialiter u. s. f.

Mehrere Aerzte haben behauptet, daß die Krank-

heiten von der Verdickung der Säfte herrührten; andere, wie z. B. Brown, daß sie aus einem zu großen Wasserüberfluß oder Mangel entstehen. Aus dem Allem kann man mit Leichtigkeit entnehmen, daß es vielleicht keine Wissenschaft gibt, in welcher der Irrthum so gefährlich und die Wahrheit so nützlich ist, als in der Arzneiwissenschaft. Unglücklicherweise haben sich zu allen Zeiten und bei den verschiedenen Nationen zahlreiche Hindernisse den Fortschritten der Wissenschaften entgegengestellt. Das stärkste von allen entspringt einem dem menschlichen Herzen natürlichen Gefühle. Die Person, die wir geliebt haben, vergegenwärtigt uns die süßesten Erinnerungen. Wir waren mit ihrer körperlichen Hülle vertraut und betrachteten sie mit Wohlgefallen. Alles an ihr und von ihr erlangt dadurch selbst einen eigenthümlichen Werth. Umsonst sagt man uns, daß wenn der Tod seine Beute an sich gerissen hat, die auf der Erde zurückbleibende Hülle der Beachtung nicht mehr werth sei; — eben sie führt uns so viele tiefergreifende Erinnerungen ins Gedächtniß zurück. Diese Züge, die starr und kalt und unbeweglich vor unsern Blicken sich befinden, sind die unsers Freundes, und wenige Stunden vorher waren sie noch belebt. Wir nahen uns seinem Körper mit Ehrfurcht, denn das ist ja alles, was sichtbar der Tod uns von dem gelassen, den wir liebten, und haben wir ihn der Erde wiedergegeben, so wird unserm Herzen die Stelle heilig, wo er ruht.

Diese Gefühle sind fast dieselben bei allen Nationen, bei den wildesten, wie bei den am meisten zivilisirten. Die verschiedenen Gesellschaften haben selbst geglaubt, daß es in ihrem Interesse sei, sie noch inniger und stärker zu machen. Man hat vorausgesetzt, daß, jemehr Verehrung man für die Todten habe, um so mehr Achtung werde man den Lebenden beweisen, und daß derjenige, der sich dem Begräbnißorte von Seinesgleichen mit Ehrfurcht nahe, alles verabscheuen müsse, was auf die Gefährdung ihrer Existenz hinzielen könne. Die Religion selbst hat auf eine indirekte aber mächtige Weise dazu beigetragen, diese Eindrücke zu verstärken und fortzupflanzen. Unsere Absicht geht nicht dahin, sie zu zerstören, sondern allein nur einer nähern Beleuchtung zu unterziehen. Wie legitim und natürlich sie auch immerhin sein mögen, so scheint es uns doch, daß sie erhabenern Betrachtungen nachstehen müßten, und daß die Ehrfurcht, welche wir für die Todten haben, uns nicht verhindern soll, alles, was in unsern Kräften steht, anzuwenden, um die Leiden der Lebendigen dadurch zu vermindern.

In den ältern Zeiten wurde die Stimme der Vernunft nicht gehört. Man konnte und durfte eben so wenig dem Aberglauben als den von ihm eingeführten Gebräuchen sich entziehen. Die Zerschneidung eines todten Menschen wurde als eine Abscheulichkeit betrachtet. In den heißen Gegenden des Orients war sie zudem nicht ohne Gefahr, und es war ganz unmöglich, sie mit den dort vorherrschenden Ideen und Gebräuchen zu vereinbaren. Die religiösen Gesetze der Juden stellten den Fortschritten der Anatomie ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Wer bei den Aegyptiern einen Körper öffnete, wurde als verflucht betrachtet. Die griechischen Philosophen entzogen sich einigermaßen dem Joche dieses Vorurtheils. Die erste Zergliederung, deren Erwähnung gethan wird, geschah zu Abdera von Demokrit, dem Freunde des Hippokrates, der den Lauf der Galle entdecken wollte.

Die Römer trugen ihrerseits nicht das Geringste zu den Fortschritten dieser Wissenschaft bei. Sie begnügten sich damit, durch Opfer die Gottheiten zu ihren Gunsten zu stimmen. Sie erbauten auf dem Palatinusberge einen Tempel zu Ehren der Göttin Febris, vor welcher sie einen furchtvollen Respekt hatten. Sie opferten gleichfalls der Göttin Ossipaga, die einen großen Einfluß auf das Wachsthum der Knochen ausübte, und einer andern, Carna genannt, welche die Eingeweide beschützte. Die Letztere wurde gewöhnlich mit einer Speck- und Erbsensuppe, die man als die nahrhafteste Speise betrachtete, regalirt.

Die Araber neigten sich den Ideen der Juden an, und die Zergliederung wurde durch religiöse Vorschriften verboten. Deshalb hatte der berühmte Abdullatyh, der um das Jahr 1200 lebte, nicht den geringsten Begriff davon. Wenn er die menschlichen Glieder seinen Schülern erklären wollte, so führte er sie in die Begräbnißorte. Ursprünglich erklärten sich auch die Christen gegen die Zergliederung, und Bonifaz VIII verbot durch eine Bulle die Zubereitung der Skelette. Die Priester waren damals die einzigen Aerzte, und sie mißbrauchten dies Privilegium so sehr, daß ihr Betragen endlich über alle Beschreibung anmaßlich und selbst gefährlich wurde. Die Kirche selbst sah sich gezwungen, ins Mittel zu treten, und ihnen die Ausübung der Arzneikunde zu verbieten, bei Androhung der strengsten Strafen. Aber erst dreihundert Jahre nachher, und als eine Bulle den Aerzten die Erlaubniß, sich verheirathen zu können, ertheilt hatte, verzichteten sie gänzlich darauf.

Im vierzehnten Jahrhundert setzte Mandius, Professor zu Bologna, die gelehrte Welt durch die öffentliche Zergliederung zweier menschlichen Körper in Erstaunen. Im fünfzehnten Jahrhundert trug Leonardo da Vinci durch die Bekanntmachung seiner vortrefflich ausgearbeiteten anatomischen Tafeln sehr viel zu den Fortschritten der Wissenschaft bei. Im sechszehnten Jahrhundert erholte sich Karl V bei den Theo-

logen von Salamanka Rathe, ob man, ohne ein Verbrechen zu begehen, einen menschlichen Körper zergliedern könne, um seinen Bau zu erforschen. Im siebenzehnten Jahrhundert hatte Cor[illegible]s, Professor zu Bologna, einen Traktat über die praktische Anatomie begonnen; aber es war so schwer, sich Leichname zu verschaffen, daß er binnen vierundzwanzig Jahren deren nur zwei zu erhalten im Stande war, die er nur im Verborgenen und mit größter Eil zergliedern konnte. In Rußland war das Studium der Anatomie und die Bereitung der Skelette bis zu den neuern Zeiten verboten, und zwar die erste als der Menschheit gefährlich, die andere als der Zauberei zusagend. Der große Luther selbst hing in dieser Hinsicht noch so sehr an den Vorurtheilen seiner Zeit, daß er alle Krankheiten den Künsten des Teufels zuschrieb, und daß er die Aerzte verdammte, die sie von natürlichen Ursachen herleiteten.

England hatte sich den übeln Ruf erworben, das Lieblingsland der Zauberer zu sein; deshalb fand dort wahrscheinlich auch der größte Widerstand gegen das Studium der Anatomie statt. Selbst jetzt sind die Vorurtheile des Volks noch sehr stark und tief eingewurzelt. Man kann sich auf keine andere Weise einen Kadaver verschaffen, als durch Wiederausgrabung. Es ist natürlich genug, daß diejenigen, welche mit dieser elenden Industrie sich beschäftigen, Andern einen gewissen Abscheu einflößen; aber das ist kein Grund, eine ungezähmte und barbarische Freude zu bezeugen, wenn sie bestraft werden, noch weniger, sich an ihnen thätlich zu vergreifen. Die Obrigkeit hat Unrecht, auf eine öffentliche Weise die Vorurtheile des Volks zu theilen, und selbst ihm die Mittel zur Hand zu geben, sich an den Gegenständen seiner Verachtung zu rächen. Die Presse selbst hat sich zum Mitschuldigen der Unwissenheit des großen Haufens gemacht, und die Leidenschaften angefeuert, statt sie zu besänftigen.

Vor ungefähr einem halben Jahrhundert fand man keine bedeutende Schwierigkeit, sich Kadaver für die Amphitheater zu verschaffen. Deshalb gewann die Arznei- und Wundarzneikunde auch ein neues Leben und machte sehr schnelle Fortschritte. Aber plötzlich im neunzehnten Jahrhundert scheinen die alten Vorurtheile stärker als je vorher zu erwachen, und man setzt sich dem Studium der Anatomie mit offener Gewalt entgegen. Mehrere skandalöse Auftritte haben deswegen zu Edinburg und Glasgow sich ereignet, und das Volk hat einige Ausgräber mit den Händen zerreissen wollen. Die Häuser der Aerzte, in denen die Zergliederungen statt fanden, sind erstürmt und bis auf den Grund geschleift worden.

Auf der Universität zu Edinburg befinden sich ungefähr siebenhundert Zöglinge, welche die Arzneikunde studiren, aber nicht zweihundert derselben haben zur Zergliederung kommen können. Die Schwierigkeit, sich Kadaver zu verschaffen, ist so groß, daß man sie aus Frankreich kommen läßt. Aber da dies Mittel lange nicht hinreichend ist, so muß man seine Zuflucht zur Ausgrabung nehmen. So lange die Gesetze den Chirurgen nicht andere Mittel darbieten, sich die zum Studium ihrer Wissenschaft nothwendigen Körper zu verschaffen, wird weder die Strenge der Richter, noch das Vorurtheil und die Rachsucht des Volks die Ausgrabungen verhindern. Was folgt nun daraus? — Es wird unmaßgeblich immer eine Menschenklasse geben, die sich ein Gewerbe daraus macht, das Gesetz zu verhöhnen. Diese Menschen werden nach wie vor unter dem Schutze der Finsterniß sich vereinigen, um ihren Raub, und zwar einen Raub der abscheulichsten Art, zu begehen, dessen Gewohnheit das Gemüth von Grund aus verdirbt, weil er alles menschliche Gefühl im Herzen erstickt. Was dabei noch am allerbedauernswürdigsten genannt werden kann, ist, daß Männer von wirklichem Talent, die einen der ehrenvollsten und der Gesellschaft nützlichsten Berufe ausüben, sich gezwungen sehen, mit jenen Elenden eine Art von Vertrag abzuschliessen, und durch das Gold, das sie ihnen geben, sie zu neuen Grabdiebstählen anzufeuern.

Die protestantischen Missionen in Afrika.

Die ersten Versuche, das Evangelium im westlichen Afrika zu verbreiten, wurden nach der Bildung der Kolonie von Sierra-Leona durch die vereinigten Missionsgesellschaften von London und Schottland gemacht. Sechs Missionäre reiseten 1797 nach diesen Gegenden ab, um das Wort des Herrn unter den Fulahs zu predigen; aber verschiedene Umstände, unter andern die Meinungsverschiedenheiten unter den Missionären selbst, und vorzüglich der Krieg, welcher zwischen den Fulahs und ihren Nachbarn ausgebrochen war, stellte sich der Ausführung ihrer Plane entgegen. Ein Einziger von ihnen, Namens Greig, blieb unter jenen Barbaren, und arbeitete so lange mit anscheinendem Erfolg im Weinberg des Herrn, bis er auf das Grausamste ermordet wurde. Sieben Männer, vom Stamm der Fulahs, besuchten ihn. Er nahm sie mit Güte auf, und verwendete den ganzen Abend dazu, sie in der christlichen Religion zu unterrichten. Drei derselben, die von Allem, was er ihnen gesagt hatte, sehr durchdrungen zu sein schienen, erbaten sich die Erlaubniß, unter seinem Dache über Nacht zu bleiben, und erhielten sie ohne weiters. Als der Missionär ruhig eingeschlafen war, nahm der Eine dieser abscheulichen

Menſchen ein Raſiermeſſer, das ihm Greig geſchenkt hatte, und verſuchte, ihm die Gurgel zu durchſchneiden. Dieſer wehrte ſich zwar, aber der Mörder ergriff eine Axt, ſchlug ihm damit mehrmals auf den Kopf und ſchnitt ihm endlich, auf eine wirklich ſchauderhafte Weiſe, den Hals ab. Nach dieſer That plünderten die Ungeheuer das Haus rein aus, und machten ſich auf und davon. So endeten die erſten Verſuche der Miſſionen in Afrika.

Aber die chriſtliche Liebe, die Alles hofft, die Alles erduldet, veranlaßte ſpäterhin neue Verſuche, und ſie wurden von größern Erfolgen gekrönt. Die kurz vorher gegründete Geſellſchaft der engliſchen Kirche beſchloß 1804, Stationen in demſelben Lande zu ſtiften, und da ſich keine engliſchen Miſſionäre dazu melden wollten, ſo ſchickte man zwei Deutſche, Renner und Hartwig, die der Geſellſchaft durch das zu Berlin, unter der Leitung des berühmten Jänicke beſtehende Inſtitut zur Unterrichtung der Miſſionäre, zugeſendet worden waren, nach Sierra-Leona. Seitdem hat ſich der Wirkungskreis der Geſellſchaft in jenen Gegenden immer erweitert, neue Miſſionäre ſind beſtändig dahin abgegangen, und ob der Tod bereits mehrere derſelben hinweggerafft hat, ſo hat die Kolonie von Sierra-Leona in unſern Tagen dennoch, in religiöſer und philanthropiſcher Beziehung, eine Wichtigkeit erlangt, die der Aufmerkſamkeit der ganzen chriſtlichen Welt würdig iſt. Sie enthält ſechszehn kleine Städte oder Dörfer, mit einer Bevölkerung von 18,000 Negern, von denen 13,000 den Sklavenſchiffen durch die engliſchen Kreuzer abgenommen worden ſind, welche ſich in der Nähe der Kolonie befinden, um dieſen abſcheulichen Traffk zu verhindern.

Ueberall zu Sierra-Leona wird der göttliche Segen ſichtbar, am meiſten aber zu Regents-Town, eine der vorzüglichſten Städte. Die erſte Niederlaſſung der freierklärten Neger fand 1813 dort ſtatt. Die Geſellſchaft ſendete den Miſſionär Johnſon dahin, um das Evangelium unter ihnen zu predigen. Die Bevölkerung, welche er fand, ſtammte urſprünglich von zweiundzwanzig an Sprache, Sitten und Gebräuchen durchaus verſchiedenen Völkern ab. Von der Sklavenkette befreit, waren ſie ohne irgend ein anderes Verbindungsmittel unter ſich, als eine kleine Zahl engliſcher Worte und Phraſen, die ſie behalten hatten. Sie lebten in beſtändigem Streit und in faſt unaufhörlicher Feindſeligkeit. Gab man ihnen Kleider, ſo warfen ſie ſie fort, oder verkauften ſie. Ohne die geringſte Idee von den Banden der Ehe, überlieſſen ſie ſich den abſcheulichſten Ausſchweifungen, und wurden von den entſetzlichſten Krankheiten befallen. Täglich ſtarben Mehrere, und die Zahl der Geburten war in den erſten Jahren ſo gering, daß man nur eine auf 1100 Individuen rechnen konnte. Ein unbeſchreiblicher, tief eingewurzelter Aberglaube war bei Allen vorherrſchend. Sie erbauten eine große Menge Kapellen zu Ehren des böſen Geiſtes; man konnte ſie niemals überreden, das Land zu bebauen, und Einige, die man durch Belohnungen dazu vermocht hatte, mußten bald darauf verzichten, weil ihre Nachbarn die beſäeten Felder wieder verwüſteten. Die Meiſten irrten in Wäldern umher, lebten von Wurzeln, und zeigten ſich nur, um zu plündern. Die Eboitenneger waren die ausſchweifendſten von allen. Das war der Zuſtand der Kolonie zu jener Zeit. Je mehr er mit dem Anblick, den ſie gegenwärtig darbietet, kontraſtirt, um ſo mehr macht er auch die Allgewalt des Evangeliums fühlbar, deſſen Einführung alle die Veränderungen bewerkſtelligt hat, die bis jetzt ſtattgefunden haben.

Die Neger ſind jetzt ziviliſirt. Sie führen ein ruhiges und arbeitſames Leben und beſuchen den Gottesdienſt. Mehrere von ihnen werden bereits zum hl. Abendmal zugelaſſen, die meiſten führen ein wahrhaft chriſtliches Leben. Regents-Town iſt von ihnen regelmäßig erbaut worden. Es hat neunzehn Straßen, und die Wege in der ganzen Umgegend ſind ſehr gut unterhalten. Unter den einfachen Wohnungen der Neger zeichnen ſich eine große und ſchöne Kirche, ein Stadthaus, eine Pfarrwohnung, ein Spital, mehrere Schulen, öffentliche Magazine, alle aus Steinen erbaut, aus. Die meiſten Koloniſten treiben Ackerbau, und man findet auf den Märkten die ſchönſten Früchte der heißen Zone. Alle Handwerke ſind in vollem Gange, die Neger ſind eben ſo anſtändig als die Weiſſen gekleidet, und die meiſten Negerweiber und Mädchen machen ſich ihre Kleider ſelbſt. Man hört keinen Fluch, keine Läſterung von ihnen. Die Verheiratheten führen ein ſehr regelmäßiges Leben. Eine große Menge Kinder beſucht die Schulen.

Die glücklichen, moraliſchen und intellektuellen Geiſtesanlagen ſehr vieler Zöglinge haben der Geſellſchaft der engliſchen Kirche die Idee gegeben, unter dem Namen, „chriſtliches Inſtitut“, ein Seminarium zu bilden, in welchem die jungen Eingebornen für den Dienſt der Miſſionen vorbereitet werden können. Dieſe zuerſt zu Leicester geſtiftete Anſtalt wurde ſpäter nach Regents-Town verlegt. Es befinden ſich bereits mehrere Zöglinge zwiſchen zwölf und achtzehn Jahren darin. Mehrere, die dieſe Anſtalt verlaſſen haben, bahnen ſchon den Miſſionairen den Weg zu den Völkern im Innern Afrika's. Sie überbringen ihnen die erſten Elemente der Ziviliſation, und machen ſie zur Annahme des Evangeliums geneigt. Man ſucht auch in demſelben Inſtitut alle literariſchen Mittel zu vereinigen, deren man bedarf, um die hl. Schrift

in denen bei den Kindern Hams gebräuchlichen Sprachen zu überſetzen.

Eine Niederlaſſung iſt ebenfalls zu Bathurſt, auf der S. Marieninſel, an der Mündung der Gambia, nördlich von Sierra-Leona, gegründet, und mit ungefähr 2000 Negern bevölkert worden. Die Eingebornen ſind alle Mahomedaner. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Inſel ein ſehr intereſſanter Punkt für den Handel werden dürfte. Die Quäker haben auch eine Niederlaſſung zu Birkow, einer Stadt im Lande der Mondingos, am Kap S. Maria, ungefähr acht Meilen von Bathurſt, begründet. Zwei eingeborne Unterrichter, Mahmade und Sandane, befinden ſich durch ihre Sorgfalt, Einer zu Bathurſt, der Andere zwanzig Meilen davon, nahe am Gambiaſtrom. Dieſer Letztere vorzüglich iſt ſehr gewandt; er hält eine Schule und baut zugleich das Land. Zu Birkow iſt gleichfalls von einem jungen Neger eine Schule für beide Geſchlechter eröffnet worden.

Seit einigen Jahren leiſten mehrere der Eingebornen den Miſſionen die wichtigſten Dienſte. Mit einem Worte, ungeachtet der vielfachen Hinderniſſe, mit denen man noch immer zu kämpfen hat, und die entweder von den innern Kriegen, oder von Krankheiten herrühren, oder die noch Nachwehen des entſetzlichen Sklavenhandels ſind, hat man die größten Urſachen, zu hoffen, daß dieſe Unternehmungen auch künftighin einen geſegneten Erfolg haben werden.

Seit 1822 haben die Amerikaner eine Kolonie an der Mündung der Meſurada, ſüdlich von Sierra Leona, gegründet. Dieſe Kolonie iſt Liberia, deren Hauptſtadt zu Ehren des letzten Präſidenten der vereinigten Staaten Monrovia genannt wurde. Die Bevölkerung beſteht aus Afrika-Amerikanern und befreiten Negern. Man hat die erſten Schwierigkeiten beſiegt, und der Erfolg ſcheint die Erwartungen der Philanthropie und des chriſtlichen Eifers zu krönen.

Tagebuch eines engliſchen Kriegsgefangenen, u. ſ. w.

(Fortſetzung.)

Die zwei erſten Tage der Reſtauration.

31. März. Das Wetter war ſchön. T. kam um halb ſieben Uhr zu mir. Wir wendeten uns gegen die Barriere von Montmartre, die verſchloſſen war. Von da gingen wir zu der der Märtirer. Sie war offen und von einem Poſten der Nationalgarde bewacht. Wir gingen hinaus, und befanden uns inmitten der alliirten Armee. Das Gefühl, welches wir in dieſem Augenblicke, der uns aus einer eilfjährigen Gefangenſchaft befreite, empfanden, iſt unbeſchreiblich. Nahe an der Barriere war eine Truppe ruſſiſcher Muſikanten, die luſtige Märſche ſpielten. Einige Franzoſen, beiderlei Geſchlechts, hörten ſie ruhig an. Dicht daneben lagen mehrere Tags zuvor getödtete Pferde.

Wir ſtiegen nach Montmartre hinauf. Die Straſſen waren mit ruſſiſchen, preuſſiſchen und andern deutſchen Soldaten angefüllt; doch waren die erſten die zahlreichſten. Viele ſchliefen ganz ruhig; Andere kleideten ſich an, oder wichſten ihre Schnurbärte, oder raſirten ihre Kameraden. Die meiſten hatten einen Buchsbaumzweig auf ihren Mützen und ein Stück weiße Leinwand um den linken Arm. Dies letzte Zeichen war drei Wochen vorher angenommen worden, um den verſchiedenen Korps der alliirten Armee zum Kennzeichen zu dienen, weil die Verſchiedenheit der Uniformen bereits mehrfache Irrungen veranlaßt, und traurige Folgen gehabt hatte. Der oberſte Theil des Berges war ganz mit Soldaten überdeckt, und von allen Seiten ſahen wir die erlöſchenden Bivouakfeuer, um die eine große Menge leerer Flaſchen lagen.

Wir wurden von den ruhigen Mienen und dem Ausdruck der Sanftmuth in den Phyſionomien der Ruſſen betroffen. Obgleich wir die alleinigen Perſonen aus der Stadt waren, die es gewagt, bis nach Montmartre zu kommen, ſo ſchien uns doch Niemand zu bemerken. Nie hatte ich Menſchen mit größerm Intereſſe betrachtet. Ich verdankte ihnen meine Freiheit, ſie hatten ihr Vaterland gerächt und das europäiſche Feſtland gerettet (wenigſtens glaubte ich es damals).

Wir knüpften eine Unterhaltung mit einem ruſſiſchen Offizier von einem höhern Grade an. Als er erfuhr, daß wir engliſche Kriegsgefangene ſeien, wurde er ſehr zuvorkommend und gab uns intereſſante Mittheilungen über die alliirte Armee. Er ſagte uns, daß Napoleon noch St. Dizier marſchire, daß Winzingerode beauftragt ſei, ihn zu verfolgen, und daß, wenn er ſich wieder gegen Paris wenden wolle, Sacken, der ſich bei Meaux befinde, ihm den Marneübergang ſtreitig machen werde. Er fügte hinzu, daß man von der franzöſiſchen Armee nichts mehr zu befürchten habe, daß ſie in den letzten Unfällen faſt vernichtet worden ſei, und daß ſich der größte Theil ihrer Artillerie in den Händen der Alliirten befinde. Er bemühte ſich, uns glauben zu machen, daß der ganze Ruhm des Feldzugs den Ruſſen gehöre, und daß die Preuſſen nur ihres langen Unglücks wegen Intereſſe einzuflößen im Stande ſeien.

Später erfuhr ich durch den General Müffling, daß am 22. März die Koſacken zwiſchen Vitry-le-Français und Seſanne einen franzöſiſchen Kurrier aufgefangen hatten, der einen eigenhändigen Brief Napoleons an Marie Louiſe überbringen ſollte. Er

meldete ihr darin, daß er sich seinen Festungen nähern wolle, und daß er deshalb gegen St Dizier marschire. Dies letzte Wort, das man mit Recht als äusserst wichtig betrachtete, war so schlecht geschrieben, daß man zu seiner Entzifferung mehrere Stunden zubrachte. Blücher, der sich zu Fismes befand, erhielt noch an demselben Tage diesen Brief. Nachdem er ihn gelesen, übersendete er ihn der Kaiserin, und schrieb ihr dazu auf deutsch: daß, da sie die Tochter eines achtungswürdigen Fürsten, des Bundsgenossen seines Königs, sei, er es für seine Schuldigkeit halte, ihr den beigehenden Brief zu übersenden, was er auch mit allen übrigen thun werde, die, seiner Stellung nach, künftighin noch in seine Hände gerathen dürften.

Wir gingen auf der neuen Straße zurück, die, der ganzen Länge nach, mit gegen Paris gerichteten Kanonen besetzt war. Ich erfuhr ebenfalls durch den General Müffling, daß der Kaiser Alexander den Befehl gegeben, die Stadt zu beschiessen, wenn die Kapitulation nicht bis Mitternacht abgeschlossen sei. Aber als der General ihn fragte, ob man sie recht ordentlich anzünden müsse, entgegnete der Kaiser: „Nein, ich will sie nur erschrecken und ihnen zeigen, daß wir die Herren sind.“ Verschiedene Musikkorps spielten rechts und links vom Wege. Wir sahen einen russischen General in seiner Staatsuniform und von einem Adjutanten begleitet von Paris zur Höhe reiten.

Um ein Viertel auf eilf Uhr sahen wir auf dem Platze Ludwig XV. einige Nationalgardisten und etwa hundert Personen in bürgerlicher Kleidung, von denen zehn oder zwölf weiße Kokarden trugen. Wir fragten einen armen Greis, der statt der Kokarde nur ein kleines Stück weißer Leinwand an seinem Hut befestigt hatte, was das bedeuten solle? Er entgegnete, daß Ludwig XVIII. proklamirt worden sei, aber er wisse nicht durch wen. Einige von denen, welche die Kokarde aufgesteckt, schienen, der Art und Weise nach, mit welcher sie die Menge betrachteten, sagen zu wollen: „Das haben wir gethan. Hat Jemand etwas dagegen? Wo nicht, warum ahmt ihr uns nicht nach?“ — Bald darauf entstand ein Streit, ich weiß nicht warum, und mehrere der weißen Kokardenträger steckten ihre Wahrzeichen ganz leise in ihre Taschen.

Wir verliessen diesen Platz, und am Ende der königlichen Straße, bei den Boulevarts, sahen wir den Banquier Fingerlin und vier andere Personen zu Pferde, mit weißen Kokarden auf den Hütten. Sie begaben sich auf die Mairie des ersten Arrondissements, in der Vorstadt St. Honoré, wo sie ungefähr fünf Minuten lang blieben. Als sie wieder herauskamen, schrien sie: „Es lebe der König! Es lebe der Ludwig XVIII! Nieder mit dem Tirannen!“ Dies Geschrei wurde von Einigen aus dem großen Haufen und von mehrern Nationalgardisten wiederholt, die ihre dreifarbigen Kokarden abrissen, und sie mit Füßen traten. In demselben Augenblicke drängte sich eine andere Gruppe herbei. Eduard, Herzog von Fitz-James, in seiner Uniform als Nationalgardist, Thibaut von Montmorency, Gilet und Morfontaine führten die Bande an, schwenkten die mit weißen Kokarden versehenen Hüte und schrien: Es lebe der König! Es lebe Ludwig XVIII! Es leben die Bourbonen! Ich sah auch Ludwig von Chateaubriand allein und zu Pferde. Er schrie aus vollem Halse: Es lebe der König! Der Vater dieses jungen Mannes, der Bruder des Schriftstellers, war während der Revolution hingerichtet worden. Eine andere Gruppe von drei Personen, mit denen eine mit ein Paar Pistolen herumflankirte, vereinigte sich mit der ersten, die nun aus ungefähr zwölf Individuen bestehen mochte. Sie machten weiße Fahnen aus ihren Schnupftüchern, die sie an ihre Spazierstöcke banden. Unter ihnen bemerkte ich den Bruder des Fürsten von Benevent, Archambaud von Perigord und Maubreuil, der sein Kreuz der Ehrenlegion an den Schwanz seines Pferdes gebunden hatte. Sie zogen über die Boulevarts bis zur Montmartrestraße, und schrien beständig: Es lebe der König! Es leben die Bourbonen! Nieder mit dem Tirannen!

Viele Personen, die Zeugen dieser Szene waren, schienen nicht begreifen zu können, was das bedeuten solle; aber die meisten betrachteten das Alles mit der der größten Gleichgültigkeit. Einige äusserten Besorgniß für die Rechte Napoleons; Andere zuckten die Achseln und wendeten sich ab. Die allgemeine Kälte schien sich selbst eines Theils der handelnden Personen bemächtigt zu haben, die nur mit Mühe ihre Rolle durchzuführen vermochten. Bei alledem hörte ich nicht einmal den Schrei: Es lebe der Kaiser! Einige Offiziere der alliirten Armee ritten, entweder allein, oder von einem Soldaten begleitet, über die Boulevarts. Gegen Mittag vermehrte sich die Volksmenge. Man schien begierig zu sein, zu erfahren, welches der Ausgang der Sache sein werde. Die weiße Kokarde war nur in geringer Anzahl vorhanden. Die meisten waren von weißen Lumpen oder von Papier.

Um ein Viertel nach zwölf Uhr vernahm man die Trompeten der alliirten Armee, und bald zogen sie an uns vorüber. Nach der Musik kam die Kavallerie, die fünfzehn Mann neben einander marschirte. Die Offiziere ersuchten die Zuschauer sehr höflich, Platz zu machen. Sie sagten, daß der Kaiser Alexander auf einem Schimmel reite, und sich hinter dem dritten Regimente befände. Bald darauf erblickten wir eine prachtvolle Gruppe, die aus dem Kaiser von Rußland, dem König von Preussen, dem Fürsten von Schwarzenberg, dem Hetman Platow, dem General Müffling,

Lord Catheart, Lord Burgersh, Sir Charles Stewart und mehrern andern, alle mit glänzenden Uniformen bekleidet, und auf prächtigen Pferden reitend. Der Kaiser trug eine grüne Uniform mit goldenen Epauletten. Sein Hut hatte einen Federbusch, der einem Hahnenschweif nicht unähnlich war. Er lächelte mit vieler Grazie. Der Fürst von Schwarzenberg befand sich zu seiner Rechten. Ihm zur Linken war der König von Preussen, der ein blaues Kleid mit silbernen Epauletten trug. Er schien sehr ernst zu sein. Lord Catheart mit seiner rothen Uniform, und seinem kleinen flachen Hute, machte einen sonderbaren Kontrast mit den Andern. Sir Charles Stewart war mit Bändern, Sternen und Kreuzen überdeckt, und sein fantastischer Anzug war augenscheinlich aus allem dem zusammengesetzt, was ihm an den Uniformen der verschiedenen Armeen am meisten gefallen hatte.

Sobald die Souveraine erschienen, begann der Haufe der Zuschauer zu schreien: Es leben die Alliirten! Es leben unsere Befreier! Nieder mit dem Tirannen! Es leben die Bourbonen! Der Kaiser Alexander schien diesen letzten Ruf nicht zu bemerken. Einige Offiziere antworteten: Es lebe der Friede!

Dieser militärische Pomp übertraf durch seine Pracht alle meine Erwartungen. Es dauerte vier Stunden, bevor die Truppen vorüberdefilirt waren. Ich schätzte ihre Zahl auf 45.000 Mann. Sie waren durchaus sehr reinlich, gesund und gut gekleidet. Der Karakter ihrer Physionomien deutete auf eine auffallende Weise die verschiedenen Nationen, denen sie angehörten, und die sich zu dieser ausserordentlichen Szene auf einem Punkte vereinigt zu haben schienen. Die Helme der Kavallerie waren von sehr verschiedenartigen Formen; einige waren denen der Griechen und Römer ähnlich. Die Präzision, mit welcher die Infanterie marschirte, wurde allgemein bewundert. Viele Russen trugen die Medaille von 1812; fast alle Offiziere hatten mehrere Orden. Mehrere Zuschauer riefen, als sie die große Zahl der Truppen sahen: „Wie sehr hat man uns betrogen!“ Ganz zuletzt kam noch eine große Menge Pferde, die von sehr übelgekleideten Bedienten geführt wurden, so wie eine große Menge ausserordentlich schmutziger Reisekutschen. In einigen befanden sich verwundete Offiziere, aber die meisten waren leer.

Der Großfürst Konstantin trennte sich bei der Magdalenenkirche vom Kaiser, und stellte sich seitwärts auf den Boulevart, um die Truppen vorüber marschiren zu sehen. Er unterhielt sich vertraulich mit Gontaut und einigen andern Personen, die sich ihm genähert hatten. Er nannte ihnen die Regimenter, und bezeichnete ihnen ein russisches Korps, in dem sich viele Muselmänner befanden. Dies, sagte er, indem er auf ein anderes deutete, hat sich ganz vortrefflich bei Pantin geschlagen, und war auf dem Punkte mit Gewalt in Paris einzudringen. Darauf kam ein anderes, das nach den französischen Bulletins gänzlich vernichtet sein sollte. Sie sehen, sagte mit einem sardonischen Lächeln, daß die Todten doch manchmal wiederkommen können. Er winkte einem General, sich zu nahen, und sagte: Das ist der Held, der Vandamme geschlagen hat. Dieser verbeugte sich und erröthete.

Die Einfachheit des Benehmens des Großfürsten gab einem Menschen aus der untern Volksklasse den Muth, ihn zu fragen: ob es wahr sei, daß Vandamme sich in Siberien befinde? „Nein, er ist zu Moskau,“ entgegnete er. Ein Anderer fragte: ob Moreau wirklich todt sei? Er bezeugte sein Erstaunen, daß man daran zweifle. Er ersuchte die Menge, die sich immer mehr um ihn drängte, etwas zurückzutreten, um nicht unter die Pferde zu kommen. Das Volk war von seinem Benehmen bezaubert, und äusserte laut seinen Unwillen gegen die kaiserliche Regierung, die so viele Lügen über die Alliirten verbreitet hatte. Der Großfürst reichte mehrern Offizieren die Hand. Diese küßten dagegen mit Ehrfurcht eine goldene Medaille, die auf seiner Brust hing, und auf welcher sich das Bild des Kaisers Alexander befand. Er lächelte und nickte mehrern Soldaten zu, die durch die allerlächerlichste Grimasse von der Welt ihre Freude und ihren Stolz über diese Auszeichnung bewiesen.

Sosthènes de la Rochefoucauld nahete sich und sprach einige Augenblicke mit ihm; aber er hörte ihn mit großer Gleichgültigkeit und auffallender Kälte an, worauf er sich mit nicht geringer Verwirrung zurückzog. Ich erfuhr später, daß er an die Statüe Napoleons, auf der Siegessäule des Vendomeplatzes, habe Stricke befestigen lassen, um sie herabzustürzen, und daß er sich zum Großfürsten begeben, um ihn davon zu benachrichtigen, und um einige Soldaten zur Unterstützung seines Unternehmens zu begehren, worauf er aber zur Antwort erhielt, daß man dazu sich nicht hergeben könne.

Der Großfürst schien eine große Wichtigkeit auf die kleinsten, die Uniform betreffenden, Gegenstände zu legen. War ein Säbelband nicht fest genug geschürzt, hing etwas zu hoch oder zu niedrig, so bemerkte er es auf der Stelle. Als sich sein Kürassierregiment nahete, stellte er sich an die Spitze desselben und begab sich nach den elisäischen Feldern, zu seinem Bruder und dem König von Preussen. Er ist groß, stark und wohlgebaut; aber sein Gesicht ist kaum von menschlicher Gestalt. Er ist sehr kurzsichtig, und wenn er etwas betrachtet, macht er die Augen, die von ungeheuer dicken, blonden Augenbraunen bedeckt werden, ganz zu. Seine Stimme ist stark und rauh, sein

Lächeln angenehm, aber sardonisch, seine Manieren sind heftig und militärisch. — Gontaut gab mir ein Stück weißes Band, um es im Knopfloch zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Oden von Kalvos und einige Dichtungen Chrestopulos.

Kalvos hat bereits eine Sammlung neugriechischer Nationaloden über den Ruhm und das Unglück Griechenlands, seines Vaterlandes, herausgegeben. Seine neuen Oden haben dasselbe Anziehende, dasselbe Fremdartige und selbst Befremdende der ältern. Er schreibt seine Sprache mit Grazie und Reinheit, sein Styl ist einfach, selbst wenn hin und wieder etwas Unordnung und Emphase vorherrschend wird; oft ist er gedrängt und kräftig. Aber der junge jonische Dichter scheint nicht genug über das, was er sagen will, nachzudenken, deshalb sind seine Ideen manchmal verworren und unklar. Seine Oden bilden ein gewisses Mittelding zwischen den Gesängen Pindars und den italienischen Improvisationen. Einige Strophen aus der Ode, betitelt: „die Brander", die längste und, unserer Meinung nach, die beste von Allen (mit der Vision), werden am ersten den Lesern die Eigenschaften und die Mängel des Dichters bemerkbar machen:

Grüne, balsamüberwehte Inseln des ägeischen Meers! glückliche Eilande! wo Manierkeit und Freude immer wohnten ....

Was ist aus euern entzückenden Jungfrauen geworden, deren Seele nur eine Flamme, deren Lippen frisch wie die Rose, deren Busen weiß wie die reinste Milch war? ....

In euern fruchtbaren Gärten blühen Lilien und Basilien umsonst; sie sind verödet, und keine sorgsame Hand benetzt euch mit klarem, erquickendem Wasser.

. . . . . .

Entsetzliches, betrübendes Schauspiel, das rings um mich herrscht! — Was sind das für blutige Leiber, die auf den Fluthen schwimmen? Was sind das für verstümmelte Köpfe? ....

Morgenstrahl der Sonne! warum erscheinst du? Will der Blick der Himmelsbewohner an dem Blutbade der Mörder sich weiden?

Schöpfer des Weltalls! Vater der unglückseligen Sterblichen! Wenn du den Untergang unserer ganzen Nation willst, wenn du es befiehlst:

Meine Knie beugen sich vor dir, mein stolzes Haupt, das sich aufrecht vor den Königen hielt, küßt jetzt den Staub.

Zu deinen Füßen haben sich ehrfurchtsvoll alle Hellenen hingeworfen; gebeut, und wenn es dein Wille ist, so schleudere auf uns das Feuer deines Zorns.

Aber du bist allbarmherzig, und ich rufe dich an zu unserer Hilfe. Ich sehe, ich sehe auf dem Meere die Flotte der barbarischen Muselmänner einherfliegen.

Sieh, wie die Sonne ihre Segel vergoldet! Sieh, wie die Wellen glänzen und die Blitze der Schwerter spiegeln!

Das Geräusch von zehntausend Zymbalen entbrauset den schwankenden Schiffen und hallt in den Lüften wieder. Und mitten aus diesem verworrenen Tumult werden barbarische und wilde Gesänge vernehmbar:

„Unsere Schwerter triefen von unreinem Christenblut. Bevor sie erkalten, laßt sie uns in neuen Blutströmen waschen!

„Laßt uns unsere Hände in den Eingeweiden Derer wärmen, die Opfer darbringen auf den Altären des Kreuzes und Heiligenbilder anbeten."

. . . . . .

O Griechen! göttliche Seelen! die ihr in den größten Gefahren eine unermüdliche Energie und einen erhabenen Ursprung beweiset!

Warum erscheint Keiner von euch jetzt? Warum stürzt ihr nicht dort euch unter die Schiffe der Ottomannen, welche die Wellen durchschneiden?

Warum, warum versucht ihr es nicht, die kostbare Krone des unglücklichen Vaterlandes aus den Händen seiner feigen Mörder zu retten?

Ihre Menge ist zahlreich und schrecklich zu sehen, aber ein Grieche, ein Held kann sie zerstreuen.

Wer auf die unsterblichen Lorbeern des Ruhms begierig ist, wer noch glühende Thränen für sein Vaterland hat und eine muthvolle Seele zum Gefecht:

Er komme, dieser Held! — Aber schnell, wie der Kranich mit den langen Flügeln, sehe ich zwei schwarze und fürchterliche Schwärme erscheinen! ....

Das harmonische Geräusch der Instrumente verstummt. Die Gesänge der Agarinen mit ihren stolzen und beleidigenden Rhythmen verstummen.

Ich höre nur das Brausen des Windes, der, Masten und Tauwerk bewegend, gewaltsam pfeift.

Ich höre nur das Heulen des Meers, das groß, wie der Strom, sich an den Klippen bricht und um die feindlichen Schiffe murmelt.

Auf einmal Geschrei und Schrecken! .... Lärm und Verwirrung erheben sich von allen Seiten, und Segel ohne Zahl bereiten sich zur Flucht ...

Die Furcht macht das Meer schmal und schwierig. Ein Schiff stürzt auf ein anderes Schiff und zerbricht es. Die Matrosen rollen unter den Wellen ...

O, wie vor meinen Blicken diese zahlreiche Flotte so plötzlich vernichtet ist! Ich entdecke jetzt nur Flammen und Rauchwolken, die den Himmel berühren.

Aber der Feuersbrunst des Meers entronnen, sehe

ich die beiden wunderbaren Boote mit den ſchwarzen und ſchrecklichen Vordertheilen wieder erſcheinen.

Sie fliegen, ſie entfernen ſich, und, im entfernten Horizont verloren, werden ſie unſichtbar. Sie ſangen, ſich ſchaukelnd, Triumphhymnen, und die Welt vernahm ſie....

Kanaris!.... und die Stimme der Erde antwortete: Kanaris! ... und vielleicht wird das Echo der Jahrhunderte immer wiederholen: Kanaris!...."

Die Auswahl der Poeſien Chreſtopulos, eines der berühmteſten neugriechiſchen Dichter, ſind von Kalvos ſeinen Oden beigefügt worden. Unglücklicherweiſe hat er über denſelben keine nähern Nachrichten geben können, weder wo er geboren iſt, noch ob er jetzt noch lebt, und ob ernſtere und vielleicht traurigere Geſänge ſeinen Liebesbriefen und Tiſchgeſängen, jenen flüchtigen Verſuchen einer Paraſitenmuſe der Großen und Höfe der Schönheit, nachgefolgt ſind. Chreſtopulo erinnert oft an Anakreon, und die beiden nachfolgenden kleinen Dichtungen würden nicht die Sammlung des Greiſen von Teos verunzieren. Es iſt dieſelbe reizende Einfachheit, dasſelbe ſüße Koſen, das Herz und Geiſt zugleich anzieht und gewinnt:

VI.

„Glänzende Aurora mit dem blonden Haarſchmuck! wo kommſt du her, o mein Liebchen? warum erſcheinſt du ſo zeitig ſtrahlend am Horizont? Die Welt iſt noch in den Armen der Ruhe, und die luſtigen Hähne haben kaum ihre frühe Stimme vernehmen laſſen. Was iſt dir heute begegnet, daß du ſo zeitig erſcheinſt? Was iſt geſchehen, daß du ſo bald erwacht, ſo bald gekommen biſt? Ach ja, dein Gemahl iſt vom Alter geſchwächt, und du verläſſeſt ihn für andere Eroberungen. Aber ich und meine Vielgeliebte, wir ſind noch jung und leben mit Entzücken in der Wolluſt der Zärtlichkeit.

VII.

Schwebe, meine Nachtigall! längs dem Ufer des Meers, ſchwebe und geh' in Frieden meine Vielgeliebte zu finden, die du kennſt.

Wenn du ſie gefunden und betrachtet haſt, beginn leiſe, leiſe und mit Grazie zu ſingen, damit ſie ſich neige, um dich zu nehmen.

Fragt ſie dich, wer du biſt und wer von der Oelbauminſel dich ſendet, ſo ſage ihr: Ich bin ein kleines Geſchenk, ein Bote, der dir Seufzer überbringt.

Sage ihr: Mein Herr ſendet mich hieher, um zu weinen, um dir ſeine Leiden vorzuſingen und mit ſüßer Melodie ſie dir zu erzählen.

Und alsdann neige dich ergeben und mit Zärtlichkeit, beſchwöre ſie bei ihren Reizen, dich auf ihrem Buſen zu wiegen.

O meine kleine Nachtigall! ich verſpüre Beſorgniſſe, die ich dir entdecken muß. Wirſt du mir treu bleiben? Wirſt du mich nicht verrathen in dem Garten, den du betreten wirſt?

Aber ich ſage es dir unverhohlen, und ich gebiete es dir aufs ſtrengſte, wage niemals, nein niemals, ihre Reize zu liebkoſen; denn ſollteſt du es wagen, ſo würde ich dich eben ſo beſtrafen, wie Tereа ſeine junge Schweſter. Erinnere dich deſſen."

Häckerling.

Während Napoleon 1811 ſich in Amſterdam befand, ließ er ſeine Umgebung das erſte Zeichen ſeiner Abneigung gegen den Kaiſer Alexander bemerken. In einem Kabinete der von der Kaiſerin Maria Louiſe eingenommenen Wohnung befand ſich auf einem Fortepiano eine ſehr ähnliche kleine Marmorbüſte des Autokrators. Ueberall, wo Napoleon ſich aufhielt, hatte er die Gewohnheit, ſelbſt eine Inſpektion der Gemächer ſeiner Gemahlin vorzunehmen. So bemerkte er auch hier jene Büſte, ergriff ſie haſtig, ſteckte ſie unter den Arm und ſagte: „konfiscirt." Sodann ſetzte er ſeinen Umgang fort und unterhielt ſich mit einigen Frauen, die eben gegenwärtig waren. Aber während dem Geſpräch vergaß er ſeine Beute und ließ ſie fallen. Eine Dame fing ſie auf, und fragte: was man damit thun ſolle? — „Alles, was Sie wollen," entgegnete er, „nur daß ſie mir nicht mehr vor die Augen kommt."

Nach einer Reiſe, die Herr von Narbonne durch mehrere Departements Frankreichs gemacht hatte, fragte ihn Napoleon: was man von ihm ſpreche? — Sire! entgegnete Jener, die Einen halten Sie für einen Gott und die Andern für einen Teufel; aber Alle ſtimmen darin überein, daß Sie mehr als ein Menſch ſind.

Der General Czerniſchef befand ſich 1811 als Oberſt einige Zeit lang zu Paris, wo er der Politik gänzlich fremd zu ſein ſchien. Er beſuchte die beſte Geſellſchaft und das Schauſpiel, machte den ſchönſten Frauen den Hof, und war ſelbſt der erklärte Anbeter einiger derſelben geweſen; mit einem Worte: er ſchien allein nur für den Taumel der Vergnügungen zu exiſtiren. Demungeachtet war er dem Polizeiminiſter verdächtig, und man vermuthete, daß ſein Aufenthalt zu Paris andere Beweggründe habe, als die, welche er ihnen öffentlich und faſt mit zu vielem Geräuſche gab. Man beobachtete ihn aufs Sorgfältigſte und erlangte endlich die Gewißheit, daß er häufige und geheime Zuſammenkünfte mit einem Unter-Bureauchef des Kriegsminiſteriums habe. Der Herzog von Rovigo benachrichtigte ſogleich den Herzog von Feltre davon, und

theilte ihm seinen Verdacht mit. Dieser suchte ihn jedoch zu beruhigen und sagte, daß er längst davon unterrichtet sei und die Ueberzeugung gewonnen habe, wie wenig gefährlich diese Bekanntschaft sei, da sie nur auf eine übereinstimmende Vorliebe der beiden bezeichneten Personen zur Musik beruhe. Der Polizeiminister ließ sich durch diese Beschwichtigung jedoch keineswegs beruhigen und gebot seinen Agenten vielmehr, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln, als der Oberst plötzlich eines Morgens aus Paris verschwunden war. Man nahm sogleich eine Durchsuchung seiner Wohnung vor. Bei der ersten Inspektion entdeckte man durchaus nichts; aber beim zweiten Besuche, der mit der schärfsten Umsichtigkeit vorgenommen wurde, fand man einige zerrissene Papiere in einer Ecke des Kamins, die nicht vom Feuer erreicht worden waren. Man versuchte sie zusammenzusetzen; aber alle Mühe blieb vergeblich, denn man vermochte nie irgend einen zusammenhängenden Sinn ihnen zu entnehmen. Indessen erkannte man doch so viel von den Schriftzügen, daß sie von der Hand jenes Unterchefs waren, auf den man schon früher Verdacht gehabe hatte. Es wurde eine Nachsuchung in seinem Bureau vorgenommen, und man erlangte bald die Gewißheit, daß der bereits im Voraus entworfene Plan des russischen Feldzuges, der Zustand der französischen Streitkräfte und finanziellen Mittel dem russischen Oberst verrathen worden seien. Der Befehl wurde sogleich ertheilt, ihn zu arretiren und durch den Telegraphen überall hin verordnet; aber bevor diese Nachricht nach Mainz gelangte, war Czernischef bereits über die französische Grenze hinweg und in Sicherheit. Man glaubt allgemein, daß der Herzog von Feltre Kenntniß von seinem Auftrage gehabt und ihn heimlich begünstigt habe.

Zu den Widersachern Sheridans, während seiner politischen Laufbahn und seinen glänzendsten Erfolgen im Parlament, gehörte auch ein gewisser Tooke, dem es weder an Bosheit noch an treffendem Witz gebrach. Eines Tages, als Fox eben die Hustings verließ, und Sheridan, um das Volk zu bearbeiten, ihn ersetzte, sagte sein giftiger Gegner: daß die hochverehrten Gentlemen auf eben dieselbe Weise zu Werke schritten, wie die Marktschreier, die, wenn der Herr sich müde geschrien, ihren Hanswursten die Sorge überließen, den Pöbel zu ergötzen.

Derselbe Tooke kam an einem Montag Morgen auf die Hustings, und wurde von einem Anhänger seines Gegners auf folgende Weise begrüßt: „Willkommen, Meister Tooke! Sie kommen heute eben zur rechten Zeit; denn die ganze Kanaille steht zu Ihrem Befehl.“ — Es freuet mich, entgegnete der Angeredete mit einer Verbeugung, dies von so guter Quelle zu vernehmen.

Sheridan hielt seine erste Parlamentsrede am 20. November 1780 und fragte gleich darauf seinen vertrauten Freund Woodfall: was er davon halte? — Es thut mir leid, antwortete dieser, dir sagen zu müssen, daß du nicht auf deinem rechten Platze stehst, und daß du besser daran gethan haben würdest, deinem ersten Berufe (als Schauspieldichter) zu folgen, als dich auf die glatte und gefährliche Bühne der politischen Debatten zu wagen. Sheridan, über diese Zurechtweisung nicht wenig bestürzt, blieb einige Augenblicke sprachlos und versteinert stehen, sodann fuhr er plötzlich auf und rief mit starker Stimme: „Aber ich fühle doch, daß das dazu benöthigte Talent in mir ist, und bei Gott! es muß, es muß heraus!“

Der Graf Redon stand eines Tages ganz dicht neben dem Grafen N. in einem Saale der Tuilerien, und erhielt von diesem einen vertraulich sein sollenden Schlag auf die Schulter, nebst der Anrede: Guten Tag, Freund Redon! — Mein Herr! entgegnete er, ich bin Ihr Freund nicht, denn ich bin nur der Freund rechtschaffener Menschen. N. zog ein schiefes Gesicht; aber er entgegnete nichts. Napolean, dem man diese kleine Begebenheit hinterbrachte, sagte: So sind sie Alle, gebt ihnen einen Tritt in den Hintern, und sie bedanken sich noch zum schönsten dafür.

Historische Erinnerungen.

Ludwig XVI vor der Abreise nach Varennes.

Nachdem die Sitzung des Raths beendigt war, kam der König wieder zur Königin, und sagte zu ihr: „Es ist entschieden .....“ — Daß wir uns zur Armee begeben, nicht so? rief die Königin. „Nein!“ entgegnete Ludwig. Sein Blick war ruhig, demungeachtet erstarben die Worte auf seinen Lippen, und er brauchte einige Augenblicke der Erholung, um fortfahren zu können: „Es ist entschieden; ich gehe nach Paris!“

Bei diesen Worten stieß die Königin einen Schrei der Verzweiflung aus und sank in die Arme ihrer sie umgebenden Freunde. „Wir sind verloren,“ rief sie und vergoß einen Strom von Thränen; „wir sind verloren!“ Aber sie fürchtete in diesem Augenblick nichts für sich, sie sah nur die Gefahr, welcher der König sich preisgeben wollte. Sie eilte auf ihn zu, sie umarmte ihn mit Innigkeit und blieb einige Minuten an seinem Halse hangen.

„Ach!“ seufzte sie endlich: „was soll aus unsern Freunden, unsern getreuen Dienern werden?“

„Ich rathe ihnen,“ erwiederte der König, „Frankreich zu verlassen, und je früher sie es thun, je besser wird es für sie sein.“

Während dem erwarteten die Kinder von Frankreich, und viele Personen, die sich im persönlichen Dienste des Monarchen befanden, in den Gemächern des Palastes mit Angst den Befehl der Königin, aufzubrechen. Sie erhielten Gegenordre und Jeder zog sich mit dumpfem Schweigen zurück. Es war eine wirkliche Trauerspielszene. Die lautlose Niedergeschlagenheit der ganzen Versammlung wurde nur durch Seufzer und Thränen unterbrochen. Die Königin allein zeigte sich großherzig und erhaben. Sie hatte ihre erste Gemüthsbewegung bemeistert, und beschwor ihre Freunde, im Namen der Liebe oder Ergebenheit, die sie ihr und ihrem Gemahl beständig bewiesen, ohne Zögerung den Befehlen des Königs zu gehorchen, und sich in die grausame Trennung zu fügen. Sie bemerkte die Gardes-du-corps noch in Schlachtordnung aufgestellt, und die Abreise des Königs erwartend. Sie eilte mit großer Lebhaftigkeit ans Fenster, öffnete die beiden Flügel, und wollte diese treue Truppe anreden, um ihr zu empfehlen, für die Sicherheit ihres königlichen Gemahls zu wachen, als der Graf von Fersen sie davon verhinderte.

„Um Gotteswillen, Madam!“ schrie er; „Lassen Sie dem Volke nicht ahnen, daß es Ihnen das geringste Mißtrauen einflößt.“

Als der König zur Königin kam, um Abschied von ihr zu nehmen, so wie von seinen treuen Dienern, vermochte er nur ein Wort auszusprechen: „Adieu!“ Die Königin, die ihn vom Grafen von Estaing und von mehrern andern Personen begleitet sah, denen ihre neuen Grundsätze die Volksgunst erwarben, hatte noch genug Gewalt über sich, auch nicht eine Thräne zu vergiessen. Kaum aber hatten sie sich zurückgezogen, so verfiel sie in die heftigsten Nervenzuckungen. Endlich kam sie wieder zu sich, und begab sich sogleich in ihr Gemach, um dort die Rückkunft ihres Gemahls zu erwarten. Sie bat den Grafen von Fersen, ihn aufs Stadthaus zu begleiten. Sie wiederholte ihm zugleich mehrmals, daß, wenn man den König mit Gewalt in Paris zurückhalten wollte, er sich mit den fremden Gesandten verständigen möge, um wieder die völlige Freiheit des Monarchen zu erwirken. Dem erhaltenen Auftrage zufolge eilte der Graf sogleich nach Paris, wo er Zeuge der traurigen Begebenheiten dieses Tages war.

Er kam eben an, als man den König zwang, die dreifarbige Kokarde aus Bailly's Händen zu empfangen, und sie an seinen Hut zu befestigen. In demselben Augenblicke erhob sich, sowohl im Stadthause, als ausser demselben, das enthusiastische Geschrei: „Es lebe der König!“ Ludwig XVI war davon so gerührt, daß er, während einiger Augenblicke, nicht einziges Wort hervorzubringen vermochte. „Ich selbst“, fügte der Graf bei seiner Mittheilung über diese Szene hinzu, „war so sehr von der Wirkung ergriffen, welche der belohnende Empfang der Pariser auf den König, dessen Züge die Rührung aussprachen, die ein Vater nach langem häuslichen Leiden empfindet, hervorbrachte, daß ich mich, eine Minute lang, ganz der Freude überließ, welche diese, dem Anschein nach so vollkommene Versöhnung des Souverains und der Nation, mir verursachte. Aber dies Gemälde veränderte nichts in der künstlich bereiteten Rede Bailly's, des Maire von Paris, der es sich zur ersten Pflicht gemacht zu haben schien, den schon so heftig angeregten Monarchen noch mehr zu betrüben, indem er oft genug wiederholte: „daß das Prinzip der Souverainität allein im Volke enthalten sei.“ — Als ich die Königin am Morgen verließ, schien sie sich, so zu sagen, im Zustande wirklicher Geistesverwirrung zu befinden. Als ich sie am Abend wiedersah, an der Seite des Königs, von ihrer Familie, der Prinzessin Elisabeth und andern ausgezeichneten Personen umringt, glaubte ich eine Neuauferstandene zu erblicken. Das Gefühl ihres Glücks überstieg in diesem ersten Augenblicke Alles, was man sich nur denken kann.“

Der Graf von Fersen hatte wohl Recht, zu sagen: „In diesem ersten Augenblicke;“ denn das Glck der Königin war nur von sehr kurzer Dauer. Ihr Herz sollte, nach jener vorübergehenden Wonne, welche die Befreiung des Königs ihr verursachte, noch vielfältig bluten. Damals auch hatte sie ihre Busenfreundin, die Prinzessin von Polignac, zum letzten Male gesehen. Sie hatte sich kaum von ihrer gewaltigen Bewegung am Morgen erholt, als die Herzogin von Polignac, der Herzog, ihre Schwester und ihre ganze Familie abreisen mußte, ohne daß Maria Antoinette noch zuletzt ihre Freundin umarmen durfte. Es war spät, beinahe Mitternacht. In demselben Augenblick reiseten auch der Graf von Artois, der Prinz Condé und ihre Familien, der Prinz von Hessen-Darmstadt, und alle diejenigen, welche vom Verdacht des Volks betroffen wurden, ab.

Maria Antoinette bat den Grafen von Fersen, die Herzogin von Polignac in ihrem Namen zu besuchen. „Wie grausam ist das Schicksal der Königin, lieber Graf!“ sagte Ludwig XVI, der gehört, wie die Königin ihm diesen Auftrag gab. „Wir müssen unsere treuesten Diener entlassen und wir dürfen ihnen nicht einmal Lebewohl sagen, aus Besorgniß, ihre Existenz und die unserige zu kompromittiren.“

„Ha,“ sagte die Königin, „das fürchte ich eben. Ich zittere, daß wir von unsern Freunden vielleicht auf immer getrennt sind.“

Der Graf von Fersen sah die Herzogin noch einige Minuten vor ihrer Abreise. Der venezianische Ge-

sandte, Pisani, und er, halfen ihr auf den Kutscherſitz ſteigen. Sie war verkleidet. Ein Zufall mußte die Eigenliebe der geſtürzten Günſtlingin noch ganz beſonders kränken. Sie begegnete nämlich auf dem Wege ihrem größten Feind, Necker. Er kehrte im Triumph nach Paris zurück, wohin ihn das Geſchrei deſſelben Volks rief, das ihn und ſeine Familie bald darauf zur ſchnellen Flucht zwang. Necker ſchrieb dem Einfluß der Herzogin den Umſturz ſeiner erſten Operationen, ſeine Verabſchiedung und ſein kurzes Exil zu.

„Was mich betrifft," ſagte die Prinzeſſin von Lamballe, deren Memoiren wir dieſe Skizze entnehmen, „ſo halte ich dafür, daß es unüberlegt war, die Perſonen, die dem Throne am nächſten ſtanden, ſo ſchnell abreiſen zu laſſen. Iſt es wahrſcheinlich, daß, wenn die ganze königliche Familie geblieben wäre, der König und die Königin jener despotiſchen Bewachung unterzogen worden wären? Würde Vertrauen nicht durch Vertrauen vergolten worden ſein? Würde nicht endlich das Volk ſeinem Könige ſich wieder genähert haben?"

Italieniſche Literatur.

Memorie dell' academia di agricoltura, commercio ed arti di Verona. — Denkwürdigkeiten der Akademie des Ackerbaus, des Handels und der Künſte zu Verona. Bd. IX. und X. Verona, 1824. In 8.

Verona iſt ſeit langem als das Vaterland ausgezeichneter Literatoren bekannt, und vermag auch jetzt noch mehrere Männer darzuſtellen, die die Wiſſenſchaften mit Erfolg kultiviren. Einen neuen Beweis geben die beiden vorliegenden Bände. Im erſten iſt eine Rede des Grafen Betti, die er bei Eröffnung der Akademie gehalten. Sodann folgt die Geſchichte dieſer Akademie von 1810—1823, geſchrieben von Criſtiani, Zoppi und Scopoli. Die vorhergehenden Bände enthalten dieſe Geſchichte ſeit 1788, wo die Akademie gegründet wurde. Der zweite Band enthält meteorologiſche, mediziniſche und landwirthſchaftliche Beobachtungen, begonnen von Mayer, Brunelli, Barbieri und Pollini, deren Namen in den Naturwiſſenſchaften bekannt genug ſind, fortgeſetzt.

Memorie e documenti per servire all' istoria del ducato di Lucca. — Denkwürdigkeiten und Aktenſtücke zur Geſchichte des Herzogthums Lucca. Lucca, 1825. Bei F. Bertini. In 4.

Mehrere Gelehrte haben unter ſich die Bearbeitung dieſes Stoffs vertheilt. Ciunnetti hat die bürgerliche Geſchichte behandelt, Bertini die der Kirche, Figliotti die der Geſetzgebung, Trenta die der ſchönen Künſte, Frediani die des Handels, Lucheſini die des Ackerbaus, Vini die der Münzen und der Marquis Lucheſini die der Literatur deſſelben Landes. Welcher Vortheil für Italien, wenn unterrichtete Männer in jeder Provinz ein ſolches Beiſpiel befolgen, und auf dieſe Weiſe die zu einer allgemeinen Geſchichte ihres gemeinſchaftlichen Vaterlandes nothwendigen Elemente zuſammentragen wollten.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

— Die Bevölkerung von Amerika, nach den ſicherſten Schätzungen, iſt folgende: Unabhängige Staaten: Nordamerikaniſche Freiſtaaten 10,320,000 Seelen, Mexiko 6,765,000, Columbia 3,141,600, la Plata 2,082,000, Peru 1,900,000, Guatamala 1,300,000, Chili 1,030,000, Braſilien 5,100,000, Haiti 940,000, Araukanier 400,000. — Engliſche Kolonien 1,839,800, ſpaniſche Kolonien 780,100, franzöſiſche 231,800, holländiſche 93,100, däniſche 46,300, ſchwediſche 18,000, ruſſiſche 59,500. Unziviliſirte Länder: Guyana 50,000, Patagonien 118,000, Feuerland 2000. Im Ganzen 36,550,200 Seelen.

— Im Königreich Hannover wurden 1825 geboren 53,850 Individuen. Es ſtarben 32,248, folglich Vermehrung 21,602. Die auſſerehelichen Kinder ſind wie 1 zu 12.

— Kiung-Pao, erſter Miniſter des Kaiſers King-Long, war zugleich auch der erſte Philoſoph ſeiner Zeit. Sein Gebieter ſagte eines Tages zu ihm: „Sage mir, mein lieber Pao, wie benimmſt du dich gegen deine Feinde?" — Ich befolge nur den weiſen Rath meines verſtorbenen Vaters: ich bewache mein Betragen, laſſe meine Feinde in Ruhe, und ſo ahmen ſie endlich mein Beiſpiel nach. — „Man muß geſtehen, daß dein Benehmen erhaben, aber ſehr ſchwer in Ausführung zu bringen iſt, denn es gibt Beleidigungen, die man wohl nie verſchmerzen kann." — Es kann keine ſolchen Beleidigungen geben, weil jede Beleidigung, an und für ſich individuell, nur einzelne Menſchen und nicht ganze Maſſen betrifft, folglich mehr die Eigenliebe eines Individuums, als das Intereſſe einer Korporation, verletzt. Jene Regel in Ausführung zu bringen wird daher nur denen ſchwer, die keinen feſten und klugen Willen haben.

— Ein gewiſſer Sneiwden, Bürger von London, hat ein Fuhrwerk ganz eigener Art erfunden. Zuerſt befinden ſich die Pferde nicht vor der Kutſche, ſondern in derſelben. Seine Equipage beſteht aus zwei Stockwerken. Im Rez-de-chaussée iſt eine Platteform mit einer Manege, die durch zwei Pferde in Bewegung geſetzt wird. Durch eingreifende Räder werden dadurch Achſe und Räder des Wagens herumgedreht, ſo daß er mit den Pferden im Innern fortrollt. Die Platteform wird auch noch zum Aufbewahren der Fourrage und des Reiſegepäcks gebraucht. Eine leichte Stiege führt zum zweiten Stock, der die Geſtalt eines Pavillons hat, in welchem ſich die Reiſenden befinden.

Aarau, im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 38. Dritter Jahrgang 1826. 20. September.

Historische Erinnerungen.

Eine Audienz Friedrichs II.

Insofern man nur irgend einigen Weltton, einige Erhabenheit der Ideen hat — sagt der Graf von Ségur in seinen „Memoiren“ — kann man ohne Verlegenheit mit einem Könige sprechen; aber man nahet sich immerhin nicht leicht ohne Besorgniß einem großen Manne. Zudem war Friedrich in seinem innern Leben ziemlich ungleich, oft zurückstoßend, mancherlei Vorurtheilen unterworfen, zur Spötterei geneigt, epigrammisch gegen die Franzosen, sehr anziehend für den Reisenden, den er zu begünstigen gesonnen, zurückstoßend und tiefverletzend gegen Denjenigen, dessen Name, Geberde u. s. w. ihm auf irgend ein Weise mißfallen hatte.

Glücklicherweise waren mir alle Umstände günstig. Er war übeln Humors gegen Rußland. Das Bündniß dieser Macht mit Oesterreich beunruhigte ihn. Er war erzürnt über das Tauschprojekt von Baiern, das von den beiden Kaiserhöfen in Vorschlag gebracht worden war; über die Gleichgültigkeit Englands, hinsichtlich der Uneinigkeiten zwischen den Holländern und dem Kaiser. Dagegen hatten ihm unsere Erfolge im amerikanischen Freiheitskrieg den Wunsch eingeflößt, wieder mit Frankreich anzuknüpfen und uns von Oesterreich zu trennen, eine Verbindung, die einige Zeit vorher gedrohet hatte, ihm höchst nachtheilig zu werden. Dem Allem zufolge war er sehr geneigt, die Franzosen wohl zu behandeln, und vorzüglich einen Minister gut aufzunehmen, der mit einer wichtigen Mission für den Norden beauftragt war.

Niemand hat es je besser verstanden, wechselweis der Eigenliebe seines Nächsten zu schmeicheln, oder sie zu quälen, wie Friedrich der Zweite. Voltaire hat darin eine doppelte Probe bestanden; er fühlte bald die Sammettatze der Katze, bald die Kralle des Löwen. Der allgemein bekannte Karakter des Königs machte es Walpole leicht, den armen J. J. Rousseau zu mystifiziren, indem er ihm einen vorgeblichen Brief dieses Monarchen zusendete, der sich mit folgenden Worten endigte: „Wenn alle die Vortheile, die ich Ihnen in Vorschlag bringe, Ihnen noch nicht genügend sein sollten, und Ihre Einbildungskraft durchaus berühmter Unglücksfälle bedarf, so wissen Sie, ich bin König, und ich werde Sie daran gewiß nicht Mangel leiden lassen.“

Im Anfang des siebenjährigen Krieges benachrichtigte ihn der englische Gesandte, der sich damals an seinem Hofe befand, und den er seines Geistes und seiner Unterhaltung wegen auszeichnete, daß der Herzog von Richelieu, an der Spitze einer französischen Armee, sich der Insel Minorka und des Forts von S. Philipp bemächtigt habe. „Diese Nachricht ist traurig,“ fügte er hinzu, „aber sie entmuthigt uns nicht. Wir beschleunigen unsere neue Rüstung, und Alles läßt uns hoffen, daß wir diesen Verlust, mit Gottes Hilfe, in einen schnellen Gewinn umgestalten werden.“ — „Mit Gottes Hilfe!“ rief Friedrich in einem Tone, in welchem sich Spott mit Unwillen zu paaren schien. „Ich habe nicht geglaubt, daß Er zu Euern Bundesgenossen ge-

höre." — Der Gesandte erwiederte schnell, indem er auf die englischen Subsidien anspielte, die der König erhielt: „Dennoch ist es der Einzige, der uns nichts kostet." — „Deshalb seht Ihr auch, was er Euch für Euer Geld gibt!" erwiderte Friedrich.

Oft fand er großes Gefallen daran, die Personen, mit denen er sich unterhielt, in Verlegenheit zu sehen, indem er eine wenig verbindliche und überraschende Frage an sie richtete. Aber eben so wenig wurde er auch über eine witzige Antwort böse, selbst wenn er davon betroffen wurde. Eines Tags sagte er zu seinem Leibarzt: „Frei heraus, Doktor! wie viel Menschen hat Er in Seinem Leben umgebracht?" — „Richtig gezählt: dreimalhunderttausend weniger, als Eure Majestät," entgegnete dieser.

Als ihm der Marquis von Lucchesini, ein sehr geistreicher Italiener, den er nachher zu seinem Vertrauten erhob, und den sein Nachfolger zum Minister machte, vorgestellt wurde, redete er ihn folgendermaßen an: „Sieht man, mein Herr! noch viele italienische Marquis herumvagabundiren, und an allen Höfen das Spionenhandwerk treiben?" — „Sire!" entgegnete Lucchesini, „man wird deren vielleicht so lange sehen, als sich deutsche Fürsten finden, die armselig genug sind, mit ihren Orden Menschen zu schmücken, die sie mit so entehrenden Rollen beauftragen." Er bezog sich nämlich auf einen italienischen Spion, dem ein deutscher Monarch den Orden vom goldenen Vließ verliehen hatte. Friedrich betrachtete ihn einige Sekunden wie bestürzt, und zeichnete ihn von diesem Augenblicke an besonders aus.

Niemand belohnte besser große Verdienste, aber Niemand verspottete auch mehr die Eitelkeit Derjenigen, die entweder durch ihre Geburt oder durch Gunst einen hohen Rang einnahmen. „Eine ansteckende Krankheit," schrieb er an einen seiner Vertrauten, „eine traurige Folge des Kriegs, verheerte Breslau. 120 Personen wurden täglich begraben. Eine große Dame sagte bei dieser Gelegenheit: Gott sei Dank! die hohe Klasse bleibt verschont; nur das Volk allein stirbt. — Das ist der Gedanke aller Menschen, die irgend ein Amt bekleiden, und die aus besserm Teig geknetet zu sein glauben, als das Volk, das sie unterdrücken. So ist es jederzeit gewesen. Der Gang der großen Monarchien ist derselbe. Nur Diejenigen, die von der Unterdrückung betroffen worden sind, kennen und verabscheuen sie. Die Glückskinder, die sich im beständigen Wohlergehen verhärtet haben, denken, daß die Beschwerden des Volks Uebertreibung, die Ungerechtigkeiten Mißgriffe seien, und wenn nur die erste Springfeder noch einige Kraft behält, so bekümmern sie sich um alles Uebrige wenig oder nicht."

Man begreift sehr leicht, welchen Eindruck auf einen jungen Anfänger in der diplomatischen Laufbahn die erste Audienz eines solchen Monarchen machen mußte. Ich wußte außerdem, daß, ungeachtet seiner natürlichen Neigung für die Franzosen, er sie für eben so leichtsinnig als unbeständig hielt, ein Irrthum, den die finstern Szenen des tragischen Drama's der Revolution noch jetzt nicht ganz zernichten konnten. Er wiederholte oft eine Aeußerung des geistreichen Marquis d'Argens, den er seiner Vertraulichkeit würdigte. Der König hatte einsmals, um die Unterhaltung bei Tische ungezwungener zu machen, eine vollkommene Vertraulichkeit erlaubt. Er fragte also die Tischgenossen der Reihe nach: was sie an seiner Stelle thun würden? Einige wollten diese oder jene Eroberung machen, Andere diese oder jene Reformen oder Institutionen. „Und Sie, Marquis? Sie sagen kein Wort?" fragte der König. „Ich, Sire!" entgegnete dieser, „meiner Treu! ich wüßte nichts besseres zu thun, als mein Königreich zu versteigern, ein hübsches Landgut in Frankreich zu kaufen, und das Einkommen davon in Paris zu verzehren." — „Das wäre ein wahrhaft französischer Genießreich!" sagte Friedrich.

Ich langte zu Potsdam zu der mir zur Audienz bestimmten Stunde, nämlich um sieben Uhr Morgens, an. Ich durfte einen Augenblick glauben, daß ich mich nicht zu einem großen Monarchen, sondern zu einem gewöhnlichen Oberst begebe, denn an seiner Thür stand nur ein Soldat. Nachdem ich einen Gang durchschritten hatte, befand ich mich in einem großen Saal, wo der Adjutant des Königs, von Goltz, ganz allein am Kaminfeuer saß. Er stand auf und sagte zu mir, daß er mich beim König anmelden wolle. Ich fragte ihn, ob bei meiner Vorstellung eine besondere Etikette zu beobachten sei? — Etikette? wiederholte er lachend, wir wissen nicht, was das ist. Wenn der König Sie wie die meisten Fremden empfangen will, so wird er aus seinem Kabinet herauskommen, dessen Thür Sie hier zur Seite sehen, um mit Ihnen hier im Saal zu sprechen. Wenn in Rücksicht auf Ihren Karakter, als Minister, er es für gemessen hält, Sie in seinem Kabinete zu empfangen, so wird er uns Beide hineinrufen. Wenn er Sie aber mit ganz besonderer Auszeichnung behandeln will, so werden Sie mit ihm allein bleiben. — Nach diesen Worten öffnete er die Thür des königlichen Kabinets, und kam nach einigen Augenblicken wieder zu mir, um sich mit mir zu unterhalten.

Nach Verlauf von ungefähr einer Viertelstunde sah ich die Thür des Kabinetes sich öffnen, und der König winkte uns, zu kommen. Kaum aber waren wir eingetreten, so gab er seinem Adjutanten ein Zeichen, sich zurückzuziehen. Ich befand mich also, nicht ohne

einige Beklemmung, mit dem großen Manne allein, der die Welt mit seinem ruhmvollen Namen erfüllt.

Ich dankte Seiner Majestät für die Gnade, mit welcher Sie eine so schnelle Audienz mir zugestanden, und den heißen Wunsch befriedigt habe, meine Huldigungen einem Monarchen darzubringen, dessen Genie Europa verehre, und dessen Freundschaft dem Könige, meinem Herrn, kostbar sei. Nachdem Friedrich erwiedert, wie er aufrichtig wünsche, die Freundschaftsbande, die zwischen ihm und Ludwig XVI beständen, noch fester zu ziehen, befragte er mich im Einzelnen über die Gesundheit des Königs, der Königin, der Prinzen und ihrer Familien. Darauf sagte er: „Ich habe Frankreich immer gern gehabt, so wie den Karakter der Franzosen, ihre Sprache, Künste und Literatur, und ich sehe Sie mit Vergnügen hier. Ihr Vater ist mir seit Langem bekannt. Er ist ein rechtschaffener Mann und guter Soldat, der seinen Marschallstab durch seine Thaten und seine Wunden verdient hat. Ich sehe Sie die Dekoration des Cincinnatus tragen. Sie haben den Krieg in Amerika mitgemacht. Ihre Jugend ist immer kriegerisch. Doch hätten die Franzosen seit 1763 den Krieg vergessen sollen. Ein so langer Friede kann weichlich machen. Wie haben Sie so weit entfernt und in einem Lande, wo die Zivilisation erst beginnt, die Annehmlichkeiten von Paris vergessen, und den Luxus, die Bälle, die Parfümerien entbehren können?“

Ich entgegnete, daß wir keinen andern Wunsch gehabt, als den, nur noch mehr Pulver gegen die Engländer verbrennen zu können. — „Ah,“ erwiederte er lächelnd, „ich habe es Ihnen schon gesagt, Niemand läßt dem kriegerischen Eifer Ihrer Nation größere Gerechtigkeit angedeihen, als ich. Es gibt kein glänzenderes Volk. Alles gelingt ihm. Aber Sie wissen sehr wohl, daß man das französische Volk immer für etwas leicht und unbeständig gehalten hat. Es ist beweglich, wie seine Einbildungskraft.“

Sire! antwortete ich, Niemand ist von Unvollkommenheiten ganz frei, selbst die größten Menschen nicht. Wenn Eure Majestät es mir zu sagen vergönnt, haben wir selbst manchmal uns nicht über Ihre Unbeständigkeit zu beklagen gehabt, als wir Ihre Bundesgenossen waren? Der Ruhm allein hat Sie immer beständig gefunden. — Da meine Entgegnung nur durch seine Sarkasmen veranlaßt worden war, so mißfiel sie ihm nicht. Im Gegentheil, er lachte, und seine blauen Augen, die bald so verspottend, so durchdringend und, wie man sagt, oft selbst so strenge waren, nahmen plötzlich einen ganz besondern Ausdruck der Gutmüthigkeit und des Wohlwollens an.

Ich betrachtete mit dem gespanntesten Interesse diesen Mann, groß von Genie, klein von Statur, gekrümmt und wie von der Last seiner Lorbeern und seiner langen Arbeiten vorwärts gedrückt. Sein blaues, abgenutztes Kleid, seine langen Stiefeln, die bis über die Knie heraufreichten, seine mit Tabak übersäete Weste, bildeten ein seltsames und dennoch imposantes Ganze. Man sah an dem Feuer seiner Blicke, daß seine Seele nicht gealtert hatte. Ungeachtet seiner Haltung eines Invaliden fühlte man, daß er noch wie ein junger Krieger fechten konnte. Seines kleinen Wuchses ungeachtet, erschien er dem Geiste größer, als alle übrigen Menschen.

„Wissen Sie,“ sagte er zu mir, „daß die Regierung Ihres jungen Königs gut beginnt. Er hat meine Besorgniß getäuscht und meine Hoffnungen übertroffen. Ich fürchtete, daß der Sohn des Dauphin sich durch die Pfaffen regieren lasse, durch irgend einen Kardinal, wie der Fleury, und daß die Welschen (wie Voltaire sie nannte) unter einer so traurigen Disziplin zu feigen Memmen würden. Aber er hat verstanden, einen protestantischen Minister zu nehmen, und ich habe geglaubt, daß er ihn länger behalten würde. Er hat den Rath der Duldung Malesherbes befolgt, er hat die Fehler der Engländer benutzt, um ihnen dreizehn Provinzen zu entreissen, er hat erst ganz neuerdings Holland beschützt und Oesterreichs Projekten einen Damm entgegengestellt. Das Alles ist nichts Leichtes, und die Ausdauer in seinen Ansichten dürfte uns bald noch andere Beschäftigung geben.“

Ich vermuthete nach dieser letzten Phrase, daß er vielleicht von dem Austausche von Baiern und den Drohungen Romanzow's sprechen werde Aber er schwieg und gab plötzlich der Unterhaltung eine andere Richtung, indem er mich um Neuigkeiten über unsere Literatur befragte. „Die Philosophen“, sagte er, „haben viel Gutes veranlaßt, und uns der Barbarei entrissen. Sie haben die Dummheit der Vorurtheile und den schändlichen Wahnsinn des Aberglaubens fast vernichtet. Aber sie kennen die Menschen nur wenig, und glauben irrigerweise, daß man eben so leicht regieren, als schreiben kann. Sie begreifen nicht, daß ein Fürst, der Philosoph aus natürlicher Neigung ist, genöthigt sein kann, Politiker aus Pflicht und Krieger aus Nothwendigkeit zu sein. Ihr beständiger Friede ist eine Träumerei, wie die Vollkommenheit. Ihr Oberhaupt ist todt, und das ist ein großer Verlust. Lange Zeit, weder in Frankreich noch anderswo, wird Jemand Voltaire zu ersetzen im Stande sein.“

Ich bin entzückt, Sire! sagte ich, von der Erinnerung an diesen unsterblichen Schriftsteller, und daß Sie seinem Schatten eine Gunst wieder angedeihen lassen, die er vielleicht zu verlieren verdiente, aber die ihm nichtsdestoweniger ein sehr schmerzliches Bedauern zurückgelassen hat.

„Ja, ich habe mich über ihn zu beklagen gehabt,“ entgegnete der König, „aber wir haben uns wieder versöhnt. Ich habe sein Unrecht vergessen, und erinnere mich nur des Vergnügens und des Nutzens, die ich aus seinen Werken geschöpft. Sie werden in Rußland seine große Bewundererin sehen. Sie bezahlte seine etwas speichelleckerischen Huldigungen und seine Sarkasmen gegen die Türken durch süße und reizende Liebkosungen. Mich hat sie so gut nicht behandelt, und ein einziger Besuch des Kaisers hat mir ihre Freundschaft geraubt. Uebrigens würde ich Unrecht haben, darüber erstaunt zu sein. Die Weiber sind wetterwendisch, wie das Glück, und das hat sich nie ein besonderes Gesetz aus der Beständigkeit gemacht. Durch diese Tugend ist sie gewiß nicht berühmt.“

Da ich ihn bei so guter Laune sah, so wagte ich einige Worte über den Ehrgeiz dieser Fürstin, die den König von Polen geliebt, erhoben, gekrönt, unterjocht und wieder beraubt hatte. Ich fühlte auf der Stelle, daß ich einigermaßen aus dem Takt gekommen. Friedrich hatte seine Gründe, über die Lage Stanislaus leicht hinzugleiten. Aber er kehrte um so schneller zur Kaiserin zurück, und da er glaubte, mit ihr unzufrieden sein zu dürfen, so erzählte er mir mehrere Anekdoten über Katharinens Gesundheit, über ihren Hof und ihre Günstlinge.

Ich äusserte, daß ich sehr begierig sei, eine so berühmte Prinzessin zu sehen, der man ein gewisses Genie nicht versagen konnte, weil sie, als Frau und Fremde, es so weit gebracht, ruhig über einen so stürmischen Hof zu herrschen, die Liebe eines ungeheuern Volks zu gewinnen, ohne Grausamkeit mehrere Verschwörungen zu unterdrücken, über die Ottomannen zu triumphiren, ihre Flotte nahe am Bosphorus zu verbrennen und es so weit zu bringen, daß die größten Souveräne Europa's sich um ihre Allianz bewärben. Es ist traurig, fügte ich hinzu, daß eine in vieler Hinsicht so glänzende Regierung durch eine so tragische Katastrophe begonnen hat.

„Was das anbelangt,“ fiel mir der König in's Wort, „so muß ich ihr in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Man ist deshalb im Irrthum, und man darf der Kaiserin weder die Ehre, noch das Verbrechen dieser Revolution aufbürden. Sie war jung, schwach, vereinzelt, fremd und auf dem Punkte, verstoßen und eingesperrt zu werden. Die Orlow haben Alles gethan. Die Fürstin Arshlow ist nur die Brummfliege in der Kutsche gewesen. Rulhière hat sich getäuscht. Katharina war nicht im Stande, irgend etwas zu leiten, sie hat sich Denen in die Arme geworfen, die sich erboten, sie zu retten. Ihre Verschwörung war höchst unsinnig und schlecht angelegt. Peters III gänzlicher Mangel an Muth, ungeachtet aller Rathschläge des wackern Münich, hat ihn allein gestürzt. Er hat sich entthronen lassen, wie ein Kind, das man in seine Windeln bindet. Katharina, einmal gekrönt und frei, hat als ein junges Weib ohne alle Erfahrung geglaubt, daß damit nun Alles abgemacht sei. Ein so kleinmüthiger Feind schien ihr im Geringsten nicht mehr gefährlich. Aber die Orlow waren kühner und scharfsichtiger. Sie wollten nicht, daß man den entthronten Kaiser gegen sie gebrauchen könne, deshalb haben *sie* ihn umgebracht. Die Kaiserin wußte von diesem Verbrechen nichts, und sie vernahm es mit einer Verzweiflung, die nicht erkünstelt war. Sie ahnete das Urtheil, das alle Welt jetzt über sie ausspricht, denn der Irrthum dieses Urtheils ist unauslöschbar, und muß es bleiben, weil sie in ihrer Lage die Früchte jenes Verbrechens genießt, und weil sie sich, um Stützen zu haben, genöthigt gesehen hat, nicht allein die Urheber des Verbrechens zu schonen, sondern sogar sie in ihrer Nähe zu dulden, weil sie von ihnen allein gerettet worden ist. Falls Sie diese Thatsache ganz ergründen wollen, rathe ich Ihnen, einen sehr achtungswürdigen Greis, von Kaiserling, der, wie ich glaube, sich jetzt zu Mitau befindet, zu besuchen. Er hat Alles gesehen, Alles gewußt. Er war eben damals der Vertraute der geheimen Sorgen der Kaiserin.“

Die Meinung Eurer Majestät, sagte ich, ist von größter Wichtigkeit und erleichtert mich sehr. Es wurde mir schwer, eine Fürstin zu bewundern, die den Thron auf so blutigen Stufen erstiegen. Man hat mir sie so viel gerühmt, und ich sah mit Bedauern einen Fleck im „nordischen Lichte“, wie Voltaire und d'Alembert sie genannt haben.

„Das war eine etwas starke Speichelleckerei,“ fiel der König ein, „zu sagen, daß das Licht uns jetzt aus dem Norden zukommt.“

Sire! entgegnete ich, Berlin ist demungeachtet im Norden. Er verzog ein wenig das Gesicht zum Lächeln und sagte: „Welchen Weg nehmen Sie, um sich nach Petersburg zu begeben? Vielleicht den kürzesten?“ — Nein, Sire! antwortete ich; ich will über Warschau, um Polen zu sehen.

„Es ist ein ganz eigenes Land,“ sagte Friedrich. „Ein freies Land und die Nation Sklav, eine Republik mit einem König, ein ungeheurer Raum mit einer geringen Bevölkerung. Ein kriegerisches Volk, seit Jahrhunderten mit Ruhm bedeckt, ohne feste Plätze und beinahe ohne Armee, immer in Faktionen zertheilt, enthusiasmirt von einer regellosen Freiheit, ritterlich, leichtsinnig und doch wieder beharrlich; aber vielleicht nur aus Eigensinn.“

Er erzählte mir mehrere erstaunliche Züge von Unerschrockenheit, Ausdauer und Heroismus der polnischen Frauen. Sodann nickte er mit dem Kopfe,

um mich zu entlassen, und sagte: „Ich ersuche Sie, ein Paket für meinen Minister, den Grafen von Görtz zu Petersburg, mitzunehmen.“ Der König gab mir noch einige Winke über meine zukünftige Stellung am Hofe zu Petersburg, und äusserte, wie er hoffe, daß ich mich an seinen dortigen Gesandten anschliessen werde. Darauf entließ er mich mit den Worten: „Leben Sie wohl, Herr von Ségur. Es ist mir angenehm, Sie gesehen zu haben, und wenn Sie, nach Ihrer Mission, nach Frankreich zurückkehren, so kommen Sie ja nach Berlin, falls ich noch am Leben sein sollte. Bleiben Sie länger bei uns; ich werde Sie mit wirklichem Vergnügen wieder sehen.“

Letztes Bild Byrons.

Im Juli 1822 fand der amerikanische Maler West zu Florenz einen seiner Freunde, der genau mit Lord Byron bekannt war, welcher sehr zurückgezogen an einem Orte lebte, den man Monte-Nero nannte, und der vier italienische Meilen von Livorno am Ufer des Meeres gelegen war. Dieser Freund versprach ihm eine Zusammenkunft mit dem Dichter zu verschaffen, weshalb er in ihn drang, dem Maler zu einem Gemälde zu sitzen, das nach Amerika geschickt werden sollte. Byron gab endlich seine Einwilligung, und schickte seine eigene Kutsche nach Livorno, um den Künstler abzuholen und sich mit ihm über die zu haltenden Sitzungen zu besprechen.

„Meine Ehrfurcht für Byrons Genie“, sagt West, „ließ mich beinahe den Augenblick fürchten, wo ich mich ihm gegenüber befinden würde. Ich stellte mir vor, einen magern und braunen Mann zu sehen, mit freier Stirn, schwarzen, gelockten Haaren, einem strengen Blicke, stolzen und zurückhaltenden Manieren, vielleicht selbst mit einem schwarzen Mantel und einem mit Diamanten besetzten Dolch im Gürtel. Zudem dachte ich, daß er die geringsten Gegenstände seiner Unterhaltung mit erhabener Beredsamkeit, wo nicht gar mit Poesie entwickele. Ich war höchst erstaunt, fast ganz das Gegentheil zu finden. Seine Manieren waren sehr einfach, seine Haltung fast die eines Stuzzers und weibischen Menschen, seine Gesichtsfarbe war sehr zart, sein Auge hellblau oder grau, und sein Haar dunkelbraun, glatt auf der Stirn, und auf seinen Hals in Locken herabfallend. Er war mit einem himmelblauen seidenen oder Kamelotmantel bekleidet, dessen Kragen über die Schultern hing, Stiefeln und weiten Beinkleidern.

„Die Unterhaltung betraf verschiedene Gegenstände. Er unterhielt mich von seinem Unglück und den Verfolgungen, die er in England erduldet hatte. Endlich, von seinem Bilde sprechend, fragte er mich mit vieler Höflichkeit, ob ich nach Monte-Nero kommen wolle, oder ob ich es vorziehe, daß er sich nach Livorno begebe. Ich bestimmte mich natürlich für das Erste. Wir suchten nun ein entsprechendes Zimmer. Im Durchgehen der verschiedenen Gemächer kamen wir auch zu einer kleinen katholischen Kapelle. Im Hinaustreten machte er das Zeichen des Kreuzes und sagte lächelnd: Jede Religion dauert ungefähr zweitausend Jahre.

„Die erste Sitzung wurde auf einen der nächsten Tage bestimmt. Er bezeugte mir sein Bedauern, mir nicht eine Wohnung bei sich anbieten zu können; aber er hatte schon einige seiner Freunde bei sich, und der Raum war sehr beschränkt. Aber er versprach mir täglich seine Kutsche zu schicken und mich abholen zu lassen.

„Am bestimmten Tage kam ich um 2 Uhr Nachmittags an und begann sogleich sein Bild. Mein Modell saß nicht zum Besten. Er sprach die ganze Zeit über und richtete eine große Menge Fragen über Amerika an mich: ob ich Italien liebe, und was ich von den Italienern halte? u. s. w. Sprach er nicht, so war es noch übler. Er gab sodann seinen Zügen einen Ausdruck, der ihnen gar nicht natürlich war. Man hätte sagen mögen, er sinne auf ein Titelkupfer zu Childe Harold. Unsere erste Sitzung dauerte ungefähr eine Stunde. Gleich darauf kehrte ich nach Livorno zurück. Es schien mir beinahe unmöglich, daß dies jener stolze Misanthrop sei, dessen Karakter mir immer von Dunkelheit und geheimnißvollen Schleiern umhüllt geschienen hatte. Ich mußte mir gestehen, in der Wirklichkeit nie liebenswürdigere und anziehendere Manieren gesehen zu haben.

„Am andern Tage kehrte ich nach Monte-Nero zurück und arbeitete ungefähr eine Stunde. Während der Sitzung schien Lord Byron sehr begierig zu sein, zu wissen, was aus dem Bilde werden solle. Plötzlich wurde das Fenster verfinstert, und ich vernahm eine Stimme, welche rief: Er ist zu schön! Ich wendete mich um und erblickte ein sehr schönes Frauenzimmer, das sich herüberneigte, um in das Innere des Zimmers zu blicken; denn der äussere Boden war mit dem Fenster von gleicher Höhe. Ihre langen blonden Haare umflatterten ihr Gesicht und ihre Schultern. Ihre Farbe war bewunderungswürdig. Ihr Lächeln und die Strahlen der Sonne, die sie von hinten beleuchteten, gaben ihrem Kopfe den poetischsten Ausdruck, den ich je gesehen zu haben mich erinnern kann. Lord Byron nöthigte sie einzutreten, und nannte sie mir als Gräfin Guiccioli. Er schien lebhaft von ihren Reizen bezaubert zu sein, und ich war über ihre Gegenwart nicht wenig erfreut; denn so lange er mit ihr scherzte, saß er viel besser.

„Ich kam am folgenden Morgen wieder. Byron verließ sein Zimmer nie vor zwei Uhr. Er erschien zum ersten Mal trauriger als gewöhnlich; aber bald gewann er seine Heiterkeit wieder, die manchmal sehr lebhaft wurde, wenn der Gegenstand dazu die Veranlassung darbot. Er hatte ein kritisches Examen seiner Werke erhalten. Jeffrey, der muthmaßliche Verfasser desselben, beurtheilte seine Trauerspiele wenig günstig, und stellte ihn, in Hinsicht des Genies, unter Walter Scott. Er beklagte sich am bittersten darüber, daß diese Angriffe unter dem Schleier der Freundschaft gegen ihn gerichtet seien. Er gab mir den Artikel zu lesen, und fügte hinzu: „Ich weiß nicht, ob ich antworten soll, oder nicht. Antworte ich, so weiß ich, daß ich bitter werde; aber wenn ich drei Tage vorübergehen lasse, so habe ich wieder Alles vergessen. Ich denke an dergleichen Sachen nie länger, als höchstens drei Tage, wie unwillig ich im ersten Augenblick auch darüber sein mag."

„Ich bemerkte mit Vergnügen, daß er von der immer zunehmenden Aehnlichkeit seines Bildes befriedigt wurde. Als wir allein waren, fragte er mich mit einiger Zurückhaltung: ob ich nicht auch das Bild der Gräfin Guiccioli für ihn malen wolle. Ich willigte mit Freuden ein, und begann damit schon am nächsten Morgen. Von nun an saßen die beiden Modelle abwechselnd. Er erzählte mir die Geschichte seiner Bekanntschaft mit ihr, und versicherte mir, wie er hoffe, daß sie immer dauern werde, und daß sie auf keinen Fall seinerseits unterbrochen werden dürfte.

„Einst bei Tische (wir speiseten immer allein) wollte er wissen, welches der Lieblingsdichter der Amerikaner sei? — Eure Herrlichkeit! entgegnete ich. Er schien meine Antwort als eine Schmeichelei zu betrachten und antwortete nichts darauf. Er suchte sich alle amerikanischen Bücher zu verschaffen, die er nur immer auftreiben konnte. Ich brachte ihm eins von Livorno, dessen Verfasserin, wenn ich nicht irre, Miß Wright war. Er durchblätterte es, während die Gräfin saß, und fand von ungefähr eine Stelle, wo es hieß, daß Lord Byron der Lieblingsdichter der Amerikaner sei. Sie scheinen mich doch nicht getäuscht zu haben, rief er aus, indem er mit dem Finger auf die Stelle deutete.

„Er sprach sehr oft und viel von Amerika und von dem Wunsche, den er hatte, sich noch einmal dorthin zu begeben. Ich rieth ihm, diese Reise so bald als möglich zu machen, und die Gräfin, die einen solchen Ausflug sehr gern zu sehen schien, bat mich nachher, ihn doch ganz dafür zu stimmen. Er lachte manchmal laut auf bei dem Gedanken, ein amerikanischer Bürger zu werden, und fragte mich, ob man ihn wohl zum Richter eines Zehnpfundhofes (ten pound court) machen werde? Er kam oft auf Washington Irving zu sprechen, von dem er Einiges, unter andern den Knicker Bocker, gelesen hatte. Er fragte eines Tages den Freund, der mich bei ihm eingeführt hatte, über einen jungen Amerikaner, den er gekannt zu haben schien. — Es ist ein junger Mann von guter Familie, entgegnete der Gefragte. — „Ich glaube gar, rief Byron schnell, „Sie sprechen von Familie, und doch sagt Knicker Bocker, daß es in Amerika viel heißen will, wenn man seinen Großvater kennt." Er fügte sodann ernsthafter hinzu, daß, obgleich durch Geburt und Erziehung Aristokrat, er durch Grundsatz doch Republikaner sei.

„Ich fragte ihn einst, wie er den ersten Gedanken zu der Szene aufgefaßt habe, die er in seinem Gedichte: die Finsternis, beschrieben. — Es war 1815 zu Genf, entgegnete er. Es wurde am Tage plötzlich so finster, wie um Mitternacht, die Vögel gingen schlafen und man zündete Lichter an. Das Beste, was ich geschrieben habe, fuhr er fort, ist ein noch ungedrucktes Gedicht über die Reise des Königs nach Irland. Er hielt einen Augenblick inne, um sich zu besinnen, und sagte dann mit feierlichem Ton einige Strophen her. Kurz darauf gab er mir zu Pisa eine Abschrift davon.

„Bei dieser Gelegenheit sprach er viel von seinen Werken, und versicherte mich, daß er vor dem siebenzehnten Jahre keine Neigung zur Poesie verspürt habe, und daß ohne die Liebe, die sie ihm gab, er sich ihr vielleicht nie überlassen haben würde. Er zeigte mir zwei Gesänge vom Don Juan in der Handschrift; ich glaube, es war der sechste und der siebente. Sie waren auf großen Blättern geschrieben und wie die Hefte eines Schülers zusammengelegt. Ich bemerkte hin und wieder einige verbesserte Worte, selten einen ganzen Vers. So schreibe ich Alles, sagte er, und so geht es in die Hände des Buchdruckers über. Es ist nichts als Wachholder. — Er wollte damit sagen, daß er bei der Niederschreibung kein anderes Getränk genossen habe.

„Mehrmals, während ich die Gräfin malte, schien er zu glauben, daß ich sie zu schön darstellte. Ich machte ihm bemerkbar, daß das Gemälde in den Augen des Malers niemals so schön sei, als das Original, welches er nachahme. Er war ein wenig über diese Bemerkung erstaunt und rief: Ich sehe also nicht mit Maleraugen. Er hatte keineswegs die Anmaßlichkeit, für einen guten Beurtheiler in Hinsicht auf die Malerei gelten zu wollen. Aber er hielt sich für einen Kenner in der Bildhauerei, und kritisirte Bartolini's Werke ohne Erbarmen. Als Hobhouse sich nach Genua begab, bat er ihn, wie um eine Gnade, sich zu Bertolini zu begeben und sein Brustbild zu zerschlagen,

daß ſich in der Werkſtätte dieſes Bildhauers befand. — Am meiſten war er aber auf den feinen Geſchmack ſtolz, mit welchem er die lebendige Schönheit beurtheilte. Oft rief er aus, daß er nichts höher auf der Welt ſchätze, als die Liebe eines ſchönen Weibes.

„Ich war ſchon bekannt genug mit ihm, um ihm der Wahrheit gemäß die Frage beantworten zu können: Was ich, bevor ich ihn geſehen, über ihn gedacht habe? Er lachte ſehr über meine Darſtellung und ſagte: Nicht ſo, Sie finden mich jetzt ſo wie alle Menſchen. Mehrmals wiederholte er nachher: Nicht wahr, Sie dachten, ich ſei ſchön? Ich entgegnete, daß ich überzeugt ſei, mich über ihn nicht getäuſcht zu haben, wenn ich vermuthe, daß er nicht glücklich ſei. Er ſtutzte einen Augenblick, dann fragte er haſtig: Aus welchem Grunde haben Sie das geglaubt? — Haben Sie nie bemerkt, ſagte ich, daß die kleinen Kinder, nach einem heftigen Anfall von Schmerz, in langen Zwiſchenräumen und mit einem konvulſiviſchen Zittern athmen? Jedesmal, wenn ich nun daſſelbe Symptom bei Menſchen, von welchem Alter ſie auch ſein mochten, bemerkte, habe ich aufmerkſam geprüft und gefunden, daß es immer von tiefem Kummer veranlaßt wird. — Lord Byron ſchien ſehr nachdenkend zu werden. Ich habe dieſe Bemerkung noch niemals gemacht, ſagte er, aber ich werde ſie künftighin machen.

„Meine Arbeiten beſchäftigten mich ſo ganz, daß ich nicht Zeit hatte, zu unterſuchen, auf welche Weiſe er ſeine Zeit verwende. Ich wußte allein, daß er im Hafen von Livorno eine Yacht hatte, die er Bolivar nannte, welcher Name ihm vielen Verdruß zuzog. Die Polizei erlaubte dieſem Fahrzeuge nie den Hafen zu betreten, ohne vorher Quarantaine gemacht zu haben. Er ſchien eine große Achtung für Bolivar zu haben, und ſtellte ihn neben Washington. Mehrmals verſicherte er mir, daß er die heilige Allianz über Alles haſſe.

„Die beiden Gemälde waren beinahe beendigt, als eines Tages, während die Gräfin ſaß und Byron mit dem Grafen Gamba ſich in einem Nebengemache befand, ein Bedienter blaß vor Schrecken hereinſtürzte, und rief, daß der ..... (der Name thut nichts zur Sache) ihn verfolge, um ihn zu ermorden. Der Graf Gamba eilte ſogleich hinaus, um zu ſehen, was es gebe. Einige Augenblicke nachher hörten wir ein gewaltiges Geſchrei von Weibern. Wir liefen alle hinaus und ſahen Gamba mit einem Piſtol in jeder Hand und ganz mit Blut überdeckt. Die Gräfin Guiccioli ſtürzte ſich auſſer ſich auf ihren Bruder. Die Bedienten hielten Lord Byron, und beſchworen mich, ſie nicht zu verlaſſen, weil ſie fürchteten, alle ermordet zu werden. Man hatte ſie in mehrern anonymen Briefen ſchon mit dem Tode bedroht, und dieſe Begebenheit ſchien eine Erfüllung dieſer Drohung zu ſein. Es ſcheint, daß Gamba dem wüthenden Italiener begegnete, der mit ſeinem langen Meſſer rechts und links um ſich hieb, und ihn auf ſolche Weiſe im Geſicht verwundete. Der Graf eilte ſogleich auf ſein Zimmer um ſeine Piſtolen zu holen. Wir begegneten ihm noch zu rechter Zeit, um ihn zurückzuhalten.

„Wir hatten die größte Mühe, Lord Byron zu beſänftigen. Er war gleichfalls mit einem Piſtol bewaffnet. „Ihr ſehet,“ rief er mehrmals, „daß ich ganz bei kaltem Blute bin. Ich will nur mein Hausrecht gebrauchen. Es wurde beſchloſſen, alle Feuergewehre zuſammenzubringen, deren man eine große Menge im Hauſe fand, und wir verrammelten die Thür, um ſicher zu ſein, bis uns Hilfe aus der Stadt zukomme. Aber die Ruhe wurde bis zum andern Morgen nicht unterbrochen, wo eine Entſcheidung der Polizei, die ſich immer am beſten dabei befindet, wenn ſie beide Theile beſtrafen kann, der Familie Gamba den Befehl zukommen ließ, Toskana zu verlaſſen.

„Einige Tage nachher zog Byron mit ſeiner ganzen Geſellſchaft nach Piſa, wo er einige Zeit bleiben wollte. Er bat mich, ihn dahin zu begleiten, um noch an den Gemälden zu arbeiten. Er ſchien ſehr ungewiß über den Ort zu ſein, wohin er ſich begeben wolle, und mehrmals war er auf dem Punkt, ſich nach Amerika einzuſchiffen. Ich folgte ihm nach Piſa, wo ich noch einige Tage blieb; aber er wurde dergeſtalt von der Polizei gequält, und die Hitze war ſo groß, daß ich eines Morgens abreiſete, bevor er noch aufgeſtanden war. Ich ſchrieb ihm von Livorno, um mich bei ihm zu entſchuldigen. Ich war und blieb auch beim Scheiden von der Güte ſeines Herzens überzeugt. Wenn er allgemein verkannt worden iſt, ſo war das allein der Leichtigkeit ſeiner Aufführung und ſeiner affektirten, ſtolzen Originalität wegen.“

Tagebuch eines engliſchen Kriegsgefangenen, u. ſ. w.

(Fortſetzung.)

Nachdem die Truppen ganz vorübermarſchirt waren, begab ich mich auf den Platz Ludwig XV., wo ich die Souveraine fand, die von den eliſäiſchen Feldern kamen. Der Kaiſer von Rußland reichte dem Volke, das ſich um ihn her drängte, mit der ihm eigenen Grazie die Hand. Er begab ſich nach dem Hotel Talleyrands, in der Florentinſtraße, wo er ſein Hauptquartier aufſchlug. Der König von Preuſſen verfügte ſich in den Palaſt des Prinzen Eugen, rue de Lille No. 82. Alle Straßen in der Nähe des Ludwigsplatzes füllten ſich mit Offizieren und Reitern an, die ſich die größte Mühe gaben, Niemand zu verletzen.

Nicht ohne Mühe entwand ich mich dem Gewühl, ging durch die Rivolistraße in die von Castiglione und sah einen Menschen auf dem obersten Geländer der Siegessäule auf dem Vendomeplatz stehen. Er schlug mit einem großen Hammer und aus voller Macht gegen die Napoleonsstatue, um sie herabzustürzen. Die kleine Siegesgöttin, die sich in ihrer linken Hand befunden, war bereits hinabgeworfen worden. Man hatte schon um drei Uhr diese rühmliche Arbeit begonnen. Eine Leiter stand an der Gallerie, und der Hals der Statue war mehrfach von einem Strick umwunden, der bis unten hinabhing. Nachdem der Mensch oben einige Zeit lang gehämmert hatte, machte der untenbefindliche Pöbel einige unfruchtbare Versuche, die Bildsäule herabzuzerren. Darauf kletterten noch zwei gemeine Kerle hinauf, und hämmerten darauf los. Zu gleicher Zeit stieg ein Dritter auf die Schulter des erzenen Napoleons, setzte sich auf seinen Kopf, und nachdem er ihm die allerungesittetste Beleidigung zugefügt hatte, zog er ein weißes Schnupftuch hervor, ließ es flattern und schrie dazu aus vollem Halse: Es lebe der König! Diese ganze Szene wurde durch das wiehernde Beifallgeschrei der Menge noch vermehrt. Man schlang noch andere Strike um den Hals der Statue, damit mehr Menschen zugleich daran ziehen könnten. Nach neuen Anstrengungen, die eben so erfolglos als die ersten blieben, zerstreute sich der Pöbel mit einbrechender Nacht.

Ich näherte mich der Säule. Der Wächter im Innern des Gitters behauptete, daß Alles auf Befehl des Kaisers Alexander geschehe. Ein ungeheurer mit Wein angefüllter Krug stand auf den Stufen der Säule, und ein Mann bot höflich allen denen zu trinken an, die sich ihm näherten. Ein Elender, ganz mit Lumpen überdeckt, sagte: da sieht man, was es ist, von Leuten von Stande behandelt zu werden. Sie geben uns Gläser, während die Kanaille, deren Statue wir herabwerfen wollten, uns trinken ließ, wie wir konnten. Maubreuil und Soühènes de Larochefoucauld schrieben sich gleichermaßen die Ehre zu, den Pöbel um die Siegessäule zusammengebracht, und seinen Eifer stimuliert zu haben. So viel ist gewiß, daß ich den einen und den andern Geld unter die Menge vertheilen sah.

Während dem zeigte sich der Adjutant des Kriegsministers von Talmont, nebst einer kleinen Zahl Menschen, die weiße Kokarden auf ihren Hüten hatten, nebst einigen zierlich gekleideten Frauen in der Castiglionestraße, nahe an der von St. Honoré. Eine andere Gruppe befand sich in geringer Entfernung. Beide hielten Adressen zu Gunsten des Königs, die sie wechselseitig sich vorlasen. Am Ende jeder Vorlesung wurde: Es lebe der König, Es leben die Bourbonen! gerufen. Aber dies Geschrei wurde nur äusserst schwach von der Menge wiederholt. Man bezeugte jedoch nicht den geringsten Widerstand. Die Adresse war folgendermaßen abgefaßt:

„An die Bewohner von Paris. Einwohner von Paris! die Stunde Eurer Befreiung ist gekommen. Eure Unterdrücker sind für immer in die Unmöglichkeit versetzt, Euch zu schaden.

Eure Stadt ist gerettet! Danket der Vorsehung! Richtet alsdann die ausgezeichnetsten Bezeugungen Eurer Dankbarkeit an die erlauchten Monarchen und ihre tapfere Armee, die man so feig verleumdet hat. Ihnen seid ihr den Frieden, die Ruhe und den Wohlstand schuldig, dessen Ihr so lange beraubt gewesen.

Ein seit so langen Jahren unterdrücktes Gefühl ströme plötzlich, in dem tausendfach wiederholten Rufe: Es lebe der König! Es lebe Ludwig XVIII.! Es leben unsere edlen Befreier! aus Eurer Brust.

Die rührendste Einigkeit und die vollkommenste Ordnung sollen unter uns herrschen, und die gekrönten Häupter, die unsere Mauern mit ihrer Gegenwart beehren, werden, als Erretter empfangen, erkennen, daß die Franzosen, und vorzüglich die Pariser, im Grund ihrer Seelen immer die Ehrfurcht der Gesetze und die Liebe der Monarchie bewahrt haben.

Paris, 31. März 1814.

Einer der Herren, der mein weißes Band bemerkte, sagte: „Ich vermuthe, mein Herr! Sie wissen bereits, daß heute Abend, in der Vorstadt St. Honoré No. 45, eine Generalversammlung aller der Personen statt finden wird, die fest entschlossen sind, die gute Sache zu unterstützen. Wir hoffen, daß Sie nicht ermangeln werden, sich auch dahin zu begeben."

Eine große Zahl Offiziere von der verbündeten Armee ritt durch die Straßen, theils um ihre Neugier zu befriedigen, theils um ihre Wohnungen zu suchen. Alle hatten ein weißes Armband. Dies Erkennungszeichen schien den Parisern den ganzen Tag hindurch als eine Bezeichnung der Gesinnungen der Monarchen zu Gunsten der Bourbonen. Die Furcht vor Plünderung hielt alle Läden verschlossen. Aber obgleich in den Straßen eine ungeheure Volksmenge wogte, fand doch nicht die geringste Unordnung statt. Es wurden einige wenige Exemplare von der nachfolgenden Proklamation angeschlagen, die man als die einzige offizielle Bekanntmachung der Kapitulation betrachten konnte:

Polizei-Präfektur.

Bürger von Paris! die Begebenheiten des Kriegs haben die Armeen der verbündeten Mächte an eure Thore geführt. Ihre Zahl und ihre Kräfte haben unsern

Truppen nicht erlaubt, die Vertheidigung der Hauptstadt länger fortzusetzen. Der Marschall, der sie befehligte, hat eine Kapitulation abschliessen müssen: er hat es ehrenvoll gethan.

Ein längerer Widerstand würde die Sicherheit der Personen und des Eigenthums kompromittirt haben.

Sie ist jetzt durch diese Kapitulation, und durch das Versprechen Seiner Majestät des Kaiser Alexanders gesichert, der am heutigen Morgen der Munizipalbehörde die bestimmteste Versicherung seines Schuzzes und seines Wohlwollens für die Bewohner dieser Hauptstadt gegeben.

Die Nationalgarde bleibt beauftragt, über Personen und Eigenthum zu wachen.

Bleibt also still und ruhig bei dieser großen Begebenheit, und beweiset bei diesem Anlaß den guten Geist, der Euch immer beseelt hat.

Gezeichnet: der Baron von Pasquier,
Polizeipräfekt.
Der Baron Chabrol,
Präfekt des Seinedepartements.

Nachmittags war ich im Palais royal. Alle Läden, mit Ausnahme dessen des Handschuhmachers Mothet, der ganz von Offizieren angefüllt war, welche Einkäufe machten, waren verschlossen. Dagegen waren fast alle Kaffeehäuser geöffnet und wimmelten von Offizieren der verbündeten Armee. Die meisten davon waren Russen auch bemerkte ich einige Nationalgardisten und andere Bewohner von Paris. Die größte Harmonie herrschte unter ihnen, der Krieg war vergessen und von allen Seiten vernahm man nur betäubendes Geschwäz und Gelächter. Bei meinem Spaziergange durch den Garten machte ich die Bemerkung, daß die eleganten Buhldirnen, die ihn sonst gewöhnlich belebten, sich nicht eingefunden; dagegen war er von Grisetten angefüllt, die über die Zurückhaltung und Bescheidenheit der fremden Gäste nicht wenig erstaunt zu sein schienen. Auf meinem Nachhausegange fand ich die nachfolgende Erklärung des Kaiser Alexanders an der Ecke der Lyzäumsstraße angeschlagen.

Erklärung.

Die Armeen der verbündeten Mächte haben die Hauptstadt von Frankreich besezt. Die alliirten Souveraine nehmen den Wunsch der französischen Nation auf.

Sie erklären:

Daß wenn die Friedensbedingungen die sichersten Garantien darbieten müßten, so lange es darum zu thun war, Bonaparte's Ehrgeiz zu fesseln, sie günstiger sein dürfen, wenn durch seine Rückkehr zu einer weisen Regierung Frankreich selbst die Zusicherung der Ruhe darbietet. Die Souveraine erklären demzufolge, daß sie nicht mehr, weder mit Napoleon Bonaparte, noch mit irgend einem Mitgliede seiner Familie unterhandeln werden, daß sie die Integrität von Alt-Frankreich respektiren, wie es unter den legitimen Königen bestanden. Sie können sogar mehr thun, weil sie immer den Grundsaz im Auge behalten, daß zum Glücke Europa's Frankreich groß und stark sein müsse.

Sie anerkennen und garantiren die Konstitution, welche die französische Nation sich geben wird. Sie laden deshalb den Senat ein, auf der Stelle eine provisorische Regierung zu bezeichnen, die den Bedürfnissen der Verwaltung entsprechen und eine Konstitution entwerfen könne, welche zweckmäßig für das französische Volk sei.

Die Ansichten, welche ich so eben ausgesprochen, sind mir mit allen verbündeten Mächten gemein.

Gezeichnet: Alexander.

Durch Seine kaiserliche Majestät, der Staatssekretair
Graf von Nesselrode.

Paris, 31. März 1814, drei Uhr Nachmittags.

Buchdruckerei von Michaud, Buchdrucker des Königs.

Am 30. hatte sich der Senat während der Schlacht versammelt. Die zwölf Maires von Paris und der Munizipalrath hatten sich ebenfalls auf dem Stadthause eingefunden. Der Polizeipräfekt und der des Departements zeigten sich in der Stadt zu Pferde und besuchten die beiden Marschälle während der Dauer des Gefechts.

Um sechs Uhr Abends hatten die Maires noch keine Nachricht erhalten, und nachdem das Gerücht von einer abgeschlossenen Kapitulation bis zum Stadthause vorgedrungen war, sendeten sie eine Deputation an den Marschall Marmont. Dieser war eben bei Tische und antwortete ihnen ganz trocken: daß er nur für sich und die Armee kapitulirt habe, und daß es von der Munizipalbehörde abhange, für die Stadt zu thun, was sie dafür thun könne. — Demzufolge verliessen acht Maires oder Mitglieder des Munizipalraths, der Präfekt des Seinedepartements von Chabrol, der Polizeipräfekt von Pasquier, der Graf Alexander de Laborde und der Banquier Tourton, welche lezztere beide die Nationalgarde vertraten, Paris zwischen ein und zwei Uhr mit dem Grafen Orlow und einem andern Offizier, die als Geißeln für die Vollstreckung der Kapitulation überlassen worden waren. Sie kamen um vier Uhr Morgens im Schlosse zu Bondy an, wo sich das Hauptquartier des Kaiser Alexander befand. Während man ihnen Thee brachte, und den Kaiser weckte, langte der Herzog von Vicenza von Seiten Napoleons an.

Um sieben Uhr Morgens wurde die Deputation in den Saal eingeführt, in welchem sich der Kaiser

befand. Sie bat um seinen Schutz für die Stadt Paris. Alexander nahm sie mit vielem Wohlwollen auf, und sagte, daß er sie schon am vorigen Abend erwartet habe. Die Deputation entgegnete, daß sie nur sehr spät von der Kapitulation unterrichtet worden sei. Der Baron Thibon bat um eine Sauvegarde für die Bank. Der Kaiser erwiederte, daß das unnöthig sei, weil er die ganze Stadt unter seinen Schutz nehme. Er sagte sodann, daß Napoleon ohne den geringsten Beweggrund seine Staaten angegriffen habe, und daß es nur eine gerechte Fügung der Vorsehung sei, nach welcher er sich jetzt unter den Mauern von Paris befinde; daß er nicht fürchte, Feinde in dieser Stadt zu haben, und daß er im ganzen übrigen Frankreich nur einen einzigen kenne. Er fügte hinzu, daß nicht ein einziger seiner Soldaten Paris vor der Rückkehr der Deputation betreten solle. Darauf ließ er sich in Unterhaltung mit einigen Mitgliedern ein. Er fragte Barthélemy, wo Talleyrand sei, und ob man seine Gesinnungen kenne? Der Kaiser ertheilte ebenfalls die Bewilligung, daß die Nationalgarde den Dienst nach wie vor besorge.

Um acht Uhr wurde die Deputation, bis zu Thränen gerührt, und von Dankbarkeit für eine solche Aufnahme durchdrungen, entlassen. Caulincourt erhielt nun Zutritt beim Kaiser, der jedoch von irgend einer Unterhandlung nicht das Geringste hören wollte, und auf das Bestimmteste erklärte, daß er nie Friede mit Napoleon machen werde. Die Niedergeschlagenheit des Herzogs von Vicenza verkündete zur Genüge den geringen Erfolg seiner Unterhandlung.

Laborde erzählte in meiner Gegenwart, daß, bei der Ankunft der Deputation, Nesselrode, den er früher gekannt, ihn in eine Fenstervertiefung geführt und ihn gefragt habe, welches der Zustand der öffentlichen Meinung in Paris sei, und was man thun müsse, oder vielmehr, was die Franzosen wollten, daß man thue? — Laborde entgegnete, daß, bevor er antworte, Nesselrode auf sein Ehrenwort ihm erklären möge, wie stark die Streitkräfte der Alliirten in Frankreich seien. Nesselrode versicherte, daß sich 150 000 Mann vor Paris befänden und daß der Kaiser von Oesterreich 50,000 Mann bei sich habe.

Laborde sagte nun, daß die durch Umsicht ausgezeichneten Menschen sehr an den Interessen der Revolution hingen und daß sie im Allgemeinen der Regierung sich zuneigten, daß die Salons des alten Adels die Bourbonen ohne alle Bedingung zurückverlangten, und daß der übrige Theil der Nation sie ohne Mißbehagen, mit einer beschränkten Regierung empfangen würde. Verlange er nun über dies alles noch nähere Mittheilungen, so sei Niemand besser im Stande, sie ihm zu geben, als Talleyrand, sowohl hinsichtlich seiner persönlichen Erfahrung, als der Staatsmänner wegen, die sich gewöhnlich bei ihm versammelten. Nesselrode fragte: ob er sich zu Paris befände? Laborde entgegnete, daß er noch am vorigen Abend dort gewesen sei; aber daß er von Napoleon den Befehl erhalten, sich nach Blois zu begeben.

Nach dieser Unterhaltung sendete Nesselrode Laborden sogleich nach Paris, um Talleyrand einzuladen, sich nicht zu entfernen, und falls er dennoch abreisen wollte, ihn mit Gewalt zurückzuhalten. Der Graf Dünow, Adjutant des Fürsten Wolkonsky, wurde beauftragt, ihn zu begleiten, damit man ihn nicht bei den Vorposten aufhalte. Der Kaiser von Rußland sendete einen andern Boten ab, um Talleyrand anzukündigen, daß er bei ihm wohnen werde.

Laborde und Dünow begaben sich also nach Paris, in Begleitung eines einzigen Kosacken, des ersten, der in die Stadt kam. Sie begegneten auf der Straße dem Herzog von Vicenza, der sich, mit größer Bewegung zum Kaiser Alexander begab. Sie grüßten ihn im Vorübereilen, ohne mit ihm zu sprechen. Laborde kam um sieben Uhr Morgens bei Talleyrand an. Er fand ihn im Schlafrock in seinem Ankleidekabinette. Nachdem er ihm die Unterredung mit Nesselrode mitgetheilt, und ihm gesagt hatte, daß das dritte Bataillon der zweiten Legion, welches sich in diesem Augenblicke auf dem Vendomeplatze befand, ihm gänzlich ergeben sei, ersuchte ihn Talleyrand, sich in den Saal zu begeben, und den dort versammelten Personen dieselben Mittheilungen zu machen, zugleich auch den Baron Louis zu fragen: was er davon denke? Laborde fand im Saal, ausser dem Baron Louis, noch den Erzbischof von Mecheln de Pradt, und den Herzog von Dalberg, die sich seit ungefähr zwei Stunden dort befanden. Nachdem er seine Unterhaltung mit Nesselrode eröffnet, reichte ihm Louis eine weiße Kokarde dar und sagte: nehmen Sie das, was er jedoch nicht that. Nachdem er mit seinem Begleiter gefrühstückt, reisete er wieder ab, um dem Kaiser die Nachricht zu bringen, daß Talleyrand Paris nicht verlassen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Versuche über die moralische Philosophie.

Von Dugald Stewart.

Es gibt Thatsachen, die durch keinen Sinn beurkundet werden. Sie sind in den Leidenschaften, in den Gedanken, im Willen enthalten. Ob diese Thatsachen nun die Resultate eines materiellen Prinzips sein mögen, oder nicht, so bemerken wir sie doch auf eine ganz andere Weise, als die Phänomen der äussern

Welt. Wir erkennen dieſe vermittelſt der Hand, des Auges, des Ohrs u. ſ. w. Jene werden uns durch keines dieſer Organe bekannt. Wir fühlen, ſehen und hören ſie nicht. Freude oder Schmerz, Handlungen der Vernunft und freiwillige Beſtimmungen erzeugen ſich anders, obgleich wir die gewiſſe Idee davon haben, obgleich wir ſie fühlen, obgleich wir nicht ſagen können, daß wir uns täuſchen, indem wir ſie fühlen. Es liegt manchmal in dieſer Ueberzeugung ein Grad von Gewißheit, der nicht immer mit dem Glauben an die äuſſern Dinge verbunden iſt. Wie haben wir nun die Anſicht und den Glauben an dergleichen Thatſachen? Wir haben ſchon geſagt, daß es durch keinen unſerer Sinne iſt. Es muß alſo etwas ganz Eigenes in uns geben, wodurch wir ſie bemerken. Dieſes Etwas muß ohne Organ ſich bewegen und durch ſich ſelber wirken. Es muß eine unmittelbare, rein vernünftige Seh-, Hor- oder Fühlkraft ſein, die beſtändig in uns wacht, um uns von dem zu unterrichten, was in unſerm Innern vorgeht.

Dies Etwas, wir nennen es das Gewiſſen. Dies Gewiſſen iſt alſo unſerm moraliſchen Zuſtande, unſerer innern Welt, was die Sinne, oder der organiſche Mechanismus, der äuſſern Welt iſt. Was dieſe, in Hinſicht auf ihre Gegenſtände, leiſten, das leiſtet ſie auf die ihrigen. Sie iſt zu denſelben Operationen geeignet. Sie kann Alles, wie ſie, blos anſchauen, betrachten, vergleichen, allgemein machen, raiſonniren, ſich erinnern und erfinden. Es fehlt ihr nichts zur Wiſſenſchaft, ſie hat vielmehr die vollkommenſte Eigenſchaft dazu.

Aber was nun in Gegenwart aller dieſer Scenen, auf welche die Blicke ſich geheftet haben? Was erſieht man in ihnen? Sucht man einige auffallende oder ſeltſame Züge darin zu entdecken? Findet man einige auſſerordentliche Eigenthümlichkeiten darin, um nachher, vermittelſt dieſer Wiſſenſchaft der Einzelnheiten, intereſſante Anekdoten des menſchlichen Herzens erzählen, oder die Feinheit und die befremdenden Geheimniſſe deſſelben zergliedern zu können? — Dieſe Kunſt, die die Theophraſts, Labruyères und Vauvenargues war, hat ihre Schwierigkeiten und ihr Verdienſt. Es erfordert eine gewiſſe Lebhaftigkeit des Nachdenkens, eine Art nackt zu ſehen, eine Durchdringlichkeit der Sinne, die nur wenigen zu Gebote ſteht. Dennoch verlangt die ernſtere und ausgedehntere Kunſt des Philoſophen mehr als das. „Es iſt leichter, den Menſchen im Allgemeinen, als den Menſchen im Beſondern zu kennen.“ Dieſe Maxime hat nur den Anſchein der Wahrheit; im Grunde iſt ſie betrüglich. Es iſt ſehr wahr, daß das Studium des Menſchen ſchwerer iſt, als das der Menſchen. Man ſieht Leute genug, die, wie man zu ſagen pflegt, ihre Welt kennen; aber wie viele ſieht man, die eben ſo gut auch die menſchliche Natur kennen? Die Kenntniß der Menſchen iſt nur Empirismus, die des Menſchen hingegen iſt Philoſophie.

Um die Wiſſenſchaft des Menſchen zu bilden, muß man alſo beobachten; aber man muß anders beobachten, als die Sittenſchilderer. Man muß ſich nicht mit den Einzelnheiten und den Individualitäten beſchäftigen, ſondern mit den Maſſen und den allgemeinen Thatſachen. Es liegt nichts daran, zu wiſſen, was in der Seele dieſes oder jenes Individuums vorgeht, ſondern was ſich gemeinſchaftlich in der Seele Aller bewegt. Die Anekdoten müſſen der Geſchichte, die Karakterzüge den wiſſenſchaftlichen Offenbarungen weichen. Es iſt nicht genügend, zu beobachten, man muß auch noch den Muth haben, in den errungenen Thatſachen nur das zu bemerken, was wirklich darin enthalten iſt. Man muß nicht eine Menge Fragen im Kopfe haben, die man ſich ſelber zu beantworten beeilt, und zwar auf eine Weiſe, wie man es am meiſten wünſcht, und nicht, wie ſie der Wahrheit am getreueſten ſein dürften.

Curioſa.

Schlangen- und Krokodilljagd.

„Ich hatte dem, der mir eine große lebendige Schlange zu Geſicht bringen würde, eine Belohnung verſprochen,“ ſagt Waterton in ſeiner Reiſe nach Demerary. „Einige Tage nachher benachrichtigte mich einer meiner Neger, daß er im nahen Walde eine junge Schlange, von der Gattung, die man Boohmaſter nennt, geſehen habe. Ich ergriff ſogleich eine 8 Fuß lange Lanze und begab mich, von zwei Negern begleitet, nach dem angedeuteten Orte, wo wir ſie bemerkten. Es war eine nicht giftige Culcanara, die groß genug ſein mochte, um mit Leichtigkeit einen Menſchen zu erdrücken. Ich maß ſie ſpäter und fand, daß ſie 14 Fuß lang, und ſo dick wie eine Boa von 24 Fuß Länge, war. Mein Kopf fand bequem in ihrem Rachen Platz. — Da ich wünſchte, ſie lebendig zu haben, um die Haut zu ſchonen, ſo faßte ich den Entſchluß, meine Lanze durch ihr Genick zu ſtoßen und ſie auf ſolche Weiſe an der Erde feſtzunageln. Meine Neger ſtellten mir zwar die große Gefahr vor, der ich mich ausſetzte; aber ich beharrte auf meinem Entſchluß. Wir ſchnitten behutſam die Zweige der ſie umgebenden Bäume ab, und gelangten ganz in ihre Nähe. Sie hatte ſich zuſammengerollt und ſchlief mit flach auf der Erde ausgeſtrecktem Kopfe. Es war mir ein Leichtes, ihr das Genick zu durchſtechen und meine Abſicht zu erreichen. Kaum war dies geſchehen, ſo ſprang einer der Neger herbei, um den Stock noch

tiefer in die Erde zu stoßen, während ich mit dem andern ihr auf den Leib sprang. Sie bewegte sich gewaltsam, und wir hatten die größte Mühe, sie festzuhalten, was uns jedoch sowohl gelang, daß wir ihr endlich die Kehle vollkommen zuschnürten. Sodann nahm ich den Kopf unter meinen Arm und die Neger trugen sie in der Mitte und am Schwanz. Sie war noch keineswegs ruhig, und schleuderte uns oft rechts und links. Demungeachtet brachten wir sie in meine Wohnung, wo sie in einen großen Sack eingesperrt wurde, in welchem sie sich bis am andern Morgen wand, wo ich sie wieder herausnahm, durch zehn Neger halten ließ und ihr den Kopf abschnitt. Sodann setzte ich die Zerschneidung gemächlich fort und war am Abend damit zu Ende. Die Zähne waren größer als ich geglaubt hatte, und entsprachen ihrer Bestimmung vollkommen. Nach hinten zurückgebogen, halten sie die Beute fest, während sie dieselbe langsam, ohne sie zu kauen, verschlingt. Sie zerreißt sie nie, und begnügt sich damit, sie zu ersticken. Ich ließ das Fleisch in den Wald tragen, wo es bald von einer großen Menge Geier umringt wurde, die sich auf den Bäumen wiegten und die Ankunft des großen Königsgeiers erwarteten. Endlich erschien er und stürzte sich darauf. Nachdem er sich gesättigt hatte, erhob er sich auf einen großen Mora, wonach die Reihe an die übrigen Geier kam, die bald Alles verschlungen hatten."

„Um Mitternacht sagte der Indianer zu mir: Massa, Massa! hörst du den Tiger? Er nahte sich mit leisen Schritten, wenn das Feuer auszugehen schien; aber sobald es wieder aufsprühte, entfernte er sich. Der Indianer, dieser gefährlichen Nachbarschaft [illegible], hörte endlich ein furchtbares Geschrei aus, der Jaguar machte einen großen Satz, verschwand und [illegible]. — Wir hörten von Zeit zu Zeit [illegible], und vorzüglich den Kayman, im Flusse sich bewegen. Der Laut, den er ausstieß, hat etwas höchst Klagendes, fast wie das Aechzen eines Sterbenden, oder wie ein halb unterdrückter Seufzer, der endlich mit solcher Gewalt hervorbricht, daß man ihn, in der Stille der Nacht, in der Entfernung einer englischen Meile hört. Sie antworten sich sodann von allen Seiten. — Um den Kayman zu fangen, bedient sich der Indianer eines höchst einfachen Instruments. Er bindet vier Stücke hartes Holz in Kreuzform zusammen. Sie sind auf den Ecken spitz geschnitten und mit einer Lockspeise versehen. Das Ganze ist mit einem Strick an einem nahen Baum befestigt und schwebt ungefähr vier Fuß über dem Wasser. Nachdem alle diese Vorkehrungen getroffen sind, schlägt der Indianer mehrmals auf eine leere Schildkrötenschaale, um dem Kayman anzudeuten, daß sich etwas Neues zutrage. Am nächsten Morgen fanden wir wirklich einen in der Falle, und zogen ihn aus dem Wasser. Er mochte ungefähr zehn Fuß lang sein. Ich sprang ihm auf den Rücken und hielt mich an seinen Vordertatzen fest, indessen er seinen Schwanz sehr heftig bewegte. Nachdem er sich umsonst ermüdet hatte, um frei zu kommen, blieb er ganz ruhig, und ich benutzte diesen Augenblick, ihm die Kehle zu durchschneiden. Es gibt vielleicht kein Thier, daß einen auffallendern Ausdruck der Grausamkeit hat, als der Kayman."

Ursprung des Wortes Bulle.

Hohle Erdkugeln sind Wasserblasen ähnlich. Deshalb nannten die Römer ihre kleinen hohlen Kugeln von Silber oder Gold, deren sie sich zum Schmuck bedienten: Bullæ. In der Folge wurde an öffentliche Aktenstücke, oder Patentbriefe, ein an einer durchgehenden Schnur befestigtes Metallsiegel gehängt, das man Bulla nannte; denn das Wort Siegel kam erst später in Gebrauch. Dieser Name ging endlich auf die Dokumente selbst über. Es gibt Gold-, Silber- und Bleibullen; die letzten sind die zahlreichsten. Ursprünglich waren die von Gold klein und leicht. Die Otto's II. waren von der Größe eines Fünffrankenthalers. Mehrere von Karl dem Kahlen wiegen acht Dukaten. Kaiser Ludwig der Fromme bediente sich zuerst der goldenen Bullen. Die Päpste gebrauchten sie nur äusserst selten. Man versteht unter der goldenen Bulle das kaiserliche Grundgesetz, welches Karl IV. 1366 zu Nürnberg herausgab, und wodurch er die Mißbräuche zu zerstören suchte, die sich in die Kaiserwahl eingeschlichen hatten. Das Siegel, oder die Bulle, dieses Aktenstücks ist von reinem Gold, und es gibt mehrere Zeichnungen davon. Die Stadt Frankfurt ließ sich ein Exemplar geben und versiegelte es mit einer goldenen Bulle. Zu Nürnberg begnügte man sich mit Wachs. Die Kaiser Trajan, Mark-Aurel, Antonin der Fromme und einige Andere, bedienten sich kleinerer Bullen, die von den Päpsten fast allgemein gebraucht wurden. Die päpstlichen Bullen theilen sich in gewöhnliche, in Halbbullen und in Breve. Die Schnur, an welcher sie befestigt sind, ist bald von Seide, bald von Hanf.

Ueber Preßfreiheit.

Von Bonstetten.

Was den zivilisirten vom wilden Menschen unterscheidet, das ist die Aufklärung.

Die Aufklärung entsteht aus der Mittheilung der Ideen, wie die Reichthümer aus der Zirkulation der Gegenstände, welche den Reichthum bilden.

Man hemme vollkommen jeden Handel, und bald

werden die Nationen, aller Hilfsquellen beraubt, wieder in die Wälder zurückkehren, aus denen sie hervorgegangen sind. Man hemme jede Mittheilung der Gedanken, und bald wird das ziviliſirte Europa wieder zu den Zeiten der Germanier des Tacitus ſich zurückgeſchleudert ſehen.

Es liegt keine Uebertreibung in dieſer Behauptung. Man überdenke nur die Wirkung, die jedes Verbot, ſeine Ideen einem Andern mitzutheilen, und dagegen die anderer Menſchen zu empfangen, hervorbringt, und man wird fühlen, daß ein ſolcher Bann die Nationen zu einem vollkommenen Zuſtande der Dummheit führen müßte.

Wir haben, um uns gegenſeitig unſere Ideen mitzutheilen, die Sprache, die Schrift, die Preſſe. Die Sprache drückt unſere unmittelbaren Berührungen aus. Sie iſt das nächſte und innigſte Band zwiſchen den Menſchen. Die Schrift hat einen größern Raum. Sie erſtreckt ſich über große Entfernungen. Sie umſchlingt ein mächtiges Ideenfeld, und man kann ſchreiben, was man durch die Sprache nur unvollkommen andeuten würde. Die Preſſe, an alle Menſchen ſich richtend, umfaßt zugleich ein noch beiweitem größeres Ideenfeld, als die Schrift, und verbreitet dieſe Ideen auch unendlich weiter. Die Sprache läßt ſich mit dem erſten Güteraustauſche vergleichen, der zwiſchen Wilden ſtattfindet, die Schrift mit dem innern Handel eines Landes, und die Preſſe mit dem allgemeinen Welthandel.

Das ſind die drei großen Mittel, ſeine Gedanken ſich mitzutheilen, die den Aufklärungszuſtand bei den Nationen bilden, und welche die Ziviliſationsſtufe einer jeden beſtimmen.

Alle Wiſſenſchaften, ſagt man, haben mit Irrthum begonnen. Aber welches iſt der eigentliche Sinn dieſes Problems? Unſere erſten Begriffe ſind verworrene Ideen, daß heißt, Nebelideen, die nur einen kleinen Lichtpunkt haben. Wenn ich ſage: die Sonne geht auf oder unter, ſo ſage ich eine Wahrheit in dem Sinne, den ich damit verbinde; aber ich füge dieſer Wahrheit eine andere Idee bei, nämlich, daß die Sonne ſich bewegt. Dieſer Gedanke iſt falſch; aber man mußte doch damit beginnen, um zur Fundamentalthatſache der ganzen Aſtronomie, der der Bewegung der Erde, zu gelangen.

Es iſt daſſelbe mit allen Wiſſenſchaften. Alle haben mit verworrenen, dunkeln Ideen begonnen, in denen irgend ein Lichtpunkt war, das heißt, in denen ſich irgend eine Beziehung, und folglich irgend eine Wahrheit befand. An dieſen erſten Lichtpunkt knüpfen ſich ſodann unſere ſpätern Nachforſchungen. Iſt die Bewegung des Gedankens frei, ſo enthüllen die übrigen Beziehungen ſich nach und nach, und die ganze, volle Wahrheit zeigt ſich endlich in der vollkommenen Entwickelung unſers erſten Gedankentraums.

Alle menſchlichen Kenntniſſe haben eine Menge Irrthümer zu erläutern, bevor ſie zu einer vollkommenen Wahrheit gelangen. Hemmt man nun die Entwickelung der Ideen, ſo will man die Fortdauer der Irrthümer, die mit der Denkfreiheit nur vorübergehend geweſen ſein würden.

Die Idee der Freiheit ſetzt die Idee der Gerechtigkeit voraus. Die politiſche Freiheit einer Nation entſteht aus einem Zuſtand der Dinge, der das Reich der Gerechtigkeit ſichert. Es findet dieſe Verſchiedenheit zwiſchen dem was gerecht und was es nicht iſt, ſtatt daß das, was gerecht iſt, aus den natürlichen, gegenſeitigen Beziehungen der Dinge entſteht, dahingegen das, was es nicht iſt, dieſe Beziehungen verletzt.

Zum Beiſpiel: die bürgerlichen Geſetze ſind die Darſtellung der Beziehungen, welche das Eigenthum ſichern. Wer die Güter eines Andern ſich zueignet, verletzt dieſe Beziehungen.

Es findet dieſe große Verſchiedenheit zwiſchen dem Despotismus und der Freiheit ſtatt, daß der Despotismus die Beziehung nicht der Dinge untereinander, ſondern der Dinge oder der Menſchen mit dem Willen dieſes oder jenes Menſchen iſt. Entſpricht irgend etwas dem Geſchmack, den Leidenſchaften, der Laune eines Gebieters, ſo iſt das ſchon hinreichend, deshalb und gegen jede andere Verfügung, ſelbſt gegen die der Dinge, welche doch die Baſis der Gerechtigkeit iſt, zu handeln.

Jemehr man von der gegenſeitigen Schicklichkeit der Dinge betroffen ſein wird, um ſo mehr wird man ſich der Gerechtigkeit nähern. Jemehr man im Gegentheil ſich der Schicklichkeit der Dinge mit dem Willen dieſes oder jenes Gebieters überläßt, um ſo mehr wird man eine Beute des Despotismus. Die wahre Freiheit beſteht in der beſtändigen Uebereinſtimmung des Willens der Obrigkeit mit den Beziehungen zwiſchen den Dingen, die allein die Baſis der Gerechtigkeit ſind.

Man ſieht ſehr wohl ein, daß die vollkommene Gerechtigkeit auf dieſer Erde nicht zu Hauſe iſt, weil ſie eine vollkommene Kenntniß aller Beziehungen der menſchlichen Intereſſen vorausſetzt. Aber je klarer und augenſcheinlicher dieſe Beziehungen werden, um ſo mehr wird man ſich auch der Gerechtigkeit und durch ſie der Freiheit nähern.

Eine Regierung, die Jedermann verbieten wollte, von ſeinen Intereſſen zu ſprechen, wie er es verſteht, würde den Despotismus begründen und die Entwickelung der Ideen verhindern, ohne welche die Kenntniß der Beziehungen unmöglich iſt. Auf einer andern

Seite würde jeder Privatmann, der ſein eigenes Intereſſe höher achtete, als die Schicklichkeit der Dinge untereinander, die Freiheit verlehen, die nur aus der allgemeinen Schicklichkeit zwiſchen den Dingen ſelbſt entſtehen kann.

Die Bücher gewähren der Obrigkeit zweierlei Hilfsquellen. Sie unterrichten ſie von der Natur der Dinge, deren Kenntniß den eigentlichen Kern der Gerechtigkeit ausmacht, und ſie unterrichten ſie von der Meinung der Menſchen, von dieſer Meinung, die an und für ſich ſelbſt ein höchſt weſentlicher Theil der Freiheit iſt.

Ein korſikaniſches Hirtenliedchen.*)

Canzon d'un pastor di Z.ccavo.

. . . . . .

Gioja dé cuori, esempre t'ho chiamattu,
E per amari a tia, soju sordu e mutta.
Pattu piu che non patti un dannattu,
O ingrata donna, e perchè m'hai burlattu?
È medru esseri amanti e nun amattu,
Ch'esseri amanti amattu, eppo trattu?

Gioja, tu m'ha riduttu a singhio tali,
Voju a la messa, e nun so duvi sia:
Nun ascoltu parodra di Missali,
E non soju più dir dr' *Ave Maria*.

. . . . . .

Soju stato a confessa mi, o divia mia,
Sa' chi m'ha ditto la me confissoru?
Dicci ch'affatto mi scordi di tia,
Chi, se ci penzu, mi conzummu e moru...

. . . . . .

Disidara u malattu risanari,
L'imprighionattu di prighioni usciri,
Disidara u von tempu u marinari....
E te desidaru puter bacciari
La to buccacela, eppò dopù muriri.

L'acedru inamorattu spessu gira,
Vulandu per li boschi e la campagna;
E chivi canta, e quinci intornu mira,
Per rittruar l'amatta su' campagna.
Quannu po nun dra trova, edru s'adira.
E cu dolenti canti edru si lagna.

Ti portu scrittu in questu *pettu*, *tantu*,
Chi mai nun m'esci dalla fantasia;
Se tu vuoi sapiri quantu sia 'stu *tantu*,
E quantu il *pettu*, c'l cor dedr alma mia:
S'intrassi in paradisu santu, santu,
E nun truvacci a tia, mi n'eccria.

*) Dies eben ſo herzliche, als naive und originelle Liedchen, wird vorzüglich im Zentrum der Inſel und in der Nähe von Napoleons Vaterſtadt geſungen. In frühern Zeiten, und ſelbſt noch als erſter Konſul, pflegte er oft das Ritornell desſelben leiſe zu ſingen.

Wörtliche Ueberſetzung.

. . . . . .

Wonne meines Herzens! ich habe dich immer gerufen,
Und in Liebe zu dir bin ich ſtumm und taub geworden.
Ich leide mehr, als ein Verdammter leidet.
O undankbares Mädchen! warum haſt du mich betrogen?
Und iſt es nicht beſſer, zu lieben, ohne geliebt zu werden,
Als liebend geliebt, ſodann verrathen zu ſein?

Wonne meines Herzens! du haſt mich bis dahin gebracht,
Daß ich zur Meſſe geh' und nicht weiß, wo ich bin.
Ich höre kein Wort mehr vom Evangelium,
Und weiß nicht mehr zu ſagen: Ave Maria.

. . . . . .

Ich bin zur Beicht' gegangen, o meine Göttin!
Weißt du, was der Beichtiger zu mir geſagt?
Er ſagt: ich ſolle dich vergeſſen,
Daß, wenn ich daran denke, ich vergehe und ſterbe...

. . . . . .

Der Kranke wünſcht ſeine Heilung,
Der Gefangene wünſcht ſein Gefangniß zu verlaſſen,
Der Seemann wünſcht ſich ſchönes Wetter....
Und ich, was ich wunſche, iſt, küſſen zu können
Deinen hübſchen Mund, und alsdann zu ſterben.

Der Liebesvogel dreht ſich unaufhörlich,
Fliegend durch das Gehölz und die Felder;
Er ſingt, er ſchaut nach allen Seiten umher,
Um ſeine ſüße Gefährtin zu finden.
Wenn er ſie nicht findet, wird er traurig,
Und ſeufzt mit ſeiner klagenden Stimme.

So trage ich dich geſchrieben in dieſem Herzen,
So lange du nicht meinem Gedanken entflichſt.
Wenn du wiſſen willſt, wie lange dies Lange iſt,
Und was dies Herz iſt in meiner Bruſt:
Wenn ich das heilig, heilig Paradies betrete,
Und ich finde dich darin nicht, bleibe auch ich nicht in ihm.

Italieniſche Literatur.

Notizie sopra l'Istoria de' Principe di Savoja. — Notizen über die Geſchichte der Fürſten von Savoien. Von Ludwig Cibrario, Advokat. Turin, 1825. Bei Alliana und Paravia. Ein Band in 12.

Man kann nicht mehr daran zweifeln, daß der Geſchmack der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ein Bedürfniß unſerer Zeit geworden ſei. Der Beweis davon liegt in dem Eifer, mit welchem unſere Gelehrten, durch mühſame Nachforſchungen, die bemerkenswertheſten Punkte der Geſchichte zu erläutern ſuchen, über welche wir bis jetzt nur zweifelhaftes Licht hatten. Guichenon und Della Chieſa, die zu den vorzüglichſten Geſchichtſchreibern des Hauſes Savoien gehören, verſtoßen oft gegen Gerechtigkeit und Unparteilichkeit. Ihre Fortſetzer ſind in dieſelben Fehler verfallen. Der Abbé Denina hat die ihm zu Gebote ſtehenden Materialien nur ſehr unvollkommen

benutzt, und mit Ausnahme der Denkwürdigkeiten Cosias von Beauregard, die vor einigen Jahren zu Turin erschienen sind, kennen wir kein befriedigendes historisches Werk über eine der ältesten europäischen Dynastien. Das Buch Cibrarios kann nur als die Skizze eines größern Werks betrachtet werden, welches bestimmt ist, die eben bezeichnete Lücke auszufüllen. Der Styl des Verfassers zeigt eine geübte Feder, und seine Kritik ist ziemlich genau.

Favole e Novelle di Lorenzo Pignotti Aretino. — Fabeln und Novellen von Lorenz Pignotti, von Arezzo. Florenz, 1825. Aus der großherzoglichen Druckerei. Erster Band in 12.

Pignotti ist der erste italienische Fabulist. Er hat einer Menge Dichter, unter denen sich vorzüglich Bertola, Passeroni, Fiacchi (bekannter unter dem Namen Clasio) und Gherando de Crosst ausgezeichnet haben, diese neue Laufbahn eröffnet; aber keiner von allen kann sich mit ihm, in Hinsicht des Geistes und der Leichtigkeit, vergleichen. Mit dem größten Vergnügen lieset man folgende: der Tod und der Arzt, der Dorn und der Mohnkopf, der Esel und der Greis, der Strom und der Wassertropfen. Es verdient bemerkt zu werden, daß Pignotti nur alsdann seine unnachahmlichen Fabeln schreibt, wenn er von ernstern Arbeiten ausruhen will. Man hat von ihm eine Geschichte von Toskana, voll der nützlichsten Nachforschungen, und in welcher eine Menge Begebenheiten, dieses interessante Land betreffend, von den Zeiten der Etrusker bis auf die, wo das Haus Medicis darin seine Herrschaft begründete, sich erstrecken.

Englische Literatur.

Parliamentary abstracts. — Parlaments-Auszüge, enthaltend die Substanz aller offiziellen Papiere von irgend einer Wichtigkeit, die den beiden Häusern des brittischen Parlaments während der Sitzung von 1825 vorgelegt worden sind. London, 1826. Bei Longman. Paris, bei Treuttel und Würz. Ein Band in 8. von 706 S. in zwei Spalten, kleiner Text.

Die vorliegenden Auszüge bieten eine Menge höchst interessanter Einzelnheiten über die Administration Englands und seiner Besitzungen dar. Das wichtigste Dokument ist unstreitig das Budget der Einnahmen und Ausgaben. Die ersten beliefen sich im verflossenen Jahre auf 64,775,865 Pfund Sterling,
die letzten auf 58,188,062 " "
folglich Ueberschuß 6,587,803 Pfund Sterling.

An die Ausgabe sind die Interessen der öffentlichen Staatsschuld, die sich auf 27,979,068 Pfd. St. belaufen, so wie die Interessen der Schatzkammerscheine mit 1,087,283 Pfd. St., mit inbegriffen. Unter den Einnahmen betrugen die der Mauth 11,327,741 Pfd. St. Unter den übrigen Einnahmen betragen die von den Zeitungen 8,750,000 Franken, von den Hunden 4½ Mill., von eingerückten Anzeigen 3,800,000, und vom Puder 650,000 Fr. 83,000 Wein- und Speisewirthe (wovon 4200 in London) bezahlen ihre Patente. Es sind 5,084,702 Tonnen Steinkohlen verladen, und davon 278,695 ausgeführt worden. Im Hafen von London allein sind 6876 damit belastete Schiffe angekommen. Von Alexandria sind 30 mit 7500 Tonnen Baumwolle befrachtete Schiffe angekommen. Der Werth der offiziell ausgeführten Waare betrug 58,940,336 Pfd. St.

Narrative of the surrender of Buonaparte, and of his residence on board H. M. S. Bellerophon. — Erzählung von der Ergebung Bonapartes und seines Aufenthalts am Bord des Bellerophon. Enthaltend die Einzelnheiten über die vorzüglichsten Begebenheiten, die sich am Bord dieses Schiffes vom 24. Mai bis zum 8. August 1815 zugetragen haben. Vom Kapitain F. L. Maitland. London, 1826. Bei Colburn. Ein Band in 8. von 248 S., mit einer Karte.

Dies Werk wirft ein neues Licht über den Zeitraum im Leben eines ausserordentlichen Mannes, den man vielleicht den interessantesten nennen dürfte, weil er gleich auf den Verlust des kaiserlichen Throns folgte, und unmittelbar der Haft und dem Exil auf St. Helena voranging. Der Verfasser spricht von dem erhabenen Gefangenen mit Ehrfurcht und Bewunderung. Er erzählt nicht gerade mit denselben Worten wie Las Cases die verschiedenen, auf dem Schiffe statt gefundenen Begebenheiten. Mit Ausnahme einer einzigen Seite, auf welcher er eine übertriebene, lächerliche und höchst unwahrscheinliche Lobrede Wellingtons in Napoleons Mund legt, tragen die andern den Stempel der Unparteilichkeit und der Wahrheit. Der entthronte Monarch erscheint immer groß, immer ruhig sein Schicksal mit Muth und Fassung ertragend und sich nie bis zur Klage oder Drohung erniedrigend. Um ihn erblickt man Las Cases, Montholon, Gourgaud, Lallemand und Andere, deren schöne Ergebung im auffallendsten Kontraste mit dem egoistischen Betragen der Gattin Bertrands steht.

Russische Literatur.

Dem Gedächtnisse des Kaisers Alexander. St. Petersburg, 1826. Bei St. Florent. 16 S. in 4.

Diese Huldigung zum Gedächtnisse eines Monarchen, den die heilige Allianz betrauert, ist vom Prä-

sidenten der Akademie der Wissenschaften, Uwarow. Er sagt mehrmals mit großer Wahrheit, daß man den Verstorbenen jetzt noch nicht beurtheilen könne, weil dazu der Augenblick noch nicht erschienen sei. Der Verfasser stellt von seinem Helden folgendes Bild auf: „Geschickt in Benutzung der Menschen, vermochte der Kaiser Alexander leicht sich verständlich zu machen, des rechten Wortes sich zu bedienen. Er hatte einen zarten Takt des Schicklichen. Zuvorkommend, ohne Vertraulichkeit, imposant, ohne Affektation, sanft, ohne Schwäche, vermochte nichts seinem hinreissenden Wesen zu widerstehen. Er übte eine absolute Herrschaft über die Geister aus.... Der Kaiser hatte in den öffentlichen Angelegenheiten jenen geübten Blick, der ohne Zögern ihre Grenzen bestimmt, jene Scharfsichtigkeit, die bis auf den Grund der Dinge dringt, jene Geistesgegenwart, die mit Schnelligkeit den wirklichen Sinn erräth... Die Wahrheit war die Nahrung seiner Seele, das Bedürfniß seiner Vernunft. Die Schmeichelei selbst, um bis zu ihm zu gelangen, nahm die Maske der Schlichtheit, und der Egoismus die der Frömmigkeit."

Zollfreie Gedanken.

Warum finden wir unsere meisten europäischen Geschichtsschreiber so einsilbig und kalt? Weil mit vieler Gelehrsamkeit, und oft selbst mit vielem Geiste ihre Darstellungen einförmig und trocken sind, weil es ihnen an dramatischem Interesse gebricht, und weil hier meistentheils sehr ausgedehnte Bemerkungen weiter nichts als moralische Gemeinplätze sind, mit denen wir auf den Kollegien und von den Kanzeln herab überfäet werden. Die Werke des Xenophon dagegen, und die des Livius, Polybius, Sallust und Tacitus werden immer mit Interesse und Begier gelesen, und haben bereits so viele Jahrhunderte durchlebt, weil ihre Verfasser Zeugen der Begebenheiten, oder doch der Auftritte waren, die sie beschrieben haben.

Das Gegengift der Zaubereien der Höfe ist ein Regierungswechsel. Alsdann erscheint das Herz durchaus nackt und alle Illusion ist vorüber. Der verstorbene König ist nur ein Mensch, und oft noch weniger. Es giebt keinen moralischern Theatercoup, der geeigneter sein dürfte, das Nachdenken zu erregen.

Es ist ein wahres Elend bei den meisten Menschen, daß sie die Gebrechen ihres Geistes fühlen, ohne im Stande zu sein, sie verbessern zu können.

Es liegt in der Bestimmung der Völker, wie in der der Individuen, in einem fast beständig leidenden Zustande zu leben. Deshalb suchen die Völker, so wie die Kranken, auch gerne ihre Lage zu verändern. Diese Bewegung erregt in ihnen die Hoffnung, sich besser zu befinden.

Literarische Anzeige.

To be published in weekly numbers royal 8vo.

THE

BRITISH CHRONICLE;

CONTAINING:

I. Reviews and Analysis of all new, interesting and important productions of British Literature. Partly original, but mostly compiled from the *Quarterly Review* — *Edinburgh Review* — *Monthly Magazine* — *New Montly Magazine* — *London literary Gazette* — *Universal Review* — *Westminster Review* — *News of Literature* — *Blackwood's Magazine* — *Farmers Magazine* — *Loudon's Gardeners Magazine* — *Oriental Herald* — *Gentleman's Magazine* — *European Magazine* — *Monthly Censor* — *New Edinburgh Magazine* — *Colonial Journal* — *London Magazine* — *British Critic* — *Somnersethouse Gazette* etc. etc. etc.

II. Interesting Extracts from the London and Country Newspapers and Pamphlets on all important Questions of the Day.

III. State of the British Markets. — Annual Parliamentary Accounts of the Trade and Navigation of Great-Britain, Ireland and the Colonies.

IV. Original Communications on British Interests, Commerce, Industry, History, Biography, Topography etc., on Men and Manners; on Inventions and Improvements in the technical Departments etc.

Jetzt, wo die Bekanntschaft mit der englischen Sprache in Deutschland nicht mehr zu den Seltenheiten gehört, sondern bei jedem Gebildeten gesucht wird, ist es an der Zeit, ihren Freunden und denen der englischen Literatur ein wohlfeiles und zugleich genügendes Mittel in die Hand zu geben, die neuesten Fortschritte der letztern zu verfolgen und sich mit allen ihren interessanteren Erscheinungen vertraut zu machen. — The British Chronicle soll das Lesen aller andern englischen kritischen Zeitschriften entbehrlich machen und für eine ganz unbedeutende Ausgabe, unverstümmelt und in der Ursprache, den Kern alles dessen wiedergeben, das sich zu verschaffen man bisher, bei der Theurung engl. Journale, jährlich eine mehr als hundertfache Summe bedurfte. Auch wird man da, wo die engl. Zeitschriften auf dem langsamen Wege des Buchhandels bezogen werden, ihre wichtigsten Artikel im „British Chronicle" immer weit eher zu lesen bekommen, als die Originale selbst, weil wir diese sogleich nach ihrem Erscheinen durch die Briefpost zugesendet erhalten.

THE BRITISH CHRONICLE erscheint in wöchentlichen Heften, im größten Octav, schön und deutlich auf englisches Velin gedruckt. Den Preis stellen wir für die ersten vor November bestellenden Abonnenten halbjährig auf nur zwei Thaler Sächsisch; für spätere Theilnehmer erhöht er sich auf das Doppelte. — Die Erscheinung beginnt, sobald sich die ersten 400 Theilnehmer bei uns angemeldet haben. Alle, welche die baldige Förderung dieses Unternehmens wünschen, bitten wir deshalb, mir ihren Bestellungen — entweder direkt bei uns — oder bei irgend einer Postbehörde, Buchhandlung oder Zeitungsexpedition nicht zu zögern. Gotha. Ende August 1826.

Bibliographisches Institut.

Aarau, im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 39. Dritter Jahrgang 1826. 27. September.

Der Kongreß von Panama.

Das Bündniß, welches die neuen amerikanischen Republiken durch ihre Abgeordneten auf dem Kongreß von Panama abgeschlossen, ist eine der wichtigsten und merkwürdigsten Begebenheiten unserer Zeit. Fast immer haben sich die unabhängigen Staaten zu einem gemeinsamen Interesse vereinigt. So haben die verschiedenen griechischen Staaten gegenseitige Allianzen abgeschlossen und lange den Rath der Amphiktyonen und den achäischen Bund aufrecht erhalten. Einige der kleinen Staaten Europa's befolgten in der neuern Zeit das Beispiel des alten Griechenlandes, und in unsern Tagen haben die großen europäischen Mächte ein Bündniß zu Gunsten der absoluten Gewalt abgeschlossen. Alle diese Konföderationen haben mehr oder weniger Einfluß, hinsichtlich ihrer Ausdehnung und ihres Zwecks; aber keine wurde durch erhabenere Umstände veranlaßt, keine wurde auf so allgemeine Grundsätze der politischen Gerechtigkeit begründet, als der Kongreß von Panama, keine vielleicht hatte einen so großen Einfluß auf die Zukunft, als dieser, aller Wahrscheinlichkeit nach, ausüben wird und muß.

Polybius sagt, als der weise und geschickte Aratus an der Spitze des achäischen Bundes sich befand, daß dieses politische Institut sich rühmen durfte, auf Freiheit und Gleichheit begründet zu sein, daraus seine ganze Stärke zu entnehmen, die Fortschritte, welche es gemacht, ihm zu verdanken, eben so wie den Einfluß, den es sich erworben. Aber Jedermann weiß, welches die Freiheit der Griechen in den glänzendsten Epochen ihrer Republiken war. Die Rechte des Volks und die ihrer Vorsteher waren ohne bestimmte Regeln. Das Menschenrecht, zu sehr in seiney Anwendungen beschränkt, blieb den Meisten unbekannt. Ein ausgedehnter Handel hatte die Grundsätze noch nicht emporgehoben, welche bei den Nationen die Basis ihrer gegenseitigen Verhältnisse sein müssen. Nur zu oft war die Freiheit das Rebellionsgeschrei aller Derjenigen, die bereitwilliger das Joch der Tirannei, als das der Gesetze, tragen, und der Gleichheitsruf wurde nur gegen die bestehenden Regierungen vernommen, um sie in Trümmer zu stürzen und den Ehrgeiz einiger Ruhmsüchtigen zu befriedigen.

Die vom Despotismus abgeschlossenen Allianzen sind indessen noch viel weniger glücklich. Sie können von keiner Dauer sein. Die Interessen und Ansichten, welche ihre Abschliessung veranlaßt haben, verändern sich unter jeder Regierung, weil sie nur die Interessen und Ansichten der abschliessenden Theile umfassen konnten. In ihrem Rathe ist immer der Wille des Mächtigsten der bestimmende. So lange also diese Verbindungen bestehen, ist der größte Staat immer der gebietende, obschon er sich allein auf die Funktionen des Ordners zu beschränken scheint. Die Rolle, für welche die übrigen sich bestimmt sehen, kann ihrer Eigenliebe nicht besonders schmeichelhaft sein. Sie müssen sich einer immer gefährlichen Beschützung unterwerfen, bei welcher sie sich eben nicht gesicherter fühlen. Minder geachtet im Aeussern, ohne stärker im Innern zu sein, fühlen sie bei jeder neuen Veranlassung die Wirklichkeit des gemachten Verlusts um so

ſtärker, und die Illuſion der Vortheile, welche ſie mit dem Preiſe ihrer Unabhängigkeit zu erkaufen geglaubt.

Die ſüdamerikaniſche Konföderation hat die übeln Umſtände, welche man bisher in den Staatenverbindungen bemerkt, nicht zu beſorgen. Die Annalen der Welt bieten nichts dar, was hiermit verglichen werden könnte. Nach einem langen Kampfe, deſſen harte Beſchwerlichkeiten die Freiheitsliebe allein überſehen konnte, hat ein ganzer, ungeheurer Kontinent ſeine Feſſeln zerbrochen. Dieſe Erde, die der Hauch der Tirannei ſeit drei Jahrhunderten zur Unfruchtbarkeit verdammte, wird künftighin ſechs große Republiken nähren, die ſo wohl organiſirt ſind, als die Lage einer jeden von ihnen es erlaubt hat, und deren Bevölkerung und Macht ſchnell zunehmen werden, weil ihre Konſtitutionen auf wahren Grundſätzen beruhen und aus republikaniſchen Elementen zuſammengeſetzt ſind.

Darum hat der Kongreß von Panama und ſeine Berathungen ſo großes, allgemeines Intereſſe erregt, und ein eben ſo neues als impoſantes Schauſpiel dargeboten. Seine Mitglieder ſind die wahren Geſetzgeber des amerikaniſchen Kontinents geweſen. Ihre große Aufgabe beſtand darin: die reiflich erwogenen und angenommenen Konſtitutionen zu befeſtigen; das zu vollenden, was die dringenden Umſtände gezwungen hatten, unvollkommen zu laſſen; die zuerſt unbemerkten, durch die Erfahrung entdeckten Gebrechen abzuſtellen; allem dem nachzuforſchen, was dem gemeinſamen Intereſſe von zwanzig Millionen Bürgern am erſprießlichſten ſein kann, und ſeine Anwendbarmachung vorzubereiten; Vertheidigungsmittel gegen die Angriffe von auſſen und gegen die innern Gährungen zu beſtimmen; die Ruhe der Bürger unter dem Schutze der Geſetze zu ſichern; jedem der konföderirten Staaten von Seiten der Fremden die ſtrenge Beobachtung der Rückſichten zuzuſichern, welche die ziviliſirten Nationen ſich gegenſeitig ſchuldig ſind; auf eine feſte Baſis die politiſchen Maximen zu begründen, die für die fernſte Zukunft die Beziehungen zwiſchen den Völkern beſtimmen, deren Kindheit faſt unmittelbar die ganze Stärke des männlichen Alters folgen wird; mit einem Worte, alles das anzudeuten, emporzuheben, zur Ausführung vorzubereiten, was zum Gedeihen der ganzen Konföderation und jedes einzelnen Mitgliedes derſelben dergeſtalt beitragen könne, daß Einigkeit und Weisheit in allen Entwürfen, Einigkeit und Ausdauer in allen Ausführungen vorherrſchend ſei.

Den erſten Gedanken des Kongreſſes zu Panama verdankt man dem Befreier Bolivar, ſo wie ſein Entwurf und ſeine Ausführung faſt allein auf ihm beruhen, weshalb er im vollen Sinne den Namen eines Aratus des neuen Bundes verdient. Bevor Peru 1821 vom Joche der Royaliſten befreit und die nominale Unabhängigkeit von Seiten San Martins eine reelle und definitive geworden war, bevor der burleske Kaiſer Iturbide aufgehört hatte, in Mexiko ſeinen Unſinn und ſeine Tirannei geltend zu machen, konnte man nichts wahres und dauerhaftes Gutes von einem Einigungsentwurfe der neuen Staaten hoffen. Aber als 1823 das alte Spanien ſeine letzten Hilfsquellen in Amerika verloren hatte, als jede der neuen Republiken feſtern Fuß faſſen konnte, ließ Bolivar eine ſo günſtige Gelegenheit, ſeinen großen und edeln Entwurf in Ausführung zu bringen, nicht unbenutzt vorübergehen. Er lud die verſchiedenen Republiken ein, Abgeordnete, mit beſondern Vollmachten verſehen, zum Kongreß von Panama zu ſchicken, und dort über die gemeinſamen Intereſſen der ſüdamerikaniſchen Staaten-Konföderation ſich zu berathen. Dieſe Vereinigung, dieſer Bund kann keine andere, als die folgereichſte Entwickelung haben, ſowohl hinſichtlich der Freiheit des ganzen Menſchengeſchlechts und der Unabhängigkeit der Staaten, als auch der politiſchen Rechte, die ſie ſich gegenſeitig zuzugeſtehen verbunden ſind.

Briefe über den Orient.

Dritter Brief.

Der Entſchluß mußte endlich gefaßt werden, und wir mußten dem „Stolze des Orients“, deſſen Anblick dem Propheten ein angenehmeres Lächeln, als der von Kairo, abgenothigt haben würde, Lebewohl ſagen. Wir verlieſſen Konſtantinopel an Bord eines engliſchen nach Smyrna beſtimmten Schiffes. Am andern Morgen mit Tagesanbruch erinnerten uns die Dardanellen an die rührende Fabel von Hero und Leander. Wir warfen die Anker und begaben uns, zwei Meilen vom Hafen, an die Stelle, wo das alte Abydos ſtand. Der Ort, auf dem es ſich befand, wird durch einen Hügel bezeichnet, auf deſſen Abhang gegen das Meer zu einige Mauertrümmer ſich zeigten. Von dieſem Punkte bis zu dem, wo, meiner Vermuthung nach, Seſtos gelegen war, iſt die Meerenge ungefähr eine (engliſche) Meile breit, und ein robuſter und geübter Schwimmer darf ſich ohne große Schwierigkeit darüber hinwagen. Einige Wochen nach unſerm Beſuche hatte ein junger Reiſender, welcher das Beiſpiel Leanders und Lord Byrons nachahmen wollte, das Unglück, davon ein heftiges Fieber zu bekommen, an welchem er ſtarb.

Bei dem ſchönſten Mondſchein verloren wir die Dardanellen aus dem Geſichte, und ein guter Wind führte uns nach Scio. Ich hatte aus dem Maſſacre von Stambul einen ſlavoniſchen Griechen, Namens Michel Milowiſch, gerettet. Als Muſelmann würde ich den Propheten geſegnet haben, daß er einen ſo

koſtbaren Diener mir zugeführt. Er redete ſieben verſchiedene Sprachen, hatte viel geleſen und vorzüglich viel gereiſet; er war brav, leidenſchaftlich neugierig, und unterhielt mich mit vielem Intereſſe. Am 4. bei Sonnenaufgang landeten wir zu Scio. Die Inſel bietet einen ganz beſondern Anblick dar. Nicht fern vom Ufer zieht ſich eine ſteile, unfruchtbare, purpurrothe Felſenkette entlang, die ſich auf ſechs bis acht Meilen weit erſtrecken mag und das Innere der Inſel verbirgt. Die Strecke zwiſchen dieſem Felſen und dem Meer wird von Gärten und reizenden Landhäuſern überdeckt, die rings um die Stadt ein grünendes Amphitheater bilden.

Das milde Klima dieſer Inſel, der Ueberfluß der Früchte, die Schönheit der Frauen und der zuvorkommende und gaſtfreundliche Karakter der Einwohner lieſſen ihnen vor allen übrigen Bewohnern der Inſeln des Archipels vom Reiſenden den Vorzug zugeſtehen. Wenn am Abend die Sonne mit ihren letzten Strahlen den hohen Felskamm des Gebirgs und die lachende Landſchaft, die an ſeinem Fuße ſich hinſchmiegt, vergoldete, verbreitete die ganze griechiſche Bevölkerung ſich an den Strand oder in die duftenden Gebüſche, und ein Schwarm von Schönheiten, durch Offenheit und Grazie der Manieren merkwürdig, erhöhte den Zauber des Gemäldes.

Unmittelbar nach unſerer Ankunft verfügten wir uns zum Konſul. Er war ein Eingeborner und empfing uns mit vieler Höflichkeit, indem er uns ſeine Gattin und Tochter vorſtellte. Ihr Anzug war ſehr einfach. Sie boten uns Früchte, Zuckerwerk und Kaffee an. Der großen Hitze wegen fanden wir die Orangen und Piſtaſchen, welche man uns darbot, ſehr erfriſchend. Die unglücklichen Scioten waren von allen Griechen die weichlichſten und unentſchloſſenſten. Die Kaufleute lebten im Allgemeinen mit vielem Luxus. Mehrere hatten die prachtvollſten Geräthe in ihren Häuſern. Seit dem Anfang der Inſurrektion beobachteten ſie eine ſtrenge Neutralität. Fühllos gegen die Bitten und Drohungen ihrer Landsleute, hatten ſie ſich geweigert, an dem Aufſtande Theil zu nehmen. Deshalb wurden ſie von den ottomanniſchen Flotten auch verſchont. Zu ihrem Unglück landete ein griechiſcher Hauptmann mit mehrern Schiffen an ihrer Inſel und drang gegen die von den Türken beſetzte Zitadelle vor. Da bildeten ſich die Scioten ein, daß die Stunde der Freiheit endlich auch für ſie geſchlagen. Plötzlich vom Stumpfſinn zum Enthuſiasmus übergehend, erhoben ſie ſich wie ein Mann. Die Zitadelle wurde im Fluge genommen, und die Beſatzung, ſo wie die auf der ganzen Inſel zerſtreuten Türken, wurden ermordet.

Aber bald erſchien die ottomanniſche Flotte im Hafen. Die geringe Zahl der von Samos gekommenen Griechen flüchtete ſich auf die Schiffe, und überließ die Scioten ihrem furchtbaren Geſchick. Die unterſte Volksklaſſe hatte beinahe allein nur Theil an dem Aufſtande genommen. Die vorzüglichſten Kaufleute und die Magiſtratsperſonen der Inſel begaben ſich an Bord des Schiffes des Kapitän-Paſcha, den ſie aufs Feierlichſte von ihrer Unſchuld und ihrer blinden Unterwerfung gegen die Pforte zu überzeugen ſuchten. Der Admiral nahm ſie aufs Beſte auf, verſprach alles Vergangene zu vergeſſen, und lud ſie ein, ſich mit ihm zu erfriſchen. Gleich darauf wurden ſechstauſend Türken ans Land geſetzt und das Zeichen zur allgemeinen Maſſacre gegeben. Von der Blutvergieſſung ermüdet, rauchten die Sarazenen auf den Trümmerhaufen ihre Pfeife und ſchlürften gemächlich ihren Kaffee hinunter. Nach dieſer kurzen Ruhe begann das Morden von Neuem, und wurde nicht eher eingeſtellt, bis alles Lebendige durch die Schärfe des Schwerts oder den Feuerbrand vertilgt worden war. Zwanzigtauſend Einwohner kamen in dieſer Blutnacht um. Wenige nur entrannen ins Gebirg oder an Bord neutraler Schiffe.

Zwei oder drei Stunden vom Hafen von Scio iſt, der Sage nach, auf der Küſte die Stelle, wo Homers Schule ſich befand. Es iſt eine Höhle, in der man noch die Spuren früherer Sitze findet. Der Dichter hat in der Wahl des Orts ſeinen Geſchmack beurkundet. Eine Gruppe prächtiger Bäume beſchattet ihn. An der ſteilen Felswand murmelt ein klarer Quell. In der Ferne ſieht man eine herrliche Rhede, ſeitwärts lachende Hütten, von Gärten umſchloſſen, dahinter Abgründe und eine Maſſe von Felſen, deren majeſtätiſche Nacktheit dem Auge einen purpurfarbenen Vorhang darzubieten ſcheint.

Einige Stunden von der Stadt iſt das Kloſter von Nehahmonza. Ein ſteiler Fußweg führt dahin. Die Kapelle iſt reich geſchmückt. Das Gewölb bietet ein auffallendes Gemiſch von Moſaikarbeit und gefärbten Fenſterſcheiben dar. Ringsum iſt das hohe Gebirg mit Tannenwaldung überdeckt. Das Kloſterleben der griechiſchen Prieſter iſt noch ſo ziemlich angenehm. Ihre Klöſter ſind reinlich und werden wohl unterhalten. Sie können ſich verheirathen, wenn ſie nicht die letzte Weihe erhalten haben. Jeder Reiſende kann einige Tage in dieſen Klöſtern zubringen, in denen er gut gebettet und genährt wird; denn die Mönche haben immer den beſten Wein und die beſte Koſt in der ganzen Gegend.

Im Innern der Inſel, einige Meilen vom Meere, erblickt man hier und da die Luſthäuſer der Griechen und Türken von der reichen Klaſſe. Sie ſind mitten in geſchmackvollen Gärten von Stein erbaut, und ihre

Lage ist oft ausserordentlich romantisch. Die Luft ist duftend von Wohlgerüchen, und man sieht an vielen Orten den Mastixbaum, der den griechischen und türkischen Frauen seinen köstlichen Balsam leiht, der vorzüglich von den erstern gebraucht wird, um den Glanz ihrer Haut zu erheben.

Nachdem wir Scio am Abend verlassen hatten, betraten wir am folgenden Tage, mit Anbruch der Nacht, die Rhede von Smyrna. Sie ist sehr ausgedehnt, und man schifft lange Zeit zwischen zwei Gebirgsketten, längs den begrünten Ufern, in deren Hintergrunde die Stadt sich zeigt. Sie enthält eine beträchtliche Bevölkerung und treibt einen sehr großen Handel. Die Straßen sind eng; aber das von den fränkischen Kaufleuten und Konsuln bewohnte Stadtviertel umfaßt zierliche Häuser, deren terrassenförmig ansteigende Dächer einen angenehmen Spaziergang darbieten. Viele Franken haben sich mit den griechischen Familien verbunden, weshalb die Frauen von Smyrna ein äusserst anziehendes Gemisch morgenländischer und europäischer Sitten darbieten.

Der türkische Begräbnißplatz befindet sich am Abhange eines Berges, in der Nähe dessen der Juden, und in geringer Entfernung von der Stadt. Ein Zypressengehölz umschließt ihn. Dieser majestätische Baum ist der beste Schutz und der würdigste Schmuck eines solchen geheiligten Ortes. Sein trauriges und unbewegliches Laub ist ein Sinnbild des Todes. Die Morgenländer umringen damit immer ihre Gräber, um Melancholie und Nachdenken zu erwecken. Sie nahen sich diesen Orten nur mit der tiefsten Ehrfurcht. Oft sieht man sie stundenlang in ihren Kiosken am Bosphor mit starrem, trauererfülltem Auge auf der Küste Asiens ruhen. Da schlummert die Asche ihrer Väter, dort haben die reichsten Bewohner von Stambul ihre Begräbnißstellen; denn sie glauben, daß wenigstens dort die Dauer des Reichs beständig sein dürfte, wenn die blonden Krieger des Nordens die Kinder Osmans aus Europa vertrieben haben werden.

Zu Smyrna bilden die Familien der europäischen Kaufleute sehr angenehme Zirkel. Das schöne, reichgeschmückte Casino, in welchem sich ein Lesesaal befindet, wird jeden Abend um acht Uhr geöffnet. Allen Fremden und Reisenden steht der Zutritt frei, und sie können daselbst eben sowohl des Vergnügens der Gesellschaft sich erfreuen, als Erfrischungen nehmen. Oft werden hier Bälle gegeben. Aber das Alles war bei unserer Ankunft nicht mehr so. Das Casino war verschlossen, die Spaziergänge verödet, die Bazars schweigend und leer. Alle griechischen Familien von nur einiger Wohlhabenheit hatten sich geflüchtet, und alle Verbindungen zwischen den Franken hatten aufgehört. Aus dem Innern des Landes langten keine Karawanen mehr an.

Einige Meilen von der Stadt zeichnet sich das Dorf Burnabat aus, das nur aus hübschen, den europäischen Kaufleuten zuständigen Häusern besteht. Die Umgegend ist vortrefflich bebaut und mit Oelbäumen überdeckt. Man sieht viele Störche, die sehr vertraulich sind, weil sie von den Türken auf eine abergläubige Weise geehrt werden. Ganze Taubenschwärme mit buntem Gefieder bevölkern den Sonnentempel von Balbek, und bieten einen Anblick dar, der in vollkommener Harmonie mit diesen prachtvollen Trümmern steht, die mit so vielem Talent und so vieler Wahrheit in Lalla-Rookh *) beschrieben sind.

Wir wohnten zu Smyrna in einem Hotel, das einem Italiener gehörte, und aus dessen Fenstern man die Aussicht auf die Bucht und die reizende Ufergegend hatte. Mehrere griechische Kaufleute und Priester speiseten mit uns an derselben Wirthstafel, die auf griechische und europäische Weise bedient wurde. Alles erschreckte sie und schien ihnen verdächtig, und leider nicht ohne Ursache. Sie durften es nicht wagen auszugehen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, ermordet zu werden. Eines Morgens, als ich mich eben in der Straße befand, sah ich, wie ein kandischer Metzger einen griechischen Bedienten erwürgte, weil er ihm sein Fleisch nicht hatte abkaufen wollen oder können. Fünfzig Griechen hatten sich an Bord eines ragusischen Schiffes geflüchtet und dem Kapitän eine bedeutende Summe bezahlt, um ihn zur schnellen Abreise zu bewegen. Unter nichtigen Vorwänden und der wiederholten Warnung seines Konsuls ungeachtet, zögerte er so lange, bis er von drei türkischen Schiffen umringt und angehalten wurde. Er und alle seine Matrosen wurden sogleich gehangen, die Griechen aber auf einen öffentlichen Platz geschleift und daselbst enthauptet. Diese Szene fand während unsers Aufenthalts statt. Der französische Konsul hatte den Muth, mehrere Hundert dieser zum Tode bestimmten Schlachtopfer den Händen der türkischen Soldaten zu entreissen und in seinem Hause zu verbergen.

In der Stadt sah man hier und da die unglücklichen Griechen hinter den Mauern sitzend, oder hinter halbgeöffneten Thüren auf die Stimme und das Gespräch der Vorübergehenden lauschend, um daraus Furcht oder Hoffnung zu gewinnen. Beim geringsten Geräusch, welches auf der Straße entstand, stürzten sich die Weiber, die sich in den obern Stockwerken der Häuser verborgen hielten, und die oft von bewunderungswürdiger Schönheit waren, an die Fenster, so höchst gefährlich das auch für sie war. Ihre Neugier

*) Ein Gedicht von Thomas Moore.

war dennoch stärker, als ihre Todesangst, und um die erstere zu befriedigen, setzten sie sich allem dem aus, was man sich nur immer Schaudererregendes und Entsetzliches denken kann. Dieser Leichtsinn, den man den Hellenen immer zum Vorwurf gemacht hat, ist vielleicht für sie, in ihrer gegenwärtigen Lage, ein Glück. All' das über sie hereingebrochene Unglück hat sie nicht zur Verzweiflung bringen können; und kaum ist ein furchtbares Ungewitter an ihnen vorübergezogen, so scheinen sie es auch schon wieder vergessen zu haben. Wird dagegen der Grieche zum Tode verurtheilt, so bemerkt man auch kein Zeichen der Furcht und des Schmerzes an ihm. Man gebe ihm Wein und eine Guitarre, und er wird die Nacht vor seiner Hinrichtung im lebhaftesten Geschwätz und in der Absingung moreotischer Gesänge zubringen.

Wir schifften uns zu Smyrna auf einem französischen Schiffe nach Alexandria ein. Wir hatten drei Tage lang günstigen Wind, und begegneten einer Abtheilung der griechischen Flotte, der wir über unsere Bestimmung und Ladung Bericht erstatten mußten, wornach wir ungehindert weiter segeln konnten. Aber plötzlich trat eine vollkommene Windstille ein, und man mußte suchen, sich die Langeweile zu vertreiben, so gut als man konnte, was jedoch auf einem französischen Schiffe viel leichter als auf jedem andern ist, weil die Passagiere selten ihre angeborne Fröhlichkeit ganz verlieren. Unter denen, mit welchen ich zu reisen das Vergnügen hatte, zeichnete sich ein junger, wohlgenährter Deutscher vorzüglich aus. Er machte sich uns als Arzt bekannt, und sagte, daß er die Absicht habe, sich nach Kairo zu begeben, um dort Türken und Araber zu kuriren, obgleich er nicht ein Wort von ihrer Sprache verstand. In seiner Gesellschaft befand sich eine junge, feurige Italienerin, die den heroischen Entschluß gefaßt, mit ihrem phlegmatischen Gefährten, der beständig eine kurze Tabakspfeife im Munde hielt und ganz orientalisch auf dem Verdeck dahingestreckt lag, an den Ufern des Nil zu leben. Ein blasser und magerer italienischer Schneider, der in Alexandrien sein Glück zu finden gedachte, vergnügte uns nicht wenig durch seine sonderbaren Luftschlösser. Ein Hundekaufmann, ebenfalls ein Italiener, der eine ungeheure Koppel von den besten Racen mit sich führte, begab sich in gleicher Absicht nach Aegypten.

Endlich erblickten wir die niedrige, sandige Küste von Alexandria. Wer auf der See gewesen, weiß, wie angenehm es ist, wenn man Land! Land! rufen hört. Die Säule des Pompejus, auf einer Anhöhe vor der Stadt, der Nilkanal, dessen Mündung nahe dabei ist, und tausend Erinnerungen an die Ptolomäen und an Kleopatra, gaben dem Bilde, das sich vor unsern Blicken enthüllte, einen großen und mächtigen Reiz.

Die Absichten Rußlands auf Ostindien.

Nach der Revue von Edinburg.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das Kabinet von St. Petersburg nicht seit Langem schon den Plan entworfen habe, seine Besitzungen bis zum Oxus auszudehnen. Um sich davon zu überzeugen, ist es genügend, den politischen Karakter und das Bestreben einer Macht zu erkennen, die seit Peter dem Großen ihre Richtung nie verändert hat, und die in der Bahn der Eroberungen mit derselben Gleichförmigkeit und fast mit demselben Glücke fortschreitet, wie die römische Republik. Die Missionen der russischen Agenten nach Khiwa, Kokan und Buckhara können keinen andern Zweck haben, als die Wege zur Vergrößerung zu entdecken und zu ebnen, und endlich die Erwerbung von Khwarizm, und vorzüglich von Buckhara und Samarkand, zu veranlassen. Diese Länder liegen aufs Beste, um Niederlagspunkte des bedeutenden Handels von Zentralasien zu werden. Man findet hier weite und fruchtbare Ebenen, die man im Alterthum für die reichsten der Erde hielt. Sie stehen ausserdem in direkter Verbindung mit Persien, Indien und China, den wohlhabendsten Regionen von ganz Asien. Sie werden von mehrern großen Strömen und einer Menge schiffbarer und anderer Kanäle bewässert. Wenn es nun möglich war, daß diese Länder zweimal von den tatarischen Horden erobert werden konnten, wie sollten sie jetzt, in ihrem Zustande physischer und moralischer Entartung, dem überwältigenden Ehrgeize eines Reichs widerstehen können, das viel furchtbarer ist, als alle andern, von denen Asien beherrscht wird?

Die Eroberung dieser Länder dürfte von größerm Nutzen für Rußland sein, als alle bereits gemachten, mit Ausnahme der Theilung von Polen, über welche unsere Nachkommen mehr noch als wir sich beklagen werden. Aber der moskowitische Ehrgeiz wird es dabei nicht bewenden lassen. Die Angriffsplane, die — wenn man den Mittheilungen des Gefangenen auf S. Helena Glauben beimessen darf — er, in Uebereinstimmung mit dem Kaiser Alexander, gegen das britische Indien entworfen, sind nicht unausführbarer, als es die Expedition nach Aegypten in dem Augenblicke war, wo sie unternommen wurde. Ohne in die Geheimnisse des Kabinets von St. Petersburg näher eintreten zu wollen, ist es genügend, eine Thatsache zu beurkunden, nämlich die, daß die russischen Offiziere von einem Zug gegen Indostan wie von einer politischen Zielscheibe, wie von einem bestimmten Zwecke, sprechen. Diese Idee hat in der Armee eben so tiefe Wurzeln

geschlagen und ist so populär geworden, als die eines Zuges nach Griechenland und die Eroberung von Konstantinopel. Wenn also England in frühern Zeiten, der Entwürfe Frankreichs gegen Ostindien wegen, besorgt gewesen ist, so muß es jetzt eine Ausführung derselben von Seiten Rußlands zehnmal mehr besorgen.

Die russischen Armeen würden aller Wahrscheinlichkeit nach vermeiden, durch Persien vorzudringen. Es würde bei weitem vortheilhafter für sie sein, den Weg über Buckhara und Samarkand einzuschlagen. Dort würde ihr wahrer Waffenplatz sein, denn Rußland ist nur durch eine Wüste davon getrennt, und die tatarischen Horden, welche diese bewohnen, vermögen ihren Plänen kein Hinderniß entgegenzustellen. Das Land zwischen dem Oxus und Jaxartus ist unter eine große Menge Volksstämme vertheilt, die sich beständig gegenseitig bekämpfen. Es würde also ein Leichtes sein, sie alle zu unterwerfen. Die Lage von Buckhara ist von der Art, daß, unter Beherrschung irgend einer europäischen Macht, es ein reiches und bevölkertes Land werden muß, im Fall es nicht zu sehr bedrückt wird. Die Hauptstadt könnte nicht allein eine ganze Armee aufnehmen, sondern auch noch die Reservemagazine der Expeditionstruppen enthalten.

Buckhara wird von Indien nur durch das Land der Afghanen geschieden. Die Russen könnten durch dasselbe entweder durch Verträge, oder mit offener Gewalt vordringen. Man darf nicht vergessen, daß die frühern Eroberer Indiens, Alexander, Gengis-Khan, Tamerlan und Baber, den Oxus und Balkh, so wie das Gebirg der Paropamisaden, zwischen dieser Stadt und Kabul, überschritten und mit den Waffen in der Hand die Afghanen sich unterwarfen. Die Kosacken und leichten russischen Truppen dürften sehr geeignet sein, der ihnen nachfolgenden Armee einen Weg durch dies Land zu bahnen. Aehnliche Truppen haben solche Versuche mehemals mit Erfolg unternommen. Der Marsch der Russen von Samarkand zum Panjab ist also nichts weniger als unmöglich.

Es ist nicht leicht vorauszusehen, welches das Resultat des Kampfes sein müßte, der auf jeden Fall in Indien zwischen den beiden mächtigsten Reichen Europa's stattfinden würde. England behauptet ohne Zweifel dort eine vortreffliche Stellung. Es hat eine wohl disziplinirte Armee, frische Truppen, sehr geübte Offiziere, eine ungeheure Artillerie, eine ausserordentlich gut organisirte Verwaltung, vollkommene Kenntniß des Landes, und vielleicht auch, was man immerhin bisher dagegen gesagt haben mag, den größten Theil der Bevölkerung auf seiner Seite. Aber es ist nicht minder ausser allem Zweifel, daß Indien oft von der Seite von Samarkand angegriffen worden ist, daß die russischen Armeen in diesem letztern Lande Halt machen, dort ausruhen, selbst mehrere Jahre dort verweilen, die russische Herrschaft dort begründen, und von diesem Vorposten aus die günstigste Gelegenheit benutzen könnten, den Absichten des Kabinets von St. Petersburg zu entsprechen, wie dies in der Krimm, in Georgien, Armenien und überall geschehen ist, wohin seine geschickte Politik ihre furchtbaren physischen Kräfte gewendet hat.

Das ist die ausserordentliche Gefahr, welche die englischen Besitzungen in Indien bedroht. Alle Streitkräfte, welche die Türkei, Persien und Arabien dagegen richten könnten, würden bei weitem minder schrecklich sein. Indessen hat auch der von uns angedeutete Angriffsplan tausend Schwierigkeiten und Gefahren. Die ganze russische Armee könnte bei einer so gewagten Expedition leicht zu Grunde gehen; aber ein solches Unglück steht ebensowohl allen entfernten militärischen Unternehmungen bevor. Soviel ist jedoch gewiß, daß wenn irgend eine europäische Macht es wagen dürfte, einen Eroberungszug nach Indien zu unternehmen, dies allein Rußland sein würde. Es hat den ganzen Norden Asiens erobert, es umschlingt mit seinen Ketten Georgien und den Kaukasus, und, was noch viel wichtiger und schwieriger war, es hat sich der Ukräne, der Krimm, der kleinen Tatarei, Finnlands, Litthauens, Polens und der Provinzen des baltischen Meers bemächtigt. Wie möchte man es also jetzt noch erstaunlich finden, wenn es seine Herrschaft auch über die halbwilden Horden zwischen den Ufern des Amu und Sirr ausdehnte? —

Die Türkei ist nur so lange gegen die Angriffe des moskowitischen Adlers einigermaßen sicher gewesen, als die Verschiedenheit der Interessen der europäischen Mächte gedauert hat. Aber die Fürsten von Usbeck haben ausser ihren Staaten keinen Bundesgenossen, und ihre Nachbarn sind die herumirrenden Tatarenhorden. Man kennt sie in Europa nur durch einige Artikel der offiziellen Zeitung von Petersburg.

Man sieht aus allem dem, wie leicht es den Russen, falls sie einmal sich am Oxus festgesetzt hätten, werden dürfte, in einigen Jahren alle die unwissenden und verweichlichten Völker zu unterjochen, welche das südliche Asien bewohnen, und zwar mit leichterer Mühe, als sie die elenden, aber abgehärteten Horden in der Nähe des Nordpols sich unterworfen haben.

Tagebuch eines englischen Kriegsgefangenen, u. s. w.

(Fortsetzung.)

Am Morgen, bevor die Barrieren eröffnet wurden, waren die Soldaten der alliirten Armee über die Palissaden der Barriere Rochechouart geklettert, um nach

Paris hinein zu schauen. Sie streueten eine große Anzahl Exemplare von der nachfolgenden Proklamation des Fürsten von Schwarzenberg aus.

Bewohner von Paris! Die alliirten Armeen sind in Paris. Der Zweck ihres Vordringens gegen die Hauptstadt Frankreichs begründet sich auf die Hoffnung einer aufrichtigen und dauerhaften Aussöhnung mit diesem Lande. Seit zwanzig Jahren ist Europa mit Blut und Thränen überschwemmt worden. Alle Versuche, einem so großen Elend ein Ziel zu setzen, sind erfolglos geblieben, weil in der Euch unterdrückenden Regierungsgewalt selbst ein unübersteigliches Hinderniß sich befindet, das den Frieden unmöglich macht.

Die verbündeten Souveraine suchen aufrichtig eine Frankreich heilsame Macht, die zur Vereinigung aller Nationen und aller Regierungen mit ihr, beitragen könne. Es hängt von der Stadt Paris in den gegenwärtigen Umständen ab, den Weltfrieden zu beschleunigen. Ihr Wunsch wird mit dem Interesse erwartet, das ein so unendliches Resultat einflößen muß. Sie bestimme laut, und in demselben Augenblicke wird die Armee, die sich in ihren Mauern befindet, die Stütze ihrer Entscheidung werden.

Pariser! Ihr kennet die Lage Euers Vaterlandes. das Benehmen von Bordeaux, die freundschaftliche Besetzung von Lyon, das über Frankreich herbeigezogene Elend und die wahren Gesinnungen Eurer Mitbürger. Ihr findet in diesen Beispielen das Ziel des fremden Kriegs und der innern Uneinigkeit; wir wissen nicht, wo wir sie anders suchen sollten.

Die Erhaltung und die Ruhe Eurer Stadt werden der Gegenstand der Sorgen und der Maaßregeln sein, welche die Alliirten sich erbitten, mit den Autoritäten und den Angesehensten zu nehmen, die am meisten die öffentliche Achtung genieſſen. Keine militärische Einquartierung soll auf der Hauptstadt lasten.

Mit diesen Gefühlen richtet Europa unter den Waffen und unter Euern Mauern sich an Euch. Beeilet Euch, dem Vertrauen zu entsprechen, das es in Eure Vaterlandsliebe und Eure Weisheit setzt!!!

Unterzeichnet:

der Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg,
General en Chef der alliirten Armeen.

Während die Garde des russischen Kaisers ihren triumphirenden Einzug in Paris hielt, folgte die schlesische Armee den äussern Boulevards, ging auf der Brücke von Jena, bei der Militairschule, über die Seine, und stellte sich auf der Straße nach Orleans links vom Thale, welches vom Bievreflüßchen bewässert wird, auf. Zu gleicher Zeit ging die österreichische Armee auf der Brücke von Austerlitz über die Seine, und nahm ihre Stellung auf der Straße nach Fontainebleau, auf derselben Linie, rechts von jenem Thale und Flusse. Diese Stellung, versicherte mir der General Müffling, war vortrefflich; denn wenn Napoleon auf der einen oder der andern Straße sich genähert hätte, würde er immer auf eine der beiden Armeen gestoßen sein, und während er sich mit der einen geschlagen hätte, wäre die andere ihm in die Flanken und in den Rücken gefallen. Derselbe Plan wurde späterhin mit so großem Erfolg auch bei Waterloo in Anwendung gebracht.

Als der Kaiser Alexander bei Talleyrand angekommen war, begab er sich sogleich mit ihm in sein Kabinet. Der Letztere schien ein wenig erschreckt, und wagte es nicht, auf eine offene Weise sich über Napoleons Entthronung auszusprechen. Der Kaiser ermuthigte ihn jedoch bald durch die bestimmte Versicherung, daß er nicht mehr mit ihm unterhandeln wolle, und daß er die Macht habe, ihm auf jede Weise die Spitze zu bieten.

Nach diesem vertrauten Zweigespräch wurde in Gegenwart des Kaisers eine feierliche Rathsversammlung gehalten, welcher der König von Preussen, der Fürst von Schwarzenberg, Nesselrode, Pozzo di Borgo, der Fürst von Lichtenstein, Talleyrand, der Baron Louis und de Pradt beiwohnten. Die beiden letztern waren jedoch nicht von Anfang gegenwärtig, sondern wurden erst gegen das Ende zugelassen. Die Restauration der Bourbonen wurde einstimmig von den drei letztern begehrt. Der Kaiser Alexander entgegnete darauf: daß, obgleich dieser Wunsch seinen eigenen Gefühlen am entsprechendsten sei, doch nichts ihn vermuthen lasse, in wie fern er auch der der ganzen Nation sei. Man trachte es demungeachtet durch neue Vorstellungen so weit, ihn zu der entscheidenden Bestimmung zu führen, daß er hinfort weder mit Napoleon, noch mit irgend einem Mitgliede seiner Familie unterhandeln wolle. De Pradt verfügte sich sogleich in ein Nebengemach, um die Erklärung des Kaisers aufzusetzen, welche sogleich gedruckt, und in großer Menge durch ganz Paris verstreut wurde.

Man schritt nun zur Bildung der provisorischen Regierung, zu deren Präsidenten Talleyrand ernannt wurde. De Pradt sah sich mit dem größten Mißvergnügen gänzlich davon ausgeschlossen. — Mit Anbruch der Nacht kam noch eine große Menge übelgekleideter Soldaten von der alliirten Armee nach Paris.

Der Vicomte Sosthènes de Larochefoucauld und Talon, nebst zwei Bedienten zu Pferde, theilten überall weiße Kokarden aus. Als die Monarchen hielten, um die Truppen vorbeimarschiren zu lassen, näherten sie sich ihnen und begehrten die Restauration der Bourbonen. Zu gleicher Zeit erhoben mehrere Personen, die mit ihnen einverstanden waren, ein ähnliches Bittgeschrei. Der Enthusiasmus für die Alliirten war

so groß, daß die schöne Gräfin von Perigord (gegenwärtige Herzogin von Dino) sich hinter einen Kosacken auf seinen Gaul schwang, und ihn mit ihren Schwanenarmen umfaßte. Aber obgleich die Monarchen, und besonders der Kaiser von Rußland, alle Personen sehr huldreich anhörten, so ertheilten sie ihnen doch auf keine ihrer Fragen irgend eine Antwort, und Sosthènes äusserte sich sogar, daß ihre Privatgesinnung der Restauration eben nicht am geneigtesten sei. Er wendete sich gegen das Volk und forderte es mit schreiender Stimme auf, sein Verlangen kund zu geben; aber das Volk beobachtete ein tiefes Schweigen. Er verfügte sich auf den Vendomeplatz, um die Bildsäule Napoleons von der Siegeskolonne herabzustürzen.

Am Abend fand die Versammlung der Königlichgesinnten bei Morfontaine, dem Präsidenten derselben, statt. Eine unbeschreibliche Unordnung war vorherrschend, und das Ganze glich aufs Vollkommenste einer Judenschule, denn Einer suchte den Andern zu überschreien. Der Tumult stieg endlich auf's Höchste, und die Meisten schrien sich ihre Kehlen raub, ohne des Glücks zu genieſſen, gehört zu werden. Alle sprachen von ihren Diensten, ihren Rechten, der Epoche ihrer Emigration. Jeder rühmte sich, dem Usurpator nur deshalb gedient zu haben, um ihn desto besser betrügen und verrathen zu können. Sosthènes sprang auf einen Tisch und schrie mit kreischender Stimme: daß man die Zeit verliere, und daß alles, was man jetzt thun könne, nur allein darin bestehe, eine Deputation an den Kaiser Alexander zu senden. Dieser Vorschlag wurde angenommen.

Sosthènes, Ferrand, Cäsar von Choiseul und ein Dritter, dessen Name mir entfallen ist, wurden dazu erwählt. Beim Hinausgange begegneten sie Herrn von Chateaubriand, und ersuchten ihn, mitzugehen. Sie erschienen um neun Uhr beim Kaiser, als er sich bereits zurückgezogen hatte, und wurden von Nesselrode empfangen. Chateaubriand wollte nicht das Wort führen, Ferrand konnte es nicht, Choiseul war nicht darauf gefaßt, folglich blieb nichts übrig, als daß Sosthènes sich entschlieſſen mußte zu sprechen.

Nesselrode antwortete darauf: „Ich verlasse so eben den Kaiser Alexander, und spreche mit Ihnen in seinem Namen. Kehren Sie zu Ihrer Versammlung zurück, und verkündigen Sie derselben, so wie allen Franzosen, daß der Kaiser von dem allgemeinen Ruf, den er diesen Morgen vernommen, so wie durch die ihm dargebrachten Wünsche, sich bewogen gefühlt hat, die Krone dem wieder zu erstatten, dem sie allein und von Rechtswegen gehört. Ludwig XVIII. wird seinen Thron wieder besteigen."

Sie kehrten zur Versammlung zurück, brachten ihren Spruch an, und wurden mit ungeheuerm Beifallgeschrei aufgenommen. Der Lärmen wurde so groß, daß man sie sammt und sonders für wahnsinnig hätte halten mögen. Jeder schrie aus vollem Halse, Jeder wollte gehört sein. Talon gerieth endlich auf den gescheuten Gedanken, die Lichter auszulöschen, um sie zu zwingen, sich zu zerstreuen, was denn auch endlich gelang.

Der Moniteur vom 31. war nur einen halben Bogen stark. Er enthielt nicht ein einziges Wort über die Armeen. Er war von den Entscheidungen des Großrichters über individuelle Forderungen angefüllt, so wie von Anzeigen der Buchstaben zur Zahlung der öffentlichen Schuld und von Versen über eine Reisebeschreibung in Italien. Die Theater waren angekündigt, als wenn sie geöffnet wären. Das einzige, was den Departementen andeuten konnte, daß sich etwas Ausserordentliches in Paris zugetragen, war die Nichtanzeige der öffentlichen Fonds.

Der russische Gouverneur von Paris, General Sacken, erließ folgende Tagesordnung:

Alle Journale, welche zu Paris gedruckt werden, befinden sich von diesem Augenblicke an unter der Oberaufsicht des Herrn Morin, der nichts drucken lassen wird, ohne daß die bezeichneten Journale und öffentlichen Papiere mir vorgelegt seien und meine Zustimmung erhalten haben.

Alle Agenten und alle Autoritäten werden den Befehlen des Herrn Morin, hinsichtlich der Druckpolizei, gehorchen.

Paris 31. März 1814.

Unterzeichnet: Sacken.

Morin ernannte Demersan zum Zensor des Journal des Débats, Salgnes zum Zensor des Journal de Paris, Michaud zum Zensor der Gazette de France, und schrieb ihm zugleich vor, zu verkündigen, daß man die weiße Kokarde zu Paris aufgesteckt habe, und daß die verbündeten Armeen mit dem tausendfach wiederholten Rufe: Es lebe der König! Es leben die Bourbonen! empfangen worden seien.

1. April. — Um acht Uhr Morgens begab ich mich auf den Vendomeplatz. Die Stricke waren noch immer an der Bildsäule Napoleons befestigt; aber eine Schildwache von der Nationalgarde verhinderte alle neuen Versuche, sie herunter zu stürzen. Die Thore der Tuilerien waren noch immer verschlossen. In der St. Honoré-Straße waren einige Läden geöffnet. Viele russische Offiziere zu Pferd irrten hin und her. Das Volk las mit großer Neugier die Erklärung des Kaisers Alexander. Mehrere Personen schrieben sie ab. Die des Fürsten von Schwarzenberg wurde mit weit geringerm Interesse betrachtet. Auf einem Spaziergange durch die Straßen von Paris sah ich, daß mehrere Personen, welche weiße Kokarden trugen,

vom Volke beschimpft wurden. Einige Nationalgardisten rissen sie ihnen sogar mit Gewalt ab. Auf dem Quai Voltaire begegnete ich dem Kaiser Alexander, nebst fünf Personen in seinem Gefolge. Die Kaufleute hatten ihre Läden geöffnet. Auf den Theatern wurde wieder gespielt. Auf der Anzeige dessen von Feydeau war das Wort „königlich“ ausgelassen. Auf der der Oper stand immer noch: „Académie impériale de Musique.“ Der Kaiser von Rußland, der König von Preussen, der Fürst von Schwarzenberg und viele Generale der verbündeten Armeen, wohnten am Abend der Oper bei. Sie wurden mit ausserordentlichem Enthusiasmus empfangen. Man sang im Zwischenakt nach der Melodie: vive Henri IV., einige Strophen ihnen zu Ehren. Die Frauen warfen aus den Logen eine Menge weißer Kokarden in's Parterre, wo sie sogleich mit Beifallgeschrei aufgesteckt wurden. Man hatte den Triumph Trajans angekündigt, dem Kaiser wollte jedoch dieser etwas abgenutzte Weihrauch nicht besonders behagen, weshalb man dafür die Vestalinnen gab. Das Publikum verlangte, daß man die kaiserlichen Zeichen, die Napoleons Loge schmückten, abnehme. Man begnügte sich jedoch damit, sie mit einem Tuche zu umhüllen.

Der Herzog von Vicenza erhielt zwischen drei und vier Uhr Nachmittags eine Audienz beim Kaiser Alexander.

Der Senat hatte sich um halb vier Uhr Nachmittags, unter dem Vorsitze Talleyrands, versammelt. Die Bildung einer provisorischen Regierung, aus fünf Mitgliedern bestehend, wurde votirt. Sie erhielt zugleich den Auftrag, den Entwurf einer Konstitution für die französische Nation zu verfassen. Diese fünf Mitglieder waren: Talleyrand, Fürst von Benevent; der Graf von Beurnonville; der Senator Graf von Jaucourt; der Herzog von Dalberg und Montesquiou. Es waren einundsechszig Senatoren gegenwärtig.

Der russische Kaiser ließ sich die Offizi[illegible] der Nationalgarde vorstellen. Sie trugen sämmtlich die dreifarbige Kokarde. Der Kaiser nahm sie mit großer Zuvorkommenheit auf, und schien weder ihre Kokarde noch ihre Privatmeinung zu bemerken. Er beglückwünschte sie über die Ruhe, welche sie in Paris erhalten hatten. Sie begaben sich sodann zum König von Preussen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Splitter, nach Doins Werk: „Napoleon und Europa.“

Napoleons Schreiben an Friedrich Wilhelm III. vor der Schlacht bei Jena.

Preussen hatte dem Bunde sich angeneigt, der vor der Schlacht bei Austerlitz zwischen Oesterreich, Rußland und England abgeschlossen worden war. Nach dieser Schlacht veränderten sich die Ansichten seines Kabinets. Der Minister Haugwitz wünschte Napoleon, dem Sieger, Glück, und bot ihm die stärksten Freundschaftsversicherungen im Namen seines Monarchen dar. Aber einige Zeit darauf veränderten sich die Ansichten des gleichen Kabinets. Ermuthigt durch eine innige Allianz mit Rußland, am Sarge Friedrichs II. beschworen, sprach es in gebietendem Tone und verlangte:

1. Daß die französischen Truppen, die keine Veranlassung mehr in Deutschland zurückhalte, unverweilt hinter den Rhein sich begeben, und ihren Marsch an demselben Tage beginnen sollten, wo der König sich die Antwort des Kaisers verspreche, und daß sie ihren Rückzug ohne den geringsten Aufenthalt bewerkstelligten, weil er, in dem bestehenden Zustande der Dinge, das einzige Sicherheitspfand sei, welches der König annehmen könne.

2. Daß von Seiten Frankreichs der Bildung des nordischen Bundes kein Hinderniß mehr entgegengestellt werde, welcher Bund ohne Ausnahme alle die Staaten umfassen solle, die in der Begründungsakte des Rheinbundes genannt worden.

3. Daß ohne Zeitverlust eine Unterhandlung eröffnet werde, um auf eine dauerhafte Weise die noch streitigen Interessen festzustellen, und daß für Preussen die vorläufige Basis die Trennung Wesels vom französischen Reiche sei, so wie die Wiederbesetzung der drei geistlichen Kurfürstenthümer durch die preussischen Truppen.

Napoleons Antwort an den König von Preussen war folgende:

Eure Majestät hat mir ein Rendez-vous gegeben, als guter Ritter habe ich mich eingestellt. Ich bin im Herzen Sachsens. Möchte Eure Majestät mir glauben wollen, daß ich solche Streitkräfte habe, denen die Ihrigen den Sieg nicht lange zweifelhaft lassen können. Aber warum so viel Blut vergiessen? zu welchem Zwecke? Ich darf zu Eurer Majestät eben so sprechen, als ich, zwei Tage vor der Schlacht von Austerlitz, zum Kaiser Alexander geredet habe. Möge der Himmel, daß die verkauften oder fanatisirten Menschen, die mehr Ihre Feinde, und die Ihrer Regierung, als die meinigen und die meiner Nation sind, Ihnen nicht den gleichen Rath ertheilen, um Sie zu demselben Ziele zu führen.

Sire! ich bin sechs Jahre lang der Freund Eurer Majestät gewesen. Ich will den Schwindel nicht benutzen, der sich Ihrer Rathgeber bemächtigt, und der Sie politische Fehler hat begehen lassen, von denen noch ganz Europa erstaunt ist, so wie militärische Fehler, von denen bald ganz Europa Zeuge sein wird.

Hätte Eure Majestät in Ihrer Note mögliche

Dinge von mir verlangt, ich würde sie zugestanden haben; aber Sie haben meine Entehrung verlangt, und durften im Voraus meiner Antwort gewiß sein. Der Krieg ist also zwischen uns erklärt, der Bund ist auf immer gebrochen Aber warum wollen wir unsere Unterthanen sich erwürgen lassen? Der Sieg ist mir nicht angenehm, den ich mit dem Leben einer großen Zahl meiner Kinder erkaufen muß.

Sire! Eure Majestät wird besiegt werden, Sie werden die Ruhe Ihres Lebens, das Dasein Ihrer Unterthanen, ohne den Schatten eines Vorwandes, auf ein gewagtes, fürchterliches Spiel gesetzt haben. Sie sind jetzt noch in voller Stärke und können mit mir auf eine Ihrem Range angemessene Weise unterhandeln; in einem Monat werden Sie es in sehr verschiedener Lage thun.

Ich bitte Eure Majestät, in diesem Briefe nichts anderes erblicken zu wollen, als den Wunsch, Menschenblut zu ersparen, und eine Nation zu schonen, die, geographisch betrachtet, nicht die Feindin der meinigen sein sollte.

Europa's politische Waagschale.

Es gibt jetzt nur zwei Hauptmächte in Europa: Rußland und England. Die andern Staaten des Kontinents sind ungefähr dasselbe geblieben, was sie vor der endlichen Bildung dieser beiden allein bestimmenden, allein entscheidenden Gewalten waren, und wenn sie uns schwach erscheinen, so ist es nur im Vergleich mit dem moskowitischen Riesen. Aber statt sich mit den Völkern zu vereinigen, und darauf bedacht zu sein, der immer wachsenden Gewalt einen starken Damm entgegenzustellen, geht das Bestreben der mittäglichen Administrationsbehörden Europa's nur dahin, Kathegorien zu errichten, und die Menschen etageweise zu klassifiziren.

Rußland grenzt an China und das ewige Eis des Nordpols. Mehr als die Hälfte dieses ungeheuern Reichs ist glücklicherweise eine Wüste, oder doch schlecht bevölkert: aber sein beständiger Drang ist gegen den Süden. Seit Kurzem ist es um zweihundert Stunden weit vorgerückt. Es hat Polen verschlungen, es erhebt sich wie eine eherne Mauer gegen Oesterreich, Sachsen, Schweden, Preussen und die Türkei. Seine Natur selbst nöthigt es zur Eroberung, und zwar auf Kosten der Völker und der Könige. Es fesselt die einen, es entthront die andern. Die Gefahr ist Jedermann bekannt; die Völker zittern vor ihr, und die Könige unterwerfen sich ihr.

England ist über Alles eifer- und herrschsüchtig. Es sucht nicht geradezu zu erobern, um sein Gebiet zu vermehren, aber es ist rastlos bemüht, alle Gewalt und allen Reichthum in sich zu konzentriren. Es verkündet die bürgerliche und die Gewissensfreiheit lautweil eben durch diese jetzt der Weg des Glücks angedeutet wird; aber es würde mit derselben Wärme auch den Absolutismus der Gewalt und die Einheit der Religion unterstützen, wenn es dadurch Schätze gewinnen könnte.

England hat seine Angelhaken über den ganzen Erdball geschleudert, und sich daran festgeklammert. Es hat sich der Australländer bemächtigt, und Botany-Bay und Sidney begründet. Es hat seine Hand über Indostan, Ceylan und die Isle de France ausgestreckt. Es beherrscht das ganze indische Meer. Das Vorgebirg der guten Hoffnung ist sein Ruhepunkt und sein Waffenplatz: es ist eine Barriere, die es nach Gefallen verschliessen oder eröffnen kann. In Amerika bieten sich ihm zwanzig Stationen und reiche Niederlassungen dar. In Europa sind das mittelländische und das adriatische Meer, die Leitern des Orients, Gibraltar, Malta, Korfu, ihm unterworfen. Mit seinen Hafen beherrscht es das deutsche Meer und den Ozean. Seine Seemacht erdrückt alle übrigen Seemächte zusammengenommen. Seine eigenthümliche Stellung macht es zum Gespenst der Könige, und das Interesse der Völker erlaubt ihnen nicht, in ein näheres Bündniß mit diesem politischen Vampyr zu treten, der ihnen nur ihre besten Kräfte abzugewinnen sucht.

Es ist ein arger Irrthum, zu glauben, daß die Freiheit sich nach England geflüchtet, und daß sie von dort aus sich über die Erde verbreiten werde. Die Freiheit ist nirgends und nie aus den Fußtapfen der Aristokratie entsprossen; aber sie hat aus der Asche der Inkas und der Peruaner neue Funken gesprüht. In Amerika hat sie die Basis ihres ewigen Reichs gegründet.

Es ist möglich, daß Rußland Europa besiegt, wenn dieses sein System nicht verändert; aber England wird Rußland und Europa zu Grunde richten, wenn man es nicht bei Zeiten noch zu zügeln im Stande ist.

Curiosa.

Brennende Wiesen.

Die Bewohner von Siberien haben den allgemeinen Gebrauch, jährlich nach dem Schmelzen des Schnees das trockene Gras auf den Wiesen anzuzünden, damit es dem Wachsthum des neuen Grases nicht hinderlich sei. Wenn nun die Flamme in diesen unermeßlichen Ebenen sich verbreitet, und ein scharfer Windstoß dazwischen fährt, der sie über die vorgezeichneten Grenzen hinwegtreibt, so verbreitet sie überall Schrecken, und zerstört ganze Wälder und Dörfer. Um es zu vermeiden, von dieser wandernden Feuersbrunst ergriffen zu werden, bleibt dem Reisenden kein

mehr lieſt, arbeiteten aus allen Kräften an dem Grabe der italieniſchen Poeſie, als Monti ſie der drohenden Gefahr entriß.

Dieſer ausgezeichnete Dichter lebt gegenwärtig noch zu Mailand von einer von Napoleon ihm zugeſtandenen, jetzt auf die Hälfte herabgeſetzten Penſion. Er wurde zu Fuſignano, nahe bei Urbino, geboren. Seine erſten Verſuche beſtanden in einigen Dichtungen, die ihm ſogleich den erſten Rang unter den neuern Dichtern anwieſen. Dennoch würde er die italieniſche Poeſie der Gefahr dadurch nicht entriſſen haben, wenn nicht eine unvorherzuſehende Begebenheit darüber entſchieden hätte. Hugo Baſſeville, Geſandter der franzöſiſchen Republik, der ſich neben ſeiner Miſſion noch mit dem Gewerbe der Spionirung und der Aufwiegelung gegen die beſtehende Regierung beſchäftigte, wurde auf Verwendung eines Kardinals, der als Legat unumſchränkte Vollmacht erhalten, ermordet. Monti unternahm die Apologie dieſes Mordes, und dieſem wenig moraliſchen Kalkul verdankt man das bewunderungswürdige Gedicht der Basvigliana, das 1793 zu Rom erſchien. Es wurde überall mit unbeſchreiblichem Vergnügen geleſen, und verdammte zu ewiger Vergeſſenheit Alles, was Pignotti und Bettinelli bis dahin erzeugt hatten. Man behauptet, daß ſeit Jahrhunderten Italien nichts Aehnliches hervorgebracht, und man erkannte in dem Verfaſſer den würdigen Nachfolger und Schüler Dantes und Virgils.

Alfieri theilte mit Monti einen Theil des Verdienſtes, die italieniſche Poeſie von der Sklaverei befreit zu haben, der man ſie nach und nach zuzuführen ſich bemühte. Parini, ein Mailänder, ahmte, mit Beibehaltung der Originalität des italieniſchen Karakters, Pope nach. Indeſſen war und blieb er nur Satyriker, und die Satyre wird immer ein untergeordneter Dichtungszweig in Italien bleiben. Monti hingegen iſt durchaus eigenthümlich und ohne alle fremde Beimiſchung. Eine kurze Ueberſicht von dem Plan der Basvigliana wird dies beweiſen. Luzifer, verzweifelnd daran, Baſſeville's Seele in die Hölle führen und über das Beſtreben des Schutzgeiſtes derſelben triumphiren zu können, läßt ſie endlich wieder fahren. Dieſe, nun wieder frei, betrachtet mit Erſtaunen den Körper, den ſie ſo eben verlaſſen:

E la mortal prigione, ond'era uscita
Subito indietro a riguardar si volse,
Tutta ancor sospettosa e sbigottita *).

Die Abſurdität der Fabel verſchwindet unter dem Zauber eines eben ſo natürlichen, als einfachen Verſbaues. Der Dichter geſteht ohne Rückhalt die Ermordung Baſſeville's zu. Bevor ſeine Seele Rom verläßt, ſagt ſie:

Oltre il rogo non vive ira nemica,
E nell' ospite suole, ove io ti lasso,
Giuste son l'alme, e la pietade è antica. *)

Man begreift ſehr leicht, daß der Dichter, indem er das Lob der Mörder in den Mund ihres Schlachtopfers legt, zu einer entehrenden Schmeichelei ſich erniedrigt; aber die Liebe hatte Monti den Kopf verdreht, und er beſorgte, daß die Benennung eines Philoſophen ihn aus Rom vertreiben könne. Ueberhaupt war ſein ganzes Leben eine beſtändige Verkettung von Widerſprüchen. Bald nach dieſem Auftritte gab er ſeine vortreffliche Ode heraus, in welcher er die Hinrichtung Ludwigs XVI rechtfertigte. Dem allem ungeachtet iſt er der Nichtachtung des Publikums entgangen, die z. B. in England mit dem Namen eines Southey in ſo genauer Verbindung ſteht. Das rührt wahrſcheinlich daher, weil er jedesmal aufrichtig das empfand, was er ſchrieb, und weil nie ein ſchimpfliches Intereſſe ſeine Feder beherrſchte. Ueberdem waren ihm die Italiener, als dem Schöpfer einer neuen Aera ihrer Poeſie, zu viel Dank ſchuldig, als daß ſie ihn, ſeiner perſönlichen Schwachheiten wegen, geradezu hätten verachten können.

Das in Rede ſtehende Gedicht iſt faſt auf einen zu engen Raum beſchränkt; indeſſen wird unſer Bedauern über dieſe Kürze dadurch einigermaßen gemildert, daß er in ſeiner „Mascheroniana" die Begebenheiten eines Lebensjahres Napoleons, von ſeiner Rückkehr aus Aegypten bis zur Schlacht von Marengo, auf eine wirklich bewunderungswürdige Weiſe darſtellt.

Die große literariſche Revolution, welche die Basvigliana veranlaßte, hat Italien wieder dem Kultus Dante's zugewendet, ohne jedoch neue Meiſterwerke zu erzeugen. Seit 1796 beſchäftigte Napoleon ausſchließlich die Aufmerkſamkeit. Nach ſeinem Fall haben die gegen den Carbonarismus gerichteten Verfolgungen das Feuer der Muſen erſtickt und die italieniſche Literatur mit Unfruchtbarkeit geſchlagen. Man kann das vielleicht als einen augenſcheinlichen Beweis betrachten, daß jetzt die Politik allein nur alle Geiſter beſchäftigt, die mit einer lebhaften und tiefen Empfindſamkeit begabt ſind. Italien iſt reich an talent- und genievollen Männern, aber ſie ſind auf eine lange Strecke hin zerſtreut. Keiner Stadt gehört die intellektuelle Souveränetät beſonders an. Bologna macht den Geſchmack von Florenz lächerlich, und Mailand

*) Plötzlich wendet ſie ſich zurück, um das ſterbliche Gefängniß zu betrachten, dem ſie, noch ganz voller Schrecken und Erſtaunen, ſo eben ſich entwunden hat.

*) Der Zorn erlöſcht jenſeits dem Grabe, und die gaſtfreundſchaftliche Erde, auf der ich dich zurücklaſſe, iſt das Aſyl der Gerechtigkeit und des Mitleids.

verwirft die literarischen Urtheilssprüche von Turin und Venedig. Diese Unabhängigkeit, die eine Tradition der Republiken des Mittelalters ist, wird aus Italien immer einen merkwürdigen Gegenstand des Studiums für den Freund der Literatur machen. Ueberdem haben die Schriftsteller dieses Landes das Joch der französischen Schule abgeschüttelt, und scheinen mehr geneigt zu sein, den Schritten Byrons nachzufolgen, dessen meiste Gedichte bereits in's Italienische übersetzt und von den Kennern mit großer Vorliebe aufgenommen worden sind.

(Der Beschluß folgt.)

Zollfreie Gedanken.

Wenn man zu gewissen Zeiten so viel Ruhe, man möchte fast sagen, so viel Lethargie bei einem Volke herrschend findet, während ein anderes sich heftig bewegt und beinahe wie wüthend ist, möchte man glauben, daß es in der moralischen Welt eben solche Paralysen und hitzige Fieber gebe, als in der physischen.

Die sicherste Philosophie besteht in der Wissenschaft der menschlichen Unwissenheit. Sie ist mehr geeignet, die zu enttäuschen, die sich Illusionen ihrer Wissenschaft machen, als die zu unterrichten, die etwas Gewisses lernen wollen.

„Ich fürchte mich vor den Jesuiten," sagt Montesquieu. „Wenn ich irgend einen Großen beleidigt haben sollte, so kann er mich vergessen, wie ich ihn. Aber wenn ich die Jesuiten zu Rom beleidige, so finde ich sie zu Paris wieder; überall bin ich von ihnen umgeben .... Um eine unerhörte Verleumdung zu bezeichnen, sagen die Briten: es ist jesuitisch-falsch.

Man kann dieselbe Erklärung vom Jesuitismus geben, die Pascal von der Ewigkeit aufgestellt hat: „Es ist ein Zirkel, dessen Zentrum überall, und dessen Umkreis nirgends ist."

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

— General Boyer, Präsident der Republik Haiti, hat dem Staat ein Geschenk von 40,000 Gurden (200,000 franz. Franken), seine Besoldung eines Jahrs, gemacht, um mit den übrigen Summen vereinigt zu werden, die der Patriotismus des Haitischen Volks zur Tilgung seiner Nationalschuld gegen Frankreich bestimmt. „Geldopfer", hat er bei dieser Gelegenheit gesagt, „sind Kleinigkeiten für den wahrhaft patriotischen Bürger, der nicht einen Augenblick ansteht, sein Blut und sein Leben für die Freiheit und Unabhangigkeit seines Vaterlandes zu opfern."

— Der lutherische Pfarrer Dr. Kannegieffer will zu Paramaribo auf Surinam eine Zeitschrift, unter dem Titel: „West-Indisch Tydschrift", herausgeben, von der man sich, in Hinsicht auf Beförderung der intellektuellen und moralischen Zivilisation in diesem Theile Westindiens, die besten Folgen verspricht.

— Zu Neapel befindet sich gegenwärtig ein achtundzwanzigjähriger Mann, der zu Brischel, in der Barbarei, geboren ist, und dessen Haar, so rauh wie Schweinsborsten, sehr dik und vier Fuß lang, ihm vom Kopf herabhängt.

— Nach dem Ankauf der Drovetischen Sammlung ägyptischer Alterthümer ist zu Paris ein ägyptisches Museum begründet worden, in welchem alle diese kostbaren Gegenstände ausgestellt sind, deren Oberaufsicht dem Professor Champollion dem Jungern übertragen worden ist. Derselbe versprach, in den Sommermonaten öffentliche Vorlesungen darüber zu halten.

— Man will jetzt aufs Genaueste berechnet haben, daß Cäsar am 23. August, 55 Jahre vor Christi Geburt, bei Dower, an der Küste von Großbritannien, landete, und seine Armee acht englische Meilen davon, auf den Dünen, zwischen dem südlichen Vorgebirge und dem von Deal, ausschiffte.

— Die berühmte Roxelane, Gemahlin des türkischen Kaisers Soliman, war keine Französin, wie man irrig geglaubt hat, sondern eine geborne Polin aus Roth-Rußland, welches deshalb von den Geographen auch „Roxelanien" genannt wird. Sie wurde von den Tataren gefangen nach Konstantinopel geführt, dort verkauft, in den Harem des Sultans gebracht, dessen Günstlingin, und endlich dessen rechtmäßige Gattin sie wurde. Sie hatte von ihm zwei Söhne: Bajazeth und Selim, die nach dem Tode ihres Vaters den ottomanischen Thron bestiegen.

— Während des Jubeljahrs war zu Rom die Zahl der angekommenen Pilger folgende: aus dem Kirchenstaat 19,857, aus Neapel und Sizilien 44,973, aus Toskana 9174, aus Piemont 6782, aus Lukka 4157, aus Modena 3109, aus Parma 2401, aus der Schweiz 1135, aus Baiern 1025, aus Holland 196, aus Westphalen 155, aus Flandern 119, aus Preussen 130, aus Frankreich 122, aus Sachsen 101, aus Brandenburg 96, aus Steiermark 95, aus Schweden 30, aus Polen 25, aus der Lombardei 27, aus Oesterreich 20, aus Hannover 12, aus Mahren 12, aus Sardinien 12, aus Spanien 15, aus Korsika 9, aus Rußland 8, aus Danemark 8, aus Böhmen 6, aus Griechenland 3, aus Malta 3, aus Chaldäa 3, aus der Türkei 2, aus Irland 2, aus Portugal 1, aus England 0. In Summa: 91,158.

— Nach dem niederländischen Staatskalender von 1826 belief sich die Bevölkerung des Königreichs am 1. Januar 1825 auf 5,992,606 Seelen, und am 1. Januar 1824 auf 5,918,526; folglich Vermehrung in einem Jahr 74,080. Im Laufe von 1824 wurden geboren 218,666 Individuen, und starben deren 134,915; folglich Vermehrung: 83,751.

— Jeder Fremde, der die Abtei von Westminster besucht, muß dafür eine kleine Summe entrichten. In den letzten fünf Jahren war davon die Einnahme folgende: 1821 = 648 Pf. St. 11 Sch. 11 D., 1822 = 2317. 9. 3., 1823 = 1664. 13. 9., 1824 = 1529. 0. 5., 1825 = 1585. 1.

Aarau, im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 40. Dritter Jahrgang 1826. 4. Oktober.

Schweizerische Miszellen.

11.
Die historischen Volksschriften.

Unter den Verhandlungen der am 12. und 13. Sept. für ihre Jahresfeier in Zürich versammelt gewesenen schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft boten diejenigen über Abfassung und Verbreitung guter Volksschriften ein ausgezeichnetes Interesse dar. In wohlgeordnetem Vortrage und klarer Uebersicht ward der Inhalt eines vollen Dutzend über die bezeichnete Aufgabe von Mitgliedern der Gesellschaft eingereichter Abhandlungen durch den Berichterstatter (den Zürcherschen Staatsschreiber, Hr. Ferdinand Meyer) vorgetragen, und dadurch eine mündliche Erörterung eingeleitet, die mit dem Bericht selbst und den Schlußnahmen der Gesellschaft in ihren diesjährigen Verhandlungen gedruckt erscheinen wird. Vorläufig entheben wir denselben hier ein aus der Feder des berühmten Fortsetzers der „Geschichtbücher schweizerischer Eidsgenossenschaft“ herrührendes Bruchstück dieser Verhandlung.

Eingeladen (sagt Herr Professor Hottinger), über historische Volksschriften zu sprechen, finde ich mich vorher zu einer allgemeinen Bemerkung über den Begriff der Geschichte veranlaßt. Im weitesten Umfange, in ihrer höchsten Würde sollte wohl diese nichts Geringeres sein, als entwickelnde Darstellung der Ordnung Gottes in der moralischen Welt. Weder einzelne Epochen, noch Völker wären hier vorzugsweise zu betrachten, nicht das, was die Menge Größe des Mannes oder der Nation heißt. Als ein Ganzes müßte die Menschheit in's Auge gefaßt, die Bildung derselben nach ihrer Richtung aufs Höhere, Ewige beurtheilt werden, und die oberste Frage würde bleiben: Schreitet unser Geschlecht wirklich vorwärts? das heißt, ist die Summe der auf Erde verbreiteten Einsicht und Humanität größer, als sie es in frühern Jahrhunderten war? Eine documentirte Beantwortung derselben wäre, nach meiner Ansicht, das Resultat einer befriedigenden Universal-Historie. — Ob eine solche schon geschrieben worden, ob sie überhaupt zu schreiben möglich sei, gehört zu untersuchen nicht hieher; aber allgemein einleuchtend muß es wohl bleiben, daß dem Leser derselben kaum weniger, als ihrem Verfasser, philosophischer Geist, Unbefangenheit und Erhebung über alle Vorurtheile der Zeit, des Landes, der Kirche, des Berufes, vonnöthen wäre, daß mithin an eine Universal-Geschichte für's Volk schwerlich zu gedenken sei. Es müssen daher bei historischen Arbeiten, für dieses bestimmt, der Standpunkt niedriger, die Grenzen enger sein; denn es wächst das Interesse für jeden Gegenstand, je mehr wir denselben im Ganzen und allen seinen Theilen zu übersehen vermögen, und hier bietet sich uns denn zunächst eine andere Aufgabe dar, zwar ebenfalls noch von bedeutendem Umfang, aber dem Volke näher liegend, höchst wichtig und in seiner Grundlage bereits bekannt — das Christenthum. So zahlreich auch die Menge kirchenhistorischer Werke ist, welche besonders unsere deutsche Literatur hervorgebracht hat, — eine für das Volk bearbeitete

Geſchichte des Chriſtenthums ſelbſt ſcheint immer noch zu fehlen. Auch in einer ſolchen müßte weder von einem Syſtem, noch einer Konfeſſion, noch einem einzelnen Lande, ſondern lediglich von Chriſto und ſeiner Lehre, ausgegangen werden. Es wäre durch achtzehnhundert Jahre nachzuweiſen, welche Früchte aus dieſer, wo ſie in ihrer Reinheit erhalten worden, hervorgegangen, wie gefährlich hingegen ihr menſchliche Zuſätze und Verunſtaltungen geworden waren. Es müßte nach Chriſti eigener Vorſchrift der Werth der Glaubensſätze in ihren Früchten dargeſtellt, das Volk gewöhnt werden, nach dieſem allein zu beurtheilen, was chriſtlich, was unchriſtlich ſei. In einer Arbeit ſolcher Art würden z. B. Vincent de Paula und Franke, die Geſellſchaft für Verbeſſerung der Strafanſtalten und die barmherzigen Schweſtern (Sœurs grises), und hinwieder die Bulle unigenitus und die Conſenſus-Formel, das Tridentiniſche Konzilium und die Dortrechter Synode, nicht aber was katholiſch und was proteſtantiſch heißt, zuſammengeſtellt. Alle Dogmen, alle Handlungen würden gegen das oberſte Religionsgeſetz der Liebe gehalten und, im Widerſtreit mit demſelben, — ſie möchten herſtammen, von wo ſie wollten — ſchonungslos verworfen. Ob eine ſolche Geſchichte dem gemeinen Manne verſtändlich wäre? — Vielleicht eher, als manchem Erleuchteten, wie einſt das Evangelium ſelbſt ſeine Anhänger unter den Niedrigen, in den Schriftgelehrten ſeine Gegner fand. — Ob ſie unſchädlich, heilſam wäre? — Welches Urtheil würden wir bei Behauptung des Gegentheils über unſere Konfeſſionen, unſere Staatsformen ausſprechen!

Allein auch dieſe Aufgabe, ſo wichtig bei Abhandlung der Frage über hiſtoriſche Volksſchriften, iſt noch immer zu allgemein, um vor unſerm Kreiſe mehr als angedeutet zu werden, und ich gehe daher zu denjenigen Volksſchriften über, die wohl ausſchlieſſend Nachdenken und Mitwirkung der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft in Anſpruch nehmen, — den vaterländiſchen.

Dreierlei ſtellt ſich hier ſogleich uns entgegen: Stoff, Form, Verbreitung. Was kann allein Stoff einer vaterländiſchen Volksgeſchichte ſein? Ereigniſſe, die das Volk ſelbſt betreffen, bei denen dasſelbe mitzuſprechen, mitzuleiden, mitzuhandeln, ſich mitzufreuen hatte. In Ländern, wo auf dem Throne noch geſagt oder gedacht wird: L'état c'est moi, da hat das Volk im Grunde keine andere Geſchichte, als jedes Pferd, das heute von geſchickten, morgen von ungeſchickten Reitern bald geſpornt, bald gehätſchelt, bald wieder überladen wird. Es wäre undankbar, eine ſolche Hiſtorie zu ſchreiben, vermeſſen, ſie zu verbreiten. Man hätte damit die gefährlichſte aller Flammen, eine Sklavenempörung, geweckt. Aber auch in konſtitutionellen Staaten, in Republiken, in Demokratien ſogar, kann nicht alles Geſchehene gleichermaßen Stoff für Volkshiſtorie ſein. Was würde es nützen, Zuſtände der Erſchlaffung, der Ausartung, Ausbrüche roher Leidenſchaften, Szenen der Volkswuth, Gräuel der Rachſucht, des Fanatismus zu ſchildern, wenn nicht zugleich, und zwar in unmittelbarer Verbindung, die Strafe, und nicht nur ſie, ſondern auch das Gute, nachgewieſen werden kann, welches aus demjenigen, was der befangene Menſch Uebel nennen muß, nach Gottes höherer Ordnung zuverläſſig hervorgeht? Und dennoch iſt dieſes durchaus nicht überall möglich. Der philoſophiſche Geſchichtforſcher, geübt, die unendliche Kette von Urſache und Wirkung durch Jahrtauſende zu verfolgen, vom Materiellen das Reich des Geiſtes zu trennen, und in letzterm ausſchlieſſend Friede, Ruhe, überhaupt das wahre Glück zu erwarten, wird auch über lange Perioden äuſſern Elendes nicht erſchrecken, die Löſung moraliſcher Räthſel nicht mit bloß irdiſchem Blick unternehmen, und nicht innerhalb der armſeligen Schranken eines Erdelebens die auch ſeinem Herzen Bedürfniß bleibende Rechtfertigung der Schickungen des Höchſten ſuchen, vor dem Zehntauſende von Jahren einem Tag gleich ſind; aber anders wird und muß Derjenige urtheilen, der zu ſolchen Abſtraktionen weder beſtimmt noch gebildet iſt. Will man zu Dieſem ſprechen, ſo darf die Macht nicht überſehen werden, welche das Gefühl über ſein Urtheil behauptet und behaupten ſoll; es muß ſein Unvermögen, ſich über den Kreis der Umgebungen, Gewohnheiten, der Religions- und Zeitbegriffe zu erheben, berückſichtigt; es muß beachtet werden, daß auch ſeine Vorſtellungen von göttlicher Gerechtigkeit und Regierung durchaus von denjenigen der menſchlichen abgezogen ſind. Die Geſchichte in ihrer zuſammenhängenden und unverhüllten Geſtalt, unaufhaltſam und ſchonungslos vorüberſchreitend, hier den Gerechten zu Boden drückend, dort den Frevler erhöhend, ganze Geſchlechter mit dem Fluche der Thorheiten ihrer Vorgänger belaſtend, und mühſam gepflanztes Gutes auf Jahrhunderte oft wieder wegwiſchend, würde dem ſchlichten Bürger oder Landmann zum Schreckensgeſpenſt, das den Frieden ſeiner Seele trübte, ſeinen Glauben an eine höhere Weltregierung erſchütterte und ſeinen Verſtand durch unauflösliche Räthſel beunruhigte. Hingegen bietet für denſelben in einzelnen Epochen, Handlungen und Menſchenſchickſalen ſich freundlicher ein reicher Stoff, wo von ſeiner Ausſaat durch Blüthe und Reifen bis zur Frucht das Geſchehene verfolgt und auch vor beſchränkterm Blicke nachgewieſen werden kann, wie Gutes und Böſes ſich ſelbſt belohnt und beſtraft, wie dem uneigennützigſten Thun auch das kräftigſte Gedeihen folgt, Heuchelei und

Egoismus hingegen sich in ihren eigenen Netzen verwickeln, kurz die Geschichte allgemein wahrnehmbar, nach jenem bekannten Ausspruche, auch zum Weltgerichte wird.

Es ist erfreulich, daß in unserer vaterländischen Historie sich solcher Stoff in besonderer Menge findet, was denn auch unstreitig die Schweizergeschichte in vorzüglichem Grade zur Volksgeschichte macht. Das stille Glück des ersten Jahrhunderts der Freiheit, die Folge der Mäßigung und des Muthes ihrer Begründer, die schönen Bilder eines Erlach, Maneß, Winkelried, Niklaus von Flüe; der Uebermuth nach den Burgunderkriegen, und unmittelbar darauf in Verfall und Ausartung die Strafe, das Elend der Reislaufer; in der Reformation der lebendige Beweis der Unmöglichkeit, die Vernunft zu unterdrücken; in den Religionskriegen die unseligen Folgen erst des Systems gemeiner Herrschaften für Republikaner, und später des Glaubenszwangs; in der Revolution für Regierende und Regierte die Lehre der Mäßigung und einer weisen Beachtung der Zeichen der Zeit. Wie trefflich, wie warnend und erhebend sich dieses Alles auch dem Volke vorlegen lasse, hat erst vor wenigen Jahren eins unserer würdigsten Mitglieder, in einer allbekannten, auch in die Mitte des niedrigsten Landmanns heruntergestiegenen Schrift gezeigt; aber eben die vielfache Verbreitung dieser Arbeit hat nun noch weitere Leistungen vorbereitet. Sie ist es, welche dieselben auch sofort möglich macht. Dieser Gedanke führt mich von selbst auf die Form hinüber, welche für Volksgeschichte die passendste sein mag.

Unser Zeitalter ist das encyklopädische. In allen Wissenschaften verlangt man kurzgefaßte Handbücher, leichte Uebersichten, selbst für das Volk, selbst für die Schuljugend; so auch in der Geschichte. Wir haben Universal-Historien in einem dünnen Octav-, im Duodezbande. In kurzen Abrissen ist die Geschichte aller einzelnen Völker zu haben, der treuherzige Leser freut sich der wohlfeil und schnell erlangten Weisheit, und glaubt nun, ein Kenner der Historie zu sein. Es wird wohl Niemand behaupten, daß nicht auch solche Uebersichten ihren großen und wesentlichen Nutzen gewähren; sie erleichtern das Studium und die gründliche Kenntniß des Einzelnen; aber in der Geschichte bleibt Letzteres die Hauptsache, jene erstern sind also nur Mittel dazu. Oder was ist denn der Zweck der Geschichte? Doch wohl nicht, das Gedächtniß mit einer Masse unfruchtbarer Worte und Zahlen zu beladen, sondern Verstand und Herz anzuregen, zu warnen, zu belehren, zu erheben. Nie wird aber dieses der Fall sein, wo wir die Ereignisse, um mich so auszudrücken, bloß dem Namen nach kennen, sondern nur, wenn wir dieselben auch wirklich zu schauen vermögen. Kalt lesen wir in irgend einer Zeitung und aus wenigen Zeilen, daß hier die Pest gewüthet habe, dort eine Revolution entstanden, oder ein edler Mann als Opfer für Pflicht und Wahrheit gefallen sei; aber wenn wir an der Stelle selbst, oder durch lebendige Schilderung mit dem Einzelnen bekannt wären, müßte ohne anders unsere Theilnahme reger werden, und aus den Empfindungen des Mitleids, Schreckens, der Bewunderung unveränderliche und fruchtbare Eindrücke hervorgehen. Verhält es sich aber so bei den Gebildeten, wie viel mehr bei dem Volke, dessen weniger entwickeltes Vorstellungsvermögen einer stärkern Versinnlichung der Gegenstände vonnöthen hat. Es darf daher bei historischen Arbeiten, für dieses bestimmt, die Form keineswegs *abhandelnd*, sie muß *darstellend* sein. Der Verfasser jener bereits genannten vaterländischen Volksgeschichte hat dieses wohl beherzigt, und mit einem seltenen Talent überall das Belebte, das Ansprechende, das Anschauliche herauszuheben gewußt; aber gewiß mit ihm selbst müssen wir fühlen, wie oft der Plan seines Werkes, die Nothwendigkeit, in engem Raume die ganze Geschichte durchzuführen, ihm hiebei Fesseln anlegte, und wie sehr bisweilen bei mehrerm Eintreten in's Einzelne die Darstellung hochwichtiger Ereignisse selbst an Wahrheit noch hätte gewinnen können. Weit entfernt, durch diese Bemerkung einigen Tadel auf eine Arbeit werfen zu wollen, die im In- und Auslande bereits ihre ruhmvolle Anerkennung gefunden, und die auch der Schreiber dieser kurzen Betrachtungen schon wiederholt mit Bewunderung der Kraft, wie der Kunst ihres Verfassers, gelesen hat, soll dadurch lediglich die obige Aeusserung gerechtfertigt werden, daß nun, nachdem unser Schweizervolk einen so trefflichen Umriß seiner Landesgeschichte erhalten hat, es desto möglicher und zweckmäßiger sei, dasselbe auch zu einer gründlichern Kenntniß einzelner der ansprechendsten Züge aus eben dieser Geschichte zu führen. Schon in frühern Jahren wurde durch *Meister*, *Hirzel*, *Schuler* für die Jugend hauptsächlich dieser Weg eingeschlagen; gegenwärtig arbeiten der historische Almanach, die immer zahlreicher erscheinenden Neujahrsblätter ebendahin; aber wenn in allen diesen von den Alten erzählt wird, warum versuchen wir nicht einmal auch, diese selbst dem Volke erzählen zu lassen? Hiedurch erst würde das Darstellende in der Form ungemein erleichtert. Indem ich noch zeige, wie ich mir die Sache ausführbar denke, mag sich daraus von selbst abnehmen lassen, was über *Verbreitung* historischer Volksschriften weiterhin bemerkt werden könnte.

Historische Treue wäre wohl hier das Haupterforderniß; daher Urkunden und Berichte von Augenzeugen oder wohlunterrichteten Zeitgenossen auch die einzigen

Quellen. Aus diesen würde ein für das Volk belehrender oder erhebender Stoff gewählt, das heißt, ein in sich abgeschlossenes und als solches darstellbares Ganzes, ein Ereigniß, ein Menschenleben, oder auch nur eine hervortretende Epoche aus solchem, ein Tagebuch, ein Briefwechsel über irgend einen das Volk berührenden Gegenstand, wo die reine Absicht durch Gedeihen belohnt, das Böse als Strafe seines Urhebers, oder in der Standhaftigkeit, womit unverschuldetes Leiden getragen wird, die moralische Würde des Menschen, erscheint. Dieser Stoff würde in darstellender Form mitgetheilt, was ohne Kunst zu erreichen ist, sobald man nur Augenzeugen, Mithandelnde oder Mitbetheiligte sprechen läßt; denn diese erzählen jederzeit lebhaft, ihre Schilderungen tragen die Farbe der Zeit und des Ortes, und versetzen deshalb auch in dieselben, und auch schon in der Sprache drückt sich der Karakter des Jahrhunderts aus. Der Besorger der Ausgabe hätte hiebei selbst wenig Anderes zu thun, als das Ueberflüssige wegzuschneiden, einzelne veraltete Worte durch verständlichere zu ersetzen, und wo im Zusammenhang sich vielleicht Lücken fänden, dieselben erklärend zu ergänzen; daneben bliebe ihm dann freilich noch das Schwierigste von Allem, das Auffinden nämlich und Auswahl des Stoffes. Vorhanden ist derselbe zuverlässig; aber im ganzen Vaterlande, in seltenen Manuscripten, in oft schwer zugänglichen Archiven und Privatsammlungen zerstreut. Es zeigt sich hieraus, daß die gewünschte Arbeit unmöglich diejenige eines Einzelnen sein kann, und aus diesem Grunde theile ich ihre Idee einer Gesellschaft mit, die in ihrer Zusammensetzung vielleicht wie wenig andere geeignet wäre, das Werk von sich aus an die Hand zu nehmen.

Erinnerungen vom persischen Meerbusen.

Von einer Engländerin.

Nichts ist unrichtiger, als die Ideen, welche die verschiedenen Beschreibungen vom persischen Meerbusen verbreitet haben. Moore, in seiner schönen Darstellung von Lalläh Rookh, gedenkt nicht eines einzigen Edelsteins, nicht einer Blume, ohne sich auf den Bericht irgend eines glaubwürdigen Reisenden zu stützen, und vielleicht dürfte man auch Alles finden, was er beschreibt, aber wenn man es gefunden, würde man es schwerlich erkennen. Er spricht von Perlenbänken, Palmbauminseln, Weingewinden und Granatbaumhainen. Alles das ist da; aber die Verschiedenheit zwischen dem Gemälde und dem Modell ist sehr groß. In jener Darstellung ist Alles glänzend, frisch und balsamisch. In der Wirklichkeit sind diese Perlenbänke stinkende Haufen von Austerschalen, die Palmbaumwälder sind ärmliche und häßliche Pflanzungen, deren blaßes und verwelktes Grün sich kaum von der Farbe der sie umgebenden nackten Felsen und des brennenden Bodens, auf dem sie wachsen, unterscheidet. Die Granatbäume sind beständig mit weißem Staub bedeckt. Die Zephire sind erstickend. Der Krystall der Quellen ist ein schlammiges, stinkendes Wasser, und die Flacons, in denen die flüssigen Rubinen glühen, sind schmutzige, mit Lumpen zugestopfte Flaschen, die einen Schiraswein enthalten, den man für schlechten, mit Bier vermischten, Portwein nehmen möchte.

Nichts ist weniger dem grünen Meere der Reisenden und der Dichter, das, nach ihnen, mit zauberischen Inseln übersäet, vom Glanze der Perlen schimmernd und von wohlriechenden Westwinden erfrischt war, ähnlich, als der wirkliche persische Meerbusen, mit seinen wilden und unfruchtbaren, von einer Atmosphäre, die alles Leben im Keime zu ersticken scheint, gänzlich ausgetrockneten Gestaden. Ist die Hitze außerordentlich, so scheint sie immer stärker auf dem Wasser, als auf dem Lande zu sein. Die Sonne schwebt ohne Strahlen, mitten in einem feurigen Dampfe. Der Wind scheint aus einem glühenden Ofen zu blasen. Man glaubt in der Nähe des Averno zu schiffen und von seinem sengenden Hauche berührt zu werden.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die so gepriesene Pracht vom Ormus eben so idealisch ist, als wir die natürlichen Schönheiten des Golfs gefunden haben. Nach vollkommen genauen Berichten sind alle jene herrlichen Bilder erlogen. Nach dem was man sieht und nicht sieht, darf man vermuthen, daß alles Gold und alle Perlen Arabiens, die dort aufgehäuft sind, nichts weniger als eine prachtvolle Wirkung machen. Man denke sich einige Hände voll Perlen, die von den schmutzigen Kaufleuten aus ihrem Turban, oder aus ihren Gürteln geschüttelt und in Lumpen eingewickelt werden, die man nicht berühren möchte; Armspangen, Ringe und andere Zierathen, aus einem unscheinbaren Metalle geschmiedet, das nichtsdestoweniger das reinste Gold ist, das aber, eben weil es mit keinem andern Metall vermischt worden, nicht polirt werden kann; die herrlichsten Edelsteine, von einer Materie umgeben, die dem Pech ähnlich ist; ganze Ballen von dem reichsten Goldstoffe, den die Indianer „Kinkob“ nennen, das alles in den schmutzigen Bazaren über und durch einander geworfen mit getrockneten Fischen, Datteln und Pistaschen.

Die Dächer der ansehnlichsten Häuser, längs dem persischen Meerbusen, sind in Terrassenform erbaut und gewähren folglich keinen Schutz gegen den Regen, der in diesen Gegenden jedoch nicht häufig ist. Die Mauern sind immer zwei oder drei Fuß dick, um sich

im Innern einigermaßen gegen die Hitze zu sichern. Die Gemächer sind von verschiedener Länge, aber immer von derselben Breite. In den Häusern des Scheik findet man ein hohes, oder Empfangszimmer, über welches sich ein Thurm mit zahlreichen Oeffnungen erhebt.

Die zierlichsten Gemächer sind die der Frauen. Sie sind mit persischen Tapeten überdeckt, die Mauern sind weiß angestrichen und mit kleinen Vorsprüngen versehen, auf denen Geschirre von Porzellan stehen. Die übrigen Möbeln bestehen aus großen hölzernen Kasten, in denen sich die Kleider und die oft sehr reichen Geschmeide der Frauen befinden. Dazu kommt noch eine bedeutende Sammlung gelber Pantoffeln, einige kleine persische Spiegel und eine Menge mit Antimonium angefüllter Töpfchen, das alles mit einer Essenz durchräuchert, dessen starker Geruch erstickend ist.

So eingerichtet sind indessen nur die Häuser der Großen, die Wohnungen der übrigen Volksklassen sind die unbequemsten und kleinsten Hütten, die man sich denken kann. Sie sind mit Dattelzweigen bedeckt und durch Hecken von demselben Holze von einander geschieden. Diese Hecken bilden Arten von Gassen, die nicht so breit sind, daß zwei Personen bequem neben einander gehen können. Alles ist voller Katzen und Kinder mit triefenden Augen. Hin und wieder begegnet man einem Weibe, das die Unbekannten durch die beiden kleinen Löcher ihrer schwarzen Larve anstiert und das einer Mumie, die ihren Kasten eben verlassen, nicht unähnlich ist.

Die Bewohner dieser traurigen Gegenden sind vielfach von einander verschieden. Man findet Perser, die nicht besser zu sein scheinen, als ihr Ruf. Sie sind Unterthanen des Imans von Maskate, und die höflichste und zivilisirteste Klasse unter den Arabern, und die Wechabiten, oder protestantischen Mahomedaner, von denen die übrigen Araber nur wie Verworfene betrachtet werden. Sie bilden einen Stamm frommer Räuber, von denen die Schiffe geplündert und die Mannschaft ermordet wird. Nach einer solchen Expedition sagen sie ihre gewöhnlichen Gebete her, singen ihre fünf täglichen Gesänge und danken Gott, daß ihr Gewissen ihnen keine Vorwürfe macht. Der Raub ist bei ihnen jedoch nur Nebengewerbe. Sie beschäftigen sich gewöhnlich mit dem Fischfang, mit Perlensuchen und mit der Pflege ihrer Dattelpflanzungen. Ihr Karakter ist sehr energisch, frei und offen. Ihr Geist ist sehr unabhängig, und wenn man Todschlag und Diebstahl bei Seite stellen will, so kann man ihnen Sitten und Religion nicht absprechen.

Der Iman von Maskate hat sehr viele gute Eigenschaften, und ich halte ihn für ein Muster aller erblichen, legitimen und orthodoxen Monarchen. Er ist ein großer Freund des Friedens. Hätte er etwas von dem unternehmenden Karakter seiner ketzerischen Nachbarn, so würde es ihm ein Leichtes sein, sich zum Beherrscher des ganzen Meerbusens zu machen. Es fehlt ihm weder an Tapferkeit noch an einem hellem Geiste, seine Manieren sind sehr höflich. Es ist der einzige Asiat, an welchem ich Alles bemerkt habe, was wir an einem Mann von gutem Ton auszuzeichnen pflegen. Das lag in seiner Natur, und ungeachtet seiner ausserordentlichen Höflichkeit behielt er doch die Majestät eines Monarchen.

Was die Frauen anbelangt, so könnte ich von den persischen Schönheiten mit den Gazellenaugen, und von den arabischen sprechen, unter deren Reizen ein Kameel erliegen möchte, wie ein arabischer Dichter sagt. Aber ich will lieber meinen Besuch beim Iman erzählen.

Seine Hoheit empfing uns an der Thür seines Palastes, der ehemals ein portugiesisches Kloster gewesen war, und führte uns in ein Gemach, in welchem Stühle auf beiden Seiten aufgestellt waren. Ich setzte mich auf den zweiten, aber der Iman bezeugte den Wunsch, daß ich mich auf den niederlassen möchte, welcher der Thüre am nächsten stand. Dieser Platz scheint der ehrenvollste zu sein. Man gab Kaffee und Sorbets in silbernen Tassen; später noch andere Sorbets, duftend von Rosenwasser. Nach einer ziemlich langen Unterhaltung, während welcher er mit vielem Takte über den übeln Umstand, viele Frauen zu haben, sprach, weil eben darin der Keim innerer Zwistigkeiten liege, machte er mir den Vorschlag, mich in den Harem zu führen. Wir stiegen eine große Treppe hinauf und traten in ein kleines Gemach, in welchem ein sehr schöner persischer Teppich ausgebreitet war. Wir fanden darin die Frau des Imans, mitten unter ihren Sklavinnen von allen Farben sitzend. Sie stand auf, uns zu empfangen; aber es war unmöglich, ihre Schönheit zu beurtheilen, denn ihr Gesicht war mit einer Larve bedeckt und ihr ganzer Körper mit den schwerfälligsten Kleidern behängt. Vom Kinn bis zum Gürtel war sie ganz mit Edelsteinen und Geschmeiden bedeckt. Sie trug ein rothes, mit Gold durchwirktes Kleid und hatte um den Kopf einen gelben Kaschemirshawl, den sie jedoch, der großen Hitze wegen, mit einem andern von blaßrothem Mousselin, mit goldenem Vorstoß, verwechselte.

Die Verzierung des Zimmers bestand aus einem reichen Teppich, einigen Stühlen und Sopha's und einem Tische, der den Portugiesen angehört zu haben und nur meinetwegen hingestellt zu sein schien. Er war mit einem weißen Tuche bedeckt, und man trug ein Frühstück von gebratenem Geflügel, Reispillau, vielem Konfekt, Früchten und verschiedenen Arten

Sorbet auf. Der Iman ſtellte ſelbſt die Schüſſeln auf und nöthigte uns zum Sitzen. Taſſen und Teller waren vom ſchönſten engliſchen Porzellan, die Löffel von Silber und Meſſer und Gabeln ganz neu. Jedoch bedient man ſich der letztern nie, weil Jedermann mit den Fingern ſpeiſet.

Nach dem Frühſtück, das nur für mich und meinen Knaben beſtimmt war, verließ uns der Iman. Die Frauen erhoben ſich und blieben ſtehen, bis er das Zimmer verlaſſen hatte. Kaum war er aber hinaus, ſo ſetzten ſie ſich wieder und überließen ſich einer Fröhlichkeit, die mit ihrem vorherigen gezwungenen Weſen im auffallendſten Kontraſt ſtand. Sie unterſuchten meine Kleidung mit vieler Neugier, wobei ſie jedoch immer ihre Larven vorbehielten. Sie erſuchten mich, ein Bad zu nehmen, was ich jedoch ablehnte. Darauf wollten ſie mir die Augen mit Antimonium bemalen, und verſicherten mich, daß ihr Glanz dadurch ungemein erhöht werden würde. Eine Sklavin, die hindoſtaniſch redete, diente zur Dollmetſcherin. Ich fragte ſie, womit ſich die Frauen den ganzen Tag beſchäftigten, und ob ſie arbeiteten oder läſen? Nein, entgegnete ſie, wenn ſie ſich geſchmückt haben, ſetzen ſie ſich und treiben weiter nichts. Sie gaben mir eine Probe von ihren Vergnügungen, indem ſie ein kleines Mädchen auf die Erde ſetzten, das die Arme und den Kopf bewegte, wodurch es einen großen, weißen, vor ihm befindlichen Papagei nachzuahmen ſuchte.

Bald darauf erſchien der Iman, und ich bezeugte ihm den Wunſch, mich zurückzuziehen. Seine Frau nahte ſich mir mit einer goldenen Flaſche mit Roſeneſſenz, womit ſie meine Kleider befeuchtete. Ich beſtieg einen Palankin, in welchen mir der Iman half, worauf er die Schläge verſchloß, um mich gegen die Sonne zu bewahren. Er benahm ſich bei alle dem mit aller nur erdenklichen Zuvorkommenheit und Höflichkeit des Abendlandes.

Wir klimmten eine ſchmale und ſteile Treppe hinan, und wurden oben von einer perſiſchen Dame ohne Schleier und Larve empfangen. Ihr Kopfputz beſtand aus einer Art von dreifacher Krone, von ſehr zierlicher Arbeit, von welcher, in den angenehmſten Faltenwürfen, ein mit Gold durchwirkter Stoff bis zur Erde herabhing. Ihre ſchwarzen Haare waren in unzählige Zöpfe geflochten und reichten bis unter die Knie. Sie ergriff meine Hand und führte mich in ein Zimmer, in welchem ſich ſehr viele arabiſche und perſiſche Frauen befanden, denn alle ihre Bekannten hatten ſich verſammelt, um ihre Neugier zu befriedigen. Es wurde ein zweites Frühſtück aufgetragen; aber da wir kaum das erſte genoſſen hatten, ſo entſprach unſer Appetit ihren Erwartungen nicht, worüber ſie ſich nicht wenig verwunderten. Sie waren ſehr zuvorkommend, doch war ihre Luſtigkeit etwas zu lärmend. Sie wollten mir und meinem Knaben die Augen ſchwarz färben, wogegen wir uns auf alle mögliche Weiſe vertheidigen mußten.

Die Dame, welche uns empfangen hatte, war die Frau des Miniſters des Imans. Sie wohnte in einem abgeſonderten Hauſe, und war viel angenehmer und höflicher, als die arabiſchen Frauen. Nicht allein ihre Augen waren mit Antimonium geſchwärzt, ſondern auch ihre Augenbraunen, deren Linien vorn zuſammenliefen und einen Schnörkel bildeten, der einer Lilie nicht unähnlich war. Ein ziemlich großer blauer Fleck war auf jeder Seite des Mundes und auf dem Kinn angebracht und ſchien tatowirt zu ſein. Unglücklicherweiſe war die Hitze ſo groß, daß alle dieſe Geſichtsverzierungen von Schweiß aufgelöſet und die Geſichter der Frauen mit ſchwarzen und blauen Abflüſſen bedeckt wurden.

(Beſchluß folgt.)

Petersburger Sittentafel.

Inneres der Häuſer.

Alle Häuſer in Petersburg ſind leicht zu finden, weil ſie numerirt ſind, und weil man auſſerdem noch, meiſtentheils über der Thür, den Namen des Eigenthümers, nebſt der Anzeige ſeines Standes, leſen kann. Ueberdem findet der Fremde an der Ecke eines jeden Stadtviertels einen Polizeidiener, der alle ſeine Fragen beantworten und ihn leicht zurechtweiſen kann. Aber die größte Schwierigkeit beſteht darin, im Innern der Häuſer ſich zurechtzufinden, weil es da weder Thürſteher noch Namen an den verſchiedenen Eingängen gibt. Die Hausthür ſteht gewöhnlich immer offen; man tritt ein und befindet ſich wie in einem Labyrinthe, in welchem man durch nichts geleitet wird. Man mag an allen Thüren des großen Hofraums klopfen wie man will, entweder erhält man gar keine Antwort, oder doch eine ſolche, die nicht im Geringſten befriedigend iſt, wie z. B. Es iſt nicht hier! Ich weiß nicht, wo es iſt!

In einigen Häuſern gibt es eine Art von Hofwächter, den man den Drownick nennt, der jedoch mehr den innern Polizeiſpion, als den Zurechtweiſer macht. Er kennt wohl alle Miethsleute, aber gewöhnlich nur bei ihren Vor- oder Spitznamen, von denen der Fremde natürlich keine Kenntniß hat. Nennt ihm dagegen Jemand den rechten Namen, ſo ſchüttelt er den Kopf und entſchuldigt ſich mit ſeiner Unwiſſenheit. Und auch dieſer Drownick iſt oft nicht zu finden, weil er entweder im höchſten Theile des Hauſes, oder in irgend einem entlegenen Winkel wohnt, den ſonſt Niemand hat miethen wollen, oder weil er ſeinen

sonstigen Geschäften nachgegangen ist, und Niemand weiß, wo er sich eben befinden mag.

So geschieht es sehr oft, daß der Fremde bestimmt das Haus kennt, in welchem eine Person, an die er Briefe abzugeben oder mit der er Geschäfte zu machen hat, wohnt, ohne daß er sie im Innern des Hauses selbst aufzufinden im Stande ist, entweder weil der Drownick nicht bei der Hand ist, oder weil er den Miethsmann nicht unter dem angegebenen Namen kennt. Ja, es geschieht sehr oft, daß der Suchende selbst an der Thür dessen klopft, an den er gewiesen ist, und daß man ihm von innen die kurzabfertigende Antwort ertheilt: Es ist nicht hier! Fragt er nun nebenan, so heißt es wieder: Es ist nicht hier! und so immer vom untersten Stockwerk bis zum obersten. Begegnet man von ungefähr Jemanden auf den Treppen oder in den Gängen, so erhält man auf seine Frage die beständige Antwort: Ich weiß nicht, wo es ist!

Die Petersburger Polizei, die überall und nirgends ist, die sich in Alles mischt, und selbst das Innere der Höfe und Häuser durchspionirt, sollte längst schon auf den Gedanken gekommen sein, diese beispiellose Unordnung abzustellen. Wie leicht würde es sein, dem Drownick ein kleines Gemach am Eingange des Hauses anzuweisen, ihn genau von den wahren Namen der Miether zu unterrichten und ihm anzuhalten, den Fremden zurechtzuweisen, ohne daß er nöthig habe, oft tagelang eine Person in einem Hause zu suchen, bevor er sie zu finden im Stande ist?

Die großen Familien haben ihre Thürhüter, Conciergen oder Schweizer mit breitem Bande über die Schulter, einen Degen an der Seite und einen langen Stock in der Hand; aber das sind nur Luxusartikel, von denen man in den andern Ständen keine Ahnung hat.

Mannigfaltigkeiten.

Gemeinschaftlicher Ursprung des Hauses Bourbon und Hannover.

In den Annalen des Hauses Hannover, einem interessanten Werke von Sir Andrew Halliday, bemerkt man, daß dies erlauchte Haus von Ediko, Könige der Scyren, der Herulen und Rügen, abstamme, welcher an den Ufern der Bollia, im Kampfe gegen die Ostrogothen, im Jahr 456 getödtet wurde. Dieser Ediko war ein Freund Attila's, des Hunnenkönigs, nach dessen Eroberung Italiens er sich mit seinen Völkern in Pannonien niederließ.

Nach der Kronik, welche der Schlacht gedenkt, in der er umkam, erscheint der Name Welfe zum erstenmal, und es ist wahrscheinlich, daß derjenige, der ihn trug, ein Sohn oder Bruder Ediko's war. In der genealogischen Tabelle erkennt man diesen Namen in verschiedenen Umgestaltungen, wie Anulf oder Hunulf, Olfigunde, Wolfarth und Guelfe. Nach Sir Andrew stammte Guelfe oder Welfe, Graf von Altdorf, in gerader Linie von Ediko ab. Er war der zehnte seit ihm, und hatte drei Söhne: der erste, Namens Ethiko, Vorfahr des Königs von England; der zweite, Konrad, Vorfahr des Hauses Bourbon, und der dritte, Rudolph, der ohne Nachkommenschaft starb. Dieser gemeinschaftliche Ursprung der beiden königlichen Familien von Frankreich und England datirt ungefähr vom Jahr 800, folglich sind seitdem 1026 Jahre verflossen. Die königliche Familie von Portugal war ein Seitenzweig der Capets, und gehörte folglich zum Stamm der Welfen, so wie die von Spanien und Neapel, die jüngern Zweige der Bourbonen. Es ergibt sich daraus, daß durch ein ausserordentliches Spiel des Glücks die Hälfte von Europa und große Gegenden der andern Welttheile Fürsten gehören, die einen gemeinschaftlichen Ursprung haben. Diese Fürsten stammen, so wie alle Könige, die Attila auf seinem Zuge mit sich fortriß, aus Asien her.

Ein Zweig der Paleologen in England.

In der Kirche von Landulph, in Cornwallis, lieset man folgende Grabschrift:

„Hier liegt der Körper Theodors Paleologus, von Pesara in Italien, abstammend von der kaiserlichen Linie der letzten Kaiser Griechenlands. Er war ein Sohn Kamills, Sohn Prospers, Sohn Theodors, Sohn Johanns, Sohn Thomas, jüngsten Bruders des Konstantin Paleologus, der zu Konstantinopel, bis zur Einnahme dieser Stadt durch die Türken, regierte. Er war vermählt mit Maria, Tochter William Balls, Edelmanns von Hadlye, in der Grafschaft Suffolk, aus welcher Ehe 5 Kinder entsprossen, nämlich Theodor, Johann, Ferdinand, Maria und Dorothea. Er verließ dies Leben zu Clofton am 18. Jan. 1636.“

Diese Inschrift in englischer Sprache wird durch einen kaiserlichen Adler gekrönt. In den Registern der Kirche ist das Absterben eines Individuums von derselben Familie im Jahr 1674 bemerkt.

Ausserordentliche Eigenschaft einiger Kinder im Rechnen.

In den letzten zwölf Jahren sind wir Zeugen von drei Beispielen gewesen, in welchen Kinder eine ausserordentliche Richtigkeit im Kopfrechnen bewiesen haben.

Das erste, Namens Georg Bidder, Sohn armer

Aeltern in Devonshire, zeichnete sich 1815 durch diese Eigenschaft aus. Er war neun Jahre alt, und hatte einigen Unterricht in einer Dorfschule genossen. Seine Neigung zum Rechnen hatte sich im achten Jahre gezeigt. Er erwarb sich dadurch die Unterstützung einiger reichen Personen, die ihn auf die Universität nach Edinburg schickten. Seitdem ist er in den Dienst des Herzogs von York getreten, in dessen Hause er ein Rechnungsamt verwaltet, wobei er noch immer dieselbe erstaunliche Eigenschaft bewahrt.

In derselben Gegend entdeckte man 1816 ein Kind, Namens Zerah Colburn, aus Amerika gebürtig, ungefähr zehn Jahre alt, welches dieselbe Eigenschaft in einem hohen Grade hatte. Durch den Schutz des Herzogs von York in einer öffentlichen Verwaltung angestellt, scheint der Jüngling seitdem die Fähigkeit, aus dem Gedächtnisse zu rechnen, verloren zu haben.

Das dritte mit diesem Talent begabte Kind war ein Mädchen, die Tochter eines Webers in den Fabriken von Spitalfields. Es hieß Williams und war ungefähr zwölf Jahre alt. 1820 und 1821 sah man es mit seinem Vater, der ein sehr unregelmäßiges Leben führte und sich beständig betrank, in den Tavernen von Spitalfields. Dort übte das Mädchen ihr Talent und gewann dadurch für sich und ihren Vater einige Gaben. Sie war hübsch, aber eben so ausgelassen als ihr Vater, wodurch sie ihre Fähigkeit verlor und elendiglich starb.

Jetzt bietet sich ein viertes Beispiel dieses Naturgeschenks in einem Knaben dar, welcher George Noakes heißt. Er ist beinahe sechs Jahre alt, gehört armen Aeltern an, und hat nicht die geringste Erziehung genossen. Man hat ihn letzthin einer Prüfung unterzogen, die alle dabei Gegenwärtigen in das größte Erstaunen gesetzt hat. Ein Mitglied des Parlaments fragte ihn: Wie viel machen 32,000 mal 7½ Pence? Nach einer Minute antwortete er: 1000 Pf. Sterling. Ueber die Art und Weise befragt, durch welche er dies Resultat erhalten? entgegnete er: 32,000 Pence machen 133 Pf. St. 6 Sch. 8 D.; 7 mal ½ 100 Pf. St. sind 750 Pf. St.; 7 mal ½ 33 Pf. St. 6 Sch. 8 D. machen 250 Pf. St., und 750 Pf. nebst 250 Pf. machen 1000 Pf. St. Er fügte sodann noch hinzu: Ich habe dasselbe Resultat auf zehn oder zwölf verschiedene Arten erhalten. Es schien ihm sehr zu schmeicheln, daß man ihn deshalb um Erklärung bat. Er setzte, ohne einen Augenblick zu zögern, die zwölf verschiedenen Arten auseinander. Man hat drei davon besonders sinnreich gefunden. Erstens: 32,000 Liards machen 33 Pf. St. 6 Sch. 8. D., und 30 mal 33 Pf. St. 6 Sch. 8 D. machen 1000 Pf. St. Zweitens: 30 mal 32,000 Liards machen 960,000 Liards; da nun jedes Pf. Sterl. 960 Liards hat, so macht obige Summe 1000 Pfund St. Drittens: 32,000 mal 7½ Pence machen 240,000 Pence; da nun 240 Pence 1 Pf. Sterl. macht, so gibt obige Summe 1000 Pf. St.

Unter andern Fragen, die man an den jungen Rechner richtete, befand sich auch folgende, die er mit ausserordentlicher Schnelligkeit beantwortete. Es war darum zu thun, die Summe von 99 Pf. St. 19 Sch. 11¾ D. durch sich selbst zu multipliziren. Er sagte: Wenn man 100 mit 100 multiplizirt und vom Ertrag 99 Liards abzieht, so hat man 9999 Pf. St. 17 Sch. 11¾ D. Man entgegnete, daß Andere, die sich mit derselben Aufgabe beschäftigt, ein etwas davon verschiedenes Resultat erhalten, nämlich 9999 Pf. St. 15 Sch. 10 D. Er erwiederte darauf sogleich, daß das einen Unterschied von 100 Liards mache, aber daß der andere Ertrag nicht richtig sei.

Ein besonderer Umstand bei diesem Knaben besteht darin, daß, während er im Kopfe rechnet, er seine Aufmerksamkeit nicht im Mindesten von den ihn umgebenden Gegenständen abwendet, und durch die lautesten Unterhaltungen in seiner Nähe, die ihn doch fast alle betrafen, keineswegs verwirrt wurde. Es scheint im Gegentheil, daß er mit um so größerer Leichtigkeit rechnet, je mehr er äusserlich zerstreut wird.

Er ist für sein Alter von kleiner Gestalt und zartem Körperbau. Sein Karakter ist gelehrig und seine Gesichtsbildung interessant. Seine Manieren zeugen von der Beweglichkeit seines Geistes. Man hat bemerkt, daß, während er am meisten beschäftigt ist, er sich zu ergötzen scheint. Er rennt von einem Ende des Zimmers zum andern, betrachtet bald die Klinke einer Stubenthür, bald die Zeichnung einer Tapete, oder irgend einen andern Gegenstand dieser Art, der ein Kind von seinem Alter gewöhnlich zu interessiren pflegt. Er ist übrigens gesund, hat einen sehr lebhaften Geist, und schläft länger, als Kinder von demselben Alter.

In Amerika gibt es ein fast eben so ausserordentliches Kind. Es ist der Sohn des Richters Clayton zu Athen, in den vereinigten Staaten, und ungefähr eilf Jahre alt. Unter andern ihm vorgelegten Aufgaben zeichneten sich folgende aus, die er mit der größten Leichtigkeit und mit unglaublicher Schnelle beantwortete: Wie viel Zoll sind in 1,373,489 englischen Meilen enthalten? Wie viel mal dreht sich ein Rad, das 5 Fuß 6 Zoll im Durchmesser hat, auf eine Strecke von 90 Meilen um sich selber? Welches ist die Quadratwurzel von 24,743,682? — Die Kalkule, deren sich dies Kind bedient, sind längst bekannt. Es bedient sich keines besondern und ihm eigenen Verfahrens. Die Rechnungsfähigkeit hat sich bei ihm mit

dem achten Jahre gezeigt und seitdem auf eine wirklich ausserordentliche Weise entwickelt.

Tagebuch eines englischen Kriegsgefangenen, u. s. w.

(Fortsetzung.)

Die sechs ersten Wochen der Restauration.

2. April. Als ich heute Morgen über den Vendome-Platz ging, bemerkte ich, daß die Bildsäule Napoleons mit einer groben Leinwand umwickelt war. Mehrere Personen fragten mich, wo sich denn eigentlich der Usurpator mit seiner Armee befinde? Ich konnte sie eben so wenig davon unterrichten, als sie mich. Ich begab mich nach Belleville, wo in der Nacht zuvor ein russischer Bivouak gewesen war. Von da begab ich mich nach dem Pré St. Gervais, der mit Kadavern von Menschen und Pferden bedeckt war. Die Küchengärten und alle übrigen zierlichen Pflanzungen waren ganz verwüstet. Man mußte sich hier mit ungemeiner Wuth geschlagen haben. Ich wendete mich gegen das Gehölz von Romainville, das von Todten und Verwundeten angefüllt war. Sechs oder sieben französische Wundärzte beschäftigten sich mit den letztern. Viele davon waren seit Freitag durchaus ohne alle Hilfe geblieben und allen Schrecken des Hungers, des Durstes und der Verblutung überlassen. Jetzt erst wurde es mir klar, um welchen Preis der militärische Ruhm erkauft wird. Die Todten hatten meistentheils ihre Arme ausgestreckt. Nichts in ihren Gesichtszügen verkündete die heftigen Leidenschaften, die sie im Augenblicke des Verscheidens beleben mußten. Die von den Kanonenkugeln zerrissenen Menschen boten ein schaudererregendes Schauspiel dar. Sehr viele Pariser von der niedrigsten Klasse beschäftigten sich mit der Plünderung der Todten. Alle Häuser von Belleville waren ausgeplündert und verwüstet. Eine unzählige Menge leerer Flaschen bedeckten diesen Theil der Ebene. Von Zeit zu Zeit vernahm man den Kanonendonner des Schlosses zu Vincennes, welches sich noch immer hielt.

Die Zahl der weißen Kokarden war noch sehr gering. Da Tags vorher mehrere Nationalgardisten, und selbst einige Polizeiagenten, vielen Personen ihre weißen Kokarden abgerissen hatten, so erließ der General Sacken folgende Anzeige, welche ich überall angeschlagen fand:

„Der Generalgouverneur von Paris, Baron Sacken, verbietet ausdrücklich, Jemanden in dieser Stadt, sowohl seiner politischen Meinung, als des äussern Zeichens derselben wegen, zu beleidigen und zu beeinträchtigen.“

Die Proklamation des allgemeinen Raths des Seine-Departements und des Munizipalraths von Paris war an allen Mauern zu lesen. Der Rath erklärte, daß er Napoleon nicht mehr gehorchen werde, und offenbarte aufs Wärmste den Wunsch, die Regierung des Hauses Bourbon in der Person Ludwigs XVIII und seiner rechtmäßigen Nachfolger wieder hergestellt zu sehen. Dies durch seine Energie merkwürdige Aktenstück war von Bellart entworfen worden.

Das Verfahren des Raths hatte einen großen Einfluß auf den Senat, dessen Bestimmungen die ziemlich schwankenden Entwürfe des russischen Kaisers bestimmten, der am Freitag Abend nichts weniger als einen festen Entschluß über die Restauration der alten Dynastie gefaßt hatte. Ungeachtet der Erklärung vom 31. März schien er sich immer mehr der Regentschaft zuzuneigen, und schenkte Talleyrand nur halbes Vertrauen. Der General Pozzo di Borgo unterstützte diesen aus allen Kräften, da hingegen Nesselrode, so wie der Herzog von Dalberg, mehr der Regentschaft geneigt waren. Die Proklamation des Raths beendigte diese dauernde Unentschlossenheit.

Der Moniteur stattete keinen Bericht von der Schlacht ab. Er enthielt nur die Erklärung des Kaisers Alexander, und in einer Beilage die Verhandlungen der Senatssitzung vom 1. April.

Am 3. erließ der Sénat conservateur folgenden Senatuskonsult:

1. Napoleon Bonaparte ist des Throns verlustig und das in seiner Familie gestiftete Erbrecht ist abgeschafft.

2. Das französische Volk und die Armee sind des Schwurs der Treue gegen Napoleon Bonaparte entbunden.

3. Das gegenwärtige Dekret wird durch eine Botschaft der provisorischen Regierung von Frankreich übermacht, sogleich in alle Departemente und den Armeen zugesendet, und unmittelbar in allen Theilen der Hauptstadt öffentlich bekannt gemacht werden.

Der Präsident und die Sekretäre.

Barthélemy, der Graf von Valence, Pastoret.

Der gesetzgebende Körper versammelte sich auf die Einladung der provisorischen Regierung. Der Präsident desselben, der Herzog von Massa, hatte die Regentin nach Blois begleitet. Der Graf Heinrich von Montesquiou, erster Vizepräsident, wollte bei dieser Gelegenheit sein Amt nicht verrichten, folglich wurde der zweite Vizepräsident, Felix Faulcon, dazu bestimmt. Er las die Botschaft der provisorischen Regierung ab, durch welche Napoleon des Thrones verlustig erklärt wurde, weil er den konstitutionellen Vertrag gebrochen. Der gesetzgebende Körper stimmte unmittelbar diesem Verfahren des Senats bei. Diese Erklärung

wurde der Reihe nach jedem der siebenundsiebenzig Mitglieder, welche in dieser Sitzung gegenwärtig waren, zur Unterschrift vorgelegt. Montesquiou, obgleich er mit den Uebrigen votirt hatte, weigerte sich zu unterzeichnen. Alle diese Verhandlungen waren im Moniteur und in den übrigen Journalen abgedruckt, eben so wie die Adresse der neuen Regierung an die französische Armee.

Die Preussen bivouakirten auf der linken Seite der Straße nach den elisäischen Feldern, mit aller Regelmäßigkeit disziplinirter Truppen. Nördlich war das Lager der Kosaken, in welchem man weder Ordnung noch militärischen Luxus bemerkte. Die Barbaren vom Don, den Wüsten der Tartarei und den Ufern des kaspischen Meeres waren bunt durch einander gemischt. Es schien mir, als befände ich mich in einer andern Welt und in einem andern Jahrhundert. Am Eingang der Hütten, die mehr erbaut schienen, um den gemachten Raub zu verstecken, als um Menschen zu beherbergen, hockten sie im Halbzirkel und besserten ihre seltsamen Kleidungsstücke aus, oder weideten sich an dem Anblick ihrer Beute. Mehrere boten Shawls, Uhren u. s. w. feil, die von vielen Parisern mit großer Begier gekauft wurden. Einige besorgten ihre Küche; aber die meisten lagen unter ihren Pferden oder musterten die großen Fleischstücke, mit denen der Boden überdeckt war. Ihre Gäule nagten die Rinde von den Bäumen ab. Diese letztern waren mit allerlei Waffen geschmückt, mit Lanzen von ausserordentlicher Länge, Köchern, Pfeilen, Bogen, Säbeln, Pistolen und Kleidungsstücken. Die auffallende Unordnung hatte dennoch etwas Malerisches. Die Pariser spazierten mitten unter den Kosaken, ohne daß diese besonders auf sie zu achten schienen. Viele Krämer verkauften ihnen Orangen, Aepfel, Häringe, Brod, Wein, Branntwein und Bier. Dies letzte Getränk schien ihnen eben nicht besonders zu behagen, und sie schnitten entsetzliche Gesichter dabei. Dagegen schmeckten ihnen die Orangen um so besser. Von allen Seiten vernahm man Streit über den Werth der Münzen, der jedoch immer zu Gunsten der Kaufleute ausfiel, die sich ein Vergnügen daraus zu machen schienen, die Kosaken zu betrügen.

Die St. Honoré-Straße bot den ausserordentlichsten Anblick dar. In ihr bewegten sich auf und ab Deutsche, Russen und Asiaten von der chinesischen Mauer, den Gestaden des kaspischen und schwarzen Meeres. Es waren Kosaken mit ihren Hammelfellen und langen Lanzen, Kalmuken und andere tartarische Horden, die sich durch ihre flachgedrückten Nasen und kleinen Augen auszeichneten; Baschkiren und Tungusen aus Sibirien, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; zirkassische Hauptleute vom Kaukasus, mit glänzenden Stahlrüstungen bedeckt und mit spitzigen Helmen auf dem Kopfe; russische und preussische Offiziere, deren Uniformen mit vielen Orden geschmückt waren. Viele von den erstern befanden sich noch im Knabenalter. Sie waren über den Hüften eng zusammengeschnürt und ihre Brust war dick ausgestopft. Die Haare lagen ihnen unordentlich auf den Schultern; die der Soldaten dagegen waren so kurz als möglich abgeschnitten. Die Pferde an den russischen Wagen waren mit Stricken angeschirrt, die von Kutschern mit langen Bärten und kleinen Hüten regiert wurden. Die Equipage des Generalgouverneurs von Paris, Sacken, war von der Art.

Das Palais royal stellte eine andere nicht minder interessante Szene dar. Die Menge war sehr groß, und alle Mauern wurden mit Anschlagszetteln überdeckt, die nichts als Beschimpfungen gegen einen Mann enthielten, den man kaum zu fürchten aufgehört hatte. Man glaubte sich auf diese Weise am besten dem Wohlwollen der neuen Regierung zu empfehlen. Die auffallendsten dieser Anschlagzettel waren von einem gewissen Lemarre und vom Sohn Brissots de Warville, der auf Napoleons Befehl aus der politechnischen Schule exilirt worden war. Diese Bezeugungen der öffentlichen Gesinnungen wurden jedoch am andern Morgen von der provisorischen Regierung verboten. Ich las auch die Anzeige von Chateaubriands Werk, betitelt: „Bonaparte und die Bourbonen.“

Der General Sacken schickte dem Polizeipräfekten den Befehl, alle Schiffe, die sich auf der Seine befänden, nach der Barriere von Bercy führen zu lassen, wo mehrere Schiffbrücken erbaut werden sollten. Dies geschah, daß, im Fall eine Schlacht vorfalle und die Alliirten sich zurückziehen müßten, man nicht nöthig habe, Paris zu berühren.

Am 5. Abends fand eine Versammlung der provisorischen Regierung, wie gewöhnlich bei Talleyrand, statt. Der Kaiser Alexander, welcher ihr beiwohnte, schien sich, nach einer Unterhaltung mit Macdonald, Ney und dem Herzog von Vizenza, wieder der Regentschaft zuneigen zu wollen, wogegen der General Dessoles seine ganze Beredsamkeit aufbot.

Der Moniteur war sehr leer und enthielt nur einen interessanten Artikel, in welchem er meldete, daß der russische General Kaisarow sich der Stadt Melun bemächtigt habe. Die Proklamation des Herzogs von Angouleme, datirt von St. Jean-de-Luz vom 2. Februar, die zu Bordeaux bereits am 5. März bekannt gemacht wurde, war ebenfalls in ihm zu lesen.

10. April. Zwischen 8 und 9 Uhr Morgens hatte die Infanterie der alliirten Armee alle nördlichen Boulevards, von der Rue royale bis zum Bastilleplatz, besetzt. Gegen 12 Uhr bestiegen sieben griechische Prie-

ſter, mit langen Bärten und reichen Kleidern, die Stufen des Altars, der mitten auf dem Platz Ludwigs XV, gerade auf der Stelle, wo Ludwig XVI hingerichtet wurde, erbaut war. Die Truppen bildeten einen ungeheuern Kreis rings umher; die verbündeten Monarchen betraten den innern Raum, in Begleitung eines glänzenden Generalſtabes. Sie erſtiegen gleichfalls die Stufen des Altars und nahmen ihre Hüte ab, ein Beiſpiel, das ſogleich von der ganzen Armee nachgeahmt wurde; die franzöſiſchen Nationalgardiſten allein blieben bedeckt. Der Gottesdienſt begann und das tiefſte Schweigen herrſchte bei der ganzen bewaffneten Menge. Die Zeremonie dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Ihr Ende wurde durch hundert Kanonenſchüſſe angekündigt. Der ruſſiſche Kaiſer ließ ſich an demſelben Tage Hrn. Bellart vorſtellen und zog ihn zur Tafel.

12. April. Ich begab mich an das äuſſerſte Ende der Vorſtadt St. Martin, um den Einzug Monſieurs, Bruder Ludwigs XVIII, der von dieſem zum Generallieutenant des Königreichs ernannt worden, zu ſehen. Die Nationalgarde bildete eine Linie von der Barriere bis zur Kirche Notre-Dame. Gegen 1 Uhr begaben ſich Talleyrand, die Marſchälle und der Munizipalrath zur Barriere hinaus, um den Prinzen zu empfangen. Talleyrand hielt im Namen der proviſoriſchen Regierung eine Rede, die er beantwortete. Der Zug wurde an der Stelle, wo ich mich befand, durch ein ruſſiſches Korps Infanterie, Kavallerie und Artillerie, ungefähr zwanzigtauſend Mann ſtark, unterbrochen. Ein Muſikchor eröffnete den Zug des Prinzen, worauf eine Kompagnie Nationalgardiſen zu Pferde folgte; ſodann kamen Chateaubriand und Chaſſenay. Nach ihnen folgte Monſieur. Er trug die Uniform der Nationalgarde und den heil. Geiſt-Orden. Er ritt auf einem weißen, reich aufgezäumten Pferde. Er war von einem zahlreichen und glänzenden Generalſtabe umringt, in welchem ich den Marſchall Oudinot, den General Nanſouty, den Herzog von Montemar, den Herzog von Luxembourg, Crillon, Chabot, Labourdonnaye und Andere mit ihren Uniformen der kaiſerlichen Armee bemerkte. Auſſerdem zeichneten ſich noch mehrere Offiziere der alliirten Armee und Lord Seymour aus. Darauf folgte wieder eine Schwadron der Nationalgarde und nach ihr ein Schwarm von Koſaken. Der Enthuſiasmus des Volks ſchien eben nicht auſſerordentlich zu ſein, obgleich ihn die Nationalgardiſten durch ihr immerwährendes Geſchrei: Es lebe der König! Es leben die Bourbonen! zu erheben ſuchten.

Nach 5 Uhr ſah ich denſelben Zug auf ſeiner Rückkehr von der Kirche Notre-Dame, wo man ein Tedeum geſungen hatte. Gedräng und Geſchrei hatten zugenommen. Alle Fenſter waren mit zierlich gekleideten Frauen angefüllt, die ihre weißen Schnupftücher bewegten. Monſieur hielt um 6 Uhr ſeinen Einzug im Schloſſe der Tuilerien, auf welchem ſogleich die weiße Fahne aufgezogen wurde. Der Prinz zeigte ſich eine halbe Stunde nachher an demſelben Fenſter, wo ſonſt gewöhnlich Marie Louiſe zu erſcheinen pflegte. Er wurde durch das Beifallgeſchrei der Menge begrüßt. Mehrere Perſonen riefen: Er iſt es! Ja, er iſt es! obgleich ſie ſich nicht wenig verwunderten, daß er in den fünfundzwanzig Jahren, während denen ſie ihn nicht geſehen, viel älter geworden ſei. Am Abend waren mehrere Häuſer erleuchtet. Der Kaiſer Alexander verließ an demſelben Tage das Hotel Talleyrands und begab ſich nach dem Elyſée-Bourbon.

Am 14. erſchien Monſieur zum erſtenmal in der Oper. Man gab Oedip zu Colonna und das Ballet Nina. Die ehemalige kaiſerliche Loge war neu ausgeſchmückt und mit Lilien überdeckt. Er wurde mit Beifallgeſchrei empfangen und der Vorhang ſogleich aufgezogen. Zehn Minuten nachher kamen die Kaiſer von Rußland und Oeſterreich und der König von Preuſſen. Sie begaben ſich in die Seitenloge. Der Kaiſer Franz ſaß in der Mitte, Alexander zur Rechten und der König von Preuſſen zur Linken. Das Parterre und die Logen empfingen ſie mit noch größerm Geſchrei als den Generallieutenant des Königreichs. In der Loge zur Rechten bemerkte man den Fürſten von Schwarzenberg, den Baron von Stein, den Grafen von Neſſelrode, den Baron Sacken und Lord und Lady Burgherſh. Zur Linken waren Metternich und Caſtlereagh. Nach dem erſten Akt verfügte ſich Monſieur in die Loge der Monarchen und blieb darin während des ganzen zweiten Aufzugs. Zu Ende der Oper ſang man einige Gelegenheitsverſe. Monſieur erhob ſich, das Parterre ahmete ſeinem Beiſpiel nach und das Geſchrei wurde ungeheuer. Zwiſchen den beiden Stücken erwiederten die Monarchen den Beſuch des Prinzen in ſeiner Loge, und das Beifallgeſchrei wollte kein Ende nehmen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Militärſchule in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Militärſchule von Weſt-Point, in den vereinigten Staaten, iſt beſtimmt, einen großen Einfluß auf den Karakter und die Gebräuche der Nation auszuüben. Dieſe Anſtalt befindet ſich im Staate von New-York, ungefähr ſechszig engliſche Meilen von der Stadt dieſes Namens, am weſtlichen Ufer des Hudſonſtroms. Der zu den Uebungen beſtimmte Landſtrich iſt beinahe eben und hat mehrere hundert Acres im Umfange. Er iſt ungefähr 200 Fuß über dem Fluſſe,

deſſen Ufer ſehr ſteil ſind. Die Ebene wird auf zwei Seiten vom Hudſon begränzt, weſtlich und ſüdlich aber von faſt unerſteiglichen Felſen, über welche ſich Gebirge von 1200 bis 1500 Fuß Höhe erheben. Nordöſtlich bietet die Ebene eine große und entzückende Ausſicht dar. Man erblickt zuerſt die Ufer des Fluſſes, der zwiſchen zwei hohen Felsmauern, die er gewaltſam durchbrochen zu haben ſcheint, in einem ungefähr tauſend Ruthen breiten und ſelbſt für die größten Fahrzeuge ſchiffbaren Kanal ſtrömt. Darüber hinaus breitet er ſich viel mehr aus. In der Ferne ſieht man die Geſtade der Bucht, mit volkreichen Dörfern und ſchön bebauten Ländereien geſchmückt, über welche ſich eine ununterbrochene Maſſe bewaldeter Hügel und fruchtbarer Thäler erhebt. In dieſer Richtung wird die Ausſicht nur durch die entfernten Gipfel der Gebirgskette von Shavengeark, ſo wie durch die noch entfernten, noch majeſtätiſchern und maleriſchern Häupter der Bergkoloſſe von Caatskill, begrenzt. Der Strom iſt unaufhörlich mit Dampfſchiffen, auf denen ſich immer viele Reiſende befinden, bedeckt. Auſſerdem wird er beſtändig von Schiffen jeder Größe und jeder Form, von den größten Kauffahrteiſchiffen und Wallfiſchfahrern bis zu den gewöhnlichſten Fiſcherbarken, belebt.

Wenn, wie man gewöhnlich annimmt, die geiſtigen Fähigkeiten, in ihrer Entwickelung während der Jugend, einen ſtarken Eindruck von den umgebenden Gegenſtänden erhalten, ſo war keine Lage, als die von Weſt-Point, ſchicklicher, den Zweck zu erreichen, den man bei der Gründung einer Militärſchule ſich vorgeſteckt. Mit dem Vortheile einer reinen Luft und eines ſehr geſunden Klima's vereinigen ſich noch mehrere moraliſche Rückſichten, die unumgänglich einen großen Einfluß auf den Geiſt der Zöglinge ausüben müſſen. Weſt-Point iſt in den Jahrbüchern des Unabhängigkeitskriegs berühmt. Hier ſcheiterte der Lieblingsplan des britiſchen Miniſteriums, das durch gleichzeitig unternommene Bewegungen in Kanada und New-York, auf der Hudſonlinie, die öſtlichen von den ſüdlichen Staaten zu trennen gedachte. Arnold kommandirte zu Weſt-Point, als dieſer Entwurf auf dem Punkte war, zu gelingen. Der Major Andre wurde in den Kaſematten des Forts bis zu ſeiner Verurtheilung gefangen gehalten. Auch Koſciusko wohnte lange Zeit zu Weſt-Point. Man zeigt noch ſeinen Lieblingsaufenthalt über einem Abgrunde zwiſchen der Ebene und dem Strom.

Die Hauptgebäude dieſer Anſtalt beſtehen ſüdlich: in einem Refectorium, einem Hotel für Fremde, Sälen für alle Lehrkurſe und zwei großen Kaſernen, die von den Kadeten bewohnt werden. Weſtlich befinden ſich die Häuſer des Oberintendanten, der Profeſſoren und der Offiziere der Anſtalt. Nördlich iſt eine große Kaſerne für eine Kompagnie regulärer Truppen, welche beſtändig zu Weſt-Point in Garniſon iſt, ſo wie für die Muſikanten und Arbeitsleute. Bei allen dieſen Gebäuden hat man die Regeln der Architektur nicht genau beobachtet. Die Privatgebäude ſind von Backſteinen aufgeführt, aber ſehr bequem. Die Soldaten-Kaſerne iſt von Holz, und obgleich ohne allen Schmuck, ſtellt ſie ſich doch am beſten und regelmäßigſten dar.

In der Anſtalt befinden ſich 250 Kadeten, die auf Koſten des Staats unterhalten werden. Im Anfang, bevor man die Vortheile erwogen hatte, welche das Inſtitut zu gewähren im Stande ſei, und ehe das Erziehungsſyſtem den Grad der Vollkommenheit erlangt hatte, zu dem es bis jetzt gekommen iſt, war die Zahl der Zöglinge viel geringer, und es herrſchte keine Ordnung bei ihrer Aufnahme. Aber ſeit einiger Zeit werden die Kadetſtellen ſehr geſucht, und man vertheilt ſie in den verſchiedenen Ständen, nach der Zahl ihrer Repräſentanten, ſo daß jeder Diſtrikt, der einen Repräſentanten zum Kongreß ſchickt, immer einen Zögling in der Schule haben ſoll.

Die Kadeten werden in vier Klaſſen getheilt, wovon alljährlich die erſte austritt und durch neue Schüler erſetzt wird, welche die vierte Klaſſe bilden. Der Lehrkurs dauert alſo vier Jahre. Die Ordnung der Studien iſt folgende: Das erſte Jahr iſt ausſchließlich der Mathematik und der franzöſiſchen Sprache gewidmet. Die vierte Klaſſe iſt in dieſer Hinſicht in vier Sektionen für die Mathematik und in fünf für die franzöſiſche Sprache abgetheilt. Im zweiten Jahre ſtudirt man die beſchreibende Geometrie und den differentiellen und integralen Kalkul in der Abhandlung von Lacroix. Man beginnt gleichfalls zu zeichnen. Das dritte Jahr iſt dem Studium der Naturgeſchichte, der Chemie, der Landſchaftzeichnung und der Topographie vorbehalten. Im vierten Jahre wird der Beſchluß mit dem Geniewesen, der Mineralogie, Geſchichte, Geographie, Moral und Taktik gemacht. Obgleich in dieſem letzten Jahre die Taktik nur theoretiſch ſtudirt wird, ſo verwendet man doch täglich viel Zeit darauf, eine praktiſche Kenntniß von den Pflichten des Soldaten zu erlangen. Die Zöglinge machen unter den Augen der Profeſſoren der Taktik alle Manöver der Infanterie und Artillerie. Jede Diviſion hat einen Offizier, der mit allem dem beauftragt iſt, was das Betragen ſeiner Untergebenen betrifft, für die er verantwortlich iſt, ſo daß die Profeſſoren in ihrer Klaſſe ſich nur allein mit dem Unterricht zu beſchäftigen haben. Die größte Ordnung herrſcht in der Aufeinanderfolgung der verſchiedenen Kurſe.

Jede Klaſſe hat ihre beſondern Bülletins, in welchen von Verdienſt jeder Art Erwähnung geſchieht.

Diese Bülletins werden nach den allgemeinen Prüfungen gemacht, die jährlich zweimal stattfinden; einmal in Gegenwart sämmtlicher Professoren und ein anderes Mal öffentlich vor einer vom Kriegssekretär ernannten Kommission.

Die Namen der vier Zöglinge, die sich am meisten ausgezeichnet haben, werden alljährlich in der Liste der Armee der vereinigten Staaten bekannt gemacht. Jeder Kadet, der vier Jahre in der Schule zugebracht und sein Diplom erhalten hat, darf sich um ein Offizierpatent bewerben, gleichviel, ob Stellen in der Armee vakant sind, oder nicht; aber Diejenigen, welche sich besonders ausgezeichnet, haben ausserdem noch das Recht, unter den verschiedenen Waffen zu wählen.

Für Vergehen gibt es verschiedene Stufenfolgen von Strafen, wovon die äusserste die der Ausstoßung ist; wer aber einmal aus der Schule exilirt worden, darf nicht mehr hoffen, irgend ein Amt von Seite der Regierung zu erhalten. Die Mathematik ist bis jetzt mit der meisten Vorliebe und mit dem größten Erfolg zu West-Point gepflegt worden. Der Oberintendant, der selbst ein vorzüglicher Geometer ist, hat auf das Studium dieser Wissenschaft seine ganze Aufmerksamkeit gerichtet, und er ist, in dieser Hinsicht, durch einen sehr verdienstvollen Zögling der französischen polytechnischen Schule unterstützt worden.

Man befolgt beim Unterricht in der Mathematik die analytische Methode, die, obgleich sie scheinbar für den Anfänger weniger leicht ist, ihn doch schnelle Fortschritte machen läßt und ihn geeigneter macht, das Ganze dieser Wissenschaft besser aufzufassen. Der Unterricht in der französischen Sprache ist ebenfalls wohl eingerichtet, aber die Fortschritte sind nicht ganz dieselben, wie in der Mathematik. Das hängt keineswegs von der angenommenen Methode ab, sondern von den Kenntnissen der Zöglinge bei ihrem Eintritt in die Schule. Der Kaplan der Anstalt ist zugleich beauftragt, in den höhern Klassen Geographie, Geschichte und Moral vorzutragen.

Erst seit Kurzem wird die Chemie als wichtiger Zweig des Unterrichts in dieser Anstalt betrachtet; aber seitdem hat sie bereits große Fortschritte gemacht. Die Unterweisung in der Naturgeschichte steht auch noch ein wenig zurück. Die Zeit hat dem Oberintendanten noch nicht vergönnt, in allen Zweigen des Unterrichts die nöthigen Verbesserungen vorzunehmen. Er hat mit der Mathematik, dem Studium der französischen Sprache und der Taktik begonnen, weil diese die Basis der militärischen Erziehung sind. Das Studium der Wissenschaften, die sich auf das Genieswesen beziehen, ist vollkommen, und sowohl in militärischer, als bürgerlicher Hinsicht, sehr wohl geleitet. Es bleibt dabei nichts zu wünschen übrig, als eine Sammlung von Modellen.

Die mit der Leitung der Studien beauftragten Offiziere sind: der Oberintendant, der Lehrer im militärischen Fache, ein Professor der Naturgeschichte, einer für's Genie, einer für die Mathematik, der Wundarzt, der zugleich in der Chemie unterrichtet, und der Kaplan für die Moral, drei Lieutenants und zehn Kadeten, als Gehilfen der Professoren, folglich zweiundzwanzig Mitglieder.

Die Bibliothek ist sehr reich. Man kann den Theil, welcher die Mathematik betrifft, als komplett betrachten; denn ausser den neuesten Werken, sowohl in englischer als französischer Sprache, ist seit Kurzem eine vollkommene Sammlung der ältern Werke, von den Zeiten der griechischen Geometer bis zur französischen Revolution, hinzugefügt worden. Die Sammlung der topographischen und Generalkarten ist sehr bedeutend. Die der Werke über Kriegskunst ist ebenfalls sehr reich. Die Schriften der französischen Taktiker sind fast alle darin. Die Werke über Literatur und Wissenschaften im Allgemeinen sind wenig zahlreich. Alljährlich werden jedoch die Lücken immer mehr ausgefüllt.

Diese Anstalt, die, ungeachtet einiger Unvollkommenheiten, dennoch großes und gerechtes Lob verdient, wird von der Union unterhalten. Sie hat die Aufmerksamkeit des Kongresses mehrmals auf's Lebhafteste beschäftigt. Da sie der vollziehenden Gewalt ein mächtiges Hilfsmittel und gute Offiziere gewährt, so ist sie von den verschiedenen Verwaltungsbehörden immer sehr begünstigt worden. Aber mißtrauische Republikaner, die fürchten, daß der militärische Geist sich in den vereinigten Staaten einschleiche, haben mehrmals ihre Unterdrückung begehrt. Erst neuerdings sind noch heftige Ausfälle in den Kammern dagegen gerichtet worden; da alle Einwürfe jedoch auf's Klarste widerlegt wurden, so darf man glauben, daß ihr ferneres Fortbestehen gesichert sei.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der italienischen Literatur.

(Beschluß.)

Was vorzüglich die italienische Literatur von der französischen unterscheidet, das ist ihre eigenthümliche Aufrichtigkeit. Die italienischen Schriftsteller können sich wohl einige Unwahrheiten ohne besondere Wichtigkeit erlauben, um den Verdacht des Carbonarismus zu verscheuchen; aber mit Ausnahme dieser Schwäche gehorchen sie nur den Eingebungen ihres Gewissens. Die italienischen Gelehrten verstehen die Materie, welche sie studirt haben, auf den Grund. Man erwar-

tet auf eine an einen dieſer Pedanten gerichtete Frage eine kurze, gedrängte Antwort, und man iſt genöthigt, eine anderthalbſtündige Diſſertation anzuhören. Es iſt ihnen unglaublich, daß eine umſtändliche und weitläuftige Erklärung läſtig werden könne. Sie ſind bei allem dem keine Marktſchreier. In dieſer Hinſicht werden ſie von den Franzoſen bei weitem übertroffen. Wenn man in irgend einem franzöſiſchen Journal eine prunkvolle Lobrede auf einen Schriftſteller lieſt, in in welcher das Wort Erlaucht (illustre), oder Erhaben (sublime) nie fehlen darf, ſo kann man mit Sicherheit zehn gegen eins wetten, daß der Artikel von ihm ſelbſt geſchrieben iſt. Dieſer literariſche Betrug, der in Frankreich ſo allgemein iſt, iſt in Italien noch nicht gebräuchlich. Saverio Bettinelli und Foscolo ſind die Einzigen, die ſich dieſes Manövers bedient haben.

Die Tugend der italieniſchen Schriftſteller ruht auf einer feſten Baſis. Zu London, zu Paris und in einigen Theilen Deutſchlands iſt die Literatur ein Metier. Johnſon und Goldſmith lebten vom Ertrag ihrer Feder. In Italien findet faſt überall das Gegentheil ſtatt. Ein Buch, welches zu Mailand erſcheint, wird gleich darauf zu Lugano, Baſſano und Florenz nachgedruckt, ſo daß der Verfaſſer keinen, oder doch nur ſehr geringen Vortheil davon ziehen kann. Auf dem Kongreß zu Wien wurde zwar eine Adreſſe eingereicht, dieſer literariſchen Räuberei Einhalt zu thun, aber ſie wurde, ohne alle Rückſicht, vom öſterreichiſchen Miniſterium beſeitigt. Dadurch iſt wenigſtens das Gute bezweckt worden, daß Italien nicht unter der Laſt aller jener ungereimten Geiſtes- oder Magenerzeugniſſe, die von ſogenannten Schriftſtellern von Profeſſion hervorgebracht werden, zu ſeufzen hat, und in dieſer Hinſicht alſo vom Publikum in Frankreich, England und Deutſchland beneidet werden kann.

Da die Vorliebe zur Politik allgemein iſt, und alle Tage-, Wochen- oder Monatsblätter, die nicht von den Jeſuiten geleitet werden, verboten ſind, ſo werden die Zeitungen, welche die Regierungen ſchreiben laſſen, mit vielem Eifer geleſen, obgleich ſie ihn lange nicht zu befriedigen im Stande ſind. Zu Venedig geht die Bebutſamkeit ſelbſt ſo weit, daß man die Zeitung von Mailand nicht anders, als heimlich leſen kann, obgleich ſie von einem öſterreichiſchen Agenten geſchrieben wird; aber man will nicht, daß die Neuigkeiten hier ſich ſo früh verbreiten, wofür die einheimiſche Zeitung Sorge trägt. Unter den übrigen politiſchen Journalen Italiens zeichnet ſich der von Caracas zu Rom herausgegebene „Diario“ aus, der auch den doppelten Titel „Notizie del giorno“ führt.

Aber die erſte aller italieniſchen Zeitſchriften iſt unſtreitig die „Anthologia“, die zu Florenz beim Buchhändler Vieuſſeux (einem gebornen Genfer) erſcheint. Es iſt indeſſen keine Blumenkette, ſondern oft wortreich und ſchwerfällig genug, bei allem dem aber der Literatur von großem Nutzen. Der Italiener verſteht die halben Worte und Andeutungen nicht, bei ihm muß Alles, bis auf die kleinſten Einzelnheiten, erklärt und entwickelt werden. Der Styl eines La Bruyère, Voltaire oder Montesquieu bleibt ihm unverſtändlich; ja ſie begreifen ihren eigenen Ariosto nicht einmal ganz.

Der „Raccoglitore“ erſcheint zu Mailand, dreimal monatlich, bei David Bertolotti, und wird überall, vorzüglich aber zu Neapel, ſehr geleſen. Er hat den Conciliatore erſetzt, der bis 1819 exiſtirte und von den geiſtreichſten Männern redigirt wurde; aber er war zu ernſthaft, um allgemeines Intereſſe zu erregen. Seine beſten Artikel waren von den ausgezeichnetſten Philoſophen Italiens, Melchior Gioja (der ſich gegenwärtig noch in den öſterreichiſchen Gefängniſſen befindet) und dem Marquis Hermes Visconti. Der liebenswürdige Dichter Pellico, der auf dem Spielberg in Haft gehalten wird, war ebenfalls einer der Herausgeber des „blauen Journals“, wie man den Conciliatore auch, des blauen Papiers wegen, auf welchem er gedruckt war, nannte.

Die „Biblioteca Italiana“, die monatlich unter den Preſſen der Regierung hervorgeht, wird von Acerbi, einem öſterreichiſchen Penſionär, redigirt. Sie wird auſſer Mailand und Venedig faſt nirgends in Italien geleſen, obgleich ſie manchmal vortreffliche Artikel über Medizin und Naturgeſchichte enthält.

Der „Italiano“, der zu Turin erſchien, iſt vor Kurzem unterdrückt worden, weil ſein Beſtreben, die Geiſter aufzuregen, den Statu quo zu verändern und die Meinungen von 1650 wieder geltend zu machen, zu hervorſtechend und zu unſinnig war.

Von ſechs literariſchen Akademien, die ſich nur durch die Sonderbarkeit ihrer Namen auszeichnen, wie: gli Infuocati, gli Oziosi u. ſ. w., zeugt jetzt nichts, als ein elendes Journal, das zu Rom erſcheint, und das ſich rühmen darf, das allererbärmlichſte in ganz Europa zu ſein. Es betitelt ſich: „der Arcadico.“ Uebrigens gibt es in Italien noch drei oder vier gute Zeitſchriften über naturhiſtoriſche und mediziniſche Gegenſtände. „Ape“, ein kleines Journal, das zu Mailand erſcheint, iſt mehr franzöſiſch als italieniſch, und Eigenthum des Buchhändlers Bertoni zu Breſcia.

Die gegenwärtig noch lebenden berühmteſten Dichter Italiens ſind: Monti, der, wie Milton, blind iſt; Foscolo, Verfaſſer der Sepolcri, jetzt zu London wohnhaft; Giambattiſta Nicolini, ein tragiſcher Poet, geboren 1790, wohnt zu Florenz und iſt Mitarbeiter an der Anthologie; Silvio Pellico, Verfaſſer von Francesca da Rimini und Eufemio di Messina, ungefähr 34 Jahre alt, iſt auf der Feſtung Spielberg; Alexander Manzoni,

1780 zu Mailand geboren, iſt der Verfaſſer einiger herrlichen Hymnen und von zwei Trauerſpielen: Il Conte di Carmagnola und Adelchi. — Tommaſo Groſſi ſchreibt in mailändiſcher Mundart, Buratti in venetianiſcher und der Abbé Meli in ſizilianiſcher. Dieſer Letzte hat in ſeiner Schreibart ſehr viele Aehnlichkeit mit Anakreon.

Die eigentliche italieniſche Sprache, die Arioſto's und Alfieri's, wird nur zu Florenz, Siena und Rom geſprochen. Ein Reiſender, der dieſe ſchöne Sprache aus dem Grunde verſteht und mit der größten Leichtigkeit ſpricht, kommt zuerſt nach Turin, beſucht die Geſellſchaften und bemerkt zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, daß ihm ſein Italieniſch nicht vom geringſten Nutzen iſt, weil Jedermann Piemonteſiſch ſpricht, das beinahe nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit dem Italieniſchen hat. Er begibt ſich nach Genua, und befindet ſich in demſelben Fall, denn hier redet man nur Genueſiſch, eine Sprache, die noch weniger verſtändlich iſt, als das Piemonteſiſche. Zu Genua (Zena) ſagt man z. B. ſtatt: vostra signoria sà, nur allein sa sha! Von Genua, das dreißig Stunden von Turin entfernt iſt, gelangt er nach Mailand, das ebenfalls dreißig Stunden von jeder dieſer beiden Städte entlegen iſt, und er hört nur die lingua della minga, d. h. die Sprache, in der ſich nichts durch minga überſetzt. Sie iſt durchaus vom Piemonteſiſchen und Genueſiſchen verſchieden. Zu Breſcia wird der Breſſandialekt und zu Verona der veroneſiſche geſprochen, die ſich bereits dem venetianiſchen nähern, der die Leichtigkeit und Lebendigkeit der franzöſiſchen Sprache hat. Die Mundart von Bologna, Neapel und Sizilien iſt eben ſo ſehr von der Sprache von Toskana verſchieden, als das Genueſiſche und Venetianiſche. Zu Neapel allein gibt es drei verſchiedene Sprachen. Die Bewohner von Pizzo-Falcone haben durchaus eine andere Mundart, als die von Ponte della Madelena.

Die genueſiſchen, mailändiſchen und neapolitaniſchen Dialekte ſind älter, als die lateiniſche Sprache, wenigſtens redete man das Mailändiſche ſchon 600 Jahre vor Chriſti Geburt. Die toskaniſche Sprache kann, in ihrem gegenwärtigen Zuſtande, mit einem türkiſchen Prinzen verglichen werden, dem es nicht gelungen iſt, alle ſeine Brüder umzubringen, und der deshalb auf ſeinem Throne nichts weniger als ſicher iſt. Es iſt zu Turin, Genua, Mailand, Parma, Piazenza, Verona, Venedig, Ferrara, Bologna, Neapel und ganz Sizilien eine todte Sprache, die von den Einwohnern erſt künſtlich erlernt werden muß.

Nordamerikaniſche Literatur.

The last of the Mohicans. — Die Letzten der Mohikaner. Eine hiſtoriſche Szene aus dem Jahr 1757. Vom Verfaſſer des „Piloten.“ New-York, 1825.

Cooper iſt der Walter Scott Amerika's. Seine Romane knüpfen ſich immer an die Geſchichte ſeines Landes. Im Spion, dem Piloten, den Pionnirern und Lionel Lincols, ſchildert er die Begebenheiten des amerikaniſchen Krieges. Im gegenwärtigen Roman zeigt er, was die vereinigten Staaten zu der Zeit waren, wo die Huronen und die Franzoſen, die Engländer und die Illinois ſich um den Beſitz dieſes ungeheuern Landes ſtritten. — Die Belagerung und die Einnahme vom Fort William-Henri durch die franzöſiſchen Truppen, die der Marquis von Montcalm 1757 befehligte, bilden den vorzüglichſten Gegenſtand des Werks. Die Hauptbegebenheiten aber tragen ſich auſſer dem Fort, in den dunkeln Wäldern in der Nähe der Feſtung, zu. Dort werden die Sitten der wilden und blutgierigen Volksſtämme, die ſie bewohnten, geſchildert. Die Hauptperſonen ſind keine Europäer, weder der barbariſche Montcalm, noch der feige Webb, noch der brave Munro, noch ſeine intereſſanten Töchter Cora und Alice, noch der Major Heyward, Verlobter und ſpäter Gemahl der Letztern, ſondern der jähzornige Magua, ein halbziviliſirter Indianer und geſchworner Feind der Familie Munro, die beiden Mohikaner, Oberhäupter eines Stammes vom Ufer der Delawara, und Beſchützer derſelben, und endlich ein halbwilder Weißer, der nur durch ſeine Kriegsnamen: Falkenaug und Lang-Karabiner, bekannt wird. Das Intereſſe bleibt dauernd beim Leſen, und die wilden Sitten jener Menſchen, ſo wie die große Natur des Landes, ſind mit einem Meiſtergriffel gezeichnet.

Zollfreie Gedanken.

Unter einer unumſchränkten Regierung, wo der Fürſt Alles iſt, weil er ſich über das Geſetz erhebt, das er nach Wohlgefallen beſtimmt und beſeitigt, iſt der Zuſtand des Volks nothwendigerweiſe — Unterwerfung.

In einem Lande, wo das Geſetz nicht das Werk des Fürſten iſt, ſondern das der ganzen Nation, oder vielmehr der Nation in Uebereinſtimmung mit ſeinem Fürſten, müßen Alle dem Geſetz gehorchen, ſelbſt der Fürſt. Das Volk iſt Unterthan — des Geſetzes.

Gehorcht ein Volk dem Fürſten, ſo gehorcht es dem Geſetz, denn der Fürſt kann nur das wollen, was das Geſetz vorgeſchrieben hat.

Wenn das Volk dem Fürſten Ehrfurcht ſchuldig iſt, ſo iſt es vorzüglich deßhalb, weil es Allem, was

vom Gesetze ausgeht, unterworfen sein muß; eben so wie der Fürst das Gesetz achten muß, weil er ohne das nicht mehr Fürst sein würde.

Das Volk ist dem Fürsten nicht unterworfen, weil es sich nicht in seinem persönlichen Dienste befindet, sondern dem Staat dient.

Die Verpflichtungen des Volks und des Fürsten sind gegenseitig. Der Fürst bewacht die Ausübung des Gesetzes und die Sicherheit des Staats. Das Volk steuert zu den Bedürfnissen des Staates und des Fürsten. Der Aermste wie der Reichste gibt dazu seinen Theil.

Unter einer unumschränkten Regierung kann der Fürst sagen: mein Volk! weil er über das Volk nach Wohlgefallen bestimmen kann. In einem vom Gesetze regierten Staate aber bestimmt nur dieses allein.

Die Größe eines Fürsten ist nicht in der Menschenzahl, die er beherrscht, sondern in ihrer gesellschaftlichen Stellung. Die Römer waren nicht groß, weil sie Römer, sondern weil sie frei waren; und Cäsar wäre nicht Cäsar gewesen, hätte er das Licht der Welt in Germaniens Wäldern erblickt.

Drei Viel und drei Wenig sind dem Menschen allezeit schädlich: viel sprechen und wenig wissen, viel verschwenden und wenig haben, sich viel anmaßen und wenig werth sein.

Man muß den Abend erwarten, um einen Tag locken zu können, und den Tod eines Menschen, um die Handlungen seines Lebens zu preisen.

Der Mensch ist wie ein Baum, dessen Wurzel die Zuverlässigkeit ist. Man muß die Wurzel mit Sorgfalt pflegen. Der unzuverlässige Mensch ist wie ein Baum, dessen Wurzel verfault ist.

Es ist dasselbe mit den Aemtern im Dienste der Fürsten, wie mit Seereisen. Sie sind oft sehr einträglich, aber zugleich auch gefahrvoll. Man rafft manchmal Schätze zusammen, aber nicht selten kommt man auch in den Fluthen um.

O Gewaltiger! der du die Macht in Händen hast, rechne dir als ein unverhofftes Glück die Augenblicke an, in denen du Gutes ausüben kannst, denn wenn der Vogel fortgeflogen ist, hat der Bauer keinen Werth. Vergeude das Leben nicht in nichtswürdigen Beschäftigungen und gewinne dir dadurch nicht die Verachtung der Weisen, daß du von bestochenen Richtern, die nichts als deine erbärmlichen Kreaturen sind, den rechtschaffenen, muthvollen Sprecher, der dir strenge Wahrheiten sagt, um dich zu veranlassen, deine Schuldigkeit zu thun, und deine unter dem geheiligten Siegel der Majestät gegebenen Versprechungen zu erfüllen, verdammen läßt. Fürchte die Rache dessen, der größer und gewaltiger ist als du, fürchte das Brandmal der Geschichte, und der Nachwelt Fluch.

Wer Sturm läutet, ist in Sicherheit.

Ich achte die Lüge höher, die zum Glück des Volks gereicht, als die Wahrheit, die ihm offenbaren Schaden bringen muß.

Um ein Mensch, in der wahren Bedeutung des Wortes, zu sein, muß man diesen Namen durch Tugend verdienen; denn man kann mit Zinober und Ocker auch menschliche Gestalten auf eine Wand malen. Wenn der Mensch kein inneres Verdienst, keinen Takt, keinen Edelmuth hat, welche Verschiedenheit findest du alsdann zwischen ihm und den Magots, die auf die Wand gemalt stehen?

Ein französisches, ministerielles Journal sagt, in Bezug auf die Jesuiten: „Ist es zu verwundern, daß Rom das Kapitol befestigt, nachdem die Gallier sich desselben bemächtigt haben? — Keineswegs; und Rom und die Jesuiten dürften ihre Dankbarkeit gegen die Redaktoren jenes Blatts selbst so weit treiben, sie als die modernen Retter des Kapitols zu proklamiren und sie, wie die frühern, alljährlich im Triumph herumzutragen.

Anzeige

für Autoren, Uebersetzer, Buch-, Musikalien- und Kunsthändler, Bibliothekare, und alle Literatur- und Bücherfreunde.

Allgemeine

Bibliographische Zeitung;

oder

wöchentliches, vollständiges Verzeichniß aller in Deutschland, der Schweiz, England, Frankreich, den Niederlanden und Italien herauskommenden neuen Bücher, Musikalien, Charten und Kunstsachen.

Von diesem Verzeichniß erscheinen vom 1. Januar 1827 an wöchentlich ein bis zwei Bogen in Imperial-Oktav, elegant und deutlich gedruckt. Jedem Jahrgang folgen drei Register, das eine nach den Wissenschaften, das andere nach den Verlagshandlungen, das dritte nach den Autoren geordnet. Das Abonnement ist halbjährig 3 Thaler Sächsisch. Bestellungen darauf nehmen alle Buchhandlungen, Postamter und Zeitungsexpeditionen in ganz Deutschland, Frankreich, Italien, England, der Schweiz, den Niederlanden, Dänemark, Schweden und Rußland an.

Für Frankreich erscheint die allgemeine bibliographische Zeitung unter dem besondern Titel:

JOURNAL UNIVERSEL DE LA BIBLIOGRAPHIE.

Für England:

UNIVERSAL BIBLIOGRAPHICAL JOURNAL.

Bibliographisches Institut in Gotha.

** Die Redaktion hält obiges, eben so erfreuliche als nützliche Unternehmen ihres und des Beifalls aller Literaturfreunde um so würdiger, da das bibliographische Institut, bei angemessener Unterstützung, den Plan hat, obiger Zeitschrift auch die Bibliographie des sämmtlichen übrigen Europa's, aller amerikanischen Staaten und des Orients einzuverleiben, wodurch sie sich allmälig zu einem vollständigen Repertorium der neuesten Gesammt-Literatur unsers Erdballs gestalten würde.

Aarau, im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 41. Dritter Jahrgang 1826. 11. Oktober.

Die Verschiedenheiten unter den Menschen.

Der Mensch, durch seine Organisation bestimmt, geboren zu werden, zu wachsen und zu sterben, ist den allgemeinen Gesetzen aller lebendigen Wesen unterworfen; aber er zeichnet sich wieder durch einen so besondern und erhabenen Karakter von ihnen aus, daß es unmöglich ist, eine selbst entfernte Beziehung zwischen ihm, der zum Herrschen geboren ist, und den Thieren vorauszusetzen, deren alleiniger Zweck auf Erden darin besteht, sich zu nähren und sich fortzupflanzen. Seine aufrechte Stellung, durch welche zugleich sein Muth und seine Würde angezeigt wird; seine Hände, die gelehrigen Werkzeuge seines Willens, welche die prächtigsten und nützlichsten Dinge anfangen und vollenden; seine Augen, die sich vom Staub emporheben, und deren durchforschende Blicke bis in die Unendlichkeit des Himmels dringen; Organe, die ihm vergönnen, seine Gedanken durch geordnete Laute von unendlicher Verschiedenheit auszudrücken; die bewunderungswürdige Einigung der Kraft und Geschmeidigkeit in allen seinen Gliedern; die Harmonie und Vollkommenheit aller seiner Sinne endlich, weisen ihm den ersten Rang unter den geschaffenen Wesen an, und geben ihm das Recht, die Erde zu beherrschen.

Die Nachforschungen der Anatomiker und Physiologiker haben diese Wahrheiten auf eine unbestreitbare Weise bestimmt. Es ist also augenscheinlich, daß wenn gewisse Naturalisten das Geschlecht der Menschen mit dem der Affen zu vermischen gesucht, ungeachtet eine auffallende Verschiedenheit zwischen beiden in der Bildung der Füße, der Organe der Sprache und der Laute der Stimme besteht, sie vielmehr einem Anfall von Misanthropie nachgegeben haben, als daß sie von der innigen Kenntniß wahrer Grundsätze einer Klassifikation der Wesen geleitet worden sind. Man muß sogar gestehen, daß die anscheinenden Nachtheile unserer Organisation mächtig zur Vervollkommnung unsers Geschlechts, und folglich zu seinem Glücke, beitragen. Wenn dem Menschen die Stärke des Löwen, oder der Panzer des Elephanten, oder eine gegen Frost und Feuchtigkeit undurchdringliche Haut, verliehen worden wäre, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er während der ganzen Dauer seines Daseins in einer intellektuellen Unthätigkeit und in vollkommener Unwissenheit aller Künste des zivilisirten Lebens geblieben wäre. Die auffallende Schwäche der menschlichen Maschine bei seiner Geburt, die Langsamkeit seiner Entwickelung, die Menge seiner Bedürfnisse, sind mit den Krankheiten und Schwächen, dem gewöhnlichen Gefolge unsers Lebens, eben so viele Reizmittel, die unsere schlummernden Fakultäten wecken, und eben so viele Bande, durch welche der Mensch, so zu sagen, mit dem Menschen verschlungen ist. Daher rührt der Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft. Die langdauernde Schwäche der Kinder, die ihnen so lange die Hilfe ihrer Aeltern unentbehrlich macht, bildet zwischen den Einen und Andern gewisse Verhältnisse der Zuneigung, auf welche sich nachher die beständige Einigung der Gatten begründet. Diese Einigung der

Familien wird sodann die Grundlage aller menschlichen Verbindungen in Stämmen und Nationen. Also dadurch, daß er sich Seinesgleichen nahet und unter einem gemeinschaftlichen Gesetze lebt, ist der Mensch das geworden, was er ist, hat er über die andern Thiere sich erhoben; durch Erfindung von Werkzeugen, zur Unterstützung seiner Schwäche, ist es ihm gelungen, der untergeordneten Naturkräfte Meister zu werden und sie zu leiten. Er hat sein Elend gefühlt, und der Stachel dieser Empfindung hat ihm den Besitz seines wahren Reichthums verschafft.

Der Mensch, durch diese verschiedenen Karaktere von den Thieren unterschieden, bildet in der allgemeinen Stufenfolge der Wesen eine besondere Ordnung, die nur eine Gattung und ein Geschlecht enthält. Die Verschiedenheiten in den großen Familien der menschlichen Race können nicht als eine Verschiedenheit der Geschlechter betrachtet werden, weil sie auf Eigenschaften beschränkt sind, deren Wechsel wir täglich gewahren, und die sowohl von der Natur der Nahrungsmittel, als vom verschiedenartigen Einflusse des Klima's und der Krankheiten herrühren. Diese Verschiedenheiten werden vorzüglich im Wuchs, in der Gesichtsbildung, in der Hautfarbe, in der Natur der Haare und der Gestalt des Schädels bemerkbar. Aber es ist zur Genüge bekannt, daß ein einfaches Leben, hinlängliche Nahrung und gesunde Luft allen organisirten Wesen vollkommenere und angenehmere Formen geben. Um davon den Beweis zu haben, darf man nur die Lappländer und die Ungarn vergleichen. Die Aehnlichkeit der Sprache beweiset auf's Klarste, daß diese beiden Völker, von denen das eine den Norden und das andere den Süden Europa's bewohnt, einen gemeinschaftlichen Ursprung haben. Sie gehören beide zur großen finnischen Familie. Welche Verschiedenheit des Wuchses und der ganzen äussern Bildung besteht demungeachtet zwischen ihnen! Die Lappländer sind ihrer Kleinheit und Unförmlichkeit wegen merkwürdig, während die Ungarn groß, schön und wohlgebaut sind. Bedarf man noch eines stärkern Beweises, um darzuthun, daß dieselbe Race ihre Formen mit dem Klima und den jeder Gegend anhängenden Eigenschaften verändern kann?

Die Deutschen, mit ihrer gegenwärtigen Kultur und Zivilisation, sind den von Tacitus geschilderten Germanen, zur Zeit, als die Römer diesen Theil von Europa überzogen, wenig oder gar nicht mehr ähnlich. Der Holländer, der in seinem Vaterlande kaum über den mittlern Wuchs sich erhebt, ist fast ein Riese auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Wie viel solcher Kontraste finden wir nicht bei einer und derselben Nation, und in eben nicht sehr entfernten Räumen? Die Bäuerinnen von Westgothland sind von auffallender Schönheit, da hingegen die von Dalekarlien sehr häßlich sind, obgleich diese beiden schwedischen Provinzen in der Mitte des von den alten Gothen bewohnten Landes sich befinden.

Aber warum wollten wir diese Verschiedenheiten in einem und demselben Theile des Erdballs, in derselben Nation oder in demselben Stamme suchen, wenn wir sie in einer Familie finden können? Es ist nicht wenig schwer, die Ursachen dieser Verschiedenheit, vorzüglich in zivilisirten Ländern, zu entdecken. Heftige Leidenschaften, wechselnde oder einförmige Beschäftigungen, thätiges oder träges Leben, geben der Gesichtsbildung einer ganzen Nation einen eigenthümlichen Karakter. Man gibt ebenfalls zu, daß mehrere physische Verschiedenheiten nicht bloß das Werk der Natur sind. Viele Augenzeugen versichern uns, daß die Neger, die Bewohner von Brasilien, und die Karaiben, die Völker von Sumatra und der Gesellschaftsinseln, mit vieler Sorgfalt die Nasen ihrer Kinder gleich nach ihrer Geburt flach drücken. Obgleich nun dieser Gebrauch nicht hinlänglich ist, um eine solche Verunstaltung des Gesichts erblich zu machen, so trägt er doch dazu bei, die Ausnahmen unmöglich, oder doch äusserst selten zu machen.

Die Verschiedenheit der Hautfarbe scheint auch größtentheils von äussern Umständen herzurühren, weil man sie oftmals bei Individuen desselben Volks bemerkt. Während die maurischen Damen, die fast nie das Innere ihrer Häuser verlassen und sich selten oder nie den Strahlen der Sonne aussetzen, eine glänzend weiße Haut haben, bemerkt man an den Weibern der untern Klassen, die durch nichts gegen den glühenden Himmel beschützt werden, eine fast rußschwarze Farbe. Die Bewohner der Gebirge, oder der hochgelegenen Gegenden, in Abyssinien sind von derselben Weiße, wie die Spanier oder Neapolitaner, während Diejenigen, welche auf den Ebenen wohnen, beinahe ganz schwarz sind.

Ein anderes Beispiel: Man erkennt die Kreolenfrauen an der Lebhaftigkeit ihres Auges und an ihren Haaren, die so schwarz wie Ebenholz sind, und wodurch sie sich von ihren in Europa gebornen Schwestern auszeichnen. Die Anwendung dieses Prinzips, das wir den Entdeckungen der neuern Chemie verdanken, vergönnt uns nicht allein, die Veränderung der Farbe durch die Umstände der Hitze des Klima's und ihrer Wirkung auf die Substanzen, aus denen der Körper zusammengesetzt ist, zu erklären, sondern auch noch zu begreifen, warum in gewissen Krankheiten die Haut weißer Menschen eine dunklere Farbe annimmt, während die der Neger, durch den Einfluß derselben Krankheiten, weiß, oder vielmehr gelb, wird. Es gibt jedoch eine Schwierigkeit in dieser Erklärung, welche

die Veranlaſſung zu groſſen Streitigkeiten zwiſchen den Gelehrten geweſen iſt. Man ſagt: wenn die Neger von einer urſprünglich weiſſen Race abſtammen, ſo müſſen mehrere Millionen Jahre vergangen ſein, bevor die fortdauernde Wirkung des Klima's die ſchwarze Farbe bei ihnen hat erblich machen können. Aber viele geologiſche Zeichen, unabhängig vom Zeugniſs der Offenbarung, beweiſen, daſs das Alter des menſchlichen Geſchlechts nicht ſo weit hinaufſteigen kann. Man nehme ſelbſt an, ſagen einige Philoſophen, daſs die Urſachen, welche die verſchiedenen Menſchenracen erzeugt, während vielen Jahrtauſenden gewirkt haben, oder man erkenne, daſs ſie erſt ſeit fünfzig oder ſechszig Jahrhunderten exiſtiren, ſo haben dieſe Racen immer einen verſchiedenen Urſprung. Wie wichtig auch dieſer Einwurf ſcheinen mag, ſo iſt es doch nicht ſchwer, ihm beweiſende Gründe und Thatſachen entgegenzuſtellen.

Der amerikaniſche Doktor Dwight führt in einem Werke, betitelt: „Reiſe in Neu-England", eine phyſiologiſche Umgeſtaltung an, die unter ſeinen Augen ſtattgefunden hat. Er verſichert, in Virginien einen Neger geſehen zu haben, deſſen Farbe, ohne irgend eine anſcheinende Urſache, immer bleicher geworden war. Das betreffende Individuum verſpürte kein Anzeichen von Krankheit, und ſeine Haut war ebenfalls vollkommen geſund. Nach ſeinem Bericht begann der Farbenwechſel zuerſt an den Nagelwurzeln, und dehnte ſich von da mit groſſer Schnelligkeit vorzüglich gegen die Stellen des Körpers aus, wo die Haut nicht der Luft ausgeſetzt war. Nach ungefähr vier Jahren war ſeine Bruſt, ſeine Arme, Beine und Lenden vollkommen weiſs geworden. Hände, Füſse und Geſicht waren mit ſehr häſslichen Flecken überdeckt. Dergleichen Flecken befanden ſich auch am Kopfe und überhaupt an allen Theilen des Körpers, die ſich nicht gebleicht hatten. Seine Haare waren nicht mehr ſchwarz und wolligt, ſie waren vielmehr blond und glatt geworden. Dieſer ehemalige Neger war von ſtarkem und kräftigem Körperbau. Er hatte ſeine frühere Lebensweiſe in nichts verändert und verſpürte keine beſondere Empfindung, ausgenommen, daſs bei ſeiner Entfärbung die Haut viel zarter wurde, als ſie je vorher geweſen war. Ein ziviliſirter Indianer bot ein anderes Beiſpiel dieſes Phänomens dar, und man hat das Beginnen desſelben ebenfalls bei drei Indianern bemerkt.

Doktor Dwight ſchlieſst aus dieſen und andern ähnlichen Thatſachen, daſs die Verſchiedenheit der Farbe unter den Menſchen nicht eine Verſchiedenheit des Urſprungs vorausſetzen läſst. Er bemerkt, daſs die Juden alle Farbenſchattirungen haben, von der weiſsen in Polen, Deutſchland und England, bis zu der ſchwarzen in Indoſtan, und daſs die Bewohner von Kolchis, die zu Herodots Zeiten ſchwarz waren, jetzt ſo weiſs als die Europäer ſind.

Die zahlreichen Verſchiedenheiten ſind ebenfalls der chemiſchen Wirkung der Elementarſubſtanzen zuzuſchreiben, aus denen der menſchliche Körper zuſammengeſetzt iſt.

Zwei Hauptgeſetze, die jedoch mehrere Ausnahmen erleiden, können uns die Verſchiedenheit des Wuchſes und der Farbe erklären. Hinſichtlich des Wuchſes bemerkt man, daſs er in demſelben Maaſse ſich vermindert, als die Bewohner der verſchiedenen Gegenden ſich dem Pole nähern, und daſs er ſich vergröſsert, je näher ſie dem Aequator ſind. Wir finden ebenfalls, daſs die Farbe der Haut, und vorzüglich die der Haare, heller iſt, je mehr man nach Norden vordringt, und daſs ſie immer dunkler wird, je mehr man der heiſsen Zone ſich nähert. Demungeachtet gibt es widerſprechende Thatſachen, die, hinſichtlich der Farbe der Haare, die Wirkung anderer Urſachen anzudeuten ſcheinen. Bei den ziviliſirten Nationen Europa's wird die Farbe der Haare immer heller, je näher man dem Norden kommt. Dies Geſetz beſteht unveränderlich. Aber bei den barbariſchen Nationen Aſiens, Afrika's und Amerika's findet man dieſelbe Farbe unter den verſchiedenſten Zonen. Während der braunhaarige Italiener und der blonde Skandinavier, obgleich derſelben Race angehörig, die Verſchiedenheit des Klima's beweiſen, haben die europäiſchen Lappländer und die aſiatiſchen Samojeden eben ſo ſchwarzes und ſtarres Haar, wie die Bewohner von Mogolien und China.

Die Verſchiedenheiten in der Geſtalt des Schädels ſcheinen von noch viel gröſserer Wichtigkeit zu ſein. Aber da die Nachforſchungen der Phrenologiſten bewieſen haben, daſs die äuſsere Bildung des Schädels von der Form des Gehirns abhängt, ſo iſt es ſchwer, vorauszuſehen, daſs eine ſo weiche und für alle Geſtaltungen empfängliche Subſtanz geeignet ſein könne, in irgend einem Fall einen entſcheidenden Karakter darzubieten, wonach man ohne Fehl eine Verſchiedenheit des Geſchlechts beſtimmen könne. Die Geſtalt des Schädels, ſagen die Metaphyſiker, hängt eben ſo ſehr, als die Geſichtsbildung, vom moraliſchen Karakter der Individuen ab; und obgleich es unmöglich iſt, jeder Leidenſchaft und jeder Fakultät ein beſonderes Organ im Gehirn anzuweiſen, ſo iſt es doch gewiſs, daſs Menſchen von auſſerordentlichen Talenten oder heftigen Leidenſchaften den Kopf mit mehr Höckern überdeckt haben, als Andere.

Es verdient bemerkt zu werden, daſs bei Völkern, bei denen die Individuen unter ſich die auffallendſte Aehnlichkeit haben, und die ſich am wenigſten mit andern Racen vermiſchen, die Schädel in einer und derſelben Form, die man faſt national nennen könnte,

gebildet zu sein scheinen. Betrachtet man den Kopf eines Hindu, so kennt man die der ganzen Nation. In Europa, im Gegentheil, wo eine so große Verschiedenheit der Karaktere und der Gesichtsbildungen herrscht, finden wir tausend verschiedene Schädelformen, und selbst solche, die sich am meisten von der entfernen, welche wir für die ursprünglich regelmäßige halten.

Unabhängig von dieser allgemeinen Ursache, zu welcher sich noch die Wirkungen der Nahrung und des Klima's gesellen, geschieht es sehr oft, daß die Form des Kopfs durch künstliche Mittel bestimmt wird. Hält man die Köpfe der Kinder mehrere Jahre lang fest eingeschlossen, so kann man den zarten Knochen eine eigene Form geben, die mit der Zeit national werden kann. Dieselbe Wirkung wird oft auch durch die Art und Weise hervorgebracht, auf welche man den Kindern bettet, oder selbst durch bloßen langanhaltenden Druck der Hand. Man sagt, daß sie vor mehrern Jahrhunderten den Hinterkopf ganz flach hatten, weil die Kinder in den Wiegen festgebunden und gezwungen waren, immer auf dem Rücken zu liegen. Die Belgier dagegen, die ihre Kinder immer auf die Seite legten, hatten sehr lange Köpfe. In Amerika haben die Wilden von Süd-Karolina bis nach Neu-Mexiko den Schädel eingedrückt, weil sie ihre Kinder auf eine Weise legen, daß die Spitze des Kopfs, auf einem mit Sand ausgefüllten Sacke ruhend, beinahe das ganze Gewicht des Körpers tragen muß.

Ein ehemals sehr gewöhnlicher Gebrauch, der auch jetzt noch hin und wieder sich erhält, bestand darin, dem Kopfe des Kindes eine volkseigenthümliche Form zu geben, indem man ihn entweder mit starken Banden umwand, oder ihn mit den Händen ausbildete. So barbarisch auch diese Gewohnheit scheinen mag, so besteht sie dennoch in einigen Theilen Deutschlands, der Niederlande, Frankreichs, Italiens, der Schweiz, bei den Bewohnern des Archipels und in der Türkei. Sie war fast allgemein bei den alten Bewohnern der Gestade des Pont-Euxin, wie sie es noch immer bei denen von Sumatra und andern Inseln Ostindiens, so wie bei den Schackten, den Georgiern, den Waklawen von Karolina, den Karaiben, den Peruvianern und den Negern der Antillen, ist. Im spanischen Amerika wurde sie durch ein besonderes Dekret verboten. Es bleibt jetzt nur noch zu bestimmen übrig, ob die durch künstliche Mittel zuwege gebrachte Form des Kopfs nach einer Reihe von Generationen endlich natürlich und erblich wird?

Die Jesuiten im neunzehnten Jahrhundert.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die beste Waffe gegen die Söhne Loyola's Verachtung gewesen wäre. Um diese neuen Erostraten, die so gierig auf jede Art von Ruhm sind, zu entmuthigen, hätte man scheinbar selbst von ihrem Dasein ununterrichtet bleiben sollen; nicht aber, als sie noch in der Wiege lagen, sie als Riesen betrachten und ihnen die Löwenhaut zuwerfen, deren sie sich seitdem so geschickt zu bedienen gewußt haben. Einige junge Priester, welche in etwa hundert Seminarien in der lateinischen Sprache Unterricht ertheilten, wurden plötzlich an das Steuerruder des Staats und in die Kabinete der Minister versetzt. Man nannte sie schlechtweg Jesuiten. Dieser Name hallte in Polen wieder, wo sich der General Thaddäus Borzozowsky befand, der sich bis dahin immer geweigert hatte, in den Glaubensvätern (Pères de la foi) wirkliche Schüler zu erkennen, weil sie, nach ihm, die Regeln des heil. Ignaz, zu streng auslegten. Seine Scrupel darüber sind nun gehoben. Er erklärt sich für das Oberhaupt des neuen Bundes, ernennt die Vorsteher, bildet die Noviziate, und verwirklicht alle Phantome unserer Einbildungskraft. Die zu zahlreiche Klasse jener Menschen, die, sobald es darum zu thun ist, sich zu verkaufen, eben nicht lange über den Preis feilscht, hat längst durch die Zeitungen vernommen, daß man mit Hilfe der Jesuiten Alles erlangen könne, weshalb sie sich beeilt, ihre Kinder unter eine so mächtige Aegide zu stellen.

Um es in seinem wahren Lichte zu sehen, dürfen wir nur seine eigenen Lebensregeln, oder wenn man will, seine Konstitution beachten.

Erster Artikel.

Restauration der Jesuiten in Frankreich. Plan und Geist der Gesellschaft.

Jedermann weiß, daß die Jesuiten, durch das Edikt von 1764 verbannt, sich größtentheils in die Staaten Katharina's II flüchteten, wo sie ihre Brüder aus Spanien und Portugal fanden, die ebenfalls aus diesen beiden Königreichen vertrieben worden waren. Beim Beginn des französischen Kaiserreichs bildete ein alter Schüler Loyola's den Entwurf, seinen Orden in Frankreich wieder herzustellen, weshalb er sich mit mehrern nach Deutschland emigrirten Priestern verband. Die Mitglieder dieser Verbrüderung legten sich

den Namen der Glaubensväter bei, und schlichen sich unmerklich in verschiedenen Provinzen ein. Ein gewisser von Sionat, der sich Seimpson nennen ließ, kam aus England, wo er als Professor der Beredsamkeit angestellt war, zu ihnen herüber. Clouvière, der acht Bände Erläuterungen über die Apokalypse geschrieben, war ihr erster Provinzial in Frankreich. Von Varen, Coulon und Rosavew unterstützt, stiftete er einige kleine Seminarien zu Montdidier, Roanne und Argentière.

Die Intriguen Seimpsons unterrichteten die Regierung bald, daß die sogenannten Glaubensväter nichts mehr und nichts weniger als Nachkommen Escobars seien. Der Befehl wurde ihnen ertheilt, ihre Erziehungswinkelschulen zu verschliessen und das Land zu verlassen. Diesem Befehl ungeachtet fanden sie die Mittel, sich in Frankreich zu verbergen, und selbst die Veteranen von 1764 zu sich zu berufen, die in Polen und Rußland nach ihrer Rückkehr ins gelobte Land seufzten. Unter Bewilligung des Bischofs von Amiens, von Bombelle, bildeten die Trümmer von Montdidier eine neue Niederlassung zu St. Acheul.

Zur Zeit der ersten Restauration erhoben sie ihre Fahnen und begaben sich als Sieger nach Bordeaux, Sainte-Anne, Forcalquier und Montmorion. Die Konstitution Pius VII, die sie nicht erwartet hatten, um ihren Willen zu vollstrecken, erfüllte 1814 alle ihre Wünsche und vernichtete die Bulle Ganganelli's.

Indessen hatte 1816 der Kaiser Alexander, durch das unruhige Wesen der Jesuiten bewogen, welche die gastfreundliche Aufnahme, die ihnen in Rußland geworden, durch heimliche Aufwiegelung und offenen Proselytismus vergolten, dieselben aus seinen Staaten verbannt. Die ganze Horde strömte nun nach Frankreich, und diente dazu, die entstehende Gesellschaft nicht unwürdig zu verstärken. Ein neues Kollegium wurde 1823 zu Dole, und ein zweites Noviziat 1824 zu Avignon gegründet. Die Jesuiten haben ausserdem zwei Professhäuser, das eine zu Paris, das andere zu Vitry, nebst einem Missionshause zu Laval, im Departement der Ille und Vilaine.

Die Gesellschaft hat sich von ihrem Ursprunge an so gezeigt, wie sie jetzt noch ist, nämlich überall gehaßt, überall verfolgt, und demungeachtet überall Wurzel schlagend, überall, den Stürmen zum Troh, sich schnell erhebend, manchmal unter dem Ungewitter sich beugend; aber immer stolz, bei dem geringsten Anscheine von Ruhe wieder aufstrebend.

Man hat den heiligen Ignatius oft belobt, daß er seinen Orden auf alle geistliche Würden Verzicht leisten lassen; aber man hat nicht bemerkt, daß eben dadurch jener Geist hervorgerufen worden ist, der die ganze Stärke der Gesellschaft bildet. Dadurch, daß jedes Mitglied der Hoffnung entsagen muß, eine persönliche Belohnung seiner Arbeiten zu erhalten, wird der Ehrgeiz auf das große Ganze gerichtet, dessen Schimpf oder Ruhm auf jeden Einzelnen zurückschimmert. Die Jesuiten hassen sich fast alle im Innern ihrer Mönchfamilie: aber im Aussenleben ist ihre Vereinigung die innigste und folglich die stärkste, die man sich denken kann. Man greife den Letzten unter ihnen an, eben denjenigen, der im Geheimniß des Klosters der Gegenstand ihres Spottes und ihrer Verachtung ist, und man hat es mit der ganzen Gesellschaft zu schaffen. Wie soll man diesen anscheinenden Widerspruch sich erklären? Nichts leichter als das. Bei ihnen werden die Verdienste unterschieden; aber vor den Augen der Profanen bilden sie nur ein Ganzes.

Um zu ihren Zwecken zu gelangen, genügte es Ignaz und seinen Mitarbeitern nicht, eine feste und ungeheure Maschine erbaut zu haben, man mußte noch die verschiedenen Glieder derselben so genau berechnen, daß sie mit Leichtigkeit in einander fugten, den allgemeinen Druck auf die jedem einzelnen Theile eigene Elastizität vermehrten, und die ganze Maschine durch die geringste Berührung in Bewegung gesetzt werden konnte.

Wer die Jesuiten nur durch den Einfluß, den sie ausüben, kennt, schreibt ihnen gewöhnlich eine Ueberlegenheit des Genies und des Unterrichts zu, die ihr Eigenthum gewesen ist. Die ersten Väter des sechszehnten, so wie die des neunzehnten Jahrhunderts, waren in den Wissenschaften und in der Literatur nur sehr mittelmäßig bewandert. Zur Zeit ihres größten Flors hat die Gesellschaft nur sehr wenige Männer von wahrem Verdienst erzeugt, und weit entfernt, sie an die Spitze ihrer Regierung zu stellen, hat sie sie nur dazu benutzt, Distichen zu skandiren und lateinische Hymnen zu dichten.

Um eine genaue Idee von der Macht der Jesuiten zu erhalten, muß man die Elemente kennen, die zur Bildung der Gesellschaft das Ihrige beitragen. Wenn Jemand aufgenommen zu werden wünscht, und seiner Zulassung sich nichts entgegenstellt, so muß er sich einem zweijährigen Noviziat unterwerfen. St. Ignatius schreibt vor: „daß die Aufzunehmenden von schönem Körperbau, gutem Geiste, fester Gesundheit, sittsamem Aeussern seien, und man ausserdem noch auf den Adel der Geburt und die Glücksumstände Rücksicht zu nehmen habe.“ Der Stifter schließt von der Aufnahme alle diejenigen aus, welche ein Mönchs- oder Einsiedlerkleid, sei es auch nur einen Tag lang, getragen, und er verlangt ausdrücklich, daß, bevor man einen Novizen in den Orden aufnehme, man ihn auf das Strengste ausforsche, um zu wissen, ob er geneigt sei, seine Obern von den Fehlern Anderer zu unter-

richten. Jeder Novize befindet sich unter der beständigen Aufsicht eines Jesuiten, der seinen Karakter, seine Neigungen und seine Anlagen zu studieren hat, worüber er besondere Rechenschaft ablegen muß, die dem General des Ordens eingesendet wird.

Da die Gesellschaft die ganze Erde mit ihren Planen umstrickt, so kann sie selbst die mittelmäßigsten Menschen benutzen. Der Frömmler wird den Weltmenschen zum Muster aufgestellt; der Schöngeist ist das Mithridat der Albernheiten des Erstern; der Gelehrte unterrichtet einen Kaiser von China in der Astronomie, während andere Jesuiten mit den Unterthanen desselben Handelschaft treiben, und der Rechner leitet die Finanzen, diesen ersten Zweig jeder Regierung; der Jüngling mit glücklicher Gesichtsbildung und süßlicher Sprache wird der Beichtvater und Direktor angesehener Frauen, der Habhafte und Heftige, mit lautschreiender Stimme und Garnisonmanieren, ist zum Missionär berufen.

Die Gesellschaft theilt sich in vier Klassen: die der geprüften Schüler, die der geistlichen Coadjutoren, die der Professen und die der einfachen Brüder oder weltlichen Coadjutoren.

Die geprüften Schüler sind durch die drei Gelübde, die sie einfach nennen, d. h. von denen die Gesellschaft Dispens ertheilen kann, gebunden. Man bemerkt, daß in diesem Zustande die Verpflichtungen nicht gegenseitig sind. Der Schüler kann sich nicht durch sich selbst von der Gesellschaft frei erklären; aber die Gesellschaft kann den Schüler ausstoßen, sobald es ihr gefällt.

Die geistlichen Coadjutoren legen die drei feierlichen Gelübde ab, und die Professen ausserdem noch das des blinden Gehorsams gegen das Oberhaupt der Kirche. Zu dieser Klasse werden nur diejenigen Individuen zugelassen, in denen die Gesellschaft die bis auf den höchsten Punkt der Vollkommenheit gesteigerten jesuitischen Tugenden erkannt hat, und das erst nach einem zweiten einjährigen Noviziat, während dem sie in alle Geheimnisse des Ordens eingeweiht werden.

Die weltlichen Coadjutoren sind größtentheils ganz gute Leute, welche die Patres als eben so viele Gottheiten betrachten. Die werden zu den niedrigsten Arbeiten gebraucht und von ihren Herren mit vielem Hochmuth behandelt. Ihre geringsten Verfehen gegen den unbedingtesten Gehorsam werden mit der äussersten Strenge bestraft. Sie werden zu Wasser und Brod verurtheilt, während der Mahlzeit müssen sie auf den Knien liegen, und oft werden sie blutig gegeißelt.

Die Gesellschaft wird durch einen beständigen und unbeschränkten General regiert. Er ernennt die Provinzialen, die Vorsteher der Profeßhäuser, die Rektoren der Kollegien und der Noviziate. Er wird in seinen Amtsverrichtungen durch vier oder fünf Beisitzer unterstützt, die sein Ministerium bilden. Sie tragen den Namen der von ihnen repräsentirten Reiche, z. B. Beisitzer von Oesterreich, von Italien, von Frankreich, von Spanien, von Portugal. In den Händen dieser Beisitzer befindet sich die eigentliche Gewalt. Der General, wie mehrere andere Monarchen, hat nur den Titel und die Ehre. Die Beisitzer müssen sein Benehmen beobachten, und wenn es ihnen verwerflich scheint, ihm darüber Vorstellungen machen. Sie haben selbst das Recht, ihn abzusetzen, nachdem sie vorher durch Briefe die Stimmen der Provinzialen eingesammelt. Sie bestimmen die besondern Audienzen, und manchmal ohne den General davon zu unterrichten, oder selbst gegen seinen Willen, können sie eine allgemeine Kongregation zusammenberufen.

Die Provinzialen sind jenen Römern ähnlich, die unter dem Namen der Prokonsuln despotisch ganze Reiche beherrschten. Sie besuchen häufig die verschiedenen Anstalten der Gesellschaft; aber ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist in der Nähe der Höfe *). Aber eben so sehr, als die Vorsteher der Anstalten der Jesuiten dem Provinzial unterworfen sind, eben so sehr ist er selbst vom römischen Ministerium abhängig.

Rektoren sind diejenigen, die sich an der Spitze eines Kollegiums oder eines Noviziats befinden. Wie der General, hat jeder Rektor seinen besondern Rath, der aus den Professen besteht, die ihn bewachen und nach Gutdünken absetzen können. Der einzige Unterschied, der hierin zwischen dem General und dem Rektor statt findet, besteht darin, daß der letztere seinen Rath nicht kennt, dessen Mitglieder oft in den untersten Klassen der Gesellschaft verborgen sind. Der Rektor wird in seinen Amtsverrichtungen durch einen Minister, einen Prokurator und einen geistlichen Pater unterstützt. Der Pater Minister hat die Oberaufsicht der Küche und alles Materiellen; der Pater Prokurator steht dem Zahlamte vor; der geistliche Pater verwaltet die Konfessionen. Die Rektoren müssen regelmäßig jede Woche an den Provinzial, und wenigstens jeden Monat einmal an den General schreiben.

Die Jesuiten haben keine eigentlich bestimmte Tracht. St. Ignazius erlaubte ihnen das Gewand anzulegen, welches dem Interesse der Gesellschaft am entsprechendsten sein dürfte. Sie können selbst nach Ablegung ihres Gelübdes und nach ihrer Aufnahme in die Gesellschaft ihre Titel, Würden und Güter beibehalten, wenn sie nur im Geheimen aufs Genaueste die Vorschriften des Ordens befolgen, und in Allem

*) So hat der gegenwärtige Provinzial von Frankreich, Godinet, sein Bureau zu Paris, Rue de Sevres, No. 35.

unbedingt den Befehlen gehorchen, die sie schriftlich von ihren Vorgesetzten erhalten. So ließ Ignaz einst Franz Borgia heimlich die drei großen Gelübde ablegen und befahl ihm, sein Herzogthum zu behalten.

Die Jesuiten, von allen übrigen Menschen durch ihren Stand getrennt, ohne Vaterland, weil sie darauf Verzicht leisten müssen, unabhängig von allen Fürsten und Königen, weil sie nur die alleinige Obergewalt ihres Generals anerkennen, betrachten sich als vollkommen frei von allen Pflichten des Bürgers und Unterthans.

Erinnerungen vom persischen Meerbusen.

(Beschluß.)

Von da wurde ich in das Haus geführt, welches der Minister selbst bewohnte, und wo ich die Europäer von unserer Gesellschaft fand. Man lud mich ein, auch hier eine der Frauen zu besuchen. Ich fürchtete mich vor einem dritten Frühstück; aber glücklicherweise ließ man es bei einem Thee bewenden. Ein persisches Sprichwort sagt: daß ein Mann, um glücklich zu sein, Wein von Schiras, Brod von Yenduas und eine Frau von Yezit haben müsse. Die Dame, welche ich besuchte, war von Yezit, und bewohnte Maseate erst seit drei Monaten. Sie beschwerte sich sehr über das Klima, und schien mit ihrer Lage überhaupt nicht besonders zufrieden zu sein. Sie hatte ein schönes, jüdisches Gesicht, eine hellbraune Gesichtsfarbe und die schönsten Augen, die ich je gesehen habe. Sie waren nicht, wie gewöhnlich, gemalt, und vielleicht eben deswegen um so ausdrucksvoller.

Erst nachdem ich nähere Bekanntschaft mit den arabischen Frauen gemacht, gelang es mir, sie zu bewegen, ihr Gesicht sehen zu lassen. Indessen wollten sie nicht selbst ihre Larven abnehmen; doch duldeten sie, daß ihre Sklavinnen die Bänder am Hinterkopf aufzogen. Kaum war dies geschehen, so bedeckten sie sich das Gesicht mit beiden Händen, und einige warfen sich sogar zu Boden. Bei allem dem war ihre Schönheit so groß nicht, daß sie deshalb so viele Umstände hätten machen dürfen. Die Gesichtsfarbe war sehr bleich, die Nase lang, die Haare platt auf der Stirn anliegend, gerade und sehr kurz nach beiden Seiten geschnitten.

Wir haben die Wechabiten nur im Vorübergehen und nach ihrer Niederlage gesehen, weshalb es uns unmöglich gewesen ist, die natürlichen Neigungen dieses Volkes genauer kennen zu lernen. Es ist ein in einem Käfig eingeschlossener Löwe. Wenn man ihre guten Eigenschaften näher beachtet, so ist es schwer, sie genug zu rühmen; aber man muß nicht vergessen, daß sie roh, wild und abergläubig sind. Zu ihren Untugenden gehört auch die Unsauberkeit, obgleich Niebuhr behauptet, daß die Araber sehr reinlich sind, weil sie sich sehr oft waschen. Mit größerer Aufmerksamkeit würde er leicht bemerkt haben, daß sie nur die Worte und nicht den Sinn des Gesetzes befolgen. Dagegen sind die höhern Klassen zu Maseate ziemlich reinlich.

Die Wechabiten sind klein, dünn und trockenen Temperaments. Ihre Gesichtsfarbe ist olivenartig und ihre Gesichtszüge sind entfleischt, roh und stark gezeichnet. Man möchte sie im ersten Augenblicke für alte, abgelebte Weiber, mit einem an einem Stricke hangenden Messer über der Schürze, halten. Uebrigens muß man nicht die verschiedenen Racen verwechseln. Die Bevölkerung der Seeräuberstädte besteht größtentheils aus Arabern, die zum Stamme Woasmi und einigen andern gehören. Ihre Religion ist die der Wechabiten, das heißt, sie sind Anhänger der Lehre Abdul-Wechabs, der zuerst, vor ungefähr achtzig Jahren, zu Deria zu predigen begann.

Das innere Leben der Beduinen hat etwas Ausserordentliches, und ihre Gesichtsbildung ist von der der übrigen Araber ganz verschieden. Einige sind sehr schön, und eine große Zartheit scheint der eigentliche Karakter ihrer Züge zu sein. Ihr Wuchs ist mittelmäßig und ihre Gestalt zierlich. Sie binden einen schmalen ledernen Riemen um ihren Kopf, von welchem ihre Haare in großen Locken auf die Schultern herabfallen. Die Sitten der Beduinen sind wohlwollend und sanft, und von der Rohheit und männlichen Kühnheit der übrigen Araber verschieden. Statt der Tunika tragen sie ein dicht anschliessendes Gewand, das beinahe bis zum Knie reicht. Sie schwärzen sich die Augen und reiben den ganzen Körper mit Oel ein, in welchem sie zuvor ein schwarzes Pulver aufgelöset haben. Man nennt sie Fahta-Suf, d. h. unter der Wolle, weil ihre Gezelte davon gemacht sind. Die übrigen nennen sich Ul-beit, Häuserbewohner.

Der Anblick der persischen Küste ist eben so zurückstoßend, als der des arabischen Gestades. Auf der persischen Seite allein ist die Form der Gebirge abwechselnder und malerischer. Der schmale, sandige Landstrich zwischen den Bergen und dem Meere, von den Arabern Dehama genannt, ist auf beiden Seiten des Meerbusens gleich öde und glühend. Jenseits des Gebirges findet man ein anderes Land und ein anderes Klima. Ich habe nur einmal einen flüchtigen Blick hineinwerfen können; aber was ich sah, übertraf alle meine Erwartungen. Ich erblickte von der Höhe ein mit Hütten und großen Bäumen überdecktes Thal. Dieser Anblick erfreute mich um so mehr, da ich ihn seit länger als einem Jahre entbehrt hatte.

Bolivar und seine vorzüglichsten Gefährten.

Die columbischen Generale, welche im Unabhängigkeitskriege am meisten sich ausgezeichnet haben, sind Bolivar, Santander, Sucre, Urdanete, Bermudez, Paez, Montilla und Padilla.

Bolivar ist ungefähr 42 Jahre alt. Er war in seiner Jugend vielleicht der reichste Eigenthümer in Amerika; aber statt sein Vermögen durch die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu vermehren, hat er vielmehr einen großen Theil desselben zum Besten seines Landes verwendet. Seine Uneigennützigkeit ist ausserordentlich, und er hat einer großen Zahl von Wittwen und Waisen der auf dem Schlachtfelde Gefallenen lebenslänglichen Unterhalt aus seinem eigenen Vermögen zugesichert.

Seine erste Erziehung wurde sehr vernachlässigt, wie dies in einer spanischen Kolonie nicht anders sein konnte; aber während eines ziemlich langen Aufenthalts in Europa, und vorzüglich zu Paris, und ungeachtet er sich dort allen Vergnügungen überließ, zu denen ihm sein großes Vermögen die Mittel darbot, gewann er dennoch Geschmack am Studium. Er ist nicht ohne Beredsamkeit, und er spricht und schreibt mit Wärme, obgleich man in seinen Reden, Briefen, Proklamationen und Armeeberichten umsonst jene gedrängte Energie, jene Begeisterung, mit einem Worte, jene Erhabenheit der Sprache sucht, durch welche Bonaparte sein Genie beurkundete.

Man kann ihn mit Sertorius vergleichen, der, obschon mit minderm Glück, ebenfalls eine Republik begründete. Die Resultate der Triumphe Bolivars werden ohne Zweifel dauerhafter sein; aber man kann nicht umhin, zu erkennen, daß er sie eben so sehr der Schwäche der Spanier, als seinen militärischen Talenten verdankte. Sehr viel trug zu seinen Siegen die Schnelligkeit seiner Märsche bei, und die Ausdehnung der Landstrecken, über die er hingeflogen zu sein schien, um den Feind unvermuthet zu überfallen. Danach zu schliessen, ist seine Art Krieg zu führen vielmehr die eines geschickten Parteigängers, als eines großen Generals. Seine Armee besteht zum Theil aus den Hirten der Ebene von Bogota. Viele davon sind Mulatten, weshalb er die farbigen Menschen sehr schonend behandelt. Er ist in allen seinen Feldzügen nie verwundet worden. Seine Neider haben diesen Umstand benutzt, um zu behaupten, daß es ihm an persönlichem Muth gebreche; aber diese Beschuldigung ist eben so ungerecht als sinnlos, da man ihn beständig an der Spitze seiner Soldaten gesehen hat. Seine Verwandten sind weniger glücklich gewesen, als er: alle, mit Ausnahme eines alten Oheims, der in Spanien wohnt, sind auf dem Bette der Ehre gestorben.

Die Anstalten, die er in Columbia gestiftet hat, sind eine Nachahmung jener der vereinigten Staaten von Nordamerika, mit der Abänderung, daß er für nöthig erachtet hat, den örtlichen Regierungen einen engern und der Zentralregierung einen größern Wirkungskreis vorzuzeichnen. Die von ihm eingeführte Regierungsform wird übrigens jetzt durch die Insurrektion des Generals Paez sehr bedroht. Nichts würde Bolivar leichter gewesen sein, als einen Thron in Südamerika zu erheben und denselben zu besteigen. Er hätte sich durch Napoleons Beispiel verleiten lassen können; aber er hat es vorgezogen, Washington nachzuahmen, und der schöne Titel „Libertador", den sein Vaterland ihm ertheilt, hat seinen Ehrgeiz befriedigt. Man hat ihn nie auf irgend eine Weise der Tirannei beschuldigen können. Er hat zwar mehrere Unzufriedene und Ruhestörer verbannt, und ihre Güter mit Beschlag belegt, aber er hat alsdann immer nur der äussersten Nothwendigkeit gehorcht. Man versichert, daß er den festen Entschluß gefaßt habe, sobald er einer dauerhaften Ruhe in seinem Vaterlande versichert sein könne, dasselbe zu verlassen, und, nach dem Beispiel einiger der erlauchtesten Gründer von Republiken im Alterthum, als Privatmann in der Fremde zu leben, weshalb er bereits ein beträchtliches Landgut in der Provence gekauft hat.

Der General Santander kam sehr jung zur Armee. Während die Spanier noch Meister von Santa-Fe waren, begab er sich in die Ebene von Meta, und erhob 3000 Mann, die er Bolivar zuführte, der mit Hilfe dieser Verstärkung die Schlacht von Bayac gewann. Seit diesem Augenblicke verließ er den Befreier nicht mehr, und war ihm blindlings ergeben. Aus Dankbarkeit ließ ihn Bolivar zum Präsidenten der Republik ernennen, auf welchem Posten er bereits viele Beweise von Talent, Uneigennützigkeit und Patriotismus gegeben hat.

Sucre ist kaum 30 Jahre alt, und ebenfalls ein Zögling Bolivars. Durch das Gefecht von Pitabincha erwarb er sich den Oberbefehl von Quito. Er schlug Valdez und Canterac und befreite durch seinen Sieg Amerika von der letzten spanischen Armee, die sich bis dahin erhalten hatte. Nach diesem glänzenden Erfolge wurde er zur Würde eines Groß-Marschalls von Ayacucho erhoben.

Urdanete stammt von einer guten Familie von Santa-Fe ab. Er ist talentvoll, aber von übler Gesundheit, weshalb er auf sein Amt, als Präsident des Senats, Verzicht geleistet hat. — Von Bermudez läßt sich eben so wenig sagen. Er ist ungefähr 50

Jahre alt und von Cumana gebürtig. Er hat einen sehr thätigen Antheil am Kriege, von seinem Beginn an, genommen. Indessen kann man ihn, hinsichtlich seiner Talente, mit den Vorgenannten nicht auf dieselbe Linie stellen.

Derjenige von allen columbischen Generalen, welcher der spanischen Herrschaft in der neuen Welt die härtesten Stöße beigebracht, ist der Mulatte Paez, eine Art arabischer Scheik. An der Spitze einiger Tausend halbwilder Lanzenträger hat er oft die am besten eingeübten und disciplinirten Schwadronen und vorzüglich die Husaren Ferdinands VII. in die Flucht geschlagen. Er hätte leicht an den Ufern des Oronoko dieselbe Rolle spielen können, die Artigas an denen des la Plata unternahm; aber er ist bis in die neueste Zeit Bolivar getreu geblieben, der ihn durch seine geschickte Politik sich geneigt zu machen gewußt hatte. Paez hat einen sehr gewandten Geist, und obgleich er der Ruhe und den Vergnügungen nicht abhold ist, so theilt er doch, sobald er sich an der Spitze seiner Truppen befindet, alle ihre Mühseligkeiten und Entbehrungen. Er ist ein sehr geschickter Reiter, bedient sich der Lanze auf eine bewunderungswürdige Weise und greift den Feind immer mit unwiderstehlicher Gewalt an. Seine Gewalt über seine Soldaten ist unbegrenzt, und sie unterwerfen sich sklavisch allem, was er von ihnen verlangt. Er hat sich ein bedeutendes Vermögen erworben, und Spanien hat durch sein unpolitisches Betragen einen Mann verloren, der seitdem sein furchtbarstes Schrecken geworden ist. Es ist nicht leicht vorauszusehen, welches der Zweck und das Ende seines Aufstandes gegen die Regierung von Columbia sein werde, bei alle dem aber würde der Hof von Madrid sehr sich täuschen, wenn er auf diesen Umstand irgend eine Hoffnung begründen wollte, je wieder auf dem amerikanischen Kontinent festen Fuß fassen zu können.

Montilla ist in der Ebene ein würdiger Nebenbuhler Paez. Er diente früher in der Leibgarde Karls IV., aber er berechnete sehr bald, daß die Revolution ihm die Mittel darbieten könne, seine Vermögensumstände schneller als im spanischen Dienste verbessern zu können. Die Regierung von Columbia bemerkte längst seinen großen Einfluß mit Mißbehagen, und besorgte, daß der Adel von Caraccas ihn nicht zum Oberhaupt erwähle, um ihn Bolivar entgegenzustellen. Er spricht mit Leichtigkeit und Annehmlichkeit. Man behauptet, daß er versteckt und hinterlistig sei, und sein zweideutiges Betragen hat oft vermuthen lassen, daß er den Mantel nach dem Wind trage. Er hat sich ausserdem über Bolivar zu beklagen, weil dieser letztere ihn 1811 wollte erschiessen lassen, nachdem er ihn 24 Stunden lang in einem eisernen Käfich öffentlich ausgestellt hatte.

Der Mulatte Padilla ist unstreitig einer von Denen, welcher der Sache der Unabhängigkeit die größten Dienste geleistet. Vom Steuermann schwang er sich, während der Revolution, bis zum Befehlshaber einer kleinen Flotte empor, und trug mehr als alle Uebrigen zur Einnahme von Carthagena bei. Er war ebenfalls bei der Eroberung von Maracaibo gegenwärtig, wurde einige Zeit lang dem Hasse der Partheі Montillas aufgeopfert; aber erwarb bald die vorige Popularität wieder, die er durch die Verleumdungen seiner Feinde verloren. Die ihm zu Theil gewordene Gerechtigkeit erregte in hohem Grade den Enthusiasmus aller farbigen Bewohner, denn die Rivalität der Farben allein hatte die Feindschaft zwischen den Partheien Padillas und Montillas angefacht.

Der große Einfluß und der energische Wille Bolivars allein sind bisher im Stande gewesen, die entgegengesetzten Leidenschaften dieser Menschen im Zaum zu halten. Entfernte er sich, so würde bald Alles in hellen Flammen stehen, und stürbe er, so ist es wahrscheinlich, daß sie sich gegenseitig bekämpfen würden. Es ist sehr wahrscheinlich, falls solche Begebenheit statt finden sollte, daß Columbia, wie das Reich Alexanders, getheilt werden dürfte. Paez mit seinen Negern würde sich ohne Zweifel der Ebenen, Montilla der Stadt Carracas, Padilla der Küsten, und Sucre der Provinz Quito bemächtigen.

Man würde eine ganz falsche Idee von den columbischen Feldherren haben, wenn man glauben wollte, sie seien von demselben Bestreben, wie die Generale der französischen Republik beseelt. Die französische Revolution fand zugleich gegen die politischen und religiösen Institutionen der alten Monarchie statt, die von Südamerika hingegen ist nur reinpolitischer Natur gewesen, und mehrere der Oberhäupter sind eben so devot, als die Spanier. Die nachfolgende Anekdote kann sie, in dieser Hinsicht, am besten karakterisiren.

Man weiß, daß ursprünglich die spanischen und columbianischen Truppen sich keinen Pardon gaben. Am Ende eines Gefechts begann auf beiden Seiten eine Metzelei, die noch viel fürchterlicher als die auf dem Schlachtfelde war, weil sie mit kaltem Blute statt fand. Um die Barbarei noch zu vermehren, versagte man den Gefangenen die Beichte, um ihnen dadurch, daß man ihnen ohne dieselbe das Leben nahm, auch zugleich ihr Heil nach demselben zu rauben. Die Spanier hatten zuerst dies Beispiel dieser wahrhaft teuflischen Grausamkeit gegeben, und Bolivar hatte nur mit Widerwillen zu ähnlichen Maaßregeln sich entschlossen. Eines Tages verlangte ein spanischer Offizier, der so eben erschossen werden sollte, noch

mit einem columbiſchen General zu ſprechen. Er erzählte ihm, daß er ſich vor längerer Zeit in dem Fall befunden habe, ſeiner Frau einen wichtigen Dienſt zu leiſten. Der General ſchien ihn mit vieler Theilnahme anzuhören, und man glaubte, daß er ihm das Leben erhalten werde. Nach langem Nachdenken rief er plötzlich: „Man gebe ihm einen Beichtvater!“ In jedem andern Land würde man dieſen Ausruf als einen kalten und grauſamen Spott betrachtet haben, aber der columbiſche General hatte die feſte Ueberzeugung, daß er einem Manne, dem er im Namen ſeiner Frau ſehr verpflichtet war, nichts Menſchlicheres und Edelmüthigeres erweiſen könne, als wenn er ihm einen Beichtvater zugeſtehe, und ihn nach abgelegter Beichte erſt erſchieſſen laſſe.

Tagebuch eines engliſchen Kriegsgefangenen, u. ſ. w.

(Fortſetzung.)

Die ſechs erſten Wochen der Reſtauration.

Inzwiſchen kamen die franzöſiſchen Offiziere und Soldaten in großer Menge nach Paris. Sie beſchimpften die alliirten Soldaten, weshalb der General Sacken allen Offizieren der verbündeten Armee, die nicht wegen Dienſtgeſchäften ſich in Paris befanden, den Befehl ertheilte, zu ihren Korps zurückzukehren. Die franzöſiſche Regierung nahm ihrerſeits dieſelben Maßregeln, und die Nationalgarden erhielten Befehl, alle Ruheſtörer zu verhaften; aber demungeachtet unterlieſſen die Franzoſen ihre Neckereien nicht, und riſſen nach wie vor die grünen Zweige von den Tſchako's der Soldaten der Alliirten ab. Von Tag zu Tag wurden die Zänkereien häufiger, und ſelbſt die Bürger miſchten ſich endlich drein. Am 29. April fand ein ordentliches Gefecht im Garten des Palais royal ſtatt. Es gab mehrere Verwundete von beiden Seiten. Demzufolge wurde vom erſten Mai an der Garten von dreißig ruſſiſchen Soldaten und dreißig Nationalgardiſten bewacht. Bei der Revue, die Ludwig XVIII am 4. Mai im Hofe der Tuilerien hielt, war die Zahl der franzöſiſchen Soldaten in der Hauptſtadt noch bei weitem größer, ſo wie ihre Angriffe frecher. Sie trieben es ſo weit, die Medaillen von Moskau, welche die Ruſſen auf ihrer Bruſt trugen, abzureiſſen.

Am 18. Morgens unterhielt ich mich mit der Kaiſerin Joſephine in der Gemäldegallerie zu Malmaiſon. Als ich das letztemal die Ehre hatte, mit ihr zu ſprechen, hatte ſie einigen Unwillen gegen Napoleon gezeigt. „Er läßt mich ohne Geld,“ ſagte ſie, „meine ganze Penſion iſt im Rückſtand.“ Jetzt ſchien jedoch ihre alte Zuneigung zu ihm wieder zurückgekehrt zu ſein, und ſie äuſſerte viele Theilnahme an ſeinem Unglück. Sie fand ſich durch einen Artikel des Journal des Débats beleidigt, in welchem es hieß: „Die Mutter des Prinzen Eugen iſt wieder in Malmaiſon angekommen.“ „Was ſoll das bedeuten?“ ſagte ſie: „Ich habe einen Namen; ich habe den Thron beſtiegen und bin gekrönt worden.“ Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, ſo wurde ihr der Kaiſer Alexander gemeldet, und ſie empfing ihn in der Gallerie mit der ihr eigenthümlichen Grazie. Sie bezeugte ihm auf die rührendſte Weiſe, wie ſehr ſie von ſeinem Beſuche ſich geſchmeichelt fühle. Er entgegnete, daß es ihn glücklich mache, ihr ſeine Huldigung darbringen zu können, weil er, ſeitdem er Frankreich betreten, ihren Namen in Hütten und Schlöſſern habe ſegnen hören. Ich zog mich in einen andern Theil der Gallerie zurück und konnte ihre Unterhaltung nicht mehr hören. Es ſchien mir, daß ſie ſehr ernſthaft wurde. Einige Minuten nachher begaben ſie ſich in den Garten. Bald darauf kam die Königin Hortenſia in aller Eile von Paris an. Ich ſah beide, Mutter und Tochter, von den Armen des Kaiſers geführt, lange Zeit im Garten umherſpazieren. Er ſpeiſete bei Joſephinen am 22. April und 10. Mai.

Am 24. Mai empfand ſie ſtechende Schmerzen in der Bruſt. Der König von Preuſſen ſpeiſete an demſelben Tage zu Malmaiſon, und bat ſie mehrmals, in ihrem Zimmer zu bleiben. Aber ſie war dazu nicht zu bewegen, und verließ die Geſellſchaft erſt ſehr ſpät. Am 26. beſuchte ſie der Kaiſer von Rußland, fand ſie ſehr übel und ſchickte ihr ſeinen Arzt. Am 27. ſetzte man ihr Schröpfköpfe an; aber es war zu ſpät. In der Nacht vom 28. zum 29. fiel ſie in einen lethargiſchen Schlaf, der fünf Stunden dauerte. Am 29. um 10 Uhr Morgens ſagte ſie zu Bourdois, ihrem Arzte: „Meine Tochter iſt devot und wünſcht, daß ich einen Prieſter kommen laſſe. Mir iſt es gleichgültig, und ich willige ein.“ Mittags hatte ſie zu leben aufgehört. Am 2. Juni wurde ſie mit großem Prunk in der Kirche von Ruelle begraben. Ihre beiden Enkel gingen voran. Die Generale Sacken und Czerniſchew, der Graf von Neſſelrode, einige andere Fremde, mehrere Generale und Marſchälle der franzöſiſchen Armee und alle diejenigen, die ſich in ihrem Dienſte befunden hatten, folgten ihnen.

Am 21. kam der Herzog von Berry in Paris an. An demſelben Tage hatten der Kaiſer von Rußland und der König von Preuſſen einer öffentlichen Sitzung des Inſtituts beigewohnt. Am 22. Mai traf Ludwig XVIII im Schloſſe von Saint-Ouen ein, und hielt am 3. ſeinen Einzug in Paris, in einem offenen Wagen, mit der Herzogin von Angouleme an ſeiner Seite. Er begab ſich zuerſt nach Notre-Dame, und ſodann nach den Tuilerien. Die Freudenbezeugungen waren nur ſehr gering, ſowohl von Seiten der erlauchten Perſonen, als von Seiten des Volks. Die kleine

Haube, welche die Prinzessin trug, und die im auffallendsten Kontrast mit dem ungeheuern Kopfputze stand, der eben damals Mode war, störte den leichtsinnigen Enthusiasmus der Pariser nicht wenig, und das dadurch verursachte Erstaunen wurde bei der großen Menge vorherrschendes Gefühl.

Das Mißvergnügen und der Unwille der Bonapartisten zeigte sich in den Zerrbildern, die überall heimlich verkauft wurden. Auf dem einen sah man den alten König, der, hinter einem Kosaken reitend, nach Frankreich kam, und über Leichname galoppirte. In der Ferne bemerkte man brennende Dörfer. Auf einem andern erblickte man das Schloß der Tuilerien, aus welchem zwei alte und ein junger Adler durch das Fenster davonflogen, während eine Heerde fetter Gänse zur Thür hineinwatschelte.

Der Unmuth der französischen Soldaten nahm immer mehr zu. Am 8. hatte der König die alte kaiserliche Garde die Revue passiren lassen. Am Abend desselben Tages fand eine blutige Schlägerei zwischen den französischen und alliirten Soldaten in einem Tanzhause, nahe an der Barriere von Paris, statt, in welcher mehrere Soldaten und Frauenzimmer das Leben verloren. Zugleich zeigten sich die feindlichen Gesinnungen des Volks gegen England auf die unzweideutigste Weise. Die jungen Männer, die während der Regierung Napoleons sich am heftigsten gegen ihn geäussert hatten, vergaßen nur zu bald, daß die Bourbonen sie von der Gefahr der Konskription befreit hatten. Sie haßten sie ihrer friedfertigen Gesinnungen wegen, und sie verabscheuten die Verbündeten, weil sie Sieger waren, obgleich man ihnen diesen Ruhm immer streitig zu machen suchte, und behauptete, daß die Franzosen verrathen und verkauft gewesen. Nächstdem vermehrte sich die Zahl der Mißvergnügten durch die große Zahl derjenigen, die man auf halben Sold zu stellen sich genöthigt sah, immer mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Fortschritte der Zivilisation im Abendlande.

Seit den ersten Jahrhunderten Griechenlands bis zu unsern Tagen ist in unserm Abendlande die Menschheit nie gänzlich stillstehend geblieben. Sie hat verschiedene Formen angenommen, sie ist mannigfachen Richtungen gefolgt, die ihr freilich nicht alle gleich günstig waren; aber sie ist immer fortgeschritten, sie hat immer dem Bessern nachgeforscht, sie hat sich bestrebt, es zu erreichen. Mächtige Ursachen, und vorzüglich ihre Berührung mit den Barbaren des Orients und des Norden, haben ihren fortschreitenden Gang gehemmt, oft selbst zur Rückkehr gezwungen; aber der Grundsatz der Thätigkeit, der sie auszeichnet, hat seine Arbeiten nicht lange rasten lassen. Er hat schnell ihren Verlust ersetzt, und seine ganze Energie wiedergefunden, wie die geheimnißvolle Kraft der Jugend Krankheiten übersteigt, Wunden vernarbt, Alles zum Besten wendet und dem Körper die Zierlichkeit, die Stärke, die Größe verleiht, zu welcher er gelangen soll. Ein Fortschritt reiht sich an den andern, um endlich das Prinzip eines noch größern zu werden. Eine neue Entdeckung vermehrt die ältern, um der Natur wieder eins ihrer mächtigsten Geheimnisse zu entreissen und dem Menschen neue Hilfsquellen, neuen Genuß zu gewähren. Die Künste vervollkommnen und vereinfachen sich. Die Erzeugnisse erwachsen häufiger, dauerhafter, schöner. Der Mensch arbeitet mehr noch mit seiner Vernunft, als mit seinen Armen. Er scheint endlich die Stufe erklimmt zu haben, für welche die Gottheit ihn geschaffen hat, von der er die Natur durch seine Vernunft, seinen Willen beherrschen kann. Durch immer neue Vervollkommnungen bis in's Unendliche vermehrt, schmücken die Erzeugnisse der nühlichen Künste das Dasein der ärmern Klassen, und dringen bis zu den Völkern vor, von denen die Fortschritte der Freiheit mißkannt und verfolgt werden, obgleich sie die Früchte derselben geniessen.

Der in seiner Thätigkeit immer zunehmende Geist befragt diese geheimnißvolle, von seinen Sinnen ihm geoffenbarte Natur. Er späht lange im Zweifel umher; aber er dringt immer weiter, verbessert seinen Irrthum und findet von Zeit zu Zeit eine seiner würdige Belohnung, einige jener Urgesetze, denen die ewige Weisheit die Bewegung des Weltalls unterworfen hat. Er forscht in sich selbst, er zergliedert die Wirkungen seiner Vernunft, er befragt die Geheimnisse seines Willens, er versenkt sich in den Abgrund seines Gewissens, er schweift hinaus über Zeit und Raum, um die erste Ursache zu erspähen, die der beschränkte Kreis um ihn nicht zu umfassen vermag, und in seinem erhabenen Bestreben, dessen Resultat er um sich her, in sich aufhäuft, erlangt er einen Schwung und eine Stärke, die Erstaunen und Bewunderung erregen. Er vervollkommnet sich selbst, er vervollkommnet die Familie, er vervollkommnet die Gesellschaft; er entwickelt und bessert unaufhörlich die öffentlichen Institutionen. Und um von seinen unaufhörlich erneuten und niemals gänzlich beendigten Arbeiten auszuruhen, erfindet oder vervollkommnet er jene edeln Künste, die das vernünftige Leben mit so vielen Reizen und Annehmlichkeiten bereichern. Seit fünfundzwanzig Jahrhunderten hat der menschliche Geist, immer thätig, immer nachdenkend, immer unermüdlich, rastlos darauf hingewirkt, die Genüsse zu vermehren, die er sich zu verschaffen im Stande ist.

Welches ſind nun die Urſachen der großen Ueberlegenheit des Abendlandes? Was iſt der Antheil, den die griechiſche Ziviliſation davon in Anſpruch nehmen darf? welches der des Chriſtenthums? — Dieſe Nachforſchung iſt nicht leicht; man muß ſich vorzüglich hüten, dem Chriſtenthum dabei Unrecht zu thun. Die Ziviliſation eines Volks beſteht in ſeinen Künſten, ſeinen häuslichen Gewohnheiten, ſeiner Regierung und ſeinen geſellſchaftlichen Sitten, mit einem Worte, in allem dem, was zuerſt in die Augen fällt. Der Chriſtianismus aber übt ſeinen vorzüglichſten Einfluß in dem aus, was man *nicht* ſieht. Er nimmt die geſellſchaftlichen Gewohnheiten, wie ſie ſind, denn er ſucht allein nur das Herz umzugeſtalten. Er iſt das Werk desjenigen, der zu den Bewohnern der Erde geſagt: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt!“ — Wenn er das Herz durch die Erweckung des Gefühls, der Pflicht und die Verabſcheuung des Laſters gereinigt, wenn er die Seele durch die Hoffnungen, die ſie über alle Kleinlichkeiten, alle Leidenſchaften der Erde erheben, durch die Neigungen, die ſie heiligen, veredelt hat, mit einem Worte, wenn der Menſch ein „Himmelsbürger“ geworden, ſo iſt ſeine Aufgabe vollbracht; aber dieſe Aufgabe iſt eines Gottes würdig. Er bekümmert ſich um die äuſſern Gewohnheiten, um die politiſche Ordnung nicht, die ein beſtändiges Wunder allein unaufhörlich im Zuſtande der Vollkommenheit erhalten könnte.

Der Chriſtianismus hat alſo in den Jahrhunderten, die ſeiner Geburt gefolgt ſind, *viel* Gutes gethan, ohne daß die Welt ihn gekannt, ohne daß die Geſchichte, zu derſelben Zeit, als ſie die Ungereimtheiten ſeiner Diener den künftigen Jahrhunderten aufbewahrte, ihn in ſich aufnehmen konnte.

Nur in den Tiefen der Seele hat der Chriſtianismus ſeinen mächtigen Einfluß geltend gemacht, und ſeine unſchätzbaren Wohlthaten verbreitet. Tauſende von Menſchen haben ſie, in allen Jahrhunderten, ſchweigend genoſſen und ihr Leben ohne Prunk, ohne Geräuſch damit ausgeſchmückt, und in der Schätzung alles deſſen, was Europa dem Chriſtianismus verdankt, muß man dieſe unbekannte, aber ungeheure Beförderungsmaſſe hinzufügen, welche die Geſchichte uns errathen läßt.

Nach dieſer unumgänglichen Bemerkung, die jeder wahre Chriſt zu würdigen im Stande ſein wird, darf man frei und ohne Hehl geſtehen, daß das ganze Aeuſſere unſerer europäiſchen Ziviliſation der alten griechiſchen Ziviliſation anzugehören ſcheint. Ihr darf man mit Recht die Beſchränkung der prieſterlichen Gewalt, und folglich den Geiſt der Freiheit, der intellektuellen Unabhängigkeit, den fortſchreitenden Gang der Künſte, der Wiſſenſchaften, der Literatur und der Induſtrie der neuern Zeit zuſchreiben. Wenn die Gewohnheiten der Völker der Stiftung der prieſterlichen Gewalt günſtig geweſen wären, ſo würden die chriſtlichen Prieſter gewiß nicht vernachläſſigt haben, dieſe Neigung zu benutzen; denn ſie waren Menſchen, und Europa hätte die Unbeweglichkeit Aſiens getheilt. Griechenland alſo hat den Erfindungs- und Verbeſſerungsgeiſt geweckt und die Fortſchritte veranlaßt, die Europa auszeichnen, und die ihm eine ſo ſchöne Zukunft verſprechen. Griechenland im Beſondern iſt jene Vorliebe zu den ſchönen Künſten, jenes Bedürfniß der innern Genüſſe, der Nachforſchungen und des Vergnügens des Geiſtes entſproſſen, die das menſchliche Geſchlecht ehren, und mit ſo vielem Vortheil die thieriſchen Leidenſchaften und die Ueppigkeit der Morgenländer bekämpfen.

Auch verdanken wir Griechenland noch das Bedürfniß der moraliſchen Unabhängigkeit, der individuellen Freiheit, dieſen Stolz des Menſchen, der ſeinen Werth fühlt, mit einem Worte, alles deſſen, was die Baſis jeder Tugend iſt; ein Ziel, zu welchem der Chriſtianismus die ganze Menſchheit hinleitet. Man muß Griechenland vielleicht auch die Stiftung jener Vermählung, jenes Geſetzes der Monogamie zuſchreiben, welcher das neue Europa einen ſo großen Theil ſeiner geſelligen Eigenſchaften und ſeines häuslichen Glückes verdankt; wenigſtens ſcheint das Chriſtenthum es nur den Biſchöfen auferlegt zu haben, und ſelbſt dieſen nur als ein zufälliges Geſetz, indem er eben ſo wenig hierin, als in allen übrigen Dingen, in die bürgerlichen Inſtitutionen ſich miſchen wollte, zu denen unſtreitig auch die Ehe gehörte.

Endlich verdanken wir Griechenland vielleicht den Chriſtianismus ſelbſt, der an und für ſich allein mehr werth iſt, als alles Uebrige zuſammengenommen. Wenigſtens iſt es eine von der Geſchichte bewährte Thatſache, daß der Chriſtianismus bei den Völkern nie Eingang gefunden, die durch die griechiſche Ziviliſation darauf nicht ſchon vorbereitet waren, und daß er hingegen beſtändig von den Ländern ausgeſchloſſen wurde, die ſich unter der Herrſchaft der aſiatiſchen Ziviliſation, oder vielmehr Barbarei, befanden. Eins aber gehört dem Chriſtenthum ausſchließlich an, und es iſt das Wichtigſte von Allem. Das iſt die *Menſchenliebe*, dies erhabene Gefühl, das den Egoismus beſiegt, das den Menſchen aus ſich ſelber reißt, das ihn ſeinen Intereſſen, ſeinen Leidenſchaften, ſeinen Vergnügungen entnimmt, um ihn durch den großen Gedanken der Ergebung und Selbſtopferung zu begeiſtern. Es hat dies Gefühl, das in der menſchlichen Seele ſchlief, nicht geſchaffen; aber es hat es geweckt, es hat es allbeherrſchend gemacht, es hat es in das praktiſche Leben eingeführt, und dadurch den neuern Ziviliſation einen Karakter der Milde und der

Geistesschärfe gegeben, der selbst dem alten Griechenlande fremd geblieben war. Es hat über den Haß und die nationellen Vorurtheile triumphirt, von denen Griechenland so lange Zeit erschüttert wurde, und es hat die unmenschlichen Institutionen abgeschafft, welche Griechenland in sich bewahrte, und die von den christlichen Völkern blindlings beibehalten wurden.

Curiosa.

Das Schloß Cseith in Ungarn.

In seiner „malerischen Reise auf der Waag", führt Mednansky folgenden historischen Zug an.

Das Schloß Cseith an der Waag ist jetzt nur eine unförmliche Trümmermasse. Es gehörte früher Mathias Korwin und Maximilian II., nach welchem es an Elisabeth Bathory, der Nichte Stephan Bathorys, Königs von Polen und Gemahlin Franz Nadasdys überging. Durch diese Prinzessin hat das Schloß eine fürchterliche Berühmtheit erhalten, indem sie in demselben mehrere Jahre lang Grausamkeiten ausübte, die ohne Beispiel in der Geschichte sind. Sie ließ dort nämlich eine große Zahl armer Mädchen erziehen, die sie, sobald sie mannbar geworden waren und unter gewissen Umständen im Jahre, verheirathete. Indessen behielt sie sich ihre Rechte über diese armen Geschöpfe vor, zwang sie in ihrer Nähe zu bleiben und bestrafte sie beim geringsten Versehen mit ausgesuchter Härte. Es schien ihr ein ganz besonderes Vergnügen zu machen, diese unschuldigen Wesen vor ihr sich im Staube winden zu sehen.

Eines Tages schlug sie eins dieser Frauenzimmer mit solcher Gewalt, daß das Blut desselben ihr in's Gesicht sprang Sie trat gleichgültig vor einen Spiegel, um es abzuwischen. Plötzlich glaubte sie zu bemerken, daß ihre Haut davon weißer und zarter geworden sei, und der Gedanke kam ihr sogleich bei, daß sie sich verjüngen könne, wenn sie sich im rauchendem Menschenblute bade. Zwei bejahrte Kammerzofen und ihr Zwerg Fibko waren ihr bei Ausführung dieses schauderhaften Entwurfs behilflich. Die armen Mädchen verschwanden allmälig eine nach der andern, ohne daß man wußte, was aus ihnen geworden war; und was fast unbegreiflich scheint, so waren bereits über dreihundert solcher Unglücklichen umgekommen, bevor diese entsetzliche Metzelei ruchbar wurde.

Endlich, nachdem die Geliebte eines Jünglings ebenfalls verschwunden war, faßte dieser Verdacht, spähete überall nach und brachte es selbst so weit, sich des Leichnams seiner Verlobten zu versichern. Er eilte mit demselben nach Preßburg, beschuldigte die Prinzessin öffentlich des Mordes und belegte seine Anklage mit den fürchterlichsten Beweisen. Der Palatin des Königreichs, Georg Thurzo, begab sich alsbald selbst an Ort und Stelle, er fand die vier Ungeheuer eben bei der Vollstreckung einer neuen Schaudertat, und in demselben Augenblicke, als das Schlachtopfer röchelnd verschied, nachdem es lange vergeblich mit seinen Henkern gerungen hatte.

Der Prozeß begann sogleich und die Akten wurden gedruckt, um der allgemeinen Empörung des Volks Genüge zu leisten. Den beiden Weibern wurde zuerst die rechte Hand und sodann der Kopf abgehauen. Der Zwerg mußte ebenfalls die Hand hergeben und wurde sodann lebendig verbrannt. Die Prinzessin hingegen wurde in ein enges und finsteres Gefängniß geleckt, in welchem sie drei Jahre nachher (1614) starb. — Noch vor einigen Jahren zeigte man im Schlosse die Stelle, wo die unglücklichen Mädchen aufs Grausamste abgeschlachtet wurden, so wie den großen Topf, in welchem man ihr Blut auffing und das tiefe, finstere Loch, in welches man die Leichname warf.

Biographische und literarische Skizzen.

Edmund Waller.

Edmund Waller wurde 1605 zu Colshill, in Hertfortshire, geboren. Seine Mutter war eine Schwester jenes Hampden, der eine so große Rolle in der englischen Revolution spielte. Als Besitzer bedeutender Güter trat er, nachdem er die Universität Cambridge verlassen, im Alter von sechszehn oder achtzehn Jahren in das Unterhaus des Parlaments, dessen Mitglied er unter Jakob I während der Revolution und der Regierung der zwei letzten Stuarts war. Er wurde Höfling, wie er seitdem der Mann des Volks geworden, und erwarb sich jene Erfahrung, die ein halbes Jahrhundert nachher ihn zum liebenswürdigsten Greisen machte. Er erzählte oft eine Anekdote vom Hofe Jakobs I, die uns interessant genug scheint.

Eines Tages fand er den Dr. Andrews, Bischof von Winchester, und den Dr. Neale, Bischof von Durham, hinter dem Stuhl des Königs. Se. Majestät fragte die beiden Bischöfe: „Ob sie das Geld ihrer Unterthanen nicht auch ohne Zustimmung des Parlaments nehmen können?" Der Dr. Neale antwortete darauf: „Ohne Zweifel können Sie das, denn Sie sind der lebendige Odem in unserer Nase." Darauf wendete sich Jakob gegen den Bischof von Winchester, und wollte wissen, was er dazu meine. „Ich bin in dergleichen Sachen nicht bewandert," entgegnete er. Aber der König begnügte sich damit nicht, sondern wollte seine ganze freie Meinung wissen, worauf Jener sagte: „Es ist Ew. Majestät vergönnt, das Geld meines Bruders Neale zu nehmen, weil er es Ihnen anbietet." Der König schwieg betroffen, und nachdem

andere Höflinge hereingetreten waren, sagte er zu einem derselben: „Mylord, man versichert, daß Sie in Lady ** verliebt sind.“ — Nein, Sire! entgegnete dieser; aber ihre Unterhaltung hat einen unendlichen Reiz für mich. Sie hat so viel Verstand ..... „In dem Fall“, unterbrach ihn der König, „beten Sie Mylord von Wincheſter an, wenn Sie den Verstand so sehr lieben.“ *)

Schon vor seinem achtzehnten Jahre schrieb Waller mehrere Gedichte, um deretwillen er den ausgezeichnetsten und zierlichsten Poeten Großbritanniens zugezählt wird. Er hat der Literatur seines Landes dadurch einen großen Dienst geleistet, daß er die natürlichen Traditionen mitten unter der allgemeinen Bewunderung erhielt, welche Donne, Cowley und Denham erregten. Er lebte im siebenzehnten Jahrhundert, folglich zwischen den zwei glänzendsten Epochen der englischen Poesie. Es ist vielleicht nicht uninteressant, einige Verse Donne's und Cowley's mit denen Wallers zu vergleichen.

Der wahre Geschmack der Thränen, von Donne.

„Kommet mit euern krisallenen Violen, kommet, Liebende! Fasset meine Thränen auf, die Wein der Liebe sind. Gehet, kostet sodann die Thränen eurer Geliebten; sie werden heuchlerisch sein, wenn sie nicht denselben Geschmack wie die meinigen haben.“

Geographische Beschreibung des weiblichen Herzens, von Cowley.

„Hast du nicht das Herz der Frauen (auf der Erde, wo du so oft herumgewandelt bist) entweder öde und wüst, oder mit Wilden bevölkert gefunden? Welche Luft kann man finden, welche Ruhe geniessen in so wenig zivilisirten Gegenden? Hier der Luxus, dieser verschlingende Hund, wie er im ungezähmten Feuer glüht; fernerhin der Stolz, dieser Eisbär des Norden, der den Frost unerträglich macht. Und was die gemäßigten Herzen anbelangt, so sind sie nichts als Fels, nichts als Küstensand.“

Die nachfolgenden Verse sind von Waller. Er bezeugt in ihnen die Hoffnung, daß seine Gesänge einem jungen Mädchen Liebe einflößen dürften. Sie scheinen uns, nach einem Ausdrucke Johnsons, zu industriös, aber sie sind wahrlich nicht reizlos.

„Letzt, in einem Rosenbusche, pflückte ich eine Knospe, die dem Erblühen nahe war, und die sich kaum von dem grünen Blätterkranze unterschied. Demungeachtet pflückt' ich sie, und siehe da, die Rose ist aufgeblüht.

„Je mehr mein Athem die junge Knospe liebkoſete, um so mehr erschien der Purpur der Rose vor meinen Blicken. Er hat auf sie dieselben Wirkungen hervorgebracht, als Sonne und Luft.

„Liebliche Knospe, wenn du vom Hauch erblüht bist, kann er nicht auch alle Laute der Liebe und der Poesie bilden, das Herz des jungen Mädchens zu bewegen, kann er nicht auch Flaviens Jugend rühren?“

In seinem fünfundzwanzigsten Jahre war Waller Wittwer von einer sehr reichen Erbin, die ihm zwei Kinder hinterließ. Kurz nach ihrem Tode machte er der Lady Dorothea Sidney, ältesten Tochter des Grafen von Leiceſter, die er unter dem Namen Sacharissa berühmt gemacht hat, den Hof. Aber sie würdigte nicht, ihm ihre Hand zu geben, worüber er in folgenden Versen trauerte:

„Obgleich der Dichter seine Geliebte nicht erwerben konnte, verschwendete er seine unsterbliche Harmonie doch nicht umsonst. Alle, ausser Sacharissa, beklagten seine Leiden, lobten seine Gesänge und seine Liebe. Wie Apoll erlangte er, was er nicht gesucht; er wollte seine Geliebte umarmen, und er umarmte einen Lorbeerbaum.“

Sacharissa vermählte sich 1639 mit dem Grafen von Sunderland. In ihrem Alter begegnete sie einst Wallern in einer Gesellschaft, und fragte ihn: ob er noch Verse auf sie machen wolle? „Wenn Sie wieder so jung und so schön werden, wie ehemals!“ entgegnete er. Im Anfang der englischen Revolution neigte er sich der Sache der Freiheit mit vieler Wärme an; aber bald darauf wendete er sich wieder der des Königs zu. Er fand sich in eine Verschwörung verwickelt, bei deren Entdeckung er sich nur mit vielen Opfern zu retten im Stande war. Er mußte England verlassen, und begab sich nach Paris, wo er sich damit begnügte, Verse gegen die Rebellen zu schmieden. Als Cromwell, sein Verwandter, an der Spitze der Geschäfte stand, erhielt er die Erlaubniß, zurückzukehren. Dem Protektor zu Ehren verfaßte er ein Lobgedicht, das für eins der vortrefflichsten Erzeugnisse in der englischen Literatur gehalten wird. Nach Karls II Rückkehr feierte seine Muse die Restauration. Bei der Thronbesteigung Jakobs II saß er noch immer im Parlement. Er besuchte oft den Hof, obgleich er bereits über achtzig Jahre alt war. Als er sein Ende herannahen fühlte, zog er sich nach Colshill zurück, um, wie der Hirsch, an dem Orte seiner Geburt zu sterben. In seinen letzten Lebensaugenblicken hörte man ihn nur Verse Virgils murmeln. Er starb am 21. Oktober 1687.

*) Why then, do you not ligh with my lord of Winchester there.

Einige Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Literatur.

Obsequium amicos, veritas odium parit.
Terent.

Fadheit und Schwäche, das sind die hervorstechenden Züge der meisten literarischen Erzeugnisse unserer Tage. Matt und farbenlos bei den Nachahmern einiger Vorbilder, die man höchstens auffallend nennen kann, und die sich mit Schrecken selber überleben sehen; unförmlich bis zum Lächerlichen, unglaublich bis zum Wahnsinnigen, bei einigen verschrobenen Köpfen, die sich Luftschlösser über ihre eigene Einbildungskraft erbauen und die den Reiz derselben mit geistigen Flüssigkeiten zu stimuliren suchen; geziert und erbärmlich beim großen Haufen jener Bücherfabrikanten, die mit ihren Verlegern zu so und so viel den Bogen bedingen, und die ihren Verstand eben so bearbeiten, wie der Schuster seine Sohle schlägt, wie er seinen Pechdraht wichst. — Das Verlangen aller zusammengenommen, besteht darin, den Geist der Leser auf einige Augenblicke zu beschäftigen, eine kleinliche Neugierde zu befriedigen, die nicht aus dem Wunsche sich zu unterrichten, sondern allein nur aus Langeweile entsteht, und die mit Wenigem gestillt werden kann. Das Bestreben des Talents geht weiter nicht, und wenn je hin und wieder ein origineller Geist einige Wärme und Energie in seine Kompositionen legt, so wird man bald ein Geschrei von Osten über Lizenz, ein Geschrei von Westen über Geschmacklosigkeit, ein Geschrei von Süden über Rohheit der Ideen, ein Geschrei von Norden über Gefahrdrohung des Statu quo, ein Geschrei von allen zweiunddreißig Winden über den Neuerer vernehmen, der es wagt, das Lächerliche lächerlich, das Große und Schöne groß und schön, das Erbärmliche und Schlechte erbärmlich und schlecht zu nennen.

So ist der Schriftsteller und Dichter verdammt, ewig im alten Geleise zu bleiben, sich mühsam in der einmal gebrochenen Bahn fortzuschleppen. Er darf nicht mehr auf den Geist und das Herz des Lesers wirken wollen, er muß sich vielmehr von dem Geiste und den Leidenschaften des Lesers leiten lassen. Jenem verständlich zu sein, diesen zu entsprechen, das ist seine ganze Aufgabe, mehr zu leisten braucht er nicht. Es ist traurig, daß unser Zeitalter so weit gekommen ist, es ist doppelt traurig, daß es seinen Geschmack nicht mehr von dem Schlamm zu befreien vermag, in den er immer tiefer versinkt. Daher kommt es auch, daß eben das, was den Geist und das Herz am meisten interessiren sollte, unbeachtet bleibt, da hingegen jene literarischen Erzeugnisse, bei denen man weder zu denken noch zu fühlen braucht, mit großer Vorliebe behandelt werden. Es ist wirklich possierlich, einen ernsten, deutschen Mann, mit der Furche der Sorge auf der Stirn, ein Blatt in der Hand halten zu sehen, aus dem er, wenn er über sein Begehen nachdenken wollte, nicht ein Körnchen gereifter Erfahrung und weisen Unterrichts entnehmen könnte. Es ist possierlich, ihn starr auf dies Blatt blicken zu sehen, ohne daß er lieset; denn man kann es unmöglich Lesen nennen, daß er mit seinen Augen das Gewirr der Karaktere überfliegt, ohne den durch sie angedeuteten Sinn in seinem Geiste aufzunehmen. Es ist eine Art moralischer Lethargie, ein ihm selber räthselhaftes Hinbrüten, dem er sich unwillkührlich überläßt, eben darum vielleicht, weil er nichts Besseres beginnen kann.

Mit Ausnahme einiger ausgezeichneten Männer, die sich dem Studium der Geschichte, oder dem der höhern Wissenschaften gewidmet haben, können die Schriftsteller unserer Zeit in drei Klassen geschieden werden. Die der ersten, so zu sagen von Gefühl und Geschmack geleitet, wandeln mit Mühe in einem beschränkten Raum fort, der vor ihnen schon in allen Richtungen durchforscht worden ist, und in welchem sie auch einige Ansichten aufzuspähen sich bemühen, die von ihren Vorgängern unbeachtet gelassen sein dürften. Die der zweiten lassen sich von der wenigen Kühnheit hinreissen, die ihr entartetes Zeitalter noch zu gewinnen vermag. Aber da sie dieselbe nicht einmal zu benutzen verstehen, so glauben sie, daß sie darin bestehe, den gesunden Menschenverstand aufzuopfern, und nach moralischen Zerrbildern zu haschen, die, wenn sie in der Wirklichkeit bestünden, die Verhältnisse der Gesellschaft zu wahren Monstruositäten machen würden. Die der dritten endlich geben ihren metaphysischen Träumereien die lockerste Haltung, den zweifelhaftesten Anstrich, damit sie zu allen Deutungen passend erscheinen und Jedem als das Werk seiner eigenen Einbildungskraft gefallen mögen.

Das Publikum seinerseits, aller der Regungen überdrüssig, mit welchen es durch die heutigen Darstellungen schon mehr als vertraut geworden ist, wie man sie ihm auch zeigen, und wie mannigfaltig man sie auch einkleiden mag, kann davon doch nicht mehr besonders angeregt werden. Zuschauer aus Langeweile, beschäftigt es sich vielleicht einige Stunden damit; aber nur deshalb, weil es sie gerade nicht besser zu verwenden weiß, oder pedantischer Beurtheiler, beständig mit den Regeln der Kritik bewaffnet, bietet es den Nachforschungen des Schriftstellers und Dichters nicht mehr jene Ermuthigung dar, die das Prinzip der Kraft und des Lebens ist, die nur in der Hoffnung geschöpft, in der Ueberzeugung ausgebildet werden kann, einen siegreichen Einfluß auszuüben, einen

großen und tiefen Effekt zu bewirken. — Welch eine Kluft, in dieser Hinsicht, zwischen den Literatoren unserer Zeit und denen der Vergangenheit! Welcher Unterschied in ihrer Rolle, in ihrer bürgerlichen Wichtigkeit, in der Hochachtung, mit der sie sich umgeben sahen! Es gibt keinen Herodot und Sophokles mehr, an deren Munde ganz Griechenland mit begierigem Ohr hängt, keinen Petrark, keinen Tasso mehr, die ganz Italien entzücken, keinen Shakespeare, keinen Camoens mehr, die Britannien und Lusitanien berauschen, keinen Schiller und Voltaire mehr, die Deutschland und Frankreich zur Bewunderung hinreissen. — Es ist, auf der einen Seite, ein Schriftsteller, der, ohne von der Wahrheit dessen, was er schreibt, durchdrungen zu sein, eine mühsam vollendete Arbeit darbietet, deren Gegenstand die Hälfte aller seiner Kräfte in Anspruch genommen hat, um einige Schattirungen in ihm zu entdecken, durch welche er ihn von andern Gegenständen zu unterscheiden sich bestrebt, und auf der andern ein ungläubiges, im Voraus zum Gähnen gestimmtes Publikum, das bereits Alles weiß, was man ihm auch sagen könne, und das im Nothfall selbst die Regeln, die Schwierigkeiten, die Vortheile und die Geheimnisse bemerken würde, welche der Verfasser sich vorgeschrieben hat.

Mit einem Worte, die Literatur und die schönen Künste in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit befinden sich ausser dem Bereich der Sitten und der gesellschaftlichen Bewegung. Sie sind nichts mehr, als eine Quelle des Vergnügens, Spielzeuge für große Kinder, und wenn dieser Zustand der Dinge noch lange fortdauern sollte, wenn wir nicht die Wirkung der Ursache vermeiden können, durch die er uns in seine letzten Schlußfolgen erzeugt wird, so würde der Schriftsteller, der Dichter und der Maler, in der Achtung der Gesellschaft, bald mit dem Bierfiedler, dem Taschenspieler und dem Anstreicher auf eine und dieselbe Stufe gestellt werden.

Zollfreie Gedanken.

Franziskus Borgia, der Jesuit sagte zu Markus, seinem Bruder, im Namen Loyolas: „Wisse, Bruder Mark! daß Gott der Herr die Jesuiten über Alles liebt. Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, er hat uns ein besonderes Privilegium gegeben, oder wenn du willst, daß ich dir einmal die Wahrheit sage: er hat es dem heiligen Benedikt ertheilt, von dem wir es erstanden haben, und wonach ein Jeglicher, der bis zum Jahr 1843 als Jesuit stirbt, auf keinerlei Weise verdammt sein wird.“

Die Marquise von Entraigues ließ lieber ihren Neffen, der vom Fieber befallen war, sterben, als daß sie ihn Chinarinde einnehmen lassen wollte, weil dies Arzneimittel damals noch „Jesuitenpulver“ hieß. Sie behauptete, Alles, was von den Jesuiten komme, sei ärger, als der Tod.

Das Herz des größten Monarchen ist das Frühstück eines kleinen Wurms.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

— Das Großherzogthum Finnland liegt unter 60 — 66° der Breite und 37 — 50° der Länge. Seine Oberfläche beträgt 530 Q.M. und seine Bevölkerung 1,200,000 Seelen, die aus Finnländern, Russen, Schweden, Lappländern und einigen Deutschen bestehen. Die Flüsse des Landes sind: Torneo, Kemi, Simo, Igo, Uleo, Sükajoki, Pyhejoki, Kalajoki, Wetilejoki, Lappojoki, Storkuro, Kumo, Kimmeneh, Wuoxe. Seen: Uleo, Pijelisjerwi, Pejeneh, Pyhejerwi, Nesijerwi und Saima. Regierungsbezirke: 1. Abo 480 Q.M. 215,000 E. Hptst. Abo 12,500 E.; 2. Nyland, 469 Q.M. 195,000 E. Hptst. Helsingfors 5000 E.; 3. Kymmenegerd, 338 Q.M. 131,000 E. Hptst. Lowiza 2450 E.; 4. Wiborg, 780 Q.M. 206,000 E. Hptst. Wiborg 3000 E.; 5. Kuopio, 939 Q.M, 166,000 E. Hptst. Kuopio 1150 E.; 6. Wasa, 765 Q.M. 163,000 E. Hptst. Wasa 2700 E.; 7. Uleaborg, 1570 Q.M. 106,000 E. Hptst. Uleaborg 3700 E. Festungen: Sweaborg, Hangudd und Swartholm.

— In der Eparchie von Moskau wurden 1824 geboren: 28,121 Individuen, und starben 14,468; Vermehrung 13,653.

— Baireuth ist nach Gerstner 608 franz. Fuß überm Meer; der rothe Mein 668, zu Würzburg 634; der Ochsenkopf im Fichtelgebirg 877.

— Nach den Mittheilungen eines ausgezeichneten Bürgers von Guatemala beläuft sich die Bevölkerung dieser Republik wenigstens auf zwei Millionen Seelen, wovon die Eingebornen die Hälfte ausmachen. Die Metis und die Weißen sind beinahe in gleicher Zahl, und die Neger sind so selten, daß man sie kaum zu nennen braucht. Die Bevölkerung der Hauptstadte ist folgende: Guatemala, Regierungssitz und Hauptort des Staats gleiches Namens, 35,000 bis 40,000 Seelen; Leon, Hauptort von Nicaragua, ebenfalls 35,000 bis 40,000; S. Salvador, Hauptort des gleichbenannten Staats, 25,000; San-Jose, Hauptort von Costarica, 25,000; Comapagua, Hauptort vom Staate dieses Namens, 20,000.

— Die Oberfläche Aegyptens beträgt $1663^{6}/_{100}$ Quadratstunden (25 auf den Grad), oder 5,542,250 Feddan. Davon kommen auf die Stadte, Dörfer und zerstreuten Wohnungen $21^{9}/_{100}$ Q. St. bebautes oder fruchtbares Land $965^{85}/_{100}$; ödes Land $224^{87}/_{100}$; Flußinseln $10^{99}/_{100}$; Kanäle und Dämme $36^{19}/_{100}$; Trümmer und Schutthaufen $4^{59}/_{100}$; Flüsse $47^{71}/_{100}$; Teiche 283; Sand $68^{18}/_{100}$.

— Im Königreich Hannover wurden 1825 geboren 53,850 Individuen. Es starben 32,248; folglich Vermehr. 21,602. Die ausserehelichen Kinder sind wie 1 zu 12.

Aarau, im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 42. Dritter Jahrgang 1826. 18. Oktober.

Geschichte der Janitscharen.

Seit den letzten Begebenheiten in Konstantinopel, und der gänzlichen Vertilgung der Janitscharen, ist die allgemeine Aufmerksamkeit mehr als je auf dies einst so furchtbare und mächtige Korps gelenkt worden. Man erkundiget sich nach ihrer Geschichte, und man sucht seine Wißbegierde auf alle mögliche Weise zu befriedigen. Wir besorgen daher nicht, daß es unsern Lesern unangenehm sein könne, etwas Näheres davon in Erinnerung zu bringen.

Die ersten türkischen Kaiser verdankten ihre großen Siege über die Griechen allein dem freiwilligen Zudrängen der Tatzren, die, von der Gier nach Beute oder einer Art feodalem Verhältniß angetrieben, zu ihren siegreichen Fahnen strömten. Aber die Dienste dieser nur wenig disziplinirten Krieger erreichten eben so bald ihr Ende, als sie die erwarteten Belohnungen erhalten hatten.

Amurat I fühlte bald die Unzulässigkeit, so wie die Gefahr dieser Hilfe, weshalb er den Entschluß faßte, ein stehendes Truppenkorps zu bilden, das seinen regelmäßigen Sold aus dem kaiserlichen Schatz erhalte, und das eben deshalb auf die Timars- oder Leben-Besitzungen, kein Recht mehr habe. Er gebrauchte zur Bildung dieses neuen Korps seine eigenen Sklaven, und befahl zugleich, daß der fünfte Kriegsgefangene, so wie der zehnte Knabe der christlichen und tributpflichtigen Dörfer, darein einverleibt werden solle. Er machte die neuen Soldaten durch wohlberechnete Strafen und Belehrungen gelehrig; aber er bedurfte einer religiösen Weihe, durch welche er die neubekehrte Jugend im Zaum zu halten im Stande sein konnte. Zu diesem Zwecke berief er Hadgi-Bektasch, den berühmtesten Santon seines Jahrhunderts, zu sich, und bat ihn, seine neuen Krieger zu segnen und ihnen einen Namen zu ertheilen. Bektasch nannte sie Yenischer (neue Soldaten), segnete sie und gab ihnen die Vorschriften der Disziplin, denen sie bis zu ihrer Auflösung unterworfen blieben. Der weiße Aermel dieses Santon, der von der Mütze der Janitscharen herabhing, erinnerte sie stets an die Gesetze, die sie von ihm erhalten hatten. Bektasch war ihr himmlischer Schutzpatron, sie riefen seinen Namen im Gefecht an, befeuerten damit ihren Fanatismus, und errangen dadurch den Sieg. Alle ihre häufigen Aufwiegelungen, die Blutszenen, von denen Konstantinopel oft Zeuge gewesen ist, die Absetzung und Thronerhebung der Sultane, fanden in seinem Namen statt.

Die Janitscharen, als eine Truppe stehender, abgehärteter Soldaten, die einer strengen Disziplin unterworfen waren, bildeten den eigentlichen Kern der ottomannischen Armeen, und waren bei weitem den Feodalaufgeboten überlegen, welche die Christen dem unaufhaltsamen Vordringen der Türken entgegenstellten. Das unerschütterliche Zusammenhalten der gedrängten Reihen ihrer Infanterie-Kolonnen verschaffte ihnen den Sieg über die glänzenden Ritterschaaren der Christen, und vernichtete das Reich der Pharaone in Aegypten, deren zirkassische und mamelukische Reiter man bis dahin für unüberwindlich gehalten hatte, weil sie ebenfalls stehende und disziplinirte Korps bildeten.

Im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts machte die europäische Taktik solche Fortschritte, daß die Stärke der christlichen und muselmännischen Armeen dadurch sehr ungleich wurde, um so mehr, da diese Fortschritte für die Türken fruchtlos blieben. Während dieser Zeit hatten die Ulema's im ottomannischen Reiche einen, dem militärischen Geiste durchaus entgegenstrebenden Einfluß gewonnen. Die Sultane, in der Gefangenschaft des Serails groß geworden, sahen ihre Macht täglich sich vermindern. Die Janitscharen, statt, wie ehemals, die Vertheidiger des Throns zu sein, wurden die blinden Werkzeuge der Priester und der Ulema's. Diese Letztern glaubten es ihrem Interesse angemessen, der Einführung aller neuen Waffenarten und militärischen Anstalten, die dem Sultan seine alte Gewalt und den Truppen ihre Disziplin wiedergeben dürften, sich entgegenstellen zu müssen. Die Sultane, statt durch Näherung gegen die Janitscharen und Wiedergewinnung ihrer alten Achtung und Liebe die Politik der Ulema's zu bekämpfen, entfernten sich von ihren Soldaten immer mehr, und untergruben selbst die festesten Stützen ihrer Macht, indem sie die Bildung dieses Korps gänzlich veränderten.

Die Janitscharen hatten sich bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts durch ihre Tapferkeit, ihre Disziplin und ihre Treue aufs Vortheilhafteste ausgezeichnet, weil sie bis zu dieser Zeit nur eine Masse junger Sklaven bildeten, die, ohne Vaterland, ohne Verwandte, ohne Vermögen, ihr Korps als ihr eigentliches Vaterland, den Sultan als ihren wahren Vater betrachteten, und mit Hilfe ihres Schwerts und ihres Gehorsams einer glücklichen und sorgenfreien Zukunft versichert waren. Aber als die Sultane, ganz dem üppigen Leben der Harems dahingegeben, ihre Soldaten vernachlässigten, begann der Geist des Mißvergnügens nach und nach in die Ortas der Janitscharen sich einzuschleichen, und (was fast unbegreiflich scheint) die Sultane wünschten sich Glück dazu, weil sie, ihrer Meinung nach, diese Soldateska künftighin weniger zu fürchten haben dürften.

Die wichtigsten Dienste, welche die Janitscharen dem Staate geleistet, hatten ihnen große Privilegien verschafft, welche den Neid der andern Militärkorps und des Ueberrests der Nation erregten. Diese Privilegien, welche noch vor Kurzem ihre volle Kraft hatten, bestanden darin: das erste Militärkorps des Staats zu sein, den Monarchen bei seinem Ausgange aus dem Serail zu umgeben und zu bewachen; aus dem kaiserlichen Schatze, ausser einer gesunden und überflüssigen Nahrung, einen anfänglich mäßigen, mit den Dienstjahren aber immer zunehmenden Sold, so wie im höhern Alter einen genügenden Gnadengehalt und irgend eine militärische Befehlshaberstelle, zu erhalten. Sie bildeten zur Friedenszeit die unveränderliche Garnison der Festungen, deren Schlüssel nur in den Händen eines ihrer Offiziere sich befinden durften. Bei der Thronbesteigung eines Sultans forderten sie, wie die prätorianische Wache der römischen Kaiser, neue und beträchtliche Zulagen, die in den letzten Zeiten, wegen Erschöpfung des Schatzes, ihnen nicht mehr ausbezahlt werden konnten.

Gewisse Ortas, oder Odas (Legionen, deren es 196 gab), hatten besondere Privilegien. Die fünf ersten wurden immer zur Bewachung der wichtigsten Festungen gebraucht, und ihre Befehlshaber hatten die Rechte von Statthaltern. Die 60., 61., 62. und 63. Oda bestanden aus den besten Soldaten, die man aus dem ganzen Korps der Janitscharen wählte. Sie marschirten immer dem Sultan zur Seite, trugen einen vergoldeten Helm, und ihre Kleidung war der der Leibwache der griechischen Kaiser ähnlich. Sie waren auch in Friedenszeiten und bei religiösen Zeremonien mit Lanzen bewaffnet. Die 64., 68. und 71. hatten die Wacht über die Hunde und Jagdvögel des Großherrn, was sehr vortheilhaft für sie war, da die ottomannischen Fürsten seit Langem nicht mehr auf die Jagd gingen. Die 17. hatte das ehrenvolle Privilegium, ihre Zelte denen des Sultans gegenüber aufzustellen, so daß er durch dieselben schreiten mußte, wenn er zu dem seinigen gelangen wollte.

Alle diese Privilegien hatten bei den freigebornen Muselmännern den Wunsch erzeugt, daran Theil zu nehmen. Man erlaubte zuerst einer geringen Anzahl derselben, sich in das Korps der Janitscharen aufnehmen zu lassen, und schloß die Kriegsgefangenen davon aus, um sie zu verkaufen und dadurch das Einkommen des Staats zu vermehren. Durch das immer größere Zudrängen der Muselmänner bewogen, schaffte man den Gebrauch ab, den zehnten Theil der männlichen Geburten in den christlichen Dörfern zu erheben, um daraus die Kompagnien der Agen-Oglans, oder der Novizen des Korps zu bilden. Schon um das Jahr 1680 waren die Rajahs gänzlich von diesem Tribut, dem fürchterlichsten von allen, denen sie sich seit der Eroberung hatten unterwerfen müssen, befreit.

Man erlaubte auch einer großen Zahl Freiwilliger, die durchaus keinen Dienst leisteten und keinen Sold erhielten, die aber stolz waren, den Namen Janitschar zu tragen und in den Zeiten der Gährung ihren Schutz und ihre Stütze im Korps zu finden, auf die Listen der Odas sich einzuschreiben. Einige Christen selbst waren so glücklich, diese Ehre zu theilen. Da die Freiwilligen nach ihrer eigenen Wahl die Odas aussuchen konnten, so waren die Listen der berühmtesten mit mehr als 10,000 Namen bedeckt, da hingegen andere kaum 200 enthielten. Aus der Vernachlässigung

des urſprünglichen Grundſatzes, nach welchem nur Kriegsgefangene in das Korps der Janitſcharen aufgenommen werden ſollten, entſtand der üble Umſtand, daß dieſe Truppe aufhörte, ein leicht zu wendendes Werkzeug in den Händen der Sultane zu ſein, und daß ſie fortan gänzlich von dem Einfluſſe der populären Meinung abhing.

Die alte Disziplin, die der eigentliche Nerv und der Ruhm der Janitſcharen geweſen war, wurde immer ſchwächer und ſchwächer. Die freien Muſelmänner konnten ſich nicht denſelben Geſetzen, die für Sklaven beſtimmt waren, unterwerfen. Das Gebot, unverehelicht zu bleiben (denn Bektaſch hatte aus den Soldaten eine Art Mönche gemacht), war das erſte, welches übertreten wurde, und man erlaubte den Verheiratheten, auſſer den Kaſernen zu wohnen. Ein altes Geſetz verweigerte denjenigen Soldaten die Suppe, welche bei Vertheilung derſelben nicht gegenwärtig geweſen. Der Aga glaubte es daher ſeinem Vortheil angemeſſener, dieſen Strafertrag an ſich zu ziehen, als die Soldaten zu zwingen, ihre Pflicht mit größerer Genauigkeit zu erfüllen.

Bald waren die Kaſernen nur von Denjenigen noch bewohnt, die weder ein Gewerbe, noch ſonſt irgend einen andern Induſtriezweig kannten, und kein anderes Mittel hatten, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Die vom Sultan Soliman verordneten Waffenübungen und Manöver unterblieben, und die Janitſcharen verſammelten ſich nur zu den Zeitpunkten, wo der Sold ertheilt wurde, und ſie obaweis, je zwei und zwei, vor den Naziren, oder Inſpektoren, vorübermarſchiren mußten. Sie verſahen weder den Wachtdienſt, noch den der Patrouillen. Ihre Waffen beſtanden in Friedenszeiten in Stöcken, und es war ihnen verboten, Feuergewehre zu tragen, weil ſie derſelben ſich mehr zur Störung, als zur Erhaltung der Ruhe hätten bedienen können.

Seitdem der beſtändige Aufenthalt in den Kaſernen, zur Erhaltung des Soldes, nicht mehr unumgänglich nothwendig war, lieſſen die vorzüglichſten Beamten der Regierung ihre Bedienten unter die Janitſcharen einſchreiben und ſie ſolchergeſtalt vom Staat beſolden. Die Gnadengehalte mehrerer Oturaks, oder Veteranen, fielen einem Höfling oder einem Bedienten anheim; ſelbſt der Sold der Janitſcharen, der auf perſönliche Erſcheinung von dem Befehlshaber des Korps ausbezahlt wurde, war der Unterſchlagung oder Verkürzung unterworfen.

So verſchwanden Ruhm, Disziplin, Waffenübung, militäriſche Erfahrung und moraliſche Stärke der Janitſcharen; aber ihre Aufgeblaſenheit, ihre Vorrechte, ihre politiſche Wichtigkeit, und die Ausgaben des Staats, wuchſen beſtändig, ſtatt abzunehmen, und der Sultan war der Sklave einer Soldatenhorde, deren er dadurch, daß er ſie entartete, Meiſter zu werden gehofft hatte. Das Korps der Janitſcharen, auf deren Liſten zwiſchen drei- bis viermalhunderttauſend Namen eingeſchrieben waren, und das in der letzten Zeit von der Regierung für mehr als 60,000 im aktiven Dienſt ſtehen ſollende Soldaten den Gehalt bezog, beſtand in den drei letzten Kriegen kaum aus 25,000 Mann. Und ſelbſt dieſe, der Waffenübung ungewohnt, ohne Gewohnheit, in Maſſe zu wirken, boten im Allgemeinen nichts, als den Anblick einer aufrühreriſchen, mehr lärmenden als tapfern, und mehr zur Flucht als zum Streiten aufgelegten Horde dar.

Schweizeriſche Miszellen.

12.

Mißlungener Verſuch, den Freimaurerorden zu Freiburg in der Schweiz einzuführen.

(Eine hiſtoriſche Anekdote.)

Johann Peter von Gottrau[1], Herr von Treyfayes[2], Mitglied des großen Raths, Ritter des St. Moriz- und Lazari-Ordens, Oberſtlieutenant in k. k. apoſtoliſchen Dienſten u. ſ. w., hatte ums J. 1762 zu Freiburg eine ſogenannte Freimaurerloge errichtet, und zu dieſem Ende mehrere Mitglieder aus der Stands- und gemeinen Bürgerſchaft, „von ungleichem Werthe," aufgenommen.

Nach allem, was man von ihm weiß, erhellet, daß der Herr von Dreyſchafen (Treyfayes[3]) ziemlich locker lebte, gern imponirte, und ein Spaßmacher war, wie es die Ordensſtatuten zur Genüge beweiſen, die er in geradeſter Linie vom römiſchen Kaiſer Nero, blutigen Andenkens, herleitete, und deswegen auch dieſen brüderlichen Verein den Orden von Latium nannte, welcher, nach ſeiner Angabe, „Beförderung der Freundſchaft und gegenſeitige Unterſtützung" zum Zweck hatte, wie davon die Familienkiſten in Holland und andern Ländern den Beweis leiſten ſollten[4].

Dieſer ſonderbare Orden theilte ſich in drei Klaſſen, nämlich in Komthuren (Commandeurs), Schwertrittern (Chevaliers d'épée) und Rockrittern (Cheva-

1) Geboren zu Freiburg den 25. Auguſt 1727, geſtorben zu Turin vor 20 bis 25 Jahren.

2) Weiler auf der Nebenſtraße zwiſchen Bulle und Romont.

3) Una Faya, ein Schaf; Trey, drei; Fayès, Schafe.

4) On le (l'ordre) fit toutefois revivre en *Hollande* (heißt es unter andern), et de là sont provenu les caisses de famille en usage dans bien des pays pour l'existence de ceux de leurs noms dénués des biens de la fortune.

liers de robe). Die Zahl der sämmtlichen Mitglieder war auf hundert beschränkt. Die silberne Kammer (Chambre argentière), welche Brüder aufnehmen und absetzen konnte, hatte so ziemlich den Zuschnitt der beliebten heimlichen Kammer (Chambre secrète, jetzt Tribunal de censure). Des Ordens Symbol war ein Adler auf der Weltkugel thronend, und in dem königlichen Schnabel einen Lorbeerzweig haltend.

Der Ritter von Gottrau hatte zugleich in seiner Wohnung eine kleine Rumpel- und Rüstkammer angelegt, aus leeren Pulverfässern, alten, verrosteten Flinten, schartigen Schwertern und dergleichen mehr bestehend. Darüber ward ein vielvermögender Nachbar stutzig, der im Rufe stand, furchtsam zu sein.

Da diese Verbrüderung mißfiel und von der heimlichen Kammer, als der Handveste zuwider, getadelt und untersagt wurde, so vereinigte der Ritter v. Gottrau sämmtliche Mitglieder des Latium-Ordens auf das St. Johannisfest 1763, im Gasthause zum Wildenmann in der Neuenstadt, zu einem Abschiedsschmause, und lud den Venner Germann ein, demselben beizuwohnen. Dieser erschien aber nicht, sondern an seiner Stelle der Stadtweibel Erschmann, dem vom Großmeister ein namentliches Verzeichniß aller Mitbrüder, die anwesend waren, übergeben ward, mit Vermelden, „man werde sich dem Absprechen der hochlöblichen heimlichen Kammer pflichtschuldigermaßen unterziehen," das heißt, die Gesellschaft auflösen.

Nichtsdestoweniger legten am 4. darauffolgenden Juli die Venner dem täglichen Rathe Bericht über die Freimaurergesellschaft ab, worauf sogleich, unter dem Vorstande des Rathsherrn Python, eine hohe Kommission ernannt ward, um diese gefährliche und höchstbedenkliche Verbindung zu untersuchen.

Sofort ließ man den Ritter v. Gottrau in seinem Hause bewachen, andere Theilnehmer einziehen, und andere mit Hausarrest belegen. Eine weitläuftige Prozedur wurde eingeleitet und zum Theil mit großer Wichtigkeit instruirt. Dieser zufolge ward der Herr von Treyfayes aus den dreizehn Kantonen und den zugewandten Orten lebenslänglich verbannt, und nachher von seiner Stelle im großen Rathe entsetzt. Vorher hatte man vom französischen Hofe durch den Marquis d'Entraigues einen Siegelbrief (Lettre de cachet) gegen den Stifter des Latiums-Ordens ausgewirkt, um ihn in einer Festung in Frankreich einsperren zu lassen; allein auf die Vorstellungen seiner Verwandten wurde er blos geächtet.

Die übrigen gemeinen Theilnehmer an dieser Verbrüderung wurden mit geringern Strafen belegt, mußten aber sämmtlich der hohen Kommission „einen Eid der Treue und Wahrheit einer gnädigen Obrigkeit" leisten, dieser Gesellschaft gänzlich entsagen, und der Kirche zu St. Nikolaus eine weiße Wachskerze, ein Pfund schwer, darreichen.

Drei Standesglieder hingegen erneuerten in der Kanzlei, in Gegenwart einiger Ausgeschossenen der hohen Kommission, blos den Standeseid, und gelobten, dieser Gesellschaft gänzlich zu entsagen.

Durch folgendes Zirkularschreiben wurde den löblichen Ständen und zugewandten Orten die gegen Herrn von Gottrau von Treyfayes gefaßte höchste Schlußnahme bekannt gemacht:

„Unser freundlich willig Dienst, samt was wir Ehrn, Liebs und Guts vermögen, zuvor: Fromm, fürsichtig, ehrsam, weis, insonders gut Freund, getreu lieb Mitburger und Brüder.

„Demnach unser Burger und Großer Rathsverwandter, Herr Johann Peter Gottrau von Treyfayes sich so weit vergessen, daß Er nicht nur als Urheber und Haubt einer sogenannten Freymaurergesellschaft sich ausgegeben, sondern auch, um die Anzahl seiner Mitgesellen, von welchen Er sich einen vertrauten Anhang zu machen suchte, zu vermehren, verschiedene von unsern Burgern durch allerhand unerlaubte Weise und Wege dazu anzulocken getrachtet: als haben wir mit gleichgültigen Augen einem solchen Beginnen nicht nur nicht zuschauen, sondern auch den geringsten Anstand nicht nehmen wollen, die kräftigsten Mittel zu ergreifen, um selbes in seinem Ursprung gänzlich zu vertilgen.

„Da wir aber all diesere heimlich angezetlete Anschläge des nähern erkundiget; so haben wir mit Widerwillen erfahren müssen, welches gefährlichen Umgangs berührter von Treyfayes wäre, und in wieweit er gegen uns sich vergriffen, seynd wir demnach nothgedrungen worden, wider Ihne in etwas schärpfer zu verfahren. Dahäro, nachdeme vor allen Dingen die bemelte Sozietät mit aller Sorge zerstöhret und zerstreuet worden, haben wir des gemeinen Bestens zu seyn errachtet, und auß unß darzu bewegenden sattsammen Gründen anzuordnen guth befunden; daß bemelter Johann Peter Gottrau von Treyfayes (dessen Beschreibung wir hier anschlüßig beifügen) nicht nur unsere Stadt und Landschafften, sondern auch die ganze Lobl. Eydgnoßenschafft und zugewandte Ohrten, auf lebenlänglich, und bei Poen, widerhandlenden Falls, Ewiger Einsperrung, meiden, und nimmermer betretten solle.

„Diesem nach seind an alle unsere Amtleuten, Vorgesetzte und Beamtete die gemessene Befehle abgegangen, daß auf betretten, diese unsere Urthel an Ihne von Treyfayes vollzogen werde. Euch aber U. G. L. E. E. wollen wir andurch die Abscheidmäßige Nachricht davon ertheilen, und zugleich freundt-Eydgnosisch ersucht haben, denselben, falls er in Euere Landen

frühe oder spath sich blicken lasen sollte, handvest machen zu lassen, und Uns des verhafts beliebig und ohnversaumt zu avisieren; welche Willfahr wir bei allen sich erzeigenden Gelegenheiten vertragmäßig zu verschulden, Jederweilen, so willig als bereit seyn werden; die Wir Euch u. G. L. E. E. samt uns himmlischer Obsorge getreulich empfehlen.

Geben den 8. Augst 1763.

Schultheiß und Rath
der Stadt und Republik Freyburg."

Man will hier noch einige Aktenstücke beifügen, die auf dies Geschäft bezüglich sind.

Schreiben des Geheimen Raths des Kantons Bern an den Geheimen Rath des Kantons Freiburg.

„Unser ꝛc. ꝛc.

„Obschon sowohl durch allerhand Privat-Nachrichten, als durch die gemeine Gerücht, bereits seith einichen Tagen verlauten wollen, es äusseren sich in Euer Unser G. L. E. M. u. B. Haubt-Stadt eint und andere bedenkliche Bewegungen, so hoffen wir doch immerhin, diese Gerücht seyen entweder obnbegründet, oder doch wenigstens von geringer Erheblichkeit. Da wir aber erst heute von unseren HH. Ehrengesandten in Frauenfeld deßjenigen benachrichtiget worden, welches Euern HH. Ehrengesandten daselbs Ihnen jüngsthin in Geheim, und vertraulich eröffnet, daß nemlich obbemelte Nachrichten nur zu begründt, und wirklich durch die vigilante Aufsicht Euerer Regierung allerhand wichtige und weitaußehende Entekungen gemachet worden, und vermutlich des mehreren noch an Tag kommen könnten; so haben wir keinen Anstand nehmen wollen, Euch unsere G. L. E. M. u. B. in diesem vorfahl, freundbrüderlich nicht nur unsers getreuesten Aufsehens auf das kräftigste zu versichern, sondern von nun an alles das Jenige wirkthätigst und Eiligst anzubieten, was sowohl unsere Bündtanträge, und Mitburgerliche Pflichten als insonderheit Unsere wahre und aufrichtigste Freundschaft und Ergebenheit, nit weniger auch das gemeinsam und ohnzertrennliche Interesse Unserer beyden Ständen von Uns erforderen; als die wir in den gleichen und allen anderen Euch Unseren G. L. E. M. u. B. zustoßen könnenden vorfahlen Jederweylen bereit seyn werden, Euch die überzeugendesten Proben dieser Unser und Unseres ganzen Standes begenden aufrichtigsten Gesinnungen mit allem Brüderlichen Eyffer und Nachtruck abzulegen. Sollte auch in verlauff des Geschäffts etwas heraußkommen, daß ein mehreres zu thun erforderte, wollen wir von Euch u. G. L. E. M. u. B. die Communication freundvertraulich ausbitten.

„Gott der Allmächtige wende alles zum besten und erhalte noch ferners in Eueren Mauren und Gränzen den Edlen Frieden, Ruhe und Einigkeit.

Dat. den 14. Juli 1763.

Schultheiß und Geheimde Räth
der Stadt Bern."

Auf das anderseitige Antwortschreiben:

„Unsere ꝛc. ꝛc.

„Es erforderet die Ruhe und das Wohlseyn Eines Standes, daß die demselben vorstehende Oberkeit alles sorgfältig zu entfernen trachte, was Eint und anderes stöhren, und nur den Schein Einer Gährung immer haben kann.

„Ein Unbedachtsamer zu allen Neuerungen geneigter leichtsinniger Geist unserer Stadt hatte sich vor etwas Zeits unterstanden, gewisse heimliche Versammlungen von aller Gattung Leuten[5]) zu halten, deren führende Gedanken und habende Absichten obwohlen wenig zu beförchten, dennoch als ein Geheimniß verborgen lagen. Nun so hat ein solches die Aufmerksamkeit der Policey nothwendiger weiß verdienet, wie folglich hat es geschehen müssen, daß man alle erforderliche Mensuren genommen habe, um eine solche infolge der Zeit bedenklich seyn könnende obnerlaubte Gesellschaft zu zerstreuen und den in einer Republic Jederweilen zu befürchtenden Geist der Zusammenrottung in seinem Sproß und von Anbeginn zu vertilgen.

„Dazu zu gelangen ist allforderist dem Anstifter ein Haußarrest mit einer wacht angekündet worden, welcher natürlicher weise nicht ehender aufhören soll, biß die nöthig erachtende, und zur völligen der Sache erbeuterung dienende Perquisitionen ihres Ende erreichet haben.

„Dieses hat unmöglich geschehen können ohne unter dem Volk, welches ja jederweilen objecta mächtig zu vergrößern pfleget, ein etwelches Geschrei verursachet zu haben, so sich allenthalben in und ausert dem Land alsobald außgebreitet hat. Allein es ziblet alles dieses zu einem baldigen Ende, und wird ehistens darüber berathschlaget, und hoffentlich diß leidig gewordene Geschäft meistens abseiten geleget werden u. s. w."

In einem zweiten Schreiben vom 8. August an den Geheimen Rath des Kantons Bern wird die Sache sehr weitläuftig erzählt, und der Hr. von Treyfayes

5) Nebst dem Ritter von Gottrau befanden sich darunter drei andere Mitglieder des großen Raths, ein Stadtphysikus, ein Advokat, ein Standesläufer, ein Bartscherer, ein Bäcker, ein Maler, ein Stadttrompeter, ein Wirth, ein Professor, ein Kornmesser, ein Kastellan und Feldmesser, nebst einigen Musikanten. Das war freilich in der damaligen Zeit eine auffallende Mesalliance.

sehr schwarz geschildert. „Die Zusammenziehung dieser Freymaurergesellschaft (heißt es unter andern) hätte endlich nicht so viel zu bedeuten gehabt, wann nicht berührter von Treyfayes (ihme dadurch einen Anhang zu machen) sich der verlemderischen Boßheit bedient hätte, allerhand höchsten, und hohen rangs Personen, als mitglieder derselben fälschlich anzugeben [6]) und von gesammten also verführten von seinen heimlichen Absichten aber nichts wissenden Mitgesellen einen theuren Eydt, sowohl der zu haltenden Verschwiegenheit, als eines gleichsam blinden ohnumschränkten Gehorsams zu erzwingen."

In dem Kreisschreiben des kleinen Raths vom 27. Juli 1763 an die betreffenden Kantonsbehörden, die solches öffentlich verlesen lassen mußten, heißt es am Ende: „Obschon die Freymaurerey nicht so angesehen werden soll, wie es ausgestreut wird, ist sie nichtsdestoweniger den ursprünglichen Verfassungen unseres Standes gänzlich zuwider, und ihre Versammlungen, welche schon in andern Ländern streng verboten worden sind, können wir für Stadt und Land nur als sehr zweideutig und gefährlich ansehen, wegen der engen Verbindung, die zwischen den Mitbrüdern herrscht; diesem nach, um ihr vorzubeugen, verbieten wir allen und jeden, wessen Standes sie seyn mögen, unter den schwersten Strafen, sich in keine solche Gesellschaft aufnehmen zu lassen, oder andere zu errichten, noch weniger aber Versammlungen, ohne unsere ausdrückliche Erlaubniß, unter welchem Namen und Vorwand es sei, zu halten. (La Franc-maçonnerie, so lautet wörtlich das vorliegende abschriftliche Mandat, quoiqu'elle ne doive à beaucoup près pas être envisagé sur le pied qu'on la débite, est cependant absolument contraire aux constitutions prémordiales de Notre Etat, et Nous ne sçaurrions envisager ses assemblées, qui dans d'autres pays, ont déja été rigoureusement deffendues, que très suspectes, et dangereuses pour Notre Etat et pays, à cause de la fausse liaison qui règne entre ses confrères, c'est pourquoi pour les prévenir Nous deffendons à tous et un chacun de quelle condition qu'il puisse être sous les peines les plus rigoureuses, non seulement de se faire recevoir d'une telle société, ni d'en établir d'autres, mais encore moins de tenir des assemblées sous tel nom et prétexte, que se puisse être sans notre consentement exprès.)

Dem Marquis d'Entraigues in Solothurn schrieb der Rath am 19. Juli: „Bei solcher dieses leidigen Geschäftsbewandnuß traten gestern in aller Gebühr vor uns gesamt dessen hochansehnliche Herren Anverwandte, und baten, Ihne so weit zu verschonen, und günstig zu sein, daß anstatt in der angefangenen Prozedur fürfahren zu lassen, es uns, aus gegen Sie tragender gnädigen, allerdings verdienten Einsicht, es gefallen möchte, diesen ihren unwürdigen Verwandten, den gedt. Johann Peter Gottrau zu extradieren mit dem feyerlich widerholten Versprechen, solche Verfügungen ansehend seiner vorzuwahren, daß derselbe an Ohrt und Ende wurde verschicket und verwisen werden, daß die Civilische Societet, zu welcher Er nicht tauget, von dessen gefährlichen Anschlägen und üblen Gebehrden so lang ihme Gott das Leben fristen wird, nicht das geringste zu befahren haben könne.

„Diesem, von seiten allerseits adelichen, von Unserem Stand Hochverdienten, zahlreichen Anverwandtschaft, uns gethane herz-rührenden demüthigen Nachwerben, haben wir um so dawenniger widrig seyn wollen, daß durch die lebenslängliche Entfernung dieses gefährlichen Subjecti der oft erwehnten Verwandschafft ein ewig daurender Verdruß erspahret, und nebst Genugthuung allem demjenigen, was von uns unser Ober Richter Amt erfordert der Ruhe-Stand Unserer Staaten ohnbekränkt beybehalten werden wird.

„Zumahlen aber unser Land mit keinen dergleichen festen Schlössern versehen ist, alwo die Staatsgefangenen mit genugsammer Sicherheit können eingesperrt und aufbehalten werden; als haben uns offtermelte HH. Anverwandte des weitern angelegentlichst ersuchen lassen, von Euer Hochwohlgebohren vihlmögenden Officiis durch unseres vorwohrt, so viel auszuwürchen, daß, von Ihro Allerchristlichsten Majestät Unserem höchstgeehrtisten Herrn und Pundtgenossen ein Sigel-Brieff, oder sogenannte Lettre de cachet impetriert werden möchte, in krafft welcher, dieser Johann Peter Gottrau in ein festes Schloß sicherlich traduciert, und allda auf lebenlang ohne Gnad, als ein der Civilen Societet schädliches ja unwürdiges Glied, und wahrer Staatsgefangener eingesperret werden möge."

Briefe über den Orient.

Vierter Brief.

Wir schifften Mittags zu Alexandria aus. Die Hitze war ausserordentlich; man sah fast Niemand in den Straßen. Verdammt, um die sieben Plagen Aegyptens zu dulden, mußten wir beständig unsere Schnupftücher bewegen, um ganze Schwärme von Fliegen zu verscheuchen, die uns angriffen. Wir flüchteten uns in ein Kaffeehaus; aber auch hier wurden unsere Sorbette und Limonaden von diesen Insekten überdeckt, sobald wir den zinnernen Dekel aufhoben, mit welchen hier die Gefässe verschlossen werden. Das Gasthaus oder die Okele, wo wir zu Mittag speisen wollten, wimmelte von Menschen in den verschieden-

[6]) Prahlend hatte er den verstorbenen Papst, den Bischof, einen der Schultheißen, mehrere Mitglieder des großen Raths u. s. w. als Freimaurer angegeben.

artigſten Trachten. Ein Türk ſuchte uns durch ſeine Geſänge zu zerſtreuen. Er ſetzte ſich, ſeine Beine kreuzweis übereinander geſchlagen, drückte beide Daumen an ſeine Ohren, und ſtieß durch die Naſe ſo jämmerliche Töne aus, daß er uns endlich zwang, uns in ein Kabinet in einem andern Theile des Hauſes zu begeben, wo man uns einen ſehr gut zubereiteten Rebbraten, Früchte und vortrefliche Moka auftrug, ein Mahl, welches uns nach der Enthaltſamkeit am Bord des Schiffes, herrlich mundete. Am Abend bezogen wir eine Wohnung in einem Privathauſe, wo wir von den Ratten ſehr geplagt wurden. Kaum hatten wir die Augen zugethan, ſo biſſen ſie uns an allen Theilen des Körpers, das Geſicht ſelbſt nicht ausgenommen.

Am andern Morgen beſtiegen wir zwei Eſel, um die Säule Pompeja's zu begrüßen. Ihre Baſis mißt 9 Fuß und ihr Schaft 90 Fuß in der Höhe. Sie iſt von korinthiſcher Ordnung, und beſteht aus drei rothen Granitblöken. Man erblickt ſie ſchon aus weiter Ferne. In der Nähe dieſer Säule ſieht man die Nadel der Kleopatra, die 70 Fuß hoch iſt, aus einem einzigen Granitblock beſteht, und mit Hieroglyphen bedeckt iſt, von denen mehrere faſt ganz verwiſcht ſind. Unſer Führer war ein ſchöner Greis mit weißem Bart. Er war mit einem Mantel bekleidet, der jedoch ſeine Bruſt und ſeine Arme nackt ließ. In der größten Hitze ſchritt er immer voraus.

Vom alten Alexandria ſind nur noch große Trümmerhaufen ſichtbar, und nichts iſt trauriger, als der Anblick der neuen Stadt. Ringsum Sandwüſten, die nur ſparſam von vereinzelten Gruppen von Palmbäumen unterbrochen werden; auſſerdem kein intereſſanter Gegenſtand, kein angenehmer Spaziergang in dieſen einförmigen Ebenen; Ausnahme verdienen einzig das Kloſter Mahmudieh und die Gärten des engliſchen Konſuls. Die Häuſer von Alexandria, vorzüglich die der Franken, ſind ſehr hoch und weiß übertüncht. Die der Kaufleute ſind größtentheils hübſch ausgeſchmückt. Das Klima der Stadt iſt das kühlſte von Aegypten; jeden Abend weht regelmäßig Wind vom Meere her. Es giebt mehrere Kaffeehäuſer, die Franken gehören; aber nicht ein leidliches darunter. Alle wimmeln von Kaufleuten und Abentheurern aus allen Ländern.

Mahomed Ali hat die Stadt ſtark befeſtigen laſſen. Der große Kanal der Kleopatra, welcher ſeit Kurzem vollendet worden, iſt 40 engliſche Meilen lang, und verbindet den Nil mit dem mittelländiſchen Meere. Es iſt ein großes und bewunderungswürdiges Werk, zu deſſen Vollendung man 150,000 Araber gebraucht hat, von denen 20,000 dabei umgekommen ſind. Eines Morgens beſuchten wir ein ſchönes Haus, das der Paſcha nahe bei der Stadt für ſeinen Sohn hat erbauen laſſen. Bald darauf hörten wir eine militäriſche Muſik, und erblickten Mahomed Ali, der mit ſeiner Garde von Kairo kam. Er erſtieg den Kanaldamm und beobachtete die unzählbare Menge Arbeiter. Er iſt wohl gebaut, von mittlerem Wuchs, ruhigen und ernſten Geſichtszügen. Er ſcheint zwiſchen 50 und 60 Jahr alt zu ſein. Das Kanalbett war mit Arabern von allerlei Farben bedeckt, die unter der Hitze des Tages erlagen, während ihre Aufſeher ſie mit der Peitſche zur Arbeit trieben. Ich gedachte der Kinder Iſraels unter der Geißel der Pharaone. Der Paſcha hat jedem dieſer Unglücklichen einen täglichen Arbeitslohn von einem franzöſiſchen Sous und einer Ration Brod angewieſen, wobei ſie alle Beſchwerden geduldig ertragen. Ich ſah ſie am Abend unter den Zelten ihr Mahl einnehmen und ſich ſodann unter freien Himmel zum Schlaf ausſtrecken. Hier und da vernahm man die ſeltſamen Geſänge ihres Landes, die ſie mit Händeklatſchen, zur Bezeugung ihrer Freude begleiteten.

Von Alexandria nach Roſette verwandelt ſich auf einmal die Szene. An den Ufern des Nils unter Dattel-, Bananen-, Orangen- und Citronenwäldern gelegen, iſt dieſe letzte Stadt vielleicht der angenehmſte Aufenthaltsort in Aegypten. Ihr Handel iſt ſehr im Verfall, und noch geringer als der von Damiette, obgleich dieſes auf einer öden Sandwüſte liegt.

In dieſem letztern Orte lud uns der Konſul, der in Aegypten geboren iſt, zu ſeiner Tochter Hochzeit ein. Die Braut erſchien in ausgewählteſtem Schmuck, mit künſtlich geflochtenen Haarzöpfen und ſchwarz gefärbten Augenbraunen. Nach der Zeremonie begab man ſich in den Speiſeſaal und ließ ſich auf Kiſſen längs den Wänden nieder. Die köſtlichſten Gerichte, auf türkiſche und griechiſche Weiſe zubereitet, Zuckerzeug, Sorbete und verſchiedenartige Weine, wurden in großer Menge aufgetragen. Die Muſik und die Erleuchtung des Saals erhöhten das Vergnügen und die Ahlmen, oder Bajaderen, begannen ihre wollüſtigen Tänze nach dem Geräuſch der Trommeln und Kaſtagnetten. Mehrere Gäſte beiderlei Geſchlechts ſprangen mit ihnen umher, während andere ganz ruhig ihre Schibuken rauchten, oder Kaffee ſchlürften. Die jungen Eheleute blieben bei alledem unbeweglich und untheilnehmend. Nachdem ſie ſich zurückgezogen hatten, wurde der Lärm noch größer als zuvor, und endete erſt mit dem Feſte.

Wir ſchifften uns an Bord eines Fahrzeuges ein, das uns nach Kairo bringen ſollte. Die Ufer des Kanals zeigten uns zuerſt unfruchtbare Sandwüſten; aber als wir am andern Morgen in den Nil kamen, bot ſich ein entzückendes Gemälde unſern Blicken dar. Als

Vorläufer der Sonne glühten Opal und Rubin am Horizonte. Die Ufer des Flußes waren mit Palmengebüschen geschmückt und mit Dörfern überſäet, aus welchen ſich zierliche Minarete erhoben. Die vollkommenſte Ruhe herſchte in der ganzen Natur. Es iſt unmöglich, ſich einer gewiſſen Rührung zu erwehren, wenn man zum erſtenmale auf dieſem, ſeit ſo vielen Jahrhunderten berühmten, Strome ſchwimmt.

Wir landeten zu Fua, wo wir einige Stunden verweilten. Ich badete mich im Nil und beſah die Stadt. Die Läden waren bereits geöffnet und man verkaufte Früchte in den Straßen. Mehrere Muſelmänner ſaßen an ihren Thüren, mit dem Koran in der Hand, in welchem ſie die prunkhaften Verſprechungen des Propheten laſen und ihren Kindern die Gebete lehrten. Von den Minareten der zwölf Moſcheen, welche die Stadt enthält, riefen die Muszin die Gläubigen zum Gebet. Wenn ihre Stimme Morgens und Abends, in einem ſo ruhigen Lande wie Aegypten, aus weiter Ferne wiederhallt, verſpürt man einen gewiſſen feierlichen Eindruck, den man nicht zu erklären vermag. Oft wenn wir in Oberägypten dem Nil entgegenſteuerten, vernahmen wir dieſen entfernten Ruf, der allein das tiefe Schweigen der Wüſte unterbrach, und zu uns zu ſagen ſchien: Es gibt nur einen Gott. Gott allein iſt groß, und Mahomed iſt ſein Prophet.

Der Nil iſt ein ruhiger und majeſtätiſcher Fluß. Er iſt an mehrern Orten über eine Viertelmeile breit, an andern iſt er mehr zuſamengedrängt; aber bei den Ueberſchwemmungen bildet er Waſſerflächen von zwei bis drei Meilen. Unter den Reiſenden, in deren Geſellſchaft ich mich befand, war auch ein Janitſchar von gewiſſer Auszeichnung, ein kleiner, aber reich gekleideter und bewaffneter Mann, der zu Kairo wohnte. Auf einem Teppich, mit der Pfeife im Munde, ſitzend, gab er ſich das Anſehn eines Sultans, und lachte in ſeinen Bart über die Ehrfurcht, die er den Arabern einflößte. Unter einem Zelte befand ſich eine Aegypterin, die von ſchwarzen Mädchen bedient wurde, und nichts von dem, was um ſie her vorging, aus den Augen verlor. In einem kleinen Kabinette waren zwei Franzoſen, die lachten und ſcherzten, als wenn ſie ſich noch zu Paris befänden.

Unſere Schiffahrt ging nur ſehr langſam, und die Matroſen waren eben nicht beſonders geſchickt. Im Uebrigen konnte nichts angenehmer ſein, als beim Mondſchein auf dem ruhigen Waſſer dahin zu gleiten. Indeſſen iſt die Wirkung der Mondſtrahlen in dieſen Gegenden nicht ganz ohne Gefahr. Die Araber rathen, daß man ſich vor dem Einſchlafen in freier Luft jedesmal die Augen bedecken möge. Ich erinnerte mich der Worte Davids in einem ſeiner Pſalmen: „Am Tage wird nicht die Sonne, in der Nacht der Mond dir nicht wehe thun.“ Der Mond veranlaßt ſelbſt noch gefährlichere Augenkrankheiten als die Sonne, und wer ſich immerdar den Strahlen deſſelben ausſetzen wollte, würde bald erblinden. Ich habe dieſe Erfahrung auf meine Koſten erkauft.

Unſere Reiſe wurde Nachmittags durch eine traurige Begebenheit unterbrochen. Unſer Reis, oder Kapitän, war ein ehrwürdiger und ſehr frommer Greis. Aus Beſorgniß, daß das Gedränge im Schiffe ihm nicht vergönne, ſeine Gebete mit dem nöthigen Eifer herzuſagen, ſtieg er in das hintere Boot. Das Geſicht nach Mekka gewendet, ſchien er ganz in ſeinen religiöſen Uebungen vertieft zu ſein, und ſein ruhiges Antlitz mit dem ehrwürdigen Bart bildete das ſchönſte Ideal orientaliſcher Frömmigkeit. Plötzlich verlor er, mitten in ſeinen Allahs, das Gleichgewicht, und ſtürzte in den Nil. Das Geſchrei: Rettet den Reis, er ertrinkt! erhob ſich von allen Seiten. Während dem entfernte ſich das Schiff immer weiter von dem Unglücklichen, der mit den Wellen kämpfte und mit ſchwacher Stimme um Hilfe rief. Drei Araber, die gute Schwimmer waren, ſuchten umſonſt ihn zu retten, er war vor ihren Augen verſchwunden. Sein Sohn lief wie ein Verzweifelter auf dem Verdecke umher, und ſtieß ein herzzerreiſſendes Geſchrei aus.

Am vierten Tage verließ ich das Schiff auf einige Stunden, und folgte, in Geſellſchaft meines getreuen Michil, zu Fuß dem Ufer des Stroms, bis zu einem von Dattelbäumen überſchatteten Dorfe. Die Häuſer ſind, wie in ganz Aegypten, von ungebrannten Ziegeln erbaut, und ziemlich niedrig. Rohrmatten bedeken den Boden, ſo wie die Sitze von Erde längs der Mauer, die eine Art von Ottomane bilden. In einer dieſer Hütten fanden wir vortreffliche Milch und Kuchen, der ohne Sauerteig zubereitet war. Die Araber dieſer Gegend haben eine ſehr braune Geſichtsfarbe. Sie beizen ſich ihre Namen auf der Bruſt ein, und ihre Frauen machen ſich immer einen grünen Strich vom Mund bis zum Kinn, der nie vergeht. Wir ſpeiſeten ein Huhn, das man uns in warmem Waſſer auftrug, im Schatten einer Mauer. Eine Gruppe Araber, von denen mehrere nackt waren, gafften uns dabei in den Mund. Dieſe Menſchen ſind ſehr träg, und arbeiten nur äuſſerſt ſelten, und obgleich der Nil von Fiſchen wimmelt, ſo geben ſie ſich doch nicht einmal die Mühe, ihre Netze auszuwerfen.

Am Montag kamen wir zu Bulak, dem Hafen von Kairo, an. Unſere Sachen wurden auf Kameele geladen, wir machten uns auf Eſel beritten und wenderen uns gegen das Haus des Konſuls, durch eine unbewohnte, von den unüberſehbaren Trümmern der alten Stadt überdeckte Ebene. Das Haus des Herrn

Salt befindet sich in einem abgesonderten Theile der Stadt, und man erreicht es nur durch eine Menge enger Straßen und Durchgänge. Wir befanden uns im August und die Hitze war erstickend. Morgens und Abends ist es dagegen immer angenehm. Der Himmel ist beständig heiter und nur selten umschlingt ein alabasternes Netz die große Azurwölbung.

(Der Beschluß folgt.)

Biographische Skizzen.

Abas Mirza.

Das Gerücht von einem Einfall der Perser in das zuletzt von den Russen eroberte Gebiet hat die Aufmerksamkeit des Publikums auf's Höchste gespannt. Die Anhänger des russischen und englischen Systems, so wie Diejenigen, welche zu keinem von beiden gehören, haben ihre Vermuthungen aufgestellt, und Reisende und Gelehrte haben auch ein Wort darein geredet. Doktor Lyall, dieser geschworne Feind des Kabinets von St. Petersburg, hat seine Landsleute ermahnt, die Bewegungen Rußlands nie aus den Augen zu verlieren, und hinsichtlich Ostindiens, von Seiten Persiens, vollkommen ruhig zu sein. Um den plötzlichen Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Persien und Rußland zu erklären, hat man einen geheimen Vertrag zwischen dieser letztern Macht und dem Prinzen Abas Mirza, der den Plan gemacht haben sollte, seinen Vater zu entthronen, vorausgesetzt. Diese Idee ist jedoch als die absurdeste von allen betrachtet worden, weil sie im Widerspruch mit allem dem steht, was man von dem Karakter dieses Prinzen, von seinen politischen Neigungen und von der Antipathie kennt, die er immer gegen Rußland bewiesen. Wir finden darüber in Kaspar Drouville's „Reise in Persien" mehrere interessante Darstellungen, die wir unsern Lesern mittheilen wollen. Der Verfasser hat mehrere Jahre lang in persischen Diensten gestanden.

Man weiß, daß Persien erst seit ungefähr zwölf Jahren des wirklichen Friedens und der innern Ruhe genießt. Ein ganzes Jahrhundert bürgerlicher Kriege und fremder Einfälle folgte dem Fall der Dynastie der Sephis. Der bereits schwankende Thron des letzten Prinzen dieser Dynastie wurde von einer Handvoll Räuber, unter Anführung des Afghanen Mahmud, über den Haufen gestoßen. Bald darauf erschien Nadir, ein anderer Räuberhauptmann, dessen erste Thaten sich darauf beschränkten, Reisende zu ermorden und die Bewohner von Khorassan zu plündern. Von einem Nachkommen des großen Schach Abbas, der der allgemeinen Ermordung seiner Familie entronnen war, zu Hilfe gerufen, bemächtigte er sich sogar der Krone, züchtigte die rebellischen Khans, schlug die Türken, eroberte 1738 Indien, und raffte in Delhi, wo er über hunderttausend Einwohner umbringen ließ, eine ungeheure Menge Gold und andere Kostbarkeiten zusammen, deren Werth von den Geschichtschreibern über 125 Millionen Franken geschätzt wird. Seine Grausamkeit übersteigt alle Beschreibung, und er selbst wurde endlich von drei Offizieren seiner Leibwache ermordet. Von diesem Augenblicke an wurde Persien von Neuem der Schauplatz bürgerlicher Kriege, die das unglückliche Land bis zur Thronbesteigung des jetzigen Königs verheerten.

Dieser Fürst folgte seinem Oheim, dem Verschnittenen Mohamed Khan, nach, der es durch seine Festigkeit und seinen Muth so weit gebracht hatte, eine Menge Thronprätendenten zu beseitigen; aber kaum hatte er seine Macht einigermaßen befestigt, so brach eine Verschwörung gegen ihn aus, und er fiel unter dem Dolche eines seiner Diener, am 14. Mai 1797. Er liebte seinen Neffen eben nicht, und vergab es ihm nie, seinem Todfeind Kerim Khan, der seinen Vater ermordet und ihn selbst verstümmelt hatte, nicht allein geschmeichelt, sondern auch mehrere Oden zu seinem Lobe gedichtet zu haben. Seine Absicht, Abas Mirza auf den Thron zu erheben, war wohl bekannt und wurde das Samenkorn zu neuen Unruhen.

Abas Mirza und sein älterer Bruder befanden sich in ihrer ersten Jugend in der Nähe ihres Oheims. In ihren kindischen Zänkereien hatte Mohamed Ali, der eben so stark und robust, als heftig und kühn bis zur Unverschämtheit war, immer den Sieg über seinen jüngern Bruder, der bis zu seinem zehnten Jahre durch eine sehr schwankende Gesundheit sich auszeichnete. Sein Gouverneur selbst war nicht vor seinem Zorn sicher. Diese Kühnheit und eine gewisse Aehnlichkeit der Karaktere liessen zuerst den Großoheim dem Ali Khan den Vorzug zugestehen; aber als er bemerkte, wie alle Handlungen des Knaben von einer gewissen Wildheit zeugten, die sich seitdem nicht vermindert hat, wendete er sich gegen Abas Mirza, in dem er sanftere und solidere Eigenschaften erkannte.

Durch beständige und angestrengte Leibesübungen, wie das Ballspiel und die Jagd, gewann Abas Mirza nach und nach die ihm fehlenden Kräfte. Ein Sturz vom Pferde wurde ihm sogar vortheilhaft, weil er eine entscheidende Krisis herbeiführte, nach welcher sich seine Glieder entwickelten und er an Stärke zunahm. Bei allen diesen körperlichen Uebungen vernachlässigte er die des Geistes nicht. Er spricht und schreibt mehrere asiatische Sprachen mit Leichtigkeit, und treibt nebenbei das Studium einiger europäischen Mundarten im Geheimen, um nicht gegen die nationellen Vorurtheile anzustoßen. Von seinem Oheim und seinem Vater, dem gegenwärtigen Schach, mit Ausschluß seines ältern

Bruders, zum Thronfolger bestimmt, sucht er auf alle mögliche Weise sich dieses hohen Ranges würdig zu machen. Seine Feinde sagen von ihm, daß er bereits Frangui (Europäer) sei, und schon ihre Stiefeln trage.

Sein Oheim hatte ihm einen seiner Minister, Namens Mirza Buzark, einen sehr klugen Mann und tiefen Politiker, zum Lehrer gegeben, der ihn schon früh zur Regierungskunst vorbereitete und alle die glänzenden Eigenschaften in ihm weckte, die ihn jetzt auszeichnen. Kaum hatte sein Vater den Thron bestiegen, so vertraute er ihm, obgleich er noch sehr jung war, die Statthalterschaft von Azerbidgan und die Leitung des Krieges gegen Rußland. Hier erkannte der Prinz die Ueberlegenheit der Disziplin und der europäischen Taktik, und bot Alles auf, um den König zu bewegen sie einzuführen. — Die zahlreichen Niederlagen, statt ihn zu entmuthigen, erhoben seinen Karakter immer mehr. „So oft die Russen uns schlagen," sagte er, „so viele Lektionen geben sie uns, die wir zu unserm Vortheil benutzen können." Peter der Große hatte vor ihm beinahe dasselbe gesagt. Große Seelen können die Begebenheiten nur aus einem Gesichtspunkte betrachten.

Der Prinz ließ sich von einem französischen Offizier, Namens Lami, der sich bei der Gesandtschaft befand, in der Mathematik unterrichten, und seine Fortschritte waren sehr schnell. Er ließ die militärischen Werke Guiberts und die Regeln der Infanterie-Manöver übersetzen. Er lernte zeichnen und konnte in Kurzem einen Plan aufnehmen. Zu demselben Zwecke wurden auch sechszehn andere Zöglinge ausgebildet. Ueberzeugt, daß die Theorie in manchen Zweigen ohne die Praxis kraftlos bleibt, lernte er exerzieren, und wohnte zwei Jahre lang den Infanterie- und Artillerie-Uebungen, die von Offizieren der französischen Gesandtschaft geleitet wurden, bei. Er unterrichtete sich eben so genau von allen Einzelnheiten, bei Erbauung der Kasernen, Zeughäuser, Werkstätten, Pulvermühlen und Kanonengießereien, welches Alles die französischen Offiziere ausführten.

Ungeachtet dieser Beschäftigungen, setzte er den Krieg fort, und unterzog sich mit jedem Frühjahr den Verrichtungen eines General- und eines Soldaten. Seine persönliche Sicherheit nicht achtend, vernachlässigte er oft, Vorposten auszustellen, und gerieth dadurch in nicht geringe Gefahr. So drangen in einer Nacht die Russen bis zu seinem Zelte vor und besetzten den Eingang desselben. Er erwachte plötzlich, ergriff seinen Dolch, durchriß die Leinwand seines Zelts, lief halbnackt bis zu einem Orte, wo die Pferde standen, warf sich schnell auf eins derselben, das ungesattelt war, stellte sich an die Spitze seiner Truppen und schlug die Russen zurück.

Abas Mirza liebt die Engländer nicht, und sah deshalb die Gesandtschaft Macolms nur mit Widerwillen. Er hat den Virgil nicht gelesen und dennoch die Warnung: Timeo Danaos et dona ferentes, errathen. Er bemitleidet die Indier, und möchte sie gern vom britischen Joche befreien. Er wirft ihnen die Vernichtung des Reichs des Großmoguls vor, und ahnet, daß sie gleiche Absichten auf Persien haben konnten.

Der Prinz ist mit der Führung aller Waffen sehr bekannt. Er schleudert, im gestreckten Galopp, den Wurfspieß auf mehr als sechszig Schritte, und verfehlt fast nie sein Ziel. Er ist ein eben so sicherer Bogenschütz, und bedient sich dieser Waffe mit einer besondern Vorliebe. Er steht immer sehr früh auf und verrichtet dann seine Gebete. Beim Essen ist er mäßig; er trinkt keinen Wein und raucht nicht. Mit seinen Ministern arbeitet er bis zwei Uhr, reitet sodann bis sechs Uhr, und bringt den Abend, höchstens bis zehn Uhr, in Gesellschaft der Hofleute zu. Er ist nicht besonders groß, aber wohlgewachsen. Sein Gesicht ist lang und blaß, und seine Augen sind von breiten, schwarzen Augenbraunen überzogen. Seine Nase ist grade und seine Zähne sehr schön. Er spricht schnell und lacht gern. Seine ungezähmte Tapferkeit läßt ihn oft die einem Feldherrn so nöthige Ruhe und Klugheit aus den Augen verlieren, und das ist der einzige hervorstechende Fehler, den man an ihm zu bemerken Gelegenheit hat.

Tagebuch eines englischen Kriegsgefangenen, u. s. w.

(Fortsetzung.)

Napoleon zu Fontainebleau.

Am 30 März, um 10 Uhr Morgens, verließ der Kaiser Napoleon Troyes zu Pferde. Der General Bertrand, Großmarschall des Palastes, der Herzog von Vizenza, Oberstallmeister Saint-Aignan, zwei Adjutanten und zwei Ordonanzoffiziere begleiteten ihn. Der Kapitän Lanezan, einer seiner Offiziere, beschrieb mir am 29. Juni 1814 diese Reise. Die zehn ersten Stunden Weges wurden mit denselben Pferden in ungefähr zwei Stunden Zeit zurückgelegt. Der Kaiser hatte durchaus Niemand unterrichtet, wohin man sich begebe. Um 1 Uhr war man zu Sens, ruhte daselbst eine halbe Stunde, setzte sodann die Reise in einer schlechten Kutsche fort, und kam um halb ein Uhr Nachts zu Cour de France, der zweiten Postation auf der Straße von Paris nach Fontainebleau, an. Dies Dorf befindet sich zwischen dem neunten und zehnten Stein, ungefähr 4½ Stunden von Paris. Dort stieß man auf die Artillerie und die Truppen, welche Paris räumten. Der General Belliard unterrichtete den Kaiser von dem Ausgange

der Schlacht des vorigen Tages. Napoleon nahm diese traurige Nachricht mit der größten Ruhe auf, ging auf der Landstraße spazieren und unterhielt sich ungefähr 20 Minuten lang mit Belliard, wornach er Caulincourt in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen absendete. Er ging sodann in das Posthaus, ließ sich seine Karten bringen und bezeichnete die verschiedenen Stellungen mit Nadeln, deren Köpfe mancherlei Farben hatten.

Um 3 Uhr Morgens schlug er den Weg nach Fontainebleau ein, wo er sich gleich nach seiner Ankunft in sein Kabinet einschloß, und den ganzen Tag nicht mehr sehen ließ.

Am Abend schickte er nach dem Herzog von Ragusa, der, nach seinem Rückzuge von Paris, sein Hauptquartier zu Essonne aufgeschlagen hatte. Der Marschall kam am ersten April zwischen 2 und 3 Uhr Morgens zu Fontainebleau an, und machte dem Kaiser einen umständlichen Bericht von allem, was sich am 30. unter den Mauern von Paris zugetragen. Napoleon befragte ihn: ob seine Armee eine gute Stellung eingenommen, und obgleich die Antwort bejahend war, so ertheilte er ihm dennoch den Befehl, sein Lager zu verschanzen. Er schien ungewiß, ob er sich hinter die Loire zurückziehen, oder gegen Paris marschiren solle. Nachmittags begab er sich nach Essonne, um die Stellung des Herzogs von Ragusa in Augenschein zu nehmen, mit der er zufrieden war. Er äusserte, daß er manövriren, und eine Schlacht liefern wolle, um Paris zu befreien. Er entwarf bereits die dazu erforderlichen Pläne, als einige Offiziere, die der Marschall in Paris zurückgelassen hatte, ankamen, und ihm die Nachricht von der Kapitulation dieser Stadt überbrachten. Napoleon gerieth darüber in Wuth, schwor, die rebellische Stadt zu bestrafen, sie mit Sturm zu nehmen und seinen Soldaten zur Plünderung zu überlassen. Gleich darauf kehrte er nach Fontainebleau zurück, wo Caulincourt, dessen Niedergeschlagenes Aeusseres den geringen Erfolg seiner Sendung verkündigte, bereits vor ihm angekommen war.

Die Truppen, welche der Kaiser zu Troyes zurückgelassen, langten vor 8 Uhr Morgens zu Fontainebleau an. Der General Letort versicherte mir, daß sie 60 Stunden in 2½ Tagen zurückgelegt.

Am 2. April berief der Kaiser die Marschälle und Generale zu sich, benachrichtigte sie von den Begebenheiten zu Paris, von der Besetzung der Stadt durch die Verbündeten, und empfahl ihnen zugleich, der Armee davon nichts a nen zu lassen. Sodann ließ er im Schloßhofe das zweite und siebente Korps die Revue passiren. Er durchschritt die Reihen, wurde überall mit dem größten Enthusiasmus empfangen, ließ die Offiziere und Unteroffiziere einen Kreis um sich bilden, und sagte ihnen mit starker Stimme: daß der Feind drei Tagmärsche gewonnen, und Paris kapitulirt habe. Er fuhr darauf fort: Ich habe mich gegen den Kaiser Alexander erboten, den Frieden durch große Opfer zu erkaufen. Ich wollte alle Eroberungen der Revolution fahren lassen, und verlangte nur Frankreichs alte Grenzen. Aber er hat mein Erbieten nicht nur abgelehnt, sondern sogar den Einflüsterungen einer Faktion, halb aus Emigrirten, denen ich Gnade hatte angedeihen lassen, und halb aus Verräthern, die von mir mit Ehre überhäuft wurden, bestehend, ein geneigtes Ohr geliehen. Durch sie bewogen, hat der russische Kaiser die Erlaubniß ertheilt, die weiße Kokarde aufzustecken. Aber wir behalten die unsrige und in Kurzem marschire ich nach Paris. Ich zähle auf euch, habe ich Unrecht? — Paris! Paris! Paris! das war das allgemeine Geschrei durch alle Reihen, und alle Soldaten, von einem wilden Eifer beseelt, bezeigten das Verlangen, mit Gewalt der Hauptstadt sich zu bemächtigen, und alle Einwohner derselben umzubringen, die sich nicht sogleich für den Kaiser erklären würden.

Während der Nacht hielten die Generale, statt der Ruhe zu geniessen, Rath, welche Folgen dieser Entschluß des Kaisers nach sich ziehen könne. In dieser Stadt, die man zu vernichten drohte, befanden sich die Wohnungen der Väter, der Weiber und Kinder der meisten von ihnen. Ihre Pracht war der Stolz ihres Landes, und selbst wenn man sich ihrer wieder bemächtige, würde der Krieg dadurch nicht beendet sein, sondern viel mehr seine Verheerungen auch über diejenigen Theile Frankreichs ausdehnen, die bisher davon verschont geblieben waren. Diese Betrachtungen veranlaßten ihren Entschluß, nicht gegen Paris zu marschiren. Napoleon wurde um 3 Uhr Morgens davon unterrichtet. Er schien anfänglich darüber bestürzt, faßte sich aber bald wieder, und überzeugte sich endlich, daß selbst bei den gemeinen Soldaten eine gewisse Unentschlossenheit den Enthusiasmus des vorigen Tages verdrängt habe.

Der General Letort sagte mir, daß wenn Napoleon, statt seinen Plan zu Fontainebleau kund zu thun, ohne Aufenthalt gegen Paris vorgerückt, und 4 oder 5 Stunden von dieser Stadt die Soldaten von seinem Entschlusse unterrichtet hätte, sie sich mit Muth gegen die Hauptstadt gestürzt und sich unter ihren Trümmern begraben haben würden. Der Angriff sollte am fünften statt finden.

Am vierten kam der Moniteur des vergangenen Tages nach Fontainebleau. Er enthielt die Entscheidung des Senats, und die Bildung der provisorischen Regierung. Die Marschälle Ney, Oudinot und Macdonald beschlossen, nach der Revue dem Kaiser diese

Nachricht mitzutheilen. Sie folgten ihm desbalb in sein Kabinet, wo Ney ihm den Senatusconsult mittheilte, durch welchen er des Throns verlustig erklärt wurde. Alle drei erklärten sodann, daß sie die Absicht hätten, die Verfügungen der provisorischen Regierung anzuerkennen. Napoleon schien ihre Neuigkeiten nicht glauben zu wollen, und rief mehrmals: Es ist falsch! Ney reichte ihm nun den Moniteur, und rieth ihm, abzudanken. Napoleon nahm das Blatt und schien sehr aufgeregt. Bald suchte er die Marschälle durch Schmeicheleien zu gewinnen, bald drohte er ihnen. Er sagte, daß er die feste Ueberzeugung habe, die Armee werde ihm treu bleiben. Die Armee, erwiederte Ney, wird ihren Generalen folgen. Napoleon rief mit Ungeduld: Was wollt ihr, daß ich thue? — Abdanken! sagte Ney. Während dieses Streits wurde der Herzog von Danzig eingeführt, der Kaiser bezeugte ihm sein Erstaunen über das Verfahren des Senats. Da sehen Sie nun, entgegnete Jener, was Sie gewonnen haben, den Rath Ihrer Freunde zu verachten, als sie einstimmig zum Frieden riethen. — Napoleon erbot sich endlich, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken, und beauftragte Ney, Macdonald und Caulincourt, desbalb zu Paris zu unterhandeln. Die Marschälle versprachen ihm, die Annahme dieser Vorschläge mit Waffengewalt zu erzwingen, wenn es nicht anders möglich sei.

Es befanden sich eben damals vier Armeekorps zu Fontainebleau, das des Herzogs von Reggio, 6000 Mann stark, und die Ney's, Macdonald's und Girard's, die alle zusammen stärker waren, so wie die alte Garde, die aus ungefähr 7000 Mann bestand. Das waren alle disponiblen Streitkräfte, über welche Napoleon in diesem Augenblicke verfügen konnte.

In der Nacht vom 4. bemerkten einige Offiziere vom Armeekorps des Marschalls Oudinot mehrere Gendarmen, die sich seiner Wohnung zu nähern suchten. Sie besorgten, daß jene den Befehl erhalten, den Marschall aufzuheben, und benachrichtigten ihn davon. Er verfügte sich sogleich zum Kaiser, unterrichtete ihn von dem Vorfall, und bat ihn, seine Versuche aufzugeben, wenn er nicht wolle, daß man ihm Gleiches mit Gleichem vergelte. Napoleon wurde über diese Rede sehr aufgebracht und warf ihm seine Unverschämtheit und seinen Undank vor. Der Herzog von Reggio begnügte sich damit, ihm zu sagen, daß er ihn nicht mehr für seinen Souverain anerkenne, und folglich nicht nöthig habe, ihn zu schonen.

Der Kaiser kam am folgenden Morgen auf die Parade; aber da er von den Offizieren, und selbst von den Soldaten mit einiger Kälte aufgenommen wurde, so zog er sich bald zurück, und zeigte sich später der Armee nur, um Abschied von ihr zu nehmen. Aus Besorgniß, daß die kaiserliche Garde sein Armeekorps verführen könne, verlegte es Oudinot nach Essonne. Ney, Macdonald und Caulincourt kamen am sechsten bald nach Mitternacht von Paris an. Der erste sagte zum Kaiser, daß man von ihm eine unbedingte Abdankung verlange, und ihm dagegen seine persönliche Sicherheit garantire. Napoleon weigerte sich, diese Bedingung anzunehmen. Endlich fragte er, wohin er sich zurückziehen solle? Auf die Insel Elba, mit einer Pension von 2 Millionen Franken. Das ist zu viel für mich, entgegnete er, ich brauche nicht mehr als täglich einen Louisd'or. Die Abdankung wurde am eilften unterzeichnet, und zwar auf einem kleinen runden Tische von Mohagoniholz, in einem Zimmer mit zwei Fenstern, mit einer reichen Tapete von roth seidenen, mit Gold verbrämten Zeugen. Dies merkwürdige Aktenstück ist folgendermaßen abgefaßt:

Abdankung des Kaisers Napoleon.

Da die verbündeten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß zur Wiederherstellung des Friedens in Europa ist, so erklärt der Kaiser Napoleon, seinem Eide getreu, daß er für sich und seine Nachkommen auf die Throne von Frankreich und Italien Verzicht leistet, und daß er kein persönliches Opfer, selbst das seines Lebens nicht kennt, welches er dem Interesse Frankreichs nicht darzubringen bereit wäre.

Unterzeichnet: Napoleon.

Für gleichlautende Abschrift:

Unterz. Dupont (von Nemours),
Generalsekretair der provisorischen Regierung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Langes Leben der Thiere.

Der kleine Traktat des Aristoteles, über die Dauer des Lebens der Thiere, ist vor kurzem zu Göttingen, mit vielen Noten des Professor Schulz versehen, wieder gedruckt worden. In diesen Noten findet man Alles, was die Kenntnisse der Neuern über diesen Gegenstand erweitert haben. Ihr Verfasser gedenkt mehrerer von ihm selbst ausgeführter Experienzien. Von allen Geschöpfen mit Blutadern haben die Vögel das kürzeste Leben; doch giebt es Beispiele, durch welche bewiesen wird, daß auch hier Ausnahmen statt finden können. So wurde 1633 ein Papagai aus Italien nach Frankreich gebracht, der noch 1743 lebte und folglich wenigstens 110 Jahre alt war. Hinsichtlich der Fische, so sah man in einem Wasserbehälter zu Kaiserslautern einen, der 267 Jahre vorher in denselben gesetzt worden war, und den man genau an einem kupfernen Ring erkannte, den er um den Hals

harte. Nach Buffon sollen die Wallfische 1000 Jahre leben; aber errare humanum est.

Buttermasse in einem Torflager.

Man hat letzhin in den Ländereien Lord Clancarty's, nahe bei Ballinosbae, eine Masse Butter entdeckt, die sich in einem Torflager befand, und wahrscheinlich seit sehr langer Zeit, denn die Bretter, welche sie umschlossen, zerfielen bei der Berührung in Staub. Sie lag in einer Tiefe von 8 Fuß und wurde von den im Torflager beschäftigten Arbeitern entdeckt. Man wollte sie mit einem Messer durchstechen und fand sie in der Mitte sehr hart. Bei näherer Untersuchung bemerkte man, daß die Masse bis zu einem gewissen Punkte so fest und widerstrebend wie Holz geworden. Ungefähr die Hälfte vom Ganzen befand sich in diesem Zustande, der Ueberrest schien frisch und hatte durchaus keinen unangenehmen Geruch.

Pflanzenreichthum.

Man berechnet, daß auf Spitzbergen, welches ungefähr unter dem 70. Grade nördlicher Breite liegt, sich nur 20 verschiedene Pflanzengattungen befinden. In Lappland, unter dem 60 Grade, zählt man deren 534. In Island, unterm 65. Grade, 553. In Schweden, vom südlichen Lapplande bis zum 55. Grade, 1300. In der Mark Brandenburg, zwischen dem 52. und 54. Grade, 2000. In Piemont, zwischen dem 43. und 46. Grade, 2800. Auf Jamaika, unterm 17. und 19 Grade, 4000; und auf Madagaskar, unterm 13. und 14. Grade, oder unter dem südlichen Wendekreise, mehr als 5000.

Die englischen Reisenden in Afrika.

Die neuesten Nachrichten, welche man von den britischen Reisenden im Innern von Afrika erhalten, sind interessant, aber zugleich höchst traurig. Nachdem der Kapitän Clapperton die Erlaubniß erhalten, durch die Staaten des Königs von Hio zu reisen, überstieg er ein Gebirg, das 2500 Fuß überm Meer erhoben ist, und auf der Hälfte Weges nach der Hauptstadt von Yariba sich befindet. Das von ihm durchreisete Land ist sehr schön, und die Berge sind sehr romantisch. Die Einwohner sind überall sanft und gastfreundlich. Sie sind sauber gekleidet, tragen Mütze, Hemd und Hosen, und haben sehr viele Pferde. Clapperton litt einige Zeit am Fieber; jetzt ist er wieder hergestellt, doch mehrere weiße Bediente starben daran. Morisson und Pearce unterlagen ebenfalls dieser Krankheit. Der Doktor Dickson kam am 16. Dezember 1825 zu Dahomey an, und wurde vom König sehr zuvorkommend aufgenommen. Er reisete am 31. desselben Monats, in Begleitung von 50 bewaffneten Männern und ungefähr 100 Trägern, wieder ab. Der König gab ihm einen seiner Verwandten als Führer mit. Houston schreibt, daß er Clapperton in der Nähe des Niger zu begegnen hoffe, und daß sich derselbe, nach den neuesten ihm zugekommenen Nachrichten, vollkommen wohl befinde.

Neue Expedition nach dem Nordpole.

Die englische Admiralität hat beschlossen, daß eine neue Reise nach dem Nordpol unternommen werden soll. Die Leitung desselben ist abermals dem unerschrockenen Kapitän Parry übertragen worden. Man will diesmal nicht mehr eine nördliche Wasserstraße nach dem stillen Meere aufsuchen, weil alle frühern ähnlichen Unternehmungen kein glückliches Resultat gehabt haben, und selbst wenn man diesen Weg entdeckte, so würden die Gefahren des nördlichen Meeres der Schiffahrt immer ein unübersteigliches Hinderniß entgegengestellt haben, und für den Handel nicht vom geringsten Vortheil gewesen sein. Es handelt sich also jetzt nur darum, die östlich von Spitzbergen befindlichen Küsten näher kennen zu lernen, und so viel als möglich sich dem Nordpole zu nähern. Mehrere Barken von ganz eigner Bauart sind an Bord des Hekla gebracht worden und sollen dem Kapitän Parry zu seinen neuen Unternehmungen dienen, während der Hekla in der Nähe von Spitzbergen bleibt, wohin die etwa zerstreuten Fahrzeuge immer wieder zurückkehren können. Die Admiralität hat diesen Plan auf Begehren der königlichen Gesellschaft gefaßt. Man wird sich nun überzeugen, ob die Vermuthung des Kapitän Waddell, daß die Pole nicht mit Eis bedeckt seien, sich bewahrheite. Je mehr nämlich dieser Seefahrer sich dem Südpole näherte, um so mehr erblickte er ein offenes, ganz vom Eis befreites Meer vor sich.

Deutsche Literatur.

Pantheon der Geschichte des deutschen Volks, durch Ernst Münch, Professor in Freiburg, und eine Gesellschaft von Künstlern. Bei Friedrich Wagner in Freiburg und in der Herzbergischen Kunsthandlung in Augsburg. gr Fol.

Bereits sind in No. 23 der Unterhaltungsblätter das erste, zweite, dritte und vierte Heft des Pantheons angezeigt worden. Das Unternehmen hat inzwischen in allen deutschen Landen große Theilnahme erweckt und lebhaften Beifall gefunden. Clio erscheint hier wahrhaft in einem Feierkleide. Die vorzüglichsten Personen und Begebenheiten sind in Bildern dargestellt, welche eben so geistvoll erfunden als kunstreich durchgeführt sind. Ihnen zur Seite geht in gleich

großer und edler Form die geschichtkundige und mit warmer Begeisterung entworfene Beschreibung von dem rühmlichst bekannten Herrn Verfasser. Was wir von den drei ersten Heften in aufrichtiger Anerkennung der Kunst und des Verdienstes ausgesagt haben, das gilt in noch vollerm Maße von dem uns unlängst zugekommenen vierten Hefte.

Der Inhalt dieses Heftes ist: Alarich der Balte, und der Hauptmoment der Geschichte, welcher hier in einem ganz herrlichen Bilde, gezeichnet von Eberle, und gestochen von Nilson, dargestellt wird, ist Alarichs Einzug in Rom. Wenn sich dies Bild gleich sehr durch Kühnheit der Erfindung als durch innere historische Wahrheit auszeichnet, so zeugt die Beschreibung von einem in geschichtlicher Auffassung und Darstellung bereits zu hoher Vollendung gediehenem Geiste. Wir belegen unser Urtheil mit dem Bruchstück aus dem Texte, welches sich zunächst auf das Bild bezieht:

„Der König schwor feierliche Rache."

„Zum dritten Mal denn also bewegte er sich mit Heeresmacht gegen Rom, welches bei diesem erneuerten feindlichen Besuch an der Großmuth der beiden frühern verzweifelnd, seine Thore verschloß und sich zum äussersten Widerstand rüstete. Aber mit dem Feind von Aussen hatte sich im Innern bereits der Verrath verbunden. Sklaven deutscher Abkunft, voll Sehnsucht nach baldiger Befreiung, öffneten beim mitternächtlichen Sturm das salarische Thor, und die Heermassen der Gothen erfüllten, muth- und racheschnaubend, die Straßen der übermannten Stadt. Obgleich nun Alarich den Seinigen beim Einrücken in die Stadt vor Gesetz und Religion Achtung, und gegen Wehrlose Schonung empfohlen, dagegen die Plünderung zum Ersatz für lange Mühsale und Kränkungen zugelassen hatte, so begaben sich dennoch, was bei einem Anlaß der Art nie verhindert werden mag, Gräuel jeder Art in Menge. Der Rausch des Sieges, einzelner Widerstand, das Rachegefühl befreiter Sklaven, und endlich der National- und Glaubenshaß reizten zu Mißhandlungen, Nothzucht und Mord. Die Kirchen jedoch schirmten; und mitten in dem allgemeinen Trauerspiel wurden alle geweihten Gefäße und Schätze, die den heiligen Aposteln Petrus und Paulus gehörten, in feierlichem Zuge von dem äussersten Ende des Quirinals nach dem andern äussersten des Vatikans von einer großen Anzahl Gothen in Sicherheit gebracht. Mit den Siegesliedern der Deutschen vermischten sich die Psalmen römischer Priester, und ein großer Theil des Volks, den Anlaß der Rettung ergreifend, schloß dem Zuge sich an, und gelangte eben dadurch an sichere Freistätte. Diese religiöse Handlung milderte und endete den Gräuel der Verwüstung. Die Religion und das Heilige hatte einen glänzendern Sieg als selbst Alarich erfochten."

Wir schliessen mit dem herzlichen Wunsche, daß ein Werk der Zeit, auch äusserlich in Druck und Papier selbst in unsern eleganten Tagen ganz ungewöhnlich schön ausgestattet, immer mehr und mehr bekannt und gekannt werden möge. Mehr als dieses bedarf es nicht zu seiner Empfehlung und Verbreitung, um so weniger, da der geringe Preis in keinem Verhältniß zum werthvollen Gehalte steht.

Zollfreie Gedanken.

Wo ist das Reich der Römer geblieben, wo das der Griechen? Sie sind nur noch ein Laut, und die Hälfte unsers Wissens ist ihr trauriger Grabstein.

Wer ist heutzutage kein Marktschreier? — Man frage nur Staatsmänner und Helden darum.

Es gibt Menschen, die mit einem silbernen Löffel auf der Zunge das Licht der Welt erblicken, und andere die einen hölzernen im Munde haben.

Es gibt auch Menschen, die Schurken en détail und rechtschaffene Leute en gros sind. Sie lieben die Moral.

Um sich recht von Herzen zu hassen, muß man ein wenig mit einander verwandt sein.

Nichts ist lächerlicher auf Erden, als ein verliebter Greis. Man glaubt den Schatten Kupido's zu sehen, den die letzten Strahlen der untergehenden Sonne verlängern und eine äusserst groteske Gestalt geben.

Die Zeit kann nie neutral bleiben, und machen wir uns nicht eine nützliche Freundin aus ihr, so wird sie für uns die allergefährlichste Feindin werden.

Man muß sich fünf Klaftern entfernt von einem Wagen, zehn von einem Roß, hundert von einem Elephanten halten; aber die Entfernung, in der man von einem Bösen bleiben soll, ist unermeßlich.

In welcher Gesellschaft man auch leben mag, so wird man überall dieselbe Bemerkung machen, daß ein jeder Mensch, über eine und dieselbe Sache, oft in dem Urtheile eines Andern ganz widersprechende Ansichten und Gedanken hat.

Die meisten Menschen suchen ihren Vortheil oder ihr Vergnügen in dem Umgange mit andern Menschen. Es gibt beinahe nicht einen, dem dieser Umgang nur deshalb angenehm ist, weil er seinen Mitgeschöpfen dadurch einen geistigen Genuß zuwenden, oder für sich selbst einen solchen erzielen kann.

Der Mensch ist so klein und erbärmlich, daß die Unbeständigkeit, mit der er fast von allen seinen Planen wieder absteht, nachdem er sie kaum ergriffen hat, seine größte Tugend genannt werden kann. Er bereu-

set dadurch, daß doch noch ein Ueberrest von Größe in ihm ist, der ihn antreibt, bald der Dinge überdrüssig zu werden, die weder seine Liebe noch seine Achtung verdienen.

Einer schönen Seele fehlt es nie an Verstand, denn er ist die Essenz derselben. Ein verkrüppelter Geist ist zwar oft auch das Anzeichen einer häßlichen Seele; aber diese Schlußfolge ist nichts weniger als absolut.

Der Mensch ist unsterblich nach den Gesetzen seiner Natur. Er ist sterblich durch seine Verworfenheit. Seine Furcht beweiset sein Elend und seine Sterblichkeit, seine unbeschränkten Wünsche sind die Zeugen einer Unsterblichkeit.

Die einzige Art und Weise, heutzutage noch originell zu sein, besteht darin, einfach und natürlich zu bleiben.

Jedermann will ein guter Tröster sein. Aber die Anmaßlichkeit dieser Seelenärzte reizt die Wunde nur immer mehr. Wer keine Thränen für unsern Kummer hat, sollte uns lieber ganz mit seinen Sprüchen verschonen.

Die Wahrheit zu sagen ist dem nützlich, der hört, schädlich dem, der spricht.

Die Hoffnung ist der Wunsch eines Guts, das man einst zu erlangen glaubt. Angenehme Träume, die unser ganzes Dasein beleben, steigen aus der Hoffnung auf, wie der köstliche Duft einer Blume. Es ist die Blüthe des Glücks, der Genuß ist seine Frucht.

Kunst in der Liebe ist wie Mehlstaub dem Blumenflor. Er vernichtet ihren Glanz und vergiftet ihren Duft.

Große Menschen sind wie die Kometen: sie bewegen sich in einer exzentrischen Bahn, sie fühlen sich für gewisse Gegenstände geschaffen, welche die kleinen Geister nie berühren; deshalb werden sie oft nicht begriffen. Verleumdet von den Verworfenen, verkannt von den Dummköpfen, tadelt man sie des Guten wegen, das sie stiften, beschuldigt man sie des Bösen wegen, woran sie nicht den geringsten Antheil gehabt haben.

Die großen Talente sind immer begierig in Erforschung der Wahrheit. Freilich findet man sie nicht, wenn man vor den Mächten der Erde im Staube kriecht. Sie verbirgt sich in der Einsamkeit und gefällt sich im Schweigen. Um sie zu finden, muß man Seinesgleichen suchen. Dennoch hat man, in der Reihefolge der Jahrhunderte, einige ausgezeichnete Geister gesehen, die mitten unter den beschwerlichen Sorgen der Regierung sich mit ihrer Erforschung beschäftigt, und die durch ihre Entdeckung ihren schönsten Lohn gewonnen haben.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, September.

Endlich habe ich das Ziel meiner Reise erreicht. Ich habe die Stadte gesehen, die nur noch durch ihren vergangenen Ruhm sich auszeichnen. Aber fürchten Sie nicht die Wirkung meines Enthusiasmus; ich will weder Griechen noch Römer anrufen, sondern mich allein auf eine kurze Anzeige der Plackereien beschränken, von denen der Kunstfreund heimgesucht wird, der die Ruinen von Pompeji und Herkulanum betrachten will.

Gleich nach meiner Ankunft zu Neapel wendete ich mich, nach den erhaltenen Instruktionen, an unsern Gesandten, um durch seine Verwendung die Erlaubniß zu erhalten, die Ausgrabungen besuchen zu dürfen. Er schrieb sogleich an einen Offizier des königlichen Hauses, den Marquis Ruffo, und erhielt keine Antwort. Er wiederholte seine Bitte und war diesmal glücklicher. Demungeachtet mußte ich noch vierzehn Tage auf die Erlaubniß warten. Während dieser Zeit durfte ich nicht das Geringste in dem Museum zeichnen, das die Ueberschrift „Studi publici" trägt, und sehr viel schöne Bronzen und Marmorstücke aus Herculanum enthält. Endlich wurden mir die Thore von Pompeji geöffnet, und, eine Karte in der Hand, besuchte ich die Stadt drei Tage hindurch, und brachte die Nächte in der Taverna del Lapillo zu, die von den Ruinen durch einen ziemlich hohen Aschendamm getrennt wird.

Man betritt Pompeji über einen Platz, der gewöhnlich das Soldatenquartier genannt wird. An diesem Platze befinden sich der Tempel des Herkules, die beiden Theater, die Schulen und die Tempel der Isis und Äskulaps. Von dort führt eine Straße zum Forum, das von einer Menge Gebäude umgeben ist. Südlich sind drei Pallaste, die wahrscheinlich von Magistratspersonen bewohnt wurden. Westlich sieht man den Haupttempel, den der Venus und die Reste der öffentlichen Kornhäuser, die noch nicht ganz ausgegraben sind. Nördlich ist der Jupitertempel und östlich das erst neuerdings von der Lava gereinigte Pantheon und der Merkurtempel. Zwischen dem Tempel des Jupiter und dem Pantheon führt eine Straße nach Herculanum. Alle diese Gebäude, so wie die Privathäuser, sind ohne Dächer.

Die Straßen von Pompeji sind mit Lava gepflastert und 12 bis 15 Fuß breit. Sie haben Trottoirs, die jedoch so schmal sind, daß nicht zwei Personen neben einander gehen können. Man sieht noch sehr deutlich die Wagenspur. Die nach Herculanum führende Straße ist viel breiter, als die andern. Sie hat 23 Fuß und die Trottoirs 5 Fuß. Alle Häuser sind nach einem und demselben Plan erbaut. Ein ziemlich geräumiges Zimmer bildet einen Vorsaal, aus dem man in die andern Gemächer gelangt. Sie sind 8 bis 15 Fuß hoch. Die Mauern, welche die Stadt auf einen Umkreis von ungefähr 1500 Toisen umgeben, sind viel höher.

Die meisten der ausgegrabenen Gegenstände haben neuere,

zu unſern Zeiten berühmt gewordene Namen erhalten. Das iſt eine Art von Galanterie gegen erhabene Reiſende, vor denen, nach ihrem Range, größere oder geringere Ausgrabungen vorgenommen werden. Den einfachen „Liebhabern“ hingegen, die einen Erlaubnißſchein nur mit Mühe erhalten, werden nicht nur alle Schätze der römiſchen Stadt nicht gezeigt, ſie müſſen ſich auſſerdem auch noch den Launen und der Habgier der Cuſtodi, oder Wächter, unterwerfen. Die merkwürdigſten Orte ſind verſchloſſen und können nur mit einem ſilbernen Schlüſſel geöffnet werden. Man muß beinahe ſo viel zahlen, als wenn man Alles kaufen wollte. Uebrigens iſt die Architektur der Denkmäler zu Pompeji nicht im reinen Styl, ſondern im römiſchen Geſchmack. Nur in den Malereien und Stuckaturarbeiten, die von griechiſchen Künſtlern herrühren, findet man Einbildungskraft und Zierlichkeit.

Herculanum war eine viel ſchönere und bedeutendere Stadt, als Pompeji. Von dort ſtammen die wichtigſten Gegenſtände in den Muſeen zu Neapel und Portici her. Aber ein großes Hinderniß ſtellt ſich den Ausgrabungen entgegen. Zwei Villas und der königliche Pallaſt befinden ſich auf den Lavaſchichten, unter denen Herculanum begraben liegt. Die Arbeiten können deshalb nur äuſſerſt vorſichtig vorgenommen werden. Nur ein Theil der Unterſtadt iſt frei. Man hat ſehr wenige Hausgeräthe, dagegen aber mehrere koſtbare Handſchriften gefunden, die man nur mit Mühe aufrollen und entziffern kann, weil ſie das Feuer in Kohle verwandelt hat.

Theater.

Das Luſtſpiel, oder vielmehr der Roman, „der Millionär“, iſt nicht, wie man zuerſt vermuthete, ein Seitenſtück zur Agiotage, ſondern allein nur die Geſchichte eines nach Frankreich zurückgekehrten Bewohners von Guadeloupe. Statt eines Vetters, der als Millionär von den Inſeln anlangt, und ſich für arm ausgibt, um ſeine Verwandte zu prüfen, iſt es hier ein in Braſilien zu Grunde gerichteter Bruder, der von ſeinen Brüdern ſehr zuvorkommend aufgenommen wird, weil ſie ihn für einen Millionär halten. Dieſe Vorausſetzung iſt ſchon an und für ſich empörend und hat eben deshalb dem Stücke Martins und Maries keine günſtige Aufnahme verſchafft.

— Wenn es einem der vorzüglichſten Maler einfallen wollte, die Skizzen und leichten Entwürfe, die ſeine Handlungen bilden, öffentlich, mit der Anmaßung, ſie als große Kunſtprodukte betrachtet zu ſehen, auszuſtellen, ſo würde das Publikum gewiß eine ſolche Laune als einen Anfall von Eitelkeit betrachten, und als ſolchen behandeln. Was ſoll man nun davon denken, wenn einer der geiſtreichſten Dichter eins ſeiner älteſten und mißlungenſten Trauerſpiele, das ſeit achtzehn Jahren im Staube der Vergeſſenheit ſchlummert, plötzlich hervorreißt, und mit ihm um den Unmuth des Publikums mit demſelben Eifer ſich bewirbt, den ein Anderer anwenden würde, Beifall zu gewinnen? Man möchte faſt vermuthen, daß es Lemercier recht darauf anlegt, ſeinen literariſchen Ruhm ſelbſt zu vernichten. Glücklicherweiſe iſt er genügend vor ſeinen Launen geſchützt und der Verfaſſer Pintes und Agamemnons verliert durch ſein trauriges Ammenmährchen, „Baudoin“ genannt, welches letzthin auf dem Odeontheater dargeſtellt worden, in der Achtung des Publikums nichts, obgleich es mit der „Belagerung von Paris“, vom berühmten Arlincourt, hinſichtlich des Styls, über einen und denſelben Leiſten geſchlagen zu ſein ſcheint.

Leſe- und Lehrbuch für den Bedarf der Volksſchulen, bearbeitet von D. J. F. H. Schwabe, Superintendanten u. ſ. w. in Neuſtadt a. d. O. Dritte verb Aufl. 8. Neuſtadt a. d. O. Verlag von J. K. G. Wagner. 1826. 14½ Bogen. Preis 4 gr. oder 18 kr. rhein.

In den Ergänzungsblättern der Hall. A. L. Z. No. 39. 1825 befindet ſich hierüber Folgendes:

„Die Idee zur Ausarbeitung dieſes Buches ſcheint Rec. von Dinter in der Anweiſung zum Gebrauche der Bibel 1. Theils S. 236 u. f. erſter Ausgabe angedeutet, und zur Ausführung von dem Verf. ſelbſtthätig ergriffen zu ſein. Es iſt ein Beweis letzterer, in den Volksſchulen ſelbſtgemachter Erfahrungen, ein Beweis des in dem Vf. und ſeinen Verhältniſſen hochwichtigen Berufes zu ſeiner Abfaſſung.

„Die Vorrede, welche zugleich Inhaltsanzeige iſt, vereinigt des Vfs. Wünſche für die Benutzung und Beurtheilung ſeines Buches. Der ſonſt in Büchern für Volksſchulen gewöhnlichen aphoriſtiſchen (analytiſchen), das Mannigfaltige in ſeiner Mannigfaltigkeit auffaſſenden Vortragsart zieht der Vf. die ſyſtematiſche (ſynthetiſche), das Mannigfaltige in ſeiner Einheit auffaſſende, vor, um Vollſtändigkeit mit Kürze, Beſtimmtheit mit Leichtigkeit der Ueberſicht, Gründlichkeit mit Allgemeinverſtändlichkeit zu vereinigen. Das Ganze zerlegt der Vf. in einen formalen und materialen Theil, denen eine Einleitung über den Nutzen des Unterrichts und der Bildung in leicht verſtändlichen, den Zweck nicht verfehlenden Erzählungen vorangeht. Im formalen Theile, oder Lehr-, Denk- und Sittenbuche, lehrt das erſte Kapitel a) den ſinnlichen Menſchen — mit eingeſtreuten höchſt nöthigen Begriffen von Urſache und Wirkung, Zweck und Mittel — b) den pſychiſchen und c) den pneumatiſchen Menſchen nach Pauli 1 Theſſ. 5. 23. kennen. Kurze, die Begriffe verdeutlichende und erſchöpfende Erzählungen begleiten faſt jeden einzelnen Abſchnitt, und geben dem Lehrer Stoff zur Unterhaltung, dem Kinde zum Nachdenken. Das zweite Kapitel ſoll durch wohlgewählte Lieder, Räthſelfragen, Fabeln und Erzählungen, Denk- und Sittenſprüche, die Geiſteskräfte üben und ſchärfen, und gleichſam den praktiſchen Theil bilden. Nur wenige Erzählungen ſind von Peſtalozzi entlehnt, die meiſten und gerade die zweckmäßigſten, wie uns dünkt, hat der Verf. ſelbſt bearbeitet. Der zweite oder materiale Theil, Lehrbuch der gemeinnützigen Kenntniſſe (Nebenkenntniſſe nennt ſie Dinter) mit dem alleinigen Ausſchluſſe der Religionslehre und des Rechenunterrichts, gibt die nöthige Anleitung, Himmel und Erde kennen zu lernen, an jenem Sonnen-, Wandelſterne, Mond, Finſterniſſe, Kometen; auf dieſer den Boden, Land und Waſſer, Atmoſphäre, Lufterſcheinungen, Steine, Pflanzen, Thiere, die verſchiedenen Staaten, die Stände in denſelben, ihre Rechte und Pflichten, die Geſchichte der Erde, des Menſchengeſchlechts, Deutſchlands u. ſ. w. Auch dieſem materialen Theile für ſich ein zweites Kapitel zur Anwendung der Kenntniſſe von der Sprache und Schrift und deren Gebrauche in den Lebensverhältniſſen an. Alſo eine kleine Sprachlehre und Anweiſung zum Gedankenvortrage in Briefen, Vorträgen u. ſ. w. von denen Muſter beigegeben ſind.

„Wir haben abſichtlich den Inhalt des Buchs ausführlicher, als es ſonſt bei Schriften dieſer Art gewöhnlich, angegeben, um theils des Vrfs. wohlgetroffene Anordnung und Wahl des Mannigfaltigen, theils des Buches Zweckmäßigkeit für Landſchulen darzuthun. Die Literatur kennt mehrere Bücher der Art, von Spieker, Eckart, Zerrenner, Fröbbing u. A., darf ſich aber eines ſyſtematiſch abgefaßten mit Recht freuen.

„Dem Buche, das ſchon im Werden (wie Vorr. S. XII es heißt) höchſte Huld und hochgeneigte Billigung fand, wünſchen wir mit dem Vrf. fernere Freunde und Beförderer, und Frucht auf dem reichen Felde der Erziehung und des Unterrichts“

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 43. Dritter Jahrgang 1826. 25. Oktober.

Erste Skizze über Rußland.

Nachdem ich einen ziemlich lebhaften Briefwechsel mit mehrern Bewohnern Rußlands, nämlich mit wirklichen Russen, unterhalten, faßte ich endlich den Entschluß, sie selbst zu besuchen, um ihre Sitten und ihren Karakter ganz in der Nähe zu beurtheilen. Vor meinem Aufbruch hatte ich Alles gelesen, was über diesen Gegenstand bis jetzt geschrieben worden ist. Die Meinungsverschiedenheit, oder vielmehr die Widersprüche in den meisten Werken, hatten mich so sehr verwirrt, daß ich nur durch eigene Anschauung eine feste Ueberzeugung zu gewinnen hoffen konnte. Mein Rang in der Gesellschaft und mehrere Empfehlungsbriefe an die ersten Häuser in Moskau und Petersburg öffneten mir ohne Schwierigkeit den Eintritt in die ausgezeichnetsten Häuser. Deshalb bin ich mit der untern Klasse des Adels, die mit den englischen Pächtern kaum verglichen werden kann, nie in Berührung gekommen, und wenn ich selbst dazu das Verlangen gehabt hätte, um ihre Gebräuche zu kennen, so würde mir ihre Sprache ein unüberwindliches Hinderniß entgegengestellt haben. Die Geistlichkeit, die Kaufleute und die Landbewohner habe ich selbst wenig beobachtet; aber ich kann mich dabei auf die Autorität einiger meiner Freunde stützen, die lange in Rußland gelebt und sie bis auf den Grund kennen gelernt haben.

Ich kam in Rußland nach einer dreimonatlichen Reise an. Bei der Landung zu Kronstadt machte der Anblick des Hafendammes und des Leuchtthurms, der vom schönsten Granit erbaut ist, einen angenehmen Eindruck auf mich; aber das Geschrei eines Russen, der an Bord eines Botasch, oder Mauthboots, die Bastonade erhielt, stimmte mich traurig. Ich sage nichts von der Stadt selbst. Die Batterien der Festung schienen in schlechtem Zustand zu sein; die Flotte verfaulte im Hafen. Sie ist nie gebraucht worden, und die Schiffe sind so schwerfällig und fehlerhaft gebaut, daß man sie je eher je lieber zerschlagen und verbrennen sollte. Ungeachtet des Beispiels Peters des Großen, haben es die Russen in der Schiffsbaukunst noch nicht weit gebracht. Dennoch schmeicheln sie sich, einmal die Herrschaft der Meere zu erlangen, ohne zu bedenken, daß, wie groß ihre Flotte auch immerhin sein mag, man sie mit Leichtigkeit im baltischen, schwarzen und weißen Meer blokiren könne. Ueberhaupt heißt das wahrlich die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn England wird es nie dulden, daß ihm irgend eine Macht auf dem flüssigen Elemente gleichkomme.

Ungeachtet alles Stolzes, ist Rußland noch von Fremdlingen abhängig. Ihnen verdankt es seine geringe Aufklärung und den Rang, zu welchem es sich dadurch emporgeschwungen. Raubt man ihm diesen erborgten Glanz, so sinkt es wieder in die Finsterniß der Barbarei zurück. Die unförmliche Organisation der höchsten Gewalt, die Unwissenheit der öffentlichen Verwaltung, die Beschränktheit der Polizei und die Entartung des Volks durch eine lange Sklaverei vergönnen ihm nicht, auf seine eigenen Kräfte zu zählen, weshalb die Klugheit der Selbstherrscher immer die ersten Aemter Fremden anvertraut hat. Werden die

Flotten nicht von Engländern befehligt? die in der Oſtſee vom Admiral Crown und die im Pont-Euxin vom Admiral Greig? Die Arzneikunde wird größtentheils ebenfalls von Briten ausgeübt. Die Generale, denen man unſtreitig die Erfolge des denkwürdigen Feldzugs von 1812 zuſchreiben muß, Barclay de Tolly, Bagration, Wittgenſtein, Sacken, Diebitſch, Winzingerode u. ſ. w., ſo wie die Staatsmänner Capo d'Iſtria, Neſſelrode u. A., ſind fremden Urſprungs. Aber ſelbſt angenommen, daß Rußland ſchon eine Menge unterrichteter Offiziere habe, ſo wird man ſchwerlich einen darunter finden, der im Stande wäre, große Maſſen, vorzüglich während einer Schlacht, nach den neueſten Regeln der Taktik manövriren zu laſſen. Man muß geſtehen, daß die ungeheuern Armeen dieſes Reichs jedem fremden Angriffe einen unüberſteiglichen Damm entgegenſtellen; dagegen können ſie eben ſo wenig ohne Hilfsleiſtung einer andern Macht Krieg im Auslande unterhalten. Das iſt wenigſtens die Ueberzeugung, welche ich während meines Aufenthalts im nördlichen Rußland gewonnen habe.

Nach kurzer Raſt zu Kronſtadt ſchiffte ich mich auf einem Dampfboote nach Petersburg ein. Die Fahrt war ſehr angenehm, das Wetter herrlich, und der Anblick der Geſtade des finniſchen Meerbuſens bezauberte uns. Die ſchnelle und regelmäßige Bewegung des Boots trug zur Annehmlichkeit der Reiſe das Ihrige bei. Nirgends vielleicht ſind die Vortheile der Dampfſchiffahrt fühlbarer, als zwiſchen Petersburg und Kronſtadt. Ehemals brauchte man zu dieſer Fahrt, beim ſchönſten Wetter, beinahe einen ganzen Tag, bei Gegenwind kam man oft vor zwei Tagen nicht an, und bei ſtürmiſchem Wetter mußte ſie ganz unterbleiben. In dieſem Fall mußte der Reiſende, der Eile hatte, in einem Nachen Oranienburg zu erreichen ſuchen, und von dort mit großen Koſten ſich zu Wagen nach Petersburg führen laſſen. Jetzt geht, bei heftigem Sturme ausgenommen, täglich ein Dampfſchiff von Kronſtadt und ein anderes von Petersburg ab. Die Fahrt dauert gewöhnlich 3 Stunden, wir brauchten nur 2½ dazu.

Statt Petersburg von der Landſeite zu betreten, folgte ich dem Rath eines Freundes, der mich einlud, mit ihm die Newa hinaufzuſchiffen. Die Sonne verbreitete ihren vollen Glanz und der Himmel war wolkenleer. Ein leichtes Boot führte uns ſchnell ſtromau, und das erhabenſte Schauſpiel ſtellte ſich unſern Blikken dar. Dieſe Dome mit ihren vergoldeten Kuppeln, dieſe prachtvollen Flußdämme, mit einer langen Reihe von Pallaſten und ſchönen Häuſern beſetzt, die Admiralität mit ihrem Thurm, der kaiſerliche Pallaſt, die Schiffbrücke über die klaren Gewäſſer der Newa, die ungeheuern Pallaſte der Akademien der Künſte und Wiſſenſchaften, die Minenſchule und eine Menge anderer, nicht weniger merkwürdiger Gebäude, mit einem Worte, dies faſt wunderbare und majeſtätiſche Ganze bietet ein Gemälde dar, welches man nicht genug anſtaunen kann. In meinem Enthuſiasmus rief ich aus: „Das alſo iſt die Hauptſtadt Derjenigen, die wir ſo oft die nordiſchen Barbaren nennen!“ Man behauptet, daß Petersburg die ſchönſte Stadt der Erde ſei. Die Pracht der breiten Straßen, die Schönheit der Boulevards, der Styl der Denkmäler, in denen die italieniſche Baukunſt ſich in ihrer ganzen Reinheit zeigt, der herrliche Lauf der Newa, Alles macht mir das glaubwürdig. In den ſchönen Tagen iſt der Boulevard der Admiralität das Stelldichein der Spaziergänger. Ich erſtaunte über die Zierlichkeit der Kleidung, den Reichthum der Equipagen, und glaubte mich einen Augenblick zu London oder Paris, bis ich durch den Anblick eines Ruſſen mit ſeinem langen Bart und ſeiner ſchwerfälligen Tracht aus meinem Traum geweckt wurde.

Ich bemerkte bald, daß ich zu Petersburg nicht die ruſſiſchen Sitten und den Karakter der Nation ſuchen dürfe. Deshalb beſchloß ich, die Hauptſtadt früher zu verlaſſen, als ich zuerſt gewollt, und mehr in das Innere des Landes vorzudringen. In den Geſellſchaften, die ich beſuchte, ſah ich oft Staatsminiſter, Generale, Gouverneurs und Admirale, und ich kann ihre Höflichkeit und Zuvorkommenheit nicht genug rühmen.

In Ermangelung der Grazie und Schönheit fand ich die Frauen, ihrer Natürlichkeit und Annehmlichkeit ihrer Manieren wegen, die bald eine anziehende Vertraulichkeit zur Folge hatten, liebenswürdig. Ihr Anzug iſt ſehr elegant, und ſie ahmen die franzöſiſchen Moden mit großer Vorliebe nach. Da die Natur ihre Geſchenke bei ihnen eben nicht verſchwenderiſch ausgetheilt hat, ſo vernachläſſigen ſie nichts, um durch die Kunſt ihre geringen Reize zu erheben. Sammt und Seide, Federn und Edelſteine, Salben und Karmin, dienen dazu, die Verſtöße der Natur zu verbeſſern oder zu verbergen. Ungeachtet der Anmuth ihres Geiſtes und ihrer Geſellſchaft hätte ich doch nicht eine einzige von allen Frauen, die ich geſehen, meine Gattin nennen mögen. Aus demſelben Grunde ſind wahrſcheinlich die Ehen bei den Engländern, die in großer Zahl zu Petersburg wohnen, äuſſerſt ſelten. Die meiſten dieſer Briten ſind Kaufleute, aber ſie leben wie die Adelichen, haben ſchöne Häuſer, Kutſchen und Pferde, eine gute Tafel und köſtliche Weine. Sie ſind eben ſo gaſtfreundlich als die Ruſſen, und ich ſpeiſete oft in dem engliſchen Klubb, wo ich die Zeit ſehr angenehm zubrachte.

Regelmäßig wohnte ich den militäriſchen Revuen

bei, welche der Kaiser Alexander gewöhnlich jeden Morgen auf dem großen Platze hielt. Die vortreffliche Haltung der Truppen erregte meine Bewunderung. Es müßte schwer sein, irgendwo solche Soldaten zu finden. Indessen konnt' ich mich doch nicht enthalten, dabei einige Betrachtungen über die Macht des Despotismus anzustellen. Man nehme an, daß es König Georg IV plötzlich einfalle, seine Truppen wöchentlich einmal zu Charing-Croß die Revue passiren zu lassen, und durch Gendarmen und Polizeiagenten die freie Zirkulation auf dem Strand in der Cocksbur- und Parlament-Straße zu verbieten: welcher verhängnißvollen Folgen dürfte er nicht versichert sein? Im Norden hat der Monarch in dieser Hinsicht nicht das Geringste zu besorgen, und viele Straßen sind während der ganzen Dauer der Revuen zu St. Petersburg gesperrt.

Nachdem ich mit Muße Alles gesehen, was Petersburg den Blicken des Reisenden Merkwürdiges darbietet, und aus allem dem die bestimmte Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ich den eigentlichen Nationalkarakter hier nicht studiren könne, faßte ich den Entschluß, meine Reise nach der alten Hauptstadt des moskowitischen Reichs fortzusetzen. Karamsin hat irgendwo gesagt: „Wer Moskau gesehen hat, kennt Rußland." Man macht die Reise in vier Tagen. Auf dem Wege berührt man die Militärkolonien, über die ich nichts Neues zu sagen habe

Vor meiner Abreise aus England hatte ich mehrere Beschreibungen von Moskau gelesen, und die Zeichnungen zu Lyalls Werk gaben mir eine ziemlich genaue Idee von dieser Stadt. Aber alle meine Erwartung wurde von der Wirklichkeit übertroffen. Der Enthusiasmus jenes Reisenden und die stolze Trunkenheit der Franzosen, bei ihrem Anblick, setzten mich nun nicht mehr in Erstaunen. Ich begriff die Wonne Napoleons, als er sich am Ziele seines Ehrgeizes glaubte, und Moskau zu seinen Füssen erblickte, vor dem die Russen in heiliger Einfalt das Knie beugten. Aber wie groß auch die Bewunderung sein mochte, welche die Pracht dieser Stadt in mir erregte, so mag ich es doch nicht unternehmen, ein Gemälde davon zu entwerfen, weil ich fest überzeugt bin, daß ich kaum einen Schatten davon aufzustellen im Stande sein dürfte. Ich begnüge mich also damit, die Umgebungen dieser Hauptstadt und die Gebräuche ihrer Einwohner zu beschreiben, die bis jetzt noch nicht befriedigend beobachtet worden sind.

Ich besuchte zuerst das Dorf Ostrow, wo die Gräfin Orlow-Tschesmenska, an welche ich ein Empfehlungsschreiben hatte, mich mit vielem Wohlwollen aufnahm. Ostrow liegt 14 englische Meilen südlich von Moskau, auf einer Anhöhe, die aus einer großen Ebene sich erhebt, und von wo man eine lachende, von dem Laufe der Moskau verschönerte, von angenehmen Hügeln, Gehölzen, Feldern, Wiesen und Dörfern geschmückte Landschaft überblickt. Nordöstlich zeigt sich Petrowskoy, ein reizendes, einem Grafen Demidow gehöriges Landgut. Das Wort Ostrow bedeutet so viel als Insel, und die Benennung dieses Dorfs rührt daher, weil im Frühling, beim Schmelzen des Eises und Schnees, die Moskau aus ihrem Bette steigt und den ganzen Ort umgiebt, der alsdann wie eine Insel sich aus der großen Wasserfläche erhebt.

Hier bringt die Gräfin Orlow den ganzen Sommer zu. Ihr Wohnhaus steht auf dem höchsten Punkte des Hügels, und ist zwei Stockwerk hoch, und halb von Stein, halb von Holz erbaut. Es ist malerisch und bequem, obgleich es mit den übrigen Landhäusern der Adelichen nicht verglichen werden kann. Der Garten dehnt sich nördlich und östlich bis zum äussersten Ende des Hügels aus, und ist von einem Leibeigenen der Gräfin angelegt worden. Eine weiß übertünchte steinerne Kirche, mit einem viereckigen Thurm, und von hohen Bäumen beschattet, gewährt einen sehr freundlichen Anblick.

Die Stuterei des Grafen ist seit Langem berühmt. Coxe lobte sie schon 1780. Die Pferde weideten in der Ebene; und Arabien, die Türkei, Persien und England haben das Ihrige beigetragen, diese reiche Heerde zu bilden. Sie wird größtentheils im Dorfe Krenowa, im Gouvernement Woroneh, gepflegt, wo 500 Familen ausschließlich zu diesem Dienste bestimmt sind. Die Pferde zu Ostrow und Moskau sind nur zur Befriedigung der Neugier des Publikums ausgewählt worden. Die Wiesen von Ostrow werden von der Moskau bewässert, und erzeugen ohne weitere Hilfe eine ungeheure Menge Heu. Es würde ein Leichtes sein, dies fruchtbare Land zum Getreide- und Gemüsebau umzugestalten, und den größten Vortheil davon zu ziehen.

Auf dem Heimwege nach Moskau war ich über das Kloster Spaßnanowo gegangen, weshalb ich den Rückweg nach einer andern Richtung einschlug, um noch einige andere interessante Punkte in der Nähe von Moskau zu besuchen. In Kurzem erreichte ich Czaritsino Selo oder Czaritzin, ein kaiserliches Lustschloß, in einer herrlichen Lage. Es erhebt sich über dem Flüßchen Gorodenka, 9 oder 10 Werste von Moskau. Die Kaiserin Katharine kaufte es vom Fürsten Kantemir, einem der vorzüglichsten russischen Dichter. Das Schloß und die Nebengebäude wurden von 1780 bis 1790 aufgeführt; aber da das Ganze der Kaiserin nicht gefiel, so wurden die Arbeiten plötzlich unterbrochen und der Pallast ist seitdem noch nicht beendet worden. Ungeachtet mehrerer architektonischer

Fehler, iſt dieſer Von der Aufmerkſamkeit dennoch nicht unwerdig. Das Schloß hat zwei Stockwerke und mehrere Pavillons zieren die Façade. Es iſt aus Backſteinen und nach türkiſchem Geſchmack erbaut, aber ohne alle Zierlichkeit und Majeſtät Gegenüber befindet ſich eine Kirche und eine ziemliche Menge kleiner Gebäude von Backſteinen und in demſelben Styl, und von hübſchen Pflanzungen umgeben. Der Punkt iſt ſehr romantiſch. Weſtlich und nördlich überblickt man ein großes Waſſerbecken, das von Schleuſſen in eine Menge Teiche geſchieden wird, die ſich übereinander befinden und die von Gehölzen umringt werden, durch welche in mehrfachen Richtungen Alleen gehauen ſind. Oeſtlich und ſüdlich breitet ſich ein ungeheurer Wald aus. Die Gärten werden ſehr häufig von den Bewohnern der Hauptſtadt beſucht, und man hat nichts unterlaſſen, ſie ſo reizend und mannigfaltig als möglich zu machen. Tempel, Grotten und Brücken leihen der Natur einen erhöhten Glanz.

Ich unternahm einen andern Ausflug von einigen Werſten nach Kolomenskoy, der Wiege Peters des Großen; jedoch wird ihm dieſe Ehre, worauf alle Einwohner, bis auf den Geringſten, im höchſten Grade ſtolz ſind, nicht unbeſtritten zugeſtanden. Das Dorf liegt 6 oder 7 Werſten von Serpuchowskaya Zastava, oder der Barriere von Moskau, auf einem Hügel, um deſſen Fuß ſich der Fluß ſchlängelt und von dem man in einer reichen und prachtvollen Landſchaft die alte Hauptſtadt von Rußland überblickt.

Kolomenskoy ſcheint durch ſeine Lage und die Nähe der Hauptſtadt ganz eigends dazu beſtimmt zu ſein, eine kaiſerliche Reſidenz zu werden. 1672 wurde ein hölzerner Palaſt von großem Umfange erbaut, der bald der Lieblingsaufenthalt Alexis Michailowitſch und einiger andern Zaaren wurde. Später wurde dies Gebäude wieder abgebrochen und Katharina II ließ endlich 1767 ein neues Schloß aufführen, das jetzt in Trümmer zerfällt, aber doch noch Einiges von ſeiner alten Pracht errathen läßt. Es gehört, ſo wie das ganze Dorf, in welchem ſich drei Kirchen von ziemlich merkwürdiger Bauart befinden, dem Kaiſer.

Zu Fuchot, einem Dorfe in geringer Entfernung von Kolomenskoy, wurden ehemahls die Kronfalken aufbewahrt, aber die Falkenjagd iſt ſeitdem in Rußland ganz aus der Mode gekommen.

Der Selbſtmord.

Mein Vater war ein Edelmann von Shropſhire, von alter Familie und geringem Vermögen; dagegen hatte ihn der Himmel mit dreizehn Kindern geſegnet. Meine Mutter hatte bei der Niederkunft mit dem dreizehnten die Augen für immer geſchloſſen; er verheirathete ſich daher mit einer andern Frau, deren einziger Kummer darin beſtand, keine Nachkommenſchaft zu erhalten. Mein Vater, obgleich er ein zärtlicher Gatte war, ertrug dieſen Umſtand ſchon gefaßter, weil er das Glück hatte, täglich dreizehn Knaben und Mädchen, blühend in Geſundheit und Stärke, an dem langen Tiſche mit gutem Appetit eſſen zu ſehen. Die Wirkung dieſes intereſſanten Schauſpiels wurde noch durch die wöchentliche Rechnung des Metzgers vermehrt.

Unglücklicherweiſe hatte bei der unſrigen, wie bei mehrern andern guten Familien, der Fall ſtatt, daß, je mehr wir mit der Zeit an Ehren zunahmen, unſer Vermögen ſich verminderte. Wir waren von Adel, in der Grafſchaft bekannt, und folglich genöthigt, als Perſonen unſers Ranges zu leben. Zu allem dem war unſer Vater ein Whig, und ſeiner Familie deshalb der Zutritt zu Staatsämtern verſchloſſen. Es blieb alſo nichts übrig, als John, meinen älteſten Bruder, dem geiſtlichen, und Karl, den zweiten, dem Militärſtande zu widmen. Jakob, der dritte, wurde in die Marine geſteckt. Die Reihe kam nun an mich, und man wußte nicht recht, was man aus mir machen ſollte.

Mein Vater hatte einen vertrauten Freund, Namens Wills, der einer der angeſehenſten Prokuratoren zu London war. Er beſuchte uns eines Tages, und da meine Brüder eben anweſend waren, ſo ſah er neun kerngeſunde Mädchen und vier robuſte Jünglinge mit dem beſten Appetit von der Welt den Tiſch umringen. Dieſer Anblick flößte ihm großes Intereſſe für unſere Familie ein. Meine drei Brüder waren verſorgt, und mein geſehtes Anſehen gefiel Herrn Wills. Mein Karakter war in der That ein wenig melancholiſch, und eine kleine Empfindeleigeſchichte, in welche ich damals vertieft war, vermehrte dieſe Neigung noch. Bald nach ſeiner Rückkehr nach London ſchrieb er meinem Vater, daß er, wenn es ihm recht ſei, mich als Schreiber zu ſich nehmen wolle. Mein Vater war über dieſen Antrag höchſt erfreut, obgleich es mir nicht recht in den Kopf wollte, daß ich zum Schreiber eines Prokurators geboren ſei. Ich beſchloß ſogleich, meinen angebeteten Gegenſtand, der Luiſe Daventry mit Namen hieß, deshalb zu Rathe zu ziehen, was noch denſelben Abend geſchah. Es iſt mir unmöglich, zu beſchreiben, mit welchem Abſcheu und Nachdruck ſie ausrief: „Schreiber eines Prokurators! Was? Sie könnten ſchwarze Kamaſchen tragen?“ — Von dem Augenblick an war mein Entſchluß gefaßt, und ich ſchwor Luiſen aufs Feierlichſte, mich nie mit einer Menſchenklaſſe zu vermiſchen, die ihr ſo viel Abſcheu einflößte Der Gedanke, ſchwarze Kamaſchen zu tragen, brachte all' mein Blut in Wallung, und aufs Innigſte mit der Ehre meiner Familie be-

schäftigt, stellte ich meinem Vater vor, wie höchst unwürdig es sei, sich je so weit herabzuwürdigen, und wie himmelschreiend es sein würde, daß ein Mitglied des alten Hauses Squanderly Schreiber eines Prokurators werden solle. Er entgegnete darauf: daß der Zustand seines Vermögens ihm nicht verönne, meinen Anmaßlichkeiten zu entsprechen, und daß er weder meinen Müßiggang befördern, noch mir andere Aussichten eröffnen wolle, ich folglich den Anerbietungen des Herrn Wills entsprechen müsse.

Ein wohlwollender Freund hatte die Güte, Herrn Wills von meiner Widersetzlichkeit zu unterrichten. Er schrieb an meinen Vater, um ihm abzurathen, meine Neigung zu zwingen, worauf sich dieser begnügte, zu antworten: daß ich sogleich nach London abreisen und sechs Monate lang seinen gewöhnlichen Arbeiten mich unterziehen werde, wornach es mir frei stehe, zu thun was ich wolle. Er benachrichtigte mich zugleich, daß er mir eine jährliche Unterstützung von 100 Pf. St zugestehe, so lange ich mich in dem Schreibzimmer des Prokurators befinde; aber daß diese Zulage mit demselben Augenblick aufhören werde, wo ich meine Pflichten vernachlässige. Bevor ich nach London abreisete, hatte ich noch eine kurze Zusammenkunft mit Luise Daventry, während welcher ich ihr aufs Neue versprach, nie Prokurationsschreiber zu werden; worauf wir uns ewige Treue schworen.

Während ich mich London näherte, tröstete ich mich über mein Mißgeschick durch alle Vergnügungen, die mich erwarteten; aber nach zwei oder drei Tagen war der Zauber der Neuheit verscheucht, und meine Lage erschien mir im höchsten Grade unangenehm. Ich kannte in der Hauptstadt nur Herrn Wills, dessen Familie auf dem Lande wohnte, und der mir an und für sich wenig Hochachtung einflößte. Mit seinen Schreibern konnte es mir nie einfallen, je einigen Umgang haben zu wollen, und zwar aus dem Grunde, weil sie Schreiber waren und ich mich Squanderly nannte. Ich hatte ein gutes Haus und eine überflüssig versorgte Tafel für eine schlechte Wohnung in der Glocester-Straße und meine einsamen Mahlzeiten, die unveränderlich aus Hammelkoteletten und abscheulich zähen Beaf-steaks bestanden, verlassen. Alles im Aeussern war schmutzig, und traurig im Innern. Ich dachte an unsern schönen Himmel, an unsere lachenden Gefilde, und seufzte, wenn ich die finstern und schmutzigen Häuser ansah, die beständig von stinkenden Rauchwolken umzogen waren. Aus Langeweile ging ich in den ersten Tagen zum Prokurator; aber der Anblick der mir dargebotenen Arbeit und der alten Pergamente flößte mir bald einen noch größern Widerwillen ein, als der Aufenthalt in Glocester-Street.

Indessen konnte dieser Zustand nicht von langer Dauer sein, und ohne ausserordentliche Ueberwindung gewohnte ich mich bald daran, am Tage Romane zu lesen oder herumzuschlendern, und am Abend die Schauspielhäuser zu besuchen. Es gelang mir endlich meisterhaft, die Zeit zu tödten, mein Geld zu verschwenden und Schulden zu machen, weshalb ich, zu meiner Verwunderung, von meinem Vater, und selbst von meinen Brüdern, mit Vorwürfen regalirt wurde, an die ich mich jedoch wenig oder gar nicht kehrte. Endlich nach vierzehn Tagen erhielt ich folgenden Brief:

„Heinrich! Da meine letzten Ermahnungen dich nicht vermocht haben, zu Herrn Wills zurückzukehren, so vermuthe ich, daß du andere mir unbekannte Mittel hast, deinen Unterhalt zu gewinnen. Du vermeidest den sichern Weg, dein Glück zu machen, und ich schliesse daraus, daß du einen andern noch kürzern gefunden; aber da du es nicht für nothwendig erachtet hast, mich dabei zu Rathe zu ziehen, so muß ich glauben, daß meine Unterstützungen dir unnütz sind, weshalb ich sie zurückziehe. Du darfst also künftighin auf keinerlei Art auf mich zählen. Wir wünschen von Herzen, daß es dir in der neuen Laufbahn, welche sie auch immerhin sein mag, wohlergehe. L. S."

Obgleich ich auf die Folgen, welche mein Ungehorsam nach sich ziehen konnte, vorbereitet zu sein glaubte, so schien es mir doch, als wenn dieser Brief mir die Augen geöffnet, und ich fühlte zum erstenmal das Fürchterliche meiner Lage. Ich berechnete meine Schulden, an die ich bis dahin nicht gedacht. Wie sollte ich sie bezahlen, was meinen Gläubigern antworten? Welche Demüthigung für einen Squanderly, die Unverschämtheit dieser Menschen, die sich schon einige Male mir fühlbar gemacht hatten, zu ertragen. Ich kannte durchaus keinen Erwerbszweig, wodurch ich meine tägliche Nahrung mir zu verschaffen im Stande gewesen wäre. Alles, was ich aus dem Grunde verstand, war Tanzen und Reiten; aber damit gewinnt man nicht viel. Was sollte ich anfangen, um zu leben? „Ich kann sterben!" rief ich mir selbst zu. Dieser plötzliche Entschluß erhob mich über Alles. Την αισχρην αισχυνης της καλης θανατου! sagte ich mit Würde. Alles Elend verschwand vor meinen Blicken, und ich fühlte mich über das Geschick selbst erhaben.

Der Tod flößt der Jugend im Allgemeinen wenig Schauder ein. Die romantische Wendung meines Geistes ließ mich den Selbstmord als eine wirklich heroische That betrachten. Es war mir, als spiele ich den ersten Theil eines Trauerspiels, das einiges Aufsehen erregen werde. Ich sah meine Familie von später aber unnützer Reue gefoltert, die Welt mein Ehrgefühl bewundernd, das mich einen freiwilligen Tod der Erniedrigung vorziehen ließ. Und Luise Daven-

try!!! — Sie wird ihr Leben in jungfräulicher Unſchuld zubringen und den frühen Tod ihres Heinrich beweinen. Ich erinnerte mich, wie gerührt ſie war, als ich eines Abends, im Garten ihres Vaters, ihr die Verſe Campbells vordeklamirte:

Anud say, when summoned from the world and thee,
I lay my head beneath the willow tree.
Wilt thou, sweet mourner! at my stone appear,
And soothe my parted spirit lingering near?
Oh! wilt thou come, at evening hour, to shed
The tears of memory o'er my narrow bed;
With aching temples on thy hand reclined,
Muse on the last farewell I left behind;
Breathe a deep sigh to winds that murmur low,
And think on all my love and all my woe? *)

Ich war zu jener Zeit ſo ſtark wie ein Stier; aber mein empfindſamer Karakter ließ mich ein großes Vergnügen darin finden, in der Blüthe meines Lebens, von einer langſamen Krankheit verzehrt, dahinzuwelken, und ich deklamirte dieſe Verſe mit der Wärme eines Liebhabers und der innigen Ueberzeugung eines Menſchen, der ſich ſeinem unvermeidlichen Ende nahe ſieht. Es blieb mir jetzt nichts weiter übrig, als den Augenblick meines freiwilligen Todes zu beſtimmen. Ich hatte die feſte Ueberzeugung, daß ich nur dadurch dem Elende und der Erniedrigung entgehen könne; denn das Wort „Erniedrigung" war mein Lieblingswort geworden. Es ſchwebte beſtändig vor meinem Geiſte und war der Stachel meines Beſtrebens zur Selbſtvernichtung. So lange ich jedoch noch einen Schilling zu verzehren hatte, war es mir nicht darum zu thun, das Leben zu verlaſſen. Mein Schatz beſtand noch aus drei Pfund Sterling und etwas Münze. Ich beſchloß, mich beſſer zu nähren, als bisher, trank etwas Wein, und fühlte plötzlich den Entſchluß, mich von der Waterloobrücke in den Strom zu ſtürzen. Auf dem Wege zur Themſe ging ich am Coventgarden-Theater vorüber, und konnte mich nicht enthalten, ein wenig einzutreten. Die reizende Miß Tree ſang eben Moore's rührende Romanze:

Weep not for those whem the veil of the tomb,
In life's early beauty hast hid from our eyes;
Ere sin threw a blight o'er the spirits young bloom,
Or earth profaned what was born for the skies. *)

Obgleich eben nichts in mir war, wodurch ich die Ueberzeugung hätte gewinnen können, daß ich ganz beſonders für den Himmel geſchaffen ſei, ſo glaubte ich doch dieſe Verſe auf mich beziehen zu können, und große Thränen ſtürzten aus meinen Augen. Ohne zu bedenken, daß Luiſe keine Stimme habe, bildete ich mir ein, daß ſie dieſe Romanze nach meinem Tode ſingen werde. Als das Schauſpiel zu Ende war, fühlte ich mich zu ſchläfrig, um noch daran zu denken, mich in den Strom zu ſtürzen.

Am andern Tage las ich Werthers Leiden und ſchrieb einen Brief an Luiſen, in welchen ich eine große Locke von meinen Haaren einſchloß. Mein Geld ging zu Ende, und ich dachte ernſtlich an die Todesart, welche ich erwählen wollte. Ich konnte mich nicht erſchieſſen, weil ich keine Piſtolen hatte; zudem empörte mich der Gedanke, Luiſens Geliebten zu entſtellen. Eben ſo wenig konnte ich mir den Hals abſchneiden, weil ich fürchtete, daß mir das zu wehe thun würde, und ungeachtet meines felſenfeſten Entſchluſſes hatte ich immer eine große Beſorgniß für meine Haut. Der Gedanke, mich zu erſäufen, ſchien mir daher immer noch der verführeriſchſte, und nach reiflicher Ueberlegung beſchloß ich unabänderlich, mich in die Themſe zu ſtürzen.

Es mag ſeltſam ſcheinen, und doch iſt vielleicht nichts natürlicher, daß ich, während ich alle dieſe Vernichtungsmittel prüfte, mit der Kataſtrophe ſelbſt keineswegs mich beſchäftigte. Ich war entſchloſſen zu ſterben, und dachte über die Art und Weiſe nach, auf welche ich mich tödten könne, ohne dabei an den Tod ſelbſt zu denken. Ich wollte das Licht auslöſchen, und hatte kaltblütig berechnet, ob es beſſer ſei, es auszublaſen, es abzuputzen, es umzuſtürzen, oder in ein mit Waſſer angefülltes Gefäß zu tauchen, ohne nur einen Augenblick an die Finſterniß zu denken, die unmittelbar darauf folgen mußte. Der Tod war nur ein Wort für mich; aber die Worte übten eine Allgewalt über meinen Geiſt aus. Das Wort „Erniedrigung" hatte mich beſtimmt, zu ſterben, und ich hatte das Prokurationsgewerbe nur um des Worts „Schreiber" willen verabſcheut. Die Abneigung, welche Luiſe

*) Sage mir, wie, wenn ich der Welt und die entriſſen ſein werde, und ich unter dem Schatten der Weide ruhe, du ſchmerzlich dich an meinem Grabe niederlaſſen und durch deine Thränen meine Seele tröſten werdeſt. Ach, wirſt du in der Abendſtunde kommen und die Thränen der Erinnerung auf den ſchmalen Erdraum niederträufeln laſſen, wo ich ruhe? Wirſt du, das Haupt auf die Hand geſtützt, meines letzten Lebewohls gedenken, den tiefen Seufzer der leiſmurmelnden Windharfe anvertrauen, und meiner ganzen Liebe und meines ganzen Unglücks gedenken? —

*) Weine nicht über diejenigen, die, in der ganzen Schönheit des erſten Alters, das Grab den Blicken entzogen hat, bevor noch die Sünde ihre junge Seele befleckt und die Erde das entheiligt hat, was für den Himmel geſchaffen war.

Daventry für die Prokuratoren und ſchwarze Kamaſchen geäuſſert, hatte mein Schickſal entſchieden, und mich in die grauſame Lage verſetzt, in der ich mich befand. Aber obgleich der Gedanke an den Tod mich wenig beſchäftigte, ſo fiel es mir doch ein, daß es traurig ſei, ſchon ſo jung ſterben zu müſſen.

Meine Börſe erſchöpfte ſich nur zu bald, und ich fühlte, daß ich keine Zeit mehr zu verlieren habe, um ſo mehr, da mein Entſchluß allmälig ſchwankend zu werden begann. Ich fürchtete, daß das Elend mir das Leben lieb machen könne, denn ich hatte oft bemerkt, daß der Preis, den wir auf das Leben ſetzen, oft im umgekehrten Sinne mit ſeinem wirklichen Werthe ſteht. Der Menſch in der Fülle und Stärke der Geſundheit opfert es für eine Kleinigkeit auf; aber man werfe denſelben Menſchen auf ein halbverfaultes Strohlager, man ſteche ihm die Augen aus, verſtümmle ſeine Glieder und paraliſire ſeinen Körper, ſo daß er ſich ſelbſt und Andern zur Laſt fällt, und er wird ſich feſt an das Leben klammern, und nur mit Schauer an den Tod gedenken, der doch alle ſeine Schmerzen enden ſoll.

Wie ein Kind, das Arznei einnehmen ſoll und das Getränk auf einmal verſchlingt, fühlte ich, daß ich plötzlich und auf der Stelle endigen müſſe. Ich ſchrieb deshalb noch einen Brief an Luiſen und einen andern an meinen Vater, in welchem ich ihn um Verzeihung meines Entſchluſſes und um Bezahlung meiner Schulden bat. Um 3 Uhr Nachmittags verließ ich meine Wohnung. Es war im Dezember, die Luft war neblicht, aber ziemlich mild. Ich ging zuerſt nach Millbank, und ſodann nach Chelſea. Denn obgleich das Waſſer hoch und die Strömung ſehr tief zu Millbank war, ſo ging ich dennoch vorüber, und gab, ich weiß nicht warum, der entfernten Brücke von Batterſea, zur Ausführung meines Plans, den Vorzug. Als ich ſie erreichte, war die Dämmerung bereits angebrochen. Ein Wind aus Südweſt trieb die Strömung zurück, und die Fluthen kochten und brauſeten mit Gewalt unter dem Bogen der Brücke. Ich glaubte vorbereitet genug zu ſein, meinen Sprung zu thun, und ſtellte mich auf die öſtliche Seite; aber es war noch hell genug, um die Wechſel von Schatten und Licht, die durch die ſchnelle Bewegung der Wolken veranlaßt wurden, zu bemerken. Die von den letzten Strahlen des Tages durchglühten Gewölke verſcheuchten den Gedanken des Todes aus meiner Seele und verſetzten mich in meine glückliche Jugendzeit.

Wie oft, wenn ich am Abend von der Jagd zurückkehrte, hatte ich die über meinem Haupte dahinſchwebenden Maſſen betrachtet und ſie mit meinen Blicken verfolgt. Ich war ſehr romantiſch, und es konnte daher eben nicht befremden, daß ich meinen Kopf immer mit Wolken beſchäftigte und ihn oft darin verlor. Wer unter einem immer heitern Himmel lebt, ſcheint mir in derſelben Lage ſich zu befinden, wie ein Mann, der mit einer ſchönen Frau verheirathet iſt, welche keinen Ausdruck und keine Beweglichkeit in ihren Zügen hat. Ich erinnerte mich dabei der Verſe Wordsworths, der, nachdem er einen wilden und einſamen Ort beſchrieben, hinzufügt:

> . . . . . In such a place
> I would not willingly, methinks, lose sight
> Of a departing cloud. *)

Die Maler kennen den ganzen Werth der Wolken. Unglücklicherweiſe können ſie ſie nicht beweglich darſtellen. Es gibt in der Malerei nur einen Effekt, den man möglicherweiſe aufzufaſſen im Stande iſt, und der größte Zauber beſteht eben in der Verſchiedenheit der von ihnen erzeugten Wirkungen, ſo wie in den bald dunkeln, bald glänzenden Tinten, mit welchen ſie die Landſchaft färben.

(Beſchluß folgt.)

Frankreichs Fabrikſtädte.

Rouen iſt das Mancheſter von Frankreich. Die Bevölkerung beider Städte mit ihren Zugehörungen, beinahe dieſelbe an Zahl und Induſtrie, verdient eine nähere Beachtung. Die Zeit iſt vorüber, wo man die Gemeinden und Fabriken mit Hilfe einiger Söldner und eines Herrn Hauptmanns bewachen und, falls ſich Klagen erhoben, die Unruhigſten hängen konnte, um ſich die Gnade der Uebrigen um ſo höher anrechnen zu laſſen. Man bedarf jetzt zum Regieren beſtimmter Verordnungen und Geſetze. Man bedarf dazu einer Polizei, die mit den Sitten des Jahrhunderts in Uebereinſtimmung ſtehe, oder man ſetzt ſich der Gefahr aus, Gährungen zu erregen, die um ſo ernſthafter werden, je weniger ſie auf einzig materiellen Bedürfniſſen, ſondern vielmehr auf dem allgemeinen Wunſch beruhen, nur ſolchen Geſetzen zu gehorchen, die klar, reif, geſund und vollkommen verſtändlich ſeien.

Rouen hat, im Verhältniß auf die große Zahl ſeiner Bewohner, die ungeheuren Arbeiten, die hier ausgeführt werden, und die Reichthümer, welche das Reſultat derſelben ſind, nur eine ſehr geringe Ausdehnung. Die Stadt befindet ſich inner einem Hügelkreiſe, der ſie gegen die Seine drückt, und die Vergrößerung ihrer Straßen und Ausgänge verhindert. Demungeachtet haben ſeit ungefähr 30 Jahren große Verbeſſerungen ſtattgefunden. Man hat Stadtviertel

*) An einem ſolchen Orte ſcheint es mir, daß ich unwillkührlich das verſchwindende Gewölk nicht mehr bemerken würde.

durchbrochen, die dunkel und ganz verbaut waren. Man hat neue Durchgänge geschaffen, die Vorhallen und Bogengänge abgebrochen, die Plätze erweitert und gleichförmiger gemacht. Die Niederreissung mehrerer alten Kirchen, die in Trümmer fielen, hat diese Verschönerungen sehr erleichtert. Alle Klöster, deren eine sehr große Menge vorhanden war, haben sich in Spinnereien verwandelt. Die Stellen der Klostergärten sind jetzt mit schönen Häusern überdeckt, und die erzeugende Thätigkeit hat den parasitischen Müßiggang ersetzt.

Die Abtei von Saint-Ouen allein ist erhalten worden. In ihr befindet sich jetzt das Stadthaus, das sonst in der Straße der großen Schlaguhr, unfern dem Justizpalaste, war. Diese Abtei ist mit einem wahrhaft unverschämten Luxus erbaut worden. Die Mönche hatten sich vorgesetzt, dem Erzbischof und seinem Kapitel zu beweisen, daß sie reicher seien als er, und das dadurch erweckte Aergerniß beschäftigte eben so sehr das Volk als die Geistlichkeit. Selbst in den niedrigsten Klassen hatte die Vernunft nach und nach Eingang gefunden, und man räsonnirte über das, was man hörte und sah. Man konnte nicht begreifen, wozu Luxus und Prunk beim Gebet, bei der innigsten Unterhaltung des Menschen mit Gott, beförderlich sei. Man zweifelte nicht einen Augenblick, daß die wahre Frömmigkeit nur bescheiden und wohlwollend sein könne, und daß die Unterscheidung, in dieser Hinsicht, nicht durch Geld und Gut, sondern durch Weisheit bestimmt werde.

Das Gemälde, welches sich bei der Ankunft zu Rouen darstellt, ist wirklich magisch, gleichviel, ob man von Canteleu oder Bonsecours komme, ob man vom Mont-aux-Malades, oder vom Katharinenberge hinabsteige, oder die Stadt selbst durch Saint-Sever betrete: überall wird man von dieser großen Häusermasse betroffen, die sich im Wasserspiegel der Seine zu verdoppeln scheint, und die der grüne Rahmen der Bäume des Boulevarts umgibt. — Die Spitze der Kathedralkirche wurde vor zwei Jahren vom Blitz getroffen und verzehrt. Sie war von Holz und Blei, und ist seitdem wieder hergestellt worden. Die hohen Thürme geben einer Stadt ein gewisses Relief, indem sie zugleich in unserer heutigen Baukunst nothwendige Zierrathen zu sein scheinen. Die Philosophie selbst findet sie zweckmäßig, weil sie die Interessen der Künste befördern und die Majestät der Tempel erhöhen, in denen leidende und schwache Herzen Trost suchen und finden. Erbaue man doch so viele Thürme und Obelisken, als man immer will, wenn man nur die Doktrine selbst darüber nicht vernachläßigt, sondern sie immer gesunder und vernünftiger zu machen sucht. Man befriedige die Augen, aber man gewähre auch der Seele einige Nahrung; man verfolge den Irrthum, ohne die wohlthätigen Illusionen alle zu vernichten; man wolle nicht Alles gleich machen, nicht Alles bis auf den Grund austrocknen, nicht Alles zergliedern. Es ist nur einer geringen Zahl vorbehalten, das Geheimnißvolle zu durchforschen und die Räder der verborgenen Bewegungen zu entdecken. Aber die Massen werden durch andere Maximen regiert, und es ist nicht genügend, ihnen Vernunft zu predigen, man muß auch ihrer Einbildungskraft eine freie Laufbahn eröffnen, in welcher sie nach Behagen ihre Bilder sich zu gestalten im Stande sein kann.

Rouen enthält zwei durchaus von einander verschiedene Völker, das spekulative und das spekulirende, das nur allein mit den Wissenschaften und der Moral beschäftigte, und das, dessen Lebenszweck nur im Handel und der Erzeugung von Handelsartikeln besteht; dies letztere ist ohne allen Vergleich das zahlreichste. Die neun Zehntheile der Stadtbewohner werden von dem Wirbelwind der Manufakturen, der Färbereien und Fabriken jeder Art mit fortgerissen. Es gibt wohl kein Gewerbe, das hier nicht seinen Speicher oder seinen Keller hat, wie Eisen und Stahl hier ihre Oefen haben. Alle Arten Wachsleinwand und Taffet, Papier, das dem englischen und holländischen nichts nachgiebt, Schreibfedern und Zuckerwaaren, die eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, werden zu Rouen verfertigt. Kein Zweig am Baume der Industrie wird als unwürdig betrachtet, die Blicke des Handwerkers und Künstlers an sich zu ziehen; aber die eigentliche Basis der Fabrikation ist Leinwand- und Baumwollenweberei. Die Bewohner mehrerer Provinzen Frankreichs, wie in Bretagne, Anjou, Poitou und Gascogne bekleiden sich damit. In der Touraine, Maine und dem Orleanais kennt man nichts als die „Rouenerie" zu Hals- und Schnupftüchern, Frauenröcken und Schürzen, und wie viele jener leichten Stoffe, die in den Läden zu Paris feilgeboten werden, und die man, um ihren Preis zu erhöhen, für ausländische Artikel ausgibt, werden zu Martainville und Cauchoise, zwei Vorstädten von Rouen, bereitet!

Die Schiffbrücke über die Seine verdient die Aufmerksamkeit des Reisenden. Sie wird zur Fluth- und Ebbezeit geöffnet, um den Schiffen den Durchgang zu gestatten. Dies Schauspiel ist sehr lebendig, und die steinerne Brücke, die man jetzt erbaut, und die sich auf die Kreuzinsel stützt, wird nicht mehr denselben Vortheil gewähren, dafür aber andere darbieten, die sich leicht berechnen lassen. Sie wird aus sechs starken Bogen bestehen und ungefähr tausend Fuß lang sein. Jenseits der Brücke befindet sich am linken Ufer die Vorstadt Saint-Sever. Stromaufwärts sieht man

den Cours und ſchöne Spaziergänge. Weiterhinauf bemerkt man zu Moulineauz und les Couronnes eine große Menge Fabriken.

Man brennt zu Rouen ſehr viel Torf, und am Morgen bedeckt und verfinſtert ein dicker Rauch den Horizont. Fügt man dazu noch die häufigen Nebel, die von der Zurückdrängung der Fluthen und der Nähe des Meeres veranlaßt werden, ſo kennt man, nächſt den faſt beſtändigen Regengüſſen, die Urſache des Schmutzes in den Straßen, der eine wirkliche Plage iſt. — Die Lebensmittel ſind zu Rouen nicht ſo theuer, als man bei der großen Einwohnerzahl, und dem bedeutenden Zufluſſe von Fremden, vermuthen ſollte. Die benachbarten Felder ſind ſehr fruchtbar, und der Handel verbreitet einen ſo großen Ueberfluß, daß man Alles leicht und wohlfeil haben kann.

Rouen iſt der Geburtsort der beiden Corneille, Fontenelles, des Pater Daniels, Bochards, Frameris, des Ueberſetzers Arioſts, Forbonnais, der Brüder Franz und Michel Auguiers, berühmte Bildhauer, der Mathematiker Bezout und Blondel, des Advokats Basnage, Verfaſſer eines Traktats der Toleranz, Jouvenets und Deshayes, berühmte Maler, und Anderer. Auch zwei Frauen, die Aufſehen erregt haben, die Champmeslé und die Dubocage wurden hier in derſelben Straße, und faſt in demſelben Hauſe, geboren, in demſelben Stadtviertel, in welchem die Jungfrau von Orleans lebendig verbrannt wurde. — Rouen befand ſich im 15. Jahrhundert 30 Jahre lang unter dem britiſchen Joche.

Die Zentralſchule dieſer Stadt zeichnet ſich vor allen übrigen Anſtalten dieſer Art aus. Die Bibliothek hat bis jetzt den Angriffen des Obſkurantismus widerſtanden. Sie enthält 25,000 Bände, die von Licquet ſorgſam bewacht werden. Die Gemäldegallerie iſt nicht ſo reich als zahlreich, obſchon ſich mehrere ſchöne Stücke darunter befinden. Man verdankt ihre Bildung den beiden Descamps Vater und Sohn. Der botaniſche Garten verdient geſehen zu werden, aber er iſt nur klein und könnte ſo wohl vergrößert werden, da man dazu nur den Raum nehmen dürfte, den man durch die Gartenanlagen einiger aufgehobenen Klöſter gewonnen hat.

Die Sitten der Koloniebewohner in den britiſchen Antillen.

Der moraliſche und religiöſe Zuſtand der Weißen wie der Schwarzen, ſagt Cooper in ſeinen Briefen über Jamaika, iſt ſo ſchlecht, als man ihn ſich nur immer vorſtellen kann. Faſt alle Weiße, die ſich in den Pflanzungen befinden, leben in beſtändiger Konkubinage mit farbigen oder ſchwarzen Weibern, und die Verderbniß iſt in dieſer Hinſicht allgemein. Statt zu den Pflichten der Ehe groß erzogen zu werden, überliefert man die jungen Sklavinnen im zarteſten Alter den viehiſchen Lüſten ihrer Herren, und den Freunden derſelben. Von 20 Weißen, die in der Kolonie landen, gibt es nicht 19, die vor Verlauf eines Monats nicht vollkommen verderbt ſind. Jede Art von Ausſchweifung erſtickt in ihnen alle religiöſen Ideen.

Unter den Sklaven wird die Ehe nicht als ein Geſetz angeſehen, und die Verbindungen ſind nur für einen gewiſſen Zeitraum gültig. Sobald ein Fremder einen Pflanzer beſucht, und die Nacht unter ſeinem Dach zubringt, giebt man ihm eben ſo unbefangen eine Negerin, als ein Licht, oder eine Flaſche mit Waſſer. Es iſt dies ein Höflichkeits-Gebrauch, dem ſich Niemand, der auf eine gute Erziehung Anſpruch machen will, entziehen darf. Nichts trägt mehr zur Entartung der Sklaven und zur Vernichtung der Moralität der Weißen bei. Die größten Grauſamkeiten werden ohne Widerſtand und mit unnöthiger Gewalt vollbracht. Sie beweiſen zugleich die Fühlloſigkeit der Sklaven und die Abſcheulichkeit des Gebieters; aber man ſieht hier nichts als thieriſche Machthabung. Was ſoll man hier von der Hintanſetzung alles menſchlichen Gefühls bei den Weißen denken, wenn ſie die Schwarzen zu den Werkzeugen ihrer Lüſte mißbrauchen? Was kann man von der Geſellſchaft halten, wo durch die Entartung eines Theils der Bevölkerung ſolche Handlungen, die in allen ziviliſirten Ländern nur von den verdorbenſten Wüſtlingen ausgeführt und ſelbſt von dieſen mit dem Schleier des Geheimniſſes umhüllt werden, zur Mode zu gehören ſcheinen, und öffentlich, im Schooſe der Familien ſelbſt, Duldung und Begünſtigung finden?

Die Strafen, welche über die Schwarzen verhängt werden, ſtehen mit dem übrigen Betragen in vollkommener Uebereinſtimmung. Welches auch das Geſchlecht ſein mag, die Strafen bleiben unabänderlich dieſelben. Die Unglücklichen werden nackt ausgezogen, auf die Erde ausgeſtreckt, und ihnen von ihren Kameraden Arme und Beine gehalten. In dieſer Lage verſetzt ihnen ein Aufſeher, unter den Augen des Inſpektors, mit einer langen Peitſche ſo viele Streiche, als dieſer für gut erachtet. Iſt die Haut durch dieſe Behandlung noch nicht abgehärtet, ſo wird ſie von jedem Schlage zerriſſen, und der Strafällige bleibt nach 30 oder 40 Hieben leblos auf dem Platze. Zwei ſchwangere Weiber hatten gebeten, daß man ſie während der Regenzeit nicht im Freien arbeiten laſſe, und der Inſpektor hatte ihnen dazu die Erlaubniß verweigert. Sie wollten ſich bei der Obrig-

keit deshalb beklagen; aber der Inspektor einer benachbarten Pflanzung fieng sie auf, warf sie in's Gefängniß und schickte sie zu ihrem Herrn zurück, der sie unbarmherzig geißeln ließ.

Sobald die Neger nur irgend einen Fehler begangen haben, werden sie über Nacht und an den am Tage zur Ruhe bestimmten Stunden mit Ketten belastet. Man wirft sie oft während dieser Strafzeit und selbst nachher so lange in ein feuchtes Gefängniß, bis ihre Wunden vernarbt sind, wonach sie von Neuem gezüchtigt werden.

Auf Jamaika sind die meisten Pflanzungen mit Hypotheken belastet und werden häufig, in Verfolg der Gläubiger, mit den dazu gehörigen Sklaven verkauft. Oft belegt man einen Theil dieser Heerde mit menschlichem Antlitz mit Beschlag, ohne sich im Geringsten darum zu bekümmern, ob sich in demselben die verschiedenen Glieder einer Familie befinden, oder nicht. Der Schmerz dieser Unglücklichen, sich von den Ihrigen getrennt zu sehen, übersteigt alle Beschreibung, und treibt sie oft zu den blutigsten Empörungen.

Manchmal unternehmen die kleinen Eigenthümer Arbeiten auf größern Domainen. In diesem Fall nehmen die Neger ihre Lebensmittel mit sich, und bringen die Nacht unter einem Zelte zu, wo sie bunt durcheinander auf der bloßen Erde liegen, im Fall man sie nicht in irgend einem Zuckerhause, oder in den Wohnungen der andern Neger aufnimmt. Wenn man nicht glaubt, daß ein Neger durch die in der Pflanzung gewöhnlichen Strafen gebessert werden könne, so schickt man ihn in das Arbeitshaus des Distrikts, wo immer zwei Neger zusamengeschmiedet, und zur Ausbesserung der Straßen gebraucht werden. Es hängt von dem Herrn ab, wie lang oder kurz diese Strafe sein soll. Die Neger, die einem Entlaufenen nachgeschickt werden, sind gewöhnlich mit langen Messern bewaffnet, deren sie sich bedienen dürfen, sobald sie nur den geringsten Widerstand finden. Man verspricht ebenfalls den Maronen-Negern, die einen Flüchtling ausliefern, eine Belohnung, und sie haben das Recht, auf ihn zu schiessen, wenn er sich nicht sogleich ergeben will. Bei jeder Pflanzung befindet sich ein Krankenhaus, welches ein Arzt ein- oder zweimal wöchentlich besuchen soll. Die Neger haben einen großen Abscheu davor, weil sie darin von ihren Unglücksgefährten getrennt sind, und sie bleiben lieber in ihren Gemächern, wie elend sie dort auch immerhin sein mögen.

Ueberlegenheit der positiven Doktrine über die theologische und metaphysische.

Sollte es so schwer sein, die Thatsache zu beweisen: „daß selbst in dem, was die gesellschaftliche Ordnung betrifft, jedesmal, sobald die theologischen und metaphysischen Doktrinen mit der positiven Doktrine im Widerspruche stehen, jene immer unmaßgeblich den Kürzern ziehen und diese allein obsiegend bleibt?“ — Aber um aufs Klarste bemerkbar zu machen, worin die immer zunehmende Gleichgültigkeit unserer Zeit für die Theologie und Metaphysik und ihre immer größere Neigung zur positiven Wissenschaft bestehe, ist es unumgänglich nothwendig, die drei Doktrinen näher zu erklären, weshalb ein Rückblick auf die Vergangenheit geworfen werden muß.

Die Wissenschaft, dies Wort im ausgedehntesten Sinne genommen, kann weder zwei Gegenstände, noch zwei verschiedene Zwecke haben. Welches auch die Basis sei, die man ihr gebe, in welchem Geiste man sich ihr überlassen mag, so bleibt sie doch immer die Kenntniß und das beständige Studium des ganzen Weltalls, zum größten Glücke der Menschheit. Also, ob die Wissenschaft theologisch, oder metaphysisch, oder positiv sei, so ist es immer dasselbe Studium des Gegenstandes, dieselbe Nützlichkeit des Zweckes; ausserdem kann man keinen unterscheidenden Karakter finden, durch den die Theologie, die Metaphysik und die positive Wissenschaft erklärt werden könne.

Nach dem Gegenstande und dem Zwecke ist in einer Wissenschaft die Methode das Wichtigste, und wenn die drei Doktrinen, welche wir näher betrachten wollen, in diesem Punkte verschieden sind, so ist das ohne Gegenrede der allgemeinste Karakter, in welchem sie von einander abweichen können. Das wird der entscheidende Punkt sein, wo ihre Theilung beginnt, folglich der, den man am meisten festhalten muß, um sie nicht zu verwechseln.

Die theologischen und metaphysischen Doktrinen haben das gemein gehabt, daß — von den Grundsätzen ausgehend, „daß keine Wirkung ohne Ursache sei, da jede Wirkung im Verhältniß auf ihre Ursache stehe — die Kenntniß der Ursache nothwendigerweise auch die der Wirkung nach sich zieht.“ Sie haben das Weltall als eine große Wirkung betrachtet, deren verhältnißmäßige Ursache zu finden sei. Das Resultat ihres Nachforschungen in dieser Hinsicht war: „Die Existenz und die Bewegung aller Körper hangen von einer allgemeinen Ursache ab, die, in ihrer Eigenschaft als erste Ursache, sie erzeugt, ihnen Gesetze gegeben und, in ihrer Eigenschaft als endliche Ursache, diese Gesetze also geordnet hatte, daß Alles gegen sie zusammenströmen mußte.“ Beide haben in der allgemeinen Ursache eine übernatürliche Fügung erblickt. Aber sie sind über zwei wesentliche Punkte immer verschieden gewesen: die Art, die Existenz der allgemeinen Ursache zu beweisen und die Bewegungsweise der Ge-

setze zu bestimmen, welche diese Ursache dem Weltall gegeben hat.

So beweiset die theologische Doktrine die Existenz der übernatürlichen Ursache historisch, daß heißt, durch die Tradition. Die metaphysische Doktrine hingegen beseitigt die traditionelle Autorität, und beweiset die Existenz der übernatürlichen Ursache durch moralische Beweise, das heißt, sie macht eine Anforderung an Jedermanns Gewissen, und behauptet, daß ein jeder unverdorbene und reingläubige Mensch in sich die Gewißheit finden müsse, daß diese Ursache existirt.*) Sobald die theologische Doktrine streng räsonnirt, nimmt sie die Einwirkung der übernatürlichen Fügung nicht allein in der Aufstellung der allgemeinen Gesetze an, von denen ein jedes eine unbestimmte Zahl besonderer Thatsachen erzeugen soll, sie setzt auch diese direkte Einwirkung selbst in der Veranlassung jeder besondern Thatsache voraus. So z. B. weil die alte religiöse Doktrine die astronomischen und physischen Gesetze annahm, die den Lauf der Gestirne und die meteorologischen Phänomene bestimmten, wurde eine Mond- oder Sonnenfinsterniß, oder ein Komet, ein Zeichen ad hoc des göttlichen Zorns, um den Marsch einer Armee zu verbindern, oder einen Volksauflauf zu zerstreuen; ebenso wie unter dem Reiche des Christianismus der Blitzstrahl nicht eine Hütte treffen, oder der Sturm eine Barke zertrümmern konnte, ohne daß man in diesen physischen Phänomenen eine direkte Fügung der Gottheit erblickte, um einen Schuldigen zu erschrecken, oder ihn zu bestrafen.

Die metaphysische Doktrine im Gegentheil setzte voraus, daß, nachdem einmal die allgemeinen Gesetze durch die übernatürliche Fügung bestimmt worden, alle besondern Thatsachen, die sich an eins derselben ketten, die direkte und nothwendige Folge dieses Gesetzes sind, welche nur eine abstrakte Kraft bleibt, die auf den schuldigen oder unschuldigen Menschen, wie auf alle übrigen Wesen wirkt. Diese Methode, obgleich dem Anschein nach rational, war es dennoch nicht, weil in der Bestimmung der allgemeinen Gesetze die Metaphysiker wie die Theologen zu Werke gingen, weil sie, wie diese, über die Bestimmung des allgemeinen Grundsatzes entschieden, das heißt, sie schufen a priori sekundäre Ursachen, wie sie a priori die ursprüngliche Ursache geschaffen hatten. Der einzige aber unendliche Vortheil dieser letzten Methode war der, daß, da die sekundären Ursachen keinen theologischen Karakter hatten, es erlaubt war, sie zu bestreiten.

Das waren die Grundsätze der theologischen und metaphysischen Doktrinen, in Bezug der einen auf die andere, im 15. Jahrhundert. Die erste, sich auf die Vergangenheit stützend, zählte mehr Beweise der allgemeinen Ursache, als Jahre der Welt, und wenige Tage waren ohne Wunder geblieben. Die zweite im Gegentheil, ganz in der Gegenwart bestehend, verwarf die Vergangenheit, oder ließ sie wenigstens unbeachtet. Die erste sah die übernatürliche Fügung in Allem und überall, die zweite sah sie nur im Grundsatze und im Resultat, so daß die Metaphysik volle Freiheit behielt, nach ihren eigenen Beobachtungen über Alles zu raisonniren, was den Anfang vom Ende, das Alpha vom Omega, trennt, wie die Theologen sagten, daß die übernatürliche Fügung fast ganz von der Gegenwart ausgeschlossen sei. Man konnte also voraussehen, daß die übernatürliche Ursache, auf die negative Rolle der erhaltenden Ursache beschränkt, die durch nichts bekämpft wurde und die keine andere Stütze, als das individuelle Gewissen hatte, baldgänzlich der Metaphysik entnommen sein würde: eine Voraussetzung, die auch sehr bald in Erfüllung ging.

Geniale Menschen, und Menschen vom Korporationsgeiste beherrscht, die Einen wie die Andern zur Geistlichkeit gehörend, überliessen sich mit eben so großem Eifer als Erfolg dem Studium der physischen Wissenschaften, um darin auf der einen Seite die Mittel zu finden, eben die Angriffe abzuwenden, welche von diesen Wissenschaften gegen die theologische Doktrine gerichtet wurden, wie jener italienische Jesuit die Kirche obsiegend glaubte, weil sie achtundsiebenzig Gründe dem System Kopernik's entgegenstellen konnte, das nur deren zweiundsiebenzig anzugeben vermochte; von der andern Seite aber, um das Reich der moralischen Wissenschaften zu bewahren, das von den Geistlichen zu den Laien überzugehen begann. Man begreift sehr leicht, daß das beständige Studium der physischen Wissenschaften der Geistlichkeit selbst den Wahn nehmen mußte, daß nicht ein Wassertropfen ohne die besondere Einwirkung der übernatürlichen Fügung fallen könne. Die Geistlichkeit gewöhnte sich also, in der physischen Welt eine andere Wirkung dieser Fügung, als in der ersten Erschaffung der Körper und ursprünglichen Vorschreibung der allgemeinen Gesetze, zu erblicken, eben so wenig als den endlichen Zweck, das heißt die Vollstreckung der vorausbestimmten Entwürfe dieser Fügung. So trat die Geistlichkeit in die metaphysische Doktrine für alles das ein, was mit den nichtorganisirten Körpern in Berührung steht, und hinsichtlich der organisirten Wesen für alles das, was

*) Die Metaphysiker haben wohl, um die allgemeine und übernatürliche Ursache zu beweisen, die allgemeine Uebereinstimmung aller Völker über diesen Punkt angerufen; aber diese theologische Waffe wurde nur dann gebraucht, wenn eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Spiritual- und Material-Metaphysikern stattfand.

auf das Pflanzen- und Thierreich Einfluß hatte. Der Mensch allein blieb immerfort der theologischen Doktrine unterworfen.

Wenn der Geist der Laien hätte unbeweglich bleiben können, so würde ein so großer Schritt unbezweifelt die Regierung der Theologie verlängert haben. Aber während die Jesuiten und ihre Anhänger, vielleicht wider Willen, eine so große Nachgiebigkeit zeigten, verlangte der Geist der Völker noch mehr, und die Metaphysik selbst that einen Schritt. Wie die Theologie berufen ist, sich vorzüglich mit der gesellschaftlichen Ordnung zu beschäftigen (in der That immer auf die Naturwissenschaften sich stützend, die sie jedoch nur als bloße Hilfsmittel betrachtete), beseitigte, oder vielmehr ließ sie von der materiellen Ordnung die übernatürliche Fügung beseitigen. Aber da man zu gleicher Zeit durchaus immer eine allgemeine und ursprüngliche Ursache verlangte, so setzte sie ein Wort für das andere, und man nannte die Ursache, welche der materiellen Welt vorstehen sollte, die Natur.

Diese, als nunmehrige übernatürliche Fügung, legte der Welt durch ihre ursprünglichen Gesetze eine Bestimmung auf, die jeder Philosoph nach seinem Gutdünken ausdeutete. Sie wurde also auch die endliche Ursache; aber sie bot den Vortheil dar, den blinden Glauben von alle dem zu beseitigen, was in das Bereich der physischen Wissenschaften gehört. Dieser Schritt der metaphysischen Doktrine zwang die theologische, daraus eine andere zu machen; denn das Publikum war für die Metaphysiker.

Die Geistlichkeit gestand endlich zu, wenn auch nicht öffentlich, doch schweigend, anzuerkennen: daß der intellektuelle, moralische und materielle Mensch gänzlich den Gesetzen unterworfen sei, welche die Gottheit für ihn von Erschaffung der Welt an begründet habe. Sie begnügte sich also nicht mehr damit, die Tradition anzurufen, sie nahm die Gewissen der Getreuen zu einer Zeit in Anspruch, wo diese Gewissen, in Folge der moralischen Erziehung, noch günstig antworten konnten. Die alte Strenge der Theologie wurde nur für die unwissenden Klassen noch beibehalten.

Die Existenz und das Studium der Menschen nahmen nun einen viel unabhängigern Karakter an, und die theologische Doktrine wurde so metaphysisch, wie man es vor drei Jahrhunderten war. Welcher wirklich religiöse Mensch, dem es nebenbei nicht an gesundem Verstand fehlt, würde es wagen, jetzt noch von seinem Nachbar, dem ein Rad über den Leib gegangen ist, oder dem der Hagel seine Felder verwüstet hat, zu sagen, daß es eine Strafe Gottes sei? Wer möchte jetzt noch behaupten wollen, daß Gott die Ermordung eines Familienvaters zugelassen oder verordnet habe, um diese zu prüfen, wenn sie eben durch den Tod ihres Vorstandes in das größte Elend gerathen ist?

Aber während die theologische Doktrine zu so großer Nachgiebigkeit gezwungen wurde, schritt die Metaphysik immer rascher vorwärts, und, wie das oft genug geschieht, wenn eine Partei den Sieg errungen hat, so mischte sich auch hier die Uneinigkeit dazwischen. Alle Metaphysiker hatten, wie wir bereits geäussert haben, die übernatürliche Fügung aus der physischen Welt beseitigt, um die Natur allein herrschend zu machen. Bald darauf brachten einige von ihnen dieselbe Revolution in der intellektuellen und moralischen Welt zuwege, so daß die übernatürliche Fügung, vom Weltall durch diese Meinung gänzlich ausgeschlossen, nur als allgemeine, ursprüngliche und endliche Ursache die Natur allein zurückgelassen wurde. Das war die Ideenordnung, durch welche Europa bis zum Materialismus gekommen ist.

Man muß der Schule des Sokrates die Bildung einer gesellschaftlichen Doktrine zuschreiben, die unter dem Namen der Metaphysik die moralischen Wissenschaften, in Berührung mit der Theologie, pflegte, jedoch, wie wir das gesehen haben, diese immer vorausschreitend. Aber das war nicht die einzige Trennung der Arbeiten, die in der geistigen Welt statt fand. Seit der Gründung des Christianismus, der der vollkommenste gesellschaftliche Zustand war, zu welchem die griechische Philosophie die Menschen hinleiten konnte, schieden sich die intellektuellen und moralischen Zueignungen der alten Priesterkasten in vier besondere Klassen: die der Gelehrten, der Philosophen oder Metaphysiker, der Priester oder Theologen und der Künstler. Welches auch seitdem und bis auf unsere Zeiten die Absichten der Menschen gewesen seien, die sich in diese vier Klassen ordneten, so wurden doch die geistigen Aemter der Gesellschaft unter sie folgendermaßen vertheilt: die Gelehrten setzten ausschließlich die Fortschritte der physischen Wissenschaften fort; die Philosophen, in diese Wissenschaften eingeweiht, aber nur die von den Gelehrten gegebenen Resultate annehmend, vervollkommneten vorzüglich die Theorie der moralischen Wissenschaften; die Priester, die ganze physische und moralische Wissenschaft umfassend, in dem Zustande, wie sie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung beschaffen war, und ohne sich um ihre fernere Ausbildung viel zu bekümmern, konnten sie allein dem menschlichen Geschlechte anneigen, dessen Erziehung sie umzugestalten berufen waren, so daß ihre Mission an dem Tage ihr Ende erreichte, wo die alte wissenschaftliche Theorie ausser Gebrauch kam; die Künstler, von jeher berufen, die Anwendung der Wissenschaft auf den gesellschaftlichen Körper zu unter-

ſtützen, wurden, indem ſie die Völker für die ausführbare Theorie begeiſterten, die natürlichen Bundesgenoſſen der Geiſtlichkeit, ſo lange dieſe für die Getreuen der aufgeklärte Dollmetſcher der Wiſſenſchaft blieb, das heißt, ſo lange die alte Theorie nicht als falſch anerkannt wurde.*)

Die Gelehrten blieben alſo allein durch ihre Arbeiten ganz auſſer der geſellſchaftlichen Ordnung. Sie hatten das Anſehen von Menſchen, die in einer ganz andern Welt leben. Die Sachen konnten ſo lange auf dieſe Weiſe fortſchreiten, als ſie keine jener großen Entdeckungen machten, welche, indem ſie die allgemeine Theorie veränderten, welche die griechiſchen Schulen gebildet hatten, zu gleicher Zeit die theologiſchen Doktrinen erſchüttern mußten, die auf dieſe Theorie begründet waren. Aber als Galilei z. B. die Bewegung der Erde um die Sonne verkündete,

und die Metaphyſik, die, ſtatt ſich auf die Tradition zu ſtützen, ſich auf das Raiſonnement des Gefühls, des Gewiſſens berief, fand eine große Hilfe in der neuen Entdeckung. Bald wurden die Fortſchritte der phyſiſchen Wiſſenſchaften ſo groß, daß die alten Theorien in ihren Grundveſten erſchüttert wurden. Die Berührungspunkte dieſer Wiſſenſchaften mit der theologiſchen Doktrine konnten nicht mehr dieſelben bleiben, und das ungeheure geſellſchaftliche Gebäude, welches die Theologie aufgeführt hatte, und das auf die alte wiſſenſchaftliche Theorie ſich begründete, mußte zuſammenſtürzen. Von demſelben Augenblick an übte die metaphyſiſche Doktrine, die in ihren Grundſätzen weniger beharrlich geweſen, und immer mehr mit den phyſiſchen Wiſſenſchaften verwandt geworden war, eine faſt unumſchränkte Herrſchaft über die Geſellſchaft aus.

Von dieſem Zeitpunkte an verlieſſen die ſchönen Künſte die Tempel, huldigten der Philoſophie, oder blieben ohne Regel und ohne Kraft.

*) Die Metaphyſik im Gegentheil, ſo lange ſie in der That keinen andern Zweck hatte, als den, die Anwendung der geſellſchaftlichen Theorie zu kritiſiren, und ſie durch unmerkliche und theoretiſche Milderungen zu vervollkommnen, konnte keinen Bund mit den Künſtlern ſtiften, und in dieſer Hinſicht finden wir in Plato ein ſehr treffendes Urtheil, indem er von Homer ſagt: „Wenn dieſer ſchöne Genius in unſere Republik käme, ſo würden wir ihn gaſtfreundſchaftlich aufnehmen und ſehr auszeichnen; aber endlich würden wir ihn, mit Blumen geſchmückt, bis an unſere Grenzen begleiten, und ihn bitten, nicht wieder zu uns zurückzukehren.“

Die gelehrten Geſellſchaften in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Nach geographiſcher Ordnung.

1. Oſtindiſche Seegeſellſchaft zu Salem, im Staate von Maſſachuſetts. In ihrer urſprünglichen Stiftung beſchäftigte ſie ſich nur mit naturhiſtoriſchen Beobachtungen über den Ozean. Um Mitglied derſelben zu werden, muß man Patron oder Miteigenthümer eines Schiffes ſein und eine Reiſe bis zum ſüdlichſten Punkte Amerika's oder Afrika's gemacht haben. Sobald ein Mitglied eine Reiſe unternimmt, erhält es ein Buch von weißem Papier, das es mit Noten über Alles, was die Naturgeſchichte, die Geographie und die Schiffahrt betrifft, anfüllen muß. Nach ſeiner Rückkehr wird ſein Journal einer genauen Prüfung unterzogen. Auf ſolche Weiſe hat die Geſellſchaft jetzt bereits 67 Tagebücher und in ihrem Muſeum mehrere Tauſend naturgeſchichtliche Gegenſtände, von denen 1821 ein gutgeſchriebener Katalog bekannt gemacht worden iſt. Präſident iſt der gelehrte Bowditch.

2. Amerikaniſche Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften, 1780 zu Philadelphia geſtiftet. Sie hat bereits mehrere Bände ihrer Verhandlungen, in denen vorzüglich die Aſtronomie und die mathematiſchen Wiſſenſchaften ſich auszeichnen, herausgegeben. Die Schriften mehrerer Mitglieder, unter andern Cutlers, Clavelands und Pecks, verdienen beſondere Aufmerkſamkeit.

3. Linneiſche Geſellſchaft von Neu-England zu Boſton.

4. Franklíniſche Geſellſchaft, und

5. Philophuſiniſche Geſellſchaft, beide zu Providence, Rhode-Island.

6. Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften von Connecticut, gegründet 1799. Sie hält ihre Sitzungen zu New-Haven. Der erſte Band ihrer Verhandlungen erſchien 1810 und der zweite 1813. Hare und Silliman ſind Mitglieder dieſer an und für ſich wenig thätigen Geſellſchaft.

7. Amerikaniſch-geologiſche Geſellſchaft, geſtiftet 1819 zu New-Haven. Sie hat bis jetzt noch nichts herausgegeben.

8. Lyzäum von Pittsfield, geſtiftet 1823 zu Pittsfield im Staate von Maſſachuſetts.

9. Geſellſchaft der Künſte zu Albany, im Staate von New-York. Sie hat unter verſchiedenen Titeln bereits vier Bände ihrer Verhandlungen herausgegeben, von denen mehrere, vorzüglich die über Botanik und Geologie, ſehr intereſſant ſind. In derſelben Stadt hatte ſich auch ein Lyzäum gegründet; aber beide Geſellſchaften haben ſich jetzt unter dem Namen „Inſtitut von Albany“ vereinigt.

10. Lyzäum der Naturgeschichte, zu Utica, im Staate von New-York, gestiftet 1820.

11. Gesellschaft der Chemie und Geologie zu Delhi, im Staate von New-York.

12. Lyzäum der Naturgeschichte zu Troy, 1819.
13. — — zu Hudson, 1821.
14. — — zu Catskill, 1820.
15. — — zu Newburgh, 1819.
16. — — zu Westpoint, 1824.

Die meisten dieser Gesellschaften haben ihre Verhandlungen noch nicht bekannt gemacht, aber einige haben die Resultate ihrer wissenschaftlichen Nachforschungen in verschiedene Journale einrücken lassen.

17. Literarische und philosophische Gesellschaft von New-York, gestiftet 1815. Sie hat einen Band in 4. ihrer Verhandlungen herausgegeben; ein zweiter ist unter der Presse.

18. Naturgeschichtliches Lyzäum von New-York, gestiftet 1818. Die Versammlungen finden wöchentlich statt. Unter Leitung dieser Gesellschaft wird ein Katalog aller Pflanzen herausgegeben, die in einem Umkreise von 30 Meilen um die Stadt wachsen. Sie unterhält einen sehr lebhaften Briefwechsel mit allen Theilen der Erde, und will ein naturhistorisches Kabinet begründen. In den Wintermonaten werden öffentliche Vorlesungen gehalten.

19. Zweig der Linneischen Gesellschaft zu Paris, gestiftet zu New-York. Die jährlichen Versammlungen finden im Mai statt.

20. Neues Athenäum zu New York. Es wurde von einigen reichen Kaufleuten gestiftet, und hat im verflossenen Winter Vorlesungen über Chemie, Geologie, Botanik u. s. w. gegeben. — Ausserdem befinden sich in dieser Stadt noch eine landwirthschaftliche Gesellschaft, die von der Regierung gestiftet worden ist und von ihr unterhalten wird, so wie 26 besondere landwirthschaftliche Gesellschaften, von denen ein landwirthschaftlicher Zentralrath gebildet wurde, der aus den Deputirten der verschiedenen Gesellschaften besteht, und von dem bereits zwei Bände seiner Verhandlungen herausgegeben worden sind.

21. Literarische und philosophische Gesellschaft von New-Jersey, 1825 zu Princeton gestiftet.

22. Amerikanische philosophische Gesellschaft, gegründet 1769 zu Philadelphia. Es ist die älteste aller gelehrten Gesellschaften in den vereinigten Staaten. Sie hat sieben Bände ihrer Verhandlungen herausgegeben. Franklin war einer ihrer Stifter.

23. Linneische Gesellschaft von Philadelphia, gestiftet 1807 vom Professor Barton.

24. Akademie der Naturwissenschaften zu Philadelphia, gestiftet 1818. Die Mitglieder versammeln sich wöchentlich einmal. Es sind bereits vier Bände ihrer Verhandlungen erschienen und der fünfte ist unter der Presse. Die Bibliothek ist reich. Das Journal der Akademie wird in Amerika häufig gelesen. Die Lehrer auf der Universität von Pensylvanien nehmen an dieser Beförderung des Studiums der Naturwissenschaften thätigen Antheil. Say ist Professor dieser Wissenschaft, Dr. Hare unterrichtet in der Chemie, Keating in der Mineralogie in Bezug auf die Künste, Barton in der Botanik und Hewson in der vergleichenden Anatomie. — Das Museum von Philadelphia ist von der Universität unabhängig.

25. Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Baltimore, im Staate von Maryland, gestiftet 1821.

26. Columbisches Institut zu Washington. Der Präsident der vereinigten Staaten ist von Rechtswegen Vorsteher desselben. Es gibt eine Florula columbiensis heraus und beschäftigt sich mit der Gründung eines botanischen Gartens.

27. Gesellschaft des Museums des Westen, gestiftet 1818. Ihr Zweck besteht darin, eine vollkommene Sammlung aller naturhistorischen Gegenstände des Landes zusammenzubringen, und das damit zu verbinden, was über die Geschichte des Erdballs, vorzüglich aber des neuen Kontinents, einiges Licht zu verbreiten im Stande ist. Diese Sammlung, obgleich kaum begonnen, ist dennoch schon beträchtlich und nimmt sehr schnell zu.

28. Literarische und philosophische Gesellschaft von Charlestown. Der gelehrte Elliot ist Präsident derselben. Sie hat ein schönes naturhistorisches Kabinet.

29. Naturgeschichtliches Museum von New-Orleans, in Luisiana, gestiftet 1825.

Diese Liste ist nun freilich nicht vollkommen, aber sie ist demungeachtet interessant, indem sie einen Ueberblick von dem gewährt, was man in Nordamerika zur Beförderung der Wissenschaften thut. Sie wurde zu Ende vorigen Jahrs verfertigt. Seitdem hat sich die Zahl der Gesellschaften vermehrt. Mehrere Staaten sind in diese Liste gar nicht eingetragen.

Nordamerikanische Literatur.

An adress pronounced at the opening of the New-York Athenæum. — Rede, gehalten bei der Eröffnung des Athenäums zu New-York, am 21. Dez. 1824, von Heinrich Wheaton. Zweite Ausgabe. New-York 1825. 52 S. 8.

Die Rede ist so voll treffender Gedanken, und bietet so viele eines ernsten Nachdenkens würdige Gegen-

ſtände dar, daß ſie mehr als eine kurze Anzeige verdient. Einige der darin vorkommenden Meinungen ſollten unter allen Geſichtspunkten betrachtet werden. Wheaton hält die Lage der vereinigten Staaten für die Kultur der Literatur für ſehr günſtig. Nichts hält dort den Schwung der Ideen auf, nichts würdigt ſie zur kläglichen Gemeinheit und Beſchränktheit des Despotismus herab. Europa hält nur noch das Geſpenſt der Literatur in ſeinen entnervten Armen, in Amerika iſt ihr neuer Genius erſchienen.

Report from the commissioners appointed to revise the statute-laws of the state of New-York. — Bericht der mit der Durchſicht der Geſetze im Staate New-York beauftragten Kommiſſäre, in Befolgung des Dekrets der Verſammlung der Repräſentanten, am 15. März 1826. Albany 1826. 112 S. 8.

Die Durchſicht der Geſetze eines Staats iſt eine ſehr lange und ſehr ſchwierige Arbeit, ſelbſt in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Bericht dehnt ſich nur über zwei Gegenſtände: die Wahl der öffentlichen Beamten, auſſer dem Magiſtrat einer Stadt, und den Privilegien der Städte, der Autorität und den Aemtern ihrer Magiſtratsperſonen, aus.

Ruſſiſche Literatur.

Briefe eines Marine-Offiziers, als Ergänzung der „Papiere eines Marine-Offiziers.“ Moskau 1825. XIV. u. 270 S. 8.

Die Papiere eines Marine-Offiziers ſind eine der anziehendſten literariſchen Erſcheinungen in Rußland. Ihr Verfaſſer (Bronewsky) hat eine Menge Beobachtungen und Bemerkungen über verſchiedene Gegenden, und vorzüglich mehrere Nachrichten über die Bewegungen der ruſſiſchen Flotte im mittelländiſchen Meere, unterm Befehl des Vize-Admirals Siniawin, zuſammengeſtellt. Die „Briefe“ ſind ein Nachtrag, in welchem man ebenfalls ſehr viele ſtatiſtiſche, topographiſche, hiſtoriſche und ethnographiſche Andeutungen über verſchiedene Gegenden und Städte, ſo wie eine Menge höchſt intereſſanter Anekdoten, Notizen über berühmte Zeitgenoſſen u. ſ. f. findet.

Mußeſtunden eines Landbewohners. Dichtungen des Bauers Fedor Saſpuſchkin. St. Petersburg 1826. VII u. 100 S. 8. Mit dem Bilde des Verfaſſers.

Der Schöpfer dieſer lieblichen Dichtungen iſt ein ganz gewöhnlicher ruſſiſcher Bauer, der von der Natur ein ſo wunderbares Talent erhalten, daß er ſich über ſeinen Stand und ſeine Beſchränktheit erhoben, und es endlich ſo weit gebracht hat, die allgemeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Er wurde 1783 im Bezirk von Romanow, im Gouvernement Jaroslaw, auf den Beſitzungen der Frau von Nowoſiltor, geboren. Er hat von ſeinem Vater mittelmäßig leſen und ſchreiben gelernt; aber die Feldarbeiten haben ihm nie vergönnt, irgend einem andern Studium ſich zu überlaſſen. Seit zwölf Jahren bewohnt er die große Fiſcher-Sloboda, fünfzehn Werſte von Petersburg, auf dem Wege nach Schlüſſelburg. Er handelt mit Früchten und Spezereien. Seine Dichtungen ſind die Erzeugniſſe der einfachen Natur; aber ſie ſind voller Wahrheit und Intereſſe. Umſonſt würde man die glänzenden Farben der Einbildungskraft und den Schmuck der Kunſt in ihr ſuchen.

In Moskau hat ein junger Bauer kürzlich ein Gedicht zum Andenken Alexanders gemacht, das man würdig erachtet hat, in der kaiſerlichen Geſellſchaft der Geſchichte und Alterthümer vorzuleſen, und in Kurland gibt der Pfarrer Watſon die Dichtungen eines blinden lettiſchen Bauern heraus. Man ſieht alſo, daß dieſe Beiſpiele in Rußland immer häufiger werden.

Zollfreie Gedanken.

Die Natur hat nichts zum Beſten gemacht, als für die, welche zu lieben wiſſen. Die Vergnügungen des Egoismus bleiben immer vollkommen, weil ihm die Erkenntlichkeit unbekannt iſt.

Sobald die Auszeichnung in den Wiſſenſchaften und in der Literatur nicht mit einer ſogenannten hohen Geburt verbunden iſt, ſo kann ſie wohl zu einer Näherung gegen die Großen, aber ſehr ſelten nur zur Gleichheit mit ihnen führen. Sie iſt ein Paß zur Ueberſchreitung der vom Stolz ſo wohl bewachten Grenzen, aber kein Naturaliſationstitel.

Wer, von irgend einer einſeitigen Anſicht, oder von alberner Leidenſchaftlichkeit irregeleitet, dem allgemeinen Drange des menſchlichen Geſchlechts ſich entgegenſtellt, muß nothwendigerweiſe früh oder ſpät unter der Gewalt dieſes Dranges erliegen, und mit Schande erliegen.

Der Ruhm derjenigen, die ihre Talente und ihre Kräfte zur Beförderung des allgemeinen Beſten verwenden, wird von den Segnungen unzähliger Herzen auf ſeinem Fluge zur Unſterblichkeit begleitet.

Die Religion gebietet uns Geduld und Reſignation zur Ertragung der größten Uebel. Sollte ihr, die uns zugleich auch auf die Hoffnung verweiſet, dies Recht nicht zuſtehen?

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Zürichsee, im September 1826.

Auch das zweite Fest des Sängervereins am Zürichsee, welches am 11. September in Wädenschweil statt fand, vereinigte in sich Alles, was zu einem durch Kunstleistung veredelten Volksfeste gehört. Ein Personal von 286 Sängern, häufig mit schönen Organen begabt; Auswahl volksthümlicher, sittlich-religiöser Gesänge, kunstgerecht eingeübt, in einer der größten und schönsten Kirchen des Kantons aufgeführt, vor einer gedrängten Volksmenge aus der Nähe und aus der Ferne; lauter empfängliche Gemüther, lebensfrohe Menschen, das Kunsttalent ehrend, der Geselligkeit huldigend — wie hätte das Alles nicht Alle in eine festliche Stimmung versetzen, und wie hätte diese Stimmung nicht den ganzen Tag hindurch bei Allen eben dieselbe bleiben müssen, als die Tausende aus dem Tempel des Herrn wieder in den Tempel der Natur traten; dann auf dem schönen See, dem Spiegel einer paradiesischen Gegend, nach allen Seiten unter frühlichen Gesängen ihrer Heimath zuschwebten, oder auch, weil Sängerfreunde sich ungern trennen, noch länger weilend, in schönen Nachklängen ihre Sangeslust nochmals erneuerten, und damit den Sängerbund noch fester schliessen.

Möge die Kunde von diesem zweiten Sängerfest manches menschenfreundliche Gemüth auch in weiter Ferne erfreuen! Zu diesem Wunsche findet sich Referent durch eine Mittheilung des edeln Vorstehers veranlaßt, der in seiner Eröffnungsrede bemerkte, wie die Kunde von dem ersten Sängerfest bis ins baltische Meer, und von dort (durch die Petersburger Zeitung) bis ins schwarze Meer gelangt war, von woher die in Odessa wohnhaften Schweizer ihren hiesigen Landesleuten in Briefen darüber ihre Theilnahme auf eine rührende Weise ausdrückten.

— Folgendes ist das Verhältniß der Landstreicher zur Bevölkerung in den verschiedenen Grafschaften Englands: Surrey, 1 auf 501; Devon, 1 auf 533; Lincoln, 1 auf 540; Middlesex (Hauptstadt), 1 auf 636; Kent, 1 auf 658; Esser, 1 auf 736; Cornwall, 1 auf 2735; Buckingham, 1 auf 3040; Northampton, 1 auf 3527; Stafford, 1 auf 3479; Cumberland, 1 auf 8384; Montmouth, 1 auf 9037.

— Im verflossenen Jahr 1825 wurde die Universität zu Upsala von 1340 Studenten besucht, wovon 112 Edelleute, 312 Söhne lutherischer Pfarrer, 215 Bürgersöhne, 195 Bauernsöhne, 506 Soldaten- oder Zivilbeamtensöhne waren. Die meisten von ihnen waren 20 bis 25 Jahre alt, 29 waren nur 15 und 2 über 40 Jahre alt. Zur theologischen Fakultät gehörten 283 Studenten; zur juristischen 274, zur medizinischen 81, zur philosophischen 411. 291 hatten sich noch keiner angeneigt.

— Die Einfuhr in Rußland ist im Jahr 1825 um 5,162,822 Rubel geringer gewesen, als im vorhergegangenen Jahre. Dagegen war die Ausfuhr um 23,421,279 Rubel bedeutender, als 1824. Der Gesammtwerth der Einfuhr wird auf 114,961,068 Rubel, und der der Ausfuhr auf 121,150,798 Rubel angeschlagen. 1263 Schiffe haben die russischen Hafen besucht, und 1228 haben sie wieder verlassen.

— Man kann sich einen Begriff von der Vermehrung der Bevölkerung in Rußland, nach folgenden Angaben machen, die wir einem offiziellen Aktenstücke, welches eine statistische Uebersicht von 1823 gibt, ohne lange Wahl entnehmen. Orel, Geburten 62,910, Todesfälle 33,064; Wladimir, Geburten 40,024, Todesfälle 30,914; Kasan, Geburten 72,777, Todesfälle 44,186; Tambow, Geburten 59,570, Todesfälle 29,121; Tula, Geburten 44,334, Todesfälle 17,985; Perm, Geburten 55,584, Todesfälle 34,660; Riäzan, Geburten 49,381, Todesfälle 20,218; Smolensk, Geburten 48,750, Todesfälle 26,013; Woronecz, Geburten 96,087, Todesfälle 41,714. Zusammen: Geburten 529,427, Todesfälle 277,875. Vermehrung 251,552. Unter den Verstorbenen befanden sich zehn, die ein Alter von 120 bis 127 Jahren erreicht hatten und einer, der 130 Jahre alt geworden war.

— Das Einkommen von Baiern beträgt (nach dem Budjet von 1819) 35,192,816 Gulden, und die Ausgaben 33,907,623 Gulden, die Staatsschuld aber 105,740,425 Gulden.

— Das Einkommen von Sachsen wird auf 11½ Million Thaler angeschlagen, das von Würtemberg auf 10,028,458 Gulden, und das von Baden auf 9,185,288 Gulden. Ueber die Ausgaben des ersten weiß man nichts Zuverlässiges, die des zweiten waren, nach dem Budjet von 1819, auf 10,542,521 Gulden, und die des dritten auf 9,185,288 Gulden angeschlagen. Würtembergs Staatsschuld beträgt 21,985,620 und die von Baden 16,036,000 Gulden.

Bei J. Sübring in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Pippig, Chr. Friedr., Elementarbuch zum Erlernen des Lesens alles deutsch und lateinisch Gedruckten und Geschriebenen, des Schön- und Richtigschreibens, Zeichnens und Rechnens, verbunden mit angenehmen und nutzreichen Denk- und Gedächtnißübungen, für Schulen und für den Privatgebrauch. In zwei Heften. Erstes Heft. Zweite veränderte Auflage. Preis gebunden 4 gr. Zweites Heft, zweite veränderte Auflage. Gebunden 8 gr.

Die Rezension dieser zwei Hefte bei der ersten Auflage in der Literaturzeitung für Deutschlands Volksschullehrer lautet: Die vorliegenden Bücher sind sehr zweckmäßig, und wir müssen dem Herrn Verfasser herzlich dafür danken. Wer nach diesen Heften seine Kinder unterrichtet, wird sie das Lesen sehr leicht lehren und damit zugleich allerlei nützliche Kenntnisse verbinden können.

Ferner heißt es: Mit Recht kann man dies Buch jedem Lehrer und allen Aeltern empfehlen, da es ihnen die gewünschten Dienste leisten wird. Möge es daher recht weit ausgebreitet werden, es wird gewiß nicht ohne Nutzen sein.

Jetzt erscheint es in seiner zweiten Auflage, vermehrt, verändert und verbessert, und es soll den Schulen, die dieses Buch einführen wollen, in Partien von 25 Exemplaren um die Hälfte des oben angezeigten Preises gelassen werden, wenn sie sich direkte an den Verleger wenden.

Aarau, im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 44. Dritter Jahrgang 1826. 1. November.

Der thierische Magnetismus.

Die Anhänger des thierischen Magnetismus suchen die Beweise ihres Alterthums in den Mysterien der heidnischen Religion, vorzüglich in den Zeremonien, welche bei der Befragung der Orakel beobachtet wurden. Sie behaupten, daß die Priester die Geheimnisse der magnetischen Kraft entdeckt und nur die Eingeweihten davon unterrichtet haben. Wolf, einer der ausgezeichnetsten Männer, die über Magnetismus geschrieben, sagt: daß die Aegyptier alle Krankheiten durch Berührung heilten, und daß in dieser Hinsicht besonders Memphis berühmt war, wo die Kranken in den Tempel des Serapis gebracht wurden und unmerklich in eine vollkommene Lethargie verfielen. Professor Kluge fügt hinzu: daß die Mittel, derer man sich zur Erreichung dieses Zwecks bediente, vollkommen dieselben waren, welche man gegenwärtig bei der Magnetisirung in Anwendung bringt. Man bemerkt unter den Hieroglyphen mehrere menschliche Figuren genau in derselben Lage, wie die der Magnetisirenden und ihrer Patienten. Schelling vermuthet, daß die Römer ebenfalls die Kunst kannten, durch eine gewisse Auflegung der Hände den Schlaf zu veranlassen, und Plautus läßt in seinem Amphitrion den Merkur sagen: Quid si ego illum tractim tangam, ut dormiat.

Seit dem Jahre 1060 haben die europäischen Monarchen die Fähigkeit erlangt, Kröpfe durch bloße Berührung zu heilen. Eduard der Bekänner gab davon in England viele unbestreitbare Proben, während Philipp I von Frankreich, durch sein eigenes Fehl, diese kostbare Eigenschaft verlor. Ihre beiderseitigen Nachfolger setzten die wunderbaren Heilungen dieser Krankheit, die den Namen „Königsübel" erhielt, fort, und erst in der neuesten Zeit hat Karl X davon ein rührendes Beispiel gegeben. Unter den deutschen Fürsten gaben sich die Nachkommen der Grafen von Habsburg am meisten mit den Kröpfen ab. In England war die Königin Anna die letzte, welche den Doktor Samuel Johnson zu heilen unternahm. Die gekrönten Häupter hatten das Kropfheilungsmonopol jedoch nicht ausschließlich. Vor ungefähr 150 Jahren erwarb sich ein Gärtner, Namens Levret, ein irländischer Edelmann, Greatrockes geheißen, und der Doktor Streper, durch unglaubliche Kuren unsterblichen Ruhm.

Der Erste, der in der neuern Zeit den Entschluß faßte, den thierischen Magnetismus auf eine philosophische Basis zu begründen, war ein Schweizer, Namens Anton Mesmer. Er studirte zu Wien und wohnte den Vorlesungen des gelehrten Sivieten bei, erwarb sich den Doktorhut, verheirathete sich mit einem reichen Frauenzimmer, und überließ sich von nun an den Träumereien einer überspannten Einbildungskraft. Nach der Theorie die er 1766 in seiner Inaugural-Theses von dem Einflusse der Pflanzen auf den menschlichen Körper aufstellte, sollte eine über die ganze Natur verbreitete Flüssigkeit, deren Wirkung sich überall bemerkbar mache, existiren. Er setzte voraus, daß diese hypothetische Flüssigkeit nichts anderes, als die Elektrizität sei; aber er bemerkte seinen Irrthum

bald. Darauf überredete er sich, daß die magnetische Flüssigkeit besser seiner Idee entspreche, und die Experienzien des Astronomen Maximilian Stelle bestätigten ihn in dieser Meinung. Von nun an unternahm er mehrere Kuren, die vollkommen gelangen, und sehr glaubwürdige Personen erklärten, daß sie durch ihn wiederhergestellt worden seien. Demungeachtet behandelten ihn die Aerzte zu Wien als einen Marktschreier, und machten ihm so vielen Verdruß, daß er beschloß, diese Stadt für einige Zeit zu verlassen. Er bereiste Baiern und die Schweiz in den Jahren 1775 und 1776, machte viele Wunderkuren in den Spitälern zu Zürich und Bern, und eröffnete nach seiner Rückkehr zu Wien ein Krankenhaus, worin Jedermann unentgeldlich aufgenommen wurde.

Von nun an überflügelte er sich selbst und erklärte endlich öffentlich, daß er eine Flüssigkeit erfunden habe, die durchaus vom Magnet verschieden sei, und der er den Namen „thierischer Magnetismus" gab. 1778 kam er nach Paris, wo er mit Deslon, von der medizinischen Fakultät, einem seiner eifrigsten Schüler, in Verbindung trat. Im folgenden Jahre gab er eine Abhandlung heraus, in welcher er sein System auseinandersetzte. Deslon schrieb über denselben Gegenstand, wurde deshalb aber von den meisten Aerzten befeindet. Diese Verfolgungen dienten nur dazu, dem System Mesmers eine große Berühmtheit zu verschaffen, und man betrachtete ihn zu Paris als den wahren Wohlthäter der leidenden Menschheit. Indessen entzweite er sich mit Deslon, und verließ Paris, wohin er nur durch die dringenden Einladungen Bergasses, der Grafen von Chastenet, Puiségurs, Kormanns, Gérards und vieler anderer ausgezeichneter Männer, bewogen, zurückkehrte, und die „Harmonie-Gesellschaft" stiftete, in welcher man in die magnetischen Geheimnisse eingeweiht wurde und beim Eintritt 100 Louisd'or bezahlen mußte, wodurch er sich bald ein großes Vermögen erwarb. Die magnetische Wuth erstreckte sich über alle Stände, und wurde selbst bis auf die Pferde ausgedehnt, die man zu Charenton in Convulsionen versetzte. 1784 gab es Magnetisir-Gesellschaften, nicht allein zu Paris, sondern auch zu Versailles, Lyon, Bordeaux, Marseille, Grenoble, Metz, Nancy, Straßburg u. s. w., deren Oberhaupt Mesmer war. Es gab über 30 Harmonie-Gesellschaften in Europa, so wie mehrere in den französischen Kolonien. Die drei vorzüglichsten waren: die mesmerianische zu Paris, die spiritualische zu Lyon, unter Leitung Barbarins, und die des Marquis von Puységur zu Straßburg. Eine Entscheidung der medizinischen Fakultät zu Paris verwarf den Einfluß des thierischen Magnetismus. Mesmer und Deslon protestirten dagegen, aber der Ausbruch der Revolution ließ sie und das gegen sie gerichtete Manifest vergessen.

Um das Jahr 1784 verbreitete Lavater, der sich der neuen Doktrine mit Enthusiasmus zugewandt hatte, dieselbe zu Bremen, und unterwarf sie Bickers, Obers und Weinholts Prüfung. In England, Holland und Italien machte sie nur geringe Fortschritte. In Schweden und Rußland blieb sie fast gänzlich unbekannt, und in Schottland bedienten sich die Marktschreier derselben. Mesmer lebte noch 1815 zu Frauenfeld im Kanton Thurgau in der Schweiz. Er war damals 76 Jahre alt.

In Bezug auf die magnetischen Phänomene, nimmt Professor Kluge sechs Grade im magnetischen Zustande an. Im ersten empfindet man noch die äussern Eindrücke. Der zweite ist der Halbschlummer, oder die unvollkommene Krisis. Im dritten stellt sich der magnetische Schlaf, oder Somnambulismus, ein. Der vierte ist die vollkommene Krisis. Im fünften wird man hellsehend. Im sechsten endlich erreicht man die magnetische Vision oder Extase. Nur mit dem dritten Grade wird das Phänomen wirklich merkwürdig. Pezold, Nasse, Gmelin und andere führen eine Menge merkwürdiger Experienzien an. Caulet de Beaumorel behauptet in seinen Aphorismen, daß die Somnambulen alle Gegenstände durch feste Körper, wie z. B. durch Mühlsteine, erkennen, nur dürfen diese Körper nicht elektrisch, wie Seide und Siegellack, sein. Der Straßburger Kurier von 1817 erzählt die Geschichte eines kataleptischen Frauenzimmers, das zu bestimmten Zeiten in den magnetischen Schlaf versank, und während demselben in einem Buche las, das sich in einer großen Entfernung von ihm befand. Potelin fand einen Somnambulen, der Alles sah und benannte, was man ihm in die verschlossene Hand legte, sobald sich dieselbe auf seinem Magen befand.

Die Phänomene des fünften und sechsten Grades sind noch bei weitem ausserordentlicher. Mehrere Somnambulen haben, mit der größten Genauigkeit, alle innern Theile ihres eigenen Körpers beschrieben, ohne die geringste Kenntniß von der Anatomie zu haben. Kluge, Heinekens und Fischer sind die Gewährmänner dieses Wunders. Sie behaupten auch, daß solche Personen Begebenheiten kennen, die in sehr entfernten Gegenden statt finden, und daß sie die Gabe der Prophezeihung haben. Eine Frau von Exeter kam nach London und ließ sich magnetisiren. Einer der Anwesenden fragte: was aus seinem Freunde geworden, von dem er lange keine Nachricht erhalten. „Ich sehe ihn unterm Wasser:" entgegnete sie. Bald darauf erfuhr er, daß sein Freund in einem Schiffbruch umgekommen.

Man sucht die Phänomene, die man im Thier-

reich bemerkt, durch die magnetische Flüssigkeit zu erklären. Was ist eigentlich der Instinkt der Thiere, und die erstaunliche Eigenschaft der Pferde, die entfernteste Gefahr zu wittern, so wie das Privilegium der Menschen, die das haben, was man ein doppeltes Gesicht zu nennen pflegt? Es gibt viele wirklich unerklärliche Beispiele von Sympathie. Als zur Zeit Ludwigs XIII der Graf von Latour-Landré als französischer Gesandter zu London war, ließ er sich durch einen jungen Menschen das Maaß zu Schuhen nehmen. Plötzlich stürzte dieser nieder und das Blut strömte ihm unaufhaltsam zum Munde heraus. Man betrachtete diese Begebenheit als zufällig; aber kaum befand sich der Jüngling wieder in der Nähe des Grafen, so erneuerte sich dieselbe Szene. Die Doktrine von der Sympathie fand damals mehr Glauben, als jetzt. Der Graf erkundigte sich nach der Geschichte des jungen Menschen, und erfuhr, daß er in Frankreich geboren, im zarten Alter nach Böhmen gebracht, und von da nach England gekommen sei. Eine Schwester des Grafen war im Kindbette gestorben, und ihr Sohn war bald darauf verschwunden, ohne daß man wußte, was aus ihm geworden sei. Der Graf entdeckte endlich in dem Schusterjungen seinen eigenen Neffen, und sicherte ihm die ihm eigenthümlichen Rechte des Baron von Vésins, seines verstorbenen Vaters, zu.

Einige andere Wirkungen der Sympathie, oder vielmehr des Magnetismus, verdienen ebenfalls bemerkt zu werden. Kluge erzählt, daß ein junger Mann, der ein junges Mädchen zur Liebe bewegen wollte, ihr, während sie schlief, allerlei ins Ohr murmelte. Beattie führt in seinem Critical and moral dissertations die Geschichte eines englischen Offiziers an, dem seine Kameraden alle seine Träume einflüsterten. Einst gaben sie ihm auf diese Weise die Geschichte eines Zweikampfs ein, in welchem er sich erschossen glaubte, und mit großem Schrecken erwachte.

Die feuerspeienden Berge.

Die furchtbaren Phänomene des unterirdischen Feuers verdienen in jeder Hinsicht genau beobachtet zu werden. Der natürlichen Philosophie ist es vorbehalten, mit den Waffen der Vernunft dies Gebiet zu erobern, dessen sich, zu allen Zeiten und bei allen Völkern, der Aberglaube bemächtigt hat. Ausser diesem an und für sich schon wichtigen Beweggrunde können wir, durch die Vulkane allein, nähere Kenntnisse über das Innere unsers Erdballs bis zu einer Tiefe erlangen, wohin wir mit allen unsern übrigen Arbeiten nicht vorzudringen im Stande sind.

Man kennt eine bedeutende Zahl feuerspeiender Berge in den beiden Kontinenten und auf den Inseln, die noch immerwährend auswerfen, aber sie nehmen nur den mindesten Theil der vulkanisirten Regionen ein. Man kann eine sehr bestimmte Scheidungslinie zwischen den für immer erloschenen und denjenigen Vulkanen ziehen, die seit langer Zeit nicht mehr Feuer ausgestoßen haben, es einst aber wieder thun werden. Die erloschenen Vulkane in Auvergne, deren hohes Alter nicht bestritten werden kann, haben eine große Aehnlichkeit mit denen auf Sardinien. In Italien zählt man bei sechszig alte Krater zwischen Neapel und Cuma, wozu man noch die auf Sizilien, den Inseln des mittelländischen und adriatischen Meers und des Archipels rechnen muß. Sie machen die Grundlage des Bodens von St. Helena, Ascension, den Azoren, Madera und den Inseln des grünen Vorgebirges aus Man findet ihre Spuren ebenfalls auf den Inseln Moriz und Bourbon. Die großen Archipele Asiens sind größtentheils davon bedeckt. Island hat einen brennenden, und, so zu sagen, allein noch lebendigen Vulkan mitten unter einer Menge erloschener. Das unterirdische Feuer hat seine Gewalt nicht minder in Peru, und überhaupt in allen hohen und langen Gebirgsketten Amerika's beurkundet. Es gibt wenige Gegenden von gewisser Ausdehnung, in denen man nicht die von ihnen zurückgelassenen Spuren bemerkt.

Die Orte, an welchen man dies Feuer jetzt noch verspürt, sind im Allgemeinen dieselben, wo es auch früherhin gewüthet hat. Daraus läßt sich schliessen, daß die Ursache, welche es erzeugt und genährt hat, nichts weniger als zufällig und vorübergehend ist, und daß man seine Dauer weder in der Vergangenheit, noch in der Zukunft bestimmen kann. Man muß sich deshalb, wenigstens für jetzt, hinsichtlich der physischen Geographie erloschener oder noch brennender Vulkane, allein auf die einfachsten Hypothesen beschränken.

In Europa sind Italien und Island die jetzt allein noch vulkanisirten Regionen. Im asiatischen Festlande sind nur die von Kamschatka hinlänglich bekannt Es gibt deren sechs, die so häufig als der Vesuv Feuer ausspeien. Die kurilischen Inseln, auf denen man fünfzehn Vulkane zählt, scheinen eine Fortsetzung, oder ein Anhängsel, der vulkanischen Region von Kamschatka zu sein. Man weiß fast nichts über zwei brennende Berge in der Mogolei, eben so wenig, als über die von China. Man ist selbst nicht einmal einig über ihre Lage. Nach Kämpfers Behauptung gibt es zehn Vulkane in Japan. Auf den Philippinen, den Molukken und den Marianen kennt man ebenfalls mehrere. Auf Sumatra und Java erkennt man überall am Boden die Wirkung des unterirdischen Feuers. Man behauptet, daß sich auf der letzten Insel nicht weniger als 48 brennende Vulkane befinden.

Bis jetzt hat man über die Vulkane des afrikani-

schen Kontinents keine andern Nachrichten, als diejenigen, welche der Jesuit Kircher von den Missionären eingesammelt hat. Dagegen sind die auf den Inseln besser bekannt, und einige davon sind mit derselben Sorgfalt besucht und beschrieben worden, als der Etna und Vesuv. Man versichert, daß sich in den Azoren 42 brennende oder erloschene Vulkane befinden. Es gibt mehrere Beschreibungen derjenigen auf den kanarischen Inseln, denen des grünen Vorgebirges, von Ascension, Bourbon u. s. w. Es steht zu erwarten, daß man durch die unerschrockenen englischen Reisenden im Innern Afrika's auch bald nähere Mittheilungen über diesen wichtigen Theil der physischen Geographie von Afrika erhalten werde.

In Amerika scheint es, daß die Wirkung des unterirdischen Feuers sich auf die ganze Linie, die es von Norden nach Süden durchschneidet, erstreckt. In den hohen Anden vorzüglich sind die merkwürdigsten, und seit Alexander von Humboldt's Reisen am genauesten bekannten Vulkane. Sie befinden sich auf einem Raum von beinahe 700 Quadratmeilen, wovon Quito das Zentrum bildet. In einem Seitenzweige, der die Cordillera durchschneidet, erhebt sich der ungestüme Jorullo, mit seinen Tausenden kleiner Krater und Rauchröhren. Er brennt beständig, und hat eine ungeheure Menge basaltische Lava ausgegossen, welche Bruchstücke primitiver Felsgattungen umschließt. Die großen Ausbrüche des Zentralvulkans haben von 1754 bis 1760, ohne Unterlaß, fortgedauert. Von da an sind sie immer seltener geworden. Man muß bemerken, daß der Jorullo auf eine Entfernung von 56 Stunden vom Meere brennt, und zwar in einer von Basaltgebirgen ummauerten Gegend, in der man ohne Mühe die frühern Wirkungen des unterirdischen Feuers entdeckt.

Die Antillen haben ebenfalls ihre Vulkane. Man kennt die von S. Christoph, S. Vinzent, Guadeloupe und Nevis. Auf der westlichen Küste bemerkt man, in den aleontischen Inseln, auch einige brennende Gipfel. Zwischen Amerika und Asien haben die Seefahrer zahlreiche Vulkane gesehen, von denen der von Kerauia auf der Insel Hauii, der berühmteste ist. Von den gegenwärtig noch brennenden und bekannten zweihundert Vulkanen der Erde kommt ungefähr die Hälfte auf Amerika.

Der Vesuv ist das Muster, mit welchem man alle übrigen Vulkane vergleichen kann. Nur eine geringe Zahl derselben gewährt Phänomene, die von denjenigen verschieden sind, welche man in der Nähe von Neapel beobachten kann. Seine Gestalt ist die einer abgestumpften Pyramide von ziemlicher Höhe, und der Krater befindet sich auf dem Gipfel. Diese Form ist unstreitig das Resultat der aufeinandergefolgten Ausbrüche, bei denen die Auswürfe nach den Seiten hinabströmten, den Krater erhöhten, die Masse des Berges vermehrten und seine ursprüngliche Form bewahrten. Aber diese Bildungsordnung wird von Zeit zu Zeit durch Umstände unterbrochen, die man nicht allein am Vesuv, sondern auch am Etna beobachtet hat. Die Wände des Kraters stürzen theilweis ein. Auf diese Weise bilden sich eine oder mehrere Oeffnungen, durch welche die geschmolzenen Materien fliessen, und, nach dem Abhange des Berges, oder der Tiefe und Schnelligkeit des brennenden Stroms, weit hinvordringen. Der Vesuv und der feuerspeiende Berg Volcano, auf einer der äolischen Inseln, gewähren häufige Beispiele davon. Demungeachtet kann man die regelmäßige und allgemeine Gestalt der vulkanischen Berge immer erkennen, wenn schon sie durch besondere Ursachen manchmal verändert wird, wie in Amerika, wo sie sehr verschiedenartige Formen haben.

Die Krater gleichen umgestürzten Pyramiden, und haben oft eine sehr regelmäßige Form. Der Grund, oder die Spitze der Pyramide ist oft ziemlich groß, sehr uneben und mit einer Menge kleiner, spitziger Hügel bedeckt, die beständig rauchen. Die Größe dieser Mündungen in das Innere des Berges hängt nicht von der des Vulkans ab. Die des Pic von Teneriffa ist klein, obgleich ihr eine so große Menge Lava entströmt, daß die ganze Insel davon bedeckt und ein Berg gebildet worden ist, der an Höhe den Etna übertrifft. Der Volcano, dessen Krater der majestätischste nach dem des Etna ist, erhebt sich kaum bis auf 1600 Fuß über das Meer, und ist folglich nur um den siebenten Theil so hoch, als der Beherrscher von Sizilien. Aber der größte, bis jetzt bekannte Krater ist der des Kerauja, auf den Sandwichinseln, dessen Umfang mehr als zwei Stunden mißt. Was die Sonderbarkeit dieses ungeheuern Kraters noch vermehrt, ist, daß er, statt wie die aller übrigen Vulkane, auf dem Gipfel eines Berges, in der Ebene sich befindet, und in der weiten Ausböhlung wie ein brennendes Meer kocht.

Die Tiefe der Krater ist, unabhängig von ihrem Umfange, verschieden. Jeder neue Ausbruch verändert den Grund, zerreißt ihn manchmal und stürzt ihn in die Tiefe der innern Ausböhlung, aus welcher sodann die brennenden Materien emporsprudeln. Nach und nach, und in demselben Maaße, als die Auswerfung schwächer und die Lava kälter und weniger flüssig wird, bildet sich sodann ein neuer Grund. Es geschieht auch manchmal, obgleich seltener, daß die Wände des Kraters einstürzen und die Mündung ganz oder theilweis verstopfen. Wenn nun der Vulkan lange ruht, so kann der Regen allmälig den Krater anfüllen und einen See bilden. Auf diese Weise erklärt man sich die

Entstehung der Seen von Agnano und Averna in Italien. Alle diese Beobachtungen beweisen, daß der Grund des Kraters über der Leere sich befindet, welche die nach aussen geschleuderten Gegenstände gebildet haben.

In Europa und Asien sind die vulkanischen Oeffnungen im Allgemeinen vereinzelt; aber in Amerika sieht man sie in anscheinender Ordnung, und ihre Auswürfe beweisen, daß sie einen und denselben Herd haben. Diese Thatsache ist sehr leicht in Chili und Guatemala, so wie in Peru, zwischen dem Pitchincha und Antisana, zu beobachten.

Obgleich die Vulkane unterm Meere nicht besonders von denen auf dem trockenen Lande verschieden sind, so haben sie doch auch ihre Eigenheiten. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie ehemals in großer Zahl vorhanden waren, obgleich die Geschichte und die neuern Beobachtungen nur sehr wenige anführen. Der von Santorin erhob 1707 aus dem Grunde des Meeres eine Insel, die in weniger als einem Jahre einen Umfang von zwei Stunden und eine Höhe von 40 Fuß über den Fluthen gewann. Dieselbe Ursache brachte bald darauf noch eine kleine Insel neben der größern hervor. Island und die Azoren haben mehrmals ähnliche Phänomene dargeboten, und man hat noch nicht vergessen, daß in der Nähe der letztern die Insel Sabrina durch unterirdisches Feuer erzeugt wurde. Dergleichen Begebenheiten finden oft im stillen Meere statt, und alle die flachen Inseln in demselben, die manchmal einen bedeutenden Umfang haben, sind auf solche Weise entstanden. Die fortdauernde Wirkung des Vulkans kann selbst der neuen Insel eine ziemliche Höhe geben, wie bei der von Ambrim im stillen Meere und bei der von Ascension im atlantischen Ozean.

In Erwähnung der Inseln, die sich zwischen Amerika und Asien aus dem Grunde des Meeres erheben, können wir nicht umhin, auch der Korallenbänke und Inseln zu gedenken. Sie sind das Werk eines der kleinsten Meerthierchens, das bis zur Oberfläche des Wassers baut, und stirbt, sobald es sich darüber erhebt. Es ist also noch eine Art von Phänomen, zu wissen, auf welche Weise sich diese Koralleninseln so hoch aus den Fluthen haben erheben können, daß sehr Bäume darauf wachsen und Menschen darauf leben. Man kann sich das nur auf zweierlei Art erklären: entweder ist das Meer gewichen, oder eine unterirdische Macht hat das Land erhoben. — — Die Vereinigung der beiden Ursachen, die Bildung der Korallen und die Wirkung der Vulkane unterm Meer, kann nach und nach den Anblick der bewohnbaren Erde umgestalten, und das stille Meer mit unzählbaren Inseln übersäen, die mit der Zeit einen eigenen Kontinent bilden dürften.

Es bedarf keiner nothwendigen Uebereinstimmung zwischen den Vulkanen und der Natur der obern Erdschichten. Die vulkanischen Flammen sprühen aus einer zu großen Tiefe, als daß die Ursachen, welche die Oberfläche bestimmen, ihre Wirkung bis zu dem Herd des unterirdischen Feuers ausdehnen könnten. Die vulkanischen Bestandtheile zeigen sich in Felsen von einer ganz andern Natur in mehrern Gegenden des alten und neuen Kontinents; aber Alles, was sich daraus schliessen läßt, ist, daß sie von irgend einem feuerspeienden Berge, dessen Krater, im Laufe der Jahrhunderte, gänzlich zugedeckt worden ist, dahin geschleudert worden sind. In Auvergne und in Sardinien haben sich die vulkanischen Ausgüsse über den Granit verbreitet und ihn vollkommen überdeckt. Die feuerspeienden Berge Afrika's und einige in den Antillen haben sekundäres Erdreich überschwemmt. Einige Koralleninseln, statt durch die vulkanische Flüssigkeit erhoben zu werden, sind in der Mitte von einander geborsten, und auf solche Weise größtentheils mit Lava bedeckt worden.. In Italien und in mehrern andern vulkanischen Gegenden sind die Ausbrüche so häufig gewesen, daß es unmöglich ist, den Boden zu erkennen, auf welchem sie sich befinden, ausgenommen bei heftigen Auswürfen, wo manchmal einige Stücke davon losgerissen und herausgeschleudert werden. Auf diese Weise hat man entdeckt, daß der Vesuv auf Granit, Hornblende und Kalkfels von aller Formation ruht.

Im Allgemeinen ist die Thätigkeit der Vulkane nicht fortdauernd, sondern periodisch, oder vielmehr unbestimmt. Die Dauer der Thätigkeit und die Zeit der Ruhe sind keinem Gesetze unterworfen. Seit drei Jahrhunderten befindet sich indessen Stromboli in dem Zustande, in welchem wir ihn sehen, und seine Thätigkeit ist dieselbe geblieben. Der Jorullo wirft, seit seinem ersten Ausbruche, unaufhörlich Flammen. Der Vesuv hat manchmal mehrere Jahrhunderte lang geschlummert, und der Volcano schläft seit länger als tausend Jahren. Der Etna und der Pic von Teneriffa haben auch seit länger als einem Jahrhundert kein Zeichen von dem gegeben, was in ihrem oft so furchtbaren Innern vorgeht.

Das Gemälde der vulkanischen Ausbrüche ist so oft in Prosa, in Versen und auf der Leinwand entworfen worden, daß es sehr überflüssig sein würde, hier noch eine Skizze davon entwerfen zu wollen. Wir begnügen uns damit, einige der gewöhnlichsten Umstände dieses prachtvollen Phänomens anzudeuten.

Stromboli ist durch die Einfachheit und Regelmäßigkeit seiner Ausbrüche sehr merkwürdig. Sein Krater ist beständig mit kochender Lava angefüllt, die sich bis an den Rand desselben erhebt, sodann eine furchtbare Explosion macht, und einen Theil der ge-

ſchmolzenen Maſſe, mit Aſche und Rauch vermiſcht, in die Luft ſchleudert. Zugleich ſinkt die Lava im Innern, und ſprüht und brauſet nach einiger Zeit wieder empor.

Unter den zeitweis brennenden Vulkanen kann man den Veſuv und den Etna als die allein hinlänglich bekannten betrachten. Jeder Ausbruch wird durch eine Rauchſäule verkündet, die ſich ſehr hoch erhebt, ſich an ihrem Gipfel ausbreitet, und nach des Plinius Bemerkung die Form annimmt, welche die Fichten in den italieniſchen Gärten haben. Bald darauf folgen die erſten Ausbrüche, Erdbeben, Flammen, mit Steinen geſchwängert, die von jenen geröthet werden. Dieſe Epoche iſt die glänzendſte. Sie begeiſtert die Dichter, und die Maler bemühen ſich, durch die Magie ihrer Kunſt ſie nachzuahmen. Endlich erreicht die Lava den Rand des Kraters, überſteigt ihn, und breitet ſich über die Abhänge des Berges aus. Wenn die Wände des Kraters der Gewalt der durch die vulkaniſche Flüſſigkeit geſchleuderten Materie nachgeben, und theilweis einſtürzen, ſo ſieht man einen feurigen Strom durch die Oeffnung dringen. In dieſem Falle erhält ſich die Hitze und Flüſſigkeit lange Zeit, und die Lava dringt weiter vor als gewöhnlich. Dieſe Ausſtrömung dauert oft mehrere Monate lang, und das Vordringen der brennenden Maſſe iſt alſo kaum ſichtbar. Eine große Menge in Staub verwandelter Felsſtücke werden zu gleicher Zeit, als die Lava, ausgeſtoßen, und man nennt ſie „vulkaniſche Aſche.“ Einige Lavatheile werden von der Maſſe losgeriſſen und in die Luft geſchleudert, wo ſie genugſam erkalten, und in der Form von Blaſen auf die Erde fallen. Ein ſchwarzer Rauch ſteigt unaufhörlich empor, und wird weithin vom Winde verbreitet. Damit vereinigen ſich elektriſche Wirkungen, die Donner und Blitz nachahmen, wodurch das Schauſpiel noch majeſtätiſcher und furchtbarer wird. Der Geruch des Schwefelgaz erfüllt die ganze Atmoſphäre, und weiße Dampfſchwärmer, die von Zeit zu Zeit aufſteigen, kontraſtiren auffallend mit der dichten ſchwarzen Rauchſäule.

Man hat die Quantität der von einigen feuerſpeienden Bergen ausgegoſſenen Lava berechnet. Die des Veſuvs betrug 1794 beinahe 12 Millionen Kubik-Meter, die des Vulkans auf der Inſel Bourbon überſtieg 1796 deren 36 Millionen, und 1787 hatte er mehr als 48 Millionen Kubik-Meter ausgeworfen. Ein Lavaſtrom des Etna war 13 Stunden lang. In Island bedeckte ein Ausbruch des Hekla die Hälfte der Inſel. Dieſe Berechnungen beweiſen zur Genüge, welche ungeheure Materie dem Innern der Erde, durch die Wirkung des vulkaniſchen Feuers, entriſſen wird.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Selbſtmord.

(Beſchluß.)

Aber kommen wir zur Brücke von Batterſea zurück. Ich ſpazierte von der weſtlichen zur öſtlichen Seite hinüber; Alles war dort finſter und neblicht. Ich beſchloß unverzüglich zu enden, ſtellte meinen Fuß auf das Geländer und blickte ſtarr in die unter mir rauſchenden Wellen. Meine Einbildungskraft war lebhaft bewegt. Es ſchien mir, als vernähme ich das konvulſiſche Gelächter einer Furie über meine nahe Vernichtung. Plötzlich fuhr mir ein ganz eigener Gedanke durch den Kopf. Ich weiß nicht, ob ich ſchon bemerkt habe, daß ich nicht ſchwimmen konnte. Es fiel mir nun ein, daß ich in den Schlamm des Stromes fallen und darin erſticken könnte. Es war mir unerträglich, mir ſagen zu müſſen, daß ich die Erde berühren werde. Wäre das Waſſer 100 Fuß tief geweſen, ſo würde ich nicht einen Augenblick gezögert haben, mich hinabzuſtürzen; aber da das nicht wahrſcheinlich war, ſo verließ ich die Brücke, und ging auf dem kürzeſten Wege wieder nach meiner Wohnung zurück.

Als ich mich dem Hauſe näherte, verſpürte ich ein bitteres Gefühl der Scham, ſo leicht meinen heroiſchen Entſchluß aufgegeben zu haben. Indeſſen verſprach ich mir, ihn am andern Tage gewiß in Ausführung zu bringen. Ich ließ mir Thee und Butterbrod bringen, und verzehrte beides mit dem beſten Appetit. Am andern Morgen ſtand ich ſpät auf, ſchrieb nochmals an Louiſen, las Werthers Leiden und ging um 4 Uhr aus, um meinen Entſchluß zu vollſtrecken. Da mir die Batterſeabrücke ſo wenig behagt hatte, ſo beſchloß ich, es bei der von Millbank bewenden zu laſſen. Während ich eine bequeme Stelle ſuchte, bemerkte ich zwei hübſche Knaben, die von einigen Betrunkenen gefoppt wurden. Ich ſchlug mich in's Mittel und begleitete die Kinder bis nach Weſtminſter, von wo ich ganz ruhig in meine Wohnung zurückkehrte.

Endlich hatte ich meinen letzten Schilling ausgegeben; aber ſtatt zugleich mein Leben zu beendigen, verkaufte ich einige goldene Schmucknadeln und andere Kleinigkeiten, um noch einige Tage länger zu leben. Ich ſuchte mich auf alle mögliche Weiſe zu zerſtreuen. Am Weihnachtsfeſte hatte ich nur noch einen einzigen Dolar; es war alſo für mich ein recht trauriger Tag, und ich war ſehr niedergeſchlagen. Meine Wirthsleute ſchienen Mißtrauen in mich zu faſſen, ich mußte beſtändig die Beſuche meiner Gläubiger befürchten; ich war allein in einer ungeheuern Stadt, ohne Hoffnung für meine Zukunft, ohne Troſt für meine Gegenwart. Die Verzweiflung nagte Stunden lang an meiner Seele. Bald beſchloß ich, die Verzeihung meiner Familie zu erbitten und zu thun, was ſie verlangte; bald gedachte

ich meines Entſchluſſes, der Art und Weiſe, auf welche ich ihn verkündet, und es ſchien mir die allergrößte Erniedrigung zu ſein, jetzt in einem andern Lichte zu erſcheinen. Ich glaubte bis dahin dem Karakter eines Romanenhelden Ehre gemacht zu haben; ich ſollte und mußte enden. Louiſe Daventry würde mich beweinen, aber ſie würde mich nicht verachten.

Nichts iſt trauriger für einen Menſchen ohne Freunde, ohne Verbindungen in einer großen Stadt, als ein Feſt, das im Innern einer jeden Familie gefeiert wird, weil er eben da die Vereinzelung, in welcher er ſich befindet, um ſo härter fühlt. Alles um mich her athmete Freude, und ich trug die Verzweiflung in meiner Seele. Ich beneidete alle Menſchen, die ich aus meinem Fenſter erblickte, weil ich mir einbildete, daß ſie ſich in Familienkreiſe verfügten, wo ſie willkommen ſein würden. Und ich war ein verlorner Ring der großen geſellſchaftlichen Kette. Dieſer bittere Gedanke betrübte mich noch mehr als mein Elend. Mittags kam meine Wirthin zu mir, und fragte mich mit dem ganz eigenen Ton der Leute, deren Rechnung man noch nicht bezahlt hat: ob ich auſſer dem Hauſe ſpeiſen werde, indem es Weihnachten ſei? Ich bejahte das, ging um vier Uhr aus, und beſchloß ſo lange herumzuſpazieren, bis die Nacht angebrochen ſei, wo ich durch den Selbſtmord von der mir unerträglich gewordenen Lebenslaſt mich befreien wollte. Der Abend war kalt und finſter, und ein durchdringender Regen goß von Zeit zu Zeit herab. Ein unbekannter Inſtinkt ließ mich die traurigſten Orte beſuchen, ich durchſchritt die City, ging ſodann über die Londonbrücke und begab mich nach St. George-Fields. Der Anblick des Elends und der Unreinlichkeit dieſes Stadtviertels würde mich unter allen andern Umſtänden empört haben; jetzt fühlte ich mich weniger bedrückt, als in den andern Theilen der Stadt. Alles war öde und ſtille, und kein Zeichen der Freude betrübte mich durch einen ſchmerzlichen Kontraſt. Von da ging ich nach Weſtminſter. Als ich mich auf der Brücke befand, wurde der Regen ſo ſtark, daß ich untertreten mußte. Ich erblickte eine ſchon etwas bejahrte Frau, auf deren Geſichte das Unglück neben der Rechtſchaffenheit und Sanftmuth geſchrieben ſtand. Der Regen hatte ihre Kleider, die der Jahrszeit wenig angemeſſen waren, und aus einem ſeidenen Rocke und einem kleinen Tuche beſtanden, ganz durchnäßt. Ich betrachtete ſie als eine Unglücksſchweſter, aber ſie wendete ihren Blick von mir ab. Sie hielt ein kleines Mädchen an der Hand, und beide ſprachen, ſo lange ich neben ihnen ſtand, kein Wort. Das Kind betrachtete die Mutter mit großer Aufmerkſamkeit, und dieſe trocknete das Gewand der Kleinen mit ihren Händen ab. Ich griff mehrmals nach meinem letzten Dolar, aber die Hand kehrte immer wieder leer zurück. Als es zu regnen aufgehört hatte, lud uns der Watchman ein, unſern Weg fortzuſetzen, und wir trennten uns in entgegengeſetzter Richtung.

Nachdem ich noch einige Meilen in der Finſterniß zurückgelegt hatte, hörte ich den Watchman zu meinem größten Erſtaunen acht Uhr abrufen. Ich glaubte, daß es wenigſtens eilf ſein müſſe, und daß dieſe ſchreckliche Nacht nie endigen wolle. Mit wunden Füßen, bis auf die Haut durchnäßt, und ermüdet bis auf den Tod, beſchloß ich, in meine Wohnung zurückzukehren. Unterwegs begab ich mich, in der Nähe von Bloomsbury, zu einem Chemiſten, um eine Unze Sauerampferſäure zu kaufen. Er wog das Verlangte, ſchrieb auf ein Papier die Worte: „Sauerampferſäure, Gift,“ und machte weiter keine Bemerkung dazu. Ich legte meinen letzten Dolar auf den Tiſch, und wollte fortgehen, ohne die Münze zu nehmen, die er mir zurückzugeben hatte, wozu ich mich endlich mit einiger Verwirrung bequemen mußte.

Ich wußte nicht, was ich mit dieſem wenigen mir noch übrigbleibenden Gelde anfangen ſollte, und wünſchte es jemand geben zu können, aber ich fand Niemand auf meinem Wege, der deſſen bedurft hätte. Die Magd in meiner Wohnung öffnete mir die Hausthüre. Dies Geſchöpf, eine wahre Maritorna, ſchmuzzig und dumm, hatte oft meine üble Laune erregt, aber jetzt betrachtete ich ſie als eine Perſon in meinem Trauerſpiele, dankte ihr mit bewegter Stimme für ihre Dienſtfertigkeit, und ſagte ihr, daß ich mich unwohl befinde und ſogleich zu Bette gehen wolle. Als ich allein war, fiel es mir ein, daß ich ein wenig warmes Waſſer haben müſſe, um meine Säure aufzulöſen. Die Tochter meiner Wirthin erſchien, um mir ihren Sonntagsſtaat zu zeigen, wovon ich jedoch nicht die geringſte Notiz nahm.

Während das Waſſer bereitet wurde, ſchritt ich in der größten Unruhe im Zimmer auf und ab. Das waren für mich die ſchrecklichſten Augenblicke des ganzen Tages. Die Unmöglichkeit, meine Ausgaben am andern Morgen noch beſtreiten zu können, hatte meinen Entſchluß unwandelbar feſt gemacht. Indeſſen brachte das Mädchen nach einigen Minuten das Waſſer und wünſchte mir eine gute Nacht. Ich ſeufzte und entgegnete nichts. Sodann näherte ich mich dem Tiſche, vermiſchte die Säure mit dem Waſſer, und ließ das Ganze kalt werden, während ich wie unſinnig im Zimmer auf und nieder lief. Endlich griff ich mit feſter Hand zu, und näherte das Getränk meinen Lippen. In demſelben Augenblick ſah ich mein Geſicht im Spiegel, bemerkte die Ruhe in demſelben, und trank die Decoction langſam aus. Darauf maß ich

nochmals mein Zimmer mit großen Schritten. Mein Kopf war wüst, aber das Gefühl der Furcht war aus meinem Herzen verschwunden. Sehr ermüdet warf ich mich auf mein Bett, die nahen Schmerzen und mit ihnen mein Ende und den ewigen Schlummer erwartend. Ich muß gestehen, daß ich nur wenig an Louise Daventry und noch weniger an meine Familie dachte, meine ganze Aufmerksamkeit war auf mich selbst konzentrirt. Während ich so über die noch zu erwartenden Schmerzen, meinen Muth, meine Entsagung und mein Ende nachdachte, nahmen meine Gedanken nach und nach eine andere Richtung, und ich schlief unmerklich ein. In der Nacht wachte ich plötzlich wieder auf, und verwunderte mich, keinen Schmerz zu verspüren, obgleich die Länge des Dochts meines Lichts mich bemerken ließ, daß mein Schlummer eben nicht kurz gewesen. Der Wind brauste mit Gewalt und der Regen schlug stromweise an die Fenster. Nach und nach stellten sich einige Schmerzen ein, die bald darauf immer heftiger wurden. Ganz in das Gefühl meines Leidens versenkt, wunderte ich mich, daß die Art und Weise meines Todes nicht in Uebereinstimmung mit dem Ernste desselben stehe. Doch ich muß den Vorhang über diese Szene ziehen, weil es mir unmöglich ist, sie meinen Lesern näher anzudeuten.

Mein Gewimmer wurde endlich von der Familie gehört, und die Tochter meiner Wirthin trat, nachdem sie lange, ohne Antwort erhalten zu haben, geklopft hatte, herein, und fragte mich, was mir fehle? „Lassen Sie mich," rief ich ihr zu, „ich habe mich vergiftet; lassen Sie mich in Ruhe sterben." Sie stieß ein gewaltiges Geschrei aus, und die ganze Familie stürzte zu mir herein. Mein Wirth, der eben nicht zu den Feinsten gehörte, rief einmal über das andere, daß er tausend Pfund Sterling darum geben wollte, wenn ein solcher Skandal nicht bei ihm statt gefunden hätte. Er fügte hinzu, daß er sogleich den Apotheker holen wolle; und obgleich ich diese Maßregeln für überflüssig hielt, so war es mir doch gar nicht unlieb, daß er darauf bestand, sie in Ausführung zu bringen." Mein Bett war von allen Mitgliedern der Familie umringt, die sich gegenseitig überschrien, und nur darin übereinstimmend waren, daß ich einen ungeheuern Krug voll Olivenöl ausleeren müsse.

Nach einer Viertelstunde, die mir ein Jahrhundert geschienen hatte, kam endlich der Apotheker. Er ersuchte die Familie, sich zurückzuziehen, befragte mich sodann um die Menge Gift, die ich zu mir genommen, und wann dies geschehen sei? Ich entgegnete: um neun Uhr. Er zog seine Uhr, sah, daß es halb ein Uhr war, und wurde sehr ernst. Worin haben Sie das Gift genommen? fragte er. Ich zeigte ihm das Glas auf dem Tische. Er fand das Papier, las die Aufschrift, und machte dazu ein Gesicht, bei dessen Anblick ich einen Schauder vom Kopf bis zu den Füßen verspürte. Er ergriff das Glas, tauchte den Finger in eine kleine Neige, die noch übrig geblieben war, kostete, schien erstaunt, kostete nochmals und stieß ein lautes Gelächter aus. Dies Betragen empörte mich; aber bevor ich noch ein Wort sprechen konnte, rief er schon: „Das Unglück ist eben nicht groß. Sie haben nichts als Glaubersalz genossen, und das wird Ihr Blut erfrischen. Danken Sie Gott, daß es so abgelaufen ist, und schlafen Sie wohl." Er öffnete die Thür, ging fort, und ich vernahm sein unaufhörliches Gelächter, das bald von allen Hausbewohnern getheilt wurde. Die Scham folgte der Furcht, und meine Tragödie war ein erbärmliches Possenspiel geworden. Ich glaubte, daß ich diese Erniedrigung nicht überleben werde, obgleich ich nicht mehr an Selbstmord dachte. Aber die Natur war erschöpft, ich schlief ein, und erwachte erst am andern Tage gegen Mittag, als ich die Stimme der Magd vernahm, die mir zurief, daß zwei Briefe an mich angekommen seien, die ich bezahlen möge. Der eine dieser Briefe war von meinem Vater, der andere von meinem Bruder, dem Fähnrich. Im ersten fand ich ein Banknote von zwanzig Pfund Sterling, das ich mit inniger Rührung betrachtete und behutsam in meine so lange leere Brieftasche legte. Sodann las ich den Brief, der folgendermaßen abgefaßt war:

„Mein lieber Heinrich! Ich hoffe, daß die kurze Prüfung, der ich dich unterworfen habe, dir zur heilsamen Lektion gereicht sein wird, und daß du die Ueberzeugung gewonnen hast, wie wenig man seinen Lebensunterhalt vom Zufall erwarten dürfe. Man vermag in der Welt nichts ohne Geld, und täusche ich mich nicht, so weißt du jetzt, wie schwer es ist, es sich zu verschaffen. Du hast einen Weg vor dir, der dich sicher zur Unabhängigkeit führt. Du hast jetzt dein wahres Interesse kennen gelernt, und wirst auf deine romantischen Ideen Verzicht leisten. Prüfe meine Lage und meine Mittel, gedenke deiner Geschwister und fasse einen festen Entschluß. Willst du nicht, was ich wünsche, so kehre wieder zu uns zurück, mein lieber Sohn, und wir wollen uns einrichten, wie wir können. Aber bedenke, daß ich nicht immer leben werde, und daß ich selbst jetzt oft nicht thun kann, was ich gern möchte. Würde das Ministerium verändert, so würden auch meine Umstände sich anders gestalten; aber die Torys scheinen an ihrer Stelle festgenagelt, und den armen Whigs geht es schlecht. Lebe wohl, lieber Heinrich, und begib dich sogleich entweder zu Herrn Wills oder zu mir.

L. S."

Der Brief meines Bruders war folgenden Inhalts:

„Lieber Heinrich! Du haſt den Brief unſers Vaters geleſen. Ich hoffe, daß du Prokurator und ſehr reich werden wirſt, ſo daß du ein gutes Haus machen kannſt, und wir im Stande ſind, dich zu beſuchen. Ich verſichere dir, ein gutes Haus iſt ſo übel nicht. Unſer Freund Dick Clinton hatte einen Bruder in der Stadt, der auch ein gutes Haus machte, während wir im vierten Stock wohnten und uns die Zähne an hartem Kuhfleiſch in irgend einer Garküche ausbiſſen. Dicks Bruder dagegen lebte wie ein Prinz, obgleich er lange kein Prokurator, ſondern nur ein Krämer war. Das mag dir zum Exempel dienen. A propos! beinahe hätt' ich vergeſſen, dir zu ſagen, daß ſich Luiſe Daventry, deine alte Liebſchaft, letzten Montag mit dem Oberſt Dryſtick, dem olivenfarbigen Nabab, über den du dich ſo oft mit ihr luſtig gemacht, verheirathet hat. Du kannſt dir nicht denken, wie komiſch die Szene in der Kirche war. Obgleich er ſeinen Rock bis unters Kinn zugeknöpft hatte, wäre er vor Kälte doch beinahe umgekommen, und beneidete Luiſen um ihren Shawl. Die Heirath iſt im Sturmſchritt und in weniger denn zehn Tagen abgeſchloſſen worden. Aber ich muß enden. Lebe wohl, lieber Heinrich, und werde Prokurator.

E. S.“

Alſo um einer Kokette und ihres albernen Vorurtheils gegen ſchwarze Kamaſchen wegen hatte ich meinen guten Vater betrübt, und mich geweigert, eine Laufbahn zu betreten, die mich zu meinem Glücke führen konnte. Ja, ich war noch weiter gegangen, und hatte mich erſäufen und vergiften wollen, einer Miß Dryſtick zu gefallen. Ich beſchloß, ohne Weiteres mich zum Herrn Wills zu begeben. Indeſſen wurde es mir ſchwer, nach dem heroiſchen Poſſenſpiel der vergangenen Nacht vor meinen Wirthsleuten zu erſcheinen. Ich ſchellte, gab meine Banknote, ſagte, daß man ſie mir wechſeln und das Frühſtück bringen möge. Der Anblick des Geldes machte, daß man mich nicht geradezu verſpottete, ſondern ſich damit begnügte, heimlich zu lachen. Ich begab mich zu Herrn Wills, der mich mit Nachſicht und Güte aufnahm, und mit deſſen Hilfe ich bald ein fleißiger Arbeiter wurde. Ich verließ meine Wohnung ſo bald als möglich, und mit derſelben Erleichterung, wie meine romantiſchen Ideen. Herr Wills gab mir bald einen Antheil an ſeinen Geſchäften, und ich verheirathete mich mit einer vernünftigen Frau, die keinen Widerwillen gegen ſchwarze Kamaſchen hatte. Luiſe Dryſtick kam im letzten Frühling nach London. Ich beſuchte ſie, zeigte ihr meine Stiefel, und bat ſie zu bemerken, daß ein Prokurator nicht immer Kamaſchen zu tragen brauche. Sie lachte und ſagte, daß wir früher nicht recht geſcheut geweſen wären, und ich konnte nicht anders, als ihr Beifall geben.

Tagebuch eines engliſchen Kriegsgefangenen, u. ſ. w.

(Fortſetzung.)

Napoleon zu Fontainebleau.

Bei der Audienz, welche die beiden Marſchälle und der Herzog von Vicenza vom Kaiſer von Rußland erhielten, bezeigte Ney ſein Erſtaunen, daß man bei den neuen Einrichtungen die Armee nicht zu Rathe gezogen habe. Alexander erwiederte darauf: „Ich unterhandle nur mit Königen oder mit Völkern; hier hab' ich mit dem Volk unterhandelt.“ Von Allen vertheidigte Macdonald am beſten die Intereſſen Napoleons, und beſtrebte ſich am meiſten, die Regentſchaft zu erhalten, obgleich er ſich mannigfach über Napoleon zu beklagen hatte. Erſt nach der Abdankung des Kaiſers wurde die proviſoriſche Regierung von ihm anerkannt, und er that es in den einfachen Worten: Durch die Abdankung des Kaiſers Napoleon meines Eides entbunden, erkläre ich, daß ich den Verfügungen des Senats und der proviſoriſchen Regierung beiſtimme.

Vom 1. bis zum 5. April zeigte ſich der Kaiſer, wie gewöhnlich, und ließ ſeine Truppen die Revue paſſiren. Es wurden ihm während derſelben eine große Menge Bittſchriften zugeſtellt, die er, ſtatt ſie einem Offizier darzureichen, zu ſich ſteckte und mit in ſein Kabinet nahm. Während ſeines Aufenthalts zu Fontainebleau nach ſeiner Abdankung verweilte er beſtändig in der Bibliothek, wo er mit dem Herzog von Baſſano las oder ſich unterhielt. Manchmal kam er in die Gallerie und ſprach vertraulich mit den Offizieren, die ſich in derſelben befanden, über die Tagsbegebenheiten, oder über das, was die Zeitungen davon ſagten. Eines Tages kam er mit einem gedruckten Blatt in der Hand, und rief unwillig aus: Sie ſagen, ich ſei feig! Er ſprach im Allgemeinen mit vieler Kaltblütigkeit über die Begebenheiten. Ludwig XVIII war oft der Gegenſtand ſeiner Geſpräche. Die Franzoſen, ſagte er, werden ihn ſechs Monate lang lieben, in den drei nächſten Monaten werden ſie kälter werden, und am Ende des Jahres Adieu. Er las einſt eine Darſtellung der übeln Behandlungen, welche der Pabſt erduldete, und ſagte: Es iſt wahr, Se. Heiligkeit iſt ein wenig mißhandelt worden, ein wenig mehr, als nothwendig geweſen wäre. Gegen den General Sebaſtiani äuſſerte er, daß nicht die Ruſſen, ſondern die durch ihn veranlaßte Unterdrückung der liberalen Ideen in Deutſchland, ſeinen Sturz herbeigeführt. Er hätte dieſelbe Bemerkung auch auf Frankreich anwen-

den können. Eine Probe davon gewähren die Instruktionen an die öffentlichen Tageblätter, hinsichtlich ihrer Redaktion.

„Ausdrückliches Verbot, die Ernennungen früher als der Moniteur bekannt zu machen; die Namen der alten französischen Provinzen anzuführen; der Erbauung von Kriegsschiffen zu gedenken; von den Unglücksfällen zu reden, die man der Nachlässigkeit der Polizei zuschreiben könnte, eben so wie von Selbstmorden, weil darin ein Zeichen des öffentlichen Elends zu erblicken wäre.

„Verbot, der Ueberschwemmungen, Gewittern, Hagelschläge u. s. w. Erwähnung zu thun; der Bewegung der Armeen und der Versetzung der Offiziere zu gedenken; die öffentlichen Denkmäler zu kritisiren; sich nie des Wortes Polen zu bedienen, und der schwedischen Marine zu gedenken.

„Verbot, die Artikel der Zeitungen, welche in den an Spanien grenzenden Departementen erscheinen und Bezug auf den Krieg in der Halbinsel haben, zu kopiren; von den Siegen der Russen über die Türken zu sprechen, und umgekehrt; den englischen Gesandten, Adair zu Konstantinopel, je anders, als einen elenden Intriganten zu nennen.

„Verbot, von dem blühenden Zustand der russischen Kolonien im Süden dieses Reichs zu sprechen; über die Stärke der russischen Armeen sich auszulassen; Artikel aus den deutschen Zeitungen zu übersetzen, in welchen erzählt wurde, mit welcher Einfachheit der östreichische Kaiser und seine Familie reise.

„Unbedingtes Verbot, je den Namen der Kaiserin Josephine und den der Frau von Staël anzuführen; Gustav IV von Schweden anders als eines Wahnsinnigen zu gedenken, und die Königin von Preussen zu loben; Artikel, von Berlin datirt, zu verfertigen, in denen zu sagen sei, daß die Verheirathung des Kaisers mit der Erzherzogin Maria Luise den besten Effekt hervorgebracht habe; dagegen nie sich einfallen zu lassen, zu gedenken, daß die Kaiserin beim Abschied von ihrer Familie Thränen vergossen."

Einige Tage nach seiner Abdankung spazierte Napoleon mit dem Marschall Macdonald, der immer bei ihm geblieben war, im Schloßgarten, und erzählte ihm, daß er zwölf Jahre lang tägliche Nachrichten von allem dem erhalten habe, was Ludwig XVIII gethan; daß es ein guter Mann sei, und daß die Gelegenheit, durch welche er während seines Aufenthalts in England die dortigen vortrefflichen Anstalten habe studiren können, für Frankreich nicht verloren sein würde. Was ihn anbelange, so werde er wahrscheinlich nicht lange auf der Insel Elba bleiben, sondern sich nach England begeben, um das Spiel und den Mechanismus dieser Institutionen zu beobachten. In der That versicherten mir Sir Edward Paget und Lord Louvaine, daß sie von Lord Castlereagh erfahren, wie Napoleon an ihn geschrieben habe, um von ihm die Bewilligung zu erhalten, sich nach Großbritannien begeben zu dürfen, das er als das Vaterland liberaler Ideen betrachtete.

Isabey hatte ein Bild der Kaiserin Maria Luise und ihres Sohnes verfertigt, welches dem Kaiser am 1. Januar 1814 vorgezeigt wurde. Dies Gemälde befand sich noch unter den Händen des Künstlers, und da dieser durch Caulincourt erfuhr, daß Napoleon es zu haben wünsche, so begab er sich nach Fontainebleau, wo er Mittags ankam. Er wurde in das Kabinet des Kaisers geführt, in welchem sich General Bertrand und der Herzog von Bassano befanden. Als ihn der Kaiser erblickte, rief er ihm zu: „Ach Isabey, was für Neuigkeiten!" Er ließ das Gemälde bei Seite stellen, ohne einen Blick darauf zu werfen.

Am 16. kamen die Kommissäre der verbündeten Mächte, die ihn, seinem Wunsche gemäß, bis zum Punkte seiner Einschiffung begleiten sollten, zu Fontainebleau an. Er gab jedem einzeln Audienz. Die des Grafen Schuwalow, des russischen, und die des General Koller, des östreichischen Kommissärs, dauerte fünf Minuten. Der preussische Kommissär, Graf von Waldburg-Truchseß, blieb kaum eine Minute in seinem Kabinet; dagegen unterhielt er sich über eine Viertelstunde lang mit dem englischen Kommissär Sir Neil Campbell. Er sagte ihm, daß er die Engländer von Herzen hasse; aber daß er mehr Vertrauen in den Edelmuth ihrer Regierung, als in den aller übrigen Mächte habe. Er fügte hinzu, daß er die Ueberfahrt nach Elba auf einer englischen Fregatte zu machen wünsche.

Die Abreise des Kaisers sollte am 20. um acht Uhr Morgens statt finden, und alle Kutschen waren um diese Zeit bereit. Die kaiserliche Garde paradirte in dem großen Hofe, genannt das weiße Pferd, und eine ungeheure Volksmenge aus Fontainebleau und den benachbarten Orten drängte sich um das Schloß. Um acht Uhr wurde der Oberst Campbell bei Napoleon eingeführt, der noch nicht angekleidet und rasirt war. Um eilf Uhr bemerkte General Bertrand, daß Alles zur Abreise bereit sei, worauf ihn der Kaiser mit den Worten anfuhr: Muß ich meine Handlungen nach Ihrer Uhr regeln? Ich werde reisen, wenn es mir gefällig ist; vielleicht gar nicht. Die Kommissäre warteten im Vorzimmer. Napoleon unterhielt sich ganz ruhig mit Flahaut und dem General Ornano. Endlich verkündete Bertrand den Kaiser. Man stellte sich, nach der gewöhnlichen Etikette, die bis auf den letzten Augenblick beobachtet wurde, zur Seite. Die Thür wurde geöffnet, Napoleon erschien, aber kehrte

sogleich wieder um. Endlich entschloß er sich dennoch, durchschritt schnell die Gallerie und trat mit dem Schlage Zwölf in den Hof. Sobald er erschien, schallte das Geräusch der Trommeln von allen Seiten; er winkte majestätisch, Schweigen gebietend, trat näher gegen die Soldaten und redete folgende Worte zu ihnen:

„Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der alten Garde! ich sage euch Lebewohl. Seit zwanzig Jahren bin ich zufrieden mit euch. Ich hab' euch immer auf dem Wege des Ruhmes gefunden. Die verbündeten Mächte haben ganz Europa gegen mich bewaffnet: ein Theil der Armee hat seine Pflicht verrathen, und Frankreich selbst hat besondern Interessen nachgegeben. Mit euch und den andern Tapfern, die mir treu geblieben sind, hätt' ich den Bürgerkrieg drei Jahre unterhalten können; aber Frankreich wäre unglücklich geworden, und das konnte mein Zweck nicht sein. Ich mußte also mein persönliches Interesse seinem Glück aufopfern, und ich hab' es gethan. Ich kann euch nicht Alle einzeln umarmen, aber ich umarme euch Alle in euerm General. Kommen Sie, General (er umarmte den General Petit)! Man bringe mir die Adler (er nahm einen Adler, drückte ihn an sein Herz und küßte ihn mit Rührung). Theurer Adler! mögen diese Küsse in den Herzen aller Soldaten wiederhallen! Lebet wohl, meine Tapfern! Lebet wohl, meine Kinder!"

Napoleons Augen waren feucht, die Garde weinte. Er stieg mit dem General Bertrand in eine Kutsche. Voraus war die des General Drouot; die der Kommissäre und acht kaiserliche Wagen folgten. Bald verschwand der ganze Zug, die Garde verließ das Schloß und das Volk verlief sich traurig und schweigend.

Napoleons Reise nach der Insel Elba.

Zwei Tage nach Napoleons Abreise von Fontainebleau versuchten mehrere Tageblätter durch die abgeschmacktesten Fadheiten die Wirkung zu schwächen, welche die große Szene der Trennung von seinen Soldaten hervorgebracht hatte; aber sowohl Freunde als Feinde, im Fall nicht aller Edelmuth in ihnen erstickt war, fühlten sich davon bewegt. Der englische Kommissär, der Zeuge dieser Szene gewesen, wurde von einem unwillkührlichen Enthusiasmus hingerissen und bewegte seinen Hut in der Luft.

Um 6 Uhr Abends kamen die Kutschen des Kaisers zu Montargis an, ohne jedoch daselbst zu verweilen. Die kaiserlichen Pferde, mit denen man von Fontainebleau bis hierher gekommen, wurden ausgespannt, und der Vorspann am äussersten Ende der Stadt eingelegt. Ungefähr zweihundert Mann Kavallerie waren aufgestellt, um Napoleon zu empfangen. Er redete mit ihnen aus seiner Kutsche, dankte ihnen für ihre Dienste, und sagte, daß wenn er auch nicht mehr die Mittel habe, sie zu belohnen, er sie gewiß nie vergessen werde. Algernon Percy erzählte mir nachher, daß die Rührung der Soldaten sehr groß gewesen und von Napoleon selbst getheilt worden sei, der den Postillionen plötzlich den Befehl ertheilte, fortzufahren. Die meisten Soldaten konnten ihre Thränen nicht verbergen, und einige Offiziere zerbrachen, nach der Rückkehr in die Stadt, ihre Degen.

Um 8 Uhr langte der Kaiser zu Briare an, und brachte die Nacht im Wirthshause zur Post zu. Am nächsten Morgen lud er den Oberst Campbell zum Frühstück ein, und befragte ihn über mehreres den Herzog Wellington Betreffende. Bei dessen Antworten rief er mehrmals aus: „Er ist so wie ich!" Er sagte, daß es ihm angenehm sein würde, ihm einmal zu begegnen, und fragte, ob er großes Talent habe, die Soldaten aufzumuntern. Er erstaunte nicht wenig, als Sir Neil ihm versicherte, daß ein solcher Fall in der englischen Armee nie stattfinde, und daß, wenn man auf solche Weise mit den Soldaten reden wollte, sie darüber spotten würden. — Man verließ Briare zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags, und ging bis Nevers, wo man im Wirthshause zur Post speisete und über Nacht blieb. Ein Husar von der kaiserlichen Garde schilderte an der Thür des Schlafzimmers Napoleons, in welchem er sich ganz allein befand.

Am folgenden Tage reisete man zwischen sechs und sieben Uhr Morgens ab, wie er das am Abend vorher bestimmt hatte. Die Kommissäre erwarteten ihn auf der Treppe. Als er in die Kutsche steigen wollte, riefen ihm die Bewohner des Hauses ein „Es lebe der Kaiser!" nach, worauf er jedoch nicht zu merken schien. Ungefähr hundert und fünfzig Personen, die sich in der Straße versammelt hatten, ließen dasselbe Geschrei aus, das er eben so wenig beachtete. Alle Bürger hatten die weißen Kokarden abgenommen, die sie Tags zuvor auf ihren Hüten trugen. Der Kaiser wurde von fünfzig Husaren seiner Garde bis Villeneuve sur Allier begleitet. Als er vor einem Wachtposten vorüberfuhr, traten die Soldaten ins Gewehr und die Tambours schlugen den Parademarsch. Nirgends sah man Soldaten von der alliirten Armee. Zu Nevers wurden die Kommissäre vom Volk ausgepfiffen und beschimpft.

Der Kaiser kam zu Moulins mit einer Kürassier-Eskorte an. Kurz vor der Stadt kam ihm ein Wagen entgegen. Die Kürassiere nöthigten die darin befindlichen Personen, ihre weißen Kokarden abzunehmen. Man fuhr, ohne zu verweilen, durch die Stadt. Das Volk schrie: „Es lebe der Kaiser!" Abends kam man zu Roanne an, und reisete am andern Morgen von dort ab. — Guizot und seine Frau, die aus dem südlichen Frankreich kamen, trafen am Samstag, den 23.,

mit Napoleon zu Tarare zuſammen, wo er den Vorſpann wechſelte. Er ſprach mit mehrern Perſonen, die ſich ehrfurchtsvoll um ſeine Kutſche verſammelt hatten, als Monarch und mit einer Herrſchermiene. Er befragte ſie: wie es mit dem Gewerbe gehe, und ob ſie durch den Krieg viel gelitten? Bei ſeiner Abfahrt erhob ſich das Geſchrei: Es lebe der Kaiſer! Die Karawane war ohne militäriſche Begleitung.

Zu Salvagny, der letzten Poſt vor Lyon, verweilte man, um zu Nacht zu ſpeiſen. Nachdem Napoleon fait war, ſtand er auf, bat die Kommiſſäre, ſitzen zu bleiben, und ging auf der Landſtraße ſpazieren. Er begegnete dem Pfarrer und fragte ihn: ob die Gemeinde vom Kriege viel gelitten habe? Sodann zeigte er ihm den Himmel und fügte hinzu, daß er ehemals die Namen aller Sternbilder gekannt, aber daß er ſie vergeſſen habe. Er deutete auf eins derſelben, und erſuchte den Geiſtlichen, es ihm zu nennen. Alle dieſe Fragen zeugten von einer großen Geiſtesunbefangenheit und Ruhe. Der Pfarrer geſtand, daß er in der Aſtronomie eben nicht ſehr bewandert ſei, worauf ihn der Kaiſer grüßte und ins Wirthshaus zurückkehrte.

Um 11 Uhr Nachts langte man zu Lyon an. Die Pferde wurden nicht bei der Poſt gewechſelt. Man begab ſich über die Brücke von Guillotiere, auf das linke Ufer der Rhone, und ſpannte in der Vorſtadt dieſes Namens, bei der Madelaine, um. Das Volk hatte den Kaiſer den ganzen Tag über erwartet. Als man über die Brücke fuhr, riefen einige Perſonen: Es lebe der Kaiſer! Die Bevölkerung dieſer großen Stadt war ihm im Allgemeinen ſehr ergeben, weil er ſie aus dem Elende, in welches die Revolution ſie geſtürzt, zum Wohlſtande erhoben hatte.

Von Lyon reiſete der Oberſt Campbell voraus, um zu ſehen, ob ſich ein engliſches Kriegsſchiff zu Marſeille oder Toulon befinde. Er fand in der erſten Stadt den „Unerſchrockenen“, unterm Befehl des Kapitän Uſcher, dem er die Befehle Caſtlereaghs mittheilte, und der ſich ſogleich nach Frejus begab, wohin er ſich zu Lande verfügte.

Sonntags den 24. begegnete man gegen Mittag zu Valence einem Kurier, den Napoleon anhalten ließ, um ihn zu befragen, wem er gehöre. Auf die Antwort, daß er vom Marſchall Augereau komme, erhielt er den Befehl, umzukehren, und ihm anzukündigen, daß der Kaiſer mit ihm ſprechen wolle. Als die Kutſchen ſich begegneten, ſtiegen beide aus. Napoleon grüßte den Marſchall, indem er ſeinen Hut abnahm. Er gab ihm ſodann den Arm, und ging beinahe eine Viertelſtunde mit ihm fort, in der Richtung nach Valence. Napoleon redete ihn folgendermaßen an: „Wohin eilſt du ſo? Nach Paris, an den Hof?“ Augereau antwortete: Für jetzt gehe ich nur nach Lyon. Darauf ſagte der Kaiſer: „Ich habe deine Proklamation geleſen. Sie iſt ſehr einfältig; Ludwig XVIII wird dich darnach beurtheilen.“ Dieſe Proklamation, vom 16. April datirt, war, wie man behauptet, in den Bureaux der Mairie zu Lyon verfaßt und Augereau zum Unterzeichnen zugeſchickt worden, weil er ſelbſt nicht im Stande geweſen wäre, ſie zu ſchreiben. Er begann nun den Kaiſer zu duzen und ihm ſeinen unerſättlichen Ehrgeiz vorzuwerfen; endlich rief er aus: Es iſt eine große Wahrheit in meiner Proklamation: du biſt nicht fähig geweſen, als Soldat zu ſterben. Ungeachtet dieſes Zwiſtes ſagte der Kaiſer beim Abſchied zu ihm: „Geh, ich bin nicht böſe auf dich!“ Die Ungeſchliffenheit des Marſchalls empörte alle Zeugen dieſer Szene.

Zu Donzere, wo man ſehr ſpät am Abend ankam, hörte man zum erſtenmale das Geſchrei: Nieder mit dem Nickel! Nieder mit dem Tirannen! Nieder mit dem Korſen! und andere grobe Beſchimpfungen. Von jetzt an vernahm man keinen andern Zuruf mehr.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neapolitaniſche Sittentafel.

Die Auferſtehung der Todten.

Die Neapolitaner wiſſen recht wohl, daß der Weltheiland geſagt hat: „Der Menſchenſohn wird erſcheinen in den Wolken, mit großem Glanze und mit großer Majeſtät, die Engel werden in ihre Trompeten ſtoßen und die Todten werden auferſtehen.“ — Um nun nicht unvorbereitet überraſcht zu werden, müſſen ihre Todten proviſoriſch jährlich einmal auferſtehen. Wie ſeltſam auch dieſer Gebrauch ſcheinen mag, ſo iſt er doch nichtsdeſtoweniger durch die Gewohnheit geheiligt worden, und ich ſelbſt bin Augenzeuge eines ſolchen Schauſpiels geweſen.

Man feierte geſtern zu Neapel das „Todtenfeſt.“ Auf ein gegebenes Zeichen wurden die Verſtorbenen aus ihren Gräbern im Innern der Kirchen hervorgeholt, wodurch dasſelbe einem Gottesacker nicht unähnlich wurde. Zwiſchen den Gräbern, die man Giardinetti (kleine Garten) nennt, befanden ſich ſchmale Wege nach allen Richtungen. Ich betrat mit der Menge eine dieſer Kirchen. Welches Schauſpiel ſtellte ſich mir dar! Ich erblickte unbeweglich und aufrecht ſehr viele Perſonen, auf altertümliche Weiſe und ſehr elegant drapirt. Sie ſtanden längs den Mauern, und ſchienen in um ſo ernſtere Betrachtungen vertieft, da das Gewühl und das Geräuſch um ſie her ſie doch einigermaßen hätte zerſtreuen ſollen. Ich näherte mich ihnen, und wie groß war mein Erſtaunen, als ich bemerkte, daß dieſe ſo nachdenkend ſcheinenden Indi-

viduen nichts anders als Leichen waren, die man wie Puppen angekleidet, und bei denen man nur Köpfe, Hände und Füße blos gelassen. Einige davon, deren Züge sich erhalten hatten, waren nicht viel schrecklicher, als an ihrem Todestage; Andere hatten nur noch einen Theil ihres Gesichts, und ihre weit heraushängenden Augen schienen die Lebenden mit drohenden Blicken zu verfolgen. Fast alle befanden sich im vollkommenen Zustande der Fäulniß. Ueber ihren Häuptern las man ihre Namen und den Datum ihres Todes.

Das Herz ging mir vor Schauder und Abscheu über, während rings um mich her Freude nnd Vergnügen auf allen Gesichtern zu lesen war. Man drängte sich um die Todten mit einem Gesumm der Zufriedenheit, das dem der Bienen nicht unähnlich war, die mit Beute beladen zu ihren Körben zurückkehren. Die Weiber, die hier beiweiten zahlreicher als die Männer waren, liefen und stießen sich von einem Ende der Kirche zum andern, um ihre Verwandten und Freunde unter den Leichen zu finden. Erkannten sie einen Sohn oder einen Bruder, so vernahm man über den Zustand des Kadavers die allerseltsamsten Ausrufungen und die empörendsten Bemerkungen.

„Komm doch, Therese!“ schrie eine betrübte Wittwe ihrer Freundin zu: „komm und schau einmal meinen verstorbenen Mann an. Er hat noch seine Haare und seine Zähne; er ist in der That noch schön.“ — Nehmen Sie sich in Acht, sagte ich zu ihr; er könnte Ihre Stimme hören und wieder lebendig werden. Sie schwieg betroffen, faßte ihre Begleiterin am Arm und ging schnell weiter, um ihre Blicke an den übrigen Todten zu weiden.

So lange diese Leichenausstellung dauert, sind die Kirchen beständig von Neugierigen angefüllt, und man sieht sich genöthigt, Soldaten an die Eingänge zu stellen, um das zu starke Zudrängen zu verhindern. Hat die Vorstellung ihr Ende erreicht, so werden die Todten wieder in ihre kleinen Gärten beerdigt, um alljährlich an demselben Tage die Probe des großen Schauspiels der Auferstehung der Todten zu wiederholen. — Welchen Beruf kann eine Nation zur Freiheit haben, welcher der Anblick halb von Würmern zernagter Menschen und die Fortschritte der Verfaulung ihrer Kadaver ein so höchst angenehmes Schauspiel ist; die jährlich des materiellen Beweises vom Tode von Freunden und Verwandten bedarf, als wenn sie ihre Rückkehr ins Leben fürchtete?

Die Szenen in den Straßen von Neapel stehen um diese Zeit mit denen in den Kirchen in vollkommener Uebereinstimmung. Die Zuckerbäcker bereiten zu diesem Feste eine ungeheure Menge Zuckerwaaren, die alle Theile eines menschlichen Skelets darstellen, und die oft täuschend ähnlich sind. Man erblickt in der Straße von Toledo viele Kinder, von denen einige Todtenköpfe, andere große Knochen haben, die sie mit großer Gier belecken. Die Todtenfeier ist für sie, hinsichtlich der Näschereien und der Freude, dasselbe, was für die Kinder in andern Ländern das Weihnachtsfest oder der Neujahrstag ist. Ich bemerkte unter andern einen fünf- oder sechsjährigen Knaben, blühend wie eine Rose, und der Schönheit seiner Züge wegen würdig, ein Gemälde Raphaels zu zieren. Er hielt vor seinem Munde einen Todtenkopf von Zucker, der eben so groß als der seinige war. Der Kontrast der beiden Häupter gewährte den sonderbarsten Anblick, und es fiel dem kleinen Lecker gewiß nicht ein, daß auch er einst die Beute des Todes sein werde. Das neapolitanische Volk offenbart seine Gedanken bis in die Gegenstände seiner Lüsternheit.

Ausserhalb der Stadt ist ein Begräbnißplatz für die untersten Volksklassen. Es werden so viele Löcher gegraben, als Tage im Jahr sind, und man wirft die Todten jedes Tages in ein und dasselbe Loch. Die übrigen Bewohner von Neapel werden in den Giardinetti der Kirche oder Brüderschaft, zu welcher sie gehören, beerdigt. Diese Kirchen haben mehrere Privilegien. In den einen gewinnt man, indem man auf den Knien eine gesegnete Stiege hinaufrutscht, auf jeder Stufe einen Ablaß, in den andern muß dies Manöver rückwärts oder auf allen Vieren ausgeführt werden.

Es ist unnöthig, hier noch von den neapolitanischen Brüderschaften oder Confrerien zu reden. Es gibt deren glücklicherweise jetzt überall zur Erbauung der frommen und zum Aergerniß der Weltmenschen. Man weiß, daß jedes Mitglied dieser erhabenen Anstalten vom Kopf bis zu den Absätzen in einem großen Sack steckt, der allein nur zwei kleine Löcher in der Gegend der Augen hat. Jede Brüderschaft hat ihre eigene Farbe, so daß man in den großen Prozessionen eine ungeheure Menge brauner, blauer, schwarzer, weißer, grüner, violetter und kakadufarbener Säcke gravitätisch einherschreitend sehen kann. Sehr oft erblickt man dergleichen Säcke bei den Beerdigungen, und die Leidtragenden werden dadurch der Mühe überhoben, vor den Augen der Welt eine jämmerliche Fratze zu schneiden.

Briefe über den Orient.

Vierter Brief.

Beschluß.

Kairo entspricht den prunkhaften Beschreibunden der Morgenländer nicht ganz. Die Trümmer-

hügel, mit denen es seit vielen Jahrhunderten umgeben ist, beweisen, daß die alte Stadt viel größer war. Indessen ist sein Anblick nicht ganz ohne Interesse. Der Palast der Kalifen, und einige andere große Gebäude und Denkmäler sind verschwunden, aber es gibt noch einige andere Stadtviertel, deren Architektur und äussere Ausschmückung die Königin des Orients verkündigt. Kairo ist an Umfang lange nicht so groß, als Konstantinopel, und enthält 250,000 Einwohner. Es hat jene Gärten nicht, welche die Stadt der Sultane zieren. Die Häuser sind von Thon gebaut und höher und die Straßen noch enger als dort. Die Fenster und Balken sind mit Persiennen versehen, die einen Vorsprung von zwei Fuß bilden, so daß man Alles sehen kann, was in den Straßen vorgeht, ohne selbst bemerkt zu werden, weshalb sich auch die Bewohner fast beständig an ihnen befinden. Die Häuser sind so gut als möglich gegen die Sonnenstrahlen geschützt, und man sucht überall Schatten und Frische zu erhalten. Die Straßen sind nicht gepflastert, aber der Boden ist sehr fest. Sie werden beständig durch eine große Menge Kameele, die Gefäße tragen, aus welchen Wasser strömt, angefeuchtet.

Der Reisende überzeugt sich sehr leicht, warum die Morgenländer so enge Straßen haben. Er bemerkt nicht ohne Wohlbehagen die Höhe der Häuser und das Hervorragen der Persiennen, die in den obern Stockwerken Zelten nicht unähnlich sind, und die Straßen ganz mit Schatten bedecken. Kairo zieht seinen Wasserbedarf aus dem Nil, und viele tausend Kameele werden zum Transport desselben gebraucht. Oben auf den Häusern befinden sich Terrassen, und von der des englischen Konsuls übersieht man einen großen Theil der Stadt. Es ist sehr angenehm, des Nachts beim Mondschein, der dem Sonnenlichte in den nördlichen Gegenden gleichkommt, und bei dem man eben so gut, als dort am hellen Mittag, lesen kann, sich zu ergehen. Man bemerkt eine große Menge Menschen, die auf den andern Terrassen schlafen. Nichts stört die Ruhe der Nacht, selbst nicht der Schritt der Reisenden, oder des herumirrenden Arabers, und einige einsame Palmbäume, die sich über den Häusern erheben, sind die alleinigen Gegenstände, auf denen das Auge ruht.

Die Europäer, die Kairo bewohnen, führen ein äußerst regelmäßiges Leben, obgleich die Häuser einiger sehr bedeutend sind. Die britische Art zu frühstücken ist durchaus unbekannt. Am Morgen erhält man, zu der vorherbestimmten Zeit, eine Tasse Kaffee ohne Zucker, und ein Stück Brod. Mittags ist das Mahl gut, und man gibt europäischen Wein und vortreffliche Früchte dazu. Um sieben Uhr Abends gibt es eine vollkommene aber etwas weniger reichhaltige Mahlzeit, als Mittags. Um zehn Uhr geht man zur Ruhe.

Der Markt zu Kairo ist schlecht genug versorgt. Ausser dem Hammelfleisch, das immer sehr gut ist, findet man nur mit Schwierigkeit andere Lebensmittel. Der Wein ist theuer und schlecht, aber die Orangen und Paradiesfeigen von Rosette, die frischen Feigen, die Granatäpfel, die Mandeln und Nüsse sind vortrefflich. Eine der Leckereien des Landes ist der Kaimak, eine Art geronnener Milch, deren man sich statt der Butter bedient.

Die Frauen der zu Kairo wohnenden fränkischen Kaufleute sind aus den verschiedenen Gegenden Europas, mit Ausnahme von England. Es giebt einige sehr schöne unter ihnen, und es scheint ihnen in Aegypten zu gefallen. Selten sieht man, daß die Engländerinnen sich im Orient häuslich niederlassen.

Am 16 August sollten die Nildämme durchstochen werden. Nach dem alten Gebrauch hatte sich zu dieser Feierlichkeit eine große Menge Volks aus der ganzen Umgegend eingefunden, und brachte die Nacht vorher unter freiem Himmel zu. Wir verfügten uns gegen acht Uhr dahin, und es fehlte weder an Kanonenschüssen, noch an Illuminationen und Feuerwerken. Auf der Seite von Bulak waren die Ufer des Stroms mit einer ungeheuren Volksmenge überdeckt. Hier saßen die Männer, mit untereinandergeschlagenen Beinen, im Halbkreise, und rauchten, mit einer beinahe lächerlichen Gravität, ihre Pfeifen. Dort drängten sich Andere um einige Araber, die, durch ihre belebten Tänze, einen sonderbaren Kontrast mit der stumpfsinnigen Gleichgültigkeit ihrer Unterdrücker darboten. Am entgegengesetzten Gestade war die Szene noch interessanter, weil sich dort ein Amphitheater erhob, das von Zuschauern wimmelte. Dahinter boten viele Krämer ihre Früchte und Naschereien feil. Links, unter den grünen Laubdächern, standen mehrere Zelte, unter denen Kaffee verkauft, andere, in denen Fische und Gemüse bereitet und aufgespeist wurden.

Mitten in diesem Gewühl schritten die albanesischen Soldaten, in ihrer Nationaltracht, stolz einher, zeichneten sich die Nubier, durch ihre von der Sonne verbrannten Gesichter, die Mamelucken durch ihre reiche Kleidung, die Araber durch ihre fröhliche Laune und die Türken durch ihren finstern Stolz aus. Wir betraten eins der Kaffeehäuser unter den Gezelten. Es war sehr hübsch illuminirt, und wir konnten von ihm aus, indem wir einige Erfrischungen nahmen, das Menschengewühl sehr gut überschauen. Ich war sehr ermüdet und streckte mich auf eine Rohrdecke aus, auf welcher ich bald in einen tiefen Schlaf verfiel, der so fest war, daß ich selbst nicht einmal durch einen

heftigen Streit, der zwiſchen einigen Albaneſern und Arabern in demſelben Zelte ſtatt fand, aufgeweckt wurde. So ging die Nacht vorüber, und ich verfügte mich, gegen Ende derſelben, zu den Gruppen, die am Ufer tanzten und ſich auf alle Weiſe vergnügten. Von beiden Seiten des Stroms ſchwebten Guirlanden buntfarbiger Lampen unter den Laubdächern, und der Nil, blendend wie ein Spiegel, war von tauſend Barken belebt, von denen Freudengeſchrei, von Musketenſchüſſen begleitet, erſchallte.

Endlich erſchien der Tag und eine Artilleriesalve verkündigte die mit ſo vieler Ungeduld erwartete Begebenheit. Wir folgten dem Gedräng, das uns ſchnell zu der Stelle hinriß, wo der Damm geöffnet werden ſollte. Wir wurden von den Agenten unſers Konſuls, dem ſchottiſchen Renegaten Osmin, an einen Ort geführt, von dem wir die ganze Zeremonie ſehr gut ſehen konnten. Bald darauf kam der Kiaja-Bey, oder Premierminiſter des Paſcha, und ſtellte ſich uns gegenüber. Sogleich räumten die Araber die Barriere bei Seite, die das Waſſer zurückhielt, und mehrere zierliche Barken näherten ſich, um ſogleich den Kanal zu beſchiffen. Kaum war in der hölzernen Abwehre eine Oeffnung entſtanden, ſo ſtürzte das Waſſer rauſchend und mit großer Gewalt hindurch. Nach dem alten Gebrauche ließ nun der Kiaja-Bey Geld in den Kanal werfen, und eine große Menge Menſchen ſtürzten ſich, ungeachtet des ſchnellen Vordrangs des Waſſers, hinein, um es aufzuſuchen. Mehrere ſuchten die Fluthen zu bekämpfen, und tauchten unter, um einige Silbermünzen zu erhaſchen, Andere wurden fortgeriſſen, und klimmten wie Ameiſen den Damm hinauf. Unglücklicherweiſe koſtet dieſer Spaß jährlich mehrern Menſchen das Leben, aber wer fragt danach? es iſt ein alter Gebrauch, und man lacht bei den Krümmungen der mit dem Tode Ringenden. Die Barken, die in den Kanal gefahren waren, erreichten Kairo, mit Paſſagieren beladen, deren Freudengeſchrei von den Bewohnern erwiedert ward.

Man weiß, daß die Nilüberſchwemmungen für die Aegyptier eine der größten Wohlthaten der Vorſehung ſind. In dem Maaße, wie das Waſſer die verſchiedenen Stadtviertel und das umherliegende Land erreicht, ſtürzen ſich die Einwohner hinein, um ſich darin zu waſchen und abzukühlen. Der große Birkerplatz, der bei unſerer Ankunft den ödeſten und traurigſten Anblick darbot, war nun in ein großes Waſſerbecken verwandelt. Auf der einen Seite deſſelben befindet ſich der Palaſt des Mamelucken-Anführers, mehrere Privathäuſer, einige Feſtungswerke und Trümmerhaufen. Der Nil ſtieg von Tag zu Tag höher, und ſchuf die Gegend rings um Kairo in einen großen See um. Ueberall vernimmt man Freudengeſchrei und den dankbaren Ausruf: Allah! Allah!

Zollfreie Gedanken.

Die raſtlos beweglichen Menſchen theilen ſich in zwei Klaſſen: die Einen ſuchen und finden nicht; die Andern finden und genieſſen nicht.

Wirklich verwaiſet iſt nicht derjenige, welcher ſeinen Vater verliert, ſondern der, deſſen unwiſſender und egoiſtiſcher Vater ihn ohne Erziehung und Unterricht läßt.

Das Wort iſt wie ein Pfeil: einmal abgeſchoſſen, kehrt er nie mehr zur Saite des Bogens zurück, eben ſo wenig als das Wort zu derſelben Lippe.

Man kann leben ohne Bruder; ohne Freund nicht.

Bienen und Weſpen lagern ſich gemeinſam auf den duftenden Thymian; aber die letztern bemühen ſich immer, die erſtern zu vertreiben. Der Thymian iſt der gütige Fürſt, die Bienen ſind die wahren Freunde des Vaterlandes; die Weſpen ſind die Heuchler und Intriganten der Höfe.

Der unverſöhnlichſte Haß iſt der des Neiders; dies Geſchwür iſt unheilbar.

Die Katze iſt ein Löwe für die Maus; aber ſie ſelbſt iſt nur eine Maus für den Tiger.

Der Thürſteher eines Narren oder Dummkopfs kann dreiſt jederzeit ſagen: daß Niemand zu Hauſe ſei.

Der Böſe iſt wie eine giftige Schlange, die Jedermann flieht.

Ein ſilberner Hammer zerbricht eiſerne Thüren.

Flieh für einen Augenblick den Zornigen, für immer den Verſtockten.

Sei ſtumm, wenn du gegeben, ſprich, wenn du erhalten haſt.

Die geſunde Vernunft iſt der Seele, was die Geſundheit dem Körper iſt, mit dem Unterſchiede, daß die Menſchen, welche ſich nur der Geſundheit erfreuen, faſt immer heiter und luſtig ſind, da hingegen die mit einem ſcharfen Verſtande Ausgeſtatteten ſehr oft traurig ſind.

Wer gibt nicht dem Eſel, der ganz ruhig ſeine Laſt trägt, den Vorzug vor dem Löwen, der Menſchen und Thiere verſchlingt?

Der ſchlechteſte und erbärmlichſte Fürſt auf der Erde iſt jederzeit derjenige, den die Guten fürchten und auf den die Böſen ihre Hoffnungen begründen.

Tauſendmal angenehmer und leichter iſt es, das härteſte Eiſen zu ſchmieden, als einen Löffel voll Suppe bei einem ſogenannten Großen zu verſchlingen, der ein Dummkopf, ein Narr, ein Verächter alles Guten und Schönen iſt, und der uns noch überdem beſtechen will.

Wehe, wehe dem Volk, wo die Jünglinge schon die Laster der Greise haben, oder wo die Greise die Albernheiten und Ausschweifungen der Jünglinge sich anneigen.

Das erhabenste und schönste Gebet, sagt ein Bramine, ist dieses: „Mein Gott! behüte mich vor mir selber.“

Wer den Teufel verleumdet, begeht eine Todsünde.

Der Stolz ist ein Bettler, der so laut schreit, als die Dürftigkeit, und der tausendmal unersättlicher ist.

Es kostet mehr Geld, einem Laster zu fröhnen, als zwei Kinder zu erziehen.

Ein Höfling fragte einen Philosophen: warum er blind sei? — Um nicht die Narren zu sehen! entgegnete er.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

— Die Bevölkerung von Unter-Kanada, die vor der Eroberung durch die Briten höchstens auf 60,000 bis 80,000 Seelen angeschlagen werden konnte, beläuft sich jetzt beinahe auf eine halbe Million. Davon sind ungefähr 420,000 französischen Ursprungs, der Ueberrest stammt aus England her. Die französische Sprache wird ausschließlich auf dem Lande geredet, mit Ausnahme einiger reinbritischen Niederlassungen, die man Townships nennt. In den Städten spricht man von der frühesten Kindheit an in beiden Mundarten. Die Bevölkerung von Mont-Réal und Québec ist beinahe dieselbe; jede dieser Städte enthält 22,000 bis 23,000 Seelen. Die Zunahme der Volksmenge ist sehr rasch. Es ist nichts Seltenes, in einer Familie 10 bis 12 Kinder zu sehen. Vor der französischen Revolution befanden sich die Bewohner von Kanada in der tiefsten Unwissenheit, in der sie die Regierung zu erhalten sich bemühte. Seitdem hat Alles eine andere Gestalt angenommen, und die Unterrichtung ist jetzt allgemein. Bereits hat das Land mehrere ausgezeichnete Männer erzeugt, unter denen man vorzüglich nennen darf: Papineau, Redner im Unterhause des Kolonial-Parlaments, und Viger, Mitglied des gesetzgebenden Körpers und Advokat, Beide wohnhaft zu Mont-Réal. Vallières de Saint-Réal, königlicher Rath (King's Counsel) zu Québec, ist durch seine Beredsamkeit berühmt geworden. Die Verhandlungen vor Gericht finden in beiden Sprachen statt. Es gibt mehrere Bibliotheken, Buchhändler und Lesekabinete im Lande. Zu Mont-Réal erscheint ein literarisches Journal, die „kanadische Bibliothek“, in französischer Sprache.

— Zu New-Harmony, in den vereinigten Staaten von Nordamerika, ist eine Schule nach Pestalozzi's System gegründet worden. Die Anstalt besteht aus 7 großen Häusern, jedes 60 Fuß lang und 40 Fuß breit, zur Wohnung der Kinder; 8 oder 10 kleinere Häuser, wie die ersten von Backsteinen, für die verheiratheten Professoren; 10 oder 12 hölzerne Häuser für die unterrichtenden Künstler u. s. w.; zwei große Scheuern und Stallungen; eine große Kirche, die in eine Werkstatt umgestaltet worden ist; ein großer Saal zu den Vorlesungen, Konzerten, Uebungen u. s. f. Die Zahl der Schüler übersteigt noch nicht 400, aber es ist Platz für 1000 da. 100 davon, im Alter von 2 bis 5 Jahren, befinden sich unter der Leitung der Frau Fretageot; 200, von 5 bis 12 Jahren, stehen unter Maek, seinem Sohn und seinen vier Töchtern, die alle Zöglinge Pestalozzi's sind; 100 in der Kirche, unter Leitung Phiauvals, der sie in den nützlichen Künsten, der Mathematik u. s. w. unterrichtet. Der jährliche Preis, den man in dieser Anstalt für jedes Kind bezahlt, beträgt 100 Dollar oder 500 französische Franken, wofür es Wohnung, Kost, Kleidung, Unterricht, mit einem Worte, Alles erhält, was es bedarf. Thomas Say, Troost und Lemur unterrichten in der Naturgeschichte, Chemie, im Zeichnen u. s. w.

— Der Kanton Waadt, der 122 Pfarreien enthält, bietet jetzt ein ganz eigenes Phänomen dar. In 67 Pfarreien gibt es durchaus keine Taubstummen, und 152 in den 55 übrigen, also ungefähr 1 auf 1000 Einwohner. Auf eine Bevölkerung von 6602 Seelen zählt man 43 Taubstumme im Distrikt von Moudon, in dem von Payerne auf 6095 nur 25, in dem von Aubonne 20 auf 6638, und in dem des Jouxthals 12 auf 3938 Seelen.

— Auf Haiti ist zu Port-au-Prince eine Schule des gegenseitigen und eine andere des industriellen Unterrichts gestiftet worden. Erziehung und Unterricht sind nirgends auf der ganzen Insel der Leitung der Priester anvertraut. Das Land sucht sich zu erheben, nicht aber in die Barbarei zurückzusinken, und Fanatismus, so wie Unduldsamkeit, sind unbekannt.

— Eine englische Gesellschaft hat die Ausbeutung der Gold- und Silberminen im östlichen Theile der Insel Haiti unternommen. Sie hat dafür ein Privilegium auf 15 Jahre erhalten. Eben so beginnt man nach und nach die reichen Kupfer-, Eisen- und Steinkohlenminen auf verschiedenen andern Punkten der Insel zu bearbeiten.

— Man hat vor Kurzem zu Besançon, im französischen Doubs-Departement, in der rue du Chanteur, im Hause Martin No. 4, einen römischen Kanal entdeckt. Er ist sechs Fuß hoch und neunzehn Zoll breit.

— Zwei englische Offiziere, Coolebroke und Gerard, haben es unternommen, die höchsten Gipfel des Himalayagebirgs zu ersteigen, was ihnen bis auf 3000 Toisen (18,000 Fuß) überm Meer gelang. Als sie diese Höhe erreicht hatten, verhinderte sie ihre große Müdigkeit und die Schwierigkeit, Athem zu holen, ihr Unternehmen noch weiter zu verfolgen. Sie wollten nun über einen der höchsten Päße nach der chinesischen Tatarei vordringen, aber die Agenten des chinesischen Kaisers verhinderten sie daran.

— Nach der Denkschrift Andradas von 1823 wird die Zahl der jährlich nach Brasilien gebrachten Negersklaven auf 40,000 geschätzt. Seitdem hat sich diese Zahl noch bedeutend vermehrt, und nach den Registern von Rio-Janeiro sind in einem Monat, vom 23. März bis zum 24. April, 4034 dahin eingeschifft worden. 364 sind auf der Ueberfahrt gestorben; folglich sind nur angekommen 3670 Neger, und zwar einzig in dem Hafen von Rio-Janeiro und in einem Monat.

Aarau, im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 45. Dritter Jahrgang 1826. 8. November.

Ein Blick auf die Lage Großbritanniens im Jahr 1826 *).

In dem Augenblick, wo England, von einer allgemeinen Unbehaglichkeit befallen, unter der Schwere seiner eigenen Macht zu erliegen scheint, ist es der Aufmerksamkeit der Oekonomisten und Publizisten würdig, den wahren Zustand des britischen Reichs näher zu beleuchten, und sich zu überzeugen, ob dieser ungeheure Koloß, der alle Punkte des Erdballs berührt, den Stoß, der seine gewaltige Masse erschüttert, ruhig zu erleiden im Stande ist.

Man hat viel über England geschrieben. Der bewundernswürdige Schwung seiner Industrie, die Fortschritte seines Handels, die große Zahl seiner Kolonien, haben alle Blicke gefesselt und ein eifriges Nachstreben geweckt. Seit zehn Jahren vorzüglich hat man dieses Land allen übrigen Regierungen als ein Muster und allen Völkern als ein nachahmungswürdiges Beispiel dargestellt. Aber hat man seine Lage richtig beurtheilt? Ist man in alle Einzelnheiten seiner Macht eingetreten? Hat die Größe des Kolosses vergönnt, seine verschiedenen Theile zu prüfen, und sorgfältig die Grundsätze seines Baues, so wie die Festigkeit seiner Basis zu erkennen?

Wir wollen diese Prüfung weniger durch großen Wortreichthum, als durch Thatsachen, deren Genauigkeit wir verbürgen, unternehmen, und auf solche Weise uns bemühen, den gegenwärtigen Zustand Englands im Innern und Aeussern darzustellen. Wir wollen seine Bedürfnisse und die Mittel, die zu Befriedigung derselben zu Gebote stehen, andeuten.

Die britischen Inseln haben eine Oberfläche von 71,281,907 Acres oder 111,377 Quadratmeilen. Sie enthielten, nach der Zählung von 1821, 117 Hauptorte der Grafschaften, 13,885 Pfarreien, 3,719,163 Häuser, und hatten 1821, die bewaffnete Land- und Seemacht nicht mit inbegriffen, eine Bevölkerung von 20,874,159 Seelen. Die Bevölkerung von Großbritannien, die 1791 aus 14,181,614 Seelen bestand, hat sich also in den dreißig Jahren bis 1821 um 30 Prozent vermehrt, und beläuft sich jetzt auf ungefähr 22 Mill. Menschen.

Handel und Industrie haben ähnliche Fortschritte gemacht. 1790 betrug der Einfuhrhandel Großbritanniens 16,487,947 Pfund Sterling (412,198,675 franz. Franken), und der Ausfuhrhandel 17,732,804 Pf. St. (443,320,100 fr. Fr.). 1800 hatte er sich bereits auf 30,570,605 Pf. St. (764,255,125 Fr.) für die Einfuhr, und auf 38,120,120 Pf. St. (953,003,000 Fr.) für die Ausfuhr erhoben. 1824 und 1825 bot er folgende Resultate dar:

1824:			
Einfuhr	35,937,936 Pf. St.		(898,448,400 Fr.)
Ausfuhr	57,845,459	—	(1446,136,475 —)
1825:			
Einfuhr	44,137,582 Pf. St.		(1103,437,050 Fr.)
Ausfuhr	56,335,514	—	(1408,387,850 —)

*) Nach den Ocios de emigrados españoles, einer zu London erscheinenden, von den spanischen Verbannten herausgegebenen Zeitschrift, deren vorzüglichste Redaktoren Canga Argueiles, Villanueva und Mendibil sind.

Die englischen Fabrikanten, die 1800 nur ungefähr 32 Millionen Pfund Baumwolle, 1,024,588 Pf. Seide und 8,609,350 Pfund Wolle verbrauchten, und für 13,578,956 Pf. St. (339,473,900 Fr) Waare ausführten, verwendeten vom 10. Okt. 1824 bis zum 10. Okt. 1825 nicht weniger als 222,457,616 Pfund Baumwolle, 38,703,682 Pf. Wolle, 4,231,673 Pf. Seide, und führten für ungefähr 40 Millionen Pf. St. (1000 Millionen Fr.) Waaren aus, mit deren Bereitung 2½ Mill. Menschen und eine Menge von Dampfmaschinen, welche die Arbeit von 35 Millionen Menschen verrichtet hatten, beschäftigt gewesen waren.

Zu Anfang des Kriegs gegen die französische Revolution brauchte der englische Handel nur 16,079 Schiffe, welche sämmtlich 1,540,145 Tonnen trugen. 1825 hatte sich diese Zahl bis auf 26,946 Schiffe von 3,471,236 Tonnen Last vermehrt, wovon nur 5160, von 684,392 Tonnen Last, den übrigen Seemächten Europa's und Amerika's gehörten *).

Zu Ende 1824 bestand die Handlungsmarine der drei Königreiche aus **)

	Segelschiffe.	Dampfschiffe.	Tonnenzahl.	Menschenzahl.
England	16,466		1,931,685	123,332
Schottland	2,961		266,975	19,631
Irland	1,376		73,293	6,779
Total	20,803	160	2,321,953	149,742

Mit der Zunahme des Handels hat sich auch das Einkommen des Staats vermehrt, und dadurch die bewaffnete Land- und Seemacht. Zu Anfang des Kriegs gegen Frankreich erhob sich das Budget nur auf 18 Millionen Pf. St. und die Land- und Seemacht auf 200,000 Mann. 1825 betrug das Einkommen 49,552,493 Pf. St. (1238,812,325 Fr.); die Landarmee bestand in demselben Jahre aus 320,000 Mann, und die Marine aus 375 Schiffen von verschiedener Größe und 134 Kriegsbriggs, mit einer Bemannung von wenigstens 30,000 Mann.

Das sind im Innern die vorzüglichsten Elemente der britischen Macht. Im Aeussern hat England ungeheure Besitzungen, die mehr als anderthalb Millionen Quadratmeilen und mehr als hundert Millionen Seelen umfassen. Die wichtigsten davon sind:

In Europa:

	Bevölkerung.
Die Inseln Jersey, Guernesey, Man	92,000
Gibraltar	
Malta	160,000
Die jonischen Inseln	150,000
Das Königreich Hannover	1,200,000

In Asien:

		Bevölkerung.
Ostindien	Hindus	50,000,000
	Engländer	40,000
Isle de France	Freie	23,900
	Sklaven	63,700

In Afrika:

Das Vorgebirg der guten Hoffnung	Freie	60,000
	Sklaven	30,000
Sierra Leona		16,600
Madagaskar		

In Amerika:

Unter-Kanada		76,000
Ober-Kanada		160,000
Neu-Braunschweig		70,000
Neu-Schottland		86,000
Prinz Eduards-Insel		24,000
Terreneuve		
Westindien	Freie	
	Sklaven	723,500

In Australien:

Neu-Süd-Wales	37,000
Vandiemensland	7,200

England berührt zu gleicher Zeit alle Kontinente durch seine Vorposten, die gewissermaßen seine Stützpunkte zu künftigen Eroberungen, seine Sicherungs- und Ruheorte und die Herde neuer, unermüdlicher Handelsunternehmungen sind. Die Insel Sokotora unterwirft ihm die Meerenge von Babel-Mandel, Gibraltar und Malta das mittelländische und Korfu das adriatische Meer. Die Isle de France, das Vorgebirg der guten Hoffnung und St. Helena sind die großen Stationen auf dem Wege nach Indien. Madras beherrscht die Küste von Koromandel, Bombay die von Malabar, und das von Tippo-Saib eroberte Mysore vereinigt diese beiden Besitzungen, deren südliche Spitze die Insel Ceylon vertheidigt.

Es ergibt sich aus dem Vorhergesagten, daß seit 1790 die Bevölkerung Englands um mehr als ein Drittel sich vermehrt hat; daß die meisten seiner Manufaktur-Erzeugnisse um das Sechsfache zugenommen haben; daß sein Ein- und Ausfuhrhandel dreimal stärker ist; daß sein Einkommen sich mehr als verdoppelt hat, und daß seine Kolonialbesitzungen, die bereits vor der französischen Revolution denen aller übrigen Mächte Europa's beiweitem überlegen waren, sich seitdem noch durch verschiedene Eroberungen von Frankreich, Spanien, Portugal, Holland u. s. w. sehr vermehrt haben.

Aber haben alle diese Eroberungen der englischen Industrie und Politik die reelle Kraft des Mutterlandes und den öffentlichen Wohlstand vermehrt? Hat sich der „Pauperismus“ und die Zahl der Verbrechen,

*) Huskissons Rede im Unterhause am 12. Mai 1826.

**) *Trodgold* Remarks on steam navigation.

die gewöhnlich das Elend zu begleiten pflegen, *vermindert*? Hat die Regierung die Staatsschuld bezahlt? Die 256 Millionen Pf. Sterling (6500 Mill. Franken), die von dem Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr*) herrühren, haben sie die Regierung und das Volk bereichert? — —

Die Armentaxe für England und Wales betrug zu Ende des vorigen Jahrhunderts ungefähr 2 Millionen Pf. St. 1812 waren 971,913 Familien, welche die $\frac{3}{7}$ der ganzen Bevölkerung ausmachten, auf den Armenlisten ihrer Gemeinden, die ihnen eine jährliche Summe von 6,656,105 Pf. St. (166,402,625 Fr.), im gleichen Werthe mit 1,061,438 Maß Getreide, bezahlten. 1824 zählte der Pauperismus 1½ Million Familien, die dem Staate eine Summe vom Werthe von 1,860,000 Maß Getreide kostete.

Die Zahl der 1812 für in England und Wales verübte Verbrechen verurtheilten Personen betrug 6576, und 1821 14,056.

Die Lage der eigentlichen Masse des Volks hat sich seit 35 Jahren *nicht* verbessert; denn obgleich seit 1790 die Zahl der Verbrecher um dreißig bis vierzig Prozent zugenommen, und die Ausfuhr sich seit 1800 um das Doppelte vermehrt hat, so ist die Menge des eingeführten Thees, Zuckers, Weins u. s. w. doch beinahe dieselbe geblieben. In den drei Königreichen wurden 1800 verbraucht: 20,358,703 Pfund Thee, und 1822: 23,912,041 Pfund. 1807 wurden 364,130,900 Pf. Zucker eingebracht, und 1822 nur 362,312,200 Pfund. 1810 erhielt man 9,810,120 Gallonen Wein, und 1822 nur 6,918,559 Gallonen. Endlich auf dem alleinigen Markte von Smithfields zu London sind von 1818 bis 1822 jährlich 36,561 Stück Hornvieh und 52,664 Hammel *weniger* verkauft worden, als in den vier Jahren von 1792 bis 1802 mit Rücksicht auf die Zunahme der Bevölkerung von London. — Die Zunahme des Pauperismus in England beweiset also, daß der Zustand der ärmern Klasse der Nation sich nicht verbessert hat.

Die Schuld von 893,783,282 Pf. Sterling (22,000 Millionen franz. Franken), welche die Regierung nach und nach eingegangen ist, beweiset, daß auch sie in den letzten fünfunddreißig Jahren sich nicht bereichert hat**). Endlich die Erneuerung von ungefähr fünfzig Millionen Pfund Sterling in Banknoten beweiset zur Gnüge, daß die von dem Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr herrührenden Summen *nicht* in England geblieben sind. Zu Ende 1825 waren im Umlauf:

Noten der Bank von England 18,200,000 (455 Mill. Fr.)
Noten der Bank d. Provinzen 30,000,000 (750 Mill. Fr.)

Die 6500 Millionen reiner Gewinn, welchen der britische Handel von 1790 bis jetzt gemacht, hat nur dazu gedient, den fünfundzwanzigjährigen Krieg Pitts und Castlereaghs gegen Frankreich *in dem alleinigen Interesse der Aristokratie*, und *nicht*, wie einige Personen auf dem Kontinent glauben, *im Interesse des Handels*, zu unterhalten. So ist es England möglich gewesen, seinen Verbündeten 80 Millionen Pf. St. Hilfsgelder zu zahlen, die Interessen seiner Schuld zu entrichten, und seine Agenten auf allen Punkten der Erde zu besolden. Diese 6500 Millionen, welche der Handel der Nation verschafft hatte, gingen vermittelst übertriebener Abgaben in die Hände der Regierung über, und dienten dazu, die absolute Gewalt in Europa zu verstärken und das Agentenheer des Despotismus zu besolden.

Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß, wenn sich England in der Lage hätte erhalten können, in welcher es sich 1824 und 1825 befand, es seinen Kredit erhalten, seine ungeheure Schuld allmälig vermindert, und die reelle Wichtigkeit seines Handels, durch die Anwendbarmachung der von Huskisson vorgeschlagenen, weisen Maßregeln vermehrt haben würde. Aber früh oder spät muß man die Folgen eines falschen Prinzips erdulden, selbst wenn man seinen Irrthum eingesehen hat. So war diese Nation, der man während des Kriege ihr Gold abgenommen hatte, um die Alliirten damit zu besolden, die seit dem Frieden von 1815, durch ausschweifende Spekulationen und durch die Verschleuderung von ungefähr 210 Millionen Pf. St. (5250 Millionen Franken) in die europäischen und amerikanischen Anleihen, sich wieder ihres Ueberflusses entledigt hatte, gezwungen, die Ausgabe von Papiergeld zu erneuern, und die Menge dieses Papiers, das ausser allem Verhältnisse mit dem zu seiner Bezahlung ausgestellten Werthe stand, diente nur dazu, alles Vertrauen zu vernichten, und war eine der Hauptursachen des traurigen Zustandes, in welchem sie sich jetzt befindet, und der sich bereits durch eine Verminderung von 682,799 Pf. St. (17,069,975 Fr.) in dem Einkommen des ersten Trimesters von 1826 fühlbar gemacht hat.

*) Gegen Ende des letzten Jahrhunderts beliefen sich die Vortheile Englands im Handel, ein Jahr in das andere gerechnet, auf 168 Millionen Franken. Der Friede von 1802 steigerte sie auf 240 Millionen. Während dem langen Kriege sanken sie bis auf 120 bis 150 Millionen, und während dem Kontinental-Bioku bis auf 96 Millionen. Von 1814 bis 1822 stiegen sie auf 500 Millionen.

**) Man hat berechnet, daß 300 Menschen nicht im Stande wären, die englische Staatsschuld in Banknoten von 10 Pf. Sterling, von denen 512 ein Pfund wiegen, fortzutragen. Wollte man annehmen, daß die Schuld nur 726 Millionen Pf. St. betrüge, so würde sie auf obige Weise 142,650 Pfund wiegen, was unter 300 Menschen vertheilt, für jeden eine Last von 476 Pf. machen würde.

England kann nicht im Aeuſſern ein Mittel gegen die Gefahr finden, von welcher es bedroht wird. Die Lage ſeiner zahlreichen überſeeiſchen Beſitzungen iſt noch ſchwankender, als die ſeinige. Die Kolonien am Vorgebirg der guten Hoffnung, zu Sierra Leona, Neu-Süd-Wales, Vandiemensland, Kanada u. ſ. w. haben dem Mutterlande bis jetzt nur bedeutende Koſten verurſacht. Weſtindien iſt arm und krank, und wenn es wahr iſt, daß es jährlich 5 Millionen Pf. St. in den britiſchen Schatz wirft, ſo iſt es wahrſcheinlich erſt, nachdem man ſie vorher aus den Taſchen des engliſchen Volks genommen hat, weil es, durch die doppelte Abgabe auf den oſtindiſchen Zucker und den der fremden Kolonien, gezwungen iſt, ſich mit dem aus den Antillen zu verſorgen, der einen von den Koloniſten nach Willkühr beſtimmten ſizen Preis hat. Endlich Indoſtan, mit einer Schuld von ungefähr 1500 Millionen Franken belaſtet, hat wohl dazu gedient, einige Privatleute zu bereichern; aber es iſt für die Geſammtmaſſe des engliſchen Volks eine ungeheure und erdrückende Laſt, weil es der indiſchen Kompagnie, welche dies große Land in Pacht hat, ſein Bedürfniſſe an Thee und andern Gegenſtänden ein gutes Drittel theurer bezahlen muß, als die Bewohner aller übrigen Staaten Europa's.

England kann alſo keinen reellen Beiſtand von ſeinen Kolonien erwarten und erlangen. Spanien iſt durch ſeine Kolonien arm, und Portugal dadurch ſchwach geworden. Sie koſten Frankreich jährlich mehr als 16 Millionen Franken. Zudem werfen die Kolonien früh oder ſpät das Joch des Mutterlandes ab, das iſt eine Erfahrung, die man bereits zur Gnüge gemacht haben ſollte. Die beiden Kanada werden ſich unausbleiblich den vereinigten Staaten von Nordamerika anſchlieſſen; die Sklavenbevölkerung von Weſtindien wird ſich durch eine blutige Inſurrektion die Freiheit verſchaffen, welche eine blinde Adminiſtration ihr verweigert. Die Hindus ſelbſt, durch zahlreiche Niederlagen kriegeriſch gemacht und von ihren Beſiegern ziviliſirt, werden ihre eigene Kraft kennen, und die britiſche Flagge wird aufhören, an den Geſtaden dieſes reichen und herrlichen Landes zu wehen. Das Kabinet von St. James wird dann in der That ſeinen Ariſtokraten nicht mehr reiche Statthaltereien ertheilen, und dem trägen Hofpöbel, oder dem immoraliſchen Agentenſchwarm, der in den Kolonien wimmelt, einträgliche Aemter und Gratifikationen geben können; aber dieſer Verluſt wird für England ſelbſt eine große Wohlthat werden, und wie der Verluſt von Amerika den britiſchen Handel bereichert hat, ſo wird die Trennung der beiden Indien vom Mutterlande allein nur zur Vermehrung ſeines Wohlſtandes beitragen.

Aber dieſe Trennung, ſo nahe und ſo unvermeidlich ſie auch immerhin ſein mag, iſt demungeachtet noch zu entfernt, um Großbritanien der Kriſis zu überheben, von der es bedroht wird. — Es muß ſeine Hilfsquellen und ſeine Heilmittel *näher* ſuchen. Es muß Irland ſeine landwirthſchaftliche und kommerzielle Induſtrie durch die Emanzipation der Katholiken wiedererſtatten. Es muß das Vertrauen im Handel durch eine weiſe Beſchränkung des Papiergeldes erneuern. Es muß vor Allem den Erzeugniſſen ſeiner Manufakturen ihre alte Ueberlegenheit durch die Verminderung der Abgaben auf die Gegenſtände der erſten Nothwendigkeit und die Abſchaffung des Verbots wegen Einführung des fremden Getreides wiedergeben. Dieſe lezte Maßregel, die wichtigſte von allen in den gegenwärtigen Umſtänden, wird dem Volke vergönnen, auf eine weniger koſtſpielige Weiſe zu leben; die Manufakturiſten werden den Lohn ihrer Arbeiter herabſetzen können, und die engliſchen Kaufleute werden im Stande ſein, die Konkurrenz der fremden Waaren in allen Theilen der Erde zu ertragen. Von demſelben Augenblicke an werden Handel und Induſtrie Großbritanniens an Thätigkeit und Ausdehnung zunehmen, neue Quellen des Wohlſtandes werden ſich ihm öffnen, und die Bezahlung der 29 Millionen Pf. Sterling (725 Millionen Franken), welche die jährlichen Intereſſen der Staatsſchuld bilden, wird geſichert ſein.

Unglücklicherweiſe iſt zu befürchten, daß England zu dieſen Maßregeln eben *nicht* geneigt ſei. Die Emanzipation der Katholiken hat ſehr mächtige Feinde. Die Bank hat ausſchließliche Privilegien, die man nicht leicht antaſten darf, und die Beſeitigung des Einfuhrverbots fremden Getreides würde wahrſcheinlich, um die zahlreiche Klaſſe der Landwirthe nicht gänzlich zu Grunde zu richten, die gänzliche und unmittelbare Abſchaffung des Zehnten, zu Gunſten der Kirche, welcher auf alles liegende Eigenthum in den drei Königreichen laſtet, zur Folge haben müſſen.

Jeder vom volkseigenthumlichen Vorurtheil freie Menſch, deſſen Anſichten nicht auf die alleinigen Begebenheiten der Gegenwart beſchränkt ſind, muß wünſchen, daß England durch ſchnelle und weiſe Maßregeln der es bedrohenden Kriſis zuvorkomme. Dieſe Macht iſt die einzige, die durch die abſolute Gewalt nicht beherrſcht wird. Sie iſt der ſtärkſte Damm, den man dem Vordringen Rußlands entgegenſtellen kann.

Die feuerſpeienden Berge.

(Beſchluß.)

Nicht jeder vulkaniſche Ausbruch iſt mit Rauch, Feuer und Lava begleitet. Manchmal zeigt ſich nur Rauch ohne Flammen, manchmal nur Flammen ohne Rauch In den Umgebungen von Quito finden ſehr oft Schlamm- oder Waſſerauswürfe, mit den Flammen vermiſcht, ſtatt. Manchmal hat man ſchon in dem auf dieſe Weiſe ausgeſtoßenen Waſſer Fiſche bemerkt, und ſich überzeugt, daß ſie in den unterirdiſchen Behältern, aus denen ſie von der vulkaniſchen Flüßigkeit, mit ihrem Elemente fortgeriſſen, und durch das Innere des Berges emporgeſchleudert wurden, gelebt hatten.

Der lehte Ausbruch des Jorullo hat uns vergönnt den Gang zu ſtudieren, den die Vulkane in ihrem Urſprunge und in ihrer Bildung befolgen. Die Erde bebte, der Boden erhob ſich, und ſchwoll bald zu einem Hügel an, deſſen Gipfel ſich öffnete, und Flammen und glühende Steine ausſtieß, die ſehr hoch geſchleudert wurden. Durch die Bewegung der obern Schichten glich die Erde einem heftig bewegten Meere. Zwei Ströme verſanken in den Abgrund, und bald darauf floß eine dicke Schlammmaſſe, mit großen Felsſtücken vermiſcht, aus dem Krater des Berges. Auf einer andern Seite entſtand eine große Oeffnung, durch welche eine ſo große Menge vulkaniſcher Materie ſtrömte, daß ſie einen Berg von 1580 Fuß Höhe bildete.

Java bietet uns ein anderes Beiſpiel eines merkwürdigen Ausbruchs dar. Der Berg Papandyang iſt ganzlich verſchwunden. Seine Baſis, die 15 Meilen in die Länge, und ſechs Meilen in die Breite maß, unterſcheidet ſich durch nichts mehr von der umgebenden Ebene, und der ganze Raum, den er ſonſt einnahm, iſt kaum noch drei Fuß darüber erhoben. Der Vulkan von Sumbawa, in den Molucken, bedeckte einen großen Theil der Inſel Java, die 100 Stunden von ihm entfernt iſt, mit Aſche, und man vernahm das ungeheure Brauſen bei ſeinem Ausbruche bis auf Sumatra, in einer Entfernung von 233 Stunden.

Die feuerſpeienden Berge unter dem Meere haben manchmal eine ſo auſſerordentliche Gewalt, daß Rauch und Flammmen die tiefe Waſſermaſſe durchdringen, und ſie in den Zuſtand des Aufſiedens verſetzen. Das flüſſige Element bebt wie die Erde, und macht ſeine Stöße weitbin fühlbar. Alle dieſe verſchiedenen Gegenſtände machen einige chemiſche und mineralogiſche Bemerkungen nothwendig, ohne welche man die vulkaniſchen Erzeugniſſe nie genügend zu kennen im Stande iſt.

Die vulkaniſchen Erzeugniſſe ſind ſehr zahlreich, ſehr verſchieden in ihrem Zuſtande. Einige erſcheinen als Gaz und Dampf, andere als Flüſſigkeit, noch andere als feſte Körper, obgleich nicht mehr in ihrem natürlichen Zuſtande, ſondern an Geſtalt, Farbe und Inhalt verändert. Aller Wahrſcheinlichkeit nach entſtehen die vulkaniſchen Flammen aus dem Waſſerſtoff, der entweder aus den unterirrdiſchen Behältern, oder der Feuchtigkeit in den Felsſpalten herrührt. Der wolligte Rauch iſt nichts, als ſchnell verdichteter Waſſerdampf. Die Keſſel der Dampfmaſchinen erzeugen, oft mit derſelben Geſtaltung, daſſelbe Phänomen. Die vom Feuer emporgetriebenen Flüſſigkeiten entſtehen aus der Verſchmelzung von Schwefel und Kohlen. Man findet auch Sauerſtoffgaz darin, das ſich aus Seeſalz und einigen andern Subſtanzen gebildet hat, und der Krater des Turfan, in der Mongolei, iſt deshalb beſonders merkwürdig.

Man hat behauptet, daß der Schlamm, der Rauch und die Aſche, folglich ein großer Theil der Phänomene und der vulkaniſchen Erzeugniſſe, durch den Regen erklärt werden können, der oft in großer Menge in die Krater ſtrömt, und in ihnen dieſelbe Wirkung hervorbringt, wie Waſſer, welches man auf einen glühenden Herd ſchüttet. Dieſe Urſache ſcheint jedoch, hinſichtlichde r Wirkung, die man ihr zuſchreibt, ſehr gering, und man kann nicht umhin, ihr wenigſtens noch eine andere, unbekannte, weit mächtigere beizugeſellen, der man bis jetzt noch nicht auf die Spur gekommen iſt.

Weil wir doch einmal bei dieſem Gegenſtande ſind, ſo gedenken wir auch der Vulkane, die nur Schlamm und Waſſer, ohne Flammen und anſcheinende Hitze, ausſpeien. Es gibt deren auf Java, in der Krimm, in Sizilien, Island und ſelbſt in den Alpen. Dies Phänomen iſt nicht ſelten, und ſcheint von Urſachen abzuhängen, die von den Oertlichkeiten verſchieden ſind. Die Ausbrüche dieſer Art auf Sizilien ſind oft heftig, und mit Erdbeben begleitet. Auſſer einer ſchlammigten Materie, werfen mehrere auch Schwefelwaſſerſtoff, ſchwarze, feſte Erdklöße und Steine aus.

Die vulkaniſchen Felſen und die von den feuerſpeienden Bergen erzeugten, mineraliſchen Subſtanzen, ſind für die Geologie von allen Erzeugniſſen des unterirdiſchen Feuers, die wichtigſten. Nur durch ihre Prüfung kann man eine genauere Kenntniß von der wirklichen Theorie der Erde erhalten. Die verſchiedenen Felsgattungen ſind nicht beſonders zahlreich; aber die Liſte der mineraliſchen Subſtanzen, denen man einen vulkaniſchen Urſprung zuſchreibt, iſt ſehr groß, und vermehrt ſich mit jedem Tage. Der Veſuv, der ſchon ſehr viel dazu geliefert hat, iſt noch nicht erſchöpft, und wie reich mögen daran die übrigen, bis jetzt noch nie beobachteten Vulkane ſein! Die Art

ihrer Bildung iſt jedoch immer noch eine geologiſche Streitfrage geblieben. Man kann nicht zweifeln, daß die Materien, die ein bildender Theil der Felſen der Feuerformation ſind, oder die man kriſtalliſirt in der Maſſe dieſer Felſen findet, nicht ihre Kriſtallgeſtalt im Zuſtande der Auflöſung, durch die Wirkung einer allmäligen Verkältung, angenommen haben. In dieſer Hinſicht ahmen unſere Künſte das Verfahren der Natur nach. Das geſchmolzene Eiſen kriſtalliſirt ſich in unſern Oefen, wie in der Lava. Dieſe Thatſache iſt ſehr merkwürdig, und kann uns die Mittel andeuten, die Feuerformation, von denen im Waſſer verdichteten, zu unterſcheiden.

Man findet jedoch auch in der Lava mineraliſche Subſtanzen von Waſſerbildung, aber ſie ſind erſt nach ihrer Verkältung hineingerathen. Die von den Vulkanen ausgeſchleuderten Steine, mögen ſie der Wirkung des Feuers ausgeſetzt geweſen ſein, oder nicht, können keine beſondere Bemerkung veranlaſſen, weil ſie nur fremde, zufällige Subſtanzen ſind, und es iſt keineswegs auffallend, daß man oft ſelbſt Bruchſtücke von Muſchelfelſen darunter findet.

Jeder Lavaſtrom bildet eine beſondere Schicht, die durch ihre Form mehr oder weniger von der verſchieden iſt, auf der ſie ruht, oder von der ſie bedeckt wird, und von der ſie oft durch eine Lage Aſche oder Erde, die in der Zwiſchenzeit der Ausbrüche ſich darüber bildet, getrennt iſt. In Island hat man bemerkt, daß gewiße Lavaarten ſich auf der Stelle ſelbſt, die ſie bedecken, gebildet, und nicht geſtrömt haben.

Die, welche unterm Meer, oder unter Erdſchichten ſtrömten, die einen gewiſſen Druck auf ſie hervorbrachten, ſind größtentheils dicht, da hingegen die, die über der Erde wegſtrömten, viele Oeffnungen oder Poren haben.

Die Auflöſung oder das Zerfallen der Lava geht oft ſehr ſchnell, oft auch ſehr langſam von ſtatten, je nachdem ihre Bildung dichter oder lockerer war. Auf jeden Fall bildet ſie endlich ein auſſerordentlich fruchtbares Erdreich. Man hat das Zerfallen der Lava gewiſſen Regeln unterwerfen wollen, um danach ihr Alter, und folglich die Zeit des Ausbruchs, von dem ſie herrührt, berechnen zu können. Es iſt augenſcheinlich, daß dieſe Schätzungen, die auf keine bekannte Thatſache ſich gründen, ſehr unrichtig ſind.

Man hat ſich noch mehr in den Nachforſchungen über die Urſachen des vulkaniſchen Brandes, als in den Ordnungsmethoden der Erzeugniſſe deſſelben, verirrt. Werner, in ſeinem fantaſtiſchen Syſtem, behauptet ſteif und feſt, daß der Herd des vulkaniſchen Feuers in den Steinkohlenlagen ſich befinde. Eine ſolche Erklärung ernſthaft widerlegen zu wollen, würde heißen, ſich über die Leſer luſtig machen. Man hat ſie mit ſeltenem Glauben als eine Doktrine der unfehlbaren Schule von Freiberg aufgenommen. — Es ſcheint indeſſen nicht, daß die vulkaniſchen Berge Kohlen enthalten, und ſelbſt wenn dieſe Vorausſetzung ſtattfände, wie könnten ſie noch genugſam vorhanden ſein, wenn ſie viele Jahrtauſende hindurch ſchon das Feuer der Vulkane haben nähren müſſen? Der Rauch bei den Ausbrüchen beſteht aus Materien, die das innere Feuer, ohne zu brennen, durchdrungen haben, und die unverbrennbar ſind. Was mag nun die Urſache einer ſo plötzlichen und gewaltigen Kraft, und einer bei weitem größern Hitze ſein, als wir in unſern Oefen hervorzubringen im Stande ſind?

Dieſe auſſerordentliche Temperatur könnte ſich nicht erhalten, wenn der Herd des feuerſpeienden Berges der Erdoberfläche im Innern der Berge zu nahe wäre; oder wo dieſer Fall ſtattgefunden, würde das Feuer bald, und auf immer verloſchen ſein, und die Berge wären zuſammengeſtürzt, nachdem ſie die Lavamaſſen, die ſie umgeben, ausgeſtoßen haben. Um die Vermuthung aufzuſtellen, daß ſo ungeheure Maſſen, wie der Etna und der Pic von Teneriffa, über Abgründen ſich befinden, die durch eine lange Reihe von Ausbrüchen gebildet worden ſind, muß man ſich eine Wölbung von mächtiger Dicke denken. Unter dieſer Wölbung, im Grunde dieſes großen, leeren Raums, der durch jeden neuen Ausbruch immer gröſſer wird, brennen die Materien, von denen die Vulkane genährt werden. Dieſe Herde müſſen alſo in einer ſehr bedeutenden Tiefe ſich befinden. Man kann das auch aus den Beobachtungen über die Vulkane unter dem Meere ſchlieſſen, die das ganze Gewicht der Materien, die im Grunde des Meeres aufgehäuft ſind, zu tragen und empor zu heben haben, ſo wie das der ganzen Waſſermaſſe, die auf der ganzen Ausdehnung des innern Raumes ruht.

Man weiß, daß die Vulkane Italiens, durch Kanäle, die ſich unterm Meere hinziehen, in Verbindung ſtehen. Es iſt nicht glaublich, daß ſie ſich nahe an der Erdrinde befinden, weil ſie ſonſt längſt ſchon zerſtört ſein würden, ſondern daß ſie vielmehr von ſehr dicken Schichten bedeckt werden. So viel ſcheint gewiß, daß die unterirdiſchen Herde dem Menſchen unzugänglich ſind, und es immer bleiben werden, und daß ſie ſich immer auf Muthmaßungen und trügeriſche Schlußfolgen über dieſen Gegenſtand werden beſchränken müßen.

Die Vulkane ſind alſo nichts als Luftlöcher oder Rauchfänge, die beim innern Herde beginnen, und bis zur Erdoberfläche reichen. Es iſt ganz unmöglich, ihre Tiefe zu berechnen; eben ſo iſt die Ausdehnung, die Geſtalt und Richtung dieſer Röhren uns unbe-

kannt, weil wir sie nicht nach den Kratern in den vulkanischen Gegenden berechnen können.

In der vulkanischen Kette von Neuspanien, vom 18 bis zum 22 Grade der Breite, verkündet das unterirdische Feuer sein Dasein durch alle die Phänomene, die seinen Ausbrüchen vorhergehen, oder sie begleiten. Auf einer Strecke von 130 Stunden findet man da die brennenden Berge Orizaba, la Puella, Colina, und die Spitze von Toluca (Nevado de Toluca), die mit ewigem Schnee bedeckt ist. Der innere hohle Raum, der ihnen die brennenden Materien gibt, muß also auch von derselben Länge sein; man vermuthet selbst, daß er sich bis Nevellegede erstreckt, und daß die oben bemeldeten Krater die Röhren eines und desselben Herdes sind. Wäre es möglich, diese Vermuthung in Gewißheit umzugestalten, so würde man einen unbestreitbaren Beweis von der großen Tiefe haben, in welcher das unterirdische Feuer brennt. An andern Orten stehen die Vulkane, obgleich sie sich in einer und derselben Kette befinden, nicht in Verbindung, woraus sich schliessen läßt, daß jede Gruppe ihren besondern Herd hat.

Eine, das unterirdische Feuer betreffende Theorie, die auf jeden Fall eine größere Wahrscheinlichkeit hat, als die von einigen Physikern aufgestellten Träumereien, die weiter keine Stütze, als einige kleinliche Versuche und die darauf erbauten Hypothesen haben, nimmt das Zentralfeuer der Erde als die erste, eigentliche und beständige Ursache des vulkanischen Brandes an. — Das Dasein der Vulkane ist keine vereinzelte, oder örtliche und gewissermaaßen zufällige Thatsache. Sie ist innig mit der Organisation unsers Erdballs verbunden, und die vulkanischen Phänomene können nur dann vollkommen erklärt werden, wenn über die verschiedenen Zweige der Geologie kein Zweifel mehr vorhanden sein wird. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, gewinnt die Theorie der Vulkane an Größe. Sie beschwichtigt die kleinlichen Ansichten, die theilweisen Erklärungen, die Wirkungen, die nicht auf das Allgemeine passend sind. So kann sie ein unumgänglich nothwendiger Theil der Erdtheorie werden.

Den erloschenen Vulkanen verdanken wir die grossen Fortschritte der Geologie. Sie haben uns einen höchstwichtigen Theil der Geschichte unsers Erdballs offenbaret. Die Zeit, wo sie noch brannten, bildet ein mittleres Alter, von dem man bis auf die Gegenwart die Fortschritte des vulkanischen Feuers, so wie die Zersetzung seiner Erzeugnisse verfolgen, und aufwärts bis zu der Epoche gelangen kann, wo die Felsen gebildet wurden, deren Karaktere fast nicht mehr erkenntlich sind; ein Zeitraum, über welchem die Einbildungskraft erstaunt, wenn sie den Etna mit dreißig Jahrhunderten betrachtet, dessen Dasein doch nur dem Mittelalter der Vulkane angehört, oder den Pic von Teneriffa, der, hinsichtlich seines vermuthlichen ersten Ausbruchs, noch viel älter ist.

Die Vulkane sind, der allgemeinen angenommenen Theorie zufolge, ein unumgänglich nothwendiger Theil der Organisation unsers Erdballs. Man muß sie also als ein nothwendiges Uebel betrachten, wenn sie auf jeden Fall ein Uebel sind. Sie vermindern die Erdbeben, und nehmen ihnen viel von ihrer Heftigkeit, indem sie den brennenden Flüssigkeiten, welche die Erdstöße verursachen, einen Ausgang verschaffen. Die Verheerungen, die sie an den Orten, wo sie sprühen, von Zeit zu Zeit anrichten, werden durch die bewunderungswürdige Fruchtbarkeit wieder vergütet, die sie, nach der Auflösung der Lava, verbreiten. Die Trümmer der feuerspeienden Berge haben die entzückenden Ebenen Italiens, und vielleicht die ganze Halbinsel, gebildet. Jene Koralleninseln, die sich aus den Fluthen emporheben, sind eine andere Wohlthat, die man ihnen verdankt. Wenn einige Theile des jetzt bebauten Bodens ihre Fruchtbarkeit verlieren sollten, so werden sie durch ein anderes ganz jungfräuliches Erdreich ersetzt. Die bewohnbare Oberfläche unserer Erde nimmt merklich zu, und die Hungersnoth, mit der man uns bedroht, wenn alles Land bebaut sein wird, ohne daß die Bevölkerung sich vermindert, kann möglicherweise einst in einer Zeit erscheinen, die ausser dem Gebiete der menschlichen Vorsicht und Berechnung liegt.

Wir wollen noch einige Worte über die genaue Verbindung zwischen der Ursache der Vulkane und der Erderschütterungen beifügen. Diese furchtbaren Bewegungen sind häufiger und stärker in den vulkanisirten Ländern. Sobald ein neuer Ausbruch statt finden soll, gehen immer schnell aufeinander folgende Erdstöße voraus. Die Luft selbst verkündet oft auf eine unverkennbare Weise die Gährung im Innern der Erde. Die Atmosphäre ist mit Wolken umzogen; die Quellen und Brunnen versiegen und erscheinen wieder; die Ströme schwellen an, und ziehen sich wieder zurück, das Meer, in dem sich die unterirdischen Stöße bemerkbar machen, bildet mächtige Wellenschläge, übersteigt seine Ufer und reißt große Erdstrekken mit sich fort.

Ein Erdbeben besteht gewöhnlich aus mehrern schnell oder langsam auf einander folgenden Stößen. Sind sie schnell aufeinanderfolgend und heftig, so nimmt der Boden eine wellenartige Bewegung an; sind sie dagegen schwach oder anhaltend, so bemerkt man nur ein gewisses Zittern. Manchmal öffnet sich die Erde, Ströme, Städte und Berge werden verschlungen, und gewöhnlich durch einen See ersetzt. Wird der Boden auf solche Weise bewegt und zerris-

ſen, ſo ſieht man Rauch und Flammen aus den Erdſpalten emporbringen, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß das unterirdiſche Feuer die Urſache dieſer Verheerung ſei. Manchmal bebt die Erde in ſehr weiter Entfernung von dem Orte, wo ſich ein Vulkan öffnen, oder wo er ſeine Auswürfe erneuern will. So war das Erdbeben von Kalabrien der Vorläufer der Flammen des Hekla und des Vulkans von Lipari; die fürchterlichen Erdſtöße in den Antillen verkündeten den Ausbruch des feuerſpeienden Berges von Cumana; man konnte 1797 dieſelbe Bemerkung zwiſchen la Guadaloupe und den Vulkanen von Quito machen; Carracas wurde 1812 verwüſtet, als der Vulkan von St. Vinzent von Neuem entflammte, und neue Krater eröffneten ſich im Schnee der Anden, als Lima übereinandergeſtürzt wurde.

Es iſt alſo keinem Zweifel unterworfen, daß die Urſachen der Erdbeben und der vulkaniſchen Ausbrüche in einer großen Tiefe ſich befinden, daß ihre Wirkung durch ungeheure unterirdiſche Kanäle ſich weithin erſtreckt, daß die Flammen, die Lava und alle ihre Zugehörungen aus einer ganz andern Gegend herflammen können, als die, wo wir ſie erſcheinen ſehen. Liſſabon befand ſich über dem vulkaniſchen Herd, der damals brannte. Ein großer Theil von Europa wurde durch dieſelbe merkwürdige Erdbewegung verwüſtet. Es iſt nicht nur nicht unmöglich, ſondern ſehr wahrſcheinlich, daß der Veſuv und Etna, die Vulkane Islands und der Antillen, theilweis wenigſtens von dem Feuer genährt werden, das ſich in unzuberechnender Tiefe unter Portugal befindet.

Schweizeriſche Miszellen.

13.

Die Geſellſchaft zu Beförderung der Künſte in Genf.

In der öffentlichen Jahresſitzung dieſes rühmlich und muſterhaft wirkſamen Vereins, am 22 Juni 1826, wurden theils von dem Profeſſor de Candolle, als Geſellſchaftsvorſtand, theils von den Vorſtehern der drei Klaſſen, in die der Verein ſich theilt: der ſchönen Künſte, des Gewerbfleißes und Handelsverkehrs, und der Landwirthſchaft — die umfaſſenden Jahresberichte erſtattet, denen wir hier, was von allgemeinerm Intereſſe ſein dürfte, entheben wollen.

Der feſtliche Tag aber war gewählt worden zur Aufſtellung und Weihe des marmornen Bruſtbildes von dem Profeſſor Marc Auguſt Pictet, einer Arbeit des Genferiſchen Bildhauers Pradier, die durch eine von der Geſellſchaft veranſtaltete Unterzeichnung zu Stande gekommen war, und in dem neuerbauten Rath'ſchen Muſeum den Verſammlungsſaal ſchmücken und den Mitgliedern das angenehme Gefühl gewähren ſoll, es weile Hr. Pictet gleichſam fürdauernd in ihrer Mitte, die Arbeiten leitend, die ſich ſo lange Zeit hindurch ſeiner gewichtigen Rathſchläge und ſeines Einfluſſes zu erfreuen gehabt hatten.

Nochmals hatte die Geſellſchaft im abgefloſſenen Verwaltungsjahr fünf ihrer Mitglieder durch den Tod verloren, meiſt jedoch in ſehr angeſtiegenem Alter: den Hrn. Brière, einen begüterten Liebhaber und Beförderer der ſchönen Künſte, der nebenbei, während eines längern Aufenthalts im Kanton Waadt, um die Zeit der Einführung der Schutzpockenimpfung, ſich um dieſe ein großes Verdienſt erwarb, und für mehrere Tauſende in der Gegend von Morſee von ihm verrichteter Impfungen am 15. Dezember 1802 ein Belobungsſchreiben und eine Ehrenmünze von der waadtländiſchen Regierung erhalten hatte; den Hrn. Petitpierre aus Couvet im Kanton Neuenburg, der, ſeit 45 Jahren in Genf angeſiedelt, die Verfertigung von Werkzeugen der Uhrmacherkunſt, als damals gewiſſermaßen noch unbekannten Kunſt- und Handelszweigs, hingebracht hatte; den geweſenen Syndic und Profeſſor, Hr. Necker de Sauſſure, einen grundlichen und gelehrten Naturforſcher, von deſſen mannigfachen wiſſenſchaftlichen Arbeiten hier drei erwähnt ſind: das von ihm nachgewieſene vervollkommnete Verfahren für die Bearbeitung und techniſche Benutzung des Platinmetalls, die Einführung der Steindrucklunſt in Genf und eine handſchriftlich vorhandene, mit Steindruckzeichnungen begleitete Erörterung der Spielarten der Kartoffeln; den Hrn. Horace Boiſſier, einen großen Gutsbeſitzer, der ſich um Einführung und Verbreitung je der wichtigſten landwirthſchaftlichen Fortſchritte im Kanton durch Lehre und Beiſpiel verdient gemacht hat; endlich den Staatsrath und vormaligen Profeſſor der Rechte, Hr. Lefort, der von jeher ein Gönner und Beförderer aller nützlichen Anſtalten im Vaterland geweſen iſt.

Die Verhältniſſe der Gegenwart in's Auge faſſend, erfreut ſich Hr. de Candolle der fortſchreitend ſich entwickelnden öffentlichen Meinung, die jede tüchtige Arbeit und alle dem Gemeinweſen nutzbaren Unternehmungen aufmuntert und unterſtützt. „Der Müßiggang wird unter uns zur exotiſchen Pflanze, deren Schädlichkeit ſelbſt Denen einleuchtet, die durch ihre Stellung in der Geſellſchaft dazu gleichſam verurtheilt ſcheinen können. Von allen Seiten bilden ſich freiwillige Vereine für Erzielung nutzbarer und rühmlicher Dinge; von allen Seiten werden neue Anſtalten reichlich beſchenkt.“ Billig hebt der Redner unter dieſen Schenkungen diejenige der Damen Rath aus, welche die Geſammtkoſten der Erbauung des nun ihren Namen tragenden Kunſtmuſeums dargereicht haben, das durch

eine Ausstellung Genferischer Kunsterzeugnisse seine erste Weihe erhält. „Es erinnert diese Ausstellung an die jüngstverflossene, welche dem Herzen unserer Künstler eben so viel Ehre macht, als die bevorstehende, wie wir hoffen, für ihr Talent ehrenvoll sein wird; ich spreche von dem großmüthigen Geschenk ihrer Arbeiten, welche sie zusammenlegten, damit ihr Ertrag dem unglücklichen Volke zu gut komme, unter dessen Vorfahren die Apelles und Phidias sich finden, und das von Omar's Söhnen mit dem Untergange bedroht wird."

Der gewesene Syndic, Hr. Rigaud, als Vorstand der Klasse der schönen Künste, gab Rechenschaft über Fortgang und Vervollkommnung von mancherlei Schulen der Zeichnungskunst, welche die Klasse errichtet hat und leitet. Seit längerer Unterbrechung ward wieder zum erstenmal im abgeflossenen Winter ein unentgeldlicher Lehrkurs der Anatomie für Künstler von Hr. Doktor Coindet ertheilt, welcher bei siebenzig Besucher hatte, denen diejenigen Elementar-Kenntnisse der Zergliederung ertheilt wurden, welche dem Zeichner nicht mangeln dürfen, wenn er in seinen Darstellungen menschlicher Figuren grobe Irrthümer vermeiden will. Es waren, neben allen übrigen gewohnten Preisaustheilungen, diesmal auch Linearzeichnungen der Luftpumpe, in mehrfachen Aufrissen und Durchschnitten, als Preisaufgabe den Zöglingen bezeichnet und den gelungensten Arbeiten Aufmunterungspreise zugetheilt worden. Unter den zahlreichen und kostbaren Geschenken, welche die Sammlung des Museums an Gemälden, Kunstwerken, Büchern u. s. w. erhielt, befindet sich auch das große Werk der französischen Institutsglieder über Aegypten.

„Wenn unsere vervollkommneten Kunstschulen (so drückt Hr. Rigaud sich aus) weiterhin die Gunst des Publikums und den Schutz der Regierung geniessen, so muß eine allgemeinere Theilnahme an den schönen Künsten davon die nothwendige Folge sein, und diese wird die Künstler aufmuntern, deren Arbeiten hinwieder auf Vervollkommnung des Geschmackes wohlthätig rückwirken mögen. Es sei mir bei dieser Gelegenheit vergönnt, einige Bemerkungen über die Schicksale des Studiums der schönen Künste in Genf vorzutragen.

„Die Behauptung ist öfters, wo von den Genfern die Rede war, ausgesprochen worden, ihr Geschmack und ihre Neigungen leiten sie den ernsten Studien zu, und was die Phantasie beschäftigt, bleibe unter ihnen vernachlässigt. Die Behauptung fand selten Widerspruch, weil sie Thatsachen unterstützten, und wenn auch glänzende Ausnahmen stattgefunden haben, so konnten jedoch diese die Richtigkeit der allgemeinen Bemerkung nicht umstossen. Die Frage, ob jene Richtung unserer Geisteskräfte als ein Ergebniß unserer Sitten und Gewöhnungen anzusehen sei, soll hier keineswegs in ihrem ganzen Umfang erörtert werden, sondern ich will einzig nur von ihrer Anwendung auf die schönen Künste Einiges sagen. Ausser Zweifel liegt, daß wenn in der Geschichte Genfs zahlreiche Namen von ausgezeichneten Gelehrten vorkommen, dagegen in viel ungleich kleinerm Verhältniß solcher gedacht wird, welche auf die schönen Künste Bezug haben. Der Ruf der Petitot, der Arlaud, der Dassier, der Liotard, der Thouron gehört dem letztverflossenen Jahrhundert an, und sie hatten keine Vorgänger. Umsonst wird in frühern Jahrhunderten ein Name, der sich erhalten hätte, gesucht. Kein Denkmal, kein Bildhauerwerk, kein Gemälde findet sich, wodurch, wenn auch nur in den Mauern dieser Stadt, ein Genferischer Künstler nennbar geblieben wäre. Inzwischen scheint jedoch die Natur nicht karg gegen uns gewesen zu sein, in allem, was die Phantasie aufzuregen vermögend ist. Von allen Seiten stellen malerische Ansichten sich uns dar, die mannigfachsten Schattirungen des Lichtes, die erhabensten Schauplätze in Mitte des Alpengebirges, ein üppiger Pflanzenwuchs rings um uns her! — Und die Freiheit, war sie nicht allzeit den schönen Künsten eine Freundin und Gefährtin? Sind es nicht Freistaaten gewesen, in denen sie erzogen, zu hoher Vollkommenheit entwickelt wurden und eine Art Herrschaft geübt haben? Mangelten etwa der freien Schweiz historische Vorwürfe, und haben nicht neuerliche Kunstwerke gezeigt, wie günstig sie zu gebrauchen sind? . . Es waren demnach wohl verschiedene andere, die Fortschritte der schönen Künste hemmende Ursachen bei uns zusammengetroffen. Wir wollen, weil solche vorhanden sein mußten, wenigstens etliche davon bezeichnen, die beim Ursprung des Freistaates einigermaßen wirksam sein konnten. Die Kirchenreform, welche mit den Anstrengungen unserer Väter für die Freiheit zusammentraf, indem sie den Schmuck unserer Tempel, die Zierrathen, Bildsäulen und Gemälde aus denselben wegwies, mußte allerdings der Kultur der schönen Künste, welche damals vorzugsweise der Verschönerung der Stätten des Gottesdienstes zugewandt war, Eintrag thun. Das Verschwinden aller dieser Dinge, deren täglicher Anblick den Kunstgeschmack unterhalten konnte, mußte ihre Fortschritte um so mehr noch hemmen, als die, welche sich solchem Kunstberufe widmeten, sich eines Hauptzweiges seiner Ausübung beraubt sahen. Von den einfachen Wohnungen unserer Vorältern waren auch alle jene Verschönerungen ausgeschlossen, die das Kunsttalent in Anspruch nehmen, und die neuen Republikaner, gegen vielfache Anfechtungen kämpfend und zu andauernden Aufopferungen für die Vertheidigung der Freiheit verpflichtet, bekämpften gleichmäßig auch die Fortschritte

des Luxus, dessen verweichlichenden Einfluß sie fürchteten: die Erhaltung des politischen und religiösen Bestandes war die große Sorge der Republik und der einzige Zweck aller Anstrengungen. Das den Studien der Theologie und der Rechtskunde zugewandte System unserer öffentlichen Erziehung hatte alle Nebendinge, die damit nicht in unmittelbarem Zusammenhange standen, beseitigt, und die Sitten unserer Väter, welche überall den Anstrich des vollen Ernstes der Reform trugen, bewogen sie, auf alles zu verzichten, was nur Gegenstände des Geschmackes zu betreffen schien. Die aller Zierlichkeit entbehrende Beschaffenheit alter Denkmäler kann die gänzliche Gleichgültigkeit der alten Genfer in dieser Hinsicht bezeugen; inzwischen mußten unvermeidlich die innere Ruhe, der äussere Friede, der Verkehr mit andern Völkern, der fortschreitende Wohlstand, den Geschmack der schönen Künste wecken, und die Gewerbsamkeit mußte selbst auch ihre Hilfe in Anspruch nehmen. Der Todesschlummer hatte lange gedauert; das Erwachen aber, welches gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts eintrat, führte bald auch einige günstige Ergebnisse herbei. Erleuchtete Männer sahen ein, daß unser Vaterland keinem Unterrichtsfache entfremdet bleiben dürfe; daß in Ermangelung von Studien der Elementarzeichnung das schönste Talent vergraben bleiben müßte, und daß, was vor anderm aus erforderlich sei, in der Eröffnung von Schulen, die dem größten Theil der Bevölkerung zugänglich sein müßte, bestünde. Um die Mitte des abgeflossenen Jahrhunderts ward diese Anstalt gegründet. Es erhielt dieselbe von Anfang verschiedentliche Theilnahme und späterhin in Gründung der Gesellschaft zu Beförderung der Künste eine neue Stütze. Ein geistvoller und ausgezeichneter Künstler, Hr. Soubeiran opferte die Aussichten, die ein größerer Wirkungskreis ihm darbot, dem Wunsche, unter seinen Mitbürgern den Geschmack der Zeichnungsstudien auszubreiten. Er war der erste Direktor dieser Schulen: die Talente konnten sich nun entwickeln, und die Erfahrung mochte darthun, ob für die Kultur der Künste mehr oder weniger Geschmack in Genf vorhanden sei. Die Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit stellt uns die Ergebnisse dieser Erfahrung dar. Es haben die Saint-Ours, die Huber, die de la Rive, die Vaucher Ehrenplätze eingenommen. Frankreich macht gemeinsame Ansprüche mit uns auf die Pradier und die Constantin. In den Ausstellungen, die seit einigen Jahren angeordnet wurden, haben erfreuliche Arbeiten jeder Gattung sich gemehrt, und den Künstlern, die sich einen Namen bereits verdient haben, reihen sich andere an, die schöne Hoffnungen begründen können. Aus dem Gesagten scheint hervorzugehen, daß eine der Hauptursachen des früherhin in Genf vernachlässigten Studiums der schönen Künste in fehlender Aufmunterung und in dem gänzlichen Mangel der Gelegenheit zum Unterricht nachgewiesen werden kann. Die Erfahrung hat dargethan, daß, sobald dem keimenden Talente Hilfsmittel dargereicht wurden, der Boden nicht länger unfruchtbar geblieben ist und jeder Tag neue Hoffnungen herbeiführte. Darum wollen wir denn auch mit stets neuem Eifer, was bisher erzielt ward, zu erhalten bestrebt sein, und keinen Anlaß unbenutzt lassen, um Studien zu ermuntern, die unserm Vaterland eine Art des Ruhmes verschaffen mögen, welcher ihm in frühern Jahrhunderten mangelte, und der durch Vereinbarung mit der Vervollkommnung unserer wichtigsten Industriezweige auf den Gesammtwohlstand unsers Gemeinwesens den glücklichsten Einfluß bewähren mag."

Der Präsident der Klasse des Gewerbfleißes und Handelsverkehrs, Hr. Professor Boissier, gab in seinem Berichte vorerst eine Aufzählung von Entdeckungen und Verbesserungen einheimischer Künste und Gewerbe, die seit Jahresfrist von Genfern gemacht, neu eingeführt oder angewandt wurden, und von denen die Klasse Kenntniß nahm, oder, sie belobend, guthieß, und er geht alsdann zu den eigenen Leistungen der Klasse über. Diese bestehen wesentlich und hauptsächlich in Vermehrung und Vervollkommnung der Lehrmittel und der Quellen des Unterrichts für die, welche sich den Künsten und Gewerben widmen.

„Der freie und freiwillige Unterricht," sagt Hr. Boissier, „derjenige, der mit geringem Aufwand erlangt werden kann, doch aber etwas kostet, ist wohl unter allen auch derjenige, der am sichersten seinen Zweck erreicht; auf jeden Fall ist er es, der den wohlthätigsten moralischen Einfluß auf diejenigen Menschen ausübt, welche man von seinen Vortheilen und den glücklichen Früchten, die er trägt, überzeugen konnte. England und Schottland stellen uns in dieser Rücksicht höchst merkwürdige Beispiele dar, deren Nachahmung in unserm glücklichen Vaterlande unversucht zu lassen kaum verzeihlich heißen könnte. Es gibt gegenwärtig in Großbritannien so zu sagen kaum eine Dorfschaft, wo nicht zum Gebrauch und auf Kosten der Künstler und Gewerbsleute aller Art eine kleine technologische Bibliothek angetroffen würde. An dem einen Ort ist es eine Auswahl von Büchern und Zeitschriften, die in einem von dem Vereine gemietheten Zimmer aufbewahrt sind, und wo die Gesellschafter nach beendigter Arbeitszeit sich versammeln; am andern Ort ist kein solches Versammlungszimmer, sondern die Abonnenten nehmen die Bücher mit sich nach Hause; wenn die Hilfsmittel und Beiträge spärlicher sind, so treten mehrere solcher Vereine zusammen, um auf gemeinsame Kosten die kleine Bibliothek zu bilden, und die

Bücher geben von einem Dorfe zum andern, manchmal auf etliche Meilen Entfernung, und sie verweilen in jedem eine bestimmte Zeit. Gewiß ist, daß den Schenken und Wirthshäusern durch diese neuen Einrichtungen Abbruch geschehen ist, aber der gesunde Verstand hat über die Neigungen und Gewohnheiten obgesiegt, eine rühmliche Nacheiferung hat sich über alle Provinzen verbreitet, und es vergeht so zu sagen kein Tag, wo nicht irgend ein neuer Verein von der obgedachten Art sich bildet. Man überdenke, welchen Einfluß auf den Gewerbfleiß eines Landes der Unterricht einer so zahlreichen Menschenklasse haben muß, die bisher überall keinen empfing, und nur gleichsam im Finstern tappend und blinder Routine folgend, ihren Beruf ausübte; wie mancherlei Erfindungen und Vervollkommnungen müssen nicht aus Gesprächen und Nachdenken hervorgehen, die durch jene gemeinsamen Lesungen veranlaßt wurden. Man frage sich endlich, welchen Gewinn an Hilfsmitteln, an Stützen, an Gemeingeist, an Ruhe und Patriotismus dem Staate zufliessen muß, wenn derjenige Theil der menschlichen Gesellschaft, welchen seine Beschäftigung auf die stete und einförmige Wiederholung des nämlichen Verfahrens beschränkt und dadurch gleichsam zu bloßen Maschinen macht, durch eine Klasse von Menschen ersetzt wird, die ihre eigene Würde fühlen und die von der Vorsehung ihnen verliehenen Talente und Fähigkeiten zu werthen vermögend sind.

„Wenn gleich unsere Stadt der mannigfachen und leicht zugänglichen Unterrichtsmittel bereits mehr besitzt, als anderswo gewöhnlich angetroffen werden, so hat die Industrieklasse dennoch auch dasjenige, von welchem hier die Rede ist, nicht unbenutzt lassen zu sollen geglaubt. Sie hat eine Lesegesellschaft für Handwerker gebildet, die zwar eben erst noch ihren Anfang nimmt, doch aber bereits einundfünfzig Mitglieder zählt. Der Beitrag ist so klein, daß kein Arbeiter, wenn er 2½ Sols auf seinem Wochenlohn erspart, denselben nicht leisten kann. Die Klasse gibt das Zimmer für Aufbewahrung der Bücher, und sie trägt die kleinen Kosten der ersten Einrichtung. Ein Abwart ist zweimal in der Woche drei Stunden lang zugegen, um die Bücher, welche verlangt werden, abzuliefern. Unter den verschiedenen, von den gleichartigen Gesellschaften angewandten Formen schien die des Lesens zu Hause den Vorzug zu verdienen. Es sind bei neunzig Bände im Laufe von zwei Monaten in Umlauf gesetzt worden; noch besitzt die Bibliothek nur dreihundert Bände ungefähr, die meist von wohlwollenden Bürgern geschenkt wurden, aber ausschließlich nur auf Künste und Wissenschaften Bezug haben; indem die Statuten der Gesellschaft einem auch in England anerkannten Grundsatz huldigen, demnach von ihren Sammlungen alles ausgeschlossen bleibt, was nicht mittelbar oder unmittelbar auf Technologie Bezug hat. Wir dürfen mit Grund hoffen, es möge diese jetzt noch in ihrem Entstehen begriffene Stiftung allmälig sich denjenigen Beifall erwerben, welcher auch den nutzbarsten Anstalten nur selten bei ihrem Ursprung schon zu Theil wird.

Einer der Hauptvortheile dieser durch Lesen erzielten Belehrung ist dieser, daß dadurch das Bedürfniß eines solchen regelmäßigen Unterrichts rege wird, durch welchen die aus den Lesungen geschöpften Begriffe sich im Geiste verbinden, ordnen und entwickeln. Dies leicht vorzusehende Ergebniß hat sich in Großbritannien schnell bewährt. Kaum waren die Lesegesellschaften zu einiger Consistenz gelangt, so verbanden die Handwerker sich zu Anlagen, um Lehrkurse der Chemie, der Mechanik und der Elementar-Geometrie zu erhalten. Unsererseits sind wir den Wünschen unserer jungen Handwerker zuvorgekommen. Zwei tüchtige Professoren der Akademie haben für den Bedarf derselben Chymie, Physik und Mechanik vorgetragen, und mit nicht minder gutem Erfolg, wie diese drei Lehrkurse, ward später ein vierter der Elementar-Mathematik gegeben. Die jüngsthin beendigten Lehrkurse der Mathematik und Mechanik sind von mehr denn vierzig fleißigen Zuhörern besucht worden, die in den gewöhnlichen Prüfungsstunden auch ihre Fortschritte unzweideutig zu Tage gelegt haben. Daß nur eine sehr kleine Zahl derselben sich der öffentlichen Prüfung am Schluß des Lehrkurses zu unterziehen geneigt fand, das glaubten wir hauptsächlich einer Schüchternheit zurechnen zu müssen, welche zunächst wohl aus dem Mangel der ersten Schulbildung hervorgeht. Die Zöglinge tragen Scheue, sich vor einer zahlreichen Versammlung und in Gegenwart gelehrter Männer auszudrücken, weil sie mit den Regeln ihrer Muttersprache unbekannt sind, und weil ihnen die in den Schulen zu erwerbende Fertigkeit mangelt, von dem durch Nachdenken und Studium Erlernten schriftlich und mündlich Rechenschaft zu geben. Durch diese Betrachtung haben wir uns im abgeflossenen Jahr bewogen gefunden, einen Lehrkurs der französischen Sprache für junge Handwerker zu eröffnen, mit dem man glaubte die Anleitung zur kommerziellen Länderkunde schicklich verbinden zu können. Dieser sechsmonatliche Kurs ist beendigt, und weil sein Erfolg befriedigend gewesen ist und dieser erste Unterricht der Sprachlehre sich auf Grammatik und Rechtschreibung zunächst beschränken mußte, soll ihm jetzt ein zweiter angereihet werden, der die Regeln für schriftliche Aufsätze und Stylübungen befassen wird. Den Schülern vom ersten Kurs sind für die geringe Entschädniß, welche von ihnen gefordert ward, die für den Unterricht erforderlichen Elementarbücher der

Grammatik und Erdbeschreibung abgereicht worden. Aus einer größern Anzahl, die den Unterricht genossen, haben sechsundzwanzig sich der öffentlichen Prüfung in der französischen Sprache und zweiundzwanzig in der Geographie unterzogen, wobei die, welche am vorzüglichsten erschienen, mit Aufmunterungspreisen beschenkt wurden." — Mit der Gründung einer Anstalt für den zusammenhängenden und vollendeten Unterricht in der Kunst des Uhrmachers, wofür bereits bedeutsame Einleitungen getroffen sind, ist die Klasse gegenwärtig beschäftigt."

Der letzte dieser Jahresberichte, welche, als Vorstand der Agricultur-Klasse, der gewesene Syndic, Mr. Micheli, erstattet, sendet die Bemerkung voraus: es mögen die landwirthschaftlichen Verbesserungen nur nach und nach erzielet werden, indem ihr Erfolg lange ungewiß bleibt, und die Zeit einzig nur über die Güte und Nutzbarkeit jedes neuen Verfahrens entscheiden mag. Beim langsamen Gange dieser Kunst könne ein Jahr nur wenige Bereicherungen bringen und es sei vielmehr das Ausharren, hier, wenn irgendwo, das große Erforderniß. Es hatte der gute Erfolg der Milchereien oder Sennereien im Kanton Waat den Wunsch erregt, dieselben auch in dem Kanton Genf zu verpflanzen, und die Klasse ordnete zwei ihrer Mitglieder ab, um jene zu beaugenscheinigen und sich mit ihren Verhältnissen vertraut zu machen. Sie fanden dort wirklich bei 460 solcher Vereine, für gemeinsame Benutzung der Milch durch Detailverkauf sowohl als der Butter und Käsebereitung u. s. w. Die Hälfte dieser Milchereien (laitières) senden aus achtzehn der Hauptstadt nächstliegenden Gemeinden die Milch von etwa 2000 Kühen dorthin auf Schubkarren und verkaufen davon täglich im Durchschnitt für 50 Louisd'or. Sie gewähren die bekannten vielfachen Vortheile, unter denen eine große Zeitersparniß für den Landmann nicht die geringste ist. Man hofft, die Nachahmung in Genf werde gelingen. Vergleichende Berechnungen über den Milchconsum in London und Genf, die bei dieser Gelegenheit angestellt wurden, haben dargethan: daß ein Einwohner der ersten Stadt nur zwei Fünftheile der Milch verbraucht, welche der Genfer genießt, und daß die Milch in London viermal mehr kostet, als in Genf. Die Rübsamen-Kultur ist durch Anleitung zu dieser Pflanzung und durch Aufmunterungsprämien seit einigen Jahren ungemein vervielfältigt und im Verhältniß sind auch die Oelpressen vermehrt worden. Als Prämien wurden Guiradon'sche holzsparende Oefen vertheilt und damit nochmals eine haushälterische Besserung erzweckt. Das Conservatorium landwirthschaftlicher Geräthschaften, welchem beim Pflanzengarten ein Lokal eingeräumt worden ist, hat schon viele Bereicherungen erhalten und erzeigt sich mannigfach nützlich. Die vorjährige Theurung und der Mangel des Viehfutters sind benutzt worden, von dem Gebrauch der Kartoffeln, als Ersatz und Ernährungsmittel des Rindviehs, allgemeinen Eingang zu verschaffen, und daß dies gelungen sei, mag aus dem Umstand abgenommen werden, daß, während das Jahr 1825 nur die Hälfte vom Durchschnittsertrag des Heues lieferte und Savoien die Ausfuhr davon verboten hatte, dennoch der Viehstand des Kantons Genf sich nur um einen Siebentheil verminderte.

Nochmals sind für das schönste auf den Markt von Carouge gebrachte und im Kanton erzogene Hornvieh Prämien ausgetheilt worden, und der bisherige Erfolg der Verpflanzung der Race von Schwyz bewog die Klasse, auf die Jahre 1826 und 1827 für den schönsten Zuchtochs, von reiner Schwyzerrace, in jeder Gemeinde eine Prämie von 20 Franken auszusetzen. Auch bei dem Pferde- und Merinos-Schauen sind Prämien ausgetheilt worden. Und endlich, um auch hier durch Unterricht und Aufklärung zu wirken, um die Pflege des Viehes zu vervollkommnen und das Vorurtheil, das der zweckmäßigsten Pflege bis dahin mehr oder minder im Wege stand, zu vertilgen, ist die Klasse entschlossen, durch eines ihrer Mitglieder den geschickten Kantonsthierarzt, Hr. Favre, im kommenden Winter einen Lehrkurs über die Gesundheitspflege und das allgemeine anwendbare Verfahren bei Krankheiten der Hausthiere ertheilen zu lassen.

Ein Schreiben Napoleon Bonaparte's an seine Gemahlin Josephine.

Im Hauptquartier zu Tortona, 26. Prairial, Mitternacht, im Jahr VI der einen und untheilbaren Republik.

Seit dem 18., meine liebe Josephine! habe ich dir nicht geschrieben, weil ich glaubte, du seiest zu Mailand angekommen. Vom Schlachtfelde von Borgbetto eilte ich dahin, und — fand dich nicht. Einige Tage nachher erfahre ich durch einen Kurier, daß du nicht abgereiset bist, und er bringt mir keine Briefe von dir. Meine Seele war zerrissen von Schmerz. Ich glaubte mich verlassen von Allem, was an diese Erde mich fesselt. Ich vermag keine Sache schwach zu empfinden. In meinen Schmerz versenkt, habe ich dir vielleicht in zu harten Worten geschrieben. Sollte mein Brief dich betrübt haben? Ich würde für immer untröstlich sein.

Der Tessin ist ausgetreten; ich habe mich nach Tortona begeben, dich zu erwarten. Jeden Tag ging ich dir drei Stunden weit entgegen; immer umsonst. Um vier Uhr Abends war ich noch auf derselben Stelle. Endlich sehe ich die Stafette ankommen, die mir die

Nachricht bringt, daß du nicht kommen kannſt. Ich mag dir nicht die Unruhe ſchildern, in welcher ich mich einen Augenblick nachher befand, als ich erfuhr, daß du krank ſeieſt; daß ſich drei Aerzte bei dir befinden; daß du in Gefahr ſchwebſt, weil du mir nicht ſchreibſt. Seit dieſem Augenblicke befinde ich mich in einem Zuſtande, den ich dir unmöglich ſchildern kann. Man muß mein Herz haben, dich lieben, wie ich dich liebe.

Ach, ich hätte nie geglaubt, daß es möglich ſei, ſolchen Kummer, ſolche Unbehaglichkeit, ſolche fürchterliche Qualen zu ertragen. Ich glaubte, daß der Schmerz gewiſſe Schranken nicht überſteigen könne; aber er iſt grenzenlos in meiner Seele. Ein bitiges Fieber ſchleicht durch meine Adern, und die Verzweiflung iſt in meinem Herzen. Du leideſt, und ich bin fern von dir! Ach, vielleicht haſt du ſchon aufgehört zu ſein! Dies Leben ... ich verachte es; aber meine trauernde Vernunft läßt mich fürchten, daß ich nach meinem Tode dich nicht mehr wiederfinden dürfte, und ich kann den Gedanken nicht ertragen, dich nicht mehr wiederzuſehen. Der Tag, an welchem ich erfahre, daß Joſephine nicht mehr lebt, wird mein letzter ſein. Keine Pflicht, kein Band wird mich mehr an die Erde feſſeln. Die Menſchen ſind ſo höchſt verdächtlich — — Du, du allein haſt vor meinen Augen die Schande der menſchlichen Natur verwiſcht.

Alle Leidenſchaften quälen, alle Ahnungen betrüben mich; nichts entreißt mich der ſchmerzlichen Einſamkeit und den Schlangen, die meine Seele zerreiſſen. Zuerſt vergib mir die tollen, unſinnigen Briefe, die ich dir geſchrieben habe. Verſtehſt du ſie wohl, ſo wirſt du dich bald überzeugen, daß nur die glühende Liebe, die mich belebt, mich ſo weit verirren laſſen konnte. Ich muß mich überzeugen, daß du nicht mehr in Gefahr ſchwebſt, meine Freundin! Gewähre deiner Geſundheit Alles, opfere Alles deiner Ruhe auf. Du biſt zart, krank und ſchwach. Die Jahreszeit iſt heiß, die Reiſe lang. Ich bitte dich auf meinen Knien, ſetze ein ſo theures Leben nicht aufs Spiel. Wie kurz auch das Leben ſei, drei Monate werden ja vorübergehen ..... Drei Monate noch, ohne uns zu ſehen! Ich zittre, meine Freundin, und wage nicht mehr meine Gedanken an die Zukunft zu knüpfen. Alles iſt ſchrecklich; und die alleinige Hoffnung, die mich wieder beruhigen könnte, fehlt mir gänzlich. Wenn du ſtirbſt, ſo ſterbe ich auch alſobald; aber den Tod der Verzweiflung, den Tod der Vernichtung.

Murat ſucht mich zu überreden, daß deine Krankheit nur leicht ſei. Aber du ſchreibſt mir nicht; ſeit einem Monat habe ich keinen Brief von dir erhalten. Du biſt zärtlich, gefühlvoll und du liebſt mich. Du ringſt mit der Krankheit und mit den Aerzten, Unſinnige, weit entfernt von dem, der dich allem Leiden, und ſelbſt den Armen des Todes entreiſſen würde .... Wenn deine Krankheit noch fortdauern ſollte, ſo verſchaffe mir die Erlaubniß, dich eine Stunde lang beſuchen zu dürfen. In fünf Tagen bin ich zu Paris, und am zwölften wieder bei meiner Armee.

Ohne dich, ohne dich kann ich hier von keinem Nutzen ſein. Liebe den Ruhm, wer mag; diene dem Vaterland, wer kann: meine Seele erſtickt in dieſem Exil, und ſo lange meine ſüße Freundin leidet, krank iſt, kann ich den Sieg nicht kaltblütig berechnen. Ich weiß nicht, welcher Worte ich mich bedienen, welches mein Betragen ſein ſoll. Hundertmal will ich nach Paris eilen; aber die Ehre, die auch dir heilig iſt, hält mich, ungeachtet dem Widerſtreben meines Herzens, zurück.

Laß, aus Barmherzigkeit, mir ſchreiben, damit ich den Karakter deiner Krankheit kenne, und wiſſe, was ich fürchten muß. Unſer Geſchick iſt ſo ſchwer: kaum vermählt, kaum vereinigt, und ſchon getrennt!.... Meine Thränen überſtrömen dein Bild; es allein verläßt mich nie. Mein Bruder ſchreibt mir nicht. Ach, er fürchtet ohne Zweifel, von dem mich zu benachrichtigen, was mich unwiederbringlich in den Abgrund ſtürzen würde.

Leb' wohl, meine Freundin! Das Leben iſt ſo ſchwer, und die Leiden, welche es uns auferlegt, unerträglich!! Ich küſſe dich millionenmal. Glaube, daß nichts meiner Liebe gleicht, und daß ſie ſo lange dauern wird, als mein Leben. Gedenke mein. Schreibe mir zweimal jeden Tag. Entreiß mich bald der Unruhe, die mich verzehrt. Komm, komm bald; aber ſorge für deine Geſundheit.

Häckerling.

Die Aufklärung nimmt zu, der Fanatismus nimmt ab; die Ziviliſation ſchreitet vorwärts, die Barbarei zieht ſich zurück; die Sitten verbeſſern ſich, man mag das nicht läugnen, obſchon man noch oft genug von Kanzeln und Kathedern über Corruption, Irreligioſität, Immoralität, deklamiren hört. Bei alledem möchte man dennoch, daß die allgemeine Vernunft einen etwas ſchnellern Gang annehme. Wenn das ganze des Gemäldes befriedigend iſt, ſo gibt es doch auch Winkel darin, die unter dunkeln Schatten begraben ſind, und Flecken überall, die nicht anders als höchſt betrübend ſein können. Man fragt ſich, ob das Wort: „es werde Licht,“ nie ſeine magiſche Gewalt über ſie ausüben wird? Alſo, indem man einige Thatſachen nähert, die einem und demſelben Zeitraum, aber verſchiedenen Ländern angehören, ſieht man in der Türkei die Janitſcharen zu Tauſenden ins Meer ſtürzen, weil

sie die christlichen Gebräuche nicht annehmen wollen;

Man könnte noch manchen Anhang zum Wörterbuche des Vorurtheils, des Mißbrauchs der Gewalt und der daraus entspriessenden Abscheulichkeiten machen.

Das Alter ist geschwätzig, und wenn die alten Soldaten mehr erzählen, als Andere, so rührt das wahrscheinlich daher, weil sie mehr Abentheuer erlebt haben. Die Frau von Genlis hat, so viel wir wissen, keine Schlacht mitgemacht, obgleich sie erzählen kann, trotz dem besten Invaliden, der vielleicht nicht einmal so reich an Erinnerungen, Unglaublichkeiten u. s. w. sein, und so unermüdlich viel über sich selbst mittheilen dürfte, als diese edle Dame. Die sogenannten Denkwürdigkeiten schwellen unter ihren Händen, trotz dem besten Eierteig (den sie sicherlich nicht zu bereiten versteht) an, und die Leichtigkeit, mit welcher sie die Kinder ihrer gigantischen Suada an den Tag befördert, bedroht uns noch mit einer wahrhaft übertriebenen Fruchtbarkeit. Lebt, in einer großen Abendgesellschaft zu Paris, in welcher die meisten Personen sich vielleicht zum ersten Male sahen, oder wenigstens sich nicht zu kennen schienen, sprach man auch von der neuesten Lieferung der Memoiren, und Jeder urtheilte darüber, je nachdem sie ihn belustigt oder gelangweilt hatten. Eine junge Dame erlaubte sich sogar, statt aller Erklärung ihrerseits, auf die Autorität eines interessanten Werks sich zu berufen, aus welchem sie, auf das Verlangen der ganzen Gesellschaft, folgende Stelle vorlas:

„Das Publikum ist sehr kitzlich, hinsichtlich des Schicklichen und des Unschicklichen, es heißt selten gut, daß der Verfasser sich selbst in Rede stelle. Das grenzenlose Vertrauen, das man seit 30 oder 40 Jahren ihm bezeugt, erscheint ihm immer lächerlich. Es erlaubt ohne Zweifel, daß man manchmal von sich spreche, um sich über eine Verleumdung zu rechtfertigen, weil es sich geschmeichelt fühlt, den obersten Richter zu machen; aber selbst da verlangt es, daß man die Sache nicht zu sehr in die Länge ziehe, und sich vielmehr so kurz als möglich fasse. Es gestehet sogar zu, daß man vor ihm eine literarische Streitigkeit abhandle, weil darin wenigstens von Literatur die Rede ist, aber es erlaubt nicht, daß man sich unterfange, es von seinen Neigungen zu unterhalten; denn die Vertraulichkeit dieser Mittheilungen ist im höchsten Grade albern, und verräth mindestens einen geschwächten Verstand. Alle diese sentimentalen Marktschreier haben vielleicht vor Zeiten den Mangel an wahrem Talent ersetzen, und durch ihre Neuheit gefallen können; aber in unsern Tagen sind sie veraltet und abgenutzt, und werden eben so wohl vom Geschmack, als von der Schicklichkeit und der Vernunft verworfen."

Wer ist der Narr, fuhr plötzlich eine bejahrte Dame auf, die wahrscheinlich nicht bemerkt hatte, daß die ganze übrige Gesellschaft der Leserin stummen Beifall zugenickt hatte; wer ist der Narr, der alle diese schönen Sachen auf den Markt bringt? —

Es ist kein Narr, Madame! entgegnete ruhig die junge Frau, es ist vielmehr, nicht nur ihrer eigenen Aussage nach, worauf man eben nicht besonders viel hält, sondern nach der Meinung des Publikums, eine sehr geistreiche Person, die Frau von Genlis. Haben Sie die Güte, den Titel dieses Buchs zu lesen: „Von dem Einflusse der Frauen auf die französische Literatur," in welchem sie die eben mitgetheilte Stelle beim Artikel „Geoffrin" finden werden.

Die bejahrte Dame sagte kein Wort mehr: es war Frau von Genlis in eigner Person.

Ein kürzlich in Prag verstorbener Zensor — sein Name war Cron — strich in einem Roman die Katastrophe weg, weil sich die Heldin desselben ersäufte, und zitirte dabei den § des österreichischen Gesetzbuches, nach welchem das Ersäufen strenge verpönt ist.

Einer der vorzüglichsten Redner in der französischen Deputirtenkammer, Benjamin Constant, sagte in der Sitzung vom 9 Juni: „Wenn es auf den öffentlichen Plätzen, oder irgend einem verborgenen Winkel ein Spiel gebe, das unvermeidlich den Verlust des Spielers nach sich zöge, wenn der Direktor dieser abscheulichen, betrügerischen Unternehmung eingestände, daß der Gewinn ihm zugesichert sei, das heißt, daß er sich im Widerspruch mit den Gesetzen der allergewöhnlichsten Rechtlichkeit befinde, daß, um den Erfolg seiner schändlichen Spekulation zu sichern, er der am leichtesten zu betrügenden und zu verderbenden Klasse Fallstricke legt; wenn er den Armen mit Verführung umgarnt, daß er den Unschuldigen zu den strafbarsten Handlungen verleitet; daß er, um seine Beute zu betäuben, zu Aufschneidereien und Lügen seine Zuflucht nimmt; daß diese Aufschneidereien und Lügen am hellen Tage und in allen Straßen ausgeschrien werden; daß seine unsinnigen und illusorischen Versprechungen vor den Ohren der Leichtgläubigkeit und Unwissenheit erschallen und begierig von ihnen eingesogen werden; daß er heimliche und bequem sich darbietende Mittel ersonnen, damit die von ihm Betrogenen sich in den

Abgrund ſtürzen, ohne daß die Vernunft ſie zu erleuchten, die Furcht des Todes zurückzuhalten, das Geſchrei ihrer Umgebung ſie vor der Verſuchung zu bewahren im Stande iſt: wenn er hinzufügte, daß, um ſeinen treuloſen, unaufhörlich erneuerten Einladungen zu entſprechen, Dienſtboten ihre Herrſchaften beſtehlen, Männer ihre Frauen, Väter ihre Kinder berauben, während er, ganz ruhig in ſeiner Raubhöhle ſitzend, Hehler und Mitſchuldiger zugleich, ſeine Hand ausſtreckt, um das geſtohlene Gut, oder die dem Elend und der Nahrung ganzer Familien abgekargten Centimen zu empfangen, indeſſen ſein unmenſchliches Verfahren die Urſache beſtändiger Unordnungen und Geſetzübertretungen iſt, wodurch Tauſende in's tiefſte jammervollſte Elend geſtürzt, oder zu Verbrechen verleitet werden, und ihr Daſein entweder durch Selbſtmord, oder auf den Galeeren, oder auf dem Schaffot beendigen; welches Gefühl müßten wir, bei einem ſolchen Geſtändniſſe, haben? Das nun iſt die Lotterie, mit ihren Zuſammenſtellungen, ihren Kunſtſtückchen, ihren Berechnungen, ihren Reſultaten. Alles, was man zu ihren Gunſten ſagen mag, verändert im Grunde der Sache nichts. Sie beſteht zum öffentlichen Betruge, zur öffentlichen Beraubung des Volks; ſie wird ſo lange beſtehen, als die Moral der Regierungen ſolche Erwerbungs- und Bereicherungsmittel nicht verabſcheuen lernt.

Ueberſicht der engliſchen Zeitſchriften.

(Fortſetzung.)

Moraliſche und religiöſe Wiſſenſchaften.

The Spirit and manners of the age. — Der Geiſt und die Sitten des Jahrhunderts. No. 25. London, Samſtag 24. Juni 1826. Bei Weſley. Ein Bogen in 8.

The Christian Monitor. — Der chriſtliche Moniteur. London. Samſtag, 1. Juli 1826. Bei Weſley. Ein Bogen in 8.

The Pulpit. — Die Kanzel. No. 167. London. Donnerſtag, 29. Juni 1826. Bei Knight und Lacey. Ein Bogen (zwei Spalten) in 8.

Dieſe drei Hefte beſchlieſſen die Zahl der zu London erſcheinenden religiöſen Zeitſchriften. Sie enthalten, wie alle übrigen dieſer Art, ein Gemiſch reintheologiſcher und weltlicher Gegenſtände in Proſa und in Verſen. Die Herausgeber bemühen ſich weniger, Proſelyten zu machen, als die Gläubigen in ihrem alten Glauben zu beſtärken. Die Trinitarier und die Unitarier, die, welche die Transſubſtantiation annehmen, und die, welche dieſe Doktrine verwerfen; diejenigen, welche an den Schlummer im Grabe bis zur Auferſtehung des Fleiſches glauben, und diejenigen, welche einen Zwiſchenaufenthalt im Fegfeuer verkündigen, ſo wie diejenigen, welche eine unmittelbare Verſetzung der Seele in den Himmel annehmen; der Katholik, der die Oberherrlichkeit des Papſtes vertheidigt; der Anglikaner, der auf die des Königs von England pocht; die, welche verſichern, daß Jeſus, der Sohn Sirachs, der Jeſus der Evangeliſten war, ſo wie die, welche behaupten, daß zwei Zeitgenoſſen desſelben Namens dieſelben Doktrinen lehrten; der Jude, der den Sabbat des alten Geſetzes, und der Chriſt, der den des neuen befolgt; mit einem Worte, Alle fühlen die Nothwendigkeit, in ihren Schriften jene ſcholaſtiſchen Zänkereien und jenen theologiſchen Myſtizismus beiſeite zu ſtellen, der der Reife des menſchlichen Verſtandes und der Aufklärung des Jahrhunderts nicht mehr würdig iſt. Der ſtrenge Methodiſt predigt noch immer ſeine Regeln der Enthaltſamkeit, und der eifrige Katholik die Allgewalt des Papſtes; aber Alle haben begriffen, daß man entweder unterrichten oder vergnügen müſſe, um geleſen zu werden. — Der „Geiſt des Jahrhunderts“ entſpricht mehr, als jede andere Zeitſchrift, dieſer Bemerkung. Seine Aufſätze ſind unterrichtend und intereſſant. Er iſt duldſam über Meinungen und Gebräuche; aber er bekriegt den Sklavenhandel und die Sklaverei mit den Waffen einer reinen Philanthropie. — Der „chriſtliche Moniteur“ wird in demſelben Sinne redigirt. Die vorliegende Nummer enthält einen vortrefflichen Aufſatz über die Erziehung der ärmern Klaſſen. — Die „Kanzel“ enthält zu viele Predigten; aber dieſe ſelbſt athmen die reinſte Moral.

Jurisprudenz.

Law Chronicle. — Geſetz-Kronik. London, Donnerſtag 6. Juli 1826. Peters-Hill. Zwei Bogen in Groß-Folio.

Law Advertiser. — Gerichtliche Anzeigen. London, Donnerſtag 6. Juli 1826. Chancery Lane. Zwei Bogen in Klein-Folio.

Hue and cry. — London, Juni 1826. Strand No. 240. Ein halber Bogen in Groß-Folio.

Dieſe drei Blätter ſind nicht von beſonderer Wichtigkeit. Die beiden erſten enthalten die Liſten der vor den verſchiedenen Gerichtshöfen zu London ſchwebenden Prozeſſe, Bankerot-Anzeigen u. ſ. w. Die dritte handelt von bereits entſchiedenen Prozeſſen. Es iſt eine Art von Polizeizeitung, die alle drei Wochen einmal erſcheint.

Politik.

Cobbett's Register. — LVIII Band, No. 15. London, Samſtag 8. Juli 1826. Bei Clement. Ein Bogen in 8.

The Republican. — Der Republikaner. Von R. Carlile. XIII Band. No. 27. London, Freitag 7. Juli 1826. Bei Carlile. 1½ Bogen in 8.

Kein lebender Flugblattschreiber, sowohl in England als anderswo, kann mit Cobbett, dem gewaltigsten Athleten des Radikalismus, verglichen werden. Seine Reputation überstieg allen Glauben; er hat sie durch seinen öftern Meinungswechsel gänzlich verloren. Seine neueste Umsattlung war vom Antipapisten zum Papisten. Sarkasmen und Persönlichkeiten sind seine Lieblingswaffen. Er regt die Leidenschaften des Volks auf und predigt Insurrektion. — So wie Cobbett in seinem Register, verlangt Carlile in seinem Republikaner eine allgemeine Reform der englischen Institutionen mit großem Geschrei, und verdient eben so wenig Beachtung, als sein Mitstreiter, den er jedoch mit großer Heftigkeit und auf alle mögliche Weise angreift. Es ist beklagenswürdig, daß Menschen, wie die beiden Genannten, sich Freunde der Freiheit nennen. Ihre von den zurückstoßendsten Beschimpfungen und Persönlichkeiten wimmelnden Erzeugnisse sind nur im Stande, einen zweifelhaften Schein auf den erhabenen Gegenstand zu werfen, den sie zu vertheidigen vorgeben.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, September.

An einen Römer des neunzehnten Jahrhunderts sich wenden, um von ihm einige Skizzen Roms des Heiligen, das so himmelweit von dem Rom der Cäsaren verschieden ist, zu begehren, ist beinahe dasselbe, als auf ein einförmiges Gemälde sich gefaßt machen und die matten Erzeugnisse eines Pinsels erwarten, dem die Energie und Originalität der Beobachtung fehlt, und der durch die lange Gewohnheit in den Karakter- und Gesichtszügen der ihm beständig vorschwebenden Menschenmasse nichts Auffallendes und Befremdendes mehr entdeckt. — Ich habe das Licht der Welt zu Rom erblickt; ich lebe, oder vielmehr, ich vegetire zu Rom; ich sehe Alles als Römer oder als Italiener. Freilich habe ich lange Zeit in fremden Ländern gelebt; aber mit jedem Tage vermindern sich die Erinnerungen der Vergangenheit in meiner Seele, und der Kontrast der Sitten meines Volks mit denen anderer Nationen erscheint mir weniger auffallend und seltsam. Ich bin Mitarbeiter einer Zeitschrift, und ich befinde mich mitten unter Priestern; wie sollte es mir möglich sein, nicht zuerst von beiden Sie zu unterhalten?

Sie wissen, daß heutzutage viele französische und deutsche Zeitungen ihre Neuigkeiten von Rom, aus dem Diario und den Notizie del Giorno, beziehen. Das erste enthält Artikel, welche von Geheimschreibern einiger Bischöfe, Kardinäle und aus dem päbstlichen Kabinet herrühren. Questo è officiale, sagt der Römer, und betrachtet, nicht mit Unrecht, den Diario als den Beobachter, oder die Staatszeitung, oder den Moniteur von Rom, die Notizie dagegen als die Oberpostamtszeitung, oder den Haude- und Spener oder die Etoile seiner Vaterstadt. Diese letztern sind die moralischen Sackpistolen der niedern Geistlichkeit, mit denen er sich täglich im Knallen übt, ohne je das Ziel zu treffen. Das gemeine Römervolk liest indessen weder den Diario, noch die Notizie, und die höhere Klasse ergötzt sich nicht eben sonderlich an den darin enthaltenen Nachrichten von diesem oder jenem Prälaten, der in St. Peter die Messe gelesen; von dem beredten Jünger Loyolas, der morgen predigen wird; von der Predigt des Pfarrers Don Pietro gegen die Chemisten und Anatomiker, die Ketzer, Hexenmeister und Teufelsbanner sind, und die ewig im Höllenschlund brennen werden.

Die beiden Journale werden auf der Piazza di Schiarra gedruckt. Das Bureau derselben ist zugleich ein Lesekabinet, in welchem man alle erlaubten französischen Zeitungen, nebst einigen deutschen und dem Galignani's Messenger, findet. Die Italiener genießen von allem dem wenig oder nichts, weil sie weder deutsch noch englisch lesen können, und weil sie mit jedem neuen Morgen einen so großen Theil ihrer französischen Sprachgelehrsamkeit verschlafen haben, daß sie die Sprache Racine's und Voltaire's bald eben so gut für Hochdeutsch halten werden, wie die Schweizerbauern das Hochdeutsche als eine französische Mundart betrachten. — Das benannte Lesekabinet ist das Stelldichein der Abbés jeden Alters und jeden Ranges. Sie strömen in Menge dahin, um sich nähere Nachrichten über den Erfolg ihrer Kanzelreden und über den Eindruck, welchen die darin enthaltenen Epigramme gemacht, zu verschaffen. . . . . .

— Der Verkehr mit Dampfschiffen in den vereinigten Staaten von Nordamerika nimmt immer mehr zu. Es gibt vier verschiedene Dampfschifflinien zwischen New-York und Philadelphia. Auf dem Hudson sind 14 Dampfboote in Thätigkeit. Eine Menge anderer kommen von Flasbing, Sawpits, Bridgeport, New-Haven, Hartford, Norwich, New-London und Providence, und gehen dahin. Man rechnet deren 30, die zu New-York wie in einem Zentrum zusammentreffen. Die Zahl der Reisenden ist sehr groß und nimmt immer noch zu. Man reiset mit großer Schnelligkeit, und legt in 24 Stunden Zeit bei 100 Stunden Weges zurück; denn die Schiffe gehen um sechs Uhr Morgens von Philadelphia ab, und am andern Morgen wird zu Albany gefrühstückt.

— Die Statue Canovas ist zu Rom in der Protomoteca Capitolina, zwischen denen Raphaels und Michel Angelos, aufgestellt worden. Sie ist das Werk eines Zöglings des venetianischen Meisters Cincinnati Baruzzi, der dadurch ein großes Talent beurkundet hat.

— Es gibt bereits vier Kapuzinerklöster im Departement der Rhonemündungen (Bouches-de-Rhône), nämlich: eins zu Saint-Jean de Garguier, eins zu Aix, eins zu Saint-Honorat (eine Stunde von Aix) und eins zu Marseille. Die Novizen werden zu Saint-Jean de Guarguier dressirt.

Aarau, im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 46. Dritter Jahrgang 1826. 15. November.

Schweizerische Miszellen.

14.

Die Peinlichkeit und Heimlichkeit schweizerischer Strafrechtspflege.

Zuschrift des brittischen Vereins zur Verbesserung der Strafanstalten an Hrn. Staatsrath Usteri, als Präsident der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft zu Zürich in der Schweiz.

(Aus der englischen Urschrift übersetzt.)

London, 4. August 1826.

Mein Herr!

Der Ausschuß der in England errichteten Gesellschaft zur Verbesserung der Gefangenschafts-Einrichtungen ist schon lange der Meinung gewesen, das Wohl der Menschheit würde durch eine gelegentliche Verbindung der zu Verbesserung des Zustandes der Menschen in verschiedenen Ländern bestehenden Vereine wesentlich befördert. Selbst durchdrungen von dieser Ueberzeugung, erfülle ich daher mit Vergnügen den Auftrag des Ausschusses, mich an Sie, als Präsident der gemeinnützigen Gesellschaft, zu wenden, und Sie zu bitten, eine Anzahl unserer öffentlichen Bekanntmachungen anzunehmen, welche Herr Emery mit erster Gelegenheit an Sie befördern wird.

Es ist mir nicht bekannt, in wie weit Betrachtungen über kriminalrechtliche Fragen und Gefangenschafts-Einrichtungen zu den Zwecken Ihrer Gesellschaft gehören, aber ich habe das Vertrauen in den aufgeklärten Karakter Ihrer Mitglieder, und überzeuge mich gerne, daß Sie gewiß mit mir in der Absicht übereinstimmen, es gebe keine Gegenstände, in denen das Wohl der Menschheit tiefer betheiligt ist.

Daß die Verhütung von Verbrechen der einzige wahre Zweck der Strafgesetze sei, daß mithin keine Abstufung der Strafe zu rechtfertigen wäre, die nicht zu Erreichung dieser Absicht nothwendig ist, und daß die Strafe daher im Verhältniß zu dem Vergehen stehen und nothwendig zur Rückkehr und Besserung des Bestraften führen müsse, das sind Wahrheiten, die einen unmittelbaren und praktischen Einfluß auf die Sicherheit, Moralität und Glückseligkeit der Menschen haben. — Die zweckmäßige Bestrafung und persönliche Besserung eines Verbrechers erzeugen wahre und ächte Vortheile, sowohl für den Sträfling durch seine Besserung, als für das Gemeinwesen durch die Verminderung der Verbrechen.

Auf wissenschaftliche Grundsätze sich stützende zweckmäßige Bestimmungen über Gefangenschafts-Einrichtungen können daher, sowohl aus dem Gesichtspunkt des National-Interesses, als der Christenpflicht, betrachtet, niemals allzuhoch angeschlagen werden, und jede weise Regierung wird die Vortheile derselben sich zu sichern suchen, so bedeutend auch die Kosten sind, die zu ihrer Erhaltung erforderlich werden.

Ich will Ihnen indessen nicht verhehlen, daß Umstände von ganz besonderer Art und Natur den Ausschuß höchst begierig gemacht haben, Ihre Aufmerksamkeit auf solche Gegenstände zu lenken, Umstände, die nach unserm Dafürhalten sowohl das Wohl, als den Karakter des Schweizervolkes aufs Lebhafteste in

Anſpruch nehmen müſſen. — Die Thatſache, daß in der Schweiz heutzutage noch die Tortur*) angewendet wird, hat in England, wo es bekannt worden iſt, die ſchmerzlichſten Empfindungen erregt.

Aber als noch eine weitere Nachricht mitgetheilt wurde, ſo floſſen — ich verſichere Sie, ich überſchreite nicht die Schranken der ſtrengſten Wahrheit! — Aeuſſerungen des Abſcheues und des Unwillens aus dem Munde Derjenigen, denen dieſelbe kund ward. Und dieſe eingezogene Erkundigung iſt nun folgende: daß bei der Revolution im Jahr 1798 die Anwendung der Tortur, welche früher in der Schweiz ſtatt fand, ausdrücklich durch einen Regierungsbeſchluß aufgehoben wurde, und daß die helvetiſche Regierung zu wirkſamerer Aufhebung an die Stelle des bisher von den einzelnen Ortsregierungen gutgeheißenen Verfahrens andere zweckmäßige geſetzliche Beſtimmungen getroffen; daß auch wirklich während der Zeit des Beſtandes der helvetiſchen Republik in der ganzen Schweiz das frühere Verfahren abgeſchafft blieb, daß aber nach Wiedererlangung der Freiheit, für welche die Schweizer immer ſo hochherzig und edelmüthig geſtritten, einer der erſten Beſchlüſſe die Wiedereinführung jenes verhaßten Syſtems ausgeſprochen; daß der Kanton Zürich einer der erſten geweſen, der dieſe Aufhebung beſchloſſen hatte, daß Freiburg eben dieſe in vollem Maaße gethan habe, und daß in den übrigen Kantonen, zwar ohne ausdrücklichen Widerruf des frühern menſchenfreundlichen Geſetzes, dennoch das peinliche Verfahren in mehr oder weniger haſſenswerthen Formen in den verſchiedenen Theilen dieſes Freiſtaates neuerdings ſtatt finde.

Die Anwendung der Tortur iſt ſchon ſo lange bei allen gebildeten Völkern des Erdbodens aufgehoben, iſt ſchon ſo lange als eins der auffallendſten Zeichen moraliſcher und politiſcher Herabwürdigung Derjenigen, welche ſie noch zugeben, angeſehen worden, ſie iſt an ſich ſelbſt bei der Anwendung eben ſo ungleich, als unmenſchlich, und in ihren Folgen eben ſo unklug, als ungerecht, daß der Ausſchuß der britiſchen Geſellſchaft zu Verbeſſerung der Gefängniß-Einrichtungen nicht glauben kann, daß die freien und aufgeklärten Schweizer neuerer Zeit dieſen wichtigen Gegenſtand in ernſte Ueberlegung gezogen, ſondern eher geneigt iſt, die Anſicht feſtzuhalten: es ſei die Anwendung dieſes Verfahrens in der Schweiz einer der ſprechendſten Beweiſe, den es je in der Welt für die deſpotiſche Macht der Gewohnheit gegeben, und ſie rühre von der kindiſchen Anhänglichkeit der Menſchen an die Gebräuche ihrer Vorältern und von ihrem Feſthalten an dem ehrwürdigen Beiſpiel derſelben her, ungeachtet nicht nur die Thorheit, ſondern ſogar die Schlechtigkeit eines ſolchen blinden Anhängens ſchon lange klär aufgedeckt und allgemein anerkannt worden iſt.

Für Sie, mein Herr, und die Mitglieder Ihres aufgeklärten Vereins iſt es, ich empfinde dieſes wohl, nicht nothwendig, ſich über die Natur und Folgen dieſes ſchrecklichen Uebels weiter einzulaſſen. Mag ſein Vorhandenſein, wie es immer will, erklärt werden, ſo iſt doch ſeine Fortdauer unmöglich zu entſchuldigen, und es müßte dieſes, ſobald es allgemein bekannt wird, die Schweizer tief in der Reihe der ziviliſirten Völker herabwürdigen. Die Anwendung der Tortur, heimlich, wie die übrigen Theile des gerichtlichen Verfahrens, wo dieſe Uebung beſteht, iſt noch mit andern Uebeln verbunden, welche, bedeckt mit dem Schleier der Dunkelheit und des Geheimniſſes, nicht weniger gefährlich und weſentlich ſind. Dieſe würden ſich früher oder ſpäter in einer allmäligen Verminderung des Zutrauens des Volkes zu der Regierung offenbaren, welche ſolche zurückſchreckende und unmenſchliche Gerichtshöfe in Schutz nimmt; durch eine zunehmende Unzufriedenheit mit allen öffentlichen Verfügungen, und folglich durch eine Schwächung der wirklichen Kraft des Staats und einer wachſenden Gefahr bei Angriffen auf Verfaſſung, ſei es durch innere Unruhen oder fremde Gewalt. — Ein offenes und männliches Syſtem der Strafgerechtigkeitspflege iſt hingegen auf Wahrheit, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit gegründet, wo nichts zu verhehlen iſt und man nichts zu verbergen braucht.

Durch die Abſchaffung des peinlichen Verfahrens wird das Volk der Schweizer einen Makel, der auf ſeiner Ehre haftete, auslöſchen, einen Flecken, der bis jetzt kaum bemerkt ward, der aber, wenn er nicht ſchnell getilgt würde, tief eingreifen und ſehr nachtheilig wirken kann; es wird zugleich durch dieſe Abſchaffung die Liebe und Zuneigung des Volkes zu der Regierung vermehrt und derſelben damit die ſicherſte Haltung gegeben werden, wodurch allein ſie, ſo weit es Menſchenmacht vermag, den Stürmen, die noch auf ſie warten können, zu widerſtehen im Stande ſein wird.

Mit ſchuldiger Achtung nimmt der Ausſchuß die Freiheit, dieſe Bemerkungen Ihrer Aufmerkſamkeit zu empfehlen, und iſt nicht ohne Hoffnung, die Arbeiten der gemeinnützigen Geſellſchaft werden die Ausrottung eines ſo ausgezeichneten Uebels zu Stande bringen. Wenn ich nicht zu einem Verein freiſinniger und aufgeklärter Männer geſprochen hätte, ſo würde ich ab-

*) Worunter die Engländer weniger die Folter allein, als das peinliche Verfahren zur Ausmittelung von Verbrechen, oder beſonders zur Erpreſſung von Geſtändniſſen verſtehen. Das Wort Tortur ſtammt ab von torquere, peinigen, und iſt alſo ſynonim mit Peinigung.

Anmerkung des Ueberſetzers.

gemessenere Ausdrücke gesucht haben, als diejenigen, deren ich mich bediente; da ich aber überzeugt bin, daß nur das Wohl der ganzen Schweiz der große Zweck Ihres Strebens und Ihrer Bemühungen ist, so hielt ich es für Pflicht, Ihnen unverhohlen eine getreue schriftliche Mittheilung der Empfindungen vieler edeldenkender Männer in England über diesen traurigen Gegenstand vorzulegen.

Ich nähre das Vertrauen, diese Mittheilung werde keiner weitern Entschuldigung bedürfen. Sie werden gewiß die aufrichtigen, herzlichen und freundschaftlichen Gesinnungen, aus welchen die Zuschrift hervorgegangen ist, zu würdigen wissen, und ich versichere Sie, daß es der britischen Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnisse, und ich glaube hinzusetzen zu können, dem ganzen englischen Volke, stets zur größten Freude gereichen wird, von allem demjenigen Kenntniß zu erhalten, was das Wachsthum der Tugend, der Ehre und des Glücks des Schweizervolkes befördern und gewährleisten kann.

Ich habe die Ehre zu sein,
Mein Herr!

Ihr gehorsamst ergebener Diener
(Unterz.) Samuel Hoare,
Präsident des Ausschusses des Vereins zur Verbesserung der Gefängnisse in England.

Antwort auf vorstehendes Schreiben.

Zürich, den 24. Oktober 1826.

Mein Herr!

Ihr verehrtes Schreiben vom 4. des letztverflossenen Augusts, welches an mich, als Präsidenten der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, gerichtet war, mußte sehr verschiedenartige Gefühle bei mir erregen. Wenn mich auf der einen Seite Freude und Bewunderung erfüllten, daß die Hochherzigkeit des britischen ächten Freisinnes und die Freundschaft, welche dieses edeldenkende Volk schon mehr als einmal den Schweizern bewiesen hat, eine aus der Mitte seiner erleuchtetsten Bürger gebildete Gesellschaft bewegen konnte, durch das Organ eines Vereines, welcher hiezu am besten geeignet scheinen mochte, so zu sagen, der schweizerischen Nation selbst Betrachtungen an's Herz zu legen, welche der National-Ehre nicht schmeicheln, wohl aber das richtig verstandene Interesse derselben und die gemeinschaftliche Sache der Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Volksbildung befördern sollen; wenn alles dies die tröstliche Ueberzeugung, die ich schon lange hegte, von den Fortschritten, welche die menschliche Gesellschaft dem Ziele der Vervollkommnung entgegen bereits gemacht hat und in künftigen Zeiten machen wird, neuerdings in mir stärken mußte —, so konnte ich mich auf der andern Seite einer schmerzlichen Empfindung nicht erwehren, ja ich fühlte im ersten Augenblick eine demüthigende Beschämung, daß die Schweizer nicht durch eigene Thätigkeit so verdienten Vorstellungen über Gegenstände zuvorkamen, welche ein Volk, das frei und gebildet heißen will, vor allen andern in Erwägung ziehen, und nach den hellleuchtenden Beispielen, welche vorzüglich Ihr Vaterland, und auch mehrere andere Staaten, uns geben, ordnen und einrichten sollte. Indessen gestehe ich freimüthig, daß nach einiger Weile und Ueberlegung verschiedene Betrachtungen in mir aufstiegen, welche jenen ersten Eindruck der Beschämung einigermaßen milderten, und welche Sie gütigst dem Ausschusse, in dessen Namen Sie gedachtes Schreiben an mich erlassen haben, vorlegen wollen. Ich darf mit Zuversicht behaupten, daß alle aufgeklärten Männer in der Schweiz längst von der Verwerflichkeit jeder Art von Peinlichkeit, so wie des geheimen Verfahrens in Prozessen, wobei das Leben und die Rechte Angeschuldigter auf dem Spiele stehen, überzeugt sind. Wenn von Zeit zu Zeit Stimmen im entgegengesetzten Sinne sich vernehmen lassen, welche jene alten Mißbräuche vertheidigen, so weiß Jedermann, daß diese Aeusserungen von solchen Leuten herrühren, welchen jene Mißbräuche für die Beförderung persönlicher Interessen, des Ehrgeizes oder des Eigennutzes, erwünscht sind. Dem einfachen Bürger hingegen, der die vorhandenen Gebrechen einsieht, können keine Mittel zu Gebote stehen, um denselben abzuhelfen. Ja selbst die aufgeklärtesten und bestgesinnten Staatsmänner besitzen nicht immer Einfluß und Mittel genug, um fehlerhafte Einrichtungen und Gesetze des Staats so schnell, als sie es wünschten, zu verbessern. Bisweilen ist es die Macht der Dinge, die Gesammteinrichtung und Zusammensetzung des Räderwerks, wodurch die öffentliche Verwaltung im Gange erhalten wird, und die Verflechtung wohlthätiger und schädlicher Einrichtungen, welche eine Zeit lang allen ihren ernstlichsten Anstrengungen und Bestrebungen entgegenstehen. Andere Male wird eine anerkannt nothwendige Verbesserung aufgeschoben, weil die gegenwärtige Zeit und Verumständung die Ausführung derselben unrathsam zu machen scheint. Endlich wissen Sie, mein Herr! besser, als ich, daß in zahlreichen stellvertretenden Versammlungen die große Zahl, welche als Mehrheit entscheidet, nicht sehr geneigt ist, neuen Grundsätzen und Lehren zu huldigen, mögen diese immerhin für die Aufgeklärten als unumstößliche Wahrheiten dargethan sein. Auch ist bei vielen gesetzgebenden Versammlungen, wie dies gerade in den meisten Schweizerkantonen der Fall ist, das Vorschlagsrecht allzubeengt, und die Art und Weise der Berathung und Erörterung nicht geeignet, eine gesetzgeberische Arbeit von einigem Umfange zu fördern. Ich

kann nicht umhin, mit der nämlichen Freimüthigkeit, wodurch Ihre Zuschrift an mich sich auszeichnet, Sie, mein Herr! auf die augenfälligen Beispiele zu verweisen, welche die neueste Geschichte von England einem Jeden darbietet. Aller Welt ist bekannt, wie lange Zeit die von Adam Smith mit mathematischer Gewißheit dargelegten Grundsätze ächter Staatswirthschaft in England selbst Widerstand gefunden haben, ehe sie die Vorurtheile von Handelsleuten und Staatsmännern überwinden konnten. Bekannt ist, wie scheinbar erfolglos alle die edeln und oft wiederholten Anstrengungen von Männern, wie Burke, Fox, Gratham, Wilberforce, Pitt, Canning, für die heiligsten Angelegenheiten der Menschlichkeit und Glaubensduldung in der Sache des irländischen Volkes und der Katholiken in Großbritannien, für die Aufhebung der Sklaverei und andere große Angelegenheiten, welche man nicht auszusprechen braucht, bis dahin geblieben sind. Nach solchen Beispielen, welche diejenige Nation uns darbietet, die den ersten Rang behauptet, wollen wir durch die deutliche Erkenntniß des wahren Zustandes unserer schweizerischen Einrichtungen, zu welcher Erkenntniß Ihre Zuschrift vielleicht manchen Personen verhelfen kann, die sich um diese wichtigen Gegenstände nicht näher bekümmerten, uns keineswegs den Muth gänzlich rauben lassen. Dankbar wollte ich daher nicht unterlassen, in der Allgemeinen Versammlung der gemeinnützigen Gesellschaft, welche am 13. und 14. letztabgewichenen Herbstmonats in Zürich stattfand, den Inhalt Ihrer verehrten Zuschrift im Allgemeinen zu eröffnen. Allein ich vertagte eine nähere Berathung darüber, bis uns die interessanten Mittheilungen, die Ihr Schreiben ankündigte, zugekommen sein würden. Da dies jedoch auch jetzt noch nicht geschehen ist, wohl aber einige Mitglieder unserer Gesellschaft, die sich vorzüglich mit solchen Gegenständen beschäftigen, über die Maaßregeln sich berathen haben, die in Folge Ihrer Zuschrift zu ergreifen wären, so wollte ich nicht länger säumen, Sie von dem Erfolg dieses vorläufigen Rathschlags in Kenntniß zu setzen. Es schien sich anfänglich aus der Verfassung und den Gesetzen des Vereins die Schwierigkeit zu erheben, daß für diesen als Grundsatz angenommen ist, es befasse der Kreis seiner Arbeiten und Berathungen folgende drei Fächer: 1) die Verbesserung der Volksbildung und des Elementar-Unterrichts; 2) das Armenwesen, und 3) die Vervollkommnung und Beförderung des schweizerischen Gewerbfleißes. In Folge dieser Statuten besteht der Verein großentheils aus Männern, die sich vorzugsweise mit Gegenständen beschäftigen, welche gemeiniglich und zunächst unter den drei angeführten Aufgaben begriffen und verstanden zu werden pflegen: und würden nicht die aufgeklärte Denkart und die umfassenden Einsichten dieser Männer ihre willige Mitwirkung für Alles, was in dem weiten Kreise des gemeinen Nutzens unzweifelhaft begriffen ist, verbürgen, so müßte ich Bedenken tragen, bei der ganzen Gesellschaft Gegenstände in Anregung zu bringen, welche sich auf die Strafrechtspflege beziehen. Allein da zuversichtlich angenommen werden kann, es werde jedes Mitglied der Gesellschaft sich überzeugen, daß nichts das bedauernswerthe Loos der Armen näher und wesentlicher berühre, als dergleichen Mißbräuche in der Rechtspflege, welchen die hilflose Lage des verlassenen Armen zunächst unterliegt, so wie auch, daß so grobe Vorurtheile, wie diejenigen sind, welche einzig der Peinlichkeit das Wort reden, der Aufklärung und Volksbildung überhaupt entgegenwirken, vermöge des natürlichen Zusammenhangs, in welchem die verschiedenen Fächer des menschlichen Wissens alle mit einander stehen, und endlich, daß die größtmöglichste Oeffentlichkeit der Prozesse das beste Mittel ist, dem Volke richtige Begriffe über die natürlichen Folgen des Lasters und der Thorheit beizubringen, und zugleich bei demselben Zutrauen und Achtung für die Gesetze und ihre Vollstrecker zu erzeugen; — in der Zuversicht also, daß diese Ueberzeugungen die sämmtlichen Glieder der Gesellschaft beleben werden, hat der vom Präsidenten der Zürcherschen Sektion der Gesellschaft, Behufs dieser vorläufigen Berathung, besammelte Ausschuß die nachfolgenden Beschlüsse gefaßt:

1. Der Brief, welcher der Gesellschaft von dem Comité, das Sie, mein Herr! präsidiren, zugekommen ist, soll ungesäumt mit freundschaftlichem Danke erwiedert, und ein Exemplar unserer Verhandlungen soll hinwieder der Gesellschaft zu Verbesserung der Strafanstalten in England zugesandt werden. Da nicht gezweifelt werden darf, daß dieser erste Beschluß die ungetheilte Zustimmung der ganzen Gesellschaft erhalten werde, so wollte ich nicht anstehen, mich dieses Auftrags zu entledigen, wie ich mit Gegenwärtigem zu thun die Ehre habe, und die gedruckten Verhandlungen, sobald sich dafür Anlaß findet, nachsenden werde.

2. Die von der britischen Gesellschaft verheißenen Druckschriften, denen wir mit Verlangen entgegensehen, sollen, nachdem sie eingetroffen sein werden, bei den Mitgliedern des hierseitigen Ausschusses in Umlauf gesetzt und bei der nächsten Versammlung der Gesellschaft über deren Inhalt Bericht erstattet werden.

3. Die Mitglieder des Ausschusses verpflichten sich, möglichst zuverlässige und vollständige Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand sowohl der Gesetzgebung, als der wirklichen Gerichtsübung in sämmtlichen Kantonen der Schweiz, in Betreff des Verfahrens in Strafsachen, besonders in Hinsicht der Anwendung

von Peinlichkeit und der Gerichtsheimlichkeit, zu sammeln: die hiezu erforderlichen Arbeiten sollen unter die Mitglieder des Ausschusses vertheilt und eins davon beauftragt werden, wenn die Mittheilungen beisammen sind, die Uebersicht der Ergebnisse in einen Hauptbericht zusammenzufassen, welcher hernach der ganzen Gesellschaft vorgelegt werden soll. Ein Theil dieser Arbeit bildet wirklich auch den Vorwurf einer der Aufgaben, welche von der Direktion der Gesellschaft, hinsichtlich des Zustandes der Strafanstalten, so eben für die Erörterungen des nächsten Jahres ausgeschrieben werden.

4. Der Ausschuß wird bei der nächsten Versammlung des Vereins einige Maaßregeln vorschlagen, welche hoffentlich einigermaßen zur Verbesserung unserer schweizerischen Strafrechtspflege mitwirken mögen; diese Maaßregeln würden hauptsächlich bestehen in der Verbreitung richtiger Begriffe über die wahren Grundsätze der Gerechtigkeit und Staatsweisheit, so weit es den vorliegenden Gegenstand betrifft, und in Bekämpfung derjenigen Vorurtheile, die sich den gewünschten Verbesserungen entgegensetzen, auch wenn dazu Veranlassung eintritt, in Kundmachung von Handlungen willkührlicher Gewalt und grausamer Unwissenheit, damit dieselben dem Abscheu aller wahren Schweizer preis gegeben werden.

Ich konnte mich nicht enthalten, Ihnen, mein Herr! diese Entschliessungen des Ausschusses mitzutheilen, in der Hoffnung, dieselben werden Ihnen beweisen, daß Ihre Zuschrift nicht fruchtlos und unbeachtet geblieben ist, und daß es in der Schweiz Männer gibt, welche alles dasjenige, was Ihr Schreiben so nachdrucksam vorstellt, schon längst mit tiefem Bedauern empfunden haben.

Wir leben der getrosten Zuversicht, daß die schweizerische Nation in kurzer Zeit in dieser Beziehung, wie in andern Hinsichten, sich der Achtung und Freundschaft der englischen Nation würdig erweisen wird.

Ich verharre in den Gesinnungen wahrer Hochachtung gegen Sie und Ihren Verein, und habe die Ehre zu sein,

Mein Herr!

Ihr gehorsamst ergebener Diener,

Der Präsident des Zürcherischen Ausschusses der schweizerisch gemeinnützigen Gesellschaft:

Paul Usteri.

Tagebuch eines englischen Kriegsgefangenen, u. s. w.

(Fortsetzung.)

Man kam am 25. zwischen 5 und 6 Uhr Morgens nach Avignon. Die bürgerliche Obrigkeit hatte Alles Mögliche gethan, um den Tumult im Zaum zu halten, denn sie hatte erfahren, daß das Volk den Kaiser umbringen wolle. Als die Kutschen anhielten, um die Pferde zu wechseln, umringten ungefähr hundert Rasende die Kutsche Napoleons, und drohten ihm mit ihren bloßen Säbeln. Nur mit vieler Mühe vermochte die Nationalgarde ihn zu retten. Einer der Offiziere redete dem Volke mit vielem Ernste zu, und beruhigte es einigermaßen. Als die Pferde vorgespannt waren, eilte man im gestreckten Galopp davon.

Sir Neil Campbell erzählte mir, daß er um 4 Uhr Morgens zu Avignon angekommen sei, und daß er, obgleich es noch nicht Tag gewesen, doch schon eine große Volksmenge versammelt gefunden hatte, die geschworen, Bonaparte zu tödten. Der Oberst sprach mit dem Maire und stellte ihm aufs Nachdrücklichste vor, daß Napoleon aufgehört habe, gefährlich zu sein, daß er Frankreich, kraft eines Vertrags, verlasse, und daß er unter dem Schutze der alliirten Mächte sich befinde.

Als die Wagen beim Posthause zu Orgon, das sich außerhalb der Stadt befindet, ankamen, war der Pöbel, mit rasendem Geschrei, mit einem Popanz beschäftigt, der mit einer französischen Uniform bekleidet, und ganz mit Blut bedeckt, an einem Baume aufgehängt war. In einem Augenblick war der Wagen des Kaisers umringt, und Napoleon wurde auf alle mögliche Weise beschimpft. Die Weiber zeichneten sich während dieser Szene durch ihre grenzenlose Heftigkeit aus. Als die Pferde angeschirrt waren, hing man den Popanz an einen andern Baum, und schoß nach ihm. Eine Schaar Elender verhinderte die Pferde, den Wagen fortzuziehen, und stieg auf beiden Seiten hinauf. Einige rissen Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion ab, das er im Knopfloche trug, und spien ihm ins Angesicht. Man zwang ihn: Es lebe der König! zu rufen, und warf Steine nach ihm. Der Graf Schuwalow drang bis zum Wagen vor, und apostrophirte dies Gesindel auf eine eben so kraftvolle als durchdringliche Weise. Er fragte, ob es etwas Niedrigeres und Abscheulicheres geben könne, als einen Menschen, der sich nicht zu vertheidigen im Stande sei, und der, nachdem er der Beherrscher von Europa gewesen, nun vollkommen wehrlos in ihrer Gewalt sich befinde, auf eine so schändliche Weise zu überfallen und zu beschimpfen? Diese Rede brachte die gehoffte Wirkung hervor, und verhinderte neue Gewaltthätigkeiten. Ein alter Ludwigsritter, Namens Lambert, trug auch nicht wenig dazu bei, die Wuth des Volks zu dämpfen. Seit dem schämen sich die Bewohner von Orgon so sehr über ihr unwürdiges Betragen, daß, als ich im April 1825 bei mehrern nach der Stelle mich erkundigte, wo diese Szene stattgefunden, man sie mir nicht zeigen wollte, und behauptete,

daß die Darſtellungen davon übertrieben ſeien, und man ihre Stadt verleumde. Als Napoleon von Elba zurückkam, ergriff eine große Menge dieſer nichtswürdigen Spießbürger die Flucht. Saint Pereſt und der Major John Vivian, die einige Tage nach der Durchreiſe des Kaiſers nach Orgon kamen, ſprachen mit dem Kerl, der ſich rühmte, ihn gezwungen zu haben: Es lebe der König! zu rufen.

Napoleon wurde durch dieſe Begebenheit ſo ſehr beunruhigt, daß er, als man kaum die Stadt verlaſſen hatte, ſeine Uniform gegen einen blauen Ueberrock und einen runden Hut mit einer weißen Kokarde vertauſchte, ein Pferd beſtieg und wie ein Kurrier vorausgaloppirte. Zu St. Canat wurde der Wagen abermals vom wüthenden Pöbel umringt. Das Leben des Generals Bertrand, der ſich allein im Wagen befand, und den man für den Kaiſer hielt, ſchwebte in großer Gefahr, und er wurde einzig durch das energiſche Betragen des Maire gerettet.

Der Kaiſer war mit dem Kurrier vorausgeritten. Er trat in ein großes, aber ziemlich ſchlechtes Fuhrmannswirthshaus, La Callade genannt, auf der rechten Seite der Straße, ungefähr 1½ Stunden von Aix. Während der Kurrier die Roſſe in den Stall führte, verlangte er von der Wirthin ein Zimmer, und entgegnete auf ihre Frage: wer er ſei? — Ich bin der Oberſt Campbell. Sie führte ihn in eine ſchmutzige und niedrige Stube, und wollte wiſſen, ob er Bonaparte auf der Straße geſehen? Er entgegnete: nein! Darauf brach ſie, wie ſie einige Tage nachher dem Major Vivian erzählte, in einen Strom von Verwünſchungen und Schimpfworten aus, und fügte hinzu: ſie hoffe, man werde ihn entweder auf der Straße umbringen, oder auf der Ueberfahrt nach ſeiner Inſel ins Meer werfen.

Dieſe Drohungen machten einen ſo großen Eindruck auf den Kaiſer, daß die Kommiſſaire, als ſie beim Wirthshauſe anlangten, ihn mit dem Kopfe in beiden Händen auf dem Tiſche liegend, fanden. Als er, plötzlich aufgeſchreckt, den Kopf in die Höhe hob, waren ſeine Augen mit Thränen angefüllt. Er ſpeiſete in demſelben Wirthshauſe. Wegen der drohenden Gefahr reiſete man erſt um Mitternacht von La Callade ab. Um den Mörderhorden zu entgehen, bekleidete ſich ein Adjutant des Generals Schuwalow mit dem blauen Ueberrock und dem runden Hut, in welchem Anzuge Napoleon zu La Callade angekommen war, und er legte die Uniform des Generals Koller, mit dem Thereſienorden, an, ſetzte den Reiſehut des Grafen von Waldburg-Truchſeß auf, und warf den Mantel des Grafen Schuwalow über die Schultern. Nachdem er auf ſolche Weiſe gekleidet worden war, nahmen ihn die Kommiſſaire in die Mitte, und beſeitigten das Volk, das ſich vor dem Wirthshauſe verſammelt hatte, und das ihn nicht zu erkennen im Stande war. Einige Gendarmen, die der Maire von Aix geſchickt hatte, zerſtreuten den Pöbel, und es fanden weiter keine Szenen ſtatt. Während den „hundert Tagen“ wurde dies Wirthshaus mehrmals von den Soldaten geplündert, und die Wirthin war genöthigt, das Land zu verlaſſen. Napoleon hatte die feſte Ueberzeugung, daß der Anfall des Pöbels zu Orgon das Reſultat eines höhern Orts angeſponnenen Komplots gegen ſein Leben geweſen ſei.

Ich unterbreche hier meine Mittheilungen über Bonapartes Reiſe, um eines andern Komplots zu gedenken, das, wenn man den Memoiren und den gerichtlichen Anklagen eines gewiſſen Maubreuil Glauben beimeſſen darf, die Ermordung Napoleons und ſeines Sohnes zum Zweck hatte.*)

Ich begnüge mich, eine gedrängte Ueberſicht von den Verhandlungen in dieſer Sache zu geben, wie ſie 1817 vor dem korrektionellen Polizeigericht ſtattgefunden haben, bei denen ich ſelbſt gegenwärtig geweſen bin. Es iſt unnütz zu bemerken, daß ich in der Sache nicht das Geringſte garantiren kann.

Maria Armand Guirry von Maubreuil, Marquis von Orvault, damals 30 Jahr alt, iſt von einer alten Familie aus Bretagne, von welcher 22 Mitglieder im Kampfe für die Bourbonen geſtorben ſind. Sein Vater, der auf dieſelbe Weiſe umkam, hatte ſich, in zweiter Ehe, mit der Schweſter la Roche-Jacquelin's vermählt. Er ſelbſt hatte das Kreuz der Ehrenlegion erhalten, weil er in Spanien ſeinem Oberſt das Leben gerettet. Später trat er in die Dienſte des Königs von Weſtphalen, als Kammerherr.

Der Eifer, den er beim Einzuge der Verbündeten in Paris bewieſen**), verſchaffte ihm eine Einladung von Seiten Talleyrands, bei dem er ſich um 7 Uhr Abends einfand, und mit beſonderer Höflichkeit empfangen wurde. Der Fürſt von Benevent ſagte nach einigen gleichgültigen Dingen zu ihm, daß alle Diejenigen, welche der Sache der Bourbonen ſich angeneigt, nicht eher ſicher ſein könnten, daß Frankreich und

*) Wir haben zwar im zweiten Jahrgang der Unterhaltungsblätter, im No. 30 S. 497. unter den hiſtoriſchen Erinnerungen, dieſes angeblichen Ermordungsplans gegen Napoleon und ſeinen Sohn Erwähnung gethan, und die nähern Beſtandtheile deſſelben angedeutet; indeſſen erſcheint uns dieſe Angelegenheit, die bis jetzt immer noch ein ſehr zweifelhafter Schleier bedeckt, von ſo hoher Wichtigkeit, daß wir dieſen Theil des Tagebuchs auf keinen Fall übergehen können, ſondern ihn vielmehr in wörtlicher Ueberſetzung unſern Leſern mittheilen wollen.

**) Man ſehe No. 37. S. 593 im dritten Jahrgang der Unterhaltungsblätter.

Europa nicht eher eine vollkommene Ruhe gewinnen würden, als bis Napoleon zu existiren aufgehört habe; daß es, mit einem Worte, dringend nothwendig sei, ihn zu tödten, und seinen Sohn an einen Ort zu bringen, den man näher andeuten würde. Er fügte hinzu, daß wenn er (Maubreuil) die Ausführung dieses Projekts auf sich nehmen wollte, und es auf eine befriedigende Weise in Ausführung brächte, man ihm den Grad eines Generallieutenants, das Gouvernement einer Provinz und ausserdem noch eine lebenslängliche Rente von 200,000 Franken geben würde. Maubreuil entgegnete, daß er den Antrag überlegen, und am andern Tage ihm seine entscheidende Antwort ertheilen wolle.

Er begab sich sogleich aus dem Hotel Talleyrands zu Caulincourt und Saint-Aignan, seinen Verwandten, und theilte ihnen Alles mit, was man ihm zugemuthet hatte. Sie überredeten ihn, scheinbar in den ihm gemachten Antrag einzugehen, weil man, wenn er ihn ablehnen wollte, besorgen müßte, daß diese Mission einem Andern ertheilt würde. Dem zufolge verfügte er sich am andern Tage zum Fürsten von Benevent, und sagte ihm, daß er in Alles eingehe. Beide berathschlagten sich nun über die Mittel zur Ausführung des Entwurfs, und es wurde bestimmt, daß Napoleon, auf dem Weg durch den Wald von Fontainebleau, angefallen und umgebracht werden solle, und daß man sich des Königs von Rom bei seiner Rückkehr nach Rambouillet zu bemächtigen habe.

Nach dieser also getroffenen Uebereinkunft begab sich Maubreuil in einen royalistischen Klubb, der sich bei Vantaux versammelte. Er machte daselbst sogleich bekannt, wie er mit einer Mission von so großer Wichtigkeit beauftragt sei, daß er die Vollmacht habe, allen Denen, die er bei seinem Unternehmen gebrauche, und mit denen er zufrieden sein werde, den Obersten-Rang zu ertheilen. Man befragte ihn über die Natur seiner Mission, worauf er entgegnete, daß es ihm nicht vergönnt sei, sich mehr darüber auszulassen. Ein junger Mann, Namens Dassles, erbot sich ihm zum Geführten, und wurde als solcher angenommen.

Nachdem er seine Bande vollzählig gemacht hatte, begab er sich zu Talleyrand, und erhielt am 17. April seine letzten Instruktionen, so wie die Vollmacht, unter seine Helfershelfer die Schätze zu vertheilen, die er sowohl dem Kaiser, als den übrigen Gliedern der kaiserlichen Familie, abnehmen könnte, und sich selbst davon zuzueignen, was er für gut finden würde. Auf seine Bemerkung gegen Talleyrand, daß unter den Kostbarkeiten der Königin von Westphalen sich das Bild einer Dame befinde, mit der er während seines Aufenthalts in Kassel in genauer Verbindung gestanden, und das er gern zu haben wünschte, entgegnete ihm dieser: „Nehmen Sie es, nehmen Sie es! Alles was Sie thun werden, wird gut gethan sein, wofern Sie nur den Hauptgegenstand Ihrer Mission in Ausführung bringen.“

Kurz vor seiner Abreise wurden ihm folgende Ordres zugestellt, von denen eine von Anglès, der die Funktionen des Polizeiministers verwaltete, eine zweite vom Kriegsminister, Grafen Dupont, eine dritte vom General-Post-Direktor Bourienne, eine vierte vom Baron Sacken, Gouverneur von Paris, und eine fünfte vom preussischen General, Baron von Brockhausen, unterzeichnet war. Dassies hatte ähnliche Ordres erhalten, um auch allein handeln zu können, im Fall sie genöthigt sein sollten, sich zu trennen. Maubreuil behauptete keineswegs, daß alle Diejenigen, welche diese Ordres unterzeichnet hatten, über den wahren Gegenstand seiner Mission unterrichtet gewesen seien.

Kopie der verschiedenen Ordres, welche Maubreuil erhalten.

I General-Polizei-Ministerium.

Allen mit der General-Polizei in Frankreich beauftragten Behörden, den Präfekten, General-Spezial-Kommissarien u. A. wird hierdurch verordnet, den Befehlen, welche Hr. von Maubreuil ihnen ertheilen wird, zu gehorchen, und sogleich Alles auszuführen, was er ihnen vorschreiben wird, indem Hr. von Maubreuil mit einer geheimen Mission von der höchsten Wichtigkeit beauftragt ist.

Der provisorische Kommissair im Departement der General-Polizei.

Paris 16. April 1814. Unterz.: Anglès.

II. Kriegsministerium.

Es wird andurch allen Militärbehörden verordnet, den Befehlen zu gehorchen, welche ihnen von Herrn von Maubreuil, der bevollmächtigt ist, sie requiriren und nach seinem Gutdünken verwenden zu können, ertheilt werden. Die Herren Befehlshaber der Korps werden dafür sorgen, daß die Truppen augenblicklich zu seiner Disposition stehen, und er auf keine Weise eine Verspätung in der Ausführung der Befehle erdulde, mit denen er beauftragt ist.

Der provisorische Kommissair im Kriegsdepartement, Paris, 16. April 1814.

Unterzeichnet: General Graf Dupont.

III. General-Direktion der Posten und des Vorspanns in Frankreich.

Der General-Post-Direktor verordnet den Postmeistern, augenblicklich Herrn von Maubreuil, der mit einer wichtigen Mission beauftragt ist, die Zahl Pferde zu stellen, die er verlangen wird, und dafür

Sorge zu tragen, daß er in Ausführung seines Auftrags keine Verspätung erleidet.

Hotel der Posten, Paris 17 April 1814

Unterzeichnet: Bourienne.

Nachschrift. Der General-Direktor verordnet den Postmeistern, mit der größten Sorgfalt darauf zu wachen, daß die von Herrn von Maubreuil verlangten Pferde ihm vorzugsweise, vor wem es auch immerhin sei, gegeben, und er auf keine Weise verspätet werde.

IV. Wörtliche Uebersetzung der Ordre des Generals Sacken.

Da der Herr General von Maubreuil mit einer hohen Mission von sehr großer Wichtigkeit, für welche er bevollmächtigt ist, die Truppen Sr. Majestät zu requiriren, beauftragt ist, so verordnet der Obergeneral der russischen Infanterie, Freiherr von Sacken, den Kommandanten, die Truppen zu seiner Verfügung zu stellen, deren er zur Ausführung brauchen dürfte, und verlangen wird.

Der General en Chef der russischen Infanterie, Gouverneur von Paris, Paris, 17. April 1814.

Unterzeichnet: Baron Sacken.

V. Ordre des Generals Brockhausen.

Da der Herr von Maubreuil bevollmächtigt ist, Frankreich in Sachen von sehr hoher Wichtigkeit, und in Vollstreckung hoher Aufträge, zu bereisen, so ist es möglich, daß er des Beistandes der Truppen der hohen Mächte bedürfe. Demzufolge, und nach dem Befehle des General en Chef der russischen Infanterie, Herrn Baron Sacken, wird den Befehlshabern der alliirten Truppen hierdurch der Befehl ertheilt, ihm thätliche Unterstützung in der Ausführung seiner hohen Mission zu gewähren.

Paris, 17. April 1814. Der Generalmajor,

Unterzeichnet: Baron von Brockhausen.

Mit diesen Ordres versehen, welche die Polizei und die Posten Frankreichs, so wie die französischen und alliirten Truppen zu ihrer Disposition stellten, verliessen Maubreuil und Dassies, der Letztere mit dem Titel eines Regierungs-Kommissairs, am 18. Paris. Ihr Gefolge erwartete sie ausserhalb der Barrieren, und sie verfügten sich in den Wald von Fontainebleau, wo sie den Kaiser sahen, der kurz vorher das Schloß verlassen hatte, und in Begleitung seiner Bedeckung ruhig seinen Weg fortsetzte. Sie begaben sich sodann auf die Straße von Montereau, und hielten, in der Nähe des Dorfes Fossard, die Prinzessin Katharina, Tochter des Königs von Würtenberg und Gemahlin des gewesenen Königs von Westphalen, Hieronimus Bonaparte, an. Sie kam mit einer zahlreichen Dienerschaft und mehreren Kutschen von Blois.

Maubreuil, in der Uniform eines Husaren-Oberst, und an der Spitze von ungefähr 120 Mann von der alten Garde, nahete sich hastig der Königin, die ihn kannte, weil er ihr Kammerherr gewesen, und sagte zu ihr, daß er den Befehl erhalten habe, sich ihrer Schätze zu bemächtigen, weshalb er ihr die Schlüssel von ihren sämmtlichen Kisten abforderte. Die Prinzessin, die, wie alle übrigen Glieder ihrer Familie, einen festen und energischen Karakter hatte, weigerte sich, seinem Begehren zu willfahren, worauf Maubreuil, ohne durch ihr Geschlecht und ihre königliche Herkunft abgehalten zu werden, Hand an sie legte, und sie zwang, ihm die Schlüssel einzuhändigen, indem er ihr die Arme mit aller Gewalt preßte. Kaum hatte er die Plünderung vollendet, und sich, mit Beute beladen, mit seiner Bande entfernt, als die Prinzessin sogleich an ihren Vetter, den Kaiser Alexander, schrieb, um ihn von den erduldeten Mißhandlungen, und dem an ihr begangenen Straßenraub, zu unterrichten. Sie schickte diesen Brief durch einen Kurrier ab, und setzte sodann ihre Reise fort. Man hatte ihr eilf Kisten genommen, von denen sich in der einen 84,000 Franken in Gold befanden. Eine andere enthielt die Toilette ihres Gemahls, mit Diamanten von ungefähr 160,000 Franken Werth. Maubreuil und Dassies übernachteten zu Chailly, von wo sie die Kisten, mit Ausnahme derjenigen, in welcher sich die Diamanten befanden, an Vantaux nach Paris sendeten, der sie am andern Morgen erhielt.

Sie verliessen Chailly am 22., und begaben sich nach Versailles, um sich einige nähere Notizen über den Weg zu verschaffen, den der König von Rom, bei seiner Abreise von Rambouillet, einschlagen würde. Spät in der Nacht langten sie bei Vantaux ein, bei dem sie den Grafen von Semalle fanden. Die Kisten waren in einem Kabinet, hinter dem Bette Vantaux. Maubreuil stellte ihm noch die zu, in welcher sich die Toilette und die Diamanten befanden. Vantaux war kurz vorher zum Inspektor des Kronschatzes ernannt worden, und Semaille hatte den Titel eines königlichen Kommissairs. Am nächsten Morgen begab sich Dassies zu dem Letztern, der die Ordres zu sehen verlangte, welche jener von den Ministern der provisorischen Regierung erhalten. Nachdem er sie gelesen, wollte er sie nicht mehr zurückgeben, aber Dassies, der ihm an körperlicher Stärke überlegen war, zwang ihn dazu. Diese Szene erregte bei Maubreuil Verdacht, und er brachte seine Papiere in Sicherheit.

Der Kaiser Alexander hatte sich indessen über die Mißhandlung und Beraubung der Prinzessin Katharina aufs Nachdrücklichste beschwert, und die Bestrafung der Schuldigen, ohne alle weitere Rücksicht, verlangt. Anglès sah sich daher genöthigt, Maubreuil und Dassies verhaften zu lassen. Der erste wurde

zum Staatssekretair der neuen Regierung, Vitrolles, geführt. Ein Adjutant des russischen Kaisers fand sich bei demselben fast zu gleicher Zeit ein, und drang gebieterisch, im Namen seines Monarchen, auf strenge Bestrafung der Schuldigen. Demungeachtet schien sie Vitrolles retten zu wollen; aber Anglès drang auf Untersuchung. Maubreuil weigerte sich anfänglich, auf die an ihn gerichteten Fragen zu antworten, indem er vorgab, daß seine Mission reinpolitischer Natur gewesen, und daß er nur Denen Rede und Antwort stehen werde, die ihn damit beauftragt hätten. Endlich gestand er dennoch, daß er die Weisung erhalten habe, Napoleon anzufallen und zu ermorden.

Als Maubreuil wieder auf der Polizei-Präfektur angekommen war, verlangte man, daß er die verschiedenen Ordres vorzeigen solle, die er erhalten zu haben behaupte. Auf seine Antwort, daß er sie nicht mehr habe, ließ man ihn nackt auskleiden, durchsuchte aufs Sorgfältigste seine Kleider, und als man darin nichts fand, warf man sie ihm mit Erbitterung wieder zu. Von nun an begann eine Reihefolge von Gewaltthätigkeiten und willkürlichen Maaßregeln gegen ihn, die im Widerspruche mit allen Formen der Gerechtigkeit stand, und in den Annalen Frankreichs ohne Beispiel ist.

Vierzehn Tage nachher, als er allein in einen finstern Kerker geworfen worden war, durchsuchte man in seiner Abwesenheit, dem Gesetz zuwider, seine Wohnung im Hotel de Virginie, in der St. Honoréstraße. Man fand dort einen Ohrring, einen Diamant, einen Rubin und einen Smaragd in einem Blatt Papier, auf welchem einige Worte von der Hand der Königin von Westphalen standen. Maubreuil befand sich seit sieben Wochen in geheimer Haft, als ein Polizeiagent, Namens Huet, zu einem Juwelier kam, und ihm einen mit Diamanten besetzten Kamm zum Kauf anbot. Dieser erstand ihn ohne weiters, als aber derselbe Mensch, einige Tage nachher, einen zweiten ähnlichen Kamm brachte, schöpfte er Verdacht, und ließ den Polizeikommissair rufen. In seinem Verhör sagte Huet, daß er nahe bei der Feuerspritze von Chaillot in der Seine geangelt, und dort zuerst den einen, und einige Tage nachher den andern Kamm herausgefischt habe. Man stellte an der angedeuteten Stelle Nachforschungen an, und fand dort das Schmuckkästchen der Königin von Westphalen. Es wurde mehrern Juwelirern zur Untersuchung übergeben, und sie erklärten einstimmig, daß es erst einige Tage im Wasser gelegen habe. Es war also ganz unmöglich, daß es von Maubreuil hineingeworfen worden sei, weil er sich bereits sieben Wochen im Kerker befand.

Am 10. Oktober 1814 wurde Dassies in Freiheit gesetzt, und man schien sich seitdem nicht im Geringsten mehr um ihn zu bekümmern. — Am 3. Dezember desselben Jahres begann der Prozeß gegen Maubreuil und er wurde vor das Tribunal erster Instanz geführt, das sich für incompetent erklärte. Man brachte ihn nun in die Abtei*,) wo er 106 Tage in geheimer Verwahrung blieb, und am 18 März 1815, als sich Napoleon Paris näherte, wurde er, ohne alle weitere Erklärung, in Freiheit gesetzt. Er verfügte sich zu seinem Freund, dem Maire von St. Germain, wo er am 30. März durch die kaiserliche Gendarmerie verhaftet, und aufs Neue in die Abtei gebracht wurde. Dassies wurde zugleich in dasselbe Gefängniß geführt. Am 24. hatte der Kriegsminister, Fürst von Eckmühl, den Befehl ertheilt, eine Militairkommission zu bilden, um Maubreuil, Dassies, Colville, Mouton, Huet und einige andere in diese Sache Verwickelte zu richten. Am 28. erklärte sich diese Kommission incompetent, weil keiner der Beschuldigten zum Militairstande gehörte. Am 3. April wurde sie dem Staatsrath vorgelegt, und der Verbalprozeß erschien in allen Zeitungen. Der dritte Paragraph war folgendermaaßen abgefaßt:

Die Sicherheit Napoleons und der kaiserlichen Familie war von allen Mächten garantirt worden, (Art. 14 des Traktats von Fontainebleau), und Mörderbanden sind demungeachtet in Frankreich, unter den Augen der französischen Regierung, und selbst auf ihren Befehl (wie das bald durch die feierliche Prozedur gegen Maubreuil bewiesen werden wird), organisirt worden, um den Kaiser, seine Brüder und ihre Gemahlinnen anzufallen, u. s. w.

Versprechungen, Drohungen, alles Mögliche wurde angewandt, um Maubreuil zum Sprechen zu bewegen; aber er beantwortete keine der an ihn gerichteten Fragen. Die Uebrigen schienen nicht näher in das Projekt eingeweiht zu sein, und beriefen sich einstimmig auf Maubreuil. Ungeachtet der Festigkeit dieses Letztern, besorgte Fouché, daß man doch endlich Erklärungen von ihm erlangen könne, welche der Regierung, deren Rückkehr er begünstigen wollte, unangenehm sein dürften. Demzufolge ließ er ihm durch den Marquis de Brosse, seinem Freund, eine Feile und einen Strick zukommen. Er durchfeilte die eisernen Stäbe seines Gefängnisses, und ließ sich am Strick hinunter. Sodann begab er sich unverweilt nach Gent, wurde aber am 4. Mai zu Brüssel von Semallé unter dem Vorwand verhaftet, daß er nur nach Belgien gekommen sei, um den König Ludwig XVIII zu ermorden. Er suchte sich im Gefängnisse zu Gent zu tödten, indem er sich die vier Adern öffnete. Man

*) Gefängniß in Paris.

brachte ihn nach Lüttich, wo er durch den Baron von Eckſtein in Freiheit geſetzt wurde, und von wo er, faſt mit Ludwig XVIII zugleich, wieder in Paris eintraf.

Er wollte nun das ganze Komplott bekannt machen, wurde aber von Rocheiacquelin davon abgehalten, und zog ſich aufs Land, in die Nähe von St. Germain, zurück. Er blieb dort ganz ruhig bis zum 11. Juni 1816, wo er abermals verhaftet und in einen Thurm in der Force eingeſperrt wurde. Am zwölften Januar 1817 gab ſein Freund, der Marquis de Broſſe, eine Bittſchrift bei der Deputirtenkammer ein, um ſeine Stellung vor einem Gerichtshof zu erhalten. Am 10 April endlich erſchien er vor dem korrektionellen Polizeigericht, nachdem er ſich 552 Tage in geheimer Haft befunden hatte, während denen er nur in den letzten vierzehn Tagen, in Gegenwart von vier Zeugen, mit ſeinem Advokaten ſich hatte unterhalten können.

Der Advokat des Königs, Vatismenil, erſtattete Bericht über die ganze Angelegenheit und den auf den Angeklagten ruhenden Beſchuldigungen, die von dieſem ohne Ausnahme verneint wurden. Er wollte in die eigentliche Sache eintreten, wurde aber vom Präſidenten unterbrochen, und die Verhandlung auf den 17. vertagt. An dieſem Tage erklärte er, den Zwiſchenreden des Präſidenten ungeachtet, den wahren Beſtand der Sache, und der Tumult, welcher durch dieſe plötzliche Entſchleierung unter den Zuhörern entſtand, war unbeſchreiblich. Sein Advokat, Couture, ſprach 2 Stunden 20 Minuten lang über dieſe Angelegenheit. „Warum," rief er, „warum erſcheinen Diejenigen, welche jene Ordres unterzeichnet haben, nicht hier, um ſich über den wahren Gegenſtand derſelben zu erklären?" Das Tribunal vertagte ſich abermals bis zum 22 April, und erklärte ſich an dieſem Tage — incompetent.

Am 31. Mai beſchäftigte ſich der königliche Gerichtshof von Paris mit dieſer Sache, und vertagte ſich auf den 23. Juni, um den General-Advokaten Hua zu hören. Maubreuil ſaß zwiſchen zwei Gendarmen und wurde von ſechs andern bewacht. Der Hof beſtand aus dem Präſidenten und aus zehn Richtern. Das Gedräng des Publikums war ungeheuer.

Der General-Advokat verlangte, daß der Gerichtshof ſich für incompetent erkläre, weil die Sache entweder vor das korrektionelle Polizeigericht, oder vor die Aſſiſen gehöre. Demungeachtet erklärte ſich der Hof für kompetent; aber ohne weiteres Reſultat, denn Maubreuil wurde nach und nach vor die Kaſſationshöfe von Rouen und Douai geſtellt. Dieſer letztere verurtheilte ihn als „treuloſen Verwahrer," ohne die Natur des Depoſitums, welches ihm anvertraut worden, näher zu erörtern, ſo wie der Entwender oder Unterſchlager von 840,000 Franken, wobei ebenfalls keine Erwähnung der Diamanten geſchah.

Man gab ihm die Gelegenheit zur Hand, aus den Gefängniſſen von Douai zu entkommen, und er begab ſich nach England, wo er dem Lordmajor von London eine Proteſtation, datirt vom 16. Mai 1818, übergab, und ſeine Papiere in den Archiven der City niederlegte. Bei Eröffnung des Kongreſſes zu Achen ſtellte er ſeine Angelegenheit den daſelbſt verſammelten Monarchen vor, die jedoch nicht die geringſte Notiz davon nahmen. Endlich im Juni 1825 kam er wieder nach Frankreich, wurde ſogleich verhaftet, und man weiß nicht, was ſeitdem aus ihm geworden iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Skizzen über die Geſellſchaften und die Literatur zu Paris.

No. 1.

Zu Paris, wie zu London, verlaſſen die Perſonen, welche etwas darin ſuchen, der Mode zu gehorchen, mit Anfang Juni die Stadt, um ſich auf's Land zu begeben. Während ihres Aufenthalts in der Stadt bekümmern ſie ſich um Zeitungen und Flugſchriften eben nicht beſonders viel, und werfen höchſtens am Morgen einen oberflächlichen Blick darauf. Aber kaum ſind ſie in ihren Landhäuſern angelangt, ſo betrachten ſie die Zeitſchriften als die angenehmſte Zeitverkürzung. Man kann annehmen, daß vom Juni bis zum Dezember die Journale durchaus die öffentliche Meinung leiten. Dieſen Sommer und Herbſt über iſt vorzüglich das „Journal des Débats" in der Mode geweſen, oder vielmehr, es hat ſie mit dem „Conſtitutionel" getheilt, der immer noch mit derſelben Vorliebe geleſen wird. Während der Letztere ſich in jedem Dorfe und in allen Wirthshäuſern befindet, lieſ't man auf dem Schloſſe die Débats, gleichviel, ob das Schloß einem Feodalſprößling (Ci-devant), oder einem reichgewordenen Kaufmann gehört. Einige der liberalen Blätter haben zwar hin und wieder den ſchwülſtigen Ton der Advokaten auf dem Lande; aber die Krämer, und andere ehrliche Bürger, halten das für die eigentliche demoſthèniſche Beredſamkeit. Auf jeden Fall iſt ihr Schwulſt viel erträglicher, als die Deklamation und der Unſinn der Ultrablätter.

Das Journal des Débats iſt immer auf's Genaueſte von allen kleinen Hofintriguen unterrichtet. Ich will es verſuchen, Ihnen eine Idee von dem Anblick, den dieſer Hof gewährt, zu geben. Denken Sie ſich einen Saal, in welchem ſich zwölf oder fünfzehn Herzoge, und fünf oder ſechs Frauen, befinden. Da die Konvenienz es nicht geſtattet, von politiſchen Gegenſtänden

zu ſprechen, und da man ſich weder von Wiſſenſchaften, noch von Literatur unterhalten kann, ſo begreifen Sie leicht, daß dieſe glänzende Geſellſchaft nur mit einiger Mühe ſo lange zu konverſiren im Stande iſt, bis die Uhr durch eilf auf einander folgende Schläge das Zeichen zum Zurückziehen gibt.

Mitten in dieſem Saale, und von dieſer Geſellſchaft umgeben, ſpielt ein Greis, deſſen Hörorgan einigermaßen geſchwächt zu ſein ſcheint, der aber demungeachtet vom liebenswürdigſten Karakter und von der feinſten Höflichkeit iſt, eine Partie Whiſt; das iſt der König. Eine junge, zarte Dame, die beſtändig in Bewegung iſt, und der es dabei nicht an Grazie gebricht, ſucht, wie die Herzogin von Bourgogne am Hofe Ludwigs XVI., einige Heiterkeit über dieſe ziemlich ernſte Verſammlung zu verbreiten; das iſt die Herzogin von Berry. Eine andere, etwas bejahrtere und wohlbeleibtere Dame, die Herzogin von Angoulême, ſchlummert von Zeit zu Zeit, mit über der Bruſt zuſammengeſchlagenen Armen. Sie hat den Coup de boutoir des Königs, ihres Vaters. Man weiß, daß Ludwig XVI., der eine ſtarke Stimme hatte, beſtändig in einem rauhen Tone und in kurzen Abſätzen ſprach. Dieſe Gewohnheit nannten die damaligen Hofleute ſeinen Coup de boutoir. Selbſt im Saale der Königin, zu Verſailles, bediente man ſich dieſer Bezeichnung.— Seit der Regentſchaft des Herzogs von Orleans ſetzen die Perſonen, welche beſtändig den Hof bilden, eine große Eitelkeit darein, auf eine familiäre Weiſe mit den Gliedern der königlichen Familie zu ſprechen. Sie bilden ſich ein, daß das ihnen eine Art von Gleichheit und Kameradſchaft gewährt.

Die zwölf oder fünfzehn Perſonen, welche ſich regelmäßig jeden Abend zum König begeben, bilden gegenwärtig den Hof. Vor der Revolution drängte ſich der ganze franzöſiſche Adel nach Verſailles; aber die große Frömmigkeit der meiſten jetzigen Glieder der königlichen Familie hat ſie ein wenig iſolirt und ihren Geſellſchaften einen ſehr ernſten Karakter verliehen. Die zahlreichſten beſtehen oft kaum aus zwanzig Perſonen, die alle mehr oder minder bedeutende Beſoldungen beziehen. Der Herzog von Maillé, erſter Adjutant des Königs und einer der angenehmſten unſerer Hofleute, iſt jetzt eben gefährlich krank. Sein Tod würde ein wirklicher Verluſt für den Hof ſein.

Einige der Frauen, welche die Ehre haben, drei- oder viermal in der Woche zum Spiel des Königs eingeladen zu werden, beſchweren ſich ganz offen über die Langeweile, welche man im Schloſſe hat; aber wenn ſie bedenken wollten, welches Schauſpiel ihre eigenen Säle darſtellen würden, wenn die Unterhaltung in eben ſo enge Grenzen, wie in den Tuilerien, beſchränkt wäre, wo man höchſtens nur über eine Jagd oder die kleinen Begebenheiten einer Whiſtpartie ſprechen kann, ſo würden ſie das weniger auffallend finden.

Die Frau Herzogin von Angoulême iſt die Einzige, die hin und wieder die politiſche Saite berührt. Sie lieſ't gewöhnlich die Verhandlungen der Pairskammer, oder ſie läßt ſich die Reden, welche in derſelben gehalten werden, vorleſen. Plötzlich wendet ſie ſich zu einem der Anweſenden, mit der Frage: was er von der Rede dieſes oder jenes liberalen Pairs halte? Um der perſönlichen Meinung der Prinzeſſin zu entſprechen, glauben die Höflinge nur gewöhnlich ſagen zu müſſen: daß die Rede ſchlecht ſei. Aber ihr natürlicher Stolz läßt es nicht zu, dieſe Art von Schmeichelei ruhig anzunehmen, und mit ihrem Coup de boutoir entgegnet ſie gewöhnlich: „Sie täuſchen ſich, mein Herr! die Rede iſt ſehr gut.“ Damit hat die Unterhaltung ihr Ende erreicht, und ſie nickt wieder ein.

Der leichte Umgang und die anziehende Zuvorkommenheit Karls X vermindert ein wenig den großen Ernſt dieſer Abendverſammlungen. Es iſt leider zu befürchten, daß mit dem Ende ſeiner Regierung einige Hofleute verſuchen werden, den Ton der kalten Formalität der deutſchen Höfe einzuführen, ohne ihr zugleich die Gutmüthigkeit der deutſchen Sitten aller Stände beigeſellen zu können. — Da Napoleon gewöhnlich durch „Eure Majeſtät“ angeredet wurde, ſo hielt man bei der Reſtauration dieſe Phraſe für profanirt, und nahm den Gebrauch an, mit dem Monarchen immer in der dritten Perſon des Singulars zu ſprechen. Die Eigenheit findet noch ſtatt, und ſobald man Karl X antwortet, ſagt man: „Der König hat mich beehrt, mir zu ſagen, daß er u. ſ. w.“

Wenn ſich der Hof zu Saint-Cloud befindet, leben die Hofleute dort beinahe auf dieſelbe Weiſe, wie der franzöſiſche Adel in ſeinen Schlöſſern. Sie bringen den größten Theil des Tages damit zu, die Zeitungen zu leſen. Die miniſteriellen Journale und die Quotidienne ſind die einzigen, die man öffentlich erhält; aber man lieſ't auch häufig, mit einer gewiſſen Circonſpektion, die Débats und ſelbſt den Constitutionel, den Courrier und das Journal du Commerce. Der Einfluß, den die Zeitungen in Frankreich auf die öffentliche Meinung ausüben, iſt auſſerordentlich, und die beſtändigen Leſer der Débats ſind die erklärteſten Gegner des Miniſteriums, ſelbſt bis zu den verſchiedenen Mitgliedern des Hofes. Indeſſen äuſſert man ſich nicht mehr mit derſelben Strenge, ſeitdem mehrere darunter eine jährliche Subvention von 100,000 Franken beziehen, die manchmal auch in einem vortheilhaften Austauſch von Waldungen gegen irgend eine Krondomaine beſteht. So hat das Miniſterium vor Kurzem die Feindſchaft einer mächtigen Familie mit der Baronie von *** beſiegt. Sie können, wenn Sie wollen, das

Ganze im Breitern im Moniteur, unſerm getreuen und unwandelbaren Gnadenregiſter, leſen.

Alle unſere Säle ſind jetzt verödet. Alle Welt iſt entweder in den Bädern, oder auf dem Lande. Die meiſten Perſonen gehorchen dieſer hergebrachten Gewohnheit auch vorzüglich deshalb, weil ſie drei Viertel ihres jährlichen Einkommens während den fünf oder ſechs Wintermonaten ausgegeben haben. Unſere Reichen üben keinen Einfluß auf die Landbewohner aus. In jedem Winkel Frankreichs werden die öffentlichen Angelegenheiten jeder Art von dem Sous-Präfekten und den Maires verwaltet. Napoleon, deſſen Adminiſtrationsſyſtem noch fortbeſteht, hätte gern jedem Franzoſen die Mühe abgenommen, ſein Mittageſſen zu genieſſen und zu verdauen. Wenn ein Pair von Frankreich, der ein jährliches Einkommen von hunderttauſend Franken hat, auf die Jagd gehen will, ſo braucht er dazu eine beſondere Bevollmächtigung, „Port d'armes" genannt, und der geringſte Feldhüter hat das Recht, ihn anzuhalten, der Maire der kleinſten Gemeinde kann ihn beſtrafen, wenn er ſie nicht vorweiſen kann und ſich dennoch zu jagen erlaubt. Er befindet ſich auſſerdem noch unter der Vormundſchaft ſeines Sous-Präfekten und unter der ſpeziellen Oberaufſicht ſeines Pfarrers. Einige beſchäftigen ſich damit, ihre liegenden Gründe zu verbeſſern, und ſtecken jährlich über 20,000 Franken hinein, ohne am Ende der Rechnung 200 Franken dadurch gewonnen zu haben. Nicht alle haben, wie der Herzog Decazes und der Marquis von Louvois, das Glück, in ihren Ländereien eine Eiſen- oder Steinkohlenmine zu entdecken.

Auſſer den ökonomiſchen Rückſichten gibt es noch einen andern Umſtand, der viele Perſonen bewegt, dem Sommeraufenthalt auf dem Lande den Vorzug zu geben; das iſt der unerträgliche Ton unſerer heutigen Modezirkel. Die ſonſt ſo belebte und glänzende Unterhaltung in unſern Geſellſchaften iſt eine Art von Frohnarbeit geworden. Will man nicht für einen Menſchen von ſchlechter Erziehung gehalten werden, ſo darf man ſich in den Frauengeſellſchaften durchaus nur mit jenen Gemeinplätzen befaſſen, die ſo bequem für alle Dummköpfe ſind, deren beſtändiges Bemühen darin beſteht, andere geiſtreiche Perſonen mit ſich auf eine und dieſelbe Linie zu ſtellen und ſie durch ihr albernes Gewäſch zu betäuben.

Schreiben des Kardinals von Bernis, franzöſiſchen Geſandten in Rom, an den Herzog von Aiguiſſon, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich, vom 16. Mai 1774.

Der Pabſt Clemens XIV hatte vor Kurzem die Jeſuiten aufgehoben, durch ſeine Bulle vom 21 Juli 1773. Den 9. Merz 1774 erließ er an S. Exc. den Kardinal von Bernis ein Breve, worin er die wichtigen und ſtarken Gründe, welche ihn zu Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu beſtimmten, ſo wie die lange und reifliche Erwägung dieſes Entſchluſſes, und hinwieder die Feſtigkeit deſſelben, anführt. In Folge deſſen erſucht er den Kardinal, den allerchriſtlichſten König, ſo wie die Biſchöfe von Frankreich in Kenntniß zu ſetzen, wie ſehr das Urtheil, ſo er über die Geſellſchaft gefällt, begründet und unwiderruflich ſei; zugleich gibt er ihm zu beherzigen, wie es wichtig ſei, daß das, was er zum Nutzen und Frommen der Kirche beſchloſſen und ausgeführt habe, auch pünktlich von den Biſchöfen Frankreichs beachtet werde, und ſchließlich beauftragt er ihn, die Prieſter in den Diözeſen, die nicht Jeſuiten ſind, zweckmäßig zu vertheilen und zu verwenden, um ihnen in der Hut und Leitung der Heerde beizuſtehen.

Folgendes iſt die Depeſche des Kardinals v. Bernis.

„Ich habe die Ehre, Ihnen mitfolgend die Abſchrift und die Ueberſetzung eines Breves zu überſenden, welches der Pabſt an mich zu richten für angemeſſen erachtete. Das Breve zeugt eben ſo ſehr von ſeiner Umſicht, als von dem Vertrauen, mit dem er mich beehrt. S. Heiligkeit wählt mich als Miniſter des Königs zum Dollmetſcher ſeiner Geſinnungen, und ſeiner Ueberzeugung bei S. Maj. und deſſen Rath, und in meiner Eigenſchaft als Kardinal und Erzbiſchof begehrt dieſelbe, daß ich die Geiſtlichkeit Frankreichs mit ihren Geſinnungen bekannt mache.

„Ich ſoll demnach, um die Befehle des Kirchen-Oberhaupts auszuführen, S. Maj. eröffnen, welches die Meinung und die Beweggründe waren, als der Pabſt den Orden der Jeſuiten aufhob, und wie er wünſchte, daß das Breve, ſo dieſe Geſellſchaft vernichtete, ausgelegt, ausgeführt werde."

Nachdem der Kardinal die langen und inſtändigen Bitten der Fürſten aus dem Hauſe Bourbon um Aufhebung des Ordens angeführt, läßt er ſich über die perſönliche Stimmung Clemens XIV folgendermaßen aus:

Niemand kann beſſer denn ich, die Geſchichte des letzten Conclave kennen, Niemand wird im Stande ſein, das Benehmen und die Geſinnung des damaligen Pabſts näher zu beleuchten. Er wurde einſtimmig erwählt, trotz der Intereſſen, die damals die geweihte Verſammlung theilten. Ich kann daher verſichern, daß vor und nach ſeiner Erhöhung Clemens XIV wie der heilige Karl Borromeus dachte, indem er die fromme Anſtalt des heil. Ignaz durch den Geiſt der Ehrſucht, der Politik, des Intereſſes, der Intrigue und des Despotismus mehrerer Ordensgenera lefür entartet hielt.

Der heil. Karl hatte, wie man aus den Briefen

erſieht, die er an ſeinen Beichtvater ſchrieb, und die man zu Mailand aufbewahrt, vorhergeſehen, daß dieſe Geſellſchaft, geleitet von mehr politiſchen als religiöſen Obern, zu mächtig werden würde, als daß ſie die nöthige Mäßigung, Unterwürfigkeit und Beſcheidenheit beobachten könnte; daß ihr Credit ihr blindlings ergebene Freunde und unverſöhnliche Feinde zuziehen würde, daß ſie die Könige und die Kirchenobern werde regieren, und das Geiſtliche und Weltliche beherſchen wollen, daß dieſer der Religion fremde und entgegengeſetzte Geiſt die fromme Einrichtung des heil. Ignaz verändern werde, und daß eine, wie ſie der heil. Karl ſah, und wie es in der Abſicht des Gründers lag, ſo nützliche Geſellſchaft dereinſt unterdrückt werden würde.

Clemens XIV hatte (ſo fährt der Kardinal fort) die Archive der Propaganda, wo die Monumente aufbewahrt werden, die nie ans Tageslicht gekommen, weil ſchonende Rückſichten der Liebe, der Furcht und Politik es hinderten, durchgeſehen. Als gelehrter Theologe unterſuchte er die tadelnswerthen Werke moraliſchen und theologiſchen Inhalts, die aus der Schule der Jeſuiten hervorgegangen waren; die Hartnäckigkeit, mit der ſie dieſelben vertheidigten, ſelbſt nachdem ſie kanoniſch waren gerügt worden, war ihm nicht unbekannt. Als Mann von Geiſt und als Geiſtlicher, hatte er die Springfeder des jeſuitiſchen Regiments erkannt; er wußte es vorzüglich, wie ſehr ſich der General Ricci unter der vorigen Kirchenherrſchaft des heil. Stuhls bemeiſtert hatte, mit einem Wort, der heil. Vater hatte ſich ſowohl von den ehemaligen, als den jetzigen Umtrieben der Jeſuiten, von dem mit Hintanſetzung aller Kirchengeſetze verführten öffentlichen Handel, bald als Kaufleute, bald als Wechsler, bald als bloße Geſchäftsführer oder auf fremden Namen, vollkommene Kenntniß verſchafft; beſonders war ihm nicht unbekannt, wie gefährlich es ſei, ihnen zu mißfallen, oder ihnen nicht ergeben zu ſein, denn nie haben ſie gemäßigte Freunde von erklärten Feinden unterſchieden. Der Pabſt kannte ihren Einfluß an den meiſten Höfen und bei allen katholiſchen Regierungen, und wie ſie die Biſchöfe zu gewinnen und einzuſchüchtern wußten.

Aber wenn Clemens XIV. nie darüber im Zweifel war, daß die Geſellſchaft Jeſu der Reform bedürfe, ſo war er doch lange Zeit weit entfernt, daran zu denken, daß es klug ſein möchte, ſie ganz zu unterdrücken. Auſſer den vielen Dienſten, die ſie der Sache der Religion geleiſtet, durch Bekämpfung der Ketzer, durch Vertheidigung der Rechte und Anſprüche des römiſchen Stuhls, durch Verbreitung des Glaubens bei den Ungläubigen, durch Unterricht der Jugend und der Welt, durch mehrere ſchätzenswerthe Werke und durch die beredten Predigten, zog der Papſt noch in Betracht, daß man Gefahr einer allgemeinen Erſchütterung liefe, wenn man eine ſo vielgebrauchte, angeſehene und mächtige Geſellſchaft vernichtete, die ſich allen katholiſchen Kollegien, einer großen Zahl von Seminarien, frommer Anſtalten und der wichtigſten Miſſionen bemächtigt hatte. Er wußte von den ungeheuern Summen, welche der General dieſes Ordens unter dem letzten Pontifikat in fremde Länder hatte fließen laſſen. Er vermuthete ihre Umtriebe in Preußen und Rußland, er fürchtete die Oppoſition eines Theils der Geiſtlichkeit, die zu Gunſten der Geſellſchaft geſtimmt war; er befürchtete überhaupt ein großes Uebel anzurichten, ohne die Zeit zu haben zu etwas Beſſerm. Vier volle Jahre brauchte er, um zu überlegen, abzuwägen, zu vergleichen, beſonders aber um Gott zu fragen, welchen Weg er einſchlagen ſolle. Der ganzen Welt kann ich bezeugen, daß keine Rückſicht des Intereſſes, kein Beweggrund zur Rache, keine ehrſüchtige, politiſche oder ſonſt eitle Abſicht auf den Entſchluß des Pabſtes eingewirkt hat. Wenn die Jeſuiten, ſtatt die größte Frechheit zu zeigen, anſtatt immer mit dem Schwert aufzutreten und aufrühreriſche Schriften und beleidigende Bilder zu verfertigen, ſich vor den Königen von Portugal und Spanien gedemüthigt hätten, wenn ſie mehr den heil. Stuhl und die Congregation geachtet und nicht ſtets Umtriebe gemacht, hätte S. H. nie den Entſchluß gefaßt, ſie zu unterdrücken, obgleich ſie ihre Gefährlichkeit kannte; ſie hätte ſie nur reformirt; die Scheu, großen Mächten zu mißfallen, hätte ſie weder erſchüttert noch eingeſchüchtert.

Der Pabſt faßte den Entſchluß zur Aufhebung am Fuße des Altars und im Angeſicht Gottes. Er war der Meinung, daß Geiſtliche, die man aus den katholiſchen Staaten fortgewieſen, auf denen ſchwerer Verdacht laſte, daß ſie früher und auch neulich wieder in verbrecheriſche Pläne eingegangen, und zu deren Gunſten nur das Aeuſſere der Regel ſpricht, verſchrien wegen ihren Grundſätzen, um ſich mächtiger und furchtbarer zu machen, mit Handel, Wucher und der Politik ſich befaſſend; er war der Meinung, ſage ich, daß ſolche Menſchen nur Spaltungen und Zwietracht herbeiführen können, und daß eine Reform das Uebel nur decken aber nicht entwurzeln würde, und daß man vor Allem den Frieden der Kirche und des heil. Stuhls im Auge haben müſſe, ſo wie die Zufriedenheit und Ruhe der katholiſchen Fürſten, die deſſen Stütze ſind; mit einem Wort, der Pabſt ſprach als Stellvertreter Chriſti und nicht als Fürſt, der eben ſo ſehr die Welt als das Evangelium zu Rathe zieht.

Man erſieht deutlich in den Ausdrücken der Mäßigung und der chriſtlichen Liebe, in welchen das Aufhebungsbreve abgefaßt iſt, daß S. H. das Inſtitut

des heil. Ignaz achtete... Als aber der Pabſt erlaubte, daß die Biſchöfe mit Umſicht die Exjeſuiten anſtellen, hat er darunter nicht verſtanden, daß man Congregationen aus ihnen bilden, noch ſie zu Obern einer frommen Anſtalt, eines Seminariums oder von Miſſionen ernennen dürfe. Sr. Heiligkeit iſt zu weiſe und aufgeklärt, als daß ſie mit einer Hand aufgebaut hätten, was ſie mit der andern Hand niedergeriſſen, um den Partheigeiſt zu nähren und zu einer Wiedergeburt vorzubereiten, die überall Feuer anſtiften, und Verwirrung verurſachen und die Einrichtungen von Neuem umſtürzen würde, die beinahe im ganzen katholiſchen Europa getroffen worden ſind. Man darf nicht auf lange hin ſich Ruhe von den Jeſuiten verſprechen. Je mehr ſie der Geiſt weltlicher Herrſchaft erfüllt, je mehr werden ſie ſich die Mühe geben, ihre Parthei aufrecht zu erhalten, je mehr den Glauben verbreiten, daß es unmöglich ſei, ſie auf die Länge zu entbehren, je mehr werden ſie ſich bemühen anszuſtreuen, daß ein anderer Pabſt, weniger furchtſam oder weniger politiſch, ſie wieder herſtellen werde. Der eigennützige Schutz, den ihnen Rußland und der König von Preußen angedeihen läßt, und der dieſe bei allen wohldenkenden Leuten herunterſetzt, nährt die Hoffnung und ſtählt den Muth ihrer Parthei. Der Pabſt, ich wiederhole es, hat auf immer den Orden der Jeſuiten vernichtet, durch ein Breve, das nichts im Ungewiſſen oder Dunkeln läßt; er hat die, ſo ſeinem Urtheil zuwiderhandeln, des Rechts zu predigen, Beichte zu hören und die Sakramente zu ſpenden, beraubt. Welchen ſchändlichen Mißbrauch treiben alſo nicht Jene, die in Schleſien dieſe Verordnung übertreten, ohne Vollmacht zur Spendung und gegen den Entſcheid des Stellvertreters Chriſti!

Wie könnte man dieſe Widerſetzlichkeit billigen, wer ſich einer neuen Kirchenſpaltung freuen wollen? Sr. Heiligkeit hat ſeine Meinung über den Ungehorſam der Exjeſuiten in Schleſien an den Tag gelegt, durch beſtimmte Verhaltungsmaßregeln, die er dem apoſtoliſchen Vikar in Breslau eröffnete und wovon ich eine Abſchrift Sr. Majeſtät dem König überſandt habe. Sr. Heiligkeit hat unwiderruflich die Aufhebung der Geſellſchaft ausgeſprochen, und ihren Willen neuerdings in dem Breve, mit deſſen Zuſtellung ſie mich beehrte, kund gethan. Der heil. Vater wünſcht, daß man die Jeſuiten mit chriſtlicher Liebe behandle, aber daß man ſie nur mit Vorſicht bei dem Dienſt der Kirche gebrauche und mit kluger Unterſcheidung zu Werke gehe, gemäß ſeinem Aufhebungsbreve und dem Rundſchreiben, das er an alle Biſchöfe des Kirchenſtaats erlaſſen.

Dieſes Schreiben empfiehlt den Prälaten, von jedem Exjeſuiten, der ſich zu Anſtellung im Dienſte der Kirche bei ihnen meldet, dem Pabſt und der Congregation Bericht zu erſtatten; damit alle Fanatiſchen und vom Parteigeiſt Erfüllten vom Miniſterium fern bleiben. Die Abſicht des Pabſtes geht alſo dahin, alle Biſchöfe, welche Exjeſuiten, ſei es auf der Kanzel oder dem Katheder anſtellen wollen, dafür bei dem heil. Stuhle verantwortlich zu machen. Dieſe Vorſicht iſt eben ſo gerecht als nothwendig.

Dieß waren, Tit., die Geſinnungen des Pabſtes, vor ſeiner Erwählung, vor dem Erlaß des Aufhebungsbreve's und ſeit demſelben.

Die Entdeckungen, die man in den Schriften der Jeſuiten gemacht, die Verbrennung jener im deutſchen Kollegium, ihr Briefwechſel mit dem König von Preußen, die Beweiſe, ſo man in Händen hat, daß ſeit der Aufhebung Einige von ihnen aufrühreriſche Schreiben an angeſehene Fürſten und Prälaten erlaſſen — wie das Schreiben an den Erzbiſchof von Mainz, von der Hand eines franzöſiſchen Exjeſuiten — eine Unzahl von Schmähſchriften, als deren Verfaſſer und Verbreiter ſie entdeckt worden ſind; die beträchtlichen Summen Geldes, welche ihr Ordensgeneral zu verſchiedenen Zeiten aus dem Kirchenſtaat ſandte, Alles dies beweiſet nur zu gut, wie ihre Obern ſich der Intrigue, der Herrſch- und Rachſucht ergeben. Der Pabſt wäre mehr als gerechtfertigt, wenn er alle Beweisſtücke bekannt machen wollte, allein ſeine Schonung und Friedfertigkeit haben ihn bisher daran gehindert.

Das Reſultat dieſer getreuen Darſtellungen der Anſichten, der Beweggründe, der Entſchlüſſe und des feſten Willens des Oberhauptes der Kirche iſt daher: daß er vor Gott geglaubt hat, daß die Aufhebung des Jeſuitenordens nothwendig ſei; daß er mehr als je fühlt, wie gerecht dies ſei, ſeit dem ſchismatiſchen Ungehorſam der Jeſuiten in Schleſien und dem Fanatismus, der ihn zu rechtfertigen ſucht; und daß er nie erlauben werde, daß man irgend Etwas gegen das Aufhebungsbreve vornehme.... Mit einem Wort, Clemens XIV. hielt die Geſellſchaft der Jeſuiten unverträglich mit der Ruhe der Kirche und der katholiſchen Staaten. Der Herrſchergeiſt dieſer Geſellſchaft iſt es, der ſie gefährlich macht; der iſt es aber auch, den man nicht wieder auffriſchen ſoll, und zu dieſem Zwecke ermahnt der heil. Vater den König und die Geiſtlichkeit Frankreichs zur ernſten Aufmerkſamkeit. Sr. Heiligkeit geht mit Ueberlegung und ohne Uebereilung zu Werke und wird die günſtige Gelegenheit benutzen, die Exjeſuiten Schleſiens und Rußlands zu beſtrafen und zu demüthigen, wie ſie es verdienen; ſie hat deshalb ſchon Andeutungen an beſagte Majeſtäten erlaſſen. Es wäre böſer Wille, wenn man annehmen wollte, der Pabſt ſei unempfindlich gegen eine eben ſo ungebührliche als verbrecheriſche Widerſetzlichkeit; allein der König von

Preußen hat Gewicht an mächtigern Höfen als demjenigen des Pabstes. Dieser läßt sich auffallend angelegen sein, die Katholiken in seinen Staaten gut zu behandeln; es wäre, wie gesagt, nicht klug vom Pabste gehandelt, ihn zu reizen. Wenn er die Exjesuiten nicht mehr brauchen kann, wird er sich schon von ihnen losmachen; in der Zwischenzeit wird der Pabst nichts vernachlässigen, um diese unruhige Rotte, welche der katholischen Welt ein so widerliches Schauspiel darbietet, zur Ordnung zurück zu bringen.

Dies ist, Tit., die wahre Sinnesart des heil. Vaters; er hat mir große Ehre erwiesen, indem er mich zum Dollmetscher seiner Gesinnungen wählte.

In Allem, was ich bisher sagte, habe ich die Gedanken des Pabstes verfolgt und nur das angeführt, was ich seit fünf Jahren so oft und wiederholt von ihm gehört habe.

Empfangen Ew. Exz. die Versicherung u. s. w.

Biographische Skizzen.

Talma.

Das erste französische Theater zu Paris, so wie die französische Bühne überhaupt, haben ihren ersten Künstler verloren. Franz Joseph Talma, geboren zu Paris am 15. Januar 1763, ist daselbst am 19. Okt. d. J. verschieden.

Seine Familie hatte den Plan gefaßt, ihn die Arzneiwissenschaft studieren zu lassen, und seine Fortschritte, so wie die Entwickelung seines Geistes, bestärkten ihn noch darin. Aber die Natur hatte ihn für eine andere Laufbahn bestimmt. Seine Einbildungskraft entflammte sich beim Studium der Geschichte, und gab seinem Geiste die ihm nachher so ganz eigenthümliche Richtung. Er war ungefähr zehn Jahr alt, als er, im Kollegium, in welchem er sich damals befand, in einem Schüler-Trauerspiel, mit einer Rolle beauftragt wurde. Er nahm sich das Unglück des Helden, den er vorzustellen hatte, so sehr zu Herzen, daß er auf dem Theater heiße Thränen vergoß, und lange untröstlich blieb, so viel man auch anwenden mochte, ihn zu bereden, daß das Ganze nur eine Dichtung sei. Diese ausserordentliche Reizbarkeit blieb noch lange nachher in seinem Karakter, und er konnte ihrer nur mit der größten Mühe Meister werden.

Kaum hatte er das Kollegium verlassen, so begleitete er seinen Vater nach London und studierte dort die englische Sprache, die ihm bald so geläufig als die französische wurde. Er übernahm selbst einige Rollen auf einem Gesellschaftstheater, und der König, der von seinem emporblühenden Talent reden gehört hatte, wollte ihn im Coventgardentheater angestellt sehen. Aber Talma lehnte alle deshalb an ihn gerichteten Anträge ab, und kehrte nach Paris zurück, wo er den Unterricht Dugarons genoß und 1787 beim ersten Theater für die Liebhaberrollen angestellt wurde.

Seine politischen Meinungen, beim Ausbruch der Revolution, waren von denen der meisten Schauspieler jener Zeit verschieden. Sein langer Aufenthalt zu London hatte ihm andere Ideen und Ansichten über den Zustand der Gesellschaft gegeben. Die Deputirten von Provence, die sich eben zu Paris befanden, äusserten den Wunsch, eine Vorstellung des Trauerspiels: „Karl IX“ von Chénier, zu sehen, und Mirabeau verwendete sich deshalb, aber ohne Erfolg. Die Direktion verbot nicht nur die Aufführung dieses Stücks, sondern auch die des Brutus, des geretteten Roms, den Tod Cäsars, der Horazier, und überhaupt aller Werke, in denen das Wort „Freiheit“ vorkam. Sie verordnete dagegen die Vorstellung der Belagerung von Calais, Gastons und Bayards, die das Publikum nicht mehr sehen mochte. Talma erzählt die nun stattfindende Szene folgendermaßen:

„Es war am 21. Juli. Die Deputirten waren über die Weigerung, Karl IX zu geben, sehr entrüstet. Sie verlangten nochmals die Aufführung dieses Stücks. Der Vorhang flog in die Höhe, und man gab ihnen — Epiménide. Wir waren unser drei in der Szene, Naudet, Mademoiselle Lange und ich. Einer der Deputirten begehrte, im Namen Aller, Karl IX, und das ganze Parterre unterstützte diese Forderung. Naudet entgegnete, daß es unmöglich sei, dies Trauerspiel zu geben, weil Madame Vestris und Saint-Prix krank seien. Das Geschrei des Parterre wurde immer ärger. Man beschuldigte uns, Feinde der Revolution zu sein. Der Tumult ließ mich die Gefährdung der öffentlichen Ruhe befürchten, und ohne andere Erörterungen anzustellen, trat ich einige Schritte vor, und sagte, daß man dem Verlangen des Publikums entsprechen und das Stück geben werde, was auch geschah.“

Diese Begebenheit hatte einen Zweikampf zwischen Naudet und Talma zur Folge, der um so wichtiger für die Zukunft des Letztern wurde, weil er ihn in nähere Berührung mit den ausgezeichnetsten Männern jener Zeit brachte. Einige Zeit nachher wurde er mit Napoleon Bonaparte bekannt, und schloß mit ihm den Bund seiner Freundschaft, die um so dauerhafter blieb, da er keinen andern Ehrgeiz hatte, als die Liebe zu seiner Kunst. Sein Umgang mit Staatsmännern, Rednern, Schriftstellern und Künstlern, war für ihn ein Mittel, seine Ideen zu erheben, seinen Geist auszuschmücken und sein Talent immer mehr zu vervollkommnen. So wurde er der David des Theaters.

Nach dem Rücktritt Larives wurden ihm die ersten

Rollen übertragen. Er erwarb sich in denselben einen Ruhm, der den Lecains bei weitem übertraf, und ihn zum Roscius der französischen Bühne machte. Ganz Frankreich bewunderte ihn und sein Name wurde überall genannt. Mehrere Schriftsteller haben seinem ausserordentlichen Talent die ihm gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das Urtheil darüber ist fast einstimmig. Frau von Staël gedenkt seiner in solchem Betrachte in ihrem Werke über Deutschland. Wir führen hier nur einen Brief an, den sie an den großen Schauspieler richtete. Man weiß, daß sie, unter der Regierung Napoleons aus Frankreich exilirt war, und zu Coppet, im Kanton Waat, zwei Stunden von Genf, wohnte. Im Jahr 1809 erhielt sie, durch die Vermittelung der Königin von Holland (Herzogin von Saint-Leu), die Erlaubniß, sich nach Lyon begeben zu dürfen, um den Vorstellungen Talma's, auf dem dortigen Theater, beizuwohnen. Er trat zuerst in der Rolle des Hamlet auf. Das Publikum warf ihm eine Krone zu, die ihm eine Schauspielerin, Frau Mylord, überreichte. Auf diesen Umstand bezieht sich die Verfasserin der Corinna in dem nachfolgenden Schreiben:

Lyon, 4. Juli 1809.

„Fürchten Sie nicht, daß ich Frau Mylord nachahmen und, im pathetischsten Augenblicke, die Krone auf Ihr Haupt drücken wolle. Aber da ich Sie nur mit sich selbst vergleichen kann, so muß ich Ihnen sagen, Talma! daß Sie gestern die Vollkommenheit selbst und alle Einbildung übertroffen haben. Es ist in diesem Stücke, wie mangelhaft es auch immerhin sein mag, eine Spur von Tragödie, stärker als die unserige, und Ihr Talent ist mir in dieser Rolle Hamlets wie der Genius Shakespeares erschienen; aber ohne seine Ungleichheiten, ohne seine familiären Gesten, die plötzlich in das Edelste, was die Erde trägt, sich umgestaltet haben.

„Diese Tiefe der Natur, diese Fragen über unser Aller Bestimmung, in Gegenwart dieser Menge, die sterben wird und die auf Sie, wie auf das Orakel des Geschicks, zu lauschen schien; diese Erscheinung des Gespensts, schrecklicher in Ihren Blicken, als unter der fürchterlichsten Gestalt; diese tiefe Schwermuth, diese Stimme, diese Blicke, welche die Gefühle verrathen, ein Karakter, erhaben über alle menschliche Verhältnisse, das ist bewunderungswürdig, dreimal bewunderungswürdig, und meine Freundschaft für Sie übt auf meine Rührung die tiefste, welche mich je, seitdem ich lebe, die Künste haben empfinden lassen, keinen Einfluß aus.

„Ich sehe Sie gern im Zimmer, in den Rollen, wo Sie sich noch ähnlich sind; aber in dieser Rolle Hamlets zwingen Sie mich zu einem solchen Enthusiasmus, daß Sie nicht mehr Sie waren, und ich nicht mehr ich. Es war eine Poesie der Blicke, der Laute, der Bewegungen, zu der sich noch kein Schauspieler erhoben hat. Leben Sie wohl! Verzeihen Sie mir, daß ich an Sie schreibe, wenn ich Sie doch heut um 1 Uhr Mittags und diesen Abend um 8 Uhr erwarte; aber wenn die gesellschaftliche Schicklichkeit mich nicht zurückhielte, ich weiß nicht, gestern, ob ich mich nicht stolz gefühlt hätte, Ihnen selbst die Krone zu überreichen, die ein solches Talent mehr, als jedes andere, verdient; denn Sie sind nicht ein Schauspieler, Sie sind ein Mann, der die menschliche Natur erhebt, indem er uns eine neue Idee gibt. Leben Sie wohl! Um ein Uhr! Antworten Sie mir nicht; aber lieben Sie mich um meiner Bewunderung willen."

Talma hatte den Abbé Geoffroy lange zu seinem Gegner; aber die Rügen dieses Kritikers dienten nur dazu, seinem Talente einen immer höhern Schwung zu geben. In den letzten Jahren seines Lebens sah er sich überall nur von Bewunderern umringt, und die politischen Leidenschaften haben wenigstens den Ruhm des Künstlers nie befehdet.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

— Ueber dem Hauptthor der Stadt Agra, in Hindostan, lieset man folgende sonderbare Inschrift in großen Buchstaben: „Im ersten Jahre der Regierung des Kaisers Jalef wurden, nach der gegenseitigen Zustimmung der Gatten, zweitausend Ehen für null und nichtig erklärt. Der Kaiser vernahm das mit so großem Mißbehagen, daß er die Scheidung in seinen Staaten abschaffte. Im Laufe des nachfolgenden Jahres hatte sich die Zahl der Ehen zu Agra um dreitausend vermindert, und die der Ehebrüche um siebentausend vermehrt. Dreihundert Frauen wurden lebendig verbrannt, weil sie ihre Männer vergiftet hatten, und fünfundsiebenzig Männer starben denselben Tod, weil sie ihre Weiber umgebracht. Die Menge der in den Haushaltungen beim Streit zerbrochenen Geräthe belief sich auf eine Summe von drei Millionen Rupien. Der Kaiser war genöthigt, die Ehescheidung wiederherzustellen.

— Man weiß, wie fürchterlich man letzthin gegen die Janitscharen in Konstantinopel gewüthet hat. Der die Unterdrückung dieses Korps betreffende Firman des Sultans beginnt mit folgenden Worten: „Vortrefflicher Effendi Kadi von Istambol! Du weißt, und jeder Gläubige weiß wie du, daß die Lehre des Propheten nur durch Sanftmuth und Güte sich erhält u. s. w."

— Die Unterhaltung des Straßenpflasters zu Paris kostete jährlich unter Ludwig XIII 94,000 Fr., zu Ende der Regierung Ludwigs XIV 177,800 Fr. und 1820 nicht weniger als 800,000 Fr. Man schlägt jetzt die Unkosten auf eine Million Fr. an.

Aarau, im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 47. Dritter Jahrgang 1826. 22. November.

Ein Blick auf die Moldau und Wallachei.

Der Tod des Kaisers Alexander scheint die kriegerische Tendenz der russischen Regierung wieder geweckt zu haben. Sie hat Mittel gefunden, die Unterhandlungen mit der ottomannischen Pforte zu erneuern. Man weiß, wohin das führen konnte, und man ahnet, wohin das führen wird. Man gesteht bereits, obwohl noch mit einer gewissen Geheimhaltung, zu, daß die Gesandtschaft des Herzogs von Wellington nach Petersburg diesen Unterhandlungen nicht fremd war, und daß das Kabinet von S. James den Entschluß gefaßt hatte, die Forderungen Rußlands mit seiner ganzen Autorität zu unterstützen. Da nun die beiden Fürstenthümer der Moldau und Wallachei in diesen Forderungen die Hauptrolle einnehmen, so glauben wir, daß es für unsere Leser nicht uninteressant sein dürfte, in diesen Blättern eine gedrängte Uebersicht von den wichtigsten historischen und statistischen Aktenstücken, welche wir über diese Länder kennen, die, wenn auch die schlaue Pforte für einmal nachgegeben zu haben scheint, dennoch in Kurzem vielleicht der Schauplatz eines fürchterlichen Krieges von unzuberechnenden Folgen sein werden, zu finden. Wer glaubt wohl daran, daß es mit der Annahme des Ultimatums ernstlich gemeint sei? —

Jedermann weiß, daß die türkischen Statthalter der Moldau und Wallachei unter den Fanarioten, oder den Griechen des Fanar (einem großen Stadtviertel von Konstantinopel, das beinahe ausschließlich von den Hellenen bewohnt wird), ausgewählt werden, nachdem sie bereits vorher zur Würde eines Drogman, oder irgend eines andern Amts, erhoben worden sind.

Seit dem Sturz ihres Reichs schmachteten die Griechen zu Konstantinopel in der entehrendsten Sklaverei, als Alexander Maurokordatos einen Namen berühmt zu machen begann, der in unsern Tagen in der Geschichte der Wiedergeburt Hellas wie ein glänzendes Meteor erschienen ist. Jener Alexander Maurokordatos war anfänglich ein unbedeutender Handelsmann zu Scio. Auf seinen Reisen nach Konstantinopel war er mit einem Mitgliede des Divans in Berührung gekommen, das sich von seiner Gewandtheit in allen Verhandlungen, von seiner Kenntniß der meisten europäischen Sprachen und von seinem Eifer überzeugt hatte und die Blicke des Sultans auf ihn lenkte, der seine seltenen Talente in mehrern untergeordneten Aemtern erprobte und ihn endlich zu seinem Gesandten am Kongresse zu Karlowitz ernante. Bei dieser wichtigen Sendung rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen, und gewann dadurch einen so großen Kredit, daß er für seinen Sohn Nikolaus die Statthalterschaft der Moldau und Wallachei erhielt.

Die Lage dieser beiden Provinzen, welche die beiden, der Pforte gefährlichsten Staaten, Oesterreich und Rußland, begrenzen, brachte es mit sich, daß diese Mächte sich ihrer zuerst bemächtigen konnten, wodurch die Nothwendigkeit fühlbar wurde, so wichtige Vorposten des türkischen Reichs nur Männern von ausgezeichneter Geisteskraft und europäischer Thätigkeit anzuvertrauen. Demzufolge brachte es Maurokordatos,

deſſen Abſichten vielleicht ſchon darauf hinzielten, die Wiedererhebung Griechenlands zu begründen und vorzubereiten, im Divan ſo weit, die Beſtimmung zu erwirken, daß künftighin nur die Drogmänner der Pforte zu dieſen Stellen erwählt werden ſollten.

Dieſe Entſcheidung veranlaßte eine unmittelbare moraliſche Revolution bei den Hellenen in der Hauptſtadt, und die in den höhern oder reichern Klaſſen ſuchten ſich in europäiſchen Sprachen und in politiſchen Wiſſenſchaften zu unterrichten. Die Diplomatie wurde ein Ehrengewerbe ſelbſt für Diejenigen, die ſie nur als bloßes Studium betrachteten. Sie ſtifteten unter ſich eine Art von Adel, der von allen Uebrigen anerkannt und geachtet wurde, und die allein auf Geſandtſchafts- und andere ähnliche Stellen Anſprüche hatten. Die Unwiſſenheit und Eitelkeit der Griechen lieſſen ſie bei den Fanarioten die letzten Ueberbleibſel ihrer alten Ziviliſation bewundern, durch welche ſich endlich im ganzen Volke wieder die erſten Keime der neuen Unabhängigkeit entwickelt haben.

Bei allem dem hatten ſich die beiden Fürſtenthümer über die Verwaltung der Fanarioten nur zu beklagen. Die Hospodarſtellen waren der höchſte Preis des griechiſchen Ehrgeizes, und deshalb auch zu Konſtantinopel ein beſtändiger Gegenſtand aller erdenklichen Kabalen. Würden, Gnadenbezeugungen, die Gerechtigkeit ſelbſt, mit einem Worte, Alles wurde dort an den Meiſtbietenden verkauft, und bei jeder erledigten Stelle befand ſich der Fanar in einer Art Kriſis, die immer durch die Abſchlagung einiger Köpfe beendigt wurde. Die Türken führten dieſe Gelegenheiten ſo oft als möglich herbei, weil ſie dadurch auf zweierlei Art gewannen, zuerſt durch die Konfiskation der Güter des abgeſetzten Hospodars, und ſodann durch die Beſtechungen und Ueberbietungen der neuen Kandidaten. Die Moldau hat von 1710 bis 1800 neunundvierzig Hospodaren gehabt, und während jener Zeit war die Provinz noch dreizehn Jahre lang von Oeſtreichern und Ruſſen beſetzt. Immer von zwei zu zwei Jahren wurde ſie alſo durch neue Ausſaugungen erſchöpft.

Beim Frieden von Jaſſo, 1792, ſchlug ſich Rußland, im Intereſſe ſeiner Politik, in's Mittel, und kraft ſeines „Vermittelungsrechts“, welches der Vertrag von Kainardgo ihm zugeſtanden, verlangte es, daß die Hospodare ihre Stellen ſieben Jahre hindurch behalten ſollten. Da jener Vertrag, der am 10. Juli 1775 unterzeichnet wurde, als die Grundlage aller ſpätern Unterhandlungen betrachtet werden muß, ſo führen wir hier die Artikel deſſelben an, welche auf die Verwaltung der Moldau und Wallachei ſich beziehen:

„Der ruſſiſche Hof ſtattet der hohen Pforte Beſſarabien und die darin befindlichen Feſtungen, nämlich Ackerman, Killia, Ismail, Bender, und alle übrigen Städte und Dörfer dieſer Provinz zurück. Er gibt ihr gleichfalls die beiden Fürſtenthümer der Moldau und Wallachei mit ihren dazu gehörigen Feſtungen, Städten und Dörfern wieder.

„Dieſe Beſitznahme wird unter folgenden Bedingungen, die alle unumgänglich nothwendig ſind, und zu deren Ausführung die hohe Pforte ſich feierlich verpflichtet, ſtatt finden:

„1. Sie wird, ohne Ausnahme, in den beiden Fürſtenthümern Geſetze, Gebräuche, Vorrechte, Würden, das Eigenthum und die Kirchen erhalten. Sie wird eine allgemeine Amneſtie bekannt machen. Sie wird auf keine Weiſe diejenigen Perſonen verfolgen, die ihr nicht anhängig geblieben ſind, und ſie wird ihnen die Beſitzungen und den Rang zurückerſtatten, welche ſie vor dem Kriege hatten.

„2. Sie wird der freien Ausübung der chriſtlichen Religion, ſo wie der Erbauung und Ausbeſſerung der Kirchen und anderer Gebäude, in den beiden Fürſtenthümern kein Hinderniß entgegenſtellen.

„3. Sie wird den Klöſtern in den Umgebungen von Ismail, Chozym und Bender die ihnen genommenen Liegenſchaften zurückerſtatten.

„4. Sie wird der Geiſtlichkeit in beiden Fürſtenthümern die ihr ſchuldige Achtung gewähren.

„5. Sie wird den Familien oder Individuen, die ſich nach Rußland oder anderswohin begeben wollen, die Freiheit laſſen, mit ihrem beweglichen Eigenthum abzuziehen, und ſie wird ihnen die Friſt von einem Jahre zugeſtehen, um ihre Angelegenheiten vor ihrer Abreiſe in Ordnung zu bringen.

„6. Sie wird die Totalität ihrer rückſtändigen Schuld in beiden Provinzen bezahlen, obſchon ſie in der letzten Zeit von denſelben keine Einnahme bezogen.

„7. Für die Zeit der Beſetzung wird ſie den Einwohnern gedachter Provinzen keine Abgaben auferlegen, und in Beachtung des erduldeten Kriegselends wird ſie dieſelben zwei Jahre lang, von gegenwärtigem Vertrag an gerechnet, von allen Abgaben befreien.

„8. Nach dieſer Friſt wird ſie dieſelben mit Mäßigung und Menſchlichkeit behandeln, und nicht erlauben, daß, nachdem ſie ihren gewöhnlichen Tribut bezahlt haben, ſie von den Paſcha's oder den andern Agenten der höchſten Gewalt unterdrückt und gequält werden.

„Sie wird ihnen die vollkommene Ausübung der Privilegien zugeſtehen, welche ſie unter der Regierung Mahomets IV, Vaters des jetzigen Sultans, genoſſen.

„Sie wird den Hospodaren der Moldau und Wallachei erlauben, einen oder mehrere Geſchäftsträger, Griechen von Nation oder Religion, in Konſtantinopel zu haben, und nicht allein wird ſie dieſelben anerkennen und mit ihnen unterhandeln: ſie wird

ausserdem noch in ihnen die Vorrechte und die Unabhängigkeit achten, auf welche sie, in ihrer gedachten Eigenschaft, ein Recht haben.

„Endlich erkennt die hohe Pforte dem zu Konstantinopel residirenden russischen Gesandten das Vermittelungsrecht in der Leitung der Angelegenheiten der beiden Fürstenthümer zu, und sie wird die Vorstellungen berücksichtigen, welche ihnen das Interesse der beiden Provinzen diktiren dürfte.“

Durch den 1792 abgeschlossenen Vertrag von Jassy verpflichtete sich die Pforte, die Wahl der Hospodare der Genehmigung des russischen Gesandten zu unterziehen, und sie wenigstens sieben Jahre hinter einander in ihren Aemtern zu lassen. Aber dies Versprechen ist zuerst vernachlässigt, sodann öffentlich übertreten worden, und ist bereits zwischen den beiden Staaten die Ursache langer und heftiger Zwistigkeiten geworden.

Die Statthalterschaft der Wallachei wurde 1802 dem Fürsten Ypsilanti, und die der Moldau, in demselben Jahre, dem Fürsten Alexander Morusi gegeben. Der Divan erklärte zugleich, daß sie vor dem Ablaufe von sieben Jahren ohne die ausdrückliche Zustimmung des russischen Gesandten nicht abgesetzt werden sollten.

Napoleon, der 1805 im Kriege mit England begriffen war und ausserdem noch Rußland bekämpfen wollte, suchte die Türkei in seinen Plan zu ziehen. Die Resultate der deshalb angesponnenen Intrigue zeigten sich bald, als man bemerkte, wie der Pforte plötzlich der Kamm schwoll, und sie ihren Stolz und ihre Eifersucht gegen England und Rußland nicht mehr zu verbergen suchte. Sie hatte mit letzterm kaum einen Defensiv-Vertrag unterzeichnet, als sie auf einmal den Entschluß faßte, alle Schutzbriefe zu vernichten, das heißt, alle die den auf ottomannischem Grund und Boden wohnenden Griechen zugestandenen Bewilligungen, sich, hinsichtlich der Sicherheit ihres Handels, unter den Schutz der fremden Höfe begeben zu dürfen, abzuschaffen. Diese unerwartete Maasregel wurde durch ihre Ausführung noch beleidigender; denn aller Vorstellungen des russischen Gesandten ungeachtet, bemächtigte man sich öffentlich und mit Gewalt derjenigen Schutzbriefe, welche das Kabinet von S. Petersburg bewilligt hatte. — Eine noch entscheidendere Maasregel beschleunigte die unvermeidlich gewordene Krisis. Die beiden Hospodare Ypsilanti und Morusi wurden zurückgerufen, und ohne das russische Ministerium dabei im Geringsten zu Rath zu ziehen, wurde die Moldau der Verwaltung Karl Kallimachis und die der Wallachei an Alexander Suzzo, einem eifrigen Anhänger Napoleons und erklärtem Feinde Rußlands, übertragen.

In Rußland war man auf diese Begebenheiten bereits vorbereitet. Die Armee überschritt die Grenzen und bemächtigte sich der Festungen Chozym und Bender. Die Pforte erließ ein Fetwa, wodurch alle Muselmänner zu den Waffen gerufen wurden. England hatte 1799 einen achtjährigen Allianzvertrag mit der Pforte abgeschlossen, und suchte ihn nun zu erneuern; aber Napoleons Einfluß auf den Divan war so groß, daß dieser Antrag von ihm mit Verachtung verworfen wurde. Fox, der damals das britische Kabinet leitete, schickte sogleich eine Flotte ab, die bei ihrem Erscheinen in den Dardanellen Konstantinopel mit Schrecken und die Seele des Sultans mit namenlosem Entsetzen erfüllte. Man zitterte täglich, stündlich dem Erscheinen der englischen Flotte vor dem Serail und dem furchtbarsten Bombardement entgegen; aber sie zeigte sich nicht. Während dem befestigte General Sebastiani, der französischer Gesandter zu Konstantinopel war, die Hauptstadt in eigener Person, führte längs dem Kanal ungeheure Batterien auf, und rieth, den Engländern dadurch den Rückweg abzuschneiden, daß man eine starke Besatzung in die Schlosser Sestos und Abydos lege; was leicht ausführbar war.

Will man einen Begriff von der ottomannischen Verwaltung haben, so braucht man nur einen Blick auf das türkische Ministerium, in diesem kritischen Momente, zu werfen.

Der Großvezier Hafis Ismail Pascha war in den niedrigsten Ständen des Volks geboren, und verdankte seine Erhebung einzig dem Zufall. Er war im höchsten Grade ungebildet und hatte durchaus keine Kenntniß der öffentlichen Angelegenheiten, dagegen aber die Leidenschaft aller türkischen Beamten, den Golddurst. Die Absetzung Ypsilantis und Morusis war sein Werk, weil er durch Versteigerung dieser beiden Stellen sehr bedeutende Summen zu erhalten hoffte. Seine Habgier war also die eigentliche Ursache des Kriegs.

Ibrahim Aga, der Kiaya-Bey (Minister des Innern), hatte einen etwas festern Karakter. Seine herrschende Neigung war Liebe der Gewalt, und um sich ihrer zu bemeistern, hatte er die Widerrufung der Schutzbriefe und die dadurch herbeigeführten Szenen veranlaßt.

Diese beiden Minister theilten unter sich den ganzen hohen Einfluß ihres Kabinets. Die beiden Säulen des Glaubens und der Armee, der Mufti-Sheriff-Saade Attu Effendi und Pehliwan Mehemet Aga, der Oberbefehlshaber der Janitscharen, waren mit ihnen die eifrigsten Anhänger Sebastianis und des französischen Systems. Aber demungeachtet war der Divan keineswegs einig. Galip, Reiseffendi (Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten), und Yussuf Aga Holiday, Kiayssi (Kanzler der Sultanin-Mutter), sprachen und sträubten sich gegen die Vernichtung der alten Allianz mit England und Rußland; da jedoch

die Kabinetsstreitigkeiten in der Türkei nicht mit der Höflichkeit und Kaltblütigkeit der europäischen Diplomatie abgethan werden, sondern vielmehr mit dem krummen Säbel der Janitscharen im Aeussern und mit dem seidenen Strick im Innern, so sahen sich der Reiseffendi und der Kanzler bald genöthigt, ihre Partei im Stich zu lassen und sich in irgend einem Schlupfwinkel vor dem furchtbaren Zorn ihres Gebieters zu verbergen.

Pehliwan Mehemet war im Divan der eifrigste Fürsprecher und der thätigste Agent des Kabinets der Tuilerien. Er hatte früher die Ehrenwache der französischen Gesandtschaft befehligt, und General Sebastiani, der ihn durch und durch kannte, benutzte ihn mit seltener Geschicklichkeit im Interesse seines Hofes. Die Näherung der englischen Flotte hatte den Sultan in eine unbeschreibliche Angst gestürzt, und er knüpfte die abgebrochenen Unterhandlungen mit dem britischen Gesandten Arbuthnot, der sich am Bord des Admiralschiffes befand, wieder an. Sebastiani, der dadurch alle seine Plane scheitern sah, schickte den General Franchini zum Janitscharen-Aga, um ihn zu bewegen, den Großherrn von seinem Vorsatze abstehen zu machen. Pehliwan-Aga begab sich sogleich zu ihm, und erklärte ihm, daß man die Wuth der Janitscharen nicht mehr zähmen könne, und daß sein Leben in Gefahr sei, wenn er die wiederaufgenommenen Unterhandlungen nicht unverzäumt wieder abbreche. Das sind bei einer despotischen Regierung die Privilegien des Schwerts und der Zepterschwäche. Selim gab nach und unterwarf sich dem Willen seiner Minister. Die Gestade des Bosphorus und die Umgebungen von Konstantinopel wurden mit Batterien gespickt, die Fahne des Propheten wurde auf dem Thore des Serails ausgesteckt, und General Sebastiani war für einige Zeit der unumschränkte Meister von Konstantinopel.

Der englische Gesandte erwachte, als jede neue Unterhandlung unmöglich war. Die britische Flotte suchte umsonst die verlorne Zeit wiederzugewinnen. Als sie durch die Meerenge vordringen wollte, wurde sie vom Sturm überfallen, und es war eben so unmöglich, als gefährlich, sie da zu lassen, wo sie sich eben befand; denn auf beiden Ufern begann man, sie zu beschiessen. Man mußte also den Rückzug unternehmen, der nur mit bedeutendem Verlust ausgeführt werden konnte, indem die Flotte von der furchtbaren Artillerie der Schlösser, die aus Kanonen vom größten Kaliber, mit sechshundertpfündigen Kugeln geladen, bestand, welche, zum größten Erstaunen der Engländer, von einem Ufer bis zum andern reichten, beschossen wurde.

Wenn der Feldzug auf russischer Seite nicht besonders günstig ausfiel, so waren die Umstände allein daran Schuld. Rußland machte Frankreich die Herrschaft des Kontinents streitig. Alle seine Hilfsquellen waren also 1806 nach Westen (gegen Frankreich) gerichtet. Es wäre England ein Leichtes gewesen, Konstantinopel hart zu bedrängen und zum Frieden zu zwingen, aber wir haben so eben gesehen, wie es diese Aufgabe gelöset. Die russische Armee hatte keine andere Bestimmung, als die Unternehmungen der Türken zu verhindern, was ihr auch vollkommen gelang. Dem Großvezier seinerseits war nicht besonders viel daran gelegen, die Feindseligkeiten auf's Aeusserste zu treiben. Die Politik Napoleons war dem Divan einigermaßen verdächtig geworden, und der Vertrag von Tilsit bestärkte seine Vermuthungen noch. Die französische Regierung hatte darin nur, statt die Wiederherstellung aller Rechte der ottomannischen Pforte auf die Fürstenthümer zu bedingen, auf einen Waffenstillstand unterhandelt, mit der Bedingung, daß die russische Armee sie sogleich nach Abschliessung des Vermittelungsvertrags räumen solle. Diese Bedingung kam nie in Ausführung: vielleicht sollte das so sein. Die Russen hielten sie besetzt, und man mußte von Neuem unterhandeln.

Während dem brach eine jener Revolutionen zu Konstantinopel aus, die in den Annalen des orientalischen Despotismus so häufig sind. Ein wüthender Pöbel, eine zügellose Soldateska, ein unwissendes, uneiniges, barbarisches Ministerium, überantworteten die Hauptstadt den Konvulsionen der Anarchie. Das gewöhnliche Unterpfand des Friedens ist bei solchen Gährungen immer der Kopf des Sultans, und Selim verlor zugleich Thron und Leben. — Gleich darauf wurde ein anderes, eben so unwissendes, eben so wildes und blutgieriges Ministerium, als das frühere, geschaffen; aber es fühlte wenigstens die Nothwendigkeit, seine Popularität auf einen Vertrag mit England zu begründen, und im Dezember 1808 wurde der Definitivfriede zwischen beiden Mächten abgeschlossen.

Napoleon hatte einige Jahre lang die europäische Politik allein geleitet und bestimmt. Kein Geschichtschreiber kann dem großen, unzubezähmenden Genie dieses ausserordentlichen Mannes die genügende Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn er ihm nicht aus dem Geräusche des Feldlagers in die Einsamkeit des Kabinets folgt. Von seinen glänzendsten und entscheidendsten militärischen Unternehmungen gehört immer ein Theil dem Muthe seiner Armeen und der Geschicklichkeit seiner Generale. Aber Niemand darf darauf Anspruch machen, mit ihm den noch bei weitem seltenern Ruhm zu theilen, nach seinem Willen und zu seinem Zwecke alle Kabinete Europa's geleitet zu haben; diese fast übermenschliche Weisheit, mit der er sie Alle in seine Eroberungsplane zu verstricken wußte; diese

so schädliche, aber zugleich so bewunderungswürdige Kraft seines Geistes, durch welche er den Tapfern und den Schwachen, die barbarischen Völker und die zivilisirten Nationen, die furchtsamen Höfe Deutschlands und die stolzen Nachkommen Peters des Großen und Amuraths, mit sich dahinriß, sie zu Werkzeugen seines Ehrgeizes machte, und sie an seinen Triumphwagen auf der gefahrvollen Bahn der Weltbeherrschung fesselte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die letzten Unruhen unter den Bauern in Rußland.

Rußland ist bestimmt, eine große Rolle in den Begebenheiten der nächsten Zukunft zu spielen, und Alles, was ein neues Licht auf seinen innern Zustand werfen kann, muß jetzt nothwendigerweise eine besondere Wichtigkeit gewinnen. Dies ungeheure Reich hat zwei schwache Seiten, die irgend ein Feind sehr leicht benutzen kann. Die erste besteht in der Sklavenbevölkerung, die ihres Joches immer überdrüssiger wird; die zweite in seinen muselmännischen Volksstämmen. Napoleon benutzte, während seiner Expedition im Jahr 1812, die Erbitterung der Leibeigenen gegen ihre Herren nicht; denn obgleich er selbst ein Sohn der Revolution und durch sie zu dem ausgezeichneten Punkte erhoben war, auf welchem er sich befand, so hatte er doch einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alle revolutionäre Bewegungen. Er verwarf freiwillig die mächtige Stütze, die ihm dadurch gewährt werden konnte. Er bebte, als er erfuhr, daß die Leibeigenen in Litthauen, die die Freiheit auf dieselbe Weise begriffen, wie die Neger auf den Antillen, beim Uebergang seiner Truppen über den Niemen, ihre Herren umgebracht hätten. Aber durch eine unbegreifliche Zerstreuung hatte er den Vortheil aus den Augen verloren, den die muselmännische Bevölkerung ihm darbot. Die Tartaren der Krimm, der Gouvernements von Kasan, Astrakan u. s. w. ertrugen die Beherrschung Rußlands mit derselben Ungeduld, wie die Polen. Sie bewahrten noch die Erinnerung, frei und Gebieter gewesen zu sein; und hätte Napoleon sie aufgefordert oder ihnen einigen Beistand gewährt, so würden sie sich in Masse erhoben haben. Schon hatten die tartarischen Stämme im Großherzogthum Litthauen, mit den übrigen Bewohnern des russischen Polens, die Waffen ergriffen, und die französischen Administratoren hatten ein schönes Kavallerie-Regiment unter ihnen rekrutirt.

Die Stimmung der Tartaren ist seitdem immer dieselbe geblieben; aber die Erbitterung der Leibeigenen gegen ihre Herren hat sich noch vermehrt. Die Ukase des Kaisers, die bei Gelegenheit der letzten ganz neuerdings unter ihnen ausgebrochenen Unruhen bekannt gemacht worden ist, verbreitet großes Licht über den Geist, von welchem diese Volksklasse belebt wird. Diese Ukase beweiset aufs Klarste, daß die russischen Bauern sich immer mehr und mehr aus ihrer Stumpfsinnigkeit erheben, und daß sie durch neue, dem gegenwärtigen Zustand der Dinge wenig günstige Ideen angeregt werden. Und diese Ideen haben sich mit einer solchen Schnelligkeit verbreitet, daß die Regierung davon nicht wenig betroffen worden ist; denn in der Ukase lieset man selbst, daß, „durch falsche Gerüchte hintergangen, die von übelwollenden Menschen verbreitet worden sind, die Bauern sich unterstanden haben, Bittschriften an den Kaiser zu richten, die nicht angenommen werden können.“ Darauf lieset man im fünften Artikel derselben Ukase, daß „die Verfasser der erwähnten Bittschriften, als öffentliche Ruhestörer, den Gerichten überliefert und nach den Gesetzen gegen Empörer bestraft werden sollen.“

Um den Ursprung der in Rede stehenden Unruhen zu entdecken, welche in Podolien und in einigen andern Theilen des westlichen Rußlands, vorzüglich aber in den, dem russischen Reiche durch die verschiedenen Zerstückelungen Polens seit 1778 einverleibten Theilen, stattgefunden haben, muß man sie in einer wenig entfernten Zeit, vor ungefähr sieben oder acht Jahren, suchen. Damals war es, als der Kaiser Alexander, der die persönliche Knechtschaft der Kronbauern bereits abgeschafft hatte, diese Wohlthat auch auf die Leibeigenen der deutschen Provinzen des Reichs, nämlich auf Liefland, Esthland und Kurland, ausdehnte. Diese Entscheidung wurde mit Zustimmung der meisten Gutsbesitzer gefaßt. Unglücklicherweise wurde die persönliche Lage der auf solche Weise frei erklärten Bauern nicht besonders verbessert; denn obgleich sie jetzt nicht mehr leibeigen waren, so blieben sie doch durchaus von ihren vorigen Herren abhängig, und die Absicht des Kaisers, daß sie in Zukunft Pächter oder unabhängige Landbebauer werden sollten, blieb unausführbar. Einige Eigenthümer besonders, die mit dieser Neuerung nichts weniger als zufrieden waren, behandelten die neuen Freigewordenen mit großer Härte, und legten ihnen so starke Kontributionen, sowohl in Geld als an Arbeit, auf, daß es den unglücklichen Bauern unmöglich wurde, sie zu erschwingen. Daraus entstanden in einigen Theilen dieser Provinzen sehr ernstliche Gährungen, die nur mit Waffengewalt wieder unterdrückt werden konnten.

Der Kaiser Alexander, der, sobald er nicht dem Einflusse fremder politischer Rücksichten nachgeben zu müssen glaubte, gern den Regungen seines Herzens gehorchte, wünschte sehr lebhaft, nach und nach die ganze ackerbautreibende Bevölkerung seines Reichs zu

befreien; aber ein solcher Zweck konnte nicht erreicht werden, ohne sehr viele Interessen oder vielmehr Vorurtheile zu verletzen, die er, für seine eigene Sicherheit, zu achten genöthigt war. „Es würde Sie empören," sagte er zu Frau von Stael, „wenn Sie eine Zeugin von den Wirkungen der persönlichen Knechtschaft wären; aber es ist meine Schuld nicht, denn ich habe das Beispiel durch die Freierklärung der Kronbauern gegeben. Ich kann nur Ueberredung und guten Rath bei den Eigenthümern in Anwendung bringen, deren Rechte ich auf dieselbe Weise zu achten gezwungen bin, als wenn sie durch eine Konstitution garantirt wären." Alexander mußte sich also damit begnügen, die Bahn zur Ausführung dieses großen Entwurfs gebrochen zu haben, und in dieser Absicht erließ er die Ukase, durch welche den russischen Eigenthümern verboten wird, ihre Leibeigenen zu verkaufen, wie dies bisher, beinahe auf dieselbe Weise wie mit dem Vieh, stattgefunden hatte. Seit dieser Zeit kann der russische Bauer nicht mehr von der Erdscholle losgerissen werden, auf welcher er geboren worden ist, oder einen andern Herrn anders, als mit dem Gute, zu welchem er gehört, erhalten.

Man versichert (aber wir sind weit entfernt, das auf irgend eine Weise garantiren zu wollen), daß die Unruhen, welche unter den Bauern im westlichen Rußland ausgebrochen, von einigen Ausländern, die in mehrern Städten dieser Provinzen dem öffentlichen Unterricht vorstehen, zuerst veranlaßt, und daß mehrere derselben verhaftet worden sind. Es ist viel wahrscheinlicher, zu vermuthen, daß diese Bauern nur ihrer eigenen Beschwerden und ihres eigenen Antriebes bedurft haben, um sich gegen ihre Bedrücker zu empören. Ihre bürgerliche und politische Lage ist wenig von der der Leibeigenen in Alt-Rußland verschieden, und das Gerücht von der Befreiung davon in Kurland und Liefland hat ihre Eifersucht und Unzufriedenheit erregt, wenigstens beziehen sie sich darauf, indem sie dieselben Rechte, dieselben Privilegien verlangen. Sie stützen ihre Forderungen auf das Versprechen des Kaisers Alexander, ihnen die Freiheit zu verschaffen, und sie behaupten, daß dieser erhabene Monarch sie ihnen zugestanden, und daß man sie ihnen jetzt unrechtmäßig verweigere.

Man hat überdem noch das gewiß sehr übertriebene Gerücht verbreitet, daß die Empörung der Bauern in den gedachten Provinzen allgemein gewesen, und einen so drohenden Karakter angenommen habe, daß der Graf von Wittgenstein, unter dessen Oberbefehl ein bedeutendes Armeekorps in diesen Gegenden steht, seine Truppen plötzlich zusammengezogen, und sich an die Orte hinbegeben habe, wo die Insurrektion am offensten sich gezeigt. Man fügt hinzu, daß die erste Soldatenabtheilung, welche dahin geschickt wurde, sich wenig geneigt zeigte, mit Nachdruck zu verfahren, weshalb man sich genöthigt gesehen, die Kantonnirungen zu verändern und fernerhin mit größerer Strenge zu verfahren.

Tagebuch eines englischen Kriegsgefangenen, u. s. w.

(Fortsetzung.)

Napoleons Reise nach der Insel Elba. — Die Regentschaft zu Blois.

Am andern Tage nach der Szene zu Orgon speisete der Kaiser im Schlosse Bouillidou, wo er seine Lieblingsschwester, die Prinzessin Borghese, fand, die sich daselbst ihrer Gesundheit wegen aufhielt, und der er die Gefahren der letzten Tage erzählte. Das Schloß gehörte Herrn Charles, Mitglied der Deputirtenkammer. — Am 27. kamen sie zusammen in Frejus an, wo sie den Oberst Campbell mit der englischen Fregatte, dem „Unerschrockenen", vom Kapitän Thomas Usher kommandirt, fanden. Am 28. schiffte sich Napoleon am Bord derselben ein, und die Anker wurden um 11 Uhr Abends gelichtet. Als der Kaiser die Fregatte betrat, empfing ihn der Kapitän auf die ehrfurchtvollste Weise, die Segel waren ausgebreitet, und die Equipage stieß ein dreimaliges Hurrahgeschrei aus. Er wurde davon so sehr gerührt, daß ihm die Thränen in die Augen traten, und er versicherte, nie auf eine angenehmere Weise überrascht worden zu sein.

Sir Neil Campbell erzählte mir später, daß Napoleon während der ganzen Ueberfahrt immer sehr guter Laune gewesen sei; nur an dem Tage, wo er in der Ferne die Appenninen, diese stummen Zeugen seiner ersten ruhmvollen Kriegsthaten, erblickte, schien sich sein Auge zu trüben, und er versank in tiefes Hinbrüten. — Er äusserte sich über die Franzosen im Allgemeinen mit einiger Bitterkeit; aber er schien auf Niemand einen größern Haß geworfen zu haben, als auf Talleyrand, den Herzog von Ragusa und Bernadotte. „Die Franzosen", sagte er, „beschimpfen mich in ihren Zeitungen und Flugschriften, ohne sich zu erinnern, daß sie mir in Allem entgegenkamen, was ich ihnen auch immer anmuthen mochte, und daß sie oft die strengen Maßregeln übertrieben, mit deren Vollstreckung ich sie beauftragt hatte." Mehrere Beispiele beweisen die Wahrheit dieser Aeusserung, und man weiß sehr wohl, daß die meisten Präfekten ihm zu gefallen glaubten, wenn sie aus eigenem Antriebe oft mehr thaten, als ihnen geboten worden, und als nothwendig gewesen wäre.

Ein Konskribirter, der sechs Zehen an jedem Fuß hatte, wurde dem Rekrutirungsrath des Departements

der Mayenne vorgestellt. Der Chirurg erklärte, daß er zum Dienst untauglich sei, weil er die langen Märsche nicht würde ertragen können. Der Präfekt verordnete darauf, daß man ihm die sechste Zehe abschneiden solle, und ungeachtet sich der Unglückliche zum Dienst ganz bereitwillig zeigte, nur um der Amputation zu entgehen, so fand sie dennoch statt, aber so ungeschickt, daß er daran starb. — — Der Präfekt vom Departement der Seine-Inferieure schickte vier Jünglinge von den ersten Familien von Rouen zur Armee, weil sie einen schlechten Schauspieler ausgepfiffen hatten. — Ein anderer schickte Männer von 35 Jahren unter die Ehrengarde, in welche man, der Verordnung nach, über 25 Jahre nicht mehr eintreten sollte. — Der Präfekt von der Arriège hatte den Befehl erhalten, 500 Konskribirte zu stellen, und er raffte deren 1500 zusammen und sendete sie ab.

Der Kapitän Usher erstaunte nicht wenig über Napoleons ausgebreitete Kenntnisse im Seewesen. Dieser bewunderte seinerseits die strenge Disziplin, die er am Bord der englischen Fregatte bemerkte. „Ich habe alles Mögliche versucht," sagte er, „um eine ähnliche Disziplin in der französischen Marine einzuführen; aber immer umsonst. Die Vorgesetzten spaßen mit ihren Untergebenen, und man läßt die Matrosen Karten und Domino spielen." Der Kaiser hatte sich durch seine geschickte Popularität bei der Equipage sehr beliebt gemacht. Während eines Tages die Matrosen speiseten, ging er zu ihnen und kostete von ihren Erbsen. — „Die armen Bourbonen", rief er mehr denn einmal auf der Ueberfahrt, „verstehen die Franzosen nicht zu regieren, und in zehn Monaten ist es mit ihnen vorbei." Uebrigens sprach er immer ohne Erbitterung, ja selbst mit großer Mäßigung von ihnen, und wenn er Ludwig XVIII gedachte, sagte er fast immer: der König.

Der Unerschrockene kam bei der Insel Elba am 3. Mai Nachmittags an. Der General Drouot begab sich sogleich zum Gouverneur, und man kam überein, daß Napoleon am andern Morgen landen, und um 2 Uhr Nachmittags seinen Einzug zu Porto-Ferraio halten werde. Bald nach Sonnenaufgang erschien er am 4. auf dem Verdeck. Er hatte mit seinem Teleskop ein hübsches Landhaus auf der andern Seite der Bucht entdeckt, und wünschte es zu besuchen. Demzufolge schiffte er sich mit dem General Bertrand, dem Oberst Campbell und dem Kapitän Usher in eine Schaluppe ein. Man fand das Haus verschlossen, und war genöthigt, nach Porto-Ferraio zu schicken, um dort die Schlüssel holen zu lassen, worüber sich Napoleon sehr ungeduldig zeigte. Während dem begaben sich die beiden Briten in einen Weinberg, wo sie sich mit einem Arbeiter unterhielten. Er wußte wohl, daß der Kaiser mit dem Unerschrockenen angekommen sei, aber nicht, daß er sich kaum hundert Schritte von ihm befinde. Der Oberst fragte ihn: was er von Napoleon halte? Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so hatt. er auch schon Ursache, seine Unvorsichtigkeit zu bereuen; denn der Arbeiter antwortete mit so bitterm Hasse darauf, und gerieth nach und nach in einen so großen Zorn, daß er endlich, mit einer ächt italienischen Pantomime, sich an seinen eigenen Hals griff und sein Hackemesser dagegen schwang, indem er dazu rief: daß er so, und nicht anders, dem Korsen dienen wolle. — Demungeachtet gewann der Kaiser nach und nach die Zuneigung des Volks, weil er vorzüglich die untern Klassen viel für sich arbeiten ließ und ihnen viel Geld zu verdienen gab.

Napoleon kam zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags an Bord der Fregatte zurück, und verließ sie bald darauf wieder, um sich nach Porto-Ferraio zu begeben, wo er, vom Volke empfangen, zuerst in die Kirche und sodann in seine Residenz, das Stadthaus, geführt wurde. Campbell und Usher speiseten mit ihm.

Die vierhundert Mann, die ihm durch den Vertrag vom 11. April zugestanden worden, waren, zwei Tage nach seiner Abreise von Foutainebleau, von Pithiviers abgegangen. Sie kamen durch Lyon, wo die Offiziere von mehrern jungen Männern der Stadt zu einem großen Gastmahl, bei einem Restaurateur zu les Brottaux, eingeladen wurden. Sie passirten sodann den Mont-Cenis, und statt nach Turin zu gehen, begaben sie sich nach Carmagnola und Savona. Bei ihrer Ankunft in diesem Hafen sendete der General Cambronne ein Aviso nach Elba, das in zwei Tagen dort ankam. Die Soldaten wurden auf fünf englische Schiffe vertheilt, die erst mehrere Tage nachher die Anker lichteten. Napoleon äusserte, daß die Tage, welche von der Ankunft des Aviso bis zu der der Truppen verflossen, zu den unangenehmsten seines Lebens gehörten. Sie kamen endlich am 26. Mai an. Die Kutschen, die kaiserlichen Pferde und die der Kavallerie wurden am 27. ohne den geringsten Unfall von den englischen Matrosen ausgeschifft. Napoleon, der dabei gegenwärtig war, konnte sich nicht genug über die Art und Weise verwundern, auf welche dies geschah. „Französische Matrosen", sagte er, „hätten wenigstens vier Tage zu derselben Arbeit gebraucht; alle Wagen wären dabei zerbrochen und die Hälfte der Pferde verletzt worden."

Einige Tage nachher verließ der Kapitän Usher die Insel Elba. Der Kaiser gab ihm beim Abschied eine goldene Dose mit seinem Bildniß, daß von zweiundzwanzig Diamanten, jeder von hundert Pfund Sterling Werth, umgeben war. Man hat ihm später

fünftausend Pfund Sterling dafür geboten, und er hat sie ausgeschlagen.

Sir Neil Campbell blieb die ganze Zeit von Napoleons Aufenthalt auf Elba gleichfalls auf der Insel. Nur von Zeit zu Zeit unternahm er kleine Reisen nach dem Kontinent, und er befand sich eben auf einem solchen Ausfluge, als der Kaiser nach Frankreich zurückkehrte. Nur allein der General Drouot war im Voraus von diesem Projekt unterrichtet, die Uebrigen erfuhren es erst im entscheidenden Augenblicke. Von der Auffassung des ersten Gedankens bis zur Ausführung des Entschlusses hatte Napoleon nur vierzehn Tage gebraucht. Die Nachricht, die er von Wien erhielt, daß man ihn nach St. Helena transportiren wolle, verleitete ihn zu dieser gewagten Unternehmung.

Es scheint in der That, wie wir schon früher geäussert haben, daß die meisten von Denen, welche die für Maubreuil bestimmten Ordres unterzeichnet hatten, den wahren Zweck desselben nicht kannten. Der bekannte Edelmuth des Kaisers Alexander läßt es nicht zu, vermuthen zu dürfen, daß der General Sacken darüber unterrichtet gewesen sei. Der provisorische Polizeiminister Anglès hatte seinerseits nur ein von dem ersten Geheimschreiber Talleyrands an ihn gerichtetes Billet, folgenden Inhalts, erhalten: „Lieber Anglès! ich ersuche Sie, Herrn von Maubreuil, dessen Royalismus und gute Gesinnung Ihnen bekannt ist, eine ähnliche Ordre ausstellen zu lassen, wie die ist, welche er vom Kriegsminister erhalten hat, und die er Ihnen vorweisen wird." Anglès unterschrieb die Ordre. Bald aber fiel ihm die Uebereilung, mit welcher er diese wichtige Sache betrieben hatte, schwer ans Herz, und er begab sich zu Talleyrand, um über diesen Gegenstand nähere Nachrichten einzuziehen. Alles, was er dadurch gewann, war die ruhige Antwort des Fürsten von Benevent: „Ich weiß nicht, was das sagen will. Wäre mein Sekretair hier, so könnte er uns darüber eine Erklärung geben; aber er ist ausgegangen." — Aber, rief Anglès höchst bestürzt, geben Sie mir die Vollmacht, Herrn von Maubreuil verhaften zu lassen? — „Thun Sie, mein Lieber!" sagte Talleyrand mit derselben Kaltblütigkeit, „was Sie für gerathen erachten." Demzufolge schickte er sogleich den Befehl auf die Post, Maubreuil keine Pferde zu geben; aber er befand sich bereits auf der Straße nach Fontainebleau. Ein Detaschement Gendarmen setzte ihm nun nach; aber es erreichte ihn nicht mehr.

Geben wir nun zum Verfahren der Regentschaft, während ihres Aufenthalts in Blois, über. Ihr letztes Aktenstück, vor ihrer Abreise von Paris, befindet sich im Gesetz-Bulletin, XIX Band, vierte Reihefolge, No. 566 im Werke selbst und No. 10,253 in den kaiserlichen Akten. Es betrift die Vorschriften zur Ausübung der Maaßregeln bei der Konskription für 1815, in den ganz oder theilweis vom Feinde besetzten Departementen.

Am 29. März, wie schon früher bemerkt worden ist, hatte die Kaiserin Maria Louise, mit ihrem Sohn, dem König von Rom, die Tuilerien verlassen. Sie blieb an demselben Tage zu Rambouillet über Nacht, am 30. zu Chartres, am 31. zu Chateaudun und am 1. April zu Vendome. Am 2. um fünf Uhr Abends hielt die Kaiserin ihren Einzug zu Blois. Der Präfekt Christiani war ihr eine Stunde weit entgegengegangen. Sie begab sich nach dem Stadthause, wo sie feierlich empfangen wurde. Die Brüder des Kaisers, Joseph, Ludwig und Hieronimus, befanden sich ebenfalls in der Stadt, die so klein ist, daß die Minister nur mit Mühe Wohnungen finden konnten, die oft sehr unbequem waren.

Blois, Hauptort des Loire- und Cher-Departementes, liegt auf einem steilen Abhange am rechten Ufer der Loire. Diese Lage bringt es mit sich, daß man nur in wenigen Straßen mit Kutschen fahren kann. Die der Kaiserin und ihres Gefolges wurden auf den Platz vor der Präfektur gefahren. Ihre Zahl war bedeutend, indem die Kaiserin allein 200 Pferde hatte. — Die Diligence von Paris vom 31. März kam am 1. April, um 11 Uhr Morgens, zu Blois an, und brachte die Nachricht vom Ausgange der Schlacht vom 30., und von der Kapitulation der Hauptstadt mit. Gleich darauf erfuhr man, durch einen von der Kaiserin abgesandten Kurrier, ihre Nähe, und Alles wurde zu ihrem Empfange, zu dem der Brüder des Kaisers und ihres zahlreichen Gefolges, vorbereitet.

Während den ersten Tagen ihres Aufenthaltes zu Blois schien Marie Louise nur darauf bedacht zu sein, sobald als möglich zu ihrem Gemahl und zur Armee zu gelangen. Der Kaiser schrieb von Fontainebleau an den Regentschaftsrath, daß er den Entschluß gefaßt habe, gegen Paris zu marschiren, und entweder zu siegen oder zu sterben. Als dies Schreiben vorgelesen wurde, fühlte sich die Kaiserin davon so heftig ergriffen, daß sie den Saal verlassen mußte. Zur allgemeinen Verwunderung erschien sie am andern Morgen wieder sehr gefaßt und ruhig, was man sich dadurch erklärte, daß sie einen spätern Brief von Napoleon erhalten, in welchem er ihr die Weigerung der Armee meldete, gegen Paris zu marschiren.

Der Graf von Houssonville, der damals diensthuender Kammerherr war, sagte mir, daß ein sehr lebhafter Briefwechsel zwischen dem Kaiser und der Kaiserin stattgefunden habe. Sie sendete jeden Tag 3 bis 400,000 Franken in Gold- oder Silbergeld an ihn ab. Diese Angelegenheit wurde mit der größten Geheimhaltung betrieben.

Niemand zu Blois, mit Ausnahme der Minister und der kaiserlichen Familie, war über die Begebenheiten und Vorgänge zu Paris unterrichtet, denn man erhielt weder Zeitungen noch Briefe von dort, und den Reisenden war der Zugang für einige Zeit versperrt. Erst am 6. wurden die pariser Zeitungen dem Hofe mitgetheilt, und der Großrichter Molé las sie mit lauter Stimme vor. Schon einige Tage vor dieser Mittheilung hatte die immer zunehmende Höflichkeit der Minister vermuthen lassen, daß es mit ihrer Gewalt zu Ende gehe.

Der Herzog von Rovigo verfuhr, während dem Aufenthalt der Regentschaft zu Blois, mit einer Strenge, die mit seinem Betragen in den drei letzten Monaten zu Paris in grellem Kontraste stand. Es scheint, daß die Schlacht bei Toulouse nur auf seinen Antrieb stattgefunden. Lord Catheart und die provisorische Regierung sendeten die Obersten Cooke und Saint-Simon an Wellington, Soult und Suchet, um sie von der Entthronung Napoleons zu unterrichten. Als sie in Orleans ankamen, wurden sie zum General Chassériau beschieden, der sie mit einer Bedeckung nach Blois schickte, wo sie so lange zurückgehalten wurden, daß sie erst nach der Schlacht Toulouse erreichen konnten.

Am 7. Morgens wurde nachfolgende Proklamation öffentlich in Blois angeschlagen. Obgleich vom 3. datirt, so war sie doch erst am 6. Abends verfaßt worden: Franzosen! Die Begebenheiten des Kriegs haben die Hauptstadt in die Gewalt der Feinde gegeben. Der Kaiser, an der Spitze seiner so oft siegreichen Armeen, eilt, sie zu befreien. Sie sind in Gegenwart des Feindes, unter den Mauern von Paris. Von der Residenz, die ich erwählt habe, und von den Ministern des Kaisers, gehen allein die Verordnungen aus, die ihr anzuerkennen habt. Jede Stadt, die sich in der Gewalt des Feindes befindet, hört auf frei zu sein. Jede von ihr ausgehende Leitung ist die Sprache des Fremdlings, oder dessen, der feindliche Absichten verbreiten will. Ihr werdet Euerm Eide getreu bleiben. Ihr werdet auf die Stimme einer Fürstin hören, die Euch anvertraut wurde, die ihren größten Ruhm darin erblickt, Französin zu sein, und das Schicksal des Monarchen zu theilen, den Ihr durch freie Wahl Euch gegeben habt. Mein Sohn war, in den Zeiten des Glücks, weniger Eurer Herzen versichert, als jetzt. Seine Rechte und seine Person sind unter Euerm Schutze.

Blois, 3. April 1814.

Maria Louise.

Durch die Kaiserin-Regentin,

Montalivet,

Minister des Innern, Sekretair der Regentschaft.

Diese Proklamation wurde an alle Behörden gesendet, denen die Regentschaft ihre Befehle noch zukommen lassen konnte. Sie kam am 10. nach Nimes, wo der Präfekt sie bekannt machen ließ. Erst am 15. brachte ein Kaufmann aus Lyon den Moniteur dahin, dessen Inhalt das größte Aufsehen erregte. An demselben Tage kam ein Mann von Avignon, mit einer weißen Kokarde auf dem Hute. Der Freudentaumel bei diesem Anblick war unbeschreiblich.

Historische Erinnerungen.

Ganganellis Vergiftung durch die Jesuiten.

Das Wort „Acquetta" ist ein italienisches Verkleinerungswort, das Schauder und Entsetzen erregt. Unsere Leser haben bereits von den fürchterlichen Wirkungen des Upas reden gehört. Sie wissen, daß ein Pfeil, in dieses ätzende Gift getaucht, dem davon getroffenen Menschen oder Thiere augenblicklich den Tod giebt. Das Wort Aqua tophana ist ihnen nicht unbekannt geblieben, und sie wissen, daß dieses Getränk für die Meineidigen bestimmt war. Sie haben Gelegenheit gehabt, sich über die verschiedenen mineralischen und Pflanzengifte, und über die mehrerer gefährlichen Schlangen und andern Thiere, zu unterrichten. Aber alle diese Gifte können auf keinerlei Art mit demjenigen verglichen werden, welches die Bewohner von Peruggia, in Kalabrien, bereiten. Die Wirkung dieses Giftes beurkundet sich im Blute durch kein plötzliches Zeichen, und zieht unabwendbar den Tod nach sich; denn so bald man es zu spüren beginnt, schleicht es schon verheerend durch die Adern. Seine Fortschritte sind langsam; aber desto sicherer, und man kann den Tag berechnen, an welchem der Unglückliche, aller anzuwendenden Hilfsmittel ungeachtet, endlich unterliegen muß. Der dadurch herbeigeführte Tod ist der schmerzhafteste und gräßlichste, den man sich nur immer denken kann. Das ist die Acquetta.

Mit dieser Höllenerfindung haben, nach der nicht allein in ganz Italien, sondern auch in ganz Europa allgemein verbreiteten Meinung, die Jesuiten den Pabst Clemens XIV (Ganganelli), der aus den dringendsten, die ganze Christenheit interessirenden und beruhigenden Gründen, es für nöthig erachtete, ihren Orden aufzuheben, vom Leben zum Tode befördert. Dieser ausgezeichnete Pabst, dessen Tugenden und Talente dem Stuhl St. Peters seinen frühern Glanz wieder verliehen, hatte das lebhafte Vorgefühl seines traurigen Geschicks, und war vollkommen darauf gefaßt. „Ich habe Alles vorausgesehen," sagte er zu seinen Freunden, „als ich es für meine Pflicht erachtete, die Kirche von dieser gefährlichen Gesellschaft zu

befreien. Ich überlasse mich in allem Uebrigen dem Willen der Vorsehung, und bringe mein Leben gern und willig zum Opfer dar, wenn das Gute dadurch erkauft werden soll."

Und dies Opfer sollte wirklich von ihm vollbracht werden. Alle Vorsichtsmaaßregeln, welche die menschliche Klugheit nur immer in Anwendung bringen konnte, alle Wachsamkeit und Ergebenheit, mit denen der Pabst umgeben war, konnten ihn nicht gegen ein beständiges Komplott bewahren, welches die Gesellschaft gegen ihn geschmiedet hatte. Oft sagte Ganganelli zu seinem Küchenmeister: „Fra Francesco, badate à la pignata, perchè altrimente anderebbo male e per voi e per noi." Diesem Befehle gemäß, ließ Francesco durchaus Niemand die Küche betreten. Eines Tages ging er jedoch schnell hinaus, und ließ einige Minuten lang die Thür offen. Sogleich eilte er zum Pabst, um ihn davon zu unterrichten, und Klemens XIV begnügte sich damit, frische Eier zu speisen.

Bereits 1770 hatte eine Bäurin von Valentano, und einige andere Fanatiker im Solde der Jesuiten, oder von diesen verführt, den nahen Tod des Pabstes verkündet, um ihn dadurch zu bewegen, von seinem Entschlusse, hinsichtlich der Unterdrückung des Ordens, abzustehen. Im folgenden Jahre erneuerten sich diese Prophezeihungen. Als 1773 die Auflösungsbulle wirklich erschien, hatte die Scheinheilige der Mark Ancona noch bestimmtere Offenbarungen. Sie bedrohte den Pabst und die Fürsten, die zur Auflösung der Gesellschaft thätig mitgewirkt, mit den fürchterlichsten Leiden und mit einem nahen Tode; zugleich verkündigte sie den unvermeidlichen Triumph und die glänzende Wiedergeburt der Jünger Lovolas.

Während diese drohenden Gerüchte sich verbreiteten, und überall Abscheu und Entsetzen erregten, waren mehrere Monate verstrichen, ohne daß man Veranlassung gehabt hätte, für das Leben des Pabsts besorgt zu sein. Aber als er zu Ende 1774, am Mittwoch in der heil. Woche, aus der Hauptkirche nach dem Vatikan zurückkehrte, sagte er zum Prälaten Macedonia, den er mit seiner Vertraulichkeit beehrte: „Monsignor, l'abbiamo preso; è qui, indem er auf seinen Magen deutete.

Er täuschte sich nicht. Bald befanden sich Mund und Gaumen im vollkommensten Zustande der Entzündung. Von Zeit zu Zeit traten Erbrechungen ein; eine immer mehr zunehmende Schwäche des Körpers, ein beständig offener Mund, wie bei einem Menschen, der von einem innern Feuer verzehrt wird; alle diese verschiedenen Zeichen liessen keinen Zweifel mehr, daß er vergiftet sei. Er schrieb an den Doktor Bianchi zu Rimini, seinen alten Freund. Der Arzt kam in aller Eil; aber es war zu spät. Bei den ersten Merkmalen des Giftes, die der Pabst in sich verspürte, hatte er bereits das Gegengift, das er immer bei sich trug, genommen; aber es war zu spät. Er ließ sich in eine fast glühende Schwitzkammer bringen, in der Hoffnung, durch einen gewaltsamen Schweiß die Gewalt des Giftes zu vermindern; aber alle diese Mittel waren umsonst.

Die Jesuiten ihrerseits weideten sich mit wahrem Satansvergnügen an der Todesqual ihres Opfers, und die entsetzlichen Leiden des Pabsts, die er umsonst zu verbergen suchte, verschafften der von ihnen verbreiteten Prophezeihung seines nahen Todes ein immer größeres Gewicht. Sie gingen in ihrer unvorsichtigen Frechheit selbst so weit, zu verkündigen, daß er gegen Ende Septembers sterben werde. Um diese Zeit erschien in Deutschland ein Kupferstich, auf welchem man ein Skelett mit einer Fahne und dem Bildnisse des Heilandes auf derselben, erblickte. In der Mitte sah man eine Art von Tabernakel mit dem Monogram I. H. S., über welchem ein Exjesuit, in der Kleidung eines Weltgeistlichen stand. Darunter standen die Worte: Ille finis erit und einige Verse, in denen gesagt wurde, daß die Jesuiten wohl ein anderes Kleid angelegt hätten, aber daß sie nie ihre Meinungen und ihr Bestreben verändern würden.

Klemens XIV starb in der That am 22. September in einem fürchterlichen, von den Wirkungen der Acquetta veranlaßten Fieberparoxismus. Er starb mit der Seelengröße eines Helden, und der ganzen Ergebung eines wahren Christen. Man vernahm kein Murren, keine Klage aus dem Munde dieses Märtirers des Bessern. Als man ihn bat, sein Testament zu machen, that er es mit den wenigen Worten:

„L'anima a Dio, la robba a' parenti."

Als er seinen Geist ausgehaucht hatte, zeigten sich die Wirkungen des Giftes auf eine wirklich schaudererregende Weise. Der Leichnam zerfiel in Stücken, die durch und durch schwarz gebrannt zu sein schienen, und verbreitete einen unerträglichen Geruch. Man that die Eingeweide in ein Geschirr, das einige Stunden nachher in Stücken zersprang. Eine große Menge blutähnlicher Flüssigkeit überschwemmte das Bett und den Boden des Zimmers. Dies erschreckliche Phänomen setzte alle Anwesenden, am meisten aber die Aerzte in Erstaunen, und war um so auffallender, da die erwähnte plötzliche Auflösung erst denn stattfand, als man die Eingeweide aus dem Körper genommen, und diesen einbalsamirt hatte. Daraus ersieht man, daß die Wirkungen der Acquetta selbst nach dem Tode noch fortdauern, gleich wie der Tiger, nachdem er sich im Blute seiner Beute gesättigt, noch auf den beweglichen Schatten der entfleischten Gerippe sich stürzt.

Der Himmel bewahre uns Alle vor den Jesuiten und ihrem Liebestranke, der Acquetta.

Erinnerungen aus Griechenland.

Ich habe bereits zwei Reisen nach Griechenland unternommen. In dem Augenblicke, wo ich mich zur dritten anschicke, fasse ich den Entschluß, ein regelmäßiges Tagebuch über alles das zu halten, was mir der Beachtung werth scheinen dürfte, und ich benutze diese Veranlassung, einiger Begebenheiten zu gedenken, von denen ich, bei meinem frühern Aufenthalte in diesem Lande, Augenzeuge gewesen bin. Dazu gehört auch der, von so ausserordentlichen Umständen begleitete, abscheuliche Mordangriff gegen den Briten Trelawney, in der Ulyssesgrotte, auf dem Parnaß, über den man bis jetzt nur sehr unvollkommen unterrichtet gewesen ist.

Als ich mich im August 1824 zu Napoli di Romania, der Hauptstadt und dem Hauptquartier der Hellenen, befand, bemerkte ich mit Leidwesen, wie die Uneinigkeit und Langsamkeit der Regierung dem günstigen Ausgange des Feldzuges ein doppeltes Hinderniß entgegenstelle. Ungeachtet ihrer Zwietracht waren die Griechen über jede äussere Einwirkung dennoch so eifersüchtig, daß sie viel lieber geneigt zu sein schienen, durchaus auf alle fremde Hilfe Verzicht zu leisten, als sich von ihr Gesetze vorschreiben zu lassen. Niemand unter ihnen hatte einen Begriff vom Manöver der Kavallerie, oder von der Kunst, eine Kanone zu richten, weshalb sie, in natürlicher Folgerung, weder Artillerie noch Reiterei hatten. Ein französischer Offizier, der Sohn des Generals Berton, ich und mehrere andere Personen, wir vereinigten uns, und suchten, von einigen griechischen Anführern unterstützt, von der Regierung die Mittel zur Bildung eines kleinen Kavalleriekorps zu erhalten. Aber nachdem wir bei diesem christlichen Divan so vielen Vorstellungen, Besuchen und Zeremonien uns unterworfen, als man vielleicht, um irgend eine Anstellung zu erhalten, bei dem größten Monarchen der Erde würde in Anwendung bringen müßen, sahen wir uns genöthigt, unsern Entschluß gänzlich aufzugeben. Berton begab sich nach Smyrna, und ich habe später erfahren, daß er in die Dienste des Pascha von Aegypten getreten sei. Ich verließ Napoli ebenfalls, um mich zu Ulysses zu begeben, um meinen Freund Trelawney in der Festung, in einer Höhle des Parnaß, zu besuchen.

In der Landestracht und wohl beritten, wendete ich mich mit meinem kleinen Gefolge von zwölf Mann gegen den Meerbusen von Lepanto. Ein Turban bedeckte meine Stirn, über die vorher ein Scheermesser gegangen war, um sie ihres Haarschmucks zu berauben. Pistolen kreuzten sich auf meiner Brust und die Waffen meiner Gefährten blitzten von den Strahlen der herrlichen Sonne Hellas.

Each arm'd as best becomes a man,
With arquebues and attaghan. *)

Unser Gepäck, und die Ueberröcke der Soldaten waren auf zwei Maulthiere geladen, die einem unglücklichen moreotischen Bauer angehörten, der von meinen Gefährten wie zu einer ganz entarteten Race gehörig betrachtet und behandelt wurde. Wir berührten die Trümmer von Argos, am Fusse eines öden Berges, auf dessen Gipfel sich eine alte, geschleifte Festung befindet, welche die Venetianer erbaut hatten. Unser Weg führte uns über eine fruchtbare, aber unbebaute Ebene, die durch eine Gebirgskette umschlungen wird, welche sich durch ganz Morea, vom Archipel bis zum Meerbusen von Lepanto, dahinzieht. Wir betraten sodann den großen Engpaß, der 1822 so verhängnißvoll für Kurschid Pascha wurde, indem der brave Kolokotroni hier das türkische Heer aufs Haupt schlug. Mitten im Gebirg zu unserer Rechten erblickten wir das Grab Agamemnons.

Am andern Morgen verweilten wir einige Zeit bei einem Brunnen, ganz in der Nähe von Korinth. Ich blieb nur kurze Zeit in der Stadt, und begab mich sodann nach Scala, von wo ich, auf einer Kaika, nach der Ulyssishöle hinüberfegelte. Ein leichter Luftzug führte uns vor Sonnenaufgang an die Küste von Rumelien, wo wir im Hafen von Aspra Spitia landeten. Ich miethete einige Maulthiere und zog durch die kleine Stadt Dystoma (Duo Stoma, zwei Oeffnungen, oder Thalmündungen), wo die Engpässe beginnen, durch welche man zu den großen und reichen Ebenen Livadiens gelangt.

Gegen Abend erblickten wir eine Kette des rauhen Gebirgs, das einen Zweig des Parnaß bildet, und in der sich die Grotte befindet, nach welcher ich mich begab. Wir durchschritten eine Schlucht, durch welche ein wildes Wasser stürzte, und durch ungeheure Felsmassen sich schlängelte. Von dort klimmten wir den Berghang hinan, der mit gekrümmten Bäumen und großen Felsbrocken überdeckt war. Halbwegs erreichten wir eine kleine beschattete Kirche, von der an das Hinansteigen immer steiler wird. Nach einer halben Stunde waren wir an einer senkrecht abgerissenen Felswand, in welcher, ungefähr hundert Fuß über ihrer Basis, sich eine ungeheure Höhle befindet, die weit und geräumig ist, und tief in das Innere des Berges vordringt.

Eine kleine runde Batterie vertheidigt den Fuß

*) Jeder von ihnen, nach der für einen Mann am zweckmäßigsten bewaffneten Art, mit einem Feuergewehr und einem Schlachtschwert.

der in den Felsen gehauenen Stiege, auf welcher man allein in die Höhe gelangen kann. Das Hinansteigen war ziemlich beschwerlich, aber als ich oben angekommen war, wurde ich aufs Zuvorkommendste von meinem Freunde Trelawney und von dem Ingenieur Gill bewillkommt, der den von Natur festen Ort noch unbezwinglicher zu machen suchte. Die hohe Wölbung der Höhle gewährt zwar dem Tageslicht einen genügenden Eingang; aber sobald die Sonne hinter die Gipfel der Berge sich neigt, tritt mit einemmale eine Finsterniß ein, die wirklich etwas Grausenerregendes hat.

Im Innern der Grotte befanden sich mehrere Häuser, unter anderm das des Ulysses, welches gleich am Eingange gelegen war, und einen Theil der Vertheidigungswerke ausmachte. Mehr im Hintergrunde waren die Wohnungen der Frauen, die, nach türkischer Sitte, ganz abgesondert von den Männern lebten. Die Wölbung der Höhle ist an diesem Orte sehr hoch, und der Boden bildet mehrere Abstufungen oder Terassen, zu denen man mit Leichtigkeit hinabsteigen kann. Ganz im tiefsten Grund der Grotte waren große Vorräthe von Wein, Getreide, Oel, Käse und Brantwein, mit denen man mehrere hundert Menschen wohl 20 Jahre lang hätte erhalten können. Unter den Kriegsvorräthen befanden sich vier Kanonen, die Trelawney hatte von Missolunghi kommen lassen. Ein kleiner Bach, der jedoch nur im Winter floß, war in mehrere große Behälter geleitet, in welchen man das Wasser für den Sommer aufbewahrte. Gill war auch mit der Grabung eines Brunnens beschäftigt. Man sieht aus alledem, daß diese, durch ihre Lage unübersteigbare Veste, von einer langen Belagerung nichts zu befürchten habe. Ulysses war bei meiner Ankunft abwesend, und befand sich in seinem 12 Stunden entfernten Lager; indessen erwartete man ihn alltäglich zurück.

Unsere Tafel war in der Höhle sehr wohl bestellt. Alle möglichen Arten Fleisch, frische und gesalzene Fische, Wildpret und Geflügel wurden auf türkische Weise, das heißt: kräftig und schmackhaft, zubereitet. Am andern Morgen nach meiner Ankunft kam der Schottländer Fenton aus dem Lager. Obgleich ich ihn zum erstenmal sah, so hatte ich doch schon viel Vortheilhaftes über ihn gehört, und reichte ihm daher freundschaftlich die Hand. Ich ahnete nicht, daß er bald darauf sich mit dem Blute seines Waffengefährten besudeln werde. Er war außerordentlich thätig, und streifte Tag und Nacht in den Bergen umher. Sein ganzer Körper war mit Narben überdeckt, und er that sich darauf nicht wenig zu gute. Er sagte mir, daß er den Krieg in Spanien mitgemacht, und dort alle diese Wunden erhalten habe. Mit Ulysses hatte er den Feldzug nach Negrepont unternommen, und [während] desselben eine so große Tapferkeit bewiesen, daß der griechische Anführer mehrmals schwor, mit tausend Mann, wie Fenton, Konstantinopel erobern zu wollen.

Wir erfuhren am Abend desselben Tages, daß Ulysses das Lager verlassen, und sich nach Dystoma begeben habe. Am nächsten Morgen verfügte ich mich deshalb, in Fentons Begleitung, dahin. Er nahm mich sehr zuvorkommend auf, und sagte: daß er mich schon lange zu seinen Freunden gezählt habe. Er hatte sein Loger aufgelöset, und die Truppen zerstreut, weil er keine Unterstützung von der Regierung erhielt, und das ziemlich bedeutende Korps nicht auf seine eigenen Kosten unterhalten konnte. Er hatte nur eine Leibwache behalten, die aus 50 Mann bestand. Fenton bezeugte ihm große Ehrfurcht, und wurde dagegen von ihm mit vielem Vertrauen behandelt. Gegen Abend begaben wir uns sämmtlich zur Höhle.

Es ist mir noch immer, als wenn das Gemälde derselben meinen Blicken vorschwebte. Mit Sonnenuntergang saßen wir am Eingange der Grotte, ruhig unsere Pfeifen schmauchend, und den tiefen Abgrund zu unsern Füßen durchforschend. Ulysses und Trelawney unterhielten sich in der sonderbaren Sprache, die sie sich gebildet hatten, und die man bequem für eine ganz neue Mundart hätte gelten lassen. Es war ein Gemisch von schlechtem Italienisch, mit griechischen und arabischen Wörtern, die sie sich gegenseitig abgelernt hatten, durchwirkt. Der unruhige Fenton, dessen schwarzes durchdringendes Auge unter der weissen Draperie seines Turbans sprühte, schritt beständig auf und ab, und verweilte nur einige Augenblicke in unserer Nähe, um über unsere Unterhaltung zu lächeln, oder ein Scherzwort auszusprechen. Unter uns sahen wir mehrere Gruppen von Soldaten und Bauern, welche die zahlreichen Höhlen in der Umgebung, oder aus unbehauenen Bäumen erbauten Hütten, unter dem Schutze der Festung, bewohnten. Mehr als einmal berührte der majestätisch über uns schwebende Adler den Rand des Gewölbes, und wir vernahmen das dumpfe Rauschen seines Flügelschlages.

It made you pause and glance your eye,
Too see what movement wes on high.*)

Auf einem unserer Ausflüge zeigte uns Ulysses einen großen Marmorblock, auf welchem sich ein Basrelief befand. Er entschloß sich, auf unsere Einladung, es nach der Höhle bringen zu lassen. — Fenton und ich, wir hatten beschlossen, uns nach Missolunghi zu verfügen, um dort mehrere uns nothwendige Ge-

*) Man war gezwungen zu verweilen, und in die Lüfte emporzublicken, zu sehen, was sie in Bewegung setze.

genstände, unter anderm Salpeter, zum Einsalzen der Schweine des Parnaß, die in diesem Gebirge sehr häufig sind, einzukaufen. Ausserdem wollten wir noch ein Billard von Zante kommen lassen. Wir waren von 16 bewaffneten Männern begleitet, von denen sich fünf in meinem persönlichen Dienste befanden. Durch einen Engpaß kamen wir nach Salona, das, wie fast alle übrigen Städte des Landes, vollkommen ausgeplündert und theilweis niedergebrannt war. Wir blieben dort über Nacht, und ich lernte dort bei dieser Gelegenheit den schrecklichen Karakter meines Reisegefährten etwas genauer kennen.

Am andern Morgen zogen wir links an Kastri vorüber, wo ehemals das delphische Orakel war. Bald darauf kamen wir in ein rauhes unfruchtbares Gebirg, durch welches hin der Weg beschwerlich und gefahrvoll war. Wir fügten uns in den allgemeinen Landesgebrauch, und stahlen die Hammel, deren wir zu unserer Nahrung bedurften. Ich gab in Hinsicht dieser glorreichen Expeditionen den Heerden der Klöster immer den Vorzug; denn ich dachte wie Robin Hood im Ivanhoe: daß die guten Mönche mehr, als alle übrigen Bewohner, im Stande seien, diese gezwungene Anleihe zu verschmerzen. Zudem waren die ihrigen unvergleichlich besser genährt, als die der armen Bauern; ein Grund mehr, sie in gutem Andenken zu behalten.

Am vierten Tage unsers Marsches floß der Regen stromweis herab. Wir brachten die Nacht, übel genug, in einem Hirsemagazin zu. Die Wege waren ungangbar geworden und das Flüßchen Gefori war übergetreten und sehr reissend. Nicht ohne Gefahr setzten wir zweimal darüber. Schon auf einer frühern Reise wäre ich auf derselben Stelle beinahe ertrunken, und verlor einen Mantelsack, in dem sich 600 Dolar befanden, die Trelawney gehörten.

Wir kamen gegen Abend zu Missolunghi an, und begaben uns in Fentons alte Wohnung, wo wir sehr zuvorkommend aufgenommen wurden. Gill kam zwei Tage nach uns an, und reisete nach Napoli ab. Missolunghi ist ein elender Ort, aus etwa hundert Fischerhäusern bestehend. Die Straßen sind nicht gepflastert, und mit stehendem Wasser angefüllt, das einen unerträglichen Gestank verbreitet. Ich mochte da nicht bleiben, und ging zuerst nach Tripolizza, sodann nach Gastumi, wo ich einige Briefe von Fenton fand. Endlich eilte ich nach Napoli, um der griechischen Regierung meine Dienste anzubieten. Ich fand daselbst mehrere Personen, unter anderm den Amerikaner Washington, der sich unterfing, eine Protestation gegen das Verfahren der Griechen, unter Englands Schutz sich zu stellen, bekannt zu machen. Emerson war bei Miaulis, an Bord der griechischen Flotte, und der Schottländer Mason gab sich alle nur erdenkbare Mühe, die Hellenen im Einzelnen zu zivilisiren.

Ich erhielt endlich einen Auftrag von der Regierung, und den Befehl über fünfzig Mann, zur Ausführung desselben. Ich sollte mich den Sulioten im Lager von Patras anschliessen. Jedem Hauptmann sollte alle drei Monate der Sold für seine Truppen vorausbezahlt werden. Auf dem Marsche brach unter meiner kleinen Bande eine Verschwörung aus. Es war ihr nämlich nichts weniger als angenehm, aus den guten Garnisonen Morea's in die verheerten Gebirge Rumeliens versetzt zu werden. Sie weigerten sich deshalb, zu Korinth sich einzuschiffen, und verlangten ihren Sold von mir. Ich blieb jedoch standhaft, und da man mir bewaffnete Hilfe lieh, so brachte ich mit Nachsicht, Strenge und guten Worten zur rechten Zeit bald Alles wieder ins vorige Geleis.

Nachdem wir den Meerbusen von Lepanto überschifft hatten, schlugen wir unser kleines Lager auf einem Berge auf, und schickten nach verschiedenen Richtungen Späher aus. Unglücklicherweise waren wir zu spät angekommen, um Gouras bei der Vertheidigung von Salona noch beistehen zu können. Er hatte die Stadt verlassen, und sie war unmittelbar darauf von den Türken besetzt worden. Er war im S. Lukaskloster, wo wir am andern Morgen gleichfalls anlangten. Da ich mich nur ungefähr eine Tagreise von der Ulysseshöhle befand, so beschloß ich, mich dahin zu begeben, um einige Stunden mit meinen Freunden zubringen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Literatur.

Voyage à Méroé, au fleuve blanc, au-delà de Fâzogl, dans le midi du royaume de Sennâr, à Siouah et dans cinq autres oasis. — Reise nach Meroe, dem weißen Flusse, jenseits Fazockl, im Süden des Königreichs Sennaar, nach Siuah und in fünf andere Oasen, während den Jahren 1819, 1820, 1821 und 1822, gemacht von Friedrich Cailliaud von Nantes. Mit geographischen Karten u. Kupfern. Dem König gewidmet. Paris 1826. Bei Gebrüder Debure. Zwei Bände. 8.

Durch diese Reise lernen wir ein bisher ganz unbekanntes Land im Innern Afrika's, auf eine Strecke von zweihundert Stunden, bis zum zehnten Grad nördlicher Breite kennen. Es ist jetzt ausser allem Zweifel, daß der Nil, dessen Quellen Bruce in Abyssinien entdeckt zu haben glaubte, und den die Portugiesen bereits im sechszehnten Jahrhundert erkannt und beschrieben haben, nur ein Zufluß des eigentlichen Nil ist, dessen Quellen sich viel näher gegen den Aequa-

tor befinden. Man verdankt Cailliaud auch die Entdeckung der Stadt Meroe, die er in den Ruinen erkannt hat, welche ſich im Delta, zwiſchen dem Bahr el Abriel (dem weißen Fluſſe) und dem Bahr el Azrack (dem blauen Fluſſe), gerade auf der Stelle befinden, die d'Anville nach den Alten angegeben hatte. Die Sphinx- und Löwen-Alleen, die Tempel in ägyptiſchem Styl, die vielen Pyramiden, eine ungeheure Ringmauer von rothen Backſteinen, zeugen von der Exiſtenz einer großen Stadt, und können dazu dienen, die noch unentſchiedene Frage zu beleuchten: „Iſt die Ziviliſation von Aethiopien nach Aegypten vorgedrungen, oder umgekehrt?“ — Dieſe Reiſe iſt während der Expedition der beiden Söhne des Paſcha von Aegypten, Ismael und Ibrahim, in Nubien unternommen worden, um dort eine große Menge Neger aufzufangen und in Unter-Aegypten auf europäiſche Weiſe diſziplinirte Soldaten aus ihnen zu machen.

Relation du voyage du capitaine Gnedon à la baie de Baffin. — Erzählung der Reiſe des Kapitäns Guedon in die Baffinsbucht, auf dem Wallfiſchfahrer „der Grönländer“, im Jahr 1825. Von Nell de Bréauté. (Auszug aus den See-Annalen.) Paris 1826. 22 S. 8. Mit einer Karte.

Guedon verließ Dieppe am 6. März 1825 und war gegen Ende Aprils an der Küſte von Grönland, wo er zwei Eskimo's fand, von denen der jüngſte in der däniſchen Niederlaſſung auf der Inſel Diskо gewohnt hatte, ſchreiben und leſen konnte und beinahe ganz ziviliſirt war. Er ſchrieb, auf Verlangen des Kapitäns, ſein Alter, ſeinen Namen, den ſeiner Frau und das Datum des Tages. Die Schrift iſt groß und ſchön. Im Anfang Mai war man im Angeſicht der Inſel Diskо. Die Eskimo's fanden ſich mit ihren Weibern in ziemlicher Menge ein, um einen Tauſchhandel zu etabliren. Abends tanzten die Matroſen mit den Weibern nach einer ſchlechten Geige, die einer der Eingebornen geſchickt genug ſpielte. Die däniſche Niederlaſſung zu Diskо beſteht aus einem großen hölzernen Hauſe, das von drei Männern und zwei Frauen bewohnt wird. Der Aufſeher führte die franzöſiſchen Offiziere in Schlitten, von denen jeder mit acht Hunden beſpannt war, bis zu dem Orte, wo ſie ihre Schaluppe gelaſſen hatten. Er ſprach etwas franzöſiſch und ſang ſogar in dieſer Sprache. Der Wallfiſchfang wird erſt nördlich von Diskо, zwiſchen dem Vorgebirg Searle unter 67° 40′ und der Meerenge von Lancaſter unter 74°, ergiebig. In Kurzem wurden neun Wallfiſche gefangen.

Troisième lettre à Mr. le baron d'Eckstein sur les dangers de son catholicisme indo-chrétien. — Dritter Brief an den Hrn. Baron v. Eckſtein über die Gefahren ſeines indiſch-chriſtlichen Katholizismus u. ſ. w. Von M. N. M. Paris 1826. 120 S. 8.

Dieſer dritte Brief iſt durch die Gelehrſamkeit, die Dialektik und das Talent des Verfaſſers merkwürdig. Ausgedehnter als die beiden erſten, iſt er auch reicher an Entwickelung, an treffenden Zügen, an intereſſanten Anführungen und an mehr oder minder genauen Beziehungen. Der Verfaſſer zeigt ſich gleich auf der erſten Seite als eifriger Katholik. Er beſteht auf der Annahme eines natürlichen und eines übernatürlichen Chriſtenthums; das erſte als das Erzeugniß unſerer natürlichen Eigenſchaften, das andere als das göttlicher Offenbarung. Er bedient ſich der wenigſtens ſehr zweifelhaften und theologiſch unrichtigen Aegide Chateaubriands, die von der Geſchichte mehr bekämpft als begünſtigt wird: „Je mehr man den Chriſtianismus durchforſcht, je mehr bemerkt man, daß er nur die Entwickelung und das nothwendige Reſultat des reifen Alters der Geſellſchaft iſt.“ — Was den Eckſteinſchen Katholizismus anbelangt, ſo iſt er weiter nichts, als die alte, beſtändig verachtete und beſtändig wieder neu aufgewärmte Lehre vom blinden Glauben und unbedingten Gehorſam, dieſe unbehilfliche Doktrine des Jeſuitismus, die von der des wahren Chriſtianismus eben ſo ſehr verſchieden iſt, als die Wahrheit von der Lüge, als die göttliche Vernunft vom thieriſchen Unſinn.

Spaniſche Literatur.

Diccionnario de Hacienda para el uso de la suprema direccion de ella. — Wörterbuch der Finanzen, zum Gebrauch der mit der Verwaltung derſelben Beauftragten. Von Dr. Joſe Canga Arguelles. Erſtes, zweites, drittes Heft. London 1826. Bei Calero. 3 Bände in 8. von 80 Seiten jedes.

Elementos de la ciencia de Hacienda — Elemente der Finanzwiſſenſchaft. Von demſelben Verfaſſer. London 1826. Bei Calero. Ein Band in 8. von 402 S.

Das Wörterbuch der Finanzen, das erſte Werk dieſer Art, welches in ſpaniſcher Sprache erſchienen, iſt von der höchſten Wichtigkeit für alle Diejenigen, die ſich mit einem ſo innig mit dem öffentlichen Wohle verbundenen Gegenſtande beſchäftigen. Dies Werk, das mit eben ſo großer Klarheit als Genauigkeit geſchrieben iſt, ſtellt ein getreues Gemälde von dem Zuſtande des Reichthums der verſchiedenen europäiſchen Staaten dar. Es beachtet deshalb vorzüglich das Ein-

kommen, die Ausgaben und die Schulden derſelben. Man findet eine Darſtellung der auſſerordentlichen Hilfsmittel, die in Nothfällen von den ſpaniſchen Finanzmännern in Ausführung gebracht werden, ſo wie aller Handelsverbindungen und Beziehungen Spaniens mit den übrigen Mächten. Die Statiſtik der Halbinſel und der Gegenden Amerikas, die koloniſirt wurden, iſt ſehr genau und mit vielen Noten verſehen. Unter den merkwürdigen Aktenſtücken iſt uns beſonders die Liſte der verſchiedenen Tribute aufgefallen, welche der Dey von Algier das Recht zu haben vorgibt, jährlich von den europäiſchen Mächten erheben zu dürfen, nämlich: Portugal 3,470,000 Fr., Spanien 1,200,000 Fr., Frankreich 1,175,000 Fr., Dänemark 1,100,000 Fr., England 900,000 Fr., Holland 625,000 Fr., Löſegelder der Gefangenen 902,500 Fr., Priſen der algieriſchen Seeräuber 600.000 Fr., in Summe: 9,972,500 Fr. — Der Verfaſſer bekleidete früher eine der erſten Stellen in Spanien, er hat alſo ſehr leicht den traurigen Einfluß beurtheilen können, den der Mangel finanzieller Kenntniſſe ausüben mußte. Er gab deshalb den Bitten ſeines Freundes, des mexikaniſchen Geſchäftsträgers zu London, Rocafuerte, nach, und gab die „Elemente der Finanzwiſſenſchaft“ heraus. Die erſte Auflage dieſes Werks war in Kurzem vollkommen vergriffen und gewann großen Beifall im ſpaniſchen Amerika. Sein Wörterbuch übertrifft die Elemente noch an Verdienſt und Umſicht und kann einen großen Einfluß auf das neue Finanzſyſtem der ſüdamerikaniſchen Republiken ausüben. Der Verfaſſer ſchrieb es größtentheils in dem Gefängniſſe, in welchem er mehrere Jahre zubrachte, weil er ſeinem Vaterland nach ſeinem Gewiſſen gedient hatte.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Das bibliographiſche Büllettin der Revue encyclopédique vom Monat Juli d. J. kündigt die Herausgabe von 127 franzöſiſchen und fremden Werken an. Afrika hat dazu nicht das Geringſte beigetragen, obgleich auch dort die Ziviliſation aufzublühen beginnt. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung iſt von den Briten ein Muſeum begründet worden, und der Paſcha Ibrahim, Sohn Mohamed Ali's, hat in Aegypten einige induſtrielle Anſtalten, einige Waffenfabriken und Seidenſpinnereien zu Kairo und Embabe, Tiſchler- und Schloſſerwerkſtätten, Kattun-Manufakturen, Kupferſchmelzen, eine Buchdruckerei zu Bulack und zehn Baumwollenſpinnereien in verſchiedenen Städten, angelegt. — Aſien hat nur ein Buch geliefert, das noch dazu über Botanik und von einem Deutſchen, Namens Blume, iſt. Amerika iſt fruchtbarer in großen Beiſpielen, als in ausgezeichneten Büchern. Spanien iſt, in literariſcher Hinſicht, das europäiſche Afrika, es hat nichts erzeugt. Auſſer einer neuen Münze läßt ſich von Polen eben ſo wenig ſagen. Man weiß, daß es auch dort Preßgeſetze und liebenswürdige Cenſoren giebt. Die Schweiz hat ein Kontingent von „Erinnerungen“ gegeben. Es ſcheint auſſerdem, nach der Revue encyclopédique zu urtheilen, daß man ſich in dieſem Lande ſehr viel mit den Taubſtummen beſchäftigt. — Ein Werk über die Cranioscopie, und ein anderes über den Handel des Morgenlandes mit Rußland und Skandinavien im Mittelalter, beweiſen, daß Dänemark der Fortbewegung der Ziviliſation nicht fremd geblieben iſt. Vier Werke in ruſſiſcher Sprache beurkunden das Beſtreben des großen Reichs der Zaaren, immer mehr der Barbarei zu entgehen. Sieben deutſche Werke haben die Aufmerkſamkeit des Publikums gefeſſelt. Sie betrafen theils religiöſe, theils politiſche und wiſſenſchaftliche Gegenſtände. Die Niederlande haben neun Werke gegeben, die faſt ſämmtlich den Wiſſenſchaften und der Induſtrie gewidmet ſind. Großbritanien zeichnet ſich durch ſechszehn derſelben aus, von denen ſieben periodiſch ſind, und mit den Wiſſenſchaften ſich beſchäftigen. Frankreich endlich hat einundzwanzig Werke über die phyſiſchen und Naturwiſſenſchaften, ſiebenundzwanzig über religiöſe, moraliſche, politiſche und hiſtoriſche Gegenſtände, dreizehn über Literatur und vier über ſchöne Künſte erzeugt.

— Der Tod hat den vereinigten Staaten von Nordamerika an einem und demſelben Tage zwei große Männer geraubt. John Adams und Jefferſon nehmen in der Geſchichte einen auſgezeichneten Platz ein. Der Tag ihres Todes war gerade der fünfzigſte Jahrestag der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes, zu der ſie ſo viel beigetragen hatten. John Adams, durch ſein hohes Alter (92 Jahr) geſchwächt, hörte das Geräuſch der öffentlichen Freude, und fragte, was es zu bedeuten habe? Als er die Urſache erfuhr, rief er: welch' ein ſchöner Tag! nach welchen Worten er verſchied. Jefferſon, der ſeit Langem krank war, hatte nur noch den Wunſch, den glücklichen 4. Juli zu erleben, und ſein Wunſch wurde erfüllt. Er ſtarb an demſelben Tage.

— Man geht mit dem Gedanken um, zu Calcutta ein Hindu-Theater zu errichten, und zwar auf Aktien, wie dies von Seiten der Briten ſtatt findet. Das Theater ſoll ſeinen bleibenden Direktor, und Schauſpieler und Schauſpielerinnen mit beſtimmtem Gehalt, haben. Jeden Monat ſoll ein neues Muſik- und Dichtungsſtück, wie die alten Natakſ, gegeben werden. Das indiſche Journal, die Samachar Chandrika, gibt davon den Proſpektus.

— In der Beſchreibung ſeiner Reiſe im Innern Afrika's gedenkt Clapperton auch des Henkers zu Sackatu, der von Yakoba gebürtig iſt. Er bewarb ſich um den Platz ſeines Bruders in dieſer letztern Stadt, und auf den Befehl des Gouverneurs, jenem zuvor den Kopf abzuſchlagen, eilte er ſogleich nach ſeiner Wohnung, fand ihn vor der Thür derſelben und hieb ihm mit ſeinem Säbel den Kopf auf einen Streich ab, faßte ihn an den Haaren und brachte ihn noch rauchend dem Statthalter, der ihm den verſprochenen Poſten gab. Bald darauf ließ ihn der Sultan Bello nach Sackatu kommen, wo er zweitauſend Kuaricken zu köpfen hatte.

Literarische Anzeigen.

An Freunde der Geschichte.

Folgende, mit Beifall aufgenommene historische Werke sind in den Hakeschen Buchhandlungen zu Hannover und Leipzig erschienen:

Decken, F. v. D., Philosophisch-historisch-geographische Untersuchungen über die Insel Helgoland. gr. 8. Mit 2 color. Kupfern und 2 Karten. 1826. 1 rthlr. 12 gr.

Wersebe, A. von, über die Völker und Völkerbündnisse des alten Deutschlands; nochmals versuchte, grösstentheils auf ganz neue Ansichten gegründete Erläuterungen. gr. 4. 1826. Weis Druckpap 3 Thlr., ordn Druckpap. 2 2/3 Thlr.

— — über die Niederländischen Colonien, welche im nördlichen Deutschlande im 12ten Jahrhunderte gestiftet worden; weitere Nachforschungen mit geleg. Bemerk. zur gleichz. Geschichte. 2 Bande. gr. 8. Neue, wohlfeilere Ausgabe. 1826. Velinpap. 6 Thlr. Schreibpap. 4 Thlr.

Böttiger, Dr. C. W., Heinrich der Löwe, Herzog der Sachsen und Bayern. Ein biograph. Versuch. gr. 8. 1819. 1 Thlr. 8 ggr.

Eichhorn, J. G., Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Dritte, bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzte Ausgabe. 6 Bände. gr. 8. 1817 — 18. 15 Thlr.

Mannert, K., die Geschichte Bayerns, aus den Quellen und andern vorzüglichen Hilfsmitteln bearbeitet. 2 Thle. gr. 8. 1826. Subscriptionspreis bis Ende d. J. 4 Thlr.

Tabula itineraria Peutingeriana. Primum aeri incisa et ed. a. F. Ch. de Scheyb. MDCCLIII; denuo cum cod. Vindoboni collata, emendata et nova C. Mannerti introductione instructa, st. et op. Academiæ literarum regiæ Monacensis fol. maj. 1824. 6 Thlr. 8 ggr.

Hüne, Dr. A., Geschichte des Königreichs Hannover und Herzogthums Braunschweig. Mit einer Vorrede vom Hofrath Heeren in Göttingen. Erster Band. gr. 8. 1824. (Der 2te und letzte Band erscheint nächstens.) 2 rthlr. 16 ggr.

Boclo, C., Lehrbuch der deutschen Geschichte für höhere Schulanstalten und für Freunde der Wissenschaft. gr. 8. 1825. 1 rthlr. 12 ggr.

Pertz, Dr. G. H., Geschichte der Merowingischen Hausmeier. gr. 8. 1819. 20 ggr.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichte des Mittelalters, 5r Band, vom Dr. G. H. Pertz, mit Facsimiles. gr. 8. 1824 — 25. 2 rthlr. 12 ggr.

Daraus ist besonders abgedruckt:

Pertz, Dr. G. H., Italienische Reise. 1821 — 23. gr. 8. 1 rthlr. 12 ggr.

Monumenta Germaniæ historica inde ab Anno Christi 500. usque ad annum 1500. auspiciis Societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit *Georg. Heinr. Pertz.* Tomus I. in Fol. Mit 8 Folio-Tafeln lithograph. Handschriften-Proben. 1826.

Subscriptions-Preis für die Ausgabe No. I. auf starkem Velin-Papier 16 Rthlr. 12 ggr. sächs. für die Ausgabe No. II. auf Schweizer Velin-Druckpapier 11 Rthlr. sächs.

(Eine ausführliche Anzeige darüber ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.)

Neuigkeiten der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin. Michaelis-Messe 1826.

Krug, Leop. geh. Reg. Rath, staatswissenschaftliche Anzeigen. Mit vorzügl. Bezug auf den preuß. Staat. 2s Heft. gr. 8. 1 Rthlr.

Plehn, Dr. S. L., Lesbiacorum liber. acc. tabula geogr. aeri incisa. gr. 8. Commission. 1 Rthlr. 8 gr. (1 Rthlr. 10 Sgr.)

Recke, Elisa v. d., Gebete und religiöse Betrachtungen. 8. 12 Gr. (15 Sgr.)

Restorf, F. v. Major, topographische Beschreibung der Provinz Pommern, mit einer statistischen Uebersicht. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr. (1 Rthlr. 10 Sgr.)

Rumohr, C. F. v., italienische Forschungen. Erster Band. gr. 8. 2 Rthlr.

Neue Schriften zum Unterricht,

welche in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und zu den beigesetzten Preisen in allen namhaften Buchhandlungen zu bekommen sind:

M. L. J. Döring, die Lehre von der deutschen Prosodie, für die obern Klassen in Gelehrtenschulen, aber auch als Beilage zu allen deutschen Sprachlehren und als Vorbereitung zur Kenntniß der griechischen und lateinischen Prosodie. gr. 8. 18 gr.

La Forgue, Prof., Paronymes français ou recueil de la majeure partie des mots de la langue française qui ne diffèrent orthographiquement que par quelque consonne, mais dont la signification est presque toujours diamétralement opposée; accompagnées d'un choix classique de phrases substantielles pour en faciliter la prononciation et l'emploi. Ouvrage utile aux Etrangers, particulièrement aux Allemands et affecté spécialement à l'étude de la langue française. gr. 8. br. 1 Thlr. 3 Gr.

A. Müller, lecture instructive et amusante, propre à faciliter l'étude des Gallicismes etc., auch unter dem Titel: Lehrreiches und unterhaltendes Lesebuch, zur leichten und schnellen Erlernung der Gallicismen oder Eigenheiten der französischen Sprache, um die Ausdrücke zu vermeiden, welche dem Geiste derselben zuwider sind. Zweite, wohlfeilere Schulausgabe. gr. 8. broch. 1 Thlr. 12 gr.

K. H. W. Münnich, Prof., reine und angewandte neugriechische Sprachlehre, zum Selbstunterricht für Studirende; nebst einer Uebersicht der Literatur und erläuterten prosaischen und poetischen Bruchstücken aus Uebersetzungen und Originalen. gr. 8. 21 gr.

C. J. Peschel, Handbuch der Waffenlehre, für Offiziere der Infanterie und Cavallerie und zunächst als Lehrbuch bei dem K. S. Cadettencorps. Mit 5 Kupf. gr. 8. 3 Thlr.

T. Searle, Anleitung zur richtigen Aussprache des Englischen; nach den vorzüglichsten englischen Orthoepisten bearbeitet. gr. 8. br. 21 gr.

D. B. W. Seiler, Hofrath, Naturlehre des Menschen, mit Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie; für Künstler und Kunstfreunde. Erstes Heft. gr. 8. Mit 4 großen Kupfertafeln in Landkartenformat. In der Vorausbezahlung 6 Thlr., im Ladenpreise von Michael 1826 an 8 Thlr. — Jeder einzelne Abdruck von einer Platte zu Vorlegeblättern kostet 2 Thlr.

T. F. M. Richter, Reisen im Mittelmeere und in den angrenzenden Gewässern. Erster Theil.

Auch unter dem Titel:

Richters Reisen zu Wasser und zu Lande in den Jahren 1805 bis 1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung, und zur Unterhaltung für Jedermann. Sechstes Bandchen. 8. Velinpapier 1 Thlr.

G. Salomon, Parabeln. Zweite wohlfeilere Ausgabe. 8. Velinpapier. br. 16 gr.

G. A. Fischer, Prof., Lehrbuch zum ersten Unterricht in der Zahlenrechnung. Für Geschäftsmänner und Jünglinge, die im Militär- und Zivilfache sich dazu bilden wollen. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 1 Thlr.

Aarau, im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 48. Dritter Jahrgang 1826. 29. November.

Die Juden in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß der menschliche Geist in unsern Tagen immer mehr und von allen Seiten die alten Gewohnheiten und die barbarischen Gebräuche zu beseitigen sucht, die seinen Aufschwung verhindern, und daß er dagegen andere Ideen aufzustellen sich bemüht, die mit der neuen Zivilisation mehr in Uebereinstimmung stehen. — So hat sich auch in Nordamerika eine Gesellschaft „jüdischer Neuerer" gebildet, deren Bestreben dahin geht, alle Mißbräuche abzuschaffen, die sich in ihren Kultus eingeschlichen, und was das Merkwürdigste ist, so verfahren sie dabei fast auf dieselbe Weise, wie die christlichen Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts.

Diese israelitischen Lutheraner, Protestanten oder Reformirte, wie man sie nennen mag, haben ihre erste Sitzung zu Charlestown, in Süd-Karolina, am 16. Januar 1825 gehalten. Bei einer andern Versammlung, am 21. November desselben Jahres, setzte eins der Mitglieder, Isaak Harby, Plan und Zweck der Gesellschaft aus einander, und seine Rede wurde seitdem gedruckt.

Man hat bisher immer geglaubt, daß die Juden unerschütterlich fest an ihrer alten Glaubenslehre und am alten Ritus hängen, und daß Nichts im Stande sei, sie von dem Wege abzuleiten, den sie seit so vielen Jahrhunderten verfolgt haben; aber diese Meinung gründet sich ebensowohl auf mangelhafte Beobachtung, als auf eingewurzeltes Vorurtheil. Einige Christen haben die Zeremonien des israelitischen Kultus in den Synagogen gesehen, und sie seltsam und übertrieben gefunden. Sogleich haben sie sich eingebildet, daß eine Nation, die noch dergleichen Gebräuche habe, nicht Meister ihrer Vernunft sei. Sie haben sich nicht Mühe gegeben, genauer zu untersuchen, ob der Aberglaube, den sie der ganzen Masse des Volks zum Vorwurf machten, wirklich überall herrschend sei, und ob nicht wenigstens einige Theile davon verschont geblieben. Die religiöse Abneigung hat dem ungerechten, allgemeinen Ausspruch ein noch größeres Gewicht gegeben und keine Ausnahme gemacht.

Inzwischen legten aber die Israeliten, ohne auf irgend eine Weise von aussen dazu angeregt worden zu sein, einzig dem Drange der Vernunft gehorchend, den Grund zu einer großen Reformation. Ihr Bestreben ist nicht ohne Erfolg geblieben, und die in Vorschlag gebrachten Abänderungen in der alten Lehre des Gesetzgebers Moses und der Propheten werden eifrig und ohne Widerstand in Ausführung gebracht. Die Trümmer einer überall verfolgten Nation, die nirgends der Gewalt mit Gewalt sich entgegenzustellen im Stande war, und die demungeachtet den mächtigsten Monarchen Europa's widerstand; die weder durch Martern noch durch Bestechungen schwankend in ihrem Glauben, unsicher in ihrer Beharrlichkeit gemacht werden konnte: diese Nation, deren Hartnäckigkeit fast beispiellos ist, hat dem Einflusse der Ruhe und des Wohlstandes nachgegeben, sie hat der Vernunft gehorcht, nachdem Furcht und Stolz aus ihrer Seele

gewichen waren, und aus eigenem Antriebe eine Reformation begonnen, die den Bedürfnissen des Jahrhunderts, den Forderungen der Zivilisation, entspricht.

Um diese Reformation aus ihrem eigentlichen und rechten Gesichtspunkte zu betrachten, muß man den gegenwärtigen Zustand der Juden, ihre religiösen Lehrsätze und ihre Lithurgie kennen.

Am Samstag, wo gewöhnlich die religiösen Versammlungen statt finden, sieht man die Männer, stehend oder sitzend, mit bedecktem Haupte und ziemlich zerstörtem Aeussern, sich hin- und herbewegen. Die Rabbiner und die Vorsänger befinden sich mitten unter ihnen auf einem erhöhten und mit Geländer umgebenen Platze. Während diese aus vollem Halse singen und schreien, laufen die Uebrigen umher, stoßen sich oder sprechen von Dingen, die mit dem Gottesdienste nicht die geringste Berührung haben. Die Frauen sind erhöht hinter einem Gitter, wo sie schlafen oder gähnen, je nachdem sie das Eine oder das Andere erbaulich finden. Unverheiratheten Frauenzimmern ist, mit Ausnahme des Purim (Hamansfestes), bei welchem sie durch weiland Fräulein Esther eine große Rolle spielen, der Zutritt in den Synagogen verboten, dahingegen jeder Bocher (Knabe) schon frühzeitig zum Besuch derselben angehalten wird. Die Sprache, deren man sich bei den religiösen Zeremonien bedient, ist die hebräische. In einigen amerikanischen Synagogen hat man die spanische dazu angenommen, und in dieser werden die Rechnungen der eingegangenen Geschenke abgelegt.

Die Rabbiner singen und sprechen abwechselnd mehrere Verse, bald mit einer Schnelligkeit, die alle Silben verwirrt und verschlingt, bald mit halblauter Stimme, oder mit konvulsivischen Gesten. Diese Gebete oder Vorlesungen dauern höchstens drei Stunden, weil man sich so viel als möglich beeilt und gewohnt ist, die Hälfte davon zu verschlingen. Aber wenn sie mit der Feierlichkeit, Aufmerksamkeit und Andacht vorgetragen würden, welche die Schicklichkeit gebietet, so würde man wenigstens von neun Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmittags in der Synagoge bleiben müssen. Jetzt gleicht das Innere derselben einem Markt, wo man ab- und zuläuft, es sich bequem zu machen sucht, rechts und links um sich speit, betet und über seine Geschäfte spricht, mit einem Worte, wo man thut, was man am besten erachtet. Hin und wieder sieht man einen bejahrten Frömmler, der um so eifriger in seinen Andachtsübungen ist, je mehr man um ihn her tobt und ihn zu zerstreuen sucht. Die kleinen Buben laufen hin und her, und treiben allerlei Possen, ohne daß man ihre Unarten im Zaum zu halten sucht.

Mit Ausnahme großer Feste, wo in der Landessprache eine auf die Feierlichkeit sich beziehende Rede gehalten wird, finden keine öffentlichen Vorträge statt. Auch werden jedesmal die Gesetze, oder der Parasah, mit mehr Ordnung und Ernst, als die übrigen Gebete, vorgelesen und angehört.

Ungefähr zwölf Mitglieder der israelitischen Gemeinde von Charlestown unternahmen es zuerst, die auffallendsten Verstöße gegen alle Schicklichkeit, welche nach und nach in die religiösen Gebräuche während der langen Verfolgung des jüdischen Volks sich eingeschlichen hatten, anzugreifen und ihre Abschaffung zur Sprache zu bringen. Sie bilden den Kern der gegenwärtigen Gesellschaft. Nach sechs Monaten hatten sie noch sechsundzwanzig Mitglieder aufgenommen, und jetzt beläuft sich ihre Zahl über fünfzig, worunter man mehrere höchst achtbare Männer nennt. Eine von zweiundvierzig Mitgliedern unterzeichnete Bittschrift wurde dem Konsistorium der Synagoge eingereicht. Wir führen daraus einige Stellen an:

„Die Bittsteller haben keine andere Absicht, als der jüdischen Nation eine glücklichere Zukunft und größere Achtung von Seiten der übrigen Völker der Erde zu erwerben. Als Mitglieder der großen Familie Israels können sie nicht zulassen, daß ihre Kinder Beispiele vor Augen behalten, deren unvermeidlicher Einfluß dahin geht, immer mehr den Verstand zu umschleiern und den künftigen Generationen alle Kenntnisse des Kultus zu rauben, den man dem wahren Gott schuldig ist. Sie hoffen daher, daß der ehrwürdige Rath, an den sie sich wenden, den nachfolgenden Bemerkungen eine ernste Aufmerksamkeit gönnen werde:

„Wenn der Hasan (Vorleser) in die gewöhnliche Landessprache die an den Allerhöchsten gerichteten Gebete übersetzte, damit der Gedanke sich damit vereinigen und zu Gott erheben könnte, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die ganze Gemeinde mehr von dem wahrhaften Geiste der Religion durchdrungen sein und besser begreifen würde, was sie ihrem Schöpfer und ihren Brüdern schuldig ist, und daß sie den zum Gottesdienste geweihten Ort mit größerer Andacht, mit mehr religiöser und moralischer Sammlung betreten würde, als dies jetzt geschieht. Wenige unserer Brüder haben Zeit und Mittel, hebräisch zu lernen, sie sind demnach ausser Stand, anders als durch mündliche Uebertragung die Lehrsätze und die Vorschriften des Gesetzes kennen zu lernen. Das Beispiel, welches uns die uns umringenden religiösen Sekten geben, sollte nicht für uns verloren gehen. Katholiken oder Protestanten, Franzosen oder Deutsche, Alle unterrichten in ihrer Muttersprache, und auf diese Weise kann der Arme eben so gut, als der Reiche, in den Geboten seiner Religion unterrichtet sein, denn sie sind ein Gut, ein Erbtheil, woran Alle gleichen Antheil haben.“

Das israelitische Konsistorium verwarf diese Bittschrift und verdammte sie, ohne irgend einen Punkt derselben seiner Aufmerksamkeit widmen zu wollen. Die Reformatoren wurden dadurch nicht abgeschreckt; sie bemühten sich vielmehr, die Mittel aufzufinden, ihrer Vereinigung eine größere Festigkeit zu geben. Sie entwarfen ihre Statuten, konstituirten sich als regelmäßige Gesellschaft, und wurden vom Staat als solche feierlich anerkannt. Sie beschränken sich nun nicht allein darauf, ihre Denkwürdigkeiten bekannt zu machen, sie streben vielmehr mit unermüdlichem Eifer dem Ziele zu, welches sie sich vorgesteckt haben. Ein Auszug aus gedachten Statuten wird noch größeres Licht auf ihr Vorhaben werfen:

„Die Gesellschaft wird so bald als möglich einige oder mehrere junge Israeliten auswählen, und sie auf's Vollkommenste in der englischen, lateinischen und hebräischen Sprache unterrichten, damit sie im Stande seien, den Verrichtungen des Priesterstandes mit der Einsicht und Würde vorzustehen, die dem wirklichen Geiste des mosaischen Kultus, welchen die Gesellschaft wiederherstellen will, entsprechen. Sie wird demzufolge die Jünglinge adoptiren, welche die nothwendigen Eigenschaften zur Erfüllung des heiligen Amts haben, und wird sie in Allem, was sie brauchen, unterstützen.

„Der erste und wichtigste Gegenstand, mit dem man sich unaufhörlich zu beschäftigen hat, besteht in der Erforschung der Mittel, allmälig und mit der nothwendigen Vorsicht die Veränderungen herbeizuführen, welche der gegenwärtige Zustand der Liturgie, der so tief unter der allgemein verbreiteten Aufklärung steht, und der weder in Uebereinstimmung mit dem Gesetze, noch mit dem Propheten ist, erheischt.

„Man wird jährlich unter den anwesenden Mitgliedern fünf mit der Korrespondenz Beauftragte wählen. Sie werden mit den jüdischen Gemeinden im In- und Auslande, so wie mit den durch ihre Tugenden und durch ihre Wissenschaft besonders ausgezeichneten Personen, in nähere Verbindung treten, sie einladen, zur Beförderung des von der Gesellschaft unternommenen Werks mitzuwirken, ihnen mit ihrer Einsicht beizustehen, um ihr Streben zum Guten zu erhalten.

„Jeder Israelit, der siebenzehn Jahre alt ist und Mitglied der Gesellschaft zu werden wünscht, hat sich schriftlich an den Präsidenten zu wenden, oder kann durch ein Mitglied sich vorstellen lassen."

Die Reformationsgesellschaft wollte eine Trennung vermeiden. Es scheint, daß ihr das gelungen ist, denn bis jetzt hat noch keine, wenigstens keine offene Spaltung zwischen ihr und den übrigen Israeliten, sowohl in Amerika, als in Europa, statt gefunden. Wenn sie es nicht so weit bringen kann, in den Synagogen die Reformation, auf welche sie mit so großer Beharrlichkeit besteht, zu bewerkstelligen, so ist die Absicht aller ihrer Mitglieder, einen neuen Tempel in Charlestown zu erbauen, um der Gottheit solche Huldigungen darzubringen, die ihr Gewissen nicht verdammt. Sie hoffen jedoch, daß sie sich nicht in die Nothwendigkeit versetzt sehen werden, diesen Entschluß in Ausführung zu bringen, und daß sie mit kluger Anwendung von Geduld und guten Gründen fortwährend in Frieden und Eintracht mit ihren religiösen Behörden und ihren übrigen Brüdern leben werden, und sie allmälig zur Annahme eines Theils der von ihnen geforderten Verbesserungen werden führen können. Es ist noch nicht vorauszusehen, welche Neuerungen sie einführen, und in welchem Maaße sie dieselben ausdehnen dürften. Man vermuthet unter anderm, daß einer ihrer ersten Plane dahingeht, ihren Sabbath auf den christlichen Sonntag zu verlegen; aber darüber ist noch nichts, wenigstens schriftlich nicht, besprochen worden. So viel ist gewiß, daß wenn dieser wichtige Schritt ausgeführt würde, er unausbleiblich noch viele andere Schritte nach sich ziehen müßte.

Es ist nicht leicht, aus statistischen Werken die gegenwärtige Lage des jüdischen Volks in den vereinigten Staaten genauer kennen zu lernen. Wir haben uns deshalb an Harby selbst gewendet, und von ihm darüber einige Aufschlüsse erhalten, die wir im Auszuge mittheilen wollen.

Wie gesagt, es ist schwer, genau die Zahl der in den Staaten der Union wohnenden Israeliten zu kennen. Die Macht der alten Gewohnheit und die Abneigung der Juden, den Kontinent, der die Wiege ihres Kultus war, zu verlassen, ist so groß, daß sechs Millionen von ihnen lieber Verachtung und alle möglichen Scherereien ertragen, als daß sie sich entschlieſſen, nach Amerika hinüber zu ziehen, wo sie glücklich, ruhig, unabhängig und frei leben können, und wo es demungeachtet ihrer kaum sechstausend gibt. Und selbst diese Zahl kann nicht mit Gewißheit angenommen werden, da weder Ramsay, noch Mellish, noch Morse, noch Bellamy, noch sonst irgend ein anderer Schriftsteller, der sich mit statistischen Nachforschungen beschäftigt, das Geringste darüber gesagt hat. In Neu-England gibt es nicht mehr als drei- oder vierhundert Israeliten; beinahe eben so viel in Pensylvanien; 950 in New-York; 400 in Virginien; eben so viel in Nord-Karolina; 1200 in Süd-Karolina; 400 in Georgien; 30 oder 40 in Florida, und vielleicht 100 in Luisiana. Nach dieser Berechnung kann man also als Maximum der jüdischen Bevölkerung in den verschiedenen Staaten der Union sechstausend Seelen annehmen.

Seit ungefähr zwanzig Jahren sind viel weniger

Juden nach den vereinigten Staaten ausgewandert, als vorher. Man kann dies vielleicht dem Grunde zuschreiben, daß sie in Europa nicht mehr so arg verfolgt werden, als dies früher der Fall war. Die meisten, welche jetzt noch ankommen, lassen sich in der Stadt oder im Staate von New-York nieder, und Süd-Karolina ist nicht mehr, wie ehemals, der Sammelpunkt dieser Auswanderer. Die Gemeinde von Charlestown erhält sich ohne Verminderung, aber sie nimmt auch nicht zu. Die von New-York dagegen hat sich fast verdoppelt.

Der nachdenkende Mensch benutzt seine Vernunft zur Erforschung des ihm am meisten entsprechenden Glücks. Die Vorfahren der jetzt in den vereinigten Staaten angesiedelten Juden wurden ebensowohl durch die Aussicht der Bereicherung im Handel, als durch das Glück des Genusses der Freiheit und Unabhängigkeit angezogen. Mehrere Juden in Georgien und Karolina ergriffen im Kriege mit England die Waffen und kämpften mit Ehre für die Erhaltung eines Guts, dessen ganzen Werth sie durch eine lange Abhängigkeit und Knechtschaft um so höher schätzen gelernt hatten.

Die ersten Israeliten, die sich in den vereinigten Staaten niederliessen, kamen größtentheils aus Deutschland oder Großbritannien. Einige von denen, welche sich in Süd-Karolina ansiedelten, waren, der Sprache nach, Franzosen, Andere Portugiesen. Harby's Vorfahren lebten in Afrika, und sein Großvater stand in Diensten des Kaisers von Marokko. Sein Vater begab sich aus England nach Jamaika und endlich nach Charlestown. Die Synagoge in dieser Stadt wurde im Jahr 5555 (1794 der christlichen Zeitrechnung) erbaut. Sie ist geräumig und schön. Die Gesellschaft, auf deren Kosten sie aufgeführt worden ist, nennt sich Kahl Kadosh beth eloim (religiöse Gesellschaft des Hauses Gottes), und die ganze jüdische Gemeinde nennt sich Kahl. Ausser der Gesellschaft, welcher die Synagoge gehört, und die mit derselben verbundenen, vom Staat anerkannten, Privilegien genießt, gibt es noch ungefähr fünfzig Dissidenten, die mit ihren Familien eine andere Kongregation bilden. Die im Lande gebornen Juden theilen fast alle Meinungen dieser Letztern, welche man die Reformatoren Israels nennen kann, und wenn sie sich noch nicht öffentlich mit ihnen vereinigt haben, so ist dies nur allein ihrer Verwandten wegen, die hartnäckig an dem alten Schlendrian hängen.

In mehrern europäischen Ländern, wie z. B. im Königreich Preussen, in Frankreich, England, Italien und in den meisten deutschen Staaten, ist die Frömmigkeit der reichen Klasse unter den Juden sehr lau, dagegen bemerkt man in Frankfurt am Main, wo ihre Gemeinde 4000 bis 5000 Seelen stark sein mag, grade bei den Reichen eine große Anhänglichkeit und bei den Armen eine auffallende Gleichgültigkeit am rem Kultus, obgleich das Innere ihrer Synagoge mehr einem Stall als einem Tempel ähnlich ist. Männer, wie der fromme Amschel Rothschild, der wackere Herz, der kluge Bamberger und Andere, sollten sich bemühen, das Beispiel ihrer Brüder zu Bordeaux nachzuahmen, die dort einen sehr schönen Tempel erbaut haben, in dem man nicht mehr verwirrtes Geschrei, wie im Braunfels (der Börse), oder in der Handelskammer, sondern eine angenehme Musik hört, und wo der Gottesdienst mit derselben Ordnung und Schicklichkeit gehalten wird, den die Reformatoren überall eingeführt zu sehen wünschen. In Deutschland haben die christlichen Obrigkeiten mehrerer Länder den Juden diejenigen religiösen Gebräuche und Zeremonien ihrer Religion untersagt, die nicht ohne Hinderniß in den Verhältnissen dieses Volks mit den übrigen Bewohnern waren, und es verdient bemerkt zu werden, daß man diese Klugheitsmaaßregeln den eigenen Verwendungen aufgeklärter Israeliten verdankt.

(Der Beschluß folgt.)

Schweizerische Miszellen.

15.

Die Ueberzahl der Aerzte.

(Einem handschriftlichen, dem Sanitätskollegium des Kantons St. Gallen durch seinen Präsidenten, den Hrn. Doktor Aepli, gemachten Vortrag enthoben.)

Wundersam wirkt der Geist der Zeit, nicht nur auf Verfassungen, Gesetzgebung, wissenschaftliche Bildung, Volkserziehung und Gewerbe im Allgemeinen, sondern auch auf einzelne Stände, und damit besonders auch auf die individuelle Wohlfahrt derer, die sich in dieser Zeit bewegen und ihr angehören.

Die Klage oder das Befremden, welches heutzutage über eine stets zunehmende Menge von Aerzten, Wundärzten und Medizinalpersonen überhaupt, auch unter uns geführt und gehört wird, und über die ich einige Betrachtungen anstellen will, steht, wie der scharfsinnige Arzt Stieglitz in einem neuerlichen Hefte von Hufelands Zeitschrift bemerkt hat, nicht isolirt da, sie hat einen tiefen Zusammenhang. Ueberfüllung, ein großer Ueberfluß drückt jetzt alle menschlichen Verhältnisse allenthalben, und ist der vorherrschende Zug unserer Zeit. Alles ist in großer Menge da, die Erzeugnisse des Bodens sowohl als der Fabriken; so wie für fast alle menschliche Thätigkeit und Dienstleistungen sich zu viele Personen darbieten; besonders sind die mehrsten gelehrten Stände überladen."

Es möchte jedoch nicht ganz unangemessen sein, zunächst in unserm Vaterlande und in dem Kanton

St. Gallen, die Ursachen, welche eine Ueberzahl von Aerzten begründen, und die Wirkungen — Vortheile und Nachtheile — welche dieselbe auf die Aerzte selbst, auf ihren Stand und auf das Publikum oder auf die gemeine Wohlfahrt äussern, näher nachzuweisen, auch weiterhin zu erwägen, ob Mittel für Beschränkung einer zu groß erachteten Anzahl uns zu Gebote stünden? Dazu bedarf es vor allem aus einer Angabe und Vergleichung der Aerztezahl von vormals und jetzt.

Ein Ueberblick von beinahe vierzig Jahren, während deren ich mich, theils als Studirender, theils als praktischer Arzt, in drei Kantonen umzusehen Gelegenheit hatte, zeigt mir, daß allerdings die Zahl der Medizinalpersonen jeder Art ungemein zugenommen hat. Meine ehemalige Vaterstadt Diessenhofen hatte sich zwar immer durch eine bedeutende Anzahl zum Theil sehr angesehener Aerzte ausgezeichnet, von denen ich nur die Herren von Brunn, Wepfer, Scharf, Vorster und Wegeli nenne, deren Verdienste, so wie diejenigen von noch andern mehr, der verewigte Hofrath Aepli in einer biographischen Sammlung der Nahnischen ärztlichen Zeitschriften verzeichnet hat. Dieser zufolge wären in einem nicht vollen Jahrhundert, und auf eine Bevölkerung von kaum zweihundert Haushaltungen, wenigstens zwanzig promovirte Aerzte daselbst erstanden; auch damals eine offenbare Ueberzahl, wenn nicht ein großer Theil derselben im Auslande und an Höfen, zum Theil auch in beträchtlicher Umgegend, besonders in der vormals nellenbergischen Landgrafschaft, wo weit und breit kein Arzt zu finden war, seinen Wirkungskreis gefunden hätte. Jetzt ist es freilich auch dort ganz anders. Die deutschen Fürsten bedürfen nicht leicht mehr schweizerischer Aerzte, und jene Umgegenden sind bis an die Marchen der ehemaligen Republik Diessenhofen mit Aerzten besetzt, so daß man sich wundern könnte, warum in ihren ehevorigen Unterthanenlanden, den drei Dorfschaften, etlichen Bauerhöfen und zwei Klöstern, nicht auch schon ein ärztliches Personal erstanden ist, was wahrscheinlich nur die große Armuth der Gegend verhindert hat. Zur Zeit, als ich veranlaßt wurde, meinen Geburtsort zu verlassen, befanden sich daselbst annoch folgende Aerzte: Herr Schultheiß Brunner, Herr Stadtschreiber Vorster, ein Ledergerw, ein Wegeli, ein Sager und zwei Aepli.

Nicht so zahlreich war das übrige Thurgau damit versehen. Frauenfeld hatte seinen Doktor Dummeli, Steckborn seinen Brunner von Diessenhofen, Arbon seinen Meyer, Bischofszell seinen gelehrten Scherb, und Weinfelden, der große und wohlhabende Marktflecken, seinen sehr geschickten Doktor Keller, nebst noch einem Operator, und auf der übrigen Landschaft hie und da ein Individuum, das sich den Titel Operator zueignete, wenn es eine Lehre von drei Jahren in einer Barbier- oder Schröpfstube gemacht hatte. Dagegen waren die Ramsperger und Wiesendanger Harnpropheten die gepriesenen Idole ihrer Zeit, zu denen der große Haufe hinströmte. Nun aber ist auch im Kanton Thurgau der Aerzte eine große Zahl vorhanden, und mehrere geschickte Männer unsers Fachs ersetzen höchst wohlthätig jene Götzen. Wie es in dem Kanton Appenzell aussah, woselbst ich acht Jahre Arzneikunst, Wundarzneikunst und Geburtshilfe ausübte, habe ich bei anderer Gelegenheit bereits ausführlicher erzählt. Wenn früherhin in Herisau drei Aerzte, in Speicher, Trogen und Gais, an jedem Ort ein gebildeter Arzt war, so finden sich gegenwärtig in allen diesen und in den übrigen Gemeinden des Landes die vier- und sechsfache Zahl an schulgerechten Aerzten, und daneben in Teuffen sehr berüchtigte Harnpropheten und Tiroler, noch gegenwärtig, wie ehemals. Hinsichtlich auf den Kanton St. Gallen will ich das Verhältniß der Aerzte zur Bevölkerung nachweisen.

Dem Verzeichniß seiner Medizinalpersonen zufolge hat dieser Kanton gegenwärtig, auf eine Bevölkerung von etwas mehr als 139,000, oder in runder Summe von 140,000 Seelen, an patentirten Aerzten und Wundärzten, welch' letztern allen eine theils unbedingte, theils beschränkte medizinisch-chirurgische Praxis auszuüben bewilligt ist, einhundert und vierzig — was auf eintausend Personen einen Arzt beträgt. Wenn diese Zahl unstreitig das Verhältniß des wahren Bedürfnisses übersteigt, so erscheint das Mißverhältniß theilweise noch viel größer, wenn die Vergleichung auf die einzelnen Bezirke ausgedehnt wird.

In dem Bezirke St. Gallen, dem wir die runde Zahl von 9000 Seelen geben, ungeachtet derselbe gegenwärtig nur 8904 zählt, kömmt ein Arzt oder Wundarzt, deren das amtliche Verzeichniß 22 aufzählt, auf 409 1/11 Individuen. Hier darf aber nicht unbemerkt bleiben, daß ein großer Theil der Aerzte dieses Bezirks fast ausschliessend mit der Landpraxis der benachbarten Bezirke und auch im Kanton Appenzell beschäftigt ist. Der Bezirk Rorschach hat auf 16,315 Individuen 24 Medizinalpersonen, also 1 : 679 19/24. Der Bezirk Gossau auf 11,967 Personen 12 Aerzte, demnach 1 : 998. Der Bezirk Untertoggenburg zählt auf 19,306 Seelen 14 Aerzte, also 1 : 1379. Im Bezirk Obertoggenburg finden sich auf 20,141 Individuen 20 Aerzte, demnach 1 : 1007 1/20. Der Bezirk Rheinthal hat auf 24,655 Individuen 17 Aerzte, demnach 1 : 1450 3/17. Der Bezirk Sargans zählt auf 22,866

Personen 13 Aerzte, somit 1 : 1758 12/13; und endlich der Bezirk Uznach auf 15,716 Individuen 17 Aerzte, demnach 1 : 924 8/17.

Fragen wir nun den Ursachen nach, welche seit einer kurzen Reihe von Jahren das Hindrängen zum ärztlichen Stande im Allgemeinen und im Besondern förderten, so leidet dabei jene scherzhafte Zusicherung von Reichthümern (Galenus dat opes) wenigstens in unsern Gegenden kaum seine Anwendung, und in der Stadt St. Gallen, im Toggenburg, im gewerbfleißigen Kanton Appenzell konnte der leichte Erwerb schon darum eine große Anzahl Aerzte nicht herbeiführen, weil bekanntlich durch Handel und Fabrikation in einer jüngst verflossenen Zeit ungleich leichter ein gutes Auskommen und selbst Reichthümer zu erwerben waren, als bei dem mühsamen, mit vieler Verantwortlichkeit verbundenen Berufe des Arztes. Dabei gab es, wie bekannt, desto mehr Afterärzte, Scharfrichter, Abdecker und Viehärzte, die sich der medizinischen Praxis bemächtigt hatten, und die von den wohlhabenden Bürgern St. Gallens und Appenzells reichlicher belohnt wurden, als ihre studirten Aerzte, denen meist ein mittelmäßiges und höchst bescheidenes Loos beschieden war, wenn sie nicht etwa mittelst reicher Erbschaften oder Heirathen sich dasselbe besserten.

Die Ursachen jener Vermehrung müssen also anderswo aufgesucht werden, wenn man der Wahrheit näher kommen will. Vor vierzig Jahren schon, mit der Entstehung des medizinisch-chirurgischen Seminariums in Zürich, nahm die Ausdehnung des ärztlichen Standes, besonders in der protestantischen Schweiz, ihren Anfang. Die nahe Gelegenheit und die Möglichkeit, meist in drei Jahren Arzt oder Wundarzt zu werden, zogen schnell eine große Zahl Jünglinge zu diesem Berufe hin. Späterhin erweiterte sich die Akademie in Bern zu gleichem Zweck, so daß der schweizerische Jüngling nicht mehr genöthigt war, wenn seine Verhältnisse ihn daran hinderten oder es erschwerten, ausländische Lehranstalten zu besuchen. Alsdann wurden, mit dem Eintritt der schweizerischen Staatsumwälzung, durch die helvetische Regierung, Schulen und Volksunterricht gehoben; ein Impuls, der vorzüglich im Osten der Schweiz heilsame und dauernde Wirkungen gehabt hat. Wo vorhin kaum Lesen und Schreiben gelehrt wurde, da bildeten sich Realschulen, und es verbesserten sich fortan die Gymnasial- und Erziehungsanstalten. In dem Landmanne, welcher früherhin aller Bildung entbehrte, erwachte die Neigung hin und wieder auch für wissenschaftliche Studien, und nachdem auch in katholischen Landschaften die vormalige Scheu vor den protestantischen Lehranstalten verschwunden war, da die frühere Vorliebe zum geistlichen Stand, besonders zum Klosterleben, abnahm, so wandten sich auch von katholischen Jünglingen desto mehrere andern Berufsarten zu, und auch sie ergriffen öfter und lieber, gleich den protestantischen Jünglingen, den Stab des Aeskulap, als den Krummstab.

Neben dieser verbreiteten Vorbildung und Neigung, wobei mancher kräftige Jüngling durch innern, edeln und göttlichen Trieb zu wissenschaftlicher und gemeinnütziger Bestimmung geführt ward, veranlaßten Handelsstörungen, niedergedrückte Industrie, oder eine große, früher ganz unbekannte Konkurrenz für diese Berufsarten des Gewerbstandes, in der Stadt St. Gallen zumal, ebenfalls eine vermehrte Zahl den ärztlichen Studien sich widmender Jünglinge. Und so steht dann auch unter uns die Klage über Ausdehnung des ärztlichen Personals nicht mehr isolirt da, sondern es hat dieselbe mit allen übrigen Veränderungen unsers Zeitalters einen tiefen und innigen Zusammenhang, und es erzeigt sich, daß das gerügte Mißverhältniß weder einen einzelnen schweizerischen Kanton allein, noch (mit wenig Ausnahme) die gesammte Schweiz, sondern viele andere, vorzüglich auch deutsche Länder mehr befaßt.

Daß durch eine allzugroße Ueberzahl von Aerzten diesen selbst sowohl als ihrem Stande verschiedentlicher Nachtheil erwachsen könne, mag unbedingt nun zwar keineswegs widersprochen werden, zumal das Leben, Thun und Wirken des ausübenden Arztes ohnehin öfter eine trübe, frostige und prosaische, als hingegen eine freundlich poetische Seite hat. Das omne nimium vertitur in vitium (zu viel ist ungesund) mag allerdings auch hier anwendbar sein. Das Bedürfniß jedes angehenden Arztes, in seinem Berufe seine Unterhaltsmittel zu suchen, ist eben so natürlich, als es unter günstigen Umständen auch möglich wird. Ist seine Befriedigung erschwert, so wird dadurch die Versuchung größer, sich zu Ueberwindung der Schwierigkeiten auch solcher Mittel zu bedienen, die mit der moralischen Würde und Stellung des Arztes unverträglich sind, und denen alsdann Einzelne um so eher unterliegen; bedienen sich ja zuweilen selbst ältere Praktiker, um sich über andere zu erheben, solcher Mittel, die allen moralischen Gefühlen der Wohlanständigkeit und Bescheidenheit widersprechen. Unstreitig aber können ein gröberer oder feinerer Charlatanism, Neid, Unduldsamkeit und Herabwürdigung bei der Ueberzahl der Aerzte öfter eintreten, indem die beschränktere Zahl nicht so leicht sich einander in den Weg trat. Doch wird auch diese Gefahr da nur entstehen, wo blos das quantative, und nicht das wissenschaftliche, moralische und vielseitige Prinzip vorherrscht, und wo der Arzt in keine andere Sphäre taugt. Unter solchen düstern Umständen, in einer solchen Nebelluft, kann dann

allerdings nicht fehlen, daß selbst das Ansehen und die Achtung des Standes Einbuße leiden, wofern nicht der höhere Geist des gebildeten Mannes, seine Humanität und Urbanität, die gefährdete Würde rettet.

Tröstend äussert sich indessen der schon angeführte Stieglitz in einem frohern Sinne. „Es scheint die Furcht," sagt er, „daß eine übergroße Zahl von Aerzten die Achtung und Schätzung des Standes verringern sollte, nicht gegründet. Geistige Vorzüge fallen und steigen nicht im Werthe, wie Gegenstände des Handels, nach ihrer Seltenheit oder Menge, nach dem Verhältnisse, in welchem sie verlangt werden. Wissenschaft, Geistesfähigkeiten, sittliches Forschen und wohlthätiges Wirken für die Menschen, sind Eigenschaften, die hohe Achtung gebieten. Wer sie hervorragend besitzt, dem wird Verehrung zu Theil, und selbst geringere Grade führen zu Erwerb und Ehre. Der ärztliche Stand ist nicht gesunken, er hat sich vielmehr gehoben, durch Abnahme von Selbstdünkel, durch größere Bescheidenheit, Entfernung von Charlatanism und Veredlung der Aerzte; die Montaigne, die Moliere, der Verfasser des Gil Blas treffen nicht mehr."

Dieser ehrenwerthen Autorität erlaube ich mir noch, zu fernerer Erörterung der Gegenstandes, einige Umstände beizufügen, die aus näherer Beobachtung geschöpft sind. Wenn auch hinlänglich bewiesen ist, daß verhältnißmäßig zu viele Aerzte im Kanton St. Gallen vorhanden sind, und wenn noch eine Aehrenlese bevorsteht, welche die bereits gebundenen Garben übertreffen könnte, so sind hingegen die Afterärzte, als wahre hungrige Schmarotzerpflanzen, größtentheils ausgerottet, oder es wird an deren Ausrottung — nicht um der Aerzte, sondern um des gemeinen Besten willen — fortgearbeitet. Wenn ich mir daher auch nur die Stadt St. Gallen von ehemals denke, wo vielleicht die Hälfte der Kranken zu etlichen berühmten Scharfrichtern und zu andern nahe und fern wohnenden Pfuschern und Quacksalbern alltäglich ihre Wallfahrt machten, so mögen durch deren Abgang schon eine nicht ganz unbedeutende Zahl gebildeter Aerzte um so zureichendere Beschäftigung erhalten haben, als auch die Praxis so bequem nicht mehr als ehemals ist, wo das delphische Orakel von seinem Dreifuß, aus dem Uringlas einzig nur, Glück und Unglück, Tod und Leben schöpfte und verkündigte, während jetzt hingegen in Städten und Dörfern das Bedürfniß, den Arzt am Krankenbette selbst zu sehen, so allgemein gefühlt wird, daß von Manchen die Geschicklichkeit des Arztes mehr nach der Willigkeit der Füße, als nach seiner freilich minder zu Tage liegenden Einsicht, oder nach der Größe und Wichtigkeit der Krankheit beurtheilt wird. Schon aus diesem Grunde verlieren ältere Aerzte von der Menge ihrer Kranken; wie denn überhaupt in der Welt Alles seine Zeit hat, dessen der Weise in jedem Lebensverhältniß ohne Hader und Neid sich erinnern soll.

Der Stand des Arztes selbst kann und wird nie verlieren, wenn die Jünger und Priester desselben sich durch Wissenschaft und Sittlichkeit auszeichnen. Fänden sich alsdann auch einige Miethlinge darunter, die nicht blos menschlich straucheln, sondern die sich allzusehr — von Gregory's schönem Ideal eines moralisch und wissenschaftlich gebildeten Arztes entfernen, so mögen diese das Brandmal an sich tragen. Der Verständige wird sie unter jeder Maske erkennen, und würdigen für das, was sie sind. Nicht der Beifall des großen Haufens, sondern die Würdigung billiger, erfahrener und geschickter Standesgenossen, vor Allem aber das eigene Gefühl und ein edles Bewußtsein sollen uns über das Urtheil der Welt erheben und mit uns selbst zufrieden stellen. Wer von Jugend an nach diesem trachtet, dem wird, wie die Schrift sagt, das Uebrige zufallen von selbst.

Der ärztliche Stand kann aber auch in unserm Vaterlande um so weniger an Würde und Achtung — selbst durch kein quantitatives Verhältniß verlieren, weil der Arzt bei uns nicht, wie der fürstliche Unterthan, beinahe ausschliessend an seinen Beruf gebunden ist. Unsere republikanischen Verfassungen und Einrichtungen erfordern eine große Zahl Beamtete, Richter und Räthe. Schon dieses Bedürfniß entzieht unserm Stande wenigstens theilweise — oft gerade Männer von den größten Talenten und der vielseitigsten wissenschaftlichen Bildung. Das Vaterland wird also den Ueberfluß gebildeter und verständiger Aerzte nebenbei gar wohl zu gebrauchen wissen, und es bedient sich derselben, ihrer vielseitigen Kenntnisse wegen, oft nur zu freigebig — zum Abbruch ihres Standes und der ärztlichen Wissenschaft, welche ihrer ausgezeichneten Talente wegen gerne ausschliessend Anspruch auf sie machten.

Der gemeinen Wohlfahrt des Publikums aber, welcher Punkt zu erörtern noch übrig bleibt, könnte eine zu große Menge von Aerzten alsdann nur nachtheilig werden, wenn dasselbe in allgemeiner Erleuchtung dermaßen zurückstände, daß es schlauen Täuschungen und eigennützigen Berechnungen, wie die Quacksalber und Charletans jedes Standes sie üben, schutzlos preisgegeben wäre; oder wenn eine Neigung bei ihnen vorherrschend angetroffen würde, beim kleinsten Uebelbefinden, das die Natur selbst leicht überwinden würde, kostbare ärztliche Hilfe herbeizurufen; oder wenn vollends, um der Mehrzahl der Aerzte willen, bei schweren und wichtigen, zumal langwierigen Krankheiten, jeden Augenblick den Arzt zu wechseln, eine seltsame Lüsternheit sich geltend machte. Allein

von all' dem ist nichts vorhanden und nichts zu besorgen, und gerade das letztere nachtheilige Verhältniß trat vormals ungleich häufiger ein, als gegenwärtig. Statt des Wechsels der Aerzte wünscht heutzutage der Kranke wohl eher für seine Beruhigung die Mitberathung eines andern Arztes; ein Mittel, das bisweilen auch der Arzt selbst menschenfreundlich vorzuschlagen sich bewogen fühlt, sei es, um schwierige und im Dunkel liegende Krankheitsumstände durch gemeinsame Erforschung desto befriedigender auszumitteln, oder um einen ängstlichen Kranken und seine besorgte Familie zu beruhigen und ihn an eine planmäßige, langwierige Behandlung zu fesseln. So viel ist hingegen in der Erfahrung gegründet und der Wahrheit entsprechend, daß nicht nur überhaupt eine allgemein verbreitete und verbesserte Behandlung der Krankheiten allem Volke erhältlicher und zugänglicher geworden ist, sondern daß bereits auch in Folge des vermehrten ärztlichen Personals und in Verbindung mit den Fortschritten der Heilkunst, die Behandlung der Kinderkrankheiten in den meisten Gegenden erleichtert und wirksamer geworden ist, daß wegen der gewonnenen Muße für ältere Aerzte ihre Aufmerksamkeit auf chronische Leiden erleichtert ward, und daß demnach, bis auf jetzt wenigstens, das der ärztlichen Hilfe bedürfende Publikum, bei dem wirklichen Stand der Dinge, nur gewonnen und nicht verloren hat. Vormals hieß es hundert und hundert Mal: mit den Kindern ist nichts zu machen; und bei chronischen Leiden: es ist nicht mehr zu helfen; während man heutzutage das fast Unmögliche versucht, und — zur Ehre der Heilkunde! — oft Unerwartetes und wunderbar zu Achtendes geleistet wird.

Wenn nun aber diesen, wie ich dafür halte, wahr und richtig nachgewiesenen Vortheilen widersprechend, dennoch behauptet werden wollte: das Hindrängen zu jenem Nothanker der Selbsterhaltung sei oder werde zu groß; eine übermäßige Anzahl von Aerzten werde nicht nur ihnen selbst, sondern sogar auch gemeiner Wohlfahrt schädlich; sie stehen einerseits sich selbst einer dem andern vor der Sonne, und es werde der heilige Beruf in Aeskulaps Tempel von mehrern seiner Priester durch Kriecherei, Neid, Mißgunst, Verleumdung u. s. w. geschändet, und die dadurch veranlaßte Geringschätzung des Standes müsse diesen zum verächtlichen Broderwerb herabwürdigen. Gesetzt, aber keineswege zugegeben, daß sich dieses Alles also verhielte: welche Mittel stünden dann den Sanitäts-Aufsichtsbehörden, oder auch den Regierungen selbst, zu Gebote, um der mißbilligten Vermehrung Schranken zu setzen?

Die Verfassung unsers Kantons gewährt jedem Bürger desselben die freie und ungehinderte Ausübung des selbstgewählten Berufs oder Gewerbes, und keine Verordnung ist vorhanden, wodurch die Zahl der einen oder der andern Gewerbtreibenden beschränkt würde. Noch weniger wird, wie in einigen deutschen Staaten der Fall ist, der Besitz eines bestimmten Kapitalvermögens gefordert, um diesen oder jenen Beruf erlernen zu dürfen. Eben so wenig ist irgendwo eine abschreckend lange Reihe von Jahren als Studienzeit vorgeschrieben. Was könnte also der ärztlichen Aufsichtsbehörde, die am wenigsten geneigt sein möchte, zu Maßregeln Hand zu bieten, welche Licht in Finsterniß zurückwandeln, und wissenschaftliches Streben wieder zum ausschließlichen Eigenthum einzelner Familien oder des Reichthums machen sollten — was könnte der Aufsichtsbehörde zu thun anders übrig bleiben, als was auch wirklich geschieht? Einerseits nämlich, jeden Jüngling, welcher Arzneikunst studiren will, einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, um auszumitteln, ob er die nöthigen Anlagen und Vorkenntnisse besitze, um zu dem wichtigen und umfassenden Studium der Arzneiwissenschaft, mit Aussicht auf einen günstigen Erfolg, zugelassen zu werden, und diejenigen, bei denen ein solcher Erfolg mit Wahrscheinlichkeit nicht gehofft werden könnte, damit sie nicht Zeit und Geld unnütz verlieren, ab- und dahin anzuweisen, daß sie sich einen ihren Fähigkeiten und Verhältnissen angemessenern Beruf wählen; anderseits dann aber, am Schlusse der Studien neue, ernste und strenge Prüfungen aufzustellen, um keinem Unwürdigen die Erlaubniß zur Ausübung der Heilkunst zu ertheilen.

Die Schwierigkeiten, das Unzuverlässige und Unbefriedigende, welches selbst in diesen Prüfungen angetroffen wird, darf und soll man sich dabei keineswegs verbergen. Auch hierüber drückt der oberwähnte scharfsinnige hannöversche Arzt, Hr. Stieglitz, sich also aus: „Ueber den Werth und das Wirken eines Arztes entscheidet nur sein Talent der Beobachtung, seine Unterscheidungsgabe, sein Urtheilsvermögen. Eigenschaften des Geistes, die einer Prüfung durch noch so viele Fragen und selbst durch Aufsätze, die man verfertigen läßt, nicht sicher nach ihren verschiedenen Anlagen und Graden zu erforschen sind. Es gibt kein absolutes Maaß und Gewicht des Wissens, an dem nichts fehlen, oder das, unter einer gewissen Skale stehend, unbedingt nicht gefunden werden darf." — Auch uns haben wiederholte Erfahrungen dargethan, daß ein ganz schulgerechtes Examen nicht immer der Probierstein für eine künftige glückliche Kunstausübung war; so wie hinwieder scheinbare Lücken, vorzüglich in denjenigen Fächern, die ein ausgezeichnetes Gedächtniß in Anspruch nehmen, durch Schärfe höherer Geisteskräfte wohlthätig ausgeglichen werden. Und wie vieles kann — in seltenern Fällen freilich nur —

durch andauernd fortgesetztes Studium ersetzt werden, so wie hinwieder umgekehrt bei unterlassenen Studien des Erlernten vieles nur allzuleicht wieder verloren geht.

Diese Betrachtungen alle können weder den Werth und die Wichtigkeit sorgfältiger Prüfungen mindern, noch die Pflicht der Aufsichtsbehörde schwächen, unfähige und unwissende Aerzte von der Ausübung der Kunst auszuschliessen, und vollends auch bei dem stets sich mehrenden Zuwachs junger Aerzte gegen diese um so mehr eine unparteiische Strenge eintreten zu lassen. Wohlthätig wirkt der Ernst dieser vaterländischen Prüfungen auch schon vorhinaus: die anspornende Scheue, welche sie stärker weckt, als ausländische Prüfungen nicht thun, die Besorgniß, abgewiesen zu werden, die Ehre des einheimischen Diploms und die Furcht, selbst mit dem theuer bezahlten Universitäts- und Doktor-Diplom zu Hause nun abgewiesen zu werden, — wirken im Ganzen heilsam, und sind schon Manchem, den die reine Flamme in der Brust nicht sattsam zu erwärmen vermögend war, kräftige Antriebe zum Fleiß und zur Ordnung im Studiren geworden.

Tagebuch eines englischen Kriegsgefangenen, u. s. w.

(Beschluß.)

Die Regentschaft zu Blois.

Am 8. April, gegen 9 Uhr Morgens, erschienen Joseph und Hieronimus mit zwei Reisekutschen vor der Präfektur und begaben sich zur Kaiserin, um ihr anzukündigen, daß sie abreisen müsse. „Ich befinde mich hier sehr wohl!“ sagte diese. „Warum soll ich fort von hier, und wohin?“ Hieronimus entgegnete: Das können wir Ihnen nicht sagen. Maria Louise fragte: ob sie auf Befehl des Kaisers also handelten? und da sie dies nicht bejahen konnten, so weigerte sie sich durchaus, von der Stelle zu gehen. Die beiden Brüder überhäuften sie mit Vorwürfen, die sie nur durch ihre Thränen beantwortete. Demungeachtet ergriffen sie sie von beiden Seiten, faßten sie um den Leib, und wollten sie mit Gewalt zur Thüre ziehen. Sie rief nun um Hilfe, worauf sogleich der General Caffarelli, der Palastpräfekt Bausset, Houssonville und mehrere Offiziere erschienen. Caffarelli lud die beiden Exkönige mit hohem Ernste ein, ihre Gewaltthätigkeiten auszusetzen, worauf ihn Hieronimus mit komischer Majestät fragte: „Wissen Sie, mit wem Sie sprechen?“ — O ja, entgegnete der General, mit unverkennbarer Verachtung in Blick und Ton, o ja.

Die Kaiserin wünschte nun zu wissen, ob die Garde geneigt sei, sie gegen ähnliche Anmaßungen und Mißhandlungen zu schützen, oder nicht. Der Graf Houssonville eilte sogleich in den Hof, ließ die Garde unters Gewehr treten, und fragte: ob sie den Befehlen der Brüder des Kaisers, oder denen der Kaiserin-Regentin gehorchen wollen. Die einstimmige Antwort war zu Gunsten der Regentin. Houssonville eilte nun wieder zur Kaiserin und sagte: „Die Truppen sind zu Eurer Majestät Befehl.“ Joseph und Hieronimus zogen sich darauf zurück. Es scheint, daß sie die Absicht hatten, die Kaiserin nach Nomorantin, oder nach Bourges, und von da nach Auvergne oder Limousin zu führen, und sie als eine Geißel zu bewachen. Seitdem bezeigte sie nicht mehr das mindeste Verlangen, sich zu ihrem Gemahl zu begeben. Ludwig hatte an allen diesen Vorgängen nicht den geringsten Antheil genommen. Er wohnte regelmäßig den religiösen Uebungen, mit dem Aeussern der vollkommensten Entsagung und allen Zeichen einer lebendigen und aufrichtigen Frömmigkeit bei.

Seit dem russischen Feldzuge war der Kaiser gegen Hieronimus sehr erzürnt. Er schrieb ihm mit Recht die Fehlschlagung der vortrefflichen strategischen Kombination zu, vermittelst welcher er das 60,000 Mann starke Armeekorps des Fürsten Bagration gezwungen haben würde, ohne allen Widerstand die Waffen zu strecken. Während nämlich der Kaiser mit der großen Armee gegen Witepsk vordrang, hatte er dem König von Westphalen den gemessensten Auftrag ertheilt, bei Grodno über den Niemen zu gehen, und Bagration auf dem Fuße zu verfolgen, während der Fürst von Eckmühl mit einer Armee von 80,000 Mann sich bei Mobilow aufstellte, um ihm den Weg zu versperren. Durch diese gegenseitig aufs Genaueste kombinirten Märsche des Königs und Eckmühls, würde sich Bagration zwischen zwei ihm an Stärke so sehr überlegenen Armeen gefunden haben, daß er gezwungen gewesen wäre, zu kapituliren und sich kriegsgefangen zu ergeben. Nie hatte das Genie Napoleons eine gelehrtere Kombination ausgedacht. Man bemerkt leicht, welche Bestürzung die Nachricht von dem Gelingen dieses Entwurfs bei der russischen Armee verbreitet haben würde. Vielleicht wäre dadurch allein der Krieg beendigt gewesen. Aber Hieronimus fand ein zu grosses Behagen an den Festen, die man ihm zu Ehren in Grodno veranstaltete; vielleicht fesselten ihn auch die Reize einiger schönen polnischen Damen; kurz er vergaß den Befehl seines Bruders und Bagration entwischte mit seinen 60,000 Mann, die der französischen Armee nachher noch viel zu schaffen machten. Napoleon war darüber so sehr aufgebracht, daß er den König von Westphalen auf der Stelle nach Kassel zurückschickte. Diese Begebenheit zwang ihn, alle seine bereits entworfenen Pläne zu verändern, und er konnte

die Veranlassung dazu seinem lockern Bruder nie vergeben.

Nach der Schlacht von Leipzig floh Hieronimus mit seinem ganzen Hofe nach Paris. Ende Dezember 1813 beschied ihn der Kaiser in sein Kabinet, und hatte folgende Unterredung mit ihm:

Napoleon. Ich habe Sie rufen lassen, um einmal ganz offenherzig mit Ihnen zu sprechen. Haben Sie das Landgut gekauft, welches ich Ihnen angedeutet habe?

Hieronimus. Ja; in der Nähe von Montrichard.

Napol. Schlagen Sie dort ihre Wohnung auf.

Hieron. Das ist ein wahres Exil.

Napol. Nennen Sie es wie es Ihnen beliebt. Ich will Sie nicht in meiner Nähe sehen. Sie sind mir verhaßt. Ich kenne Niemand, der so schlecht, so flach, so herzlos, so ohne alle Tugend, ohne alles Talent, ohne alle Mittel wäre, wie Sie. Ich verabscheue Sie in demselben Grade wie Luzian. Zudem sind Sie immer von Ihren Deutschen umringt.

Hieron. Das ist nicht meine Schuld; sie sind mir nachgezogen.

Napol. Gleichviel, das mißfällt mir nichts desto weniger. Ich mag die Menschen nicht um mich haben, die mich in meinem Glücke gesehen. Was Joseph anbelangt, so habe ich eine eigene Schwäche für ihn. Ich habe ihn von Kindheit an gern gehabt. Packe dich fort (Va-t-en)!

Kaum war Hieronimus in sein Hotel zurückgekehrt, so diktirte er die obige Unterhaltung seinem Sekretair, um sie, wie er sagte, als ein Zeichen von Napoleons brüderlicher Liebe aufzubewahren.

Einige Stunden nach der Szene, die zwischen der Kaiserin Maria Louise und ihren Schwägern stattgefunden hatte, kam der Graf Schuwalow ohne Eskorte zu Blois an, und stieg im Gasthofe zur Galeere ab. Von diesem Augenblicke an konnte man die Regentschaft als aufgelöset betrachten, denn er war nur gekommen, um die Kaiserin zu ihrem Vater, dem Kaiser von Oesterreich, zu begleiten.

Bevor die Mitglieder der Regentschaft sich trennten, nahm man noch die Theilung von 45 Millionen Franken vor, welche der Minister des Schatzes mit von Paris gebracht hatte. Zuerst bezahlten sich die Minister, sodann gab man den Soldaten ihren dreimonatlichen rückständigen Sold. Joseph und Hieronimus nahmen jeder eine Million, und der Kaiserin Josephine wurden 600,000 Franken bestimmt, die sie aber nie erhalten hat. Die beiden Brüder Napoleons wollten sich auch des Krongeschmeides bemächtigen; aber la Bouillerie weigerte sich standhaft, es ihnen auszuliefern. Ludwig nahm an alledem nicht den geringsten Antheil, und wurde von dem Publikum, das von diesem edeln Betragen unterrichtet war, bis zu seiner Abreise mit dem größten Interesse und der höchsten Achtung behandelt.

Nach der Theilung waren die Minister und die übrigen Personen im Gefolge der Kaiserin darauf bedacht, so schnell als möglich nach Paris zurückzukehren, um der neuen Regierung sich zu unterwerfen. Sie begaben sich zum Maire von Blois, Bruere, der ihnen ungefähr 400 Päße ertheilte, welche sodann vom General Schuwalow unterzeichnet wurden. Als der Herzog von Rovigo seinen Paß vorlegte, strich der General alle Titel desselben aus, und schrieb auf die Seite: M Savary. Ausser den Ministern, dem Präsidenten und Kanzler des Senats, waren auch der Großsiegelbewahrer la Place, der Präsident des gesetzgebenden Körpers und der erste Präsident des Kassationhofes zu Blois.

Es war die Uebereinkunft getroffen worden, daß die Kaiserin am folgenden Tage Blois verlassen werde; aber als Houssonville erschien, um ihre Befehle zu vernehmen, sagte sie, daß sie nicht abreisen könne, weil ihre ganze Dienerschaft ihr nicht mehr gehorchen wolle. Die meisten hatten sich schon auf den Weg nach Paris gemacht, die Uebrigen wollten sich nirgends anders, als dorthin, begeben. Endlich brachte es der Graf Schuwalow doch so weit, daß sie sich bereit zeigten, bei der Kaiserin zu bleiben, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß man Niemand zwingen werde, Frankreich wider seinen Willen zu verlassen. Am Samstag zwischen 10 und 11 Uhr Morgens reisete man endlich nach Orleans ab, wo man an demselben Tage um 6 Uhr Abends ankam. Die Kaiserin trug dasselbe braune Kleid, in welchem sie Paris verlassen hatte.

Am folgenden Tage, dem Ostersonntag, wurde die Messe im bischöflichen Schlosse, vor Maria Louise und der Mutter Napoleons, gelesen. Das Gebet für den Kaiser wurde zum ersten Male unterdrückt. Obgleich Madame Lätitia bei der Theilung zu Blois 375,000 Franken erhalten hatte, so konnte der Abbé Mirault ihr doch nur mit Mühe ein Zwanzigfrankenstück für die Armen abgewinnen. Sie verließ bald darauf Orleans, und begab sich mit ihrem Bruder, dem Kardinal Fesch, nach Rom. Joseph und Hieronimus kamen mit der Kaiserin zugleich an. Der erste blieb bis zum 18. in Orleans, der zweite ging nach vier Tagen nach dem Schlosse Motte-Buevron ab. Ludwig reisete in gerader Richtung von Blois nach Lausanne, wo er am 15 April eintraf.

Der Fürst Esterhazy kam am 12. nach Orleans, und die Kaiserin reisete mit ihm, an demselben Tage,

nach dem Schloße zu Rambouillet. Sie hatte sechs Kutschen für sich und ihren Sohn; aber keine Eskorte. Während ihres Aufenthalts zu Rambouillet schickte sie mehrere Kleinigkeiten, als Andenken, an verschiedene Personen, die sie zu Paris gekannt hatte. Sie gab dem Maler Isabey, der sie im Handzeichnen unterrichtet hatte, ein kleines Taschenbuch, dessen sie sich gewöhnlich bediente, und auf welches sie eigenhändig schrieb: Gegeben an Isabey, am 20. April 1814, von einer seiner Schülerinnen, die immer dankbar für die Mühe sein wird, die er sich für sie gegeben. Louise. Isabey zeigte mir dies Geschenk einige Tage nachher. Ich sah bei ihm auch einige Zeichnungen der Kaiserin, die viel besser waren, als gewöhnlich Anfängerversuche zu sein pflegen.

Mehrere vorurtheilsfreie Personen, mit denen ich über den Karakter der Kaiserin mich unterhielt, haben mir versichert, daß sie gut, angenehm im Umgang; aber schüchtern und zurückhaltend, nicht nur gegen Fremde, sondern selbst gegen ihre nähere Umgebung, war. Sie mischte sich nie in die öffentlichen Angelegenheiten, und übernahm es nie, Jemand, wer es auch sein mochte, zu empfehlen. Napoleon war deshalb immer sehr zuvorkommend und vertraulich gegen sie, obgleich sein Benehmen von dem, welches er gegen Josephinen beobachtet hatte, ganz verschieden war. Maria Louise ihrerseits schien ihn sehr lieb gewonnen zu haben: sie nannte ihn im Gespräch von oder mit ihm, nur ihren „Engel."

Römische Alterthümer.

Der Eigenthümer eines nahe bei der Stadt Zofingen an der Straße nach Luzern liegenden Landgutes ließ zu Anfang des Herbstes letzthin an dem sanften Abhange des Hügels seitwärts von seinem Hause eine Feuerstelle zum Hanfrösten einrichten. Beim Ausgraben der Erde fanden sich in geringer Tiefe Stücke hartgebrannter Backsteine und Ziegel von einer jetzt nicht mehr gebräuchlichen Form, und bei mehrerm Suchen zeigten sich regelmäßig aus Backsteinen und hartem Mörtel gefügte Mauern, und ein Boden von hartem Cement, aus Kalk, mit groben Stücken gebrannten Thons vermischt, bestehend, darunter ein zweiter von Kalk und Kies, und zu unterst ein dritter aus großen Kieselsteinen, mit Pflaster verbunden. Auf diesem dreifachen Boden stunden niedrige, nach oben dünnere, Postamente von viereckigen Backsteinen, regelmäßig in Reihen, je zwei Fuß aus einander gestellt, auf jedem oben ein flaches, rundes Stück; sie wurden leider beim Aufgraben weggestoßen, da sie locker lagen.

Der Gutsbesitzer wurde um so aufmerksamer auf diese Entdeckung, als wenige Monate zuvor beim Pflügen in der Nähe dieser Stelle eine silberne Munze mit dem Bilde des römischen Kaisers Nero gefunden worden war, und da er allen Grund hatte, zu glauben, es seien hier die Ueberreste alt-römischer Gebäude, namentlich Bäder, verborgen, weil in frühern Jahren auf andern Stellen in der Nähe der Stadt kleine bronzene Statuen alt-römischer Hausgötter gefunden worden waren, die seither auf der dortigen Stadtbibliothek aufbewahrt werden, so machte er dem Stadtmagistrat Anzeige von dem Fund, und in rühmlichem Eifer für Kunst und Wissenschaft ließ derselbe unter gehöriger Aufsicht fernere Nachgrabungen anstellen, die von sehr erfreulichem Erfolge begleitet wurden.

Bei dem allmaligen, zwar nicht ganz planmäßigen, Abdecken der Erde zeigten sich nun die zerstörten Ueberreste ziemlich weitläufig gewesener Badeinrichtungen, die Auslaufkanäle des Badwassers, ein viereckigtes Badgemach, wo noch viele einzelne Stücke weißen geschliffenen Marmors, mit dem es bekleidet war, herumlagen, viele Stücke von Kalkauftrag mit Fresco-Malerei, die an Wänden und Decken angebracht sein mochte; unter dem häufigen Schutte von zerbrochenen Backsteinen und großen, verschiedenartig geformten Ziegeln fanden sich auch Bruchstücke von runden Vasen aus hellgrauer und dunkelgrauer, nur wenig gebrannter Erde. Noch wurden mehrere in allen Richtungen durch den Boden laufende Grundmauern, worunter eine aus sehr festem Cement, von Kalk und feingeriebenem Ziegelmehl bestehend, aufgedeckt, auch das Bruchstück des Fußgestells einer runden Säule gefunden.

Am 4. Wintermonat Nachmittags aber, als etwa zehn Schritte seitwärts ein neues Versuchloch geöffnet wurde, zeigte sich hier, nur etwa 1½ Fuß tief, der Anfang eines sehr schönen Mosaikbodens, welcher dann mit aller Sorgfalt abgedeckt wurde, und sich darauf in einer Große zeigte, die, in der Schweiz wenigstens, noch selten vorgekommen ist. Er bildet ein etwas länglichtes Viereck, welches (in franz. Maaß) 18 Fuß 2 Zoll breit und 22 Fuß 3 Zoll lang ist. Die Hauptfigur, die sich in der überaus regelmäßigen und geschmackvollen Zeichnung immer wiederholt, ist ein sechseckigter Stern, an welchen sich kleinere Sechsecke schliessen, in welchen abwechselnd ein Blatt, eine Tulpe, oder eine Sternblume gezeichnet ist; in dem Sechsecke in der Mitte des Bodens ist eine Rose. Die Grundfarbe der Zeichnung ist weiß (Alabaster aus dem Jura), die Ränder der Figuren dunkelblaugrau, die Blumen und Blätter roth, gelb, strohgelb und weiß, in schöner Abstufung. Durch den Einsturz des Gebäudes bei seiner Zerstörung hat leider dieser Mosaikboden einige bedeutende Beschädigungen erlitten; indessen ist der größere Theil sehr gut erhalten, und die

Farben haben von ihrer Lebhaftigkeit wenig oder nichts verloren. Unter dem, unmittelbar auf diesem Boden liegenden, viele Kohlen enthaltenden Schutte fand man eine bronzene Münze; auf der einen Seite zeigt dieselbe ein schönes weibliches Brustbild mit der Umschrift: „Diva augusta Faustina“, auf der Kehrseite eine weibliche Figur mit einem Zepter in der Hand, den Kopf mit einem Sternenkranz umgeben, auf einem aufwärtsfliegenden Adler sitzend, mit der Umschrift: „Consecratio“, unten die Buchstaben: „S. C. (Senatus Consultum)“. Auch ein Stück sehr dickes hellgrünes Glas und ein kupferner Löffel fand sich da vor, aber kein Hausgeräthe von Werth.

Aus dem bis jetzt Entdeckten läßt sich schliessen, es habe hier entweder ein römisches öffentliches Bad, oder ein Landhaus gestanden, das, nachdem es von seinen Bewohnern, unter Wegschaffung alles beweglichen Eigenthums von Werth, verlassen war, im vierten oder fünften Jahrhundert nach Christi Geburt, bei einem der bekannten verheerenden Einfälle der Allemannen oder Hunnen, die ganz Helvetien verödeten, verbrannt und zertrümmert. Immerhin ist diese unerwartete Entdeckung für den Alterthumsforscher und den Freund der Geschichte interessant, und jeder gebildete Mann wird dem Magistrate der Stadt Zofingen Dank wissen, der es sich zur Pflicht rechnet, nicht nur im künftigen Frühjahr noch fernere Nachgrabungen zu veranstalten, um den ganzen Zusammenhang des Gebäudes aufzufinden, sondern auch dasjenige, was spätern Zeiten aufbewahrt zu werden verdient, vor jedem Schaden angemessen zu schützen, in welch löblichem Unternehmen er durch die gemeinnützige Bereitwilligkeit des Landeigenthümers (Hr. Oberamtschreiber Sutermeister) unterstützt wird. Die hohe Regierung sowohl als der Kantonsschulrath, welche hievon amtliche Kenntniß erhielten, haben ihr Interesse und ihren Beifall diesfalls lebhaft zu erkennen gegeben, und die dadurch ertheilte Ermunterung wird sich in Fortsetzung des Begonnenen am besten beurkunden.

Briefe über den Orient.

Fünfter Brief.

Unfern Kairo, auf dem Wege zur Wüste, ist der schönste Begräbnißplatz in Aegypten. Er gehört den Mamelucken, und auf ihm werden die Beys und ihre Familien beerdigt. Ihre Gräber sind sehr verschiedenartig, und einige davon sind wirklich prachtvoll. Die Denkmäler befinden sich unter Kiosken, die von Marmorsäulen getragen, und von denen einige in sehr gutem Geschmack erbaut sind. — Die Gräber der Kalifen sind in einer andern Richtung, 1½ Meilen von der Stadt, mitten in der Sandwüste gelegen. Sie sind durchaus von mauriſcher Architektur, sehr wohl erhalten und sehr schön. Dome, mit Minareten von zierlicher Arbeit, wölben sich darüber.

Eines Tages begegnete ich in den Straßen einem Hochzeitzug, der sich nach der Wohnung der Neuvermählten begab. Die junge Frau ging unter einem seidenen Traghimmel, auf zwei nahe Verwandte gestützt. Voraus schritten einige ihrer Freundinnen und ihre Sklavinnen. Hinter ihr kamen drei Männer, die auf der Querflöte bliesen und auf kleine Trommeln schlugen. Sie selbst war so vollkommen verschleiert, daß man kaum ihre großen schwarzen Augen zu erkennen vermochte.

Kairo wird von einer sehr alten Mauer beschützt, die über 10 englische Meilen (4 Stunden) im Umfang haben mag. Der Mokatam, dessen gelbliche Abhänge öde und unfruchtbar sind, beherrscht die Stadt und und die sie umgebende Ebene. Unter ihm dehnen sich auf einer Höhe die halbzerfallenen Wälle der Zitadelle aus. Diese Festung verdankt ihre Berühmtheit vorzüglich der in den neuesten Zeiten stattgefundenen Ermordung der Mamelucken. Es waren ihrer ungefähr 10,000 zu Kairo, die ein ausgewähltes Truppenkorps bildeten, und von mehreren Beys befehligt wurden. Ihre täglichen Uebungen auf dem großen Platze boten ein eben so merkwürdiges als glänzendes Schauspiel dar.

Eine heimliche Eifersucht fand seit Langem zwischen den Beys und Mahomed Ali statt. Der Satrap von Aegypten suchte allmälig ihre Macht zu schwächen und zu vernichten. Sie ihrerseits fürchteten seinen unbegrenzten Ehrgeiz. Nach lange anhaltenden Feindseligkeiten und heuchlerischen Versöhnungen, bezeugte ihnen der Pascha auf einmal eine große Zuneigung, der sie mit Recht hätten mißtrauen sollen. Aber ihre Verblendung war so groß, daß sie nicht nur seinen Versicherungen Glauben gewährten, sondern sich selbst bei einem Feste einfanden, welches er in der Zitadelle veranstaltet hatte. Der Weg, welcher zu dieser hinaufführt, windet sich zwischen Felsen, und ist oft so schmal, daß nicht zwei Personen neben einander reiten können. Als sie an den Thoren der Festung angekommen waren, wurden sie mit einem so heftigen Gewehrfeuer begrüßt, daß mehrere todt auf der Stelle blieben. Die Uebrigen wurden im Rücken und von beiden Seiten angegriffen und umgebracht. Als die Mameluken von diesen Gräuelszenen Nachricht erhielten, wollten sie zwar eine allgemeine Insurrektion wagen, aber bald wurde der größte Theil von ihnen wieder entmuthigt, sie ergriffen die Flucht und zerstreuten sich. Einige Zeit nachher verübte Ibrahim, der älteste Sohn des Pascha, eine ähnliche Handlung, zu deren Vorbereitung er es weder an den schönsten Versprechungen, noch an den feierlichsten

Eiden hatte fehlen lassen. Er lud die letzten Ueberbleibsel der Mamelucken, die sich in die Gebirge Oberägyptens zurückgezogen hatten, ein, sich mit seiner Armee zu vereinigen und der besten Aufnahme versichert zu sein. Von einem unbegreiflichen Schwindel verleitet, trauten sie seinen Worten und fanden sich bei ihm ein; aber kaum hatten sie das Lager betreten, so ließ er sie überfallen und aufs Gräßlichste ermorden. — —

In einer der Straßen Kairos befindet sich eine ungeheure Menge Miethesel. Verirrt man sich von ungefähr dahin, so ist man, wo nicht in Lebens- doch in Leibesgefahr, denn man wird von allen Seiten herumgezerrt, um diesen oder jenen Esel zu besteigen, und man arbeitet sich nicht durch, ohne wenigstens ein Paar Dutzend probiert zu haben. Das Geschirr dieser langgeohrten Thiere, die sehr haarig sind, ist zierlich genug. Sie sind von einer ganz besondern Gattung, und es ist auffallend, daß man sie noch nicht nach Europa verpflanzt hat, wo sie sehr gut gedeihen würden. Einige davon sind ganz weiß, andere ganz schwarz von den Ohren bis zu den Hufen. Man miethet sie stundenweis und der Eigenthümer trabt, einen Stock in der Hand, nebenher.

Der Konsul hatte mir einen Brief für den italienischen Alterthumsforscher Caviglia gegeben, der in den Pyramiden wohnte. Ich fand ihn in der Stadt, und er bat mich, ihn auf seiner Rückkehr in die Wüste zu begleiten. Wir reiseten gleich Nachmittags in der ausserordentlichen Hitze ab, und überschifften den Nil beim Dorfe Gizeh. Die Entfernung von Kairo bis zu den Pyramiden beträgt in gerader Richtung nur 10 englische Meilen; aber die Ueberschwemmung nöthigte uns, einen doppelt so großen Umweg zu machen. Vor Hitze und Durst erliegend, verweilten wir in einem von Palmbäumen beschatteten Dorfe, bei einem kühlen Brunnen. Man kann sich, ist man nie in dieser Gegend gereiset, keinen Begriff von dem Genusse machen, den die Erfrischung des Trunks, aus Zitronensaft, ägyptischem Zucker und frischem Wasser bereitet, gewährt.

Die Ueberschwemmungen des Nils hatten die meisten Dörfer und Palmbaumwälder in Inseln verwandelt, die mit den vereinzelten Sandhügeln, Felszacken und Tempelruinen auf den Fluthen zu schwimmen schienen. Wir folgten den Dämmen, die im Zickzack den Wasserspiegel durchschneiden und sich in der Ferne in ihm verloren. Mit Sonnenuntergang erreichten wir den höhern Theil der Wüste, in welchem sich die Pyramiden befinden. Diese ungeheuern, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne erleuchteten Denkmäler erzeugen einen wirklich magischen Effekt, und ihr großer Umfang täuscht über ihre Entfernung. Wir erreichten sie erst mit Anbruch der Nacht. Die Araber begrüßten uns mit ihrem Geschrei. Wir stiegen einen vielgewundenen Fußweg hinein, und betraten ein niedriges Gemach, das in Felsen ausgehauen war, und ehemals als Gruft gedient haben mochte. Ich nahm darin, mit Caviglia, Spinetti und einem deutschen Reisenden, auf dem nackten Boden sitzend, ein Mahl von gekochtem Geflügel ein, nach welchem sich die Andern zurückzogen und mich allein liessen. Ich war müde. Ein Araber hing eine kleine Lampe auf, und ich suchte den Schlummer auf einer Rohrmatte; aber das Ausserordentliche meiner Lage, und der Gedanke, ein Denkmal zu bewohnen, welches die Einbildungskraft der Menschen seit so vielen Jahrenhunderten umschwebt, entfernte lange den Schlaf von meinen Wimpern.

Am andern Morgen tranken wir, mit Sonnenaufgang, den Kaffe in dieser Grotte, und ich blickte durch eine Oeffnung, die als Fenster diente. Wir besuchten sodann die von Caviglia gereinigten Gänge. In einem derselben befand sich ein hübscher Säulengang, aus weißen Steinen erbaut und mit Hieroglyphen bedeckt die noch so frisch und erkenntlich waren, als wenn man sie erst vor Kurzem eingegraben hätte. In einer Tiefe von 60 Fuß kamen wir in drei unterirdische Säle. In dem einen sahen wir zwei große, in den Felsen ausgehauene Särge, in denen kleine Götzenbilder waren. Ein anderer war seiner, mit verschiedenen Figuren bedeckten Mauer wegen, merkwürdig. Er wurde von Salt entdeckt.

Caviglia beschäftigte sich eben mit einer wichtigen Unternehmung. Er war überzeugt, daß eine unterirdische Verbindung zwischen den Pyramiden von Gizeh, denen von Sackara und den Trümmern von Memphis statt finde, und er wendete alles Mögliche an, sie zu entdecken. Er war bereits mehrere hundert Klafter weit vorgedrungen; aber diese Arbeit kann noch mehrere Jahre lang dauern. Auf jeden Fall wird sie zu interessanten Entdeckungen führen. Ungefähr 300 Klafter unter der großen Pyramide liegt der berühmte Sphinx. Zwischen seinen Vordertatzen war ehemals ein Altar. Sein Gesicht ist sehr verstümmelt, aber man sieht noch, daß der Kopf von nubischem Karakter ist Er mag 26 bis 30 Fuß hoch sein, und vom Ohr bis zum Kinn 16 Fuß messen. Man kann den Umfang des Körpers noch nicht berechnen, weil er noch im Sande begraben ist. Caviglia hatte sechs Wochen lang gearbeitet, um ihn ganz frei zu machen, aber der Wind führte immer mehr Sand herbei, als bei Seite geschafft werden konnte.

Am folgenden Tage erstiegen wir die große Pyramide. Ihre Aussenseite besteht aus einer Menge Stu-

fen, von der Baſis bis zum Gipfel. Die Steine, aus denen ſie erbaut iſt, ſind weißlich gelb, und zwei bis vier Fuß hoch, wodurch das Hinanſteigen beſchwerlich wird, ohne im Geringſten gefahrvoll zu ſein. Von dem höchſten Punkt iſt die Umſicht wirklich bewundernswürdig. Auf der einen Seite überblickt man die gräßliche Wüſte, deren einförmige Ebene nur durch einige unbewohnte Felſen und Sandhügel durchbrochen wird. Auf der andern zeigt ſich der Lauf des Nils, durch die Fruchtbarkeit ſeiner Ufer und die Schönheit der Landſchaft erhoben. Näher breitet ſich ein Archipel von Weilern und Wäldchen, von den Ueberſchwemmungen des Stroms erzeugt, aus. Am Fuße des Mokatam ſchimmern die Minarets von Kairo, von einer leichten Rauchwolke umhüllt.

Die große Pyramide iſt 500 engliſche Fuß hoch. An ihrer Baſis iſt jede der vier Seiten 700 engliſche Fuß lang, und der ganze Umfang beträgt ungefähr 3000 Fuß. Der Gipfel bildet eine Fläche von 28 Quadratſchuh. Es iſt auf den erſten Blick unmöglich, ſich eine genaue Idee von der Höhe der Pyramiden zu machen, weil ſie mitten in einer Sandebene liegen, und mit keinem in der Nähe befindlichen Hügel verglichen werden können; aber je mehr man ſie betrachtet, deſtomehr wird man von ihren rieſenhaften Geſtalten betroffen. Man weiß, welchen Eindruck ſie auf Bonaparte machten, der vor der Schlacht, die ihren Namen trägt, ſeiner Armee nur die begeiſternden Worte zurief: „Soldaten! von der Höhe dieſer Pyramiden blicken 40 Jahrhunderte auf euch herab.“

Am Abend betraten wir mit Fackeln das Innere der großen Pyramide, und ſtiegen eine 100 Fuß hohe Treppe hinan. Sodann gelangten wir durch eine 100 Fuß lange, von Granit erbaute und ſehr ſteil anſteigende Gallerie, in den erſten Saal, deſſen Decke aus Steinblöcken von 16 Fuß Länge beſteht. Die Mauern, welche die verſchiedenen Keller von einander trennen, ſind ebenfalls von ungeheuern Granitblöcken erbaut. Es iſt ſchwer zu begreifen, auf welche Weiſe man dieſe Maſſen hat herbeiſchaffen können. Indeſſen ſteht der Umfang der wenigen Säle, die wir beſucht haben, mit der Größe des ganzen Denkmals in keinem Verhältniſſe. Sie ſind ſo feſt gebaut, und haben ſo wenig von der Zeit gelitten, daß ſie nach tauſend Jahrhunderten vielleicht noch exiſtiren werden. Der große Sarkophag, worin, nach Caviglias Vermuthung, die Ueberreſte Joſephs, des Sohnes Jakobs, aufbewahrt wurden, iſt im großen Saale. Er iſt durch den Hammer ſehr verletzt worden.

Die Pyramide des Cephrenes, die von Belzoni zuerſt betreten wurde, iſt neben der des Cheops. Man kann ſie auf der Auſſenſeite nicht erſteigen.

(Beſchluß folgt.)

Curioſa.

Die Apathiſten.

Es gab im 17. Jahrhundert zu Florenz eine Geſellſchaft, die den Namen der „Apatiſti (Leidenſchaftloſen)“ annahm. Sie wurde 1633 geſtiftet, und der Großherzog beehrte ſie mit ſeinem beſondern Schutz. Ihr Hauptzweck beſtand in Witz- und Wortſpielen. Der Präſident, welches jedesmal der Jüngſte der Geſellſchaft ſein mußte, wurde Sybillone oder die große Sybille genannt. Er hatte immer zwei Dollmetſcher, die ſich rechts und links neben ihm befanden. Alle zu verhandelnden Gegenſtände wurden ihm vorgetragen, und er antwortete darauf mit einem einzigen Worte, welches ſodann einer ſeiner Akolyten erklären und beweiſen mußte, daß das ausgeſprochene Wort die klarſte Löſung der Frage gewähre. Wir wollen davon unter vielen nur ein Beiſpiel auswählen.

Fr. „Warum weinen die Weiber öfter und leichter als die Männer?“

Antw. Stroh.

Der wortführende Dollmetſcher, ein vierzigjähriger wohlbeleibter Prieſter bewies nun, daß es unmöglich ſei, eine beſtimmtere und mehr in die Augen fallende Erklärung zu geben, als die, welche das Orakel ausgeſprochen habe. Er redete drei Stunden lang ununterbrochen über dieſen Gegenſtand, der ſehr oft das Gelächter der Verſammlung erregte. Er gab eine genaue Beſchreibung aller weichen Pflanzen, und bewies dadurch, wie das Stroh ſie alle an Zerbrechlichkeit übertreffe. Von Stroh ging er zu den Weibern über, und gab eine anatomiſche Zergliederung des menſchlichen Körpers. Er zeigte, welches die Urſache der Thränen, ſowohl bei den Männern, als bei den Weibern ſei. Er ſtützte ſich vorzüglich auf die Geſchmeidigkeit und Beugſamkeit der Fibern bei den Frauen, und auf die Härte der bei den Männern. Er beſchloß endlich mit den Worten, daß die Natur den Erſtern Schwäche und Empfindſamkeit, die in jeder Hinſicht das Stroh des innern Menſchen ſeien, habe angedeihen laſſen.

Auſſerordentliche Beleibtheit.

Ein gewiſſer Eduard Bright, ein Gewürzhändler in der Grafſchaft Eſſex in England, der in ſeinem 30. Jahre ſtarb, war von ſo auſſerordentlicher Dicke, daß man wenig ähnliche Beiſpiele finden durfte. Seine ganze Familie, aus ſeiner Frau und fünf Kindern, ſeinem Vater, ſeiner Mutter und zwei Schweſtern beſtehend, wog nicht ſo viel, als er allein, obgleich ſie alle robuſt und bei guter Geſundheit waren. In ſeinem zwölften Jahre wog er bereits 144 Pfund, in ſeinem zwanzigſten 336, in ſeinem ſiebenundzwanzigſten

584, und einige Zeit vor ſeinem Tode 616 Pfund. Er war 5 Fuß 3 Zoll hoch. Sein Umfang unter dem Geſäß maß 5 Fuß 6 Zoll und über dem Bauch 6 Fuß 11 Zoll. Seine Arme maßen im Umfang 2 Fuß 2 Zoll und ſeine Beine 2 Fuß 8 Zoll. Er hatte immer guten Appetit, aß ungemein viel und trank in demſelben Maße. Sein Lieblingsgetränk war Bier. In der letzten Zeit trank er nur Halbbier und zwar vier Maaß täglich. Auſſerdem genoß er noch eine halbe Flaſche Wein, nach dem Mittageſſen, und eine Maaß Punſch am Abend. Wenn er ſich in Geſellſchaft befand, trank er oft doppelt ſo viel. Es wurde ihm mehrmals zur Ader gelaſſen, und man zapfte ihm jedesmal zwei Pfund Blut ab. Er verheirathete ſich in ſeinem 22. Jahre, hatte fünf Söhne in ſeiner Ehe und hinterließ ſeine Frau geſegneten Leibes. Er war immer luſtig und heiter, und ſeiner guten moraliſchen Eigenſchaften wegen, von allen ſeinen Bekannten geliebt. Er ſtarb an einem hitzigen Fieber, nach einem vierzehntägigen Krankenlager. Man mußte eine eigene Maſchine verfertigen, um ſeinen Sarg ins Grab zu ſenken.

Der See von Guatavita.

Dieſer berühmte See befindet ſich 3 Stunden von Bogota, der Hauptſtadt von Columbia. Er iſt von einer zahlreichen Geſellſchaft Aktionnairs gänzlich ausgetrocknet worden, und die Vortheile, welche man dadurch gewonnen hat, überſteigen bereits alle Erwartungen der Unternehmer. Man hat unter andern einen Smaragd von ungeheurer Größe, in einer Bildſäule von gediegenem Golde, nebſt einer großen Menge goldener Bilder gefunden — Vor der Eroberung des Landes durch die Spanier, befand ſich in dieſer Gegend ein Staat von mehr als zwei Millionen Seelen, deſſen Oberhaupt ein Kazike war, der in einer großen Stadt wohnte und eine bedeutende Armee hatte. Das Land iſt reich an Goldſtaub und Edelſteinen, vorzüglich an Smaragden. Der See liegt ohngefähr 10,000 Fuß über der Meeresfläche, auf dem Gipfel eines Berges, den die Umwohner als die Heimath ihrer ſchützenden Gottheit betrachteten und wo ſie jährlich zweimal opferten. Dieſe Opfer beſtanden aus Gold und Edelſteinen, die von den Kaziken und den vornehmſten Bewohnern des Landes in den See geworfen wurden. Nach der Berechnung Kiers ſollen ſich für 28,000 Millionen Franken darin befinden. Bei der Eroberung des Landes durch die Spanier, warfen die Einwohner noch alle ihre Schätze hinein. Der Kazike allein belud 50 Männer mit Goldſtaub, der hineingeſchüttet wurde. Die Regierung hat eine Abtheilung Soldaten zum See geſchickt, um die Ausbeutung dieſer Reichthümer zu beſchützen. Ein großer Theil der Aktien gehört dem Kapitain Cochrane, demſelben, der vor einigen Jahren das ganze europäiſche und aſiatiſche Rußland zu Fuß durchwanderte.

Gemälde von Paris.

Der Poſthof.

Ueber dem Eingange des Poſthofs (la cour des messageries) ſieht man einen Globus, der, aller Wahrſcheinlichkeit nach, den Erdball vorſtellen ſoll. Frankreich, von rothen Linien durchſchnitten, die alle vom Zentrum, oder Paris, ausgehen, nimmt allein mehr als die ſichtbare Hälfte dieſer großen Kugel ein. Dieſe Allegorie, wenn es eine ſein ſoll, macht dem Architekten Ehre, weil er vielleicht dadurch hat zu verſtehen geben wollen, daß für die Adminiſtration das Weltall in den großen Straßen beſtehe, die von den Poſtkutſchen befahren werden. Das Thor, an und für ſich ſelbſt, iſt nichts weniger als groß und ſchön, und zwar deshalb, weil ein Gewürzkrämer, der, in der Montmartreſtraße, dicht daneben wohnt, ſich in keinen Vergleich einlaſſen will, wodurch, mit Aufopferung ſeines Eigenthums, eine faſt nothwendige Vergrößerung und Verſchönerung erzielt werden könnte.

Das Einkommen, welches die Poſtkutſchen den Unternehmern dieſes Etabliſſements abwerfen, iſt ſehr bedeutend, und es gibt in Frankreich vielleicht nicht ein Dorf, das ihnen nicht ſeinen Tribut bezahlt.

In dieſem Poſthofe kann man den größten Theil der Fremden begrüßen, die aus allen Ländern Europas zu Paris, wie in einem Zentrum, zuſammentreffen. Man hört dort eine Verwirrung der Sprachen, wie beim Thurmbau zu Babylon, man ſieht ein Gemiſch der Trachten, wie in einer Theatergarderobe, und eine Muſterkarte von Geſichtern, wie in einem Wachsfigurenkabinet. In einer und derſelben Minute kommen oft die Deligencen von Marſeille, Bayonne, Calais und Strasburg an, und der Grund der engliſchen Sprache reibt ſich gegen die Politur der Zunge Italiens, ſo wie die Periphraſe der deutſchen Mundart gegen den Schwulſt der baskiſchen Rede; denn es iſt höchſt ſelten, daß die ehrlichen Reiſenden aller Länder, nicht am liebſten und herzlichſten in ihrer Mutterſprache — fluchen. Man kann ſich leicht denken, daß die untern Beamten des Hauſes, bei dieſem Konzert von Schwüren und Flüchen, nicht im Rückſtand bleiben mögen, um den Ankommenden bei Leibe keinen nachtheiligen Begriff von der pariſer-Energie zu geben, und ſowohl aus dieſem eklektiſchen Grunde, als aus reiner Vaterlandsliebe, beten ſie beſtändig das ganze Alphabet der Seine-Matroſen und Sackträger ab.

Das Gähnen, Poltern und Fragen der Ankommenden, die Eilfertigkeit, das Singen und Pfeifen der

Abreisenden, die überraschende Wiedererkennungen, die rührenden Abschiedsszenen, die Empfehlungen und Versprechungen, die Freude und die Thränen, die Hoffnung der Einen, die Bedauerung der Andern, der emporrankende Ehrgeiz, die niedergedrückte Verabschiedung, Furcht und Liebe, Entzücken und Traurigkeit, alle diese verschiedenartigen Bewegungen und Gefühle und Leidenschaften malen sich mit scharfen Zügen auf diesen Gesichtern, und ein Physionomist kann keinen bessern Schauplatz zu seinen Beobachtungen erwählen, denn es gibt unter den Ein- oder Aussteigenden nur Wenige, in deren Augen nichts als Gleichgültigkeit zu lesen wäre.

Um sich eine Idee von der Wichtigkeit dieser Unternehmung zu machen, muß man wissen, daß sie beständig mehr als zweihundert Diligencen in Bewegung setzt, und mehr als eilfhundert Pferde zur Bespannung derselben braucht und daß die Messagerien jährlich über 1,100,000 Stunden zurücklegen. Die alleinige Unterhaltung der Pferde kostet jährlich über vier Millionen Franken. Es gibt nicht einen Winkel in ganz Europa, mit dem dies riesenhafte Unternehmen nicht in Verbindung stehe, und wohin es nicht Aufträge übernähme, für deren richtige Beförderung es immer gutsteht.

Seit einigen Jahren sind die Postkutschen sehr verbessert und viel bequemer gemacht worden. Alles hängt jetzt in Federn, und man hat nicht mehr die harten Stöße zu besorgen, wodurch früher die Reisen so unangenehm wurden. An den Barrieren von Paris werden die Reisenden, welche mit den Diligencen ankommen, nicht durchsucht, sondern ein Beamter begleitet sie bis in den Postbof, wo sich das Spezielmauthbureau befindet. Diese Einrichtung, die viel zur Bequemlichkeit der Reisenden beiträgt, kostet der Administration jährlich ungefähr 12,000 Franken.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Theater.

Genf, November.

Seit dem man dem Schauspieldirekter Elaparede, der früher allein das Recht hatte, die Genfer zu vergnügen, sein Privilegium genommen, und es auf Madame Lintant und deren Beisteher Lonce übertragen hat, schienen sich die Auspizien etwas verbessert zu haben, was jedoch theilweis auch der Ausschmückung des Saales selbst und seiner Erleuchtung durch das Gaslicht, zuzuschreiben ist. Die erste Vorstellung, oder das Debut der Truppe, fand am 21. Oktober statt. Man gab den „Vormund," Vaudeville von Scribe Melesville, und den „Honigmond", von demselben Verfasser. Im ersten sind die Charaktere gut gezeichnet, und die Intrigue ist interessant. Der eigentliche Titel ist „einfache Geschichte," wie der eines englischen Romans, der den Stoff zu diesem schönen Theaterstück gegeben hat. Im zweiten hat die Prüderie manches tadelnswerthe Wort entdecken wollen, das man täglich hört, ohne sich das Geringste dabei zu denken. Dergleichen Konzessionen gegen die Moral, sagt sehr ernsthaft ein hiesiger Kritiker, können wohl zu Paris passiren; aber bei uns sind sie sehr unpassend. Das dritte Stück führt den Titel „die Alte," und spielt in der Zeit des französischen Krieges. Eine junge russische Dame hat sich als Matrone verkleidet, wird durch einen französischen Offizier beschützt, verliebt sich in ihn, giebt ihm ihre Hand, um ihn vor der Reise nach Sibirien zu bewahren, und entdeckt ihm ihre Jugend erst nach vollzogener Vermahlung. Die Truppe sucht so vielen Beifall zu gewinnen, als in ihren Kräften, die freilich beschränkt sind, steht. Die Wahl der aufgeführten Stücke macht der Administration Ehre, um so mehr, da das Publikum, vor dem sie dargestellt werden, schwer zu befriedigen ist. Es wurden viele Stücke der Pariser Theater gegeben und die Schauspieler und Schauspielerinnen thun ihr Möglichstes. Unter den Erstern steht Lonce unstreitig obenan. Er ist vorzüglich in den Rollen komischer Alten lebenswerth. Nach ihm zeichnen sich Dorseuil als père noble, als Komiker, und Allan als second jeune amoureux aus. Der erste Sänger Laurent ist nur schwach. Von den letztern darf nur Demoiselle Bailly als erste Sängerin und und Demoiselle Federa als Soubrette genannt werden. Beide sind in ihren verschiedenartigen Rollen ganz das, was sie sein sollen.

— Eine der größten Dampfmaschinen ist gegenwärtig in den Minen von Cornwallis im Gebrauch. Sie treibt 80,000 Pfund Wasser auf eine Höhe von 100 Fuß in einer Minute, und verzehrt nur 30 Pfund Kohlen, um diese Wirkung hervorzubringen. Um denselben Zweck mit Pferden zu erreichen, würde man deren 750 gebrauchen.

— Das Institut Fellenbergs zu Hofwyl, zur Erziehung armer Knaben, enthält gegenwärtig 80 Zöglinge. Eine ähnliche Anstalt für Mädchen ist vor Kurzem gegründet worden, und verspricht die besten Resultate.

— Der arme Israelit, der als „Ketzer" zur größten Ehre des alliebenden Gottes und zur Erbauung der frommen Ungeheuer, vor Kurzem zu Valenzia in Spanien lebendig verbrannt worden ist, war, wie die Unglücklichen in allen frühern Auto-da-fe's, mit einem San-Benito oder Armesünder-Hemde bekleidet, auf welchem Teufel gemalt waren. Er trug überdem noch die beliebte Flammenmütze von Papre auf dem Kopfe. Er wurde von zwei Dominikanern, die ihm unaufhörlich wiederholten, daß man ihn zu seinem größten Seelenheil verbrenne, zum Scheiterhaufen geschleift. Diese Elenden, und der ganze erbärmliche Pöbel, welcher diesem gräßlichen Schauspiel wie einem Freudenfeste beiwohnte, trieben die Grausamkeit und den Spott so weit, den armen Sohn Abrahams ihren „unglücklichen Bruder" zu nennen. Und solche Ungeheuer hat es noch im Jahr 1826 gegeben.

Aarau, im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 49. Dritter Jahrgang 1826. 6. Dezember.

Von dem Jesuitismus, in Bezug auf die Emanzipation der Katholiken in Irland und England.

(*De Pradt*, du jésuitisme ancien et moderne.)

Seit sechszig Jahren hat die Philosophie, die, wie ihre Feinde sagen, blinder oder interessirter Weise, nur auf Vernichtung der Religion hinarbeitet, nicht aufgehört, die Unabhängigkeit der englischen und irländischen Katholiken in Anspruch zu nehmen: gestützt auf die großen und wahren Prinzipien der Gesellschaft, hat sie die Gerechtigkeit dieser Maßregel dargethan, gleich wie die Ungerechtigkeit, einen Drittheil der britischen Bevölkerung der bürgerlichen Rechte zu berauben; sie hat gezeigt, daß der gesellschaftliche Vertrag gebrochen ist, wenn er auf Ungleichheiten beruht; daß die Gewissensfreiheit in dem natürlichen Rechte des Menschen ihren Grund hat, unabhängig vom positiven Gesetz und darüber erhaben; daß deshalb das Wort Concession eine Absurdität ist; daß der, so die Lasten der Gesellschaft mitträgt, auch nothwendig deren Vortheile zu geniessen hat, und daß die Uebel, die man von der Toleranz befürchtete, nicht in der Wirklichkeit und nicht als Folge derselben bestanden, sondern in dem Bösen ihren Grund haben, das die frühere Herrschaft der Intoleranz ausgesäet hat. Die Philosophie, als sie so auftrat, wußte, daß oft die Strafe für das Uebel, das man gethan, darin besteht, daß man das Bessere nicht mehr thun kann. Die Erfahrung, seit der Emanzipation der Reformirten in Frankreich, hat die Vorhersagungen der Philosophie, über die Gefahrlosigkeit der Gleichstellung in den bürgerlichen Rechten, gerechtfertigt. Was wir in jenen Staaten sehen, wo verschiedene Glaubensbekenntnisse herrschen, vor Allem aber das große Beispiel der Vereinigten Staaten, dient uns zur Bekräftigung dessen, was die Philosophie behauptet hat. Es verhält sich mit der Wahrheit wie mit der Gerechtigkeit: diese braucht Zeit, um sich festzusetzen, aber endlich geschieht es doch; mit der Wahrheit geht es eben so; auch sie will Weile haben, aber auch ihr Tag der Herrschaft bricht einst an; es braucht Zeit dazu, den menschlichen Geist an gewisse Ideen zu gewöhnen, endlich dürfen sie sich ungescheut nähern, man gewöhnt sich daran, und am Ende nimmt man sie an. Gerade so geht es mit der Emanzipation. Noch vor fünfzig Jahren hätte man sich in England allgemein darüber aufgelehnt; das Ministerium, wenn es den verhaßten Namen ausgesprochen, hätte sich selbst zu Grunde gerichtet; vor dem Licht der Philosophie sind jene Schreckbilder verschwunden, die bisher den Weg zu diesem Unternehmen versperrten; sie hat sich der Herzen bemächtigt, und mit der Ruhe der Vernunft hat man über Dinge sich besprochen, die noch kurz zuvor mit dem Abscheu des Vorurtheils weggewiesen worden waren, und zweimal wurde — Vorläufer eines vollständigen Sieges — ein theilweiser Triumph erkämpft.

Ausser dem Interesse der Religion und der Menschheit sind in dieser Angelegenheit noch die politischen Rücksichten Britanniens im Spiele. Denn in der That, es handelt sich darum, diesem fast sechs Millio-

nen seiner Unterthanen (ein Drittheil seiner Bevölkerung) zuzuführen, welche durch eine Scheidewand (das Gesetz) von ihm getrennt sind. Seit fünfundzwanzig Jahren besteht ein mehr oder minder feindseliger Kampf, welcher durch die Hartnäckigkeit des Parlaments immer neuen Zunder fängt; die Aufrechthaltung der unduldsamen Gesetze nährt diesen Geist der Unruhe und des Unfriedens, der England in Rücksicht auf jene sechs Millionen Katholiken, jener freien Mitwirkung beraubt, welche aus der Anhänglichkeit und dem Mangel gegründeter Klagen entstehen würde. Wie viele Irländer haben seit hundert und zwanzig Jahren fremden Herren ihre Dienste angetragen, die sie ihrem Vaterlande angeboten, wenn es sie nicht durch seine Gesetze von sich gewiesen hätte!

Endlich sah die gute Sache einem gewissen siegreichen Ausgang entgegen; der wirklich regierende König hatte, zu seiner Ehre, die Gesinnungen seines Vaters abgeschworen und sich nicht nach denen seines Bruders gerichtet; der Minister, der das Haus der Gemeinen leitet, hatte die Stimmen gewonnen, indem er sich offen für die Emanzipation aussprach, und die Stimme der Gemeinen sanktionnirte die der Minister. Die Sache war in gutem Gang, als unglücklicherweise die Richtung, welche die Geistlichkeit des Continents genommen hatte, und die Erscheinung der Jesuiten, der Gegenpartei neue Waffen in die Hände gaben. Einem Land wie England, mit seiner Aufklärung, die Alles sieht, und seiner Freiheit, die über Alles spricht, konnte dies nicht entgehen. Im Jahr 1822 wurde die Sache der Emanzipation im Parlamente vorgebracht, und erhielt den Sieg im Unterhaus; sie scheiterte in der Kammer der Pairs, wo sie nur 120 Stimmen gegen 159 hatte. Vielleicht hätte sie auch in dieser Kammer, gleichwie in der der Gemeinen, guten Erfolg gehabt, wenn nicht immitten des Parlaments Lord Colchester erschienen, um die alte Brandfackel der Intoleranz zu schwingen, mit dem Geschrei: er lange vom Continent an, und nach dem, was er dort gesehen, glaube er in dem neuen Aufschwung, womit Geistlichkeit und Jesuiten auftreten, die größten Gefahren für England wahrzunehmen, wenn der Vorschlag durchginge. Durch diese abschreckenden Mittel hat er unglücklicherweise die Verwerfung der Emanzipation verursacht. In diesem Jahr kam die Sache wieder zur Sprache, jedoch mit ziemlich merkbarer Zunahme des Gegengewichts bei der Opposition; denn in der Kammer der Gemeinen waren für die Annahme 248 gegen 207, also eine Mehrheit von 41 Stimmen; in der Pairskammer waren für die Verwerfung, mit einer Majorität von 48 Stimmen, 178 gegen 130. Und wer ist es nun, der die ehrenvolle Stimmung des Fürsten, die aufgeklärte und patriotische Absicht der Minister fruchtlos machte? Der Jesuitismus und der Einfluß der Geistlichkeit.

Der Lord Kanzler, Lord Liverpool, Lord Colchester und der Bischof von Chester haben sich über diese Punkte mit großer Freimüthigkeit ausgesprochen: man höre ihre Reden; sie haben die Anstrengungen ihrer Gegner vereitelt. Wenn der Bischof von Norwich sagen konnte: Wenn die Emanzipation der Konstitution zuwiderläuft, so verlange ich eine Reform der Konstitution, kraft eines Prinzips, das höher steht, als die Konstitution: dem der christlichen Liebe, die da gebeut, seinem Nächsten zu thun, was man wünscht, daß dieser uns selbst thun möge: — so scheute sich der Bischof von Chester nicht zu entgegnen: „Die christliche Liebe ist ein gut Ding; aber sie fängt in ihrem wahren Interesse mit dem eigenen Ich an; sie befiehlt nicht unkluges Vergessen der eigenen Sicherheit, und solche Gefahr bringt uns die Emanzipation.“ In Rücksich auf diesen Gesichtspunkt hat dann dieser Prälat merkwürdige und wenig bekannte Thatsachen vorgebracht; er hat, als Beweis des noch fortbestehenden Geistes des römischen Hofes, das Reskript angeführt, welches noch im Jahr 1809 der Papst Pius VII an seinen Nunzius in Venedig erlassen, worin er sein Recht in Erwähnung bringt, die Fürsten abzusetzen, obschon, wie er beifügt, es nicht immer gerathen sein möchte, es auszuüben. Der Prälat führte ferner noch die Bullen der Päpste an, welche 1634 und 1739 Karl I und Georg II entthronten; er fügte bei, daß der Papst in Irland ein geregeltes Heer von zwei- bis dreitausend Priestern habe. Lord Colchester sagte: die Jesuiten sind Menschen, deren politische Grundsätze man dermaßen für gefährlich hielt, daß man darin einen Grund fand, sie aus den meisten Staaten, wo sie sich festgesetzt hatten, zu verweisen; eine Handlung, wie sie eine gesunde Politik und weise Vorsicht erheischten; in Bezug auf solche Leute gebrauche ich die Worte der heil. Schrift: Verjaget sie alle bis auf die Kranken und Untüchtigen.

Auf diese Weise ist dieses lobenswerthe Unternehmen gescheitert; der Tag seines Untergangs war ein Tag der Trauer für die Menschheit, für die Aufklärung und für England; Niemand konnte sich darüber freuen; denn Irlands Entschluß, Recht zu erhalten, wurde dadurch nicht erschüttert; er hat im Gegentheil gegen England eine drohendere Stellung angenommen. Alle Freunde des Rechts und der Vernunft fühlten sich durch diesen Beschluß getroffen. Und wer ist der Urheber all' dieses Uebels? Die, welche durch ihr Benehmen ohne Mäßigung und ohne Rücksicht auf die Wirkung desselben in Ländern, die frei von ihnen sind, blindlings ihr Ziel verfolgen, ohne vor und neben sich zu schauen.

Die Geiſtlichkeit von Irland hat ſich hartnäckig und unbeugſam bewieſen, ſogar gegen den römiſchen Hof, in Sachen der Präſentation zu den Bisthümern; ſie wollte noch katholiſcher ſein als der Papſt ſelbſt, und hat ſich durch ihre Strenge einem Tadel von Seiten des Kirchenoberhauptes ausgeſetzt, das ſie doch ſonſt ſo unbegrenzt verehrt. Dieſe Geiſtlichkeit herrſcht unbeſchränkt über ein Volk, das durch Unwiſſenheit und Elend in allen Arten von Aberglauben hingehalten wird. Kommen nun die Jeſuiten hiezu, dann wird man erſt ſehen, wie das die engliſche Regierung wenig geneigt machen wird zur Begünſtigung des Katholizismus.

Die Angelegenheit der Emanzipation iſt ſchon zu weit gediehen, als daß ſie könnte ſtehen bleiben; es liegt nicht in dem Weſen ſolcher Aufgaben, ewig unentſchieden zu bleiben; ſie können lange Zeit ruhen, aber einſt ans Licht gebracht, erfordern ſie Beendigung, allzuviele Rückſichten gebieten es. Dieſe Angelegenheit iſt beinahe reif; Irland und England ſtehen ſich gegenüber; letzteres iſt ſeit fünfundzwanzig Jahren genöthigt, einen Theil ſeiner Macht zur Unterwerfung des erſtern zu verwenden. Dieſer Zuſtand iſt gewaltſam, und muß, wie jede Kriſis, zu ſchneller Aenderung führen. Dies hindert aber die Jeſuiten ſehr wenig. Schon haben ſie ſich in England eingeſchlichen; in Irland beſitzen ſie zwei prachtvolle Anſtalten in der Grafſchaft Galloway. Wenn ſie nur da ſind, das Uebrige kümmert ſie wenig.

Man entſcheide nun, wer beſſer der Sache der Menſchheit und der Religion diene, die Jeſuiten oder jene Philoſophie, welche ſeit mehr als einem halben Jahrhundert die Emanzipation der Katholiken, ſo wie die Abſchaffung des Sklavenhandels predigt? Der Jeſuitismus, der ſich in Alles miſcht, wo hat er ein Wort geſagt gegen dieſen ſchändlichen Menſchenhandel, ſo wie gegen tauſend andere Schändlichkeiten, Plagen des menſchlichen Geſchlechts, die vor den unermüdlichen Streichen der Philoſophie längſt gewichen ſind? Wer, die Philoſophie oder die Jeſuiten, hat die Trennung der Kranken in einſchläfrige Bettſtellen, die Reinigung der Luft, Licht und Waſſer in den Städten verlangt? wer die Abſchaffung der lettres de cachet, der Güterein̄ziehung, der Gabelle, der Ungleichheit der öffentlichen Laſten, der Tortur, des geheimen Verfahrens, der Loterie und der öffentlichen Glücksſpiele? Wem, dem Jeſuitismus oder der Philoſophie, wird das menſchliche Geſchlecht ſeine Wiedergeburt zu verdanken haben, die Freiheit Amerika's oder Griechenlands? Es iſt einleuchtend, daß der Jeſuitismus das ſchöne Werk der Emanzipation, dieſe ſchon weitgereifte Frucht der Philoſophie, zerſtört hat; daß er es iſt, dem Irland ſeine fernere Knechtſchaft zu danken hat; daß er es iſt, welcher Rechenſchaft ſchuldig iſt für die Uebel, welche aus den ſtrengen Maßregeln entſpringen müſſen, denen der Jeſuitismus und andere Vorfälle auf dem Kontinent den gehäſſigen Schein nehmen, den Jedermann ohne den Jeſuitismus darin fände. Man darf wohl ſagen: Keine Jeſuiten oder keine Emanzipation der Katholiken. So ſteht die Frage jetzt; und ſehr einfach kann man ſie ſo ausdrücken: Was iſt mehr werth: ſechs Millionen Katholiken oder einige Klöſter von Jeſuiten?

Unterhaltungen auf der Inſel Elba, zwiſchen Napoleon und Lord Ebrington.

Ich bereiſete Italien, und wollte es nicht verlaſſen, ohne Elba beſucht zu haben, wo ich hoffen konnte, den auſſerordentlichſten Mann unſerer Zeit zu ſehen. Ich wurde gut aufgenommen, und hatte zwei Unterredungen mit ihm, von denen jede einige Stunden dauerte. Gleich darauf beeilte ich mich, alles was er Merkwürdiges mit mir geſprochen, niederzuſchreiben. Dieſe Noten übergebe ich jetzt dem Publikum. Ich glaube verſichern zu dürfen, daß ich nie den Sinn der Rede des Kaiſers Napoleon verändert, und daß ich oft ſo glücklich geweſen bin, ſeine eigenen Ausdrücke vollkommen wiederzugeben. Ich habe freiwillig Alles unterdrückt, worüber ich nicht ganz ſicher war

Niemand weiß beſſer als ich, wie weit dieſe Erinnerungen hinter denen zurückſtehen, welche von den edeln Gefährten des Exilirten auf St. Helena eingeſammelt worden ſind. Einige der Gegenſtände, deren in meinen Noten Erwähnung geſchieht, haben in den Werken Las Caſes, Gourgauds und Montholons eine viel größere Entwickelung. Sie haben die Steuer des Reichen der Geſchichte dargebracht, während ich ihr nur das Scherflein der Armen geben kann. Aber es ſcheint mir, daß Alles, was einiges Licht auf dieſen außerordentlichen Mann zu werfen vermag, nicht unintereſſant ſein könne, und daß das Mittel, ſeine wirklichen Geſinnungen zu erkennen, darin beſtehe, ſeine Unterhaltungen in verſchiedenen Zeiten und mit verſchiedenen Perſonen, miteinander zu vergleichen.

Es war am 6 Dezember 1814 um 8 Uhr Abends, einer Stunde, die mir in dem Briefe, welchen der Großmarſchall an mich gerichtet, beſtimmt worden war, als ich den Palaſt von Porto-Ferajo betrat. Nachdem ich einige Minuten im Dienſtſaale gewartet, wurde ich in das Zimmer geführt, in welchem ſich der Kaiſer befand.

Er befragte mich zuerſt über mich ſelbſt, über meine Familie u. ſ. w., ſodann unterbrach er ſich plötzlich und ſagte zu mir: Sie kommen aus Frankreich; ſagen Sie mir offen und frei: ſind Sie dort zufrieden?

— Wie das? fragte ich. — Das kann nicht anders sein, fuhr er fort. Man hat sie durch den Frieden zu sehr gedemüthigt. Die Ernennung des Herzogs von Wellington zum Gesandten zu Paris, hat der Armee müssen als eine Beschimpfung erscheinen, eben so gut, als die besondere Aufmerksamkeit, welche ihm der König bezeugt hat. Wenn Lord Wellington als Reisender nach Paris gekommen wäre, so würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, seinem hohen Verdienste Achtung zu beweisen; aber ich wäre nicht zufrieden gewesen, daß man ihn mir als Gesandten zuschicke. — Die Bourbonen hätten eine hübsche, junge und geistreiche Frau haben sollen, um die Franzosen für sich zu gewinnen, das wäre der Friedensengel gewesen. Sie haben den Priestern einen zu großen Einfluß zugestanden, und man hat mir gesagt, daß der Herzog von Berry letzthin viele Verstöße gemacht habe. Sie haben überdem das Unglück gehabt, den Frieden unter gewissen Bedingungen zu unterzeichnen, die ich nie zugestanden haben würde. Sie haben Belgien abgetreten, das die Nation sich gewöhnt hatte, als einen ursprünglichen Theil von Frankreich zu betrachten. Ihr (England) hattet schon genug durch den Frieden gewonnen, weil er Eure innere Ruhe sicherte, Eure Oberherrschaft über Indien anerkannte und mich durch die Bourbonen verdrängte. Das Beste für England wäre ohne Zweifel Frankreichs Theilung gewesen; aber während Ihr ihm alle Mittel gelassen habt, wieder mächtig und furchtbar zu werden, demüthigt Ihr zugleich die Eitelkeit aller Franzosen und erzeugt eine Erbitterung, die, wenn sie nicht im äussern Kampfe verbrausen kann, über kurz oder lang eine neue Revolution, und einen fürchterlichen Bürgerkrieg erzeugen muß. Uebrigens erfahr ich das Alles auf keine andere Weise, als durch Zeitungen oder Reisende. Ich kenne den Karakter der Franzosen sehr genau. Er ist nicht so stolz als der englische; aber er ist viel ruhmbegieriger. Die Eitelkeit ist bei ihnen das Prinzip aller Dinge, sie macht sie fähig, alles Mögliche zu unternehmen. Die Soldaten waren mir von Natur sehr zugethan; ich war ihr Kamerad. Ich erfocht Siege mit ihnen, und sie wußten, daß ich jeden nach seinen Verdiensten belohnte. Sie fühlen, daß sie jetzt nichts mehr sind. Es giebt 700,000 Männer in Frankreich, die die Waffen getragen haben, und die letzten Feldzüge haben ihnen bewiesen, wie sehr sie ihren Feinden überlegen sind. Sie lassen der Tapferkeit Eurer Truppen Gerechtigkeit widerfahren, aber sie verachten alle übrigen.

Er ging darauf zur Konskription über. Die Konskription, sagte er, warf jährlich ungefähr 300,000 Mann ab. Ich nahm höchstens die Hälfte davon. Keine Klasse war ausgenommen, die Reichen fanden Stellvertreter zum Preise von 4000 Franken. Die untern Klassen fühlen jetzt, daß die Soldaten nur unter ihnen ausgehoben werden, und daß sie weder auf jene Entschädigung, noch auf Beförderung mehr Anspruch machen können. Uebrigens, und indem ich das Volk auf solche Weise schonte, begünstigte ich auch die jungen Leute aus den höhern Klassen, die zu dienen wünschten. Ich weiß, daß es hart für einen Edelmann ist, mit einem Soldaten in einem und demselben Bette zu schlafen. Ich stiftete deshalb mehrere ausgewählte Korps, wie z. B. die Ehrengarde. Ich habe immer gewünscht, den adelichen Familien zu ihrem ursprünglichen Glanz zu verhelfen; aber ich mußte in dieser Hinsicht mit vieler Vorsicht zu Werke gehen; denn sobald ich diese Saite berührte, erhoben sich die Geister, wie ein Roß, dem man zu stark die Zügel anzieht. Frankreich bedurfte einer Aristokratie. Um sie zu Stande zu bringen, waren Zeit und geschichtliche Erinnerungen nothwendig. Ich habe Fürsten und Herzoge gemacht und ihnen große Güter gegeben; aber ich konnte keine Edelleute aus ihnen machen, der Niedrigkeit ihrer Herkunft wegen *). Um dem abzuhelfen, suchte ich sie, so viel als möglich, durch Heirathen mit den alten Familien zu verbinden; und wenn die zwanzig Jahre, die ich für Frankreichs Größe verlangte, mir zugestanden worden wären, so hätte ich viel gethan. Unglücklicherweise hat der Zufall darüber anders bestimmt. Der König sollte auf dieselbe Weise verfahren, wie ich, statt nur die zu begünstigen, die zwanzig Jahre lang auf den Speichern in London gesteckt haben. Ich weiß sehr wohl, daß ein König nicht Freunde haben kann, wie ein anderer Mensch; aber man muß nach den Umständen verfahren, und überdem ist Paris wohl eine Messe werth. In England kann der Fürst seinen persönlichen Neigungen, bei der Ernennung der Offiziere und Beamten seines Hofes, gehorchen, weil er nur einen Theil der Regierung ausmacht. Er kann krank, selbst ein wenig wahnsinnig sein, und die öffentlichen Angelegenheiten verfolgen nichtsdestoweniger ihren Gang, weil sie zwischen dem Ministerium und dem Parlament verhandelt werden. In Frankreich dagegen ist der König die Quelle von Allem, und man verbindet die größte Wichtigkeit mit seinen geringsten Handlungen. Er befindet sich wie in einem Palaste von Krystall, und alle Augen sind gegen ihn gerichtet.

Er sagte mir sodann, daß er die Pairskammer als den großen Wall von England betrachte; daß seine Konstitution bald über den Haufen gestoßen sein würde,

*) Diese „Rabotagen“ riechen noch gewaltig nach dem Despoten von 1812. Es scheint, daß auch für ihn die Lehren der Erfahrung verloren waren.

wenn die Elemente vorhanden wären, eine andere, der erstern unter allen Beziehungen gleiche Kammer zu bilden. „Aber in Frankreich könnte ich ihnen vierzig eben so gute Senate machen, als der ist, den sie haben.“ Auf meine Bemerkung, daß er unserer Pairskammer eine zu große Wichtigkeit zuzugestehen scheine, entgegnete er: „Wenn ich der Pairskammer gedenke, so will ich vom Parlament im Allgemeinen sprechen, das das kommerzielle Eigenthum eben so wohl, als das Grundeigenthum, sei es nun auf erbliche Weise oder durch Wahl, vertritt. Das nenne ich die Aristokratie des Landes. Diese Aristokratie ist es, die es eurer königlichen Familie möglich gemacht hat, sich aus der Sache des Herzogs von York zu ziehen. In Frankreich würde eine Sache, wie diese, im Stande gewesen sein, den Thron zu erschüttern. Aber John Bull ist solid und beständig, er hängt an seinen alten Institutionen, und sein Karakter ist so sehr von dem französischen verschieden, daß man keine Vergleichung zwischen beiden Ländern aufstellen kann.“

Der Kaiser hatte die meisten seit seiner Abdankung in Frankreich erschienenen Flugschriften gelesen. Er sagte mir über diesen Gegenstand: „Einige derselben nennen mich einen Verräther, einen Feigen; aber nur die Wahrheit allein kann beleidigen. Die Franzosen wissen sehr wohl, daß ich weder ein Verräther, noch ein Feiger bin. Das Gescheuteste, was die Bourbonen thun könnten, würde sein, hinsichtlich meiner dieselben Maßregeln zu befolgen, die ich gegen sie in Anwendung gebracht habe. Ich duldete nämlich nicht, daß man weder im Guten noch im Bösen ihrer gedachte.

Er sprach sodann von den Finanzen Frankreichs. „Was man auch darüber sagen mag, so kann man doch alles, was ich über diesen Gegenstand habe drucken lassen, als ein Evangelium betrachten. Meine Zivilliste belief sich auf dreißig Millionen; aber ich gab selten mehr als achtzehn Millionen jährlich aus. Mein Tisch kostete eine Million, meine Stallungen und mein Jagdzug, der aus siebenhundert Pferden bestand, zwei Millionen. Mit meiner Zivilliste habe ich ausserdem drei Paläste vollendet und alle übrigen ausmöblirt. Mein Intendant Daru war ein tüchtiger und sparsamer Mann, der alle Betrügereien unmöglich machte. Ich hatte auch noch eine ausserordentliche Domaine von zweihundert Millionen, woraus ich alle diejenigen bezahlte, die mir besondere Dienste leisteten.“ — Ich fragte, woher diese ausserordentliche Domaine rühre? worauf er entgegnete: „Von den Kontributionen meiner Feinde. Für zwei Friedensschlüsse hat mir Oesterreich, durch geheime Artikel, dreihundert Millionen bezahlt, und Preussen eben so viel. Was Rußland anbelangt, so habe ich mich damit begnügt, den Engländern seine Häfen zu verschliessen; ich habe nie Geld von ihm erhalten.“

Ich fragte ihn: was er vom Kaiser Alexander denke? — „Es ist ein wahrer Grieche des morgenländischen Reichs!“ sagte er. „Man darf ihm nicht trauen. Er ist unterrichtet und hat einige liberale Ideen, die er einem Philosophen, Namens Laharpe, der ihn erzogen hat, verdankt. Aber er ist so .....*), daß man nicht weiß, ob man ihm trauen darf, oder nicht, oder ob er, aus reiner Eitelkeit, sich mit seiner Lage in Kontrast zu stellen sucht. Ich erinnere mich, daß wir einen Streit über die verschiedenen Regierungsformen hatten. Alexander sprach sich laut für die Wahlmonarchie aus. Ich war einer ganz entgegengesetzten Meinung; denn wer ist geeignet, gewählt zu werden: ein Cäsar, ein Karl der Große, deren man in jedem Jahrhundert nur Einen findet? dergestalt, daß die Wahl nach dem Allem nur eine Angelegenheit des Zufalls ist. Die Erbfolge ist mehr werth, als die Würfel. Während den ersten vierzehn Tagen, die wir zu Tilsit zubrachten, speiseten wir fast alle Tage mit einander. Aber wir blieben nicht lange bei Tische. Gegen 9 Uhr kam Alexander wieder zu mir, um den Thee zu nehmen, und wir sprachen oft bis 2 oder 3 Uhr Morgens, ohne Unterbrechung, über allerlei politische, philosophische und literarische Gegenstände. Der Kaiser von Oesterreich ist weniger durchdringend, als Alexander, aber er ist biederer. Ich würde ihm mehr trauen; und wenn er mir sein Wort gäbe, dies oder jenes zu thun, so würde ich überzeugt sein, daß in dem Augenblicke des Versprechens er die feste Absicht hat, es zu halten.“

(Beschluß folgt.)

Ein Blick auf die Moldau und Wallachei.

(Fortsetzung.)

Die ottomannische Pforte hatte einige Agenten nach Bucharest geschickt, um über die Rückgabe der Fürstenthümer zu unterhandeln; aber es lag in den Absichten Napoleons, daß die Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Türkei nicht eingestellt würden. Bald nach der berühmten Zusammenkunft zu Erfurt, die Alexander an das Kontinentalsystem fesselte, erklärte der russische General, der den Oberbefehl in den Fürstenthümern hatte, daß der Kaiser, sein Gebieter, den Vertrag eingegangen sei, England vom Kontinent auszuschliessen, und daß er deshalb nur erst dann mit

*) Wir wollen unserm Herrn Zensor die Mühe ersparen, diese Stelle, die von sehr übler Laune zeugt, und die man zum Nothfall auch im „Memorial von St. Helena“ lesen kann, zu streichen.

der Pforte unterhandeln werde, wenn dieſe dem engliſchen Geſandten den Abſchied ertheilt habe. Statt dem rief der Sultan ſeine Bevollmächtigten vom Kongreß zu Bucharest zurück, und der Krieg begann von Neuem.

Nie vielleicht zeigte ſich die Politik Napoleons geſchickter, als bei dieſer Gelegenheit. Ein geheimer Artikel des Vertrags von Erfurt geſtand ihm den Beſitz von Spanien zu, und überlieferte die europäiſche Türkei an Rußland. Um Zeit zu gewinnen, und um Spanien den Beiſtand Englands zu rauben, wurden Unterhandlungen mit dem britiſchen Kabinete eröffnet.

Großbritannien weigerte ſich ſtandhaft, Spanien an Frankreich zu überlaſſen. Bevor aber die Konferenzen abgebrochen wurden, hatte Napoleon, um ſich den ruſſiſchen Kaiſer noch günſtiger zu machen, in einer an den Senat gerichteten Botſchaft erklärt, daß die Moldau und Wallachei einen Theil des ruſſiſchen Reichs bildeten. Die Antwort des engliſchen Kabinets vernichtete ſeine Plane. Er fühlte, daß, ohne ſich Spanien zuzuſichern, er Rußland zu viel gegeben habe, und er war nun darauf bedacht, ihm die Fürſtenthümer wieder zu entreiſſen. Er lud heimlich die Türkei ein, auf der Rückgabe derſelben zu beſtehen, und wendete zugleich alles Mögliche an, um die Ruſſen zur Fortſetzung der Feindſeligkeiten zu bewegen. Er beſiegte auf ſolche Weiſe zugleich ſeine Feinde und ſeine Bundesgenoſſen, und ſuchte die Hilfsquellen beider Reiche bis zu dem Augenblicke zu erſchöpfen, wo er Rußland anzugreifen gedachte, um über ſeine Trümmer nach Konſtantinopel vorzudringen. Der Uebergang des Niemen durch die franzöſiſchen Armeen öffnete endlich Alexander die Augen, und der Friede mit der Türkei wurde für ihn von nationeller Wichtigkeit. Der Vertrag wurde 1812 unter Englands Vermittelung abgeſchloſſen. Eine der Bedingungen war die Rückgabe der beiden Fürſtenthümer an die Pforte, mit Ausnahme eines kleinen Theils der Moldau zwiſchen dem Dnieſter und dem Pruth, ſo daß dieſer Fluß die Grenze beider Reiche bildete.

Die Wichtigkeit der Moldau und der Wallachei rührt von ihrer Zentrallage zwiſchen den großen militäriſchen Mächten her. Dieſe beiden Provinzen berühren durch die Karpathen die öſterreichiſchen Gebiettheile von Temeswar und Siebenbürgen. Sie ſind von Rußland durch den Pruth und von der Bulgarei durch die Donau geſchieden. Sie bilden den wichtigſten Theil der nördlichen Grenzen der Türkei, und da ihre Eroberung wenigſtens einen Feldzug nothwendig macht, ſo haben die Türken ein Jahr vor ſich, um ihre Kriegsrüſtungen zu machen. Mit den übrigen Beſitzungen des Sultans, des Herrn von Kleinaſien, und des Zaars, deſſen ungeheures Reich ſich von der Donau bis zum Nordpol erſtreckt, verglichen, ſind ſie freilich nur ein unbedeutender Landſtrich, obgleich ſie 350 engliſche Meilen, von Norden nach Süden, lang, und 160 Meilen, von Oſten nach Weſten, breit ſein mögen; aber dieſe Erdſcholle iſt mit den Leichen vieler tauſend Ruſſen und Türken gepflaſtert.

Ein großer Theil des Landes iſt faſt eine gänzliche Wüſte, oder ein großer Sumpf, und höchſt ungeſund. Die Bewohner befinden ſich in einem ſehr elenden Zuſtande. Die verzweifelnde Ueberzeugung, die bei ihnen vorherrſchend iſt, daß ihr Land der beſtändige Schauplatz aller Kriege ſein müſſe, in welche die Pforte verwickelt ſei, läßt ſie Alles mit großer Gleichgültigkeit betrachten, und ſie geben ſich nicht die geringſte Mühe, ihren Boden zu verbeſſern und geſunder zu machen. Werden dieſe Gegenden von einer ruſſiſchen Armee verſchont, ſo verheert ſie ein Paſcha, und im gegenwärtigen Augenblicke ſtellen ſie das entſetzliche Bild aller der Leiden dar, welche die Tirannei in Friedenszeiten, und die Verheerungen des Kriegs zu veranlaſſen im Stande ſind.

Dies doppelte Elend laſtet jedoch nur auf der Ebene, und erſtreckt ſich nicht auf die Ländereien in der Nähe der Karpathen. Die Thäler und Berge derſelben bieten einen eben ſo abwechſelnden als maleriſchen Anblick dar. Die erſtern ſind nicht hoch genug, um unfruchtbar zu ſein, und dennoch erſtaunen ſie das Auge des Reiſenden, und bieten herrliche Ausſichten dar. An ihrem Fuße dehnen ſich an den Ufern des Pruth und der Donau romantiſche Gegenden aus, die mit dem Luxus der ſüdlichen Vegetation und mit den Erzeugniſſen des Norden geſchmückt ſind. Friſche Thalgründe, zahlreiche Waſſerfälle, lachende Weinberge, Triften mit tauſendfältigen verſchiedenen Blumen überdeckt, bilden reizende Landſchaften. Aber je weiter man in den Bergſchluchten vordringt, um ſo mehr entwickelt ſich das Gemälde der Schweizeralpen. Hier ſieht man Tiefen, in welche nie ein Sonnenſtrahl drang und durch die ein wildes Waſſer ſtürzt; dort die marmornen Gipfel des Gebirgs, deſſen Nadeln und Zacken ſeltſam mit dem dunkeln Grau der Bergweiden, mit den Irisfarben der emporſtäubenden Waſſerfälle, die ein Sonnenſtrahl vergoldet, kontraſtiren, und dies Ganze in jenen leichten Dampfſchleier gehüllt, der es wie ein magiſcher Schein umgiebt, und der wilden Pracht einen ganz eigenen hinreiſſenden Karakter giebt.

Der Weg, der über dies Gebirge führt, iſt ſeiner Gefährlichkeit wegen berühmt. Er iſt im Sommer ſteil und kaum gangbar, und Niemand darf ſich im Winter darauf wagen. Der Schnee häuft ſich in den Schluchten auf, und bildet Lauinen, die große Felsmeſſen mit ſich fortreiſſen. Furchtbare Regen-

güsse, Wolkenbrüchen gleich, wischen die Felsen von dem wenigen Erdreich rein, und bilden wüthende Ströme, die sich mit erschütternder Gewalt in die tiefere Gegend stürzen, und sie verheeren. Die meisten Wege sind zugleich Flußbeete, und mit Steinen überdeckt, oft ganz verwüstet und von Abgründen durchbrochen, in denen das Auge sich schwindelnd verliert. Auf jedem Schritte stößt man auf neue Mühseligkeiten, auf neue Gefahren.

Hier am meisten hat man Gelegenheit, das energische System, unter welchem dies unglückliche Land erliegt, zu verspüren. Die großen Kosten, welche die Unterhaltung der Wege verursachen würde, verhindern die Hospodare, irgend eine Verbindung zwischen den Fürstenthümern und dem zivilisirten Europa zu Stande zu bringen. Die Türken sind im Gegentheile sehr froh über die Unzugänglichkeit dieses Gebirgs, weil sie glauben, daß die Oesterreicher dadurch abgehalten werden, sich der Grenzprovinz zu bemächtigen. Dieser Theil des Landes ist also noch öder, als die Ebenen. Einige Bauern, welche die Posthäuser bewohnen, und die den Kurrierdienst versehen, so wie einige armselige Holzschläger, bilden seine ganze Bevölkerung. Unter einer vernünftigen Regierung könnte dies Land eben so bevölkert sein, als die Schweiz.

Die Gebirgsbewohner leiden sehr an Kröpfen, was sie der Nothwendigkeit, in der sie sich befinden, Schneewasser trinken zu müssen, zuschreiben. Man bemerkt bei ihnen auch einige Spuren von Kretinismus. In den Ebenen wird die Landwirthschaft beinahe auf dieselbe Weise betrieben, als in den übrigen Theilen Europa's. Man bedient sich zu allen Arbeiten der Ochsen, statt der Pferde. Die Hauptnahrung der Bauern besteht aus türkischem Korn. Es wird ausser dem auch Waizen und Gerste gebaut. Die Erndte findet im Juli statt. Die großen Eigenthümer oder Boyaren bebauen nicht selber ihre liegenden Güter, sondern sie verpachten sie an den Meistbietenden, oder sie geben sie den Bauern zum Lohn, und behalten sich einen bestimmten Theil der gewonnenen Früchte vor. Sie bezahlen die Steuern und leisten die nothwendigen Vorschüsse. Die vorzüglichsten Güter werfen ein jährliches Einkommen von 50 bis 60,000 Piaster ab, aber da aus ihnen die Mitgiften der Töchter bestritten werden müssen, so werden sie sehr oft in mehrere Theile zerstückelt, und verlieren dadurch viel an ihrem Werth. Man kann also voraussehen, daß in kurzer Zeit alles ariſtokratische Eigenthum gänzlich verschwunden sein wird.

Dies Land scheint die eigentliche Heimath jener umherirrenden Horden zu sein, die ganz Europa durchstreifen, die ihre eigenen sonderbaren Gebräuche und Gewohnheiten haben, deren Ursprung sich im Dunkel der Vorzeit verliert und die man gewöhnlich Zigeuner oder Aegyptier nennt. Gleich wie die Juden ihren Lieblingsaufenthalt im ärmsten Lande des Norden, dem ehemaligen Polen, aufgeschlagen haben, so scheinen sich die Zigeuner, diese Juden des Heidenthums, die weder ein Vaterland noch einen bekannten Ursprung haben, sich am meisten in dem elendsten Lande des Süden zu behagen. Auf 1,500,000 Seelen, welche die Bevölkerung der Moldau und Wallachei bilden, zählt man 150,000 Aegyptier. Man glaubt, daß sie im 16. Jahrhundert in Masse aus Deutschland hierher gekommen sind. Sie geniessen einer unerschütterlichen Gesundheit, die wahrscheinlich die Frucht ihres umherirrenden Lebens ist, und ihr Karakter zeichnet sich durch viele Originalzüge aus, die man unmöglich verkennen kann. Sie verabscheuen jede Arbeit, jede Unterwerfung unter das Gesetz und einen bleibenden Aufenthaltsort. Sie haben eine unüberwindliche Neigung zum Diebstahl, und wahrsagen, auf alle mögliche Weise, Menschen, die eben so elend sind, als sie. Sie gehören keiner Religion an, sobald sie nicht dazu gezwungen werden, und sie kennen weder die Pflichten der Ehe, noch die der bürgerlichen Gesetzgebung.

Es verdient bemerkt zu werden, daß dieser elende Volksstamm sich in Europa in derselben Lage befindet, wie die Neger in Amerika. Die Zigeuner sind in der Moldau und Wallachei Sklaven, die man kauft und wieder verkauft, und über die man vollkommen verfügen kann, wie man es für gut erachtet. Ein großer Theil von ihnen, ungefähr 80,000 an der Zahl, gehört der Regierung, und geniesst gewissermaßen seine Freiheit, weil man nicht weiß, wozu man ihn gebrauchen soll. Jedes männliche Wesen, das über fünfzehn Jahre alt ist, zahlt eine Kopfsteuer, von 40 Piaster. (?) Sie dienen meistentheils bei den Boyaren, oder in den Wirthshäusern, oder sie machen Musik. Die Sklaven der Privatpersonen werden zu den landwirthschaftlichen Arbeiten angehalten, die sie, aller Strafen ungeachtet, dennoch mit großer Nachlässigkeit behandeln. Ihre Herren dürfen sie zwar nicht tödten, aber sie haben das Recht, ihnen, so oft als sie es für gut finden, die Bastonade ertheilen zu lassen. Unter den Zigeunern werden auch die Henker ausgewählt, und das ist der einzige unmittelbare Dienst, den sie der Gesellschaft leisten.

Das Klima der Fürstenthümer, die östlich dem schwarzen Meere und dem Hämus nahe sind, und westlich von den Karpathen umschlossen werden, ist sehr verschieden. Oft zwingt der Nordostwind, der selbst in den Hundstagen eine eisige Kälte verbreitet, die Bewohner, ihre Pelze anzulegen. Der heiße Südwind dagegen berührt sie nur äusserst selten, weil der Balkan ihm einen hohen Wall entgegenstellt. Das

Klima iſt alſo rauh, und die Atmoſphäre iſt, wie das Land, ein wahres Schlachtfeld zwiſchen dem Norden und dem Süden. Im Sommer verbreiten furchtbare Gewitter ein allgemeines Entſetzen. Der Winter iſt lang und ſtreng. Von Anfang Dezember bis Ende Februar iſt Alles, wie in Rußland, unter tiefem Eis und Schnee begraben. Alle Ströme frieren zu, und ſelbſt die Donau, obgleich ihr Bett ſehr breit, und ihr Lauf ſehr ſchnell iſt, bleibt oft ſechs Wochen lang mit einer ſo harten Eisdecke belaſtet, daß man mit ſchwerem Geſchütz darüber fahren kann.

Man kann ſich leicht denken, daß in dieſem, unter der entehrendſten Knechtſchaft ſchmachtenden Lande, die Städte daſſelbe elende Anſehen haben, als die ganze Nation. Bucareſt, die Hauptſtadt der Wallachei, hat, bei einer Bevölkerung von kaum mehr als 80,000 Seelen, dennoch 366 Kirchen und 20 Klöſter. Vor ungefähr 400 Jahren war ſie noch ein kleines Dorf, und gehörte einem Privatmann, Namens Bukor. 1688 wurde ſie zum Sitz der Regierung erhoben. Die Straßen von Bucareſt, ſo wie die der vorzüglichſten Städte der Wallachei, ſind mit unbehauenen Baumſtämmen, die unordentlich neben einander gelegt ſind, gepflaſtert. Der Raum, der oft zwiſchen dieſen Stämmen iſt, macht ſie gefährlich und beinahe ungänglich. Im Sommer ſind ſie mit Staub, und im Winter mit tiefem Koth überdeckt. Da die Straßen ſehr enge ſind, und keinen Luftzug haben, ſo verbreitet ſich bald ein entſetzlicher Geſtank, der immer anſteckende Krankheiten nach ſich zieht. Die Einwohner behaupten, daß der Boden zu weich ſei, um ein Steinpflaſter zu tragen, und daß mehrere in dieſer Hinſicht unternommene Verſuche immer gänzlich fehlgeſchlagen haben. Aber dieſe Angabe iſt nur ein ſchlechter Vorwand, um dadurch ihre Trägheit zu entſchuldigen; denn man darf nur einen Blick auf die prächtigen römiſchen Steinſtraßen werfen, die ihr Land durchſchneiden, um ſie Lügen zu ſtrafen.

Jaſſy, die Hauptſtadt der Moldau, iſt kleiner, aber viel ſchöner, als Bucareſt. Sie enthält ſehr viele von fremden Kaufleuten aufgeführte Häuſer, und hat eine Bevölkerung von ungefähr 45,000 Seelen. Der Palaſt des Hospodars umſchließt, wie das Serail zu Konſtantinopel, eine Menge Höfe und Gärten, die auf morgenländiſche Art angelegt ſind, und von einer Menge Bedienten belebt werden.

Die auſſerordentliche Schwäche der Fürſtenthümer erregt im gegenwärtigen Augenblicke die beſondere Aufmerkſamkeit des Beobachters. Sie ſind das wahre Reich der Unwiſſenheit und Faulheit. Der Bojar lieſ't nie, der Prieſter kann nicht leſen, und der Bauer weiß nicht einmal, was das Wort Leſen bedeuten ſoll. Die Verwaltung des Landes geht von Konſtantinopel aus. Die Kirche hat, auſſer dem Karnaval, 210 Feſte und Feiertage im Jahre. Das ſind die Ruhetage des armen, geplagten und auf alle nur erdenkbare Weiſe bedrückten Volks. Aber die öffentlichen Beamten behalten ſich auch ihren Löwenantheil in dieſer Apanage der nationellen Trägheit vor. Auſſer den dem heiligen Müßigang geweihten Tagen, behalten ſie noch vierzehn Tage zum Oſterfeſte, drei Wochen in den Hundstagen und beinahe eben ſo viel während der Karnavalszeit, zu ihren Ferien, vor, ſo daß ihnen im ganzen Jahre kaum hundert eigentliche Arbeitstage übrig bleiben, die ſie noch zur Hälfte verſchlafen, und mit Eſſen und Trinken zu verſchleudern ſich bemühen. Mit einem Worte, Alles in dieſem Lande iſt ſo träg, als man nur immer ſein kann. Der Steuereinnehmer allein, ſo wie die Mücken und Stechfliegen, die im Sommer in ungeheurer Menge vorhanden ſind, ſcheinen eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu machen.

Die Landesſprache iſt ein Gemiſch lateiniſcher und ſklaviniſcher Mundart. Mehrere Jahrhunderte lang kannte man durchaus keine Bücher, ſelbſt nicht einmal die Bibel. Als man noch kein eigenes Alphabet hatte, unterzeichneten die Bojaren ihre Namen mit ſklaviniſchen Schriftzügen. Eine ſo große Unwiſſenheit dürfte billig das Erſtaunen erregen, wenn von irgend einem weit entfernten nordiſchen Lande die Rede wäre; aber ſie bleibt unerklärlich, wenn man bemerkt, daß die Fürſtenthümer gewiſſermaßen auf dem gradeſten Wege von Wien nach Konſtantinopel liegen, daß ſie der Gegenſtand beſtändiger diplomatiſcher Verhandlungen und Streitigkeiten zwiſchen Rußland und der Pforte ſind, und daß man ihre Bewohner als römiſche Nachkommen betrachten kann, und daß ſie noch jetzt, obgleich ſehr verdorben, die Sprache der Welteroberer reden.

Maurokordatos, dieſer auſſerordentliche Mann, dem die Moldauer und Walachen hätten Ehrenſäulen errichten ſollen, wenn ſie nicht blos geſchaffen zu ſein ſchienen, um zu eſſen, zu ſchlafen und zu ſterben, — war der Erſte, der die Landesſprache feſtzuhalten ſuchte. Er ſchrieb 1775 eine Grammatik, nachdem er, mit Hilfe der ſklaviniſchen und griechiſchen Schriftzüge, ein eigenes Alphabet erfunden hatte. Er gebot die Verbreitung der heiligen Schrift, und verordnete, daß regelmäßige Vorleſungen daraus öffentlich in den Kirchen gehalten werden ſollten. Sein Wille und ſeine Ausdauer triumphirte eben ſo wohl über die Widerſetzlichkeit des Diwans, als über die Unwiſſenheit der moldauiſchen und wallachiſchen Halbwilden, und nach mehreren Jahren hatten es die Bojaren ſo weit gebracht, leſen, und ſelbſt zur Noth ſchreiben zu können.

Es iſt um ſo mehr auffallend, daß man in dieſen Gegenden das Neugriechiſche beſſer und reiner ſpricht, als in allen Theilen des alten Griechenlandes, mit der alleinigen Ausnahme von Janina. Es iſt in der Wallachei die Sprache der großen Welt, und iſt von allen Denjenigen angenommen worden, die irgend ein Amt vom Hospodar zu erlangen wünſchten. Die Griechen des Fanar boten ihrerſeits alles Mögliche auf, die Sprache Plato's und Homer's vor der Vermiſchung mit der harten Mundart der Sklavonier und dem barbariſchen Kauderwelſch der Dazi'ſchen Abkömmlinge zu bewahren. In der Moldau iſt das Griechiſche weniger im Gebrauch. Man ſpricht dort, vorzüglich in den Städten, entweder franzöſiſch oder deutſch.

(Der Beſchluß folgt.)

Erinnerungen eines nach Neu-Süd-Wales Verbannten.

Von ihm ſelbſt beſchrieben.*)

Als wir die Hulks**) verlieſſen, um uns einzuſchiffen, zog jeder von uns ſeine Kleider aus, die er bis dahin getragen, und legte dafür andere an, die der König ihm giebt, und die, wie die erſtern, aus einer Jacke und Hoſen beſtehen. Danach brachte man an Bord des Vayship***) alle zur Verbannung Beſtimmte, wo wir der Reihe nach von dem Schiffswundarzt unterſucht wurden. Gibt es welche, die zu ſchwach zu ſein ſcheinen, um die Reiſe zu ertragen, ſo werden ſie auf die Hulks zurückgeſchickt und dafür Andere genommen. Sodann werden die Verbannten namentlich aufgerufen, und ſie müſſen, Einer nach dem Andern, in den untern Raum ſich begeben, wo ſie mit doppelten Ketten, die demungeachtet noch ziemlich leicht ſind, belaſtet werden. Bald darauf kommt der Schiffsarzt abermals; wir werden in Rotten abgetheilt, und erhalten, immer ſechs, eine beſondere Kajüte. Dieſe Kammern ſind drei bis vier Ruthen lang; und jeder Verurtheilte hat ſeine eigene Lagerſtelle, mit zwei Decken. Auf jeder Seite des Schiffs iſt eine Reihe ſolcher Kabinette; zwiſchen durch geht ein langer Gang. Im Mittelpunkte ſind einige Betten, die den Greiſen, oder denen, die ſchlimme Füße haben, zum Lager angewieſen werden. Auf demſelben Zwiſchendeck iſt auch ein Spital, das von den übrigen Kammern durch einen Verſchlag getrennt iſt. Dahin werden die Kranken geſchafft und wohl gepflegt. Der Arzt erhält, ſagt man, eine Belohnung von einer Guinee für jeden Gefangenen, den er friſch und geſund nach Neu-Walis bringt. Alles an Bord iſt ſehr reinlich. Die Verdecke werden jeden Morgen gewaſchen, und jedes Kabinet muß auf dieſelbe Weiſe von ſeinen Bewohnern gereinigt werden. Iſt dieſe Operation beendigt, ſo begeben ſich 30 bis 40 auf das obere Deck, wo ſie ihre Betten und Decken ausbreiten und lüften. Während dem müſſen ſie auch zugleich ihre Kleider waſchen, und der Arzt iſt da, um Acht zu geben, ob Alles pünktlich befolgt wird. Zwei von uns müſſen die Hemden waſchen. Wenn das geſchehen iſt, ſo kehren wir in unſere Kammern zurück. Endlich müſſen wir uns noch einmal, an demſelben Tage, auf's Verdeck verfügen.

Ueber die Nahrung, die man uns gibt, kann man ſich eben nicht beſchweren. Sonntags bekommen wir Rosbif und Plumpudding, von jedem ungefähr ein Pfund auf den Mann. Am Montag gibt man uns Schweinefleiſch und Erbſen; am Dienſtag Rindfleiſch und Reis, am Mittwoch wie Sonntag, am Donnerſtag wie Montag, am Freitag wie Dienſtag und Pudding obendrein, und Samſtag Saufleiſch, und weiter nichts. Zum Frühſtück giebts alltäglich Gerſtenmehlſuppe und ungefähr vier Loth Farinzucker für jeden Mann. Zwei Perſonen beſorgen die Küche, und wenn man Thee, oder Kaffe, oder ſonſt irgend etwas hat, ſo kann man es ſich von ihnen zubereiten laſſen, wofür ſie ein kleines Trinkgeld erhalten. Bei ſtürmiſchem Wetter geht es nicht ſo gut mit der Koſt, und wir werden nicht ſo gut bedient. Jeder erhält täglich drei Pinten Waſſer, und ein halb Pfund Zwieback. Viele Kapitäne geben die Erlaubniß, im Zwiſchendeck zu rauchen, aber auf dem obern Deck könnt ihr rauchen ſo viel ihr mögt. Keine Meſſer, ausgenommen beim Mittageſſen, wo jede Rotte deren zwei oder drei nebſt einer Gabel erhält, aber ſie müſſen gleich nachher wieder abgegeben werden. Alle Abend, bei einbrechender Nacht, erhält jeder von uns eine halbe Pinte Portwein. Sobald man das Land aus dem Geſichte verloren, erleichtert der Kapitän die Ketten der Ver-

*) Der Verfaſſer iſt ein Verbrecher ohne Erziehung, aber nicht ohne natürlichen Verſtand. Er nennt ſich Meilih. Nachdem er ſeine Verbannungszeit in Botany-Bay ausgeſtanden, iſt er nach Europa zurückgekehrt. Bald darauf wurde er über einem neuen Diebſtahl ertappt und verhaftet. Sowohl um ſich zu zerſtreuen, als um die Frau des Gefangenwärters zu unterhalten, ſchrieb er ſeine Abenteuer nieder, wie wir ſie hier in beinahe wörtlicher Ueberſetzung mittheilen. Seine Handſchrift hat den Titel: Meilih's Buch über Botany-Bay. Die Erzählung iſt nicht vollendet, und bricht mitten in einer Phraſe ab. Dem ungeachtet iſt ſie ein wichtiger Beitrag zu den Nachrichten, welche wir bereits über die britiſchen Niederlaſſungen in Auſtralien kennen.

**) Alte abgetackelte Schiffe, die zum Gefängniß der zur Verbannung verurtheilten Verbrecher, und manchmal ſelbſt zur Aufbewahrung der Kriegsgefangenen dienen.

***) Dem nach Botany-Bay beſtimmten Schiffe.

urtheilten; verſteht ſich von ſelbſt, der Ruhigen und die keinen Skandal machen. Die Eiſen ſind dann nur einfach.

Der einzige Ort, bei welchem man auf der Reiſe anlegt, iſt Rio-Janeiro, und man bleibt manchmal acht Tage dort, manchmal auch weniger, je nachdem es dem Kapitän gefällig iſt. Die Stadt iſt hübſch anzuſehen. Kaum ſeid ihr im Hafen angelangt, ſo kommen auch ſchon eine Menge Boote, die mit Früchten und Tabak angefüllt ſind, und wovon man kaufen kann, wenn man dazu die Erlaubniß erhält und Geld hat. Einige Herren kommen auch aus Neugier aus der Stadt, um das Schiff und die Verurtheilten zu ſehen. Sie begeben ſich mit dem Kapitän in's Zwiſchendeck, und wenn ſie auf's Land zurückkehren, ſo ſchicken ſie uns allerlei Früchte, um uns damit zu regaliren. Während man zu Rio-Janeiro iſt, erneuert der Kapitän ſeinen Proviant. Er kaufte viel Tabak, Rhum und Zucker. Der Tabak koſtet einen Penny (2¾ Kreuzer) das Pfund, und Rhum und Zucker ſind eben ſo wohlfeil. Man kann Alles kaufen, ausgenommen ſtarke Liköre. Der Kaffee koſtet 1½ Penny (1 Batzen) das Pfund und der Zucker 2½ Pence (1¾ Batzen). Man hat ſehr guten Thee für 3 Schilling 6 Pence (28 Batzen) das Pfund. So lange wir uns im Hafen befinden, erhalten wir täglich friſches Fleiſch und Fleiſchbrühe. Die Früchte ſind das Beſte von Allem; das Fleiſch taugt nichts, es iſt mager und hart. Nachdem man die Rhede von Rio Janeiro verlaſſen hat, und im Fall der Kapitän mit uns zufrieden iſt, werden uns unſere Eiſen abgenommen, und zwar täglich immer ihrer ſechs, bis daß wir alle davon befreit ſind. Iſt man einmal unter Segel gegangen, ſo giebt es keine Ruhe mehr. Nun gehts geradenwegs nach Neu-Wales, und kommt nach einigen Wochen zu Botany-Bay, d. h. in der Bucht, in welcher Sidney liegt, an. Sobald man uns auf dem Lande bemerkt, zieht man auf einer Spitze, South Head genannt, die Flagge auf. Das geſchieht, um den Statthalter zu benachrichtigen, der zu Sidney wohnt. Bald darauf erſcheint ein Lotſe, und wenn dieſer uns mitten in den Hafen gebracht, ſo ſtellt ſich der Hafenmeiſter ein, der dem Kapitän die Depeſchen der Regierung abfordert. Er erhält ſie, und bleibt ſo lang an Bord, bis die Anker ausgeworfen ſind. Sodann geht er mit dem Kapitän und dem Schiffsarzt ab, und alle drei begeben ſich in den Regierungspalaſt. Die Depeſchen und Zeitungen werden dem Statthalter überreicht. Kaum hat der Kapitän das Schiff verlaſſen, ſo wird es von etwa 80 Booten umringt, in denen ſich viele Menſchen befinden, die ſehr erfreut zu ſein ſchienen, uns zu ſehen. Man läßt uns alle aufs obere Deck gehen; aber es iſt den Beſuchern aufs Strengſte verboten, das Schiff zu betreten. Sie kommen deshalb mit ihren Nachen ſo nahe, als ſie nur immer dürfen. Gleich darauf hört man von allen Seiten rufen: Was bringt ihr uns? Giebt es Leute von dem oder dem Orte unter euch? Wie gehts dieſem oder jenem? Es finden ſich faſt immer Bekannte unter den Verurtheilten. Wenn die Neugier der Frager befriedigt iſt, ſo kehren ſie nach der Stadt zurück, und die, welche Bekannte gefunden haben, kommen bald wieder, und bringen ihnen Früchte, Gemüſe und friſches Fleiſch, was ein großer Genuß iſt, nachdem man vier oder fünf Monate lang nichts als geſalzenes Fleiſch gegeſſen hat.

Ich habe eben geſagt, daß es den Leuten aus der Stadt verboten ſei, zu uns zu kommen. Die Urſache davon iſt, daß ſie uns nicht von den Gebräuchen in der Kolonie unterrichten. So z. B. würden ſie zu dieſem oder jenem ſagen: „Mein Freund! wenn du ein guter Arbeiter biſt, ſo thue nicht dick damit, ausgenommen, wenn du einer von denen biſt, die noch zu Sidney fehlen; damit man dich nicht nach Paramatta, oder anderswohin, ſchickt.

Man bleibt vier Tage im Hafen, wonach man neue Kleider erhält, nämlich Jeder zwei blaue Jacken und gleichfarbige Hoſen, zwei Paar Schuhe, zwei Tücher, zwei Weſten, zwei Paar Strümpfe, drei Hemden von geſtreifter Leinwand und einen Hut. Auſſerdem erhält Jeder ein Bett und zwei Decken; Alles ganz neu. Nichts von dem, was man an Bord getragen, kann man mit ans Land nehmen. Nach dieſer Vertheilung und nachdem die Verbannten gewaſchen, raſirt und ihnen die Haare abgeſchnitten ſind, erſcheint der Oberaufſeher der öffentlichen Arbeiten, dem wir nun unterworfen werden, und der uns die Revüe paſſiren läßt. Er ruft uns zuerſt namentlich auf, und jeder, der antwortet, tritt vor ihn hin. Er befragt ihn ſodann folgendermaßen: Welches iſt Euer Handwerk? Was verſteht Ihr zu machen? Seid Ihr an Bord gut behandelt worden, oder habt Ihr Euch über irgend etwas zu beſchweren? In dem Falle ſagt es frei und ohne Furcht. Die, welche ſich nun zu beklagen haben, ſagen es, der Oberaufſeher ſchreibt das in ſeinen Bericht, und wenn die Beſchwerde allgemein iſt, ſo wird der Kapitän oder der Doktor, manchmal alle beide zugleich, hart vom Statthalter darum angegangen. Ich habe ſelbſt Beiſpiele geſehen, daß der Kapitän vor Gericht geſtellt und verurtheilt wurde; aber ich glaube, daß das nur zum Schein war, denn ſie wurden nie wirklich beſtraft.

Nach dieſer Unterſuchung begeben ſich die Verbannten in mehrere Boote und werden an's Land gebracht. Kaum ſind ſie ausgeſchifft, ſo wird der Tumult im Hafen allgemein. Da gibt es Erkennungen zwiſchen

Neuangekommenen und ihren alten Freunden, da schütteln sie sich die Hände und wünschen sich Glück auf allen Seiten. Die Mantelsäcke und Pakete werden nun am Ufer aufgeschichtet und von einigen Soldaten bewacht, weil sie sonst bald verschwunden sein würden. Darauf müssen sich die Verbannten in zwei Glieder ordnen, ein Unteroffizier stellt sich an ihre Spitze und führt sie auf einen großen Platz, wo sie von neuem besichtigt werden, und zwar vom Statthalter selbst, der mit dem Oberaufseher, dem Kapitän, dem Doktor und einigen Andern im Gefolge erscheint. Er tritt dicht vor die Neuangekommenen, fordert sie auf, wohl auf seine Rede zu merken, und sagt ihnen: daß sie sich glücklich schätzen sollen, in ein so schönes Land verbannt zu sein, und daß er hoffe, sie werden sich bessern. Er fügt hinzu: daß er sie werde arbeiten lassen, und daß er ihnen Gelegenheit verschaffen werde, ihr Schicksal zu verbessern; endlich, daß er Alles thun werde, was in seinen Kräften stehe, sie zu befriedigen. Er sagt ihnen: daß der Oberaufseher über sie, nach Jedermanns Verdienst, verfügen werde, und daß, wenn man in Zukunft sich zu beklagen habe, man sich an die Obrigkeit des Orts, in welchem man sich befinde, wenden könne, und daß man überall Gerechtigkeit finden werde.

Nach dieser Rede, und nachdem er den Doktor über den guten Zustand, in welchem er die Verbannten gefunden, belobt hat, zieht sich der Statthalter zurück und überläßt uns dem Oberaufseher, der verschiedene Abtheilungen aus uns macht, die für die Niederlassungen im Innern, wie Paramatta, Windsor und George's River*), bestimmt sind. Es sind meistentheils Landarbeiter, oder Menschen, die dazu tauglich sind. Die Uebrigen bleiben zu Sidney, wo sie entweder von der Regierung, oder von Privatpersonen beschäftigt werden, die für sie gutstehen müssen. Einige gehen deshalb mit ihren Bekannten, die für sie verantwortlich sind, oder sie bleiben unter Aufsicht der Statthalterei. Um Kaution stellen zu können, muß man frei sein. Wenn der Oberaufseher einen guten Arbeiter entdeckt, so behält er ihn für sich, und deshalb will er nicht, daß sich Leute aus der Stadt mit Verbannten unterhalten, bevor er sie befragt hat. Die Handwerker können hier mehr verdienen, als in Alt-England.

Die für's Innere bestimmte Abtheilung muß sich wohl in ihr Schicksal fügen. Sie ruft den Andern ein Lebewohl zu, und begibt sich, von einem Unteroffizier angeführt, wieder an den Landungsplatz zurück, wo Jeder sein Gepäck nimmt. Sie werden sodann in ein großes Boot eingeschifft und steuern nach Paramatta. Die, welche dort keine Kaution finden, bringen die Nacht im Gefängniß zu. Am andern Morgen werden sie von dem Vorsteher besichtigt, und nach seinem Gutdünken vertheilt. Die nach Windsor und George's River sehen unverweilt ihren Weg fort, und werden bei ihrer Ankunft eben so behandelt, wie die in Paramatta. Die Lebensmittel sind überall dieselben. Jeder erhält täglich sein Brod, Fleisch und Gemüse, und die Ration ist ziemlich stark.

Es geschieht nur selten, daß man die Diebe in's Innere schickt, weil diejenigen, welche in Europa Spitzbuben von Profession waren, viel leichter Stellen in Sidney finden, als anderswo, und die Gentlemen nehmen lieber einen rechtschaffenen Beutelschneider in ihre Dienste, als die Duckmäuser, die nichts gemacht haben. Und warum? — Weil die Gentlemen wissen, daß sie auf sie rechnen dürfen, und daß sie Niemand etwas stehlen lassen werden. Deshalb giebt es zu Paramatta wenig rechte Diebe. Als ich da war, konnte man unter 200 Individuen nur unser fünf mit diesem Namen belegen.

Ein Mensch, der zu Botany-Bay ein Verbrechen begeht, wird ganz auf dieselbe Art, wie in England, gerichtet, und wenn er schuldig befunden wird, so wird er gehängt, oder zur Zwangsarbeit verdammt. Im letzten Fall muß er von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang arbeiten, und die Nacht im Kerker zubringen. Er hat eine besondere Kleidung, nämlich eine Jacke und Hosen, die auf der einen Seite kastanienbraun und auf der andern weiß sind. Ihre Eisen sind doppelt, aber nicht sehr schwer. Ihre Nahrung ist immer gesund und überflüssig. Jeder erhält wöchentlich 7 Pfund Rindfleisch, 5 Pfund sehr gutes gesalzenes Schweinefleisch, 12 Pfund Mehl, 2 Pfund Farinzucker und Gemüse in großer Menge. Die Kartoffeln sind die besten, die es auf der Erde geben kann, und wer Liebhaber davon ist, darf nur fordern, um so viel zu erhalten, als er nehmen mag.

Wer sich ein schweres Vergehen zu Schulden kommen läßt, wird nach einem Strafort verbannt, wie z. B. nach Coal-River, 400 Meilen von Sidney, wo er in den Steinkohlenminen arbeiten muß, was eben kein Spaß ist, weil man immer mit dem halben Körper im Wasser steht. Solche Verbannungen können 4, 7 und 14 Jahre dauern, nachdem der Fall ist. Einige werden sogar auf Lebenszeit verdammt. Wer eine Bestrafung erleidet, die ihm vom Richter zuerkannt wird, erhält sie als Zugabe derjenigen, zu welcher er in Europa verurtheilt wurde, und seine Verbannungszeit wird dadurch verlängert; aber wenn sie nur vom Aufseher oder Vorsteher verhängt wird, so

*) Paramatta ist 16 engl. Meilen (6 Stunden) Windsor 34 Meilen (13 ½ Stunden) und George's River 20 Meilen (8 St.) von Sidney entfernt.

findet dieſer erſchwerende Fall nicht ſtatt. Wer ſich an dem Verbannungsorte ſchlecht aufführt, wird an einen andern geſchickt, denn es gibt noch viel ſchlimmere, vorzüglich einen, wo man zur Kalkbereitung gebraucht wird. Das iſt beſtimmt das abſcheulichſte Handwerk, das man ſich denken kann. Der Kalk wird aus Muſchelſchalen gewonnen, und man leidet an den Augen, als ſollte man mit aller Gewalt blind werden, oder an Bruſt und Lunge, in denen ein hölliſches Feuer zu wüthen ſcheint. Dieſe Arbeit iſt ſo erſchöpfend, daß der ſtärkſte Menſch in Kurzem darunter erliegen muß. Wenn ein Todſchlag ſtattfindet, was ziemlich häufig geſchieht, vorzüglich bei den Irländern, ſo wird er nach Sidney gebracht, und findet man ihn ſchuldig, ſo wird er wieder nach ſeinem frühern Aufenthaltsort transportirt und, ſo viel als möglich an der Stelle, wo er das Verbrechen begangen hat, hingerichtet.

Die, welche man zu den Feldarbeiten gebraucht, müſſen gerade ſo lange als in England arbeiten. Sie leben auf dieſelbe Weiſe, wie die Herren, die ſie gebrauchen, und erhalten einen jährlichen Lohn von 20 Pf. Sterl. (500 franzöſiſche Franken). Auſſerdem werden ſie noch von ihnen gekleidet, oder wenn ſie ſelbſt dieſe Sorge übernehmen wollen, bekommen ſie jährlich 3 Pf. Sterl. dafür. Iſt ein Verbannter mit der Perſon, für die er arbeitet, nicht zufrieden, ſo kann er ſie, nach der übereingekommenen Friſt, verlaſſen. Hat er ſeine Tagearbeit verrichtet, ſo kann er die übrige Zeit für ſich benutzen, und noch etwas zu gewinnen ſuchen. In dem Fall wird er wie ein Freier bezahlt. Wer etwas flink iſt, und zu den öffentlichen Arbeiten gebraucht wird, kann ſein Tagewerk in längſtens vier Stunden gemacht haben; aber die, welche für die Regierung arbeiten, erhalten kein Gehalt, ſondern nur Nahrung und Kleidung. Sie werden jährlich zweimal, von Kopf bis zu Fuß, neu gekleidet, und bekommen jedesmal eine Jacke und eine Hoſe von blauer oder grauer Leinwand, ein Paar ſtarke Schuhe und einen Hut. Auſſerdem wird ihnen noch ein Bett, mit zwei Decken, und ein großer Fußteppich, alle drei Jahre einmal verabreicht.

Die Zwangsarbeiten beginnen im Sommer des Morgens um 6 und im Winter um 8 Uhr. Das Frühſtück wird um 9 Uhr gegeben und dauert bis 10 Uhr. Am Sonntag müſſen alle in die Kirche gehen und dem Gottesdienſt beiwohnen. Sie ſtellen ſich in Reihe und Glied vor der Kirche auf und werden ſo hereingeführt. Jede Rotte hat ihren Anführer, und wenn ſie alle verſammelt ſind, ſo hält der Oberaufſeher des Orts Inſpektion über ſie. Er befragt jeden Rottenführer, ob alle ſeine Leute gegenwärtig ſeien, und wenn Einer fehlt, erkundigt er ſich nach der Urſache ſeiner Abweſenheit. Wenn er von ungefähr Einen bemerkt, der nicht ordentlich raſirt, oder deſſen Wäſche ſchmutzig iſt, ſo ruft er einen Konſtabel (Polizeidiener), und der Nachläſſige wird ins Gefängniß gebracht, wo er bis zum andern Morgen bleibt. Verfällt er noch einmal in denſelben Fehler, ſo läßt ihn der Inſpektor acht Tage lang, ſobald er ſein Tagewerk verrichtet hat, einſperren, und er muß die Nächte im Kerker zubringen. Wer ſich ohne Erlaubniß aus der Kirche entfernt, wird auf dieſelbe Weiſe beſtraft, und ſobald das nicht fruchtet, gibt man ihm einen Zettel, um ſich fünfundzwanzig Peitſchenhiebe ertheilen zu laſſen, und wer ſie einmal geſchmeckt hat, hütet ſich in Zukunft dafür.

Wenn man einem Herrn drei Jahre lang gedient, und ihm keine Urſach zur Klage gegeben hat, ſo kann man einen Schein ſeines guten Betragens von ihm begehren, und mit Hilfe deſſelben, kann man fortan für ſeine eigene Rechnung arbeiten, doch bekommt man in dieſem Fall keine Rationen aus den königlichen Magazinen mehr. Will man die Erlaubniß erhalten, in Sidney zu arbeiten, ſo muß man das folgendergeſtalt anfangen: Man läßt zuerſt eine Bittſchrift von dem Herrn unterzeichnen, bei dem man gedient hat, ſo wie von dem Pfarrer und dem Friedensrichter des Orts. Am erſten Montag jedes Monats nimmt der Statthalter der Kolonie die Bittſchriften dieſer Art zu Sidney an, und man läßt ſie ihm durch einen Freund überreichen. Im Laufe deſſelben Monats wird die Eingabe geprüft, und man erhält die Antwort. Wird die Erlaubniß zugeſtanden, nach Sidney zu kommen, und führt man ſich lange Zeit, vier oder fünf Jahre z. B., gut auf, ſo geht man zum Statthalter, und bewirbt ſich um ſeine Befreiung. Er prüft abermals die Vorſtellung, zieht allerlei Nachrichten ein, und findet er, daß das, was die Andern ſagen, mit dem übereinſtimmt, was man ſelbſt angegeben hat, ſo erhält man, was man begehrt, und kann als freier Mann in der Kolonie leben, wo und wie man will.

(Beſchluß folgt.)

Die Juden in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Beſchluß.)

Kommen wir jetzt zu Hardy's Rede. Sein Ruf als guter Schriftſteller war bereits gemacht, und ſein Trauerſpiel „Alberti“ erwarb ihm wohlverdienten Beifall. Seit einigen Jahren gab er eine Zeitſchrift heraus, die durch ihren richtig kritiſchen Geiſt und durch beſondere Gediegenheit in der politiſchen Oekonomie ſich auszeichnete. Die vorliegende Rede iſt ſei-

ner vollkommen würdig. Er stellt zuerst den Zweck der Gesellschaft dar.

„Was wollen wir? Welches sind unsere Entwürfe? Eine neue Sekte zu bilden? Nein, nie! Mögen die andern Religionen sich in tausend feindlich gegen einander gesinnte Sekten theilen; mögen die uns fremden Glaubensmeinungen das Beispiel einer Beweglichkeit geben, über welche die Philosophie lächeln kann, aber die der wahren Frömmigkeit zur Betrübniß gereichen; mögen, im Namen einer Religion der Barmherzigkeit, Brüder ihre Brüder erwürgen, und der theologische Hochmuth ihnen die Mordwaffen selbst in die Hände geben: — Dank sei es unserm göttlichen Gesetz, das uns vor so entsetzlichen Irrthümern bewahrt, wir haben eine so schwere Schuld vor dem Höchsten nicht zu verantworten. Der unwandelbare Karakter unserer Religion besteht darin, nur den wahren, den alleinigen Gott anzubeten. Wenn wir unsere Blicke und Hände zum Himmel erheben, und die Worte unserer heiligen Bücher wiederholen: Höre, Israel! der Herr unser Gott, der Herr ist Eins! — in diesem feierlichen Augenblick ist Alles in uns von dem Gott unserer Väter, dem Schöpfer alles dessen, was da ist, dem erhabenen Jehova, erfüllt. Sein Name ist der Ruhm unsers Geschlechts und die Stärke unserer Einigung.

„Was haben wir vom Konsistorium der Hebräer begehrt? Die Abschaffung der alten Form des Gottesdienstes und der geheiligten Sprache? Keineswegs. Wir rufen selbst diejenigen zu Zeugen an, die uns am meisten abgeneigt sind. Weder die an das ehrwürdige Konsistorium gerichtete Bittschrift, noch die nach Verwerfung derselben von uns angenommenen Verfassung, die ein Denkmal der Mäßigkeit und des festen Sinnes der Mitglieder unserer Gesellschaft sein und bleiben wird, lassen die Vermuthung aufstellen, daß wir je dergleichen Umgestaltungen im Sinne gehabt. Es ist Niemand unbewußt, daß unsere Wünsche und unser Bestreben nur dahin gingen, die religiösen Zeremonien erhabener zu machen und dem Gottesdienst seine Würde und seinen wohlthätigen Einfluß auf die Sitten wieder zu verschaffen. Wir wollen uns allen Bestimmungen unterwerfen, insofern sie nur zum Nutzen der wahren Frömmigkeit gereichen, nicht gegen die gesunde Vernunft sündigen, und von den Worten unsers Gesetzes nicht verdammt werden. Wir wollen diese Gesetze, die so rein als die Quelle sind, aus der sie zuerst entströmten, von dem Schmutz der rabbinischen Erläuterungen befreien, unnütze Wiederholungen vermeiden, mit dem Ausdruck, der allein anständig genannt werden kann, lesen und singen, und, nach dem alten Gebrauch, in der geheiligten Sprache die Stellen des Gesetzbuches und der Propheten hören. Aber wir verlangen zugleich, daß diese Stellen in die Landessprache (englisch) übersetzt werden, damit Jedermann wisse, was auf hebräisch vorgelesen wird. Wir verlangen, daß sie mit Erläuterungen begleitet seien, die die Jugend zur Frömmigkeit begeistern, das Gemüth des Greises befriedigen, und für jedes Alter, für jede Klasse der Gesellschaft unterrichtend seien. Wie kann man, nach dem Gesagten, uns noch beschuldigen, den Gottesdienst abschaffen zu wollen? die Grundfesten unsers religiösen Glaubens zu untergraben? — —

„Nein, meine würdigen Freunde, wir arbeiten nur für die Wiederherstellung unsers Kultus, der durch eine Menge ihm fremder Zeremonien entwürdigt wird; wir wollen die Schutthaufen beiseite schaffen, um die majestätische Einfachheit dieser Säule, deren festen Bau der Zeit und ihren Stürmen trotzt, und die allein mitten unter den Trümmern aller Reiche und aller Religionen der Erde aufrecht bleibt, der Bewunderung des Weltalls darzubieten."

Die karakteristischen Züge der neuern Israeliten sind mit gleicher Stärke und Genauigkeit gezeichnet.

„Nach der Zerstörung Jerusalems vergaßen unsere Vorfahren die Versprechungen Gottes nicht. Obschon ihre politische Einigung zerrissen war, bewahrten sie dennoch die Gewißheit, daß sie nie aufhören würden, eine Nation zu sein, und daß der Name Israel eben so wenig, als seine Religion, untergehen könne. Sie hatten immer ihre Patriarchen in Judäa, und Vorsteher, die sie die „Fürsten der Gefangenschaft" nannten, im Morgenlande. Ueberall, wo sie geduldet wurden, sah man sie damit beschäftigt, Unterricht unter sich zu verbreiten, weshalb sie Kollegien und andere ähnliche Anstalten bildeten. Sie trugen nicht wenig dazu bei, die schöne Stiftung der Freimaurerei, das allgemeine Bruderband, das unserm Kultus einen Theil seiner Benennungen und seiner Symbole entlehnt hat, zu verbreiten und zu unterstützen. Getreue Bewahrer des göttlichen Worts, jenes starken und beharrlichen Willens voll, der der eigentliche Karakter des Glaubens ist, haben sie nie aufgehört, der höchsten Einheit die Huldigung darzubringen, die der Mensch ihr schuldig ist. Ohne Vertheidigung, jeder Unterdrückung preisgegeben, haben sie geduldet; aber sie sind nie meineidig geworden an ihrem Glauben. Der Zorn des Herrn hat sie auf die ganze Erde zerstreut, Meere und Wüsteneien dehnen sich zwischen ihnen aus und verhindern ihre Vereinigung; aber wo sie sich auch befinden mögen, so tragen sie seit achtzehn Jahrhunderten ohne Verfälschung die Religion in sich, die Gott selbst ihnen gegeben, bewahren sie die Sitten, die Sprache, den Karakter und die alte Einfachheit ihrer Vorfahren unverletzt.....

„Lange Zeit glaubte man, daß die Juden das Geheimniß des Steins der Weisen, dieses Elixirs, das alle Krankheiten wie durch göttliche Einwirkung zu heilen im Stande sei, das den Menschen unsterblich mache, indem es die Schwäche und Gebrechlichkeit des Alters durch die Kraft und Schönheit der Jugend ersetze, hätten. Die vernünftige Schlußfolge, welche man daraus ziehen kann, ist, daß die Israeliten in jenen Zeiten des Aberglaubens und der Barbarei gescheuter und aufgeklärter waren, als die Nationen, in deren Mitte sie lebten. Im Mittelalter wurde die Arzneiwissenschaft in Europa durch Juden und Araber ausgeübt. Einige der Ersten befanden sich an den Höfen der Könige und wurden zu hohen Ehren und Würden erhoben. Ohne sie, ohne den Schwung, den sie den Wissenschaften gaben, würde vielleicht die ganze Christenheit sich noch in jenem Abgrunde der Unwissenheit befinden, zu welchem eine verächtliche Faktion sie wieder zurückzuführen sich bemüht."

Die Einladung Harby's an seine Glaubensgenossen, nach den vereinigten Staaten sich zu begeben, und dort wieder eine Nation in dem wahren gelobten Lande zu stiften, bietet ebenfalls manches Interessante dar:

„Die Verfolgung hat nicht Alles vertilgt; das göttliche Feuer glüht noch in den Herzen einiger Kinder Israels. Mit welcher Genugthuung, mit welchem Stolze zählen wir diejenigen, die sich hierhergewendet, denen wir unser Dasein, unser Vaterland verdanken. Sie stellten zwischen sich und ihre Unterdrücker die Scheidewand des Ozeans. In den Ländern des Exils, in denen sie so lange unstät umhergeirrt, bemerkten sie plötzlich mit unaussprechlicher Wonne im Westen die Morgenröthe der Freiheit. Diese neue Erde bot ihnen endlich eine feste, ruhige Wohnung, einen Boden, der von Natur gesegnet ist, und allen Bedürfnissen, selbst allen feinern Genüssen der Menschheit entspricht, dar. Hier gewannen sie ihr verlornes Menschenrecht, ihre Gewissensfreiheit wieder, hier sicherten sie ihren Nachkommen die Titel und Privilegien des Bürgers zu. Wer von uns fühlt nicht sein Herz höher schlagen, wenn er sich erinnert, daß er ein freier Amerikaner ist? Wer dankt nicht der Vorsehung aus der tiefsten Fülle seines Gemüths, wenn er die Lage eines Bewohners der vereinigten Staaten mit derjenigen der Unterthanen fast aller übrigen Regierungen vergleicht? Wenn wir Alles erwägen, was wir an Wohlthaten in diesem Lande, von der Natur und von den Gesetzen dargeboten, geniessen, so drängt sich uns immer und überall der Gedanke auf, daß hier das unsern Vätern offenbarte und verheißene „gelobte Land" sei, wo die Kinder Israels sich wieder versammeln, wieder eine Nation bilden sollen ..... Ja, wir können hier das gelobte Land wiederfinden, wir können hier unser Jerusalem wiedererbauen!"

Briefe über den Orient.

Fünfter Brief. (Beschluß.)

Die Pyramiden sind auf einer Felsschicht erbaut, die sich 150 Fuß über die Ebene erhebt, und viel dazu beiträgt, daß man sie aus so weiter Ferne erblickt. Während meines Aufenthalts wurde der Wind sehr heftig. Er wühlte dicke Sandwolken in die Höhe, warf mein Zelt um, und zwang mich, einen Zufluchtsort in dem Grabgewölbe zu suchen. Die Hypogea, welche Belzoni sechs Monate lang bewohnte, ist dicht neben der Pyramide des Cephrenes. Sie ist geräumig und bequem, obgleich es ziemlich warm in ihr ist. Als wir sie betraten, flog uns ein ganzer Schwarm Fledermäuse entgegen. Man findet diese Thiere in allen Tempeln und Trümmern der Umgegend. Belzoni hatte sie durch Feuer und Rauch vertrieben.

Wir besuchten eines Abends den Santon (Einsiedler), der unfern der Pyramide in einer noch geräumigeren Hypogea wohnte. Er war schon ziemlich alt, von glücklicher Gesichtsbildung, und hatte einen langen schwarzen Bart. Seine Klause bestand aus zwei Gemächern. Wir fanden ihn im ersten, mit übereinandergeschlagenen Beinen und in tiefes Nachdenken versunken. Als er uns erblickte, erhob er sich schnell, und bat uns, eine Tasse Kaffee anzunehmen. Diese Aufforderung in dem Grabe der Pharaonen war zu seltsam, als daß wir sie hätten ablehnen können. Der heilige Mann, welcher nun das Amt eines Kochs verrichtete, hatte indessen nichts Epikuräisches an sich. Er war sehr mager, und nur sein Auge allein hatte noch einige Lebhaftigkeit. Da er nichts weniger als Alterthumsforscher war, so konnten wir nicht begreifen, warum er sich gerade in diese Einsamkeit zurückgezogen habe. Seine Frömmigkeit mußte in der That aufrichtig gewesen sein, denn er konnte sich keine Rechnung machen, hier irgend Jemand durch Scheinheiligkeit zu hintergehen. Von Zeit zu Zeit wurde er jedoch von den Arabern der entferntern Dörfern besucht, und von ihnen mit Brod und Gemüse versorgt.

Nahe bei den Pyramiden ist ein Gebüsch, das „heilig" genannt wird. Die Araber würden sich nicht unterstehen, ein Blatt davon zu berühren. Es besteht aus zwei Sykomoren und drei Palmbäumen, die, mitten in der Sandwüste, eine einsame Gruppe bilden, auf deren dunkelgrünem Laub die Blicke mit Wohlgefallen ruhen.

Den letzten Abend, den ich bei den Pyramiden zubrachte, war der angenehmste. Ich saß mit Caviglia

am Eingange ſeiner Hypogea. Die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten die Wüſte und die ungeheuern Denkmäler des Alterthums vor uns. Nirgends, glaube ich, iſt der Untergang dieſes Geſtirns ſchöner, als in Aegypten. Der entflammte Horizont färbte ſich zuerſt blutroth, und geht nach und nach in die zarteren Schattirungen von gelb, grün und azurfarb über. Zur Rechten, ungefähr eine engliſche Meile von uns entfernt, hatte eine Beduinenhorde ihr Zelt aufgeſchlagen. Die Kameele hatten ſich zerſtreut gelagert, die Wachtfeuer waren angezündet, und mitten in dieſem Gemälde zeigten ſich die Araber in ihrer pitoresken, kriegeriſchen Kleidung. — Ich wollte am andern Morgen, mit Tagesanbruch, nach Kairo zurückkehren, deshalb nahm ich Abſchied von Caviglia, begab mich in meine Zelle und ſtreckte mich auf die Rohrmatte aus, aber der Schlaf ſtellte ſich nicht ein. Tauſend verſchiedenartige Gedanken, die zugleich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfaßten, beſchäftigten meinen Geiſt. Ich erhob mich, und trat hinaus ins Freie. Ein tiefes Schweigen herrſchte rings um mich her. Der Mond verbreitete ein ſilbernes Licht auf die Ebene und die entferntern Gewäſſer. Die Pyramiden, von ſeinen Strahlen, wie von einem maſſiven Schmelz übergoſſen, ſchienen in das dunkle Blau der Atmoſphäre überzugehen. Ich durchſchritt die Wüſte, bis an den nächſten Austritt des Nils, und gewann, in ſeinen Fluthen mich badend, die Ruhe, die der Schlummer mir nicht hatte gewähren wollen.

Am andern Morgen brachen wir nach Kairo auf. Kaum hat man die Wüſte verlaſſen, ſo wird der Weg, durch die mit Früchte belaſteten Dattelbäume, ſehr angenehm. Die Datteln ſind die Manna der Aegypter in der Wüſte. Friſch gepflückt, haben ſie einen faden Geſchmack; aber wenn man die äuſſere Haut abſchält und ſie trocknen läßt, werden ſie ſehr angenehm und wohlſchmeckend.

Die Art und Weiſe, auf welche die Landbewohner ihre Aecker befeuchten, iſt intereſſant genug. An einigen Orten ſetzt ein Büffelochs ein mit Eimern verſehenes Rad in Bewegung, durch welches das Waſſer in mehrere Rinnen gegoſſen wird. Anderswo ſteht ein halbnackter Araber den ganzen Tag im Waſſer und gießt es, mit Hilfe zweier, an einer langen Stange befeſtigter, Eimer, rechts und links in die kleinern Kanäle. Dieſe Bewäſſerung iſt um ſo nothwendiger, weil die Ueberſchwemmung nicht alle bebauten Ländereien erreichen kann. Zieht ſie ſich zurück, ſo bleiben die Felder mit einem ſchwarzen Schlamm überdeckt, der ſehr viel zu ihrer großen Fruchtbarkeit beiträgt. Man kennt hier den Pflug nicht, und begnügt ſich damit, die Erde mit einem leichten eiſernen Hacken aufzureiſſen. Darauf wird die Saat ausgeſtreut und bald ſieht man reiche Aernten reifen, deren es jährlich zwei gibt, die erſte im März, die andere im Oktober.

Wir ſtießen unterwegs auf einen arabiſchen Leichenzug. Die Freunde des Verſtorbenen, zwanzig an der Zahl, ſchritten langſam zwiſchen den Palmbäumen einher und ſangen ein ernſtes Todtenlied. Sie gingen ihrer zwei und drei neben einander, die Prieſter voran. Als wir über den Bach gekommen waren, zogen ſie an uns vorüber. Sie trugen einen offenen Sarg, in welchem ſich der Leichnam einer Frau, weiß gekleidet und mit einem rothſeidenen Baldachin überdeckt, befand.

Der Markt, auf welchem man in Kairo die Weiber feilbietet, iſt der Aufmerkſamkeit des Beobachters nicht unwürdig, wie zurückſtoßend auch immer der abſcheuliche Traffik ſein mag, den man dort treibt. Dieſe Frauenzimmer, die wir unglücklich nennen, obgleich es ſehr zweifelhaft iſt, daß ſie ihr Schickſal verwünſchen, werden von ihren eigenen Verwandten, die meiſtens zum Bauernſtande gehören, zum Verkauf ausgeſtellt, und die Kaufleute ſind Armenier, und andere Kaufleute, die Georgien und Zirkaſſien, nur dieſes Handelsartikels wegen, bereiſen. Oft laſſen ſie ihre Herren im Geſang und in der Muſik unterrichten, und geben ihnen reiche Kleider, wonach ſie ſie an wohlhabende Türken verkaufen, oder wieder auf den Markt von Kairo bringen. Die Vorſchriften einer gewiſſen Sittſamkeit werden mit ziemlicher Strenge beobachtet. Jede Sklavin iſt dicht verſchleiert, und ſo gekleidet, daß die Reize ihres Geſichts dadurch ſo viel als möglich dadurch gehoben werden. Sie befindet ſich mit ihrem Herrn in einem beſondern Gemach, wo man die Anfragen der Liebhaber erwartet. Stellt ſich ein ſolcher ein, ſo wird der Schleier abgenommen, und er darf ihre Züge mit Muße durchmuſtern. — Man bemerkt, daß es vortheilhafter iſt, eine zirkaſſiſche Sklavin zu kaufen, als ſich mit einer Türkin zu vermählen, die man nur dann ſehen kann, wenn kein Zurücktritt mehr möglich iſt. Die georgiſchen Weiber ſind im Allgemeinen regelmäßig ſchön, und haben herrliche ſchwarze Augen. Der Käufer hat das Recht, Geſicht, Hand und Fuß des Artikels zu beſchauen. Er erkundigt ſich ſodann, ob ſie einige Talente habe, ob ſie ſingen könne, muſikaliſch ſei u. ſ. w. Mehrere Schönheiten werden für 1000 bis 1500 Pfund Sterling verkauft; andere oft kaum um die Hälfte oder das Drittel.

Ich beſuchte eines Tages, mit einem andern Reiſenden, einen reichen Juden, der einer der erſten Kaufleute von Kairo war. Er empfing uns in einem ſehr ſchönen Gemache. Ein prächtiger Teppich bedeckte den Boden, das Licht fiel von oben herein, und rings an den Wänden befand ſich ein üppiger Diwan, auf dem

wir Platz nahmen. In geringer Entfernung von uns saßen sechs Frauen auf Kissen, um einen zwei Fuß hohen Tisch, und speiseten. Sie waren ohne Schleier und glänzend von Schmuck. Die Gebieterin des Hauses hatte sich kurz vorher von einer Krankheit erholt, und empfing nach derselben zum erstenmale Besuche. Sie redeten alle sehr ungezwungen mit uns, und boten uns Konfekt und Sorbet an. Es scheint, daß die Jüdinnen jederzeit im Morgenlande einer größern Freiheit genossen haben, als die andern Frauen. Die Schrift gedenkt ihrer oft, und es scheint selbst, daß sie, vor der Zerstreuung des jüdischen Volks, nicht ohne Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten waren, während, zu derselben Zeit, die griechischen Frauen eben so auf ihre Gynezäen, wie die der Muselmänner jetzt in ihren Harems, beschränkt blieben.

Unser Wirth sagte uns, daß er und seine Frau, bei ihrer Vermählung, vierzehn Jahr alt gewesen, daß sie beide jetzt sechsundzwanzig Jahr alt seien, und eine zahlreiche Familie hätten. „Bismillah! Ehre dem Propheten!“ würde ein Türk hinzugefügt und einen mystischen Blick gegen den Himmel gerichtet haben. Aber der Israelit sagte nichts, obgleich er mit seinem Schicksal sehr zufrieden zu sein schien. Nach der Mahlzeit liessen sich die Damen lange Pfeifen bringen, und rauchten, indem sie langsam den Kaffee einschlürften. Der Tabak, dessen man sich in diesen Gegenden bedient, kann nicht mit dem unsrigen verglichen werden. Er ist sehr leicht und aromatisch, und greift weder Brust noch Gehirn an. Zu rauchen, das ist für die Frauen ein Gegenstand des Luxus und ein großes Vergnügen, worauf sie sehr begierig sind.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Sir Walter Scott ist zu Paris. Er ist zu uns gekommen, um die zu seiner „Lebensgeschichte Napoleons“ nothwendigen Aktenstücke einzusammeln. Er hat sich deshalb an einen eben so sehr durch seinen Geist, als durch seine politische Gradheit und Rechtlichkeit bekannten Mann gewendet, und man darf hoffen, daß er aus den Unterhaltungen dieses tugendhaften Patrioten und aus den Schätzen seiner kostbaren Bibliothek die Notizen und karakteristischen Züge schöpfen werde, die er auf andere Weise umsonst gesucht haben würde. Die britischen Vorurtheile, welche die „Briefe Pauls“ diktirten, werden bei einem tiefern und genauern Studium der Lage des kaiserlichen Frankreichs verschwinden, und das Schauspiel politischer Sitten der Gegenwart wird den englischen Tory mehr zur Achtung, als zur Satire anregen. Ueberhaupt ist man in Frankreich um den Ruhm Walter Scotts bei der Behandlung eines solchen Werks sehr besorgt; aber es scheint mir, daß er es noch weit mehr sein sollte. Drei Bände, sagt man, liegen in England schon zum Druck bereit. Dank sei es der Thatigkeit des Buchhändlers Gosselin, dies Werk wird zu Paris zu gleicher Zeit, wie in London, erscheinen. Das ist eine schöne literarische Hoffnung für unsere Wintercampagne.

Alle Welt drängt sich, den erlauchten Gast zu sehen, der nun nicht mehr der „große Unbekannte“ ist. Man sagt, daß der französische Herausgeber seiner Werke ihm zwei Exemplare seiner schönen Edition in 8. und der niedlichen in 18. überreicht habe, und daß dies mit einer gewissen diplomatischen Schüchternheit geschehen sei, weil man um Verzeihung zu bitten habe, den poetischen Werken unter demselben Namen die geheimnißvollen Romane beigesellt zu haben. Sir Walter hat beides angenommen, und in einem Briefe voll jener zarten Gutmüthigkeit, die ihn so sehr auszeichnet, endlich auch zu Paris zugestanden, was die Regisler Constable's zu Edinburg bereits vor einem Jahre offenbart hatten.

Nach den Bildern, die wir von Sir Walter Scott kennen, denkt man sich einen unserer derben Bewohner von Franche-Comté, wohl gebaut, mit breiten Schultern, dickem Bauch, einem vollen, illuminirten Gesicht. — He bien, es ist an dem Allem nichts. Denken Sie sich, im Gegentheil, einen großen, magern, trockenen Mann mit krummen Beinen, kleinem, nur sparsam mit einem blonden, bereits ins Graue überschimmerndem Haar bedeckten Kopf; übrigens den vollkommensten Ausdruck der Sanftmuth und Gutmüthigkeit, aufs Innigste mit einigen Leidenszügen verschmelzen, in seinem Gesichte. Er hat durchaus den Anstand und das Aeussere eines Landpfarrers, und sein Anzug ist immer in etwas vernachlässiget. Er belustigt und freut sich über Alles, wie ein Kind. Der geringste Umstand kann ihn so sehr zum Lachen reizen, daß ihm dabei Thränen in die Augen treten. Eben so wenig gehört dazu, ihn niedergeschlagen zu machen und ihn in die größte Rührung zu versetzen. In seinen Gesichtszügen und in seinen Augen malen sich alle diese Eindrücke und Empfindungen mit der auffallendsten Lebhaftigkeit. Man erkennt in ihm ganz den Schriftsteller, der seine Romane auszuträumen scheint, und der um Abbotsford umherirrt, mit Allen, denen er begegnet, spricht, sich für die Spiele der Kindheit interessirt, geduldig die Mahrchen einer alten Frau anhört, eine Blume, einen Baum stundenlang betrachtet, oder, bei Tische sitzend, seine Tochter einladet, ihm eine schottische Romanze vorzusingen, sich bei jeder Strophe immer mehr exaltirt, und endlich, mit einer Art von Trunkenheit, in den volkseigenthümlichen Endreim selbst mit einstimmt . . . . . .

Die Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde werden auch im Jahr 1827 ununterbrochen fortgesetzt, und die Bestellungen können wie bisher bei sämmtlichen Buchhandlungen von ganz Deutschland und der Schweiz, so wie bei allen Zeitungsexpeditionen und Postämtern, gemacht werden. Die in dieser Zeitschrift bisher monatlich erschienenen Beiträge unter der Rubrik: Schweizerische Miszellen, werden im künftigen Jahrgang mehr Erweiterung und Vollständigkeit durch Mittheilung alles Wissenschaftlichen und Wissenswerthen in Bezug auf die Schweiz überhaupt erhalten, so daß dafür besondere Beilagen unter dem Titel: Schweizerische Miszellen, erscheinen sollen, worüber ehestens eine ausführliche Anzeige ausgegeben wird.

H. R. Sauerländer.

Aarau, im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 50. Dritter Jahrgang 1826. 13. Dezember.

Der gegenwärtige Zustand des spanischen Amerika.

Zwei Begebenheiten verdienen im gegenwärtigen Augenblicke die Aufmerksamkeit des Publikums auf Süd-Amerika zu fesseln. Die erste ist die Trennung zwischen den östlichen und westlichen Provinzen Columbiens; die zweite ist die neue Konstitution, welche Bolivar der Republik Ober-Peru dargeboten. Diese beiden Thatsachen sind etwas ganz anderes, als zufällige Begebenheiten. Sie sind tief in den gegenwärtigen Zustand der amerikanischen Bevölkerung eingewurzelt; sie zeigen den Beginn einer neuen Ordnung der Dinge in den emanzipirten spanischen Kolonien an.

Wer sich eingebildet, daß die südamerikanische Revolution beendet sei, irrt sich gewaltig. Die Emanzipation Südamerika's ist vollbracht, aber die Organisation dieses ungeheuern Landes hat kaum begonnen. Darin liegt eine zweite Aufgabe, die fast eben so schwer ist, als die erste, und die aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so bald gelöset sein wird. So lange die Unabhängigkeit auf irgend einer Seite noch unentschieden war, hat man sich nicht ernstlich mit der Organisation beschäftigt. Man hat sich vorläufig mit Konstitutionen begnügt, die in Eile entworfen waren. Aber jetzt, wo Alles geendigt ist, wo nicht ein Spanier mehr auf amerikanischem Boden sich befindet, fängt das Problem der Organisation an zu erscheinen und die Gemüther zu bewegen. Man prüfe nur die Zeitpunkte: gegen Ende 1825 übergibt Rodil Callao, und mit Anfang 1826 verlangt Venezuela das Föderativsystem, und Bolivar stellt sich der Demokratie entgegen.

Alles das ist in vollkommener Ordnung. Nachdem das Bedürfniß der Unabhängigkeit befriedigt worden, macht sich das der Behaglichkeit fühlbar, und die ersten darauf hinwirkenden Schritte werden gethan. Aber diesen Schritten werden andere folgen, die Köpfe werden sich erhitzen, und die Frage wird durch Gewalt bis zu ihrer Lösung bestritten werden. Daher eine neue Reihefolge von Begebenheiten, durch welche die zweite Epoche der amerikanisch-spanischen Revolution bezeichnet werden wird.

Diese zweite Epoche, die ihre Helden und ihre Schlachten, ihren Ruhm und ihre Katastrophen haben wird, beginnt jetzt unter unsern Augen. Ungeachtet ihres friedlichen Aeussern, mit welchem sie auftritt, ist es zu befürchten, daß sie dennoch länger dauern und stürmischer sein werde, als die erste.

Die Revolution in den spanischen Kolonien ist zuerst einzig von den Kreolen unternommen worden. Ihnen war die spanische Beherrschung am meisten nachtheilig, sie also mußten durch den Umsturz derselben auch am meisten gewinnen. Gleichviel, ob sie Eigenthümer oder Kaufleute waren, die Kolonialverwaltung bestimmte für ihre Waaren und Landeserzeugnisse, zum Besten des Mutterlandes, die niedrigsten Preise, und stellte der Entwickelung ihrer Industrie einen unübersteiglichen Damm entgegen. Durch das Blut den Spaniern gleich, schloß das Unglück, in Amerika geboren zu sein, sie von allen Aemtern und Ehrenstellen aus, und sie hatten die Kränkung, sich

von Fremdlingen beherrscht zu sehen. Um diese Last zu beseitigen, um sich Handelsfreiheit und eine amerikanische Regierung zu verschaffen, haben die Kreolen sich insurgirt. Die ganze amerikanisch-weiße Race, Priester und Laien, Adel und Bürgerstand, haben daran Antheil genommen. Ein bestimmtes, augenscheinliches Interesse gab ihnen die Waffen zur Hand. Alle freisinnigen und philosophischen Ideen Europa's waren in dieser Unternehmung für nichts.

Die beiden gemischten Racen, d. h. die Mulatten und die Metis, theilten mehr oder minder die Privilegien der Weißen, folglich auch ihre Beschwerden und ihre Hoffnungen; darum machten sie gemeinschaftliche Sache mit ihnen. Aber die Indianer und die Schwarzen und die aus ihrer Mischung entstandene Race, von Weißen, Metis und Mulatten entweder in Sklaverei, oder in demüthigender Abhängigkeit gehalten, hatten keinen Beweggrund zum Aufstande. Ihnen war es im Grunde sehr gleichgültig, ob ihre Herren unabhängig seien, oder nicht. Um sie zur Theilnahme zu gewinnen, hat man ihnen Freiheit und Gleichheit versprechen müssen, und es ist nicht zu läugnen, daß ihre Mitwirkung entscheidend geworden ist, vorzüglich in Columbia und in Peru.

Aus dieser Vereinigung der südamerikanischen Gesammtbevölkerung für einen klaren Zweck, der nichts Metaphysisches hatte und darin bestand, die Spanier vom Festlande zu vertreiben, ist eine so gewaltige Kraftanstrengung entstanden, daß sich das spanische Amerika binnen zehn Jahren von seinen Herrschern vollkommen befreit hat. Aber jetzt, nachdem man diesen Zweck erlangt, ist es augenscheinlich, daß diese ganze schöne und große Einheit der Gesinnungen in sich zerfällt und sich zersplittert. Einem einfachen und klaren Gegenstande folgt ein sehr verwickelter, sehr metaphysischer, der der bestmöglichsten gesellschaftlichen Organisation. Der Haß zwischen den Racen erhebt sich wieder, die Vorurtheile der Farbenverschiedenheit sind wieder an der Tagesordnung. Rangstolz, Anmaßlichkeit der Kasten, die durch die lange Gewohnheit einer gesellschaftlichen Hierarchie von drei Jahrhunderten eingewurzelt war, erneuert sich wieder. Die Eifersucht zwischen den Provinzen, die Rivalität zwischen den Städten belebt sich auf's Neue. Zwanzig ehrgeizige Anführer, den verschiedenen Racen oder Bedingungen angehörig, und folglich durch feindselig gegen einander gesinnte Massen unterstützt, erwarten ihre Belohnungen und messen sich mit drohenden Blicken. Füge man hierzu noch tiefe, allgemeine Unwissenheit, ungleiche Zivilisation, ausserordentliche Stärke der Leidenschaften und große Hartnäckigkeit des Karakters, und man wird leicht begreifen, welcher Same der Uneinigkeit im Boden Amerika's jetzt, wo es emanzipirt ist, wuchert.

Um den Ideen über die Zukunft dieser neuen Welt eine feste Basis zu geben, die Begebenheiten, die dort unvermeidlich statt finden werden, zu begreifen, wollen wir hier die vorzüglichsten Ursachen der Uneinigkeit bemerken, welche wir wahrzunehmen glauben.

Erste Ursache.

Die Verschiedenheit der Racen. Alle haben für die Unabhängigkeit gestritten, Alle haben im Kriege ausgezeichnete Anführer erzeugt*), Alle sind bewaffnet. Die weiße Race hat Allen, ohne Unterschied, Gleichheit und Freiheit versprochen. Sie verlangen die Ausführung dieser Zusagen. Der Stolz und die Vorurtheile der Kreolen werden schwerlich in diese neue Verbrüderung sich fügen wollen. Die gleiche Vertheilung der Aemter ist vorzüglich ein Punkt, über den sie nicht leicht nachgeben dürften.

Zweite Ursache.

Die Ungleichheit der Zivilisation. Man findet in den neuen Republiken alle Abstufungen der Zivilisation, vom kanadischen Wilden bis zum reichen, europäischen Weltmann. Daher eine Verschiedenheit der Sitten, Gewohnheiten, Neigungen und Ideen, denen die Anstalten nicht leicht anzupassen sind. Man kann noch nicht voraussehen, welche Wirkungen dieser Ursache entspriessen dürften: die Geschichte bietet uns kein Beispiel eines ähnlichen Zustandes der Dinge dar. In den vereinigten Staaten von Nordamerika sind die Neger Sklaven geblieben, und die Indianer waren der Bevölkerung des Staats nicht einverleibt.

Dritte Ursache.

Die Hierarchie der Stände und Bedingungen. Die weiße Race hat einen reichen und mächtigen Adel. Ihr gehört der Boden zur Hälfte mit den Mönchen und der Geistlichkeit. Sie befand sich an der Spitze der Revolution; sie hat ihr die größten Dienste geleistet. Anderseits hat die Masse des Volks die Armeen gebildet, welche die spanische Gewalt vernichtet haben. Die Mulatten und die Metis, die mit dieser Masse gestritten, sind mit in ihre demokratischen Interessen verflochten. Die Aristokratie, von der Geistlichkeit unterstützt, bemüht sich dagegen, eine Regierungsform festzustellen, welche die dem Mutterlande entnommene Gewalt in ihre Hände gebe. Es ist nun die Frage: wie das Volk und seine Anführer diese Anmaßung aufnehmen, und unter welchem Gesichtspunkte sie dieselbe betrachten werden?

---

*) Man sehe „Unterhaltungsblätter, dritter Jahrgang, No. 41, S. 660."

Vierte Urſache.

Die Rivalität der Städte, der Provinzen und der Republiken. Es gibt in den alten ſpaniſchen Kolonien eine Unzahl von Rivalitäten und bittern Abneigungen, von der frühern Verwaltung erzeugt, die von den Privilegien herrührten, welche man einigen Städten, oder gewiſſen Provinzen ertheilt hatte. Andere ſind während dem Emanzipationskriege ſelbſt entſtanden. Lima, wo eine große Waarenniederlage und der Sitz der ſpaniſchen Beherrſchung war, wird von Chili und Buenos-Ayres gehaßt. Chili iſt Buenos-Ayres, des Einfluſſes wegen, den dieſe letztere Republik auf die öffentlichen Angelegenheiten zu Anfang der Revolution ausgeübt, abgeneigt. Das Vizekönigreich Granada und Venezuela verabſcheuen ihre Vereinigung. Guatemala fürchtet Mexiko. Ueberhaupt haben die Amerikaner von der ſpaniſchen Verwaltung, während welcher ihre Angelegenheiten in Madrid beſtimmt wurden, einen beſondern und unüberwindlichen Abſcheu gegen jede entfernte Obrigkeit gewonnen. Daher kommt es, daß die Hauptſtädte ſo verhaßt ſind; daher rührt auch jene Tendenz zum Föderativſyſtem, die ſich auf mehrern Punkten offenbart hat, und die mehr als eine Theilung in Amerika verurſachen wird. Dieſer Tendenz muß man endlich auch den geringen Erfolg des Kongreſſes von Panama zuſchreiben, von dem die mittäglichen Staaten nichts hören mögen.

Fünfte Urſache.

Die Oppoſition der klaſſiſchen Theorien der Regierung mit der Unwiſſenheit und dem moraliſchen Zuſtande Amerika's. Die vortrefflichen politiſchen Ideen, welche die Fortſchritte der Ziviliſation in Europa populariſirt haben, ſind auf die wenig ausgebildete Bevölkerung Amerika's **nicht** anwendbar. Demungeachtet ſind einige der einflußreichſten Perſonen davon befangen. Sie haben verſchiedenen Staaten alle die Konſtitutionen gegeben, von denen ſie regiert werden, und die ſo wenig Erfolg gehabt haben. Die Amerikaner haben ſie nicht begriffen. Die berathenden Verſammlungen haben darüber nicht berathſchlagt, und genau betrachtet haben die militäriſchen Anführer unter allen dieſen verſchiedenartigen Formen nach ihrem Gutdünken und, fügen wir zu ihrer Ehre hinzu, nach ihrer beſten Einſicht, **allein** regiert. Ging aber hier und da die Willkühr zu weit, ſo inſurgirten ſich Armee oder Volk und erhoben einen andern General auf den höchſten Punkt der Gewalt. Es ſteht zu befürchten, oder vielmehr, es iſt unvermeidlich, daß man nicht noch viele Verſuche dieſer Art mache, bevor Zeit und Ueberzeugung endlich eine Regierungsform herbeiführen, die der amerikaniſchen Geſellſchaft vollkommen anpaſſend ſei, oder ſie bis zu den Formen der ziviliſirten Nationen erhebe. Daher eine überreiche Quelle der Revolutionen und der Gährungen.

Sechste Urſache.

Der Ehrgeiz und die Rivalität der militäriſchen Anführer. Bolivar iſt verfahren wie Bonaparte. Er hat rings um ſich eine Menge Anführer geſchaffen, die er gern an die Spitze der verſchiedenen Republiken ſtellen möchte. Es iſt augenſcheinlich, daß er Chili nicht gern unter der Verwaltung des General Freyre, Buenos-Ayres nicht gern unter der Rivadavia's ſieht. Deshalb theils unterſtützt er dieſen Letztern in ſeinem Kampfe gegen Braſilien nicht; deshalb ſucht er Chili zu revolutioniren. Das iſt auch eine der Urſachen, aus welchen Freyre und Rivadavia keine Deputirten nach Panama geſchickt und jenen ſüdlichen Bund gegen den Norden abgeſchloſſen haben, der ſich in der Folge leicht entwickeln könnte. Die Organiſation der Republik Ober-Peru, aus Provinzen gebildet, die früher zu Buenos-Ayres gehörten, iſt ein anderes Zeichen der geringen Zuneigung Bolivar's gegen die Republik von La Plata. Anderſeits gibt es unter den Waffengefährten des „Befreiers" mehrere energiſche, ſtolze, ehrgeizige, mächtige Männer, die während dem Unabhängigkeitskriege durch wirklich bewunderungswürdige Thaten ſich ausgezeichnet, und die ſich mit eiferſüchtiger Beſorgniß beobachten. Unter ihnen befindet ſich der Mulatte Paez, der die wilde Reiterei der Llanos befehligt, die ſo viel für die Unabhängigkeit gethan. Setzen wir den Fall, „Bolivar ſterbe plötzlich", und der Norden von Südamerika dürfte leicht das Schauſpiel der Eroberungen Alexanders, in welche ſeine Hauptleute ſich theilten, darbieten.

Siebente Urſache.

Die Macht und der Reichthum der Geiſtlichkeit. Welches Verfahren werden die neuen Staaten gegen die Geiſtlichkeit beobachten? Die Allgewalt, welche ſie über die Gemüther ausübt, wird den Regierenden nicht erlauben, ſie hintanzuſetzen, und welcher Wohlſtand iſt billigerweiſe möglich, wenn man das Drittel des Landeigenthums in ihren Händen läßt; wenn man ihr das Recht läßt, immer mehr anzukaufen und zu erwerben; wenn man ihre ungeheuern Privilegien erhält, die mit jeder vernünftigen Verwaltungsmaasregel im grellſten Widerſpruch ſtehen; wenn man ihrem Vorurtheil, ihrem Aberglauben und ihrer Unwiſſenheit die Sorge der öffentlichen Erziehung überläßt; wenn man auf ihren eben ſo albernen, als unpolitiſchen Haß gegen die britiſchen, amerikaniſchen und holländiſchen Ketzer, die auf der Küſte und im Innern des Landes Handel und Induſtrie befördern, Rückſicht nimmt; wenn man endlich auf ihr Begehren Zugang und Verbreitung europäiſcher Bücher und europäiſcher Aufklärung ver-

bietet? — Die Geiſtlichkeit an und für ſich allein verdient eine große Beachtung in den ehemaligen ſpaniſchen Kolonien. Die Mönche von San-Jago verlangten ihre Auflöſung, und die Regierung O'Higgins wagte es nicht, ſie ihnen zuzugeſtehen; ſie hätte eine Revolution befürchten müſſen, ſo ſehr war die öffentliche Meinung in Chili gegen ein ſolches Verfahren. Als „wahrhaft amerikaniſch“ hat die Geiſtlichkeit die Sache der Emanzipation unterſtützt; aber nach geendigtem Kampfe ahmt ſie das Beiſpiel des Adels nach, und nimmt ihre alte Stellung gegen die übrigen Klaſſen und gegen alle Neuerungen wieder ein.

Achte Urſache.

Die Grenzbeſtimmung zwiſchen den neuen Staaten. Die Baſis des öffentlichen Rechts über dieſen Punkt ſollte, ſo hat es wenigſtens bisher immer geſchienen, die vor der Revolution beſtandene Theilung ſein. Deshalb fordert Buenos-Ayres die Banda oriental zurück und betrachtet die neue Republik Ober-Peru als inner ſeinen Grenzen gelegen. Aber dies Prinzip wird ſchon durch die Stiftung der ebengenannten Republik über den Haufen geſtoßen. Was wird Buenos-Ayres dazu ſagen, wenn es ſeinen Streit mit Braſilien beendigt hat? Was wird es zu Paraguay ſagen, wenn dieſes Land darauf beſteht, auch fortwährend einen eigenen Staat bilden zu wollen? Und heißt es nicht, auf der andern Seite, das Prinzip ſelbſt der Revolution gewiſſermaßen verwerfen, wenn man den Provinzen das Recht verſagt, ſich dem Schutze einer Republik zu entziehen, da doch dieſe Republiken ſelbſt der Oberherrlichkeit des Mutterlandes ſich entzogen haben? Es iſt jedoch vorauszuſehen, daß die Hauptrepubliken nicht leicht gutwillig nachgeben dürften. Santa Fé de Bogota beweiſet das. Ueberdem liegt das nicht in der Natur der Dinge. Es wird alſo noch Blut flieſſen müſſen, um das öffentliche Recht von Südamerika über dieſen Punkt zu beſtimmen.

Wir könnten die Andeutung dieſer Gährungskeime im Innern Amerika's noch weiter ausdehnen; aber wir glauben, daß die vorſtehenden Haupturſachen genügend ſein werden, unſern Leſern von dem gegenwärtigen Zuſtand dieſes Landes einen klaren Ueberblick zu gewähren und ſie auf den richtigern Begriff der Begebenheiten vorzubereiten, die dort höchſt wahrſcheinlich in Kurzem ſich ereignen werden.

Ohne mathematiſch, nach dieſen Angaben, das Unternehmen Paez's und den letzten Schritt Bolivar's erklären zu wollen, findet man dennoch darin manchen, dieſe beiden Begebenheiten ſcharf erhellenden Lichtſtrahl.

Der vorzüglichſte Stützpunkt von Paez in ſeinem Verſuche iſt die Rivalität zwiſchen Venezuela und Neu-Granada. Sie war ſo groß, daß bei Vereinigung dieſer beiden Provinzen ausdrücklich beſtimmt wurde, auf den Grenzen beider Länder eine Zentralſtadt zu erbauen, die den Namen „Bolivar“ tragen und Sitz der Regierung, ſo wie des Kongreſſes, ſein ſollte. Nur allein unter dieſer Bedingung ließ Venezuela es ſich gefallen, daß die Zentraladminiſtration ſich proviſoriſch zu Bogota befinde. Eine ähnliche Rivalität hatte ſich kurz vorher zwiſchen der Hauptſtadt und den Provinzen von Neu-Granada gezeigt. Sie war ſo heftig, daß ſelbſt, während dem der Krieg gegen Spanien am gefährlichſten war, die beiden Parteien, die von Bogota und die der Junta von Tunja, Zeit und Gelegenheit fanden, zwiſchen zwei Schlachten gegen den gemeinſamen Feind ſich gegenſeitig herumzuraufen.

Wir führen dieſe Züge an, um eine Idee von der Stärke der Eiferſucht einer Stadt und einer Provinz gegen die andere zu geben. Paez iſt alſo nichts mehr und nichts weniger als Vertreter ſeines Landes gegen ein anderes, das ſich darüber ein ungerechtes Uebergewicht angemaßt. Von da bis zur Idee, das Föderativſyſtem zu begehren, iſt die Entfernung nicht groß. Es iſt ganz einfach, daß die große Provinz Venezuela, die zuerſt die Fahne der Unabhängigkeit erhoben und ihre Sache gerettet hat, ſich würdig hält, durch ſich ſelbſt ſich zu regieren und ihre Geſetze nicht von den Gipfeln der Anden zu erhalten. Ob auſſerdem noch ein geheimer Ehrgeiz im Herzen Paez's verborgen ſei, das können wir nicht wiſſen; aber ſo viel iſt gewiß, daß er Santander, als einen ihm vorgezogenen Nebenbuhler, haßt, und daß der Einfluß, den er auf die wilden Völkerſchaften in den Ebenen des Oronocko ausübt, beinahe unbegrenzt iſt. Er iſt aus ihrem Schooße entſproſſen, er hat ihre unbeugſamen Gewohnheiten, Geſchicklichkeit und Kühnheit, bewahrt.

Um die der Republik Ober-Peru durch Bolivar gegebene Konſtitution richtig zu beurtheilen, muß man wiſſen, daß der Diktator am 15. Februar 1819 dem Kongreß von Angoſtura einen Verfaſſungsentwurf vorlegte, in welchem die befremdende Bildung einer dritten Kammer, einer Art von Schützungstribunal, bereits angezeigt wurde. Es iſt alſo jetzt keine durchaus neue Idee des Befreiers, und es wird durch die Bewunderung, welche er zu jener Zeit für die engliſche Regierung bezeugte, in der er, wie er ſagte, nichts abzuändern für nöthig finde, als den Titel des Oberhaupts, ſehr wahrſcheinlich, daß er ſchon damals den Gedanken der Präſidentſchaft auf Lebenszeit aufgefaßt. Aber eben damals war der Unabhängigkeitskrieg noch am heftigſten, am unentſchiedenſten. Seitdem hat er ſich zehnmal geweigert, die Konſulwürde in Ländern anzunehmen, die bei weitem wichtiger waren, als die kleine Republik von Ober-Peru. Es iſt alſo vorauszuſetzen, daß dieſe Konſtitution in ſeinem Geiſte durch-

aus keine Maasregel des Ehrgeizes iſt, ſondern, ganz einfach, nur ein Lieblingsſyſtem, das zu Angoſtura verworfen worden, und das er nun der Republik, die ſeinen Namen trägt, zu geben gedenkt.

Dieſe Idee ſteht auſſerdem noch in vollkommener Uebereinſtimmung mit Bolivars Karakter, der an einem Grundſatze mit eben ſo großer Exaltation als Ausdauer hängt. Sein Leben iſt das eines irrenden Ritters, der auf allen Seiten für ſeinen Glauben Lanzen bricht; aber keineswegs das eines ehrgeizigen Menſchen, wie Napoleon und Iturbido. Darin liegt auch die Urſache ſeiner deklamatoriſchen und gezierten Sprache, die ihm in Europa ſo nachtheilig geweſen, wo man alle Befreier nach dem Muſter Washingtons ſich denkt. Er hat den Ehrgeiz ſeines Karakters, d. h. die verzeihliche Eitelkeit, überall und bei allem, was in Amerika geſchieht, ſich an der Spitze zu erblicken, alle neu ſich konſtituirenden Republiken zu bilden, alle neuen Staaten zu vereinigen und bei dem Feſte ihres allgemeinen Kongreſſes zu präſidiren. Er liebt mit Wärme, er erhebt mit wahrem Vergnügen alle ſeine Waffengefährten. Man hat geſehen, mit welchem Eifer und welchem Edelmuthe er die Verdienſte des jungen Siegers von Ayachucho, der ihm den Ruhm der Befreiung Peru's und die ſchönſte Waffenthat des Emanzipationskrieges entriß, geltend gemacht hat. Seine Güte und ſein edler Sinn haben ihm die Herzen aller ſeiner Nebenbuhler gewonnen. Niemand hat ſich erwehren können, ihn zu lieben, ſelbſt der wilde Paez nicht, der ihn anfänglich über Alles haßte.

Bolivar übrigens iſt Ariſtokrat, ſowohl durch ſeine Geburt, als durch ſein Temperament. Niemand ſieht beſſer, als er, die Nothwendigkeit der Einigung zwiſchen den Regierungen der neuen Welt ein. Unter dieſem Geſichtspunkte kann ſeine Konſtitution als der erſte Verſuch der amerikaniſchen Ariſtokratie gegen die demokratiſche Partei betrachtet werden. Wir können noch nichts Zuverläſſiges über den Widerſtand, den ſie finden wird, und über das Schickſal, das ihr vorbehalten iſt, angeben. Wie dem auch ſei, „zwei Aufgaben ſind auf dieſem großen Schauplatz gegeben: die des Föderativſyſtems und die der Konſulwürde auf Lebenszeit. Amerika iſt in die zweite Periode ſeiner Revolution getreten. Um ihm in derſelben folgen zu können, haben wir die vorſtehende Skizze entworfen, die man als die erſte von denen, welche wir im Fortgange der Zeitbegebenheiten mitzutheilen gedenken, betrachten kann.

Erinnerungen eines nach Neu-Süd-Wales Verbannten.

(Fortſetzung.)

Die verbannten Weiber.

Bei ihrer Ankunft in der Kolonie iſt das Verfahren durchaus daſſelbe, wie bei den Männern. Sie werden ebenfalls dem Oberaufſeher überlaſſen, der ſie vertheilt, wie er es für gut findet. Jeder Koloniſt oder freigewordene Verbannte kann eine von ihnen erhalten, um bei ihm zu arbeiten, in ſo fern ſie es ſelbſt zufrieden iſt. Diejenigen, welche auf dieſe Weiſe in Sidney kein Unterkommen finden, werden nach Paramatta gebracht, wo ſie Wolle waſchen, ſtreichen und ſpinnen, und ſodann grobe Stoffe daraus weben müſſen, mit denen die Verurtheilten gekleidet werden. Sie arbeiten auf dieſe Weiſe von 8 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags, wonach ſie den übrigen Theil des Tages thun können, was ſie wollen. Sie erhalten beinahe eben ſo viel zu eſſen, als die Männer. Sie werden gut behandelt; aber wenn Eine faul iſt, ſo muß ſie im Gefängniß ſchlafen, und ſo lange darin bleiben, bis ſie das Verſäumte nachgeholt hat. Stehlen ſie, ſo werden ſie nach Coal River geſchickt, wo ſie nicht in den Minen arbeiten, ſondern weibliche Geſchäfte verrichten müſſen. Sie bekommen auſſerdem noch ein eiſernes Band als Schmuck um den Hals.

Was die Weiber über Alles wünſchen und auf jede Weiſe zu erhalten ſuchen, iſt, nach Sidney zu gehen und dort treiben zu dürfen, was ihnen behagt. Sie ſind dort wie in England. Sie ſtaffiren ſich heraus und laufen in den Trinkhäuſern herum, wo ſie tanzen, ſingen und trinken nach Herzensluſt. Um ſo ſchnell als möglich frei zu werden, ſuchen ſie ſich zu verheirathen. Ich habe welche gekannt (und ich rede hier nur von jungen, hübſchen Frauenzimmern, wie ſie unſereins ſelber gern haben möchte), die bei ihrer Ankunft zu Paramatta ſich mit einem alten, elenden und zerlumpten Krückenſtößer, der vielleicht fünf oder ſechs Meilen von allen Anſiedelungen entfernt, mitten im Walde wohnt, verheirathet, und nur allein deshalb, weil es ein Freigewordener iſt, und weil ſie dadurch, daß ſie ſich mit ihm verheirathen, ebenfalls ihre Freiheit gewinnen. Sie bleiben dann zwei oder drei Tage bei ihrem Manne, und finden nachher irgend einen Vorwand, weshalb ſie nie verlegen ſind, um nach Sidney zu gehen, wozu ihnen der alte Tölpel ſelbſt noch einiges Geld gibt; aber Adieu, er ſieht ſie nicht mehr wieder.

Die Konſtabler haben genug damit zu thun, alle Schenken zu beſuchen, und wenn ſie in einer ein Weibsbild ohne Dienſtzeugniß oder ohne einen Hei-

rathsschein ertappen, so führen sie sie zuerst ins Gefängniß, von wo sie wieder nach Paramatta zurückgebracht werden. Das erste Mal werden sie ausserdem nicht bestraft; aber sobald sie zum zweiten Male entwischen und wieder festgenommen werden, steckt man sie nach ihrer Rückkehr ins Gefängniß und legt ihnen eine Kette an.

Wenn Mann und Frau verbannt worden sind, so zwingt man sie in der Kolonie nicht, zusammen zu leben; aber wenn sich die Frau mit einem andern, als ihrem Mann abgibt, und dieser will sie wiederhaben, so kann er, falls zwei Zeugen, die frei sein müssen, bescheinigen, daß sie wirklich sein Weib sei, sie sich ausliefern lassen. Jeder Mann kann auf dieselbe Weise frei werden, wie die Frauenzimmer; es ist hinreichend, daß er sich mit einer freigewordenen Frau verheirathet, oder daß seine Frau, die in England frei ist, ihm nachfolge und sich in der Kolonie niederlasse. Sie emanzipirt auf diese Weise ihren Mann.

Was im Allgemeinen die Frauen zu Botany Bay anbelangt, so sind sie dem Trunk sehr ergeben, weshalb sie sich oft in einem sehr kläglichen Zustande befinden. Die, welche eine Ausnahme von dieser Regel machen, können es leicht zu etwas bringen, wie z. B. Mistriß Hyatt. Als sie zu Sidney ankam, war sie so arm als eine Kirchenmaus; aber Mistriß Lord, die Frau eines reichen Kaufmanns, die sie früher gekannt hatte, nahm sie zu sich. Sie stand zwei Jahre lang der Haushaltung vor, und da ihr Mann erfuhr, daß sie eine gute Stelle habe, kam er zu ihr. Mistriß Lord streckte ihnen nun so viel Geld vor, daß sie einen Kaufladen öffnen konnten, wo sie Waaren, sowohl für eigene Rechnung als in Kommission, verkaufen, und der reine Gewinn, den sie von diesen letztern haben, beträgt wenigstens 4 Pf. Sterl. (100 franz. Fr.) wöchentlich. Als ich die Kolonie verließ, waren sie schon sehr wohlhabend.

Mistriß Pedley hat ebenfalls gute Geschäfte gemacht. Bei ihrer Landung nahm sie ein Mann zu sich, mit dem sie einige Zeit lebte. Sie trat sodann bei obenerwähnter Mistriß Lord in Dienste, und blieb fünfzehn Monate bei ihr. Endlich an einem schönen Morgen kam Samuel Forster, ein alter Bekannter der Mistriß Lord, aus dem Innern, um sich zu Sidney niederzulassen. Mistriß Pedley behagte ihm und er ihr, und so verheiratheten sie sich. Sie ist ordentlich und sparsam, und er ist ein gescheuter Mann, so daß sie in kurzer Zeit zu einem rechtschaffenen Wohlstand gelangt sind. Er verfertigt Siebe aller Art und versendet sie nach Indien. Seit einiger Zeit spinnt er auch Wolle und macht fast so feines Tuch, als das englische. Sie hat sich der Frömmelei ergeben, und weiß von weiter nichts, als vom Altvater Noa und der Sündfluth zu sprechen.

Die Kleidung der verbannten Weiber besteht aus einer Art Ueberhemd von starker Leinwand und dunkler Farbe, einem gleichen Rock, starken Schuhen und einigen Hemden. Sie erhalten gleichfalls ein Bett und zwei Decken, die sie selber nähen müssen, weshalb ihnen eine Scheere, ein Fingerhut, Zwirn und Nadeln verabreicht werden.

Wenn sich ein verbanntes Frauenzimmer nicht mit einem freigewordenen, sondern mit einem noch in der Strafzeit befindlichen Gefangenen verheirathet, so verändert sich ihre Lage dadurch um nichts, ausgenommen daß es der Statthalter gern sieht, und daß, wenn sie sich Beide gut betragen, er ihre Strafzeit um etwas verkürzen kann. Bleiben aus solchen Ehen Waisen zurück, so trägt die Regierung für sie Sorge, weshalb es eine schöne Anstalt zu Sidney für die Knaben, und eine andere zu Paramatta für die Mädchen gibt. Diese letztere ist ein großes Gebäude von behauenen Steinen, in welchem man fünfzig bis sechszig bequem aufnehmen kann. Sie werden sorgfältig erzogen und zum häuslichen Dienst gebildet. Ihre Nahrung und ihre Kleidung sind sehr gut, und letztere ist gleichförmig. Manchmal führt man sie des Abends spazieren, und sie gehen immer zwei und zwei, was recht hübsch anzuschauen ist. Wenn sie alt genug sind, um in Dienst zu treten, so bringt man sie bei den angesehensten Familien von Sidney und Paramatta unter, mit der Verpflichtung, drei Jahre lang bei denselben zu bleiben. Will sich nach dieser Zeit ein Mädchen verheirathen, so erhält sie, falls der Statthalter ihre Wahl gutheißt, eine Aussteuer, die in einer Meierei von dreißig Morgen Landes und drei Kühen besteht, und, in so fern ihr Verlobter ein Verbannter ist, die Freiheit desselben noch obendrein. Indessen sind diese Mädchen nicht so solid, als man vermuthen sollte, am wenigsten die hübschen. Selten hält eine von ihnen die drei Dienstjahre aus. Sie vernachlässigen ihre Schuldigkeit, leihen der Verführung günstiges Ohr und gewinnen große Liebe zum Putz. Dagegen ist ihre Arbeitsliebe nur sehr gering, und eine Magd bei uns (in England) schafft mehr, als zwei oder drei dieser Beguinen.

Als Philipps, der erste Statthalter in der Kolonie, ankam, brachte er verschiedene Hausthiere aus Europa mit. Nach ungefähr einem Monat entwischten zwei Kühe und ein Kalb von der Weide und drangen in die Waldung bei Sidney. Umsonst suchte man sie wieder einzufangen, und man hatte erst nach drei Jahren, wo sie sich schon vermehrt hatten, Spur von ihnen. Je mehr die Kolonie sich ausdehnte, je mehr zogen sie sich in das Innere des Landes zurück,

und jetzt gibt es mehrere Tausende von ihnen, die durchaus wild geworden sind. Die Stiere sind sehr stark und böse, und den Büffelochsen ähnlich. Der Statthalter hatte verboten, Jagd auf sie zu machen; aber die Einwohner kehren sich daran nicht und verfolgen sie weidlich.

Während meines Aufenthalts führten zwei Kolonisten eine ganz eigene Spekulation aus. Sie kauften eine große Menge Salz, zogen sich in das Innere der Wälder zurück, tödteten eine große Zahl dieser Thiere, bökelten das Fleisch ein, und versorgten die ganze Kolonie damit. Sie trieben das Gewerbe bereits zwei Jahre lang, als sie auf folgende Weise verrathen wurden. Die Bewohner fanden seit Langem keine Arbeiter mehr, weil der niedrige Preis des Fleisches Jedermann die Leichtigkeit zur Hand gab, sich gütlich zu thun, ohne dafür arbeiten zu müssen. Sie bemühten sich also, zu entdecken, woher dieser verdächtige Ueberfluß komme, und als sie darüber im Reinen waren, machten sie dem Statthalter davon Anzeige; die Kuhjäger wurden aufgehoben, vor Gericht gestellt, und verurtheilt, gehängt zu werden; aber der Statthalter milderte diese Strafe, und sendete sie für ihre übrige Lebenszeit nach Coal River. Dies Alles geschah 1814.

Die Landwirthe von Botany Bay verlieren oft ihr Vieh. Die große Trockenheit nöthigt sie, ihre Heerden weit ins Innere des Landes zu treiben, vorzüglich in die herrlichen Ebenen, die von dem Fluß des blauen Gebirgs bewässert werden, der nie vertrocknet. Während der Hitze kommt das wilde Vieh ebenfalls bis an diesen Strom und entführt die zahmen Kühe. Ich habe gesehen, wie ein Meier auf diese Weise sechszig Stück Vieh verlor, ohne ein einziges davon wieder ertappen zu können. Seitdem hat man einen für die Eigenthümer weniger gefährlichen Weideplatz gefunden, die Ebene von Bathwith genannt, die selbst in der größten Trockenheit immer wasserreich bleibt. Sie wurde von Evans entdeckt.

Während ich mich zu Sidney befand, habe ich oft des Freitags dreißig bis vierzig Stück Vieh für Rechnung des Königs ankommen sehen. Obschon man sie mit der größten Sorgfalt bewachte, so waren doch schon nach drei oder vier Tagen mehrere davon in die Wälder entlaufen. Sie wurden oft in den Straßen der Stadt wild, liefen nach allen Seiten, um einen Ausweg zu finden, und brüllten auf eine erschreckliche Weise. Die jungen Stiere vorzüglich lassen sich nur äusserst schwer zähmen und ins Joch zwingen. Man fängt das auf folgende Weise an: Zuerst führt man sie in einen Hof, in welchem sich einige zahme Ochsen befinden, und ein Mann wirft ihnen einen Strick mit einer Schlinge über die Hörner. Er zieht sodann den Strick durch einen in einen Baum eingeschlagenen Ring, und zwingt den Stier mit dem Kopf dicht dagegen, so daß er sich nicht mehr bewegen kann, wonach man ihm das Joch überwirft. Man spannt ihn sodann neben einem alten Zugochsen an, und läßt sie zusammen weiden. Zwei oder drei Tage nachher holt man sie von der Weide ab, und findet nun meistentheils den jungen Stier eben so zahm und gelehrig, als seinen ältern Gefährten. Doch gibt es einige, die sich so leicht nicht zähmen lassen. Manchmal zerreissen sie den Strick, den man ihnen um die Hörner wirft, oder sie suchen das Joch zu zerbrechen, und stürzen todt auf der Stelle nieder. Oft legen sie sich nieder, und es ist unmöglich, sie durch Schläge wieder zum Aufstehen zu bewegen. Es gibt nur ein einziges Mittel: man stopft ihnen ihren Mist in die Nasenlöcher, und das Aroma desselben bringt eine so große Wirkung auf sie hervor, daß sie Alles mit sich thun lassen, was man für nothwendig erachtet. Bei einigen hilft es auch, wenn man ihren Schweif zwischen zwei Knittel legt und stark reibt.

Man sieht nach dem eben Gesagten, daß das Rindvieh in Botany Bay ziemlich häufig ist. Aber die Schafe sind es noch beiweitem mehr. Ein Eigenthümer, bei dem ich in Diensten stand, hatte deren dreitausend und eine große Menge Lämmer; mehrere Schafe hatten deren sogar zwei. Er besaß ausserdem noch eine hübsche Heerde Merinos und viele herrliche Widder. Jährlich ließ er seine Heerde scheeren und gewann mit der Wolle manchen schönen Dollar. Demungeachtet war er lange nicht einer der reichsten Eigenthümer des Landes, und ich kannte deren mehrere, die noch viel zahlreichere Heerden hatten. — Die Hammel sind nicht so stark, als die in England; aber ihre Wolle ist viel feiner, doch nicht in so großer Menge. Es gibt mehrere Landwirthe, die über tausend Stück Hornvieh und mehr als dreißig Stuten mit ihren Füllen haben. Die Pferde sind nicht groß, aber stark und gedrungen. Man sieht keine von der großen Art, die in England in Karren eingespannt werden. Als ich in der Kolonie ankam, waren die Pferde noch selten und theuer, und 1810 kostete ein mittelmäßiges Roß bis auf hundert Guineen. Bei meiner Abreise konnte man ein sehr hübsches Thier für 20 Guineen haben. Seitdem werden sie häufig nach Indien und Java ausgeführt.

Die Landeseingebornen sind durchaus schwarz. Es sind große Faullenzer ohne Verstand und Geschick; mit einem Wort: sie sind zu nichts nutz. Sie gehen ganz nackt, und man sieht sie so im Lande hin- und herlaufen. Einige davon kommen täglich nach Sidney, aber nur im Innern sieht man sie in größerer Zahl. Ihrer vier oder fünf leben gewöhnlich beisammen, und sie bilden Horden von dreißig bis vierzig Individuen,

oft auch mehr. Ihre Weiber müssen immer ihre Waffen und ihren Mundvorrath tragen. Die Spieße oder Havelots, deren sie sich bedienen, sind sieben bis acht Fuß lang, beinahe einen Zoll dick, leicht und gegen das Ende zugespitzt, wo sie einen scharfen Stein, mit Baumharz umgeben, einklemmen. Ihre Keulen sind einem Konstablerstock nicht unähnlich, nur sind sie etwas dicker. Das sind ihre Kriegswaffen, und sie bedienen sich derselben, vorzüglich ihrer Lanze, mit großer Gewandtheit. Sie schlagen sich oft unter einander, und es ist merkwürdig genug, wie sie sich dazu vorbereiten. Männer, Weiber, Kinder in großer Zahl versammeln sich. Sie beschmieren sich ihre Fratze und ihren Hals mit rother Erde. Jeder Mann ergreift einen Schild von sehr hartem Holz, drei oder vier Wurfspieße und eine Keule. Wenn die Streitenden sich gegenüberbefinden, so stellen sie sich von jeder Seite in einer langen Reihe, dreißig oder vierzig Ruthen von einander, auf. Weiber und Kinder stellen sich hinter sie. Gleich darauf beginnen die Feindseligkeiten. Einer der Streiter tritt vor seine Linie und nähert sich der andern, von welcher ebenfalls Einer sich absondert. Beide treffen zusammen und beginnen einen Tanz, mit tausend Verzerrungen begleitet, wie um sich zum Kampf zu reizen. Plötzlich schleudern sie ihre Lanzen gegen einander ab, und sobald sie keine mehr haben, fallen sie sich mit ihren Keulen an. Haben sie sich gegenseitig verwundet oder fällt der Eine, so zieht sich der Andere zurück, und die Partei des Ueberwundenen holt ihn und trägt ihn hinter die Linie, wo er von den Weibern gepflegt wird. Auf diese Weise kämpft der Reihe nach ein Mann mit dem andern. Wenn sie sich mit dem Wurfspieß verwunden, so geschieht es gewöhnlich an den Füßen oder an den Händen, und in dem Fall dringt die Waffe so weit ein, daß man sie nicht herausziehen kann, ohne das Fleisch mit zu zerreissen.

Während dem Kampf bewegen sich die Weiber und Kinder wie wüthend und stoßen ein fürchterliches Geschrei aus. Wenn die Streiter keine Wurfspieße mehr haben, und keine der beiden Abtheilungen weichen will, so stellen sie sich mit den Keulen an, und richten ihre Schläge immer nach den Köpfen. Was das Sonderbarste dabei ist, so suchen sie nicht die Schläge abzuwenden; sie empfangen sie vielmehr gegenseitig mit der größten Gelassenheit, indem sie den Kopf vorstrecken und den Nacken ein wenig beugen. Sie bringen sich auf diese Weise wirklich fürchterliche Quetschungen bei, die jedoch nie tödtlich sind.

Sobald einer dieser Wilden sich verheirathen, oder vielmehr sich ein Weib zueignen will, sucht er es immer aus einem andern Stamme, als aus dem seinigen, zu erhalten. Sobald er einer fremden Horde begegnet, bleibt er bei ihr, beschaut ein wenig das schöne Geschlecht, das eben nicht schön ist, und wenn er eine Frau oder ein Mädchen sieht, das ihm behagt, so packt er es am Arm oder am Bein, wirft es nieder, schleppt es ungefähr vierhundert Schritte weit fort, um ihm zu beweisen, daß er sein Herr und Meister ist, wonach er es ohne Barmherzigkeit prügelt. Nach dieser rührenden Zeremonie, bei der es gewöhnlich ohne Thränen nicht abgeht, begibt er sich wieder zu seinem Stamme. Er darf jedoch das Frauenzimmer nicht mitnehmen, und bevor es ihm ausgeliefert wird, muß er sich vielmehr selbst einer Art von Prüfung unterwerfen. An einem bestimmten Tage treffen die beiden Stämme zusammen und bilden einen Kreis um den Mann, der sich verheirathen will. Er hält in der einen Hand einen Wurfspieß und einen Schild in der andern. Mit diesem letztern wehrt er die Lanzen ab, welche die Geschicktesten vom Stamme des Weibes einer nach dem andern gegen ihn werfen. Wird er nun von keinem derselben getroffen und verwundet, und hat er dadurch seine Gewandtheit bewiesen, so überliefert man ihm seine Auserwählte, beide Parteien trennen sich und ziehen nach entgegengesetzten Seiten ab.

Diese Wilden haben keine festen Wohnplätze; sie irren unstät im Lande umher, und verweilen ein paar Tage an einem und demselben Orte. Im Innern sieht man sie oft in Banden marschieren, und es ist jämmerlich zu sehen, wie die armen Frauen belastet sind, dahingegen die Männer nicht das Geringste tragen, und weiter nichts als Jagd und Fischfang treiben. Jeder Wilde hat wenigstens zwei Weiber, die ihm als Packesel dienen. Auf dem Marsche tragen sie ihre Wohnungen auf dem Kopfe, die Waffen ihrer Gebieter in den Armen und ihre Kinder auf dem Rücken. Ihre Hütten bestehen aus einem Dach von Baumrinde, das ungefähr sechs Fuß lang und vier Fuß breit ist, und über Pfähle ausgebreitet wird. Bei feuchter Witterung oder sobald es regnet, wird dies Dach aufgestellt und die Familie vereinigt sich darunter, indem sich die Glieder derselben auf ihre Fersen hocken, die Ellenbogen auf die Knie stützen und ihren Kopf in den Händen ruhen lassen. In dieser Stellung bringen sie die ganze Nacht zu, nachdem sie vor sich ein großes Feuer angezündet haben. Sie scheinen sich während der Nacht gewaltig zu fürchten; denn wenn sie aufwachen oder am Abend bei eintretender Dämmerung noch keine bequeme Stelle gefunden haben, um die Nacht zuzubringen, so stoßen sie ein entsetzliches Geschrei aus, und gehen nur mit einem Feuerbrand in der Hand umher. Um sich Feuer zu verschaffen, suchen sie zuerst einen abgestorbenen Baum, lösen sodann die Rinde davon ab, und reiben mit einem Stück

ſehr harten Holzes dagegen, bis es nach einigen Minuten, mit Hilfe von etwas verfaultem Holz, ſich entzündet. Ich habe das mehr als zwanzigmal verſucht, und immer zu Stande gebracht.

Ihre gewöhnliche Nahrung beſteht in Würmern, Fiſchen, Baumbarz und Blindſchleichen. Sie machen auch oft auf den Bodikut und den Kängaru Jagd. Dies letzte Thier iſt ſehr furchtſam und verſteckt ſich faſt beſtändig im Geſträuch. Sie umringen es nun und zünden Feuer an, das bald weiter um ſich greift und das Thier durch ſeinen dicken Rauch vertreibt. Es ſpringt hervor mit geſchloſſenen Augen, und fällt auf dieſe Weiſe den Jägern in die Hände.

(Die Fortſetzung folgt.)

Unterhaltungen auf der Inſel Elba, zwiſchen Napoleon und Lord Ebrington.

(Beſchluß.)

Auf einige Fragen, die ich über den ruſſiſchen Feldzug, an den Kaiſer richtete, antwortete er: Als ich gegen Moskau vordrang, betrachtete ich die ganze Sache als beendigt. Ich wurde von dem Volke mit offenen Armen empfangen, und die Bauern überhäuften mich mit unzähligen Bittſchriften, um mich zu bewegen, ſie von der Tirannei des Adels zu befreien. Ich fand in der Stadt genug Lebensmittel, um meine Armee den ganzen Winter über erhalten zu können; aber in vierundzwanzig Stunden wurde Alles verbrannt, und die umliegende Gegend auf eine Strecke von 15 Meilen verheert. Das konnte ich nicht erwarten, denn ich kenne kein ähnliches Beiſpiel in der Geſchichte; aber man muß geſtehen, daß die Ruſſen viel Karakterſtärke gehabt haben. Den ſchlechten Ausgang des letzten Feldzugs kann ich allein nur Marmont zuſchreiben. Ich hatte ihm meine beſten Truppen und den wichtigſten Poſten anvertraut, als dem von den Marſchällen, auf welchen ich am meiſten zählen zu dürfen glaubte. Durfte ich erwarten, von einem Menſchen verlaſſen zu werden, den ich ſeit ſeinem fünfzehnten Jahre mit Wohlthaten überhäuft hatte? Hätte er mich nicht verrathen, ſo würde ich die Feinde mit Leichtigkeit von Paris vertrieben haben, und in dieſer Stadt, wie in den andern Theilen Frankreichs, würde ſich das Volk für mich in Maſſe erhoben haben, der Verordnungen des Senats ungeachtet. Schon vorher waren die Alliirten zu drei gegen Einen, und nach ſeiner Kapitulation, ſo wie in der Ungewißheit, in welcher ich mich befand, hatte ich keine Hoffnung des Erfolgs mehr. Ich hätte zweifelsohne den Krieg verlängern können, aber ich durfte mir nicht ſchmeicheln, ihn mit Glück gegen das vereinigte Europa zu beendigen. Ich habe meine Parthei ergriffen, um Frankreich einen Bürgerkrieg zu erſparen, und ich betrachte mich jetzt als todt; denn todt oder hier ſein, das iſt immer ein und daſſelbe.

Der Kaiſer ſprach nur ſehr leichthin von dem Talent ſeiner Marſchälle. Aber, ſagte er, nachdem ich ſie einmal zu dieſem hohen Rang erhoben hatte, mußte ich ſie wohl darin erhalten. Ich habe immer Nachſicht für militäriſche Fehler gehabt, wie ich das dadurch bewieſen, daß ich Marmont ſeine Stelle gelaſſen, nachdem er ſeine Artillerie bei Laon verloren hatte.

Er ſprach vortheilhaft von den Marſchällen Maſſena, Soult und Davouſt. Hinſichts Augereau ſagte er: Er iſt ein ſchlechter Kerl. Ich fragte ihn: ob es nicht erſtaunt geweſen ſei, daß Berthier ſich einer der Erſten dem Könige vorgeſtellt habe, worauf er lächelnd antwortete: Man hat mir geſagt, daß er einige Dummheiten begangen habe, aber er iſt ein ſtarker Kopf. Ich habe ihn mehr begünſtigt, als er es verdiente. Er war mir nur mit der Feder nützlich. Uebrigens verſichere ich Ihnen, daß es ein guter Teufel iſt, und daß, wenn er mich ſähe, er der Erſte ſein würde, der mich, mit Thränen in den Augen, für ſeine begangenen Fehler um Verzeihung bitten würde.

Er fuhr alsdann fort: Sie haben das ſchöne Muſeum geſehen, das ich ihnen zu Paris gelaſſen habe? Ich geſtehe ihnen, daß es mich manchmal gereut, ſo viele ſchöne Sachen in Italien genommen zu haben. Ich bin darin vielleicht ungerecht geweſen, aber ich dachte damals nur an Frankreich. Uebrigens war es meine Abſicht, Italien dadurch zu entſchädigen, daß ich es vom franzöſiſchen Reiche trennte und daraus ein beſonderes Königreich für meinen Sohn machte. Ich fragte ihn: ob der König von Neapel (Mürat) ihm nicht in der Ausführung dieſes Projekts einigermaßen hinderlich geweſen ſein würde? Er entgegnete darauf, daß es ihm leicht geworden wäre, in irgend einem Winkel von Europa ihm eine Entſchädigung ausfindig zu machen. Ich gedachte des Vicekönigs, und er nahm ſogleich das Wort: Es iſt ein junger Mann, den ich immer wie meinen Sohn behandelt, und den ich nur zu loben habe. Es iſt ein ſehr guter Offizier, obgleich nicht von transcendenter Fähigkeit. Er iſt mir in der Organiſation der italieniſchen Armee ſehr behilflich geweſen. Ich habe die Italiener weichlich und entnervt gefunden, und habe endlich ſo gute Soldaten, als die Franzoſen, aus ihnen gemacht.

Der Kaiſer richtete viele Fragen über Mailand an mich. Er wollte wiſſen, in welcher Stimmung ſich das Volk, hinſichtlich ſeiner, befinde, ob die großen Arbeiten, die er unternommen, fortgeſetzt würden? Er ſchien ſehr befriedigt über den Enthuſiasmus, den ich ihm über die Simplonſtraße bezeugte, und er ſprach nach und nach von den verſchiedenen von ihm unter-

nommenen Straßen, Kanälen und vorzüglich von den Becken von Antwerpen und Venedig.

Auf einmal sagte er: Was würde man mit mir anfangen, wenn ich nach England ginge? Würde man mich steinigen? Ich entgegnete, daß er nicht das geringste zu befürchten habe, daß die Erbitterung, die früher gegen ihn alle Gemüther erfüllte, von Tag zu Tag immer mehr abnehme, seitdem der Krieg beendigt sei. — Ich glaubte dennoch, sagte er, daß Euer Mob zu London mir nicht besonders günstig ist. Ich gedachte einiger seiner Maßregeln, die vorzüglich den Haß des englischen Volks gegen ihn erregt hätten, unter andern die gegen den Herzog von Enghien. Er suchte sich zu rechtfertigen, und behauptete, daß der Prinz eine Verschwörung gegen ihn angezettelt habe, und daß er selbst zweimal nach Strasburg gekommen sei. Ich ließ ihn demzufolge durch eine Militärkommission richten, die ihn verurtheilte, erschossen zu werden. Man hat mir gesagt, daß er verlangt habe mit mir zu sprechen, und ich wurde davon gerührt, denn ich wußte, daß es ein junger Mann von Herz und Verdienst war. Ich glaube selbst, daß ich ihn vielleicht gesehen haben würde, aber Talleyrand verhinderte mich daran und sagte: Sie werden sich doch wohl nicht mit einem Bourbon kompromittiren wollen. Sie wissen nicht, welches die Folgen davon sein können. Der Wein ist angezapft, er muß getrunken werden. Ich fragte ihn: ob es wahr sei, wie Chateaubriand behauptete, daß man den Herzog von Enghien bei Fackelschein, mit der Laterne auf der Brust, erschossen habe? Nein, nein! rief er, das wäre gegen das Gesetz gewesen. Die Exekution hat um sieben Uhr Morgens stattgefunden, und ich vorordnete, daß sein Urtheil unmittelbar nachher in ganz Frankreich bekannt gemacht werde.

Ich sprach mit ihm von der in England allgemein verbreiteten Idee, daß er den Kapitän Wrigth habe umbringen lassen. Er erinnerte sich nicht, wer das sein könne, und befragte mich darum. Ich sagte, daß es der Gefährte Sir Sidney Smiths gewesen sei. Er zuckte mit den Achseln und erwiederte: Mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf. Ich habe nie irgend Jemand auf eine heimliche Weise, und ohne Urtheil tödten lassen. Wäre ich weniger ökonomisch mit Menschenblut gewesen, ich würde vielleicht jetzt noch herrschen. Eure Zeitungen haben auch den Tod Pichegru's auf meine Rechnung geschrieben, obgleich alle Welt weiß, daß er sich selber erdrosselt hat.

Dieser Umstand veranlaßte ihn, von der Verschwörung Georges zu sprechen, über die er mir einige sehr merkwürdige Umstände mittheilte. Diese Verschwörung wurde von einem Chouan, Namens..... verrathen, der damals das Apothekergewerbe trieb. Moreau, Pichegru und Georges hatten eine Zusammenkunft in einem Hause auf dem Boulevart gehabt. Man war übereingekommen, daß Georges mich ermorden, und Moreau erster, so wie Pichegru zweiter Konsul werden solle. Georges bestand darauf, dritter Konsul zu sein, worauf die Andern bemerkten, daß, da er als Royalist bekannt sei, sie alle drei das Vertrauen des Volks verlieren würden, wenn sie ihm sein Verlangen zugestehen wollten. Darauf entgegnete Georges: wenn ich nicht mehr für die Bourbonen arbeiten kann, so will ich wenigstens für mich Sorge tragen, und wenn ich weder für sie, noch für mich etwas thun kann, Blaue für Blaue, so ist mir Bonaparte eben so lieb, als ihr.

Als diese Unterhaltung Moreau in einem seiner Verhöre wiederholt wurde, fiel er in Ohnmacht. Wäre ich blutdürstig gewesen, wie man in England behauptet hat, so hätte ich Moreau erschiessen lassen; denn nachdem man ihn der nähern Verbindung mit Georges überwiesen, hatte er alle Popularität verloren. — Ich fragte den Kaiser, ob Moreau ausserordentliche Talente gehabt habe? Nein, entgegnete er, ausgenommen als Soldat. Uebrigens war Niemand weniger geneigt, als er, sich in politische Angelegenheiten zu mischen; aber er hatte eine böse Frau und eine intrigante Schwiegermutter, die die Ursache all' seines Unglücks gewesen sind.

Der Kaiser schien sich mit Vergnügen an Aegypten zu erinnern, und er sprach mit großer Heiterkeit von dem ihm angedichteten Plan, sich und seine ganze Armee zur Religion Mahomets zu bekehren. — Die Scheiks und die Ulemas, sagte er, hatten sich mehrmals zu Kairo versammelt, um sich darüber zu berathschlagen, und nach langer und reiflicher Erwägung erklärten sie, daß man uns die Beschneidung erlassen, und die Erlaubniß ertheilen könne, Wein zu trinken, wofern wir nur bei jedem Schluck eine gute Handlung verrichteten. Die Vortheile, die ich in diesem Lande erlangt hätte, wenn ich den Kultus desselben angenommen, würden unermeßlich gewesen sein.

Ich fragte ihn, ob es wahr sei, wie Robert Wilson behauptete, daß er seine Kranken vergiftet habe? Er erwiederte darauf: Es ist etwas Wahres an der Sache. Einige Soldaten meiner Armee waren von der Pest befallen worden; sie hatten kaum noch 24 Stunden zu leben. Ich war gezwungen, sie zurückzulassen, und befragte Desgenettes über die Mittel, ihre schreckliche Lage zu erleichtern. Er sagte, daß alle anzuwendenden Mittel unnütz sein würden, weil es unmöglich sei, ihnen das Leben zu retten und weil sie ausserdem die Pest noch mehr verbreiten würden. Ich lud ihn nun ein, diesen Unglücklichen Opium zu

eben, damit sie nicht den Mißhandlungen der Türken preis gegeben blieben, die uns auf dem Fuße nachfolgten. Er antwortete mir darauf mit großem Ernst, daß es sein Metier sei, zu heilen, und nicht zu tödten, und — so wurden die armen Kranken ihrem Schicksal überlassen. Vielleicht hatte er Recht, obgleich ich ihn nur aufgefordert hatte, das zu thun, was ich wollte, das, unter gleichen Umständen, mein bester Freund für mich thäte. Ich habe seitdem oft über diesen moralischen Punkt nachgedacht, und mit Andern mich darüber besprochen. Ich glaube, daß es im Grunde immer besser sei, den Menschen sein Geschick beendigen zu lassen, welches es auch immerhin sein mag. Dieser Gedanke beseelte mich auch, als während dem Feldzuge von 1813 mein armer Duroc schwer verwundet wurde. Er litt unglaubliche Schmerzen, und beschwor mich, ihm den Gnadenstoß zu geben. Ich beklage dich, lieber Freund! sagte ich zu ihm, aber es giebt kein Mittel, du mußt bis ans Ende aushalten.

Ich befragte ebenfalls den Kaiser, ob es wahr sei, daß er die Türken von Jaffa habe umbringen lassen? Er gab mir darauf wörtlich folgende Antwort: Es ist wahr, ich ließ beinahe 2000 erschiessen. Sie finden das ein wenig stark, aber ich hatte ihnen früher eine Kapitulation zugestanden, unter der Bedingung, nicht mehr die Waffen gegen uns zu tragen, und sich in ihre Heimath zu begeben. Statt dem hatten sie sich in El Arisch geworfen, das sie gegen mich vertheidigten, und das ich mit Sturm nahm. Ich konnte sie nicht gefangen behalten, weil es mir an Brod mangelte, und es waren zu gefährliche Teufel, um sie noch einmal entwischen zu lassen, dergestalt, daß mir kein anderes Mittel übrig blieb, als sie umzubringen.

Das war meine erste Unterhaltung mit Napoleon. Sie dauerte bis um 11 Uhr Nachts. Wir waren die ganze Zeit über im Zimmer auf und niedergegangen. Um 11 Uhr beurlaubte er mich mit einem Kopfnicken. Die Grazie seines Lächelns, und die Einfachheit seiner Manieren, hatten mir, gleich im ersten Augenblick, alle Beklemmung genommen. Er schien selbst zu wünschen, daß ich mehrere Fragen an ihn richte. Er antwortete ohne die geringste Zögerung, und mit einer Schnelle und Klarheit darauf, von der ich bis dahin noch kein Beispiel gesehen hatte. Während dieser ganzen Unterhaltung verkündete keine Bewegung, keine Alteration in seinen Gesichtszügen irgend ein Gefühl der Bedauerung, oder der Rache, selbst wenn er von denen sprach, die ihm das meiste Unheil zugefügt hatten.

Statistische Uebersicht von Chili.

I Lage, Grenzen, Ausdehnung.

Chili liegt zwischen 24° 20′ und 41° 50′ südlicher Breite, und 68° 50′ bis 74° 20′ westlicher Länge (von Greenwich). Es ist ein langer schmaler Erdstrich, von den Anden und dem stillen Meere beschränkt, nördlich von der Wüste Atacama, die es von Peru trennt, begrenzt, und südlich durch den Kanal von Chiloe, von der großen Insel gleichen Namens, im Meerbusen von Guayateca, geschieden. Die Breite des Landes ist zwischen 50 und 60 Stunden, die Länge beträgt deren 450 und die Oberfläche 21,300 Quadratstunden. Das Land ist politisch in zwei Theile, südlich und nördlich vom Biobiostrom, geschieden. Der nördliche Theil bildet die heutige Republik, wie das ehemals spanische Chili. Der südliche Theil gehört den Araukaniern, dem einzigen ursprünglich amerikanischen Volke, das nach einem drei Jahrhundert langen Kriege sein Geburtsland und seine Freiheit behauptet hat. Die Republik hat in diesem Lande nur den Hafen und die Stadt Valdivia. Von der ganzen Oberfläche des Landes gehören 150,200 der Republik, und 6100 den Araukaniern. Zu Chili gehören ausserdem noch: 1) am südlichen Ende, die Inseln des Archipels von Chiloe, zwischen 41° 50′ und 43° 40′ südlicher Breite; 2) die des Archipels von Chonos, südlich von obigen; 3) die beiden Inseln Juan Fernandez, unter 33° 40′ südl. Br. ungefähr 180 Stunden von der Küste, 4) mehrere kleine Inseln längs der Küste, von denen die vorzüglichste Mocha ist, die 20 bis 25 Stunden im Umkreise haben mag.

II Anblick des Landes.

Zwischen der höchsten Kette der Anden und dem Meere entwickeln sich gleichförmig, in der ganzen Länge von Chili, zwei andere Gebirgsreihen, welche die Stufen der erstern bilden. Diese drei Ketten werden durch kleinere Seitengänge wieder verbunden und bilden eine Menge tiefer Thäler, die den Wasserreichthum der sie umgebenden Massen in sich aufnehmen. Wo die Gewalt der Gewässer sich noch nicht einen Durchgang gebrochen hat, findet man jetzt noch Seen, die übrigen Schluchten und Tiefen sind mit fetten Weiden bedeckt, und werden im Sommer von zahlreichen Heerden besucht. Von der untersten Gebirgskette senkt sich der Boden allmählig gegen das Meer, und am Ufer desselben steil hinab. Diese Gegend, die man, im Vergleich mit der höhern, Ebene nennen kann, wird demungeachtet von zahlreichen Hügelreihen in der alleinigen Richtung nach dem Meere durchschnitten, woher auch der einförmige Karakter des Landes rührt. Beim ersten Anblick glaubt man nichts als Flußbette, in geringer Entfernung von einander, zu sehen, in denen im Sommer, beim Schmelzen des

Schnees, wilde Bäche ſtrömen, während ſie im Winter faſt ganz ausgetrocknet ſind. Da es im nördlichen Chili nur im Winter einige Tage lang regnet, ſo ſind dort die Thalſchluchten faſt von aller Vegetation entblößt. Die allein bewohnten und kultivirten Landſtrecken ſind die ſogenannten Quebradas, in der Nähe des Gebirgs, wo es an Bewäſſerung nicht fehlt. Die ſechs oder ſieben Städte von Chili, mit Ausnahme von San-Jago, liegen in dieſen Thalgründen, bei ihrer Oeffnung am Meere. Von der nördlichen Grenze bis zum Maulafluſſe, folglich auf eine Strecke von 275 Stunden, gleicht das ebene Chili einer ungeheuern Wüſte, die hin und wieder von ſchmalen, grünen Streifen durchſchnitten wird. Vom Maula bis zum Biobioſtrom, auf eine Länge von 45 Stunden, wird das Land freundlicher, weil das Klima feuchter iſt. Die Ebenen ſind mit ſchönen Wäldern bedeckt, die Thäler erweitern ſich, und das von Conception iſt äuſſerſt fruchtbar. Die 125 Stunden vom Biobio, bis zum ſüdlichen Ende des Landes, die von den unabhängigen Indianern bewohnt werden, ſind, jemehr man gegen Mittag kommt, wo der Regen weniger ſelten, und der Thau reichlich fällt, noch ſchöner und fruchtbarer.

III. Flüſſe und Seen.

Nach dem eben Geſagten ſieht man, daß die Flüſſe, welche Chili bewäſſern, alle gleichförmig den Anden entſtrömen, und ſich, in der Richtung von Oſten nach Weſten, ins Meer ergieſſen. Molina zählt deren 123, von denen 52 in den Ozean ausmünden. Man kann ſie eigentlich nur wilde Bäche von geringer Wichtigkeit, vorzüglich im nördlichen Theile, nennen. Schmidtmayer ſagt: daß von Mapyo, bis zur Wüſte Atacama, auf eine Strecke von ungefähr 200 Stunden, ſämmtliche Ströme und Bäche zuſammengenommen, im Winter nicht eine ſo große Waſſermaſſe enthalten, als die Rhone allein dem Genferſee zuführt. Man findet im ziviliſirten Chili nur zwei Flüſſe, die auf eine Strecke weit ſchiffbar ſind, nämlich der Maula und Biobio. Im unabhängigen Chili zählt man deren fünf oder ſechs. Jemehr man von Norden nach Süden vorrückt, werden Flüſſe und Thäler weiter, der Lauf der erſtern iſt weniger ungeſtüm, ihre Ufer ſind weniger ſteil, und ihre Waſſermaſſe iſt bedeutender. Derſelbe Fall findet mit den Seen ſtatt. Die größten ſind im ſüdlichen Chili. Im unabhängigen Theile des Landes hat der von Lavquen, oder Villarica, einen Umfang von 30, und der von Nahuelquiapi einen Umfang von 35 Stunden. Unter denen im ziviliſirten Theile bemerkt man den von Ridaguel, den von Aculeu, 7 Stunden von San-Jago, und den Laguatagua, der mehrere reizende Inſeln hat. Drei große ſalzige Seen, die von Fiſchen wimmeln, dringen zwiſchen 33° 30′ und 84° 30′ der Breite, in die Küſte vor. Das Salz kriſtalliſirt ſich an ihren Ufern. Es gibt mehrere heiße und mineraliſche Quellen in den Bergen und an ihrem Fuße.

IV. Klima.

Wie in allen Gegenden der ſüdlichen Hemiſphäre, beginnt der Frühling in Chili mit dem 22 September, von wo an, bis zur Mitte des Herbſtes, es auf dem feſten Lande nie regnet, dahingegen die Regengüſſe in den Inſeln, ſelbſt im Sommer, ziemlich häufig ſind. Die Regenzeit beginnt im April, und dauert bis Ende Auguſt. Es regnet nie länger als zehn Tage hintereinander in den ſüdlichen Provinzen, und drei Tage in mittlern, wonach 14 Täge lang anhaltend ſchönes Wetter eintritt. In den nördlichen Gegenden regnet es äuſſerſt ſelten, und in den ganz nördlichen nie. Es gibt keine Gewitter und Hagelſchläge, und nur ſelten hört man den Donner, ſelbſt am Fuße der Anden. Nur alle fünf Jahre fällt ein wenig Schnee am Fuße des Hochgebirges, doch erſtreckt er ſich nie weiter hinab. In den Anden ſind die Gewitter ſehr häufig und fürchterlich. Es ſchneit beſtändig vom April bis zum November, weshalb die Bergübergänge die zwei Drittel des Jahres nicht gebraucht werden können. Der Thau iſt ſelten im Norden, häufiger und ſtärker im Süden. Es gefriert nur leicht im Auguſt, und ſelbſt da nur in der Nähe des Gebirges. Die Küſte iſt, vorzüglich im Herbſt, in dichte Nebel eingehüllt, und die Inſeln ſind das ganze Jahr hindurch davon nicht befreit.

Die Nord- und Nordweſtwinde, die vom Aequator wehen, bringen den Winter und den Regen mit ſich; die Süd- und Südoſtwinde vom Pol ſind trocken, und während der ſchönen Jahrszeit herrſchend. Sie hören regelmäßig Mittags zu blaſen auf, und erheben ſich um drei Uhr wieder. Während dem gewährt ein Luftzug vom Meere ein wenig Friſche. Sowohl deswegen, als wegen der Nähe der Berge und des Meeres, iſt das Klima von Chili eins der geſundeſten und angenehmſten der Erde. Selbſt in den nördlichen Provinzen hält ſich der Thermometer beſtändig zwiſchen 17 und 21 Grad, ſelten ſteigt er bis auf 25 Grad in einigen Thalſchluchten im Innern des Landes. Die Bewohner von Chili tragen, dieſer Gleichförmigkeit des Klimas wegen, das ganze Jahr hindurch dieſelben Kleider. Sobald es regnet, ziehen ſie die Bauern aus, weil ſie vorgeben, die Bemerkung gemacht zu haben, daß die Haut ſchneller trocknet als die Kleider.

Auſſer einem heftigen, mit einer Art von Wahnſinn verbundenen Fieber, von dem manchmal die Landleute im Frühling und im Herbſt befallen werden, ſind alle übrigen Krankheiten in Chili faſt gänzlich

unbekannt. Die Spanier haben die Blattern eingeführt, die ſich manchmal in den nördlichen Gegenden zeigen, und während welcher Zeit alle Diejenigen, welche von dem angeſteckten Orte kommen, ſich einer Quarantaine unterwerfen müſſen. Die Indianer treiben dieſe Vorſicht noch weiter, und ſo bald ſie vermuthen, daß einer von ihnen von dieſer Krankheit befallen worden iſt, ſo verbrennen ſie ihn in ſeiner Hütte. Die Einimpfung wurde 1761 von einem Mönch eingeführt und ſeitdem mit Erfolg benutzt. Die veneriſche Krankheit iſt ein zweites Geſchenk, welches die Spanier dieſem Lande gemacht haben. Die Eingebohrnen haben in ihrer Sprache kein Wort, ſie zu bezeichnen. Sie iſt ſehr ſelten im ziviliſirten Theile, und den Indianern beinahe gänzlich unbekannt. Die eigentlichen amerikaniſchen Krankheiten, wie das Fieber von Siam, das ſchwarze Erbrechen und der Ausſatz, ſind, wie die Wuth bei den Hunden, dieſem Lande durchaus fremd.

(Der Beſchluß folgt.)

Ein Blick auf die Moldau und Wallachei.

(Beſchluß.)

Die Geſchichte der beiden Fürſtenthümer in der Vorzeit reiht ſich nothwendigerweiſe an die des römiſchen Reichs. Siebenbürgen, Temeswar, die Moldau und Wallachei, bildeten das alte Königreich Dazien. Die Bewohner deſſelben leiteten ihren Urſprung von einem ſcythiſchen Volksſtamme ab, der den Griechen unter dem Namen der Thrazier bekannt war. Wie alle nordiſchen Völker, waren ſie tapfer und unerſchrocken, und betrachteten den Tod auf dem Schlachtfelde als ein Unterpfand des Glücks im zukünftigen Leben.

Unter der Regierung Auguſts gingen die Römer zum erſtenmale über die Donau. Sie fanden in den Daziern furchtbare Feinde, und in dem König derſelben, Berebeſtes genannt, einen eben ſo tapfern als umſichtigen Feldherrn. Aber Disziplin, Taktik und Kriegsliſt machten die Römer unüberwindlich. Nach mehreren blutigen Schlachten, in denen ſie immer Sieger geblieben waren, unterwarfen ſie ſich ganz Dazien, und, nach dem alten Gebrauch der Eroberer, deren Triumphen hartnäckiger Widerſtand geleiſtet worden, theilten ſie es in vier oder fünf Statthaltereien. Ein Jahrhundert nachher erſchien unter den Daziern einer jener auſſerordentlichen Menſchen, die über das Schickſal der Staaten entſcheiden. Decebalus war ſein Name. Im Jahr 87 nach Chriſti Geburt brachte er in dieſen Gegenden eine große Inſurektion zu Stande, und lehnte ſich gegen die Römer auf. Domitianus zog perſönlich gegen ihn aus, aber er vermochte, nach langem, unfruchtbarem Kampfe, nichts zu erringen, und verpflichtete ſich ſogar, eine jährliche Summe zu zahlen, die von den Römern eine Unterſtützung, von den Siegern aber Tribut genannt wurde.

Der Kaiſer Trajan mochte dieſe Demüthigung nicht länger ertragen, und weigerte ſich 102, ihnen die beſtimmte Summe verabfolgen zu laſſen, worauf die Dazier unverweilt zu den Waffen griffen, über die Donau gingen, und die jenſeitigen Provinzen des römiſchen Reichs mit Feuer und Schwert verwüſteten. Trajan zog ſeine ganze, ungeheure Macht gegen ſie zuſammen, warf ſie aufs linke Ufer des Stroms zurück, und zwang endlich, nach vielen mörderiſchen Treffen, den Decebalus, ſich Rom zu unterwerfen und ein Vaſall deſſelben zu werden. Aber dieſer hatte nur ſcheinbar in alle ihm auferlegten Bedingungen eingewilligt, um deſto ſicherer ein Schutz- und Trutzbündniß mit den übrigen Volksſtämmen von Groß-Thrazien abſchließen zu können. Bald brach der Krieg von Neuem aus, und Trajan zog ſeine Armeen an der Donau zuſammen. Aber der Herbſt war bereits angebrochen, und die Römer wagten es nicht, einen Winterfeldzug in ein Land zu unternehmen, das ihnen beinahe ganz unbekannt war. Sie begnügten ſich deshalb, die beiden Ufer des Fluſſes beſetzt zu halten, und nach dem Entwurf des Apollodorus von Damaskus, die berühmte ſteinerne Brücke darüber zu erbauen, deren rieſige Ueberreſte noch jetzt Erſtaunen und Bewunderung erregen.

Der Krieg war blutig und dauerte lange. Die Dazier kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung; aber ſie mußten endlich unterliegen. Um nicht an den Triumphwagen des Siegers gefeſſelt zu werden, gab ſich Decebalus ſelber den Tod. Dazien wurde nun eine Provinz des großen Reichs, und um in Zukunft jeder Inſurrektion vorzubeugen, legten die Römer mehrere Kolonien an, mit denen ſich die Ziviliſation verbreitete. Es wurden Straßen erbaut und Städte aufgeführt.

Unter der Regierung des Kaiſers Gallanus machten zuerſt die Gothen, und nach ihnen die übrigen nordiſchen Völker, Einfälle in Dazien.

Die erſten Streithändel der beiden Fürſtenthümer, mit den Türken, datiren von 1391 her. Der Einfall des Woywoden Mirtza in eine, die Staaten Bayarids begrenzende Provinz, hatte dazu Veranlaſſung gegeben. Der Sultan verließ Aſien an der Spitze einer ungeheuern Armee, ſchlug den Woywoden aufs Haupt und legte dem Lande einen jährlichen Tribut von 3000 Piaſtern auf.

Seitdem fanden bis 1460 darin zahlreiche Gährungen ſtatt, bis Mahomed II., nach der Rückkehr

von seiner Expedition im Archipel, die Empörung des Woywoden Orakula unterdrückte. Sein Bruder Bladus wurde auf den Thron erhoben, unter der Bedingung der Oberherrlichkeit der Pforte über die Wallachei. Dieser Vertrag ist noch jetzt die Grundlage der wallachischen Konstitution. Rang und Titel eines Pascha wurden den Fürsten, als ein Ehren- und Sicherheitszeichen, zugestanden. Der Name „Hospodar," unter welchem sie späterhin bezeichnet wurden, kommt von dem sklavonischen Worte Gospodin, das so viel als Herr oder Gebieter bedeutet.

Die Formalität bei der Einsetzung der Hospodare, ihr Hofstaat und ihr Verwaltungssystem, tragen durchaus den ottomannischen Karakter. Ihre Ernennung findet zu Konstantinopel mit denselben Zeremonien statt, wie die der Veziere und der Paschas. Der Muzzur Aga befestigt auf ihren Köpfen den Kucka, das unterscheidende Zeichen der gebietenden Macht, und der Großvezier bekleidet sie mit dem Ehrenpelz. Mit einer lärmenden Musik und den drei Roßschweifen voraus, werden sie dem Sultan in öffentlicher Audienz vorgestellt. Vom Serail begeben sie sich, mit demselben Pomp, nach der griechischen Kirche, wo der Patriarch sie auf dieselbe Weise einweiht, die sonst bei der Krönung der morgenländischen Kaiser im Gebrauch war. In Begleitung mehrerer türkischer Würdeträger, die beauftragt sind, sie in den Fürstenthümern einzusetzen, halten sie ihren feierlichen Einzug in ihrer Hauptstadt, wie der Sultan, ihr Gebieter, sie in der seinigen halten würde. Ihr geheimer Rath wird gleichfalls „Divan" genannt.

Die Beziehungen der Fürstenthümer mit Rußland schreiben sich von 1710 her. Peter der Große befand sich fast auf dem Gipfel seines Ruhms. Er hatte die Grundvesten dieser kolossalen Macht gelegt, die seitdem mit Riesenschritten in Europa und Asien vorgedrungen ist. Die Pforte, welche 1695 die Ueberlegenheit Oesterreichs nicht wenig erschüttert hatte, legte, nach dem Vertrag von Carlowitz, kaum die Waffen nieder, als der Zaar seinen längst gefaßten Entschluß, das ottomannische Reich anzugreifen, in Ausführung brachte. Er suchte ein Land zu gewinnen, in welchem die griechische Religion, von den Türken auf alle mögliche Weise angefeindet und bedrückt, dennoch allgemein herrschend war, und durch welches er sich den Weg gegen Konstantinopel bahnen konnte.

Der Woywod der Wallachei, Besarabba, hatte ein geheimes Bündniß mit Oesterreich abgeschlossen. Peter zog ihn ebenfalls in sein Interesse und erhielt von ihm das Versprechen, die russische Armee mit Munition und Lebensmitteln zu versehen, und ein Kontingent von 30,000 Mann zu stellen. Die Pforte wurde bald von diesem Vertrag unterrichtet, und setzte einen Preis auf des Woywoden Kopf. Die Türkei war damals noch eine der furchtbarsten europäischen Militärmächte. Kaum hatte der Sultan die erste Nachricht von dem Einfall der Russen erhalten, so stellte er sich an die Spitze einer 200 000 starken Armee, und eilte nach den Fürstenthümern. Der Zaar besetzte die Moldau 1711 und schlug sein Hauptquartier zu Jassy auf, von wo er die Organisation der wallachischen Armee betrieb. Während dem kampirten die Truppen des Sultans an der Donau, und Basarabba, statt Peter dem Großen die versprochene Hilfe zu leisten, suchte nur seinen eigenen Kopf in Sicherheit zu bringen, wodurch der Zaar in die größte Verlegenheit versetzt wurde, in welcher er sich je befand. Er sah sich nämlich in einem gänzlich ausgesogenen Lande von den Türken eng eingeschlossen, und nachdem er alle möglichen Mittel, sich durchzuschlagen, versucht hatte, sah er sich gezwungen, mit dem Sultan zu unterhandeln. Glücklicherweise für ihn und sein Reich, ließ die türkische Unachtsamkeit oder Großmuth die beste und vielleicht die einzige Gelegenheit entschlüpfen, die moskowitische Macht in ihrem Entstehen zu ersticken.

Um den Zorn des Großherrn zu mildern, hatte Besarabba sehr reiche Geschenke nach Konstantinopel geschickt; aber alles, was er dadurch gewann, war eine Vertagung der ihm zugedachten Strafe. Wirklich wurde er 1714 aller seiner Würden entsetzt, mit seiner Familie nach Konstantinopel gebracht und in das Gefängniß der sieben Thürme geworfen. Um das Geständniß seiner Verrätherei von ihm zu erpressen, und zu erfahren, wo er seine bedeutenden Schätze verborgen habe, wurden vier seiner Kinder vor ihm auf die Folter gespannt. Endlich, und nachdem man sah, daß nichts aus ihm herauszubringen sei, wurden in Gegenwart des Sultans und der höchsten Würdeträger des Reichs, zuerst die vier Söhne des Woywoden, und sodann er selbst enthauptet. Das einzige Glied dieser unglücklichen Familie, das dem Blutbade entging, zog sich wieder in die Wallachei zurück. Sein Nachkomme, dessen jährliches Einkommen über 200,000 Piaster beträgt, ist jetzt der reichste Bojar im Lande.

Die immer zunehmende Schwäche des ottomannischen Reichs veranlaßte einen neuen Einfall der Russen i. J. 1775, und wie wir bereits früher gesagt haben, so gab der Vertrag von Kainardgy dem Hofe von St. Petersburg das Recht, zur Ernennung der Hospodare seine Zustimmung geben oder verweigern zu können, ein Umstand, der ihm das beste Mittel zur Hand gab, jedesmal, wenn er es für nöthig erachtete, mit der Pforte neue Zwistigkeiten anzufangen. Es ist nicht gleichgültig zu bemerken, daß die griechische In-

furrektion in dieſen Provinzen ihren Anfang genommen hat.

Der politiſche Zuſtand der Fürſtenthümer iſt vom höchſten Intereſſe. Sie werden immer ein Vorwand zum Kriege bleiben, der von dort aus ſich leicht über ganz Europa verbreiten könnte. Auf dieſem Schlachtfelde werden und müſſen ſich die Forderungen Rußlands und das Daſein der Pforte entſcheiden.

Der Vertrag von Kainardgy, das Reſultat des Uebergewichts, welches Rußland bereits damals gewonnen hatte, wurde von dem Ehrgeize Katharina's II., deren Hand überall unwillkührlich das Wort „Konſtantinopel" ſchrieb, diktirt. Sie ergriff den Gedanken, als Vermittlerin in die Verwaltung der Fürſtenthümer ſich zu miſchen, um ſo begieriger, da ihr dieſe Vermittelung den doppelten Vortheil gewährte, ſich in Friedenszeiten die Zuneigung der Einwohner, die ſie gegen die türkiſche Bedrückung ſchützte, zu erwerben, und einen beſtändigen Vorwand zur Erneuerung des Kriegs zu haben. Aber um ſich aus dieſem Recht ein ordentliches Syſtem zu machen, verlangte ſie, daß ſich ein ruſſiſcher Konſul in den Hauptſtädten des Landes befinde, um deſto beſſer die genaue Befolgung des Vertrags bewachen zu können, und die Pforte ſah ſich gezwungen, dieſer Forderung, obgleich mit dem größten Widerwillen, nachzugeben.

Oeſterreich erhielt ſpäterhin dieſelbe Bewilligung, jedoch nur im Intereſſe ſeines Handels. Die Republik Frankreich bewarb ſich ebenfalls darum, und 1802 wurde auch ein britiſcher Generalkonſul zu Bucharest eingeſetzt, deſſen Miſſion ſich mit dem Frieden von Tilſit beendigte, der aber 1813 wieder auf ſeinen frühern Poſten zurückkehrte.

Im gegenwärtigen politiſchen Zuſtande Europa's dürfte es ſchwer halten, zu entſcheiden, in welchen Händen die Beſitzung der Fürſtenthümer am vortheilhafteſten für das Gleichgewicht der Mächte ſein dürfte. Ihre Beſetzung von Seiten Rußlands würde die ganze nördliche Grenze des türkiſchen Reichs entblößen, und die ruſſiſchen Armeen dürften nur über die Donau ſetzen, um ſich nach einigen Märſchen zu Konſtantinopel zu befinden. Die Eroberungsſucht iſt die eigentliche Tendenz des Reichs der Zaaren, und die Erwerbung der europäiſchen Türkei iſt der anlockendſte und leichteſte Biſſen, der ſich ihr nur darbietet. Auſſerdem wird durch die Beſetzung der Moldau und Wallachei von Seiten Rußlands, auch die nordöſtliche Grenze Oeſterreichs bedroht, und ihre Verhältniſſe mit der Türkei werden aufgehoben. Die Eiferſucht zwiſchen den beiden jetzt befreundeten Staaten, welche eine natürliche Folge davon ſein würde, dürfte in der Folge die blutigſten Kriege veranlaſſen. Der Widerſtand der Pforte hat ſich immer in demſelben Maaße vermehrt, als ſie näher von einem Feinde bedroht wurde.

Es iſt Europa nicht unbekannt, welche mächtige Hilfsquellen die Türken auf dem Schlachtfelde, in der Vereinigung eines verzweiflungsvollen Muths, eines wilden Stolzes und vorzüglich eines barbariſchen Aberglaubens, der das Leben verachtet, zu gewinnen im Stande ſind. Bis jetzt haben die vom Divan geführten Kriege die Leidenſchaften des Volks noch ſchlummern laſſen, und die aufgepflanzte Fahne des Propheten iſt nichts als ein Einigungszeichen geweſen. Aber wenn ſie wieder ihren Horden voranflattern, wenn die Osmannen um ihre Exiſtenz kämpfen, wenn ſie ſich überzeugen müßten, daß ihnen nur die Wahl übrig bleibt, zu ſiegen oder aus Europa vertrieben zu werden, ſo würde ſich ihr Muth in Wuth verwandeln, und jeder einzelne Muſelmann würde ein wahrer Tieger werden.

Es iſt leicht möglich, daß von alledem nichts in Erfüllung geht; aber wenn die Türken den moskowitiſchen Adler mit Gleichgültigkeit auf den Minareten von Konſtantinopel erblicken, ohne einen letzten konvulſiviſchen Verſuch zu wagen, würdig eines durch die Gewalt des Schwerts begründeten Reichs, ſo iſt es unnütz, künftighin noch auf den Karakter irgend eines Volks zu rechnen. — Wenn Rußland ſich mit der Beſetzung der Fürſtenthümer begnügte, ſo würde vielleicht der Zorn des Divans unmächtig bleiben; aber er würde um ſo fürchterlicher auflodern, wenn die ruſſiſchen Armeen die Donau überſchreiten und gegen Stambul vordrängen. Der allgemeine Krieg, welcher alsdann ausbrechen würde, dürfte nie wohl ſeines Gleichen gehabt haben, er würde die letzte Konvulſion Europas ſein.

Nordamerikaniſche Literatur.

The North American Review. — Die nordamerikaniſche Revüe. No. 52. Boſton 1826. 8.

Die Nordamerikaniſche Revüe iſt eine der beſten Zeitſchriften in den vereinigten Staaten. In der vorliegenden Nummer finden wir den Bericht, welchen James Dekay in der Sitzung der naturforſchenden Geſellſchaft im Februar d. J., über die Arbeiten derſelben, abgeſtattet hat. Eines der größten Hinderniſſe, die ſich in Amerika den Fortſchritten der Wiſſenſchaften entgegenſtellen, iſt der Mangel an Büchern und überhaupt an Mitteln, ſich zu unterrichten. New-York, deſſen Bevölkerung über 170,000 Seelen ſteigt, hat 10 öffentliche Bibliotheken, in denen ſich ungefähr 41,000 Bände befinden. Auf eine Bevölkerung von 70,000 Seelen, hat Baltimore 4 Bibliotheken, mit 30,000 Bänden. In Philadelphia zählt man 160,000

Einwohner und 19 Bibliotheken mit 60,000 Bänden. Boston hat 15 Bibliotheken mit 55,000 Bänden für mehr als 60,000 Einwohner. Aber von allen Seiten werden die Unterrichtsmittel vermehrt und sowohl die Bibliotheken, als die mineralischen Kabinette und andere Sammlungen, gewinnen sehr bedeutend. Unter den Anstalten, die zu Boston am meisten zur Verbreitung der Wissenschaften beitragen, zeichnet sich das Athenäum vorzüglich aus. Eine einzige Familie (Perkins) hat dazu 36,000 Dollar beigetragen.

Le Propagateur. — Der Verbreiter. Ein französisch-amerikanisches Journal. New-York 1826. Bei Louvet. In 4. Acht Seiten oder 24 Kolummen kleiner Text.

Mehrere französische Zeitschriften sind bereits in New-York und Philadelphia erschienen, ohne sich länger als ein halbes Jahr erhalten zu können. Eines derselben, welches 1823 unter der Leitung des französischen Gesandten erschienen, wurde von der öffentlichen Meinung allgemein verworfen. Ein anderes, der „Réveil (Wecker)“ ist glücklicher gewesen und hat eben so sehr an Interesse als an Abonnenten zugenommen; denn die thätige Unterstützung des Publikums allein vermag ein Unternehmen zu heben, für welches ausserdem der beste Wille und die beste Kraft verloren sein würde. Indessen blieb es zu wünschen übrig, dieser Zeitschrift einen bessern Plan vorzuzeichnen, und der Herausgeber hat sich dazu entschlossen. Die Nummer vom 24. Juni kündigt an, daß mit Anfang Juli der Réveil den Titel Propagateur annehmen, und sich mit literarischen und politischen Gegenständen, so wie mit der Industrie, den Wissenschaften und schönen Künsten beschäftigen werde. Ausserdem wird er noch Auszüge aus den Zeitungen der Union im Besondern und von ganz Amerika im Allgemeinen enthalten.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Der königliche Gerichtshof von Paris hat seinen Wiedereintritt (sa rentrée) mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten gemacht. Die rothe Messe ist, nach dem Gebrauch, im Saal der verlornen Schritte (salle des Pas-Perdus), den man provisorisch in eine Kapelle umgestaltet hatte, gelesen worden, und nach dem Gottesdienste hat der ganze Hof, in einem der Audienzsäle versammelt, die Rede des General-Advokaten Jaubert angehört. Diese Begebung einer Zeremonie des katholischen Ritus in einem Augenblicke, wo die Gerichtshöfe ihre Arbeiten wieder beginnen, könnte mancherlei Bemerkungen veranlassen. Man könnte fragen: ob es in einem Lande, wo die Gleichheit aller Religionsmeinungen gesetzmäßig anerkannt ist, wo die Bürger von jeder Religion in öffentlichen Aemtern angestellt werden können, die Gerechtigkeit mehr katholisch als protestantisch, mehr christlich als jüdisch sich zeigen soll? Aber dies ist nicht dem geringsten Zweifel unterworfen. Und dennoch sind die religiösen Ideen so erhebend, so schön, daß man gern die Stirn der Magistratspersonen vor der Gottheit sich beugen sieht, — —

Die Rede des General-Advokaten betraf die Arbeitsliebe. Von Tag zu Tag achtet man weniger auf diese rednerischen Gemeinplätze, die auf die unreifen Amplifikationen der Kollegien kalkirt sind, und die Rhetorik ist nicht mehr in der Mode. Einen um so größern Beifall hat deshalb nachfolgende Stelle erhalten: „Da nun die Arbeit der erste und rechtmäßigste Eigenthumstitel, die sicherste Stütze der öffentlichen Ordnung ist, so lehrt die Weisheit den Vorstehern der Staaten, daß es nicht allein für sie eine Pflicht, sondern überdem noch ein Zeichen ihrer vernünftigen Geschicklichkeit ist, die Völker zur guten Verwendung der Zeit zu ermuthigen. Verdrangen sie den Müßiggang (der Mönche u. s. w.), so verbannen sie zugleich Unwissenheit und Elend. Beseitigen sie die Unwissenheit, so verhindern sie viel Unglück und viele Verbrechen. Wer dürfte es wagen, heute noch zu zweifeln, daß die meisten Uebel und Leiden aus der Finsterniß der menschlichen Vernunft entstehen? ... Der Weltheiland und Erlöser selbst hat geboten, „das Licht zu verbreiten und die Wahrheit auf den Dächern zu verkündigen.“ Die Apostel und die Kirchenväter haben die Unwissenheit als die Quelle alles Uebels betrachtet. Wiederholen wir also mit ihnen: daß man die Menschen unterrichten und aufklären muß, um sie besser zu machen; und fügen wir hinzu: daß, wenn Unwissenheit und Irrlehren einigen Individuen wenig beneidenswerthe Genüsse verschaffen können, sie durchaus dem Wohlstande und dem Gedeihen der Nationen hinderlich sind. Wehe also den Nationen, die in einem thierähnlichen Zustande, in einem wahrhaften Geistesschlummer vegetiren.“

— Die von der englischen Regierung, zur Erkennung der Küste von Afrika und der von Madagaskar, abgesandte Expedition hat ihre Arbeiten beendigt und den ihr vorgesetzten Zweck erreicht. Sie hat einige wichtige Entdeckungen gemacht und die Mittel erhalten, eine Menge Unrichtigkeiten auf den Karten zu verbessern. Die beiden Schiffe Barrakuta und Lewen haben viele Gefahren überstanden und seit ihrer Abreise von England 135 Mann verloren. Man hat 8000 Stunden Küstenland, das bisher nur sehr unvollständig bekannt war, aufgenommen. An manchen Orten hat man zwischen den Karten und der wahren Breite oder Länge der Orte bis auf 250 englische Meilen Verschiedenheit gefunden.

— Die Bevölkerung von Buchara theilt sich, nach Meyendorff, folgendermaßen ein: Uzbecken 1½ Million, Tadgiken 650,000, Turkomannen 200,000, Araber 50,000, Perser 40,000, Kalmucken 20,000, Kirgisen 6000, Juden 4000, Afganen 4000; Lesgizen 2000 und Zigeuner 2000, im Ganzen: 2,478,000 Seelen. Das Land ist sehr fruchtbar und an einigen Stellen gut bebaut. Der Ackerbau ist die eigentliche Quelle des Reichthums von Buchara.

(Hiezu eine literarische Beilage.)

Literarische Anzeigen.

Wohlfeile neueste Kriegsgeschichte.

So eben hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten u. s. w. — Die Feldzüge in Frankreich in den Jahren 1814 und 1815. Von Mortonval. In strategischer Hinsicht durchgesehen vom General Beauvais. Erstes Bändchen. Mit dem Plane der Schlacht von Paris. (Mit Prospektus und Vorwort 260 Seiten.)

Die Verlagshandlung hofft, daß die verehrl. Subscribenten für die, durch unvorhergesehene Umstände etwas verspätete Erscheinung dieses Werks durch den Inhalt selbst hinlänglich entschädigt sein werden. Sie finden keine bloße Uebersetzung, sondern das Werk ist durch zahlreiche Noten aus deutschen Schriften über diese Feldzüge, und besonders durch höchst interessante Auszüge und Anmerkungen aus der ganz kürzlich zu Paris erschienenen klassischen Geschichte derselben, von dem General v. Vaudoncourt, sehr vermehrt und für Deutschland nützlicher und anziehender geworden, so daß es entschiedenen Werth vor dem französischen Original haben dürfte. Ich erlaube mir — indem ich mich übrigens auf den Prospektus beziehe — nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß diese allgemeine Kriegsgeschichte nicht blos für alle Militärs vom größten Interesse sein möchte, sondern daß bei ihrer Bearbeitung besonders auf das größere Publikum Rücksicht genommen ist, und sie gewiß die Theilnahme und Aufmerksamkeit der Leser aller Stände verdient. Ferner bemerke ich nochmals, daß die in deutschen und französischen Blättern sehr vortheilhaft kritisirte neueste Lebensgeschichte Napoleons „NAPOLÉON devant ses contemporains" (für deren Verfasser man Lucian Bonaparte hält) in der Reihenfolge dieser Kriegsgeschichte und mit ihr ein Ganzes ausmachend erscheint, daß bereits eine gediegene Uebersetzung davon bearbeitet und in Bälde erscheinen wird.

Der Subscriptionspreis für das ganze Werk, das Bändchen (in elegantem Umschlage broschirt, im Durchschnitte gegen 200 Seiten stark und mit einem Schlachtplane) zu 27 kr. rhein. oder 6 gr. sächsisch, oder 7½ Silbergr. währt noch fort. Bei Abnahme einzelner Feldzüge kostet das Bändchen 40 kr. rheinisch, oder 9 gr. sächsisch, oder 12 Silbergr. Das folgende Bändchen ist unter der Presse, und diesem wird die Geschichte des höchst merkwürdigen und anziehenden Feldzuges nach Aegypten und Syrien unverzüglich folgen. — Bei einer recht zahlreichen Abnahme w rde ich mir durch Vermehrung der Schlachtplane, Beifügung von Karten und Kupfern, die Zufriedenheit des Publikums noch mehr zu erwerben suchen.

Darmstadt, im Oktober 1826.

Carl Wilhelm Leske.

Schöne und wohlfeilste neue Kinder- und Jugendschriften,

vorzüglich zu Weihnachtsgeschenken geeignet, welche in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Schlez, Joh. Ferd. (Verfasser des Denkfreundes), Oswald unter seinen Hausfreunden und Kindern. Mit acht illum. Kupferstichen, einer Karte von Griechenland und Musikbeilage. 8. Schön gebunden 1⅓ thlr. oder 2 fl. 20 kr., ungebunden ohne illum. Kupfer 25 sgr. oder 1 fl. 30 kr.

Kinder-Bibliothek, neue, zur Entwickelung, Belehrung und Unterhaltung des kindlichen Alters. Herausgegeben von Dr. Friedrich Heldmann. 16 Bändchen, mit 1 Kupferstich, schwarz oder koloritt. 16. in Umschlag geheftet. (Jeden Monat erscheint ein Bändchen von ungefähr 140 Seiten, welches nur 3 gr. sächs. oder 4 sgr. oder 12 kr., koloritt 4 gr. sächs. oder 5 sgr. oder 15 kr. kostet.)

Jugend-Bibliothek, neue, eine Sammlung von Original-Aufsätzen, Reisebeschreibungen, Biographien, Aphorismen aus Klassikern, Gedichten u. s. w. für das jugendliche Alter. Gewählt und eingerichtet von Dr. Fr. Heldmann. Erstes Bändchen, mit einem Kupferstich. 16. in Umschlag geheftet. (Monatlich erscheint ein Bändchen von 140 Seiten zum wohlfeilen Preis von 3 gr. sächs. 4 sgr. oder 12 kr.)

Durch verspätete Lieferung der Kupfer wurde die schon früher angekündigte Erscheinung dieser Kinder- und Jugendschrift unwillkührlich verzögert. Um indessen das Versäumte einzuholen, werden von nun an die Lieferungen schnell auf einander folgen. Die zwei ersten sind bereits versendet worden. Ihr Inhalt, welcher, wie ich glaube, dem angekündigten Zwecke vollkommen entsprechen wird, ist folgender:

Erstes Bändchen der Kinderbibliothek.

1. Vorwort für Aeltern und Erzieher, von Dr. Heldmann.
2. Jesus der Knabe unter den Lehrern im Tempel, von Ebendemselben.
3. Rosen. Eine Legende von Herder.
4. Die Geschwister. Eine Legende von Herder.
5. Thassilo in Lorsch Legende von Grimm.
6. Der Mutter kleine Tochter, von M. H. Lemaire.
7. Der kleine Savoyarde und sein Hund, von Mad. J. Delafaye.
8. Tugend, die Trösterin in allem Unglück, von Ebenderf.
9. Marzellin, oder die Werkleute von Sardam, von Ebend.

Erstes Bändchen der Jugendbibliothek.

1. Vorwort von Dr. Heldmann.
2. August Herrmann Franke, Stifter des Waisenhauses und aller mit demselben verbundenen Anstalten zu Glaucha, einer Vorstadt von Halle, von Dr. Heldmann.
3. Azuma, oder Neugierde und Muth, von Mad. J. Delafaye.
4. Etwas über Mexiko, von Poinsette.
5. Reichthum und Talente, oder das Blumenkörbchen, von Mad. Delafaye-Bréhier.

Das zweite Bändchen der Kinderbibliothek wird enthalten:

1. Der Greis und der Jüngling, oder das ländliche Frühstück, von Mad Delafaye-Bréhier.
2. Stephanie, von Ebendersel ben.
3. Birmark, oder das dreizehnmonatliche Stillschweigen, von Ebenderf.
4. Lächerliche Nachahmungssucht der Affen, von Ebenderf.
5. Stanislaus und Raul, von Ebenderf.
6. Geschichte eines arabischen Königs, von Ebenderf.

Das zweite Bändchen der Jugendbibliothek

1. Aus dem Leben Nadirs, von Mad. Guizot.
2. Begebenheiten John Hunters, von ihm selbst.
3. Sitten und Gebräuche der westlichen Indianer, aus Hunter.
4. Einige neuere Nachrichten über Südamerika, aus Cald Leugh's Travels in South-Amerika.

Darmstadt, im Oktober 1826.

Carl Wilhelm Leske.

Gemeinnütziges Buch.

Carl Andreas Wild (Verfasser des praktischen Universalrathgebers) ökonomisch-praktische Hausapotheke, oder medizinischer Rathgeber für Jedermann, enthaltend die besten und sichersten Mittel für die Krankheiten der Menschen, in Fällen, wo des Arztes Hilfe zu entfernt oder dessen Zuziehung nicht durchaus nothwendig ist; wie auch diätetische Lehren, die Gesundheit zu erhalten. 12. geheftet 12 gr. 15 sgr. oder 48 kr.

Ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Schönes und zweckmäßiges Weihnachtsgeschenk.

Bei C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen:

Stammbuch No. 1, als Denkmal der Freundschaft, in Oktavformat. Zwanzig Copien aus der großh. hess. Gemäldegallerie und zwölf Landschaften von Haldenwang enthaltend. In elegantem Umschlag und Futteral. 1½ thlr. od. 2 fl. 42 kr.

Stammbuch No. 2, in Duodezformat, enthaltend 48 Kupferstiche von Eßlinger, Lips, Portmann, Schwerdgeburt u. s. w. nebst Erklärung. In elegantem Umschlag und Futteral. 1½ thlr. oder 2 fl. 42 kr.

Alle Buchhandlungen nehmen darauf Bestellung an.

Freunde der Natur, besonders der erhabenen der Schweiz, gebildete Leser, welche den Verfasser von Wahl und Führung schätzen, werden aufmerksam gemacht auf ein in Kurzem erscheinendes Werk dieses Verfassers: Zeichnungen nach der Natur, gesammelt auf einer Schweizerreise.

Joh. Heinr. Mayrs Reise nach Konstantinopel, Jerusalem, Aegypten und auf den Libanon. Herausgegeben von J. C. Appenzeller. Zweite Auflage. Mit Kpfrn. gr. 8. St. Gallen 1820. br. 3 fl. 30 kr.

Dieses durch die ausgezeichneten Schicksale des Herrn Verfassers höchst anziehende Werk ist besonders im gegenwärtigen Zeitpunkt von großem Interesse, da derselbe die mehrsten der sich gegenwärtig im Aufstande befindenden Gegenden von Griechenland und der Türkei besuchte, und über den Karakter und die Verhältnisse der Türken und Griechen viele schätzenswerthe und belehrende Nachrichten liefert.

Diese Schrift kann fortwährend von uns oder jeder andern schweizerischen oder deutschen Buchhandlung bezogen werden, was wir hiermit erneuert anzeigen, da sich, einer Mittheilung des Hrn. Verfassers zufolge, hie und da das Gerücht verbreitet, als wäre dieselbe im Buchhandel nicht mehr zu finden.

St. Gallen, den 8. Nov. 1826.

Huber u. Komp.

Bei Hemmerde und Schwetschke ist erschienen und in allen Buchhandlungen (in Aarau bei H. R. Sauerländer) zu haben:

Das Paradies des Dante Alighieri, übersetzt und erläutert von K. Streckfuß. gr. 8. Geheftet. Preis 2 Rthlr.

Hiemit ist das vom ersten Beginn an vom Publikum mit lebhafter Theilnahme aufgenommene Werk beendigt, und unter dem Titel: die göttliche Komödie des Dante Alighieri, Preis 6 Rthlr., in allen guten Buchhandlungen zu haben. Der Haupttitel für den ersten und zweiten Theil wird mit dem dritten nachgeliefert.

Halle, am 1. September 1826.

Neue Unterrichtbücher.

W. Richter, die Grundlehren der Geometrie und Arithmetik, für Schulen und zum Selbstunterricht. Mit 65 eingedruckten geometrischen Figuren. gr. 8. 1 thlr. 8 gr.

J. B. Fromm, vollständige spanische Sprachlehre, nebst einer Abhandlung über die Prosodie und einem Verzeichniß sinnverwandter Wörter; nach den besten Hilfsmitteln bearbeitet. gr. 8. 2 thlr. 12 gr.

G. A. Fischer, Prof., rechnende Geometrie oder praktische Anleitung zur Auflösung allgemeiner Formeln, die sich auf Raumgröße beziehen. Zum Gebrauch für angehende Künstler, Baugewerken, Oekonomen, Forstmänner u. s. w., und als Handbuch zum mathematischen Unterricht in Bürger- und Industrieschulen. gr. 8. Mit 4 Kupfertafeln in Folio. 1 thlr. 15 gr.

The Castle of Otranto. A gothic Story. By Horatio Walpole, Earl of Ormond. A new edition with a prefatory memoir by Walter Scott. Dresden, published by Arnold. br. 15 gr.

Abgesehen von dem Anziehenden der Geschichte, zeichnet dieser Roman sich bekanntlich durch klassische Sprache aus, und dürfte in dieser Hinsicht als eins der vorzüglichsten Lehrmittel beim Unterrichte in der englischen Sprache sich empfehlen. Walter Scott's biographisch-kritische Einleitung gibt dieser Ausgabe einen Werth, den keine frühere hat. Druck und Format sind wie in der früher erschienenen, gleichfalls mit einer Einleitung von W. Scott bereicherten und mit erläuternden Anmerkungen versehenen Ausgabe des Vicar of Wakefield. br. 18 Gr.

Fleinus und Carus, Uebersicht des gesammten Thierreichs. Zwei Tabellen in Landkartenformat. 12 gr.

Diese Bücher sind in allen namhaften Buchhandlungen für die beigesetzten Preise zu bekommen.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Anzeige von Büchern,

welche bei J. D. Schöps, Buchhändler in Zittau, und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien des ganzen Jahres, von M. J. F. H. Cramer, Stadtprediger zu Dresden, und Ritter des königl. sächs. Civil-Verdienst-Ordens, 2 Theile. Dritte unveränderte Auflage. gr. 8. Zittau. Subscriptionspreis 2 Thlr.

Der Subscript. Preis findet nur bis Ende dieses Jahres statt, dann tritt der höhere Ladenpreis ein. Sammler erhalten bei 6 Exemplaren das siebente frei.

Inhalt des ersten Theils.

Am 1. Sonnt. d. Adv. Wodurch müssen wir in diesem neuen Kirchenjahre beweisen, daß wir noch jetzt mit Jesu in Verbindung stehen? Am 2. Sonnt. d. Adv. Wie wir uns am besten auf alle widrigen Ereignisse der Zukunft vorbereiten können. Am 3. Sonnt d. Adv. Was macht den tugendhaft Leidenden so ehrwürdig? Am 4. Sonnt. d. Adv. Johannes, das Muster einer liebenswürdigen Bescheidenheit. Am 1. Weihnachtsf. Wie sehr die Rückerinnerung an die Geburt des Welterlösers uns vor aller bangen Furcht verwahren könne. Am 2. Weihnachtsf. Was wir zu thun haben, wenn die guten Eindrücke, die im Laufe des Lebens auf uns sind gemacht worden, nicht wieder verloren gehen sollen. Am 3. Weihnachtsf. Von der ungleichen Aufnahme, die Jesus unter seinen Zeitgenossen fand, mit beständiger Hinsicht auf unser Zeitalter. Am Sonnt.

nach Weihnacht. Vom ernsthaften Nachdenken über die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, worauf die Menschen sonst einen sehr hohen Werth setzen. Am Neujahrst. Von der guten Anwendung der Zeit. Am Sonnt. nach dem Neujahrst. Zu welchen ernsthaften Betrachtungen kann uns die Rückerinnerung an die Jahre der Kindheit noch im reifen Alter veranlassen? Am Feste der Erscheinung Christi. Was wir zu thun haben, wenn wir unser Schicksal ruhig der Vorsehung anvertrauen wollen? Am 1. Sonnt. nach Epiph. Zu welchen heilsamen Prüfungen soll uns die Rückerinnerung an die Jahre unserer ersten Jugend veranlassen? Am 2. Sonnt. n. Epiph. Ueber den vielfachen Gebrauch, den wir von dem Ausspruch: Meine Stunde ist noch nicht kommen, machen können. Am 3. Sonnt nach Epiph. Wodurch können wir am leichtesten und sichersten die Herzen der Menschen gewinnen und uns ihre Liebe erwerben? Am 4. Sonnt. n. Epiph. Wie thöricht der Mensch handelt und wie schlimm er daran ist, wenn er sein Vertrauen auf irgend etwas mehr setzt, als auf Gott. Am Tage der Reinig. Mariä. Was haben wir zu thun, wenn wir unser Lebensende ruhig erwarten wollen? Am 5. Sonnt. n. Epiph. Warum geschieht so viel Böses in der Welt? Am 6 Sonnt. n. Epiph. Ueber die Verklärung Jesu. Am Sonnt. Sept. Wodurch muß sich die wahre Zufriedenheit äussern, wenn sie rechter Art sein und den frohen Genuß des Lebens befördern soll? Am Sonnt. Sexag. Ueber sogenannte gute Rührungen. Am Sonnt. Estom. Ueber die verschiedenen Gesichts-Punkte, aus welchen wir die kommende Stunde des Todes betrachten müssen. Am Sonnt. Invoc. Eine Anweisung zu dem christlich-guten Verhalten, durch welches die Versuchungen zur Sünde weniger schädlich und gefährlich werden können. Am Sonnt. Rem. Von dem vielfachen Einflusse, den die Leiden des Lebens in die Gebetsübung haben. Am Sonnt. Oculi. Von der stufenweisen Verschlimmerung der Lasterhaften. Am Sonnt. Lät. Wie trostvoll die Versicherung Jesu sei: wer zu mir kommt, den will ich nicht hinaus stoßen. Am Sonnt. Jud. Daß ein frommer, unbescholtener Wandel die sicherste und beste Vertheidigung gegen alle Verleumdungen und Schmähungen sei. Am Feste Mariä Verk. Von der Ergebung in Gottes Willen. Am Sonnt. Palm. In wie ferne Jesus auch im Tode noch unser Muster und Beispiel war. Am grünen Donnerstage: Warnung vor der Geringschätzung des Abendmahls. Am Charfreitage. Wie nützlich ein ernsthafter Hinblick auf die Gräber unserer Mitchristen für uns werden könne. Am 1. Osterf. Wie wir den Morgen der Auferstehung Jesu recht würdig feiern. Am 2. Osterf. Worauf gründet sich die zuverlässige Gewißheit der Auferstehung Jesu? Am 3 Osterf. Die Auferstehung Jesu als eine sehr reichhaltige Quelle des Trostes. Am Sonnt. Quasim. Woraus können wir abnehmen, daß die Nachrichten, Erzählungen und Belehrungen der Schüler Jesu unsern ganzen Glauben und vollen Beifall verdienen? Am Sonnt. Miser. Dom. Wodurch kann und soll das Christenthum die Menschen zu einer großen Familie Gottes vereinigen? Am Sonnt. Jub. Warum ist alles Erdenglück so unvollkommen, und wozu kann uns diese Bemerkung veranlassen? Am Sonnt. Cant. Daß Manches gut, heilsam und wohlthätig für uns werden könne, was wir anfänglich nicht dafür hielten. Am Sonnt. Rog. Von dem hohen Werthe des Gebets. Am Feste d. Himmelfahrt Jesu. Daß die Oberherrschaft Jesu über die Welt eine sehr reichhaltige Quelle des Trostes für uns sei.

Von demselben Verfasser sind noch folgende Bücher erschienen und zu haben:

Cramer, M. J. F. H., Andachtsbuch zur häuslichen Erbauung für Christen bei frohen und traurigen Ereignissen. gr. 8. Zittau. 12 gr.

Inhalt: Morgen- und Abend-Gebetübungen auf vierzehn Tage. Betrachtungen für die stille Feier der christlichen Festtage. Betrachtungen in der Fastenzeit. Betrachtung am Charfreitage, am Osterfeste, am Himmelfahrtsfeste, am Pfingstfeste, am Reformationsfeste, am öffentlichen Bußtage. Betrachtungen und Gebetsübungen bei frohen Ereignissen. Betrachtungen und Gebetsübungen bei traurigen Ereignissen. Betrachtungen und Gebetsübungen in Krankheiten. Einige Fürbitten. Einige Gebetsübungen für Reisende. Betrachtungen und Gebetsübungen für Personen von verschiedenem Alter.

Cramer, M. J. F. H., über die Nachahmung Jesu. Ein Erbauungsbuch für Christen. Dritte Auflage. gr. 8. Dresden. 1 Rthlr. 4 gr.

Inhalt: Einleitung. Erste bis siebente Betrachtung. Erste Abtheilung: Gesinnungen und Verhalten Jesu gegen Gott, achte bis zwanzigste Betrachtung. Zweite Abtheilung: Gesinnungen und Verhalten Jesu gegen seine Mitmenschen, einundzwanzigste bis fünfunddreißigste Betrachtung. Dritte Abtheilung: Gesinnungen und Verhalten Jesu gegen sich selbst, sechsbis neununddreißigste Betrachtung. Vierte Abtheilung: Gesinnungen und Verhalten Jesu in besondern Verhältnissen, fünfzigste bis sechsundsechszigste Betrachtung. Anhang: Das Abendmahl, als Erweckungsmittel zur Nachahmung Jesu, sieben- bis neunundsechszigste Betrachtung. Anweisung, wie die einzelnen Betrachtungen auch an jedem Sonn- und Festtage insbesondere benutzt werden können.

Cramer, M. J. F. H., Beicht- und Communion-Buch. Vierzehnte Auflage. Mit einem Titelkupfer. 8. Zittau. 8 gr. Partiepreis für 25 Exemp. 6 thlr. 6 gr.

Inhalt: Vorläufige Abhandlungen. Von der Vorbereitung zum Abendmahl. Anweisung zum guten Verhalten am Beichttage. Unterhaltungen der Andacht vor der Beichte zu Hause. Gebetsübungen vor der Beichte in der Kirche. Gebetsübungen nach der Beichte. Betrachtungen nach der Beichte zu Hause. Anweisung zum guten Verhalten am Communiontage. Gebetsübungen in der Kirche, vor, bei und nach dem Abendmahle. Betrachtungen und Gebete nach dem Abendmahle zu Hause. Betrachtungen für junge Christen, die das Abendmahl zum erstenmal geniessen wollen. Gebete für Kranke. Verschiedene Lieder.

Cramer, M. J. F. H., kurzer Abriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre zur Belehrung und Wiederholung für Catechumenen. Eilfte Auflage. 8. Zittau. 2 gr. Partiepreis für 25 Exemp. 1 thlr. 16 gr.

Diese wenigen Bogen enthalten eine möglichst kurze, aber deutliche Darstellung dessen, was jeder Christ glauben, thun und hoffen soll.

Christliches Tagebuch zur häuslichen Erbauung in den Morgen- und Abendstunden, auf alle Tage im Jahr, herausgegeben von M. C. F. Lohdius und M. J. F. H. Cramer. 5te verb. Aufl. 2 Thle. gr. 8. Zittau. 3 thlr.

Folgende, so eben erschienene, höchst nützliche und empfehlenswerthe Bücher sind in allen Buchhandlungen für beigesetzte Preise sogleich zu bekommen.

Leitfaden bei dem Unterrichte in der Naturgeschichte in den obern Klassen eines Gymnasiums. Von Dr. Joh. Heinr. Fritsch, Superintendent zu Quedlinburg. 8. Preis 12 gr.

Dr. Martin Luthers Heerpredigt wider den Türken. Nach der Original-Ausgabe vom Jahr 1530 in der Sprache der damaligen Zeit abgedruckt. 8. Geheftet. Preis 8 ggr.

Handbuch der schriftlichen Geschäftsführung für das gemeine Leben. Enthaltend alle Arten von Aufsätzen, welche in den mancherlei Verhältnissen der Menschen, so wie insbesondere in den verschiedenen Verzweigungen des bürgerlichen Verkehrs, vorkommen, als: Eingaben, Vorstellungen und Gesuche, Berichterstattungen an Behörden, Kauf-, Mieth-, Pacht-, Tausch-, Bau-, Lehr-, Leih- und Gesellschafts-Kontrakte, Verträge, Vergleiche, Testamente, Schenkungs-Urkunden, Cautionen, Vollmachten, Verzichtleistungen, Cessionen, Bürgschaften, Schuldscheine, Wechsel, Assignationen, Empfangs-, Depositions- und Mortificationsscheine, Zeugnisse, Reverse, Certificate, Instruktionen, Heirathes-, Geburts-, Todes- und andere öffentliche Anzeigen über allerlei Vorfälle, Rechnungen, Inventaranfertigungen, und dergleichen mehr. Durch ausführliche Formulare erläutert. Herausgegeben von Friedrich Bauer, Gerichtsadvokat. Zweite, mit neuen Formularen vermehrte Auflage. 8. Preis 16 ggr.

Die schnell vergriffene erste Auflage dieses Buchs ist ein sicherer Beweis der großen Nutzlichkeit desselben.

Die Sonn-, Fest- und Heiligen-Tage der christlichen Kirche nach ihrer Benennung, Entstehung, der Zeit, Art und Veränderung ihrer Feier, den an denselben üblichen Gebräuchen, mit Anführung der vorzüglichsten Lebensumstände derjenigen Personen, denen diese Tage gewidmet sind, und der Begebenheiten, weshalb sie kirchlich ausgezeichnet wurden; nebst der Geschichte der Feier der Sonn- und Festtage; der an denselben gebräuchlichen Perikopen und der Advents- und Fastenzeit. Für Religionslehrer und jeden gebildeten Christen. In alphabetischer Ordnung. Herausgegeben von M. F. P. Monbart. 8. 12 ggr.

Allgemeines Gesundheits-Taschenbuch, oder die Kunst, sich von Krankheiten frei zu erhalten und ein hohes Alter zu erreichen. Nach Hufeland, Tissot, Faust und andern berühmten Aerzten bearbeitet, von Dr. Fried. Richter. 8. 16 ggr.

Komisches Theater der Römer. In neuen metrischen Uebersetzungen. Erste Lieferung: Plautus Lustspiele. Ausgabe in Taschenformat. Erstes und zweites Bändchen. Preis jedes Bändchens 8 ggr.

Der Uebersetzer dieser Musenspiele des schalkhaften Römers, womit wir vorstehende Gallerie alter Dramen eröffnen, steht in ehrwürdigem Greisesalter auf diese in kräftigern Jahren mit Liebe begonnenen und in höchst glücklicher Muße vollendeten Arbeiten mit gerechtem Wohlgefallen hin. Vertraut mit der Literatur und Kunst des klassischen Alterthums, durch Rang und Stellung in der großen und kleinen Welt bekannt mit den Verhältnissen des Lebens, und länger als ein Menschenalter im engern Zirkel der größten Genien unsers Volks die geistreichsten Stunden verlebend, bietet er jüngern und ältern Freunden der dramatischen Muse diese Gabe an, welche einen alten untergegangenen Geist der Zeit zu einem neuen jugendlichen Leben zu erwecken, an ihrem Theil sicher nicht ohne den günstigsten Erfolg mitwirken wird.

Kleine Hausapotheke, oder medicinisches Noth- und Hülfsbüchlein für Jedermann zur Kenntniß der bewährtesten Hausmittel und deren Anwendung bei den verschiedenen innern und äussern Krankheiten; nebst einer Anweisung, sie einzusammeln, aufzubewahren, zuzubereiten und zusammenzusetzen. Ein nützliches und nothwendiges Büchlein für Hausväter und Hausmutter, besonders auf dem Lande. In alphabetischer Ordnung. Von Dr. Aug. Schulze. 8. Preis 18 gr.

Neue Schrift.

Böttinger, C. A., Ideen zur Kunstmythologie. Erster Cursus: Stammbaum der Religionen des Alterthums. Einleitung der vorhomerischen Mythologie der Griechen. Nebst 5 Kupfertafeln. gr. 8.

Dresden und Leipzig in der Arnoldischen Buchhandlung, und in allen namhaften Buchhandlungen für 3 thlr. zu bekommen.

Im Verlage der Helwingschen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Berger, C. E., Unterricht für Vormünder, oder auf gemeines Recht sich gründende Anweisung, wie Vormünder sich in jeder Lage zu verhalten und sich neben ihrer strengen Pflichterfüllung vor jeglichem Schaden zu hüten haben, mit Formularen zur Vermögens Aufnahme und Rechnungs-Aufstellung. gr. 8. geh. 9 ggr.

Obige nutzliche Schrift begreift alles in sich, was einem Vormunde nöthig zu wissen und zu thun, und zeichnet sich in der Wohlfeilheit vor allen ihresgleichen aus.

Most, Dr., Noth- und Hilfsbüchlein für den Bürger und Landmann, oder kurze Anweisung zur Erkenntniß, Verhütung und Heilung aller Arten von Vergiftungen, des Scheintodes durch Erhängen, Ersticken, Erfrieren; zur Behandlung der vom Blitz Getroffenen, und wie man sich bei ansteckenden und hitzigen Krankheiten, bei lebensgefährlichen Verblutungen zu verhalten hat. 8 geh. 6 ggr.

Inhalt: Von den Vergiftungen durch Wuthgift, Vipern- und Schlangengift; das Gift der Wespen, Bienen u. s. w., der Blattern, Masern, Scharlach, Krebsgift, venerisches Gift, Wurst-Gift, Pflanzengifte, betäubende, scharfe, gemischte, metallische Gifte, Aqua tofana. Vom Scheintode, Behandlung im Allgemeinen, besondere Behandlung einzelner Arten des Scheintodes. Vorsichtsmaßregeln bei Reisenden in der Kälte, bei Gewittern; von hitzigen Krankheiten, Behandlung der Fieber-Kranken. Von ansteckenden hitzigen Krankheiten, Menschenpocken, Schutzblattern, Scharlachfieber; Masern, Nothel, häutige Bräune, Stick- oder Keichhusten, Nerven-, Fleck-, Faulfieber, Pest und gelbes Fieber; Verhütungsmittel. Ueber äusserliche Verblutungen.

Gans, S. P., Zeitschrift für Zivil- und Kriminal-Rechtspflege mit Beiträgen von den ersten Staats-Justizmännern im Königreich Hannover. gr. 8. in sauberm Umschlag, zweites Heft 1 Rthlr.

Erinnerungen eines Legionärs, oder Nachrichten von den Zügen der königl. deutschen Legion, in England, Irland, Dänemark, Spanien, Portugall und Italien, von einem Gefährten derselben. gr. 8 (36 B.) 1 Rthlr. 16 ggr.

Pilpai, des Braminen, Weisheit der Indier, in Fabeln zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend aus gebildetern Ständen, bearbeitet von F. A. L. Mathäi. 8. (16 Bogen) 12 ggr. mit Titelkupfer und Vignette. geh.

Dyckhoff, A. F. Grabschriften und Winke, nebst Lehr- und Erbauungsliedern 8. (15 Bog.) 12 ggr.

Luther, M. D. ernste kräftige Worte über Ehe und eheliche Verhältnisse. gr. 8 (12 Bog.) 15 ggr.

W. Herschel's sämmtliche Schriften. Erster Band: Ueber den Bau des Himmels gr. 8. mit 10 Kpfrtf. sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 4 thlr. 12 gr. zu haben.

Dresden und Leipzig im August 1826.

Arnoldische Buchhandlung.

Aarau, im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 51. Dritter Jahrgang 1826. 20. Dezember.

Historischer Ueberblick der geistlichen Gewalt.

Semper auditis aliquid novus adjicit auctor.
Pub. Ovidii Nasonis Sent.

Die menschliche Gesellschaft, welches auch der Nebel sein mag, der ihre Wiege deckt, zeigt sich in den ältern Zeiten, nach den Forderungen der Oertlichkeit, entweder unter Beherrschung der geistigen Fähigkeit, oder der militärischen Gewalt. Aegypten und der Orient gehorchen dem Priester, während der Soldat in Griechenland und Italien befiehlt. Aber an den Ufern des Indus und des Nils, wie an denen des Ilisus und des Tiber, befand sich die gesellschaftliche Macht, doppelt in ihrer Natur, je nachdem sie Gefühle und Ideen leitet, oder allein auf Handlungen wirkt, vollkommen in denselben Händen. Hier verschlang die Magistratur den geistlichen Stand, dort, im Gegentheil, bemächtigte sich das Priesterthum der Obrigkeit, und überall fand eine gleiche, verworrene Mischung der beiden Mächte, d. h. eine Vereinigung dessen, was man späterhin „geistlich" und „weltlich" nannte, auf ein Haupt, oder in einem und demselben Körper, statt.

Die ursprüngliche Unwissenheit des menschlichen Geschlechts über die Verkettung der Erscheinungen ließ anfänglich jede natürliche Wirkung einer übernatürlichen Ursache zuschreiben, und bald war das Weltall mit verborgenen Mächten bevölkert, aus denen man eben so viele Gottheiten machte. Es war jedoch nothwendig, nach den damaligen schwachen Begriffen, den Einfluß dieser geheimnißvollen Wesen auf die fühlende Welt zu erklären, und ein Theil der menschlichen Gesellschaft, der sich vorzüglich mit geistigen Arbeiten beschäftigte, übernahm diese Sorge. In Ermanglung genügender Erklärungen beschränkte man sich auf Vermuthungen, und die ungereimtesten Hypothesen, die jedoch dem Genie der Epoche entsprechend waren, wurden wie die erhabensten Spekulationen aufgenommen. Das gesellschaftliche Band, das die Barbarei nur mit Mühe umschlang, gewann seine größte Stärke aus dem blinden Glauben, den die Völker in die angeblichen Dollmetscher ihrer Gottheiten hatten, und die geistige Ueberlegenheit, mit den priesterlichen Formen bekleidet, leitete überall die moralische Bewegung, und regierte manchmal auch die Politik der Gesellschaften durch ihre theologischen Begriffe, welche zum Glauben der Völker geworden waren.

Studium und Erfahrung beschränkten indessen mehr und mehr die Grenzen der „allgemeinen Unwissenheit", und liessen die fühlbare Ursache einer großen Menge Phänomene entdecken. Das Gebiet der Idolatrie verminderte sich in demselben Maaße. Jede Entdeckung raubte der theologischen Nomenklatur eine Gottheit, bis endlich Haupttatsachen, oder die Hauptkräfte der Natur, die im Menschen und im Weltall sich offenbaren, die alleinige Anbetung und eigentliche Andeutung des großen, göttlichen Geistes, herbeiführte. Diese tägliche Milderung in religiösen Glaubensmeinungen, die unter dem Einfluß und durch das Bestreben der Wächter selbst des ursprünglichen Aber-

glaubens, die ausschließlich der Kultur des Gedankens sich überließen, statt fand, diese Milderung hatte als Resultat den Uebergang vom Fetischismus zum Polytheismus.

Dieser letztere war jedoch weniger eine neue Religion, als eine Reform zur Vervollkommnung, auf welche hin Hermes, Orpheus, Homer u. A. bereits gewirkt hatten. Als nun die Fortschritte des menschlichen Geistes andere Verbesserungen nothwendig gemacht, erschienen auch neue Reformatoren, von denen einige begeistert zu sein vorgaben, obgleich sie sich Weise und Philosophen nannten, wie Zoroaster, Abaris, Epimenides, Pythagoras und Empedokles. Zwischen ihnen und den Ersten fand ungefähr dieselbe Verschiedenheit statt, wie zwischen Luther und Socinius. Sie besteht darin, daß dieser letzte sich um so mehr von den religiösen Lehrsätzen entfernte, je mehr er den rein-philosophischen Systemen sich nähern wollte. Die Weisen unter Persern und Scythen, auf Creta, Samos und zu Agrigent, haben unbestreitbar den Uebergang des reformirten Polytheismus zu metaphysischen Begriffen, woraus der Monotheismus entstehen mußte, bezeichnet; denn wenn sie auch noch die Mehrheit der Götter bestehen liessen, so raubten sie ihnen wenigstens ihre materiellen Formen, um sie nur als abstrakte Wesen, als die bewegenden Grundsätze aller Dinge, zu betrachten, und die Ontologie, einmal in die Theologie eingeführt, mußte zur Einheit der Ursache und der Substanz, d. h. zum Deismus des Anaxagoras, oder zum Pantheismus des Xenophan, führen.

Diese stufenweise Umgestaltung der mythologischen Fabeln, obgleich sie von dem wissenschaftlichen Eindruck herrührte, den die Priester selbst der Gesellschaft mitgetheilt, wurde dennoch von ihnen nicht mehr unterstützt, als sie so weit gekommen, die himmlischen Mächte, die in der Volksreligion personifizirt waren, und in deren Namen das Priesterthum seine geistliche Gewalt ausübte, auf bloße Abstraktionen zu beschränken*). Die Metaphysiker fanden also Gegner, und manchmal sogar Verfolger, unter den Theologen des Polytheismus. Aber da diese in ihrer Opposition gegen die ontologischen Doktrinen „nur das Vorrecht ihrer veralteten Hypothesen forderten, und auf solche Weise hinter den Entdeckungen der rationellen Welt und der zeitgenössischen Aufklärung zurückblieben", vereinigten die dissidenten Spekulanten unmerklich alle Fähigkeiten um sich, die sich auf der Höhe der Ideen des Jahrhunderts befanden, und bildeten in Griechenland, in Italien, in Kleinasien, jene berühmten philosophischen Schulen, die, nachdem sie den priesterlichen Instituten den wissenschaftlichen Zepter entrissen, ihnen endlich unvermeidlich auch die moralische Beherrschung der Gesellschaft abgewinnen mußten. Die olympischen Gottheiten erhielten in der That noch lange nach der Gründung der Akademie, des Lyzäums und des Portikus, ausschließlich den Weihrauch der Menge. Der Deismus des Anaxagoras, des Sokrates, war nur die ausnehmungsweise und esoterische Religion einer schwachen gesellschaftlichen Minderheit, aus den Denkern Attikas, Joniens und Groß-Griechenlands bestehend, und die kühnsten Philosophen bestrebten sich selbst, ihre wahren Lehrsätze unter solchen Formen darzustellen, die dem Aberglauben nicht geradezu entgegengesetzt waren, indem sie die Volksgötter „mit Vorsicht und Zurückhaltung" behandelten, wie man das in den Betragen Platos, Aristoteles und Epikurs bemerkt.

Dieser Vorsichtsmaasregeln ungeachtet, welche die Furcht vor dem Giftbecher und die Erinnerung der gegen die ersten Apostel des Monotheismus gerichteten Verfolgungen den überlegenen Geistern aufdrang, die überzeugt waren, „daß die Ehrfurcht für das Althergebrachte nicht so weit gehen sollte, unwandelbar fest an lächerlich-erkannten Glaubensmeinungen zu hängen", vermehrte sich der prüfende Theil der Gesellschaft zu Athen, zu Rom, zu Alexandria mit großer Schnelle. Die höhern, mehr unterrichteten Klassen wurden zuerst in den Doktrinen eingeweiht, die nichts als die Fortschritte des menschlichen Geistes andeuteten. Die

*) Der Monotheismus, der sich anfänglich als eine metaphysische Spekulation darstellte, bevor er die äussern Formen irgend eines Kultus annahm, schien den Priestern des Heidenthums gefährlich für die religiösen Gebräuche, auf welche ihr Nutzen und ihr Kredit sich stützte. Als später die Einheit Gottes durch die Verbreiter des Evangeliums den Nationen gelehrt wurde, betrachteten sie diese Doktrine in der ersten Zeit der neuen Aera als jeder Religion entgegengesetzt, und machten den Christen den Vorwurf, „nichts als eine Philosophensekte zu sein." Einer der Väter der primitiven Kirche, Origenes, läßt sich darüber folgendermaßen aus: „Es ist höchst unsinnig, daß Celsus uns mit den Heiden vergleicht. Diese weihen freilich ihren Göttern Tempel, Altäre und Bildsäulen, während wir das Alles aus unserm Kultus verbannen, weil dergleichen Dinge für die Dämonen geeignet sind, die sie an gewissen Orten, vorzugsweise vor andern, nach einer geheimnißvollen Einweihung und magischer Beschwörung, verehren. Wir aber sind von Bewunderung gegen Jesum durchdrungen, der uns von allen den Dingen befreit hat, die allein nur zu den Sinnen reden, nicht nur, weil sie der Verderbung unterworfen sind, sondern weil sie selbst auch geeignet sind, die Seelen zu verderben. Nur durch die Reinheit unserer Sitten und durch unsere Gebete will er, daß wir die Gottheit verehren." (Orig. contra Celsum, lib. 3. No. 34.)

Ariſtokratie wurde von den Jupiterprieſtern der Gottloſigkeit auf dieſelbe Weiſe, wie die höhern Klaſſen in den neuern Staaten, von den Prieſtern des Katholizismus, beſchuldigt.

Einer der größten Feldherren des Alterthums, der Freund und Schüler des Sokrates Alcibiades, der eben ſo ungeſtüm in ſeinem Unglauben, als in ſeinem Ehrgeize war, verfuhr anfänglich mit den Göttern ſeines Landes auf dieſelbe Weiſe, wie die chriſtlichen Bilderſtürmer in der Zeit der Reformation mit den geheiligten Gegenſtänden des katholiſchen Glaubens. Er zerſchlug die Bildſäulen des Merkurs und verſpottete das Rachegeſchrei der Prieſter, weil er auf die Treue ſeiner Armee ſich ſtützen durfte.

Dionyſius der Aeltere bezeugte zu Syrakus auf's Feierlichſte ſeine Verachtung gegen die vorzüglichſte Gottheit des Heidenthums, indem er ihr den goldenen Mantel, der ein Ex voto ſeines Vorgängers, des Tirannen Gelo, war, abnahm und ſeinen Raub noch mit den ironiſchen Worten begleitete: „Ein goldener Mantel iſt im Sommer zu ſchwer und im Winter zu kalt.“ Er behandelte den Aeskulap, der ſeinen goldenen Bart hergeben mußte, auf dieſelbe Weiſe, und zwar unter dem Vorwand: „es ſei unſchicklich, daß der Sohn einen Bart trage, wenn doch der Vater keinen habe.“

Die Begebenheit mit den heiligen Hühnern, die der Konſul Claudius Pulcher in's Meer werfen ließ, „weil ſie nicht freſſen wollten (was ein ſchlimmes Zeichen war)“, und die, ſeinem Ausdruck nach, „deshalb ſaufen ſollten“, beweiſet ebenfalls, daß ſeit dem erſten puniſchen Kriege die philoſophiſchen Ideen zu Rom ſchon ziemlich, wenigſtens unter den Patriziern, verbreitet waren, und der Verfall des Polytheismus war in dieſer Welthauptſtadt ſehr weit gediehen, als ſeine erſten Bürger den Zweifel laut werden lieſſen: „Es ſei unmöglich, daß zwei Auguren ſich, ohne zu lachen, anſehen könnten.“

So ſah das heidniſche Prieſterthum von den Meinungen, die ſich auſſer ihm gebildet, von Männern, deren Arbeiten und Doktrinen den fortſchreitenden Gang der Ziviliſation bezeichneten, nach und nach die geiſtige Gewalt ſich entriſſen, während es „beharrlich die alten Glaubensmeinungen lehrte und vertheidigte, wie unvereinbar ſie auch immerhin mit den Bedürfniſſen und der Aufklärung ihres Zeitalters waren.“ Der Einfluß der Neuerer auf die Geſellſchaft war anfänglich nur rein-wiſſenſchaftlich und individuell, ohne Unterſtützung der Obrigkeit, ohne Organiſation, ohne gegenſeitige Uebereinſtimmung; aber in dem Maaße, als die philoſophiſchen Grundſätze im Volke ſich verbreiteten, verloren die alten, abergläubigen Doktrinen immer mehr ihren Kredit. Das große, allgemeine Band war zerriſſen, und der Mißbrauch des Kritizismus *) bedrohte mit einer geiſtigen Anarchie die ziviliſirteſten Nationen jener Zeit.

Das Bedürfniß der Uebereinſtimmung in ihrem Beſtreben, ſo wie eine Hauptvereinigung in ihrem Wirken, machte ſich nun den Denkern des Polytheismus aufs lebhafteſte fühlbar. Sie ſahen die dringende Nothwendigkeit ein, die alte von ihnen und ihren Vorgängern zerſtörte Ordnung der Dinge durch eine neue zu erſetzen. Der Monotheismus verbreitete ſich, ſo lange er gewiſſermaßen in den Gipfeln der Wiſſenſchaft verborgen war, nur geheimnißvoll, und diente nur den Gegnern der Volksreligion zum geheimen Stützpunkt. Sein Werth war kritiſch, ſein Karakter abſtrakt, dem lächerlichen, auf die Mythologie gegründeten Glauben geradezu entgegengeſetzt; deshalb, wenn man die berühmteſten Theiſten Griechenlands und Roms, Sokrates und Cicero, näher betrachtet, ſtellen ſie ſich uns unter dem Aeuſſern wahrer Skeptiker dar.“**)

Aber nachdem der Kritizismus einmal genugſam vorgedrungen war, um den nahen und gänzlichen Einſturz der heidniſchen Altäre unvermeidlich zu machen, während der geiſtige Einfluß den Prieſtern dieſes verfaſſenen Kultus gänzlich entging, mußte ſich die theologiſche Doktrine, um welche ſich die Zerſtörer alle vereinigt hatten, unter einem andern Geſichtspunkte ſich darſtellen und den organiſchen Karakter annehmen.

Die göttliche Einheit wurde die urſprüngliche Idee, aus der alle Kombinationen der neuen geſellſchaftlichen Ordnung entſproſſen, und die Verbreiter dieſes Theismus, ſtatt ihn, wie ihre Vorgänger, im Verborgenen zu predigen, vereinigten ſich und organiſirten ſich vielmehr, um den Nationen einen allgemeinen Glauben zu geben***) und die geiſtige Wirkung zu ordnen, welche ſie auf ſie ausüben wollten.

---

*) Die berühmteſten Skeptiker, Pyrrhus und Karneades, Aeneſidemus und Sextus, waren weit entfernt, die Nothwendigkeit irgend eines Glaubens, der als Regel geſellſchaftlicher Verhältniſſe diene, zu verkennen. In Erwartung der Erklärungen glaubten ſie an Wahrſcheinlichkeiten, und weit entfernt, ſich durch ihren individuellen Kritizismus leiten zu laſſen, bewunderten ſie vielmehr die Autorität deſſen, was man das „gemeinſame Leben“ nennt, was beinahe mit dem praktiſchen Glauben Kants übereinſtimmend iſt.

**) Obgleich Cicero ſagte, daß er ſich lieber mit dem Theiſten Plato täuſche, als mit den übrigen Philoſophen Recht haben wolle, wiederholte er dennoch oft, nach Sokrates: Ullum scio, quid nihil scio.

***) Es war das Bedürfniß der Glaubenseinheit, welches die ökumeniſchen Konzilien in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Aera ſo häufig machte.

Da jedoch die Oekonomie und die Wissenschaft der Gesellschaft, aller Vervollkommnungen bei dem Uebergang evom Polytheismus zum Monotheismus ungeachtet, auf eine beziehende Basis sich stützen mußte, da die neuen Lenker der gesellschaftlichen Ideen und Gefühle noch im Namen des Himmels zu reden sich genöthigt sahen, so nahm ihre Bildung unmerklich die mystischen und priesterlichen Formen an, und die Nachfolger der Philosophen*), die die Macht der heidnischen Priester und ihren Kredit vernichtet hatten, wurden selbst Priester**). Die Vorliebe zu den alten Zeremonien, die der Gebrauch geheiligt hatte, überlebten sogar die Lehrsätze, zu welchen sie gehörten, der christliche Kultus war gezwungen, seine ursprüngliche Einfachheit unter einem gewissen Prunk zu verbergen***), der wenigstens den Vortheil hatte, den Uebergang von einer durchaus sinnlichen zu einer rein theosophischen Religion zu mildern, ohne das Grundprinzip des neuen Gesetzes zu verletzen.

Alle philanthropischen Schlußfolgen, welche die ersten Apostel des Christenthums aus dem Dasein eines einigen Gottes gezogen, konnten nicht sogleich auf die Gesellschaft anwendbar gemacht werden. Die Sitten der zum Evangelium bekehrten Völker waren noch nicht so weit gereift, daß man hätte erwarten dürfen, die Lehren dieses Gesetzes der Nächstenliebe und Gleichheit in volle Ausführung treten zu sehen. Als die christlichen Gelehrten die Herrschaft der öffentlichen Meinung gewonnen hatten, fühlten sie das Bedürfniß, Helfer unter den Handhabern der weltlichen Gewalt, von der sie bisher nur verfolgt worden, zu suchen. Sie unterwarfen also die strenge Beobachtung ihrer erhabenen Vorschriften den örtlichen und zeitgemäßen Umständen, und brachten ihre religiöse Doktrine in Uebereinstimmung mit den damals bestandenen politischen Formen, um sich den Beistand der Volksvorsteher in der Ausübung der moralischen Autorität, mit der sie selbst sich bekleidet hatten, um die Unterwerfung der Völker unter das neue Gesetz leichter und vollkommener zu machen.

Nach so langer Verbannung, die so vielen heldenmügen Beichtigern die Märtirerpalme und die Heiligsprechung verschaffte, nahmen die Fürsten der Erde, durch die Wirkung dieser weisen Nachgiebigkeit entwaffnet, endlich mit Eifer die Maxime auf: Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist. Konstantin und Klovis unterstützten, als mächtige Neubekehrte, die innere Befestigung und äussere Verbreitung der geistlichen Macht, und bald war die gesellschaftliche Richtung, die bis dahin in allen ihren Theilen einer einzigen beherrschenden, entweder priesterlichen oder militärischen, Gewalt anvertraut war, in zwei Hauptzweige geschieden, deren Unterscheidung demungeachtet nicht ihre Vereinigung zu einem gemeinsamen Resultat, die Normaladministration der Völker und die Ordnung der Gesellschaft, verhinderte, was auf folgende Weise bezeichnet wurde: Jungamus dexteras, gladium gladio copulemus.

Das christliche Priesterthum begnügte sich jedoch nicht lange mit der Theilung der Herrschaft. Als ausschließlicher Bewohner der literarischen, wissenschaftlichen und industriösen Reichthümer*), durch welche es sein moralisches Reich begründet hatte, als Vorposten der Zivilisation, und folglich die Bestimmung der öffentlichen Meinung handhabend, gerieth es bald auf den Gedanken einer gesellschaftlichen Ueberlegenheit, die in Uebereinstimmung mit seiner geistigen Ueberlegenheit stehe, und die katholische Autokratie wurde gegründet. Die päbstliche Gewalt war nichts mehr und nichts weniger, als der Ausdruck des Zeitbedürfnisses, als die Form, unter welcher die Zivilisation sich den Völkern, die kaum dem griechischen und römischen Skepticismus entgangen waren, darstellen mußte.

Unglücklicherweise, statt den Lehrsätzen zu folgen, die sie selbst gegründet hatten, statt sich den Fortschritten des menschlichen Geistes, aus denen sie selbst entstanden war, sich anzuschliessen, blieb die geistliche Macht des Katholizismus unbeweglich, wie die

*) Wir haben bereits bemerkt, daß die Heiden den Christen den Vorwurf machten, nichts als eine Philosophensekte zu sein, der ursprünglichen Einfachheit ihres Kultus wegen. Man sehe deshalb: Arnobius, Lactantius, Origenes, St. Hieronimus u. A. — S. Augustin gesteht, daß er durch das Lesen der Bücher Plato's zum Christenthum geführt wurde

**) Die ersten Bischöfe waren die hellsten Köpfe, d. h. die wahren Philosophen ihres Jahrhunderts, wie z. B. Synesius u. A.

***) Eusebius von Cäsarea sagt in seinem Leben Konstantins, daß dieser Kaiser, um die Heiden zum Christenthum zu führen, alle Zierrathen des heidnischen Kultus in den christlichen übertrug. Diese Angabe wird durch einen katholischen Schriftsteller, Polydorus Vergilius, bestätigt. Er äußert sich in seinem Buche de Inventoribus rerum, lib. 5. cap. 1. darüber folgendermaßen: „Non pauca ab Romanis cæterisque ethnicis ad nos instituta manaverint ..... minime convenit tacita relinquere, quæ ab illis simus mutuati cum præsertim illa ipsa meliora fecerimus, ad meliorequem usum adhibuerimus.“ Diesen Autoritäten kann man noch hinzufügen: Baronius in seinen Kirchen-Annalen, den Abbé Maroßet und den gelehrten Hide, in seinem Werke de Veterum Persarum religione.

*) Man weiß, daß die großen Urbarmachungen im Mittelalter von Mönchen unternommen und ausgeführt wurden.

Prieſter des Polytheismus, die von den weiſen Vorgängern des Chriſtenthums bekämpft, und durch die Philoſophen der primitiven Kirchen verdrängt wurden.

Seitdem, von den überlegenen Geiſtern, die ſich oft ſelbſt im Schooſe des chriſtlichen Prieſterthums gebildet, weit zurückgelaſſen, hat dieſes nach und nach den Zepter der öffentlichen Meinung auf die Reformatoren und auf die Philoſophen übergeben ſehen, die bald, ihm gegenüber, eine neue moraliſche Macht aufführten, die in allem derjenigen ähnlich war, welche früher die Begründer und Anhänger der berühmten Inſtitute Joniens, Griechenlands und Italiens auf ihre Zeitgenoſſen ausgeübt.

Nach 600 Jahren eines beharrlichen Kampfes, haben die kritiſchen Spekulanten, die Organe der fortſchreitenden Vernunft des Menſchengeſchlechtes, den ganzen geſellſchaftlichen Einfluß um ſich vereinigt, und die prieſterliche Allmacht iſt zertrümmert. Umſonſt hat der von politiſchen Schwenkungen erzeugte Anſchein der Rückkehr einigen Menſchen die betrügeriſche Hoffnung gegeben, einer unwiederbringlich verlornen Gewalt ſich wieder bemächtigen zu können: jeder Tag beurkundet durch neue Begebenheiten, daß ihr Despotismus nicht mehr fortbeſtehen kann.

Reiſe im ſüdlichen Rußland, vorzüglich in den jenſeits dem Kaukaſus gelegenen Provinzen. *)

Von Gamba.

Der Obergeneral Yermalow wurde, nach der Rückkehr ſeiner Geſandtſchaft am perſiſchen Hofe, zum General-Gouverneur der ruſſiſchen Provinzen jenſeits dem Kaukaſus, ſo wie des ehemaligen Königreichs Aſtrakan und der Gegend zwiſchen dem Don und Kaukaſus ernannt. Sein Name und ſein Ruhm waren ihm in Georgien vorangegangen, und er langte im Lande mit einem großen Gefolge verdienſtvoller Offiziere an. Der General iſt von hohem Wuchs und auſſerordentlicher Körperſtärke, wodurch er ſich am meiſten Achtung und Ehrfurcht bei den Bewohnern des Kaukaſus erworben hat. Er hat nichts an und in ſich von den Meinungen eines aſiatiſchen Satrapen, er ſcheint vielmehr etwas darein zu ſetzen, ganz die Gewohnheiten eines Scythen zu äuſſern. Der morgenländiſche Luxus iſt ihm höchſt zuwider. Er reiſet entweder zu Pferde oder in einer Kibitke (Leiterwagen) er hat keine in Federn hängende Kutſche. Sein gewöhnliches Lager iſt die Erde, worauf höchſtens ein Teppich ausgebreitet oder eine Hand voll Stroh geworfen wird. Bei ſeinen Mahlzeiten beobachtet er eine ſo große Mäßigkeit, daß man ſie beinahe für übertrieben halten möchte. Sein Benehmen iſt ſich immer gleich und ſehr anſtändig. Er iſt zuvorkommend und freundſchaftlich im geſelligen Leben; aber äuſſerſt ſtreng und unerbittlich im Dienſte. Seine Pflicht geht ihm über Alles. Er iſt ſehr beleſen, und ein eben ſo guter Taktiker als Litterator. Seine Lieblingswerke ſind die ſtrategiſchen; nach ihnen Polybius Virgil und Cicero.

Man ſchätzt die Bevölkerung des eigentlichen Georgien auf 60,000 Familien oder 360,000 Seelen, folglich ungefähr 120 auf die Quadratſtunde. Das iſt der Ueberreſt einer bedeutenden Bevölkerung, die nach und nach, durch die verſchiedenen Kriege, von denen das unglückliche Land heimgeſucht wurde, ſo weit aufgerieben worden iſt. Als 1816 Schah Abbas Georgien den Türken abnahm, denen es ſeit zwanzig Jahren gehörte, führte er 80,000 Familien oder beinahe eine halbe Million Menſchen mit ſich fort, mit denen er die entfernteſten Provinzen Perſiens bevölkerte. Unter Nadir Schah war die Entvölkerung noch beträchtlicher, und als Aga Mahomed Khan 1795 einen Einfall in dies Land machte, entführte er gleichfalls 20,000 Männer, die jetzt noch in Perſien ſich befinden. Fügt man dazu noch den beſtändigen Handel, den die Könige von Georgien und die übrigen Fürſten des Landes mit ihren Unterthanen trieben, die ſie, nach Gutdünken, an armeniſche und muſelmänniſche Spekulanten verkauften, ſo wird man leicht die Urſachen erkennen, durch welche dieſe ſonſt ſo reizende Gegend beinahe in eine Wüſte verwandelt worden iſt. Jetzt, wo dieſe vernichtenden Beweggründe nicht mehr beſtehen, darf man eine ſchnelle Zunahme in der Bevölkerung Georgiens erwarten.

Ich kann es nicht wagen, ſelbſt oberflächlich nicht, einen Ueberblick von der Bevölkerung der ehemaligen perſiſchen Provinzen, die jetzt zum ruſſiſchen Reiche gehören, zu geben. Bei der Beſitznahme durch letztere Macht, ſind viele Muſelmänner nach Perſien ausgewandert; aber ſeitdem ſind die meiſten, von der geſchickten Politik des Gouverneurs und von der Milde und Gerechtigkeit ſeiner Verwaltung angelockt, wieder zurückgekehrt.

Die Bevölkerung von Georgien, in ſeinen gegenwärtigen Grenzen, beſteht aus Georgiern, Armeniern, Tartaren und Perſern. Man erlaube mir ein flüchtiges Bild von dieſen Völkern, wie ich ſie ſelbſt geſehen, und wie ſie mir von Männern, die lange Zeit unter

*) In einem Augenblicke, wo die von dem Verfaſſer bereiſeten und beſchriebenen Gegenden der Schauplatz eines hartnäckigen Krieges zwiſchen Rußland und Perſien ſind, kann eine nähere Anſicht von demſelben unſern Leſern nicht anders als willkommen ſein.

ihnen gewohnt haben, geſchildert worden ſind, zu entwerfen. Der Georgier iſt von hohem Wuchs und ſtarker Leibesbeſchaffenheit. Seine Züge ſind im Allgemeinen ſchön, regelmäßig und ſcharf gezeichnet. Er hat ſchwarze, wohlgeſpaltene Augen, eine lange, meiſtentheils gerade Naſe, die weniger der römiſchen als der jüdiſchen ähnlich iſt. Ueberhaupt hat er viel Hebräiſches in ſeinem Aeuſſern. Sein Gang iſt ſtolz, manchmal von einer gewiſſen Körperwiegung begleitet, die ſeine Manieren, wo nicht geradezu beleidigend, doch ſehr auffallend macht. Bewohner eines Landes, das beſtändig den Einfällen der benachbarten Völker ausgeſetzt war, hat er ſich auf ſeine Vertheidigung allein beſchränken müſſen, ſei es nun gegen die Türken, die aus den Paſchaliks von Kars und Akalzike kamen, oder gegen die Perſer, die den Araxus überſchritten, oder gegen die Tataren und Lesgiten, die vom Kaukaſus herabſtürmten. Seine Stellung hat ihn alſo kriegeriſch gemacht; aber da er einer wenig bedeutenden Nation angehört, und genöthigt war, gegen ſehr zahlreiche Armeen zu ſtreiten, ſo hat er ſich mehr an den Partelgängerkrieg, als an den der regelmäßigen Schlachtordnung gewöhnt. In den perſiſchen Armeen bilderen die Georgier immer das vorzüglichſte Korps, die Schweizergarde der Könige von Perſien, von der ſie immer umringt waren, und der ſie die meiſten ihrer Siege verdankten. Der Georgier iſt tapfer, manchmal ſelbſt grauſam und hart; gaſtfreundſchaftlich, aber wenig zuvorkommend; leicht empfänglich und geweckt von Natur, aber demungeachtet von der auffallendſten Unwiſſenheit. Er hat zugleich alle Laſter und alle Tugenden des Soldaten.

Die georgiſchen Fürſten, die unter ihren alten Königen an ein beſtändiges Kriegführen gewöhnt waren, beginnen ihres ruhigen und müßigen Lebens unter dem moskovitiſchen Zepter bereits überdrüſſig zu werden. Wenn Rußland je durch die Umſtände genöthigt wäre, die ſeytiſchen oder ſunnitiſchen Muſelmänner, im Mittelpunkte ihres Reichs, in Aſien, anzugreifen, ſo würde es ihm ein Leichtes ſein, in Georgien in kurzer Zeit eine zahlreiche Armee aufzubringen, die, der europäiſchen Disziplin und Taktik unterworfen, mit zu den beſten Truppen dieſer Macht gehören dürfte.

Das Volk iſt im Allgemeinen mit der Landwirthſchaft und mit Handwerken beſchäftigt; der Handel wird von ihm vernachläſſigt. Wenn es nicht die Anmaßlichkeit hat, welche man bei den erſten Familien bemerkt, ſo äuſſert es ſich doch in Sprache, Geberden und Bewegungen äuſſerſt kriegeriſch. Die Weiber können als wahre Muſter der Schönheit betrachtet werden. Jene Regelmäßigkeit der Züge, von der die georgiſchen Bildſäulen uns das Modell gelaſſen haben, ein hoher, ſchlanker Wuchs, eine ſammetne, ſchneeweiße Haut, ein milder, ſeelenvoller, durchdringender Blick, das ſind die Reize, die Vorzüge der Georgerinnen. Ihr beſtändiges Zuſammenleben mit den Männern, die faſt immerwährend im Feldlager ſich befinden, hat ihnen einen Einfluß verſchafft, der ſich in Allem äuſſert, und der gewöhnlich ein Erbtheil der Anmuth des Geiſtes, der Heiterkeit des Karakters, und der Grazie des Körpers iſt.

Die Armenier, die in Georgien ſehr zahlreich ſind, haben hinſichtlich der Sitten und Gewohnheiten nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit den Georgiern. Die kriegeriſche Neigung der Letztern ſteht mit dem von Natur friedfertigen Weſen der Erſten im auffallendſten Kontraſte. Der Armenier iſt ein wenig kleiner, aber dicker als der Georgier. Seine Züge ſind eben ſo regelmäßig, ſeine Naſe durchaus gerade, ſein Blick ernſt und ſeine Miene nachdenklich und ergeben. Er vereinigt zwei Dinge in ſich, die ganz entgegengeſetzt zu ſein ſcheinen, patriarchaliſche Sitten und die Laſter der Sklaverei, oder der unbedingten Unterwerfung, in welcher er ſo lange gelebt hat. Wie zu den Zeiten Abrahams und Jakobs, iſt der Erſtgeborne, nach dem Vater, Herr und Gebieter und alleiniger Erbe. Seine jüngern Brüder müſſen ihm gehorchen, und ſeine Schweſtern ſind kaum mehr, als die Mägde des Hauſes. Die Einen und die Andern haben die größte Ehrfurcht vor ihrem Vater. Selten wagen ſie es, ſich vor ihm zu ſetzen, oder an ſeinem Tiſche zu ſpeiſen. Sie ſind ſeine ergebenſten Dienſtboten, und dem älteſten Sohne allein ſteht das Recht zu, den Fremden, der von ſeinem Vater gaſtfreundſchaftlich aufgenommen worden, bei Tiſche zu bedienen, oder ihm eine Erfriſchung, auſſer der gewöhnlichen Mahlzeit, anzubieten.

Man hatte mich an einen armeniſchen Kaufmann zu Nackſchiwan empfohlen. Bei meinem Eintritte in ſeine Wohnung ſtand er auf und umarmte mich, als wenn ich ihm ein alter Bekannter geweſen wäre, obgleich wir uns nie vorher geſehen hatten. Er führte mich in ſein ſchönſtes Zimmer, das, von dieſem Augenblicke an, für mich beſtimmt war, ließ ſogleich ein Bad bereit, einen Hammel ſchlachten, und lud alle ſeine Freunde und Bekannten zu einem Feſte ein, um die Ankunft des fremden Gaſtes zu feiern. Ich dachte an die Gebräuche der Hirtenvölker, faſt zu den Zeiten jenes ſtillen Wiegenlebens des menſchlichen Geſchlechts, wo die brüderliche Liebe um ſo inniger war, jemehr man einem und demſelben Stamme entſproſſen zu ſein glaubte. Man verbinde, mit dieſem Gemälde ſo einfacher Sitten, nun noch eine ſtrenge Sparſamkeit, eine bewunderungswürdige Ordnungsliebe, eine große Neigung zu den Geſchäften und viel Gewandtheit im Handel, und man hat einen Begrif von der guten Seite der Armenier.

Vielleicht würde man ihr keinen Kontraſt entgegen-

zuſtellen haben, wenn die Armenier, als unabhängige Nation, immer in ruhiger Lage ſich befunden hätten, und nur ihren eigenen Geſetzen unterworfen geweſen wären. Aber den Juden ähnlich und wie dieſe, ihre hiſtoriſche Erinnerungen an den Urſprung des Erdballs knüpfend, wie ſie, ſeit mehreren Jahrhunderten über ganz Aſien zerſtreut, ſind ſie immer despotiſchen Regierungen unterworfen geweſen, haben ſie in der Türkei, im alten Armenien, in ganz Perſien, Herren von einer andern Religion, als die ihrige, die keine andern Leiter, als ihre Leidenſchaften, keine andern Geſetze, als ihren Willen hatten, gehorchen müſſen. Luxus und Reichthum würden ihre Tyrannen nach ihren Schätzen lüſtern gemacht, und ihr Leben in Gefahr gebracht haben, und ſo ſind ſie verſteckt und geizig geworden. Ein gewagtes Wort, eine einzige Unvorſichtigkeit hätte ſie oft in Gefahr bringen können, darum ſind ſie ſehr einſilbig und ſchlau. Die Erkenntlichkeit gegen verungnadete Wohlthäter konnte ſie kompromittiren, deshalb haben ſie ſich manchmal undankbar gezeigt. Da ihnen der Weg zu allen Ehrenſtellen in den muſelmänniſchen Landen verſperrt war, ſo iſt Gewinnſucht der alleinige Hebel aller ihrer Handlungen geworden. Der Handel von Tiflis und ganz Georgien befindet ſich faſt ausſchließlich in ihren Händen, und Alles läßt vermuthen, daß ſie in wenigen Jahren den Verluſt, den ſie durch die Plünderung von Tiflis erlitten, verſchmerzt haben werden.

Die Tataren, die in den ruſſiſchen Provinzen jenſeits des Kaukaſus ſehr zahlreich ſind, bilden die eigentliche Kaſte der Handelsfuhrleute Sie dienen auſſerdem noch als Schäfer, Kutſcher und Stutereiaufſeher. Die meiſten von ihnen führen, aus natürlicher Neigung, ein halb ſitzendes, halb herumirrendes Leben. Mit Frühlingsanfang verlaſſen ſie ihre Dörfer, um die reine Gebirgsluft einzuathmen und dort ihre Heerden weiden zu laſſen. Sie kehren zu Ende Septembers wieder in jene zurück. Ihre Nahrung iſt ſehr einfach, und beſteht hauptſächlich aus Milch und Pillau. Die Pferdemilch iſt ihr gewöhnliches Getränk. Ihre Weiber ſpinnen die Wolle ihrer Heerden, und weben Teppiche, die der Dauerhaftigkeit der Farben und ihres niedrigen Preiſes wegen ſehr geſucht werden. Die Tartaren ſind im Allgemeinen ſanft und hängen mit großer Vorliebe an Rußland. Da ſie in einem offenen Lande leben, ſo fällt es ihnen nicht ein, den Perſern, als ihren Herren, den Vorzug zu geben, ſelbſt wenn nicht die Verſchiedenheit der Sekte ein unüberſteiglicher Beweggrund des Abſcheus für ſie wäre.

Auſſer dieſen ebenerwähnten drei Völkern, gibt es in den Provinzen von Nucha, Gendge, Karabach, Schirwan und Dageſtan eine große Zahl Perſer, die, ſeitdem ſie Rußland unterworfen ſind, zwar keinen Beweggrund zur Auswanderung gefunden haben, abe demungeachtet weder ihre eigenthümlichen Sitten noch ihren Nationalkarakter verändert haben. Das Gemälde, das ich von ihnen aufſtellen will, ſchildert ebenfalls den größten Theil der Bewohner des übrigen Perſiens.

Der Perſer iſt bräunlich und von ziemlich hoher Geſtalt. Sein Geſicht iſt länglich, ſeine Augen feurig und lebhaft, ſein Bart faſt immer lang und dick, ſein Gang lebhafter und ſeine Haltung weniger ernſt, als die der Türken.

Wenn ich eine Vergleichung zwiſchen beiden Nationen aufſtellen wollte, ſo würde ich ſagen, daß der Türk, ungeachtet ſeiner vollkommenen Ergebung in den Willen des Kalifen, dennoch all den Muth bewahrt, den der Fatalismus gewährt. Er unterwirft ſich einem Despoten, aber er glaubt nur dem Nachfolger des Propheten zu gehorchen, folglich entartet er durch ſeine Knechtſchaft nicht. Seine Vorurtheile und die Erinnerung ſeiner frühern Siege haben bei ihm den kriegeriſchen Geiſt erhalten. Er iſt manchmal grauſam und barbariſch, aber ſein Herz iſt nicht der Dankbarkeit und allen edeln Gefühlen verſchloſſen.

Stellen wir ihm nun den Perſer ſo gegenüber, wie ihn die Reiſenden und alle Diejenigen, welche mit ihm gelebt haben, ſchildern. Seit einem Jahrhundert an fremde Einfälle in ſeinem Vaterlande gewöhnt, leidend den tatariſchen, turkomanniſchen oder afganiſchen Oberhäuptern gehorchend, betrachtet er ſich von der Vorſehung für die Sklaverei und die Unterwerfung beſtimmt. Alle ſeine neuern Erinnerungen ſind nur drückend und beinahe entehrend für ihn. Sein Widerſtand, ſo oft er ihn in Anwendung zu bringen ſuchte, iſt immer nichtig geweſen und hat ſich nur zu ſeinem Nachtheil gewendet. Er iſt müßiger Zeuge der Zerſtörung und Plünderung ſeiner Städte, der Ermordnng ſeiner Brüder geweſen, er hat ſich ſeine Güter und Koſtbarkeiten rauben laſſen, und ſein Daſein iſt ihm ſelbſt zur Laſt geworden; demungeachtet hat er es ſich oft durch die ſchmählichſten und ſchimpflichſten Mittel zu erhalten geſucht. Dieſer Zuſtand der Dinge hat das Volk gänzlich demoraliſirt. Bei ihm iſt kein Wort wahr, kein Schwur heilig. Er verſichert heute eine Sache, morgen gerade das Gegentheil davon. Er iſt kriechend vor den Mächtigen, unverſchämt und hart gegen den Schwachen. Was verſchlägt nach dem Allem noch ſein natürlicher Verſtand, ſeine auſſerordentliche Leichtigkeit, Alles zu erlernen und zu begreifen, ſeine raſchen Fortſchritte in den mechaniſchen Künſten, in den Wiſſenſchaften und in Allem, was nur einigen Bezug auf den Unterricht hat? Dieſe Naturgeſchenke ſind nur zu bedauern, ſo,

bald Derjenige, der sich ihrer erfreut, weder Grundsätze noch Tugend hat.

Es thut mir leid, die Perser so ungünstig schildern zu müssen, und es ist mir deshalb um so angenehmer, anerkennen zu dürfen, daß es auch unter ihnen Männer gibt, die in mehrfacher Hinsicht der höchsten Achtung würdig sind. Unter diesen Ausnahmen zeichnet sich vorzüglich der vermuthliche Thronerbe des Schah, Abbas Mirza *) aus, dessen Edelmuth und erhabene Neigungen nur darauf hinzielen, die Sitten und überhaupt die Lage eines Volks umzugestalten, das er einst beherrschen soll. Zudem habe ich oben nur derjenigen Perser gedacht, welche in den Städten wohnen, und das Gemälde muß einigen Abänderungen unterworfen werden, wenn die Rede von denen ist, die noch ein Nomadenleben führen.

Die Kurden haben nicht dieselben Sitten, wie die Tataren oder die Turkomannen, aber unter den verschiedenen Völkern, die Persien mit ihren Horden durchwandern, zeichnen sie sich durch ihren unabhängigen Karakter, ihre Plünderungsliebe, und, wie als Entschädigung, durch ihre große Ehrfurcht gegen die Gesetze der Gastfreundschaft, ihre regelmäßigen und einfachen Sitten, und hin und wieder durch einige wirklich erhabene Gefühle und Gesinnungen aus.

(Beschluß folgt.)

Erinnerungen eines nach Neu-Süd-Wales Verbannten.

(Fortsetzung.)

Der Bodikut ist ein kleines Thier, nicht ganz so groß als ein Kaninchen, aber sehr fett und viel besser. Er wohnt in hohen Bäumen, klettert sehr hoch in ihnen hinauf und verläßt seinen Schlupfwinkel nie am Tage, sondern nur bei Nacht. Die Eingebornen ertappen ihn auf folgende Weise. Sie suchen zuerst einen Baum, wo das Thier die Spur seiner Pfoten zurückgelassen, wonach einer von ihnen hinanklettert, um es aufzuscheuchen. Die Bäume dieses Landes sind ganz anders, als bei uns. Die Zweige beginnen höher am Stamm, wo sie sehr zahlreich und dicht belaubt sind. In dem Maße, als der Jäger hinanklettert, haut er mit seinem Tomehack ein kleines Loch in den Stamm, um sich mit Fingern und Zehen darin festhalten zu können, bis er endlich die Höhlung erreicht, die gewöhnlich sehr hoch am Baum beginnt. Er hält einen sehr langen Spieß zwischen den Zähnen, steckt ihn in die Oeffnung und sucht damit den Grund zu erreichen. Ist dies nicht möglich, so steigt er selbst in die Höhlung, und sondirt sie beständig mit seiner Lanze. Hat er den Grund entdeckt, so macht er ein Loch in den Stamm, groß genug, um den Bodikut durchschlüpfen zu lassen. Will demungeachtet das Thier nicht hinaus, so holt er Feuer, und wirft es hinein, wonach der Bodikut schnell hinauseilt, aber von den Gefährten des Jägers erwartet wird, die ihn mit ihren Hunden überfallen und bald tödten.

Haben sie nun fünf oder sechs solcher Thiere gefangen, so ziehen sie ihnen die Haut ab, und werfen sie, ohne die Eingeweide herauszunehmen, in ein großes Feuer, das sie deshalb besonders angezündet haben. Sobald das Fleisch nur ein wenig gar ist (denn sie warten nie, daß dies vollkommen geschehe), ziehen sie es wieder aus der Asche hervor, zerreissen es mit den Händen, theilen es unter sich und verschlingen es mit großer Gier. Was sie übrig lassen, macht sodann die Mahlzeit der Weiber aus. Während sie die Knochen benagen, schüren die Männer das Feuer stärker an, tanzen darum und suchen sich gegenseitig durch ein wildes Geschrei zu belustigen. Nach einer solchen Jagd bemerkt man die Spuren derselben leicht, denn die Bäume, in welche sie das Feuer geworfen haben, entzünden sich, und der Brand wird oft bedeutend, sobald andere Bäume in der Nähe stehen. Oft spräben die Flammen zu dem Loche, durch welches der Bodikut hinausgetrieben wird, gerade so wie zu unsern Schornsteinen, wenn sich der darin befindliche Ruß entzündet hat, hervor.

Es gibt unter den Eingebornen eine von der oben erwähnten ganz verschiedene Race. Man nennt sie die „Wasserwilden", weil sie viel im Wasser leben, und sich vorzüglich mit dem Fischfang beschäftigen. Sie kommen sehr oft nach Sidney, wo sie den Markt mit guten Fischen versorgen, deren es im Meer und in den Flüssen in großer Menge gibt. Eine Gattung davon, Mullet genannt, die sechs bis sieben Pfund wiegt, ist vorzüglich gut. Man kann sie ohne Fett braten, ihr Fleisch ist weiß und zart und ein ganz vortreffliches Essen. Die Eingebornen fangen diesen Fisch auf folgende Weise. Sie gehen längs dem Wasser, bis sie einen ziemlich großen bemerken, der wenigstens vier oder fünf Pfund schwer sein mag, nach welchem sie ihren Spieß werfen und ihn sehr geschickt durchstechen. Dieser Fisch ist zu Sidney sehr wohlfeil, weil ihn die Wilden in großer Menge bringen. Für ein vierpfündiges Brot geben sie so viel, daß sich fünf bis sechs Personen davon satt essen können. Die Austern sind gleichfalls sehr häufig, und dazu noch viel größer und schöner, als ich sie je in Europa gesehen habe.

Unsere Regierung hat alles Mögliche angewendet,

*) Man sehe Unterhaltungsblätter, dritter Jahrgang, No. 42. S. 677.

um die Landeseingebornen zahm zu machen und sie zu zivilisiren, aber es ist ihnen nicht immer gelungen, weil sie ihre Freiheit über Alles lieben. Zu Paramatta z. B. hat man eine Schule eröffnet, in welcher man sie lesen lehrt und in einigen europäischen Gebräuchen unterrichtet. Man nimmt darin die Kinder in einem Alter von acht Jahren auf, und läßt so selten als möglich ihre Verwandten zu ihnen. Das Gebäude ist von einer hohen Mauer umgeben, und die Eltern der in der Anstalt befindlichen Kinder können nur mit besonderer Erlaubniß des Vorstehers hineingelassen werden. Zweimal jährlich kommen sie auf dem großen Platze mit ihren Kindern zusammen, wo ihnen der Statthalter eine gute Mahlzeit zubereiten läßt. Bei dieser Gelegenheit wird ein ganzer Ochs gebraten und Jeder bekommt so viel Plumpudding, als er nur immer essen kann. Jedes Kind hat eine Pinte Bier und eine Ration Tabak vor sich. Dies Mahl ist zu Paramatta ein großes Fest, zu dem viele tausend Wilde herbeiströmen. Die Kinder, die neben ihren Eltern sitzen, scheinen sehr vergnügt, sie zu sehen, aber diese äussern weder Freude noch Behaglichkeit. Sie scheinen nur des Essens wegen gekommen zu sein. Die Kinder werden gut gekleidet, gut genährt und behandelt. Ungeachtet alles dessen entlaufen sie aus der Schule, sobald sie nur entwischen können, und sobald sie sich in Freiheit befinden, werfen sie ihre Kleider ab und kehren nackt in die Wälder zurück. Wenn die Eltern sie wiederfinden, so bringen sie sie manchmal zurück, aber das geschieht nicht oft.

Ich erinnere mich eines dieser Wilden, den man Benklong nannte, und der vor einigen Jahren von Neu-Wales nach England kam. Er war der Erste, den man je in Europa gesehen. Man veranstaltete ihm zu Ehren mehrere Feste, und er wurde dem König so wie den vornehmsten Herren des Landes vorgestellt. Die Meisten machten ihm bedeutende Geschenke, was ihm anfänglich sehr wohl gefiel, aber bald langweilten ihn die großen Herren eben so sehr, als sie ihn zuerst vergnügt hatten, er wurde Altengland überdrüssig, und redete nur von der Rückkehr nach seinem Vaterlande. Der König wollte ihn nicht gegen seinen Willen zurückhalten, und ertheilte ihm die Erlaubniß, sich wieder einzuschiffen. Seine Lage am Bord war die glücklichste, die man sich nur denken konnte. Er speisete an der Tafel des Kapitains, war nach der neuesten Mode und im feinsten Tuch gekleidet, und man bot Alles auf, ihn zu vergnügen und ihm die Zeit zu verkürzen. Dabei brauchte er weder Hand noch Fuß zu rühren; ausgenommen, wenn ihm das selber Spaß machte. Demungeachtet schien er nicht zufrieden zu sein. Nach seiner Ankunft zu Sidney wurde er von dem Statthalter wie ein alter Freund aufgenommen, er speisete, nach dem ausdrücklichen Befehl des Königs, an seiner Tafel und wurde auf's Zuvorkommendste behandelt. Aber so viele Mühe man sich auch geben mochte, ihm diese Lebensart angenehm zu machen, so konnte man es doch nie dahin bringen. Er langweilte sich und wurde von Tag zu Tag immer trauriger. Endlich an einem schönen Morgen warf er seine Kleider von sich, und lief nackt, wie seine lieben Landsleute, in den Wald von Sidney. Von Zeit zu Zeit kehrte er wieder in die Stadt zurück, um den Statthalter zu besuchen; aber es war unmöglich, ihn je zu bewegen, auf sein wildes Leben zu verzichten, und wieder in sein vorheriges Verhältniß zurückzukehren. Einige Zeit hernach starb er im Walde. Der Statthalter ließ ihn auf einem kleinen Vorgebirg unweit Sidney begraben und ihm einen Denkstein errichten. Der Ort erhielt den Namen Benklong's-Spitze.

Es gibt viele merkwürdige Thiere im Lande, doch habe ich unter ihnen allen kein reissendes gesehen. Ich kenne dort nur zwei, die giftig sind, nämlich eine Gattung Blindschleiche und ein kleines Thier, das sehr viele Füße hat, und das man deshalb den „Hundertfuß" nennt. Ich habe drei Arten Blindschleichen gesehen, von denen die eine so glänzend ist, daß man sie den Diamant genannt hat. Eine andere ist aschfarben und eine dritte ganz schwarz. Diese letzte ist die größte von Allen. Ich habe eine todte gemessen. Sie war vier Ruthen lang und maß einen Fuß im Umfang, wo der Leib am dicksten war. Alle diese Blindschleichen haben eine durchdringende Stimme, aber sie sind taub. Sie ergreifen zuerst die Flucht, sobald sie einen Menschen erblicken, aber wenn sie nicht mehr weiter fliehen können, so krümmen sie sich, recken den Kopf in die Höhe und pfeifen sehr laut. Darauf strecken sie ihren Hals aus, der sehr dick wird, und stürzen sich auf ihren Verfolger, und wenn sie ihm einen Stich mit ihrer Zunge beibringen können, so ist es um ihn geschehen und er muß noch an demselben Tage sterben. Es gibt jedoch ein Mittel, den traurigen Folgen eines solchen Bisses zuvorzukommen, aber man muß es auf der Stelle in Anwendung bringen. Es besteht darin, mit einem Messer den verletzten Theil wegzuschneiden, und sich die Wunde von einem Wilden aussaugen zu lassen.

Der Hundertfuß, das andere giftige Thier, bewohnt gewöhnlich vertrocknetes Holz, wie die Wurzel abgestorbener Bäume. Er ist beinahe ganz schwarz, ungefähr sechs Zoll lang und einen Zoll dick. Seine Füße sind klein und in großer Menge, regelmäßig hintereinander unterm Bauch befindlich. Es gibt eine große Menge dieser Thiere, und sie sind sehr gefährlich. Sie halten sich gewöhnlich, wie ich

ſchon geſagt habe, im trockenen Holz auf; und wenn man das Unglück hat, darauf zu treten oder es mit der Hand zu berühren, um es zum Verbrennen zuſammenzuraffen, ſo ſchieſſen ſie hervor und verwunden mit ihrem Stachel. Nimmt man nicht ſogleich die beſten Maßregeln, um das Gift fortzuſchaffen, ſo ſetzt ſich der Brand in die Wunde und man muß daran ſterben.

Ein angenehm zu jagendes Thier iſt das Kangaru. Sein Lauf iſt ſehr ſchnell. Es ſchnellt ſich mit ſeinen Hinterfüßen zurück und macht einen großen Sprung von acht bis neun Ruthen. Die beiden Vorderfüße berühren die Erde nicht. Um ſeiner habhaft zu werden, bedient man ſich der Hunde von der europäiſchen Race der Windſpiele, aber ein wenig größer und ſtärker. Iſt man mit ihnen im Walde angelangt, ſo kann man ihnen, ſelbſt zu Pferde, nur ſchwer folgen. Sie laufen oft zwei Stunden lang in einem Athem, und ſobald ſie das dichte Gehölz erreichen, verliert man ſie ganz aus dem Geſichte. Es bleibt nun nichts anders übrig, als ruhig abzuwarten, bis ſie wieder erſcheinen, oder ſie zu rufen. Im Fall ſie ſich gleich einſtellen, kann man gewiß ſein, daß ſie die Spur des Kangaru verloren haben, weil ſie ſonſt nicht eher nachlaſſen, bis ſie es erreicht und getödtet haben, was man ſehr leicht wiſſen kann, wenn man ihre Schnauze betrachtet und ſie mit Blut und Haare überdeckt ſieht. Sind die Hunde nun gut abgerichtet, ſo führen ſie den Jäger zu der Stelle hin, wo ſie ihre Beute gelaſſen haben.

Die Eingebornen bedienen ſich zu dieſer Jagd einer andern Art Hunde, weil es ihnen ſehr ſchwer wird, ſich jene zu verſchaffen. Ich habe einen davon für zehn Guineen verkaufen ſehen. Ihre Hunde ſind den Füchſen ähnlich, deren Augen und Schnauze ſie haben. Sie ſind ſehr wild und richten oft große Verheerungen unter den Heerden an. Ein Einziger davon erwürgt oft zwanzig bis dreißig Hammel in einer Nacht. Er ergreift ſie an der Gurgel, beißt ſie durch, tödtet ſie auf dieſe Weiſe und ſaugt ihnen das Blut aus. Ich habe eine junge Hündin von dieſer Gattung gehabt, und ſie ein Jahr lang behalten. Als ich ſie zum Geſchenk erhielt, war ſie noch nicht ſechs Wochen alt. Demungeachtet war es mir unmöglich geweſen, ſie auf irgend eine Weiſe abzurichten oder mir gehorchen zu machen. Sie brachte alle meine Hühner um, ſoff ihre Eier aus, biß Jedermann, und ich ſah mich genöthigt, ſie abzuſchaffen. Ich gab ſie einem meiner Freunde, der ſie ſehr hübſch fand und mich darum gebeten hatte.

Ein anderes, ziemlich allgemeines Thier iſt die einheimiſche Katze. Ihr Fell iſt dunkelbraun und weiß gefleckt. Sie iſt ſo groß wie unſere europäiſchen Katzen und ihnen im Ganzen ſehr ähnlich, aber ihre Schnauze iſt ſpitz, eben ſo wie die des Hundes. Sie haben eine große Vorliebe für alles Geflügel und richten oft große Niederlagen unter Hühnern, Tauben u. ſ. w. an. Zudem ſind ſie ſo wild, daß man nie eine davon hat zahm machen können.

Auſſer dieſen Thieren gibt es noch eine Gattung, die man den „fliegenden Fuchs“ nennt. Er iſt dem europäiſchen Fuchs ziemlich ähnlich, aber nicht ganz ſo groß. Er hält ſich nur auf Bäumen auf, und man ſieht ihn jeden Augenblick ſich von einem Baum zum andern ſchnellen, wobei er ſeine Flügel ausbreitet, die von derſelben Form wie die unſerer Fledermäuſe ſind. Es gibt auch fliegende Eichhörnchen, die ebenfalls auf den Bäumen hauſen, und die etwas größer als die unſrigen, ſonſt aber in Allem ihnen ähnlich ſind, ausgenommen, daß ſie Flügel haben. Man ſieht viele derſelben, die ganz ſchwarz ſind.

Aber das ſonderbarſte und intereſſanteſte von allen Thieren, die man in den Waldungen von Neu-Wales findet, iſt eine Art Opoſſum, die man „Opoſſum mit dem Ringſchwanze“ nennt. Es iſt von derſelben Farbe wie unſere Ratten und ungefähr ſo groß wie ein Kaninchen. Es hängt ſich mit ſeinem Schwanz an die Zweige, und ſchleudert ſich auf dieſe Weiſe von einem Baum zum andern. Es iſt ſehr ſanft und geduldig, man zähmt es mit leichter Mühe, macht ein Hausthier daraus, und es wird ſodann eben ſo zuthätig und liebkoſend wie ein Hund. Drückt man mit dem Finger auf die Spitze ſeines Schwanzes, ſo rollt es denſelben ſogleich darum, und balanzirt ſich wohl eine Stunde lang, wenn man es immer geſchehen laſſen mag. Nichts iſt häufiger, als ſie auf dieſe Weiſe von ihren Eigenthümern in den Straßen von Sidney tragen zu ſehen.

Hinſichtlich der Vögel kann man ſicherlich nicht behaupten, daß es daran zu Botany Bay gebricht. Die Papageien unter andern ſind ſehr ſchön und von ſehr verſchiedenartigen Gattungen. Die, welche ich geſehen habe, lernen nicht ſchwatzen, aber ſie pfeifen und haben ein großes Talent, die ſchönſten Stückchen zu erlernen. Wenn ſie irgend eine Melodie drei- oder viermal gehört haben, ſo pfeifen ſie dieſelbe ſo richtig nach, wie der beſte Virtuoſe auf Smithfields-Markt. In ihrem Zuſtande der Freiheit befinden ſie ſich immer in großer Geſellſchaft, wie bei uns die Dohlen oder die Lerchen. Die verſchiedenartigen Gattungen vermiſchen ſich nicht. Sie freſſen das türkiſche Korn ſehr gern, und wenn ein Schwarm ſich auf ein Maisfeld niederläßt, ſo kann man gewiß ſein, daß nicht viel übrig bleibt. Eine andere Gattung, die dem Kakadu ähnlich iſt, hat Sprachkenntniß, und kann Engliſch in zwei oder drei Monat lernen. Ich habe viele Papageien in England geſehen, aber keiner kann ſo ſchwatzen wie dieſe. Es gibt zwei Arten, weiße und ſchwarze. Die weißen ſind die ſchönſten und die

beſſen Reduer. Sie werden ſehr hoch geſchätzt, und wer nicht muß, gibt ſich mit den ſchwarzen nicht ab, denn ſie haben harte Köpfe und nicht viel Grütze darin. Man ſieht ſie häufig im Innern des Landes. Wenn ſie ſich plötzlich in großer Menge zeigen, ſo iſt das ein ſicheres Zeichen von nahem Regenwetter. Der Kakadu iſt dem Landwirth eben ſo nachtheilig, als der Papagei; er ſchont ſein Getreide nicht.

Etwas, das man nur in dieſem Lande ſieht, ſind die ſchwarzen Störche. Sie ſind in eben ſo großer Menge vorhanden, als die Enten, die Gänſe und viele andere Waſſervögel. Die Schnepfen ſind eine ganz gemeine, aber nichtsdeſtoweniger vortreffliche Koſt. Ich muß noch eines Vogels gedenken, den man nur im Innern ſieht, und den wir Koloniſten den „Gefährten der Eingebornen“ nennen. Er iſt ſo groß wie ein Faſan, und hat die Farbe eines Rebhuhns. Er fliegt nicht, aber er läuft ſehr ſchnell und man kann ihn zähmen wie unſere Hofhühner. Sein Fleiſch iſt zart und ſaftig, und er iſt das Mittelding zwiſchen Geflügel und Wildpret, aber er iſt noch beſſer als beides. Es gibt noch einen andern Vogel, der zwar nicht gegeſſen werden kann, aber den man ſeiner unvergleichlichen Schönheit wegen hochſchätzt, und deshalb den „Paradiesvogel“ nennt. Sein Körper iſt ſo groß wie der einer Henne. Er hat eine Tulle auf dem Kopf, und einen langen Schwanz, der dem des Pfauen ähnlich iſt. Sein Gefieder iſt tauſendfarbig, ſehr glänzend und eben ſo reich als prächtig. Er iſt ſelten und eben nicht leicht zu fangen.

(Beſchluß folgt.)

Statiſtiſche Ueberſicht von Chili.

(Beſchluß.)

V. Boden und Erzeugniſſe.

Der Boden von Chili iſt ſehr fruchtbar, aber dieſe Fruchtbarkeit iſt nicht überall dieſelbe. Von Weſten nach Oſten wird ſie immer größer, je weiter man ſich vom Meere entfernt. Die Küſten ſind weniger reich, als die mittlere Gegend, und dieſe weniger, als die Thäler in den Anden, wo Pflanzen und Thiere von auſſerordentlicher Stärke und Schönheit ſind; aber dieſe Thäler werden nur von Nomadenhirten bewohnt und ſind nie kultivirt worden. In der Richtung von Norden nach Süden vermehrt ſich die Fruchtbarkeit ebenfalls, jemehr man nach letzterm vordringt. Dieſe allmälige Zunahme ſcheint jedoch nicht am Boden, ſondern am Klima zu liegen, das immer feuchter wird, jemehr man ſich vom Aequator entfernt. Die große Sonnenhitze und der Mangel an Regen ſind die Urſache der gänzlichen Verödung des flachen Landes in den nördlichen Provinzen. Der Boden längs den Küſten iſt braunroth und beſteht aus Thon mit etwas Mergel vermiſcht. Im Innern und in den Anden iſt die Erde ſchwarz und locker, mit kleinen Steinen und Meerſubſtanzen vermiſcht. Sie bleibt ſo bis auf eine beträchtliche Tiefe.

Von der Wüſte Atacuma bis Coquimbo ſieht man nicht die geringſte Spur von Vegetation, auſſer in den Thälern. Der Boden iſt nichts als glühender, unfruchtbarer Sand. Von Coquimbo bis Valparaiſo erblickt man auf den Flächen nur hin und wieder einige vereinzelte, ärmliche Bäume und etwas Gras von grauer oder rother Farbe. Zu Valparaiſo bedecken ſich die Hügel mit traurigem Geſträuch und einem dünnen Raſen. Nur in der feuchten Region, jenſeits dem Maula, ſieht man hübſche Bäume und grünes Gras.

Die Thäler in den Anden ſind nicht kultivirt, ſondern mit fetten Weiden und herrlichen Wäldern bekleidet. In dieſen letztern findet man rothe Zedern, Fichten, Zipreſſen, Pellinen, Quillaien, Lorbeer- und Palmbäume. Der Pellin und Quillai geben ein rothes, hartes Holz. Der erſte iſt hundert Fuß hoch, die Rinde des andern macht das Waſſer ſeifenartig. Der Palmbaum von Chili trägt Kokosnüſſe von erfriſchendem Geſchmack. Der Lorbeerbaum wird ſo groß, daß man ihn zu Baubolz gebrauchen kann. Von allen Baumgattungen iſt die Fichte die ausgezeichnetſte. Sie erreicht oft eine Höhe von 260 Fuß, und ihr Harz hat den Geruch des Weihrauchs. In dieſen majeſtätiſchen Waldungen leben auch die eingebornen Thiere, die von denen aus Europa eingebrachten aus den untern Regionen verdrängt worden ſind. Unter ihnen zeichnen ſich vorzüglich aus: die Vigogna, deren ſchöne und lange Wolle von ſo großem Nutzen werden könnte; der Huegua und Guanaco, die von den Indianern als Saumthiere gebraucht wurden, und deren ſich die Araukaner noch jetzt zu dieſem Zwecke bedienen; der Guemul, der die Geſtalt eines Eſels hat, ausgenommen daß ſeine Hufe geſpalten und ſeine Ohren kurz ſind; der Chingha, der, ſobald er verfolgt wird, einen ſtinkenden Wind fahren läßt, den man auf eine Viertelſtunde weit verſpürt; der Pagi, der halb Löwe halb Tieger iſt und Pferde mit Wuth anfällt; der Chinchilla und der Viscaccia, die man ihres koſtbaren Fells wegen fängt. Dort auch ſieht man den Kondor, der von allen bekannten Vögeln ſich am höchſten in die Luft emporſchwingt.

Die untere Region von Chili bietet andere Erzeugniſſe und einen andern Anblick dar. In den feuchten Gegenden, ſüdlich am Maula, ſind alle europäiſchen Fruchtbäume vollkommen gediehen und haben ſich auſſerordentlich vermehrt. Man findet, vermiſcht mit den

urſprünglichen Gattungen, den Kaſtanien-, Aepfel-, Birnen-, Pfirſich-, Oel-, Feigen-, Zitronen-, Orangen-, Mispel- und Quittenbaum. Die Pfirſiche und Quitten werden ſehr groß, die Oliven ſind ebenfalls vortrefflich, und das Oel, das man aus ihnen preßt, iſt eins der vorzüglichſten Erzeugniſſe des Landes.

Die Kultur beſchränkt ſich allein auf die untern Thalgründe, und obgleich dieſer Theil des Landes, im Vergleich mit ſeiner ungeheuern Oberfläche, nur unbedeutend iſt, ſo bringen ſie doch ſo viel hervor, daß ihre Erzeugniſſe einen ſehr beträchtlichen Ausfuhrartikel bilden. Die vorzüglichſten davon ſind Wein und allerlei Arten Getreide, Hanf, Flachs, Gemüſe u. ſ. w. In den nördlichen Thälern baut man auch Zuckerrohr, Kaffe und Kakao.

Die Ebenen in den feuchten Gegenden, ſo wie die am Fuße der Anden und die Thäler dieſes Gebirgs, nähren ſehr große Heerden Ochſen, Pferde, deren Race beſonders geſchätzt wird, Mauleſel, Schafe und eine geringe Zahl Ziegen und Schweine. Die große Wohlfeilheit des Fleiſches läßt den Fiſchfang vernachläſſigen, obgleich das Meer an den Küſten von Fiſcher aller Art wimmelt. Das Salz kriſtalliſirt ſich an den Mündungen einiger Flüſſe und am Ufer der See längs der Küſte.

Die trockene Region, die von der Natur eben nicht zum Beſten bedacht worden, iſt ſehr reich an Minen, obgleich man in allen Provinzen von Chili mit leichter Mühe auf alle Metalle graben kann. Man findet das Gold in den Ebenen, im Sande der Ströme und in noch größerer Menge in den Hügeln und Bergen. Die Silberminen ſind ſeltener und es gibt deren nur einige im Hochgebirg. Die berühmteſte iſt die von Uspallata auf dem Wege aus Chili nach Buenos-Ayres. Kupfer iſt in Ueberfluß vorhanden; man kann den Lagen dieſes Metalls von den Grenzen Perus bis zum ſüdlichen Ende von Chili folgen; die reichſten Minen ſind jedoch die von Coquimbo und Copiapo. Auſſerdem gibt es auch Eiſen-, Blei-, Merkur-, Arſenik-, Magneſia-, Spießglas- und Zinoberminen. In den Bergen findet man verſchiedenen Marmor, Porphir, Bergflachs (Amianth), Schwefel und verſchiedene Arten Bergharz oder Erdpech. Die Thonufer des Maula ſind von blendender Weiße. In der Nähe von Conception gräbt man auf Steinkohlen von vorzüglicher Güte.

VI. Bevölkerung.

Die Bewohner der Republik Chili ſtammen von zwei verſchiedenen Racen, den Eingebornen und den Europäern, ab. Die Farbe der Erſtern iſt kupfrig und ihr Barthaar iſt ſehr ſchwach. Die, welche in der Ebene wohnen, ſind von der Größe der Europäer, aber die, welche ſich beſtändig in den Bergen aufhalten, ſind größer und ſtärker. Die vom Stamme der Puelchas meſſen nie unter 5 Fuß 6 Zoll und oft über 6 Fuß 3 Zoll. Ihre Bruſt iſt ſehr breit und Hände und Fuße ſehr klein. Die Indianer und die Weißen von ganz unvermiſchtem Blut bilden nur einen kleinen Theil der Bevölkerung nördlich vom Biobio; die eigentliche Maſſe der Nation iſt die Mittelrace, die von der Vermiſchung der beiden andern abſtammt. Man bemerkt darunter Halb-, Drittel-, Viertel- und Achtelweiße. Die aus Afrika herübergebrachten Sklaven bilden eine vierte Race. Nach einer Verordnung der Regierung vom 25. Juni 1823, werden alle Kinder der Neger, von ihrer Geburt an, als Freie und Bürger der Republik betrachtet.

Es iſt ſehr ſchwer, genau die Bevölkerung von Chili zu beſtimmen. Die des unabhängigen Theils iſt durchaus unbekannt, und über die des Landes nördlich vom Biobio ſind die Schätzungen ſehr verſchieden. Der amerikaniſche Atlas ſchlägt ſie zu 1,200,000 Seelen an. Nach der Angabe der Regierung, um als Baſis bei den Deputirtenwahlen zum Kongreß zu dienen, betrug ſie 1823 nur 750,000 Seelen. Caldeleugh beſtimmt ſie in ſeiner Reiſe auf 600,000 Seelen ohne die Neger und unvermiſchten Indianer. Schmidtmeyer meint ſogar, daß man ſie auf 400,000 reduziren könne. Nach ihm beträgt die Bevölkerung aller Städte, mit Einſchluß von Valdivia, nicht über 100,000 Seelen. Die Dörfer ſind nicht beträchtlich und nur auf der Straße von San-Jago nach Conception in geringer Entfernung von einander. In den übrigen Theilen des Landes ſieht man nur zerſtreute Meiereien und elende Weiler. Nimmt man nun 600,000 Seelen als Baſis der Bevölkerung an, ſo würde das Land jenſeits dem Biobio, das beinahe ein Drittel vom Ganzen bildet, deren ungefähr 200,000 enthalten. Fügt man nun noch 30,000 für den Archipel von Chili und die übrigen Inſeln hinzu, ſo ergibt ſich für die Bevölkerung des ganzen Landes ein Maximum von 830,000 Seelen, folglich kaum 38 auf jede Quadratſtunde.

Häckerling.

Die hiſtoriſchen Erinnerungen Ségurs ſind ſo reich an treffenden und intereſſanten Zügen, daß man in der Wahl derſelben verlegen ſein kann. Unter den vielen Anekdoten iſt uns vorzüglich eine aufgefallen, deren Wahrheit wir mit dem Verfaſſer nicht unbedingt verantworten mögen, die uns jedoch bezeichnend genug ſcheint, um einen Begriff von dem Geiſte zu geben, der noch unter Katharina II am ruſſiſchen Hofe herrſchend war.

Ein sehr reicher Ausländer, Namens Suderland, der Hofbanquier und in Rußland eingebürgert war, stand lange bei der Kaiserin in ziemlicher Gunst. Eines Tages sah er plötzlich sein Haus von Soldaten umringt, und der Polizei-Inspektor verlangte ihn zu sprechen.

Mein lieber Freund, sagte er zu dem bestürzten Banquier, es ist mir sehr schmerzlich, von meiner gnädigen Kaiserin mit einem Sie betreffenden Befehl beauftragt zu sein, dessen Strenge mich ausser mir gesetzt hat, der ich aber leider unbedingt gehorchen muß, wie schwer mir das auch immerhin fallen mag. Ich weiß nicht, durch welches ausserordentliche Versehen oder Verbrechen Sie bis zu dem Punkt den Zorn ihrer Majestät erregt haben, daß er nur durch eine unerhörte Strafe wieder besänftigt werden könne.

Ich weiß durchaus nicht, wovon die Rede ist, entgegnete der Banquier, und Sie sehen mich wie vom Himmel gefallen. Worin besteht Ihr Befehl?

Es gebricht mir an Muth, Sie davon zu unterrichten, und doch muß es sein.

Wäre ich so unglücklich, das Vertrauen der Kaiserin verloren zu haben?

Ach, wenn es nur das wäre, so würden Sie mich nicht so bestürzt und untröstlich sehen. Man kann das verlorne Vertrauen und verlorne Ehrenstellen wieder gewinnen; aber.....

So bin ich denn aus Rußland verbannt?

Das wäre traurig, aber mit Ihrem Vermögen würden Sie in jedem andern Lande bereitwillige Aufnahme finden.

Ach mein Gott und Herr! man will mich doch nicht etwa gar nach Sibirien schicken?

Auch von dort kann man zurückkommen.

Oder in ein Gefängniß werfen?

Man kann leicht wieder befreit werden.

Heiliger Gott im Himmel! ich soll doch nicht etwa gar die Knute erhalten?

Es ist eine schreckliche Strafe, aber man stirbt nicht immer davon.

So wäre denn mein Leben in Gefahr! Um Gottes willen, sprechen Sie, diese Ungewißheit ist schrecklicher als der Tod.

So erfahren Sie denn, daß meine gnädigste Kaiserin mir den gemessensten Befehl ertheilt hat, Ihnen die Haut abzuziehen.

Mir die Haut abzuziehen! schrie Suderland vor Entsetzen erstarrend. Bald darauf faßte er sich wieder und sagte: Aber nein! entweder haben Sie, oder die gnädigste Kaiserin den Verstand verloren. Und Sie haben nichts erwidert, als Ihnen dieser entsetzliche Befehl ertheilt wurde?

Ich habe gethan, was ich sonst nie gewagt haben würde. Ich habe meinen Schmerz und mein Erstaunen nicht verbergen können, ich habe gezögert, mich zu entfernen, und ich wollte mir eben einige unterthänige Vorstellungen erlauben, als meine erhabene Beherrscherin, mit Unwillen in Ton und Blick, sich zu mir wandte, mir befahl, mich sogleich zurückzuziehen, und auf der Stelle ihren Befehl zu vollstrecken. Ich höre noch immer die Worte, die sie mit zorniger Stimme sprach: fort! und vergessen Sie nicht, daß es Ihre Schuldigkeit ist, ohne Murren alle die Aufträge auszuführen, die ich Sie zu empfangen würdige.

Es ist unmöglich, das Erstaunen, die Angst und die Verzweiflung des armen Banquiers zu schildern. Nachdem er einige Zeit dem heftigsten Ausbruche seines Schmerzes freien Lauf gelassen, sagte der Polizei-Inspektor zu ihm, daß er ihm noch eine Viertelstunde Zeit lasse, um seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Suderland bat und beschwor ihn lange Zeit umsonst, ihm wenigstens noch zu vergönnen, ein Billet an die Kaiserin zu schreiben, und ihre Gnade anzuflehen. Endlich gab er, obgleich zitternd für sein eigenes Leben, nach, und übernahm sogar die Besorgung des Briefes, aber es gebrach ihm an Muth, ihn selbst in den Palast zu tragen, und er begab sich damit zum Grafen Bruce. Dieser hielt den Inspektor für wahnsinnig, eilte mit ihm zum kaiserlichen Schlosse, ließ ihn in einem Vorzimmer und stellte der Kaiserin die ganze Begebenheit vor.

Kaum hatte Katharina vernommen, warum es sich handle, so sprang sie vor Entsetzen auf und schrie: Gerechter Himmel, welche Abscheulichkeit! Es ist keinem Zweifel unterworfen, Reliew (der Polizei-Inspektor) hat den Verstand verloren. Eilen Sie, lieber Graf, und befehlen Sie dem Unsinnigen, meinen armen Banquier auf der Stelle von seinem Schrecken zu befreien, und meiner Huld und Gewogenheit zu versichern.

Der Graf geht, um dem Inspektor diesen Befehl zu überbringen, und ist nicht wenig erstaunt, als er wieder zur Kaiserin zurückkehrt, von ihr mit einem schallenden Gelächter begrüßt zu werden. Ich weiß jetzt die Ursache dieser eben so burlesken als unbegreiflichen Szene, sagte sie. Ich hatte seit einigen Jahren einen hübschen Hund, der mir sehr lieb war. Ich hatte ihn Suderland genannt, sowohl um meinen Banquier ein wenig zu necken, als weil ich ihn von einem Briten dieses Namens zum Geschenk erhalten. Dieser Hund ist nun gestern krepirt. Heute früh habe ich Reliew den Befehl ertheilt, ihm die Haut abzuziehen, die sodann ausgestopft werden sollte. Er zögerte, ich bemerkte dies und gerieth in Zorn, weil ich glaubte, daß eine dumme Eitelkeit ihn ver-

hindere, meinen Befehl in Ausführung zu bringen. Das iſt die Auflöſung dieſes lächerlichen Räthſels.

Dies Geſchichtchen mag komiſch ſein; immerhin. Uns ſchaudert die Haut dabei, wenn wir bedenken, wie es Menſchen gibt, die ſich verpflichtet glauben, einem abſoluten Willen zu gehorchen, und ihn in Vollziehung zu ſetzen, wie abſurd auch immerhin der Gegenſtand ſein mag, den er betrifft.

Sir William Windham befand ſich auf ſeiner Reiſe in Venedig, und fuhr eben über den Marktplatz, als eine große Menge Volks ſich um einen Marktſchreier verſammelt hatte, der links und rechts wahrſagte, und zwar durch ein langes Sprachrohr, das er den Leuten an die Ohren hielt. Der Brite nahete ſich ihm aus Neugier und gab ihm ein Stück Geld, worauf jener ſein Sprachrohr gegen ihn richtete und zu ihm ſagte: Signor Inglese, cavete il bianco cavallo! (Herr Engländer! hüten Sie ſich vor dem weißen Pferde!) Dieſe Worte machten ihn beſtürzt, denn mehrere Jahre vorher hatte ihm im Schloſſe ſeines Vaters eine Zigeunerin dieſelbe Warnung zugerufen. Er erkundigte ſich ſehr genau, ob dieſer Hexenmeiſter nie in England geweſen ſei, aber er erfuhr zu ſeinem Erſtaunen, daß er nie das Land verlaſſen und daß man ihn ſeit länger als 15 Jahren beſtändig in den Staaten der Republik geſehen habe. Nach der Rückkehr in ſein Vaterland nahm er, in den vier letzten Jahren der Regierung der Königin Anna, großen Antheil an den Staatsgeſchäften, und ſuchte dem Sohn Jakobs II auf den Thron zu verhelfen. Bei der Ankunft Georgs I wurde er mit mehrern andern Perſonen, 1715, in den Tower geſchickt. Ueber dem innern Thore dieſes Staatsgefängniſſes iſt das engliſche Wappen angebracht, das, der Thronbeſteigung des neuen Königs vom Hauſe Braunſchweig wegen, verändert werden mußte, und als Windham hinaufblickte, bemerkte er, wie eben der Maler mit dem weißen Pferde beſchäftigt war. Dieſer Umſtand machte einen großen Eindruck auf ihn, und er bildete ſich ein, daß er all' ſein Unglück dieſem braunſchweiger Schimmel zuſchreiben müſſe; aber er irrte ſich, denn bald darauf wurde er wieder in Freiheit geſetzt, ritt nach einiger Zeit auf die Jagd, wollte über einen Graben ſetzen, ſtürzte und brach ſich den Hals. Das Pferd, auf welchem er ritt, war ein Schimmel. So kann manchmal der Zufall dem Aberglauben dienen.

Carnot hatte 1810 mancherlei Unglück gehabt, und nicht nur ſein mäßiges Vermögen verloren, ſondern auch noch eine Menge Schulden, die befürchten ließen, daß einer der ſchönſten Namen der franzöſiſchen Revolution öffentlich kompromittirt werden könne. Er hatte das edle Vertrauen, ſich durch den Kriegsminiſter an den Kaiſer Napoleon zu wenden, der ſich zu Schönbrunn befand. Dieſer entgegnete: Es iſt nicht thunlich, daß man Carnot auf irgend eine Weiſe Geld vorſtrecke; aber richten Sie die Sache ſo ein, daß die Regierung ihm für rückſtändiges Gehalt u. ſ. w. etwa 100,000 Franken oder mehr ſchuldig ſei, und daß man dieſe Summe ihm auf der Stelle auszahle. Es wurde deshalb ein beſonderes Dekret erlaſſen, und Carnots Name war gerettet. Wenn man der energiſchen Oppoſition dieſes Letztern gegen Napoleons Kaiſerwahl gedenkt, ſo weiß man nicht, ob man mehr den Edelmuth und die Zartheit des Gebers, oder das Vertrauen des Bittſtellers bewundern ſoll.

Kleine literariſche Revüe zu Paris.

Nichts iſt leichter heut zu Tage, als auf eine leidliche Weiſe zu ſchreiben; ich will damit nicht ſagen: ſeine Gedanken auszudrücken, weil das etwas ganz Anderes iſt. Mit einer gewiſſen Geiſtesübung, ein wenig Beleſenheit und einiger Uebung, kann man ſich ſo zu ſagen einſchreiben und einen Styl (manchmal auch einen Stiel) gewinnen, worin bekanntermaßen das ganze orthodoxe Talent unſerer Zeit beſteht. Im Grunde iſt das eben kein ſo großes Unglück, als man ohne nähere Prüfung vermuthen ſollte. Iſt es nicht beſſer, daß eine abgekürzte phyſiſche Verhandlung, ein Zeitungsartikel, oder irgend eine hiſtoriſche Skizze mit Leichtigkeit, als mit ſchwerfälliger Gelehrſamkeit geſchrieben ſei? Der literariſche Tagelohn wird dadurch billiger, und das Publikum wird beſſer bedient. In den eigentlichen Nutzwerken (wenn ich ſo ſagen darf), überall wo es um Nachforſchung, um Darſtellung der Thatſachen im Gebiete der Literatur ſich handelt, iſt die Mittelmäßigkeit erlaubt, und der Schreiber braucht eben kein großer Schriftſteller zu ſein. Aber wenn man nur ſchreibt, um zu ſchreiben, wenn man den eigentlichen nützlichen Zweck vernachläßigt und ſich zum Beförderer des literariſchen Luxus, zum Dichter macht, ſo darf man ſich nicht allein mehr auf die Leichtigkeit des Styls, die ein allgemeines Erbe unſers Jahrhunderts iſt, ſtützen, man muß auſſerdem noch den Inſtinkt der Einbildungskraft und das Göttergeſchenk der Begeiſterung haben. Wer beides nicht hat und dennoch reimt, zu dem möchte man ſagen:

Soyez plutôt maçon, si c'est votre métier.

Was mich anbetrifft, und wenn ich die Mauern der Straßenecken und die Säulen des Odeon ganz mit Unſterblichkeitsanzeigen überkleiſtert ſehe, ſo kann ich mich nicht enthalten zu bedauern, daß die Straſſenecken und die Säulen toleranter geworden ſind, als zu den Zeiten des Horaz; denn, wie man weiß,

mediocribus esse poetis, non dii, non homines, non concessere columnae. Spaß bei Seite, es iſt traurig, ſo viele junge Männer zu ſehen, die ihrem Vaterlande auf eine vernünftige und anſtändige Weiſe nützlich werden könnten, und die ſich durch ihre übelverſtandene Eigenliebe verleiten laſſen, ihre Geiſteskraft in poetiſchem Flackerfeuer zu verſchwenden.

Napoleon, oder das Schwert, der Thron und das Grab, lyriſches Gedicht in drei Geſängen, von A. Bignan. Der Verfaſſer macht eine Ausnahme von dem Gewühl der Mittelmäßigkeiten. Sein Styl iſt bilderreich, harmoniſch, korrekt. Aber ein Dichter iſt er noch nicht, obgleich er ſich auf dem Wege befindet, es zu werden. Seine Begeiſterung iſt noch nicht rein natürlich, ſein Geda[illegible] noch nicht ganz eigenthümlich. Seine Harmonie iſt geräuſchvoll, aber nicht hinreiſſend. Einige Ausdrücke beleidigen das Ohr. Er nennt Venedig eine Schiffſtadt (cité-navire), wie Dubartas und Ronſad geſagt haben würden, und beſchwert ſich, daß die Ufer des adriatiſchen Meeres „Wittwer ihres Abgotts (veufs de leur idole)", d. h. der Freiheit ſeien.

Elegien und vermiſchte Gedichte, von Th. Lodin-Lalaire. Der Verfaſſer ſagt in ſeiner Vorrede: Die Elegie war in ihrem Urſprunge durchaus pathetiſch, wie uns Quintilian berichtet. Es iſt nicht unmöglich, daß ſie uns eine Art Schrecken einflößte, wenn ſie das Intereſſe feſtzuhalten vermag, und in der Ferne eine Kataſtrophe erblicken läßt. Auſſerdem bleibt ihr nichts, als das Mitleiden. Das iſt es auch, was dieſe Elegien einzuflößen im Stande ſind, die ſomit dieſer Theorie ganz entſprechen.

Poetiſche Betrachtungen über die Trümmer des neuern Griechenlands, von Hubert L. Dieſe Betrachtungen beſtehen aus einer. Die Vorrede iſt J. A. T. gewidmet; die Betrachtung iſt Pouqueville und Eugenia L. und Zulima T. gewidmet; die Noten ſind der Vergeſſenheit gewidmet, wie der ganze Brouillon.

Napoleon am Thabor, Gedicht und Oden von Amadäus Duquesnel. Die Bülletins der großen Armee ſind nicht zu Epopeen geeignet und der Moniteur iſt ſchwer zu reimen. Einer ſeiner Artikel hat den Stoff zu dieſem Gedichte gegeben, das iſt Alles, was ſich Merkwürdiges davon ſagen läßt.

Römiſche Geſänge, von Crétineau-Joly. Es iſt Mode geworden, ſeine Gedichte aus einem Winkel Italiens zu datiren. Der Bordeauxwein und das Zerbſterbier ſind beſſer, wenn ſie eine kleine Reiſe gemacht haben; aber ich glaube nicht, daß derſelbe Fall bei Geiſteserzeugniſſen ſtatt findet. Es kommt auf eine Probe an. Anführen koſtet nichts.

Dieu, qu'adora Newton et que chanta Voltaire,
Pour un coeur plein d'amour tu n'es pas un mystère;
L'univers est ton temple, et nos coeurs ton autel.
Comme lui trop long-temps l'homme t'a fait cruel.
Tu ne commande point d'injustes sacrifices,
Ton coeur sait distinguer les faiblesses des vices;
Ton plus bel attribut est de tout pardonner:
Aurais-tu créé l'homme afin de le damner?

An den General Lafayette, Ode von B. Girault. Es gibt Menſchen, die jede Gelegenheit benutzen, um etwas zu gewinnen. Der Verfaſſer dieſer Ode iſt von dieſem Schlage. Er hofft die Bewunderung des Publikums gegen den General Lafayette mit ſchlechten Reimen auszubeuten. Das iſt eine neue Art von Induſtrie.

Poetiſche Skizzen, Gefühle und Mußeſtunden eines Unbekannten. Das heißt wenigſtens Beſcheidenheit, wenn es an Talent gebricht. Kleine Verſe, Mährchen u. ſ. w. alles leichtes Gepäck, ſehr geeignet zur Makulatur. Schade um das ſchöne Papier!

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Theater.

Paris.

Die „Vernunftheirathen", die wahrſcheinlich alſo genannt werden, weil ſie die unvernünftigſten von allen ſind, können intereſſanten Stoff zu einem Schau- oder Luſtſpiel darbieten. Zwei Schriftſteller, die Privilegirten des Theaters der Frau Herzogin von Berry, Scribe und Warner, haben ihn benutzt, um unter obigem Titel (le mariage de raison) ein Vaudeville in zwei Akten daraus zu machen. Die Intrigue des Stücks iſt folgende: Der General Graf Dermont lebt auf ſeinem Schloſſe in der Nähe von Lyon. Sein Sohn, der Kapitän Eduard, verliebt ſich in die Kammerjungfer ſeiner verſtorbenen Mutter, eine junge Waiſe, Namens Suſette, die eine gute Erziehung genoſſen zu haben ſcheint. Der General nimmt dieſe Leidenſchaft ſehr übel, und ſucht ſie auf alle erdenkliche Weiſe zu unterdrücken; aber ſein Vorhaben gelingt ihm nicht, die Neigung der beiden jungen Leute vermehrt ſich ſogar dadurch. Suſette hat alle Eigenſchaften, die ein Frauenzimmer ehren und zieren können; aber ſie hat keinen Namen, und obgleich ſeine Frau eine Näherin war, ſo will er doch jetzt nur eine Schwiegertochter von hoher Geburt. Dieſer Karakter iſt ſehr wahr, und man ſieht eine Menge jener Adelichen, die ein kaiſerliches Dekret improviſirt hat, die Brüder, Söhne oder Gatten von Wäſcherinnen und Strumpfflickerinnen ſind, und die nichts ſo ſehr verabſcheuen, als eine ſogenannte Mesalliance. Es gibt einige unter dieſen Tröpfen, die ſehr liberal ſind, ſobald ſie ſich ohne Anſtellung befinden, und die Erz-Ultra werden, ſobald man ihnen ein Aemtchen zuwendet, in welchem ſie ihre Tirannei ausüben können. — Um kurz abzuſchneiden, zwingt der General die arme Suſette, ſich mit einem Invaliden, ſeinem Kriegskameraden, zu verheirathen; und was das Unglaublichſte iſt,

ſo ergibt ſie ſich gutwillig in ihr Geſchick. Um ſie zu tröſten, gibt er ihr die Lehre: „Thue, was du zu thun haſt, möge auch daraus entſtehen, was nur immer wolle.“

Hella ho! Thut, als wenn ihr euch amüſirt! ſagt der große Schaa Baam zu ſeinen Hofleuten: Dem Erſten, der nicht vor Freude aus der Haut fährt, laſſ' ich ſie über die Ohren ziehen. Du, Mareko! laß meinen Zottelbär tanzen. — Dergleichen Apoſtrophen gehören bei uns jetzt zur Tagesordnung, und der alten Sitte nach läßt man an gewiſſen ſogenannten Freitagen unſere Schauſpieler vor dem Volke ihre luſtigſten Gambaden machen.

Die „Nachbarfee“ des Gymnaſiums iſt eine Art Brief mit einer Doppeladreſſe. Eine unbekannte Hand erquickt alle Leidenden zu Rosny, einem armen Dorfe. Zuerſt ſchreibt man alle dieſe Wohlthaten einem Reichen des Orts zu, und überhäuft ihn mit Dankſagungen. Ein Tropf, der klüger iſt, als alle übrigen Bewohner, bildet ſich ein, daß es eine Fee in der Nähe gebe; und wer iſt dieſe Fee? ... Die Frau Herzogin von Berry. Daher ein Kompliment zum Namenstag des Königs.

Der „Bürger von Eſſonne“ des Vaudeville iſt ein alter Zolleinnehmer zu Paris, und höchſt mißtrauiſch, wie ſein Metier es mit ſich bringt. Frau und Tochter benutzen ſeine Abweſenheit, um einen jungen Offizier, den Geliebten der Tochter, zum Namensfeſt des Königs einzuladen. Alles geht drunter und drüber, als der Alte erſcheint. Er geräth im Zorn, wird aber endlich wieder beſänftigt und trinkt auf die Geſundheit des Königs.

Die Variétés haben das „Wirthshausfeſt, oder die hübſchen Soldaten“ gefeiert. Alle Welt kennt das Stück, denn alle Welt hat die militäriſchen Szenen geſehen, die wir dem originellen Pinſel Charletts verdanken. Alle dieſe Züge bilden den Stoff eines Vaudeville, in welchem die Intrigue ſich auf ein dreifaches Quiproquo ſtützt. Daher dreifacher Zank, dreifache Herausforderung, dreifache Erklärung und dreifache Heirath.

Ein Kapitän hat die Unteroffiziere ſeiner Kompagnie in Arreſt geſchickt, weil ſie in bürgerlichen Kleidern auf einem Ball geweſen. Ein Unbekannter leiſtet ihnen Geſellſchaft und läßt ein gutes Mittageſſen bereiten. Mehrere Frauen werden heimlich eingeladen und — finden ſich ein. Nach dem Eſſen wird getanzt. Aber plötzlich erſcheint der Hauptmann. Man ſagt, daß man zu Ehren des Karlsfeſtes tanze, er erkennt in dem Unbekannten den General, und iſt vollkommen damit zufrieden. Das iſt das Gegenſtück, welches die Gaieté, unter dem Titel: der Polizeiſaal, gegeben.

Noch ein Militärſtück in Ambigu-comique. Aber hier wenigſtens iſt von einer guten That, und nicht von Albernheiten die Rede. Die Wittwe dreier Krieger will nicht, daß ihre Tochter einen Soldaten heirathe. Sie beſtimmt ſie für den Sohn eines alten Invaliden. Aber der hat ſich heimlich anwerben laſſen, um einer armen Frau ihren Sohn zu erhalten. Dieſe That bleibt nicht unbelohnt. Der junge Soldat wird befördert und ſeine Braut erhält eine reiche Mitgift.

Wie der Bär des erhabenen Paſcha, der auf der Harfe ſpielt: „Ich habe guten Schnupftabak“, hat die Porte-Sainte-Martin die Glockenthurmſpitze von Leclercq in das Zifferblatt der Gemeine metamorphoſirt. Es ſoll ausgebeſſert werden; große Gährung im Dorfe. Man will, man will nicht. Endlich entſcheidet ein Machtwort, und am Karlsfeſt ſind Zahlen und Zeiger reſtaurirt. Wem verdankt man das? Des Königs Majeſtät.

Alle dieſe Stücke, oder vielmehr dieſe Fetzen von Stücken, ſind mehr als mittelmäßig, mit allen Spitzwörtern und ſchlechten Verſen, zum Lobe der königlichen Familie, durchwirkt. Man müßte ein dickes Buch ſchreiben, wenn man alle Unſchicklichkeiten erläutern wollte, von denen es darin wimmelt. Die niedrigſte Schmeichelei iſt überall vorherrſchend; iſt das ein Zeichen der Zeit? Das Volk, dem man alle dieſe Stücke umſonſt gab, iſt dabei im höchſten Grade kalt geblieben, und einige ſind ſogar ausgepfiffen worden; ein Umſtand, der nicht unbemerkt zu bleiben verdient. Wo liegt der Fehler? — —

— Die Geiſtlichkeit hat im gegenwärtigen Augenblicke einen großen Einfluß auf die politiſchen Angelegenheiten in Buchara. Das kommt daher, weil der regierende Chan, ein alter Wollüſtling und ſehr beſchränkter Kopf, bigot geworden iſt. Er bildet ſich ein, daß ſein ganzer Beruf darin beſtehe, ſo viele Prieſter als möglich um ſich her zu verſammeln. Meyendorf ſagt in ſeiner Reiſe nach dieſem Lande, daß ihre Unverſchämtheit nur noch mit der der Jeſuiten in Frankreich verglichen werden könne.

— Samarkand, die alte Reſidenz Timurs, der ſein Land auf den höchſten Gipfel der Ziviliſation erhob, den es je erreicht hatte, mag jetzt noch eine Bevölkerung von 50,000 Seelen enthalten. Carchi zählt deren ungefähr 40,000 und Karakul 30,000. Die übrigen Städte von Buchara, etwa 30 an der Zahl, ſind viel geringer. Die kleinſten haben 500 bis 600 Häuſer.

— Man hat oft für und wider die auſſerordentliche Leibesgröße der Patagonier geſtritten, ohne dadurch ein entſcheidendes Reſultat zu erhalten. Magellan iſt der Erſte, welcher ihres hohen Wuchſes gedenkt, den er auf 6½ Fuß im Durchſchnitt anſchlägt. Cavendiſh ſagt, daß zwei Patagonier, die er gemeſſen, 14 Palmen groß geweſen. Sarmiento behauptet beinahe daſſelbe; Knivert ſteigert dies Maas ſogar auf 16 Palmen. Wert meint, daß ſie wohl 10 oder 11 Fuß meſſen könnten. Olivier de Nort ſagt daſſelbe. Jakob Lemaire und Wilhelm Schuten gedenken der Skelette, die ſie gefunden, und die 10 bis 11 Fuß lang waren. Hawkins reduzirt dieſe Zahl auf 9 Fuß, und Pigafetti ſchlägt ihre Größe auf 8 Palmen oder 7 Fuß an. Byron behauptet, daß die Kleinſten davon 8 Fuß meſſen, und Wallis ſagte dagegen, daß die Größten kaum 5 Fuß 6 Zoll hoch ſind. Cook beſchreibt ſie ziemlich genau, und gibt ihnen 5 Fuß 10 Zoll; Bougainville eben ſo viel; Giraudais desgleichen; Declesgupot fand ſie noch größer. Malaspina, der die beſtimmteſten Nachrichten über ſie gegeben, ſagt, daß ihr mittlerer Wuchs 6½ Fuß betrage und daß mehrere davon 7 Fuß 1 Zoll meſſen. Gauthier beſtätigte das. Dem Allem nach ſcheint es gewiß zu ſein, daß von Zeit zu Zeit ein an Körperbau großer Menſchenſtamm in Patagonien ſich einfinde, aber daß er dort nicht beſtändig ſich aufhalte.

Aarau, im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 52. Dritter Jahrgang 1826. 27. Dezember.

Ein Wort über Erziehung.

Du bist Vater, sagt der begeisterte Bramine, dein Kind ist ein geheiligtes Gut, das der Himmel dir anvertraut; du mußt Sorge dafür tragen. Von seiner guten oder schlechten Erziehung hängt Glück oder Unglück seines und deines Lebens ab. Verächtlich und der Gesellschaft zur Last, wenn du es dem Laster unterwirfst, wird es die Schande deines Alters; dem Vaterlande nützlich, wenn du es zur Tugend gewöhnst, wird es die Ehre deiner alten Tage werden.

Die meisten Thiere beschäftigen sich mit großer Sorgfalt mit der Erziehung ihrer Jungen. Ein jedes lehrt die seinigen, was sie in der Ordnung ihrer Eigenschaften zu wissen nöthig haben. Das war ursprünglich auch die Erziehung der Menschen. Die Eltern, die einzigen Unterrichter ihrer Kinder, lehrten sie aufrecht gehen, laufen, jagen, zuerst mit den natürlichen, späterhin mit künstlichen Waffen streiten. Die ersten Künste waren nothwendigerweise Jagd und Krieg. Auf sie beschränkt sich auch jetzt noch die ganze Kultur einiger wilden Völker, und ihre Erziehung erstreckt sich weiter nicht. Bei den Huronen z. B. wird die Erziehung eines Jünglings für vollkommen gehalten, wenn er das Wild im Lauf zu erreichen, oder den Vogel im Fluge mit dem Pfeil zu durchbohren, oder mit Leichtigkeit die Keule zu schwingen, den härtesten Schädel durch einen Schlag zu zersplittern, oder dem getödteten Feinde mit Geschicklichkeit die Haut abzuziehen im Stande ist. — So begannen alle Mutter-völker. Zufall und Genie liessen in dem Folgegange der Jahrhunderte nach und nach die verschiedenen Handwerke, Künste und Wissenschaften entdecken und in regelmäßige Systeme ordnen, so daß es endlich für die Fähigkeit eines Einzigen zu viel zu lernen gab, und man sich genöthigt sah, nur diesem oder jenem Zweige sich zu widmen, um ihn genauer kennen zu lernen.

In dieser Wahl haben einige alte Völker uns bei weitem übertroffen. Der Krieg zog am meisten ihre Aufmerksamkeit an sich. Die ganze männliche Jugend, deren Kraft durch gymnastische Uebungen schon entwickelt worden, lernte alle möglichen Waffen gebrauchen, und eben so wohl einzeln, als in Reihe und Glied streiten; denn um Bürger zu sein, mußte man zuerst Proben seiner Fähigkeit und seines Muths, als Soldat, abgelegt haben. Anderseits wurde der politische Unterricht im Familienkreise beständig wiederholt, und — es versteht sich, daß hier nur von freien Völkern die Rede sein kann — noch ganz durchdrungen von den Berathschlagungen auf dem öffentlichen Platze, setzten die Bürger daheim darüber ihre Betrachtungen und Schlußfolgerungen fort. Als späterhin die Philosophenschulen eröffnet wurden, belehrte man sich dort zugleich in der Praxis und in der Moral, in den Rechten und Pflichten des Bürgers. Die schönen Künste, diese Lieblinge der Athenienser, waren Anfangs bei ihnen selbst nur das gewöhnliche Interesse der Künstler, und ein untergeordneter, aber kein beherrschender Hang bei der Nation.

Das war die Erziehung in Griechenland, vorzüg-

lich in Attika, dem wahrhaft freiesten, ausgezeichnetsten und edelsten Staate der Vorzeit; denn Sparta, das man, nach dem was die Pedanten davon zu rühmen für gut befanden, fast zu hoch erhoben, zu sehr bewundert hat, war weniger ein eigenes Vaterland, als eine der entwürdigendsten Disciplin unterworfene Kaserne, und das Schicksal der Inselbewohner muß die rohesten Herzen empören.

Ihrem gewöhnlichen Gange überlassen, würde die Erziehung immer, wie bei den Griechen, mit alledem sich beschäftigt haben, was der Jugend, bei ihrem Eintritt in die Welt, zu wissen nöthig ist, und die neuern Völker hätten, in diesem Punkte, manchmal nicht eine größere Verstandesbeschränktheit bewiesen, als die Wilden und die Thiere. Aber sobald die Zivilisation mehr und mehr sich auszubilden beginnt, bleibt nichts mehr in seinem natürlichen Gange. Bei den freien Völkern des alten Griechenlandes zielte nichts darauf hin, die Erziehung zu verfälschen, weil das Volk sich durch sich selbst beherrschte, und sein ganzes Bestreben dahin ging, sich Bürger zu bilden, durch die seine Kraft vermehrt und ausgebreitet würde. Bei den dienenden Völkern dagegen herrscht der alleinige oder kollektive Despot nicht, sondern — er beutet aus. Er nimmt seine Stellung ausser dem Körper der Nation ein, oder vielmehr er hält sich selbst für die Nation. Ich allein bin der Staat! sagt er. Ausser ihm gibt es also keine Nation, keinen Staat mehr; Alles um ihn ist Sklav. Diesem unsinnigen, abscheulichen Grundsatze entströmt eine wahre Sündfluth verderblicher Folgen.

Die verhängnißvollste von allen ist, daß die Politik nicht mehr zur öffentlichen Erziehung gehört, denn die Politik des Despoten besteht nur in der Ausbeutung seiner großen Meierei, in dem mehr oder minder wohlverstandenen Interesse des Eigenthümers. Gibt es nun wohl einen Landwirth, der nicht vor Erstaunen ausser sich geriethe, wenn er an einem schönen Sommermorgen irgend einen aufwieglerischen Hammel bemerkte, der seiner ganzen aufmerksam zuhorchenden Heerde lehren wollte, wie und auf welche Weise, oder nach welchen Grundsätzen der Oekonomie man sie scheeren und abschlachten dürfe, und welches die Rechte eines jeglichen Schöpses, Schafes und Lämmleins seien, die es sich durch die geduldige Darbringung seiner Wolle und seines Fettes erwirbt? — Oder wenn der Ochs mitten im Stall vereriren, und ein Langes und Breites über die Konskription der Metzger, über die schweren Feldarbeiten, und über die Behandlung der Invaliden seines Stammes, vortragen wollte; wenn der Hund, den er auf diese Neuerer zu hetzen gedenkt, sich vorerst erkundigte, warum er beissen und zerreissen soll, oder mit welchem Rechte man ihn hetzt; wenn der Esel und das Roß selbst ihre Lasten, nach dem Maßstabe ihrer Kräfte, und ihre Rationen nach dem ihrer Arbeiten, bestimmen wollten; wenn die Biene sich einen größern Vorrath von ihrem mühsam zusammengetragenen Honig vorbehielte, als die geizige Hand des Menschen ihr läßt; wenn endlich Alle, durch eine Art gegenseitigen Unterrichts von ihren Pflichten und ihren Rechten (denn auch die Thiere haben und kennen beide) durchdrungen, sich plötzlich empören, und in Masse die Freiheit der Thiere, auf Vernunft und Billigkeit begründet, proklamiren wollten? — — Welche Verwünschungen, welche Schläge, Martern und exemplarische Strafen, um ein zurückschreckendes und für lange Zeit beschwichtigendes Beispiel zu statuiren, würden nicht die Philosophen der Heerde, die es gewagt, den Stolz, die Grausamkeit und den Unsinn des Menschen, in seinem Verfahren gegen sie, in Betrachtung zu ziehen, zu erdulden haben? Wo würde seine vorbeugende Gerechtigkeitspflege, der Eifer seiner aufreizenden Agenten Maaß und Ziel finden? —

Man halte dies Gleichniß nicht für befremdend; es ist getreu aus der Weltgeschichte genommen. Mehrere Monarchen und eine große Schaar sogenannter Adelicher haben geglaubt, aus einem andern Teig geknetet und von einem bessern Stoffe zugeschnitten zu sein, als alle übrigen Menschen. Sie haben dies, ihr angeerbtes Vorurtheil, auf alle mögliche Weise fühlbar zu machen gesucht, und einige, die Wahnsinnigsten unter diesen geistesschwachen Geschöpfen, haben es sogar gewagt, diesen Unsinn öffentlich zu verkündigen und darauf zu pochen. Die traurige Zeit, die man das Mittelalter nennt, und zu der man das Menschengeschlecht wieder zurückzuzerren gedenkt, bietet uns davon ein auffallendes Beispiel dar. Das, was man gewöhnlich Volk zu nennen pflegt, war damals noch leibeigen und unterschied sich auf keine Weise besonders von dem Vieh. Die Erziehung jener Zeit erhob sich kaum über das, was ein Thier zu wissen braucht. In jener guten alten Zeit, wie die Kasten sie nennen, die allein sich gut befanden in jenem Schmutz und Gestank der Unwissenheit, war das Volk zum Ackerbau abgerichtet wie der Ochs, zur Jagd oder zum Kriege wie der Hund, oder insofern es plötzlich einmal industriös war wie die Biene; — wie der Ochs, der Hund, die Biene arbeitete, erzeugte, stritt es für einen andern, ohne das Recht zu haben, irgend etwas für sich zu nehmen, oder um ein menschliches Eigenthum sich bewerben zu dürfen. Also verordnete es die feodale Hierarchie, die die Völker bereits ganz für die Knechtschaft durch jenes Rom ausgebildet fand, das in den neuern Schulen so übertrieben gelobt wird; aber dessen eben so verächtliches als abscheuliches Genie

nur darauf hinſtrebte, das menſchliche Geſchlecht zu entwaffnen und zur Verworfenheit herabzuwürdigen, um allein den großen Erdball beherrſchen zu können.

Erinnerungen eines nach Neu-Süd-Wales Verbannten.

(Beſchluß.)

Als meine Verbannungszeit vorübergegangen war, beſchloß ich, die Kolonie zu verlaſſen. Ich ſchiffte mich deshalb als Bedienter mit einem Gentleman und einer Lady ein, die früher ebenfalls nach Botany-Bay verbannt worden waren, und die nun ſo viel erſpart hatten, daß ſie gemächlich nach England zurückkehren und dort ruhig leben konnten. Man ſollte denken, daß ich darüber zufrieden und froh geweſen? Keineswegs. Ich bin in meinem Leben nicht bekümmerter und betrübter geweſen, als in dem Augenblick, wo ich mich an Bord begab. Will man wiſſen warum? — Aufgemerkt! Ich hatte ſechs meiner verbannten Kameraden heimlich ins Schiff gebracht, und ſie im unterſten Theile deſſelben verſteckt. Es waren alles Männer, für die ich die größte Hochachtung hatte, und es iſt die Pflicht jedes Verbannten, ſobald er die Kolonie verläßt, einen oder ein Paar ſeiner Freunde mit ſich zu nehmen.

Was mich am meiſten bei der Geſchichte beängſtigte, war, daß ich für ihren Unterhalt ſorgen und ihnen Lebensmittel zuſtecken mußte. Um ſie mir zu verſchaffen, mußte ich mein altes Handwerk wieder geltend machen, und ſtehlen was mir unter die Hände gerieth. Aber das war auf unſerm Schiffe nicht leicht, und meine Verlegenheit ſo wie meine Angſt vermehrten ſich von Tag zu Tag. Jeden Abend mußte ich auf eine neue Liſt ſinnen, etwas für meine Freunde zu erwiſchen; ich mußte jedem Matroſen etwas abzuzwicken ſuchen, um die Andern damit zu erhalten. Es befanden ſich auſſerdem noch viele Paſſagiere an Bord, und ich ſetzte ſie der Reihe nach in Kontribution, aber das war Alles nicht hinreichend und konnte nicht lange dauern. Hin und wieder hörte ich Einen ſich beſchweren, daß ſeine Lebensmittel ſehr in Abnahme ſeien, und daß er nicht wiſſe, wer ſo gütig ſei, ihm die Mühe ihrer Verdauung erſparen zu wollen.

Am ſchwierigſten war es mit dem Fleiſche, denn das von mir gemauſete war ungekocht. Ich zerbrach mir den Kopf, ein Mittel, dieſem Uebelſtand abzuhelfen, zu entdecken, aber ich fand keins, und mußte meinen Gefährten das rohe Fleiſch geben, das ſie in ihrem Heißhunger verſchlangen. Während der Mondhelle vermehrte ſich meine Verlegenheit noch, denn ich konnte mich dem Orte nicht nahen, wo ſich das Fleiſch befand, ohne geſehen zu werden, und ich ſah mich deshalb genöthigt, eine doppelte Ration Brot zu ſtehlen. Endlich befahl mir mein Herr, für die Küche zu ſorgen, und nichts konnte erwünſchter für mich ſein. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich dieſe gute Gelegenheit nicht unbenützt ließ, und Suppe, Erbſen, Reis, mit einem Worte Alles wanderte zur Hälfte in den Schiffsgrund, um meine Schützlinge zu ernähren. Alles, was ich auſſerdem noch erwiſchen konnte, wurde für gute Priſe erklärt, denn als Kollege konnte ich den Schiffskoch beſuchen und nützliche Kontributionen von ihm zu erheben ſuchen. An Bord unſers Schiffes befand ſich auch ein Küfer, der ſeit Langem mein beſter Freund war. Er hatte ſeine Zeit in Botany-Bay geendigt, und kehrte, wie ich, nach England zurück. Ich hatte ihm mein Geheimniß vertraut, und er war mir bei meinen Diebſtählen in der Küche ſehr behilflich. Meiſtentheils zog er den Koch bei Seite, als wenn er ihm etwas höchſt Wichtiges mitzutheilen hätte, und während der Zeit nahm ich ein Stück Fleiſch oder was mir ſonſt zur Hand war.

Auſſer dieſem Küfer war auch noch ein Matroſe von meinem Geheimniß unterrichtet, und wie man bald ſehen wird, war das ein Vertrauter zu viel, denn eines Tages, es war eben ein Sonntag — ich werde mein Lebtag daran gedenken — wir waren ſchon einen Monat auf dem Waſſer, ſchwatzte der Matroſe mit dem Küfer, und wurde mit ihm, ich weiß nicht mehr über welche Kleinigkeit, uneins, ſo daß ſie ſich derb herumzankten. Ich arbeitete in demſelben Augenblicke an einer großen Kiſte, aus der ich einige Lebensmittel zu beziehen gedachte. Der Matroſe hatte plötzlich den Küfer verlaſſen und ging hart an mir vorüber. Wahrſcheinlich hielt er mich für einen Andern, oder die einbrechende Nacht und die Dunkelheit des Orts, verhinderte ihn, mich zu erkennen. Er ſchlug mir auf die Schulter und fragte mich: „Wo iſt der Kapitain? ich muß ihn ſogleich ſprechen.“ Ich wendete mich um und wollte antworten, aber kaum hatte er mich erkannt, ſo eilte er fort, ſtürzte ſich in die Kajüte des Kapitains und ſchrie wie ein Raſender: „Mord und Todtſchlag! Mörder und Diebe! Wir ſind alle verloren! Das Schiff iſt in Gefahr! Zehn Verbannte ſind unten im Schiffsgrund verſteckt, und die und die (er nannte mich und den Küfer) ſind mit ihnen einverſtanden. Sie wollen ſich des Schiffs bemächtigen und uns Alle umbringen.“

Der Kapitain rief ſeinen Lieutenant zu ſich, begab ſich mit ihm auf das obere Deck und befahl der ganzen Equipage, ſich dort einzufinden. Als wir Alle verſammelt waren, bezeichnete der Matroſe mich und den Küfer als die Urheber einer gegen ihn und die ganze Schiffsbemannung angeſponnenen Verſchwörung, und verſicherte, daß zehn entſprungene Verbannte ſich im

untern Schiffsraume befänden. Der Kapitain ließ sogleich Licht bringen, und begab sich mit dem Matrosen, dem Lieutenant und einigen Andern hinab. Sie suchten und suchten, aber sie konnten Niemand finden, so gut hatten sich meine Freunde versteckt. Indessen war der Kapitain noch nicht befriedigt, und da der Matrose ihm schwor, daß er die Wahrheit sage, so füllte man den Raum mit einem so dicken Rauch an, daß meine armen Gefährten, wenn sie nicht ersticken wollten, sich genöthigt sahen, hervorzukommen und auf dem Verdeck frische Luft einzuathmen. Ihr Anblick war wirklich jammervoll, denn seit ihrer Abreise von Botany-Bay hatten sie fast immer krumm gelegen, sich weder waschen noch scheren können, und ihre Kleider waren ihnen auf dem Leibe verfault und fielen in Stücken. Die Finsterniß der Nacht und die Helle der wenigen Laternen machten dies Schauspiel noch trauriger. Das Erste, was der Kapitain that, bestand darin, meinen Kameraden Armspangen anlegen zu lassen. Sodann befragte er sie, und nachdem er die Gewißheit hatte, daß sie nicht zehn an der Zahl, sondern nur sechs waren, ließ er sie auf den Bauch niederlegen. Als zweiter Akt des Stücks wurden die Eisen auch dem Küfer und mir angelegt, und wir mußten uns zu den Uebrigen auf den Bauch ausstrecken. Gleich darauf warf man ein großes Segeltuch über uns und wickelte uns darin ein, wie in ein Netz.

Am andern Morgen, sobald der Tag angebrochen war, beschäftigte man sich damit, uns eine andere Wohnung anzuweisen. Wir wurden, Einer nach dem Andern, in den untersten Raum hinabgelassen, wo man uns in einen so finstern Kerker einsperrte, daß wir uns gegenseitig nicht sehen konnten. Das Loch, in welchem wir uns befanden, war noch überdem so enge, daß wir uns nur mit Mühe neben einander auf den nackten Erdboden legen konnten. Man hatte uns an einem Strick, den man uns am Gürtel befestigte, hinabgelassen. Unsere ganze Nahrung bestand täglich in einer Pinte Wasser und einem Pfund Zwieback. Wir erhielten diese Provision, ohne sie zu sehen. Der Matrose, der sie uns brachte, rief uns gewöhnlich zu, unsere Hände auszustrecken, um sie in Empfang zu nehmen. War dies geschehen, so tappten wir um uns und vertheilten sie unter uns. Das Wasser wurde in einem kleinen hölzernen Gefäß heruntergelassen, wir tranken der Reihe nach herum, und in einer halben Stunde war Alles aufgezehrt.

Wir blieben vierzig ewig lange Tage, d. h. bis zur Ankunft unsers Schiffes auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo es rasten sollte, in diesem Kerker. Als wir dort angelangt waren, beeilte sich der Kapitain eben nicht, uns daraus hervorzuziehen, oder unser trauriges Dasein auf irgend eine Weise zu erleichtern. Nachdem die Anker ausgeworfen waren, begab er sich mit seiner Frau ans Land und miethete eine gute Wohnung. Er verfügte sich sodann zum Statthalter des Kap, um ihm anzuzeigen, daß er sechs aus Botany-Bay entsprungene Verbannte am Bord habe, und um ihn zu fragen, ob er sie ausschiffen und ins öffentliche Gefängniße überantworten dürfe; aber der Statthalter antwortete ihm, daß er damit nichts zu schaffen haben wolle, und daß er sehen müsse, wie er auf eine andere Weise sie los würde. Er verbot ihm aufs Gemessenste, sie an's Land zu bringen. Glücklicherweise für den Kapitain, befand sich ein irländisches Schiff auf der Rhede, das mit Verbannten nach Botany-Bay befrachtet war. Er besprach sich mit dem Kapitain desselben und entledigte sich auf solche Weise meiner unglücklichen Kameraden. Sie wurden herausgezogen, ohne daß man zu mir und dem Küfer ein Wort sagte, ohne daß wir wußten, was aus uns noch werden solle. Seitdem habe ich keinen davon je wiedergesehen.

Indessen blieben wir Beide in unserm Kerker, und es schien eben nicht, daß man darauf bedacht war, uns hervorzuziehen, denn die Tage gingen, einer wie der andere, vorüber. Man brachte uns wie gewöhnlich dieselbe Ration Wasser und Brod, und wir konnten aus nichts schliessen, daß unserm Geschick irgend eine Umgestaltung bevorstehe. Ich fing an zu glauben, daß der Kapitain uns auf diese Weise bis nach England aufbewahren wolle, um uns dort als Wunderthiere zu zeigen. Da mir aber nicht das Geringste daran gelegen war, für ein solches gehalten zu werden, so schrie ich am dritten Tage nach der Abreise meiner Gefährten und am sechsten unserer Ankunft am Kap, so stark und so lange, als ich nur immer vermochte, um oben gehört zu werden. Endlich kam ein Matrose und fragte: was ich begehre? Ich entgegnete, daß ich der Gefangenschaft satt und müde sei, und daß er mir einen guten Kameradendienst leisten würde, wenn er dem Kapitain sage, daß ich mit ihm sprechen wolle. Er versprach mir, das zu thun, und er hielt sein Wort, denn nach ungefähr zwei Stunden kam der Kapitain selbst in den untern Raum, nahete sich ein wenig dem Kerker und fragte: was wir von ihm wollten? Ich antwortete, daß wir alle Beide bald todt seien, und daß, wenn er uns nicht ganz umbringen wolle, er uns sobald als möglich aus unserm Loch hervorziehen und aufs Verdeck bringen lassen möge. „Gut, gut!“ sagte er trocken, und ging seiner Wege. Ich hoffte wenig von dieser Antwort, aber eine Stunde nachher kam ein Matrose und sagte uns, daß er den Befehl erhalten, uns aufs Verdeck zu bringen. Er ließ deshalb ein Tau zu uns herab, das wir uns um

den Leib feſtbanden, und an dem wir, Einer nach dem Andern, eben ſo hinaufgezogen wurden, als man uns hinabgelaſſen hatte.

Bei unſerer Ankunft auf dem Verdecke konnten wir anfangs weder ſehen noch gehen. Das Tageslicht verurſachte uns Schmerzen an den Augen, und wir waren dergeſtalt geſchwächt, daß wir uns nicht aufrecht auf den Beinen halten konnten. Die Frau des Schiffseigenthümers, die ſich eben an Bord befand, wurde von unſerm jämmerlichen Anblick ſo gerührt, daß ſie darüber ſchluchzte und weinte wie ein Kind. Der Kapitain ſeinerſeits begnügte ſich damit, uns dem Lieutenant zu empfehlen, ließ uns zur Stärkung ein Glas Branntwein reichen und verfügte ſich wieder an's Land. Nach einigen Stunden kehrte er zurück, fand uns ein wenig hergeſtellt, ſagte uns in einer pathetiſchen Rede, daß wir verdienten gehängt zu werden, und fragte uns, was er nun mit uns anfangen ſolle? Ich, als Wortführer, entgegnete, daß, weil er glaube ſich über uns ſo ſehr beſchweren zu müſſen, er uns nur an's Land bringen möchte, um vor Gericht geſtellt zu werden, und daß wir die Entſcheidung deſſelben nicht mehr als ſein Betragen gegen uns befürchteten. Darauf ſagte er, daß es nicht alſo gemeint ſei, und daß Alles, was er wünſche, darin beſtehe, uns ſo bald als möglich los zu werden, weshalb er uns ausſchiffen laſſen werde, und wir nachher für uns ſelber ſorgen könnten. Gut, ſagte ich, bringen Sie uns immerhin aufs Land. Wir ſind keine Verbannten, wir haben unſere ſieben Jahre redlich ausgehalten und haben das Recht, eben ſo frei zu ſein, als ein jeder Anderer. Man nahm uns alſo unſere Armſpangen ab, und ſagte uns, daß wir frei ſeien, zu gehen wohin wir wollten.

Man kann ſich leicht denken, daß wir nichts Eiligeres zu thun hatten, als unſere Freiheit zu benutzen. Wir begaben uns demzufolge ſogleich auf den Vordertheil des Schiffes, wo ich mein Paket gelaſſen hatte, um es zu nehmen und uns ſodann an's Land zu verfügen. Mein Felleiſen, das ich bei der Abreiſe von Sidney mit guten Kleidern und vielen andern Sachen angefüllt hatte, war wohl noch da, aber es war leer. Ein neues, vollkommenes Kleid, das ich an dem Tage, wo ich England betrat, anzulegen gedachte, ein gleichfalls neuer Hut, Alles war mir genommen worden. Ich vermochte über dieſen Verluſt mich nicht zu tröſten, und fühlte mich gedemüthigt über den Anzug, in welchem ich in der Kapſtadt erſcheinen ſollte, denn meine ganze Garderobe beſtand aus einer alten, abgenutzten Hoſe, die ich ſeit beinahe drei Monaten auf dem Leibe hatte, und einen Fetzen von Hemde, von dem nur noch die Manſchetten ganz waren. Anderſeits befand ich mich in einem wirklich bejammernswerthen Zuſtande. Mein Körper war von Ungeziefer und unſerm eigenen Miſt, in welchem wir im Kerker liegen mußten, überdeckt. Hin und wieder war er mit langen Blutſtreifen, den Spuren meiner Nägel, gezeichnet; denn das beſtändige Beiſſen und Jucken auf der Haut hatte ſie in immerwährender Bewegung gehalten, ſo daß ich an den Schultern und um den Leib breite und tiefe offene Wunden hatte. Mein Bart war fingerslang, und weder Hände noch Geſicht waren ſeit dem Tage gewaſchen, wo ich mit meinen Gefährten in jene Art von Grab verſenkt worden war. Ich habe noch lange Zeit die Nachwehen von dieſer harten Gefangenſchaft verſpürt, und ſelbſt jetzt empfinde ich ſie noch.

Bei meiner Abreiſe von Sidney hatte ich einige kleine, merkwürdige Gegenſtände, unter andern einen fliegenden Fuchs und einen Kakadu, mitgenommen. Auſſer dieſem Letzten, hatte man mir während meiner Gefangenſchaft Alles geſtohlen. Mein ganzes Vermögen beſtand alſo in dieſem Vogel. Mein Kamerad war nicht glücklicher geweſen, als ich; auch ihm hatte man Alles genommen. Klage wäre unnütz geweſen; wir faßten deshalb guten Muth und beſchloſſen, nicht zu verzagen. Zuerſt ließen wir uns die Haare abſchneiden, rieben uns den Schmutz vom Geſichte und raſirten uns. Ich borgte mir eine Mütze von Kängarufell, ein Hemd von geſtreifter Leinwand, ein Paar alte Schuhe und ein Halstuch. Mein Kamerad putzte ſich auf eine ähnliche Art heraus, wir warfen uns in eine Barke und erreichten nach ungefähr zwanzig Minuten das Land, wo man nicht beſonders auf uns zu achten ſchien. Wir blieben nicht lange im Hafen, ſondern begaben uns in das Innere der Stadt, wo mein Kakadu, den ich auf dem Finger trug, bald die Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ein Mann fragte mich: ob ich ihn verkaufen wolle, und was ich in dieſem Fall dafür begehre? Zehn Dollar, ſagte ich, und ohne im Geringſten zu handeln, zahlte er ſie mir aus. Dieſe Summe war in dem Augenblick ein großer Schatz für mich, demungeachtet trennte ich mich nur mit Bedauern von meinem Vogel.

Den erſten Gebrauch, den wir von dem Gelde machten, beſtand darin, uns in eine Taverne zu begeben, denn wir hatten großen Hunger und bedurften der Stärkung ſehr. Wir fanden bald eins, in welchem viele Matroſen waren, und wo wir uns ſchnell zu eſſen geben ließen. Am Abend kamen noch viele Männer und Frauenzimmer aller Art. Man trank und machte großen Lärm. Endlich kam ein Muſikant und es wurde getanzt. Obgleich wir ſehr müde waren, ſo wollten wir doch den Andern nichts nachgeben und ſprangen mit ihnen herum. Nach dem Tanz trank man von Neuem und ſang dabei aus vollem Halſe. Ich ſaß

neben einem Seemann, der das zu Botany-Bay so bekannte Lied anstimmte: „Von der Spitze von Port Jackson, bis in die Tiefe der Bucht u. s. w.“ Ich vermuthete, daß er vor Kurzem von Sidney entwischt sei, und fragte ihn, nachdem er seinen Gesang geendet: ob er die in demselben erwähnten Orte kenne? — „Das glaube ich!“ sagte er. „Aber es sind schon zehn Jahre her, daß ich dort war. Es war zur Zeit des Statthalters King.“ Wir sprachen sodann von diesen oder jenen Bewohnern von Sidney, und er versicherte mir, Herrn P. genau gekannt zu haben. „Nimm Dich in Acht,“ rief ich ihm zu, „Du verkaufst Dich, denn P. ist erst seit zwei Jahren dort, und du behauptest schon vor zehn Jahren Botany-Bay verlassen zu haben.“ Er gestand mir nun, daß er vor noch nicht gar langer Zeit entwischt sei, weil ihm die Zeit zu lang geschienen, die er dort zubringen sollte.

Nach dieser Mittheilung fragte ich ihn: ob es in der Kapstadt nichts zu thun gäbe? Er verstand mich wohl, aber er antwortete auf eine so schwankende Weise, daß ich bald bemerkte, weß Geistes Kind er sei. Ich lud ihn ein, am andern Morgen mit mir einen Gang durch die Stadt zu machen, wo wir bald sehen würden, was wir zu thun hätten. „Habt Ihr Geld?“ fragte ich. — Nur einen Dollar, entgegnete er. — „Und was wollt Ihr thun, wenn der verzehrt ist?“ — Ich weiß nicht, sagte er. Ich zuckte die Achseln und sah, daß ich mit einem armseligen Schlucker zu thun hatte. Einen Augenblick stand ich an, ob ich ihn verlassen solle oder nicht. Demungeachtet nahm ich ihn am andern Morgen zu unserm Führer, denn daß mein Kamerad, der Küfer, von der Expedition war, versteht sich von selbst. Wir durchstreiften einige Stadtviertel, und ich hatte mich bald überzeugt, daß man mehr als einen Fang machen könne. Man muß nämlich wissen, daß auf dem Kap fast Alles an den Meistbietenden versteigert wird, und daß bei solchen Gelegenheiten immer viele Käufer sich einfinden.

Ich machte unserm neuen Kameraden den Vorschlag, uns in eins der Häuser zu begeben, wo eben eine Versteigerung stattfand. Er begriff mich kaum, und schien eben keine besondere Liebe zum Handwerk zu haben. Es war einer von den Menschen, die gern mögen und doch nichts zu thun wagen, und die gewöhnlich zur Jagd sich einfinden, wenn das Wild schon geschossen ist. Wie dem auch sei, so waren wir kaum eine Viertelstunde bei der Versteigerung gewesen, so hatte ich einen Fang von meiner Art gemacht. Der Andere schien davon entzückt, und war uns im Ganzen nicht unnütz, denn er konnte uns sagen, was die Geschichte werth sei. Es waren Reichsthaler in Treorscheinen, jeder zu zwei Schelling, und wir hatten deren 116. Wir brachten also unsere Reichsthaler in unserer Wohnung in Sicherheit, und gingen sodann auf einen neuen Fang aus, aber nicht mehr an demselben Orte. Wir begaben uns zu einer andern Versteigerung, mischten uns wieder in den dichtesten Haufen und gewannen bald wieder die Thür mit einem Zuge, der in einer Brieftasche mit dem Werth von 180 Dollar bestand. Genug für diesmal, sagte ich zu meinen Freunden. Wir können uns jetzt ein wenig verschnaufen. Wir kehrten demnach im Triumph in unser Gasthaus zurück, versteckten einen Theil des Schatzes und besuchten nun die Versteigerungen als Käufer. Jeder von uns erstand nun einen neuen Hut, eine Jacke und ein Paar Hosen, Schuhe, Strümpfe, Weste, Halstuch, Alles ganz neu. Die drei folgenden Tage gingen wir spazieren und besuchten die Bazare und Trinkhäuser, in denen wir viel Geld ausgaben, und nie handelten. In unserm Ueberfluß und in unserer Wonne vergaßen wir vollkommen unser vorhergegangenes Elend. Am vierten Tage wollten wir die Tafelbucht, die fünfundzwanzig englische Meilen von der Kapstadt entfernt ist, besuchen. Wir mietheten demzufolge eine Postkalesche und ließen uns dahinfahren; dort brachten wir vier Tage im größten Wohlleben zu, und kehrten endlich, eben so reich als wir am Kap angekommen waren, wieder dahin zurück.

In unserm Wirthshause fanden wir einen Malayen, der das Land genau zu kennen schien und ziemlich gut englisch sprach. Ich fragte ihn: ob die Gesetze hier eben so streng seien, als bei uns? O, sagte er, es ist gut, mit der Gerechtigkeit hier nichts zu schaffen zu haben. Wird man bei der geringsten Kleinigkeit ertappt und schuldig befunden, so erhält man zuerst etwa hundert Peitschenhiebe, sodann wird man am Schandpfahl gestempelt und mit einem Neger zusammengeschmiedet, der vielleicht auch irgend ein Bagatell begangen hat, und mit dem man in Gesellschaft nach der Insel Robbey geschickt wird. — Der Gedanke, daß mir ein solches Abentheuer, während meinem Aufenthalt auf dem Kap, zustoßen könne, frisirte mir ein wenig die Haut, und ich beschloß, so bald als möglich mich aus dem Staube zu machen.

Glücklicherweise lief acht Tage darauf ein großes Schiff der ostindischen Kompagnie, das nach England bestimmt war, und dem es an Bord an Armen gebrach, auf der Rhede ein. Wir zögerten nicht lange, unsere Dienste anzubieten, und trafen mit dem Kapitain zusammen, als er eben den Fuß aufs Land setzte. Nachdem wir unsern Antrag vorgebracht hatten, sagte er: Wie viel seid Ihr, und wer seid Ihr? — Ich entgegnete, daß wir zwar Landmenschen, aber nichts destoweniger auch zum Seedienst geeignet seien. Er wollte sodann wissen, ob wir einen Schein des Kapi-

tains hätten, mit dem wir angekommen? Ich bejahete das und begab mich sodann mit dem Küfer zu unserm alten Kapitain. Er befand sich eben mit seiner Frau und einigen seiner Bekannten beim Frühstück. Kaum hatte er mich erblickt, so schrie er vor Erstaunen laut auf, und apostrophirte mich folgendermaßen: Wo hast Du die schönen Kleider her, und was hast Du angestellt, um sie Dir zu verschaffen? — „Kapitain!“ erwiederte ich, „Eure Frage ist indiskret, und wenn ich meinerseits Euch, indem ich Euch so herausgewichst sehe, fragen wollte: wo habt Ihr alle die schönen Lappen hergenommen? so würdet Ihr zu mir sagen: Müllisch! du bist ein Unverschämter, und Ihr würdet nicht Unrecht haben.“ Die Frau des Schiffseigenthümers, die auch von der Gesellschaft war, nahm meine Partei und sagte, daß die Frage in der That unschicklich sei. Demungeachtet fuhr er fort: Wie, vor wenigen Tagen hattet Ihr Beide nur Lumpen auf dem Leibe, und jetzt seid Ihr so schön gekleidet, als ich. Aber, um Euch los zu werden, sagt, was wollt Ihr? — „Eine Dienst- und Auflösungsbescheinigung, damit wir auf einem andern Schiffe aufgenommen werden.“ — Und auf welchem? — Ich erwiederte, daß wir uns noch für keines bestimmt hätten, und daß, da wir mit ihm angekommen seien, wir uns vielleicht wieder mit ihm einschiffen könnten. Das war nur eine List, denn ich wußte sehr wohl, daß er uns lieber in des Teufels Krallen, als zum zweitenmale an seinem Bord gesehen hätte. Er gab uns also, ohne weitere Umstände, unsere Bescheinigung, die noch ziemlich gut abgefaßt war. Der Kapitain des Kompagnieschiffes fand sie hinreichend, nahm uns in seinen Dienst, und versprach uns, von demselben Tag an, einen monatlichen Sold von zwei Pfund Sterling.

Unser neuer Kapitain hatte uns gesagt, daß er in der nächsten Nacht, wenn der Wind günstig bliebe, unter Segel gehen werde, und wir kauften noch in aller Eil etwas Branntwein und Rhum. Wir wollten uns eben an Bord begeben, als es mir noch einfiel, mein Felleisen aus dem andern Schiffe zu holen. Wir ruderten dort hin, ich stieg hinauf und fand sogleich, was ich dort suchte. Der Lieutenant und einige Matrosen erblickten mich und sahen mich mit Erstaunen an. Ich wußte nicht gleich warum, erfuhr aber bald, daß ein Diebstahl an Bord stattgefunden, und daß mehrere Passagiere sich darüber beschwert hatten. Ich wollte meinen Mantelsack nehmen, aber der Lieutenant befahl mir, nicht von der Stelle zu gehen, bis der Kapitain mich gesehen und mit mir gesprochen habe. Obgleich ich vollkommen unschuldig an dem Diebstahl auf dem Schiffe war, weil ich, seit meiner Landung, es nicht mehr betreten hatte, so hielt ich es doch nicht für rathsam, die Ankunft des Kapitains abzuwarten, weshalb ich mich so schnell als möglich in mein Boot warf, und aus allen Kräften dem andern Schiffe zuruderte. Kaum hatten wir uns eine kleine Strecke entfernt, so erblickte ich den Lieutenant oder auf dem Verdeck, wo er mich wahrscheinlich suchte, aber ...

(Hier bricht die Erzählung des Verbannten plötzlich ab.)

Vom Uebel, bei Gelegenheit des Jubiläums.

Vom Abbé Wrinds.

Will man wissen, wie die Menschen, die beständig über den Mißbrauch der Preßfreiheit schreien, den „erlaubten Gebrauch“ derselben verstehen? Man lese, wenn man Muth genug hat, das dicke Buch des Abbé Wrinds: „Vom Uebel, bei Gelegenheit des Jubiläums“, oder wenn man sich nicht so weit überwinden kann, werfe man wenigstens einen Blick, zu seiner Instruktion, auf die kurzen Auszüge, die wir, in getreulicher und wörtlicher Uebersetzung, aus demselben mittheilen wollen.

„Es gibt nur noch zwei Völker, die durch ein Chaos, einen ungeheuern, von der Hand des Herrn geschaffenen Abgrund geschieden werden: inter nos et vos, chaos magnum firmatum est, und die künftighin keine Gemeinschaft mehr miteinander haben können, das Volk der Erwählten, das Volk der Verworfenen. Welches wird noch deine Bestimmung sein, du Geissel Gottes! du Kriegervolk! das ein Korse, ein Ungewittergenie, ein Mensch von Bronze, an der Spitze deiner schrecklichen Legionen, vor Kurzem noch mit deinem mörderischen Eisen und deinem verwüstenden Feuer, in Metzelei und Tod über die Gestade des schuldigen Europa verbreitete? Volk, das im wohlthätigen Schatten des Lilienthrons, noch so festgestützt, wenn es will, auf das alte Christenthum und den Glauben des heiligen Ludwig, die christlichen Wohlthaten des väterlichen Zepters, der dich beherrscht, und den die große Masse zurückstößt, in dem Wahnsinn seiner entsetzlichen Empörung, genießen kann, auch wenn es will. Volk, das in seinem Schooße noch einen kostbaren Theil der Auserwählten des Herrn, Glaubensseelen, wahre Christen, gegen welche es mit höllischer Wuth knirscht, umschließt, und die demungeachtet zahlreicher für deine Städte sind, als zu Sodom die zehn Gerechten, die diese Stadt und ihre Umgebungen vor dem vernichtenden Brande hätten bewahren können, und die allein noch die letzte Züchtigung abwenden, die unvermeidlich deinen Sturz nach sich ziehen wird. Frankreich! bekehre dich zu deinem Gott, denn wie lange können deine Gerechten den himmlischen

Zorn über deine verbrecherische Gleichgültigkeit, für deinen alten Glauben, gegen alle die Unthaten der gegenwärtigen Generation, gegen alle die Verbrechen, zu denen du für die künftigen Geschlechter den Samen ausgestreut hast, abwenden? Du, die du aus deinem unreinen Schooße die Quelle sprudeln läßt — — welche die Völker der Erde ansteckt und verdirbt, die du unaufhörlich die ungethüme Kasse der Abtrünnigen, die Vorgänger des Erzgottlosen, der gegen das Ende des letzten Alters der Welt den schrecklichen Ausspruch, den der Herr einstens gegen Juda that, das doch weniger verbrecherisch war, als du, verkündigen wird, erzeugst und nährst — hast du dein Urtheil nicht schon über dich selbst gesprochen?"

So viel für Frankreich. Der Redner wendet sich sodann gegen sein eigenes Vaterland (Belgien) und gegen seine Landsleute, und ruft mit einer Donnerstimme:

„Königreich von gestern, gegründet und beherrscht unter dem Zepter der Ketzerei, oder vielmehr neuerdings erst durch die Mühen und Arbeiten der Maurer-Verbrüderung aufgethürmt, und im verhängnißvollen Schatten eines neuen kalvinistischen Throns, ausschließlich von den Adepten der unermeßlichen Gesellschaft regiert, die sich vor der Klarheit des hellen Tages so gut verbirgt, und die so sichtbar durch ihre entsetzlichen Verheerungen wird, die den Erdball seufzen und leiden machen, du, belgisches Volk! dein fruchtbares Land entspricht deinen schuldigen Gelüsten; der Ueberfluß deines Bodens läßt dich Götter aus deiner Wollust und deinen Vergnügen machen; die träge Muße deiner Reichen und der Müßiggang deiner Weiber versenkt dich in schändliche Geilheit, ein unsinniger Prunk zieht sie im Schoose ihrer verbrecherischen Lüste groß, und sie begehen ihre Abscheulichkeiten vor dem Herrn."

Es wäre Schade, wenn ein so begeisterter Redner, auf einem so kühn und kräftig betretenen Wege, auf einmal innehalten und sich an den in dessen Namen er spricht, oder wenigstens an die einfachen Vorschriften der Vernunft erinnern wollte; aber bei dem Abbé Wrinds haben wir dergleichen nicht zu besorgen. Er passe outre, wie man zu sagen pflegt, schifft sich auf seinen dogmatischen Luftballon ein, läßt an der andern Seite des Kanals einen gewaltigen Wind herausblasen, und macht seine Stimme den verstockten Briten folgendergestalt vernehmlich:

„Du Volk, das den Zepter der Meere in seinen Händen hält, du, dessen doppelte und hinterlistige Politik nur darauf hinzielt, dein Reich auszudehnen, deine Eroberungen und deine Macht durch die Verluste und das Unglück der andern Reiche und die Herabwürdigung der Potentaten der Erde zu vermehren; du Volk, das keinen andern Gott kennt, als dein Gold, oder vielmehr als dich selbst, in dem Besitze deiner unermeßlichen Schätze; das, wie ein anderes Tyrus, sein Herz erhebt und in dem Hochmuth seiner ungeheuern Gewalt sich betrachtend, zu sich spricht: Ich bin ein Gott, Ich sitze auf dem Thron eines Gottes, im Herzen des Meers; du Volk, das durch die Ausbreitung der Geschäfte deines Handels, mit Ungerechtigkeit die innigste Hälfte deines Selbst erfüllt und gesündigt hast, wird dein Maaß nicht schon übervoll durch deine Abtrünnigkeit und das unreine Gemisch aller der Ketzereien, die aus dir ein Volk Verworfener machen?"

Nach dieser geistreichen Philippika wendet sich der Redner gegen die Spanier und spricht zu ihnen in folgenden Worten:

„Und du tapferes und heldenmüthiges Volk! so lieb und werth dem katholischen Belgier, der dir die Erhaltung des Glaubens seiner Vorfahren, in jener unheilbringenden Zeit, verdankt, wo die Empörung ihn in den benachbarten Moräsien abschwor; demungeachtet, verbrecherisches Volk! durch deine ausschweifenden Sitten, die mit deinem Glauben in Widerspruch stehen, hast du schon dein Maaß des himmlischen Zorns ganz abgewälzt? Bewahrst du nicht in deinem Schooße, in jenen befreienden Legionen, deren meiste Kohorten mit Widerwillen deine freisinnige Revolution unterdrückten, die Last des Zorns, der dich einst erdrücken soll? Verabschiede, beseitige die gefährlichen, irreligiösen Waffengefährten. Den Maurerhammer in der einen Hand, und in der andern die Charte der Apostasie, werden sie dich zwingen, das Joch ihrer treulosen Beherrschung zu erdulden. Verwirf ihr Anbieten, stoß die Darbietenden zurück. Dein Gott und dein König genügen dir, deine Tapferkeit genügt dir und sie kann auch noch Andern genügen."

Die Kollegien und Universitäten, auf denen andere, als Personen vom geistlichen Stande lehren, sind nichts mehr und nichts weniger, als wahre Teufelsschulen, auf denen von den berühmtesten und gelehrtesten Professoren die Jugend aus dem Grunde verdorben und für die Kunste und Wissenschaften der Hölle ausgebildet wird. Der Abbé Wrinds nimmt bei dieser Gelegenheit kein Blatt vor den Mund, und sagt es gerade heraus, wie's ihm um's Herz ist:

„Was soll man von den Erfolgen jener Unterrichter sagen, die einen Trafik mit der Erziehung machen? Was soll man von den Früchten sagen, welche diese Lehrer erzeugen, die fast keine der Pflichten ihrer Religion erfüllen? Was soll man von den entsetzlichen Wirkungen sagen, welche nothwendigerweise diese Lehrer, die sie (die Religion) verachten und durch ihr unchristliches Leben entehren, auf die Herzen ihrer Schüler

Digitized by Google

Digitized by Google

631-37 folio 9/1.30.

Digitized by Google

Michael